BLÄTTER FÜR LITERARISCHE UNTERHALTUNG

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1872.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1872.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1872.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1872.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1871.

Gegenüber den großen Zeitereignissen, mit denen der Aufschwung der Dichtung und Literatur nicht Schritt zu halten scheint, sind viele geneigt, mit unserm großen Dichter auszurufen:

> Einen großen Moment hat das Jahrhundert geboren,
> Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Doch sie vergessen dabei, daß literarische Umwandlungen sich nicht so rasch vollziehen wie politische und daß sie ebenso wenig mit den letztern zusammenzufallen pflegen. Die politische Wiedergeburt einer Nation wird ihrem literarischen Aufschwung aber nur dann zugute kommen, wenn gleichzeitig dichterische Genien vorhanden sind, welche die Großthaten der Zeit sub specie aeternitatis ansehen und den Geist des Jahrhunderts in ihren Werken verewigen. In der Regel geht die Blüte einer Literatur erst dann auf, wenn einige Fruchtfolgen der Cultur ihr unterackert sind. Am raschesten folgt die Lyrik der Zeit, und man darf gewiß nicht sagen, daß sie hinter den Großthaten des deutsch-französischen Kriegs zurückgeblieben ist, ja einige dieser Lieder gingen dem Krieg voraus und haben, verbreitet in den Zeitungen und namentlich dem „Feld-Soldaten-Freund", der beliebtesten Lagerlektüre, nicht wenig dazu beigetragen, kriegsmuthige Gesinnung und patriotische Begeisterung zu erwecken.

Die hervorragendsten Kriegsgedichte haben zwar das Jahr 1870 zu ihrem Geburtsjahr; aber das Jahr 1871 sah nicht nur eine große Zahl von Kaiserliedern erstehen, es hat auch vielfältige Nachlese gebracht und überdies bereits die unvermeidliche kritische Sonderung begonnen. Wir finden in den Sammlungen der bessern Lyriker ihre Kriegslieder zusammengestellt; es gibt kaum eine Sammlung von Gedichten, in denen nicht auch die Tuba neben der Hirtenflöte ertönte. Emanuel Geibel hat seine politischen Gedichte, die neuesten wie die ältern, gesammelt in den „Heroldsrufen", er ist der Herold und Prophet des deutschen Kaisers, seine Lieder seit langen Jahren der begeisterte Ausdruck der Sehnsucht nach der Wiedergeburt des deutschen Kaiserthums. Die wenigen Kriegsgedichte von Ferdinand Freiligrath, die aber ihrer Bedeutung nach wol am höchsten stehen unter den lyrischen Ergüssen der Kriegsjahre, mindestens als militärische Ballade „Der Trompeter von Gravelotte", sind in die neue sechsbändige Gesammtausgabe seiner Gedichte aufgenommen, wo diese Ballade unter einem andern Titel: „Die Trompete von Vionville", ihren berechtigten Anspruch auf Nachruhm geltend macht. Auch Emil Rittershaus hat seine frischen Kriegslieder in die Sammlung seiner an volltönenden Dithyramben menschheitlicher Begeisterung reichen „Neuen Gedichte" aufgenommen. Ebenso fehlt es in den „Gedichten" von Gustav Gerstel nicht an kräftigen kriegerischen Klängen. Hans Koester hat ein poetisches Tagebuch aus Deutschlands großer Zeit: „Kaiser und Reich", herausgegeben, in welchem sich manches Lied von kerniger Form findet. Oskar von Redwitz' „Ein Lied vom deutschen Reiche", ein Kranz von mehr als fünfhundert Sonetten, hat viel von sich sprechen machen und ebenso wie Geibel's „Heroldsrufe" in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt. Die gesunde patriotische Gesinnung des Dichters der „Amaranth" ist als eine erfreuliche Wandlung nach dem Abstreifen der ungesunden ultramontanen Tendenzen zu begrüßen; doch sie krystallisirt zum Theil in einer fragwürdigen künstlerischen Form.

Die Zahl von kleinen Liederheften mit kriegerischen Gesängen ist eine sehr große. Die hervorragendsten finden sich unter den „Für Straßburgs Kinder" herausgegebenen Heften der Lipperheide'schen Verlagsbuchhandlung; wir

begegnen hier den schwungvollen Gesängen von Julius Grosse, den Gedichten von Wilhelm Jensen, Albert Traeger, Julius Rodenberg, Friedrich Bodenstedt, Karl von Holtei, Hermann Grieben, Oswald Marbach, Alfred Meißner, G. von Meyern, Wolfgang Müller von Königswinter, W. Osterwald, F. Trautmann, Karl Simrock, Karl Gerok, Hermann Lingg, C. Schad, Heinrich Zeise, H. Viehoff und Rudolf Gottschall. Von der süddeutschen Kriegslyrik dürften die „Lieder von einem der nicht mitdarf", von K. Weitbrecht, den Preis verdienen; doch hat auch J. G. Fischer Kerniges und Kräftiges gesungen. Außerdem ist eine bedeutende Zahl einzelner Hefte von Kriegsliedern erschienen, in denen sehr oft die gute Gesinnung den poetischen Werth ersetzen muß, hin und wieder sich auch ein faustrechtliches Behagen ausspricht, welches einer Nation von Dichtern und Denkern trotz aller Siege übel zu Gesicht steht. Wir erwähnen in bunter Folge: Georg Hesekiel: „Gegen die Franzosen", (2 Bde.); Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth: „Kreuz und Schwert"; Georg von Oertzen: „Unter dem Reichspanier"; Karl von Holtei: „Königslieder"; Victor Granella: „Patriotische Lieder und Zeitgedichte"; Agnes Kayser-Langerhannß: „Bausteine für Strasburg"; Leonhard Wohlmuth: „Deutsche Lieder"; Wilhelm Sehring: „Vor dem Befreiungskriege"; H. Gaedcke: „In Kampf und Sieg"; „Das Hohe Lied von 1870, patriotische Dichtungen eines preußischen Offiziers", „Lieder aus Frankreich", von einem deutschen Soldaten; F. Leibing: „Deutscher Frühling 1871"; C. Singer: „Lorberkränze"; F. Geßler „Sonette eines Feldsoldaten"; T. Renaud: „Zeitgedichte"; C. Hoffmann: „Kriegs- und Siegeslieder"; E. Judeich: „1870, Zeitgedichte"; H. Meyenberg: „Gedenklieder aus dem Kriegsjahr 1870"; J. Wolff: „Aus dem Felde"; A. Pohlmann: „Kriegs- und Siegesklänge aus Eisenach"; G. C. Dieffenbach: „In der deutschen Frühlingszeit"; E. Nickles: „Hurrah Germania"; C. G. Venzmar: „Dem Vaterlande zu Preis und Ehr"; M. Pläschke: „Kriegstagebuch in Liedern"; F. Weyermüller: „Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers"; K. Gerok: „Ein Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern"; H. Ellissen: „Kriegsstimmungen eines Daheimgebliebenen"; G. Corvinus: „Kriegslieder"; H. Glottbei: „Deutschland"; J. Nötel: „1870, Kriegs- und Siegeslieder"; F. Othen: „1870. Kriegsgedichte"; G. Küchle: „Aus dem heiligen Kriege 1870"; „Lieder des Trostes, Oelzweige auf Soldatengräber"; G. Freiherr Vincke: „Anno 1870"; C. Kannengießer: „Für Deutschlands Krieger"; „Sternschnuppen, gefallen vom politischen Himmel des Jahres 1870"; C. Köllsch: „Ein geistlich und ein weltlich deutsches Lied für den Feldzug von 1870"; J. Hübner: „Zeitspiegel"; P. Mathies: „Ein patriotisches Gedenkblatt"; „Patriotische Gedichte, Nr. 1 und 2"; C. Beuthner: „Victoria"; M. Blanckarts: „Kriegs- und Siegeslieder"; J. Sturm: „Eichenkranz"; H. Loë: „Ephemeren, Zeitgedichte"; F. Jahn: „Kriegslieder". Eine der reichsten, von Auflage zu Auflage anwachsenden Sammlungen von Kriegs- und Siegesliedern mit manchem derb volksthümlichen Epigramm hat J. Fastenrath veröffentlicht unter dem Titel: „Den deutschen Helden von 1870." Auch Frauen griffen in die Saiten ihrer Lyra, den Krieg zu feiern: Agnes Kayser-Langerhannß in der neuen Folge ihrer „Gedichte", Marie Ihering („Vaterlands-, Kriegs- und Siegesgedichte"), Mathilde Paar („Deutschlands Fürbitter"). Doch auch Elihu Burrit's Taube mit dem Oelzweig fehlte nicht in der deutschen Lyrik; es erschienen „Frühlingslieder, Krieg dem Kriege", und auch Hermann Neumann verherrlichte zwar deutsches Schwert und Lied, sang aber gleichzeitig Canzonen „Krieg dem Kriege". Das neue Kaiserthum feierte in einer Ode von kunstvoller Architektonik Johannes Minckwitz „Dem neuen Kaiser", O. Glagau in dem „Lied vom neuen deutschen Kaiser", und O. F. Gensichen in zwölf Liedern „Vom deutschen Kaiser". Felix Dahn reihte sich den neuesten lateinischen Dichtern an mit seiner Ode: „Macte imperator".

Gegenüber dieser lyrischen Hyperproduction, diesem Massenaufgebot der poetischen Streitkräfte, machte sich das Bedürfniß der Sammlung und Sichtung geltend, mindestens um das ganz Werthlose auszusieben und rascher Vergängliches zu sondern von dem, was einige Dauer verspricht. Als großes Repertorium der Kriegslyrik mögen die in zwölf Lieferungen abgeschlossen vorliegenden „Lieder zu Schutz und Trutz", herausgegeben von Franz Lipperheide, gelten, die sich einer weiten Verbreitung erfreuen und einen nennenswerthen Beitrag für die deutschen Invaliden abgeworfen haben. In eleganter Ausstattung, nach Rubriken geordnet, deren Titelblätter mit geschmackvollen Illustrationen geschmückt sind, auch kritisch gesondert und das Beste würdigend und bringend, verdient großes Lob das Prachtalbum: „Alldeutschland. Dichtungen aus den Ruhmestagen des Heldenkriegs 1870—71", herausgegeben von Müller von der Werra und Wilhelm von Baensch. Zufälliger zusammengewürfelt ist die Sammlung von K. Trebitz: „Trutznachtigall", in welcher einige der besten Dichter und Gedichte fehlen. Andere Sammlungen sind: „Leier und Schwert für 1870. Patrontaschenliederbuch des Feld-Soldaten-Freundes"; A. Enslin: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71"; Ernst Wachsmann: „Kaiserlieder"; Karl Simrock: „Lieder vom deutschen Vaterland aus alter und neuer Zeit"; Gerhard Heine: „Vaterländische Gedichte aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen". Der „Wacht am Rhein" ist eine besondere elegant ausgestattete Schrift gewidmet.

Auch einen Feldzug gegen den Ultramontanismus hat die deutsche Lyrik eröffnet, wie J. Pfaffenlob's „Concillieder" beweisen. Verwandten Stoff behandeln die Sonette „Piushymnen" von J. Barndt.

Daß die geharnischten Musen nicht unter den Waffen schweigen, ist begreiflich; aber auch die Friedenslyrik ist nicht verstummt. Der erste Band von Paul Heyse's „Gesammelten Werken" bringt „Gedichte", die durch keinen kriegerischen Hauch getrübt sind; Wolfgang Müller von Königswinter sammelt seine anmuthigen Lieder unter dem Titel: „Dichtungen eines rheinischen Poeten", deren erster Band das Liederbuch: „Mein Herz ist am Rheine", in vierter vermehrter und verbesserter Auflage enthält. Auch die nachgelassenen Blätter der Freiin Annette von Droste-Hülshoff: „Letzte Gaben", liegen in zweiter Auflage vor; Karl Gerok's „Palmblätter" in achtzehnter. Von M. G. Saphir's „Wilden Rosen" ist eine fünfte Auflage erschienen; von Martin Perels' „Klängen

aus Böhmen" liegt die dritte Auflage vor, von Lingg's „Gedichten" die siebente.

Neue Gedichtsammlungen sind herausgegeben worden von Wilhelm Jordan („Strophen und Stäbe"), von dem talentvollen M. Kalbeck („Aus Natur und Leben"), von H. von Ende, G. A. V. Schmidt-Sommerfeld, S. M. Ernst („Aus Mußestunden"), W. Bennecke, C. G. Hauptmann (in vierter Auflage), H. Bernheim („Gedichte ohne Titel"), Karl Freiherr von Fircks („Poetischer Nachlaß"), F. Loewe („Den Brüdern, freimaurerische Gedichte"), J. Hübner („Helldunkel"), F. A. Kroczak, H. Kraffert („Vom Baum des Lebens"), Scherffgen („Eutichon"), A. M. Hartung, J. V. Velke, A. Beck, A. Jässing, A. Seichter, F. Storck, E. Sternau, E. Plüschke („Neue Gedichte"), A. Wohlmuth („Epigramme"), H. Oberton („Mein Liederbuch"), E. Quandt („Von der grünen Aue"), H. Rollett („Declamationsgedichte", I.), S. Frisch („Heidnische Röslein"), F. Brentano, C. Bömers („Heideblumen"), F. A. Bülau („Aus stillem Hause"), E. Sommers, H. Jäger, V. Zusner („Gedichte", 3. Aufl.), P. Mathias („Der erste Gruß"), C. F. Meyer („Romanzen und Bilder"), A. von Berlepsch („Wilder Wein"), Johann Müller: „Propyläen zu den Ruhmeskränzen"; Julius Träumer: „Wilde Knospen"; Melchior Grohe: „Den Fürsten, Frauen und Dichtern Deutschlands", ein poetischer Dreiklang und zuletzt, last not least, P. J. Willatzen. Auch die Frauen halten noch immer die Fahne der Lyrik hoch, wie das folgende Verzeichniß beweist: Jeanne Marie Gayette-Georgens („Oceana, vier Stufenalter einer Dichterin"), Anna Goetsch („Die Rose"), Luise M. Hensel („Lieder", 2. Aufl.), Johanna Leitenberger, von Robert Hamerling eingeführt („Epheu"), Lina Vagt („Fern und nah"), Marie Calm („Bilder und Klänge"), Josephine („Blaue Veilchen"), Luise Hunnius („Blüten am Wege"). Einen Blumenstrauß: „Lieder aus dem Thüringer Walde", hat eine Mädchenhand gewunden. Von Adolf Bube's „Sagenkranz aus Thüringen in Romanzen" liegt eine siebente Auflage vor.

Eine Sammlung deutscher Gedichte zur allgemeinen Weltgeschichte hat K. W. Bindewald unter dem Titel „Poetische Weltgeschichte" herausgegeben; Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika erschienen unter dem Titel: „Dornrosen". H. von Lobsdorf sammelte Blüten aus dem deutschböhmischen Dichtergarten: „Lieder der Heimat", während R. Neumeister Dichtungen und Uebersetzungen: „Daheim in Deutschland und Rumänien", herausgab. In neuer Auflage erschien des Romantikers F. Baron de la Motte-Fouqué Gedicht: „Ein kriegerisches Idyll", Julius Sturm ließ einen neuen Jahrgang seines „Jahrbuchs religiöser Poesien" erscheinen, während L. Dilthey geistliche Gedichte („Ehre sei Gott in der Höhe") herausgab.

Die Volks- und Dialektdichtung blieb hinter der Kunstlyrik nicht zurück, in einer Zeit, in welcher auch die Masse des Volks durch so bedeutende Anregungen bewegt wurde. Hat doch neben der „Wacht am Rhein" kaum ein anderes Gedicht so große Sensation hervorgerufen wie das Kutschkelied. A. Kutschke's „Napoliumlieder" sind in fünfter Auflage erschienen. Ueber den mythischen Autor gibt eine tiefgelehrte Schrift Auskunft, mit zahlreichen Actenstücken, Vor- und Nachdichtungen aus dem grauen Alterthum und der Neuzeit die Schrift von W. Ehrenthal: „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung", die bereits sieben Auflagen erlebte. Nahe lag es auch literarischer Quellenforschung, die militärischen Volkslieder früherer Zeit zu sammeln, eine Aufgabe, der sich namentlich F. W. Freiherr von Ditfurth unterzog in verschiedenen Sammlungen: „Die historischen Volkslieder des bairischen Heers von 1620—1870", „Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Kriegs", „Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege", „Die historischen Volks- und volksthümlichen Lieder des Kriegs von 1870 und 1871". Von dem „Quickborn" von Klaus Groth liegt ein zweiter Band vor: „Volksleben in plattdeutscher Dichtung dithmarscher Mundart."

Die epische Muse, welcher die reichste Ernte aus dem letzten Kriege mit der Zeit zufallen muß, zögert noch, so dicht in die Fußstapfen der Zeitgeschichte zu treten. Von Felix Dahn ist ein Gedicht: „Die Schlacht bei Sedan", erschienen, und zwei Reimchroniken sammeln die Aehren auf den Schlachtfeldern in die Scheuern einer fragwürdigen Poesie: H. Fiedler's „Alldeutschlands Krieg gegen den deutschen Erbfeind 1870 und 1871" und „Chronika des deutsch-französischen Riesenkampfes in den Jahren 1870 und 1871, in geläufigen Reimen erzählt von Versifex". Die Schlacht bei Königgrätz, die schon in etwas größerer Zeitferne liegt, hat einen neuen Sänger gefunden in C. H. Preller: „Königgrätz, episches Gedicht in sechs Gesängen"; „Gustav Adolf's Leben und Heldentod", zeichnet in 22 poetisch-historischen Bildern Freiherr F. von Nolde. Im übrigen streift die nicht in Erz gehüllte epische Muse in allen Ländern und bei allen Völkern umher: G. Weck: „Wladimir, eine russische Geschichte in drei Gesängen"; Agnes Rättig: „Kassandra, episch-lyrisches Gedicht"; C. F. Meyer: „Hutten's letzte Tage"; H. J. Siemßen: „Das neue Lied der Nibelungen"; O. Löwenheim: „Asmodi, ein Gedicht in sechs Gesängen"; R. Kalterborn: „Joseph und Gretchen, ländliches Idyll in sieben Gesängen". Wolfgang Müller von Königswinter hat den von Immermann im tiefsinnigen Mythenstil behandelten „Zauberer Merlin" zum Helden eines Gedichts gemacht, das als ein Hymnus auf den Zauber der Liebe betrachtet werden kann, der selbst die mächtigsten Zauberer besiegt, während die in vermehrter Auflage vorliegende Dichtung: „Der neue Tanhäuser", das Leid und die Täuschungen der Liebe in theils heinisirender, theils origineller, geistsprühender Weise besingt. Auch das komische Epos erfreut sich eifriger Pflege. Von A. F. von Schack's Roman in Versen: „Durch alle Wetter", liegt eine zweite verbesserte Auflage vor; E. Eckstein ließ ein neues komisches Epos erscheinen: „Der Stumme von Sevilla"; außerdem haben wir ein episch-satirisches Gedicht zu verzeichnen: „Leiden und Freuden des katholischen Pfarrherrn Ignatius Schautenmeier". Eine neue Evangelienharmonie hat C. G. H. Scheubner gedichtet: „Das Leben Jesu nach den vier Evangelien in zehn Gesängen." Daß die Theilnahme für epische Dichtungen überhaupt eine rege ist, beweisen die zahlreichen Auflagen, welche manche derselben erlebt. So liegt von J. V. Scheffel's „Der Trompeter von Säkkingen" die dreizehnte Auf-

lage, von Robert Hamerling's „Ahasver in Rom" die siebente Auflage, von C. L. Scherenberg's „Ligny" die vierte Auflage, von Wolfgang Müller's „Rheinfahrt" die zweite Auflage vor.

Befruchtend auf die Wiedergeburt eines historischen Dramas vermochten die Zeitereignisse noch nicht einzuwirken; die hochgehenden Wellen der Zeit setzten nur Festspiele und kleine, meist humoristische Gelegenheitsstücke auf unserer Bühne ab. Als eine den Geist eines protestantischen Kaiserthums verherrlichende Tragödie mag das indeß bereits vor dem Kriege gedichtete Drama „Herzog Bernhard von Weimar" von Rudolf Gottschall betrachtet werden. Die Herrlichkeit der deutschen Hansa feiert Heinrich Kruse's Trauerspiel: „Wullenwever"; ein anderes Drama des productiven, tüchtigen Autors behandelt „König Erich", den ein auf vielen deutschen Bühnen zur Aufführung gebrachtes Trauerspiel Koberstein's ebenfalls zum Helden hat. Die Dioskuren des wiener Hofburgtheaters, S. Mosenthal und Joseph Weilen, haben ihre in der letzten Saison mit Erfolg gegebenen Stücke: „Maryna", eine neue Demetrius-Tragödie, und „Graf Horn", ein Gemälde aus der Zeit des Law'schen Finanzschwindels, im Druck erscheinen lassen; der preisgekrönte Dichter von „Brutus und Collatinus", Albert Lindner, ein dramatisch markiges, wenn auch von Shakspearomanie angekränkeltes Trauerspiel: „Die Bluthochzeit"; das Trauerspiel „Violante" von Hermann Lingg ist im Inhalt und Ton ein verspäteter Nachkomme der Raupach'schen Hohenstaufentragödien, während Robert Hamerling's „Danton und Robespierre" in die Fußstapfen von Buchner und Griepenkerl tritt. Ferdinand von Saar hat sein von Talent zeugendes Drama: „Kaiser Heinrich IV.", in Einem Bande erscheinen lassen; außerdem erwähnen wir noch von historischen Trauerspielen: „Marino Falieri", von Murad-Effendi; „Tiberius Gracchus", von Otto Devrient; S. Weise: „Karl der Kühne und die Eidgenossen"; Arthur: „Gustav Wasa oder der Ring von Drucy"; J. Forrer: „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich"; L. Helfenstein: „Der Rothbart", als dessen Pendant wir anführen Otto Devrient's „Kaiser Rothbart, phantastisches Volksschauspiel"; A. Wechßler: „Heinrich der Löwe"; F. Michaelis: „Heinrich IV.", dramatisches Gedicht in drei Theilen, und „Rosamunde"; O. F. Gensichen hat den bereits von Ernst Wichert behandelten „General York" zum Helden eines neuen Schauspiels: „York", gemacht. Der Socialist Schweitzer hat ein Drama aus dem Alterthum und eines aus dem Mittelalter: „Alcibiades" und „Canossa" erscheinen lassen, in beiden ist von dem vierten Stande nicht die Rede; die auch von dem Herausgeber d. Bl. in einer Tragödie behandelte Lambertine von Mericourt ist die Heldin eines neuen Trauerspiels von A. Belten: „Ein Weib aus dem Volke"; von J. Werther liegen zwei historische Schauspiele vor: „Mazarin" und „Pombal" die zugleich Bühnengewandtheit und Ernst der Gesinnung verrathen, außerdem ein „Saul" von E. Schottky und ein zweiactiges dramatisches Gedicht des Herausgebers d. Bl., das seit längerer Zeit auf den Bühnen kein Fremdling ist: „Die Rose vom Kaukasus".

„Gesammelte dramatische Werke" ließ Julius Grosse erscheinen, doch überwog in denselben neben erfreulichen und schönen Talentproben eine oft formenspielerische akademische Richtung, welche namentlich in dem antik Märchenhaften frostige Phantasiespiele bot. Die Stücke, in denen der meiste dramatische Lebenspuls ist, sind „Johann von Schwaben" und „Die Ynglinger". Den schärfsten Gegensatz gegen Julius Grosse bildet J. Leopold Klein, von dessen „Dramatischen Werken" sechs Bände vorliegen, ein Dichter von einer üppig wuchernden Phantasie, einer oft genialen Bildlichkeit des Ausdrucks, aber einer ebenso oft überladenen und undurchsichtigen Composition, aus der sich nicht scharf das dramatisch Bedeutende heraushebt. C. Robert's dramatische Dichtungen: „Tristan und Isolde", „David und Bathseba", sind Werke eines auch ästhetisch feingebildeten Philosophen, der aber die durchgreifende Energie des Dramatikers vermissen läßt, im ersten Drama zu lyrisch reich, im zweiten zu skizzenhaft blaß erscheint. Von G. Conrad's „Dramatischen Werken" liegt der dritte und vierte Band vor; der Verfasser, bekanntlich ein preußischer Prinz, zeigt eine edle Richtung und stilvolle Haltung. Von Eduard Bauernfeld's „Gesammelten Schriften" liegen uns sieben Bände vor; sie geben uns das ansprechende Bild eines geistreichen Lustspieldichters, der wie wenige den Salon mit allen seinen feinern Beziehungen und Conflicten beherrscht. Von Brachvogel's „Narciß" ist eine dritte Auflage erschienen.

Es werden mancherlei dramatische Schriften veröffentlicht, die nicht in die strengen ästhetischen Rubriken des Dramas passen. Ada Christen läßt eine kraftdramatische Studie „Faustine" erscheinen. Mathilde Wesendonck gibt uns dramatische Bilder: „Friedrich der Große"; A. de Waal als Schauspiel eine Episode aus der jüngsten Geschichte Roms: „Die Streiter des heiligen Vaters"; Luise von Plönnies dichtet ein Mysterium, ein geistliches Schauspiel: „Maria Magdalena"; S. H. Mosenthal gibt seinen Text der komisch-phantastischen Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor" heraus, bekanntlich durch Nicolai's geniale Composition die vorzüglichste deutsche komische Oper der Neuzeit; Theodor Gaßmann ein romantisch-komisches Zauberspiel: „Die Blumengeister oder das Räthsel des Glücks"; Hermann Neumann eine dramatische Scene: „Die Auferstehung"; Karoline Pierson und R. Spalteholz zwei dramatische Gedichte: „Meister Albrecht Dürer" und „Das Reich des Friedens". Ein vaterländisch-historisches Gemälde in fünf Acten und einem Vorspiel ist „Friedrich in Rheinsberg". Von Schauspielen erwähnen wir: F. Wilferth's „Adel um Adel"; J. Ritter von Hempel: „Der Schwur"; G. Struve: „Eines Fürsten Jugendliebe"; Leo Meißner: „Wilhelm und Marie oder die Kronrivalen"; „Elisabeth von Thüringen", ein dramatisches Lebensbild von M. A.; J. Bonadurer: „Das Epheu"; K. F. Spath: „Dramatische Dichtungen". Der jüngst verstorbene Theodor Gaßmann hat bei der hamburger Lustspielconcurrenz den Preis mit seinem historischen Lustspiel „Schwabenstreiche" davongetragen, welches denselben Stoff behandelt wie A. Wechßler's „Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf" und Winterlin's „Der Bürgermeister von Schorndorf". Von den andern dem Buchhandel übergebenen Lustspielen dieses Literatur-

jahres dürfte das mit dem dritten Preis der wiener Burg gekrönte Lustspiel von Ernst Wichert: „Der Narr des Glücks", wol am meisten mit wechselndem Erfolg die Runde über die deutschen Bühnen gemacht haben. Von andern Lustspielen erwähnen wir des gewandten G. von Moser „Kaudel's Gardinenpredigten"; das in zweiter Auflage erschienene, in Versen von dichterischer Schönheit ausgeführte Lustspiel von W. Jordan: „Durchs Ohr"; das historische Lustspiel von Friedrich Schütz: „Täuschung um Täuschung"; Friedrich Adami: „Provinzialunruhen"; J. Julius: „Das Duell"; R. Jonas: „Vielliebchen" und „Austerlitz oder Waterloo"; W. Kuntze: „Die Heirathsmäkelei, der Heirathsantrag und der Hochzeitstag zu Ochsensaal", das Stück eines Poeten aus dem Volke; L. Jacobi: „Das Lustspiel", ein deutsches Lustspiel mit Prolog; Arthur: „Der glückliche Saltomortale" und „Das Gänschen von Buchenau"; A. Mels: „Junge Leiden"; Freiherr W. Wilhelmi von Graßhoff: „Onkel Hagestolz"; C. Bentlage: „Fürst Bismarck als Ehestifter", und einen nachgelassenen Schwank der verstorbenen Aline von Schlichtkrull: „Wie ein Staat gerettet wird".

Das Kriegsjahr hat unsere Bühne zunächst mit Festspielen und Bluetten bevölkert. Unter den erstern heben wir die von Julius Rodenberg: „Zur Heimkehr", und von Julius Grosse hervor; außerdem erschienen: O. Horn: „Der Siegesheimzug"; M. Jähns: „Zur Heimkehr, ein preußisches Festspiel"; „Die Kameradschaft", Festspiel in zwei Aufzügen. Unter den einactigen Stücken, welche der Kriegsstimmung ihre Entstehung verdanken, heben wir als werthvoll hervor: Ernst Wichert: „Das eiserne Kreuz", und die Soloscene von Karl Heigel: „Des Kriegers Frau". Poetisch gehalten ist „Die Wacht am Rhein", von Oskar Elsner. Unter den meist humoristischen Genrebildern mit militärischem Humor sind frisch aus der Zeit herausgegriffen: J. Böhm: „Vor Paris"; M. Bauermeister: „Steh' ich in finstrer Mitternacht"; E. Hirthe: „Auf Vorposten bei Metz"; J. Hoffmeister: „Im Feldlazareth"; A. Jahn: „In französischer Gefangenschaft"; J. Gesky: „Der gute Kamerad"; A. F. Hugo: „Ulane und Tambour".

Von dramatischen Uebersetzungen und mehr literarhistorisch interessirenden Veröffentlichungen sind zu erwähnen: W. Hosäus' „Johanna von Castilien", Drama nach dem Spanischen des Don Manuel Tamayo y Bons; A. van der Velde: „Marlowe's Faust, die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage"; W. Pierson's „Prätorius' Deliciae Prussicae oder preußische Schaubühne. Im wörtlichem Auszuge aus dem Manuscript herausgegeben", und die letzten Bändchen der von Bodenstedt herausgegebenen neuen Shakspeare-Uebersetzung.

Auf dem Gebiete des **Romans** haben wir ein bedenkliches Ueberwuchern des Colportageromans zu verzeichnen, welches zugleich für das Ueberwiegen des stoffartigen Interesses bei dem Lesepublikum ein unerfreuliches Zeugniß ablegen würde. Der große Krieg, der nicht nur eine Fülle buntbewegter Abenteuer, sondern auch so viel des Schrecklichen und Gräßlichen darbot, was, losgerissen von dem allgemeinen Weltbild, die Phantasie mit Schauergeschichten zu erhitzen vermag, befruchtet gerade eine derbstoffliche Production, welche ohne alle ästhetische Läuterung das Ereigniß, wie es in den Zeitungsspalten überliefert wird, abschreibt und nur noch mit kräftig gewürzten Zuthaten ausstattet. Auch die Greuel der pariser Commune bieten reichen Stoff für solche holzschnittartige Phantasiebilder. Napoleon und Eugenie selbst, deren Leben allerdings abenteuerlich genug war, sind die Helden und Heldinnen solcher Colportageromane: A. Rode: „Der Gefangene von Sedan"; M. Bürger: „Ham und Sedan, oder ein Thron auf Leichen"; A. Rogge: „Eugenie Montijo auf dem Throne Frankreichs". Andere Romane aus dem Sagenkreise des dritten Cäsarenthums und des letzten Kriegs sind: R. Neumann: „Der Grenadier von Weißenburg, oder Deutschlands Riesenkampf für Einheit und Kaiserkrone"; Rheinfels: „Die Hyäne des Schlachtfeldes und der Ulan, oder die schöne Braut von Strasburg"; E. Rüffer: „Das Geheimniß des Siegs. Historischer Roman aus der Zeit der Heldenkämpfe von 1870 und 1871"; B. Heßlein: „Anno 1870. Der gefangene Franzosenkaiser, oder Deutschlands Siegeszug gegen die Rothhosen"; C. Krause: „Deutschlands Volkskrieg gegen Frankreich und die bleiche Frau von Strasburg" und „Der deutsche Siegeszug durch Frankreich 1870 und 1871, oder die schöne Krankenpflegerin"; E. Pitawall: „Die Bluttaufe der deutschen Einheit im Jahre 1870, oder französischer Uebermuth und deutsche Tapferkeit"; F. Klinck: „Der eiserne Abbé oder von Metz bis Orleans"; S. Graf Grabowski: „Der Krieg am Rhein im Jahre 1870, historisch-romantisch dargestellt"; J. Romain: „Der Würgengel oder der Untergang einer Weltstadt"; B. Sales: „Die neuen Geheimnisse von Paris". Doch auch abgesehen von der historischen Zeitchronik, die mit bluttriefenden Meßbildern illustrirt wird, steht der Colportageroman, in welchem die Räuber- und Rittergeschichten der Firmen Fürst in Nordhausen und Basse in Quedlinburg eine zeitgemäße Wiedergeburt feiern, in voller Blüte, wie das folgende Register beweist: F. Lubojatzky: „Der Jesuitenzögling oder Verrath über Verrath"; F. Kaiser: „Ein Pfaffenleben (Abraham a Sancta Clara)"; G. Berthold und T. Neumeister: „Nachteulen, romantische Erzählungen" und „Die Rächer der Nacht"; J. Edwards: „Der Weltverräther, großes historisch-romantisches Gemälde aus neuester Zeit"; G. Berthold: „Interessante Fahrten und Abenteuer dreier Schönheiten oder die Opfer der Liebe"; J. Conrad: „Die Braut des Verbannten oder das Strafgericht eines Volks"; G. F. Born: „Pius IX. und die heutige Zeit oder Rom und die Jesuiten"; E. Pitawall: „Die Liebschaften Heinrich's von Navarra oder die Hugenotten und die blutigen Schrecken der Bartholomäusnacht"; „Ein Minister in der Kutte oder der Bund der Rache"; B. Heßlein: „Der rothe Husar und das Gespenst von St.-Helena"; A. Machiavelli: „Die Heldin von St.-Remy."

Neben diesen grell angestrichenen Meßbildern, für welche die Revue zugleich die Kritik vertritt, da dieser ziemlich gleichartigen Fabrikarbeit keine irgendwie literarisch beachtenswerthe Physiognomie zuzusprechen ist, gehen einige Romane einher, deren Autoren mit größerer Vorsicht das Zeitinteresse ausbeuten: Heribert Rau: „Deutschlands Kassandra"; Schmidt-Weißenfels: „Strasburg"; Graf S.

Grabowski: „Haus Hohenzollern. Fehrbellin, Hohenfriedberg, Königgrätz, Sedan“; E. H. von Dedenroth: „Das Gespenst“; F. Gerstäcker: „Die Franctireurs“.

Hervorgegangen ist jene holzschnittartige Romanchronik aus dem historischen Memoirenroman, von dem sie eine etwas brüske Anwendung auf die Zeitereignisse macht. Dieser Roman selbst wird noch fleißig gepflegt, namentlich von seiner Stifterin Luise Mühlbach: „Mohammed Ali und sein Haus“; „Die Opfer des religiösen Fanatismus“; „Kaiserburg und Engelsburg“. Der erste Roman erscheint als die Frucht der ägyptischen Reise der Verfasserin. Auch bei Emil Brachvogel, einem höchst phantasiereichen Autor, überwiegt ein stoffartiges Interesse, das an den Memoirenroman erinnert, über die Bedeutung der künstlerischen Ausführung. Groß ist die Productivität dieses Autors, der im Jahre 1871 allein drei größere Romane vom Stapel ließ: „Der fliegende Holländer“, „Glancarty“ und „Das Räthsel von Hildburghausen“. Daß die Theilnahme an der Romandichtung eine sehr lebhafte ist, beweisen die gesammelten Ausgaben der Romane von Friedrich Spielhagen, Berthold Auerbach, George Hesekiel, Fanny Lewald und Alfred Meißner, welcher letztere jetzt auch die Bibliothek deutscher Originalromane „Album“ herausgibt, von welcher der sechsundzwanzigste Jahrgang 1871 vorliegt. Spielhagen hat einen kleinern Roman „Deutsche Pioniere“, der in Amerika spielt und das Vordringen deutscher Cultur schildert, dem vorigen Jahrhundert entnommen. Von Karl Gutzkow wird ein neuer Roman: „Fritz Ellrodt“, aus dem Zeitungsfeuilleton dem Buchhandel angeeignet. Von geistiger Feinheit in der Schilderung Voltaire's ist Karl Frenzel's Roman „La Pucelle“. Andere historische und culturhistorische Romane sind: „Minatka“ von dem feinfühligen und sauber schattirenden Wilhelm Jensen; L. Habicht: „Zwei Höfe“; G. Hiltl: „Der Münzthurm, historischer Roman in zwei Abtheilungen, erste Abtheilung: Das Erzbild des Kurfürsten“ und „Eine Cabinetsintrigue“; J. B. Télfy: „Athens dreißig Tyrannen“; Ludovica Hesekiel: „Lenz Schadewacht“; George Hesekiel: „Der Kapitän der Königin“; Robert Heller: „Primadonna“; Julius Mühlfeld: „Matthisson und Adelaide, die Geschichte zweier Herzen“; F. Hilarius: „Non possumus“.

In größerer Blüthe noch als der historische Roman steht der sociale Zeitroman, der theils geistige Richtungen und Probleme, theils Fragen des Herzens behandelt, theils bunte selbstgenügsame Abenteuer aus der Gegenwart illustrirt. Das erstere geschieht von seiten gedankenreicher Autoren wie Robert Byr: „Nomaden“; Max Ring: „Seelenfreunde“; C. M. Sauer: „Die Spiritisten“; „Am Rhein und an der Adria“; M. von Schlägel: „Die Helden der Arbeit“; E. A. König: „Dämon Gold“; A. Steffens: „Standesvorurtheile“. Ein Verzeichniß der socialen Romane, die ebenso oft von Frauen wie von Männern verfaßt sind, zeigt die Fülle der behandelten Stoffe: Ida Gräfin Hahn-Hahn: „Die Glöcknerstochter“; Baronin Elisabeth von Grotthuß: „Die Männer der Loge“; Luise von François: „Die letzte Reckenburgerin“; Marie Funk: „Das Vermächtniß der Signora“; Jeanne Marie Gayette-Georgens: „Sich selbst erobert. Ein Mädchenroman“; E. von Dincklage: „Sara“ und „Durch die Zeitung“; E. von Rothenfels: „Eleonore“; K. Parameny: „Lebenswege“; Otto Buchwald: „Gesunde Naturen“; J. Mühlfeld: „Im Bann der Schuld“; F. Brunold: „Die Königin im Traum“; E. A. König: „Durch Kampf zum Frieden“; J. D. H. Temme: „Bankrott“, „Ein Verworfener“ und „Das Recht auf Erden“; E. Schlieben: „Halbmenschen“; A. Steffens: „Arthur Fromm“; F. C. B. Avé-Lallemant: „Herz und Geld, ein Polizeiroman“; E. Fels: „Das Geheimniß der vier Tage“; E. Freiherr von Bibra: „Die ersten Glieder einer langen Kette“; A. Frauenstädt: „Die Wandlung der Herzen“; F. Friedrich: „Die Frau des Ministers“, „Die Orthodoxen (in zweiter Auflage)“; Karl Heigel: „Ohne Gewissen“; H. Kleinsteuber: „Der Badewirth von Gonten“; J. von Oben: „Des Hauses Eckstein“; F. Gerstäcker: „Im Eckfenster“; A. Becker: „Der Nixenfischer“; A. Kretzschmar: „Die Intriguanten“; T. Halwar: „Ein edles Wild“; E. Reben: „Ein Hochstapler“; F. W. Hackländer hat einen Seeroman: „Der Sturmvogel“ erscheinen lassen; B. Auerbach einen Lieferungsroman: „Zur guten Stunde“; Ernst Wichert „Kleine Romane“ und Friedrich Bodenstedt vier Bände „Erzählungen und Romane“.

Der humoristische Roman hat eine hervorstechende Pflege in jüngster Zeit nicht gefunden. Außer den Werken des Grafen Baudissin sind hierher zu rechnen die nicht ohne Laune und Humor geschriebenen, künstlerisch aber wenig durchgearbeiteten Romane von L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion): „Eine verpfuschte Saison“ und „Moderne Sirenen“. Die Uebersetzung von M. Jokai's Roman „Schwarze Diamanten“ macht uns mit interessanten ungarischen Culturbildern bekannt.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Beitrag zur Shakspearomanie.

Otto Ludwig, Shakspeare-Studien. Aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig, Cnobloch. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir haben oft auf die Schattenseiten eines maßlosen Shakspeare-Cultus hingewiesen, der den Dichter nicht im Zusammenhang mit seiner Zeit erfaßt, dem das Unterscheidungsvermögen zwischen dem Unsterblichen und dem Vergänglichen fehlt, der vor allen Dingen, sich an ein großes Vorbild anlehnend, für die Production der Gegenwart zur Regel machen will, was nur als nothgedrungene Folge ungünstiger Cultur- und Bühnenzustände auch die Werke eines hervorragenden Genius ankränkelte. Die Geschichte der deutschen dramatischen Literatur von der Zeit der Stürmer und Dränger bis zur Gegenwart erfüllt den unbefangenen Beobachter oft mit Trauer, wenn er sieht, wie viele Talente an einer der eigenen Genialität

sich freuenden Regellosigkeit zu Grunde gegangen sind, wie viele bedeutende Begabungen, abgesehen von den Shakspeare-Affen, die dem großen Dichter nur absehen, wie er sich räuspert und spuckt, den rechten Pfad unserer nationalen Entwickelung verloren haben, indem sie dem Shakspeare'schen Vorbild durch dick und dünn folgten, während die Nation sich von diesen shakspearesirenden Experimenten mit Gleichgültigkeit abwendete. Von Lenz und Klinger bis zu Tieck, Arnim, Brentano, zu Immermann und Grabbe und den dramatischen Fehlgeburten Friedrich Hebbel's, während auch die gelungenern Werke dieses Dichters hier und dort nicht den störenden Einfluß Shakspeare'scher Aeußerlichkeiten vermeiden, zieht sich die Shakspearomanie wie eine große Literaturkrankheit hin, die als solche von den kritischen Aerzten wenig erkannt wurde, weil der Sparren der Kranken auch der Sparren der Aerzte war. Lessing, wenn er jetzt wiederkehrte, würde es nicht mehr nöthig haben, durch den Hinweis auf Shakspeare unsere Literatur zu heben; er würde dies Ziel jetzt durch die Verurtheilung der Shakspearomanie erreichen und mit gewaltiger Hand den Augiasstall verkehrter Anschauungen ausräumen, welche der unermüdliche und oft krankhafte Verdauungsproceß einer ewig wiederkäuenden Shakspeare-Weisheit in unserer Literatur aufgehäuft hat. Noch ist die Geschichte des Shakspeare'schen Einflusses auf unsere neuere dramatische Literatur nicht geschrieben worden, eines Einflusses, der segensreich war, so lange er den todten Zwang dramatischer Regeln sprengte, der Muse ungehemmte Bewegung, der Leidenschaft hinreißenden Ausdruck, dem Humor sein göttlich freies Spiel, dem Tiefsinn seine über den Geheimnissen des Menschendaseins schwebende Macht sicherte, so lange er in gleich großen Dichtergeistern den eigenen Genius entbinden half und ihnen ein gemeinsames Ziel hinstellte, das sie mit Entfaltung ihrer eigenthümlichen angeborenen Kraft erreichten. Doch verhängnißvoll wurde dieser Einfluß, als blinde Vergötterung statt der zeitlosen Herrlichkeit des Genius seine zeitliche Hülle zur Anbetung erfaßte, sich gleichsam in seinen Mantel wickelte und damit in den Olymp zu schweben glaubte, als man in der Compositionslosigkeit Shakspeare'scher Historien das Muster sah für haltlose Epigonentragödien, ohne seinen Genius seinen dramatischen Chronikstil nachahmte, als man die Witzhaschereien, Sticheleien, Cynismen und Euphuismen des Hofs der Elisabeth für Glanzleistungen des Humors erklärte und in einer gegen solche Witzturniere gleichgültigen Epoche mit hölzernen Raketen diese geistigen Bälle im Drama hin- und herschlug, als man Scenenconglomerate, wie sie die altbritische, nur anzeigende Bühne ertrug, dem modernen Theater zumuthete, dessen Verwandlungsfähigkeit gerade geschont werden mußte, als man auch in Shakspeare's Clowns und Gespenstern die rettenden Genien der modernen Bühne sah. Seitdem schlugen unsere Dramatiker Purzelbäume, die glücklicherweise von der Bühne durch den gesunden Sinn des Publikums abgewehrt wurden und nur unsere Literatur unsicher machten, die ungeheuerlichen Hyperbeln bei Lenz und Klinger wie bei Grabbe, die zerrissene und epigrammatisch zugespitzte Kraftsprache, die faden Witzeleien in dem „Ponce de Leon" Brentano's, wie in „Cardenio und Celinde", im „Periander" und andern Erstlingsdramen Immermann's, die Mondscheinschwebeleien und lyrischen Düfteleien in Ludwig Tieck's Märchendramen, die wie lauter Pfefferkuchenhäuslein für verirrte Kinder gemahnten, mit ihrer hölzernen legendarischen Chronik und ihrer grellbunten Heiligenmalerei, die an die Madonnenhäuschen am Wege erinnerte, die Puppen- und Marionettenkomödien Achim von Arnim's, die neuen revolutionirenden Historien, welche die Bühne unter „dem Kothurn der Wirklichkeit" erdonnern ließen, die Gespenster in unsern neuen Geschichtstragödien — dies ganze Gesichterschneiden unserer dramatischen Muse ist die Folge des unverdauten Shakspeare und der vergötternden Anpreisungen einer Kritik, welche unsere ganze dramatische Dichtung, Goethe und Schiller nicht ausgenommen, als ein Epigonenthum Shakspeare's anzusehen geneigt war. Wir halten Shakspeare's Genius in höchsten Ehren, aber, wie schon gesagt, die Shakspearomanie für eine Literaturkrankheit, deren Stadien zu beobachten uns die von Heydrich herausgegebenen „Shakspeare-Studien" Otto Ludwig's die beste Gelegenheit geben. Der talentvolle Dichter, der in bedauerlicher Weise von körperlichen Leiden heimgesucht, vor dem Abschluß seiner Entwickelung dem Tode verfiel, hatte sich so in Shakspeare hineingegrübelt, daß er sich zuletzt gleichsam an ihn verloren hatte. Er sah die Welt und die Poesie nur mit Shakspeare's Augen an und setzte unsere großen deutschen Dichter in schmachvoller Weise herab. Schon seine eigenen Schöpfungen trugen den Stempel dieser Shakspearomanie — sein „Erbförster", in dessen ersten Acten des Dichters ursprüngliches Talent sich aussprach, gerieth zuletzt in die Bahnen der Lenz und Klinger und gemahnte wie ein tollgewordener Iffland, und die „Makkabäer", bis zum Höhenpunkt des zweiten Actes ein vorzügliches Drama von imponirender und durchgreifender Geschlossenheit, zersplitterten sich von da ab nach Art der Shakspeare'schen Historien ohne jeden spannenden Zusammenhalt, bis die tragische Situation des letzten Actes wieder durch die gewaltthätigsten Mittel der Tragödie die Theilnahme ertrotzte.

In seinem dichterischen Atelier brütete Otto Ludwig mit unermüdlichem Eifer über die letzten Zwecke des Dramas und die Mittel, sie zu erreichen, ohne jede eigennützige Selbstvergötterung nur der Sache hingegeben, mit treuherziger Naivetät sich seiner dramaturgischen Entdeckungen freuend, selbst wenn sie auf Unkosten seiner eigenen Schöpfungen gemacht waren. Ohne Zweifel enthalten die uns mitgetheilten Fragmente aus seinen Atelierstudien viele sehr schätzenswerthe Anregungen, und wenn sie nicht die Fragen lösen, die sie aufwerfen, so werfen sie doch Fragen auf, deren Lösung von Wichtigkeit ist. Doch Otto Ludwig, dessen Bildungsgang ein einseitiger, dem offenbar die classische Bildung und ihre für die Läuterung des Geschmacks unentbehrlichen Muster fremd geblieben waren, wurde zuletzt, statt ein selbständiger dramaturgischer Denker zu sein, der aus den Werken der Genien aller Zeiten das allgemeine Gesetz ableitet und dies durch den eigenen Genius und den des eigenen Jahrhunderts verjüngt, nichts als ein Exeget und Apologet Shakspeare's; dieser allein wurde ihm das Maß aller Dramatik und sein Urtheil über die andern Genien, namentlich über Schiller, dadurch in der einseitigsten

Weise gefärbt. Durch seine Krankheit vereinsamt, den lebendigen Anregungen der Zeit verschlossen, gerieth er immer mehr auf jenen falschen Weg der Shakspearomanen und proclamirte das Evangelium des alleinseligmachenden Shakspeare mit einem bedauerlichen Fanatismus.

Doch zweierlei vergaß dabei Otto Ludwig, wie es die Gleichgesinnten vergessen, und es geziemt der unbefangenen Verehrung Shakspeare's, gerade diese Unterschiede zwischen dem großen britischen Dichter und seinen Jüngern hervorzuheben, um so auch einer würdigen Nachfolge, die von sklavischer Hingebung nichts weiß, ihr freies Recht zu wahren. Einmal war es Shakspeare nicht eingefallen, in einen andern Dichter mit Aufgebung des eigenen Selbst hineinzuschlüpfen; er stand auf seinem eigenen Genius und lauschte dessen Inspirationen mit göttlicher Selbstherrlichkeit, und gerade deshalb schuf er Unsterbliches. Es sind nur secundäre Talente, die sich von fremden Mustern beherrschen lassen. Dann aber war Shakspeare weit von dem Glauben entfernt, man könne ein großer Dichter werden durch das Ausklügeln und Ausgrübeln dramaturgischer Gesetze, durch das Analysiren fremder Dichtweise, die man bis in ihre elementarischen Bestandtheile auflöst, durch allerlei Schematismen, Verszählungen, Berechnungen oder durch trotzigen Widerstand gegen die Zeitrichtung, durch die sogenannte einsame Größe, die für alle Zeiten vereinsamt bleibt und später nur aufhört eine Größe zu sein, indem sie von der Nachwelt als eine Grille erkannt wird. Im Gegentheil, Shakspeare dichtete ganz wie seine Zeitgenossen, ganz im Geschmack seiner Zeit; er folgte den Eingebungen seines Genies, zählte seine Verse nicht und entwarf keine geometrischen Figuren, um seine auf- und absteigende Handlung zu messen. Der Dichter soll seine Kunst verstehen, aber er soll sein Talent nicht zergrübeln, am wenigsten in fremden Vorbildern aufgehen. Das ist der große Unterschied zwischen Shakspeare und den Shakspearomanen.

Die volle Janitscharenmusik der Shakspeare-Apotheose tritt uns aus dem weitschweifigen, an Wiederholungen und Superlativen sehr reichen Vorbericht des Herausgebers entgegen, dessen warmer Begeisterung für den dahingeschiedenen Freund man indeß diese Ausschreitungen zugute halten mag. Man wird von mancher Seite in der Veröffentlichung dieser privaten Studien, die nur für den Pult und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, eine Indiscretion finden; man wird es tadeln, daß eine Polemik d'outre tombe nun den Todten wieder in den Kampf der Meinungen verstrickt, den der Lebende nicht aufgesucht hat. Wir sind nicht dieser Ansicht; Kämpfe der Meinungen führen zur Klarheit, die zahlreiche Schar der Gleichgesinnten wird für ihn die Waffen ergreifen. Jene Studien aber sind, abgesehen von den Erzstufen dramaturgischer Wahrheiten, die sie enthalten, außerordentlich lehrreich, indem sie uns an einem der geistreichsten und redlichsten unserer Kraftdramatiker den Entwickelungsgang dieser Richtung darlegen; wir möchten sie nicht missen, obschon wir diese Entwickelung nicht für eine mustergültige, sondern für eine unheilvolle halten. Moritz Heydrich zieht in folgenden Worten mit das wichtigste Facit dieser Studien:

Die Charakteristik insbesondere der idealistisch-dramatischen Behandlungsweise, und ihres Verhältnisses zur Wirklichkeit, die Untersuchungen über die daraus folgenden ethischen und künstlerischen Mängel unserer deutschen Behandlungsweise, auch der classischen, trat immer mehr in den Vordergrund seiner Studien. Der Compositionsunterschied Shakspeare's und Schiller's wird vom technischen Gesichtspunkte künstlerischer Behandlung der tragischen Charaktere, der Schuld und des Leidens, des Schicksals, des Dialogs anschaulich beleuchtet und aufgezeigt. Auch Ludwig sah immer klarer ein, daß man über die Mängel unserer tragischen Compositionsweise Shakspeare gegenüber endlich zu festen kritischen Abschlüssen kommen, daß mit gewissen Neigungen und Vorurtheilen gründlich gebrochen werden müsse, die freilich mit dem Edelsten und Besten unsers Nationalcharakters, mit der Pietät gegen unsere bahnbrechenden dramatischen Meister zusammenhängen, die aber doch aufgegeben werden müssen, wenn die deutsche Tragödie, das deutsche Drama zu der so ruhmvoll erstrebten Vollendung kommen soll.

Die unbedingte Nachahmung Shakspeare's wird von Moritz Heydrich als das Universalmittel zur Rettung des deutschen Dramas empfohlen:

Der Shakspeare-Cultus wäre etwas Krankes und Unwahres, er würde die Entwickelung des modernen Dramas mehr hindern als fördern, wenn es nicht vor allem seine Aufgabe wäre, den directesten Einfluß der Shakspeare'schen Composition auf das deutsche Drama nachzuweisen und zu fördern, die Mängel und Fehler der deutschen Behandlungsweise klar zu beleuchten. Und doch verhalten sich auch die tüchtigsten deutschen Shakspeare-Forscher in dieser Beziehung noch immer sehr zurückhaltend und zaghaft oder befangen. So versichert z. B. noch der Jahresbericht des zweiten „Jahrbuch der Shakspeare-Gesellschaft“: „von einer Nachahmung Shakspeare's sei gar nicht die Rede, das deutsche Drama solle seine Bahn behalten“. Es muß aber in der That die Rede davon sein. Das deutsche Drama hat, im directesten Gegensatze zum französischen und zu allen andern, in seiner Blütezeit Shakspeare nachgestrebt, das Beste und Echteste ist dadurch erreicht worden. Dies Streben kann nur dann ganz ans Ziel kommen, wenn das klar und anschaulich nachgewiesen wird, worin es eben von diesem Ziele abwich, wenn die Punkte genau erörtert werden, wo das deutsche Drama seine Bahn eben nicht behalten, sondern aufgeben und Vorurtheile ablegen muß, die seine Bahn zu immer reinerer Kunstvollendung hemmen und aufhalten.

Die einzige Antwort auf diese bodenlos verkehrte Anschauung würde eine eingehende Geschichte der Shakspearomanie in Deutschland sein, der Nachweis, wie die Nachahmung Shakspeare's die verheissungsvollsten Talente ruinirt hat.

Der überschwengliche Ton dieser Vorrede beeinträchtigt oft die stilistische Klarheit. So spricht der Verfasser von „chaotischen Lücken“. In der Entwickelung der Vorrede finden wir zwar manche „Lücken“, das „Chaotische“ aber suchen wir außerhalb derselben. Auch Ausdrücke wie „wurzelhaft“ u. a. gemahnen doch etwas fremdartig. Was uns Heydrich im übrigen von Otto Ludwig's Persönlichkeit und seinem ganzen Streben erzählt, darf, um mit Schopenhauer zu sprechen, soweit es den Willen und nicht die Intelligenz betrifft, auf wärmsten Antheil rechnen; denn der Dichter war ein Charakter aus Einem Guß, und der unerschrockene Eifer, mit dem er seine Ueberzeugungen vertrat, verdiente alle Anerkennung. Gleichwol können wir bei einigen Anekdoten, die uns Heydrich mittheilt, ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken und würden es selbst begreifen, wenn sich dies in einem leichten Achselzucken Luft machen sollte:

Ludwig wurde einst, im lebhaften Gespräche über Schiller's tragische Charaktere, von einem mitanwesenden Freunde unterbrochen mit den Worten: „Aber Ludwig, ist das denn Ihr Ernst?“ Da sagte er, mit einer mir unvergeßlichen Hoheit:

„Aber meinen Sie denn, es mache mir Spaß, diese in unserer Nation fortwuchernden Mängel und Schwächen zu sehen und tadeln zu müssen?“ Eben weil er eine durchaus ehrliche deutsche Natur war, tadelte er mit unbefangenem, rückhaltslosem Freimuthe das, was im Leben und in der Kunst nicht zu loben, nicht nachzuahmen ist. Eine Engländerin, die ihn im Jahre 1850 in E. Devrient's Hause über Shakspeare und Schiller sprechen hörte, sagte ihm, so dächte man in England fast allgemein, in Deutschland habe sie dies zum ersten mal von ihm gehört.

Dies Lob einer Tochter John Bull's, einem deutschen Schriftsteller gespendet, der die großen Dichter seiner Nation herabsetzt, gegenüber einem Dichter Englands, sollte uns doch daran erinnern, daß der übertriebene Shakspeare-Cultus zugleich eine Huldigung gegen eine geistige Fremdherrschaft ist; denn Shakspeare war nicht blos eine „urdeutsche Natur“, wie wir von Heydrich erfahren, er war doch auch ein Stockengländer. Kein Genius kann sich ganz freimachen von den Voraussetzungen seiner Zeit und seines Volks. Dies beeinträchtigt nicht seine menschheitliche Höhe, seinen Werth an und für sich, wol aber seine Stellung als souveräner Regulator für die Poesie einer andern Epoche; denn jede neue Zeit, jede andere Nation tritt ihm mit selbständigem Recht, mit voller geistiger Selbstherrlichkeit gegenüber. Wer Schiller und Goethe hinter Shakspeare zurückstellt, der ertheilt auch unserm nationalen Genius eine unverdiente Züchtigung.

Moritz Heydrich sagt an einer andern Stelle von Otto Ludwig's Tendenzen:

Nichts lag ihm ferner, nichts suchte er als verderblichen Irrthum gründlicher in seinen Studien zu bekämpfen, als die noch immer wieder auftauchende Ansicht auch sehr tüchtiger Dramaturgen, daß Shakspeare's dramatische Composition mit der antiken, mit Schiller's, mit der französischen u. a. zu vereinen, zu verschmelzen, und so durch Combination, durch Compromiß derselben die Gestalt des modernen Dramas zu finden sei.

Dies Ziel, das Otto Ludwig mit bedauerlicher Einseitigkeit verwarf, ist aber in der That das erstrebenswerthe für unser Drama, vorausgesetzt, daß jene Verschmelzung auf dem Boden unsers nationalen Genius nur im Geiste unsers Jahrhunderts vollzogen wird.

Wie Moritz Heydrich mit Recht hervorhebt, beruht der Schwerpunkt der Otto Ludwig'schen Studien auf der Vergleichung zwischen dem altenglischen und modern deutschen Drama, auf einer Parallele zwischen Shakspeare und Schiller. Shakspeare dient hier als Regulator — und Schiller verschwindet als ein untergeordneter schwächlicher Dramatiker ohne Gestaltungskraft. Wir meinen, es wäre umgekehrt richtiger, wenn man unsere fortgeschrittene ästhetische Cultur zum Regulator für das Shakspeare-Drama machte. Freilich, solange unsere Shakspeare-Kritik wie festgeschmiedet an den Galerenbänken ihrer Apotheose hin- und herrudert, kann unsere deutsche Dramaturgie nicht flott werden.

Wir haben bereits in der Schiller-Festrede, die wir in diesem Jahre in Leipzig hielten und die unter dem Titel: „Schiller und seine Gegner“, in erweiterter Ausführung in „Unsere Zeit“ zum Abdruck kam, eine Blütenlese jener Stellen aus Otto Ludwig's „Studien“ mitgetheilt, in denen unser großer deutscher Tragiker aller seiner echt nationalen Vorzüge entkleidet und zu dem britischen Dichter in die Schule geschickt wird. So bedauerlich uns diese kritischen Verirrungen erscheinen, so freut uns doch die Offenheit, mit welcher Otto Ludwig heraussagt, was die Herren Realisten und die Parteigänger der Romantik lange insgeheim denken. Ueber Schiller's Dichtweise im allgemeinen sagt er:

Wenn Sophokles' Production einer schlanken Palme, Shakspeare's einer knorrigen Eiche gleicht, ist Schiller's Production ein Christbaum. Da hängen die Sentenzen lose, um leicht heruntergenommen zu werden, die Früchte wachsen nicht am Stile ihrer realen Bedingungen, sondern hängen am Faden der Willkür; man kann sie da herunternehmen und dort an einen andern Zweig hängen, ohne weder dem Baume noch den Früchten zu schaden. Er nimmt aus Shakspeare's oder der alten Griechen Garten Senker, entfernt die Wurzeln und pflanzt sie so in den seinen. Aus Ungeduld, daß der Baum so lange mit den Früchten zaudert, hängt er welche, von andern Bäumen genommen, daran; um die gesunde Röthe der Frucht zu ersetzen und zu überbieten, vergoldet er sie.

Schiller schildert nach Ludwig's Ansicht nicht die Affecte, sondern mit Affect, weniger die Leidenschaft als leidenschaftlich. Er oscillirt beständig zwischen „Dichter und Redner“, daher sein Erfolg bei der großen Menge. Einzelne Reden Schiller's, wie die des jungen Melchthal, sind nur lyrische Tiraden. Fortwährend polemisirt Otto Ludwig gegen den Glanz und Gehalt der Sprache; die Sprache müsse durchaus Nebensache sein, nichts sein wollen als ein Darstellungsmittel:

Die Rhetorik und Lyrik kann nur eine Situation und diese nur im Ganzen und Großen ausführen oder darstellen, aber nicht einen bestimmten individuellen Charakter darin vertiefen. Sie ist ein Faltenmantel, der kaum die Hauptumrisse einer Gestalt durchscheinen lassen kann. Die Drapirung ist der Gestalt nicht untergeordnet; nur wo sie einfach und glatt anliegt, zeigt sie die Gestalt darunter, wo sie Falten wirft, hat sie für sich eine Gestalt, die oft kaum errathen läßt, welchen Zug die Linien des Körpers darunter nehmen. Die Natur der Sprache muß der Aufgabe des ganzen Dramas bis ins Einzelne gerecht werden. Es ist schlechterdings unmöglich, in Schiller'scher Sprache eine Shakspeare'sche Composition auszuführen. Der Schwung, sobald er ein lyrischer wird, ist wie ein fliegender Mantel, er kann malerisch für sich sein, aber er zeigt eine Gestalt und Geberde für sich, nicht die Umrisse und Geberden der Person.

Die Schiller'sche Diction kommt ihm vor wie die Prachtmäntel, die den Pferden bei mittelalterlichen Festen umgehängt wurden; man sieht kein Bein, vom Halse kaum etwas, kaum genug, um zu errathen, welche Art Geschöpf eigentlich daruntersteckt. Unser Dramaturg vergißt dabei gänzlich, daß solche Prachtmäntel sich auch bei Shakspeare im häufigsten Gebrauch finden, daß alle seine Haupt- und Staatsactionen damit behangen sind, daß eine Fülle einer noch dazu oft sehr selbständig losgelösten Lyrik alle Liebesscenen Shakspeare's in „Romeo und Julia“, im „Kaufmann von Venedig“ u. a. durchdringt, und daß Shakspeare durchaus nicht der große Dichter wäre, der er ist, wenn er nicht auch nach dieser Seite hin die ganze Macht seines Genius gezeigt hätte. Otto Ludwig macht sich eben einen Shakspeare zurecht, wie er ihn braucht, wie er zu seinen eigenen Marotten paßt. Alle großen Dramatiker sind groß durch den Geistesreichthum, den sie in unsterblicher Gewandung in ihren Dramen niedergelegt haben, durch den vollen Ausdruck der Leidenschaft, der mit der Wahrheit die höchste dichterische Schön-

heit, die unvergängliche Prägnanz des Ausdrucks vereinigt. So ist es bei Aeschylus, Sophokles und Euripides, bei Shakspeare und Schiller. Die Sprache aber ist für alle Dichtung, auch für die dramatische, nicht eben blos ein äußerliches Darstellungsmittel, sondern der eigentliche Leib der Poesie. Es ist eine bedauerliche Sophistik der Herren Realisten, dies in Abrede zu stellen, weil sie wenig zu sagen haben und wenig zu sagen wissen, am wenigsten aber, was sie als ἅπαξ λεγομένον überlebt. Otto Ludwig hat sich viel mit Hegel's Aesthetik beschäftigt, wie wir aus seinen Studienheften sehen; er nickt dem Philosophen mehrfach seine beifällige Zustimmung zu; aber er übersieht gänzlich, daß Hegel in der Hauptsache ganz auf der entgegengesetzten Seite steht. Der Philosoph verlangt vom Dramatiker, daß er sein Pathos voll explicire, d. h. der Leidenschaft den hinreißenden sprachlichen Ausdruck gebe; er sagt von Schiller: „Auch Schiller's Stücke haben das Pathos eines großen Gemüthes, ein Pathos, das durchdringend ist und allenthalben sich als Grundlage der Handlung zeigt und ausspricht. Besonders diesem Umstande ist die dauernde Wirkung zuzuschreiben, in welcher die Schiller'schen Tragödien, hauptsächlich von der Bühne herab, auch heutigentags nicht nachgelassen haben."

Wie Otto Ludwig die Schiller'schen Tragödien analysirt, das wollen wir nur an zwei Proben zeigen. Von „Maria Stuart" sagt er:

Ich lese jetzt die „Maria Stuart"; ich bewundere die Vollständigkeit der Exposition der Situation. Freilich hat man mehr den Eindruck, als habe man die Staatsschriften pro und contra sämmtlich durchgelesen und die wesentlichen Punkte behalten, das Unwesentliche wiederum vergessen, man hat den Eindruck, ein geist- und inhaltreichstes Plaidoyer angehört zu haben, aber durchaus nicht den Eindruck, Menschen im natürlich-unbelauschten Thun und Lassen wahrgenommen und mit ihnen gelebt zu haben. Man hat ein Leben anklagen und vertheidigen, stellenweise wenigstens entschuldigen hören, aber man weiß von alledem nichts, als was man andere nachträglich darüber sagen hörte, und zwar Leute, die man parteiisch sieht; an Gründen pro und contra fehlt es nicht, aber an der Sache selbst; das Leben selbst haben wir nicht miterlebt. Der erste Act ist an sich ein rednerisches Kunstwerk; es werden Gefühle, Begehren wird in uns geweckt, aber nicht, wie sie die Poesie, wie sie die poetische, sondern wie sie die rhetorische Darstellung eines Vorgangs wirkt. Ein völliger Mangel an dramatischer Unmittelbarkeit. Das historisch-politische Raisonnement, welches das Verhältniß von allen Seiten beleuchtet, ist zwar verschiedenen Personen in den Mund gelegt, aber eben gelegt, es geht nicht unmittelbar hervor. Den Leuten ist mehr darum zu thun, ihre Rednerkunst zu zeigen und ihre persönliche Würde zur Darstellung zu bringen, als dem Dichter, uns Menschen zu zeigen. Da ist überall Draperie und Attitude, aber nirgends eine Spur von unbelauschter Natur. Die Nebenpersonen, Paulet, Mortimer, sind detaillirter ausgeführt als die Hauptrolle. Jene sind uns motivirt, wir verstehen sie, aber die Königin ist ein Gegebenes; es ist lediglich uns überlassen, was wir von ihrer Vergangenheit und Gegenwart sahen, uns zurechtzulegen und zu reimen; denn was sie selbst und die Kennedy sagt, reicht nicht hin, Klarheit zu schaffen. Die Partien, in welchen eigentlich das poetische und psychologische Interesse liegt, werden mit ungenügenden Andeutungen zurückgeschoben. Die Helden dieses Stücks sind der protestantisch-englische und der katholische Standpunkt, nicht Maria; diese ist blos das Object des Kampfes. Das Ganze ist eine Hofintrigue; die Situation thut alles, die Leute handeln, wie es der Situation dient; von Charakteristik ist also wenig die Rede. Maria's Charakter ist das Schwächste am ganzen Stücke. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit der Scribe'schen historischen Lustspiele in der Technik mit der „Maria Stuart".

Auf „Wallenstein" kommt er immer wieder zurück, drei- bis viermal nimmt er einen kritischen Anlauf, um diese Tragödie und den Charakter ihres Helden zu zerfasern. Die kühn eingreifende Gemüthsart des Helden erscheint als eine bloße Phrase: der historische Wallenstein verwandelt sich in einen sentimentalen Hausvater, einen deutschen Professor, einen Iffland'schen Hofrath, der die fixe Idee hat, der Feldherr dieses Namens im Dreißigjährigen Kriege gewesen zu sein:

Schiller hätte im „Wallenstein" den Gipfel der dramatischen Technik erstiegen? Die Charaktere wären wie die Charaktere Shakspeare's? Wahrlich nicht! Sentiments über das Dargestellte sind lyrischer Natur, die Grundlage des Dramas ist Darstellung von typischen Menschen in Einer Handlung begriffen, in der ihre Existenz als Bewegung sich auslebt, aber nicht Darstellung der Reflexionen des Dichters über eine Handlung, in ein ungefähres Abbild dieser Handlung gekleidet. Das wäre der Gipfel der dramatischen Technik, wenn ein Dichter seines Stoffs so wenig Herr wird, daß er elf Acte erfordert und zwei Theaterabende wenigstens einnimmt? Schiller's Wallenstein wäre ein Mensch von ungeheurer Willenskraft? Der in zehn Acten nicht zu einem eigenen Entschlusse kommen kann und durch die Macht der Umstände sich in die Richtung stoßen läßt, die er aus eigener Willenskraft nicht einschlagen kann? Und trotz der elf Acte nichts motivirt, als nur der Verrath, und nicht im Charakter, sondern durch den Zwang der Umstände. Auch ist mehr das äußere, zufällige Costüm beachtet als das innere. Man sehe, wie Shakspeare's Soldaten reden. Und die Schiller's? Sie reden eher wie Shakspeare's Staatsmänner; sie sind durch die Bank Redner. Es wird uns gesagt, sie seien Soldaten; wenn man an der Rede, an dem äußern Habitus den Mann erkennt, so sind es keine. Buttler hat in seinem eigenen Regimente vom gemeinen Reiter auf gedient; wo in aller Welt hat er die künstliche Rhetorik gelernt, die „langen Reden mit kurzem Sinn"; wäre es die natürliche Rhetorik seines Standes, eines Affects oder einer Leidenschaft — die hat der geringste Mann, aber diese Kunst des auserlesensten Redeschmucks! Schillern war gut und schön einerlei? Nein! ihm war nicht das Gute das Schöne, sondern das Schöne das Gute, d. h. er stellte das Schöne so dar, als wenn es das Gute wäre; weit gefährlicher wie bei Goethe, wo das Schöne oft ein Reizendes wird, aber nie den Schein des Guten sich anmaßt. Goethe hat oft das Schwache vergöttlicht, und zwar als Schwaches; Schiller hat dem Schwachen den Schein des Starken gegeben. Seine Personen sind um nichts stärker als Goethe's; Goethe's Grundsatz: die Noth ist das Gesetz des Schwachen; Schiller's: die Noth ist das Gesetz des Helden.

Noch schlimmer ergeht es der „Braut von Messina". Am besten kommen „Die Räuber" fort. Vergleiche Ludwig Tieck, der ja auch von Kopf zu Fuß nichts als Shakspeare war, eine neue Incarnation des Buddha-Shakspeare, welchem der Buddha-Otto-Ludwig und die andern reinen Shakspeare-Buddhas, welche die Welt nur mit den Augen des „Schwans vom Avon" ansehen, folgen.

Ludwig's Analyse der Shakspeare'schen Dramen ergibt lauter Vortreffliches, und zwar nimmt die Bewunderung von Jahr zu Jahr zu, wie man bei der chronologischen Anordnung der Fragmente leicht beobachten kann. In den ältesten dramaturgischen Heften findet sich oft noch ein Tadel, der an Rümelin erinnert, so in Betreff des Hamlet:

Ein eigenes Stück, bei weitem weniger dramatisch und von conciser Form wie seine übrigen Tragödien. Hamlet's zahlreiche Monologe sind der Kern, die übrigen Scenen nur so

darumgebaut. Die Motivirung weit nachlässiger und lückenhafter als in seinen andern. Mancherlei fällt auf. Bei dem Vorherrschen der Innerlichkeit Hamlet's befremdet es, daß er keine Ursache angibt für den erkünstelten Wahnsinn, und dieser auch sonst nicht motivirt ist. Zu seinem Zweck wäre es viel besser, er stellte sich behaglich und zufrieden, als irrsinnig. Uebrigens sieht man nicht einmal überhaupt eine Ursache, warum er active Verstellung wählt. Er braucht sich ja nur nicht zu verrathen ....

In keinem Stücke Shakspeare's scheint mir die Fabel so willkürlich und abenteuerlich, die Figuren in den Situationen weniger vollständig empfunden, die Stimmung öfterer zerrissen, das Ganze so unzusammenhängend, das Einzelne so unverhältnißmäßig. Die Rolle der Ophelia wiederum so obenweg und skizzirt wie selten eine bei Shakspeare. Das ganze Um- und Beiwerk so wenig gesammelt. Auch Polonius ist so sehr ungleich, in seinen ersten Scenen ein ganz anderer.

Dieser kritische Standpunkt weicht allmählich dem einer uneingeschränkten Apotheose, und wenn er später von Shakspeare's realistischer Motivirung spricht, so hat er durchaus keine Einwendungen mehr gegen dieselbe zu machen.

Abgesehen von der durchgängigen Einseitigkeit, indem alle Beweise des Musterhaften aus Shakspeare hergenommen sind, enthalten Otto Ludwig's Fragmente und Aphorismen manches Treffende und noch mehr Anregendes über die Stimmung der Scene, Leidenschaft und Affect, tragische Probleme, die Ruhepunkte der Leidenschaft, die künstlerische Illusion, die Begriffe von Idealismus, Realismus und Naturalismus, die Contraste, die problematischen Dialoge, Gesprächs-Mimen, Individualisirung des Ausdrucks u. s. f., namentlich über das Verhältniß von Schuld und Leiden, wobei indeß Schiller immer als der Dichter erscheint, der dies Verhältniß verschiebt und seine Helden schuldlos leiden läßt, während dies in Wahrheit nie der Fall ist. Auch die kritischen Bemerkungen über einzelne neuere Stücke und Autoren, namentlich über Hebbel und Kleist, sind nicht ohne Schärfe, sowie über Shakspeare's Dramen „Coriolan", „Othello" sich manche neue, im Detail glückliche, aber auch manche paradoxe Beobachtung findet. Paradox ist z. B. die sich wiederholende Behauptung, daß Schiller aus den zwei ersten Theilen von „König Heinrich VI." die Muster seiner Sprache und seiner Behandlung nahm. Der erste Theil von „König Heinrich VI." ist wol ziemlich das schwächste Product Shakspeare's, wenn dieser überhaupt der Verfasser desselben ist, und wir wüßten nicht, was Schiller dieser geistlosen Haupt- und Staatsaction hätte entlehnen können.

Das bereits in Ludwig's Schriften erwähnte „Farbenspectrum", eine Art mehr somnambuler als poetischer Intuition, erörtert ebenfalls ein Fragment. Dergleichen hat nichts Allgemeingültiges; im übrigen werden wir bald nicht blos die Geometrie, sondern auch die Spectralanalyse als Hülfswissenschaften der Dramaturgie betrachten müssen.

Es scheint uns, als hätte Moritz Heydrich besser daran gethan, die Fragmente nicht nach den Jahreszahlen, sondern nach ihrem Inhalt zu gruppiren; es würden dadurch theils viele Wiederholungen vermieden werden, theils hätte das Zusammengehörige machtvoller gewirkt. Und wol lassen sich dieselben unter gewissen Ueberschriften der Poetik und Dramaturgie zusammenstellen: Idealismus und Realismus, tragische Probleme und Widersprüche, Leidenschaft und Affect, Charaktere und ihre Widersprüche, Dialog, poetische Diction u. s. f. Es wäre damit das fortwährende Hinundherspringen des Denkens vermieden worden, die Behauptungen hätten in gedrängterer Masse an Gewicht gewonnen; freilich wären auch manche Widersprüche und Anschauungen, die sich nicht decken, mehr hervorgetreten, während sich dergleichen jetzt unter der elementarischen Masse von Aphorismen versteckt.

Bei all dem Anregenden im einzelnen bleibt der Gesammteindruck des Werks ein unerquicklicher. Wir sehen ein ehrliches Streben auf Irrwegen, einen selbständigen Dichter immer mehr in Gefahr, an einen Vorgänger sich ganz und gar aufzugeben, die an Schiller's Muster allein sich anschließende Fortentwickelung unsers nationalen Dramas verworfen, über Grübeleien, Disteleien, dem Streben nach dem Aparten den Werth der dichterischen Schönheit verkannt, die als die allgemeine auch für das Drama die Grundlage bildet, vor allem aber mit den einseitigsten Nörgeleien Schiller's Genie herabgezogen — alles Frucht und Symptom einer „Shakspearomanie", die den deutschen Dramatikern schon lange ihren freien Wuchs verkümmert hat.

Wir können unsern Gegensatz gegen diese sklavische Nachbeterei nicht scharf genug hervorheben. Wenn Otto Ludwig sagt: „Wer die wahre historische Tragödie cultiviren will, muß von Schiller zu Shakspeare zurückkehren", so sagen wir dagegen: die Rückkehr zu Shakspeare's Historien wäre der Ruin unserer dramatischen Kunst.

Rudolf Gottschall.

Wanderungen am Nordgestade Afrikas.

Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise von Gerhard Rohlfs. Mit einer Photographie, 2 Karten, 4 Lithographien und 4 Tabellen. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerhard Rohlfs ist einer von den wenigen Menschen, die ganz Nordafrika seiner Breite nach durchwandert haben. Seine Routen ziehen sich in fast ununterbrochener Folge von Mogador bis zum Kanal von Suez hin, und sie sind keineswegs flüchtig gewesen, sondern haben viele Jahre umfaßt. Marokko, Algerien, Tunis, Tripolis und Nordägypten hat er durchzogen, und so ist es ihm möglich gewesen, überall zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen. Freiherr von Maltzan, der Rohlfs, was die Ausdehnung der Routen betrifft, am nächsten steht, hat nur die Strecke vom Atlantischen Ocean bis Tripolis kennen gelernt, Heinrich Barth den östlichen Theil des afrikanischen Nordsaums. Für die Betrachtung der so mannichfach gegliederten, für die Culturgeschichte und Ethnographie so wichtigen Länder hat Rohlfs vor jenen beiden durchaus etwas voraus, während er sie andrerseits an wissenschaftlicher Tiefe nicht erreicht. Unangenehm

fühlbar aber macht sich bei allen drei bedeutenden deutschen Reisenden der Mangel naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

Das vorliegende Werk, das jüngste, mit dem Rohlfs uns beschenkt und dessen Widmung Kaiser Wilhelm angenommen hat, erscheint uns schon bekannt, da der größere Theil der Aufsätze bereits in Fachzeitschriften abgedruckt war; wir haben uns aber gefreut, das zerstreute Material hier wieder vereinigt zu finden und es gern von neuem gelesen, wenn auch der Stil hier und da etwas „afrikanisch" anmuthet. Es ist bekannt, daß Reisende, welche lange Jahre in fremden Erdtheilen auf Wanderungen zubringen, dort mit der Muttersprache etwas auf gespannten Fuß gerathen, wie denn Bastian sowol als Livingstone dieses ausdrücklich zugestehen.

Rohlfs hatte vom König von Preußen den Auftrag erhalten, Geschenke desselben an den Sultan Omar von Bornu zu übermitteln, der sich oft und willig deutscher Reisender angenommen hatte, welche Innerafrika besucht hatten. Diese Geschenke brachte unser Reisender indessen blos bis nach Tripolis, wo er sie dem Dr. Nachtigal aus Köln übergab, der, wie bekannt, auch glücklich seinen Auftrag ausführte. Rohlfs selber aber wandte sich nach Osten und unternahm die Reise durch Cyrenaika und die Jupiter-Ammons-Oase bis nach Aegypten, und auf diesem Theile seiner Reise, weitaus dem interessantesten Theile des Buchs, wollen wir ihn besonders begleiten.

Von Tripolis fuhr der Reisende durch die große Syrte nach der Handelsstadt Bengasi hinüber, die als ein Endpunkt der Karavanen aus dem Innern von Bedeutung ist. Die Landreise, am Gestade des Mittelmeers, würde 35 Tage in Anspruch genommen haben, so brachte ihn aber das Schiff mit gutem Winde schon in sechs Tagen nach dem Ausgangspunkte seiner Wanderung; er kaufte in Bengasi Kamele und nahm einen „Beschützer" an, der in der angeblich von Räubern durchschwärmten Cyrenaika Verwandte besaß. Ein solcher Geleitsmann ist durch ganz Afrika eine bekannte Erscheinung; er haftet für die Sicherheit des Reisenden, der als sein Gastfreund dasteht und führt denselben bei seinen Stammesverwandten ein. Nebenbei bemerkt war der Führer, den Rohlfs in Bengasi für theueres Geld anwarb, keineswegs sehr zuverlässig und überhaupt entbehrlich, da sich die Sage von der Unsicherheit des Landes als sehr übertrieben herausstellte. Die Route führte in nordöstlicher Richtung zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Abfalle des Hochlandes hin, entlang einem Gestade, das jetzt nur von nomadisirenden Arabern durchzogen wird, das einst aber mit einem Kranze blühender Culturstädte geschmückt war. In den Ruinen von Um es Schip, die Rohlfs zunächst aufstießen, erkannte er die Ueberreste der nach Kaiser Hadrian benannten Stadt Adrianopolis, fünf Meilen weiter in dem heutigen Tokra das alte Teucheira; sie gehörte einst zu Cyrene, ist heute ganz verfallen und nur zeitweilig von nomadisirenden Arabern bewohnt. Gut erhalten sind noch die alten mit Thürmen versehenen Stadtmauern; total zerstört, wüst und wirr durcheinandergeworfen ist das Innere, wiewol noch die geradlinigen Straßen sich erkennen lassen. „Die Gegend ist entzückend, reich an Vegetation und voll von niedrigen Wildthieren, auch der Mensch fehlt nicht, wie die oft aus dem dicken Buschwerk auftauchenden Fereg der Araber beweisen." Rohlfs verwahrt sich überhaupt gegen die landläufige Ansicht, als sei die Küste der Cyrenaika wüst und todt.

Das nächste Reiseziel war Tolmetta, das alte Ptolemais. Auch hier wieder die Ruinen, dieselbe Geschichte, die ähnlich bei den übrigen Städten der Cyrenaika sich wiederholt und ausführlich von Rohlfs mitgetheilt wird. Ptolemais erhielt seinen Namen von Philadelphus, bis dahin hatte es nur „Hafen von Barca" geheißen. Als letzteres in Verfall gerieth, zogen sich die Bewohner nach Ptolemais, das nun aufblühte und aus seinem für die damaligen Bedürfnisse ausgezeichneten Hafen großen Nutzen zog. Mit dem Verfall des römischen Reichs sank auch Ptolemais; Hauptursache des Untergangs war Mangel an Trinkwasser, da das Geld zur Unterhaltung der Cisternen fehlte. Wie die andern Städte erlag Ptolemais schließlich auch dem Andrange der Barbaren, doch brachte die Zeit der Mohammedanerherrschaft noch eine kurze Nachblüte. Jetzt werden die Ruinen, das alte Amphitheater, die Kirche zeitweilig von Arabern bewohnt, von deren Unwissenheit Rohlfs ergötzliche Stückchen erzählt. Sie kannten z. B. nur drei Nationen: Türken, Engländer und Franzosen, und hielten letztere für Unterthanen des Sultans.

Von Tolmetta aus zog Rohlfs auf das Hochland der Cyrenaika hinauf, das auch noch in einer weiten Linie mit den Ruinen römischer Castelle bedeckt ist. Man darf sich dieses Hochland Barca nicht eben vorstellen; es ist ein Gewirr von Thälern und Bergen, die alle über 1200 Fuß hoch liegen. Menschen beherbergt es nur spärlich, aber es könnte einer großen Bevölkerung als Wohnsitz dienen, da der Boden außerordentlich fruchtbar ist. Rohlfs kam auf dem Wege nach Cyrene durch das Rusthal, welches er folgendermaßen schildert:

> Die üppigste immergrüne Vegetation von Lentisken, Myrten, Caruben und Wachholder, ferner die jetzt massenweise auftretende Steineiche machen das Thal mit seinem wilden Charakter zu einem der schönsten, wie man es nur vielleicht in den Pyrenäen, in Calabrien, im Großen Atlas ähnlich findet. Aber wie immer fehlt alles menschliche Leben; in der That haben wir, die große Sahara ausgenommen, kein Land gesehen, das so dünn bevölkert ist, und doch ist der Boden so reich und ergiebig, wie eine jungfräuliche Erde eben sein kann. Am Boden des Thals finden wir dann noch einen fast undurchdringlichen Wald von mastbaumhohen Thuya-Bäumen, aber niemand ist jetzt da, um sie zu fällen und zu verwerthen.

Stundenlang an den in Stein gehauenen Todtengrüften, der Nekropole Cyrenes, vorüberziehend, erreichte Rohlfs diese einst berühmte Stadt, deren Name noch in der Quelle Krennah fortlebt. Die Ruinen sind oft geschildert worden, und wir übergehen hier, was Rohlfs darüber sagt. Auf einer Route, die ihn weiter südlich über das Plateau von Barca führte, begab der Reisende sich dann nach Bengasi zurück. Die Bemerkungen, welche er über Barca macht, sind von großem Interesse; er frischt zunächst das Andenken an zwei Aussprüche Ritter's und Mannert's wieder auf, die beide in der gesegneten, so günstig gelegenen Landschaft ein Ziel für europäische Colonisten sehen. Rohlfs schließt sich ihnen vollkommen an und meint, Oesterreich oder Italien sollten diesen herrlichen Landstrich, der nur 300000 Einwohner zählt, ins

Auge fassen. Die Bewohner sind nur nomadisirende Araber, die ein Gemisch von maghrebinisch und ägyptisch sprechen. Von den ehemaligen griechischen und römischen Ansiedlern ist keine Spur mehr zu entdecken, wie das ja überhaupt am ganzen afrikanischen Nordgestade der Fall ist, und die später eingedrungenen libyschen Völker sind von den Arabern, hier wenigstens, aufgeschlürft worden.

Einen sehr interessanten Abstecher unternahm Rohlfs von Bengasi ab nach Süden, nach der Oase Audjila, die seit dem unglücklichen Moritz von Beurmann kein Deutscher besucht hatte. Audjila, nur 30 Meilen südlich vom Mittelmeer gelegen, ist dennoch der südlichste von Europäern in dieser Gegend erreichte Punkt; darüber hinaus, nach Wadai, wo Eduard Vogel's Gebeine bleichen, ist noch keiner vorgedrungen. Die Oase bildet einen Theil der 30—50 Meter unter dem Meeresspiegel liegenden Depression, die schon den Alten bekannt war. Neuerdings ist der kühne Plan aufgestellt worden, die Dämme zu durchstechen, welche die Depression vom Meere trennen, welches dann die Bodeneinsenkung busenartig ausfüllen würde. Man denke sich Cyrenaika als Halbinsel, mit Aegypten nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängend, und südlich davon einen Meerbusen, auf dem die Schiffe der handeltreibenden Völker sich tummeln. Innerafrika ist erschlossen! Welch eine Umwälzung! Nun, bis Menschen den Plan vollführen, dürfte noch Zeit vergehen, Rohlfs aber meint, daß auch ohne deren Zuthun die Depression sich wieder mit Wasser füllen dürfte, wofür die Bodensenkung zwischen Tripolis und Bengasi den Beweis liefere.

Was Audjila betrifft, so sind die Mittheilungen von Rohlfs über die Bewohner dieser kleinen nur 12000 Einwohner zählenden Oase von besonderm Interesse. Nirgends kann man so gut wie hier die bunte Völkermischung, welche die Wüste charakterisirt, beobachten. In den ältesten Zeiten scheint „Augila" keine festen Bewohner gehabt zu haben. Herodot berichtet, daß die Nasamonen von der Syrte dorthin zogen, um Datteln zu holen; später waren dort Libyer ansässig, die Römer besaßen dort ein Castell. Die heutigen Bewohner zerfallen in drei Hauptstämme: die libyschen Nadjili, die arabisch redenden Modjabra, die aber wahrscheinlich berberinischen Ursprungs sind, und die rein arabischen Suaya. Die Modjabra sind als Handelsleute ausgezeichnet; sie haben in der ganzen Wüste vom Tsadsee bis Aegypten Credit und eröffneten 1811 die Handelsstraße von Audjila nach dem bis dahin für unnahbar geltenden Wadai.

Von Audjila schlug Rohlfs nach Osten hin, um in die Jupiter-Ammons-Oase zu gelangen, den Weg ein, welchen vor ihm Hamilton und Pacho gezogen waren. Er führt quer durch die Libysche Wüste, und die Reisenden sind auf eine Entfernung von 45 deutschen Meilen einzig auf das Wasser angewiesen, welches sie in Schläuchen mit sich führen. Gerippe von verschmachteten Menschen und Kamelen säumen als Wegweiser die Straße ein; wie leicht aber trotz der mitgeführten Wasservorräthe der Mensch hier verdursten kann, ersehen wir aus der Schilderung des Samum, welcher Rohlfs überfiel:

In einem Augenblick war die Sonne unsern Blicken entzogen und wir alle von einem feinen Staube, der heiß die Haut berührte, umflossen. Es war der 17. April nachmittags, und dieser Glutorkan hielt bis zum 20. April an, immer mit gleicher Heftigkeit. Allerdings war die Hitze nicht groß, da die heiße Jahreszeit noch fern war — höchster Wärmepunkt 33 Grad —, aber dafür war der Feuchtigkeitsgehalt der Luft durch den alles austrocknenden Wind dermaßen gering geworden, daß man behaupten konnte, in absolut trockener Luft zu sein. Das Hygrometer fiel auf 2 Grad, während es unter normalen Verhältnissen in der Sahara 25, am Rande des Meers 60—70 Grad hat. Um uns in dieser Feueratmosphäre zu erhalten, hatten wir bei vollkommener Unthätigkeit das Bedürfniß, circa 12 Liter Wasser innerhalb 24 Stunden zu trinken, der Körper bedurfte also einer wässerigen Zufuhr, welche gleich ist dem gewöhnlichen Blutquantum des Menschen. Ich verstand es nun leicht, wie es möglich sein kann, daß zu Fuß reisende Menschen in der Sahara während eines solchen Samumwindes innerhalb eines halben Tags bei Wassermangel verdursten können. Die Trockenheit ist nämlich so groß, daß die ganze Feuchtigkeit des Menschen verdunstet; sie muß fortwährend, will der Mensch nicht an Austrocknung sterben, ersetzt werden. Die Verdunstung erfolgt nur durch die Haut und unmerklich. Die Absonderung der Nieren ist bei einem Samum fast ganz aufgehoben, da eben die Thätigkeit der Haut diese gewissermaßen ersetzt.

Nun folgt die Reise durch die Libysche Wüste, die alle ihre Schrecken aufthut, welche aber mit einem Schlage ihr Ende finden, als Rohlfs die berühmte Jupiter-Ammons-Oase erblickte, die als ein kleines saftiges Paradies sich vor ihm aufthat, mit frischgrünen Oelbäumen, murmelnden Bächen und reichen Feldern. Da von der ägyptischen Regierung die Ankunft des Reisenden bereits angekündigt war, so war der Empfang, den Rohlfs bei den Eingeborenen fand, ein ungemein freundlicher. Während man seinen Vorgänger Hamilton 1852 noch mit Flintenschüssen empfangen und eingesperrt hatte, wurde Rohlfs überall umhergeführt; man zeigte ihm bereitwillig alle Sehenswürdigkeiten und behandelte ihn auf das liebenswürdigste. In dem Hauptorte Siuah (Uah=Oase) konnte er keine Alterthümer entdecken, wol aber war er so glücklich, in Agermi den alten ägyptischen Tempel zu durchforschen, den Hamilton für die Akropolis hielt, der aber nach den von Rohlfs zuerst dort entdeckten Hieroglyphen wol das Heiligthum war, in dem Alexander der Große sich für den Sohn des Zeus erklären ließ. Auch einen schönen Marmorwidder fand er, der jetzt das berliner Museum schmückt. Haben auch Hornemann, Butin, Dovretti, Minutoli, St.-John, Hamilton uns schon mit der herrlichen und historisch so hoch interessanten Oase bekannt gemacht, so konnte doch Rohlfs noch eine schöne Nachlese halten, und auch spätern Reisenden steht noch ein weites Forschungsfeld offen. Eine vierzehntägige Tour brachte Rohlfs endlich wieder bei Alexandria an das Gestade des Mittelmeers, das er bei Bengasi verlassen hatte.

Richard Andree.

Zur Philosophie.

Historisch-philosophische Abhandlungen von G. Hartenstein. Leipzig, Voß. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, dessen Name durch seine Ausgaben Kant's und Herbart's auch in weitere Kreise gedrungen ist, bietet in dem vorliegenden Bande gleichsam eine Nachlese seines arbeitsvollen und wirkungsreichen Lebens, indem er seine kleinern, als akademische Gelegenheitsschriften oder an andern minder zugänglichen Orten erschienenen Arbeiten hier zusammengestellt hat. Die gewissenhafteste Sorgfalt und Sauberkeit seiner kundigen Hand verleugnet sich in keiner dieser historischen Studien, von denen jede nach gewisser Richtung einen schätzenswerthen Beitrag zur Berichtigung der Ansichten bietet, wennschon der größere Theil Stoffe behandelt, deren Interesse nicht über die engsten philosophischen Fachkreise hinausgeht. Jedenfalls ist es dankenswerth, daß der Verfasser die Muße seines Lebensabends dazu benutzt hat, die Arbeit dieser Edition seinen Schülern zu ersparen; nur können wir uns nicht einverstanden damit erklären, daß er es unterlassen hat, die ursprünglich lateinisch verfaßten Abhandlungen zu verdeutschen. Es ist traurig genug, daß unsere akademischen Zustände noch so zopfig sind, daß sie zur Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten in lateinischer Sprache Veranlassung geben, und es ist selbstverständlich, daß ein anderer Herausgeber den Originaltext zu respectiren gehabt hätte; aber der Verfasser selbst hätte bei Besorgung seiner Ausgabe mehr Achtung vor dem deutschen Publikum und seiner Muttersprache zeigen sollen, als daß er ein Buch mit deutschem Titel zu mehr als einem Drittel mit lateinischem Texte füllt. Nach einem Jahrhundert werden unsere Enkel sich gar keine Vorstellung davon machen können, wie es möglich war, daß ihre Großväter in einer todten Sprache schrieben, anstatt wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Akademische Gelegenheitsschriften liest bekanntlich überhaupt niemand, für diese wäre es also dem Effect nach ziemlich gleichgültig; aber auch bei dem vorliegenden Buche wäre die Berufung auf größere Verständlichkeit in fremden Ländern unzutreffend, da ein des Deutschen unkundiger Leser sich schwerlich ein Buch kaufen wird, das zu zwei Drittheilen deutsch geschrieben ist. Bei unserer heutigen Ueberschwemmung mit Büchern ist es eine billige Rücksicht, daß man den Lesern die Lektüre so leicht und bequem als möglich mache; es ist schon schwer genug zu erreichen, daß deutsche Schriften gelesen werden, geschweige denn lateinische. Auch wer die Originale vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende gern und willig in der Ursprache liest, verlangt doch, wenn er nicht selbst ein zopfiger Pedant ist, mit Recht, daß man ihn mit heute geschriebenen lateinischen Abhandlungen unbehelligt lasse.

In dem vorliegenden Falle ist die Sprachverwirrung um so mehr zu bedauern, als die umfangreichste und bedeutendste der deutschen Abhandlungen wohl eine weitere Verbreitung verdiente. Es ist dies eine Darstellung der Locke'schen Erkenntnißlehre mit nachfolgender Darlegung der Einwendungen Leibniz' gegen dieselbe nebst einer kritischen Betrachtung der relativen Berechtigung beider Standpunkte. Die Arbeit rechtfertigt Locke in geschickter Weise gegen die unverdiente Geringschätzung, die ihm von seiten des deutschen Idealismus, namentlich des Hegelianismus widerfahren, und gibt auch dem Laien ein klares und hinreichendes Bild beider Lehrstandpunkte. Nächstdem beanspruchen zwei kritische Aufsätze über die ethischen Ansichten von Aristoteles und Schleiermacher ein größeres Interesse, deren ersterer wesentlich gegen Trendelenburg gerichtet ist. Eine Untersuchung, ob Leibniz außer den Monaden noch eine Materie angenommen habe, macht die dunkle Frage nicht viel heller. Eine methodologische Arbeit vom Jahre 1835 wendet sich hauptsächlich gegen die Hegel'sche Dialektik. Außerdem wird die Rechtsphilosophie des Grotius, die Begriffe Recht und Staat bei Spinoza und Hobbes, die Bedeutung der Aristotelischen Psychologie und die Bedeutung der megarischen Schule für die Geschichte der metaphysischen Probleme behandelt.

Feuilleton.

Französische Studien über deutsche Literatur.

Der Eifer, mit welchen die französischen Gelehrten sich dem Studium der neuern deutschen Literatur widmeten, wird durch den Krieg und den seitdem entbrannten Deutschenhaß eine beträchtliche Einbuße erlitten haben; das neueste Schreiben von Ernest Renan zeigt uns die Stimmung, welche selbst bei einem deutschfreundlichen, mit deutscher Wissenschaft gleichstrebenden Philosophen herrscht. Gleichwol würde man dies bedauern müssen; denn trotz aller Irrthümer im einzelnen zeigten die französischen Literarhistoriker, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen, eine wohlthuende Feinfühligkeit des Urtheils, und die Kritik der „Revue des deux Mondes" konnte wol darauf Anspruch machen, als ein kritisches Ferment unserer eigenen literarischen Bewegung betrachtet zu werden. Dies ruft uns eine während des Kriegsfeuers über den Rhein geschickte Schrift von Saint-René Taillandier: „Drames et romans de la vie littéraire", in Erinnerung, eine Schrift, in welcher der Autor die Gräfin Ahlefeldt, Heinrich und Charlotte Stieglitz und Heinrich von Kleist behandelt, also lauter Stoffe aus unserm deutschen socialen Leben, aus unserer Literatur. Die Behandlungsweise ist, wie immer bei Saint-René Taillandier, eine discrete, obwol er mit einem entscheidenden Urtheil nicht zurückhält. „Die Gräfin Ahlefeldt" ist ein Essay über das Buch der Ludmilla Assing. Es ist für die Unparteilichkeit des Autors ein schlagender Beweis, daß er gerade die Epoche der deutschen Befreiungskriege, den patriotischen Aufschwung des Jahres 1813 mit einer Wärme schildert, als wäre derselbe nicht gegen seine eigenen Landsleute gerichtet gewesen; ja er vergleicht die Wirthsstube zu Breslau, in welcher Frau von Ahlefeldt-Lützow die neuangeworbenen Freiwilligen als graziöse Priesterin des Patriotismus begeistert, mit dem Ballsaal von Versailles im Jahre 1789. Offenbar ist Saint-René Taillandier durch den Kosmopolitismus der deutschen Literatur, mit der er sich so lange Jahre beschäftigt hat, angesteckt worden. Er folgt in der weitern Schilderung des Lebens der Gräfin dem Buche der Ludmilla Assing, seine Charakteristik Immermann's ist zutreffend,

er nennt ihn poète incomplet, écrivain désordonné, welches letztere Prädicat wenigstens mit Bezug auf Immermann's Dramen berechtigt ist. Auch auf Grabbe kommt er zu sprechen, wobei ihm indeß ein auffallender Irrthum passirt. Er meint, Immermann habe die literarische Erziehung Grabbe's, die sehr viel zu wünschen übrig ließ, vollendet. „Hannibal", „Der Herzog von Gothland", „Marius und Sylla", „Kaiser Friedrich Barbarossa", „Kaiser Heinrich VI.", „Don Juan und Faust", „Napoleon und die hundert Tage" — alle diese bizarren, verworrenen, gewaltsamen Dramen, welche hier und dort von Blitzen des Genius erhellt würden, hätten vielleicht nie das Licht erblickt ohne die Ermuthigungen Immermann's und der Gräfin Ahlefeldt. Nun sind aber alle diese Stücke längst vor dem Aufenthalt Grabbe's in Düsseldorf erschienen, ja der „Herzog von Gothland" war sogar seine erste Jugenddichtung. Man sieht, daß die Kenntniß der deutschen Literatur auch bei den gewissenhaftesten Franzosen noch große Lücken zeigt. „Heinrich und Charlotte Stieglitz", diese als Heldin lange Zeit von den jungdeutschen Autoren gefeiert, erfahren von seiten Saint-René Taillandier's eine strenge Beurtheilung. Der Cultus des Genius habe die That Charlottens zur Folge gehabt, und wie Bettina Goethe angebetet, so habe sie sich einen neuen Goethe geschaffen; doch ihr Idol sei zerbrochen — „et Charlotte s'est tuée de dépit". Auch bei ihm sei die Liebe mehr Eitelkeit gewesen, die sich in so begeisterter Hingebung gespiegelt habe. Von „Heinrich von Kleist" gibt der Autor ein Bild nach den bekannten deutschen Biographien und Schilderungen und bestreitet vor allem, daß er ein politischer Werther war; sein Selbstmord sei nur die Folge seiner skeptischen Weltanschauung gewesen. Der Ausdruck „fou", mit welchem der Dichter mehrfach bezeichnet wird, klingt unsern deutschen Umschreibungen gegenüber etwas brutal, trifft aber doch den Nagel auf den Kopf. Um auch dem geringen geographischen Genie der Franzosen seine Schuld abzutragen, verwechselt unser Autor an einer Stelle Baireuth mit Bamberg, welche letztere Stadt er zum Aufenthaltsorte Jean Paul's macht.

Wir würden es sehr bedauern, wenn die Franzosen jetzt den internationalen literarischen Verkehr mit dem deutschen Genius abbrächen; sie könnten aus dem Studium unserer Literatur lernen, welch ein Geist die deutsche Thatkraft nährte und zu so siegreicher Ueberlegenheit über französische Weltherrschaftsgelüste führte.

Wilibald Alexis.

Die Trauerkunde, daß Wilibald Alexis (Wilhelm Häring) am 16. December in Arnstadt in Thüringen gestorben sei, erinnert unser so leichtvergeßliches Lesepublikum, dessen Antheil durch stets neue Productionen wach gehalten werden will, an diesen hervorragenden Schriftsteller, der in seiner Jugend mit Walter Scott einen ehrenvollen Wettkampf einging, während seiner reifern Jahre aber durch seine Romane aus der brandenburgischen Geschichte sich ein unleugbares Verdienst um die lebensvolle Darstellung der Vorzeit jener deutschen, jetzt zum Vorsitz berufenen Reichslande erworben hat. Diese Verdienste haben keine Anerkennung von seiten des Staats gefunden, nur die Schiller-Stiftung ertheilte dem greisen Schriftsteller eine Nationalbelohnung.

Wilhelm Häring wurde am 23. Juni 1797 in Breslau geboren, besuchte dann in Berlin das Gymnasium, trat mit 18 Jahren als Freiwilliger in die Armee und machte den Feldzug nach Frankreich, die Kämpfe um die Ardennenfestungen mit. Dann studirte er in Berlin und Breslau die Rechtswissenschaft; doch nachdem er kurze Zeit als Referendar im Staatsdienst gewirkt hatte, trat er wieder aus, seinen literarischen Neigungen und Talenten nachgebend, welche ihm größere Erfolge versprachen. Unter dem Namen Walter Scott's gab er seinen ersten Roman „Walladmor" heraus; er debutirte mit einer Mystification, welche indeß überraschenden Erfolg hatte, der großen Mehrzahl der Leser vollkommen glaubwürdig erschien und selbst den Beifall des Schriftstellers fand, dessen Namen er misbraucht hatte. Ein zweiter Roman: „Schloß Avalon", hielt die absichtliche Täuschung der Leser über die Autorschaft aufrecht. Gleichzeitig veröffentlichte der junge Schriftsteller unter dem Namen Wilibald Alexis eine große Menge von Novellen und Erzählungen in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften; er sammelte dieselben später unter dem Titel: „Gesammelte Novellen" (1830) und „Neue Novellen" (1836). Reisen nach Skandinavien und Südeuropa gaben ihm den Stoff für anziehende Reiseschriften.

Eine schriftstellerische Thätigkeit von größerer origineller Bedeutung, ohne Anlehnung an fremde Muster, ohne das Fragmentarische der Novellistik, eröffnete Wilibald Alexis mit seinem Romane „Cabanis", der in der Zeit Friedrich's des Großen spielte und einen ebenso patriotischen wie volksthümlichen Geist athmete. An ihn schlossen sich die Romane aus der brandenburgischen Geschichte: „Der Roland von Berlin", „Der falsche Waldemar", „Die Hosen des Herrn von Bredow", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", „Isegrimm", jedenfalls die bedeutendsten Productionen des Autors, ausgezeichnet durch landschaftliche Malereien, welche selbst die sterile Mark poetisch verklärten, durch treue Sittenschilderungen und eine kernige, markige Charakteristik.

Mit Hitzig zusammen gab Wilibald Alexis außerdem den „Neuen Pitaval" heraus, eine Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten. Wo er selbst hier als Erzähler mitwirkte, zeigte er rege Phantasie und ein für die Schicksale des armen Volks theilnehmendes Herz.

Längere Zeit war Wilibald Alexis in Berlin, wo er seit 1848 lebte, als Mitredacteur der „Vossischen Zeitung" beschäftigt. Von Berlin begab er sich 1852 in die Idylle von Arnstadt; er war nämlich erkrankt, sein Gedächtniß hatte ihn verlassen; auf die Frische der Mittheilungen im Gespräch und Verkehr mußte er verzichten. Hier starb er auch nach schweren Leiden — der Ruf eines unserer besten Romanschriftsteller bleibt ihm bewahrt.

Notiz.

Arthur Schopenhauer ist bekanntlich auch einmal als Uebersetzer aufgetreten; er hat „Balthasar Gracian's Handorakel und Kunst der Weltklugheit" aus dem Spanischen übersetzt (Leipzig, Brockhaus). Von dieser Uebersetzung liegt jetzt eine neue Auflage vor (1871). Das Buch ist sehr interessant, enthält eine Menge feiner, bisweilen etwas jesuitisch zugespitzter Lehren für den Umgang mit Menschen und zog unsern Philosophen an, der ein Freund von Maximen und praktischer Lebensweisheit war.

Bibliographie.

Kleinert, P., Untersuchungen zur alttestamentlichen Rechts- und Literaturgeschichte. 1ster Thl. Das Deuteronomium und der Deuteronomiker. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kluge, H., Wilde Rosen. Gedichte. Dessau, Heine. Gr. 16. 15 Ngr.

Socialpolitische Tagebuchbetrachtungen eines Agrariers. Halle, Petersen. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Tragödie der Irrungen. Roman. Aus dem Italienischen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Trampler, R., Vorgänge vor Ausbruch des 1sten schlesischen Krieges. Brünn, Hauptmann. 1871. Gr. 4. 10 Ngr.

Ueber den ewigen Frieden. Von einem bayerischen Offiziere. München, Gummi. 1871. Gr. 16. 4 Ngr.

Deutsche Verfassungswünsche und preußisches Ständethum; mit einer Betrachtung unserer sozialen Verhältnisse. Halle, Petersen. 1871. Gr. 8. 4 Ngr.

Werner, K., Die Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums. Ein Beitrag zur Geschichte und Philosophie der Religionen. Schaffhausen, Hurter. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.

Wichert, E., Hinter den Coulissen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Wildermuth, Ottilie, Zur Dämmerstunde. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.

Wilken, E., Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zeller, F., Zur Frage der deutschen Münzreform. Stuttgart, E. Hallberger. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zoepffel, R., Die Papstwahlen und die mit ihnen im nächsten Zusammenhange stehenden Ceremonien in ihrer Entwickelung vom 11. bis zum 14. Jahrhundert. Nebst einer Beilage: Die Doppelwahl des Jahres 1130. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zur Philosophenversammlung in Leipzig, 6. bis 8. September 1870. Gruß an die Herbartianer von einem Deputirten. Hamburg, Grüning. 1871. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 11. Januar 1872.

Ernst Förster's Geschichte der italienischen Kunst.

Geschichte der italienischen Kunst. Von Ernst Förster. Zweiter Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Als ich vor zwei Jahren den ersten Band des vorliegenden Werks zu besprechen hatte *), mußte ich vor allem betonen, daß kaum jemals ein Schriftsteller durch vieljährige umfassende Studien und Vorarbeiten, durch Autopsie und Kenntniß der einschlägigen Literatur, durch eine auf ununterbrochene theoretische und praktische Selbstbethätigung sich gründende Vertrautheit mit dem zu behandelnden Stoff, durch warme Liebe und Hingebung an die Sache, durch Vielseitigkeit der Bildung und Offenheit des Blicks, durch eine sich fort und fort frisch und jugendlich erhaltende Lebendigkeit der Anschauung und Darstellung zur Inangriffnahme eines bedeutenden Werks mehr berufen gewesen sei, als Ernst Förster zur Abfassung einer Geschichte der italienischen Kunst, da eigentlich sein ganzes, in rastloser Thätigkeit verflossenes Leben als eine Vorschule und Vorbereitung zu dieser Arbeit angesehen werden müsse. Legte für diese Thatsache schon der erste Band ein unwiderlegliches Zeugniß ab, so ist dies in noch höherm Grade bezüglich des uns heute beschäftigenden zweiten Bandes der Fall, weil derselbe die Entwickelung der italienischen Kunst im 14. Jahrhundert behandelt, die von jeher für den Autor, wie er selbst sagt, einen besondern Reiz gehabt und demzufolge in so ausgedehntem Maße seine Forscherlust wie seine Schreibfeder beschäftigt hat, daß er ohne Selbstüberhebung im Vorwort aussprechen durfte, trotz der mannichfachen Belehrungen, die er andern Arbeitern auf diesem Gebiet verdanke, die Hauptpülfsmittel für den gegenwärtigen Band in seinen eigenen frühern Arbeiten besessen zu haben.

In der allgemeinen Behandlung des überaus reichen und interessanten Stoffs, der in diesem Bande zu bewältigen war, bleibt der Verfasser dem im ersten Bande eingeschlagenen Wege getreu. Insbesondere macht er es sich hier wie dort zur Pflicht, bei seiner Darstellung der kunstgeschichtlichen Entwickelungsmomente stets auf deren innigen Zusammenhang mit den gleichzeitigen Entwickelungsstadien der allgemeinen Bildung und Gesittung hinzuweisen, und diese wiederum in ihrer Wechselbeziehung mit den Hauptereignissen der Geschichte und den jeweiligen Zuständen auf kirchlichem und politischem Gebiete zu betrachten. Demgemäß schickt er auch in diesem Zeitraum der eigentlichen Kunstgeschichte eine allgemeingeschichtliche Einleitung und einen culturgeschichtlichen Rückblick voraus, worin er zeigt, daß zwar der Aufschwung, den die italienische Kunst während dieser Zeit genommen, mit dem äußern und innern Verfall, an welchem Papst und Kaiserthum infolge ihrer gegenseitigen Bekämpfung gleichzeitig krankten, in Widerspruch zu stehen scheine, gleichwol aber indirect daraus hervorgegangen sei, indem gerade in und mit dem geschwächten Einfluß der kirchlichen und weltlichen Gewalt das bis dahin unter dem Druck des Priester- und Ritterthums gestandene Bürgerthum zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangt und hiermit ein neuer Boden für eine neue Blüte der Culturkeime gewonnen worden sei, welche, bisher nur vom Klerus und Adel gepflegt, einerseits im Christenthum, andererseits im Romanismus und Byzantinismus wurzelten. Der Autor sagt in dieser Beziehung:

Wol war der Sittenzustand im allgemeinen wenig erbaulich; aber über die in Weltlust und Sünde versunkene Bevölkerung erhoben sich einzelne seelenreine gottbegeisterte Menschen und zündeten durch Lehre und Beispiel in den Gemüthern ihrer Mitmenschen das Feuer der Läuterung an. Sehr locker und vielfach verletzt war die Kirchenzucht, sodaß Klagen und Anklagen gegen die Geistlichkeit in erschreckender Weise sich stets wiederholten; aber an der Kirche selbst, an ihren Ordnungen und Gebräuchen, an ihren Lehren und gottesdienstlichen Handlungen hing das Volk unbeirrt und mit festem Vertrauen auf ihre gegen den Teufel wirksame, aus dem Fegfeuer erlösende, seligmachende Kraft; mit dem Glauben an die Heiligen und ihre Legenden, an ihre Wunderkraft im Leben und im Tode,

*) Vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1869. D. Red.

an die Macht ihrer Fürsprache im Himmel; vor allem mit dem Mariencultus, durch welchen die Mutter Jesu als übernatürliches Wesen, als Vorbild fleckenloser Seelenreinheit, als Sinnbild der Unsterblichkeit verehrt, ja in den Rang einer Gottheit erhoben wurde, war ein reiches mythologisches Material, die Grundlage jeder idealen Kunstthätigkeit, gewonnen. Wol ließen die ewigen Kriege der Parteien und der Adelsgeschlechter es nicht zu einer ruhigen und sichern Gestaltung des Staatslebens kommen; allein immer standen ja nach den Kämpfen den Niederlagen auch Siege gegenüber, und die Sieger waren, die Früchte ihres Siegs zu sichern, darauf angewiesen, sich desselben würdig zu erweisen; oder aber es kam das Volk bei den Kämpfen, die es nichts angingen, ihm aber seinen Frieden störten, zum Bewußtsein eigener Kraft, und erhob sich über die Parteien als eine dritte Macht, als das freie Bürgerthum. Aus Macht und Reichthum erwuchs ein stolzes Bewußtsein und das Verlangen, es andern, womöglich allen zuvorzuthun, nicht allein sie zu beherrschen, sondern sie zu überstrahlen und sich selbst für ferne Zukunft hinaus Denkmale der errungenen Größe zu errichten. Dafür aber bedurfte man vor allem der Mitwirkung der schönen Künste. Das deutsche Kaiserthum hatte nach dem Sturz der Hohenstaufen die ehemalige Geltung in Italien nicht wieder erlangen können; aber die deutsche Kunst, die unter ihnen sich reich und herrlich zu entfalten begonnen, übte einen so großen Einfluß über Italien aus, daß man nicht nur deutsche Baumeister und Bildhauer berief und beschäftigte, sondern daß ihre Kunst sogar tonangebend wurde für die eigenen Schöpfungen. Gegen ein Uebermaß aber war Italien durch seinen Volksgeist geschützt, wie gegen Deutschland, so gegen Frankreich, das an dessen Stelle getreten und mehr Druck als Anziehungskraft ausübte. Gerade unter dem Druck erwachte und erstarkte das Nationalgefühl, und Vaterlandsliebe entflammte die Herzen zu Thaten der Begeisterung. Man kam zum Bewußtsein des eigenen Lebens in Wort und Werk; man gewann eine eigene Sprache und selbständige Kunstformen; die Erinnerung an das große Alterthum lebte von neuem auf und mit ihr das Verlangen, sich der Abstammung würdig zu zeigen und nachkommenden Geschlechtern ebenfalls ein nachahmungswerthes Beispiel zu hinterlassen.

Nachdem der Verfasser auf diese Weise einerseits auf das Vorhandensein der allgemeinen Vorbedingungen einer der damaligen Weltanschauung entsprechenden neuen Kunstblüte, andererseits auf die besondern Einwirkungen einzelner Städte und Persönlichkeiten hingewiesen und unter jenen besonders Pisa, Siena und Florenz, unter diesen hauptsächlich Dante, Petrarca und Katharina von Siena hervorgehoben, läßt er sich sodann in ausführlicher Darstellung die damalige Kunstgeschichte selbst vor dem Leser entfalten, und zwar führt er, wie bei der Zeichnung der drei ersten Zeiträume, zuerst die Baukunst, dann die Bildnerei und endlich die Malerei vor, jede nach ihren verschiedenen Entwickelungsphasen in den verschiedenen Staaten und Städten.

Die italienische Baukunst war während dieses Zeitraums nicht von derselben Bedeutung und Durchbildung wie in den vorangegangenen Jahrhunderten, weder den architektonischen Leistungen anderer Nationen, noch den Leistungen der beiden Schwesterkünste in Italien selbst gegenüber. Demgemäß nimmt ihre Geschichte hier nicht, wie im ersten Bande, den größten, sondern umgekehrt den kleinsten Raum ein. Trotzdem mußte derselben auch hier der erste Platz eingeräumt werden, nicht nur wegen der fundamentalen Bedeutung, die sie überhaupt für die übrigen Künste besitzt, sondern auch wegen der Herrschaft, die sie gerade auch in dieser Epoche über Bildnerei und Malerei ausübte. In gewissem Betracht war sie sogar damals noch die einzige Kunst; wenigstens besaßen die beiden andern noch keine selbständige Thätigkeit. Sie war es, wie Förster betont, die mit ihrer weithin sichtbaren Zeichensprache am unmittelbarsten dem stolzen Bürgerbewußtsein entsprach; an sie zunächst wandte sich daher das Kunstbedürfniß, sie mußte, indem sie die Schwesterkünste in ihren Dienst nahm, diesen ihre Aufgabe stellen und die Wege bezeichnen, die zu einem harmonischen Zusammenwirken mit ihr eingeschlagen werden mußten: und so war es natürlich, daß der allgemeine Gestaltungstrieb, welcher für die ganze mittelalterliche Kunst von Anfang an das bewegende und formbestimmende Princip gewesen war, nämlich der im christlich-religiösen Gefühl wurzelnde Drang, sich vom Irdischen, Sinnlichen und Natürlichen möglichst hoch zum Jenseitigen, Uebersinnlichen, Wunderbaren zu erheben, den höchsten Grad der für ihn erreichbaren Ausbildung zuerst durch die Architektur und zwar durch die auf das entschiedenste dem Verticalismus und Transscendentalismus sich zuwendende Gothik erfuhr, und daß erst von ihr aus diese Geistesrichtung, welche der mittelalterlichen Kunst zugleich ihre Vollendung und ihr Ende bereitete, auch in die Plastik und Malerei eindrang. Um dieses Einflusses willen ist auch der italienischen Gothik die Bedeutung einer voranschreitenden und bahnbrechenden Kunst nicht abzusprechen, sowenig sie auch in Vergleich mit der nordfranzösischen und deutschen Gothik Anspruch auf wirkliche Ursprünglichkeit und eine vollkommen harmonische Durchbildung hat, und in diesem Sinne wird ihr auch von Förster die ihr gebührende Anerkennung gezollt. Er räumt ein, daß die gothische Gestaltungsweise eigentlich mit dem an der Antike gebildeten Formgefühl der Italiener in Widerspruch gestanden und in Italien nur Eingang gefunden habe, weil man auch dort dem allgemeinen Zeitdrange nicht habe widerstehen können; auch gibt er zu, daß die unter so widerstreitenden Einwirkungen entstandene Architektur weder rein gothisch, noch rein italienisch habe werden können und diesen Mangel an Einheitlichkeit selbst in den besten ihrer Werke verrathe. Zugleich aber erkennt er an, daß der dem italienischen Volke vorzugsweise eigene Schönheitssinn mannichfache Mittel zur Ausgleichung der Widersprüche gefunden und auf weltlichem wie auf kirchlichem Gebiete eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Werken von unwiderstehlicher Wirkung, ja von entzückendem Eindruck geschaffen habe. In der sehr instructiven kritischen Abwägung der Licht- und Schattenseiten der italienischen Gothik überhaupt, sowie in der eingehenden Charakteristik ihrer einzelnen Schöpfungen, unter denen wir als die hervorragendsten nur die Dome von Mailand, Florenz, Siena und Orvieto nennen wollen, trägt er ebenso sehr den Forderungen der strengern Kunstbetrachtung wie der Anschauungsweise des natürlichen Gefühls Rechnung, nur darin macht er vielleicht der letztern ein zu weit gehendes Zugeständniß, wenn er am Schluß jener kritischen Abwägung sagt, die Fülle, Mannichfaltigkeit und Schönheit der für die Ausführung verwendeten Kunstmittel decke den Mangel an architektonischer Consequenz und sei im Stande, uns durch ein harmonisches Zusammenwirken aller Künste freigebig für die Nichtbeachtung architektonischer Regeln zu entschädigen. Um so mehr müssen wir ihm zustim-

men, wenn er in der italienischen Gothik mit ihrer Neigung, den Spitzbogen mit dem Rundbogen, den Verticalismus mit dem Horizontalismus, das mittelalterliche Formenspiel mit der antiken Ornamentik in unmittelbare Verbindung zu bringen, nur ein Ringen nach nationalem Ausdruck erblickt, welches sich, weil es in jener Zeit noch unfähig war, der herrschenden Zeitströmung eine eigene entgegenzusetzen, mit dem Versuch begnügen mußte, das dem nationalen Gefühl Widerstrebende wenigstens nach eigenem Bedürfniß zu modificiren und zu mildern.

Kräftiger und erfolgreicher konnte sich dieses Streben auf dem Gebiet der Plastik entfalten, nicht nur weil hier eine Rückkehr zu den ewig mustergiltigen Formen des Alterthums näher lag, sondern auch weil in dieser Kunst der Gegensatz des Antiken und Christlichen in dem allgemein Menschlichen eine der Natur selbst entsprechende Vermittelung findet. So erklärt es sich, daß schon in diesem Zeitraum, inmitten eines noch chaotischen Gärungsprocesses, ein Künstler und Meister wie Nicola Pisano erstehen konnte, der in der mittelalterlichen Kunstentwickelung einen so gewaltigen, ans Wunderbare grenzenden Umschwung herbeiführte, daß schon das Mittelalter selbst sich gedrungen fühlte, ihm den Ehrennamen eines Wiederherstellers der Kunst zu ertheilen. Die mit besonderer Wärme und Begeisterung geschriebene Charakteristik dieses genialen Meisters und seiner bewunderungswürdigen Leistungen bildet den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des der Bildhauerkunst gewidmeten Abschnitts, und für diejenigen, welche wissen, welche Verdienste sich Förster schon in seinen frühern Arbeiten um diesen Künstler erworben hat, brauchen wir nichts zur weitern Empfehlung dieser Charakteristik hinzuzufügen. Mit gleicher Liebe hat er Nicola's Schüler und nächste Nachfolger, Giovanni, Andrea und Nino Pisano, gezeichnet, die in geistverwandter, jedoch selbständiger Weise das von ihm Begonnene weiter führten und ergänzten, indem sie die von Nicola mit Hülfe der Antike wiedergewonnenen edeln Formen dem christlichen Inhalt gemäß ausdrucksvoller zu gestalten und durch eine einfachere und naturgemäßere Compositionsweise dramatisch zu beleben wußten, und zwar mit so außerordentlicher Ueberlegenheit über die anderweitigen Leistungen der gleichzeitigen und nachfolgenden Plastik, daß es erst dem Zeitalter Michel Angelo's vorbehalten blieb, das von der Schule zu Pisa so erfolgreich Angebahnte zu vollenden.

Noch ungleich reger, mannichfaltiger und fruchtbarer bethätigte sich der nach neuen Zielen ringende Geist dieses Zeitraums auf dem Gebiet der Malerei, und dieses Gebiet war es zugleich, welches sich schon in dieser Periode als dasjenige erwies, auf welchem gerade die italienische Nation dereinst das Vollkommenste zu leisten und die höchste Palme zu erringen berufen war. Was Nicola Pisano als „Wiederhersteller der Kunst" für die Plastik bewirkt hatte, das bewirkte Giotto für die Malerei, wenn auch in vielem Betracht mit andern Mitteln. Auch hier galt es, sich den Fesseln der Tradition, dem starren Formenzwang des Byzantinismus zu entringen und dafür innigen Gefühlsausdruck, Naturwahrheit und Geistesfreiheit zur Geltung zu bringen. Der Kampf gestaltete sich aber hier nicht so leicht, wie er durch die von ebenbürtigen Nebenbuhlern unbehelligt gebliebene Schule der pisaner Meister durchgefochten war, sondern es galt, Meister wie Cimabue, Duccio und Symon Martini zu überwinden, deren Gegenwirkung um so schwerer zu bewältigen war, als sie die Macht der Ueberlieferung und Gewohnheit auf ihrer Seite hatten und selbst bemüht waren, innerhalb der schulgemäßen Grenzen eine ausdrucksvollere, gemüthbewegendere Gestaltung anzustreben und in compositioneller wie technischer Beziehung dem Byzantinismus eine so vollkommene Durchbildung wie möglich zu verleihen. Demgemäß macht sich in der Geschichte der Malerei dieses Zeitraums mehr als in der ihrer Schwesterkünste ein Gegensatz zweier verschiedener Hauptrichtungen geltend, deren bedeutendste Vertreter aus den Schulen von Siena und Florenz, jene mit Duccio und Symon, diese mit Giotto an der Spitze, hervorgegangen sind; und die Darstellung dieses Gegensatzes nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin, sowie die Charakteristik derjenigen Bestrebungen, welche, wie es in den Werken von Niccolo Petri, Altichiero und Jacopo Avanzo geschehen, jenen Gegensatz zu vermitteln bemüht waren, bildet daher inmitten der sonst schwer überschaulichen Fülle des auf diesem Kunstgebiet zur Erörterung kommenden Stoffs den sicher leitenden Ariadnefaden.

Dem Verfasser hierbei in die Masse interessanter Einzelheiten zu folgen, ist uns unmöglich. Seiner allgemeinen Anlage und Ausführung nach schließt sich das Förster'sche Werk auch in diesem Bande mit glücklichstem Erfolg jenen Bestrebungen der Neuzeit an, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen auch zu einem Gemeingut der Gebildeten überhaupt zu machen. Ohne daher den fachwissenschaftlichen Standpunkt aus dem Auge zu verlieren und die Behandlung von Fragen derartigen Charakters auszuschließen, beschränkt es sich doch in dieser Beziehung auf das Hauptsächliche und Wesentliche, sieht überhaupt von allem, was für den allgemeinen Entwickelungsgang der Kunst bedeutungslos ist, ab und schafft sich dadurch Raum für eine möglichst gründliche und eingehende Darlegung des wirklich Wichtigen und allgemein Beachtungswerthen, namentlich für eine wahrheitsgemäße Charakteristik und Würdigung der in der einen oder andern Weise berücksichtigungswerthen Künstler und für eine möglichst anschauliche Schilderung und Beurtheilung ihrer Werke nach Auffassung, Gedankeninhalt, Motiven, Formengebung, Farbenbehandlung, kurz nach allen ihre Eigenthümlichkeit bedingenden Seiten. Daß er hierbei ein besonderes Gewicht auf die Wahl und Darstellung der Gedanken legt, wird ihm vielleicht von denen, die nur noch in der Technik das Wesen der Kunst, namentlich der Malerei, erblicken, verübelt werden. Wir können ihm darin nur zustimmen, um so mehr, als er darüber die technischen Seiten keineswegs vernachlässigt, sondern ihnen an verschiedenen Stellen sehr eingehende und instructive Erörterungen widmet und, wo es am Platze ist, auch umgekehrt auf die Gefahren hinweist, welche der Kunst aus einer einseitigen Bevorzugung der gedanklichen Elemente erwachsen. So nachdrucksvoll er es z. B. als eine der bahnbrechenden Thaten Giotto's und seiner Schule bezeichnet, die Gedankenmalerei in die Kunst eingeführt zu haben, und so sehr

er es sich angelegen sein läßt, Werke dieser Gattung — wie unter anderm die trefflich von ihm geschilderten Gemälde zur Verherrlichung des heiligen Dominicus und des heiligen Thomas von Aquino in der spanischen Kapelle von Santa-Maria novella zu Florenz und den „Triumph des Todes" im Camposanto zu Pisa — als Leistungen von hervorragender Bedeutung hervorzuheben und ein lebhafteres Interesse, als ihnen gewöhnlich gewidmet wird, für sie zu erwecken, so verkennt er doch darum nicht, daß sie dem eigentlichen ästhetischen Bedürfniß nicht unmittelbar genügen, sondern daß es zu ihrem Genuß einer nicht blos kunsthistorischen, sondern culturgeschichtlichen Vermittelung, einer Versenkung in die damalige Weltanschauung, einer Bekanntschaft mit der Heiligen- und Legendengeschichte und der damals alle Lebenskreise beherrschenden Scholastik bedarf. Förster's eigene Worte lauten:

Aesthetische Genüsse, wie vor den Bildnissen Tizian's oder Ghirlandajo's, wie in den Stanzen des Vaticans, werden da nicht geboten. Selbst die Kunstgeschichte als solche wird uns schwerlich in das volle Verständniß dieser Malereien einführen, obschon sie uns dieselben als eine große einheitliche Conception, als eins der umfassendsten Beispiele der von Giotto in die Kunst eingeführten Gedankenmalerei erkennen lehrt. Noch weniger werden die Lebensanschauungen und Ueberzeugungen der Gegenwart sich darin wiederfinden und den richtigen Maßstab für die Beurtheilung ihres Werthes uns in die Hand geben. Sie sind ein Denkmal der Vergangenheit, des vom hohen Mittelalter überlieferten und bis ins 14. Jahrhundert im wesentlichen festgehaltenen religiösen und philosophischen Denkens innerhalb festgeschlossener Schranken. „Das Mittelalter sah in der Kirchenlehre die Wahrheit." Mit diesem Ausspruch Carriere's ist der Standpunkt bezeichnet, von welchem aus wir die Gemälde der spanischen Kapelle als ein Ganzes zu betrachten haben, wenn uns um ihr volles Verständniß zu thun ist. Sie sind daher ebenso sehr von cultur- als von kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Mit gleicher Entschiedenheit, wie der Autor hier seine Anerkennung der Gedankenmalerei nur in einem scharf umgrenzten Sinne ausspricht, fällt er über sie ein misbilligendes Urtheil, wo sie die ihr gebührenden Grenzen überschreitet. Bei Besprechung der Bilder im Camposanto sagt er:

Die Kunst ist, wie jede andere Erscheinung auf dem Gebiete der Culturgeschichte, Ausschreitungen und Verirrungen ausgesetzt. Giotto hatte ihr das Reich des Gedankens erschlossen und in großen Bilderfolgen die Formen der epischen und dramatischen Dichtung für sie erobert. Ein sicheres und klares Gefühl für Auffassung und Anordnung hielt ihn innerhalb der der bildenden Kunst gezogenen Schranken. In dem Maße, als dies Gefühl bei einzelnen unklar und schwach wurde, stellten sich Misgriffe und selbst Verkehrtheiten ein.

Als eine Verirrung dieser Art bezeichnet er unter andern das Bild der Einsiedler im Camposanto, das er ein „Conglomerat von willkürlich an- und übereinander gefügten Scenen" nennt und als eine Composition von höchst sonderbarem verwirrenden Eindruck, ohne jede Einheit, ja selbst ohne Wahrscheinlichkeit, von äußerst ungleicher, zum Theil sehr roher Ausführung schildert.

Ueber die Fortschritte der Technik während dieses Zeitraums spricht sich der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten und in besonders übersichtlicher Weise gegen das Ende des den Schluß des Buchs bildenden „Rückblick" aus, indem er hier nach Cennini's „Trattato della pittura" in Kürze zusammenstellt, wie man bei Tafelbildern zwar noch die althergebrachte Tempera aus Feigenmilch, Eigelb oder Fischleim angewandt, aber nicht mehr, wie es in der altbyzantinischen Malerei Sitte war, alle Carnation mit Grün, alle Gewänder und sonstige Nebensachen dunkel untermalt, sondern seit Giotto diese Methode nur noch für die Schattenpartien beibehalten, dagegen die lichten Farben auf lichtem Grunde aufgetragen und so eine reinere, frischere Wirkung gewonnen habe; ferner wie man bei Wandmalereien von der Malerei auf trockenem Grunde (al secco) nach und nach zur Malerei auf nassem Grunde (al fresco) überging, welcher Farbenstoffe man sich vorzugsweise bediente, wie man in Ermangelung der damals noch unbekannten Palette die Farbenmischung bewerkstelligte, welches Verfahren man anwandte, um die Entwürfe der Gemälde im richtigen Maßstabe auf die Tafeln oder Wände zu übertragen u. s. w. Auch bezüglich der Fortschritte in der Behandlung der Formen, der Proportionen, der Compositionen, der Naturstudien u. s. w. ist dieser Rückblick eine sehr dankenswerthe Zugabe, indem darin der ganze Entwickelungsgang der Kunst nach seinen wesentlichsten Momenten und Hauptrichtungen noch einmal kurz zusammengefaßt und dabei zugleich auf das noch Mangelhafte oder Verkehrte der Leistungen aufmerksam gemacht wird, sodaß der Leser in ihm nicht blos einen nochmaligen Ueberblick auf den zurückgelegten Weg, sondern zugleich einen Vorausblick auf den Entwickelungsgang des nächstfolgenden Zeitraums gewinnt. Ueberhaupt dürfte nicht leicht ein Leser, der auf unbefangenem Standpunkte steht, das Buch anders als mit einem hohen Grad von Befriedigung aus der Hand legen. Wer für seine Liebe zur italienischen Kunst eine feste Grundlage und nachhaltige Nahrung, wer auf diesem Gebiete Verständniß der Kunstwerke, Kenntniß der Schulen und Meister sucht, wird sie in diesem Werke finden. Insbesondere wird es sich auch denen empfehlen, die mit Erfolg eine Reise durch Italien machen wollen, um die Kunst dieses mit Kunstschätzen vor allen gesegneten Landes in allen ihren verschiedenen Entwickelungsstadien kennen und würdigen zu lernen.

Adolf Zeising.

Revue des Literaturjahres 1871.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Novelle und Erzählung erfreut sich in Deutschland einer besondern Pflege, da die Feuilletons der Zeitungen und die Spalten der illustrirten und nichtillustrirten Unterhaltungsblätter in ihrer Unersättlichkeit fortwährend die Production auf diesem Gebiete ermuthigen. Sehr weit auseinander gehen hier die Grenzen dieses Gebiets: auf der einen Seite steht die Novelle als kleines Kunstwerk; auf der andern die lockerste Improvisation und die trivialste Geschichte, wie sie im Alltagsleben den Kreis der Gevatterinnen beschäftigt.

Den Ruhm, der Meister deutscher Novellistik zu sein, hat sich neuerdings Paul Heyse erworben; er liebt die psychologische und pathologische Studie, sein graziöser Stil adelt das Alltägliche, er schlägt wieder die verschiedenartigsten Töne der Novellistik an, selbst den phantastischen und gespenstischen, in der jüngst erschienenen Sammlung: „Ein neues Novellenbuch". Die unübertreffliche „Ciselirung" sichert auch seinen frühern Novellen stets ein wachsendes Publikum, wie die fünfte Auflage seiner „Neuen Novellen", die zweite seiner Sammlung „Ein neues Novellenbuch" beweist. Außerdem gibt er in Gemeinschaft mit Hermann Kurz einen „Deutschen Novellenschatz" heraus, von welchem drei Bände vorliegen. Ein anderer Meister der Erzählung, Berthold Auerbach, läßt seine „Sämmtlichen Schwarzwälder Dorfgeschichten" in einer Volksausgabe in acht Bänden erscheinen, ein Beweis, daß auch die Dorfgeschichte, wenngleich nicht mehr herrschende Mode des Tags, noch immer ihr Publikum findet. Von Jeremias Gotthelf sind sechs Erzählungen „Aus dem Emmenthal, aus dem Bernerland" erschienen. Ebenso läßt W. H. Riehl eine Volksausgabe seiner sämmtlichen „Geschichten und Novellen" erscheinen. Der dritte Band von Karl Gutzkow's „Lebensbildern" enthält die Novelle: „Drum prüfe wer sich ewig bindet"; auch hat Gutzkow eine Erzählung „Der Wärwolf" herausgegeben. In Bezug auf künstlerische Feinheit den Heyse'schen verwandt sind die Novellen von Karl Frenzel: „Geheimnisse"; von Gustav zu Putlitz: „Funken unter der Asche"; von Otto Roquette: „Welt und Haus"; von Edmund Hoefer, den wir bei weitem lieber auf dem Gebiet der Novelle als auf dem des Romans begegnen; „Land und See"; Elise Polko: „Neue Novellen, zwölfte Folge: Freudvoll und leidvoll"; Levin Schücking: „Deutsche Kämpfe"; Ernst Wichert: „Rosa Lichtwart".

Die übrige Novellenflora bietet die buntesten Varietäten historischer und literarhistorischer, erotischer, criminalistischer, humoristischer, moralisirender Art. Drei Novellen aus Oesterreichs Geschichte hat C. Zetter geschrieben: „Aus dem Bauernkriege Oberösterreichs"; „Die Tataren in Ungarn"; „Wahrheit und Traum, Erzählung vom salzburger Untersberg"; A. Beneke, historische Skizzen und Erzählungen: „Aus vier Jahrhunderten", und eine Novelle: „Reinhold Lenz"; Claire von Glümer: „Die Augen der Valois"; L. Mohr: „Die blaue Dame". Der Zeitgeschichte entlehnt sind H. Hirschfeld: „Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege"; R. Fries: „Die Frau des Ulanen"; Paula Herbst: „Jena und Strasburg". Novellensammlungen haben herausgegeben: C. A. Dempwolff, Emilie Heinrichs, Luise von François, H. Tharau, Marie von Olfers, Marie Lenzen („Aus der Heimat"), Anna Löhn („Gesammelte Novellen", zweite Auflage); A. Vollmer („Tannenreiser"); Helene (Frau von Hülsen) („Ungesucht—gefunden"); M. von Schlägel („Wildes Blut"); A. Mels („Seltsame Schicksale"); Paul Lindau („Kleine Geschichten"); J. E. Veith („Stechpalmen"); ein „Frauenalbum" Elise Polko; einen neuen Jahrgang des Taschenbuchs „Cornelia" Frater Hilarius. Außerdem sind eine große Zahl einzelner Erzählungen erschienen: Victor von Strauß: „Das Pfarramt", „Die Ehepaare"; Hedwig Prohl: „Das Glückskind"; J. Schiller: „Nach Gelde gefreit"; C. W. Wolff: „Pflicht um Pflicht"; Johannes Nordmann: „Der zerbrochene Spiegel"; E. Blum: „Der Johannistag"; V. Jacobi: „Die Nachbarn"; L. Bernhard: „Fidèle"; A. Streckfuß: „Der tolle Hans" und „Der Herr Präsident" (zwei Criminalnovellen); H. Wachenhusen: „Vom armen ägyptischen Leben"; A. Ebeling: „Thürme"; Friedrich Friedrich: „Ausgesöhnt"; H. Seidel: „Der Rosenkönig"; E. Fritze: „Ein geheimnißvoller Tod" und „Im Kerker geboren"; J. Krüger: „Moderne Feen", „Liebesproben" und „Das Geheimniß einer Tänzerin"; E. Steffann: „Die Freigemeindler"; A. Leitner: „Denn jede Schuld rächt sich auf Erden"; T. S. Braun: „Ein starkes Herz"; Marie Giese: „Der kleine Propst"; Friedrich Gerstäcker: „Verhängnisse"; S. Junghans: „Verflossene Stunden"; W. Raabe: „Ein Frühling" (zweite verbesserte Auflage); B. Möllhausen: „Der Kesselflicker"; J. Mühlfeld: „Pfarrer und Wilderer"; F. von Saar: „Innocens" (zweite Auflage).

Daß der Humor trotz des Ernstes der großen Zeit dem deutschen Volke oder wenigstens den deutschen Humoristen nicht ausgegangen ist, dafür liegen zahlreiche Beweise vor. Unser deutscher Dickens, F. W. Hackländer, schreibt „Geschichten im Zickzack" und „Sorgenlose Stunden" und sorgt in gewohnter Weise für die Heiterkeit des Publikums; A. von Winterfeld veröffentlicht einen komischen Reiseroman „Moderne Odyssee" und außerdem ein neues Heftchen seiner „Humoresken für Sofa und Eisenbahncoupé"; von Gerstäcker's „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer" liegt eine dritte illustrirte Auflage vor; ebenso erscheint eine von Bogumil Goltz' „Die Ehe und die Ehestandscandidaten". Ein „Humoristisches Conversations-Lexikon", sorgt dafür, daß auch der Witz und die Laune encyklopädisch rubricirt werde. Außer dem bereits erwähnten „Kutschkelied auf der Seelenwanderung" sind auch „Kutschke's Kriegsmemoiren" und „Des Füsiliers Kutschke Leben und Thaten" erschienen; A. Winterfeld hat „Herrn Zappelmann's heitere Berichte vom Kriegsschauplatz" herausgegeben; L. Hevesi: „Sie sollen ihn nicht haben. Heiteres aus ernster Zeit". „Kleine Knittelverse aus der großen Knüttelzeit 1870—71" erschienen unter dem Titel: „Gedanken eines Civilisten"; A. Stumpff hat eine volksthümlich heitere, aber auch hier und dort ernstschattirte gereimte Kriegschronik herausgegeben unter dem Titel: „Bunte Bilder aus dem Kriege flüchtig entworfen".

Ein komisches Heldengedicht ist die „Louisiade oder Napoleon III." von W. Andreä, ein fröhliches Heldengedicht „Die Eselsjagd" von Fritz Hofmann, einem den volksthümlichen Ton beherrschenden Schriftsteller. Außerdem erwähnen wir von bunten Papierschnitzeln des gereimten und ungereimten Humors: F. Brentano: „Allerlei Pech, humoristische Erzählungen"; R. Waldmüller-Duboc: „Des wohlseligen Eusebius Hutzler, vulgo Heuschreck, einfältige Selbstbekenntnisse"; K. Zettel: „Münchener lachende Bilder"; K. Eichwald: „Kumpelmenteerbook vun't Jahr 1572"; L. Parisius: „Ein preußischer Cultusminister, der seinen Beruf verfehlt hat"; „Abenteuer über Abenteuer" und „Verlobungen mit Hindernissen", humoristische Erzählungen; A. Beneke: „Aus alter und neuer Zeit", humoristische Erzählungen;

F. Eckhardt: „Amusante Geschichten"; F. Brentano: „Etwas Ulk"; S. Haber: „Tingel-Tangel, berliner Kneipenstudien"; „Die Stoppelhopser, heitere Skizzen aus dem Landleben von Müller und Schultze"; K. Reinhardt: „Naturgeschichte der weißen Sklaven von Tin-te-hohn-tse", aus dem Chinesischen übersetzt; O. Gierke: „Der Humor im deutschen Recht"; C. A. Görner: „Nach Helgoland, ein humoristischer Führer".

Von der volksthümlichen Literatur sind namentlich mehrere Sagensammlungen zu erwähnen: A. Reinhardt: „Deutsche Sagen"; H. Herzog: „Schweizersagen"; R. Eisel: „Sagenbuch des Voigtlandes"; A. Sommer: „Bilder und Klänge von Rudolstadt in Volksmundart"; K. Meyer: „Beiträge zur Geschichte und Sage der Goldenen Aue"; W. Schwartz: „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt". In zweiter Auflage sind die „Kinder- und Hausmärchen aus Tirol" der Brüder Zingerle erschienen, in siebenzehnter Auflage „Die Irrlichter", Märchen von Marie Petersen. Richard Leander hat Märchen herausgegeben unter dem Titel: „Träumereien an französischen Kaminen"; H. Ruprecht Weihnachtsmärchen „Unter dem Tannenbaum". Auch die Dialektliteratur ist in diesem Jahr nicht ganz leer ausgegangen: A. Distel: „Waldmeister, Mäsch und Meserich ut Mekelborg un de Nawerschaft"; „Niu lüstert mol", plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im paderborner Dialekt.

Was die Uebersetzungen betrifft, so können wir hier nur die poetischen Aneignungen erwähnen. Daß Romane von Frau Henry Wood, W. H. Ainsworth, Marie Sophie Schwartz, J. C. Runeberg, E. Gaboriau, M. E. Braddon, Mrs. A. Montgomery, J. Kavanagh, W. Collins, Turgénjew, H. F. Ewald, M. Jokai noch immer ihre Uebersetzer finden, darüber geben die Leihbibliothekenkataloge dieses Jahres hinreichende Auskunft. Wie bei den Romanen, überwiegen auch bei der Aneignung von Gedichten englische und skandinavische Autoren, während wir aus dem Alterthume nur die Uebersetzung der Gedichte von Horaz von Bacmeister zu verzeichnen haben und aus dem Persischen die Nesselmann'sche Uebersetzung von „Attâr, Ferid-eddin's Pendnâmeh". Neu übersetzt sind aus dem Englischen Alfred Tennyson's „Königsidyllen" von H. A. Feldmann; Felicia Hemans: „Waldheiligthum" von Ferdinand Freiligrath; Walter Scott: „Die Dame vom See" von L. Freytag und von K. E. Overbeck. Neu übersetzt sind auch Alfred de Musset's Gedichte, während Meltzl eine Auswahl aus Petöfi's Lyrik veranstaltet; A. Weiß den „Konrad Wallenrod" von A. Mickiewicz aus dem Polnischen, und Arthur das Lustspiel von Fürst Ghikalh „Demetrius oder das stille Bühnenglück" metrisch übertragen hat. Von demselben Autor liegt eine metrisch freie Bearbeitung der „Sakuntala" und eine Neudichtung der „Nausikaa" nach der Odyssee vor. Als talentvoller Uebersetzer erwirbt sich Gottfried von Leinburg nach wie vor große Verdienste um Aneignung skandinavischer Literatur. Er hat nicht nur die „Gedichte" Karl's XV., Königs von Schweden und Norwegen, sondern jetzt auch den dritten Theil von A. Oehlenschläger's „König Helge": „Die Hroarssage", ins Deutsche übersetzt. Die Shakspeare-Uebersetzungen reihen wir am besten nachher der Shakspeare-Literatur ein. Außerdem sind zahlreiche politische Pamphlete aus den neuern Sprachen übersetzt worden, wie T. Carlyle's „Der Jesuitismus", Schriften von A. von Rougemont, Marquis von Gricourt; namentlich liegen auch Bulwer's „Geschichtliche Charaktere" und Volney's „Ruinen" in neuer Uebersetzung vor.

Die Pflege, welche die Deutschen der Literaturgeschichte zutheil werden lassen, bleibt in jedem neuen Literaturjahr unverkennbar; indeß erspart ihnen die Visitenkarte, die sie bei einem Literarhistoriker abgeben, nur allzu oft den Besuch bei zwanzig Dichtern. Für diesen stets regen Antheil an ihrer Nationalliteratur sprechen die zahlreichen Auflagen aller Literaturgeschichten, welche einmal im Publikum Boden gefunden haben. Allen voran glänzt A. F. C. Vilmar's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" mit der vierzehnten vermehrten Auflage. Der Autor fabulirt ganz geschickt, wo es die Reproduction der ältern deutschen Gedichte gilt, und hat außerdem eine Weltanschauung, welche den Stillen im Lande gefällt. Von G. G. Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung", dem Hauptwerke des Verfassers, liegt der erste Band in völlig umgearbeiteter fünfter Auflage vor; es ist zu hoffen, daß der Autor, den ein allzu früher Tod dahinraffte, die Umarbeitung der spätern Bände entweder selbst vollendet oder doch die wesentlichen Gesichtspunkte dafür festgestellt hat. Von C. Oeser's „Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen" ist eine dritte, von J. W. Schaefer wesentlich umgearbeitete neue Auflage, von W. Buchner's „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" ebenfalls eine dritte verbesserte Auflage erschienen. Auch von Rudolf Gottschall's „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" erscheint eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage, von welcher der erste Band bereits abgeschlossen ist. Von Johannes Scherr's „Allgemeine Geschichte der deutschen Literatur" wird eine vierte Auflage in Lieferungen ausgegeben; von Karl Goedeke's „Deutsche Dichtung im Mittelalter" liegt eine zweite Ausgabe vor, vermehrt um das Buch XII: „Niederdeutsche Dichtung" von H. Oesterley. Gleichzeitig schreitet Goedeke's „Grundriß der deutschen Dichtung" rüstig fort in der neuern Zeit, als ein Werk staunenswerthen Fleißes, in welchem indeß das Literaturarchiv durch kritisch eingehende Darstellung der wichtigern Dichter eine über die unerschöpfliche literarische Fundgrube hinausgehende Bedeutung gewinnt. Ebenso rüstig schreitet der vierte Band der „Deutschen Literatur" von Heinrich Kurz fort, mit seinen anschaulichen und lebensvollen Porträts neuerer Dichter.

Karl Lemcke's „Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit" behandelt im ersten Band die Epoche von Opitz bis Klopstock in anregender Weise und mit vielfach von dem Herkömmlichen abweichender Beurtheilung. Adolf Stern „Funfzig Jahre deutscher Dichtung 1820—70" ist eine Anthologie, die sich durch die umfassenden Proben auch aus epischen und dramatischen Dichtungen, durch die Eintheilung der Dichter unter neue Rubriken,

welche den Entwickelungsgang der Literatur in einer zum Theil neuen Weise darstellen, und durch die kritische Würdigung der Hauptvertreter unserer Poesie über die gewöhnliche Blütenlese erhebt.

Die Geschichte einzelner Literaturepochen und namentlich einzelner poetischer Gattungen wird mit besonderer Vorliebe gepflegt. J. Stiefel: „Die deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts“; Otto Lindner: „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert“, ein nachgelassenes Werk, herausgegeben von L. Erk; K. Janicke: „Das deutsche Kriegslied“; A. Baldi: „Das deutsch-patriotische und nationale Lied und seine Bedeutung“; R. Zöllner: „Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz“; C. J. Cosack: „Zur Geschichte der evangelisch ascetischen Literatur in Deutschland“; F. Mamroth: „Die Frau auf dem Gebiete des modernen deutschen Romans“; G. Karpeles: „Die Frauen der jüdischen Literatur“ und „Unter Palmen“. Die „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ von F. Kreyßig sind von einem einseitig realistischen Geist dictirt; Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ enthalten einzelne gelungene Porträts; Paul Lindau's „Literarische Rücksichtslosigkeiten“ sind mit großer polemischer Schärfe abgefaßt. Nur einzelne Beiträge zur Literatur enthält Karl Brunnemann's „Moralla“; eine zeitgemäße Monographie ist H. Neubauer's Schrift: „Die deutsche Literatur im Elsaß“.

Einige sehr wichtige Bereicherungen sind jenem Zweig unserer Literaturgeschichte zutheil geworden, welcher sich mit den Biographien unserer Classiker und Romantiker beschäftigt. Der von A. Schöne neu herausgegebene „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau“ führt uns das Verhältniß zweier tüchtiger Menschen in erquicklicher Weise vor. Die Goethe-Literatur hat mehrfachen Zuwachs erhalten; Bekanntes ist neu zusammengestellt worden, mancherlei Neues hinzugekommen: „Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe, nach den Originalen mitgetheilt von Robert Keil“; J. Leyser: „Goethe in Strasburg“, ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters; W. Hosäus: „Euphrosyne, Christiane Amalie Luise Becker, geb. Neumann“. Von Adolf Stahr's „Weimar und Jena“ ist eine neue vermehrte Auflage erschienen; Adolf Stahr's „Kleine Schriften zur Literatur und Kunst“ enthalten manches anziehende Porträt, z. B. von Winckelmann, Fichte und Ruge, während Alfred Meißner's „Rococobilder“, nach Aufzeichnungen seines Großvaters, in das Leben dieses einst so beliebten Autors manches interessante literarische Charakterbild seiner Zeitgenossen verflechten. Ferner gehört hierher Karl Buchner: „Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung.“ Das bedeutendste Werk, das auf das Treiben der Romantiker in Jena und ihr Verhältniß zu den Classikern ein neues Licht wirft und uns außerdem mit einer hervorragenden, wenn auch keineswegs mustergültigen Frauennatur bekannt macht, sind die von G. Waitz herausgegebenen Briefe der Frau A. W. Schlegel's und später Schelling's: „Caroline.“

Kleinere Biographien neuer und älterer Dichter finden sich unter den „Lebensbildern“ von W. Buchner; in den „Zeitgenossen“ von A. von Wurzbach; „Schelling“ und „Herder“ sind von A. T. Haymann im Lichte ihrer Zeit geschildert; M. Tietzen gibt Briefe zur „Erinnerung an Heinrich Steffens“ heraus, „Franz Grillparzer“ wird auf Veranlassung seiner Jubelfeier mehrfach porträtirt, so von C. von Wurzbach und in einem dem Dichter gewidmeten Votivblatt; C. M. Sommer gibt uns eine Studie über „Alessandro Manzoni“, während F. Eberty's Biographie von „Walter Scott“ in einer zweiten verbesserten Auflage erscheint.

Shakspeare und Dante bleiben nach wie vor der Mittelpunkt einer interpretirenden und übersetzenden, bewundernden und kritischen Literatur. In dem „Shakspeare-Jahrbuch“ und „Dante-Jahrbuch“ sind für alle solche Bestrebungen Organe geschaffen, in denen auch die weitgehendsten oder ins kleinste Detail verlorenen Studien einen willkommenen Tummelplatz finden. Von jenem Jahrbuch ist der sechste, von diesem der dritte Jahrgang erschienen; sie bringen sehr Verschiedenes nebeneinander. Neben dem Billard, wo die philosophischen Dramaturgen ihre feinberechneten Doublés machen und die Kugeln in die Löcher ihres Systems stoßen, befindet sich der Nipptisch, wo die Philologen ihren Kleinkram aufgestellt haben. Inzwischen sind die neue von der Shakspeare-Gesellschaft veranstaltete Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, sowie auch Shakspeare's „Dramatische Werke“ in der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung zum Abschluß gediehen. Neu für die Bühne behandelt hat Wilhelm Oechelhäuser „Shakspeare's Dramatische Werke“. „Shakspeare's Sonette“ haben in Otto Gildemeister einen neuen Uebersetzer gefunden. Sein „König Richard“ ist von G. Tiesen, „Romeo und Julia“ von E. G. L. neu übersetzt worden. In das Studium des Dichters will uns F. Kreyßig mit seinen „Shakspeare-Fragen“ einführen, während die aus dem Nachlasse Otto Ludwig's von Moritz Heydrich herausgegebenen „Shakspeare-Studien“ bei mancher einzelnen treffenden Bemerkung doch nur den verhängnißvollen Abweg illustriren, auf den die Shakspearomanie begabte Köpfe führt. Andere Schriften zur Shakspeare-Literatur sind: J. G. Ritter: „Beiträge zur Erklärung des Macbeth“; G. F. Stedefeld: „Hamlet ein Tendenzdrama Shakspeare's“ und „Die christlich-germanische Weltanschauung in den Werken der Dichterfürsten Wolfram von Eschenbach, Dante und Shakspeare“. Ein Beitrag zur Dante-Literatur ist die Studie von K. H. Delff: „Die Idee der Göttlichen Komödie“.

Was uns auf dem Gebiet altdeutscher Literaturforschung vorliegt, geht wenig über die Specialität hinaus. Wir erwähnen A. Zingerle: „Kleine philologische Abhandlungen“; A. Baemeister: „Germanistische Kleinigkeiten“; O. Jänicke, E. Steinmeyer und W. Willmanns: „Altdeutsche Studien“; J. Haupt: „Bruder Philipp's Marienleben“; J. Schmidt: „Ueber Berthold von Regensburg“; O. Jänicke: „Beiträge zur Kritik des großen Wolfdietrich“; die von der kaiserlichen Akademie gesammelten „Oesterreichischen Weisthümer“, und von neu herausgegebenen ältern Dichtern: Konrad's von Würzburg „Partonopier und Meliur“, von Karl Bartsch; Hartmann

von Aue: „Sechs Lieder und der arme Heinrich" von B. Schulz; Hildebold von Schwangau: „Minnelieder", herausgegeben und übersetzt von J. Schrott; „Von dem übelen Weibe", eine altdeutsche Erzählung mit Anmerkungen von Moritz Haupt. Die Brockhaus'sche Bibliothek der deutschen Nationalliteratur schreitet rüstig fort: von der Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters", erschien der zehnte und elfte Band, enthaltend den zweiten und dritten Theil von Wolfram's von Eschenbach „Parzival und Titurel", herausgegeben von Karl Bartsch, ferner in zweiter Auflage der vierte Band: Hartmann's von Aue „Erec der Wunderäre", herausgegeben von Fedor Bech; von den „Deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts" der sechste Band: Hans Sachs' „Dichtungen", dritter Theil, herausgegeben von J. Tittmann; von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" liegen fünf neue Bände vor, welche Gellert's „Fabeln und geistliche Lieder", Fichte's „Reden an die deutsche Nation", Justus Möser's „Patriotische Phantasien", zwei Theile, und Schiller's „Wilhelm Tell", herausgegeben von M. Carriere, enthalten. Eine von Max Moltke herausgegebene „Hausbibliothek der Weltliteratur" bringt in ihrem ersten Bändchen „Lessing's humanistische Schriften".

Daß keine kriegerischen Ereignisse das Volk von Denkern und Dichtern aus den Cirkeln seiner Gedankenarbeit aufstören können, daß die Philosophie nach wie vor in Deutschland ihre stille Rolle fortspielt, das zeigt der alljährliche Meßkatalog, ja er zeigt auch, daß unsere Philosophen durchaus nicht in einer einsamen Eremitage selbstgenügsam ihrem Genius Gehör ertheilen, sondern daß sie sehr mittheilungslustig sind und die Welt zu bessern und zu bekehren suchen. Zwar überwiegt im ganzen die epigonenhafte Thätigkeit des Sammelns, Erläuterns und Reproducirens, die Geschichte der Philosophie, doch fehlt es auch nicht an einzelnen kühnen Systembauten und solchen grundlegenden Werken nicht an äußerer Ermuthigung. Hat doch E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" bereits die dritte Auflage erlebt; sie ruft außer dem Antheil auch die Polemik wach, wie die Schrift von G. C. Stiebeling: „Naturwissenschaft gegen Philosophie" beweist. E. von Hartmann selbst hat inzwischen Kantische Studien über „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit" herausgegeben, welche lebhaften Widerspruch erfahren. Neuere Werke, welche mit dem Anspruch eines philosophischen Systems auftreten, sind: K. C. Planck: „Seele und Geist, oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation, von den naturwissenschaftlichen Grundlagen aus entwickelt"; H. von Brucken, genannt Fock: „Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Begründung und die geschichtliche Entwickelung der Idee über beide"; A. Steudel: „Philosophie im Umriß, erster Theil: Theoretische Fragen"; E. von Wolff-Lüdinghausen: „Ideen zu einer Metaphysik der Materie". Andere philosophische Schriften sind: J. Hoppe: „Das Entdecken und Finden" und „Das exacte Denken"; A. Fick: „Die Welt als Vorstellung"; M. Eyfferth: „Ueber die Zeit, philosophische Untersuchung"; A. Vassalli: „Das Gute und das Böse"; C. S. Cornelius: „Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele"; M. Lerch: „Das Wesen der Menschenseele"; Jnlekofer: „Der Muth als allgemeine Lebenserscheinung" und A. Trendelenburg: „Kleine Schriften". Das Verhältniß des Darwinismus zur Moralität behandelt B. Carneri: „Sittlichkeit und Darwinismus, drei Bücher Ethik"; hier ist noch die Schrift „Naturgesetz und Menschenwille" zu erwähnen, und W. Heinemann: „Religion und Naturwissenschaft, ein Wort gegen den Materialismus". Ueberhaupt ist die Religionsphilosophie ein besonderer Liebling der Zeit, Gott und Unsterblichkeit sind Probleme, welche hier stets von neuem in Frage kommen und bewiesen werden: Melchior Meyr: „Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung"; O. Marpurg: „Briefe über religiöse Dinge"; J. Döderlein: „Gottes Dasein, bewiesen am Wissen und Sein"; A. Riehl: „Moral und Dogma"; A. Boelkel: „Seele, Unsterblichkeit, Weltanfang, Weltende"; „Die naturgemäße Lösung des größten Lebensräthsels"; J. Meurer: „Spiritisch-philosophische Reflexionen über den menschlichen Geist"; H. Richter: „Die Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Gründe dieses Glaubens"; C. Cratz: „Der Gegensatz-Standpunkt gegen die aufgestellten Zweck-Standpunkte der gestorbenen Menschen"; M. Müller: „Anti Rudolf Gottschall und Julius Frauenstädt zur Vertheidigung der bewußten persönlichen Fortdauer nach dem Tode"; A. Ricker: „Immortalitas, Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele". Die Schriften zur Geschichte der Philosophie, historische Darstellungen und erläuternde Commentare, nehmen in der philosophischen Literatur den breitesten Raum ein. Kant's und Spinoza's sämmtliche Schriften werden mit Erläuterungen neu herausgegeben von J. H. von Kirchmann, wie auch von Auerbach's Uebersetzung des Spinoza eine zweite Auflage erscheint. J. Frauenstädt gibt ein „Schopenhauer-Lexikon, ein philosophisches Wörterbuch nach Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß" heraus. Außerdem erstreckt sich die philosophische Exegese über die Denker aller Zeiten und Zonen; J. H. Plath: „Confucius' und seiner Schüler Leben und Lehren"; G. Freiherr von Hertling: „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles"; W. Biehl: „Die Idee des Guten bei Platon"; R. Walter: „Ueber das Verhältniß der Substanz zu ihren Attributen in der Lehre Spinoza's"; M. Joel: „Zur Genesis der Lehre Spinoza's"; H. Kratz: „Spinoza's Ansicht über den Zweckbegriff"; E. Montgomery: „Die Kant'sche Erkenntnißlehre widerlegt vom Standpunkt der Empirie"; F. Michelis: „Kant vor und nach dem Jahre 1770"; M. Maywald: „Die Lehre von der zweifachen Wahrheit, ein Beitrag zur Geschichte der scholastischen Philosophie"; R. Zimmermann: „Samuel Clarke's Leben und Lehre"; Frederichs: „Der phänomenale Idealismus Berkeley's und Kant's"; Adler: „Die Versöhnung von Gott, Religion und Menschenthum durch Moses Mendelssohn". Von F. Ueberweg's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" erscheint die vierte Auflage, desgleichen eine Uebersetzung von G. H. Lewes' „Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte".

Auf dem allgemeinen Gebiete der Aesthetik ist nur ein bedeutendes Werk zu verzeichnen: „Aesthetik als

Philosophie des Schönen und der Kunst", von Max Schasler, dessen erster Band eine durch scharfe Kritik hervorragende Geschichte der Aesthetik gibt. Außerdem erwähnen wir J. Dippel's „Handbuch der Aesthetik und der Geschichte der bildenden Künste".

Weit reichhaltiger ist die literarische Ernte auf dem Gebiete der einzelnen Künste. Die schreiblustigen Musiker, denen ein Koryphäe ihrer Kunst wie Richard Wagner mit gutem Beispiel vorangeht, wie die „Sämmtlichen Werke" dieses Componisten in zwölf Bänden, von denen zunächst der erste Band erschienen ist, hinlänglich beweisen, lassen es an literarischer Betriebsamkeit nicht fehlen. Die Säcularfeier Beethoven's hat eine ganze Literatur hervorgerufen: La Mara: „Ludwig van Beethoven, biographische Skizze"; G. Mensch: „Ludwig van Beethoven, musikalisches Charakterbild"; F. Wagner: „Beethoven's Leben und Werke"; R. Wagner: „Beethoven"; W. Buchner: „Beethoven, ein Lebensbild"; F. L. Nohl: „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart"; „Ludwig van Beethoven, Denkschrift in Rede und Dichtung"; F. W. Evels: „Beitrag zur Säcularfeier des großen deutschen Tondichters Ludwig van Beethoven"; L. Foglar: „Beethoven. Legenden". Andere musikalische Schriften sind: E. Naumann: „Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart"; W. von Bock: „Goethe in seinem Verhältniß zur Musik": F. Hiller: „Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches. Neue Folge"; Elise Polko: „Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen"; H. Küster: „Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils"; R. Franz: „Offener Brief an Eduard Hanslick"; F. Stade: „Vom Musikalisch-Schönen"; R. Schlecht: „Geschichte der Kirchenmusik"; C. H. Bitter: „Beiträge zur Geschichte des Oratoriums"; F. Grandaur: „Mozart's Don Juan"; F. W. Jähns: „Karl Maria von Weber in seinen Werken"; L. Ritter von Köchel: „Johann Josef Fux"; G. Jacobsthal: „Die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts". Von A. Reißmann's „Lehrbuch der musikalischen Composition" ist der dritte Theil erschienen, der die Instrumentationslehre behandelt.

Die Literatur der bildenden Kunst ist nicht so reichhaltig wie die der Musik; auch hier überwiegen Monographien zur Kunstgeschichte. Eine „Kunstgeschichte des Alterthums" hat F. Reber herausgegeben; L. Urlichs behandelt „Die Anfänge der griechischen Künstlergeschichte"; A. von Mollin „Die Kunst in der heidnischen und christlichen Welt bis zum Tode des Michel Angelo Buonarotti". Schriften zur Charakteristik einzelner Künstler sind die folgenden: J. Meyer: „Correggio"; L. Schuchardt: „Lukas Cranach des Aeltern Leben und Werke" (dritter Thl.); W. Henke: „Die Menschen des Michel Angelo im Vergleich mit der Antike"; K. A. Regnet: „Münchener Künstlerbilder"; A. Jansen: „Leben und Werke des Malers Giovanantonio Bazzi von Vercelli, genannt il Sodoma". Der so vielen Staub aufwühlende Streit über die beiden Madonnen Holbein's in Dresden und Darmstadt hat nicht nur die Spalten der Zeitungen mit polemischen Artikeln gefüllt, er hat auch selbständige Broschüren hervorgerufen: G. T. Fechner: „Ueber die Echtheitsfrage der Holbein'schen Madonna"; A. Jansen: „Die Echtheit der Holbein'schen Madonna in Dresden bewiesen". Andere Schriften aus dem Bereich der bildenden Kunst sind: T. Seemann: „Die Genremalerei, ihre Aufgabe und Begrenzung"; H. Riegel: „Italienische Blätter"; L. Christiany: „Plaudereien über die Kunstinteressen der Gegenwart"; A. von Sallet: „Die Künstlerinschriften auf griechischen Münzen"; J. Falke: „Die Kunst im Hause."

Die Pädagogik, welche ja viele Philosophen, namentlich Herbart und seine Schule, unter die philosophischen Disciplinen mit aufgenommen haben, verfolgt gegenwärtig vorzugsweise eine praktische Tendenz; die Fragen über die Stellung der Volksschule zur Kirche, zum Staat, über die Einrichtungen der Realschule u. s. w. beschäftigen jetzt die Schriftsteller aus diesem Kreise auf das lebhafteste: P. Spiller: „Drei Lebensfragen für Staat, Schule und Kirche und die Umgestaltung des deutschen Schulwesens"; J. Zwerger: „Die Volksschule in ihren Beziehungen zur Kirche, Familie und Staat"; E. Sachße: „Der Religionsunterricht in der deutschen Volksschule", E. Katzer: „Die Bildung des Charakters in der Volksschule" und „Die Frage über Trennung der Schule von der Kirche"; F. Otto: „Der deutsche Bürgerstand und die deutsche Bürgerschule"; „Ueber die Nothwendigkeit der Entfernung des Religionsunterrichts aus der Volksschule"; P. Schramm: „Die interconfessionelle Volksschule im Lichte der Erziehung, Liebe und Freiheit"; F. Kreyßig: „Ein Wort zur Realschulfrage"; M. G. Conrad: „Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich". Doch auch die pädagogische Literatur, welche die wichtigern allgemeinen Fragen behandelt, steht in Blüte: A. W. Grube hat eine neue Reihe von „Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen" herausgegeben; C. Pilz eine neue Folge der „Pädagogischen Blüten. Gesammelte Beiträge zur Förderung des Erziehungs- und Unterrichtswesens"; Lauckhard „Pädagogische Studien für Aeltern und Lehrer"; T. Vernaleken „Hauptgrundsätze aus der allgemeinen Unterrichtslehre"; L. Wiese „Deutsche Bildungsfragen der Gegenwart"; J. F. Mürdter „Vierzehn Briefe über christliche Erziehung". Eine Serie pädagogisch socialer Briefe behandelt die „Erziehung des Volks zur Freiheit"; zur „Abwehr gegen Frankreich" sind „Briefe über berliner Erziehung" geschrieben; O. August behandelt „Die Propaganda des Unterrichts"; Renner „Das Verhältniß Herder's zur Schule". Eine zweite Auflage ist erschienen von K. Schmidt's „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, übersichtlich dargestellt von Wichard Lange".

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Unterhaltungslektüre.

1. Bankrott. Roman von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Das Recht auf Erden. Roman von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Gwendoline's Ernte. Roman von James Payn. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Ladislas Bolski. Roman von Victor Cherbuliez. Deutsch von Claire von Glümer. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1871. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
5. Strasburg. Historischer Roman aus der Gegenwart von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Die Neutralen oder Oesterreich über alles. Historisch-romantische Enthüllungen aus Europas jüngster Zeit. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Die neuen Geheimnisse von Paris. Zeitgeschichtlicher Roman von Victor Sales. Wien, R. von Waldheim. 1871. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Unter den Romanschriftstellern, die uns mit einer gewissen Regelmäßigkeit von Jahr zu Jahr stets neue Producte ihrer schriftstellerischen Muße darbieten, nimmt Temme mit Recht einen der ersten Plätze ein, und wenn er auch erst spät und durch einen so nicht gewollten Lebensgang in den Cirkel dieser „leichtern" Autoren eingetreten ist, so tragen doch seine Antecedentien und der größere Ernst seiner frühern Wirkungskreise wesentlich dazu bei, ihn unter seinen Zunftgenossen und diese mit ihm zu heben. Man behauptet zwar häufig, daß er einer gewissen Manierirtheit verfallen sei, aber seine Manier, die ursprünglich allerdings französischen Vorbildern entlehnt ist, hat ihre Liebhaber und auch gewisse unbestreitbare Vorzüge, ebenso ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, deren nur der Meister mit Sicherheit Herr bleibt. Sind demgemäß seine Bilder weniger fertige und bis zum letzten Strich beendigte Gemälde, als vielmehr nur Federzeichnungen oder im günstigsten Falle ausgeführte Skizzen, so dürfen wir doch um so weniger deshalb mit ihm rechten, als er mit dieser Art der Darstellung, mit dieser Methode der Behandlung seines Stoffs sicher seinen Zweck erreicht und unverkennbar seine Werke so hinstellt, wie er sie bei der ersten Conception projectirte. Besonders in dem kleinern der beiden Temme'schen Romane, die wir heute auf dem Büchertische finden, ist dieses Streben, nur mit einzelnen leichten Strichen die Handlung zu fördern oder eine Vorstellung in uns hervorzurufen, auf das Aeußerste getrieben. Hören wir einige Proben, ungesucht, wie der Zufall sie gibt:

> Die Frau, seine Frau, war ihm entgegengeeilt.
> Er umarmte sie zärtlich.
> Sie war glücklich, ihn wiederzusehen.
> Sie führte ihn in das Gärtchen.
> Das Kind, seine Tochter, war aufgestanden, dem Vater entgegenzugehen. Sie machte nur zögernd wenige Schritte. Es schien ihr wie Blei an den Füßen zu hängen.

Wenn jeder zugibt, daß dieser Temme'sche Lakonismus etwas zu weit getrieben ist, zumal in Betracht, daß die Leser solcher Bücher eher Ueberfluß als Mangel an Zeit haben, so ist andererseits mit Recht bemerkt worden, daß auch der Verfasser solcher Schriften die Zeit haben oder sich verschaffen müßte, wenigstens die Gedanken auch sprachlich zu verknüpfen. Wer hat recht?

Wir geben dem größern Romane „Bankrott" (Nr. 1) den Vorzug, schon weil er sorgfältiger gearbeitet, nicht blos hingeschrieben ist. Wir wollen damit nicht sagen, Temme verzichte in ihm auf das, was er für eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" zu halten scheint, denn gleich das erste Kapitel beginnt also:

> Am Eingange des kleinen Hafens hielt ein Dampfer.
> Am Strande lagen drei Ruderboote.
> Seitwärts war noch ein Segelboot mit eingezogenen Segeln.
> Die sämmtlichen Fahrzeuge waren durch Reihen von bunten Lampions erhellt.

Wir für unsern Theil erhalten den Eindruck, als habe der Verfasser den Roman dictirt und dem Schreiber überlassen, Absätze zu machen, so oft er wolle, lieber zu viel, als zu wenig, denn viele Absätze zierten, und der Verleger bezahle nach der Elle, also auch den unbedruckten Raum. Wir loben diesen „Roman", der am meisten dem entspricht, was wir eine „Novelle", nämlich einen einactigen Roman nennen möchten, weil in glücklichster Weise das gesammte und sehr reichliche Material derartig gruppirt ist, daß doch der Haupttheil der Fabel an einem Abende in rascher und wenn auch oft unterbrochener, doch nie störend gehemmter Folge sich abspielt, weil die Nebentheile und die Antecedentien der Fabel, resp. die frühern Thaten und Unthaten der einzelnen Personen an rechter Stelle und immer in der knappen Manier des Verfassers eingeschoben werden, sodaß alle Einzelheiten, die uns im Fortgange der Handlung erzählt werden, nur dazu dienen, die Wirkung zu steigern und den Reiz zu erhöhen.

Der Abend ist ein Festabend, ein Hochzeitsfest; aber wie viel andere Handlung ist in dieselbe kurze Zeitspanne verlegt! In derselben Nacht will der Festgeber und Vater des Bräutigams auf einem bereitliegenden Schiffe mit den Trümmern seines großen Reichthums fliehen, denn er ist eben thatsächlich „bankrott" und er war es schon lange, aber er hat es glücklich zu verbergen gewußt. Der „alte Herr", dessen Bekanntschaft wir im ersten Kapitel zuerst machen, hat das Geheimniß längst gekannt und seinen und der Seinigen Antheil sicher zu stellen gesucht, er erwartet mit granitner Ruhe den Moment, und wir erwarten und erleben ihn in dieser Nacht mit ihm. Der Bankrottirer ist sein Bruder, eine hochangesehene, geadelte und vielfach decorirte Persönlichkeit, der nur eins fehlt — Schlemihl's Schatten. Er hat sich dem Mammon verkauft und der Mammon hat ihn schließlich verrathen. Der reiche Bruder geht elend und schandvoll zu Grunde, während der „alte Herr" den schmerzlichen Triumph feiert, als redlicher Mann anerkannt zu werden und von vielen Unschuldigen großes Unglück abgewendet zu haben, aber immerhin ist er der Bruder des Schwindlers, Fälschers, Mörders, nicht am Schluß Selbstmörders, sondern von dem eigenen Sohne gemordeten Mannes. Es ist viel

Nemesis in diesem einactigen, tragikomischen Drama zur That gelangt, und auch der Leser, der nur Lohn und Strafe abwartet, findet volle Befriedigung. Auf eine Berichterstattung über die tausenderlei Einzelheiten können wir uns natürlich nicht einlassen, denn da wir nicht so knapp zu schreiben verstehen wie Temme, so wäre zu befürchten, daß wir bei solchem Unterfangen aus einer zweibändigen „Novelle" einen vierbändigen Roman machten.

Jedenfalls glauben wir im besten Recht zu sein, wenn wir Novellenschreibern diese Arbeit Temme's als ein Meisterwerk und Musterwerk ihrer Art zum Studium dringend empfehlen.

Auch der Roman „Das Recht auf Erden" (Nr. 2) spielt sich in unserer Gegenwart oder vielmehr in unserer allerjüngsten Vergangenheit auf bekanntem Boden ab, und zwar nach einem der vielen mislungenen revolutionären Putsche. Die Haupthelden sind flüchtig, und einer von ihnen wird zum Haupthelden der Erzählung genommen. Ob es jetzt, wo andere Helden und Heldenthaten mit Recht unsere Aufmerksamkeit und unsere aufrichtige Theilnahme beanspruchen, noch sehr zeitgemäß genannt zu werden verdient, wenn die Matadore von 1848 mit ihren mehr ideologischen als idealen Bestrebungen uns vorgeführt werden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es liegt uns fern, den Verfasser zu tadeln und auf seine Lieblinge den Stein zu werfen, aber wir glauben nicht unrecht zu haben, wenn wir ihm bemerken, daß diese Mittheilungen, und zwar um so mehr, je naturwüchsiger sie dem wirklichen Leben entnommen und aus der Erinnerung geschrieben zu sein scheinen, nicht den Eindruck der Neuheit, d. h. jetziger Production machen. Man wird versucht anzunehmen, der Verfasser habe alte Manuscripte hervorgesucht und nur für den heutigen Markt aufgefrischt und zurechtgemacht. Wir haben die Pflicht, dieses Bedenken nicht zu verschweigen, und wollen es ebenso fraglich lassen, ob es ein glücklicher Gedanke war, und ob dieser Gedanke glücklich ausgeführt wurde, daß Bekannte, ja scheinbar allernächste Bekannte und Angehörige des Verfassers mit auftreten und in die Ereignisse mitverwickelt werden. Nur bei burlesken Aufführungen ist es nicht gänzlich unstatthaft, Personen des Dramas in das Parterre oder in die Prosceniumloge zu versetzen und von hier zur Steigerung des komischen Effects an der vorgeführten Handlung sich betheiligen zu lassen. Von dieser nicht immer statthaften Licenz hat der Verfasser in dieser Erzählung Gebrauch machen zu dürfen geglaubt.

In dem aus dem Englischen gut übersetzten Roman „Gwendoline's Ernte" (Nr. 3) von James Payn wird uns eine Speculationsheirath und deren Folgen erzählt, die der Deutsche für undenkbar und unmöglich halten muß, der nicht weiß wie in England so sehr fein speculirt und oft so sehr diplomatisch gelebt wird und wie dort Verwickelungen der geschilderten Art denn auch unvermeidlich sind. Ein junges Liebespaar, für das unsere Sympathie vielleicht in etwas zu hohem Grade erregt wird und das in meisterhaft erfundenen und durchgeführten Scenen zuerst auftritt, beschließt, Armuths halber nicht ohne weiteres zu heirathen, wie die Jahre und das vorgeschrittene Liebesverhältniß es natürlich machen. Das junge Mädchen, so wird beschlossen, soll erst durch eine Heirath reich werden, und nach dem Tode ihres reichen Ehemanns will sie dann zu ihrem Liebhaber als dessen treuliebendes Weib zurückkehren. Um zu diesem Ziele zu gelangen, sucht die Heldin nicht etwa einen reichen Hagestolz in ihr Netz zu ziehen, sondern sie erschwert sich ihre Aufgabe, indem sie ein glückliches Paar aufsucht, sich ihm eng befreundet, die Frau vergiftet, den Witwer einfängt, vergiftet und nun als wohlpräparirte Heirathscandidatin ihrem ersten alten Liebhaber sich wieder präsentirt. Dieser ist indeß Spieler und Schuldenmacher erster Klasse geworden, und alle werden unglückselig bis auf die unschuldigen Kinder, die außer Landes gehen und unter andern Namen ein neues Leben anfangen. Vielleicht erlaubt die Verfasserin uns die Frage, weshalb sie nicht den Liebhaber, was schneller ausführbar gewesen wäre, oder auch die Liebhaberin durch Geldheirath zu Vermögen gebracht hat? Das letztere wäre nur eine consequentere Ausführung des gemeinschaftlichen Beschlusses gewesen — Geld, Geld! — So müssen wir annehmen, daß der Verfasser oder die Verfasserin — denn die Erzählung scheint weibliche Arbeit — sich begnügt hat, einen Fall der englischen Chronique scandaleuse ohne viele dichterische Zuthaten eigener Erfindung uns darzubieten.

Die neue Cherbuliez'sche Arbeit: „Ladislas Bolski" (Nr. 4) macht uns wiederum mit der stets revolutionären polnischen Emigration bekannt, aber so viel Mühe der Verfasser sich gibt, uns seine Matadore als Helden einer großen Sache zu befreunden, es gelingt ihm nicht, wir sehen nur Abenteurer, die lieber mit ihren Angehörigen untergehen, als daß sie sich entschließen, von ihrer Jagd nach Phantomen abzulassen und vernünftigen, erreichbaren Zielen nachzustreben. Denn auch der Mutter des Helden Bolski ist es wenig Ernst, ihren Sohn lieber dem Müßiggange und der Liederlichkeit zu überantworten. Sie denkt an die Restitution Polens täglich, jede Stunde, sie zögert nur, ihren Sohn zu opfern. Endlich, als er sich trotz wahrhaft herculischer Leistungen doch und zwar aus Liebe zu einer — Russin vom Schauplatze zurückzieht, wie gänzlich unweiblich und unmütterlich behandelt sie ihn. Sie stirbt sogar vor Schmerz darüber, daß ihr Sohn die Probe nicht bis zu Ende bestanden. Cherbuliez liebt starke Farben, und wer glaubt, daß die Polen vorwiegend dieser erhabenen Natur sind, erhaben bei aller thörichten Schwärmerei möge bei seinem Glauben immerhin bleiben. Aber den Vorschlag möchten wir dem Verfasser machen, einmal die „edeln Polen" in Genf in ihres Treibens Einzelheiten uns vorzuführen, die schließlich von der Polizei als Häupter einer Falschmünzergesellschaft entdeckt wurden und seit jetzt etwa Jahresfrist in Zellengefängnissen Zeit haben, neue Plane auszuhecken. Wenn Thiers und die jetzige französische Republik das Almosenzahlen an die edle polnische Emigration einstellen, denn viel Segen ist dabei nicht, so werden die Emigranten sich zu verständiger Arbeit und sittlichem Leben entschließen müssen. Das wird ein Gewinn für Polen und alle Culturvölker sein, für Polen am meisten. Wie unser Held auch jagt und ringt, schließlich erjagt er doch nichts anderes als die liederliche Zofe, während er geglaubt hat, seine Huldigungen seien von der stolzen Herrin angenommen. Es hat uns unangenehm überrascht, daß eine deutsche Dame sich dazu hergegeben hat, diesen Roman mit den schmuzigsten Erfindungen, die

denkbar sind, zu übersetzen. Denn es zeugt von einer gewaltigen Selbstverleugnung, dem Verfasser nachzudichten, wie die edle Russin dem Polen den Wahn läßt, er habe sie umarmt, während sie ihm in der Dunkelheit der Nacht ihre Zofe und Milchschwester und Busenfreundin untergeschoben hat. Und der Pole Bolski ist ein Eselinski, sagt jeder beim Schlusse der Lektüre, was Verfasser und Uebersetzerin doch sicher nicht beabsichtigt haben.

Die drei letzten Romane, deren Besprechung uns heute obliegt: „Strasburg" (Nr. 5), von Schmidt-Weißenfels, „Die Neutralen" (Nr. 6) und „Die neuen Geheimnisse von Paris" (Nr. 7), von Victor Sales, sind nicht nur ihrem geringen künstlerischen Werthe nach, sondern auch darin einander gleich, daß sie ihre Stoffe dem letzten französisch-deutschen Kriege entnehmen und mehr oder weniger deutschen Patriotismus zur Schau tragen. Besonders von Schmidt-Weißenfels hielten wir uns für berechtigt, eine fleißigere und mit feinerer Detailmalerei ausgeführte Arbeit zu erwarten. Vieles ist so ohne weiteres der nüchternsten Wirklichkeit entnommen, daß es im Roman nicht ansprechend wirkt, anderes ohne genügende Sachkenntniß und sogar geradezu falsch, unmöglich. Der Schwiegersohn und Compagnon eines strasburger Handelsherrn, den sein französischer Patriotismus verführt, eine Franctireursbande zu organisiren und als deren Chef auf Kriegsabenteuer auszugehen, ist Deutscher, als Reservist dienstpflichtig, einberufen, eingekleidet und nach Frankreich zurückdirigirt, wo es der Zufall, der Freund der Romanschreiber, natürlich so fügt, daß er dort Vorpostendienste leistet, wo sein Schwiegervater einen Ueberfall ausführt, den einzigen, der Erfolg hat, und welchen? Georg, der deutsche Schwiegersohn, wird von dem Schwiegervater attakirt und schwer verwundet. Dieser steht mit seinem Sohne dabei, wie der Arzt die Wunden aufs sorgfältigste untersucht.

Die leichteste Wunde war die in der Brust; die Kugel hatte keine edlern Theile verletzt und ihren Ausweg an der Seite gefunden. Der Schlag auf den Kopf mußte am meisten die Kraft des Getroffenen gelähmt haben, doch war die schwere Wunde nicht gefährlich. Der Arm konnte bei guter Pflege ebenfalls geheilt werden, ohne daß mehr als eine Lähmung des untern Theils zurückblieb. Gelang die Heilung überhaupt schnell, so konnte das Leben des Verwundeten als außer aller Gefahr betrachtet werden.

Und dieser durch einen wuchtigen Kolbenschlag niedergeschmetterte Georg soll noch die Kraft besessen haben, seinem Schwiegervater „im wimmernden, ersterbenden Tone" zuzurufen: „Basson, Vater Basson!" Dieser Schwerverwundete soll sehr bald wieder Perioden voller Geistesklarheit gehabt haben, in denen er das Franctireurswesen einer strengen Kritik unterzog und es „ein schlechtes Handwerk, kein ehrliches Soldatenhandeln, sondern Mord" nannte: das streitet wider alle Naturgeschichte und Wahrheit. Entweder war die Kopfverletzung leicht, dann war sie nicht schwer, oder sie war schwer, dann hält sie den Verwundeten in constanter Betäubung und Bewußtlosigkeit, die es ihm unmöglich machten, in dem Grade an der Handlung weiter theilzunehmen, wie es dem Romanschriftsteller geeignet und der Entwickelung seiner Erzählung förderlich erschien. Sapienti sat!

Die russische Armee.

General Fadejew über Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. Uebersetzt aus dem Russischen. Mit einem Vorwort von Julius Eckardt. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 2 Thlr.

Nachdem wir den Krieg mit unserm westlichen Nachbar siegreich beendigt haben, richten sich vieler Blicke nach Osten, ob uns von dem dortigen Nachbar nicht ein ähnlicher Krieg drohe, weil die Russen aller Parteien im Haß gegen Deutschland einig sind, dessen Macht ihnen als eine Gefahr für ihr Reich und dessen angestammte Interessen erscheint. Die russische Presse erklärt den Krieg mit Deutschland nur noch für eine Frage der Zeit. Gleichzeitig hat sie das Stichwort ausgegeben, Rußland sei nach den neuesten Umwälzungen im Herzen Europas nichts übriggeblieben, als nach dem Beispiel Preußens die ihm verwandten Stämme um sich zu sammeln, für sie und mit ihnen die Pforte und Oesterreich in Trümmer zu schlagen. Das ist nun freilich noch keine Manifestation der Regierungspolitik, aber doch immer beachtenswerth. Die russische Presse tritt mit Hetzen in die Fußstapfen der französischen. Es ist also von hohem Interesse, die Macht kennen zu lernen, welche Rußland zu einem Kriege aufbieten kann, und dazu liefert Fadejew's Werk das beste Mittel. Wir sind dem Uebersetzer sehr dankbar, daß er es deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Fadejew hat sich als politischer Schriftsteller längst bekannt gemacht, er gilt für einen der gebildetsten höhern Offiziere, dessen Urtheil über die russischen Militärverhältnisse ganz competent ist; mit diesen und dem Systeme des jetzigen Kriegsministeriums ist er nicht zufrieden und spricht seine Ueberzeugung mit einer Rücksichtslosigkeit aus, wie sie in Rußland selten gefunden wird. „Für endgültig", sagt der deutsche Bearbeiter, „werden diese Urtheile freilich nicht gelten können." Daß das Buch vor den großen Ereignissen von 1870 geschrieben ist und an manchen Voreingenommenheiten gegen die preußische und für die französische Armee laborirt, verräth sich schon auf den ersten Seiten. Was der Militär dabei verliert, wird der Politiker gewinnen — zumal wenn er zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Die tiefe Abneigung gegen den preußisch-deutschen Staat und dessen freundschaftliche Stellung zu Rußland, die in fast allen Schichten der russischen Gesellschaft lebt und in den liberalen und nationalen Kreisen der großen Monarchie des Ostens am deutlichsten und schärfsten ausgesprochen ist, wird von Fadejew in allen Stücken getheilt. Er ist zugleich Panslawist und hat erst neuerdings wieder die Nothwendigkeit einer Sammlung aller slawischen Elemente unter Rußlands Fahne und eines gesammt-slawischen Völkersturms auf die Pforte in der Presse hervorgehoben. Die glorreichen Erfolge der deutschen Waffen gegen Frankreich „haben in Rußland eine Stimmung gezeitigt, die den französischen Klagen über das bei Sadowa verlorengegangene Prestige verzweifelt ähnlich sieht und an der die freundschaftliche und loyale Neutralität der Regierung Alexander's II. nichts zu

ändern vermocht hat". So erweist die vorliegende Uebersetzung der Fadejew'schen Schrift dem deutschen Publikum in jeder Hinsicht einen Dienst, da sie die Kräfte des Nachbars kennen lehrt, der sich selbst unsern nächsten Gegner genannt hat.

„Die Streitkräfte Rußlands" betitelt Rostislaw Fadejew sein Werk. Im ersten Kapitel, der Einleitung, behandelt er die allgemeinen Verhältnisse in der Machtfrage der Staaten und ihrer Heeresformation. Bei all seiner Sachkenntniß finden wir hier doch über die europäischen Militärorganisationen manches falsche und schiefe Urtheil, das er selbst, wie wir seiner Einsicht zutrauen, nach den Resultaten des deutsch-französischen Kriegs stark modificiren wird, z. B. daß niemand hoffen dürfte, Frankreich selbst im Fall einer Niederlage eine Provinz zu entreißen, daß Oesterreich ohne Schmerz auseinanderfallen, Preußen im Moment des Zerfalls wol einen Schmerz empfinden würde, aber nur während dieses Moments, länger nicht, denn nach drei Jahren würden sich die abgerissenen Provinzen beruhigt haben; daß Preußen ausschließlich bei sich zu Hause, im kleinen und im großen Deutschland offensiv verfahren könne u. s. w. Ueber Rußland ist dagegen Fadejew's Urtheil klar und wohlbegründet. Die Aufhebung der Leibeigenschaft nennt er den Anfang der allgemeinen Reorganisation der militärischen Institutionen. Noch aber sei man nicht so weit gekommen, die riesigen Kräfte des Reichs für seine Wehrkraft zusammenzufassen und zu organisiren. Bei der Organisation von 1863 wurden als Basis zwei Regeln angenommen: 1) Beim Uebergang von dem Friedens- auf den Kriegsfuß keine einzige Abtheilung der activen Truppen neu zu formiren, sondern nur die bestehenden Abtheilungen stufenweise auf volle Etatsstärke zu bringen; 2) die Truppen nur mit eingeübten Leuten zu completiren und dazu immer die volle Anzahl „terminloser Urlauber" vorräthig zu haben. Reserven hinter den activen Truppen, wie die übrigen Mächte, hat Rußland nicht, diese will der Verfasser durch die Organisation einer Volksmiliz schaffen, welche nicht erst, wie bisher, im Kriegsfall neu gebildet werden soll. Er vergleicht die Streitkräfte Rußlands mit denen der andern Staaten und knüpft daran politische Betrachtungen, welche zu der Behauptung führen, daß der Westen Europas im Herzen, in der öffentlichen Stimmung, in der Gesammtheit Rußland feindlich sei.

Was wir auch thun mögen, niemals werden wir das halb feudale, halb revolutionäre Europa dahin bringen, aufrichtig jemand als seinesgleichen anzusehen, der ihm fremd ist von der Wiege an. Niemals werden wir den Glauben an das Europa schreckende Phantom tilgen und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir mit jedem Tage mächtig wachsen und uns selbst noch nicht kennen, weil wir ganz unmöglich weder für uns selbst und um so weniger für unsere Kinder dafür einstehen können, wie wir nach einigen Jahren über Slawenthum und Rechtgläubigkeit denken werden. Die natürlichen Neigungen sind zum Ausdruck gekommen und werden mit jedem Jahr klarer. Kein menschliche Macht wird nunmehr die große Frage aus der Welt schaffen, sie wird fortbestehen, wenn auch ein ganzes Jahrhundert lang, und ihre natürliche Lösung erwarten.

Für diese Lösung, unter welcher der Verfasser doch wol den Krieg versteht, soll nun Rußland seine Kräfte zweckmäßiger als bisher organisiren. Er faßt keinen bestimmten Feind ins Auge, meint aber, daß alle europäischen Völker der Reihe nach als Rußlands Feinde auftreten könnten. Das einzig Bestimmte in dessen internationalen Beziehungen sei, daß es niemals einen separaten Krieg, einen einzelnen Zweikampf haben werde. „Rußland ist zu stark, und die Folgen einer Niederlage auf unserer und der feindlichen Seite zu ungleich, als daß Einer gegen Einen wider uns vorgehen würde, es wird immer eine große Coalition sein." Eigentlich hat er also einen Defensivkrieg im Auge.

Im zweiten Kapitel mustert er die Streitkräfte für den großen Krieg und gibt an, wie sie ohne Mehrbelastung des Budgets durch Aufhebung der innern Wache und anderer, in die neuen Verhältnisse nicht mehr passenden Truppen erhöht werden können, von 47 auf 60 Divisionen. Dann führt er im dritten Kapitel aus, daß eine stets disponible Volksmiliz mit eigenen Offizieren und Unteroffizieren schon im Frieden gebildet und regelmäßig geübt werden müsse. Hierauf bespricht er die einzelnen Waffen; er ist im Widerspruch mit Trochu für die Anwerbung ausgedienter Soldaten, welche er für den Kern einer Armee hält; was er über die Cavalerie sagt, ist vortrefflich, nur ist es unbegreiflich, daß er von der preußischen Schule Friedrich's so geringschätzig spricht, da sie doch eine Reiterei geschaffen, welche die Bewunderung Europas erregte. Dem Russen sind aber die Kosacken nach ihren Grundelementen das Ideal, und seine eingehende Charakteristik derselben ist ebenso interessant als lehrreich. Sie löst das Räthsel, warum die Donischen Kosacken trotz ihrer vortrefflichen Eigenschaften selten eine ausgezeichnete Cavalerie gewesen, obgleich sie es unter guten Offizieren sein könnten. Ebenso bemerkenswerth ist, was Fadejew über die mögliche Heranziehung der Nomadenstämme und Kaukasier zum Kriegsdienst sagt.

Seine Ansichten über die Ergänzung des Offiziercorps sind im siebenten Kapitel: „Die Militärhierarchie", ausgesprochen, er will, daß die Armee ihre Offiziere und auch die höhern Befehlshaber, alle bis auf den letzten, selbst ausbilde und aus ihrem eigenen Innern hervorbringe. Wie das bei den russischen Verhältnissen geschehen soll, setzt er auseinander, lesenswerth für uns, denen jene Verhältnisse mehr oder minder fremd sind.

„Allgemeine Bemerkungen" füllen das achte Kapitel. Es heißt darin unter anderm:

Bei einem europäischen Landkriege verleiht uns der Besitz des Königreichs Polen, bei sonst gleichen Kräften, ein enormes Uebergewicht über unsere Gegner. Dieser vorgeschobene Posten des russischen Reichs, der als Keil in Europa hineinragt, wie eine Bastion zwischen Oesterreich und Preußen, bietet uns eine unvergleichliche Operationsbasis. Hier ist nur von strategischen Möglichkeiten, von dem Charakter unserer Grenzen die Rede; daß von einem Bruch mit Preußen gegenwärtig nicht die Rede sein kann, weiß ein jeder.

Gegenwärtig! Zwischen den Zeilen: So lange Kaiser Alexander lebt! Auch im Schlußkapitel finden sich viele beachtenswerthe Stellen. „Die Idee, welche dieser Schrift zum Grunde liegt, besteht darin, daß Rußland seine Kräfte sammeln muß, eine Bevölkerung von 80 Millionen weist ihm den ersten Platz der Welt an." Und: „Viele Anzeichen lassen es glauben, daß wir uns am

Vorabend jenes Tags befinden, wo die Mehrzahl der Russen sich allein vom Erfolg in häuslichen Angelegenheiten nicht mehr genugsam befriedigen lassen wird!“ Das ist deutlich! Also, was Friedrich der Große für sich als Wahlspruch genommen, muß auch dem Deutschen Reiche gelten: „Toujours en vedette!“

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review“ vom 18. November sagt über die „Gesammelten Werke von Paul Heyse“ (Bd. 1: „Gedichte“): „Paul Heyse's Gedichte sind entschieden bloße Erzeugnisse der Cultur. Sie bekunden ausgebreitete Belesenheit, feinen Geschmack, einen scharfen Blick für die malerischen Seiten des Lebens und der Natur, vollkommene Kenntniß der Geheimnisse des Versbaues und Stils, kurz alles, außer jener directen Glut unmittelbarer Begeisterung, welche die eine wesentliche Bedingung der Lebensfähigkeit in der Poesie ist. Könnten wir jede Seite von Goethe's wunderbarem Geiste außer der ästhetischen außer Acht lassen, dann dürfte Hr. Heyse ebenso ein Goethe in Miniatur genannt werden, wie man Thiers einen kleinen Napoleon genannt hat. Was nämlich Goethe Großes im Großen leistet, das leistet Heyse ehrenvoll im Kleinen. In der Novelle, wo die geringste Annäherung zur Ausschreitung oder zum Wortschwall verhängnißvoll wird, ist ihm dieser beschränkte Spielraum seiner Leistungen und Fähigkeiten gut zu statten gekommen. In seinen Gedichten aber sind wir uns der unaufhörlichen Schranke peinlich bewußt. Es ist ärgerlich zu fühlen, daß wir niemals entzückt oder erstaunt, sondern nur bis zu einem mäßigen Grade befriedigt werden sollen. Mittelmäßigkeit von dieser geschmackvollen und gebildeten Art ist unvermeidlich mit dem Dilettantismus verbunden, der sich hier in der großen Mannichfaltigkeit von Stilarten, in denen unser Verfasser sich versucht hat, zeigt. «Ein wenig von allem, und nicht zu viel von irgendeinem Dinge» ist augenscheinlich sein Motto; er nimmt einen Gegenstand auf und legt ihn wieder nieder, gerade wie ein Kenner mit einem Kupferstich oder einer Porzellanvase tändelt. Er ist einst jung gewesen, und „Jugendgedichte“ sind de rigueur; er hat Italien bereist, und seine Eindrücke müssen in Versen wiedergegeben werden; von seinen Zueignungen müssen eine Reihe Liebesgedichte, von seiner Weisheit Aphorismen im Stil Goethe's und Rückert's, von seinen persönlichen Freundschaften Dichtungen an seine Freunde gerichtet, von seinen literarischen Kenntnissen Uebertragungen aus den Hauptsprachen Europas Zeugniß ablegen; und dann bleibt immer noch eine Abtheilung für Gedichte, die sich unter keine von allen diesen Rubriken bringen lassen. Der Band ist ein überzeugendes Beispiel davon, wie viel Cultur bewirken kann — und wie wenig.“

„Ein weit echterer poetischer Hauch“, heißt es dann weiter, „durchweht ein anregendes Bändchen: «Der neue Tanhäuser». Ist auch der Einfluß Heine's unverkennbar, so hat der neue Dichter dennoch hinreichende Selbständigkeit, um sich einen Namen zu erringen und ihn dauernd zu erhalten. Dies verdankt er theils der wirklichen Eigenartigkeit des Gefühls, theils aber auch der Gegenwart eines neuen und mächtigen, bei Heine nicht vorhandenen Elements. Was nämlich Hegel für Heine war, das ist Schopenhauer unserm anonymen Dichter; in der That mehr, denn, während Heine's Mangel an sittlichem Ernst seiner vollständigen Annahme irgendeines Gedankensystems im Wege stand, hat die düstere und eisige, aber imposante Lehre Schopenhauer's den Verfasser des «Neuen Tanhäuser» gefesselt, und vielleicht ist das dem Andenken des Philosophen gewidmete Gedicht das schönste im ganzen Bändchen. Die allgemeine Tendenz dieses Cyklus von lyrischen Gesängen ist nach dem Titel leicht zu errathen. Es ist die alte Geschichte von der maßlosen Verfolgung des Genusses, des geistigen oder sinnlichen, der schließlich mit Sättigung und Verzweiflung endet. Die Wahrheit des Gemäldes ist unleugbar; die einzige Ausstellung, die man daran machen könnte, wäre die, daß der neuere Pilger zum Venusberge nach allem weniger ein Tanhäuser als ein Faust sei. Der Held der mittelalterlichen Legende hatte nicht denken gelernt; seine Sünden waren keine Sünden des Geistes. Hätte ihn der leiseste Anflug von Ketzerei befleckt, so können wir sicher sein, des Papstes Stab würde nicht haben blühen dürfen. Der heutige Tanhäuser aber ist weit mehr Skeptiker, als sinnlicher Mensch; selbst die glühenden Verse, in welchen seine irdischen Leidenschaften geschildert werden, erscheinen häufig, wie bei den persischen Sufis, als der halb durchsichtige Schleier einer rein geistigen Zügellosigkeit. Wohin des Dichters eigene Sympathien sich neigen, läßt sich schwer sagen. Eine Reihe geistreicher und feuriger Lieder, nur zu heineartig im Stil, abwechselnd frohlockend und verzagend, leidenschaftlich und beschreibend, ernst und heiter, wird durch ein sehr beachtenswerthes Gedicht beendet, welches die bekannten Gestalten Faust, Helena und den Ewigen Juden einführt. Auf der Höhe seines sinnlichen Genusses und geistigen Stolzes fordert Faust den unsterblichen Wanderer auf, ihm ein Lebenselixir zu schenken, erhält aber statt dessen eine niederschmetternde Predigt über die Eitelkeit aller irdischen Dinge und eine Mahnung, sich in ein Kloster zu begeben und Buße zu thun für seine Sünden.“

Dasselbe Blatt bespricht auch mehrere musikalische Erscheinungen, und hebt zunächst Richard Wagner's „Gesammelte Werke“, wovon kürzlich der erste Band erschienen, hervor. Ueber den Text zu „Rienzi“ und den „Fliegenden Holländer“ sagt der Recensent: „Der erstere, obschon kräftig genug, enthält doch wenig, was individuell charakteristisch wäre; der zweite ist bei allen Reminiscenzen an den »Freischütz« offenbar das Werk eines Dichters und Dramatikers, der mit dem feinsten Sinn für die Analogien zwischen dem Gefühl und dessen angemessenem metrischen Ausdruck begabt ist. Die flüchtigen, aber geistreichen und einschneidenden Essays des Componisten in diesem Bande gewähren keine hinlängliche Darstellung seiner musikalischen Theorien; ein Gefühl jedoch durchdringt selbst die leichtesten und verleiht dem Ganzen eine Einheit, nämlich, innige Vaterlandsliebe, welche eine Abneigung gegen alle fremden Muster und den Entschluß in sich faßt, einen streng nationalen und gleichsam gothischen Musikstil zu schaffen. Man kann sich leicht vorstellen, wie mächtig der Einfluß von in diesem Geiste componirten Werken durch die jüngsten politischen Ereignisse gefördert worden sein muß.“

„Dasselbe Gefühl“, heißt es weiter, „zieht sich durch die gesammte vergleichsweise mäßige Kritik Naumann's in dessen Werke «Deutsche Tondichter». Die Vorträge sind durchweg interessant und gefällig geschrieben und hauptsächlich als Ausdrücke dieses Geistes der entschlossenen nationalen Selbstbehauptung bemerkenswerth. Man kann vielleicht nicht sagen, daß Naumann zu weit gehe, wenn man die unzweifelhafte Ueberlegenheit Deutschlands in dem von ihm behandelten Zweige bedenkt. Doch ist dieser Ton ein gefährlicher, und Deutsche vor allem sollten sich erinnern, daß die größten unter ihren Landsleuten diejenigen gewesen sind, welche sich am meisten durch ihr Weltbürgerthum ausgezeichnet haben.“

Ueber „Die deutsche Literatur im Elsaß“ von Heinrich Neubauer heißt es: „Vixere fortes ante Agamemnonem. Elsaß hatte eine deutsche Literatur vor der Annexion; eine Thatsache, welche indessen ohne dieses Ereigniß kaum bekannt geworden wäre. Neubauer's Broschüre über den Gegenstand ist durchaus nicht uninteressant; er ist nur unglücklich, daß so wenig darin einen ausgeprägten elsässischen oder selbst deutschen Charakter hat. Die Epigramme von Götz, die Pfeffel'schen Fabeln und die Erzählungen von Nicolai spiegeln blos den literarischen Tagesgeschmack ab, der viel mehr gallisch als teutonisch war. Wenn wir einen geistigen Berührungspunkt

zwischen den beiden Rheinufern nachzuweisen hätten, so würden wir ihn eher in den freien, scharfsinnigen und vorurtheilslosen Forschungen der protestantischen strasburger Theologenschule suchen."

Von den „Ausgewählten Schriften" von K. A. Varnhagen von Ense sagt dasselbe Blatt: „Eine Gesammtausgabe der Schriften von Varnhagen von Ense ist eine willkommene Bereicherung der Bibliothek classischer Literatur. Varnhagen ist einer der wenigen neuern Schriftsteller, welche als streng classisch betrachtet werden können, und deren Werth ebenso von der innern Wichtigkeit ihres Stoffs, wie von dem Ebenmaß ihrer Anordnung und der Vollendung ihres Stils abhängt. Solche Eigenschaften sind namentlich für Biographien, welchem Zweige Varnhagen seine Kräfte vorzugsweise widmete, schlechterdings erforderlich. Seine eigene vortreffliche Autobiographie eröffnet die Sammlung."

In einer Besprechung der Schrift von Wörmann: „Ueber den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer", sagt der Recensent: „Aus der der Abhandlung vorgedruckten Bibliographie über den Gegenstand entnehmen wir, daß der Verfasser mit der berühmten Stelle darüber im dritten Bande der «Modern Painters» (von Ruskin) sowol, wie mit dem trefflichen Aufsatze von Mr. Cope, der zwar wenige von den Citaten, aber fast alle Schlüsse vorweggenommen hat, zu deren Feststellung sie beigebracht sind, unbekannt ist. Es ist nichts Ungewöhnliches, zu finden, daß deutsche Gelehrte eine in England bereits verrichtete Arbeit nochmals vornehmen."

Ueber die „Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit" von C. Lemcke heißt es: „Der erste Band dieser Geschichte könnte fast ebenso gut eine Geschichte der alten deutschen Dichtung betitelt werden, da die darin vorkommenden Sänger unsern heutigen Anschauungen noch ferner liegen, als der Verfasser der ewig frischen Nibelungen. Die deutsche Dichtung von Opitz bis Klopstock war im allgemeinen im Stile französischer und italienischer, dem Nationalgeist durchaus nicht zusagender Muster gehalten. In ihren Versuchen, diesen nachzueifern, verfielen die Dichter nur zu häufig in den ärgsten Schwulst, welcher, in sonderbarer Verbindung mit einer geistlosen, didaktischen und sogar noch abstoßendern Ader, den Hauptzug der deutschen Dichtung bildete, bis durch die Entdeckung von Shakspeare und Milton eine vollständige Umwälzung des Geschmacks herbeigeführt wurde. Man kann in Wahrheit sagen, daß England gleichzeitig Deutschland die Dichtung und Frankreich die Philosophie gegeben habe. Das Land fing eben an, sich von der langen, durch den Dreißigjährigen Krieg veranlaßten Abgestumpftheit zu erholen, und bald vollendeten die Siege Friedrich's des Großen die Wiedererweckung des Nationalgeistes und sicherten ihn für die Zukunft vor geistiger Unterjochung durch Frankreich oder Italien. Vielen Dichtern während des Zeitraums jener ägyptischen Sklaverei mangelt es nicht an selbständigem Geiste. Angelus Silesius war ein wahrhaft inspirirter religiöser Dichter; Opitz war ein Mann von der vielseitigsten Begabung, und Weckherlin ein Lyriker von intensiver Kraft; selbst die künstliche, perrükenhafte Rhetorik eines Hoffmannswaldau und der zweiten Schlesischen Schule hat etwas Imposantes an sich. Lemcke hat einen lesbaren Bericht über diese und eine Legion anderer vergessener Dichter geliefert, und seine Beurtheilung zeichnet sich im allgemeinen durch Geschmack und Einsicht aus. Gegen Ende des Bandes gelangt er zu dem dankbaren Kapitel von der Wiederbelebung der Literatur durch Bodmer, Haller und Hagedorn; auch sein Bericht über Gottsched ist sehr gut."

Bibliographie.

Allemannia. Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und seiner nächst angrenzenden Gebiete von A. Birlinger. 1ster Bd. 1stes Heft. Bonn, A. Marcus. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Asher, D., Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Auerbach, B., Barfüßele. Mit 75 Illustrationen von B. Vautier in Düsseldorf. Stuttgart, Cotta. 1871. Imp.-4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Bahnsen, J., Zur Philosophie der Geschichte. Eine kritische Besprechung des Hegel-Hartmann'schen Evolutionismus aus Schopenhauer'schen Principien. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

Bartsch, K., Grundriss zur Geschichte der provenzalischen Literatur. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beck, J., Konrad von Marburg, Inquisitor in Deutschland. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Becker, A., Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Elsaß. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 4 Thlr.

Brunner, H., Die Entstehung der Schwurgerichte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Döring, A., Deutsche Kernlieder aus dem Franzosenkriege. Berlin, Grote. 1871. 8. 10 Ngr.

Geibel, E., Heroldsrufe. Aeltere und neuere Zeitgedichte. 3te Aufl. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lösung der Frage über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Nach den Quellen der Bibel und der Wissenschaft bearbeitet von einem Laien. Zittau, Horn. 1871. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Lotheisen, F., Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mähl, J., Stückschen ut de Muf'kist. 4ter Thl. Hamburg, O. Meißner. 1871. 8. 15 Ngr.

Mayer, V., Das Eigenthum nach den verschiedenen Weltanschauungen. 1871. Freiburg i. B., Trömer. Gr. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Mohammed Ali's Nachfolger. Historischer Roman im Anschluß an „Mohammed Ali und sein Haus". 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Pappenheim, E., Amos Comenius, der Begründer der neuen Pädagogik. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Perrot, F., Zeitfragen. Beiträge zur Lösung staats- und volkswirthschaftlicher Fragen der Gegenwart. Rostock, Kuhn. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Zur Geschichte des Verkehrswesens. Allen Gebildeten gewidmet. Rostock, Kuhn. 1871. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 13te Folge. Im Vorübergehen. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quabe, G., Fürst Bismarck-Schönhausen und die nationale Bewegung des deutschen Volkes 1815—1871. Anklam, W. Dietze. Gr. 8. 1 Thlr.

Rathgeber, J., Straßburg im 16. Jahrhundert. 1500—1598. Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg dem evangelischen Volke erzählt. Bevorwortet von K. R. Hagenbach. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichenbach, A., Joh. Jos. Ign. v. Döllinger und K. J. v. Hefele. 2 Kirchenhistoriker und das Unfehlbarkeitsdogma. Magdeburg, Demcker. 1871. Gr. 8. 3 Ngr.

Rohmer's, F., Wissenschaft und Leben. 1ster Bd. Die Wissenschaft von Gott. Nördlingen, Beck. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Römheld, C. J., Die sittliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schiller's Kampf mit dem Drachen, zugleich eine psychologische Studie. Gotha, Schloeßmann. 1871. 8. 24 Ngr.

Roquette, O., Geschichte der deutschen Dichtung, von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit. 2te Aufl. 1ste Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1871. Gr. 8. 18 Ngr.

Russel, Graf, Englands auswärtige Politik 1570—1870. Aus dem Englischen von K. Lanz. Oberhausen, Spaarmann. 1871. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Rutenberg, A., Die dramatischen Schriftsteller des 2ten Kaiserreichs. Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 15 Ngr.

Schasler, M., Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. 1ster Bd. Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die neueste Zeit. 3te Lief. Berlin, Nicolai. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, O., War Goethe ein Darwinianer? Graz, Leuschner u. Lubensky. 1871. 16. 4 Ngr.

Schmidt, B., Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. 1ster Thl. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schöpf, J. A., Peter Carl Thurwieser. Salzburg, Mayr. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulze, F. W., Der Landgraf und die Müllerin. Historische Skizze in einem Akt. Rathenow, Haase. 1871. 8. 5 Ngr.

Schwab, G., Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung. 5te neu vermehrte Aufl. besorgt von M. Bernays. Leipzig, Hirzel. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Secchi, P. A., Die Sonne. Die wichtigeren neuen Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniss zu den übrigen Himmelskörpern. Autorisirte deutsche Ausgabe und Originalwerk bezüglich der neuesten von dem Verfasser für die deutsche Ausgabe hinzugefügten Beobachtungen und Entdeckungen der Jahre 1870 und 1871. Herausgegeben durch H. Schellen. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Stubich, A., Zur Versittlichung des Partei- und des persönlichen Streites. Die nächste Reformfrage des Jahrhunderts, auf geschichtlicher und altchristlicher Grundlage. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Südermann, A., Der Wilddieb, Schmuggler und Falschmünzer Ignaz Diedrich, sein und seiner Gefährten Leben, Kampf und trauriges Ende oder: die Geheimnisse des Böhmer Waldes und des sächsischen Erzgebirges. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Dresden, C. G. Lohse. 1871. Gr. 8. à 3 Ngr.

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.

Strauß, V. v., Novellen. 3 Bde. Leipzig, Fr. Fleischer. 1871. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sugenheim, S., Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vom Kriegsschauplatz. Illustrirte Geschichte des Krieges von 1870–71. Volk und Heer. Stuttgart, E. Hallberger. 1871. Fol. 4 Thlr.

Wellmar, Meta, Gedichte. Leipzig, Matthes. 1871. 16. 20 Ngr.

Weis, L., Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. 2ter Bd. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 18. Januar 1872.

Ueber Papstthum und Unfehlbarkeit.

1. Roms Unrecht. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Von Otto Mejer. Erster Theil: Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichszeit bis zum Wiener Congreß. Rostock, Stiller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Papstthum. Seine Entstehung, seine Blüte und sein Verfall. Von Heribert Rau. Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart. Zweite vollständig veränderte Ausgabe. Stuttgart, Stöckhardt. 1872. Gr. 8. In Lieferungen zu 7½ Ngr.
4. Blitzstrahl wider Rom. Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Aus den Werken Franz von Baader's. Mit Vorreden und Anmerkungen von Franz Hoffmann. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
5. Zur Geschichte des vaticanischen Concils. Von Lord Acton. München, Rieger. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Die Irrlehre des Honorius und das vaticanische Decret über die päpstliche Unfehlbarkeit. Ein Versuch zur Verständigung von Aemil Ruckgaber. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
7. Denkschrift über das Verhältniß des Staats zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870 gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkt und die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.
9. Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Hrn. Prof. Dr. Schulte. Von Joseph Feßler. Dritte Auflage. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Das vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf. Dargestellt von Joseph Feßler. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts mag es kaum ein liberal gesinnter, aufgeklärter Mann für möglich gehalten haben, daß tief in der zweiten Hälfte unsers Säculums für die europäischen Culturvölker und insbesondere für das deutsche Volk die Nothwendigkeit entstehen würde, sich gegen einen Versuch des Papstthums zu vertheidigen, die absolute Herrschaft über sie wieder zu erlangen. Dennoch sind die Dinge jetzt so weit gekommen. Und der Kampf, um die Souveränetät der Staaten, die Freiheit der Wissenschaft und des Gewissens und all das, was man unter der Bezeichnung moderne Civilisation zusammenfaßt, vor dem Papste und seinem Anhang zu schützen, wird selbst in Deutschland noch schwer und erbittert genug sein. Die Stellung, welche sich die ultramontanen Werkzeuge des Papstes und insbesondere die Jesuiten auch in Deutschland zu erringen und zu befestigen vermocht haben, ist stärker und gefährlicher als man gewöhnlich meint. Die Verhältnisse waren dazu seit langer Zeit außerordentlich günstig. Als im Jahre 1814 der Jesuitenorden wiederhergestellt wurde, begann auch im politischen Gebiete die Zeit der Reaction, wo es galt, den freien geistigen Aufschwung der Völker wieder zu hemmen oder ganz zu vernichten, und wo die Ansicht wieder herrschend wurde: die sicherste Stütze der Throne sei der Altar, sei die Kirche, da sie es am meisten vermöge, die Menschen so zu bilden, daß sie als unmündige und willenlose Heerde sich fügten und die revolutionäre Zeit der Aufklärung vergäßen. So ward vom politischen Regimente der Wiederherstellung des „positiven" Glaubens und Aberglaubens und der hierarchischen Herrschaft viel Spielraum gewährt; denn nur Regierungsrechten sollte die hierarchische Herrschaft nicht nahe treten; Recht, Freiheit und Vernunft des Volks mochte sie wol größtentheils ungehindert verderben.

Unter diesen Verhältnissen wuchs allmählich auch der Jesuitenorden wieder heran, und als im Jahre 1848 die Zeit des Absolutismus und der Reaction ein jähes Ende fand, da war niemand rascher bei der Hand und mehr

in der Lage, von den neuen Rechten und Freiheiten Gebrauch zu machen, als die Bischöfe und die Jesuiten. Ihnen hauptsächlich kam jenes Jahr zugute, so zwar, daß sie die politische Befreiung des Volks großentheils in hierarchische Beherrschung desselben umzuwandeln vermochten. Der sogleich darauffolgende politisch reactionäre Umschlag kam ihnen wiederum zugute; denn nun konnten sie, geschützt durch die reactionären Regierungen vor einer Gegenwirkung von seiten eines freien Volks, ihre Beute aus dem Jahre 1848, nämlich die damals in Anspruch genommenen Rechte und Freiheiten, bequem in Zwangs- und Beherrschungsmittel der Völker und selbst der Regierungen verwandeln. Die Reaction der Regierungen indeß wich allmählich, und das Volk fing an politische Rechte zu genießen, zu gebrauchen — dies schien wiederum günstig; denn nun waren die römische Hierarchie und die Jesuiten bereits so weit erstarkt, daß sie, wenn die Regierungen sich ihren Ansprüchen widerspenstig zeigten, sich mit den Völkern selbst verbinden konnten, um deren politische Rechte gegen jene auszubeuten und sie nach ihrem Willen zu lenken.

In Frankreich war dies in auffallender Weise durchgeführt, aber auch anderwärts, insbesondere in Deutschland, wenn auch hier noch in minderm Maße. Und eben um dieses Ziel vollständiger zu erreichen, um die gläubigen Völker ganz an den geistlichen Autokraten in Rom zu fesseln und sie mit all ihren politischen Rechten den Regierungen gegenüber dienstbar zu machen, sollte in Rom im unfehlbaren Papste ein Idol aufgerichtet werden, vor dem sich alles beugen sollte, die Völker zunächst und durch sie die Herrscher, die Wissenschaft, die Cultur. Die Jesuiten und ihre Anhänger machen kein Geheimniß daraus, daß vor allem gegen das deutsche Volk, gegen die deutsche Wissenschaft und gegen den Geist des Protestantismus das vaticanische Concil und die Beschlüsse desselben vom 24. April und 18. Juli gerichtet waren; Beschlüsse, von denen der erste der Wissenschaft alle Freiheit, alle Selbständigkeit abspricht und sie zur Magd der Kirchenautorität erniedrigt, der zweite den Papst für unfehlbar und für den absoluten geistigen Beherrscher der Welt erklärt. Allem Anschein nach stand dieser geistliche Feldzug der Jesuiten gegen den deutschen Geist, der mit Hülfe zahlreicher unwissender Bischöfe aus den am meisten uncivilisirten Theilen der Erde unternommen ward, nicht ganz außer Zusammenhang mit dem übermüthig unternommenen Kriege des von Jesuiten beeinflußten französischen Kaiserreichs. Jedenfalls wären die liberalen Katholiken und der Protestantismus in Deutschland in eine schlimme Lage gekommen und hätten die Plane der Jesuiten mit ihrem unfehlbaren Papstthum die höchste Förderung erhalten durch einen Sieg der französischen Waffen, der ihnen gar nicht fehlen zu können schien. Süddeutschland wäre fast ganz in ihre Hände gefallen, und in Preußen hätten sie sicher einen sehr gefährlichen Einfluß erlangt.

Auch jetzt sind indessen die Plane der Jesuiten gegen deutsche Wissenschaft und Cultur und gegen den Protestantismus keineswegs aufgegeben; sie verfolgen dieselben noch immer mit nicht gering anzuschlagenden Mitteln. Alle deutschen Bischöfe haben sie unterjocht und trotz deren früherer Opposition zur Unterwerfung unter das neue Dogma von der päpstlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit gebracht. Durch diese wiederum ist der ganze niedere Klerus in ihrer Gewalt mit seinem seelsorglichen Einfluß auf die große Masse des ungebildeten Volks, das derselbe besonders auch bei Ausübung seiner politischen Rechte fast vollständig beherrscht. Dem Papste steht also bei dem ausgebrochenen Kampfe um die geistige Freiheit, um die Unabhängigkeit von seinem geistlichen Absolutismus innerhalb des deutschen Volks selbst eine bedeutende Macht zu Gebote, und es bedarf des Aufwandes aller Kräfte in Deutschland, um einen entscheidenden, endgültigen Sieg gegen denselben zu erringen.

Dies sind die Zeitverhältnisse, Zustände und Strebungen, aus denen die obengenannten Schriften hervorgehen und auf welche sie einzuwirken suchen. Sie gehören verschiedenen Richtungen an, und zwar sowol die, welche von katholischen, als jene, welche von protestantischen Verfassern stammen, nehmen daher auch zu der schwebenden Frage eine verschiedene Stellung ein und lassen sie in verschiedenem Lichte erscheinen.

Der Name des Verfassers von „Roms Unrecht" (Nr. 1), **Wolfgang Menzel**, ist längst bekannt und seine Schriftstellerei nach ihren Vorzügen und Mängeln schon vielfach gewürdigt. Seit mehrern Decennien ereignet sich in Literatur, in Staat und Kirche nichts irgend Bedeutendes, worüber Menzel nicht alsbald seinen Bericht erstattet, sein Urtheil abgegeben, seinen Sympathien und Antipathien Ausdruck verliehen hat. Dabei hat ihm seine Schwärmerei für Gothik und Romantik und die damit mehr oder weniger verbundene Hinneigung zum Mittelalter, seine Abneigung gegen rationalistische Aufklärung, sein ausgesprochener Haß gegen die neuere deutsche Philosophie, insbesondere gegen Hegel und sein System, endlich seine Tadelsucht selbst gegen die größten deutschen Dichter, insbesondere gegen Goethe — dies alles hat ihn auch bei Katholiken selbst ultramontaner Richtung in Gunst gebracht, und wir erinnern uns, sein „Literaturblatt" selbst in katholischen Klerikalseminarien gefunden zu haben. Dies macht sein Verdienst, vorliegende scharfe Schrift gegen Rom geschrieben zu haben, nur um so größer, und wir wünschen sehr, daß dieselbe in all die Kreise dringen möge, in welchen besonders das erwähnte „Literaturblatt" heimisch war. Leider wird dies kaum der Fall sein. Die Rechtgläubigen nicht allein unter den Katholiken, sondern selbst unter den Protestanten werden nicht ohne Erstaunen oder gelinden Schauder ersehen, wie sehr Menzel dem ketzerischen Arianismus zugeneigt ist — abgesehen von seinen scharfen Worten gegen die päpstliche Wirthschaft in Rom und Deutschland.

Das Werk gliedert sich in sieben Bücher. Das erste hebt die Verdienste der Deutschen um das Christenthum hervor; das zweite behandelt die Versündigungen Roms an Deutschland; das dritte stellt dar, was die romanische Rasse aus dem Christenthum gemacht hat; das vierte ist der deutschen Reformation gewidmet, das fünfte dem Neukatholicismus nach dem Tridentinum; das sechste zeigt Roms Herabsinken im Zeitalter der Aufklärung; das siebente endlich handelt von dem Ultramontanismus der Neuzeit.

Das Werk ist mit Wärme, anziehend und pikant geschrieben und sehr geeignet, auf ein größeres Lesepublikum belehrend und anregend zu wirken. Gelehrte Detailforschungen sind natürlich nicht in demselben zu suchen; es handelt sich hauptsächlich um zusammenfassende, raisonnirende Schilderungen und Charakteristiken von Ereignissen, Personen und Zuständen. An einzelnen historischen Versehen fehlt es nicht. So wird z. B. Arius, der Urheber des für die Germanen so einflußreichen Arianismus, als Bischof eingeführt, während er nur Priester war; auch Athanasius war am Beginn der Arianischen Streitigkeiten nur Diakon, und auf dem ersten allgemeinen Concil zu Nicäa (325) war selbst der Bischof von Rom nur durch zwei Priester, nicht durch einen Bischof vertreten. Dies ist hier von einiger Bedeutung, insofern daraus sich ergibt, daß in jener Zeit die einfachen Priester noch mehr Geltung hatten, noch nicht so tief unter den Bischöfen standen wie später und noch gegenwärtig.

Die Haupttendenz von Menzel's Werk ist, wie sich von ihm erwarten läßt, keine andere als die, zu zeigen, daß der Romanismus das Christenthum verdorben, veräußerlicht, in Werkdienst verwandelt, durch Aberglauben verunstaltet, zu herrschsüchtigen Zwecken misbraucht habe, während der Germanismus der Innerlichkeit der christlichen Religion durch Gemüthsinnigkeit homogener sei und dadurch auch weit mehr als der Romanismus die entsprechenden äußern Formen für den christlichen Inhalt insbesondere im gothischen Baustile gefunden habe. Im allgemeinen dürfte dies allerdings richtig sein. Die germanische Natur ist innerlicher und man möchte sagen von Natur aus religiöser, weil gemüthstiefer als die romanische. Die Romanen kennen kaum ein entsprechendes Wort für unser „Gemüth", die Scholastiker wissen in ihrer Psychologie nichts davon und die scholastischen Schulen der Neuzeit, z. B. die Jesuiten, bestreiten sogar jetzt noch, daß es ein Gemüth gebe, d. h. daß man eine Seelenpotenz anzunehmen habe, welche als Gemüth im Unterschied von andern Seelenpotenzen bezeichnet werden könne. Schon bei den alten Deutschen tritt die Tiefe und Reinheit der religiösen Stimmung auffallend hervor und wirkt veredelnd auf ihren religiösen Cultus. Wenn z. B. Tacitus von ihrer Religion berichtet: „Sie betrachten Haine und Wälder als geheiligt, und mit dem Namen von Göttern nennen sie jenes Geheimnißvolle, das sie nur mit dem Auge der Ehrfurcht schauen", so geht daraus hervor, daß die alten Deutschen, obwol den Romanen und Griechen nur Barbaren, dennoch bessere religiöse Begriffe und einen edlern Cultus hatten als die übrigen Völker. Ja wir wagen zu behaupten, daß in den angeführten Worten das wahre Wesen des religiösen Bewußtseins und der Verehrung des Göttlichen nicht blos einfacher, sondern auch wahrer zum Ausdruck gebracht sei als in manchem Dutzend von Folianten der gelehrten Theologen, von welchen das Göttliche nicht mit dem Auge der Ehrfurcht geschaut, sondern in dreisten Spintisirereien in kleinliche Formeln gebracht zu werden pflegte. Allein es darf andererseits nicht übersehen werden, daß doch auch die germanischen Stämme vielfach dem Aberglauben ergeben waren, ein starkes Bedürfniß danach bekundeten und dadurch den römischen Sendboten eine willkommene Handhabe boten, um sie zu gewinnen, festzuhalten, an das zauberhaft wirkende Priesterthum der römischen Hierarchie zu fesseln.

Besonders eingehend und drastisch ist die Zeit des nach der großartigen Epoche des Mittelalters zum Niedergang sich neigenden und entartenden Papstthums geschildert, da von demselben alle großen Ansprüche der frühern Zeit noch erhoben wurden, während doch alle Verhältnisse sich änderten und nur kleinliche Persönlichkeiten jene vertraten. Dann folgt die Periode der lasterhaften Päpste im 15. Jahrhundert und der unnatürliche, raffinirte Bund der Hierarchie mit der Renaissance zur Zeit der Reformation und nach dem Concil von Trient. Der Verfasser ist hier in seinem Elemente und weiß das reiche Material für seine Zwecke wohl zu verwenden. Die Peterskirche in Rom wird einer eingehenden Kritik unterzogen und findet, wie begreiflich, als Ausdruck romanischen Geistes, dessen äußerliche Christlichkeit sich jetzt auch noch mit antikem Heidenthum verband, entschiedene Verwerfung. Auch wird nicht versäumt, zu zeigen, wie jetzt das Papstthum, nachdem es hauptsächlich durch die Entwickelung und Consolidirung der nationalen Staaten um seine große politische Stellung gekommen war, sich nun durch den Bund mit der antik heidnischen Literatur und Kunst eine bedeutende, glänzende Stellung zu sichern suchte. Natürlich mußte dabei die Innerlichkeit und die sittliche Tendenz der christlichen Religion noch mehr zu Grunde gehen, als es schon bisher der Fall gewesen, und die Kirche vollends zu einer blos äußerlichen Rechts- und Cultusmaschine werden. Die Sittlichkeit sank dabei in Rom kaum weniger tief als in Frankreich. Blieben die römischen Prälaten dieser Zeit doch selbst dem griechischen Laster nicht fremd, während sie alle Welt verdammten, die sich nicht in Gehorsam vor ihnen beugte und ihrem alleinseligmachenden Glauben huldigte! Daneben finden auch die Jesuiten und ihr Treiben, ihr Ziel und ihre Moral eine entsprechende Charakterisirung.

Das letzte Buch: „Der Ultramontanismus der Neuzeit", und auch schon das vorhergehende können wir nicht als durchweg gelungen bezeichnen; es erscheint uns in mancher Beziehung nicht frei von Vorurtheil und Einseitigkeit und ist auch, besonders was die Entwickelung der Dinge in der katholischen Kirche Deutschlands betrifft, vielfach lückenhaft. Rationalismus, Liberalismus, Judenemancipation, speculative Philosophie u. a. sind nun einmal Dinge, wofür unserm Verfasser Sinn und richtiges Verständniß fehlt trotz seiner Hinneigung zur arianischen Auffassung des Christenthums. Wir wollen weiter nicht mit ihm darüber rechten. Aber auch bei anderm vermissen wir die richtige Würdigung, z. B. der romantischen Richtung in ihrem Verhältniß zum Katholicismus der Neuzeit. Die Romantiker haben weit mehr dazu beigetragen, daß die Dinge in der katholischen Kirche so weit kommen konnten, wie sie gekommen sind, daß insbesondere die Jesuiten wieder zu solchem Einfluß zu gelangen vermochten. Es waren besonders die romantischen Convertiten, welche hier vorarbeiteten. Solchen Naturen fehlt aber gewöhnlich der innere Halt und der Sinn für richtiges Maß und Ziel. Kaum sind sie daher in die katholische Kirche eingetreten, so ist ihnen daselbst alsbald nichts mehr

katholisch genug. Sie sinnen dann unaufhörlich auf Neues, das noch entschiedener katholisch sein soll, sind für alles Extreme empfänglich und pflegen dann auch häufig im Bunde mit der Hierarchie einen verstärkten Geistesdruck auf die Katholiken auszuüben, denen das Herkömmliche schon katholisch genug wäre und welche das überkatholische Raffinement anwidert. Aber diese vermögen mit ihrer Mäßigung dem zelotischen Ansturme jener in der Regel für die Dauer nicht Stand zu halten, denn sie werden als lau, indifferent verdächtigt, ja in ihrer Katholicität selbst angegriffen, weil sie jedenfalls dem Katholischern sich nicht fügen oder der sogenannten frommen und frömmern Meinung nicht huldigen wollen. Dies war seit einem halben Jahrhundert der Weg zur Verschärfung des Katholicismus.

Auch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ist hauptsächlich ein Werk solcher Convertiten. In Deutschland hat ihm z. B. längst G. Phillips durch sein „Kirchenrecht" vorgearbeitet, ehe man es noch für möglich hielt, daß es zur formellen Erklärung desselben je kommen werde. Ebenso die Convertiten in England, z. B. der Erzbischof Manning, Dalpaires, Ward u. a. Die Romantiker, die als Katholiken geboren waren, haben dabei in ihrem romantischen Taumel und in ihrem Schwärmen für das Mittelalter getreulich mitgeholfen, wenn auch im Grunde ohne klares Verständniß dessen, was sie thaten, vielleicht ohne Ahnung der Folgen ihres Thuns und Treibens. Denn correct katholisch im jesuitischen Sinne waren die Romantiker keineswegs, wenn sie auch den guten Willen dazu hatten. Joseph von Görres z. B. galt als eine Säule des ultramontanen Katholicismus in Baiern; aber seine Ansichten waren keineswegs correct und wären unter andern Verhältnissen sicher auf den römischen Index der verbotenen Bücher gekommen. Seiner „Christlichen Mystik" stand dies Schicksal nahe bevor, aber die energische Verwahrung seines Gönners, des Königs Ludwig I. von Baiern, bewahrte ihn davor. Ebenso war es mit Ernst von Lasaulx und andern, die zum Theil noch leben. Lasaulx leistete dem Ultramontanismus manche Dienste, aber seine Ansichten und Schriften waren so weit entfernt von kirchlich-scholastischer Correctheit, daß sie gleich nach seinem Tode auf den genannten Index kamen. So lange er lebte, schonte man ihn, da man seiner Verdienste sich erinnerte, auch seiner stets als Professor und Kammermitglied bedurfte und außerdem seine aufbrausende Natur fürchtete. Allein man hatte schon Vorbereitungen getroffen, ihn unschädlich zu machen. Eine fromme Dame hatte ihm endlich die Erklärung abgenöthigt, daß er ja nichts gegen die Kirche schreiben wolle, das Urtheil der Kirche anerkenne u. dgl. Flugs ward dies schriftlich der Dame gegebene Versprechen oder vielmehr Bekenntniß der römischen Curie berichtet und zur Verfügung gestellt. Kaum war daher Lasaulx todt (1861), so kamen denn auch, da man etwas, das wie eine Unterwerfung unter das Index-Decret lautete, glücklich im Sichern hatte, alle Schriften des langbewährten katholischen Kämpen auf den besagten Index, und als das Decret promulgirt ward, stand zur großen Erbauung der frommen Seelen dabei zu lesen: „Auctor ante mortem judicio ecclesiae laudabiliter se subjecit." Der Referent hat nicht blos einmal aus dem Munde Lasaulx' die schärfsten Verwerfungsurtheile gegen den schmählichen Unfug mit diesem Index vernommen, mit der Versicherung, daß, wenn man in Rom seine Schriften auf denselben setze und ihm in üblicher Weise Unterwerfung zumuthe, er dahin eine Antwort wolle gelangen lassen, die in Rom ebenso unerwartet sein als deutlich lauten werde. Dennoch hat man römischerseits ihm zuletzt beizukommen gewußt: dadurch, daß man seine die fromme Dame beruhigende Erklärung als Unterwerfung unter die Index-Congregation publicirte, hat man durch diese Selbstverurtheilung oder diesen Widerruf seiner Schriften dieselben todt gemacht für die gläubige katholische Welt.

Von welch kirchlicher Gesinnung diese Romantiker waren, und wie sie die sonstige oft geradezu an Ketzerei streifende Uncorrectheit ihres katholischen Denkens auszugleichen oder gutzumachen wußten, das möge das Verhalten eines andern romantischen, im übrigen geradsinnigen und sehr ehrenwerthen Mannes zeigen. Im Jahre 1854 erschien des Referenten Schrift: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen", in welchem die sogenannte Generationstheorie gegenüber dem Creatianismus behauptet und begründet wurde, d. h. die Annahme, daß die Kinder wirklich von ihren Aeltern stammen, nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele nach, und daß nicht bei jeder Empfängniß die Seele direct von Gott geschaffen und durch die älterliche Zeugung nur der Leib gebildet werde. Kurze Zeit nach Erscheinen dieses Buchs kam der in Frage stehende ultramontane Romantiker zu mir, um seinen vollen Beifall bezüglich meiner Schrift auszusprechen, indem er nur wünschte, daß ich meiner Ansicht noch schärfern Ausdruck gegeben hätte. Drei Jahre später kam wider alles Vermuthen diese Schrift auf den römischen Index der verbotenen Bücher, und nun kam derselbe Mann wieder, um womöglich mich zur Unterwerfung unter dieses Decret zu bewegen. Er hatte also ohne Umstände seine Ansicht zu ändern vermocht, sobald nur in Rom es befohlen wurde! Bei solcher Bereitwilligkeit zur Unterwerfung konnte Rom ohne Gefahr diesen Männer einige Uncorrectheiten ihres Glaubens, selbst einige kleine Häresien zugute halten, denn die Hauptsache für die römische Curie ist ja nicht Wahrheit und Sittlichkeit, sondern kirchlicher Gehorsam. Die mittelalterlich schwärmenden Romantiker wurden von der römischen Curie und von den Jesuiten dem sogenannten Rationalismus und Unglauben gegenüber gleichsam als Hinterwäldler (squatters) betrachtet und benutzt, die aus dem Groben zu arbeiten hatten, damit dann die Jesuiten kommen und alles correct und nüchtern nach der römisch-hierarchischen Schablone einrichten konnten. Die Zeit dazu ist jetzt gekommen; die Romantiker haben ihren Dienst gethan und können gehen; ihre Schriften mögen nun den echt jesuitischen weichen und der Vergessenheit anheimfallen. Selbst Adam Möhler's vielgefeierte „Symbolik", die so viel beitrug zur neuen Schärfung der confessionellen Gegensätze und zur Belebung des sogenannten kirchlichen Bewußtseins, wird diesem Schicksale kaum entgehen. Die Einleitung derselben über die Quellen des kirchlichen Glaubens ist jetzt ein vollständig überwundener Standpunkt oder geradezu zur Ketzerei geworden.

Menzel stellt am Schlusse seines Werks Deutschland, also insbesondere der Wissenschaft der Katholiken Deutsch-

lands die Aufgabe, den Katholicismus oder vielmehr das Christenthum von den romanischen Entstellungen wieder zu befreien. Wir müssen gestehen, es ist noch sehr wenig Hoffnung zu hegen, daß dies von seiten der Theologie und Philosophie der Katholiken geschehen werde. In diesem Jahrhundert sind bisjetzt nur sehr wenige und vereinzelte Stimmen zu diesem Behufe laut geworden, die keinen oder nur geringen Widerhall, aber um so größern Widerstand fanden, gerade von denen, die Mithülfe hätten gewähren sollen. Zu Anfang des Jahrhunderts wirkte M. Sailer (später Bischof von Regensburg) als Schriftsteller und Professor der Theologie in freierm Sinne trotz heftiger Anfeindung der ehemaligen Jesuiten und anderer Zeloten. Auf dem Gebiete der Philosophie war es besonders Franz Baader, der seine speculativen Untersuchungen von der kirchlich-scholastischen Schablone unabhängig zu erhalten wußte und der später sogar bis zu dem Beginnen fortschritt, den Katholicismus von der römischen Papstherrschaft zu befreien. Aber sein Unternehmen hatte keinen Anklang gefunden in Baiern und in Deutschland; war ja damals, in den dreißiger Jahren, der Ultramontanismus in Baiern bereits in üppiger Blüte!

In den zwei ersten Jahrzehnten lehrte in Bonn ein hochgeachteter Mann, G. Hermes, Theologie in freierer Weise mit ebenso viel Eifer als Beifall, gab seiner Richtung auch durch ein Werk weitere Verbreitung und gründete eine theologische Schule. Er knüpfte an die Kant'sche Philosophie an und vindicirte der Vernunft und Wissenschaft mehr Recht und Geltung, als der römischen Curie und den Jesuiten genehm war. Bald nach seinem zu Anfang der dreißiger Jahre erfolgten Tode begann die Agitation gegen sein Werk und seine Schule, welche mit der Versetzung seiner Schriften auf den Index und mit dem Verbote seiner theologischen Richtung endete. Unterdessen aber war in Wien ein Mann aufgetreten, der zwar keine Lehrstelle innehatte, aber durch theologische und philosophische Schriften großen Einfluß, insbesondere auf den katholischen Klerus in Deutschland, gewann — Anton Günther, Weltpriester. Er hatte sich einige Abweichungen vom scholastischen Lehrsystem erlaubt in christologischen und anthropologischen Ansichten, außerdem aber auch der Vernunft und unbefangenen Forschung mehr Gewicht beigelegt, als man in Rom für rathsam fand. Demgemäß wurde auch er bei der römischen Index-Congregation denuncirt, und schließlich kam es trotz aller Gegenbemühungen seiner Anhänger dahin, daß alle seine Schriften auf den Index gesetzt und seine Lehren an allen Schulen verboten wurden. Er selbst, bereits hochbetagt, unterwarf sich (1857), und seine Schüler thaten ein Gleiches. So hatte Günther's Schule das gleiche Schicksal wie die von Hermes. Und da Hirscher, Professor der Theologie in Freiburg, der ebenfalls von der alten Scholastik sich emancipirt hatte, sie bekämpfte und auch sonst auf Reformen des katholischen Kirchenwesens drang, dafür aber ebenfalls in Rom Verurtheilung fand — sich schon früher ebenfalls unterworfen hatte, so kam nun die Reihe an den Referenten. Wie oben erwähnt, kam schon 1857 meine Schrift: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen", auf den Index, aber die ausdrückliche Unterwerfung von meiner Seite blieb verweigert. Wenige Jahre später geschah (1862) dasselbe mit andern Werken: „Einleitung in die Philosophie" (1858), „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" (1861), „Athenäum. Philosophische Zeitschrift" (1862). Zugleich ward der Papst veranlaßt, daß er noch ein besonderes „apostolisches" Schreiben an den Erzbischof von München richtete (11. December 1862: Gravissimas inter), in welchem er die Verwerfung meiner Schriften ausführlich motivirte und wiederholte und Unterwerfung verlangte. Da ich auch jetzt diese verweigerte, wurden natürlich die üblichen hierarchischen Maßregeln in Anwendung gebracht und vor allem meine akademische Lehrthätigkeit zu hemmen gesucht durch Verbote und Verdächtigungen — wenn dies auch gleichwol nur in beschränktem Maße gelang. Um aber meine philosophische Zeitschrift „Athenäum" endlich zum Stillstand zu bringen, wurde zuletzt (1864) mein Verleger in München mit Schädigung seines Geschäfts bedroht und theilweise wirklich damit heimgesucht, sodaß er den Verlag derselben nicht länger behaupten konnte. Meine „Beleuchtung der päpstlichen Encyclica und des Syllabus von 1864" konnte daher nicht mehr in München erscheinen, sondern fand in Leipzig einen Verleger (Brockhaus 1865, zweite Auflage 1870).

Unterdessen aber hatten die katholischen Gelehrten Deutschlands, die Theologen und Philosophen wenigstens, in ihrer überwiegenden Mehrheit gezeigt, wie wenig sie gesonnen seien, römischen Anmaßungen aller Art ernsten Widerstand zu leisten und für das Recht der Wissenschaft einzustehen. Während zuerst viele derselben von nah und fern ihren Beifall zu erkennen gegeben hatten, zogen sich jetzt alle bis auf ein paar einzelne zurück, als es Ernst zu werden anfing mit meinem Conflict mit dem Papste und seinen Jesuiten. Allerdings hielten sie auf Anregung und unter Leitung Döllinger's bei sorgfältiger Vermeidung meiner Theilnahme (da sie fügsam gegen römisches Belieben meine Ansichten und meine Opposition als zu weitgehend und unkirchlich betrachteten) im Herbste 1863 eine Versammlung katholischer Gelehrten in München. Daselbst sollte dem Programm gemäß das Recht der Freiheit der Wissenschaft entsprechende Wahrung auch auf katholischem Gebiete finden, und Döllinger als Vorsitzender sprach — freilich mit großer Reserve — in der Einleitungsrede in diesem Sinne. Allein die wenigen entschieden ultramontanen Professoren, die zugegen waren, vermochten durch energischen Protest gegen diese Rede der Sache alsbald eine andere Wendung zu geben. Dem Vorsitzenden erschien es nunmehr als eine Hauptaufgabe der Versammlung, dem erwachten Mistrauen gegenüber die Rechtgläubigkeit derselben zu constatiren, und am Schlusse der Sitzung sandte Döllinger als Vorsitzender ein Telegramm an den Papst des Inhalts, daß die Frage über das Verhältniß der Wissenschaft zur kirchlichen Autorität im Sinne der Unterwerfung der Wissenschaft entschieden sei. So ward die Sache des Rechts der Wissenschaft, für welche ich jahrelang gewirkt und Opfer gebracht hatte, gründlich verdorben und preisgegeben, nachdem diese Gelehrtenversammlung mit ihrem Vorsitzenden sich anfangs derselben angenommen hatte. Der Papst nahm natürlich das besagte Telegramm wohlgefällig auf und spendete den Sendern telegraphisch seinen Segen. Später aber sandte er doch auch noch ein besonderes Schreiben, in welchem er seinem

Groll über die deutschen Gelehrten Ausdruck gab und herben Tadel aussprach, daß „Privatgelehrte" ohne kirchliche Mission sich herausnähmen, über solche kirchliche Fragen eigenmächtig zu verhandeln. Die „katholischen Gelehrten" schwiegen. Die münchener Professoren der Theologie, Döllinger an ihrer Spitze, sagten sich indeß noch ausdrücklich von mir los in einer öffentlichen Erklärung, um sich dem Erzbischofe und dem Papste als vollständig rechtgläubig in ihrer Wissenschaft zu documentiren. In Rom aber nahm man die Sache nicht für abgethan an und beruhigte sich nicht, sondern sann auf Mittel und Wege, der einmal erhobenen Forderung des Rechts der Wissenschaft entschieden zu begegnen und der freien Forschung eine mächtige Schranke zu setzen. Dies schien den Jesuiten vor allem dadurch erreicht zu werden, daß die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes dogmatisirt und dem Papste absolute directe Gewalt über die ganze Kirche zugesprochen würde, was durch ein sogenanntes allgemeines Concil geschehen sollte.

Vom Jahre 1864 an trug man sich in Rom mit diesem Gedanken, der endlich 1869—70 zur Ausführung kam. Wenn in der letzten Zeit der römischen Curie der Vorwurf gemacht wird, daß sie nutzloserweise, ohne durch irgendein dringendes Bedürfniß, durch eine entstandene Glaubensstreitigkeit u. dgl. veranlaßt zu sein, ein allgemeines Concil berufen und die katholische Welt in Aufregung versetzt habe, so pflegen die Jesuiten zu antworten, daß gerade Deutschland Veranlassung genug geboten habe dazu und die wirkliche Ursache desselben sei durch die bedenkliche unkirchliche Wendung, welche die Philosophie und theilweise auch die Theologie im katholischen Deutschland genommen habe. Dabei weisen sie vor allen auf des Referenten Werke: „Einleitung in die Philosophie" und „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" hin. Wirklich fanden auch gerade diese zwei Schriften nebst der „Einleitung in die Theologie" von Hermes in den Vorberathungen des Concils und in dem Entwurf zur Entscheidung des Concils „über den katholischen Glauben mancherlei Irrthümern gegenüber" besondere Berücksichtigung. (Vgl. „Documenta ad illustrandum Concilium Vaticanum anni 1870". Gesammelt und herausgegeben von Dr. J. Friedrich. Nördlingen, II. Abtheilung, S. 45 fg.) Die Sätze, welche in der Sitzung des Concils vom 24. April 1870 von demselben zum Beschluß erhoben wurden, sind mit ihrem Schlußzusatz hauptsächlich gerichtet gegen meine Aufstellungen über die Freiheit der Wissenschaft, über den Gegenstand und die Aufgabe der Philosophie und über die Verkehrtheit des Verfahrens der römischen Index-Congregation.

In dieser Entscheidung vom 24. April ist die wichtigste und gefährlichste That des Vaticanischen Concils zu erblicken, obwol alle Welt nur über das Unfehlbarkeitsdogma vom 18. Juli ein Geschrei erhebt und jenen Beschluß wie bedeutungslos ignorirt. Aber in ihm liegt die wahre Gefahr, weil er alles Recht der Wissenschaft vollständig aufhebt und dieselbe unbedingt der Oberherrschaft der kirchlichen Autorität unterwirft, zugleich auch die dogmatische Lehre aller wissenschaftlichen Untersuchung wegen ihrer Uebernatürlichkeit entzieht und endlich sogar päpstliche Erlasse und selbst die Index-Decrete zu unbedingten Normen der Wissenschaft bei den Katholiken erhebt. Wo dieser Beschluß zur Ausführung kommt, da ist alle Wissenschaft todt und alle wirkliche Forschung abgethan; es ist nur noch eine knechtische Scheinwissenschaft und wohldienerische Sophisterei möglich. Zugleich muß jeder, der diesen Beschluß annimmt, sich auch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ohne Widerrede gefallen lassen, da er damit in dogmatischen Dingen auf alles natürliche Urtheil und auf alle Vernunftgründe verzichtet hat. Das Seltsamste bei den Urhebern und Leitern der sogenannten altkatholischen Bewegung ist dies, daß sie das Unfehlbarkeitsdogma mit allen historischen und vernünftigen Gründen bekämpfen und doch kein Wort der Opposition sprechen gegen den Beschluß vom 24. April, durch dessen Anerkennung sie sich des Rechts begeben haben, aus wissenschaftlichen Gründen gegen die Beschlüsse der kirchlichen Autorität in Opposition zu treten. Die Leiter des Altkatholicismus, größtentheils Gelehrte jener Versammlung von 1863, welche dem Papste die Unterwerfung der Wissenschaft unter die Autorität telegraphirten, hätten kaum ein Wort des Widerspruchs gegen das Vaticanische Concil erhoben, wenn nicht unglücklicher- oder glücklicherweise auch das Unfehlbarkeitsdogma beschlossen worden wäre. Und doch wäre auch ohne dieses letztere schon durch jenen ersten Beschluß das katholische Geistesleben vollständig gelähmt und geknechtet. Das Unfehlbarkeitsdogma hat zwar in politischer Beziehung große Bedeutung, weil dadurch die ganze Macht der Kirche in Einer Hand concentrirt und dadurch rascher und entschiedener verwendet werden kann, während, wenn die absolute Autorität und Unfehlbarkeit zugleich im Episkopate ruht, dieser zuvor zusammenzurufen ist, und außerdem die verschiedenen Bischöfe selbst in den einzelnen Staaten vielfach in die besondern Verhältnisse derselben verflochten sind und in ihrer Thätigkeit und Machtausübung bei entstehenden Conflicten gelähmt werden. Für das geistige Leben dagegen, für Wissenschaft und Cultur ist es nur von geringem Belange, ob der Papst allein oder der Episkopat mit ihm die Herrschaft über dieselben ausübt; es kommt nur darauf an, wie unbedingt und entschieden diese in Anspruch genommen wird. Wir wissen ja, wie es bisher war, und sehen, wie man überall von Rom aus unter knechtischer Mitwirkung der Bischöfe auch in Deutschland vorging gegen jeden Schriftsteller und Lehrer, der irgendwie in selbständiger Weise wirkte oder vom Rechte der Wissenschaft Gebrauch machen wollte, obwol der Papst damals noch nicht für unfehlbar erklärt war. Wenn es also dem sogenannten Altkatholicismus gelänge, das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit wirklich rückgängig zu machen, so wäre damit für Wissenschaft, Cultur und religiöse Reform nichts gewonnen, wenn der Beschluß vom 24. April aufrecht erhalten bliebe und wenn überhaupt die bisher befolgten Grundsätze in dieser Beziehung in Geltung fortdauerten, deren Bestreitung des Referenten Schriften hauptsächlich gewidmet waren. Freilich, die Opposition gegen jenen Beschluß vom 24. April fordert eine ganz andere Opposition als das Unfehlbarkeitsdogma, eine Opposition gegen das hierarchische Kirchenregiment selber, nicht blos gegen Auswüchse oder Uebertreibungen desselben.

J. Frohschammer.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1871.

(Beschluß aus Nr. 2.)

In der Geschichte überwiegt nach wie vor die Specialität, die Geschichte einzelner deutscher Landschaften, Städte, Stifter, kurzer Zeitepochen, einzelner Begebenheiten; selten erscheinen Werke, welche Anspruch darauf erheben, der Nationalliteratur anzugehören, welche in Bezug auf stilistische Haltung einen selbständigen Werth erstreben.

Das Haupt der modernen Geschichtschreibung, der Führer einer zahlreichen Jüngerschar, die dem Meister indeß oft mehr in archivarischer Forschung als künstlerischer Darstellung nacheifert, Leopold Ranke, ist noch immer der fleißigste Historiker der Neuzeit. Während seine „Sämmtlichen Werke“ bis zum neunzehnten Band, dem sechsten Band der „Englischen Geschichte“, vorgeschritten sind, hat er außerdem zwei neuere Geschichtswerke herausgegeben: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—90“, und der „Ursprung des Siebenjährigen Kriegs“ — wichtige Beiträge zur diplomatischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Von F. von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ erscheint eine vierte Auflage; von dem von Raumer begründeten „Historischen Taschenbuch“ eine fünfte Folge, welche der bekannte Culturhistoriker W. H. Riehl herausgibt. Der Publicist A. L. von Rochau läßt eine „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“ erscheinen, von welcher der erste Band vorliegt. Von der großen Sammlung: „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ liegt der siebzehnte Band vor, der dritte Theil der „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der Französischen Revolution bis auf unsere Tage“, von H. Baumgarten, ein anziehendes, für Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände Spaniens unentbehrliches Werk. Wolfgang Menzel, ein unermüdlicher Geschichtschreiber der Neuzeit, setzt seine Säcularchroniken fort in „Die wichtigsten Weltbegebenheiten, vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich“, während W. Müller den vierten Band seiner „Politischen Geschichte der Gegenwart“ erscheinen läßt, der das Jahr 1870 behandelt. Von J. Sporschil's „Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, fortgesetzt von M. Wechs“, liegt der sechste Band vor, der die „Neueste Geschichte der Deutschen, 1851—62“ darstellt. Eine „Geschichte von Frankreich“ von L. O. Bröcker, behandelt in ihrem ersten Bande Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums.

Unter den geschichtlichen Werken verzeichnen wir als solche, welche einzelne Epochen oder Landschaften charakterisiren, oder specielle Ereignisse darstellen, zunächst das Werk „Friedrich I.“ von Hans Prutz, das mehr ein umfassendes Geschichtsbild als eine biographische Studie ist; A. Kluckhohn: „Zwei pfälzische Gesandtschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten 1567 und 1574“; A. Vivenot: „Zur Geschichte des Rastadter Congresses“; A. Hausrath: „Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte“; L. Frohnhäuser: „Geschichte der Reichsstadt Wimpfen“; T. Knochenhauer: „Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247)“; F. Kapp: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Nordamerika“; C. Freiherr von Beaulieu-Marconnay: „Der Hubertusburger Friede“; J. Dierauer: „Ruotger und der Aufstand von 953“; A. Freiherr von Weyhe-Eimke: „Octavio Piccolomini als Herzog von Amalfi“; O. Rautenberg: „Berengar von Friaul, König von Italien“; K. F. Menzel: „Geschichte des rheinischen Städtebundes im 13. Jahrhundert“; F. L. Baumann: „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel“; R. Schillmann: „Vorgeschichte der Stadt Brandenburg“; W. Oncken: „Eine authentische Erzählung von der Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen im Jahre 1689“; M. Perlbach: „Die ältere Chronik von Oliva“; L. Pertz: „Metz, Historisches und Topographisches“; G. Westermayer: „Chronik der Burg und des Marktes Tölz“; A. Helfferich: „Geschichtliche Forschungen“; G. Waitz: „Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert“; G. L. Kriegk: „Geschichte von Frankfurt a. M.“; K. A. Muffat: „Geschichte der bairischen und pfälzischen Kur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts“; A. Beer: „Zur Geschichte des Friedens von Aachen im Jahre 1748“; J. Bilitzer: „Geschichte Venedigs von seiner Gründung“; G. Böse: „Deutsche Kaisergeschichte in Biographien“; „Kurze Geschichte der römisch-deutschen Kaiser“; O. Peschel: „Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II.“; C. Höfler: „Die Avignonesischen Päpste, ihre Machtfülle und ihr Untergang“.

Die Geschichte Oesterreichs und Ungarns wird eifrig angebaut: F. Krones: „Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II.“ und „Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rákóczi's II.“; C. Höfler: „Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs unter den Kaisern Leopold I., Joseph I., Karl VI.“; L. Szaraniewicz: „Kritische Blicke in die Geschichte der Karpatenvölker im Alterthum und im Mittelalter“; A. Jäger: „Tirols Rückkehr unter Oesterreich“; J. Egger: „Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit“; „Politische Skizzen aus Oesterreich“; H. Meynert: „Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit“. Eine genaue „Geschichte der Stadt Wien“ gibt K. Weiß heraus. Von dem tüchtigen Werke von Felix Dahn: „Die Könige der Germanen“, ist die sechste Abtheilung erschienen, welche die Verfassung der Westgothen, das Reich der Sueven in Spanien behandelt. In zweiter Auflage liegt das Werk von Moritz Busch vor: „Die Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen“.

Beiträge zur Geschichte der neuern und neuesten Diplomatie enthalten die von Ernst Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen vertrauten Briefe des preußischen Generals von Rochow an den Generalpostmeister von Nagler: „Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution“; ferner die „Enthüllungen aus den Tuilerien, die geheimen Papiere des zweiten Kaiser-

reichs". Die sehr verschiedenen Richtungen der populären und wissenschaftlichen Geschichtschreibung werden noch durch folgende Werke illustrirt: Luise Otto: „Privatgeschichte der Weltgeschichte. Fünfter Band: Neufranzösisches und Altdeutsches"; „Die Kaiserfarben, eine geschichtliche Untersuchung"; W. Wiesike: „Münchehofe bei Wendisch Buchholz, ein Streifzug in die Meißensche und Märkische Kirchengeschichte"; F. Palacky: „Zur böhmischen Geschichtschreibung"; O. Müller: „Geschichtliche Bilder aus Lyon"; W. Weber: „Der deutsche Zollverein" (zweite Auflage); W. von Juvalt: „Forschungen über die Feudalzeit im curischen Raetien"; E. Leser: „Necker's zweites Ministerium"; C. H. Freiherr von Hagen: „Die Franzosen in Halle 1806—8"; H. Kurz: „Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit"; H. Ziegler: „Irenäus, der Bischof von Lyon"; C. Mendès: „Die 73 Tage der Commune"; „Geschichte der Commune in Paris". In Uebersetzung erschien H. Labouchère: „Während der Belagerung".

Die wachsende Schwierigkeit, sich in einer ereignißvollen und bedeutenden Zeit zu orientiren, ruft die „Geschichtskalender" hervor, von denen der von H. Schultheß seinen elften Jahrgang bereits hinter sich hat, während von dem „Neuesten Geschichtskalender" von K. Schlosser die zweite Abtheilung des zweiten Jahrgangs vorliegt.

Ueber die neuen Reichslande Elsaß-Lothringen ist eine beträchtliche Zahl von Schriften erschienen, meist culturgeschichtlichen Inhalts, welche den Uebergang zu der culturhistorischen und publicistischen Literatur bilden: Franz von Löher: „Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen"; „Elsaß und Lothringen, geschichtlicher Rückblick in gemeinfaßlicher Darstellung von einem Schweizer"; O. Lorenz und W. Scherer: „Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", erster Halbband; W. Stricker: „Die deutsch-französischen Grenzbezirke in historischer und nationaler Beziehung"; B. Warnecke: „Elsaß und Lothringen"; K. Badewitz: „Das deutsche Reichsland Elsaß-Lothringen"; Franz Hirsch: „Vom deutschen Elsaß, Briefe an einen Freund"; G. Lenz: „Die alten Reichslande und ihre Stellung zum Neuen Reiche"; G. Meyer: „Elsaß und Lothringen, eine volkswirthschaftliche Studie"; Berthold Auerbach: „Wieder unser! Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage"; K. Bernhardi: „Die Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich".

Während die Geschichtschreibung sich in allerlei Monographien verzettelt, nimmt die Culturgeschichte ein erhöhteres Interesse in Anspruch, aber auch hier beginnt das Monographische über die umfassende Darstellung, welche in allem höhere Tendenzen verfolgt, zu überwiegen. Von O. Henne-Am Rhyn's „Culturgeschichte der neuern Zeit vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart" umfaßt der zweite Band die „Culturgeschichte des Zeitalters der Aufklärung, von der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs bis zur Französischen Revolution"; eine zweite Auflage ist von der Bartels'schen Uebersetzung von J. W. Draper's „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas" erschienen; eine sechste vermehrte Auflage von G. Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Das Werk von Moritz Carriere, welches Kunst- und Culturgeschichte unter höhern philosophischen Gesichtspunkten vereinigt, haben wir bereits erwähnt.

Von H. Graetz: „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" liegt der elfte Band vor: „Geschichte der Juden vom Beginn der Mendelssohn'schen Zeit bis in die neueste Zeit".

Das interessante Werk von J. J. Roßbach: „Geschichte der Gesellschaft" wird aus seinem Nachlaß weiter herausgegeben, und zwar erschien in diesem Jahre der vierte Theil: „Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker, zweite Abtheilung".

Culturgeschichtliche Monographien behandeln Stoffe aus allen Geschichtsepochen, namentlich aus dem Alterthum und der neuen Zeit: A. Forbiger: „Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer. Erste Abtheilung: Rom im Zeitalter der Antonine", erster Band; „Helena, römisches Familien- und Sittengemälde aus dem ersten Jahrhundert", aus dem Englischen übersetzt; F. Hoffmann: „Bilder römischen Lebens"; E. Köhler: „Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. Erster Theil: Die Völker des Alterthums"; W. Wattenbach: „Das Schriftwesen des Mittelalters"; T. Cohn: „Die Humanistenperiode"; C. Pauli: „Ueber Familiennamen"; „Die Vornamen, sprachlich erklärt"; H. Henrici: „Deutsches Volksthum und deutsches Christenthum"; „Strasburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter"; W. Wiegand: „Eudoxia, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und Christenthums"; F. V. Zillner: „Salzburgische Culturgeschichte in Umrissen"; S. Brunner: „Die höchst vergnügliche Raiß des Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern nach Mölk 1739. Ein heiteres und getreues Bild des deutschen Hoflebens und Hofceremoniells im 18. Jahrhundert"; Maria Belli-Gontard: „Vor mehr als hundert Jahren. Merkwürdige und interessante Abdrücke aus den in ganz Deutschland zuerst erschienenen Zeitungen"; A. Wolf: „Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich"; Wangemann: „Lebensbilder aus Südafrika. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts"; J. J. Binder: „Das Passionsspiel in Oberammergau, culturhistorische Skizze"; M. Toeppen: „Elbinger Antiquitäten, ein Beitrag zur Geschichte des städtischen Lebens im Mittelalter"; F. Hofmann: „Ueber den Verlobungs- und Trauring"; J. Löwenthal: „Culturgeschichtliche Beiträge"; Freiherr T. von der Goltz: „Licht- und Schattenseiten der gegenwärtigen Culturentwickelung"; C. Krafft und W. Crecelius: „Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen"; G. Rasch: „Berlin bei Nacht. Culturbilder"; „Wie die Franzosen Krieg führen, ein Beitrag zur Sitten- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts"; Roderich Benedix: „Das Franzosenthum"; L. Löw: „Der jüdische Congreß in Ungarn"; L. Geiger: „Geschichte der Juden in Berlin"; H. von Scharff-Scharffenstein: „Das entlarvte Judenthum der Neuzeit", zweites Heft.

Von einem der wichtigsten Werke für deutsche Culturgeschichte, L. G. von Maurer: „Geschichte der Städte-

verfassung in Deutschland" ist der vierte Band erschienen. Mehr das philosophische Gebiet streifen: W. J. A. Gerber: „Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung", und Lazarus Geiger: „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit".

Die große Mehrzahl der Schriften, welche zur Militärliteratur und Publicistik gehören, beschäftigen sich mit dem deutsch-französischen Krieg und seinen Folgen. Die Zahl der Schriften, welche diesen Krieg selbst darstellen, ist höchst beträchtlich; militärwissenschaftlich und feuilletonistisch, illustrirt und nichtillustrirt, allgemeine Kritik und persönliche Erinnerungen — so wechselt in kaleidoskopischem Spiel der Standpunkt dieser Literatur. Gleichwol beginnt erst jetzt die Zeit, wo das sich mehrende Material der Quellen und Generalstabsschriften eine kritische Geschichte des Kriegs möglich macht. Was die großen Werke über denselben betrifft, so wollen wir statt der Titel, welche dasselbe Thema in den mannichfachsten Variationen bezeichnen und von dem eifrigen Bestreben der Autoren, ihre Werke voneinander zu unterscheiden, Zeugniß ablegen, hier nur die Schriftsteller selbst nennen. In erster Linie stehen Rüstow, der in seinem Werk etwas franzosenfreundlich auftritt, Wolfgang Menzel und A. Borbstaedt, außerdem erwähnen wir W. Müller, Niendorf, M. von Eelking, J. von Wickede, A. Zehlicke, H. Fechner, G. Jahn, C. G. von Berneck und O. Mohl, A. Strodtmann, J. Bönneken, F. Hilarius und M. Gramming, W. F. C. Schmeidler, L. Hahn, A. H. Brandrupp, R. Hocker, F. Knauth, F. Sonnenburg, C. von Winterfeld, C. von Treskow, C. Schmeling, E. Kaiser, Zapp, W. Angerstein, R. Mühldener und vier anonyme Werke von ***, von A. M., von J. R. und von F. R. Die Betheiligung der sächsischen Armee ist nach officiellen Quellen, die der bairischen von C. A. Dempwolff dargestellt. Die Ereignisse in der Ostsee stellen vom deutschen und französischen Standpunkte aus dar O. Livonius und R. de Pont-Jest. Die Thaten der dritten kronprinzlichen oder Südarmee sind geschildert in Paul Hassel's Werke: „Von der Dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—1871".

Sehr zahlreich ist die mehr feuilletonistische Literatur der Memoiren und Briefe, der Abenteuer und Anekdoten, des Selbsterlebten in anziehender Schilderung. Hans Wachenhusen: „Tagebuch vom französischen Kriege" und „Haut ihm, Kriegsbilder"; J. von Wickede: „Kriegsbilder des Jahres 1870"; Theodor Fontane: „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870"; M. von Schlägel: „Gefangen und belagert"; F. Sander: „Vier Tage in Metz während und nach der Uebergabe"; C. Abani: „Im Lager der Franzosen. Briefe eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870" und „Kriegsbilderbuch eines Unbefangenen"; F. Gerstäcker: „Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege"; „Im Bivouak, humoristische Erzählungen und Anekdoten aus den Feldzügen von 1866 und 1870"; „In Feindesland, ein Stück aus dem Kriege"; F. Wiedemann: „Kriegsscenen aus dem Jahre 1870"; K. Pietschker: „Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris"; C. Scheper's „Bilder und Eindrücke aus einer achtwöchentlichen Dienstzeit als freiwilliger Feldprediger im Sommer 1870"; P. von Bojanowski: „Geschehenes und Geschriebenes. Tagebuchblätter eines Journalisten aus den Kriegsmonaten der Jahre 1870 und 1871"; E. Götzinger: „Wahrhafftige nuwe Zittung des jungst vergangnen tutschen Kriegs"; „Die Präfectur in Blois, Tagebuchblätter"; Karl Braun: „Während des Kriegs. Erzählungen, Skizzen und Studien"; „Erlebnisse während einer Reise zu unsern Truppen vor Paris im November und December 1870. Ein Tagebuch von M."; J. Kleinert: „Gedenkbuch des Kriegs von 1870—71"; „Kriegsfahrten eines Civilisten. Nach den Aufzeichnungen des ungenannten Verfassers bearbeitet von J. Zeitz"; L. Kayßler: „Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft"; L. Pietsch: „Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder"; E. Leistner: „Was unsere heimkehrenden Krieger erzählen"; „Memoiren eines preußischen Einjährigen von 1870"; „Von unsern Truppen im Felde. Von einem Reservisten des 90. Füsilierregiments"; A. W. Grube: „Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem großen Kriege von 1870—71"; O. von Marschall: „In Bitsch gefangen"; „Aus dem Tornister. Bilder und Anekdoten aus den Kriegen 1866, 1870 und 1871"; R. Schuster: „Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Feldgeistlichen während des Kriegs 1870—71"; T. Batke: „Feldpostbriefe aus Frankreich 1870 und 1871"; A. di Miranda: „Feldpostbriefe eines Fünfundzwanzigers während des deutsch-französischen Kriegs von 1870—71"; H. Uhde: „Streifzüge auf dem Kriegsschauplatze 1870—71"; R. Laurmann: „Gedenkblätter aus dem Heldenkampfe Deutschlands mit Frankreich 1870 und 1871"; „Briefe vom Kriegsschauplatz 1870 und 1871. Aus Correspondenzen des Jünglingsvereins zu Hamburg"; A. Graf Adelmann: „Aus dem Felde. Erinnerungen, Skizzen und Novelletten"; Ludovika Hesekiel: „Barackenleben. Skizzen aus dem berliner Militärlazareth 1870—71"; E. Kupsch: „Unter dem rothen Kreuz"; „Deutschlands Helden oder der Kampf gegen Frankreich. Eine Chronik von einem frühern sächsischen Militär"; G. Höcker: „1870 und 1871, zwei Jahre deutschen Heldenthums"; A. T. von Grimm: „Vaterländische Erinnerungen und Betrachtungen über den Krieg von 1870—71"; „Der Krieg um Metz, von einem preußischen General"; G. Fischbach: „Die Belagerung und das Bombardement von Strasburg".

Andere militärwissenschaftliche Werke behandeln theils frühere Kriege, theils die Armeen und die Wehrkraft europäischer Monarchien, theils tragen auch sie den Charakter von Memoiren: „Der Feldzug von 1859, das Vorspiel zu den Ereignissen von 1866—70"; J. Fontane: „Der Krieg von 1866, zweiter Band: „Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland"; „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie" (Oesterreichs); „Ein Wort über die österreichisch-ungarischen Heeresverhältnisse, die Kriegsmacht Oesterreichs. Erster Theil: Der Organismus der österreichischen Kriegsmacht"; „Die Wehrkraft des osmanischen Reichs und seiner Vasallenstaaten Aegypten, Tunis und Tripolis"; Janski: „Rußland. Militärische Studie"; R. Fadejew: „Der Kriegsschauplatz am Schwarzen Meer, aus dem Russischen übersetzt"; J. Straube: „Kriegführung in alter und neuester Zeit. Contraste aus

den Jahren 1184—1174 (v. Chr. Geb.) und 1864, 1866, 1870 und 1871"; „Aus Afrika und Spanien. Erlebnisse und Schilderungen eines frühern Kapitäns der Fremdenlegion"; E. von Sierakowski: „Erinnerungen eines Schwerverwundeten an 1868"; „Von Achten der Letzte. Amerikanische Kriegsbilder aus der Südarmee des Generals Robert Lee, von einem ehemaligen königl. preußischen Freiwilligen".

Auf dem Gebiete der Biographie und der Memoiren ist die Production ebenfalls eine sehr regsame; selten aber sind hier stilvolle Lebensbeschreibungen, die nach künstlerischer Bedeutung streben. Fast überall überwiegt das Sachliche; die kleinern Biographien sind nicht mehr als Skizzen, die großen oft reichhaltige, wenig verarbeitete Materialiensammlungen. Von einem der bedeutendsten biographischen Werke: „Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe, deutsche Ausgabe durch neue Mittheilungen vermehrt von F. Nippold", liegt der dritte und letzte Band vor: „England und Deutschland". Von Varnhagen's classischen „Denkwürdigkeiten" erscheint eine neue Auflage als erste Abtheilung einer Ausgabe seiner „Ausgewählten Schriften". Eine sehr eingehende Biographie von „Friedrich Ferdinand Graf von Beust" hat F. W. Ebeling verfaßt. In neuer Auflage liegt die trotz romanhafter Färbung interessante Biographie Giordano Bruno's von F. Falkson vor, in zweiter Auflage die vortreffliche Biographie: „Ulrich von Hutten" von David Strauß, und die biographische Studie: „Napoleon III." von Rudolf Gottschall. „Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleon's Leben und Regierung" hat F. Richter herausgegeben; ferner sind erschienen: „Fünfundzwanzig Jahre aus Napoleon's III. Leben"; von J. Hermann's „Leben Robespierre's" ist der erste Band erschienen; H. Lang veröffentlicht ein religiöses Charakterbild „Martin Luther". Von dem gefeierten Maler Moritz Schwind sind zwei biographische Charakteristiken erschienen; von C. R. von Führig und von A. W. Müller, wie von G. Freiberg eine Charakteristik: „Hildebrandt und Schirmer". Ein Werk vom Freiherrn von Hodenberg behandelt: „Voltaire und Friedrich II., Du Bois Reymond und Droysen"; G. von Zezschwitz schildert den „Pädagogen Heinrich Pestalozzi"; R. Gosche und E. Lehmann „Georg Gottfried Gervinus". In den bereits erwähnten „Zeitgenossen" von A. von Wurzbach finden sich biographische Skizzen über „Karl Vogt", „Wilhelm von Kaulbach", „Richard Wagner", unter den Lebensbildern von W. Buchner Biographien von „Scharnhorst" und „Erzherzog Karl"; A. T. Haymann skizzirt das Leben von „Otto Fürst von Bismarck-Schönhausen" und von „Bernhard August von Lindenau"; M. Ritter gibt die „Memoiren Sully's und den großen Plan Heinrich's IV." heraus.

Die zur Literaturgeschichte gehörenden Biographien und Memoiren haben wir bereits früher erwähnt. Ein Blick auf die übrige biographische Literatur ergibt das befremdende Resultat, daß sich die massenhafte Production hier gerade nicht den hervorragenden Größen, den weltgeschichtlichen Berühmtheiten zuwendet, ja nicht einmal den diis minorum gentium, sondern meistens nur kaum aus dem Dunkel der Masse hervortretenden Persönlichkeiten; es sind mehr oder weniger Biographien virorum obscurorum, die wir zu verzeichnen haben, was mit der Vorliebe der Deutschen für die Specialität und das Detail, mit dieser oft zum Verwechseln der privaten und öffentlichen Interessen führenden Gemüthlichkeit zusammenhängt: J. Danko: „Joannes Sylvester Pannonius, Professor der hebräischen Sprache an der wiener Universität, Leben, Schriften und Bekenntniß"; W. Germann: „Missionar Christian Friedrich Schwartz"; F. L. Dammert: „Anton Holl, Doctor der Philosophie, großherzl. badischer Geh. Hofrath"; J. G. Obrist: „Taras Grigoriewicz Szewczenko, ein kleinrussischer Dichter"; C. A. Zettel: „Denkschrift auf Christian Erich Hermann von Meyer"; A. Dronke: „Julius Plücker, Professor der Mathematik und Physik"; A. W. Hoffmann: „Zur Erinnerung an Gustav Magnus"; H. Consalvi: „Memoiren"; E. Wadsack: „Die im Kriege 1870 gefallenen deutschen Buchhändler. Porträts und Biographien"; F. Bücker: „Zwei Jubilarinnen"; „Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christiana, vermählten Gräfin Ulfeldt", herausgegeben von S. Ziegler; R. Rothenburg: „Friedrich Ludwig Jahn"; E. Peschier: „Lazarus Geiger"; Graf H. von Walderdorff: „Joseph Rudolf Schuegraf, der verdiente bairische Geschichtsforscher"; H. Holland: „Theodor Horschelt"; „Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von B. Schröder und F. Schwarz. Mit einer Vorrede von Nippold"; J. J. Oeri: „Theodor Meyer-Merian"; C. G. E. am Ende: „Dr. Johann Joachim Glob. am Ende, verstorben 1777 als Superintendent zu Dresden"; A. Hochmuth: „Leopold Löw als Theologe, Historiker und Publicist"; E. Baltzer: „Musonius. Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit"; M. J. Mühlfelder: „Rabh. Ein Lebensbild zur Geschichte des Talmud"; W. Edler von Janko: „Lazarus Freiherr von Schwendi, oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II."; Marquise von Montagu: „Anna Pauline Dominika von Noailles, ein Lebensbild"; R. Trampler: „Correspondenz des Cardinals Franz Fürsten von Dietrichstein"; K. H. von Busse: „Herzog Magnus, König von Livland"; M. Herz: „Unser Albert, Kronprinz zu Sachsen"; A. Ritter von Arneth: „Johann Christoph Bartenstein und seine Zeit"; F. Schirrmacher: „Albert von Possemünster, genannt der Böhme, Archidiakon von Passau"; F. Ranke: „August Meineke, ein Lebensbild"; J. de le Roi: „Stephan Schultz"; Clara Uhlich: „Vater Uhlich"; R. Baumstark: „Don Francisco de Quevedo, ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert"; E. von Eichwald: „Nils von Nordenskjöld und Alexander von Nordmann"; „Jakob Laurenz Custer, helvetischer Finanzminister, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen"; O. Heer: „Hans Konrad Escher von der Linth"; „Johann Liebieg. Ein Arbeiterleben geschildert von einem Zeitgenossen"; S. Smiles: „Hilf dir selbst, Charakterskizzen und Lebensschilderungen"; H. F. Graf Hundt: „Das Edelgeschlecht der Waldecker auf Paßberg, Holnstein, Miesbach und Hohenwaldeck bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts"; F. Wigger: „Geschichte der Familie von Blücher", erster Band; Baum: „Jakob Sturm von Sturmeck"; L. Meyer: „Hinterlassene Schriften eines polnischen Juden";

„Floras Tagebuch"; J. A. Rosenstrauch: „Mittheilungen aus seinem Nachlasse". Diese biographische Bildergalerie hat mit einer historischen Walhalla durchaus keine Aehnlichkeit.

Den Mittelpunkt der deutschen Publicistik, die jetzt einen festern Boden als früher unter ihren Füßen gefunden hat, bildet selbstverständlich der deutsch-französische Krieg in seinen staatlichen Consequenzen. Eine lange Folge von Schriften dreht sich um diesen Cardinalpunkt unserer neuesten Geschichte: „Die friedfertige Politik der Regierung Preußens gegenüber Frankreich vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs"; „Frankreich und seine Stellung zu den andern europäischen Mächten vor Ausbruch des Kriegs im Jahre 1870"; L. Bamberger: „Zur Naturgeschichte des französischen Kriegs"; C. W. Opzoomer: „Das Unrecht Frankreichs im Kriege von 1870. Eine holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg"; H. B. Oppenheim: „Friedensglossen zum Kriegsjahre"; F. A. Löwe: „Ueber den Fall von Paris und die heutige Weltlage"; J. C. Bluntschli: „Das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870"; A. P. von Segesser: „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. Das Ende des Kaiserreichs"; J. Hopf: „Die Wegnahme der »Frei« im britischen Gewässer. Aus der Neutralitätspraxis des deutsch-französischen Kriegs"; O. Frick: „Der Begriff der Nationalität und die deutsche Nation"; „Die deutsche Frage, deren Entwickelung und Lösung"; „Der neue deutsche Bund"; K. Braun: „Gegen G. G. Gervinus"; J. A. Hazelius: „Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen"; N. Hocker: „Das Kaiserthum der Hohenzollern"; W. von Giesebrecht: „Deutsche Reden"; A. Lammers: „Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik"; O. Mejer: „Der Freiherr von Stein über deutsche Einheit und deutsches Kaiserthum"; „In der zwölften Stunde, ein ernstes Wort in ernster Zeit"; J. Oelsner: „Der Siegeszug der deutschen Idee"; F. Rauchfuß: „Preußenfeindliche Schlagwörter"; C. von der Decken: „Deutsche Fragen"; „Europa nach dem letzten Kriege"; L. Schacht: „Weltmonarchie und Geistesmacht"; K. Bayer: „Deutschlands Wiedergeburt, Hoffnung und Erfüllung"; W. Rohmeder: „Vom Staatenbund zum Bundesstaat"; „Deutsche Verfassungswünsche und preußisches Ständethum". Wie sich die äußerste Rechte und die äußerste Linke zur neuen Gestaltung der deutschen Zustände verhalten, beweisen: „Das neue deutsche Reich. Vom Verfasser der Rundschauen"; E. Löwenthal: „Das preußische Völkerdressursystem und die europäische Föderativrepublik der Zukunft". Auch den Theorien von Konstantin Frantz ging die Wiedergeburt Deutschlands gleichsam wider den Strich; er findet sich ab mit ihnen in dem Werk: „Das neue Deutschland, beleuchtet in Briefen an einen preußischen Staatsmann". Kritisch ist auch die Schrift von P. Laicus: „Liberale Phrasen" und die „Politischen Briefe" Karl Vogt's. Von den Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen ist die dritte Sammlung erschienen; einen vielgepriesenen Beitrag zur Charakteristik seines Wirkens schreibt Konstantin Rößler: „Graf Bismarck und die deutsche Nation". Aus dem Bereich des Staats- und Völkerrechts erscheint als die wichtigste Schrift A. Lasson: „Princip und Zukunft des Völkerrechts"; ferner gehören hierher F. Walther: „Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart"; Graf A. Oberndorff-Regendorf: „Freiheit — nicht Schrankenlosigkeit, — Autorität — nicht Willkür"; A. Trendelenburg: „Lücken des Völkerrechts".

Im übrigen wendet sich die publicistische Literatur vorzüglich den Zuständen Oesterreichs und Rußlands zu; Oesterreich als der verworrenste Staat der Gegenwart, Rußland als eine Großmacht mit drohender Zukunft fordern vorzugsweise hierzu heraus. Die hierher gehörigen Schriften sind: „Graf Beust, Oesterreichs Neutralitätspolitik und das künftige Verhältniß der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Deutschland"; „Offene Wunden österreichisch-ungarischer Volkswirthschaft"; „Graf Andrassy und seine Politik"; „Gedanken eines wahrhaften Oesterreichers, eine politische Studie"; „Oesterreich-Ungarn in einem Kriege gegen Rußland, politisch-militärisch-geographische Studie"; „Das Deutschthum in Oesterreich, von einem Deutsch-Oesterreicher"; A. Ritter von Vivenot: „Thugut und sein politisches System"; C. Freiherr von Hock: „Der österreichische Staatsrath, eine geschichtliche Studie"; C. von Sarauw: „Rußlands commerzielle Mission in Mittelasien"; „Rußland und die Türkei", von * * *; J. Eckardt: „Jungrussisch und Altlivländisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze"; „Rußland und Deutschland", von * * *; „Rußland am 1. Januar 1871", von einem Russen.

Die Aufmerksamkeit, welche schon lange der socialen Frage zugewendet ist, konnte durch die pariser Communistenrevolution nur vermehrt werden. So bildet auch die sociale Literatur stets einen beachtenswerthen Zweig der Publicistik. L. Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart. Erster Band: Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine"; E. Dühring: „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus"; J. Fröbel: „Die Irrthümer des Socialismus"; F. Bitzer: „Arbeit und Kapital"; H. von Scheel: „Die Theorie der socialen Frage"; R. Hirschberg: „Die Lösung der socialen Frage"; H. Contzen: „Die sociale Frage, ihre Geschichte und ihre Bedeutung in der Gegenwart"; „Die sociale Arbeiterfrage der Gegenwart, ihre Entstehung und ihre gründliche Lösung"; J. von Oertzen-Sassen: „Ein Wort über die sociale Frage"; „Ein Wort zur Verständigung in der socialen Frage", von C. A. S.; F. J. Stein: „Historisch-kritische Darstellung der pathologischen Moralprincipien und einiger ihrer vornehmsten Erscheinungsformen auf dem socialen Gebiete"; A. T. Stamm: „Die Erlösung der darbenden Menschheit. Der Rettungsweg in der socialen Frage unserer Zeit"; F. Menck: „Arbeit und Kapital. Ein Mahnungswort für Arbeitgeber und Arbeitnehmer"; J. Paweck: „Das Wesen der Arbeiter-Strike und das Verhältniß der Administrativbehörden zu denselben"; „Skizzen aus dem socialen Leben Oesterreichs"; S. Mayer: „Die sociale Frage in Wien"; S. E. Huppe: „Das sociale Deficit von Berlin in seinem Hauptbestandtheil".

Eine strengere wissenschaftliche Haltung behaupten die folgenden nationalökonomischen Werke: H. Roesler: „Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie", zweite vermehrte Auflage; M. Wirth:

„Grundzüge der Nationalökonomie", erster Band, vierte umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage; K. T. Richter: „Einleitung in das Studium der Volkswirthschaft"; „Volkswirthschaftliche Aufsätze. Unter Mitwirkung der namhaftesten Nationalökonomen herausgegeben von W. Eras"; W. G. Eras: „Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege".

Was die Reiseliteratur betrifft, so kann man sie sondern in die mehr wissenschaftliche und in die mehr touristische. Zu der ersten sind folgende Werke zu rechnen. Adolf Bastian's „Die Völker des östlichen Asien" ist mit dem sechsten Band: „Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa", abgeschlossen. Von Gerhard Rohlfs ist „Afrikareise 1869" und „Von Tripolis nach Alexandrien" erschienen, zwei interessante Werke des berühmten Afrikareisenden. Von Baron C. C. von der Decken's „Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—65", herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid von Pleß, liegt der zweite Band, der erzählende Theil, bearbeitet von O. Kersten, vor; er enthält „Neue Reisen im Innern und an der Küste, die ostafrikanische Inselwelt, Madagaskar, Seschellen, Réunion, Nosibé und Komoren" und „Reisen in den Ländern der Galla und Somali". Ebenso ist der zweite Band von C. F. Appun's Reisewerk: „Unter den Tropen", erschienen, welcher Britisch-Guyana behandelt. R. von Schlagintweit schildert „Californien, Land und Leute"; H. Hoffmann „Californien, Nevada und Mexico. Wanderungen eines Polytechnikers"; C. Listner „Erlebnisse in Australien. Reiseerinnerungen". Von G. A. von Klöden's Werk: „Afrikanische Inseln", ist die erste Abtheilung erschienen; von L. Kist: „Amerikanisches". Die deutsche Nordpolexpedition vom Jahre 1870 ist in zwei Werken von Betheiligten geschildert worden: G. C. Laube: „Reise der Hansa ins nördliche Eismeer", und Buchholz: „Erlebnisse der Mannschaft des Schiffes Hansa bei der zweiten deutschen Nordpolfahrt".

Zahlreicher sind die Schriften der touristischen Literatur, von denen einige, die mit Inhaltsreichthum gefällige Darstellung verbinden, sogar in neuen Auflagen vorliegen, so Adolf Stahr: „Herbstmonate in Oberitalien"; L. Steub: „Drei Sommer in Tirol"; I. von Zingerle: „Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volks"; Anna Löhn: „Innerhalb zehn Jahren. Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke aus den Jahren 1857—67". Wir fügen hier ein Verzeichniß anderer touristischer Schriften bei: H. Noë: „Bilder aus Südtirol und von den Ufern des Gardasees"; „Aus Südtirol, von einem Tiroler"; J. G. Kohl: „Livland, Amerika und das neue Börsenbild in Bremen"; J. Klein: „Nach Helgoland"; H. Dalton: „Reisebilder aus dem Orient"; A. W. Grube: „Ueber den St.-Gotthard, Reiseskizzen"; E. Schüz: „Vom Schwarzwald ins Morgenland"; G. von Rath: „Ein Ausflug nach Calabrien"; T. Gsell-Fels: „Rom und Mittelitalien"; R. Watt: „Aus dem Lande der Aegypter, aus dem Dänischen von A. W. Peters"; A. Lewald: „Letzte Fahrten. Zwölf Reisebriefe aus dem Jahre 1870"; Clara Tittmann: „Bilder vom Genfersee"; A. von Rauschenfels: „Bilder mit Staffage aus dem kärntner Oberlande"; P. K. Rosegger: „Wanderleben, Skizzen"; L. Wolfram: „Wiener Federzeichnungen"; Max Ring: „In der Schweiz. Reisebilder und Novellen"; W. Kullmann: „Landschaftliches und Geschichtliches aus dem Unterelsaß"; G. Natorp: „Ruhr und Lenne, eine Fahrt durch das südliche Westfalen"; „Meiningen, die Pforte von Franken"; A. Storch: „Zu Wasser und zu Land"; K. Landsteiner: „Das Babel des Ostens"; M. Eith: „Wanderbuch eines Ingenieurs in Briefen". Von dem vortrefflichen Werke von F. Gregorovius: „Wanderjahre in Italien", ist ein vierter Band, von E. Osenbrüggen's „Wanderstudien aus der Schweiz" ein dritter Band, erschienen.

Wir fügen hier noch einige mehr ethnographische Werke bei: J. G. Cuno: „Forschungen auf dem Gebiete der alten Völkerkunde. Erster Band: Die Skythen"; G. Phillips: „Die Einwanderung der Iberer in die Pyrenäische Halbinsel"; Ida von Düringsfeld und O. Freiherr von Reinsberg: „Hochzeitsbuch. Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europas"; P. Lietzow: „Nord- und Südgermanen. Leben und Lieben in Dänemark", und in erster Linie A. Bastian: „Ethnographische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben".

Die naturwissenschaftliche Literatur zeigt uns in diesem Jahre viele Aneignungen wichtiger Schriften aus dem Englischen, Französischen und Italienischen, ein Beweis dafür, daß den Autoren dieser Völker die Vermittelung der Wissenschaft mit den Bedürfnissen des großen Publikums in anerkennenswerther und sehr durchsichtiger Weise gelingt, während die deutsche naturwissenschaftliche Literatur zwischen wenig genießbarer Gelehrsamkeit und einer allzu belletristisch gefärbten Popularität, mit nur wenigen Ausnahmen, hin- und herschwankt. Solche Aneignungen sind: M. Faraday: „Naturgeschichte einer Kerze, sechs Vorlesungen für die Jugend; aus dem Englischen übertragen von Lüdicke"; W. R. Grove: „Die Verwandtschaft der Naturkräfte, aus dem Englischen von E. von Schaper"; C. Darwin: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, aus dem Englischen von Victor Carus"; W. Thomson und P. G. Tait: „Handbuch der theoretischen Physik, übersetzt von H. Helmholtz und G. Wertheim"; Edgar Quinet: „Die Schöpfung, deutsche Ausgabe, durchgesehen und eingeführt von B. von Cotta"; J. V. Schiaparelli: „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen, aus dem Italienischen von G. von Boguslawski"; H. Weiß: „Das Schöpfungssystem oder der Ursprung und der individuelle Charakter der Erde, des Himmels, der Sonne und des Mondes, nach Naturgesetzen erklärt, aus dem Holländischen übersetzt".

Deutsche naturwissenschaftliche Essays sind: Otto Ule: „Aus der Natur", Essays, zweite Folge; „Gesammelte naturwissenschaftliche Vorträge"; G. Sylvester: „Naturstudien, gebildeten und sinnigen Lesern gewidmet"; F. A. Quenstedt: „Klar und wahr. Neue Reihe populärer Vorträge über Geologie"; J. Moleschott: „Von der Selbstbestimmung im Leben des Menschen"; J. Huber: „Die Lehre Darwin's, kritisch betrachtet"; H. Baeblich: „Das Nordlicht"; W. C. Wittwer: „Die Moleculargesetze". Von dem vortrefflichen Werke H. Schellen's: „Die Spectralanalyse", ist eine zweite umgearbeitete Auflage erschienen.

Andere naturwissenschaftliche Werke sind: H. J. Klein: „Entwickelungsgeschichte des Kosmos" und „Populäre astronomische Encyklopädie"; J. Frischauf: „Grundriß der theoretischen Astronomie"; A. Frauenholz: „Die Sonnenflecken, was sie sind und woher sie kommen"; G. Studer: „Ueber Eis und Schnee, die höchsten Gipfel der Schweiz, dritte Abtheilung: Bernina"; M. A. F. Prestel: „Der Boden der ostfriesischen Halbinsel"; H. von Haurowitz: „Die organische Entwickelung des Menschen nach den neuesten Naturforschungen"; J. N. Woldrich: „Ueberblick der Urgeschichte des Menschen"; H. Schlotter: „Ueber die Bewegung des Wassers in Leitungsröhren"; H. Baumhauer: „Die Beziehungen zwischen dem Atomgewichte und der Natur der chemischen Elemente". Naturphilosophisch sind folgende Schriften: Adelma, Katharina und Oedön Vay: „Geist, Kraft und Stoff" und F. Hoffmann's Kritik darüber; R. Zimmermann's „Ueber Kant's mathematisches Vorurtheil und dessen Folgen"; L. R. Landau: „Versuch einer neuen Theorie über die Bestandtheile der Materie und die Ableitung der Naturkräfte aus einer einzigen Quelle"; „Schöpfung und Mensch, vom Verfasser von Naturgesetz und Menschenwille". Auch die Geschichte der Naturwissenschaften erfährt wünschenswerthe Förderung. Die erste Abtheilung des zehnten Bandes der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" enthält: „Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit" von H. Kopp.

Außerhalb der Rubriken, in welche wir die literarische Production des verflossenen Jahres gebracht haben, schweifen noch manche Schriften auf geistigen Territorien oder an den Grenzen der Fachwissenschaften umher, die sich in unserer Revue schwer unterbringen lassen. Namentlich gilt das von der theologischen Literatur. Die zahlreichen Schriften, welche die neue Bewegung in der katholischen Kirche betreffen, das vaticanische Concil, die Unfehlbarkeit und die Proteste der Altkatholiken schließen wir aus unserer Revue aus; als werthvolles und allgemein interessantes Werk erwähnen wir dagegen „Die Sinaibibel. Ihre Entdeckung, Herausgabe und Erwerbung von Konstantin Tischendorf". Wir erwähnen ferner die folgenden Sentenzen- und Maximensammlungen: A. Strodtmann: „Immortellen Heinrich Heine's"; H. Zschokke: „Blütenknospen aus den Stunden der Andacht"; Max Ring: „Lebensweisheit und Menschenkenntniß in Sprüchen von Rochefoucauld, Chamfort, Lichtenberg, Jean Paul und Börne"; G. C. Lichtenberg's „Gedanken und Maximen. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung von E. Grisebach"; H. Merkens: „Gedanken Friedrich's des Großen, vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart". Von G. Büchmann's „Geflügelten Worten", einem Gedankenschatz mit dauerndem Gepräge, zu welchem außer den Dichtern und Gelehrten auch viele Staatsmänner beigetragen haben, liegt eine sechste Auflage vor.

Zur Schopenhauer-Literatur.

1. Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch, nach Arthur Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Frauenstädt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Von David Asher. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 8. 17½ Ngr.

Der Hauptvertreter der Schopenhauer'schen Philosophie, der durch seine „Briefe" über dieselbe „Lichtstrahlen" aus dessen Werken und andere Schriften und Abhandlungen so viel zur Verbreitung derselben beigetragen, hat sich durch die Herausgabe des obengenannten Werks ein neues und nicht unbedeutendes Verdienst erworben. Der einzige Philosoph, für den ein ähnliches Werk unternommen worden, ist Kant. Einer seiner Jünger, K. Ch. Erhard Schmid, veröffentlichte bekanntlich im Jahre 1786 einen „Grundriß der Kritik der reinen Vernunft nebst einem Wörterbuche zum leichtern Gebrauch der Kant'schen Schriften". In diesem letztern handelte es sich besonders um Erläuterung der von Kant eingeführten neuen Terminologie, welche das Studium seiner Schriften so sehr erschwerte. Ein solches Bedürfniß nun kennt der, welcher Schopenhauer studiren will, nicht: hier ist alles sonnenklar und dem Verständniß jedes gebildeten Lesers zugänglich gemacht, was ihm ja die Herren vom Zopf zum Vorwurf machen, da sie meinen, er begünstige durch seine Klarheit die Denkfaulheit. Bei ihnen gilt das omne ignotum pro magnifico. Je unverständlicher und dunkler, desto mehr imponirt man ja der Masse. Daß Schopenhauer eine auch jedem Laien verständliche Sprache geschrieben, das kann ihm die Zunft bis heute nicht verzeihen. Er hat aber gerade dadurch, wie einst Sokrates, die Philosophie vom Himmel, in den besonders Hegel sie versetzt hatte, wieder herabgerufen und in die Wohnungen der Menschen, auf den Markt des Lebens eingeführt, und er, welcher im Lehrstuhle auf der Universität keinen Erfolg erzielte, hat später einen um so größern außerhalb derselben errungen und in der Welt einen größern Kreis von Zuhörern gefunden, als je ein Professor im Lehrstuhle.

Was konnte nun wol Frauenstädt dazu bewegen, trotz alledem ein solches Werk zu unternehmen? Er belehrt uns selbst darüber in dem Vorworte, und um ihm keine andern als seine eigenen Motive unterzuschieben, wird es wol am gerathensten sein, ihn selbst zu hören. Vorerst, meint er, werde ein solches Lexikon schiefe Beurtheilungen der Schopenhauer'schen Lehre verhindern, da man mit demselben in der Hand jeden, der über Schopenhauer berichtet und richtet, controliren könne. Zweitens schien ihm, gegenüber oder neben den vielen Real-Lexicis, welche die errungenen positiven Kenntnisse den Gebildeten zugänglich zu machen suchen, ein Begriffslexikon nothwendig, welches die Kunde zur Einsicht erhöbe und die durch die Sachlexika dargestellte Erscheinungswelt richtig deuten lehrt. Dazu nun hielt er mit vollem Recht das System Schopenhauer's als das von allen nach-Kant'schen das geeignetste, weil es, aus der äußern und innern Erfahrung geschöpft, reich wie die Welt ist und mit den

Ergebnissen der empirischen Wissenschaften im wesentlichen übereinstimmt. Und gerade weil Schopenhauer mit der Tiefe der Gedanken Klarheit des Ausdrucks verbindet, schien ihm ein aus dessen Schriften hergestelltes Lexikon am besten dazu angepaßt, philosophische Bildung und Einsicht zu verbreiten. Um nun ein Beispiel davon zu geben, wie man mit Hülfe dieses Lexikons ohne allen weitern nutzlosen Streit, wie das z. B. erst unlängst zwischen zwei bedeutenden Philosophen in Bezug auf Kant's Erkenntnißlehre der Fall war, falsche Angaben und Behauptungen controliren kann, und zugleich als Probe vom Inhalt des Werks selbst, sei hier der Artikel „Nichts" angeführt:

Nichts. 1) Relativität des Begriffs des Nichts. Der Begriff des Nichts ist wesentlich relativ und bezieht sich immer nur auf ein bestimmtes Etwas, welches er negirt. Man hat diese Eigenschaft nur dem nihil privativum, welches das im Gegensatz eines + mit — Bezeichnete ist, zugeschrieben, welches —, bei umgekehrtem Gesichtspunkte, zu + werden könnte, und hat im Gegensatz zu diesem nihil privativum das nihil negativum aufgestellt, welches in jeder Beziehung Nichts wäre, wozu man als Beispiel den logischen sich selbst aufhebenden Widerspruch gebraucht. Näher betrachtet aber ist kein absolutes Nichts auch nur denkbar. Selbst ein logischer Widerspruch ist nur ein relatives Nichts (Werke, I, 484). Das Nichts vor der Geburt und nach dem Tode, dieses empirische Nichts, ist keineswegs ein absolutes, d. h. ein solches, welches in jedem Sinne nichts wäre (Werke, II, 548. Vgl. „Entstehen und Vergehen" und „Tod"). 2) Das nach Verneinung der Welt übrigbleibende Nichts. Auch nach Negation des allgemein als positiv Angenommenen, welches wir das Seiende nennen, bleibt kein absolutes Nichts übrig, sondern nur ein relatives. Ein Wechsel des Standpunkts würde die Zeichen vertauschen lassen und das für uns Seiende (die Welt der Vorstellung, d. i. die Objectivität des Willens) als das Nichts und das Nichts derselben als das Seiende zeigen. Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrigbleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — nichts. Solange wir der Wille zum Leben sind, kann freilich das nach Verneinung der Welt Uebrigbleibende von uns nur negativ erkannt und bezeichnet werden (Werke, I, 485 fg.).

Folgt noch als 3) Grund des Abscheus vor dem Nichts und Gegenmittel gegen denselben, was hier anzuführen überflüssig ist.

In meiner eigenen obenangezeigten Schrift habe ich unter anderm darauf aufmerksam gemacht, wie Victor Hugo in seinen „Les Misérables" der Schopenhauer'schen Lehre nachsagt, sie laufe auf das reine Nichts hinaus, sie verneine alles. Ich hielt es dort, als in einer doch nur oder hauptsächlich für den Kenner bestimmten Schrift, nicht für nöthig, auf eine Widerlegung einzugehen. Sie liegt aber in obigen Stellen klar vor, und hätte Victor Hugo damals ein solches Lexikon besessen, so hätte er sich wol kaum gemüßigt gefunden, seine Wortspielerei niederzuschreiben, und die Verbreitung falscher Anschauungen über Schopenhauer's Lehre durch sein vielgelesenes Buch wäre verhütet worden.

Daß „die Herstellung eines solchen Werks keine leichte Arbeit war", wie der Herausgeber sagt, davon kann sich jeder auf den ersten Blick überzeugen. Es galt hier, wie er sich ferner äußert, die zerstreuten Stellen aus sämmtlichen Schriften des Meisters zu sammeln, zu ordnen und das in ihnen enthaltene Wesentliche mit Weglassung alles zur bloßen Ausführung Gehörigen darzustellen, um ein Gesammtbild dessen zu geben, was Schopenhauer über jeden einzelnen Gegenstand lehrt. Dabei war, da er häufig denselben Gedanken mit andern Worten wiederholte, unter den verschiedenen Ausdrücken eines und desselben Gedankens eine Auswahl zu treffen. Diese schwierige und zeitraubende Aufgabe hat denn auch Frauenstädt glücklich gelöst, was indessen nicht mehr ist, als wir von einem mit den Schriften des Meisters so innig vertrauten Jünger erwarten konnten. Das einzige Bedenken, welches wir gegen ein solches Werk hätten, wäre dies, ob es nicht, während es einerseits entstellende Urtheile und falsche Angaben zur Unmöglichkeit macht, andererseits der Oberflächlichkeit Vorschub leisten dürfte, da nunmehr jeder, auch wenn er die Mühe scheut, ein zusammenhängendes Gedankenwerk durchzuarbeiten, leichten Kaufs zu einem conversations-lexikon-artigen Wissen von Schopenhauer gelangen kann. Doch wie in so vielen andern Fällen kann man freilich auch hier dem Misbrauche nicht vorbeugen und darf aus Besorgniß vor demselben das Nützliche nicht unterdrücken oder zurückhalten wollen. Und wenn wir noch schließlich einen Wunsch aussprechen sollten, so wäre es der, daß der Herausgeber bei einer neuen Auflage sich vielleicht auch noch der Mühe unterziehen möge, bei den wichtigern Artikeln auch die Ansichten anderer Philosophen zur Vergleichung mitzutheilen. Bei einigen ist das bereits von Schopenhauer selbst geschehen, und gerade der dadurch so bedeutend erhöhte wissenschaftliche Werth derselben macht den Wunsch in uns rege, daß auch bei andern uns eine so leichte Uebersicht gewährt werden möge; es würde das dem Werke freilich einen weit größern Umfang, aber dafür auch einen noch größern Nutzen und Werth verleihen, als es bereits hat. Der Herausgeber wird vielleicht antworten: reicht man ihnen einen Finger, so verlangen sie gleich die ganze Hand; er hat sich das aber nur selbst zu danken, denn er hat uns im vorliegenden Werke ein so werthvolles Geschenk gemacht, daß wir natürlich nach mehr Derartigem ein Verlangen hegen.

Ueber die zweite obenangeführte Schrift mag und muß schon aus naheliegenden Gründen die einfache Inhaltsangabe genügen. Sie schließt sich an das mit gleichem Titel versehene Werk von Frauenstädt und Lindner an, indem sie einen Wiederabdruck der bereits früher im „Deutschen Museum" von mir veröffentlichten Briefe Schopenhauer's an mich enthält. Seitdem jene Zeitschrift eingegangen, hat man sich wiederholt an mich wegen dieser Briefe gewandt, und so hielt ich es für rathsam, sie als selbständige Schrift und in zusammenhängender Weise herauszugeben. Bei dieser Gelegenheit glaubte ich dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihm die darin erwähnten größern Aufsätze von mir ebenfalls durch Wiederabdruck zugänglich machte. Der Vortrag „Ueber den individuellen Charakter" ist hier zum ersten mal gedruckt und möchte ich denselben allen Aeltern und Lehrern zur ernsten Erwägung empfehlen. Als Anhang habe ich die englischen, französischen und deutschen Stimmen, die sich in der jüngsten Vergangenheit haben über Schopenhauer vernehmen lassen, zusammengestellt und hoffe, daß ich auch damit der Schule oder den Anhängern des Philosophen keine ganz unwillkommene Gabe gereicht habe.

David Asher.

Feuilleton.

Notizen.

Eine Revue der Journalistik weist mit dem neuen Jahre verschiedene neue Unternehmungen auf, die, so schwierig gegenwärtig die Concurrenz mit den illustrirten Blättern sein mag, sich ohne Hülfe des Holzschnitts den Weg zu bahnen suchen. Der Satiriker Paul Lindau, der sich nur kurze Zeit im Schatten des berliner „Bazar" niedergelassen hatte und wol überhaupt nur geringes Talent für Damenfeuilletons zeigt, desto größeres für Rücksichtslosigkeiten und kleinstädtische Harmlosigkeiten, gründet im Verlag von G. Stilke in Berlin eine Wochenschrift: „Die Gegenwart", welche raisonnirende Artikel über Politik, literarische und künstlerische Essays, Correspondenzen, Kritiken, ja Kritiken anderer Kritiken enthalten soll. Lindau selbst sagt in seiner Ankündigung: „Ein solches Organ, wie es bisher in Deutschland noch nicht vorhanden ist, welches in eingehender Weise und möglichst frischer Form die wichtigsten politischen, literarischen und künstlerischen Ereignisse einer ernsten Kritik unterwirft, welches gleichsam die Hauptelemente der politischen Wochenschriften und literarisch-künstlerischen Fachblätter in sich vereinigt und, ohne nach billiger Popularität zu haschen, doch die doctrinäre Langathmigkeit entschieden perhorrescirt, scheint mir durchaus lebensfähig zu sein, und ich verspreche mir von dem Unternehmen, unter der Voraussetzung, daß es mir gelingt, die hervorragenden Schriftsteller Deutschlands dafür zu interessiren, einen guten literarischen Erfolg." Lindau's hervorragende Befähigung als Satiriker wird die neue Zeitschrift jedenfalls mit den nöthigen pikanten Gewürzen versehen.

In Wien ist eine „Deutsche Zeitung" erschienen, deren Feuilleton ebenfalls für die Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland ersprießlich zu werden verspricht; es arbeiten tüchtige Kräfte an demselben mit, außer namhaften deutschen Schriftstellern Karl von Thaler, Speidel u. a.

Von Oskar Paul's „Handlexikon der Tonkunst" (Leipzig, Weißbach) ist die fünfte Lieferung erschienen, welche bis zum Buchstaben P reicht. Die Oekonomie der Durchführung und die taktvolle Auswahl des Gebotenen, das alle Zweige der Musik berücksichtigt, bewähren sich auch in dieser Lieferung.

Von L. Heimann's „Historisch-politischer Bibliothek" (Berlin, L. Heimann, 1869—71) liegen uns jetzt 46 Lieferungen vor, in denen uns meistens interessante Werke von publicistischer und staatsrechtlicher Bedeutung reproducirt werden. Wir erwähnen von denselben: Buckle's „Geschichte der Civilisation in England", übersetzt von Imanuel Heinrich Ritter, Severinus von Monzambano, Samuel von Pufendorf „Ueber die Verfassung des deutschen Reichs", übersetzt von Harry Breßlau, „Erörterungen über die erste Dekade des Titus Livius, von Niccolo Machiavelli", übersetzt von W. Gritzmacher; „John Milton's politische Hauptschriften", übersetzt von Wilhelm Bernhardi; Beccaria „Ueber Verbrechen und Strafe", übersetzt von M. Waldeck, „Antimachiavel von Friedrich II.", übersetzt von L. B. Förster; „Anklage gegen die Agiotage vom Grafen von Mirabeau", übersetzt von Max Freiherr von Nast u. a.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auer, Adelheid v., Achtzig Stufen hoch. Roman. 4 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Avé-Lallemant, R., Fata Morgana aus Egypten und Unter-Italien. Reiseeindrücke. 1ster Bd. Altona, Menzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Benedetti's Enthüllungen. Aus seinem berühmten Werke: „ma mission en Prusse". 2te Aufl. Leipzig, Minde. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Becker, Adeline, Kriegs- und Sieges-Lieder aus den Jahren 1870 und 1871. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 10 Ngr.

Beiträge zur Beantwortung der Frage nach der Nationalität des Nicolaus Copernicus von R. ***. Breslau, Priebatsch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berg, W., Gedichte. Prag, Hunger. 1871. 16. 20 Ngr.

Vergelbte Blätter, ein Tagebuch aus früherer Zeit. Berlin, Herz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernhardi, T. v., Volksmärchen und epische Dichtung. Ein Vortrag. Leipzig, Hirzel. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.

Bertram, Peivash Parueh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland. Helsingfors. 8. 10 Ngr.

— — Sagen vom Ladogasee oder Erzählungen meiner Sjuremeika. Helsingfors. 8. 10 Ngr.

Bötticher, C., Teutoburgisches Lied in 12 Gesängen. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Zwei Freunde. Roman. Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Braun, T. E., Erna oder „ich habe gelebt und geliebet". Ein Seelengemälde. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 1871. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bormann, K., Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1871. 16. 10 Ngr.

Bulwer, Sir H. Lytton, Lord Palmerston's (Henry John Temple's) Leben frei nach Bulwer von A. Ruge. 1ster Thl. Berlin, Oppenheim. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Bungener, F., Drei Tage aus dem Leben eines Vaters. Aus dem Französischen übersetzt von F. St. Chemnitz, Focke. 1871. 8. 15 Ngr.

Burgerstein, J., Franz Anton Graf von Thun-Hohenstein. Biographische Skizze. Wien, Czermak. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie übersetzt und erläutert von F. Notter. 1ster Bd. Die Hölle. Stuttgart, Neff. 1871. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Droysen, E., Der Tempel des heiligen Gral nach Albrecht von Scharffenberg, jüngerer Titurel Str. 319—410. Bromberg, Mittler. 12 Ngr.

Eötvös, J. Freih. v., Gesammelte Werke. Aus dem Ungarischen übersetzt. 1ster und 2ter Bd. Wien, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Fest in's Schwarze! Zeitgedichte. Stuttgart, Kirn. 1871. 16. 7½ Ngr.

Flammberg, G., Ein Leben in Liedern. Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Erlangen, Deichert. 16. 24 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 8.: Die Welt des Schwindels. Geschichtliches Lustspiel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 15 Ngr.

Gustava Augusta, Die Spuren der Erwählten. Roman. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 2 Thlr.

Peusens, F. C., Illustrirte Geschichte der römischen Kaiser von Julius Caesar bis auf die neueste Zeit. Zeichnungen von E. Grünnes, Holzschnitt von F. W. Bader. 1stes Heft. Wien, Faesy u. Frick. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Proekl, V., Schloss Seeberg im Egerlande, seine Geschichte, seine Geschlechter, seine Kirche. Eger, Kobrtsch u. Gschihay. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Prowe, A., Die Wacht an der Weichsel. Drei Erzählungen aus der Geschichte Thorn's. 3 Bde. Thorn, Lambeck. Gr. 16. à 10 Ngr.

Rutjes, H. G., Leben, Wirken und Leiden Sr. Heiligkeit des Papst-Königs Pius IX., von seinen frühesten Jugendjahren bis zur Gegenwart. Im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Weltbegebenheiten dargestellt. Volks-Ausgabe. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlosser's, K., neuester Geschichtskalender 1871. 3ter Jahrgang. 1ste Abth. Januar—August 1871. Frankfurt a. M., Boselli. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.

Seidlitz, G., Die Darwin'sche Theorie. Elf Vorlesungen über die Entstehung der Thiere und Pflanzen durch Naturzüchtung. Dorpat. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stern, H. am, Die Welt geht unter! oder die Schlußscene des großen Weltdramas. Altona, Verlags-Bureau. 8. 3 Ngr.

Eine russische Stimme über Gewissensfreiheit. Eisenach, Baerecke. 1871. Gr. 8. 3 Ngr.

Strodtmann, A., Rehana. Ein Liebesleben in der Wildnis. 2te Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 16. 20 Ngr.

Strümpell, L., Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Leipzig, Hässel. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Thomassen, J. H., Geschichte und System der Natur. Allgemein verständliche Studien über die natürliche Entstehung und den Kreislauf der Welt und ihrer Bewohner. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Truhn, F. H., Ueber Gesangskunst und Lehre des Kunstgesanges. Berlin, Goedsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vacano, Emile Mario, Geheimnißvoll. Eine Criminalgeschichte. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Völker, K., Populäre kosmogenische Vorträge. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Vollmar, A., Das Pfarrhaus im Harz. 2ter Thl. Das Pfarrhaus in Indien. Eine Erzählung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 Thlr.

Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz und herausgegeben unter Mitwirkung von E. Desor, L. Hirzel, G. Kinkel etc. 1stes Heft: Die Sahara. Von E. Desor. Basel, Schweighauser. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Weigelt, Hermine, Letzte Reste. Ein Cyclus von Novellen-Skizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 16. 20 Ngr.

Weilenmann, J. J., Aus der Firnenwelt. Gesammelte Schriften. Leipzig, Liebeskind. 8. 2 Thlr.

Weinhagen, R., Fort mit der Gewerbesteuer! Den Mitgliedern des Reichstages und des preußischen Landtages gewidmet. Köln, Weinhagen. 8. 10 Ngr.

Wesendonck, Mathilde, Edith oder die Schlacht bei Hastings. Ein Trauerspiel. Stuttgart, Göschen. 8. 15 Ngr.

Windler, W., Lieder eines Wandervogels. 2te gesichtete und vermehrte Aufl. Leipzig, Matthes. 1871. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zell, P., Ich liebe Sie! Lustspiel, frei nach Charles Hugo. Linz, Danner. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 25. Januar 1872.

Zur Ethik.

1. Allgemeine praktische Philosophie (Ethik) pragmatisch bearbeitet von Joseph W. Nahlowsky. Leipzig, Pernitzsch. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv. Eine metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie. Von Julius Bahnsen. Stolp, Eschenhagen. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Die beiden genannten Schriften sind von Schülern zweier Philosophen verfaßt, die für Antipoden gelten, die erstere nämlich von einem Schüler Herbart's, die zweite von einem Schüler Schopenhauer's. Schopenhauer rechnete bekanntlich Herbart zu den „Querköpfen, die sich ihren Verstand verkehrt angezogen haben" („Parerga", I, 190). Welche Gründe er zu dieser Benennung hatte, das kann man aus einem Briefe ersehen, den er am 30. September 1850 aus Frankfurt a. M. an mich schrieb, und den ich in der Schrift: „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn", mitgetheilt habe. Es sind besonders folgende Punkte der Herbart'schen Philosophie, an denen Schopenhauer Anstoß nahm:

1) Bei Herbart hat der Mensch eine Seele, die eine Monade und ein wesentlich und ursprünglich erkennendes Wesen ist und sonst nichts. Einen Willen als solchen hat sie gar nicht, sondern das Wollen ist ein bloßes Resultat des Denkens und Vorstellens. Dieses πρωτον ψευδος ist eine Absurdität ohnegleichen. 2) Diese Seele ist der Tummelplatz von Vorstellungen, die nach ihren eigenen mechanischen Gesetzen einander hemmen, stören, befördern und was sonst treiben. Auf diese rein imaginären Data werden schwierige analytische Rechnungen basirt, als ob es auf die Quanta ankäme und nicht auf das Was! eigentlich um der Sache durch Rechnen einen Schein von Gründlichkeit zu geben, und um doch was zu treiben, damit es aussieht, als hätte man was. 3) Sollen in allen Grundbegriffen Widersprüche stecken —, die aber hineingedreht werden durch elende Sophismen, ungefähr wie die des Zeno Eleaticus. Das aus der Anschauung rein Abgezogene kann nie Widersprüche enthalten. Ganz vorzüglich elend sind seine „Briefe über die Freiheit des Willens". — Wie verkehrt es sei, in der Philosophie von fertigen Begriffen, statt von der Anschauung, auszugehen, dafür liefern ein Beispiel Herbart's „Hauptpunkte der Metaphysik" (1808). Gleich anfangs steht als Vorfrage: „Wie können Gründe und Folgen zusammenhängen?" Statt nun sich umzusehen, das Verhältniß von Grund und Folge, wie es im einzelnen Fall gegeben ist, zu untersuchen, die Art des Zusammenhangs zwischen Grund und Folge kennen zu lernen — welches eben hieße von der Anschauung ausgehen —, wird aus den allgemeinen Begriffen von Grund und Folge raisonnirt: da kann denn nichts weiter herauskommen, als was im allgemeinen Begriff liegt — womit man keinen Hund aus dem Ofen lockt. Weiterhin wird ganz ebenso mit den Begriffen Veränderung und Kraft verfahren. §. 7 und 8 werden gar Zeit und Raum aus Begriffen abgeleitet. Das dialektische Spiel mit den abstractesten Begriffen, das diese ganze Metaphysik ausmacht, scheint das Vorspiel der Hegelei gewesen zu sein, und belegt, daß in der Philosophie nichts auszurichten ist, wenn man vom Abstracten, statt vom Anschaulichen, ausgeht.

Auch dieses machte Schopenhauer Herbart zum Vorwurf, daß er stets bemüht ist, den Theismus per fas et nefas einzuschwärzen. Und wie er von Herbart dachte, so natürlich auch von den Herbartianern.

Unerträglich anzusehen ist — schreibt er — wie Drobisch, Hartenstein und Consorten hartnäckig fortfahren, jenes (Herbart'sche) Gewebe von Verkehrtheiten dem Publikum und den Studenten als die wahre und echte Philosophie aufbinden und anschmieren zu wollen.

In dem erwähnten Briefe ist zwar von Herbart's Ethik nicht die Rede; aber auch in ethischer Hinsicht besteht ein scharfer Gegensatz zwischen Herbart und Schopenhauer. Herbart nämlich reißt die Ethik von der Metaphysik los und erklärt sie für unabhängig von dieser; Schopenhauer dagegen gibt der Ethik eine metaphysische Grundlage. Herbart spricht von unbedingten Werthurtheilen; Schopenhauer erklärt jeden Werth für bedingt und hält „unbedingten, absoluten Werth" für eine contradictio in adjecto.

An diesen ethischen Gegensatz mahnte uns auch Nahlowsky's Schrift (Nr. 1) wieder, welche die Herbart'sche Ansicht zu vertheidigen sucht.

Ganz getreu seinem Meister Herbart predigt Nahlowsky die völlige Emancipation der praktischen Philosophie von der theoretischen und nennt die Trennung beider eins der wesentlichsten Verdienste Herbart's. Die Ethik der Metaphysik unterzuordnen wäre nach Nahlowsky ein verfehlter Versuch; denn jede dieser beiden Wissenschaften habe andere Ausgangspunkte und ein anderes Ziel.

Schon die Ausgangspunkte liegen weit auseinander. Die Metaphysik geht aus von widersprechenden Erfahrungsbegriffen; die Ethik (dem ganz entgegen) von an sich evidenten Werthurtheilen. Auch das Ziel, das eine jede von ihnen verfolgt, ist ein ganz und gar verschiedenes. Die Metaphysik fragt lediglich danach: Was ist das wahrhaft Seiende im bunten Wechsel der auftauchenden und wieder verschwindenden Erscheinungen? Die Grundfrage der Ethik aber geht dahin: In welchen Formen offenbart sich das unwandelbar Gute, das ewig Beifallswürdige an den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, ja überhaupt eines jeden Vernunftwesens? So geht denn jede dieser beiden Wissenschaften ihren eigenen Weg, unabhängig von der andern. Die Metaphysik fragt wenig danach, ob das was da ist (das Reale) gefällt oder nicht; die Ethik dagegen hat nichts zu schaffen mit der Frage nach dem Sein oder Nichtsein dessen, was sie als schlechthin beifallswürdig erkannt hat. Ihr Beifall gilt schon dem bloßen Bilde, d. h. dem reinen Was, losgelöst vom Sein.

Nahlowsky meint, die Hartnäckigkeit, mit welcher die Versuche, die praktische Philosophie aus der theoretischen abzuleiten, trotz der ostensibeln Miserfolge der Vorgänger immer wieder auftauchen, habe offenbar besonders darin ihren Grund, daß man sich von dem falschen Gedanken nicht losmachen kann, alle philosophischen Disciplinen seien aus Einem Principe, aus einem und demselben obersten Grundgedanken abzuleiten. Dieser Gedanke sei aber ein wissenschaftliches Vorurtheil, mit dem einmal entschieden gebrochen und dem gegenüber das Regulativ festgehalten werden müsse: Für jede wissenschaftliche Untersuchung müsse jener Anfang gesucht werden, welcher der jedesmaligen Natur ihres Gegenstandes entspricht und aus der specifischen Eigenheit desselben sich ungesucht und von selbst ergibt. Halte man ein für allemal an diesem Regulative der wissenschaftlichen Forschung fest, so werde man sich kaum versucht fühlen können, von zwei Wissenschaften, deren Untersuchungsgebiet höchst verschieden ist, die eine als die Grundlage der andern zu erklären. Daß aber eine derartige Verschiedenheit des Inhalts zwischen der Metaphysik und Ethik obwalte, wer vermöchte das in Abrede zu stellen? Während die Metaphysik von widersprechenden, daher der Umwandlung, Berichtigung, Ergänzung bedürfenden Erfahrungsbegriffen ausgehe, bilde den Ausgangspunkt der Ethik ein an sich Gewisses, ein unwandelbar und immer in gleicher Weise Gültiges, nämlich die an sich evidenten Urtheile des Vorziehens und Verwerfens, welche über die einfachsten Willensverhältnisse ergehen. Ferner, während die Metaphysik sich lediglich mit solchen Begriffen befasse, welche das Reale, dessen innere Zustände und äußere Wechselbeziehungen betreffen, zeichne die Ethik reine Ideale, die von dem Sein und wirklichen Geschehen völlig unabhängig sind. Die Metaphysik frage bei ihren Untersuchungen nicht im mindesten danach, ob das, was ist und geschieht, auch gefalle oder misfalle; die Ethik hinwieder nehme auf die Realität dessen, was gefällt oder misfällt, keinerlei Rücksicht, sondern begnüge sich schon mit dem bloßen Bilde solcher und anderer Willensformen. Uneigennützige Liebe, Dankbarkeit, Rechtlichkeitssinn u. s. w. gefallen an einem erdichteten Charakter ebenso sehr als in der Wirklichkeit. Neid, Schadenfreude, heimtückische Gesinnung, Ungerechtigkeit u. s. w. misfallen schon im Märchen und Roman, als bloße Bilder dieser bestimmten Willensformen.

Angesichts einer solchen Divergenz der beiderseitigen Untersuchungen sind wir nach Nahlowsky berechtigt, es mit Entschiedenheit auszusprechen:

so unstatthaft es wäre, die Metaphysik auf die Ethik basiren zu wollen, ebenso unstatthaft ist es auch, die Ethik auf metaphysischer Grundlage aufbauen zu wollen. Vielmehr ist an folgendem Grundsatze festzuhalten: Die theoretische und die praktische Philosophie sind betreffs ihrer Principien voneinander unabhängig, jede der beiden ruht auf ihrer eigenen Grundlage.

Da diese Ansicht mit der von der Unbedingtheit des ethischen Werthurtheils zusammenhängt, so müssen wir nun auch noch zusehen, wie Nahlowsky diese vertheidigt. Unterziehen wir, sagt er, die einzelnen Werthurtheile einer genauern Musterung, so machen wir die wichtige Entdeckung, daß es im Grunde zwei voneinander scharf gegliederte Kategorien von Werthurtheilen gibt. Das eine mal stoßen wir auf ein Vorziehen oder Verwerfen, das von der temporären Willensrichtung oder Gemüthsstimmung, von mancherlei Sonderinteressen, ja mitunter sogar von irgendwelchen pathologischen Einflüssen abhängig ist. Ein ander mal dagegen liegt ein Vorziehen oder ein Verwerfen vor, das über alle Willkür erhaben und von jeglichem Sonderinteresse frei ist, indem es rein dem beurtheilten Objecte (oder auch nur seinem bloßen Bilde) als solchem gilt.

Ebenso nun, lehrt Nahlowsky weiter, wie sich unsere Werthurtheile in zwei verschiedene Kategorien theilen, ebenso zerfallen denn auch die Objecte derartiger Beurtheilungen in zwei verschiedene Gruppen. Die eine Gruppe umfaßt Dinge, die nur einen subjectiven, wandelbaren und lediglich relativen Werth; die andere Gruppe Dinge, die einen objectiven, sich unwandelbar gleichen und absoluten Werth haben, d. h. einen Werth, der in ihnen selbst beruht und aus der Vorstellung ihrer eigenthümlichen Qualität entspricht.

In die erste Gruppe gehöre das Angenehme und Nützliche, in die zweite das Schöne und Gute. Dem Angenehmen und Nützlichen komme ein blos relativer (bedingter) Werth zu, dem Schönen und Guten ein unbedingter, „sein Werth ruht in ihm selbst; er resultirt rein aus der Vorstellung seiner eigenthümlichen Qualität. Das Gute ist an und durch sich gut; das Schöne ist an und durch sich schön." Wider unsern Willen müßten wir Lüge, Undank u. s. w. tadeln, Ehrlichkeit, Hochherzigkeit u. s. w. loben. Dergleichen beweise zur Genüge, daß es ein ganz willenloses Vorziehen und Verwerfen gibt. Das Schöne und Gute nöthige sich selber die ihm gebührende Anerkennung ab.

Die Pracht der aufgehenden Sonne, die stille Majestät des Sternenhimmels muß jeder schön finden. Die aufopfernde Liebe, die unerschütterliche Treue, die Wahrhaftigkeit u. s. w. muß jeder als gut preisen; dagegen die Misgunst, Schadenfreude, den Treubruch, die Lüge muß jeder (der diese Begriffe klar und ohne subjective Zuthat denkt) ebenso entschieden verwerfen.

Die ästhetischen Urtheile (ästhetisch in dem weitern

Sinne Herbart's genommen, wonach es das Schöne und Gute befaßt) seien also Urtheile des absoluten Vorziehens oder Verwerfens, das in ihnen sich ausdrückende Wohlgefallen oder Misfallen sei ein absolutes.

Die Herbartianer rühmen sich bekanntlich, „exact" zu verfahren, und haben eine besondere Zeitschrift für „exacte Philosophie" gegründet. Die angeführte Lehre von der Unbedingtheit des ethischen Werthurtheils, von der gänzlichen Willenlosigkeit des ethischen Vorziehens und Verwerfens, können wir aber nicht sonderlich „exact" finden. Da dünkt uns Schopenhauer weit exacter, welcher lehrt: Jeder Werth ist eine Vergleichungsgröße und steht nothwendig in doppelter Relation; denn erstlich ist er relativ, indem er für jemanden ist, und zweitens ist er comparativ, indem er im Vergleich mit etwas anderm, wonach er geschätzt wird, ist. Aus diesen zwei Relationen hinausgesetzt, verliert der Begriff Werth allen Sinn und Bedeutung. Aus der Relativität, die das Wesen jedes Werthes ausmacht, folgt nach Schopenhauer, daß absoluter Werth eine contradictio in adjecto ist. Ein unvergleichbarer, unbedingter, absoluter Werth, dergleichen nach Kant die Würde sein soll, „ist die mit Worten gestellte Aufgabe zu einem Gedanken, der sich gar nicht denken läßt". (Schopenhauer, „Die beiden Grundprobleme der Ethik", 161, 166 fg.)

Diese an der Kant'schen „Würde" geübte Kritik Schopenhauer's trifft auch die ethischen Ideen Herbart's. Auch der Werth dieser ist nur ein relativer, kein absoluter; Gerechtigkeit, Wohlwollen u. s. w. haben Werth nur für einen Willen, der solche Gesinnung und die ihr entsprechende Handlungsweise will und sie der entgegengesetzten vorzieht. Denken wir uns Wesen, denen der sittliche Wille total fehlt, so verliert für diese jene Gesinnung und Handlungsweise allen Werth. Läßt sich denn überhaupt ein Vorziehen und Verwerfen, ein Billigen und Misbilligen ohne einen Willen denken? Vorziehen und Verwerfen sind keine Acte des bloßen Vorstellens, des bloßen Urtheilens, sondern sind Willensacte, wenngleich sie durch ein Vorstellen und Urtheilen motivirt sind. Der bloßen Vorstellung, daß eine Rede lügenhaft, eine Handlung ungerecht oder lieblos ist, würde keine Misbilligung derselben folgen, wenn nicht ein auf Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit gerichteter Wille, d. i. der sittliche Wille, da wäre. Es ist also falsch, wenn die Herbartianer von einem willenlosen, auf der bloßen Vorstellung der eigenthümlichen Qualität des Objects beruhenden Vorziehen oder Verwerfen als dem charakteristischen Merkmal des ethischen Werthurtheils reden. Das ethische Vorziehen und Verwerfen ist kein absolut willenloses, sondern der Wille, der sich in ihm ausdrückt, ist nur ein anderer als der, welcher dem Vorziehen des Angenehmen oder Nützlichen zum Grunde liegt; es ist der sittliche Wille. Nahlowsky selbst kann nicht umhin, dem ethischen Werthurtheil noch etwas anderes als bloße Vorstellung der objectiven Qualität des Gegenstandes, nämlich noch ein Willenselement unterzulegen, nur daß er dasselbe nicht Wille nennt, sondern Gefühl. Er sagt nämlich:

Das logische Urtheil, wobei es sich eben nur um Einstimmigkeit oder Widerstreit zweier Begriffe, mithin um Bejahung oder Verneinung ihrer Verknüpfbarkeit handelt, kommt lediglich durch das Denken zu Stande. Das ästhetische Urtheil dagegen (im weitern Herbart'schen Sinne) entspringt aus der Concurrenz von Denken und Gefühl. . . . . . Bliebe nämlich die Gefühlsregung als Begleiterin der vollendeten Vorstellung des Subjectsbegriffs aus, so könnte sich schlechthin kein ästhetisches Urtheil bilden; es fehlte ja der postulirte Zusatz, den das Prädicat in unser Bewußtsein einführt, nämlich jener Zusatz, der in der Declaration des Werthes oder Unwerthes des betreffenden Subjects besteht. . . . . . Man versetze sich in das Innere dessen, der eine logische Definition des Undanks zusammenstellt, und halte dem gegenüber einen andern, der über dieses Willensverhältniß sein ethisches Verdict abgibt. Dort waltet lediglich der abstracte Denkproceß; hier zeigt sich neben der denkenden Erwägung immer auch eine gewisse Vibration des Gefühls, welche sich mitunter sogar bis zum Affect der Begeisterung oder Entrüstung steigern kann, je nachdem es eben die Beschaffenheit des abzuschätzenden Gegenstandes mit sich bringt.

Nun, hierin ist schon zugegeben, daß das ästhetische (folglich auch das ethische) Werthurtheil kein absolut willenloses ist, folglich auch kein unbedingtes. Der sittliche Wille ist und bleibt die Grundbedingung des ethischen Werthurtheils. Nur vom egoistischen Willen ist das ethische Werthurtheil frei, nicht aber vom Willen überhaupt.

Fällt aber die behauptete Unbedingtheit des ethischen Werthurtheils, so fällt damit auch die darauf begründete „Unabhängigkeit der Ethik von der Metaphysik". Die Metaphysik soll nach Herbart und den Herbartianern es nur mit dem Seienden zu thun haben, die Ethik hingegen mit Idealen, als ob die ethischen Ideale nicht im sittlichen Willen wurzelten und als ob dieser nicht auch zum Seienden gehörte! Der Kant'sche Dualismus zwischen Sein und Sollen, den die Herbartianer perpetuiren, ist unhaltbar. Jedes Sollen wurzelt in einem Seienden, einem Willen; ein „unbedingtes Soll" ist, wie Schopenhauer treffend gezeigt, ein „Scepter aus hölzernem Eisen". Wurzelt aber das Sollen im Seienden, und ist das Seiende Gegenstand der Metaphysik, so läßt sich die Ethik nicht von der Metaphysik losreißen. Auch der Herbart'schen Ethik liegt eine unbewußte Metaphysik zum Grunde. Es ist nur Selbsttäuschung, wenn jemand meint, eine Ethik aufstellen zu können, ohne dabei metaphysische Voraussetzungen zu machen. Die ethische Billigung und Misbilligung, wie auch immer ihr Gegenstand beschaffen sei, muß doch ihre Berechtigung nachweisen. Diese kann sie zunächst nur schöpfen aus dem Wesen des Menschen, welches die von ihr als Ideal aufgestellte Gesinnung und Handlungsweise fordere. Das Wesen des Menschen aber hängt zusammen mit dem Wesen der Welt, der Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, und so läßt sich eine Ethik gar nicht aufstellen, ohne eine zu Grunde liegende Gesammtanschauung von der Welt und ihrem Wesen. Thatsächlich liegt auch jeder in der Geschichte aufgetretenen Ethik eine Metaphysik zum Grunde.

Können wir nun aber auch nicht mit Nahlowsky es als ein Verdienst rühmen, daß Herbart die Ethik von der Metaphysik emancipirt habe, so sind wir doch gern bereit, ein anderes von Nahlowsky gerühmtes Verdienst der Herbart'schen Ethik anzuerkennen, nämlich dieses, daß Herbart die Bahn gebrochen zu einer Erweiterung der Ethik.

Sie beschränkt sich dermalen nicht mehr, wie die ältere

Sittenlehre, lediglich auf das Ethos des Individuums, sondern zieht auch das Ethos der Gesellschaft mit herein in den Kreis ihrer Untersuchungen. Die Bahn hat hierin zuerst Johann Friedrich Herbart und in seiner Weise neben ihm auch Karl Christian Krause gebrochen.

Gemäß dieser Erweiterung geht Nahlowsky auf das Detail der social-ethischen Fragen ein, sucht die sittliche Bedeutung des Wirthschaftslebens allenthalben hervorzuheben, geht den verschiedenen Strafmotiven nach, prüft die ethische Zulässigkeit der einzelnen Strafkategorien, widmet endlich auch der Arbeiterfrage und der Frauenemancipationsfrage die gebührende Aufmerksamkeit. Dadurch und durch die populäre Form der Darstellung gewinnt Nahlowsky's Buch Interesse auch für weitere Kreise. Um es diesen zugänglich und genießbar zu machen, wurde, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, der Form der Darstellung die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet; die Grundgedanken wurden möglichst klar und präcis hervorgehoben, sowie die einzelnen Stufengänge längerer Entwickelungsreihen durch feste Einschnitte und Ruhepunkte zum Behufe leichterer und genauerer Fixirung eigens markirt; endlich, wo es gerade die Sache mit sich brachte, da ward auch der wärmere Gefühlston nicht zurückgedrängt.

Nahlowsky hat seine Bearbeitung der Ethik auf dem Titelblatt „pragmatisch" genannt,

> weil es ihm als Ziel und leitender Gedanke vorschwebte, allenthalben Speculation und Erfahrung, Idee und Wirklichkeit so enge als nur thunlich miteinander zu vermitteln, den sittlichen Elementen in den wesentlichen Grundverhältnissen des concreten Lebens des Einzelnen wie der Gesammtheit überall nachzugehen, die Beziehungen und Verbindungsfäden zwischen den einzelnen Lebenskreisen wie nicht minder zwischen den sie regulirenden Ideen aufzudecken und zugleich auch mit in Anschlag zu bringen, welchen hemmenden oder fördernden Einfluß äußere Umstände und temporäre Situationen auf die mehr oder minder vollendete Ausprägung der sittlichen Musterbilder auszuüben vermögen.

Daß eine solche Behandlung der Ethik eine lebensvollere ist als die abstracte, von den realen Verhältnissen absehende, und die Ethik geeigneter macht, auf das Leben Einfluß zu gewinnen, wird niemand in Abrede stellen.

Während Nahlowsky vom Herbart'schen Standpunkt aus ein ganzes ethisches System geliefert hat, behandelt dagegen Bahnsen's Abhandlung (Nr. 2) vom Schopenhauer'schen Standpunkt aus nur eine einzelne ethische Frage nämlich die Frage nach dem Verhältniß zwischen Wille und Motiv.

Ueber dieses Verhältniß hat sich Schopenhauer sehr klar ausgesprochen. Nach ihm bestimmen die Motive nie mehr als das, was ich zu dieser Zeit, an diesem Orte, unter diesen Umständen will; nicht aber daß ich überhaupt will, noch was ich überhaupt will, d. h. die Maxime, welche mein gesammtes Wollen charakterisirt. Daher ist mein Wollen nicht seinem ganzen Wesen nach aus den Motiven zu erklären, sondern diese bestimmen blos seine Aeußerung im gegebenen Zeitpunkt, sind blos der Anlaß, bei dem sich mein Wille zeigt, dieser selbst hingegen liegt außerhalb des Gebietes des Gesetzes der Motivation. Wie jede Aeußerung einer Naturkraft eine Ursache hat, die Naturkraft selbst aber keine; so hat jeder einzelne Willensact ein Motiv, der Wille überhaupt aber keins. („Welt als Wille und Vorstellung", I, 127, 194; II, 407 fg.) Das Motiv wirkt nach Schopenhauer nur unter der Voraussetzung, daß es überhaupt ein Bestimmungsgrund des zu erregenden Willens sei, sowie auch die physikalischen und chemischen Ursachen, desgleichen die Reize ebenfalls nur wirken, sofern der zu afficirende Körper für sie empfänglich ist. Der Wille ist das, was eigentlich dem Motiv die Kraft zu wirken ertheilt, die geheime Sprungfeder der durch dasselbe hervorgerufenen Bewegung. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", 33.) Das Motiv wirkt nur unter Voraussetzung eines innern Triebes, d. h. einer bestimmten Beschaffenheit des Willens, welche den Charakter desselben bildet; diesem gibt das jedesmalige Motiv nur eine entschiedene Richtung, individualisirt ihn für den concreten Fall. („Welt als Wille und Vorstellung", II, 391; „Die beiden Grundprobleme der Ethik", 92.)

Nach Schopenhauer bringt also der Wille seinen Inhalt zu den Motiven schon mit, empfängt ihn nicht erst aus diesen. Der Wille ist nicht an sich leer und bekommt erst durch Vorstellungen (Motive) einen Inhalt, sondern nur auf einen an sich schon bestimmten Willen können Vorstellungen als Motive wirken. Dasselbe nun lehrt dem Hrn. von Hartmann gegenüber auch Bahnsen, und die Bahnsen'sche Abhandlung ist dadurch zugleich eine Kritik der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten" geworden. Bahnsen sucht der „Philosophie des Unbewußten" gegenüber darzuthun, daß nicht ein ursprünglich leerer Wille an dem „Logischen" seine Erfüllung erst „an sich reißt", sondern daß die nachträgliche Beleuchtung seines Inhalts durch die Vernunft erst die Vernunftwidrigkeit seines Inhalts darthut und es rathsam macht, diesen Inhalt mit seinem reinen Gegentheil, mit der Selbstnegation, zu vertauschen; — also müsse der Wille bereits vor aller Vernunft und Logik vermöge seines eigenen Wesens einen Inhalt an sich gehabt haben, und die Streitfrage formulire sich nunmehr dahin, ob dieser Inhalt noch als „Vorstellung" dürfe bezeichnet werden.

Der Hartmann'schen Betonung des Satzes gegenüber, daß ohne Vorstellung ein wirkliches Wollen nicht möglich sei, macht Bahnsen geltend, daß durch das Motiv nichts in den Willen hineinkomme, was nicht bereits, nur in anderer, nämlich noch nicht vorgestellter — man möchte am liebsten sagen: in unvorgestellter — Form vorher in ihm selber vorhanden gewesen.

Bahnsen wirft gewissen Partien des von Hartmann'schen Werks eine gegen die sonstige Klarheit und Bestimmtheit seiner Darlegungen aufs unvortheilhafteste abstechende „verschwommene Nebelhaftigkeit" vor. Er sei insbesondere nicht zu einer durchsichtigen Unterscheidung zwischen Inhalt und Object des Willens gelangt, ohne welche doch die Frage gar nicht zum Austrag gebracht werden könne, ob die Qualität „Vorstellung sein" dem Willensinhalt als solchem oder nur in seiner Veräußerlichung als Motiv beizulegen sei.

Bahnsen macht es Hrn. von Hartmann zum Vorwurf, daß er die Ausdrücke „Ziel, Object und Inhalt" des Willens confundire.

> Was aber das Motiv eigentlich sei — nämlich das in die

Vorstellungswelt projicirte Correlat des unabhängig von dieser Projection vorhandenen Willensinhalts, das wissen wir nicht durch dieses Hin- und Herschwanken zwischen halb, ganz oder gar nicht synonymen Begriffen, sondern aus eigenem Besinnen über die vis essendi als die Bedingung für irgendwelche potentia existendi. Weil es uns ein Satz von apriorischer Gewißheit ist, daß alles wahrhaft Seiende Was und Daß zumal, untrennbare Einheit von Essenz und Existenz, ist, ein in sich selbst Bestimmtes, nur sich selbst Gleiches, da es ja sein Sein in sich, nicht von einem andern, als bloße Erscheinung, zu Lehen hat, weil seine Bestimmtheit die des ein für allemal durch sich selber Bestimmtseins ist: deshalb ist es uns unmöglich, uns einen Willen zu denken, der, in total bestimmungsloser Indifferenz, durch einen Erregungsgrund von jedesmal ganz bestimmter Beschaffenheit sich sollte erregen lassen, ohne in sich selber als unveräußerliche Essentia ein Erregbarkeit von correspondirender Bestimmtheit zu besitzen.

Nur die unkritische Betrachtungsweise verwechselt nach Bahnsen fortwährend den wahren Inhalt des Willens mit den Objecten, in deren Vorstellung dieser Inhalt sich, den Umständen nachgebend, kleidet. Das unkritische Urtheil vergesse, daß für das wahrhaft Seiende das Vorgestelltwerden etwas ganz Unwesentliches ist. „Ausgangspunkt, Straße und Ziel bleiben dieselben auch im Dunkeln, wenn nachts keine am Wege aufgestellte und angezündete Laternen sie beleuchten."

Das Motiv ist nach Bahnsen nur das Erregende, das aus dem Schlummer der Latenz Hervorrufende,

schöpferisch nur wie der Eimer, mit welchem man aus dem Brunnen Wasser schöpft, aber nicht wie ein creator omnipotens, welcher etwas hineinbringt, das nicht schon von selber, spontan und vermöge seiner Aseität da war.

Das Motiv locke den Willensinhalt in die Außenwelt, vermöge dies aber nur kraft der eigenen nach außen gerichteten Tendenz des Willens selber.

Bahnsen hat in der That mit seiner Kritik eine der schwächsten Stellen der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten" getroffen. Hartmann wollte mit seiner Lehre vom Verhältniß des Willens zur Vorstellung die Schopenhauer'sche Lehre verbessern, hat sie aber in der That nur verschlechtert. Zu verwundern ist nur, wie Bahnsen bei dieser Erkenntniß dennoch später in zwei Feuilleton-Artikeln der „Nationalzeitung" ein so überschwengliches Loblied auf Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" anstimmen konnte, als hätte er ganz vergessen, daß er ihm in der früher erschienenen, hier von uns besprochenen Abhandlung „verschwommene Nebelhaftigkeit" und „logische Ungeheuerlichkeit" vorgeworfen.

Was Bahnsen's Stil anbelangt, so leidet er in der Abhandlung noch an denselben Fehlern, wie in seiner „Charakterologie" und seinen sonstigen Schriften. Von Naivetät, welche nach Schopenhauer das charakteristische Merkmal des Stils der überlegenen Geister ist, läßt sich im Bahnsen'schen Stil wenig spüren. Derselbe gehört vielmehr zu dem schwerfälligen (empesé) und preziösen, welchen Schopenhauer („Parerga", II, 557, 578) tadelt. Bahnsen unterbricht seine Periode durch allerlei unnützes, nicht zur Sache gehöriges Beiwerk und macht dadurch trotz seiner Geistreichigkeit die Lektüre seiner Schriften häufig zu einer Marter. Er nimmt den Mund zu voll, lärmt und poltert viel zu viel in seiner Art zu schreiben. Wir können ihm nur die Regeln des guten Stils zur Nachahmung empfehlen, welche Schopenhauer im zweiten Bande der „Parerga" aufgestellt hat.

Julius Frauenstädt.

Ueber Papstthum und Unfehlbarkeit.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

1. Roms Unrecht. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Von Otto Mejer. Erster Theil: Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichszeit bis zum Wiener Congreß. Rostock, Stiller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Papstthum. Seine Entstehung, seine Blüte und sein Verfall. Von Heribert Rau. Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart. Zweite vollständig veränderte Ausgabe. Stuttgart, Stöckhardt. 1872. Gr. 8. In Lieferungen zu 7½ Ngr.
4. Blitzstrahl wider Rom. Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Aus den Werken Franz von Baader's. Mit Vorreden und Anmerkungen von Franz Hoffmann. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
5. Zur Geschichte des vaticanischen Concils. Von Lord Acton. München, Rieger. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Die Irrlehre des Honorius und das vaticanische Decret über die päpstliche Unfehlbarkeit. Ein Versuch zur Verständigung von Aemil Ruckgaber. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
7. Denkschrift über das Verhältniß des Staats zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870 gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkt und die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.
9. Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Hrn. Prof. Dr. Schulte. Von Joseph Feßler. Dritte Auflage. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Das vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf. Dargestellt von Joseph Feßler. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Das zweite der obengenannten Werke: „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage", von Otto Mejer ist eine ins Detail gehende, aber auf einen kurzen Zeitraum beschränkte Geschichte der kirchenpolitischen Verhältnisse und Verhandlungen zwischen der römischen Curie, dem deutschen Episkopate, den deutschen Staaten und zum Theil auch dem französischen Kaiserthum oder Napoleon I., und beginnt dann seine Geschichte mit des Febronius Werk und Bestrebungen („De statu ecclesiae et legitima potestate

Romani pontificis", 1763). Febronius (Weihbischof Hontheim von Trier) ging keineswegs darauf aus, eine gründliche Reform der Kirche und des religiösen Cultus und Lebens herbeizuführen, sondern er strebte nur nach einer im ganzen sehr mäßigen Einschränkung der maßlos erweiterten Gewalt des römischen Papstthums zu Gunsten der deutschen Kirche oder vielmehr des deutschen Episkopats nach Analogie der sogenannten Gallikanischen Kirche und ihrer Rechte oder Freiheiten. Oder vielmehr nicht zu Gunsten des Episkopats, sondern nur zu Gunsten der Erzbischöfe in Deutschland wollten diese selbst die Befugnisse des römischen Papstes beschränkt wissen, wodurch natürlich schon von Anfang an die Sache aussichtslos wurde. Denn die Bischöfe hatten da kein besonderes Interesse mehr mitzuwirken und konnten die Bestrebungen der Metropolitane schon dadurch lähmen, daß sie hervorhoben: derselben widerrechtlichen Beschränkungen ihrer Befugnisse, welche die Erzbischöfe der römischen Curie schuld geben, machten sie sich selbst den Bischöfen gegenüber schuldig, ohne daß sie sich geneigt zeigten, darin eine Reform eintreten zu lassen. Die Bischöfe zeigten daher keine Bereitwilligkeit, sich den Erzbischöfen anzuschließen, um Rom in engere Schranken zurückzuweisen. Zuletzt erreichten eben beide nichts und Rom triumphirte. Hontheim, dessen Werk so großes Aufsehen erregt und den größten Einfluß auf Theorie und theilweise selbst Praxis erlangt hatte, blieb, obwol dasselbe in Rom alsbald auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt ward — dieser Mord- und Schädelstätte der Geister in der katholischen Kirche —, dennoch in seinem hohen kirchlichen Amte lange Zeit völlig unangefochten. Erst den Ränken eines Exjesuiten, der sich in das Vertrauen des Kurerzbischofs von Trier einzuführen gewußt hatte, gelang es, seine Stellung zu untergraben und ihn zur Selbsterniedrigung zu zwingen. Er ward, hochbetagt (1778), genöthigt, sein Werk zu widerrufen, und dann von seiner Stelle entfernt. Da bald darauf die Französische Revolution ausbrach, so endete die deutsche Bewegung gegen den römischen Absolutismus resultatlos; die geistlichen Fürstenthümer waren die Beute der Revolution und dienten später als Ausgleichsobjecte für die weltlichen Fürsten. Bemerkenswerth bei diesen Versuchen des deutschen Episkopats, den römischen Absolutismus einigermaßen einzuschränken, ist besonders die römische Taktik, um dieselben zu vereiteln. Da in Oesterreich damals der Josephinismus herrschte, konnte die römische Curie dort die übliche Unterstützung ihrer Ansprüche nicht mehr finden, aber sie wußte sich zu helfen, sie wandte sich an die preußische Regierung, um deren Einfluß gegen die geistlichen Fürsten zu gewinnen. Der Papst also verschmähte es nicht, um den Raub der Rechte seiner „ehrwürdigen geliebten Brüder in Christo" aufrecht zu erhalten, sich der Hülfe der so viel verfluchten Ketzer zu bedienen, die er sonst nur als Söhne der Hölle zu betrachten pflegt, deren Berechtigung zur Existenz er nimmermehr anerkennen mag.

Einen ähnlichen für die römische Curie siegreichen Verlauf nahmen die Streitigkeiten über römische Nuntiaturen in Deutschland, insbesondere über Errichtung einer neuen Nuntiatur in München. Trotz aller Opposition dagegen ward die Sache durchgesetzt. Den Entschluß dazu faßte man 1785 in Rom, und zwar auf bairischen Antrag. Wahrscheinlich glaubte man in München nicht existiren zu können ohne echt römische Leitung, die jeden Augenblick bei der Hand wäre, und da der Jesuitenorden aufgehoben war, wollte man einigen Ersatz dafür in der Nuntiatur. Und diese hat reichlich das Ihrige gethan, um Baierns Regierung, Volk und Klerus allenthalben am römischen Gängelband zu halten und immer wieder neu zu fesseln, wenn eine Befreiung angestrebt ward. In verstärkterm Maße hat sich dies in der neuesten Zeit gezeigt, wo diese Nuntiatur als die eigentlich directive Macht bei der Opposition gegen die Regierung, gegen die Wissenschaft und die liberale Partei im Bunde mit den Bischöfen und der ultramontanen Presse sich geltend machte. Bis zu welchem Grade dies der Fall war und ist, möge ein Vorfall aus der neuesten Zeit uns beispielsweise zeigen. Als im Jahre 1863 gegen den Referenten das obenerwähnte Schreiben des Papstes (Gravissimas inter) an den Erzbischof von München erschien und dieser, als Unterwerfung versagt wurde, mit seinen Maßregeln vorging, unter anderm auch mit Verbot von dessen Vorlesungen insbesondere für künftige Theologen, da entstand unter den Studirenden an der Universität Entrüstung und Gegenwirkung. Man beschloß eine Ovation und hielt zu diesem Zwecke eine Versammlung der akademischen Bürger. Auf diese Versammlung nun suchte man direct von der Nuntiatur aus zu wirken, um die beabsichtigte Kundgebung, eine Adresse an den Referenten, zu hintertreiben. Indeß ward der Sendling, der die Versammlung in seinem Sinne zu haranguiren suchte, abgewiesen und die Demonstration ins Werk gesetzt. Man kann sich leicht vorstellen, welch großen Einfluß diese Nuntiatur fortwährend im geheimen und officiell ausübt, wenn sie selbst offen mit solcher Dreistigkeit vorzugehen wagt, um so mehr, wenn solche „Kirchenfürsten" auf den deutschen Bischofsstühlen sitzen, wie es jetzt größtentheils der Fall ist, da wirklich tüchtig gebildete, selbständige deutsche Männer nimmermehr die päpstliche Bestätigung erlangen würden.

Das zweite Buch (1806—15) behandelt zuerst die vergeblichen Versuche der einzelnen deutschen Staaten nach Auflösung des Deutschen Reichs, Concordate mit dem römischen Stuhle zu schließen. Die hochgesteigerten römischen Ansprüche und die Zeitereignisse ließen es zu keinem Abschluß derselben kommen. Auf dem Wiener Congreß sollten nun auch die kirchlichen Verhältnisse geordnet werden. Wessenberg, der ehemalige Bisthumsverweser in Konstanz, strebte dies Ziel mit freierm Geiste an, wünschte eine Art deutscher Nationalkirche und für das ganze Gebiet des katholischen Deutschland nur Ein Concordat. Diesem widerstrebte in aller Weise Consalvi, der Vertreter Roms. Es gelang ihm auch, beides zu verhindern. Es ward auf die eifersüchtige Selbständigkeit der kleinern Staaten speculirt, nur mit ihnen einzeln über Concordate zu verhandeln. Dies bot der römischen Curie den doppelten Vortheil, zugleich eine nationale einige deutsche Kirche zu verhindern und in den Einzelverträgen mit den kleinern Staaten leichter zum gewünschten Ziele zu kommen. Es war insbesondere Baiern, das sich vor allem von römischer Schlauheit misleiten ließ, sich in dieser Sache selbständig zu stellen und dadurch den Abschluß eines für den

ganzen Deutschen Bund gemeinsamen Concordats zu vereiteln. Es hat dies aber sattsam büßen müssen und büßt es besonders noch in der Gegenwart, wo die römisch-jesuitische oder ultramontane Partei der Regierung in aller Weise Hindernisse bereitet und mit großen Mitteln bestrebt ist, den bairischen Staat der päpstlichen Herrschaft unterzuordnen, während der Regierung allenthalben die Hände gebunden sind, dagegen wirksam aufzutreten, da die bestehenden Gesetze dazu nicht ausreichen und die ultramontane Partei in der Kammer der Abgeordneten und der Reichsräthe jede Neuschaffung gesetzlicher Mittel gegen diesen Feind mit Leichtigkeit verhindern kann.

Der Verfasser bietet in seinem Werke viele interessante Details über die kirchlichen Zustände in Deutschland in der genannten Zeit und über die vielen Negociationen mit der römischen Curie. Auf die Wirthschaft in den geistlichen Fürstenthümern fällt nicht immer das günstigste Licht. Dasselbe gilt von Dalberg's Bestrebungen, und auch von Wessenberg's persönlicher Bedeutung verräth der Verfasser keine hohe Meinung, während besonders Consalvi persönlich in ein viel günstigeres Licht gestellt ist. In Bezug auf Quellen und Materialien, die in dem Werke Benutzung fanden, möge dem Verfasser selbst zum Schlusse das Wort gegeben sein:

Für die Darstellung der Verhältnisse bis 1815 hat der Verfasser nur wenige andere als die allgemein zugänglichen Quellen benutzen können. Ebenso für die Geschichte der bairischen Verhandlungen mit Rom. Für die der preußischen und hannoverschen Negociation sind hingegen die in Berlin und Hannover aufbewahrten Acten benutzt worden; für die Geschichte der oberrheinischen Verhandlung Acten, welche in Schwerin gesammelt worden sind und durch die Publicationen von von Longner und Brück zur Genüge ergänzt werden. Daher treten die Negociationen protestantischer deutscher Landesherren und die norddeutschen Gesichtspunkte in der nachfolgenden Darstellung etwas in den Vordergrund. Da sie aber ohnehin für das Deutschland der Gegenwart und der absehbaren Zukunft die entscheidenden sind, so ist der anderweitige Mangel minder empfindlich als er sonst wäre. Ein anderer ist fühlbarer. Jede politische und so jede kirchenpolitische Verhandlung hat außer der Geschichte ihres geschäftlichen äußern und innern Verlaufs noch eine nicht zu unterschätzende Geschichte, die man eine persönliche nennen dürfte: die Geschichte der individuellen Gesinnungen, Einflüsse, Stimmungen, zuweilen Eindrücke, unter denen und durch welche bedingt die Verhandlung verlaufen ist. Für diese Seite der Aufgabe haben der vorliegenden Arbeit nur spärliche Quellen zu Gebote gestanden; doch sind sie gewissenhaft benutzt. Ebenso die dem Verfasser erreichbare Broschürenliteratur, welche die Verbreitung und den Verlauf der Negociationen begleitete. Eine glücklichere Hand wird zu ergänzen finden. Der Verfasser aber läßt seine Arbeit hinausgehen wie sie ist, weil der unvermeidliche Wiederbeginn des Streits zwischen katholischer Kirche und deutschem Staate, der diesmal wahrscheinlich zu ihrer Trennung führen wird, ihn in dem Augenblicke dazu auffordert.

Heribert Rau's Werk: „Das Papstthum. Seine Entstehung, seine Blüte und sein Verfall" (Nr. 3), holt wiederum gleich jenem von W. Menzel weiter aus und geht geradezu bis auf den Ursprung des Christenthums selbst zurück, indem es mit Christus und den Aposteln beginnt. Es ist indeß doch keine eigentliche Kirchengeschichte, sondern behandelt nur einzelne Theile, einzelne Zeiten und Ereignisse ausführlicher, wie es eben der Zweck, die Tendenz des Ganzen zu erfordern schien. Der Geschichte des Urchristenthums, welche den ersten christlichen Gemeinden und den Christenverfolgungen besondere Beachtung widmet, folgt gleich die Geschichte der Entartung der christlichen Kirche, von Constantin's Erhebung des Christenthums zur Staatskirche bis zu Karl dem Großen oder bis zur eigentlichen Ausbildung der römischen Hierarchie. Dann folgt die Geschichte des Papstthums bis zur Reformation. Die Gründung des Papstthums, das Mönchthum, der Bilderdienst, Ueberhandnehmen von Aberglauben und heidnischen Cultusformen, Kreuzzüge, Ritter- und Bettelorden und endlich die Spuren des Sinkens der päpstlichen Macht bilden hier die Hauptgegenstände der Behandlung. Erst mit der Reformation erhält die geschichtliche Darstellung einige Erweiterung und nimmt mehr als bisher die Form einer wirklichen allgemeinen Kirchengeschichte an. Mit Vorliebe sind schon die Vorläufer der Reformation, Huß und seine Anhänger, geschildert. Eingehender noch sind die Reformatoren und ihr Werk bedacht, sowie die Bekämpfung desselben durch die Jesuitengesellschaft und den Dreißigjährigen Krieg. Auch die Geschichte der Reformation in England und Frankreich findet eine kurze Darstellung. Der letzte Abschnitt endlich ist der Geschichte des Papstthums in seinem Verfall gewidmet, mit der Aufhebung des Jesuitenordens und Kaiser Joseph's II. Reformen beginnend.

Der Standpunkt des Verfassers ist, wie bekannt, der der religiösen Freiheit, der Humanität und der Opposition gegen Geistesknechtschaft und Aberglauben. Er tritt diesen und deren Vertretern allenthalben mit Schärfe und Entschiedenheit entgegen, ohne sich ins Maßlose zu verlieren und das Gute, wo er es trifft, zu verkennen. Mit Meuchelmorden scheint uns indessen der Verfasser für Päpste und Jesuiten zu freigebig zu sein, da in Betreff mancher derselben wenigstens die geschichtlichen Acten noch nicht geschlossen sind. Im übrigen ist ihm nur selten ein Wort entschlüpft, das störend wirkt in der edeln Haltung der begeisterten Darstellung. Diese erhebt sich öfter zu poetischem Schwung; öfter und mehr, als unserm Geschmack bei einem historischen Werke zusagt, aber eben darum vielleicht ist das Werk um so anziehender und anregender für ein größeres Publikum.

Der Verfasser läßt mit Johannes Ronge's Auftreten 1844 die zweite Reformation beginnen. Ronge's Verdienst ist gewiß nicht zu verkennen; aber wir glauben, daß die zweite Reformation schon nahezu ein Jahrhundert früher begann durch unsere Dichter und Denker, welche das Werk der Befreiung der Geister aus den Banden der Kirchenformeln, des Aberglaubens und der Unwissenheit begonnen und gefördert haben, ein Werk, an welchem allerdings auch uns noch übergenug Arbeit übriggelassen ward. Dies um so mehr, da die Bildung des Volks viel schwieriger ist als die Verbreitung des Aberglaubens unter demselben, und da seitdem auch die Mächte der Geistestyrannei und Finsterniß Zeit gefunden haben, ihre Kräfte wieder zu sammeln und in verstärktem Maße den Kampf für Wiederherstellung ihres Reichs wieder aufzunehmen. Die wahre endgültige Reform in religiöser Beziehung scheint uns übrigens darin zu bestehen, daß wir gegenüber dem Kirchenglauben und der Hierarchie nur die Lehre Christi selbst wieder zum Inhalt des Glaubens erheben, also das „Christenthum

Christi" herzustellen suchen. In Lehre und Leben Jesu scheint uns das wahre Wesen der Religion seinen reinsten, mustergültigen Ausdruck gefunden zu haben, an welchen jeder Versuch religiöser Reform und Erneuerung sich halten soll. Dadurch erhalten wir einen religiösen Glauben und ein sittliches Gesetz, welche vor der modernen Wissenschaft weit gesicherter sind als die dogmatischen Formeln, die durch ihre Unhaltbarkeit der freien Forschung gegenüber die Sache der Religon und Moralität beständig compromittiren. Gewöhnlich pflegt gegen die Forderung, zur einfachen, klaren Lehre Christi selbst zurückzukehren, d. h. diese einfachen Lehren wieder in das moderne Geistesleben als Samen neu zu pflanzen, alsbald eingewendet zu werden, daß ja das Leben und die Lehre Jesu selbst sehr ungewiß sei, vor der modernen Wissenschaft und Bibelkritik nicht Stand halte. Dann: wie es denn mit den Wundern, mit der göttlichen Natur Christi sich verhalte u. dgl. Es sind nutzlose Schwierigkeiten, die hier erhoben werden. Was wir Klares und Sicheres von ihm und seiner Lehre wissen, genügt vollständig zum religiösen und sittlichen Leben. Die biblische Kritik kann hierin nichts ändern. Die Annahme jenes Christenthums Christi verweigern, weil über die Person des Stifters des Christenthums genaue historische Berichte nicht vorhanden oder dieselbe mit Sagenhaftem verbunden sind, wäre ebenso sinnlos, als wenn man dem Pythagoräischen Lehrsatze Zustimmung versagen wollte, bis des Pythagoras Leben historisch ganz klar und sichergestellt und von allem Sagenhaften gereinigt sei. Es muß sich also unsers Erachtens endlich die Einsicht Bahn brechen, daß das wirkliche Christenthum darin bestehe, die Lehren und Gebote des Stifters der christlichen Religion anzunehmen und zu befolgen und sein Leben mit religiöser Gesinnung und Treue nachzuahmen, nicht darin, denselben als Gott anzubeten und sich hierdurch für dispensirt zu erachten, seine Lehre wahrhaft zu glauben und zu befolgen. Dies war aber der merkwürdige Verlauf in der christlichen Kirche, daß mit der gesteigerten Vergöttlichung und Anbetung Christi sich sein Geist verlor aus derselben und die Befolgung seiner Lehre in demselben Maße sich verminderte. Ja in den heftigen Streitigkeiten über seine göttliche und menschliche Natur u. s. w. ward seine Grundlehre geradezu in das Gegentheil verkehrt, ward Veranlassung zu tobender Leidenschaft, zu gegenseitigem Haß und barbarischer Verfolgung. Gerade das höchste Gebot, das Christus gegeben, ward von Grund aus vertilgt, und der künstlich gemachte theologische Gottmensch wurde die Hauptveranlassung, das Werk, die Lehre und Gebote des wirklichen historischen Stifters des Christenthums zu entstellen und zu misachten.

Indem wir uns nun zu den Werken wenden, welche von katholischen Verfassern stammen und sich unmittelbar mit der brennenden Kirchenfrage selbst beschäftigen, stellen wir voran Franz von Baader's „Blitzstrahl wider Rom" (Nr. 4). Der Hauptinhalt dieser Schrift, deren Titel natürlich nicht von Baader, sondern vom Herausgeber stammt, erschien schon 1865 als letzter Theil der zweiten Auflage von Baader's „Societätsphilosophie". Der Herausgeber, der unermüdliche und um Baader's Werke und Philosophie hochverdiente Professor F. Hoffmann in Würzburg hat sicher ganz recht gethan, daß er die durch die kirchliche Lage gebotene Gelegenheit ergriff, um Baader's Gedanken über den Unterschied von Katholicismus und Papismus auch einem größern Publikum bekannt zu machen. Vor mehrern Jahrzehnten schon hat der Philosoph Baader in München den Kampf gegen das römische Papstthum begonnen zu einer Zeit, als in Baiern die Regierung selbst höchst kirchlich-katholisch war unter König Ludwig I. und dem Ministerium Abel — freilich ohne allen Erfolg, da Roms Einfluß vielmehr in aufsteigender Linie sich bewegte und von allen Seiten gefördert ward.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, wie bemerkt, darzuthun, daß zwischen Papismus und Katholicismus zu unterscheiden sei, welch letzterer jedoch nicht identisch sei mit Protestantismus, und der eine freie, lebendige, nicht eine todte, in Formeln erstarrte Wissenschaft wolle. Den genannten Unterschied sucht er biblisch, historisch und rationell zu erweisen, und das Unberechtigte der päpstlichen Herrschaft darzuthun durch Stellen aus der Bibel und aus den Kirchenvätern, sowie durch den historischen Nachweis des Misbrauchs, den die Päpste mit ihrer absoluten Gewalt im Laufe der Zeit getrieben. Mit Recht weist er vor allem darauf hin, daß die hierarchische Herrschaft sich gründe auf eine falsche Auffassung der Natur, welche als das an sich Böse betrachtet werde, von dessen Macht nur die Zauberkraft der Hierarchie befreien und erretten könne, wodurch natürlich das urchristliche Societätsprincip der Apostelzeit mehr und mehr beseitigt und die von den Laien ausgeschiedene, über sie erhobene Hierarchie mit der schließlichen Centralisation im Primat und Papstthum sich ausbilden konnte. Baader weist durch viele Stellen der Schrift schlagend nach, daß die hierarchische Schablone der Ordination und Gnadenspendung in derselben keine Begründung finde, daß also die Herrschaft der Hierarchie der biblischen Grundlage entbehre. Es werden in der Apostelgeschichte Vorkommnisse berichtet, die zeigen, daß die göttliche Gnade und die „Ertheilung des Heiligen Geistes" keineswegs an Handauflegung und Ordination gebunden war. Apostelgesch. 11, 14 wird z. B. berichtet, daß auf Cornelius und seine Angehörigen der Heilige Geist gefallen sei bereits vor der Taufe und vor der Handauflegung, und der Apostel Petrus versichert ausdrücklich von ihnen, daß sie den Heiligen Geist empfangen hätten wie sie (die Apostel) selber. Apostelgesch. 13, 1 wird berichtet, daß die Gemeinde zu Antiochia fastend und betend dem Paulus und Barnabas die Hände aufgelegt habe zu ihrer Mission. Paulus selbst empfängt zu Damaskus den Heiligen Geist durch Handauflegung eines Jüngers (Ananias), nicht durch einen Apostel oder Vorsteher (Bischof).

Indem Baader eine Reihe von Kirchenvätern citirt als Zeugen gegen die Berechtigung der Gewaltherrschaft der Hierarchie und der Forderung blinden Glaubens von seiten der Gemeinden, führt er den üblichen Traditionsbeweis für seine Ansicht, und wir erfahren manches scharfe Wort von hochangesehenen Kirchenlehrern, die eine entschiedene Verdammung des ganzen hierarchischen Gebarens auch der neuesten Zeit in sich schließen. Der in der katholischen Kirche hochgefeierte heilige Cyprian, Bischof von

Karthago, sagt z. B. dem anmaßenden Benehmen des Bischofs von Rom gegenüber, der sich auf die Tradition der römischen Kirche berief: „Welcher Stolz und welche Anmaßung ist es, menschliche Traditionen den göttlichen Anordnungen gleichzusetzen oder diesen selbst vorzuziehen! Man soll vielmehr, anstatt durch Autorität und Gewohnheit entscheiden und damit präscribiren zu wollen, nur durch Gründe überzeugen, durch Beweise zu siegen streben!" Würde der heilige Cyprian in unsern Tagen leben, er würde bei solcher Opposition gegen Rom und bei solch „unkirchlicher, rationalistischer" Gesinnung kaum der Excommunication entgehen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er schon damals (Mitte des 3. Jahrhunderts) vom römischen Bischof excommunicirt ward und in diesem Stande der Excommunication den Märtyrertod erlitt. Aber solche Excommunication fürchtete er nicht: „Man glaube ja nicht", sagt er, „daß redlich gesinnte Menschen aufhören könnten, Mitglieder der wahren Kirche zu sein." Und anderswo: „Solange man sich nicht vom Evangelium lossagt, steht man auch mit der wahren Kirche in Verbindung." Uns dünkt, daß hieraus nicht blos die katholische Hierarchie, sondern auch manche protestantische Consistorien vieles lernen könnten! Athanasius, Bischof von Alexandrien, sagt: „Die Heilige Schrift ist die Lehrmeisterin der Wahrheit und des rechten Glaubens. Sie ist für sich zur Erkenntniß und zur Beurtheilung der Wahrheit wie zur Tugend und Seligkeit hinreichend." „Sie ist mächtiger als alle Synoden." „Nicht mit Schwertern und Spießen, nicht mit Waffen in der Hand soll die Wahrheit verkündet werden, sondern mit den Waffen der Gründe und Schlüsse." Stellen dieser Art gegen hierarchischen Glaubenszwang finden sich viele bei den Kirchenvätern — und doch zu welch grausamer Gewaltherrschaft ist die Hierarchie unter Roms Führung gekommen! In fast jeder Beziehung ist die christliche Kirche das gerade Gegentheil des Christenthums Christi geworden.

Unter den Belegen, wie schmählich die römischen Päpste ihre Macht misbraucht haben, führt Baader auch die Bannbulle des Papstes Clemens VI. gegen den deutschen Kaiser Ludwig den Baier an. Es dürfte gerade jetzt, wo das Papstthum und Frankreich wieder in engen Bund treten werden gegen das neuerstandene Deutsche Reich, angemessen sein, daß in weitesten Kreisen bekannt werde, wie der genannte Papst, eine französische Creatur in Avignon, gegen den Kaiser des deutschen Volks zu sprechen oder vielmehr zu fluchen sich erdreistete. In der genannten Bulle heißt es:

> Verflucht sei dieser Ludwig, verflucht wenn er eingeht, verflucht wenn er ausgeht. Der Herr plage ihn mit Verstandeslosigkeit, mit Blindheit und Tollheit! Der Himmel sende seine Blitze auf ihn herab! Der Zorn des allmächtigen Gottes und der seligsten Apostel Petrus und Paulus, deren Kirche er zu verwirren gedachte und noch gedenkt, entbrenne über ihn in dieser und in der zukünftigen Welt! Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig! In einer einzigen Generation schwinde sein Name und sein Andenken von der Erde! Möchten doch alle Elemente ihm zuwider sein und sein Haus wüste werden! Möchten seine Kinder von ihren Wohnungen vertrieben werden und vor den Augen ihres Vaters in die Hände ihrer Feinde fallen.

So der Papst. Baader bemerkt dazu: „Was kann man dazu anders sagen als: Petrus, du rasest, deine große Hoffart macht dich rasen."

Baader gibt auch im Auszuge den Inhalt der Bulle „Zelus domus Dei" vom 26. November 1648, durch welche Papst Innocenz X. den Westfälischen Frieden verwarf: ein Protest, der auf dem Wiener Congreß 1815 erneuert ward und bis heute nicht zurückgenommen ist, also nur auf gelegene Zeit wartet, um thatsächlich dem katholischen Volke zur Pflicht gemacht und zur Ausführung gebracht zu werden. In dieser Bulle wird es mit dem innigsten Schmerze beklagt, daß durch die Vergleichungspunkte des Friedensschlusses unter anderm auch die von den Ketzern an sich gebrachten Kirchengüter letztern sammt ihren Nachkommen auf ewige Zeiten überlassen worden seien; daß den Ketzern der Augsburgischen Confession freie Ausübung ihrer Ketzerei in den meisten Orten erlaubt und mit den Katholiken die Beförderung zu Staatsdiensten und andern Würden und geistlichen Pfründen eingeräumt worden sei. Dies alles und anderes sei geschehen, obgleich der römische Stuhl durch seine Nuntien protestirt und jene Friedensartikel für null und nichtig, ungerecht und durch Unbefugte verwegenerweise beschlossen, erklärt habe. Um nun aber desto wirksamere Maßregeln für die Unschädlichkeit besagter Beschlüsse zu treffen, so erkläre hiermit der apostolische Stuhl ausdrücklich alle Artikel der Friedensschlüsse, welche der katholischen Religion, dem Gottesdienste, dem Seelenheile, dem apostolischen Stuhle, der römischen und der untergeordneten Kirchen, dem geistlichen Stande und dessen Personen, Gliedern, Gütern, Privilegien und Prärogativen nur den geringsten Nachtheil verursachen und verursachen könnten, mit allem daraus Erfolgten oder noch etwa daraus Erfolgendem, von Rechts wegen als null und nichtig, kraftlos, ungerecht, unbillig, verdammt, verworfen, eitel, ohne allen Einfluß und Erfolg für die Vergangenheit, Gegenwart und alle Zukunft, und daß niemand zur Beobachtung derselben, seien dieselben auch durch einen Eidschwur verwahrt, gehalten sei u. s. w. Hierauf werden alle jene Friedensartikel nochmals zu größerer Vorsicht verdammt, verworfen, vereitelt, cassirt, vernichtet, kraft- und wirkungslos gemacht, und feierlich vor Gott dawider protestirt und alle Kirchen und Personen in ihren unversehrten alten Zustand wiedereingesetzt und erneuert. Auch wird nicht versäumt, zu erinnern, daß dieses Schreiben für immer gültig und wirksam sein und bleiben und in alle Zukunft unverletzt beobachtet werden soll; weshalb denn jeder wissentliche oder nichtwissentliche Eingriff dagegen, durch welche Autorität immer, für null und nichtig im voraus erklärt wird. Es geht aus dieser Bulle klar genug hervor, was in Deutschland versucht würde, wenn die päpstliche Partei irgendwie die Oberhand bekäme, und welch ein Glück es ist, daß Frankreich, der Bundesgenosse des Papstes und durch diesen aller Ultramontanen, so gründlich besiegt worden.

Der Baader'schen Schrift sind vom Herausgeber Vorreden und Anmerkungen beigefügt, die viele werthvolle Bemerkungen enthalten und insbesondere mit Recht auf die fundamentalen Lehren der Hierarchie als das eigentlich Gefährliche und zu Bekämpfende hinweisen: auf die Behauptungen nämlich, daß Papstthum und Hierarchie eine unmittelbar göttliche Stiftung und directe Stellvertretung Gottes seien im Besitze absoluter göttlicher Wahrheit und

daß daher der Papst mit seiner Hierarchie die Aufgabe habe, durch Lehre und Regiment das Amt eines Statthalters Gottes auf Erden auszuüben. Ist dies einmal zugestanden, dann ergibt sich alles andere von selbst und der Papst muß als unumschränkter Herr auf Erden anerkannt werden. Denn er allein kann entscheiden, was recht und gut und was nützlich oder nothwendig sei zum Seelenheil der Menschen, und nur er allein hat auch die Grenzen seiner Macht zu bestimmen. Wir haben deshalb schon längst behauptet und erwiesen, daß es sich nicht blos darum handle, den Papst in diesem oder jenem Punkte einzuschränken, seine Unfehlbarkeit und seinen Absolutismus zu bekämpfen, sondern daß das ganze hierarchische System bekämpft und aufgehoben werden müsse, wenn Wissenschaft, Civilisation und moderner Staat gesichert werden sollen. Professor Hoffmann ist einer der wenigen, die mit dem Referenten gleicher Ueberzeugung sind und den Muth haben, es auszusprechen. Die altkatholische Opposition dagegen schrickt davor zurück, als sei es zu weit gegangen, als sei dies ein Bruch mit dem ganzen positiven Christenthum u. s. w. Sie kann ohne päpstlichen Primat nicht leben und vermag Lehre und Leben Christi selbst, das Christenthum Christi nicht für genügend zu halten, sie braucht noch all die theologischen und päpstlichen Erklärungen, Glaubensformeln, Verordnungen u. s. w., damit das Christenthum ordentlich „positiv" sei. Nicht christlich, sondern kirchlich soll ihr Glaube sein. Das liberale Philisterium liebt eben das Justemilieu. Man will liberal sein auch auf kirchlichem Gebiet; aber daß nur ja nicht zu weit gegangen werde, damit nicht etwa gar eine Gefahr entstehe für Leib und Seele! Nur gegen den Papst soll ein wenig raisonnirt, gelärmt, opponirt werden, beileibe nicht gegen die Kirche, d. h. Hierarchie, die so väterlich für das Seelenheil sorgt und durch so viele Anstalten und Gnadenmittel trotz großer Sündhaftigkeit das ewige Heil so leicht und sicher erreichen läßt. Zum Glück und zu großer Beruhigung dieser liberalen katholischen Opposition steht der grundgelehrte Stiftspropst von Döllinger an der Spitze derselben, der seit vier Jahrzehnten als maßgebende Autorität der katholischen Rechtgläubigkeit und als sicherste Stütze derselben gilt, sodaß jedem Zuweitgehen, jeder Ueberstürzung gründlich vorgebeugt ist und man sich seines kirchlichen Liberalismus in voller Sicherheit erfreuen kann! So opponiren sie denn gegen Unfehlbarkeit und Absolutismus des Papstes, können aber schon ohne päpstlichen Primat nicht leben, überhaupt nicht sein ohne gründliche geistliche Herrschaft. Wohl, aber es wird dabei auch nichts Bedeutendes erreicht, nur allenfalls den Jesuiten ein neuer Triumph bereitet werden. Denn zuletzt wird man sich besinnen, daß es ja doch im Grunde nicht schwerer zu glauben sei, daß Gott Einen Menschen, den Papst, mit der Gabe der Unfehlbarkeit in Glaubenssachen versehe, als zu glauben, daß er viele zugleich, nämlich eine ganze Versammlung von Bischöfen damit ausstatte — und dem natürlichen Urtheil schlichten Verstandes muß jenes sogar leichter erscheinen als dieses letztere. Wenn also doch einmal an Unfehlbarkeit der Kirchenautorität geglaubt werden muß — was nicht schwieriger ist, als so manchen andern Glaubensartikel anzunehmen —, so mag immerhin die Glaubenskraft auch noch zu dieser merkwürdigen Glaubensleistung angestrengt werden und glücklich an das Ziel kommen.

Mit der wissenschaftlichen, der historischen und rationellen Begründung der päpstlichen Unfehlbarkeit steht es freilich verzweifelt schlimm aus, da so manchem Papst nachgewiesen werden kann, daß er geirrt, ja Honorius I. sogar als Ketzer ausdrücklich von einem allgemeinen Concil und von Päpsten selbst verurtheilt worden ist; allein es ließe sich, wenn überhaupt in diesem Gebiete der Vernunft und Wissenschaft noch irgendeine Berechtigung zugestanden wäre, wenigstens der Trost beibringen, daß es mit der wissenschaftlichen Begründung der Unfehlbarkeit der „Kirche", der allgemeinen Concilien, kaum besser steht. Denn allerdings haben auch allgemeine Concilien geirrt, haben Lehren als dogmatisch aufgestellt, die man später als Irrthümer oder als nicht dogmatisch wieder fallen gelassen hat, wie dies z. B. mit dem Zinsenverbot der Fall ist. (Vgl. den Nachweis in meiner Schrift: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung.") Würden die Leiter der altkatholischen Bewegung, Döllinger und die übrigen, die Unfehlbarkeit der Kirche mit so viel Unbefangenheit und Schärfe prüfen, wie sie der Unfehlbarkeit des Papstes gegenüber gethan haben und thun, so müßten sie wol zu der Ueberzeugung kommen, daß es mit jener nicht besser stehe als mit dieser. Jene wie diese sind nur Postulate, die man zu machen sich genöthigt sieht wegen der ungeheuerlichen Aufgabe, die man der Kirche überhaupt stellt. Die katholische Kirche soll direct Gottes Stelle vertreten, die absolute, alleinseligmachende Wahrheit lehren, und das Heil der Menschheit wie des einzelnen Menschen davon abhängen, ihr zu glauben und zu gehorchen ohne die mindeste Abweichung. Da wird nun geschlossen: die Kirche kann diese Aufgabe nicht erfüllen, wenn sie nicht unfehlbar ist, also muß sie für unfehlbar gehalten werden, also ist sie unfehlbar. Dies ist die Begründung für die Unfehlbarkeit der Kirche. Da kommen nun die Jesuiten und sagen: dieselbe Beweisführung gilt für die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Aufgabe der Kirche, das Wohl der Menschheit und das ewige Heil der Menschen fordert, daß diese Unfehlbarkeit immer lebendig, stets actuell sei, nicht immer wieder latent werde in großen Zwischenräumen, bis allgemeine Concilien gehalten werden. Dazu aber ist ein lebendiger, einheitlicher Träger der Unfehlbarkeit nothwendig; und dieser Träger kann nur der Papst sein, der Mittelpunkt und das Oberhaupt der Kirche. Die Aufgabe der Kirche und das Heil der Welt fordern die Unfehlbarkeit des Papstes! Wenn man die Prämissen einmal zugibt, ist solchem Raisonnement nicht ohne weiteres jede Bedeutung abzusprechen. Die Opposition muß also tiefer gehen und die Prämissen und das kirchliche System selbst in Untersuchung ziehen.

„Zur Geschichte des vaticanischen Concils" von Lord **Acton** (Nr. 5) ist ein erster Versuch zur richtigen historischen Würdigung der verhängnißvollen Kirchenversammlung von 1869—70. Lord Acton ist Döllinger's Schüler. Er hat vor Jahren einige Zeit bei demselben gewohnt und ist ihm seitdem befreundet geblieben. Er darf also für eingeweiht gelten in Döllinger's Ansichten und Intentionen, und ihm ist es wol auch hauptsächlich zu verdanken, daß der Name seines Lehrers und Freundes auch

in England bekannt und verhältnißmäßig populär geworden ist. Zweimal hat Lord Acton bereits versucht, in England eine größere liberal-katholische Zeitschrift zu gründen, sicher nicht ohne Rath und Beistand Döllinger's; aber beide male erlag der Versuch in kurzer Zeit der mächtigen Gegenwirkung der englischen Ultramontanen, insbesondere des Bischofs von Westminster. Diese Ultramontanen sind größtentheils Convertiten und von der äußersten Richtung, fast nochüber die Jesuiten hinaus, für Unfehlbarkeit und päpstlichen Absolutismus mit englischer Energie. Mehr noch als der Referent, den sie übrigens auch reichlich bedenken, ist Döllinger Gegenstand ihrer fanatischen Angriffe. In einem großen englischen Blatte, das uns vorliegt („Glasgow Herald"), wird der Altkatholicismus in der bittersten Weise beurtheilt, und der Verfasser verirrt sich bis dahin, zu sagen: Döllinger werde schließlich nichts weiter erreichen, als daß er „an der Spitze der europäischen Canaille stehen werde". Während des vaticanischen Concils war Lord Acton in Rom, und als die scharfen „Römischen Briefe vom Concil" in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen, ging in München bald vielfach davon die Rede, daß er denselben nicht ganz fremd sei, insofern von ihm das Hauptmaterial nach München geliefert werde. Die Briefe enthielten bekanntlich manches, was man in Rom geheimzuhalten suchte, da ja das ganze Concil von der europäischen Presse in das möglichst tiefe Geheimniß gehüllt werden sollte. Die ultramontanen Blätter ergingen sich in Vermuthungen, wer der Attentäter sein möchte, und in Rom forschte man nach demselben. Prof. Dr. Friedrich aus München, der vom Cardinal Hohenlohe als gelehrter Theolog nach Rom war berufen worden, kam deshalb in Verdacht und sollte ohne weiteres ausgewiesen werden. Ueber Lord Acton hörte man nicht, daß seinem Aufenthalte Schwierigkeiten seien bereitet worden. In Rom weiß man aber wohl zu unterscheiden zwischen einem reichen englischen Lord mit vielen Connexionen und einem deutschen Theologie-Professor, dem weiter keine Würde und Bedeutung zuerkannt wird als die eines unterwürfigen Dieners, der die Feststellungen und Befehle seines Herrn zu vernehmen und durch möglichst viel Gründe plausibel zu machen hat.

Ein Mann in solchen Verhältnissen ist wol berechtigt und geeignet, einen Beitrag zur Geschichte dieses Concils zu liefern und er hat seiner Aufgabe in besonnener, vorurtheilsfreier Weise sich entledigt. Die Darstellung ist ziemlich kühl diplomatisch und in einem gewissen staatsmännischen, sich über die Sache stellenden Ton gehalten. Es würde uns nicht wundern, wenn der Verfasser bei seinem Einblick in die Sache sich geradezu auf den Standpunkt der Ironie gestellt hätte. Uebrigens beschäftigt sich die Schrift hauptsächlich mit der Absicht, den Vorbereitungen und der eigenthümlichen Organisation des Concils, resp. mit den römischen Kunstgriffen, jede Opposition gegen den päpstlichen Willen und die Absichten der Jesuiten niederzuhalten und alle vorausbestimmten Ziele sicher zu erreichen. Der Verfasser spricht also zuerst von der Absicht und den Erwartungen bezüglich des Concils, dann von den Vorbereitungen zur Unfehlbarkeitserklärung und von der Vorberathungscommission, hierauf von der Haltung der Staatsmänner vor Beginn des Concils, von den wissenschaftlichen Bewegungen und von den Vorzeichen des Kampfes. Nun tritt er an die Darstellung des beginnenden Concils selbst heran. Es wird die (erste) Geschäftsordnung gekennzeichnet und die Entwickelung und Führung der Opposition ziemlich eingehend geschildert. Die weitern Abschnitte handeln von der ersten Thätigkeit des Concils und vom Beginn der Verhandlung innerhalb desselben, vom Präsidium und dem Fortschritt zur Einbringung der Unfehlbarkeit in die Concilsverhandlung, von der zweiten Geschäftsordnung, vom Gutachten der Minderheit und endlich noch kurz von den letzten zwei Monaten des Concils.

Von besonderm Interesse ist natürlich die Darstellung der verschiedenen Machinationen, um trotz der Opposition das Hauptziel des Concils, das Unfehlbarkeitsdogma, zu erreichen. Schon in die Vorberathungscommission wurden nur solche Männer berufen, die dem neuen Dogma günstig waren; dann ward dem Concil eine Geschäftsordnung aufgedrungen, die jede freiere Bewegung hemmte, außerdem ein Raum zur Abhaltung der Versammlung angewiesen, der es für die Mehrzahl der Bischöfe unmöglich machte, die Redner zu vernehmen; die Minderheit drang vergeblich darauf, daß ein anderer Ort zur Versammlung gewährt werde. Papst Pius IX. war der Meinung, die Reden brauchten nicht gehört zu werden, es bedürfe überhaupt des vielen Redens nicht über eine Sache, die bei ihm einmal festgestellt war. Jeder Antrag bei dem Concil mußte erst die Genehmigung der päpstlich gesinnten Commission haben und sich Aenderungen gefallen lassen. Außerdem durften die Bischöfe außer der Concilsversammlung unter sich nicht einmal frei verkehren durch Abhaltung von Versammlungen, und der Minderheit wurde es geradezu verwehrt, durch Schriften für ihre Sache zu wirken, sie mußte dieselben außerhalb Roms in der Ferne drucken lassen, während natürlich für die päpstliche Unfehlbarkeit alles in Rom gedruckt und verbreitet werden durfte. Dabei macht das Gebaren dieser Oppositionsbischöfe trotz einzelner tüchtiger Männer allenthalben einen kläglichen Eindruck. Sie waren keineswegs in ihrer Gesinnung einig und hatten bei gemeinsamer Opposition verschiedene Absichten; die einen wollten die päpstliche Unfehlbarkeit nicht, weil ihnen eine Erklärung hierüber nicht zeitgemäß (opportun) schien, obwol sie an dieselbe glaubten; die andern wollten diese Unfehlbarkeit nicht, weil sie nicht daran glaubten. So mußten sie stets unbestimmte Formen bei gemeinsamen Schritten wählen, um nicht durch kraftvolle, entschiedene Erklärungen zwischen sich selbst Spaltung hervorzurufen. So wurden sie von Schritt zu Schritt mehr umgarnt, und eine zweite Geschäftsordnung sollte sie vollständig lähmen und unschädlich machen. Sie sträubten sich gegen diese und fanden doch nicht den nöthigen Muth, sie entschieden zurückzuweisen und lieber das Concil zu verlassen, als sich zu fügen. Zuletzt wußte die römische Schlauheit dieselbe doch thatsächlich zur Geltung zu bringen. Es ist sehr charakteristisch, man möchte fast sagen komisch, wie dies geschah.

Am 24. April 1870 sollte endlich das erste Glaubensdecret in öffentlicher Sitzung zur Abstimmung kommen. Dasselbe behandelt Glauben und Wissen, kirchliche Autorität und Wissenschaft in ihrem Verhältniß zueinander,

und zielt in den formulirten, mit Anathemen versehenen Sentenzen (Canones) dahin, alles Recht der Wissenschaft vollständig der kirchlichen Autorität zu opfern, alle Freiheit der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, aufzuheben und dieselbe zur unterworfenen Dienerin der Hierarchie und des Papstthums zu erniedrigen. Dies der Gegenstand des Concilbeschlusses. Und gerade er war für die Bischöfe viel zu lockend, als daß sie hätten widerstehen und davon wegbleiben sollen, um nicht thatsächlich der neuen Geschäftsordnung Anerkennung zu zollen. Solch ein Köder, wie die Unterdrückung der Wissenschaft und feierliche Behauptung und Dogmatisirung der hierarchischen Herrschaft über dieselbe, brachte sie zum Anbeißen und führte sie in die römischen Schlingen. Denn wo es gilt, der Wissenschaft den Daumen aufs Auge zu setzen, die freie Forschung zu hemmen und sich als Herren, insbesondere der Philosophie, geltend zu machen, da können katholische Bischöfe, auch wenn sie aus Deutschland sind, nimmer umhin, aufs eifrigste mitzuwirken, damit doch ja diese arge Wissenschaft niedergehalten und die Menschheit durch geistige Blendung der hierarchischen Führung bedürftig und gegen dieselbe fügsam gemacht werde. So erschienen denn trotz neuer Geschäftsordnung auch die Bischöfe der Opposition insgesammt und stimmten ohne Ausnahme mit Ja (placet). Nur Bischof Stroßmayer war weggeblieben. Derselbe hatte früher bei den Erörterungen über dieses Decret besonders den Eingang (Prooemium) beanstandet wegen einer Stelle, die eine beleidigende Beschuldigung gegen den Protestantismus enthielt. Stroßmayer hielt eine scharfe Rede und hob unter anderm hervor, daß doch auch unter den Protestanten sich vortreffliche Männer fänden, und nannte besonders Leibniz und Guizot. Schon dies rief einige Ohs hervor und brachte ihm vom Präsidenten die Rüge ein, daß hier nicht der Ort sei, Protestanten zu loben. Als er aber im Laufe der Rede sich gegen diese ganze Art der Abhaltung des Concils erklärte, Freiheit und Wahrheit vermißte und endlich geradezu sagte:

> Ich selbst habe die Ueberzeugung, daß die gemeinsame, ewige und unwandelbare Regel des Glaubens und der Ueberlieferung immer gewesen sei und immer bleiben werde — die mindestens moralisch einhellige Uebereinstimmung; ein Concilium, welches sich über diese Regel hinwegsetzte und Dogmen für Glaube und Sitte nach Mehrheit der Stimmenzahl zu entscheiden sich unterfinge, würde nach meiner innigsten Ueberzeugung das Recht verwirken, das Gewissen der katholischen Welt als auf Einsatz und Bedingniß ewigen Lebens und Todes hin zu verpflichten —

da ward er durch argen Tumult und drohende Zurufe der Versammlung unterbrochen und vom Präsidenten an der Fortsetzung seiner Rede verhindert. Er schrieb am folgenden Tage eine Verwahrung wegen solcher Beeinträchtigung der Freiheit der Verhandlung, die natürlich keine weitere Folge hatte. Die den Protestantismus beleidigende Stelle ward indeß doch aus dem Proömium entfernt.

Also die Bischöfe der Opposition insgesammt waren zur feierlichen Abstimmung erschienen, um ihr Müthchen an der freien Wissenschaft zu kühlen; aber sie hatten sich selbst damit zugleich in einer doppelten Schlinge gefangen und sich alle weitere Möglichkeit entzogen, ihre eigenen Rechte als Bischöfe vor der päpstlichen Allgewalt zu retten. Einmal hatten sie durch Theilnahme an der Abstimmung die neue Geschäftsordnung anerkannt und konnten nun nicht mehr dagegen protestiren; dann aber hatten sie durch den Inhalt dieses Glaubensdecrets selbst sich alles Recht abgesprochen, historische oder vernünftige Gründe gegen die päpstliche Unfehlbarkeit geltend zu machen, da eben die decretirten Sentenzen dahin lauten, daß im Gebiet des Glaubens die Wissenschaft der Autorität sich unterzuordnen und Gehorsam zu leisten habe. War doch im Schlußzusatz des besagten Decrets noch ausdrücklich beigefügt, daß alle auch jene Erlasse und Decrete zu befolgen haben, durch welche der Heilige Stuhl verderbliche Meinungen geächtet und verworfen habe. Somit hatten wie die Schriftsteller so auch die Bischöfe gar kein Recht mehr, durch Schriften und Reden eine Ansicht zu vertheidigen (die Irrthumsfähigkeit des Papstes), welche der päpstliche Stuhl und die Mehrzahl der Bischöfe geächtet, verdammt hat. So haben die Bischöfe in dem Augenblicke, da sie blind und herrschsüchtig das Recht der Wissenschaft vernichten halfen, ihre eigenen Rechte rettungslos untergraben und preisgegeben. Es widerfährt ihnen nur gerechte Strafe, wenn das römische Papstthum sie nur noch als dienende Knechte behandelt. Uebrigens darf man sich über die Kurzsichtigkeit der Bischöfe nicht zu sehr wundern; haben doch selbst die katholischen Gelehrten der Opposition in ihrem famosen Unterwerfungstelegramm bei der Versammlung der katholischen Gelehrten in München im Herbst 1863, dessen wir oben Erwähnung gethan, sich des Rechts begeben, mit wissenschaftlichen Gründen, mit der Macht der Wissenschaft, gegen die Anmaßung und das Belieben der Träger der Kirchengewalt Widerstand zu leisten, und mühen sich jetzt ebenso inconsequent als vergeblich ab, das Unfehlbarkeitsdogma aus der katholischen Kirche fern zu halten. Gegen den Beschluß vom 24. April hatten sie bisjetzt kein Wort zu sagen und können oder wollen noch immer nicht einsehen, daß dieser die Quelle des Uebels sei und das Unfehlbarkeitsdogma nur die natürliche Folge davon, und daß, wer jenen Beschluß anerkennt, kein Recht mehr habe, gegen den Beschluß vom 18. Juli vom Standpunkte der Wissenschaft Opposition zu erheben.

J. Frohschammer.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Ein neuer Roman von Luise Mühlbach.

Kaiser Joseph und sein Landsknecht. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Zweite Abtheilung. Vier Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 5 Thlr.

Der vorliegende, lebendig geschriebene Roman der Frau Mühlbach ruft Ideenassociationen hervor, welche an das Salische Gesetz und den Josephinismus anknüpfen und denen zu folgen uns die geringe Ausbeute nicht verwehrt, die das Werk selbst, bei der großen Familienähnlichkeit mit seinen zahlreichen Geschwistern, der kritischen Betrachtung bietet.

Das Erbrecht in der Thronfolge ist der Natur der Sache nach eine der wichtigsten Grundlagen der europäischen Staatenarchitektur. Auf den Wandlungen seiner völkerrechtlichen Grundsätze beruhen die Wandlungen in den internationalen Staatenentwickelungen; und darum wäre es gerade jetzt sehr der Zeit, wenn unsere Historiker von Fach einen Essay über das Salische Gesetz und sein Verhältniß zur neuern Geschichte uns schreiben wollten.*) Dieses Salische Gesetz, das Erbrechtsprincip der französischen Staatseinheit und der meisten gegenwärtigen Dynastien Deutschlands, welches die weibliche Nachfolge unbedingt ausschließt, ist in den letzten zwei Jahrhunderten bekanntlich von zweien der größten europäischen Throne, dem österreichischen und dem spanischen, beseitigt worden, was noch in unserm Zeitalter zu beachtenswerthen diplomatischen Consequenzen geführt hat.

Die Art der dynastischen Successionsordnung hat ihre Bedeutung darin: daß einerseits dort, wo eine Staatseinheit schon vorhanden ist, das Salische Gesetz, durch Aufrechterhaltung des Primogeniturrechts im Mannsstamme, das Auseinanderfallen der Einheit verhindert, daß aber andererseits die allgemein cognatische Thronfolge, also die Ausschließung des Salischen Gesetzes, eine erbrechtliche Annectirung verschiedener staatlicher Bestandtheile durch dynastische Ehebündnisse, also eine fortschreitend centralisirende Staateneinigung möglich macht.

Durch letzteres erbrechtliches Verhältniß war der spanische Einheitsstaat, zuletzt durch die Verbindung von Isabella von Castilien mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien 1474, vollendet und 1504 dem Sohne Maximilian's von Habsburg, des römisch-deutschen Kaisers, als Erbe zugefallen. Trotzdem daß diese laxere Successionsordnung fortbestand, behielt die spanische Dynastie Habsburg bis 1700 in gerader Linie den spanischen Thron inne. Erst als dieser infolge des Spanischen Erbfolgekriegs der Seitenlinie der französischen Bourbonen anheimfiel, mußte 1713 auf Verlangen der europäischen Mächte, welche im Frieden von Utrecht die Erbeseinigung der beiden benachbarten Throne von Madrid und von Paris für alle Zeit unmöglich machen wollten, der neue bourbonische König von Spanien das bisher in Spanien geltende allgemeine cognatische Thronerbrecht aufheben und das beschränkende und in diesem Falle particularistische Salische Gesetz einführen.

Nur wenn man bedenkt, daß Ferdinand VII. von Spanien dennoch am 29. März 1830 die Einführung der weiblichen Erbfolge decretirte, kann man die Geschichte jener beiden interessanten romanischen Völker verstehen und es begreifen, daß ihre beiderseitige zum Theil heroische Entwickelung in der That auf dem Enthusiasmus für nationale Unabhängigkeit und auf dem Gegensatze gegen universalistischen dynastischen Absolutismus beruht.

Eigenthümlich muß es auffallen, daß das österreichische Haus Habsburg, gerade als seine spanischen Verwandten ausgestorben waren und es selbst seine daraus erstehenden spanischen Erbansprüche an die Bourbonen verloren hatte, in demselben verhängnißvollen Jahre 1713, im directen Contrast zur Aenderung der spanischen Successionsordnung, durch die Pragmatische Sanction Kaiser Karl's VI. das Salische Gesetz aufhob, dann mit eben diesem Kaiser 1740 in der männlichen Linie ausstarb und für die gesammte österreichisch-habsburgische Universalerbschaft mit der Thronbesteigung der Kaisertochter Maria Theresia die weibliche Nachfolge in Kraft treten ließ: womit zunächst keine größere eherechtliche Annectirung erzielt wurde, als daß der mit seinem Territorium und seiner geschichtlichen Vergangenheit zwischen Frankreich und Deutsches Reich eingekeilte Herzog von Lothringen sein Erbherzogthum aufgab, dafür das mit Aussterben der Mediceer erledigte Großherzogthum Toscana eintauschte und als Gemahl der habsburgischen Erbtochter bei der zweitnächsten Kaiserwahl (1745) die römisch-deutsche Krone erlangte, die bei seinen Nachkommen noch über ein halbes Jahrhundert, bis zur Auflösung des Reichs, verblieb.

In beiden Aenderungen des Thronfolgerechts liegt offenbar ein System europäischer Staatenordnung. Man darf annehmen, daß das Salische Gesetz, mit seiner den Staatsabsolutismus fördernden Bevorzugung des männlichen Stammes, im allgemeinen nicht das politische Ideal der katholischen Universalkirche mit der über allen weltlichen Rechten thronenden unbefleckbaren Himmelskönigin ist. Somit könnte das System der katholischen Politik mit den beiden Thronbesteigungen weiblicher Nachfolge von 1740 in Oesterreich und 1833 in Spanien einen diplomatischen Triumph gefeiert zu haben scheinen, der in der Unfehlbarkeitserklärung vom 18. Juli 1870 seinen höchsten culturhistorischen Gipfel erreicht hätte, wenn nicht gleichzeitig mit diesem theoretisch-dogmatischen Siege ihm die weltlich staatsrechtliche Basis wenigstens zum Theil entzogen worden wäre. Die Zukunft erst wird es enthüllen, ob die bisherige römisch-geistliche Kosmopolitik mit der gegenwärtigen Sachlage Europas eine definitive Niederlage erlitten hat, oder ob diese Sachlage nur ein periodischer Uebergang der Entpuppung zu einer unerwartet neuen und erweiterten staatenordnenden Systematik sein soll.

Jedenfalls muß man der alten katholischen Systematik den Ruhm zuerkennen, daß sie den Chiliasmus, d. h. den aus dem Alten Testamente und der Offenbarung Johannis stammenden Glauben an ein herrliches tausendjähriges Reich, in dem von Karl dem Großen Ende 799 gestifteten und 1806 aufgelösten römischen Kaiserthum verwirklicht zu haben beanspruchen kann. Nachdem nun

*) Wir verweisen auf das ältere geistvolle Werk von Eduard Gans: „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (Berlin 1824—35).

aber aus dem hierarchischen römisch-katholischen Kaiserthum ein parlamentarisches, national-deutsches entwickelt ist, können wir vom völkerrechtlichen Gesichtspunkte des letztern nur hoffen, daß die — in ihren Existenzelementen noch immer nicht zu unterschätzende — katholische Kirche nicht im Kampfe für ihren eigenen dogmatischen Absolutismus und für fremdländische Dynastienprojecte gegen dieses unser neues germanisches Reich ihre Zukunft suchen, sondern daß sie in der paritätischen Geltung der Nationalsouveränetät ihren neuen Boden und in der Fortentwickelung staatlich garantirter Landeskirchen ihre zeitgemäße Bestimmung finden wird.

Möchte Frau Luise Mühlbach es ihrem Recensenten verzeihen, wenn er unter dem Titel ihres neuen poesievollen Buchs, dieses anmuthigen Idylls des so ungerecht befehdeten österreichischen Josephinismus, zu politischen Fragen ausschweift. Die Verfasserin hat die Erklärung zu beanspruchen, daß ihre fesselnden und spannenden Lebensbilder nicht die Schuld davon zu tragen haben; aber in der jetzigen großen Zeit, die wir eigentlich erst noch zu verdienen haben, kann auch ein harmloser historischer Roman aus einer so oft misverstandenen deutschen Geschichtsepoche zu Gedanken über Weltlage und Zukunft veranlassen. Freuen wir uns indeß, daß wir in Frau Luise Mühlbach, sowol in Ansehung der Massenhaftigkeit als der Lebendigkeit der Darstellung, unsern deutschen Alexandre Dumas Père besitzen; denn wahrlich, sie besitzt eine unerschöpfliche Virtuosität, die verschiedensten Epochen der deutschen Vergangenheit elegant und interessant zu skizziren. Nur darauf hinzuweisen, daß dieses Buch lesenswerth ist, war Zweck dieser Zeilen.

Feuilleton.

Die Bauernfeld-Feier in Wien.

Daß die Deutschösterreicher ihre Schriftsteller und Dichter in einer so glänzenden Weise feiern, wie dies bisjetzt im Deutschen Reich nicht der Fall ist, wird niemand in Abrede stellen können, der sich der Grillparzer-Feier erinnert und die Berichte liest, welche die österreichischen Blätter über die Feier des siebzigjährigen Geburtstags von Eduard Bauernfeld gebracht haben. Mag man immerhin zur Erklärung dieses begeisterten Cultus deutscher Dichter in Wien darauf hinweisen, daß das Deutschthum sich dort häufig in einer Bedrängniß befinde, welche engen Zusammenhalt und das lebhaftere Hervorheben des deutschnationalen Geistes doppelt nöthig macht — es bleibt doch die Thatsache feststehen, daß in Deutschland nicht entfernt hervorragenden Dichtern und verdienstlichen Schriftstellern eine solche Anerkennung zutheil wird, wie das an der Donau der Fall ist, daß namentlich Berlin, des Deutschen Reiches Hauptstadt, für die Veranstaltung von Dichterfesten nur geringen Eifer und geringes Geschick bekundet, wie dies auch die Enthüllung des Schiller-Denkmals in Berlin bewies, und daß vor allem der Staat selbst nur zögernd und spärlich mit der Anerkennung dichterischer Verdienste hervortritt, während in Wien die ersten Staatswürdenträger bei solchen den Dichtern gebrachten Huldigungen niemals fehlen und auch der Monarch stets mit glänzenden Auszeichnungen die gefeierten Lieblinge des Tags, die verdienten Vertreter der Literatur bedenkt. Diejenigen, die im Rathe der Spötter sitzen, werden vielleicht entgegnen, daß die deutschen Dichter es nicht bis zu demjenigen Alter bringen, welches als das kanonische für eine österreichische Dichterfeier betrachtet wird, nicht die 70 Jahre von Bauernfeld, noch weniger die 80 von Grillparzer zu erreichen pflegen. Immerhin könnte sich das Deutsche Reich an Oesterreich, und Berlin an Wien ein Vorbild nehmen, wo es sich um die Anerkennung namhafter Dichter handelt.

Der Dichter Eduard Bauernfeld, einer der verdientesten deutschen Lustspieldichter, feierte am 12. Januar d. J. seinen siebzigjährigen Geburtstag. An officiellen Ehren wurde ihm vom Kaiser von Oesterreich das Comthurkreuz des Franz-Joseph-Ordens und eine Erhöhung seiner Pension auf 1000 Gulden, von der Stadt Wien das Ehrenbürgerrecht zutheil. Die Concordia gab ihm ein Festbankett, bei welchem der Ministerpräsident Fürst Auersperg, die Minister von Stremayr, Dr. Banhans und Unger selbst zugegen waren. Das Fest begann mit einem Gelegenheitsscherz von Grandjean auf einer improvisirten Bauernfeld-Bühne, wo Figuren aus Bauernfeld'schen Lustspielen und auch der von Herrn Arnsburg trefflich dargestellte Dichter selbst auftraten. Dr. Wittelshöfer, der Präsident der Concordia, hielt hierauf die Festrede; auch der Bürgermeister von Wien, Dr. Felder, begrüßte den Jubilar im Namen der Bürgerschaft. Von den zahlreichen Festreden heben wir die von Anastasius Grün, Graf Anton Auersperg, hervor, welche mit elegischen Erinnerungen eingeleitet und mit lyrischem Schwung ausgeführt war. Anastasius Grün sagte:

„Mein gefeierter Freund und die verehrte Versammlung möge es mir erlauben, auf eine Jugenderinnerung zur Illustration zurückzugreifen. In jugendlicher Vollkraft bestiegen wir, eine Anzahl von Freunden, eine jener Höhen, an denen Wiens Umgebung so reich ist, welche einen der reizendsten Aussichtspunkte bietet. Die Sonne des Sommers brannte, die Gesellschaft ermüdete und lagerte sich unter dem Schatten eines Baums. Ermuntert nach einiger Rast schritt man weiter die Höhen hinan, jedoch einer der Wandernden, der unvergeßliche Nikolaus Lenau, blieb unter dem Baume zurück. Er wollte lieber hier im Schatten dichten und sinnen und träumen, und wir andern schritten weiter fort. Wieder ermüdeten einige, der Liedermund Alexander Baumann blieb zurück und auch ein edler Nordländer, Friedrich Wittauer, schon mit dem Pfeile des Leidens in der Brust, und als wir hinaufkamen, da waren es nur wenige, die wir uns der prachtvollen Aussicht erfreuten. So sind wir auf dem Wege des Lebens seither die Stufenreihe hinangestiegen, bis auf eine bedeutende Zeithöhe des Daseins. Die früher Genannten und noch manche andere Unberühmte und Berühmte, wie Schwind, Schubert, Mayerhofer, Castelli, sind zurückgeblieben oder eigentlich vorausgegangen. Und das ist das Bittere. Von der Höhe aber, was ist die Aussicht? Der Rückblick auf die Vergangenheit, den zurückgelegten Weg und die vermißten Gefährten; der Blick in die Zukunft, er ist verhüllt, vielleicht glücklicherweise verschleiert. Was bleibt? Der Blick in die Gegenwart. Du, mein verehrter theurer Freund, blicke um dich, du vermissest Freunde, hast dir aber eine große Anzahl neuer gewonnen. Siehe Haupt an Haupt gedrängt in diesem glänzenden Kreise, blicke hinaus über die Räume dieses Saales in deine herrliche Geburtsstadt und weit über diese noch hinaus, durch ganz Oesterreich, und über seine Grenzen hinaus nach Deutschland, überall sind dir Freunde geworden, und das ist das Erhebende, das Lichte, das Ermuthigende. Und wenn ich nun frage: Wie ist das gekommen? Ein schlichtes, ereignißloses, einfaches Leben eines Mannes der Feder, wie konnte es so zahlreiche Freunde gewinnen? Wer hat geworben für dich? Es ist das Wirken und Walten des Geistes, des freien deutschen Geistes, in echtfarbiger, guter österreichischer Gewandung. Es ist der leichte, lebensfrohe, österreichische Sinn, verbunden mit dem reichen Wissen des Deutschen und dessen Denkarbeit. Es sollte mir vielleicht obliegen, in eine Charakteristik unsers Dichters einzugehen — es ist darauf hingewiesen worden. Allein, auch schon meine Vorredner haben so viel hervorgehoben, daß mir wenig mehr zu sagen übrig-

bleibt. Ich möchte nur das Wirken seiner Muse vergleichen einem kleinen Paradiese der herrlichsten Blumen und reizendsten Blüten, erglüht an der warmen Lebenssonne, umgaukelt und umspielt von den Lüften des Tags, aber Blumen, deren Wurzeln sich senken in ein reiches Goldlager von edler Gesinnung, von ernster Sittlichkeit, von den edelsten Gefühlen der reichsten Lebenserfahrung. Eines möchte ich doch hervorheben. Seine liebenswürdige Muse trägt den Stern Oesterreichs im Herzen und ein scharfes Schwert an der Seite. Prophetisch hat er in einer dramatischen Symbolik das Patent der Großjährigkeitserklärung Oesterreichs ausgefertigt, und als deutscher Krieger hat er gekämpft und kämpft gegen Uncultur, Unsitte und Verwilderung. Und so schätze ich mich glücklich, daß es mir vergönnt ist, mir als altem Freund und Collegen und Zeugen seines Thuns und Wirkens, dem Dichter, dem Patrioten, dem bewährten Freunde Bauernfeld ein herzliches «Hoch!» auszubringen."

Hierauf ergriff der Leiter des Burgtheaters, Hofrath von Dingelstedt, das Wort und führte mit gewohnter geistiger Schlagfertigkeit aus, „daß der dramatische Schriftsteller Bauernfeld nicht am 12. Januar 1802 in der Alservorstadt, sondern am 5. December 1828 in dem kleinen alten Hause auf dem Michaeler Platz, im Burgtheater, geboren worden sei, als sein erstes Lustspiel, der «Brautwerber», zum ersten male aufgeführt wurde. Hierauf ließ Dingelstedt die Hofschauspieler, die den Bauernfeld'schen Rollen einen großen Theil ihrer Erfolge zu verdanken hatten, Revue passiren und schloß nach einer Apologie der «Burg» mit den Worten: «Es lebe die Burg, es leben die Dichter, es lebe das Publikum, die schöne Wechselwirkung aller dieser Factoren in der Burg. Hoch!»"

Aus der Erwiderung von Bauernfeld heben wir die folgende Stelle hervor:

„Es ist ein altes bekanntes Wort, das sich mir im abgelaufenen Jahre wiederholt und auch am heutigen Tage aufgedrängt hat, das Wort: «Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter erfüllt», das Wort blieb trostreich auch für das Alter; es enthält auch einiges Wahre. Ja, im Alter erfüllen sich zum Theil die Wünsche der Jugend, allein die Fülle der Jugend fehlt, die Fülle der Jugend, die den Wünschen erst das Leben verleiht, und so kommt es, daß der erfüllte Wunsch in der Erfüllung dem Jugendwunsche kaum mehr ähnlich sieht. Das gilt insbesondere für den Künstler, für den Dichter, für den Schriftsteller. Wer immer in der Jugend den Drang fühlt etwas zu leisten, etwas zu schaffen auf dem Gebiete des Schönen und Wahren, wer mit Erfolg etwas geleistet hat und nun zurückblickt auf die Begeisterung seiner Jugendjahre und das geschaffene Werk mit den Jugendidealen vergleicht, der wird sich aufrichtig sagen müssen: «Du hast dieses Ideal nicht nur nicht erreicht, du bist ihm kaum in die Nähe gekommen.» Allein man muß sich bescheiden! Homeride zu sein, auch als der letzte, ist schön, und so will ich nicht leugnen, daß mich mein Leben lang der Trieb bewegte, mein Scherflein beizutragen zur Schöpfung des deutschen Lustspiels. Leider, daß meine Jugend- und besten Mannesjahre in Zeiten fielen, die besonders in Oesterreich einer freiern Bewegung des Geistes, und nun gar auf dem Theater, nichts weniger als förderlich waren, leider auch, daß mein innerer Trieb und mein Talent nicht mächtig genug waren, um trotz all dieser Hindernisse ein Werk zu schaffen, das sich dauernd und immer erhalten hätte, das damals selbst gegen den Willen der Gewalthaber ins Leben hätte treten müssen, wie das seinerzeit dem großen Molière mit dem heute citirten «Tartufe» gelungen ist. Ein mäßig Begabter wie ich fügte sich daher den Umständen. Ich weiß wol, daß viele meiner Jugend- und Berufsgenossen in jenen Tagen Deutsch-Oesterreich verließen, um im großen deutschen Gesammtvaterlande eine freiere Stätte für ihr Wirken zu gewinnen. Das waren Kuranda, Schuselka, Duller, Dräxler-Manfred u. a.; diese beschäftigten sich hauptsächlich mit Journalistik. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht den Muth fühlte, alle meine wiener Verhältnisse abzubrechen und mich auf ein Feld zu begeben, auf dem ich ungeübt war; mein specielles Talent war nun einmal für das Theater, und so bin ich auch in Wien geblieben. So bin ich denn ein eingefleischter Wiener wie unser alter Grillparzer, nur mit etwas mehr Hinneigung zu Deutschland. Ich bin also ein Wiener und dem Burgtheater treu geblieben, und so entstanden jene leichten bürgerlichen Lustspiele, die von meinen Vorrednern vielleicht mehr, als sie es verdienen, gelobt worden sind."

Jedenfalls dient eine derartige Feier wie die wiener Dichterfeste dazu, den Poeten schon bei Lebzeiten die bevorrechtete Stellung einzuräumen, die ihrem Wirken gebührt, und die schaffenden Kräfte zu ermuthigen, deren Lebensnerv durch die Ueberzeugung von der Antheillosigkeit der Zeitgenossen gelähmt wird.

Bibliographie.

Byron's Manfred. Erklärt und übersetzt von L. Freytag. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 16. 20 Ngr.

Calmberg, A., Der neue Columbus. Lustspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Illustrirtes Classiker-Journal. Die Meisterwerke der deutschen Dichtung. Herausgegeben von H. Weichelt. 1ster Jahrgang. 1872. 52 Nrn. Hannover. 1871. 16. Vierteljährlich 15 Ngr.

Cohen, H., Kants Theorie der Erfahrung. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dalen's, C. v., Jahrbuch für Freimaurer auf das Jahr 1871. Von Bruderhand fortgesetzt. 12ter Jahrgang. Leipzig, Findel. 16. 20 Ngr.

Dorbritz, D., Historisches Tagebuch. Eine chronologische Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse der Welt- und Culturgeschichte. Auf jeden Tag des Jahres zusammengestellt. Dessau, Meißner. Gr. 8. 20 Ngr.

Dull, A., Patriotismus und Frömmigkeit. Ein Wort zur Erkenntniß der Zeit. Kaiserslautern, Rohr. 1871. 8. 5 Ngr.

Enders, J. N., genannt J. v. Hratitsch, Dramatische Kleinigkeiten. Neutitschein, Enders. 1871. 8. 20 Ngr.

Erlburg, L. v., Aus Herz und Welt. Novellen für den Familientisch. 3ter Bd.: Ein Duell. Das Glück. Mainz, Kirchheim. 1871. 8. 1 Thlr.

Féval, P., Der Gaukler. (L'avaleur de Sabres.) Roman. 2te Abth. Mademoiselle Saphir. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die sociale Frage nebst Vorschlägen zu ihrer Lösung. Stuttgart, Wittwer. Gr. 8. 5 Ngr.

Gedichte eines jungen deutschen Patrioten in London aus dem Kriegsjahr 1870/71 seinen siegreich zurückkehrenden Brüdern gewidmet und auf mehrfachen Wunsch als Manuscript für Freunde herausgegeben. Ansbach, Brügel u. Sohn. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Hinterlassene Schriften. Wien, Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

— — Historische Schriften. Geschichte der Florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert nebst einer Charakteristik des Macchiavell. Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königstammes. Neue Ausgabe mit einem Nekrolog von K. Möder und Gervinus Bildniß. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grillparzer, F., Geistesperlen. Anthologie aus den dramatischen Werken. Herausgegeben von A. Mollieb. Wien, Perles. 16. 20 Ngr.

Herrmann, E., Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft. Halle, Nebert. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hertz, W., Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht illustrirt von A. v. Werner. Stuttgart, Kröner. 1871. Fol. 5 Thlr.

Herzenswünsche. Eine Erzählung von der Verfasserin von „wie Gott will". Berlin, Rauh. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hingberg, H. K. vam, Ut auler un neier Tied. Erzählungen in niederdeutscher Mundart. 1ster Bd. Meister Beekwahter. Leipzig, Baensch. 8. 1 Thlr.

Hofacker, L., Wilhelm Hofacker. Ein Predigerleben aus der 1sten Hälfte dieses Jahrhunderts. Aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von seinem Sohne. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 25 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben, Streiflichter. Berlin, Lipperheide. 8. 17½ Ngr.

Hofmann, F., Die Harfe im Sturm. Erinnerungen an unsere große Zeit. Leipzig, Wartig. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Huhn, A., Eine Ministerantwort im Lichte der Wahrheit. Freiburg im Br., Herder. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Jensen, W., Juana von Castilien. Tragödie. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Kalbeck, M., Wintergrün. Eine Blumensprache in Versen. Breslau, Gosohorsky. 16. 24 Ngr.

Konewka, P., Falstaff und seine Gesellen. Text von H. Kurz. Strassburg, Schauenburg. 1871. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Kriegsjahr 1870—1871. Erinnerungsfeier des Gymnasiums zu Torgau am 2. November 1871. Torgau, Jacob. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Krieg von 1870—71 zwischen Deutschland und Frankreich. Uebersichtlich nach authentischen Akten zusammengestellt. Frankfurt a. M., Winter. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Krieg, C. B., M. Christian Scriver. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Dresden, am Ende. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Träger. 14ter Jahrgang. 1872. Leipzig, Klinkhardt. 1871. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. 2ter Bd. Leipzig, Weißbach. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Meißner, A., Werinherus. Gedicht in 12 Gesängen. Leipzig, Grunow. 16. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1872.

Der deutsch-französische Krieg.

Zweiter Artikel.*)

Die große Zahl von Büchern, deren Inhalt den Krieg von 1870—71 behandelt, hat sich in den letzten Monaten noch um ein Bedeutendes vermehrt. Wenn man auch auf eine Bereicherung der Literatur, speciell auf militärischem oder doch wenigstens kriegswissenschaftlichem Gebiete, gefaßt sein konnte, so haben denn doch die Thatsachen die Erwartungen noch übertroffen, und außer den Fortsetzungen bereits im Herbst 1870 begonnener Bücher liegt uns nunmehr noch eine lange Reihe mehr oder minder großer Arbeiten vor, welche theils in wenigen Heften viel, noch öfter aber in vielen allzu wenig sagen.

Kaum im Stande, all diese Werke ihrem Gehalte nach zu klassificiren, wollen wir zunächst über diejenigen Rechenschaft ablegen, deren Anfänge in einem ersten Artikel über den jüngsten Krieg in Nr. 21 und 22 d. Bl. f. 1871 behandelt wurden, um sodann eine Kritik derer zu geben, welche seitdem erschienen sind oder doch zu erscheinen begonnen haben.

Das erste der vorerwähnten Werke, Rüstow's Krieg um die Rheingrenze, auch heute noch den bedeutendsten der über diesen Krieg veröffentlichten Bücher zuzuzählen, wollen wir einer ausführlichern Besprechung dann erst unterwerfen, wenn das Erscheinen auch des letzten, uns noch nicht zugekommenen Hefts ein volles Urtheil über die Ansichten des Verfassers über den ganzen Krieg und namentlich über dessen Resultate gestatten wird.

Beginnen wir daher für heute mit

1. Geschichte des französischen Kriegs von 1870. Von Wolfgang Menzel. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1871. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Es liegt hier die Fortsetzung der ersten sechs Bücher desselben Werks vor uns, welchem bereits in unserm vorigen Artikel eine erste Besprechung gewidmet war. Während das sechste Buch mit der aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" entnommenen Schilderung der Walstatt von Beaumont abbrach, beginnt das siebente mit einem der „Frankfurter Zeitung" nachgedruckten Bericht über die Katastrophe von Sedan. Es ist nicht recht ersichtlich, aus welchem Grunde der Verfasser bei Beschreibung des vielleicht größten Ereignisses des ganzen Kriegs den nahezu feuilletonistischen Artikel des ebengenannten Blattes zur Wiedergabe gewählt hat, und das noch dazu in einer Zeit, in welcher die officiellen Berichte über die Tage von Sedan ihm längst bekannt sein mußten. So bleibt es z. B. eine nicht zu rechtfertigende Ungenauigkeit, wenn der Verfasser in demselben die ewig denkwürdigen Worte des Kaisers Napoleon: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté", wie solche König Wilhelm in seinem von Vendresse, südlich Sedan, 3. September 1870 an die Königin Augusta gerichteten Briefe selbst anführt, willkürlich wie folgt umändert: „Comme je n'ai pas pu mourir au milieu de mon armée, je rends mon épée à Votre Majesté!" Die vielbesprochene Niederbrennung des Dorfes Bazeilles, die sich dann in etwa funfzehn Zeilen erledigt findet, hätte ebenfalls einer etwas gründlichern Behandlung unterzogen werden können; namentlich scheint es auffallend, die Angaben des Correspondenten der „Frankfurter Zeitung", Hrn. Vogel, in diesen wenigen Reihen zweimal ihrem Wortlaut nach angeführt, die des Herzogs von Fitz-James und des Generals von der Tann jedoch gänzlich außer Acht gelassen zu sehen, Weglassungen, welche dem Verfasser der „Geschichte Europas", der „Geschichte der letzten vierzig Jahre" u. a. m. nicht kaum verziehen werden dürfen.

Nachdem im weitern Verlaufe des Buchs die mislungenen Waffenstillstands-Unterhandlungen im Herbst 1870 mit vieler Gründlichkeit geschildert sind, folgt eine

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 21 u. 23 d. Bl. f. 1871. D. Red.

Beschreibung der Wiedereroberung von Strasburg und Metz, welche nicht durchweg correct gehalten ist und namentlich bezüglich der letztgenannten Festung manches vermissen läßt, auch einzelne kleine Unrichtigkeiten enthält: so ist z. B. der General von Löwenfeld nie „Gouverneur des Landes Lothringen", sondern nur der Festung Metz gewesen. Etwas stark aber ist das Versehen, zu stark für einen Druckfehler, wenn der Verfasser sagt, daß „der Kronprinz von Preußen seinen tapfern Truppen für die ruhmwürdige Eroberung von Metz in einem schönen Armeebefehle dankte". Wie sollen spätere Historiker die Geschichte unserer großen Zeit verstehen und schreiben können, wenn derartige Unrichtigkeiten in Tausenden von Exemplaren in das Volk gedrungen sind!

Den Schluß des ersten Bandes des Menzel'schen Werks bilden drei äußerst verschiedene Kapitel: „Gambetta in Tours", „Napoleon in Kassel" und „Der Seekrieg". Erstere beiden sind ausführlich und mit vielem Interesse behandelt. Gambetta's Absichten, Thätigkeit und rastloser Energie ist volle Würdigung geworden, ohne daß das Unglück, das er über sein Vaterland gebracht, verschwiegen wäre; der Verfasser führt die Ursachen zu einem so heftig verlängerten Kriege auf die weitesten Umrisse zurück, wenn er sagt:

> Am 13. Juli 1870 nahm das Concil in Rom das neue Dogma an. Am 19., also nur sechs Tage später, empfing der König von Preußen die französische Kriegserklärung. Am gleichen Tage zog Napoleon III. seine Truppen unter General Dumont aus Rom zurück, und Victor Emanuel mußte sich dagegen verpflichten, den Schutz des Papstes zu übernehmen. Diese Maßregel war darauf berechnet, den König von Italien in die Triplealliance hineinzuziehen und zugleich die Liberalen in Frankreich, Italien und Deutschland zu beruhigen und über das letzte Ziel des Jesuitenplans zu täuschen. Aus demselben Grunde kündigte Oesterreich am 30. Juli dem Papste das Concordat auf, denn es beruhigte dadurch die Liberalen im eigenen Lande, wie auch in Süddeutschland, und erleichterte sich dadurch den Eintritt in die Triplealliance, solange es überhaupt noch hoffen konnte, dieselbe werde zu Stande kommen.

Ebenso und fast zu ausführlich, namentlich was z. B. die Antecedentien der Kaiserin Eugenie betrifft, ist der Aufenthalt Napoleon's auf Wilhelmshöhe behandelt. Das Kapitel: „Der Seekrieg", das den ersten Band abschließt, greift der Zeit nach dem übrigen Inhalt der ersten Hälfte des Buchs vor, indem es die Thätigkeit, bezüglich die Unthätigkeit beider Flotten bis in den Januar 1871 hinein behandelt. Wir vermissen alle, auch die entferntesten Angaben über die Stärke der beiden Marinen, glauben aber, daß die genaue Beschreibung dessen, was die Germania und die Hansa auf der von ihnen unternommenen Nordpol-Expedition erlebt haben, hier füglich hätte fortbleiben können.

Der zweite Band von Menzel's Geschichte des Kriegs macht in allen seinen Theilen den Eindruck einer gründlichern Durcharbeitung und sorgfältigern Benutzung der zu Gebote stehenden Quellen als der erste Theil. Bevor wir aber zu einer mehr in das Einzelne gehenden Kritik desselben schreiten, bedarf es doch der Bemerkung, daß von den vierzehn Büchern, welche diesen zweiten Band bilden, schon das sechste die Capitulation von Paris und das achte die Friedenspräliminarien behandelt; das zehnte Buch ist dann dem Frankfurter Frieden, die übrigen sind der rothen Republik, der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums, dem Ende der weltlichen Papstgewalt, der russischen Note vom 31. October 1870 und Oesterreich, sowie dem Verhalten der neutralen Staaten gewidmet.

Mehrere der vorerwähnten Kapitelüberschriften zeigen, daß der in den betreffenden Abschnitten behandelte Inhalt nicht gerade unbedingt in ein Buch gehört, dessen Titel nur eine Geschichte des französischen Kriegs von 1870—71 verspricht. Es wird schwer sein, zu entscheiden, ob es nothwendig war, den Aufenthalt des französischen Exkaisers in England, die Verhältnisse Algeriens oder den Aufenthalt des deutschen Kaisers in Ems nach abgeschlossenem Frieden einer besondern Behandlung zu unterwerfen, ja, es ist sogar gewiß, daß selbst die Kämpfe zwischen den versailler Truppen und der pariser Commune gerade nicht in einer Geschichte des Kriegs von 1870—71 Platz finden mußten. Nichtsdestoweniger aber wollen wir es gern zugeben, daß der Verfasser durch alle die vorangeführten Kapitel seinem Werke über den Krieg einen bedeutend höhern Werth verliehen, demselben ein glänzenderes Relief zu geben gewußt und durch die zweite Hälfte seines zweiten Bandes den aufmerksamen Leser gezwungen hat, in ihm wieder ganz den alten routinirten und sichern Geschichtschreiber von Fach vorzufinden, welchen man bei der Geschichte des Feldzugs selbst an einzelnen Stellen vermißte.

Die ersten sechs Bücher des zweiten Bandes behandeln, wie bereits erwähnt, die kriegerischen Ereignisse bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien. Es muß nochmals bemerkt werden, daß absolute Unrichtigkeiten, wie sie der im Drange der Ereignisse und überschnell entstandene erste Band hier und da zeigte, im zweiten sich nicht vorfinden. In den ersten Büchern werden getrennt die anfängliche Situation in Paris, das Bombardement und die Capitulation der französischen Hauptstadt behandelt; dazwischen sind je ein Buch den Kämpfen an der Loire, der Niederlage der französischen West- und Nordarmee und der der französischen Ostarmee gewidmet. Es läßt sich nicht leugnen, daß es dem Verfasser trefflich gelungen ist, das Chaos von Nachrichten, das gerade über die Kämpfe des republikanischen Frankreich vorhanden, in glücklicher Weise zu lichten und mit vielem Geschick die äußerst verwickelte Geschichte gerade jenes Theils des Kriegs darzustellen. Die pariser Ausfälle bei Le Bourget, Champigny und Brie sind in ihrer Anlage wie Durchführung so gut geschildert, wie das zur Zeit möglich war; die Operationen von der Tann's und des Großherzogs von Mecklenburg sind ebenso aufmerksam wie die des Prinzen Friedrich Karl verfolgt; die Kämpfe bei Le Mans, bei Amiens und St.-Quentin sind übersichtlich behandelt, wenn auch dem letztern Erfolge und bei dieser Gelegenheit dem General von Goeben wol etwas mehr Raum als etwa der einer Seite hätte geschenkt werden können; endlich sind auch die französische Ostarmee, Garibaldi und Bourbaki, sowie vor allem der General von Werder so eingehend wie nöthig behandelt worden; die Cernirung und Belagerung von Belfort nur hätte etwas ausführlicher geschildert werden können.

Aus dem sechsten Buche: „Die Capitulation von Paris", sei es uns gestattet, die Worte herauszuheben, mit

denen der Verfasser kurz und würdig die Art und Weise der ganzen deutschen Kriegführung kennzeichnet; er reiht dies Urtheil unmittelbar an den Fall der französischen Hauptstadt und sagt:

Ein großes Ergebniß, worin die Deutschen dieselbe Kraft und Ruhe bewährten, mit welchen sie den ganzen Krieg geführt hatten. Die deutschen Heere hatten die Höhen, die der Feind mit mörderischen Geschossen besetzt hielt, todesmuthig gestürmt, in jeder Schlacht gesiegt, die festesten Städte bezwungen, die Nässe des Herbstes, den Frost des diesmal ungewöhnlich harten Winters unermüdlich und frohen Muthes ausgehalten. Dazu war man edel und großmüthig mit dem heimtückischen und grausamen Feinde verfahren, dessen Regierung sogar dem Kriegsgebrauch Hohn sprach und Wortbruch und Ehrlosigkeit patentirte. Und so beendete man auch den Kampf mit Großmuth und erbarmte sich derer, die sich im Lügen, in Verleumdungen und Verwünschungen der Deutschen überboten hatten, und stillte ihren Hunger, obgleich sie selbst durch Zerstörungen der Eisenbahnen und Brücken die Zufuhr nach Paris unsaglich erschwert hatten. Daß man die Garnison von Paris nicht nach Deutschland abführte, war natürlich, denn man hatte sie durch Besetzung der Forts in seiner Gewalt und konnte sich wol die Mühe ersparen, noch einmal 150000 französische Gefangene nach Deutschland zu bringen, wo ihrer schon so viele waren.

Nachdem in den dann folgenden Büchern die Verhältnisse in Bordeaux und Gambetta's Rücktritt, der kurze Einmarsch der deutschen Truppen in Paris und die diesem folgenden Greuelscenen in der französischen Hauptstadt trefflich geschildert sind, schließt das Buch: „Der Frankfurter Frieden", die geschichtliche Behandlung der französischen Verhältnisse mit einem höchst interessanten psychologischen Rückblick auf das Benehmen des französischen Volks im letzten Kriege. Derselbe gehört zu den Aeußerungen der Presse, die nicht genug verbreitet werden können; wenn uns der knapp zugemessene Raum nicht gestattet, die viele Seiten lange Betrachtung ihrem ganzen Umfange nach wiederzugeben, so sei es doch vergönnt, wenigstens einen Passus, der uns namentlich bemerkenswerth scheint, hierherzusetzen:

Doctor Stark glaubte das Benehmen des französischen Volks als einen pathologischen, krankhaft degenerirten Geisteszustand auffassen zu sollen, weil darin ganz dieselben Erscheinungen vorkommen wie bei Irren: 1) Gesteigerter Egoismus, grenzenlose Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Größenwahnsinn; 2) Miskennung und Misachtung jedes fremden Rechts und Werths, prüfungslose Verwerfung jeder fremden Ansicht; 3) Wuth beim geringsten Widerspruch, gesteigert bis zur raffinirten Bosheit und Grausamkeit; 4) Nichtachtung der Wahrheit, Nichtachtung der eigenen Ehre, ein Angriffs- und Vertheidigungssystem mittels schamloser Lügen; 5) eine besonders charakteristische Bosheit, welche die Unthat, die man selbst begeht oder auf die man sinnt, lügenhaft dem unschuldigen Gegner zuschiebt und vorwirft. Der Irrenarzt erklärt sich aber diese Geistesstörung einer ganzen Nation aus naheliegenden Motiven. Diese sind: 1) der angeborene Rassencharakter, die leichtere Gehirnmasse, die in der Regel den Franzosen vom Deutschen unterscheidet, die stärkere Anlage zur Sinnlichkeit; 2) die Entnervung durch frühzeitige und fortgesetzte Ausschweifung; 3) der Mangel an Erziehung, die große Menge von Franzosen, die nicht einmal lesen und schreiben können und die man doch überredet, sie allein repräsentirten die Bildung und alle andern Völker seien Barbaren; 4) die gewissenlose Politik der frühern Regierungen, welche mit der Unsittlichkeit des Hofs auch das Volk ansteckten, oder um sich beim Volk beliebt zu machen, dessen Schwächen und bösen Neigungen schmeichelten; 5) die Einfalt und Gutmüthigkeit der Nachbarvölker, die sich von den Prahlereien der Franzosen imponiren ließen und ihre Mode nachäfften. Insofern trifft auch uns Deutsche die Schuld.

An diese wohl zu beherzigenden Schlußworte wollen wir, da die dann noch folgenden Bücher mit dem Kriege wenigstens theilweise nicht direct im Zusammenhang stehen, nur noch die Bemerkung knüpfen, daß dem letzten Buche „Das Verhalten der neutralen Staaten" — England, Spanien, Luxemburg, Schweiz, Vereinigte Staaten —, sich wol leicht ein angemessenerer Platz hätte anweisen lassen, wie der, welcher es noch hinter das Kapitel über den Besuch des Kaisers von Rußland im Sommer 1871 im Bade Ems stellt.

Das Gesammturtheil über Menzel's „Geschichte des französischen Kriegs von 1870—71" können wir nach den einzelnen Ausstellungen, zu denen eine stellenweise zu schnelle Bearbeitung — wir hoffen, daß im allgemeinen diese und nicht immer Flüchtigkeit der Grund der hervorgehobenen Mängel ist — uns zwang, unbedingt dahin zusammenfassen, daß das Werk eine übersichtliche, wohlgeordnete Darstellung des letzten Kriegs und der seit Jahrhunderten großartigsten Epoche unsers deutschen Vaterlandes ist. Sowol als selbständige Darstellung dieser großen Zeit wie als Hülfsquelle für den Geschichtschreiber späterer Jahre wird Menzel's Arbeit dauernd einen großen und nicht zu unterschätzenden Werth sich bewahren.

2. Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen bearbeitet von Friedrich Dörr. Drei Bände. Mit Porträts, Specialplänen, einer Ansicht von Versailles und einer Karte des gesammten Kriegsschauplatzes. Berlin, Geb. Paetel. 1870—71. Gr. 8. 4 Thlr.

Von diesem Werke, dessen erster Band bereits in Nr. 21 d. Bl. f. 1871 einer eingehenden Kritik unterzogen worden, liegen nunmehr auch der zweite und dritte Band zu je acht Heften vor. Diese Ziffern allein beweisen, daß das Dörr'sche Buch umfangreich genug ist, um auch ausführlich sein zu können, und wir wollen ihm diesen Vorzug auch gern zugestehen. Der Verfasser hat mit vielem Fleiß, mit großer Sorgsamkeit und an vielen Stellen selbst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Quellen für seine Arbeit zusammengetragen und bei allen Ereignissen des Kriegs, die er schildert, den Beweis abgelegt, daß er einen großen Aufwand an Zeit zum Lesen der Tagesblätter und zum Prüfen der eingegangenen Nachrichten verwendete, bevor er an die genaue selbständige Ausarbeitung derselben ging. Wenn es ihm daher nicht möglich war, den Schluß der großen Ereignisse 1870—71 mit der gleichen Ausführlichkeit wie deren Beginn zu behandeln, so ist die Schuld weniger dem Verfasser wie dem Verleger beizumessen, dessen „besserer Einsicht" — wie die Vorrede zum dritten Bande sagt — der Verfasser sich, „wie schwer es demselben auch wurde", fügen mußte, da im Interesse der Abonnenten das Maß von drei Bänden streng innegehalten werden sollte. Ueber die Wahrung dieses Interesses übrigens dürften die Ansichten doch wol getheilte und die Bemerkung gestattet sein, daß die Verstärkung des dritten Bandes um etwa noch ein Heft eine ausführliche Bearbeitung des Werks bis zum Schluß desselben ermöglicht haben würde.

Daß die Darstellung des dritten Bandes weniger reich an Detailschilderung wie die beiden ersten Bände ist,

erscheint kein so großer Mangel wie der Umstand, daß verschiedene nicht unwichtige Materien nur kurz oder gar nicht zur Behandlung gelangen konnten; dahin gehören nach des Verfassers eigener Erkenntniß und Angabe unter anderm „die Actenstücke, welche die barbarische Kriegführung der Franzosen betreffen, die Vorgänge in Veranlassung der Londoner Conferenz, soweit sie mit dem Kriege in Zusammenhang standen, die Heimkehr der Truppen, die Einzugsfeierlichkeiten, die Ausführung des Friedensvertrags, die Verwaltungsorganisation in Elsaß-Lothringen u. s. w. Auch fehlte es leider an Raum für Ergänzungen und Berichtigungen (z. B. in Betreff des über den Baron Stoffel im ersten Bande gefällten, gänzlich falschen Urtheils)." Daß einzelne der vorangeführten Kapitel fehlen, thut dem Werthe des ganzen Buchs, das den Krieg 1870—71 behandeln wollte, keinen Abbruch; andere hingegen, wie die über die Heimkehr der Truppen und die Einzugsfeierlichkeiten, vermissen wir um so mehr, als die warme patriotische Gesinnung, die kräftige, oft erhebende Sprache, mit welcher der Verfasser in dem ersten Bande den Abschnitt: „Die nationale Bewegung in Deutschland", geschildert hatte, gerade für diese Kapitel eine Darstellung von frischester Lebendigkeit erwarten ließen. Eine authentische Berichtigung des Urtheils über den Obersten Stoffel durfte aber um so weniger fehlen, als durch den Mangel einer solchen dem für das Werk in Anspruch genommenen Zwecke, „einer spätern wissenschaftlich-historischen Arbeit als zuverlässigste und ergiebigste Quelle zu dienen", entschiedener Abbruch geschieht. Trotz aller Ausstellungen gehört das Buch Friedrich Dörr's, wenngleich nicht auf militärischem Gebiete, welches zu betreten auch nicht in des Verfassers Absicht gelegen hat, doch im allgemeinen zu den bei weitem bessern, den am fleißigsten gearbeiteten über den jüngsten Krieg und ist von deutsch-nationalem Geiste durchdrungen.

Da die schon erwähnte Kritik des Buchs in Nr. 21 d. Bl. f. 1871 durch Angabe des Inhalts des ersten Bandes eine Uebersicht der Eintheilung des Stoffs in diesem Werke darbot, sei es uns gestattet, zur Vollendung des Bildes auch den Inhalt des zweiten und dritten Bandes im Auszuge anzuführen. Der zweite Band beginnt mit der „Wirkung der Siege um Metz in Deutschland" und der „Organisation der Verwaltung in den occupirten Gebieten". Dann folgen Kapitel mit den Ueberschriften: „Die französische Armee während der Kämpfe bei Metz", „Paris während der dritten Augustwoche", „Der Vormarsch der dritten deutschen Armee", „Die Cernirung von Metz und Mac-Mahon's Zug zum Entsatz der Festung". Hieran reihen sich „Die Kämpfe bei Buzancy, Nouart, Voncq und Beaumont", „Die Schlacht und die Capitulation von Sedan", „Die Fahrt des gefangenen Kaisers", „Die Schlacht von Noisseville" und „Der Sturz des französischen Kaiserreichs". Den Schluß des zweiten Bandes bilden dann, mit der Chronologie der Zeitereignisse infolge des allzu schnellen Arbeitens nicht ganz Hand in Hand gehend: „Der Vormarsch auf Paris", „Sprengung der Citadelle von Laon", „Unterredung des Grafen Bismarck mit Jules Favre", dann erst die „Wirkung der Siege bei Sedan in Deutschland", „Belagerung und Capitulation von Strasburg" und „Die weitere Belagerung und die Capitulation von Metz".

Der Inhalt des dritten Bandes beginnt mit der „Capitulation kleinerer Festungen" (Toul, Soissons, Schlettstadt, Verdun); dann folgen Abschnitte über die ersten Gefechte vor Paris, über den Ausfall am 20. September, über das große Hauptquartier in Versailles, „Die ersten Kämpfe an der Loire" und die „Einnahme von Orléans", „Weitere Vorgänge vor Paris im Monat October", „Die Neutralen während der ersten Epoche des Kriegs", wobei wir die Vereinigten Staaten Amerikas gänzlich vermissen. An „Allerlei Diplomatisches" und „Waffenstillstands-Verhandlungen" knüpft der Verfasser sodann „Die Vorgänge im Südosten des Kriegsschauplatzes während des Monats October", „Die weitern Kämpfe vor Paris, im Norden, Süden und Osten bis Mitte December und bis zum Waffenstillstande"; den Schluß bilden die Kapitel: „Das Bombardement von Paris", „Das Ende der kriegerischen Operationen", „Der Abschluß der Friedenspräliminarien", „Die Besetzung von Paris", ein „Rückblick auf den Krieg, die Operationen zur See, die Heimkehr des Kaisers", und endlich „Der Frankfurter Friede", welchem die thatsächlich doch vier Monate früher erfolgte „Wiedererrichtung des Deutschen Reichs" als Schlußkapitel des ganzen Buchs nachgestellt ist: eine Reihenfolge, die wir übrigens nicht ganz verurtheilen können, da sie einmal dem Verfasser gestattete, alle auf dies wichtigste Resultat des siegreich geführten Kriegs bezüglichen Daten zusammenzustellen, andererseits aber seinem Buche einen streng präcisirten und würdigen Schluß zu geben.

Was die Auswahl der dem Buche beigegebenen Porträts betrifft, so können wir uns im allgemeinen ganz der vom Verfasser getroffenen anschließen: das Bild des Herzogs von Gramont hätten wir ihm allerdings gern geschenkt, da, wenn nur Ein Bild eines Franzosen gewählt werden sollte, entschieden das des Kaisers Napoleon die Wahl hätte treffen müssen. Das Dörr'sche Buch bietet die fast durchweg wohlgelungenen Porträts des königlichen Oberfeldherrn (als König, wie auch im kaiserlichen Schmucke), der bedeutendsten deutschen regierenden Fürsten, der prinzlichen Heerführer und der Mehrzahl der als selbständige Feldherren, commandirende Generale oder Generalstabs-Offiziere mehrgenannten höhern Offiziere. Außerdem ist eine keineswegs interesselose Ansicht von Versailles mit Abbildungen der dortigen Wohnungen des Kaisers, des deutschen Kronprinzen, Bismarck's und Moltke's dem Buche beigegeben, sowie außer einigen im Texte wie außerhalb desselben gebrachten Specialplänen eine Karte des gesammten Kriegsschauplatzes, welche für jeden, der nicht gerade das Studium des Kriegs 1870—71 vom militärischen Standpunkte betreibt, völlig ausreichend sein dürfte.

Hugo von Koscielski.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Sänger aus dem Wupperthal.

Neue Gedichte von Emil Rittershaus. Leipzig, Keil. 1871. Gr. 16. 2 Thlr.

Von der Sängergemeinde des Wupperthals ist Emil Rittershaus der frischeste und regsamste. War er früher vorzugsweise ein Dichter des Familienglücks und der stillern Empfindungen, so ist er neuerdings immer mehr in die öffentliche Arena herausgetreten und namentlich eine Art von Herold bei den Feierlichkeiten der geistigen Heroen geworden. Wird in Amerika ein Humboldt-Fest, in Europa ein Fichte- oder Beethoven-Fest gefeiert, so ist die Muse des Dichters rasch mit einer volltönenden Improvisation bei der Hand. Versammeln sich die deutschen Schützen in Bremen, die preußischen Abgeordneten in Köln — wieder ist der Dichter da, um den Festsaal mit den blütenreichen Kränzen seiner Lyrik zu schmücken. Und als die französische Kriegserklärung ganz Deutschland zu den Waffen rief, da war Rittershaus unter den ersten, welche poetische Fehdebriefe gegen den französischen Cäsar schleuderten und Marschlieder für die deutschen Soldaten dichteten. Und da diese ganze Lyrik nicht in den verschwiegenen Spalten vergessener Journale blühte, sondern von einem Weltblatt wie die „Gartenlaube", von einer Zeitung wie die „Kölnische" in alle Lande getragen wurde, so ist der Name des Dichters gerade durch diese, wir möchten sagen, dichterische Publicistik bekannter geworden als durch die stillern Klänge seiner ersten Sammlung.

Pectus est quod facit theologum — und da die Lyrik von Rittershaus stets aus vollem Herzen herausströmt, nirgends mühselig zusammengekünstelt ist, so findet sie auch für die großen Gegenstände, für welche sie sich regt, den rechten Ton — nicht als ob sie eine besondere Geistreichigkeit zur Schau trüge oder durch eine glänzende Originalität bestäche —, doch es ist der Rhythmus der Begeisterung, der an jedes empfängliche Herz klopft und dort einen Widerhall findet; es ist der Schwung der Empfindung und des Gedankens, was dieser Lyrik Theilnahme erweckt und auch ihre anscheinenden innern Widersprüche verschwinden macht.

Die Concordanz für die verschiedenen Gedankenkreise, welche bisweilen mit einer Ausweichung nach dem politischen Radicalismus hin in diesen Gedichten hervortreten, ist in jenem Cultus der Humanität zu suchen, für den ja schon unsere Classiker sich begeisterten und der in der modernen Dichtung noch einen reichern Inhalt gewonnen hat. Die Heroen der Wissenschaft und der Kunst haben ja, indem sie für die Befreiung des Geistes und die Verschönerung des Lebens wirkten, gerade der Humanität im edelsten Sinne des Worts gedient. Darum kann auch der Dichter das Humboldt-Fest einen Tag der Brüderschaft für die Völker nennen:

Drum heut' ein Fest für Humboldt's Geist! Beim Bild des Großen könnt ihr's sehn,
Da steht's: „Es ärgert sie zumeist, am meisten, wenn wir vorwärts gehn!"
Ja, vorwärts denn! Die Schranken fort, die Menschen trennen dort und hier!
Die Brüderschaft sei Losungswort, die Freiheit sei das Siegspanier!
Im freien Geist die Völker eins! Wir rufen's in die Welt hinaus:
Nur in dem Glanz des Sonnenscheins gedeiht des Glückes Blumenstrauß!
Du alte Welt, die Ketten brich und sei den Freien zugesellt!
Du alte Welt, erneue dich und werde eine neue Welt!
Du neue Welt, wir rufen's zu dir aus der meerumwogten Stadt:
O, werde frei im Geiste du, daß deine Freiheit Dauer hat!
Dann wird des Friedens Palme wehn in Nord und Süd, in Ost und West!
O, laß, Geschick, uns bald erstehn den Segen aus dem Humboldt-Fest!

Wie Humboldt als ein Vertreter des Geistes, so wird Fichte als ein großer Charakter gepriesen und so den Strebenden zum Vorbild hingestellt:

Dich ruf' ich, stolzer Denkergeist! Lehr' uns in diesen Zeiten
Mit freier und gehobner Stirn fest unsre Bahnen schreiten.
Lehr' uns, was wir als wahr erkannt, bis in den Tod vertreten!
Senk' uns ins Herz die Flammen ein, die deine Brust durchwehten,
Des Zornes Glut, die lodernde, die frei macht jeden Knecht,
Und jene Lieb', die glühende, für Vaterland und Recht!
Die Zeiten sind gewitterschwer; der Tag wird heiß und schwül.
Senk', Fichte's Geist, in unsre Brust das starke Selbstgefühl,
Und laß der Selbstsucht gift'gen Wurm vernichten uns und tödten,
Daß wir als Männer kämpfend stehn, nie vor uns selbst erröthen!
Den Segen bring' uns, Fichte-Tag! O, gib uns diesen Segen,
Dann wird der Freiheit Sonnenlicht hell strahlen unsern Wegen.
Ist erst die Zeit an Männern reich, an Männern, wahr und ganz,
Dann schmückt das Haupt Germania's ein ewig grüner Kranz.

Mit noch vollern Klängen erschallt der Beethoven-Hymnus zur Feier des großen Componisten:

Auch du, dem dieses Festes Feier gilt, wir fühlen's, was in deiner Brust gegärt,
Was uns aus deinem Geist entgegenquillt, ist dies Jahrhundert, in Musik verklärt!
O, du bist unserer Zeiten echter Sohn! Mit dir im Einklang unsre Pulse schlagen.
Wer hörte nicht bei dir aus manchem Ton den Jammer des zerrissnen Herzens klagen!
Wer sähe nicht den mächtigen Titan, der unablässig streitet, kämpft und ringt!
Ist's nicht der Freiheit stolzer Siegesmarsch, der wie des jüngsten Tags Posaune klingt!
Was uns durchbebt im tiefsten Seelenkern, der Zeiten Streben, Härmen, Hoffen, Hassen,
Du hast's gewußt so hoch und wunderbar in deiner Töne Harmonie zu fassen.
Und deutsch ist all dein Fühlen! Da ist nicht die Künstelei, die sich in Hohlheit spreizt,
Der leere Klingklang, der das Ohr besticht und nach der Menge Beifallklatschen geizt!
In Mosaik die Kleinheit klügelnd schafft und muß um jedes Steinchen betteln gehen,
Du aber schufest aus ureigner Kraft, dir mußten alle Geister Rede stehen!
Das Schicksal ließ dich kosten herben Schmerz, du standest einsam in dem Weltgewühl,
Da ward Musik dein großes, reiches Herz, da wurde Ton ein jegliches Gefühl!

Kein Weib beschied dir des Geschickes Gunst, kein Kind begrüßte dich mit süßem Laute —
Dein Ein und Alles wurde deine Kunst und deiner Seele innigste Vertraute!
Drum reißest du die Herzen alle fort und schlingst um sie ein heilig Zauberband;
Ein leerer, öder Schall ist Ton und Wort, wenn nicht der Herzschlag drin ein Echo fand!
Wir sind schon glücklich, dürfen einen Ton wir von dem ew'gen Himmelsliede hören —
Dich trug die Kunst bis zu des Ew'gen Thron, du durftest lernen von den vollen Chören!
Des Frühlings Sang, des Sommers Wetterschlag, das Erntelied, des Winters Sturmgedröhn,
Was nur der Töne Sprache sagen mag, du sprachst es aus und über alles schön!
Du hast des Herzens Heimlichstes gehört, was nie vermag das schwache Wort zu sagen.
Du ließest Leidenschaften wild empört in deinen Rhythmen hohe Wogen schlagen,
Doch, wenn durchzucket unsre Fibern all', wenn überwältigt uns der Klänge Braus,
Dann spanntest über Sturm und Wogenschwall du leis des Friedens Regenbogen aus.
In Priesterwürde sehn wir ernst dich stehn, hoch, wo des Ruhmes hellste Sterne scheinen.
Nicht eine Stunde hat dich je gesehn im feilen, schnöden Dienste des Gemeinen,
In Buhlschaft um den kleinen, niedern Sinn! Dein heilig Amt, du hast es nie entweiht!
Jahrhundert um Jahrhundert rauscht dahin, doch du wirst leben bis in Ewigkeit!

Den deutschen Sängern in der Stadt Chicago, die später auf eine so traurige Brandstatt geworfen wurde, ruft der Dichter übers Meer hinüber einen Preis des deutschen Liedes zu:

Heil euch, die ihr das deutsche Lied im fernen Westen hegt und pflegt!
Das deutsche Lied! Wer sagt es aus, was es in sich verborgen trägt?
An unsrer Wiege hat's getönt, wenn Dämmrung leis den Schleier zog,
Wenn sich die Mutter liebevoll zu unsern Kissen niederbog,
Durch unsre Knabenjahre ist sein heller, klarer Ton erschallt,
Wenn wir uns lustig tummelten im maiengrünen Buchenwald.
Aus unserm Herzen stieg's empor und gab der Seele Wort und Laut,
Wenn in ein schönes Augenpaar wir gar zu tief hineingeschaut.
Und wenn die Trauer uns erfaßt, wenn unsrer Freuden Beet verdorrt,
Dann sangen wir uns doch den Gram zuletzt aus unserm Busen fort!
Das deutsche Lied, es goß den Muth dem Krieger in das Herz hinein!
Das deutsche Lied, es rief und ruft: „Ihr sollt der Freiheit Kämpen sein!
Der freie Geist, des Lichtes Geist, hat als Apostel euch gesandt,
Auf daß ihr schafft in jedem Land dem freien Geist ein Vaterland!"

In allen diesen Gedichten, ebenso in den Schützen-, Turner- und Abgeordnetengesängen, die wie dithyrambisch ergossene Toaste gemahnen, tönt's wie im Lied vom braven Mann, „hoch wie Orgelton und Glockenklang". Diese Gesänge haben etwas Choralartiges, das sich auch in den voller gegriffenen metrischen Formen ausprägt, obschon in der Beethoven-Hymne nicht abzusehen ist, warum die fünffüßigen Jamben mit gekreuzten Reimen als zehnfüßige Jamben mit Binnenreimen gedruckt sind.

Zu einer größern oratorischen Symphonie rafft sich die Muse des Dichters in den „Worten der Weihe" empor, einer poetischen Festrede zur Friedensfeier, welche mit der Verherrlichung der tapfern Krieger und der errungenen Siege beginnt, aber den Sieg des Germanenthums als den Sieg des Friedens und der Freiheit preist:

Zu einer hohen Feier stimmt auch hier die Kunst die Harfe leis
Und sucht, woher sie Weisen nimmt zu solcher Thaten würd'gem Preis!
Nehmt, was sie bietet, freundlich an! Dem Frühling, wenn ins Land er zieht,
Ihm streut die Lerche auf die Bahn ja auch so gern ihr jubelnd Lied!
Sie singt die Veilchen wach im Hag und weckt die Welt zum Lenzesfest,
Bis seinen Kranz der Maientag der Erde auf die Stirne preßt!
Der Friede herrscht, die Waffen ruhn. Nun öffne du des Edens Thor,
O deutscher Weltenfrühling, nun in Glanz und Schönheit steig empor!
O, spende, wo die Wunde klafft, den linden Balsam, der sie schließt!
Entfalten laß sich jede Kraft, daß sie zum Heil des Ganzen sprießt!
Die goldnen Strahlen gieße aus auf Rebenhang und Saatengrün
Und laß der Wonne Rosenstrauß in nie geahnter Fülle blühn!
Laß sprudeln frisch des Wissens Quell und laß ihn rieseln schlammesfrei,
Daß seine Woge silberhell den Völkern rings zur Labung sei!
Auch laß uns nicht im engen Kreis vergöttern unsern eignen Werth;
Erhalt' uns jenen Bienenfleiß, der überall uns suchen lehrt
Das Gute in der Näh' und Fern', die Blüten all' am Menschheitsbaum!
Sind wir im eignen Haus die Herrn, reizt uns kein Weltenherrschaftstraum!
Aus des Gedankens Pfeilern steig ein Riesentempel himmelwärts;
Drin hab' sein irdisch Himmelreich, sein Allerheiligstes das Herz!
Drin mög' als Hohepriesterin die Kunst an dem Altare stehn!
Nur nach dem Höchsten soll sie hin als ew'gem Ziel des Strebens sehn,
Nie nach dem Spielzeug und dem Tand, als Dienerin des falschen Scheins! —
Gottlob, nun hat ein Vaterland die deutsche Kunst so stolz wie keins!

Und im Anschluß an diese „Friedenshymne" verkündet der Dichter ein Völkerpfingsten, das nur einer Welt der freien Denker naht:

Das Licht ins Volk! Von allen Zinnen
Gepredigt wider jeden Trug,
Der gerne möcht' die Welt umspinnen,
Wie er sie einst in Bande schlug!

Die frischen Kriegs- und Marschlieder von Rittershaus haben wir bereits in Nr. 35 d. Bl. f. 1871 besprochen. „Die Marseillaise" behandelt eine Anekdote und ist wol dafür zu weit ausgeführt. Volksthümlichen Ton schlägt die „Sonntagspost" an:

Vom pfälzer Gau, vom Saargebiet
Herbei die Boten fliegen,
Und immer nur dasselbe Lied
Von Siegen, nur von Siegen!
Das ist die rechte Sonntagspost!
Nach Nord und Süd, nach West und Ost
Erschallt's, wie wir gestritten!
Trotz Chassepot und Kugelspritz',
Es gerbte unser „junger Fritz"
Napoleon den Dritten
Und lehrt' ihn deutsche Sitten!

Du alter Held von Sanssouci,
Du Vater Blücher droben,
Vom hohen Himmelssaale sieh
Die deutschen Waffenproben!
Da ist ein Schwert, des euern werth,
Das wie der Schlag des Wetters fährt
In die Franzosenhaufen!
Es läßt, trotz Gicht und Podagra,
Der „junge Fritz" (Victoria,
So laßt uns heut' ihn taufen!)
Den Corsenkaiser laufen!

Es mag für den Ausdruck nationaldeutscher Gesinnung gelten, daß unsere Kriegssänger im Grunde Friedensdichter sind, keine martialischen Haudegen, welche an dem Lärm der Schlachten und ihren Metzeleien wegen der dabei sich offenbarenden Bravour Vergnügen finden, sondern welche den Sieg nur feiern, weil er den Frieden bringt. Sehr schön sagt Rittershaus:

Nicht länger wird um jedes Saatenfeld
Ein Wald von Speeren immer starren müssen;
Freiheit und Frieden müssen dann der Welt
Vom rothgeweinten Aug' die Thräne küssen!

In den Abschnitten, welche den Empfindungen für „Gott und Natur", der Liebe und dem Familienglück gewidmet sind, finden sich einzelne Gedichte von so schlichter Innigkeit des Gefühls, daß sie in der That von Herz zu Herzen gehen. Das Vaterglück ist in dem Gedicht: „Mein Doppelkleeblatt", mit überzeugender Wärme ausgedrückt:

Mein Doppelkleeblatt, blühe!
Gott schütz' dich immerdar!
Der Jugend Morgenfrühe
Bleib' hell und sonnenklar;
Kein dunkler Schatten trübe
Das Aug', das fröhlich flammt!
Gott weiß, wie ich euch liebe,
Ihr Kinder allesammt!

Drei Mägdlein und drei Buben,
Die springen um mich her,
Die werfen in den Stuben
Mir alles kreuz und quer,
Die machen mir Beschwerden
Mit manchem dummen Streich,
Und schaffen mir auf Erden
Mein kleines Himmelreich!

O meine lieben Kinder,
Die ihr mein Leben schmückt,
Seid ihr des Glückes Finder,
Wie bin ich hoch entzückt!
In Arbeit, Noth und Mühen
Wie bin ich froh und reich,
Wenn eure Wangen blühen,
Den Frühlingsrosen gleich!

So wie der Stamm, der alte,
Selbst blattlos bleibt und kahl,
Daß sich am Zweig entfalte
Die Blüt' im Sonnenstrahl,
So will ich darbend gerne
Durch dieses Leben gehn,
Wenn nur des Glückes Sterne
Auf meine Kinder sehn!

Ergänzend reiht sich hier das anmuthige Situationsbild an: „Bei Nacht am Herde." Sturm und Regen klopfen an die Fensterscheiben; nebenan leises tiefes Athemholen; bei dem Schimmer der Lampe schlüpft der Dichter leise hinein zu seinen vom Schlaf umfangenen Kleinen:

Grüß' dich Gott, mein Blumengarten! Schütz' dich Gott, mein Liebeleben!
Dich zu pflegen, dein zu warten sei mir immer Kraft gegeben.
Glüht, ihr Lippen, rothe, kleine! Blüht, ihr meine Rosenstöcklein!
Und ein Engel breite seine Hände über eure Löcklein!

Das Lob treuer Liebe ertönt in dem Gedicht:

Eine Hand.

Und ist dir alles Glück beschieden,
Es ist doch nichts als leerer Tand,
Hast du gefunden nicht hienieden
Der treuen Liebe Segenshand!

Was hilft's, wenn hier im Erdenleben
Dein Herz auch tausend Blüten bricht,
Wenn Gott dir nicht die Hand gegeben,
Die sie für dich zum Kranze flicht!

Und ist dir hart die Lebensreise —
Der Schmerz wird stumm, der dich bewegt,
Wenn eine weiche Hand sich leise
Auf deiner Stirne Furchen legt.

Und wenn sich blaß die Wangen färben
Beim Heimgang zu der ew'gen Ruh',
Dann segnest du die Hand im Sterben,
Die sanft dir drückt die Augen zu.

Etwas fremdartig gemahnt ein Liedercyklus: „Zuleika", in welchem der Dichter auf westöstlichem Divan ausruht und einige westöstliche Rosen flicht. Auch die Leidenschaft verlangt ihre Lieder, und zu diesem Zweck mag wol auch eine deutsche Hausfrau im orientalischen Costüm erscheinen. Das folgende Gedicht aus diesem Cyklus dürfte wol das schönste der Sammlung sein:

Die Wellen murmeln leis' im Flusse,
Durch Wolken bricht der Sterne Pracht
Und, trunken von dem Sonnenkusse,
Träumt die Natur im Arm der Nacht.
Von ihren Schleiern lind umfangen
Ist rings das Thal, der Hügel Knauf. —
Mein süßes Kind, was willst du bangen?
Die wilden Rosen blühen auf!

Du wendest seitwärts Mund und Wange?
Horch, was im Wogenlispeln spricht!
Es küssen sacht am Uferhange
Die Wellen die Vergißmeinnicht.
Und lausche, wie es rauscht verstohlen
Dort in des Waldes laub'gem Dach —
Das ist des Zephyrs Athemholen!
Er küßt die wilden Rosen wach!

Still! Hörst du's nicht vom Busche schallen?
Die Brust durchzuckt's wie Flammenguß.
Das sind des Frühlings Nachtigallen,
Das ist des Mais gesungner Kuß!
Fühlst du nicht Wonnen unermessen
Aus dieses Liedes Klängen sprühn?
Komm! Laß uns Lipp' auf Lippe pressen,
Mein Lieb! Die wilden Rosen blühn!

Sie blühn! Versteckt im Kelche kosen
Die Falter und die Käferlein.
Komm, holdes Kind! Bei wilden Rosen,
Da laß uns liebend selig sein!
O, rede nicht! Ich will sie schließen,
Die Lippen mit dem Kusse zu!
Laß uns die Rosenzeit genießen,
Du, meine wilde Rose du!

In dem Abschnitt „Bilder und Lieder" begegnen wir einigen poetischen Erzählungen, denen es nicht an phantasie-

vollem Aufputz fehlt; doch erinnern sie an Vorbilder und sind zum Theil in allzu grelle Beleuchtung gerückt. Dies gilt von dem Gedicht: „Der Henker", einer Ballade im Stil Victor Hugo's, und „Ein deutsches Herz", das in der Situation, auch im Ton an die Ballade der Annette von Droste-Hülshoff: „Vergeltung", erinnert. Das düstere Colorit dieser Balladen entspricht nicht dem Naturell des Dichters; sie athmen daher nicht den Zauber gleicher Unmittelbarkeit, sondern sind Producte einer künstlichen Farbenmischung, in welcher sich indeß eine beachtenswerthe Gewandtheit zeigt.

Wir freuen uns, daß diese Sammlung des Dichters aus dem Wupperthal diesseit und jenseit des Oceans große Theilnahme findet. Schon die Subscriptionen, zu welchen hervorragende Notabilitäten auch auf dem Gebiete der Politik aufforderten, hatten ein glänzendes Resultat. Die Keil'sche Verlagsbuchhandlung erbot sich als Ehrensache, den Vertrieb des Werks zu übernehmen, und eine rasch nöthig gewordene zweite Auflage bürgt dafür, daß dem Dichter außer dem Lohn, der in dem aus der Brust quellenden Gesang selbst liegt, auch der Lohn äußerer Anerkennung zutheil werden wird. Sonst ist die Lyrik ja das Stiefkind unsers literarischen Marktes.

Rudolf Gottschall.

Ueber Papstthum und Unfehlbarkeit.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

1. Roms Unrecht. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Von Otto Mejer. Erster Theil: Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichszeit bis zum Wiener Congreß. Rostock, Stiller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Papstthum. Seine Entstehung, seine Blüte und sein Verfall. Von Heribert Rau. Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart. Zweite vollständig veränderte Ausgabe. Stuttgart, Stöckhardt. 1872. Gr. 8. In Lieferungen zu 7½ Ngr.
4. Blitzstrahl wider Rom. Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Aus den Werken Franz von Baader's. Mit Vorreden und Anmerkungen von Franz Hoffmann. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
5. Zur Geschichte des vaticanischen Concils. Von Lord Acton. München, Rieger. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Die Irrlehre des Honorius und das vaticanische Decret über die päpstliche Unfehlbarkeit. Ein Versuch zur Verständigung von Aemil Rudgaber. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
7. Denkschrift über das Verhältniß des Staats zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870 gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkt und die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.
9. Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Hrn. Prof. Dr. Schulte. Von Joseph Feßler. Dritte Auflage. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Das vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf. Dargestellt von Joseph Feßler. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine der bemerkenswerthesten Broschüren in Sachen des vaticanischen Concils ist die von Aemil Rudgaber: „Die Irrlehre des Honorius und das vaticanische Decret über die Unfehlbarkeit des Papstes" (Nr. 6). Dieselbe ist sehr charakteristisch für die Zustände der katholischen Kirche in der Gegenwart. Der Verfasser war früher Professor und Director des katholisch-theologischen Seminars der Diöcese Rottenburg, wurde in weitern Kreisen bekannt durch die zelotische Denunciation, die gegen ihn in Rom angebracht wurde wegen zu liberaler, unkirchlicher Leitung des fraglichen Convicts. Infolge davon hat er auch diese Stelle aufgegeben und ist Pfarrer geworden. Er ist übrigens ein vollständig orthodox gläubiger Katholik und ist, wie aus dem Vorwort erhellt, in ängstlicher Sorge, daß aus den kirchlichen Wirren, die das Unfehlbarkeitsdogma veranlaßte, für die katholische Kirche selbst eine Schädigung entstehen möchte. Dem Altkatholicismus gehört der Verfasser nicht an, obwol er billig und gemäßigt über denselben urtheilt. Auch von Nationalkirchen will er nichts wissen. Am meisten scheint er Furcht zu haben davor, daß die kirchliche Bewegung zu weit gehen, zu einer Ueberstürzung führen, den Ungläubigen in die Hände arbeiten möchte. Was er eigentlich mit seiner Untersuchung über die Honorius-Frage beabsichtigt, ist dies: durch klaren, unumstößlichen Nachweis, daß dieser Papst wirklich ein Häretiker war und als solcher verurtheilt wurde, dahin zu wirken, daß das vaticanische Unfehlbarkeitsdecret durch irgendeine ermäßigende nachträgliche Erklärung seiner Schärfe entkleidet und dem Episkopat einiger Antheil an Glaubensentscheidungen eingeräumt werde. Man sieht, sich überstürzende, gefährliche Plane hegt der Verfasser nicht; er anerkennt sogar ausdrücklich das neue Dogma; er will es im Grunde nur befestigen, vor Gefahren schützen dadurch, daß er zeigt, wie man die historischen Blößen desselben decken könne und solle.

Zuerst wird nun durch eine gelehrte Untersuchung bis zur vollen Evidenz dargethan, daß Papst Honorius I. von dem allgemeinen Concil zu Konstantinopel im Jahre 680 als Ketzer bezeichnet und verdammt worden sei, und daß demnach infolge dieses Ausspruchs der „unfehlbaren Kirche" jeder Katholik verpflichtet sei, zu glauben, daß dieser Papst auch wirklich ein Ketzer war. Hierauf wird die Sache selbst näher erörtert, um zu zeigen, daß dieses Concil in seiner Verurtheilung recht hatte, d. h. daß Papst Honorius wirklich das gelehrt habe, um dessentwillen dasselbe ihn als Ketzer verurtheilt hat. Streng genommen ist auf katholisch-gläubigem Standpunkt diese Untersuchung eigentlich überflüssig und fast unzulässig, da, nachdem die unfehlbare Kirche gesprochen, nicht erst die Wissenschaft

die Wahrheit ihres Ausspruchs zu prüfen, zu bestätigen und zu rechtfertigen hat. Indeß handelt es sich hier nur darum, den abschwächenden Deutungen der Gegner oder vielmehr der Vertuscher der ganzen Honorius-Geschichte entgegenzutreten, welche behaupten, Papst Honorius sei allerdings verurtheilt worden, aber nicht weil er selbst Häretiker war, sondern weil er sich der Häresie gegenüber Nachgiebigkeit oder Nachlässigkeit habe zu Schulden kommen lassen, sodaß die kirchliche Verurtheilung nicht seinem Glauben, sondern seiner Sittlichkeit, seiner nachlässigen Pflichterfüllung gegolten hätte, die bekanntlich bei Päpsten nicht gar zu selten anzutreffen ist und nicht sehr viel auf sich hat, wenn nur der rechte Glaube da ist. Ruckgaber zeigt nun ausführlich, gründlich und gelehrt, daß es sich wirklich um den persönlichen Glauben des Honorius selbst gehandelt habe. Die Sache ist kurz folgende: Sergius, der Patriarch von Konstantinopel, wollte, dem Wunsche der Kaiser entsprechend, die zahlreiche Partei der Monophysiten, d. h. derer, welche nur Eine Natur in Christo annahmen, wieder mit den Orthodoxen (welche deren zwei behaupteten) vereinigen, um den kirchlichen Zwiespalt zu beenden. Er glaubte dies durch einige Nachgiebigkeit gegen die Monophysiten, durch eine Art Compromiß erreichen zu können, indem er den Monophysiten zwar nicht die Einheit der Natur in Christo zugab, wol aber zugeben wollte, daß man in ihm nur Einen Willen und Eine Energie annahm. Es gelang auch, besonders in Alexandrien, eine Einigung zu erzielen, obwol dort auch sogleich wieder großer Widerspruch durch den Mönch Sophronius, nachmaligen Patriarchen von Jerusalem, erhoben ward. Sergius wandte sich in den dreißiger Jahren des 7. Jahrhunderts auch nach Rom an den Papst Honorius I., um ihm die Sache vorzulegen, seine Meinung zu erfahren und sich selbst bei seinem Bestreben mit dem Gewicht des Ansehens des römischen Bischofs zu verstärken. Die Antwort des Honorius lautete zustimmend zur Lehre des Patriarchen Sergius und befand sich also im Gegensatz zur Lehre des Sophronius, daß in Christus zwei Willen, ein göttlicher und ein menschlicher anzunehmen seien. Der Streit dauerte indeß lange fort, aber auf dem allgemeinen Concil zu Konstantinopel (680) wurde die Lehre von Einem Willen in Christus als monotheletische Ketzerei verworfen, die Lehre von zwei Willen als orthodoxe erklärt, der Patriarch Sergius und alle, die ihm beistimmten, namentlich auch Papst Honorius, als Ketzer bezeichnet, und über sie das kirchliche Verdammungsurtheil ausgesprochen.

Noch suchen die Vertheidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit das fatale Ereigniß für ihre Theorie unschädlich zu machen durch die Behauptung: Papst Honorius habe zwar zwei häretische Briefe geschrieben und sei deshalb mit Recht von dem allgemeinen Concil als Ketzer verdammt worden, aber er habe dabei nicht ex cathedra gesprochen, nicht als Papst in der Ausübung des kirchlichen Lehramts, sondern nur als Privatperson jene Briefe geschrieben. Unser Verfasser widerlegt nun unerbittlich auch die letzte Ausflucht, indem er nachweist, daß durch die genannten Schreiben der Papst als solcher in die dogmatischen Streitigkeiten jener Zeit auf ausdrückliche Aufforderung hin eingegriffen habe und daß seine diesfällige Thätigkeit alle Merkmale eines Lehrausspruchs ex cathedra an sich trage.

So stehen wir also vor dem Resultat: Papst Honorius hat als Papst ex cathedra gesprochen in der Ausübung seines Lehramts, und dieser sein Ausspruch ist von einem allgemeinen Concil, also von der unfehlbaren Kirche als Ketzerei erkannt und er selbst als Ketzer feierlich verurtheilt und verdammt worden. Dies so anzunehmen und festzuhalten, ist für jeden katholischen Christen Pflicht des Glaubens, und jeder würde selbst ein Ketzer oder kirchlich Ungläubiger, wenn er den Papst Honorius nicht für einen Ketzer hielte. Dennoch hält unser Verfasser auch an dem neuesten Dogma fest, glaubt also, daß der Papst unfehlbar sei bei Ausübung seines kirchlichen Lehramts, d. h. daß nie ein Papst hierbei irren könne und also auch nie geirrt habe. So haben wir nun einen merkwürdigen Gegensatz: der katholische Christ ist verpflichtet zu glauben, daß Papst Honorius ex cathedra, also in Ausübung seines allgemeinen kirchlichen Lehramts eine Ketzerei gelehrt habe, also in Irrthum verfallen sei, und: der katholische Christ ist verpflichtet zu glauben, daß nie ein Papst in seinem kirchlichen Lehramt irren könne, also auch nie geirrt habe. Wie ist doch Eintracht in diese Zwietracht zu bringen? Unser Verfasser versucht dieses Kunststück, und zwar in folgender Weise: Die Ausübung des unfehlbaren Lehramts ist offenbar für den Papst an die Erfüllung gewisser Obliegenheiten, an sittliche Pflichterfüllung geknüpft, in ähnlicher Weise wie für den Priester die Ausübung seiner priesterlichen Vollmachten. Wenn der Papst seine sittliche Pflicht nicht erfüllt bei Ausübung seines Lehramts, so tritt auch das Prärogativ der Unfehlbarkeit nicht ein, ähnlich etwa wie bei dem Priester die sacramentale Wirkung nicht eintritt, wenn er nicht mit der vorgeschriebenen Intention seine Function vornimmt. Die sittliche Pflicht aber, die der Papst zu erfüllen hat, wenn er in Ausübung seines Lehramts unfehlbar sein soll, besteht nach unserm Verfasser darin, daß er die Intention habe, das zu lehren, was die Kirche lehrt, daß er also sich zuerst genau um die kirchliche Tradition, um die Lehre der Kirche erkundige und dann erst seine Lehrentscheidung gebe. Versäume er dies, so komme seiner Lehrentscheidung keine Unfehlbarkeit zu, wie dies bei Papst Honorius der Fall ist. Ob aber die nöthige pflichtschuldige Instruction über die kirchliche Lehre vor dem Lehrausspruche stattgefunden habe oder nicht, dies sei daraus zu erkennen, ob derselbe die Beistimmung des ganzen Episkopats erhalte oder nicht.

So also legt sich der Verfasser die Sache zurecht. Und allerdings, er hat für eine vernünftige Betrachtung der Sache nicht unrecht. Sittliche Pflichten müssen für den Papst auch hierbei bestehen, und da er diese erfüllen kann oder versäumen, so ist damit die fragliche Unfehlbarkeit bedeutend gefährdet und dem Schwanken ausgesetzt. Dies ist sogar noch weit mehr der Fall, als der Verfasser annimmt oder zu ahnen scheint. Da der sogenannte göttliche Beistand zum Behufe der Unfehlbarkeit des Papstes sich nur auf den Intellect bezieht, um diesen zu leiten, nicht aber auf den Willen, um diesen zu nöthigen, so kann der Papst nicht blos seine Pflicht durch Vernachlässigung der gehörigen Instruction verletzen, sondern kann sogar

positiven Misbrauch mit seinem unfehlbaren Lehramt, resp. mit dem Glauben des Volks daran treiben. Er kann, verderbten Willens und gewissenlos, Lehrentscheidungen als unfehlbare hinstellen, die er selbst gar nicht für solche hält, sondern nur um des Vortheils oder der Herrschsucht willen oder um irgendwelche selbstsüchtige Zwecke zu erreichen. Sollte der Papst dies nicht können, so müßte er auch im Willen göttlich gebunden, d. h. zur unfehlbaren Maschine gemacht sein. Da aber dies nicht der Fall sein soll, so ist nicht blos für die Gläubigen die alte Ungewißheit geblieben, da sie nie sicher wissen, ob der Papst auch ernsthaft unfehlbare Lehrentscheidungen geben wolle oder nicht, sondern es ist zugleich die Möglichkeit gegeben, daß mit dem kirchlichen Glauben des katholischen Volks ein furchtbarer Misbrauch getrieben werde. Der Referent hat dies in seinem „Offenen Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising" (1871) näher ausgeführt, ohne bisher eine Antwort darauf zu erhalten.

Wird man aber in Rom auf diesen ganzen Ausgleichsvorschlag bezüglich der Rettung der Unfehlbarkeit der Päpste trotz der Häresie des Papstes Honorius einzugehen gewillt sein? Mich dünkt, ich sehe sie, diese Prälaten in Rom, wie die einen mit mitleidiger Miene sagen: Sancta simplicitas! wie kann man von Rom so etwas hoffen! die andern entrüstet ausrufen: Was will dieser deutsche Phantast mit seinem einfältigen, unpraktischen Vorschlag? Wo kämen wir hin, wenn wir die autoritative Geltung der päpstlichen Entscheidungen von sittlicher Pflichterfüllung abhängig machten! Ist es doch gerade ein Triumph hierarchischer Klugheit, daß die Ausübung ihrer Lehr- und Heilsfunctionen ganz unabhängig gemacht wurde von der sittlichen Beschaffenheit der Hierarchen! Wie auch der lasterhafteste Priester durch seine priesterlichen Functionen geheimnißvoll das Heil vermittelt, gleichsam den Heilszauber verüben kann, so muß die Lehrentscheidung des Papstes unbedingt gelten, mag es mit seiner sittlichen Pflichterfüllung stehen wie immer! Den Verfasser hat denn auch sein Schicksal bereits ereilt in der Gestalt des römischen Index der verbotenen Bücher, auf welchen seine Schrift alsbald gesetzt wurde. Wie berichtet wird, hat sich derselbe diesem römischen Urtheil auch demüthiglich unterworfen, demnach den Inhalt seiner Schrift widerrufen und aufgegeben. Dieser Widerruf kann sich nicht beschränken auf den eben erwähnten schließlichen Ausgleichsversuch zwischen den widersprechenden Beschlüssen zweier allgemeiner gleich unfehlbarer Concilien, nämlich des sechsten allgemeinen Concils von 680 und des vaticanischen von 1870, von denen das erstere unfehlbar entschied, daß ein Papst bei einer Lehrentscheidung ex cathedra in Ketzerei verfallen sei, das zweite aber ebenso unfehlbar entschied, daß ein Papst bei Glaubensentscheidungen ex cathedra stets unfehlbar sei, also nie in Irrthum verfallen könne und also auch nie in solchen verfallen sei; der Widerruf, sage ich, kann sich nicht blos auf diesen allerdings vergeblichen Ausgleichsvorschlag beziehen, sondern muß nothwendig sein Resultat in der Honorius-Frage selbst betreffen. Und angesichts hiervon möchten wir wünschen, daß der Verfasser sein Problem mit weniger Gründlichkeit und Evidenz gelöst hätte, als es geschah; denn seine Unterwerfung, sein Widerruf erschiene dann weniger demüthigend, weniger unnatürlich und geistesmörderisch, als es in der That der Fall ist. Man wird da unwillkürlich an jenen Mönch erinnert aus der vorreformatorischen Zeit, dem sein heiliger Reliquienkram gestohlen wurde und der dann zur nächsten Scheune ging, mit einem Büschel Heu daraus zurückkehrte und dem gläubigen Volke verkündete, dies Heu sei aus der Krippe, in welcher der Heiland als Kind gelegen habe. Das unwissende Volk, das diesem Blödsinn Glauben schenkte, versündigte sich auf seiner Bildungsstufe nicht mehr an Vernunft und Wahrheit, als ein Gelehrter, der mit voller Evidenz eine geschichtliche Thatsache nachweist und dann doch auf Befehl der Autorität die bewiesene Wahrheit preisgibt und die erkannte Unwahrheit als Wahrheit anerkennt. Aber freilich, auf dem Standpunkt des katholisch-hierarchischen Systems, der Pflicht blinden Glaubens gegenüber der kirchlichen Autorität und ihrer Vertreter läßt sich auch dies als Pflicht erklären und rechtfertigen. Selbst der Glaube des Volks an den eben erwähnten Büschel Heu erweist sich als correct kirchlich und unvermeidlich. Muß nicht der kirchlichen Autorität unbedingt geglaubt werden ohne Zweifel und ohne Grübelei der so leicht irrenden schwachen Menschenvernunft, und selbst gegen den Augenschein wie gegen Verstandesevidenz? Und war nicht der Mönch Vertreter der kirchlichen Autorität, und demnach Versagung des Glaubens Auflehnung gegen diese und Gefährdung des Seelenheils — allenfalls auch Gefährdung des leiblichen Lebens oder wenigstens der Freiheit, der Inquisition gegenüber? Und durfte dieser Autorität gegenüber die schwache Menschenvernunft absolut in Abrede stellen, daß der Büschel Heu trotz alledem wirklich aus der Krippe Jesu sei? Konnte nicht Gott durch ein Wunder dieses Heu in jenes aus der Krippe verwandeln, so gut als er — nach jesuitischer Behauptung — mehrfach vorhandene Knochen derselben Heiligen oder mehrfach vorhandene heilige Röcke u. dgl. in echte verwandeln kann? Wer dies leugnet, der greift die Allmacht Gottes an, leugnet damit Gott selbst und hört nicht blos auf ein Katholik, ein Christ zu sein, sondern wird geradezu zum Gottesleugner, zum Atheisten! Das ist kirchliche Consequenz, kein Scherz. Haben wir doch in Baiern ultramontane Blätter, welche die „Altkatholiken", die doch nur das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes zurückweisen, ohne weiteres als „Neuheiden" bezeichnen!

Wir wenden uns nun zu Schulte's Schriften: „Denkschrift über das Verhältniß des Staats" u. s. w. (Nr. 7) und „Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe" u. s. w. (Nr. 8). Schulte war bis zur neuesten Zeit bekanntlich ein eifriger Anhänger des römischen Systems, wie schon oben erwähnt, und wurde erst durch das vaticanische Concil und die Beschlüsse desselben bezüglich der Unfehlbarkeit des Papstes und dessen directer absoluter Macht über die ganze Kirche zu anderer Ueberzeugung gebracht und in die Reihen der Opposition geführt. Nun entwickelt er für diese eine große Thätigkeit, besonders durch eine Zahl von Schriften, welche die kirchliche Berechtigung jener vaticanischen Beschlüsse bestreiten und die Gefährlichkeit derselben für Staat und

Gesellschaft erweisen. Die genannte „Denkschrift" bezweckt, wie der Verfasser im Eingange bemerkt, die Beantwortung der Frage: „Welche Stellung müssen die Regierungen gegenüber dem zu Rom aufgestellten neuen Dogma vom 18. Juli 1870 und dem an diesem hängenden Episkopate einnehmen?" Und indem er die Antwort darauf zu geben strebt, findet er folgende Fragen zu beantworten: 1) „Welche Stellung hatten die Bischöfe bis zum 18. Juli 1870 gegenüber dem Papste?" 2) „Welche Stellung haben gegenüber dem Papste die Bischöfe nach dem Dogma der katholischen Kirche bis zum 18. Juli 1870 gehabt?" 3) „Welches sind die Wirkungen des neuen Dogma vom 18. Juli 1870 auf die Stellung der Bischöfe a) zum Papste, b) in der Kirche in ihren Diöcesen?" Damit soll auch die Lösung der Frage ermöglicht sein: „Welche Veränderung wird in der Auffassung des Verhältnisses der Bischöfe zum Staate und des Verhältnisses der Kirche zum Staat überhaupt hervorgebracht durch die neue Dogmatik?"

Demgemäß wird nun das Verhältniß der päpstlichen Kirche zu den Regierungen Oesterreichs und Deutschlands, insbesondere Baierns und Preußens zur Darstellung gebracht, werden die Vereinbarungen derselben mit dem päpstlichen Stuhle untersucht und die Mittel erörtert, durch welche die Staaten gegen die neuen hierarchischen Angriffe sich schützen müssen — wobei all die offenen und geheimen Mittel und Wege der Jesuiten und der Bischöfe, den Staat und seine Gesetze zu schädigen und das Volk dagegen einzunehmen, ihre entschiedene Darstellung und scharfe Rüge erfahren. Welche Ansprüche die römische Hierarchie für den unfehlbaren Papst auch in politischer Beziehung zu erheben sich erdreistet, wird aus den anerkanntesten ultramontanen Blättern schlagend dargethan, insbesondere aus dem päpstlich-officiösen Organ der Jesuiten, der „Civiltà cattolica". Diese schreibt z. B. am 18. März 1871: „Der Papst ist oberster Richter der bürgerlichen Gesetze. In ihm laufen die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, wie in ihrer Spitze zusammen, denn er ist der Stellvertreter Christi, welcher nicht nur ewiger Priester, sondern auch König der Könige und Herr der Herrschenden ist." „Der Papst ist kraft seiner hohen Würde auf dem Gipfel beider Gewalten." In ähnlicher Weise äußern sich andere ultramontane Zeitschriften, z. B. „Katholik", „Genfer Correspondenz", „Dublin Review" u. s. w. Diese dem Papste zugeschriebene, von ihm beanspruchte Gewaltfülle auch in weltlichem Gebiete erhält natürlich durch das neue Dogma von der directen allgemeinen absoluten Herrschaft des Papstes über die ganze Kirche und von der Unfehlbarkeit desselben neue Verstärkung und Gefährlichkeit und macht alle bisher mit dem Oberhaupte der Kirche abgeschlossenen Vereinbarungen, Concordate unsicher oder geradezu illusorisch und nöthigt die Staatsregierungen sich in entsprechender Weise vor den Ansprüchen und Eingriffen der Kirchengewalt zu schützen.

Das vor dem vaticanischen Concil bestehende Verhältniß der Bischöfe zum Papste wird vor allem charakterisirt durch Anführung des Eides (aus dem Pontificale Romanum), den jeder Bischof vor seiner Bestätigung dem Papste schwören muß und den der Verfasser als einen wirklichen Vasalleneid bezeichnet. Sie hatten schon dadurch ihre selbständige Stellung in der Kirche und ihre Berechtigung und Würde als wirkliche Nachfolger der Apostel verloren; vollends durch den vaticanischen Beschluß vom 18. Juli 1870 ist ihre Degradirung dogmatisch festgestellt und vollendet, und sie können nur noch als unselbständige Gehülfen, Delegirte, Vicare und Diener des Papstes betrachtet werden. Die Staatsregierungen müssen sich ihnen gegenüber demgemäß auch verhalten, um sich der päpstlichen Allgewalt in geistlichen Dingen nicht nur, sondern auch in weltlichen zu erwehren und seine Ansprüche als Gott auf Erden, der erhaben ist über jede Autorität, jedes Recht und selbst über jedes Dogma, zurückzuweisen. Der Verfasser verlangt daher, daß der Staat das neue Dogma nicht anerkenne und ihm keinerlei Geltung und Folge gewähre; daß er vielmehr die Gegner desselben als die wahren Vertreter der bisherigen alten katholischen Kirche betrachte und demgemäß in Bezug auf Stellung und Vermögensverhältnisse handle. Was der Verfasser in dieser Schrift sagt, ist zwar größtentheils schon vor ihm gesagt worden, aber er hat das Verdienst, die Hauptmomente scharf zusammgefaßt und mit schneidender Entschiedenheit dargestellt zu haben. Dabei ist häufig Gelegenheit genommen, den Aberglauben im kirchlichen Leben, die Herrschsucht der Hierarchie, die Habsucht und Unbildung so vieler Kleriker und anderes hervorzuheben und zu geiseln. Im ganzen trägt aber die Schrift unsers Erachtens manche Spuren rascher Arbeit oder großer Erregtheit und läßt es einigermaßen an durchsichtiger Klarheit der Disposition und Durchführung mangeln. Dies hindert nicht, daß sie sehr instructiv ist und allen, die an dieser Angelegenheit Interesse haben, aufs beste empfohlen werden kann.

Dasselbe ist der Fall mit der zweiten umfassendern der obengenannten Schriften: „Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe" u. s. w., ein Werk, das wohl geeignet wäre, eine bedeutende wissenschaftliche Reform des kanonischen Rechts in der katholischen Kirche hervorzubringen, wenn diese nicht mit Gewalt von den Machthabern der Kirche gehindert würde. In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die Aufgabe der Schrift; dann über Ausgangspunkt, Principien und Quellen. In letzterer Beziehung wird besonders der Circulus vitiosus scharf hervorgehoben, der gegeben ist in der Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes durch das vaticanische Concil, während ebendieser Erklärung gemäß der unfehlbare Papst nicht durch diese Concilserklärung, sondern nur durch Selbstbezeugung seiner Unfehlbarkeit diese geltend machen kann, welche aber wieder nur Bedeutung hat, wenn dessen Unfehlbarkeit schon gewiß ist. Referent selbst hat auf diesen absurden Cirkel schon in seiner vor zehn Jahren erschienenen Schrift: „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" (S. 138) aufmerksam gemacht.

Das Werk selbst zerfällt in sechs Kapitel. Das erste handelt vom ökumenischen Concil nach der Geschichte des ersten Jahrtausends, und zwar zuerst von Aufgabe, Wesen und Bedeutung, dann von der Legitimität des Concils. In ersterer Beziehung ist nachdrücklich hervorgehoben, daß das ökumenische Concil den Glauben nur bezeugen, nicht durch Majorität selbständig bestimmen oder machen kann.

Bezüglich der in Anspruch genommenen Unfehlbarkeit ist besonders bemerkenswerth des Verfassers Nachweis, daß sich in frühern Jahrhunderten alle Concilien als unfehlbar betrachteten, auch die nichtökumenischen, insofern sich alle in gleicher Weise als im Heiligen Geiste versammelt betrachteten und durch ihn entschieden, indem sie von dem bestehenden Glauben Zeugniß gaben. Dies soll nach dem Verfasser allerdings nicht eine „mechanische" und zauberhafte Unfehlbarkeit sein, wie sie jetzt in der päpstlichen Kirche geltend gemacht wird. So führt also diese Opposition schon zur Verneinung der starren Unfehlbarkeit der Kirche selbst, die Referent schon seit Jahren bestreitet, insbesondere in seinen im Jahre 1869 erschienenen Schriften. Nur wollen Schulte und seine Gesinnungsgenossen blos am Altherkömmlichen, Traditionellen hängen bleiben und das Moment des Fortschritts in der Kirche absolut verneinen, wodurch ihre Richtung und Opposition einen reactionären Charakter erhält, zugleich aber in sich unmöglich wird, da wie die Schrift so auch die Tradition nicht blos für das Gedächtniß, sondern auch für den Verstand da ist und richtige Deutung und Verständniß fordert. Daher ist es auch unmöglich, daß die Bischöfe und die Concilien nur historisches Zeugniß geben, d. h. sich nur an das Gedächtniß wenden — wie denn bei allen alten Concilien zugleich dialektische Erörterungen zur Geltung kamen.

Bei der Untersuchung der Legitimität des Concils wird erörtert: das Recht der Berufung, Verlegung, Vertagung, Schließung desselben, die Berechtigung der Theilnahme des römischen Bischofs und der übrigen Bischöfe, des Klerus und der weltlichen Obrigkeit (Laienwelt); dann das Programm und die Verhandlung im Concile, insbesondere die Leitung und die conciliarische Freiheit; endlich die Publication, Bestätigung und die Stellung des Bischofs von Rom zum Concil. Von besonderm Interesse und einer der wichtigsten Abschnitte der Schrift ist der über die Bestätigung. Der Verfasser zeigt nämlich nicht blos, daß das Recht der Berufung allgemeiner Concilien in der ganzen alten Kirche (bei den ersten acht allgemeinen Concilien) dem Kaiser, nicht dem römischen Bischofe zustand und von demselben unbestritten ausgeübt wurde, sondern daß der Papst auch gar kein Recht der Bestätigung übte noch hatte. Dieses jetzt so sehr betonte päpstliche Bestätigungsrecht bestreitet der Verfasser eingehend mit positiven und rationellen Gründen, sodaß die sogenannte Bestätigung der ersten allgemeinen Concilien, bei denen theilweise die Päpste gar nicht mitwirkten, sich als bloße hierarchische Erfindung erweist, die den Zweck hat, den Papst schon in frühester Zeit als den eigentlich entscheidenden Factor für die allgemeine Gültigkeit der Beschlüsse erscheinen zu lassen.

Das zweite Kapitel hat die Ueberschrift: „Der Papst und die Bischöfe im Verhältniß zueinander hinsichtlich der Lehre und Jurisdiction." Es wird untersucht die Grundlage des Primats, dieser Primat nach dem Rechte der alten Kirche überhaupt und dessen Stellung zum Dogma. Die Irrthumsfähigkeit des Papstes wird dabei aus historischen Thatsachen gezeigt, indem verschiedene Ketzereien von Päpsten angeführt und zuletzt dieselbe sogar durch directe Geständnisse der Päpste zugegeben erscheint. Von besonderm Interesse und Verdienst ist auch die Darstellung der „Theorie der Kanonisten", aus welcher hervorgeht, daß die Kanonisten der frühern Zeit insgesammt und auch noch viele aus der Neuzeit, darunter selbst Jesuiten, den Papst für fähig hielten in Ketzerei zu verfallen, da sie behaupten, daß er in solchem Falle allein von der Kirche gerichtet werden könne und müsse. Dem römischen Primat gegenüber wird dann die Stellung der Bischöfe als eine in früherer Zeit viel selbständigere dargestellt, wie es Nachfolgern der Apostel gezieme, als deren Aufgabe bezeichnet wird, die Kirche zu lehren und zu regieren.

Das dritte Kapitel ist dem Concil von Trient gewidmet, insbesondere seiner Geschäftsordnung. Das vierte sucht bezüglich des vaticanischen Concils nach seinem thatsächlichen Verfahren zu erweisen, daß dasselbe illegitim war, und zwar „zufolge der Art der Constituirung, wegen mangelnder innerer Freiheit, wegen Außerachtlassung der Fundamentalgrundsätze, und endlich wegen mangelnder äußerer Freiheit". Das fünfte Kapitel führt den Beweis, daß „die päpstliche Constitutio dogmatica vom 18. Juli 1870 keine gültige Satzung eines ökumenischen Concils sei", und zwar 1) überhaupt nicht und 2) insbesondere Caput 3 und 4 nicht. Endlich das letzte Kapitel würdigt die nachträgliche Annahme des vaticanischen Decrets, zieht das Resultat und schließt das Werk mit dem Ausdruck des Glaubens und der Hoffnung, die noch übrigbleiben.

Der beigefügte, den zweiten Theil des Werks bildende umfassende Anhang enthält eine Sammlung lateinischer Quellenstellen: „I. Aus Papstbriefen, Concilien und damit Zusammenhängendem"; „II. Aus Werken der Väter." „III. Aus Schriften der Kanonisten."

Dies ist in Kürze der Hauptinhalt des umfassendsten und bedeutendsten der hier zu besprechenden Werke. Der Verfasser hat es an reicher kanonistischer Gelehrsamkeit, an Beibringung großen historischen Materials und an scharfer antipäpstlicher Verwendung desselben nicht fehlen lassen. Wir müssen trotzdem mit Entschiedenheit sagen, daß dies alles wenigstens der Hierarchie und dem gläubigen Volke gegenüber vergeblich sein, an den bekämpften Entschlüssen des vaticanischen Concils nichts mehr ändern wird. Die Unfehlbarkeit und die absolute directe Herrschaft des Papstes über die ganze Kirche mit Degradirung aller Bischöfe und unter Rechtlosigkeit aller Laien ist Dogma in der katholischen Kirche und wird dies auch bleiben trotz Vernunft, Recht und Geschichte. Dem ganzen hierarchischen Systeme gemäß kann die Wissenschaft und Wahrheit gegen die Autorität und deren Uebernatur und behauptete göttliche Beeinflussung und Leitung bei den Entscheidungen schlechterdings nichts ausrichten. Nach dem System geziemt nach der Entscheidung den Ungebildeten wie den wissenschaftlichen Forschern nur blinder Glaube und demüthige Unterwerfung, Gefangennahme des wissenschaftlichen Verstandes und Glaube gegen gesunden Sinn, wissenschaftlichen Verstand und trotz noch so klar erkannter Wahrheit des Gegentheils. Der Kirchengeschichte und kanonistischen Wissenschaft kann hiervon keine Ausnahme gestattet sein. Wenn der Philosophie und Naturwissenschaft zugemuthet worden ist und noch wird, sich

unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen, unter Billigung und Beifall der Theologie und insbesondere der Kirchenrechtslehre, so kann dasselbe ebenso gut und noch mehr von der positiven theologischen Wissenschaft verlangt werden; denn diese ist von vornherein nur eine der kirchlichen Autorität dienstbare Wissenschaft mit vorgeschriebenen Grundsätzen und Resultaten. Die katholischen Kirchenhistoriker und Kanonisten haben sich so lange als die gehorsamen Diener der päpstlichen Machtfülle verhalten, haben so viel spintisirt, gefabelt, verdreht, gefälscht, gelogen, verketzert und grausam verfolgt zu Gunsten dieses römischen Idols, bis es ihnen nun gänzlich über den Kopf gewachsen ist und ihre Opposition gegen das Aeußerste völlig ohnmächtig und erfolglos bleibt. In der That, wenn die klarsten Vernunftgründe, die zwingendste Verstandesevidenz der kirchlichen Autorität gegenüber keine Geltung haben, sondern sich blindlings selbst aufgeben sollen, kann dann historischen Thatsachen gegenüber nicht Gleiches gefordert werden, sodaß Geschehenes als ungeschehen hinwegdecretirt werden kann? Es ist dies allerdings ein absurdes Beginnen, aber nicht widersinniger als die Forderung, auf Vernunft und rationale Erkenntniß zu Gunsten unklarer Feststellungen der Kirchenautorität zu verzichten. Zudem ist bei historischer Forschung leichter ein möglicher Irrthum anzunehmen und damit die Unterwürfigkeit von sich und andern zu rechtfertigen, als bei rationaler Evidenz, deren Preisgabe geradezu vernunftmörderisch ist. Die sogenannte Uebernatur der kirchlichen Entscheidung, der behauptete directe göttliche Beistand bei derselben, muß die Hierarchie und deren Dogmen gegen alle wissenschaftlichen Gründe decken, jeden Widerstand auf Grund historischer oder rationaler Wahrheit niederschlagen. Unter der Firma: Uebernatürliche Autorität, göttlicher Beistand u. dgl. wird alles den Trägern der kirchlichen Autorität Beliebige eingeführt, sei es Sinn oder Unsinn, Wahrheit oder Unwahrheit, Recht oder Unrecht. So ist denn das Schicksal von Schulte's gründlichem Werke leicht vorauszusehen. Es braucht nur der geringste, unwissendste Pfarrer oder Kaplan die Kanzel zu besteigen und dem gläubigen Volke zu verkünden: Alles was in diesem Werke und in den übrigen von Professor Schulte behauptet wird, ist völlig unwahr; die kirchliche Autorität, der Papst mit seinen Bischöfen, behauptet unter übernatürlichem Beistand des Heiligen Geistes das Gegentheil, und ihm muß der katholische Christ doch eher glauben als einem bloßen Professor, der doch auch irren kann. Dem Papste also müssen wir glauben und ihn eher für unfehlbar halten als einen Gelehrten! Dies muß das Volk, das stets auf Glauben angewiesen ist und nicht selbst prüfen, nicht selbst die Quellenschriften nachsehen kann, begreiflich finden, und so ist die Sache für die große Masse leichthin abgethan und die gelehrte gründliche Arbeit für dieselbe fruchtlos gemacht. Ganz nutzlos und ohne Erfolg indeß allerdings ist sie nicht; sie verbreitet unter den Gebildeten Licht über den wahren Sachverhalt und ist ein vorbereitender Beitrag für eine große Reformbewegung, die endlich kommen muß. Diese wird aber eine entschiedene sein und sich nicht blos gegen die Unfehlbarkeit und den Absolutismus des Papstes richten, sondern das ganze hierarchische System zum Falle bringen und das Christenthum auf Grund der christlichen Urprincipien, der Lehre Christi selbst erneuern müssen.

Davor scheint indeß der Verfasser selbst noch zurückzuschrecken, obwol manche Aeußerungen desselben auf ein Weitergehen und eine entschiedene Reformtendenz hinzudeuten scheinen. Wenn er z. B. in seiner Schrift „Die Macht der Päpste“ u. s. w. sagt, daß der Papst, der Bischof, der Pfarrer ihn nicht in den Himmel zu bringen vermögen durch sein Gebet, wenn er nicht selbst an Christus glaube und als Christ lebe, so ist damit der katholisch-hierarchischen Theorie und Praxis der hierarchischen Heilsvermittelung in der katholischen Kirche offenbar Abbruch gethan. Bischof Feßler von St.-Pölten ist daher mit Recht mit dieser Aeußerung Schulte's sehr unzufrieden, die ja in der That auch leicht zur Beiseitesetzung des hierarchischen Systems führen könnte. Ebenso ist es diesem ganzen hierarchischen System entgegen, wenn Schulte den Laien selbst entschieden kirchliche Rechte zuerkennt und behauptet, daß der Staat mit diesen selbst, mit den katholischen Gläubigen in Beziehung treten könne, nicht blos durch Vermittelung der Hierarchie wie bisher. Auch die „Unfehlbarkeit der Kirche“ faßt unser Verfasser in einer Weise auf, welche dem in der hierarchischen Kirche des Papstes üblichen und genährten Glauben nicht conform ist, da er eine „mechanische“ Unfehlbarkeit zurückweist, die Thätigkeit der kirchlichen Lehrautorität auf das Zeugnißgeben über den herrschenden kirchlichen Glauben beschränkt, und ihr nur insoweit Unfehlbarkeit zuerkennt, als sie diesen Glauben richtig wiedergibt. Eine Ansicht, deren Gefährlichkeit für die Autorität der Hierarchie leicht einzusehen ist. Indeß die Haltung des Ganzen und viele ausdrückliche Aeußerungen deuten gleichwol darauf hin, daß Schulte keineswegs gesonnen sei, mit dem hierarchischen Kirchensystem selbst zu brechen. Seine Stellung erhält damit etwas Unklares, Schwankendes. So zollt er dem Concil von Trient Anerkennung und Geltung, will bei dem Glauben verharren, der ihm in seiner Jugend beigebracht wurde, und will insbesondere dem römischen Bischof den Primat selbst nicht bestreiten, sondern nur die „falschen Wurzeln“ desselben, d. h. die Gründung desselben auf Fälschungen und Uebertreibungen beseitigen. Es wäre aber dabei zu bedenken, daß diese Fälschungen nicht blos falsche Wurzeln sind, sondern zugleich und vor allem Früchte des römisch-hierarchischen Systems, an welchen das Wesen desselben selbst zu erkennen ist, da man nach Christi Wort an den Früchten auch in diesem Gebiete das Wesen zu erkennen vermag. Ein System, das solche Früchte bringt, kann nicht der Ausdruck des Geistes Christi sein, kann nicht die Stelle Christi vertreten, also auch nicht das wahre Christenthum lehren und aufrecht erhalten. Schulte wird dies bei näherer Erwägung der Sache kaum in Abrede stellen können. Die Erkenntniß der Widerchristlichkeit des so ausgestalteten Systems mit Grundsätzen des Herrschens, die Christus sogar ausdrücklich verpönt hat, und die Beachtung, wie all diese Widerchristlichkeit und Corruption der päpstlichen Hierarchie durch das oben berührte Moment der „Uebernatürlichkeit“ oder durch die behauptete Einwirkung des göttlichen Geistes gedeckt oder gerechtfer-

tigt werden will, wird ihn hoffentlich zur Ueberzeugung führen, daß, um eine reine christliche Religion wiederherzustellen, wie er sie manchem Worte zufolge im Auge hat, das hierarchische System selbst beseitigt und eine fundamentale Reform vorgenommen werden muß.

Zum Schlusse sei noch eine kurze Verwahrung oder Berichtigung gestattet. Schulte erwähnt gegen den Schluß hin der Literatur, die über den in Frage stehenden Gegenstand entstanden ist. Dabei sagt er: „Döllinger's Erklärungen vor und nach dem Concil darf ich als bekannt voraussetzen. Ihm, dem Nestor der deutschen Theologen, gebührt das unsterbliche Verdienst, der erste für die Wahrheit aufgetreten zu sein." Wir wollen Döllinger's Verdienste gewiß nicht bestreiten oder verkleinern, aber das hier ihm zugeschriebene kommt ihm nicht zu, wovon sich jedermann überzeugen kann, der die Literatur in der katholischen Kirche Deutschlands und deren Verhältniß zu den römischen Ansprüchen seit den letzten zehn Jahren einer Prüfung unterziehen will. Döllinger hat das große Verdienst, sich endlich doch gegen die Unfehlbarkeit und absolute Herrschaft des Papstes und gegen das vaticanische Concil offen und entschieden erklärt und Veranlassung zur sogenannten altkatholischen Opposition gegeben zu haben. Dies ist bei seinem Ansehen als katholischer Gelehrter und kirchlicher Prälat von großer Bedeutung und soll alle Anerkennung finden. Aber der erste war er nicht, der dies gethan, da er vielmehr erst in der zwölften Stunde, als es zu spät war, um das Aeußerste zu verhindern, offen hervortrat. Referent dagegen hat diese Opposition schon vor mehr als zehn Jahren aufgenommen durch seine Schrift „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" und seine philosophische Zeitschrift „Athenäum", wurde aber bald von Döllinger und der katholischen Gelehrtenversammlung in München (1863) im Stiche gelassen, als der Kampf gegen das päpstliche Unwesen ernst wurde, und das früher erwähnte Unterwerfungstelegramm hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, die Jesuiten und den Papst selbst zu ermuthigen in ihrem Vorgehen zur äußersten Steigerung der Papstgewalt. Döllinger blieb auch stumm, als die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864 mit dem famosen Syllabus erschien, und gegen meine damals erschienene „Beleuchtung der päpstlichen Encyclica und des Syllabus" ward wieder in dem Kreise dieser katholischen Gelehrten das Schlagwort ausgegeben, sie enthalte viel Wahres, aber sie gehe zu weit. Als endlich das vaticanische Concil herannahte, war es wieder eine Schrift des Referenten: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung", die zuerst entschieden Opposition erhob gegen die päpstliche, zugleich aber auch gegen die kirchliche Unfehlbarkeit; welche letztere jetzt Schulte selbst nur in sehr abgeschwächter Bedeutung noch gelten läßt. Dann erst erschien die Schrift: „Papst und Concil" von Janus, und die „Erwägungen für die Bischöfe" als kurzer Auszug aus der vorigen, wozu sich Döllinger zwar als Verfasser bekannte, aber doch seinen Namen nicht beifügte. Unterdeß waren vom Referenten wieder zwei Schriften gegen Papst und Concil unter seinem Namen erschienen: „Zur Würdigung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche", und die „Politische Bedeutung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche". Erst später trat endlich Döllinger mit seiner Namensunterschrift als Opponent hervor. Wie kann er also der erste genannt werden, der sich unter den Katholiken gegen die päpstlichen Ansprüche und gegen das vaticanische Concil erhob? Er hat so viel Verdienste, daß es fürwahr nicht nothwendig ist, ihm solche zuzuschreiben, die ihm nicht gebühren. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß er, noch lange nachdem Referent schon auf seine Kosten und Gefahr, mit Anstrengung und Opfern seine Opposition gegen päpstlichen Absolutismus und Jesuitenthum begonnen hatte, durch sein Verhalten nicht wenig, wie mir scheint, beigetragen hat, daß man in Rom alle Scheu überwand und mit aller Dreistigkeit bis zum Aeußersten schritt.

J. Frohschammer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Theodor Gaßmann.

In der Nacht vom 2. auf den 3. December des vergangenen Jahres erlag Theodor Gaßmann zu Hamburg einem langjährigen Siechthume. Die Bedeutung Gaßmann's für die Literatur war eine doppelte: als Publicist wie als Dramatiker hat er, wenn auch nicht Dauerndes und durch geistige Bedeutsamkeit Hervorragendes, so doch Tüchtiges und Dankenswerthes geschaffen. Als Publicist verfügte er über eine in allen Sätteln gerechte Feder: er schrieb, namentlich in hamburger Blätter, feinsinnige Kunstkritiken, ferner pikante Essays und Skizzen aus verschiedenen Gebieten des literarischen, künstlerischen und socialen Lebens, war in dem Bereiche der kritischen Würdigung der Musik ein begeisterter Propagandist Richard Wagner's und legte durch seine Arbeiten auch auf andern Gebieten einen reichen Schatz von Geist und Wissen an den Tag. Als Dramatiker gab er im Lustspiel und in der Bluette, im Zauberspiel und Gelegenheitsstücke Proben eines Talents, welches mit feiner Beobachtung des Lebens und treuherzigem Humor eine seltene Gemüthswärme und einnehmende Bonhomie, mit lebenswahrer Charakterschilderung und spannender Composition einen oft glücklichen Wurf in der bühnenmäßigen Inscenirung und vielen Sinn für das Effectvolle verband.

Geboren zu Braunschweig am 23. April des Jahres 1828 als Sohn eines dortigen Hofschauspielers, erhielt er schon früh mannichfache Anregungen zu einer künstlerischen Lebensrichtung. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt, eine kurze Zeit auch eine Handelsschule daselbst besucht hatte, trat er, kaum ein Jüngling, unter den Auspicien Karl von Holtei's mit der Bearbeitung eines französischen Lustspiels hervor, das gefiel. Er ließ diesem Erstlingswerke bald ein Originalstück folgen, welches seinen Stoff den Localverhältnissen der Stadt Braunschweig entnahm und vielen Beifall fand. Die Nothwendigkeit, sich eine Lebensstellung zu schaffen, wurde für den jungen Schriftsteller im Jahre 1847 Veranlassung, sich nach Hamburg zu wenden, wo er in der eben etablirten Buchhandlung seines Bruders als Gehülfe eine Stelle fand. In dieser Zeit trat er zu dem liebenswürdigen Feodor Wehl, dem sarkastischen Adolf Glaßbrenner und dem leutseligen Karl Töpfer, lauter Männern von ausgesprochen künstlerischer Geistesrichtung, in Verbindung. Daß er im Jahre 1852 dem Buchhandel Lebewohl sagte und

fortan sich einzig künstlerischen Bestrebungen widmete, war vielleicht eine Folge der Einwirkungen dieser Männer. Er wurde Regisseur am altonaer Theater, welches Institut er unter Mitwirkung Adolf Dibbern's bald zu einer von demselben früher nicht erreichten Höhe erhob. Im Jahre 1853 weilte er als Regisseur des neuen Kroll'schen Theaters in Berlin, kehrte aber bereits ein Jahr später infolge von Familienverhältnissen nach Hamburg zurück, um daselbst fortan literarisch und publicistisch mannichfach thätig zu sein. Er führte das von W. Friedrich gegründete „Theater des Auslandes" fort und übersetzte daneben französische Lustspiele; er arbeitete kritisch am „Freischütz" und betheiligte sich an andern Blättern ähnlich. Im Jahre 1856 erschien von ihm eine Sammlung von Bluetten und kleinen Bühnenstücken und gleichzeitig sein Zauberspiel „Die Blumengeister", welches in Hamburg auf der Bühne des Stadttheaters unter großem Beifall in Scene ging und von dort seinen Weg über die ersten deutschen Bühnen nahm. Dieselbe Bühne brachte im Jahre 1859 Gaßmann's wirkungsvolles Volksstück „Die Juden in Worms", welches besonders durch die Gestalt des Rattenfängers von Hameln excellirt, zur Aufführung. Auch dieses Stück ging mit glücklichem Erfolg über verschiedene Bühnen. Zahlreiche spätere Dramen Gaßmann's dürfen als mehr oder weniger glückliche Erzeugnisse einer Muse bezeichnet werden, welche den Anforderungen der Poesie und denen der praktischen Bühne in gleichem Maße Rechnung trägt. Wir nennen unter diesen Dramen: das Festspiel „Die Märzfeier", welches die Befreiung Hamburgs im Jahre 1813 würdig feiert; ferner das wirkungsvolle Lustspiel: „Das laute Geheimniß", die anmuthige Bühnendichtung: „Die Rose von Bacharach", das Märchenspiel: „Die Blumengeister", das dramatische Weihnachtsspiel: „Der Märchenkönig", welches soeben bei J. F. Richter in Hamburg im Drucke erscheint, und die nach den Reuter'schen Romanen verfaßten Stücke: „Ut mine Stromtid", „Inspector Bräsig" und „Aus der Franzosenzeit". Das letzte, was der Dichter schuf, war sein hübsches Lustspiel „Schwabenstreiche", welches bekanntlich kürzlich unter 85 eingesandten Concurrenzstücken den vom hamburger Verein für Kunst und Wissenschaft ausgeschriebenen Preis erhielt. Die neben der dichterischen Thätigkeit Gaßmann's hingehende publicistische wandte sich besonders dem hamburger Blatte „Reform" zu, welches in ihm einen seiner fleißigsten Mitarbeiter verloren hat.

Von Theodor Gaßmann's Bühnendichtungen, welche unter dem Titel „Heitere Bühnenspiele" (Hamburg, C. Gaßmann) bereits früher in erster Sammlung erschienen sind, ist in nächster Zeit eine weitere Sammlung zu erwarten. Dieselbe wird bei J. F. Richter in Hamburg erscheinen und ohne Frage dazu beitragen, dem zu früh dahingegangenen Dichter ein ehrendes Denkmal zu setzen.

Franz Grillparzer.

Oesterreichs begabtester Dichter, **Franz Grillparzer**, ist am 21. Januar an Altersschwäche im einundachtzigsten Lebensjahre gestorben. Sein Leben war schlicht und einfach; in Wien geboren, war er österreichischer Beamter in der wenig erquicklichen Blütezeit der Metternich'schen Bureaukratie. In dem zweiten und dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts schrieb er seine erfolgreichsten Stücke: „Die Ahnfrau", „Sappho", „Das goldene Vlies". Die größten Erfolge hatte das erste Stück, verschaffte aber dem Dichter leider einen Platz unter den Schicksalstragöden in fast allen deutschen Literaturgeschichten. Spätere Stücke fanden selbst in Wien nur getheilte Aufnahme. Die Anerkennung, die dem Dichter zutheil wurde, wuchs mit den Jahren, die Ehren des größten Dichters Oesterreichs wurden ihm einstimmig zuerkannt. Sein achtzigjähriger Geburtstag war ein Fest deutscher Kunst in den Donauländern; der Kaiser, die höchsten Behörden, die Dichter und Künstler, die Studenten, die Frauen, das ganze Volk feierte Grillparzer. Ebenso großartig war sein Leichenbegängniß; seit Klopstock ist kein deutscher Dichter so beerdigt worden. Der Generaladjutant des Kaisers vertrat den Monarchen, die Minister, die städtischen Behörden, die Universität, alle Schulanstalten folgten dem Sarge. Schwunghaft sprach Dingelstedt am Grabe des Dichters, schlicht und herzlich Laube. Der Ruhm eines hohen künstlerischen Sinns und Strebens, der Ruhm, unter den nachclassischen Dramatikern hierin den Classikern am nächsten gekommen zu sein, folgt dem greisen Dichter in die Gruft nach; auch die wehmüthige Klage, daß späte Lorbern nicht für den vollen Kranz entschädigen, der am schönsten die Stirn der Jugend schmückt.

Bibliographie.

An die Fallibilisten. Von ***. Graz, Moser. 1871. 8. 5 Ngr.

Bauer, Karoline, Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen. Herausgegeben von A. Wellmer. Berlin, v. Decker. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 11ter Bd.: Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von K. Bartsch. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 6ter Bd.: Dichtungen von Hans Sachs. 3ter Thl. Dramatische Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.

Goethe-Galerie. Charaktere aus Goethe's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. v. Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Götze, L., Geschichte der Burg Tangermünde. Stendal, Franzen u. Grosse. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Granella, B. (W. Tangermann), Patriotische Lieder und Zeitgedichte. Bonn, Cohen u. Sohn. 1871. 16. 1 Thlr.

Griesinger, T., Geschichte der Deutschen. In 40 Lief. 1ste u. 2te Lief. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 8. à 4 Ngr.

Grimm, J., Auswahl aus den kleineren Schriften. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grosse, J., Der neue Abälard. Roman. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Häckermann, A., Neuvorpommersche Dichtungen. Greifswald, Bamberg. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hadelbach, H., Bilder und Erinnerungen aus dem Kriegsleben von 1870/71. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Hahn, J. G. v., Sagwissenschaftliche Studien. 1ste Lief. Jena, Fr. Mauke. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Hammerschmied, J., Die menschliche Familie in ihren wichtigsten körperlichen und geistigen Zuständen. Eine statistische Studie. Wien, Czermak. Gr. 8. 7 Ngr.

Hase, K., Ideale und Irrthümer. Jugend-Erinnerungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hassel, P., Von der dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—1871. Mit 10 Blättern in Farbendruck nach Originalaufnahmen von Grafen S. von Seckendorff. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hauff, W., Phantasien im Bremer Rathskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Diamant-Ausgabe. Berlin, Grote. 1871. 32. 16 Ngr.

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Dichtungen eines rheinischen Poeten. 2ter Bd.: Rheinfahrt. Ein Gedicht in 9 Gesängen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Rogge, W., Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Das Decennium des Absolutismus. Leipzig Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister ꝛc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 36stes bis 38stes Bdchn.: Troilus und Cressida. Uebersetzt von G. Herwegh. Wie es euch gefällt. Uebersetzt von G. Herwegh. William Shakespere. Ein Rückblick auf sein Leben und Schaffen. Von F. Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 8. à 5 Ngr.

Simon, Marie, Meine Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Briefe und Tagebuchblätter. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stumpff, A., Bunte Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege, flüchtig entworfen. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 8. 10 Ngr.

Träumer, J., Wilde Knospen. Gedichte. Leipzig, Frohberg. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Gedichte. 4te vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 1 Thlr.

Vorländer, K., Bilder aus Altena's Vorzeit, dargestellt in einer Reihenfolge von Vorträgen. Altena, Sauh. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Weiße's, C. H., System der Aesthetik nach dem Collegienhefte letzter Hand herausgegeben von R. Seydel. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wichlich, G., Rheinklänge während des Krieges 1870/71. Emmerich, Romen. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wörner, B., Lust und Leid. Geschichten aus unsern Tagen. 1ster Bd. 2te verbesserte Aufl. Regensburg, Pustet. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.

Whymper's, E., Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860—1869. Autorisirte deutsche Bearbeitung von F. Steger. 5te Lief. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Band.

Rheinfahrt.

Ein Gedicht in neun Gesängen.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Gedicht „Rheinfahrt" in der neuen Gestalt, in welcher es hier erscheint, ist, wie der Dichter sagt, nicht der Versuch eines Jünglings, sondern das gereifte Werk eines Mannes, an dem er fast sein ganzes Leben hindurch geschafft hat, um es in möglichst vollkommener Form den Lesern darzubieten.

Der erste Band dieser Sammlung von Wolfgang Müller's Dichtungen enthält:

Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. 14 Thlr. Geb. 16 Thlr.

Dieses umfassende Werk Carriere's, eine Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Wie kürzlich vom ersten Bande wurde jetzt auch vom zweiten Bande noch vor Vollendung des ganzen Werks eine (soeben erschienene) zweite Auflage nöthig, die vom Verfasser neu durchgearbeitet und wesentlich vermehrt worden ist.

Die vier Bände haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elfter Band:

Wolfram's von Eschenbach Parzival und **Titurel.**

Herausgegeben von Karl Bartsch.

Dritter Theil.

Diese nun vollständig vorliegende Ausgabe des *Parzival* (nebst dem *Titurel*) ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniss heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zu der Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete.

Inhalt des I.—X. Bandes:

- I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.
- II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.
- VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.
- IX. X. **Wolfram's von Eschenbach Parzival** und **Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster und zweiter Theil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart.

Von

Walter Rogge.

Erster Band. Das Decennium des Absolutismus.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, der mit den Verhältnissen der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie durch langjährigen Aufenthalt vollkommen vertraut ist, gibt in diesem Werke, mit kritischer Verwerthung alles ihm zugänglichen Materials, die Geschichte der innern Entwickelung Oesterreichs in den letzten 20 Jahren, von der Capitulation zu Világos bis zur Katastrophe Hohenwart-Beust. In dem ersten Bande ist das Decennium des Absolutismus und der Concordatsbestrebungen bis zum Falle Bach's geschildert. Der zweite Band ist unter der Presse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 8. Februar 1872.

Schriften zur österreichischen Geschichte.

1. Geschichte der Stadt Wien von Karl Weiß. Erste bis achte Lieferung. Wien, Lechner. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. 1740—90. Geschichtliche Studien im Bereiche des innern Staatslebens von Franz Krones. Graz, Leuschner und Lubensky. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Zur böhmischen Geschichtschreibung. Actenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr von Franz Palacky. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir stellen diese drei Schriften nicht deshalb hier zusammen, weil sich ihre Themata äußerlich besonders nahe berührten oder weil sie nach Anlage und Ausführung in nächster Verwandtschaft zueinander ständen. Ein anderes und, wie wir glauben, bedeutsameres Motiv veranlaßt uns dazu. Die Stadt Wien, als Brennpunkt des deutschen Elements in Oesterreich, dann Ungarn und Böhmen sind die drei selbständigen Sphären, in denen alles, was innerhalb der weitläufigen Grenzen Oesterreichs geschichtlich von Belang ist, beschlossen liegt. Denn das galizische Polenthum, das äußerlich auch in den Rahmen des Kaiserstaats eingefügt ist, kann doch, da es selbst nur einen relativ unbedeutenden Bruchtheil eines größern nationalen Ganzen darstellt, das in keiner Zusammengehörigkeit mit Oesterreich sich befindet, nicht als viertes gleichberechtigtes Element betrachtet werden, obwol es, wie gewöhnlich in völliger Selbsttäuschung über seine Ziele und Mittel befangen, jetzt als solches gelten will. Jede dieser drei Schriften entspricht aber auch insofern der Absicht, die uns bei ihrer Zusammenstellung leitete, als sie direct in die unmittelbar brennendsten Tagesfragen eingreifen, obgleich keine von ihnen ein eigentliches politisches Manifest sein will, während freilich eine davon, die Broschüre Palacky's, unter der Hülle scheinbar persönlicher und sachmäßiger Erörterungen in der That nichts anderes ist und auch nicht anders gemeint sein kann, wenn sie nicht für schal oder inhaltlos gelten soll.

Der Verfasser der „Geschichte der Stadt Wien" (Nr. 1), Karl Weiß, versucht es, und dies ist der eigentliche Kern seiner Arbeit, die große Bedeutung dieses Ortes als des uralten Mittelpunktes der deutschen Nationalität im Osten, der deutschen Arbeit und Kunst, der deutschen Rechts- und Gesellschaftsinstitutionen, des deutschen Staatswesens, überhaupt der ganzen deutschen Cultur von den ersten Anfängen an bis in die unmittelbarste Gegenwart hinein in einer genetischen Darstellung zu entfalten. Sie ist für den weitesten Leserkreis, für das ganze gebildete Publikum, wie man es zu nennen pflegt, bestimmt und demgemäß in der Form möglichst zugänglich, ohne die Belastung eines eigentlich gelehrten Apparats, der von dem Verfasser bei seiner überaus begünstigten Stellung natürlich ohne Mühe hätte hinzugefügt werden können. Entsprechend der jetzt herrschenden Neigung für bildliche Illustrationen finden wir eine Menge von solchen aller Art in allen Theilen des Werks, die für den Fremden, nicht minder aber auch für den Einheimischen gewiß nur lehrreich und werthvoll genannt werden können, da sie, soviel wir zu beurtheilen vermögen, auf authentischem und meist wenig bekanntem Quellenmaterial fußen. Ein rasch erfolgter zweiter Abdruck bezeugt, daß sich der Verfasser in der vorausgesetzten Theilnahme eines weitesten Leserkreises nicht getäuscht hat, und wenn dieser, wie begreiflich, meist am Orte selbst oder innerhalb der Grenzen des Kaiserstaats gesucht werden muß, so wird doch ohne Zweifel auch das eigentliche deutsche Mutterland bei der wachsenden Spannung und dem ernsten Interesse, mit welchen es gerade jetzt auf diese seine äußerste Markenburg schaut, sein Contingent dazu gestellt haben.

In der That bedarf es aber auch, wie uns scheint, nicht so wol für uns Deutsche im Deutschen Reiche selbst, als für unsere Brüder in Oesterreich einer solchen eindringlichen und anschaulichen Beweisführung, wie sie dieses Werk für die deutsche Mission der Stadt Wien oder, was damit

identisch ist, ihre allgemein culturhistorische Mission liefert. Wir im eigentlichen Deutschland sind uns vollkommen klar darüber, daß alles, was von Bildung und Gesittung innerhalb der Grenzen des Kaiserstaats gefunden wird, nur aus deutscher Quelle stammt, und daß es wiederum die Stadt Wien selbst ist, wo sie am reichlichsten strömt. So war es schon im frühesten Mittelalter, so in den spätern Jahrhunderten, und so ist es bis jetzt geblieben und wird und muß es nach der ewigen Nothwendigkeit der Dinge oder vielmehr der Vernunft in der Gestaltung der Dinge immer bleiben, und kein Wüthen und Toben elementarer Unvernunft, wie es jetzt in dem Aufbäumen der barbarischen oder halbbarbarischen Nationalitäten gegen die naturgemäße Herrschaft der deutschen Cultur sich darstellt, kann daran etwas ändern, sondern höchstens nur momentan den gesunden Fluß der Dinge zurückstauen und stören. Aber den Deutschen in Oesterreich, namentlich den Wienern selbst war diese erste und maßgebende Bedeutung ihres Berufs oder des Berufs ihrer Hauptstadt durch bekannte Einflüsse unseliger Art, die man am kürzesten als das spanisch-jesuitische System der Habsburger bezeichnet, mehr oder minder in Vergessenheit gerathen, obwol Wien auch in der traurigsten Periode seines Daseins nie aufhörte, gleichsam gegen das Wissen der Betheiligten und jedenfalls gegen den Willen der Machthaber, das zu sein, was es sein mußte, die größte deutsche Culturstätte im Osten, die deutsche Hauptstadt eines durch deutsche Bildung allein zusammengehaltenen halbbarbarischen, jedoch im Uebergange zur Cultur befindlichen Staatswesens. Ihnen also ihren einst halbvergessenen großartigen Beruf wieder ins Gedächtniß zu bringen, dazu wird auch dieses lobenswerthe Buch neben den andern mächtigen Ereignissen der Jahre seit 1848 sein Theil beitragen, und ebendeshalb begrüßen wir es mit ungetheilter Genugthuung, obwol wir für uns selbst niemals nöthig gehabt haben, unsere Ueberzeugung von der unerschütterlichen Kraft und Siegesgewißheit des Deutschthums in Oesterreich, trotz allem, was der Zufall des Tags scheinbar zu seiner Schädigung thun kann, durch besondere Reizmittel zu kräftigen. Aber für die vielen schwächern Gemüther, wie sie namentlich an der Donau selbst zu Hause sind, ist eine solche gründliche Stärkung durch die Lehren und Resultate der Geschichte sehr zu empfehlen.

Die Abhandlung von Franz Krones „Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II." (Nr. 2) berührt nicht direct die unmittelbare Gegenwart, indirect aber laufen alle die Fäden, die sie verfolgt, in dieselbe hinüber. Aus der Zeit Maria Theresia's und Joseph's II. und aus ihrer Regententhätigkeit als Könige von Ungarn sind einige Hauptmomente hier hervorgehoben, an denen das Verhältniß der sogenannten ungarischen, d. h. nicht blos der magyarischen, sondern auch der ruthenischen Nationalität in Ungarn zu der deutschen Regierung und ihren besondern Zielen drastisch hervortritt. Darunter dürften wieder die zweite und vierte Studie, wie der Verfasser passend seine auf genauen Quellenforschungen ruhenden Einzelabhandlungen genannt hat, das meiste Interesse erregen. Die eine davon behandelt das Verhältniß der deutschen Sprache in Ungarn unter beiden Königen, die andere das ungarische Kirchenwesen, hauptsächlich die Stellung des Katholicismus zum Protestantismus, doch auch die minder beachteten, aber in sich höchst lehrreichen und zukunftsschwangern Beziehungen zwischen der katholischen und der unirten Kirche bei den ungarischen Ruthenen.

Daß Maria Theresia mit leiser, aber nachdrücklicher Hand der deutschen Sprache in ihrer äußerlich zweifachen, im Wesen jedoch einen Function als eigentliche Staats- und Regierungssprache und als nothwendiges Hülfsmittel aller bürgerlichen Cultur eine möglichste Verbreitung in Ungarn zu schaffen versuchte, daß ihre Maßregeln ebenso praktisch gedacht wie erfolgreich ausgeführt waren, daß aber auch hier das ungestüme Dareinfahren Joseph's II., der innerhalb weniger Jahre das Deutsche zur ausschließlichen Landessprache zu machen sich vorgesetzt hatte, alles verdarb und dadurch erst die nationale Opposition auf sprachlichem Gebiete erzeugt wurde, die jetzt gleichsam in den Mittelpunkt des nationalen Bewußtseins in Ungarn getreten ist und dort dem in sich hoffnungslosen Versuche, eine Particularsprache und Literatur künstlich großzuziehen, eine unendliche Kraftverschwendung zugeführt hat, darf als allgemein in Deutschland bekannt gelten. Das Detail dagegen, das hier mühsam aus einer fast entschwundenen oder kaum zugänglichen Tagesliteratur pro et contra zusammengebracht wird, kann als meist unbekannt bezeichnet werden.

Ferner liegt uns das auf die ruthenische Union Bezügliche der vierten Studie, und gerade darauf möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, während ihr übriger Inhalt, eine oft sehr detaillirte Geschichte der damaligen katholischen Propaganda unter den Protestanten Ungarns, im wesentlichen doch nur Bekanntes bietet, ohne daß deshalb die eigentliche Geschichtskunde dem Verfasser für seine fleißigen und verständigen Forschungen zu geringerm Danke verpflichtet wäre. Die stricte Unterordnung der früher der orientalischen Kirche angehörigen Ruthenen unter die römisch-katholische — denn der Name „Union" sollte hier wie anderwärts nur zum Fallstrick für die arglosen und unwissenden Opfer der jesuitischen Arglist dienen — stieß, so oft sie auch seit dem 16. Jahrhundert versucht wurde, jedesmal auf einen so zähen Widerstand des eigentlichen Volksgeistes, daß alle Künste der an Bildung, Formengewandtheit und Welterfahrung weit überlegenen Katholiken daran wiederholt zersplitterten. Erst als die österreichische Regierung selbst die Sache einer ehrlichen Union, d. h. einer relativen Sicherstellung der kirchlichen Selbständigkeit dieser Ruthenen gegen die, wie gewöhnlich, revolutionären Nivellirungs- und Uniformirungstendenzen der katholischen Zeloten in die Hand nahm, glückte es besser, und 1771 war das weniger religiös als politisch wichtige Werk vollendet. Lehrreich ist es dabei auch, wie früher die österreichischen Staatsmänner die eigentliche Todesgefahr ihres Staats in dem östlichen Nachbar, Rußland, erblickten, mit dem man doch sowol unter Peter dem Großen wie unter seinen Nachfolgern in engster Allianz stand. Schon aus dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts finden sich hierfür höchst charakteristische Aeußerungen und Zeugnisse, aus einer Zeit, wo der Zar als ein Hauptalliirter im großen Spanischen Erbfolgekrieg und als die Stütze der österreichischen Defensive nach Osten und Südosten galt.

Man erkannte schon damals in Wien, daß das Glaubensbekenntniß das wesentliche Mittel des russischen Einflusses sei, und daß jedes Individuum, das der orientalischen Kirche entzogen und dem Katholicismus zugeführt wurde, damit außerhalb des Bereichs der russischen Eroberungspolitik gerückt werde.

Franz Palacky's Schrift: „Zur böhmischen Geschichtschreibung" (Nr. 3), die uns nach Böhmen weist, wohin in diesem Augenblick ohnehin sich die ernsteste Aufmerksamkeit aller denkenden Politiker Oesterreichs und Deutschlands richtet, würde, wie wir schon andeuteten, an sich kaum verdienen, mit den beiden eben charakterisirten inhalt- und lehrreichen Werken auf gleiche Linie gestellt zu werden. Sie scheint mehr oder minder kaum über die Sphäre der Gelehrtengeschichte im engsten Sinne hinauszugehen. Der Verfasser will darin, so sagt das Vorwort, memoirenartige Aufzeichnungen und eine Reihe von Actenstücken zum Behuf einer gerechten und vollständigen Würdigung seiner literarischen Thätigkeit geben. Wir erfahren daraus manches, was wir schon von anderwärts her, freilich minder genau wissen, über die Anfänge der modernen böhmischen oder richtiger czechischen Geschichtschreibung — gleichviel ob in czechischer oder deutscher Sprache, wird man sie am besten mit diesem nationalen Particularnamen benennen —, als deren eigentliches Haupt, jedenfalls als deren verdienstvollster Vertreter Palacky selbst gelten muß. Auch die Mittheilungen über das Verhältniß Palacky's und seiner Gesinnungsgenossen zu dem ständischen Landesausschuß, die mancherlei Phasen, welche die Gründung des böhmischen Museums oder vielmehr der fast geglückte Versuch, diese wissenschaftliche Anstalt von neutralem Charakter — neutral deshalb, weil sie wissenschaftlich sein sollte — den Czechen in die Hände zu spielen, durchgemacht hat, sind jedem, dem die Menschen und Vorgänge in Böhmen nicht böhmische Dörfer geblieben, in der Hauptsache wol bekannt. Ebenso sind die weitern Actenstücke, die sich zumeist auf die Fortsetzung von Palacky's großem Hauptwerke, der „Geschichte Böhmens", und auf die oft seltsamen Hindernisse beziehen, die ihm in den Weg gelegt wurden und ihm schließlich, noch weit vom Abschluß entfernt, die Feder aus der Hand nahmen, auch in Deutschland wenigstens in der Hauptsache bekannt und nach Gebühr gewürdigt worden, soweit es sich dabei um das Recht der wissenschaftlichen Forschung und die Freiheit der historischen Darstellung handelte. Gleiches gilt auch von der summarischen Recapitulation der wissenschaftlichen Polemik, die sich zwischen Palacky und verschiedenen Gegnern, namentlich einigen deutschen Historikern, unter denen Konstantin Höfler am meisten hervortritt, entsponnen hat, und die, wie es scheint, durch diese Blätter keineswegs, wie es nicht einmal Palacky selbst glauben kann, wenn er es auch zu glauben versichert, zum Abschluß gebracht werden wird. Die deutsche Kritik hat mit der ihr eigenen strengen Objectivität in dieser, wie man weiß, von czechischer Seite mit fanatischer Bitterkeit geführten Polemik genau zwischen dem wissenschaftlichen Kerne und dem unbefugten Zusatze nationaler Vorurtheile und gehässiger Parteitendenzen unterschieden. In erster Beziehung hat sie häufig das Recht Palacky's seinen deutschen Widersachern gegenüber anerkannt, wobei sie freilich nicht verhüten konnte, und oft auch durch Mangel an Vorsicht und selbstbewußter Würde in ihren Aussprüchen nicht zu verhüten befähigt war, daß man im czechischen Lager diese theilweise Beistimmung für eine vollständige ansah oder vielmehr ausgab und sie zum Schaden ganz anderer und höherer Interessen, der deutschen Sache überhaupt, perfid und gewandt, wie es sprichwörtlich nur Jesuiten können, ausbeutete. Was das andere betrifft, so hat die deutsche Wissenschaft der Geschichte an sich keinen Beruf, eine in Dunkel und Lüge großgezogene Clique zu belehren oder sich um ihre Belehrung zu kümmern; sie hat also diese Seite der Thätigkeit Palacky's vollständig ignorirt und sie der Publicistik und Tagesliteratur überlassen, wohin sie allein gehört.

Alles, was wir zur Charakteristik dieser neuesten Schrift Palacky's sagten, beweist, daß sie im Grunde von unerheblicher Bedeutung ist, wenn sie gleich innerhalb eines sehr engen Kreises, der Literaturgeschichte der neuesten czechischen Historik, manches Lehrreiche mittheilt. Aber ihre Bedeutung, die sie dennoch hat, liegt tiefer versteckt. Sie ist in der That nicht dazu bestimmt, Acten mitzutheilen oder sich mit literarischen Gegnern auseinanderzusetzen, sondern sie soll den Beweis liefern, daß einer der Hauptvorwürfe, den die bösen Deutschen Palacky und den andern Czechen machen — wie man sieht derjenige, der ihnen am tiefsten ins Fleisch schneidet —, nämlich daß sie alle ihre Bildung aus Deutschland geholt hätten, unbegründet sei. Niemand wird ohne mitleidiges Lächeln die wunderlichen Winkelzüge, die seltsamen Syllogismen, die geschraubten Erklärungen an sich vorübergehen lassen können, durch die hier Palacky für sich und seine Genossen deducirt, daß er von den Deutschen gar nichts gelernt habe und ihnen gar nichts verdanke. Auch wir sind zu Ehren des deutschen Wesens dieser Ansicht. Denn wenn auch die Czechen den ganzen äußern Apparat ihres Wissens und Könnens selbstverständlich aus Deutschland geholt haben, weil sie ihn nirgends anders herholen konnten, am wenigsten von ihren Geistes- und Blutsgenossen im heiligen Rußland, so versteht es sich doch ebenso von selbst, daß sie von dem eigentlichen deutschen Geist keinen Begriff fassen und auch nichts mit herübernehmen konnten. Der Begriff der wissenschaftlichen Wahrheit und des wissenschaftlichen Gewissens, das Fundament und der Kern der deutschen Bildung, ist etwas ihnen wie andern Halbbarbaren absolut Unzugängliches und Unbegreifliches. Wissenschaft ist, wie jede andere der geistigen und materiellen Weltmächte, für sie nichts weiter als ein Hülfsmittel, um andere Zwecke, augenblicklich die ihres wahnsinnig gewordenen Particular- oder Nationalhochmuthes, besser erreichen zu können. Ueber diesen Begriff ist weder der Meister selbst noch seine Schüler je hinausgekommen, und man würde in Prag sowenig wie in Moskau begreifen, wozu die Wissenschaft existirte, wenn man sie nicht je nach Bedürfniß brauchen oder misbrauchen könnte.

Heinrich Rückert.

Der deutsch-französische Krieg.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 5.)

3. Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Nach den besten Quellen historisch dargestellt von H. v. B. Mit Porträts, Holzschnitten, Karten und Plänen. Elbing, Neumann-Hartmann. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Auch über dieses Buch, zunächst von den ersten vier Heften desselben, brachten d. Bl. bereits eine Kritik in Nr. 21 f. 1871. In derselben wurde ausgesprochen, daß „das Buch, wie auf dem Umschlag mitgetheilt wird, von mehrern Organen der Presse günstig beurtheilt worden", und daß der anonyme Verfasser auch schon über den Krieg von 1866 ein Buch veröffentlicht habe, das von „vielen" Seiten Anerkennung gefunden hat. Ein Endurtheil sollte damals noch nicht gefällt, dasselbe vielmehr erst nach dem Erscheinen der letzten Lieferung ausgesprochen werden.

Diese letzte der angekündigten zwölf Lieferungen haben wir im Augenblicke gerade nicht vor Augen, wohl aber die übrigen bis einschließlich der elften, die bei der Capitulation von Strasburg abbricht. Wenn nun dieser auch bereits im achten Hefte der Fall von Metz vorangeht, so ist es uns dennoch nicht ganz ersichtlich, wie der Verfasser in einem Hefte drei ereignißreiche Monate des Kriegs absolviren will, nachdem er für einen kaum gleichen Zeitraum elf Hefte gebraucht hat. Dieser mislichen Disposition über den ihm zu Gebote stehenden Raum schließt sich eine nicht minder ungünstige Anordnung der vorgeführten Ereignisse selbst an: so finden wir, wie eben schon erwähnt, die Capitulation Strasburgs im elften, die von Metz im achten Hefte; ungeachtet dieses letztern Umstandes enthält erst die zehnte Lieferung „die Kämpfe vor Metz" (an der Nied, Mars-la-Tour, Gravelotte, wir folgen bezüglich dieser Schlachtennamen der vom Verfasser gewählten Bezeichnungen), zwischen denen eine kurze Terrainbeschreibung ungenauer Art eingeschaltet und welchen ein „Plan der Festung Metz" von völlig illusorischem Werthe vorangestellt ist; zur Charakteristik dieses letztern (II, 185) sei uns anzuführen gestattet, daß es uns nicht gelungen ist, Fort St.-Julien, Queleu, St.-Quentin, Plappeville u. s. w. auf demselben aufzufinden. Alle Inconsequenzen der Anordnung näher zu bezeichnen, hat kein Interesse; nur eine derselben sei noch erwähnt: im neunten Hefte reihte sich an die Beurtheilung der Bazaine'schen Capitulation durch Gambetta urplötzlich ein Satz des Inhalts, daß „bevor wir wiederum zur Armee des Kronprinzen von Preußen zurückkehren, noch eine kurze Schilderung der in den letzten Abschnitten zumeist genannten Persönlichkeiten mit eingeflochten, und zwar mit Ludwig Napoleon, Exkaiser der Franzosen, der Anfang gemacht werden soll". Trotz dieses Versprechens aber, dem einige Hefte später ein weiteres betreffs der biographischen Skizzen über Bazaine, Palikao folgt —, über deutsche Heerführer scheinen dem Verfasser die betreffenden Notizen nicht zugänglich zu sein —, reiht sich an die 24 den Kaiser Napoleon behandelnden Seiten bis zum Abschluß des elften Hefts keine weitere Notiz über die persönlichen Lebensereignisse irgendeines deutschen oder französischen Fürsten, Feldherrn oder Staatsmannes. Die Biographie Ludwig Napoleon's aber können wir in allen ihren Theilen durchaus nicht billigen, da sie meist sehr einseitig aufgefaßt, fortwährend von dem „berüchtigten Abenteurer", dem „Verbrecher von Frankreich" u. s. w. declamirt.

Bei weitem besser als die räumliche Vertheilung und die allgemeine Anordnung des H. v. B.'schen Buchs sind die Schilderungen der einzelnen Gefechte und Schlachten, wenngleich auch diese keineswegs immer auf sorgsamer Benutzung der Quellen beruhen, die dem Verfasser, als er die betreffenden Lieferungen veröffentlichte, hätten zu Gebote stehen können. Im großen Ganzen macht das Buch den Eindruck einer äußerst willkürlichen Aneinanderreihung der Begebenheiten unter Zugrundelegung noch willkürlicher gewählter Quellen, unter denen häufig selbst die einfachsten und naheliegendsten, wie die officiellen Berichte im „Preußischen Staatsanzeiger", im „Dresdener Journal", der „Karlsruher Zeitung" und dem „Militär-Wochenblatte" in Berlin, nicht benutzt worden sind. So vermissen wir denn an diesem Buche ganz besonders die chronologische Ordnung, die Sorgsamkeit und die Gewissenhaftigkeit der Arbeit, die wir an dem vorher kritisirten Werke rühmend hervorhoben.

Der Verfasser hat dem Titel seines Buchs die Worte „nach den besten Quellen historisch dargestellt" und in der Vorrede den Wunsch, „daß sein Werk ein Volksbuch sei", vorangestellt; wir können die benutzten Quellen nicht durchweg für die besten, die Darstellung keineswegs für historisch halten und bedauern daher, daß wir den Wunsch, dies Buch zum Volksbuche werden zu sehen, mit dem Verfasser nicht theilen können.

4. Geschichte des deutsch-französischen Kriegs in den Jahren 1870 und 1871. Nach eigener Beobachtung und den besten Quellen bearbeitet von Karl Abani. Erste Abtheilung: Im Lager der Franzosen. Bericht eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich im Jahre 1870 bis zur Einnahme von Strasburg. Zweite Abtheilung: Der Volkskrieg in Frankreich 1870. 1871. Von der Einnahme Strasburgs bis zum Friedensschlusse. Teschen, Prochaska. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vorliegenden Bücher können wir, abgesehen von einzelnen Aeußerungen, wie sie die Parteilichkeit dem österreichischen Verfasser eingegeben hat, wol mit Bestimmtheit zu den bessern der vielen über diesen Krieg verfaßten Werke zählen. Es liegt uns der Schluß der ersten und die vollständige zweite Abtheilung vor. Aus jener, welche ihre ausführlichere Kritik im ersten Artikel erfahren, sei nur noch der Inhalt des Schlußhefts angeführt, welches sich zuerst mit den deutschen Operationen vom 1. — 20. September, dann mit der Festung Paris und deren Zustand bis Ende desselben Monats, mit dem Ausfall bei Clamart und Villejuif und endlich mit der Belagerung von Strasburg beschäftigt. In diesen Kapiteln finden wir an vielen Stellen den gewiegten Berichterstatter des technischen

Blattes („Oesterreichische Wehrzeitung") und den geschickten Bearbeiter seiner eigenen Berichte für die Kriegsgeschichte wieder. Von besonderm Interesse sind die genauen Angaben über die Befestigungen um Paris und die verschiedenen Commissionen, welche seitens der Administration der öffentlichen Arbeiten in der französischen Hauptstadt behufs des Studiums und der Verwendung ihrer Vertheidigungsmittel zusammengesetzt waren. Weniger angesprochen hat uns folgender auf S. 337 stehender Satz:

Die Stimmung der Landwehrmänner jener (der in Glogau gebildeten Reserve-) Armee war großentheils sehr erbittert. Trotz strenger Strafen forderten bei den Rapporten oft 25 Mann auf einmal wegen des Elends ihrer Familien ihre Entlassung, und da unter der Mannschaft in Glogau die Meinung verbreitet war, es gelte einen Krieg gegen Oesterreich, so erklärten polnische Soldaten offen, daß sie gegen Oesterreich nicht kämpfen würden.

Gegen derartige Behauptungen müssen wir die preußischen Soldaten polnischer Abkunft unbedingt in Schutz nehmen: wir wollen solche parteiische Aeußerungen nicht weiter richten, können aber in der That nicht entscheiden, ob es Naivetät oder Verblendung ist, wenn der Verfasser, der sich in einer der von ihm oder seinem Verleger dem Buche vorgedruckten Anpreisungen (ein Abdruck aus dem „Hannoverschen Tageblatt") Oberlieutenant des kaiserl. königl. Generalstabes nennen läßt — wenn dieser Verfasser die Ansicht ausspricht, daß der Aufruf des Königs und Kriegsherrn in Preußen, „es gelte Oesterreich", bewirke, daß die Soldaten die Waffen niederlegen. Hat der Hr. Verfasser 1866 denn auf den Fidschi-Inseln gelebt und nie von Nachod, Skalitz und Königgrätz gehört? Schließlich wollen wir noch der Bemerkung entgegentreten, daß nach der Einnahme von Strasburg der König, die Königin und die Kronprinzessin von Preußen sofort 5000 und je 1000 Thaler als „Almosen" der Stadt überwiesen hätten, „um eine künftige preußische Provinzialstadt durch Mildthätigkeit zu verbinden". Daß bei diesen königlichen Gaben politische Nebengedanken ganz fern geblieben sein sollten, wird auch diesseits keineswegs behauptet werden: in erster Linie aber handelte es sich wol lediglich um einen Act hochherziger Wohlthätigkeit und um das edle Beispiel, welches von oben herab dem deutschen Volke gegeben werden sollte, und dies abzuschwächen ist wenig passend für einen Autor, der seinem Buche die Erklärung voranschickt, „daß er als Bürger eines neutralen Staats die Handlungen beider streitenden Parteien mit Wohlwollen betrachten werde".

Die zweite Abtheilung des Abani'schen Buchs beginnt mit einem den „Volkskrieg" einleitenden Vorworte, dessen erster Satz die Behauptung enthält, „daß der letzte verfügbare Mann in Deutschland zum Kampfe nach Frankreich" berufen gewesen sei. Der Verfasser hat Deutschland in jener Zeit nicht gesehen, sonst wäre ihm eine Behauptung unmöglich gewesen, welche, wenngleich wir die schweren Opfer und großen Leiden deutscher Familien in jener Zeit auch keineswegs verkennen oder unterschätzen, dennoch ebenso unrichtig ist, wie ein späterer Satz: „Nicht weniger streng als in Frankreich wurde während des Kriegs die Staatsgewalt in den deutschen Landen gehandhabt. Der Kriegszustand wurde in der ganzen Schwere aufrecht erhalten u. s. w."

Im allgemeinen aber können wir uns mit der erwähnten Vorrede wol auf Einen Standpunkt stellen, ja wir wünschen Urtheilen, wie dem folgenden, gern weitere Verbreitung:

Wir werden Gelegenheit finden, den Charakter Gambetta's anzustaunen, dessen krankhafte, unersprießliche, aber aufopfernde Thätigkeit viel Unheil über Frankreich gebracht, aber das Selbstbewußtsein der Nation und — nach französischer Auffassung, auf die es in diesem Falle ankommt — die Ehre derselben wiederhergestellt hat. Es gab Zeiträume, wo die Bewohner sehr großer Landstrecken sich unmittelbar an dem Kampfe betheiligten, wo jeder Bauer zum gefährlichen Feinde und jeder Bürger zu dessen Mithelfer ward. Alle Kräfte der Nation waren auf den Krieg gerichtet. Der kleinlich berechnende Kaufmann wie der Held der Phrase, der Fabrikant wie der darbende Arbeiter, und nicht am wenigsten die Priester wirkten mit Feuereifer zu dem einzigen Zwecke; die Nation warf beinahe mit Frivolität ganze Haufen von Leichen und einen großen Theil des allgemeinen Wohlstandes auf den Altar des Vaterlandes. Sie übertönte die Mahnrufe kritischer Vernunft durch den Ausspruch festen Entschlusses, den Kampf bis zu einem ehrenhaften Ende zu führen. Die materielle und moralische Opferwilligkeit war unbeschreiblich; und wenn daher eine Action den Namen „Volkskrieg" verdient, so ist es jene der stets unglücklich kämpfenden Franzosen.

Wir könnten so gut wie diesen noch manchen Absatz des Buchs hier wiedergeben, und gestehen gern zu, daß uns der zweite Theil des Abani'schen Buchs gefesselt und die Ueberzeugung verschafft hat, daß es einer fähigen Feder völlig gelungen ist, in die Schilderung der überaus complicirten Verhältnisse Ordnung zu bringen. Ungeachtet dieses Lobes aber stehen wir keineswegs an, zu erklären, daß wir wol die Abfassung dieser Kriegsgeschichte im ganzen, aber durchaus nicht alle einzelnen Aeußerungen und Ansichten des Verfassers theilen können, auch keineswegs einzelne absolute Unrichtigkeiten desselben übersehen haben. Zu diesen letztern gehört z. B. die Mittheilung, daß „Bourbaki, durch das vollständige Mislingen seiner Action u. s. w. zur Verzweiflung gebracht, Hand an sich legte, schwer verwundet nach Lyon gebracht wurde und dort binnen kurzer Frist verschied". Zu jenen zählen wir Urtheile, wie folgende:

Wir enthalten uns aller strategischen Träumereien, welche häufig für strategische Kritik ausgegeben werden, und beschränken uns auf den aus reiflicher Ueberlegung geschöpften Ausspruch, daß der deutsche Vorgang während der Monate October, November und December des wahren Nachdrucks entbehrt haben müsse, weil sonst die gleichsam dilettantische Kriegsführung der Franzosen unfehlbar schneller hätte scheitern müssen. Wir haben hierbei jene Tausende von Factoren schon in Rechnung gebracht, welche bei einem Invasionskriege der Action entgegenzuwirken pflegen.

Bereits im ersten Theile seines Buchs machte der Verfasser der preußischen Kriegführung den Vorwurf der Langsamkeit, bereits damals wurde ihm diesseits entgegnet, daß diese Ansicht, wenn erst alle leitenden Motive bekannt sein werden, sich vielleicht modificiren würde — wir müssen an jener Erwiderung auch jetzt noch und zwar in verstärktem Maße festhalten.

Wir finden in dem Abani'schen Werke nichts vergessen, nichts oberflächlich behandelt; manchmal aber fehlt

die im voraus versprochene volle Unparteilichkeit, welche allerdings dadurch wesentlich erschwert wurde, daß Abani Gelegenheit hatte, die französischen Truppen, nicht aber die deutschen Heere als Augenzeuge zu sehen. Im ganzen haben wir das Werk mit Befriedigung aus der Hand gelegt, sodaß wir es den werthvollern Büchern über den gleichen Stoff unbedingt beizählen.

5. Der Franzosenkrieg 1870. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, Lobeck. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Ohne sie einer eigentlichen Kritik zu unterwerfen, wurde auch diese Schrift im ersten Artikel bereits erwähnt. Außer jenen drei Heften, welche damals vorlagen, haben wir nun noch die zehn folgenden und mit ihnen bereits den Beginn der zweiten Hälfte vor Augen: wir haben dieselben anfangs durchblättert, dann sorgsam gelesen und endlich uns von Herzen gefreut, unter der großen Zahl von Geschichten des Kriegs einmal ein Volksbuch zu finden, von patriotischem Sinne getragen und dictirt, mit kräftigem Schwunge geschrieben und reich an anziehenden Darstellungen, denen wechselvolle Einflechtungen sich anreihen. Wenn wir dennoch in d. Bl. dem Schmidt'schen Werke nicht den gleichen Raum widmen wie den vorerwähnten Büchern, so geschieht dies nur deswegen nicht, weil wir überzeugt sind, daß ein in so würdiger Form hergestelltes und seiner vollen historischen wie sittlichen Bedeutung entsprechendes Denkmal an die kaum vergangene große Zeit auch ohne Zuthun von unserer Seite dazu beitragen wird, den längst rühmlich bekannten Namen des Verfassers der „Freiheitskriege 1813—15" in noch weitern Kreisen bekannt zu machen. Es hat uns angeheimelt, die miterlebte große Epoche der Weltgeschichte des Vaterlandes von einem, wenn auch modernen, so doch nicht minder getreuen Eckart des deutschen Volks in so trefflicher Weise unserm geistigen Auge vorübergeführt zu sehen. Ein militärisches Buch wollte Schmidt nicht bieten: das ist sein Werk auch nicht; fern von aller Einseitigkeit, ist es ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, und das wird es bleiben, solange Kinder und Kindeskinder sich in Deutschland an den großen Thaten ihrer Väter und Altvordern aufrichten, erbauen und weiterbilden werden. Es ist möglich, daß in einzelnen Kleinigkeiten auch das Schmidt'sche Buch nicht ganz fehlerfrei sein mag; im großen Ganzen ist es das aber gewiß, und, was mehr werth ist, es ist in der Anlage ein anderes wie die Mehrzahl der andern Geschichten des Kriegs; es hat sich mit klarem Bewußtsein die rechten Ausgangs- und Zielpunkte gestellt. Dies beweisen schon einige der Kapitelüberschriften, die ganz von den gewöhnlichen Rubriken ähnlicher Werke abweichen. Wir finden unter „Deutsche Stimmen" Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Paulus Kassel, Karl Blind, unter „Dichter- und Seherstimmen" unsere besten vaterländischen Dichter wieder. „Wie die Deutschen zur Fahne treten", „Geschichtliche Erinnerungen am Vorabende des Kampfes", „Bild Berlins während der Mobilmachung" lauten die Titel der folgenden in kerniger Sprache geschriebenen Kapitel, an die sich eine treffliche „Charakteristik des französischen Heeres" reiht. Wie wunderbar treffend ist dann weiter, gelegentlich der Besprechung der „Gewohnheitssünde der Bulletins", die Ueberschrift „Für wahrheitsgetreue Mittheilungen wird gesorgt werden", ein Satz aus einem Erlaß des Ministeriums Gramont-Ollivier im Juli 1870! „Die Wölfe heulen", „Beschwichtigungsstoffe", „Turcos und Berliner", „Jetzt, Franzosen, haben wir euch die volle Wahrheit gesagt" (Proclamation in Paris, 8. August 1871) geht es dann weiter, an Lessing's Wort: „Ich schwör's, ich schwör's, daß ich falsch geschworen", unwillkürlich erinnernd.

In dieser Art vermöchten wir den ganzen ersten Band des Schmidt'schen Werks zu charakterisiren, kürzer und doch besser, als wir dies in längern Auszügen oder ausführlichern eigenen Betrachtungen dazu im Stande sein würden.

Wenn die zweite Hälfte des Werks der ersten gleicht, so können wir dasselbe getrost empfehlen, nicht nur wegen der außergewöhnlichen Kraft volksthümlicher Darstellungskunst, die demselben innewohnt, nicht allein wegen seiner kräftigen zündenden Sprache, sondern weil es, eine treue und theuere Rückerinnerung an sturmbewegte Tage, den Hauch derselben immer wieder erfrischend und belebend an uns heranweht, weil es vom Herzen geschrieben zum Herzen geht. Wir möchten diese Bereicherung der deutschen Literatur ungern entbehren.

6. Geschichte des Kriegs 1870. Ein Gedenkbuch unter Benutzung sämmtlicher amtlichen deutschen und französischen Depeschen und Schriftstücke, sowie der bedeutendsten Correspondenten bearbeitet von Zapp. Berlin, Weiß. 1871. 8. 10 Ngr.

Das kleine Buch enthält auf etwa 150 Seiten eine gedrängte Aneinanderreihung der militärischen und politischen Ereignisse vom Juli 1870 bis zum Beginne der Cernirung von Paris. Dasselbe soll ein „Gedenkbuch" und unter Benutzung „sämmtlicher amtlichen deutschen und französischen Depeschen und Schriftstücke sowie der bedeutendsten Correspondenzen" (wol der Zeitungen?) zusammengestellt sein. Es enthält gerade keine auffallenden Fehler, hat aber auch keinen literarischen Werth: ein Urtheil, durch welches wir demselben übrigens nicht alle Bedeutung absprechen wollen; es ist eben für einen beschränkten Gesichtskreis und deshalb theilweise auch von einem solchen aus geschrieben — eine Ansicht, die wir, nur wenig modificirt, auch betreffs des folgenden Buchs haben:

7. Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870. Von D. Born. Berlin, Gerschel. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Diese in Heften erscheinende Kriegsgeschichte verspricht den Abonnenten das Schlußheft umsonst, während die vorige den Schluß (vom September ab!) für 5 Ngr. zusagt. Beide sind Eintagsfliegen, die des dauernden Werths entbehren. Mehr als sie und von allen kleinen Schriften dieser Art am meisten hat uns befriedigt:

8. Deutsche Kriegs- und Siegschronik 1870—71 von George Hesekiel. Mit Illustrationen von L. Löffler u. a. und dem Titelbilde Wilhelm's I. Berlin, Janke. 1871. 16. 5 Ngr.

Dieses im kleinsten Format auf 300 Seiten eine vollständige und gute Geschichte des großen Kriegsjahrs,

78 Illustrationen und auf dem Umschlage noch eine Kriegskarte enthaltende Buch ist ein Schatz für alle diejenigen, welche absolut nicht mehr wie den sechsten Theil eines Thalers an eine Geschichte des Kriegs wenden können. Für diesen Preis und zu diesem Zwecke ist Hesekiel's Buch gut und unbedingt zu empfehlen, um so mehr, als es von der besten deutschen Gesinnung dictirt ist.

Hugo von Koscielski.

Romane und Erzählungen.

1. Thürine. Eine bretonische Dorfgeschichte. Von A. Ebeling. Berlin, R. Lesser. 1871. 8. 15 Ngr.

Der Titel erregt Erwartungen, die das Büchlein ganz und gar nicht erfüllt. Was hier vorgetragen wird, ist so landläufig, so trivial dem Stoffe nach, daß wir nur den Fuß vor die Thür zu setzen brauchen, um Begebenheiten dieser Art zu erleben: jedenfalls lohnt die weite Reise nach der Bretagne nur wenig, zumal da der Verfasser Eigenthümlichkeit der Landschaft und der Einwohner jenes Landes nur oberflächlich und ziemlich banal charakterisirt. Hier aber, in liebevoller Detailschilderung fremdländischer Besonderheiten, hätte ein wirksames Mittel gelegen, den allzu einfachen Stoff interessanter zu machen. So ist der Titel „Bretonische Dorfgeschichte" weiter nichts als ein lockendes Aushängeschild. Man urtheile selbst! Der Sohn des reichen Pächters liebt ein armes, älternloses Mädchen; der geldstolze Vater untersagt die Verbindung. Plötzlich wird Thürine wohlhabend, da sich ihr Vater in Gestalt eines vornehmen Herrn entdeckt: der wirklich sehr pfiffige Pächter hat nun keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen und gibt freudig seinen Segen. Wäre diese Dorfgeschichte zu einer Geschichte des bretonischen Dorfs und seiner Insassen erweitert worden, so wäre das Interesse an der Schilderung bretonischer Cultur dem ärmlichen Stoffe zugute gekommen. So legt man das zwar fließend, aber ohne jeden individuellen Reiz geschriebene Büchlein unbefriedigt aus der Hand.

2. Deutsch-Ungarisches. Erzählungen von Adolf Dux. Wien, Hartleben. 1871. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Adolf Dux hat sich durch seine Uebersetzungen ungarischer Dichtungen vortheilhaft bekannt gemacht. Im vorliegenden Bande bietet er uns Originalerzählungen, sechs an der Zahl, frisch und natürlich geschrieben. Die Stoffe, die Dux wählt, zeichnen sich nicht durch Neuheit der Situationen, nicht durch frappirende Verwickelungen aus, aber was ihnen an Originalität der Erfindung abgeht, ersetzt der Verfasser reichlich durch Einflechtung seiner Beobachtungen über das deutsche und ungarische Wesen, und den Gegensatz deutscher und magyarischer Nationalindividualität. So wird uns in der längsten Erzählung des Buchs: „Mitten im Sturm", der Herzenskampf des jungen Heinrich von Tornay mit dem Gepräge innerer Wahrheit geschildert. Heinrich's Vater war ein magyarischer Edelmann, seine Mutter eine Deutsche. Der Dichter führt uns in die Bewegung des Jahres 1848, die sich im Kampfe der Nationalitäten Luft machte. Hier begann der Zwiespalt in Heinrich's ganzem Fühlen und Denken. „Wie konnte er seiner Mutter ein Loblied singen und seines Vaters vergessen? Und auch die Wellen des Slawenthums (er hatte eine Slawin zur Amme gehabt) flossen in seinen Adern mit denen des deutschen und magyarischen Wesens zusammen." Vortrefflich ist der Gegensatz des dem Deutschthum sich hinneigenden Heinrich und seines echt mayarisch erzogenen Bruders Arpad ausgeprägt. Während letzterer, glühend von Freiheitsdurst, darauf brennt, in die Reihen der Honvéd zu treten, gibt Heinrich, echt träumerisch-deutsch und Idealen nachhängend, dem „freien Menschen" den Vorzug vor Deutschen und Slawen, Magyaren und Deutschen. In den mitgetheilten Tagebuchaufzeichnungen des jungen Tornay findet sich, neben manchem Verblaßten, auch vieles eigenartig Bedeutsame. „Lied und Leid" ist eine sehr ansprechende Erzählung, während „Das Malerhaus" durch den höchst originellen Vorwurf der Schilderung hervortritt. Es wird nämlich dargestellt, wie ein leichtsinniger, durch tolle Jugendstreiche seiner Familie verhaßt gewordener Edelmann durch den Kunstgriff eines Malers geheilt und umgewandelt wird, der den hoffnungslos den Tod suchenden Jüngling nicht in seinem fragwürdigen Zustande, sondern nach dem Ideale männlicher Vollkommenheit porträtirt. So wird der Edelmann von dem glühenden Wunsche beseelt, seinem Bilde ähnlich zu werden, und energisch vollzieht er die Selbstheilung seines in sich gebrochenen Wesens. Die übrigen Erzählungen treten hinter den genannten in Erfindung und Ausführung zurück.

Wir kommen nun zu zwei größern, aus dem Dänischen und Ungarischen übertragenen Werken, deren innere Bedeutung die Verdeutschung rechtfertigt:

3. Meer und Au. Erzählung von Thomas Lange. Aus dem Dänischen von August W. Peters. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 8. 2 Thlr.

Wir schicken voraus, daß das Wort „Au" hier in einem ungewöhnlichen Sinne vom Uebersetzer gebraucht wird. Es bezeichnet nicht die blumenprangende Flur, sondern vielmehr einen rieselnden, von hohen Bäumen eingefaßten Bach. Es ist nicht recht ersichtlich, warum der Bearbeiter nicht einen geeignetern, keinem Misverständnisse ausgesetzten Ausdruck hierfür gewählt hat. Die deutsche Sprache ist reich genug. Sie besitzt wol Worte, die fremde Sprachen nicht wiederzugeben vermögen (so schreibt z. B. Goethe in einem der französisch abgefaßten Briefe an Charlotte von Stein: „Que de raisins ne t'enverrais-je pas si nous étions sur les bords du Mein, et je n'ai d'autre Heimweh que pour pouvoir te faire part de etc."), aber es gibt nur wenig Fremdworte, welche die deutsche Sprache, gemäß ihrer ungemeinen Biegsamkeit und unerschöpflichen Ausdrucksfähigkeit, nicht treffend nachzuschaffen vermöchte.

Die Erzählung von Thomas Lange ist ebenso eigenthümlich wie ergreifend. Sie handelt von den, wir möchten sagen, innerlichen Schicksalen des jungen Henrik Grubbe, und die feine, sinnige Seelenmalerei des Dichters zieht uns widerstandlos in Mitleidenschaft. Wer in diesem Buche eine abenteuerlich verwickelte, nervös spannende

Romanhandlung zu finden hofft, der lasse es ungelesen; aber wer an einer consequent durchgeführten, von Stufe zu Stufe in gründlicher psychologischer Motivirung sich entfaltenden Charakterschilderung Interesse und Freude hat, den wird „Meer und Au“ vielfach anregen, fesseln und bewegen.

Henrik Grubbe hat in seiner Kindheit die Sünde seiner über alles geliebten Mutter mit eigenen Augen erfahren müssen. Mit dem beseligenden, ihn ganz und gar erfüllenden Glauben an seine Mutter verliert der Knabe zugleich den Glauben an alle erträumten Ideale der Reinheit und Erhabenheit. Denn die Mutter war es, die sein Bewußtsein weckte und demselben allen und jeden Inhalt verlieh, ihm die Herrlichkeit dieser Welt erschloß. Der Treubruch gegen den Vater, den der Sohn wider Willen belauscht, stürzt das in der Mutter verkörperte Ideal und Idol des Jünglings in seiner Seele um; das geliebte Bild zertrümmert, und die Welt um ihn scheint ihm vernichtet. So nahm er Schaden an seiner Seele. Sein verlorenes Besitzthum mag er auch andern nicht gönnen, er sucht auch ihre Ideale zu vernichten. Dennoch bleibt in seiner weichgeschaffenen Seele stets ein Rest von Hoffnung, einmal an des Lebens Brüsten wieder froh zu werden. Sein einsames Leben, theils in der Fremde, theils bei seinem durch die Scheidung von seiner Frau im Innersten abgestorbenen Vater, lenkt ihm die ewig rege Phantasie immer von neuem zur Mutter hin; er strebt nach einer Wiedervereinigung mit ihr, und diese tief eingewurzelte Sehnsucht verklärt ihm oft die Verschollene mit der alten Glorie seiner Kindheit und drängt die Erinnerung an ihren Fehltritt zurück. Er bezieht die Universität der Hauptstadt. Gegen Wunsch und Gebot des Vaters sucht er die mit dem Verführer vermählte Mutter auf und wirft sich mit der alten Kindesliebe in ihre Arme. Das geistige, durch Vererbung der Anlagen doppelt wirksame Band zwischen Mutter und Sohn schlingt sich fester und fester. Im Hause der Mutter herrscht ewiger Festglanz, Taumel und Schönheit; aber der heitere Spiegel der Lust ist trüb angehaucht von dem sündigen, verführerischen Gifthauch des mütterlichen Leichtsinns; Henrik sieht die glühend verehrte Frau untertauchen in den hochwogenden Wellen des Leichtsinns, gleichwie in jener unseligen Festnacht im Vaterhause. Der sinnenbetäubende Strudel reißt ihn mit sich fort. Das Ideal entschwindet ihm mehr und mehr, aber nicht das träumerische Verlangen nach demselben. Von widerstreitenden Empfindungen wird seine Seele durchbraust, da packt die rächende Nemesis mit unerbittlicher Faust den Sohn und die Mutter, die Dämonen des Herzens sind entfesselt. Henrik vertheidigt mit rücksichtsloser Energie die öffentlich geschmähte und in ihrer Ehre angegriffene Mutter, die er doch im Innersten verdammen muß. Sein Leben schwebt in tödlicher Gefahr. Die durch die still ausgesprochene Verachtung Henrik's im tiefsten gedemüthigte und hartgestrafte Mutter eilt an das Krankenbett des Sohnes, um selbst den Tod zu finden. Henrik genest, aber auch sein Leben endet gewaltsam, ohne Glück, doch nicht ohne den Hinweis, daß der Held der Erzählung zum Frieden sich durchgerungen. Alle diese Situationen sind mit einer seltenen Kraft der Wahrheit echt künstlerisch erfaßt. Das Dämonische in dem Buche wird nie zur Caricatur; der Verfasser meistert es nach seinem Willen; es dient ihm nicht zum wohlfeilen Mittel, spannendes Entsetzen zu erregen, sondern es wird ihm zur Naturgewalt des Herzens, mit welcher die Hauptpersonen ringen, um sich geistig zu befreien. Von hervorragender Schönheit sind die Scenen der erneuten Begegnung mit der Mutter und die am Krankenbette des Sohnes, nicht weniger das Idyll an der Au mit der schuldlosen Amine, die den Henrik ohne Hoffnung liebt. Eine besondere Zierde des Buchs bilden die herrlichen Briefe des alten Geistlichen an Henrik. Von magischer Wirkung ist der Schluß des Buchs, dessen geheimnißvoll unheimlichem Zauber kein Leser sich wird entziehen können. Die Leiche der Mutter, die auf einem Schiffe nach der Heimat geführt werden sollte, wird nach dem Scheitern des Fahrzeugs an den Strand der Au, an den Platz ihres Jugendglücks von den Wellen getrieben. Wir lassen den Dichter selbst reden:

Und es däuchte den Mann, daß er etwas sähe ... etwas — draußen im Wasser ... etwas, das menschenähnlich sei — und daß dies Etwas vor der Mündung, just da liege, wo die Au sich mit dem Meere mische. Er fürchtete sich und konnte doch nicht von der Stelle, und konnte doch seine Augen von dem, was sie sahen, nicht abwenden. Und das Etwas schwankte in der Strömung der Au bald hinaus in die See, bald ward das „Etwas“ von dem Meerschwall zurückgetrieben in die Mündung der Au.... Blos dort, wo Meer und Au einander das Gleichgewicht hielten, war augenblicklicher Frieden und augenblickliche Ruhe: leise schwankten die Schalen ... die beiderseitigen Wellen! ... auf und nieder, um sich rasch aufs neue zu frischem Spiel mit dem — Etwas — anzuschicken. Kolby besah sich das seltsame Haschen und spannte sich an, der Aumündung, wenn auch nur um wenige Schritte, näher zu kommen: er wollte untersuchen, was sein Etwas sei! Und da spukte es vor ihm wie eines Weibes Gestaltung, und die Frau schaute landein, andächtiglich, mit gefalteten Händen nach Schloß Seewiek — und ihre Züge mahnten an das vollkommenste Weib, welches Hr. Kolby je sah — sie gemahnten an seine Herrin, die er oft in jugendlicher Ueberkraft und üppigster Fülle, auf diesen Stätten — in ihrem Eigen — ehrfürchtig und aufsehend bewundert hatte. Während die Aehnlichkeit ihn packte, da packte ihn zumal das Grauen, und so schnell die alten Knochen wollten, stürzte er fort von den Ufern und barg den gebrechlichen Leib in der ersten besten Hütte am Wege... wo er sich erholte und mit den Bewohnern zurückging an den Strand mit Tauen und Laternen; — aber — es war zu spät! Die Au hatte das Meer überwunden! Es war nirgendwo nirgendetwas zu erschauen! ... Und darum nahm der, welcher das sah, an: „Was sich mir wies, war keine Wirklichkeit! Ein Gesicht nur war es, welches Schwermuth und aufgeregter Sinn mir vorgaukelte.“ Dessenungeachtet behaupten die weisen Frauen in der Landschaft: „Unsere Herrin, die Ida von Seewiek, wollte begraben sein in Vatererde und gebettet bei ihrem Sohne; aber das konnte der Herrgott nicht gewähren ... denn der Herrgott ist gerecht!“

Das Colorit der eingeflochtenen, stets maßvollen Naturschilderungen stimmt mit der düstern Tragik der Handlung; eine mystische Naturanschauung zeigt symbolisirend den Menschen in innigster Abhängigkeit von der Natur und in geheimnißvoller Wechselwirkung mit derselben. Dem Dichter wird die Naturumgebung zum objectiv erfaßten Stimmungsbilde der Personen.

Das dritte Kapitel des Romans ist in Versen geschrieben, auf den ersten Blick eine Ungeheuerlichkeit der Form. Aber, wo gut motivirt wird, erklärt jedes Folgende die Nothwendigkeit des Vorhergehenden. Der Dichter

zeigt uns den Helden als eine phantasievolle Dichternatur, die, in der Erzählung selbst, bedeutsame Momente des Lebens in Versen festhält. Mußte so dem Henrik Grubbe das einflußreichste Ereigniß seines Knabenlebens, die Gegenwart bei der Sünde der Mutter, nicht zum allgegenwärtigen Gedichte werden? So erklärt sich immerhin diese Seltsamkeit in der Form.

Der Bearbeiter hat sich bemüht, in Periodenbau Wortstellung und Tonfall dem Original treu zu folgen. Dies gibt dem Ganzen einen seltsam eigenartigen Ausdruck, freilich mitunter zu Ungunsten des deutschen Sprachgenius. Außerdem leidet die Uebertragung an einer strotzenden Ueberfülle der Interpunktion, die mehr verwirrt als geeignet ist, das Verständniß des Lesers zu erleichtern. Weniger wäre hier mehr gewesen.

4. Schwarze Diamanten. Roman in fünf Bänden von Moritz Jókai. Pesth, Verlag des Athenäum. 1871. 8. 3 Thlr.

Jókai gehört zu den talentvollsten Schriftstellern Ungarns. Auch die Verdeutschung des vorliegenden Romans (der Uebersetzer hat sich nicht genannt) macht uns mit einem in jeder Hinsicht hervorragenden Werke bekannt. Das Buch unterhält und belehrt zugleich. Die Erzählung ruht auf breiter Grundlage naturwissenschaftlicher Kenntniß und verflicht geschickt und angenehm die Resultate des Forschers mit der spannenden Handlung. Gleich das erste Kapitel, das uns die Mammuthzeit unserer Erde zu schildern unternimmt, ist mit staunenswerther Fülle der Phantasie, die mit geschichtlichem Wissen überlegen spielt, geschrieben. Nicht minder im zweiten Bande Iwan's Vorlesung: „Der letzte Welttheil." Hier wird uns das Leben am Nordpol, mit einer fein ironischen Verwerthung des geographischen Materials und aller wissenschaftlichen Hypothesen, mit den wunderbarsten Farben der Einbildungskraft als ein Leben eines gleichsam natürlichen Wunderlandes dargestellt.

Wir müssen darauf verzichten, die sehr reiche und doch stets künstlerisch gegliederte Handlung zu skizziren, und beschränken uns darauf, nur einige hohe Vorzüge des Werks anzudeuten. Zunächst ist die Charakterzeichnung sehr zu loben. Der ehrliche, treuherzige, liebesuchende und nach den mannichfachsten Enttäuschungen endlich dem Eheglück entgegengeführte Iwan ist eine durchaus wohlthuende Figur. Wir begleiten ihn mit ängstlichem Interesse für sein Wohl in die Schauer und Gefahren seines Bergwerks, das ihm die schwarzen Diamanten der Kohlen birgt. Wir bewundern seine edle Selbstaufopferung, mit der er die ihm feindlich gesinnten Arbeiter des mächtigen, auf Actien gegründeten Concurrenzbergwerks in seiner Nachbarschaft nach der Katastrophe rettet. Großartig ist die Schilderung des furchtbaren Grubenbrandes, großartig das Bild der erfindungsreichen Machinationen, mit denen Iwan siegreich dem fressenden Brande entgegentritt. Die ganze Poesie des Bergmannslebens hat der Dichter uns fesselnd dargelegt; die schlagenden Wetter schleichen hinter uns her, und dennoch tauchen wir mit immer wachsendem Interesse von neuem in die Schrecken des Unterirdischen hinab. Der Leser fühlt sich in der Nähe des ruhigen, energisch-besonnenen Iwan so sicher, daß er die Gefahren zu lieben beginnt und aus dem Schacht eines jeden Kapitels einen zwar düster-schwarzen, aber werthvollen Diamanten des Genusses fördert. Wir studiren mit Iwan bei seinen Retorten und Schmelzöfen und grübeln gern mit ihm über die spröden Geheimnisse der keusch verschleierten Natur; und wenn wir ihn unter der Erde schätzen und lieben lernen, so bewundern wir auf derselben seinen männlichen Muth, sein unerschrockenes Auftreten gegen beabsichtigte Demüthigung, Falschheit und Niederträchtigkeit. Nicht minder anziehend ist die Persönlichkeit der Eveline, der armen Kohlenträgerin, die in späterer Zeit, mitten in den verführerischen Netzen Wiens, von Lüstlingen umgaukelt und umschmeichelt, ihre Tugend bewahrt und nach dem Einsturz des Lustgebäudes die edle Kraft besitzt, in das düstere Bergwerk zurückzukehren und sich, obwol sündlos, dennoch zu entsündigen. Der geistreiche Hof der wunderlichen Gräfin Theudelinde, ihr spukhaftes Schloß ist mit lebendigen Farben geschildert. Das Leben Wiens athmet überall Wahrheit, und ein reiche Fülle seiner Beobachtungen schüttet der Dichter vor uns aus, der uns für jede seiner vielen Persönlichkeiten zu interessiren weiß. Die Figur des Bankiers Felix Kaumann ist greifbar aus dem modernsten Industrieleben gegriffen, wie denn überhaupt der Roman Jókai's dadurch ein erhöhtes Interesse gewinnt, daß er uns die fiebernden Pulse der Gegenwart, ihren Actienschwindel, ihre waghalsigen Speculationen vor Augen führt. Die Uebersetzung ist nicht immer correct; Sprachfehler sind nicht selten; so wird „ohne" mehrfach mit dem Dativ construirt, Nachlässigkeiten, die unbegreiflich erscheinen.

Jedenfalls ist die Aneignung des dänischen und des ungarischen Romans mit Dank zu begrüßen. Der moderne deutsche Literaturmarkt gemahnt uns oft an das rastlose Getriebe eines Centralbahnhofs: auf den Letterngleisen der Uebersetzung eilen aus allen Welttheilen die geistigen Capacitäten aller Nationen herbei; ein buntes Treiben und Drängen; und wird auch der eigenen deutschen Production oft der Markt erschwert, geht auch das Streben oft allzu sehr von der Tiefe in die Breite hin, so ist doch die vielfache Anregung, Förderung und Belebung nicht zu unterschätzen, die der deutsche Schriftsteller durch Kenntnißnahme aller Literaturen erhält. Zwar gilt der Spruch: Non multa, sed multum! Aber wer die multa wenigstens nicht kennt, wird auch das multum nie ganz erringen.

Emil Taubert.

Ueber Papstthum und Unfehlbarkeit.

(Beschluß aus Nr. 5.)

1. Roms Unrecht. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Von Otto Mejer. Erster Theil: Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichszeit bis zum Wiener Congreß. Rostock, Stiller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Papstthum. Seine Entstehung, seine Blüte und sein Verfall. Von Heribert Rau. Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart. Zweite vollständig veränderte Ausgabe. Stuttgart, Stöckhardt. 1872. Gr. 8. In Lieferungen zu 7½ Ngr.
4. Blitzstrahl wider Rom. Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Aus den Werken Franz von Baader's. Mit Vorreden und Anmerkungen von Franz Hoffmann. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
5. Zur Geschichte des vaticanischen Concils. Von Lord Acton. München, Rieger. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Die Irrlehre des Honorius und das vaticanische Decret über die päpstliche Unfehlbarkeit. Ein Versuch zur Verständigung von Aemil Ruckgaber. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
7. Denkschrift über das Verhältniß des Staats zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870 gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkt und die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. Von Johann Friedrich Ritter von Schulte. Prag, Tempsky. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.
9. Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Hrn. Prof. Dr. Schulte. Von Joseph Feßler. Dritte Auflage. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Das vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf. Dargestellt von Joseph Feßler. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir kommen endlich zu des Kirchenfürsten von St.-Pölten, Joseph Feßler, zwei Schriften: „Die wahre und falsche Unfehlbarkeit der Päpste" (Nr. 9) und „Das vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf" (Nr. 10). Bischof Feßler war, soviel bekannt, der erste unter den deutschen Bischöfen, der entschieden und öffentlich für die Unfehlbarkeit des Papstes auftrat, und er setzt jetzt consequent dieses Geschäft fort — sich vortheilhaft unterscheidend von dem jetzt auch in Schriften für diese Unfehlbarkeit eifernden kirchlichen Fürsten in Mainz, Freiherrn von Ketteler, der erst von einer antiinfallibilistischen Verirrung zurückkehren mußte. Feßler ward für seine frühzeitigen Verdienste um die päpstliche Unfehlbarkeit auch mit dem höchsten Vertrauen in Rom beehrt, da ihn der Papst zum Generalsecretär des vaticanischen Concils ernannte. Betrachten wir uns seine schriftstellerischen Kundgebungen etwas näher.

Die erste der genannten Schriften ist gerichtet gegen Professor Schulte's Schrift: „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet". Schulte zeigt mit großem gelehrten Apparat und in drastischer Weise, mit welcher Tyrannei von der Unfehlbarkeit und dem Absolutismus der Päpste die Welt bedroht ist, und wie sehr die Beschlüsse des vaticanischen Concils auch in politischer Beziehung gefährlich sind. Dies ist nun den hierarchischen Machtträgern und Executoren sehr unbequem und in der Verfolgung ihrer Absichten störend; daher bemüht sich denn Feßler, die Schulte'schen Aufstellungen als gänzlich unbegründet zu widerlegen, wobei er nicht versäumt, Schulte bezüglich seiner Kenntnisse und seines guten Willens ein gar schlimmes Zeugniß auszustellen. Unser bischöflicher Verfasser will seinen Zweck besonders dadurch erreichen, daß er die Grenzen der päpstlichen Unfehlbarkeit möglichst einzuschränken und damit die Gefährlichkeit derselben zu verdecken, zu vertuschen sucht. Unfehlbar seien päpstliche Aussprüche nur, wenn sie ex cathedra geschehen, und als ex cathedra geschehend seien sie nur dann anzunehmen, wenn sie den Glauben oder die Sitten betreffen und an die ganze Kirche gerichtet sind. Demzufolge seien die von Schulte angeführten päpstlichen Aussprüche, Erlasse und Handlungen keineswegs als Ausflüsse eines unfehlbaren Lehramts zu betrachten, und die daraus abgeleiteten Gefahren, die dem Unfehlbarkeitsdogma aufgebürdet werden, seien chimärisch und willkürlich behauptet. Das Gebiet der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes sei ein viel begrenzteres, als die Gegner derselben anzunehmen belieben. Dies wäre nun eine sehr einfache und für manche ängstliche, aber doch kirchlich gesinnte Gemüther auch tröstliche Lösung der Schwierigkeiten. Allein die Sache läßt sich leider nicht so leicht erledigen, als der beschwichtigende Bischof es darstellt und selbst zu glauben scheint. Denn was wirklich Sache des Glaubens und der Sitten sei, ist keineswegs immer klar und zweifellos zu bestimmen, sodaß man daran ein sicheres Kriterium hätte, ob das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit in Anwendung gekommen sei oder nicht. Die Grenze ist insbesondere nicht leicht oder vielmehr unmöglich zu bestimmen dem unfehlbaren Papste gegenüber, der ja selbst den Dingen dogmatischen Charakter verleihen, d. h. sie ins Glaubensgebiet hineinziehen kann durch seine bloße Entscheidung, der insbesondere Sittengebote selbst schafft, da er die kirchlichen und päpstlichen Gebote und Verbote doch selbst als Gebiet des Sittlichen betrachtet und geltend macht. Dies geht schon daraus hervor, daß er seine Gebote unter einer Todsünde und deren Strafe den Gläubigen auferlegt. Der Papst also hat die Grenzen des Glaubens und der Sitten ganz in seiner Gewalt, und es ist daher objectiv keine sichere Grenze für die Ausdehnung derselben festzustellen, weil diese von seinem Willen abhängig ist.

Auch das zweite Kennzeichen einer unfehlbaren Entscheidung des Papstes, daß nämlich aus derselben hervorgehen müsse, der Papst wolle sein oberstes Lehramt für die ganze Kirche in Ausübung bringen, ist keineswegs sicher und leicht anzuwenden, da der Papst dies nicht immer ausdrücklich sagt und sich gewöhnlich in gewundenen, vieldeutigen Redeformeln zu ergehen pflegt, wovon die Vergangenheit so reichliche Beispiele liefert;

sodaß für die Theologen Stoff zu unermeßlichen Streitigkeiten gegeben ist und die theologische „Wissenschaft" voraussichtlich einer großen Blütezeit entgegengeht. Das einzig sichere Mittel, allen Zweifel von vornherein unmöglich zu machen und den Gläubigen die gerühmte Sicherheit in Glauben und Gewissen zu geben, bestände darin, daß der Papst seinen als unfehlbar gemeinten Entscheidungen stets beisetzte: ex cathedra. Allein die Päpste haben dies nie gethan und werden es voraussichtlich auch in Zukunft nicht thun. Aus guten Gründen. Denn bei dieser Unbestimmtheit befindet sich die päpstliche Autorität ganz wohl. Von den frühern päpstlichen Erlassen kann man zur Geltung bringen, was eben passend ist, und was Verlegenheit bereiten könnte, wenn es als unfehlbare päpstliche Entscheidung ex cathedra geltend gemacht würde, das läßt man fallen. Daher wird diese Methode auch wol für die Zukunft beibehalten werden, d. h. das ex cathedra wird von den unfehlbaren Entscheidungen wegbleiben. Denn ist dies nicht ausdrücklich beigefügt, so wird es der Kunst der Kanonisten und Theologen immer wieder gelingen, irgendeine päpstliche Entscheidung, wenn sie auch noch so klar bei ihrem Ursprung alle Merkmale einer Entscheidung ex cathedra an sich trug, wieder als solche hinwegzuraisonniren, wenn sie in theoretischer und praktischer Beziehung unhaltbar und unausführbar geworden ist. Man wird Zweifel erheben, dies und jenes Bedenken in formeller oder materieller Beziehung hegen, schließlich etwa gar die authentische, natürlich unfehlbare Interpretation des Papstes selbst für nothwendig erachten. So gibt der Papst fort und fort unfehlbare Entscheidungen von sich, ohne daß er riskirt, widerlegt und in seiner Autorität erschüttert zu werden. Die armen Gläubigen freilich sind durch diese päpstliche Unfehlbarkeit nicht zu größerer Klugheit und Gewißheit gebracht, als sie zuvor waren. Nur die päpstliche Autorität und Gewalt- und Willkürherrschaft ist vergrößert und verstärkt. Dabei ist noch zu bedenken, daß der Papst, wenn er nicht ex cathedra spricht, in derselben Sache ganz irrige Ansichten haben und aussprechen, ja geradezu ein Ketzer sein kann — nach dieser trefflichen Unfehlbarkeitstheorie. Ohnehin ist bekannt, daß er trotz seiner Unfehlbarkeit ein moralisch ganz schlechter Mensch sein kann und darf, und die Geschichte zeigt auch, daß es so manchen Unfehlbaren gab, dem man wegen seiner Unsittlichkeit oder Verworfenheit wahrlich nicht das Seelenheil eines Menschen oder der ganzen Menschheit hätte anvertrauen mögen. In der That, es lohnte sich der Mühe, daß den Menschen durch eine directe Erscheinung und Offenbarung Gottes Wahrheit und Heil gebracht wurde, wenn doch beides für die Menschen wieder einer so unsichern, zweideutigen, unreinen Vermittelung anvertraut ward, die, außerdem daß sie den Menschen keine wirkliche Gewißheit gewährt, auch noch das Opfer ihrer Vernunft und sogar ihres sittlichen Gefühls fordert!

Die Sache hat aber noch eine andere bedenkliche Seite, welche die bischöfliche Bemühung nicht thatsächlich beseitigen, sondern nur vertuschen konnte. Schulte hatte in seiner Schrift eine Reihe von Grundsätzen und Thatsachen angeführt, welche darthun sollten, wie gefährlich für Staaten, Völker, Fürsten u. s. w. der auf dem Concil dogmatisirte Absolutismus und die Unfehlbarkeit des Papstes seien. Dem gegenüber bemüht sich Feßler, eingehend und Punkt für Punkt zu zeigen, daß da überall nicht von Gegenständen der unfehlbaren päpstlichen Lehrgewalt die Rede sein könne, daß diese Grundsätze, Handlungen und Erlasse der Päpste nur Ausflüsse der obersten Gesetzgebungs- und Strafgewalt derselben seien. Allein die Bulle Unam sanctam von Papst Bonifacius VIII., welche die Hauptansprüche der Päpste in weltlicher Beziehung enthält, ist neuestens selbst von den deutschen Bischöfen als dogmatische anerkannt worden. Abgesehen davon aber nützen alle Anstrengungen unsers Verfassers deshalb nichts, weil er gerade jene päpstliche Sentenz, durch welche indirect alle päpstlichen Ansprüche und Handlungen der Päpste einen dogmatischen Charakter erhalten, nicht als undogmatisch hinwegzudeuten vermag. Im sogenannten päpstlichen Syllabus von Irrthümern von 1864 ist nämlich auch die Behauptung verworfen, daß die Päpste und die Concilien die Grenzen ihrer Gewalt überschritten haben. Der gläubige Katholik muß demnach annehmen, daß niemals eine solche Grenzüberschreitung von seiten der Päpste, auch nicht im Mittelalter, stattgefunden habe. Dieser Syllabus wurde aus öffentlichen päpstlichen Kundgebungen gesammelt und mit der Encyclica vom 8. December 1864 zugleich an die ganze Kirche als Norm des Denkens und Handelns gerichtet. Alle Bedingungen einer päpstlichen Entscheidung ex cathedra sind dabei erfüllt, und die Jesuiten und ihre Anhänger behaupten auch mit Entschiedenheit den dogmatischen, unfehlbaren Charakter dieser päpstlichen Kundgebung an die ganze Kirche. Feßler sucht zwar daran hin- und herzurütteln, wagt aber doch nicht entschieden, denselben, so unbequem er ihm ist, ganz in Abrede zu stellen. Es würde ja jedenfalls den Papst nur Ein Wort kosten, um diesen kathedralischen Charakter herzustellen, wenn er noch nicht da wäre. Dies nun ändert vollständig die Sachlage und macht alle Bemühungen Feßler's nutzlos. Allerdings ist es kein unfehlbares Dogma, wenn die Päpste Fürsten entsetzt, die Unterthanen vom Eid der Treue entbunden, Länder willkürlich verschenkt, die Venetianer ihrer Freiheit für verlustig erklärt und jedermann ermächtigt haben, dieselben zu Sklaven zu machen u. s. w. Allein wer hierin eine Ueberschreitung der geistlichen Gewalt der Päpste, einen Misbrauch derselben erblickt, der ist dennoch ein Ketzer; nicht weil diese päpstlichen Thaten als unfehlbare Dogmen zu gelten haben, sondern weil er gegen den dogmatischen unfehlbaren Ausspruch des Papstes sich verfehlt hat, der verbietet zu behaupten, daß die Päpste je etwas in Anspruch genommen oder gethan haben, wodurch die Grenzen ihrer rechtmäßigen Befugnisse überschritten wurden. Man hat also auf einem Umwege vollständig erreicht, was man wollte. Wer immer päpstliche Ansprüche und Handlungen kritisirt, als unberechtigt beurtheilt und darstellt, verfällt der Ketzerei, nicht weil diese Ansprüche und Handlungen selbst Dogmen seien, sondern weil er gegen die genannte päpstliche unfehlbare Sentenz sich vergeht. Die katholischen Geschichtschreiber werden sich in Zukunft danach zu richten haben. Der Versuch des Verfassers, zu beschwichtigen, kann also nicht als gelungen bezeichnet werden.

Dagegen ist ihm ein anderes gelungen. Es ist ihm gelungen, uns einen Blick thun zu lassen in den Abgrund, dem dieses päpstlich-hierarchische System zuführt; ein Abgrund voll intellectueller Finsterniß und moralischer Verwüstung. Es geschieht dies in wenigen, dem Anschein nach ziemlich unverfänglichen Worten. Nachdem er unter anderm bemerkt, daß „Gott es gewollt und angeordnet, daß in seiner Kirche der Papst und die Bischöfe lehren und regieren, die Laien aber gehorchen", und daß kein Laie sich für seine Auflehnung auf sein Gewissen berufen könne, da doch auch die Bischöfe und vor allem der Papst ein Gewissen haben, sagt er:

Was endlich das Wohl der Kirche betrifft, welches Hr. Dr. Schulte durch den augenblicklichen Willen der Hierarchie gefährdet erachtet, wer könnte glauben, daß es im 19. Jahrhundert mit der Kirche Gottes dahin gekommen sei, daß der Papst und die Bischöfe das Wohl der Kirche verrathen und Hr. Dr. Schulte es gegen sie in Schutz nehmen muß? Sind wirklich der Papst und die Bischöfe so von Gott verlassen, daß er sie alle miteinander in eine so gefährliche Irrlehre versinken läßt? Hat etwa der Herr seine Verheißungen vergessen? Kann er sie je vergessen und seine Kirche dem Verderben preisgeben?

Nun denn, was hier vom Papste und den Bischöfen des 19. Jahrhunderts gesagt ist, das muß nothwendig auch von den Bischöfen und vor allem von den Päpsten aller Jahrhunderte gelten; denn nie kann ja Gott seine Kirche verlassen, seine Verheißungen vergessen haben! So muß demnach alles ohne Urtheil blindlings als wahr, recht, gut hingenommen werden, was die Papstgeschichte aller Jahrhunderte bietet, es darf nie angenommen werden, daß die Päpste etwas gethan, was das Wohl der Kirche gefährdet hat, denn da müßte ja zugleich angenommen werden, daß Gott seine Kirche verlassen habe! Dem Papste und den Bischöfen gegenüber muß jedermann sein Geistesauge sich ausreißen und wegwerfen und urtheilslos und blindlings alles als göttlich hinnehmen, was ihnen beliebte. Selbst sein Gewissen, sein sittliches Gefühl und Erkennen muß er verleugnen und alle Greuel und Laster der Päpste als unschuldiges Spiel oder geradezu göttliche Fügung hinnehmen; denn würde er dies nicht thun, sondern in sittlicher Empörung sich tadelnd dawider äußern, so wäre dies offenbar eine Auflehnung gegen die göttliche Autorität, Unglaube gegenüber der göttlichen Verheißung und Führung der Kirche. Menschliche Herrschsucht und Laster hüllen sich in den Mantel göttlicher Autorität und müssen als eitel Frömmigkeit und göttliche Wirksamkeit angenommen und verehrt werden!

Wir und viele mit uns achten Vernunft und Gewissen höher als die Ansprüche römischer Herrschsucht und einer durch fortgesetzten Trug begründeten absoluten Autorität. Wir werden die Dinge nach ihrer wahren Natur beurtheilen und durch kein Blendwerk, das göttlichen Schein erborgt, uns täuschen lassen. Nach den Thaten ist diese kirchliche Autorität zu beurtheilen, die sich als göttliche Offenbarung hinstellt. Vernunft und Gewissen sind bessere Führer der Menschen, von höherer Abstammung als diese hierarchische Kirchenautorität und weniger dem Misbrauch ausgesetzt. Wenn so viel declamirt wird gegen die menschliche Vernunft und Freiheit, weil sie z. B. in der Französischen Revolution von rohen, zum Wahnsinn exaltirten Massen als Schild rohen Unfugs misbraucht wurden, was ist dann erst zu sagen gegen die vorgebliche göttliche Offenbarung und Autorität der römischen Kirche, die nicht im Taumel der Aufregung, sondern mit ruhiger Ueberlegung und systematisch Jahrhunderte hindurch durch Menschen, die oft an Unsittlichkeit jenen rohen Massen nichts nachgaben, ihre Herrschaft begründeten und ausübten?

Auch die zweite der genannten Schriften des Bischofs von St.-Pölten: „Das vaticanische Concilium" u. s. w., ist gegen Prof. Schulte gerichtet. Dieser hat nämlich eine Broschüre publicirt: „Das Unfehlbarkeitsdecret vom 18. Juli 1870 auf seine kirchliche Verbindlichkeit geprüft", in welcher er den ökumenischen Charakter des vaticanischen Concils bestreitet. Feßler sucht nun zu zeigen, daß dieses vielmehr alle Merkmale eines allgemeinen Concils vollständig an sich trage. Er beginnt mit der sein Geschäft sehr erleichternden Bemerkung, daß es keine gesetzliche Norm, keine autoritative Bestimmung gebe, wie ein Concilium beschaffen sein müsse, um als ein ökumenisches oder allgemeines in der Kirche zu gelten. Er fährt fort:

Wol aber hat sich die Wissenschaft der Theologie und des kanonischen Rechts von jeher mit diesem Gegenstande befaßt, und es sind hierdurch gewisse Merkmale festgesetzt und allgemein recipirt worden, die sich theils aus der Natur der Sache ergeben, theils aus dem genauen Studium der von der katholischen Kirche anerkannten allgemeinen Concilien ermittelt und abgeleitet werden können. Im Hinblick hierauf werden folgende Gesichtspunkte ins Auge zu fassen sein: die Berufung des Conciliums, die Zahl und Beschaffenheit der Mitglieder des Conciliums, der Vorsitz auf demselben, die Verhandlungsgegenstände desselben, die Behandlungsweise, die förmliche Beschlußfassung, die Bestätigung.

Indem der Verfasser das vaticanische Concilium unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, wird manches Interessante von ihm beigebracht und seine Schrift zu einem schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte dieses Concils, wenn auch seine Auffassung allenthalben an Befangenheit leidet. So z. B. über die Zahl und Beschaffenheit der Mitglieder des Concils. Wir erfahren, daß aus den fernsten Gegenden, aus Australien, Südafrika, Ostindien, China, Japan u. s. w., Bischöfe nach Rom gekommen waren. Diese hochachtbaren Männer, die größtentheils ein beschwerliches, oft auch gefahrvolles Leben unter rohen Völkern zu führen haben, können von unserer Seite bereitwilliger achtungsvoller Anerkennung ihrer Verdienste versichert und nur willkommen sein, wenn sie Europa einen Besuch abstatten. Wenn aber die Kirchenvorsteher der Hottentotten und Kaffern, der Vandiemensländer, Marquesas-Insulaner u. s. w. nach Rom kommen, um über europäische und insbesondere deutsche Wissenschaft und Civilisation ein Verdammungsurtheil zu sprechen und einen kirchlichen Damm dagegen aufzuführen; wenn sie die Herrschaft des Papstthums über Staaten und Regierungen aufrichten und diese unter das hierarchische Joch beugen wollen, dann werden wir dies zurückweisen und ihnen sagen, es sei ihre Aufgabe, intellectuelle und sittliche Bildung zu verbreiten, nicht sie zu hemmen, die wilden außereuropäischen Völker zur Cultur zu führen, nicht Europa in die Barbarei zurückstoßen zu helfen.

Ueber einen wichtigen Punkt geht der Verfasser ungewöhnlich rasch hinweg. Zur Zeit des vaticanischen Concils war vielfach davon die Rede und beklagt, daß

die Bischöfe in partibus, die ohne Diöcesen sind und keine gläubige Heerde zu vertreten haben, ebenso gut Stimmrecht haben und zur Entscheidung ebenso viel beitragen können wie Bischöfe mit Diöcesen von einer Million und noch mehr Seelen. Der Verfasser sagt kurz: „Die Entscheidung fiel mit vollem Recht dahin aus, daß kein wirklicher und rechtmäßiger Bischof, sei er mit oder ohne Diöcese, von der Theilnahme an einem allgemeinen Concilium auszuschließen sei." Wir glauben auch „mit Recht" nach katholisch-hierarchischem System. Der Verfasser hätte nur den Grund frei heraussagen sollen. Es ist kein anderer als der, daß nach hierarchischer Auffassung eben die Gläubigen einer Diöcese nur eine Heerde Schafe sind, denen neben dem Hirten keine Stimme zukommt. Sie können daher der Stimme ihres Hirten keinerlei Verstärkung geben, denn eine Million Gläubiger ist ebenso recht- und stimmlos wie hundert, es ist dabei nur die passive Heerde größer. Bischöfe ohne Diöcesen und Heerden müssen daher gerade so viel Gewicht haben wie solche mit der größten Heerde. Man spreche dies nur frei aus; wir wissen ja trotz aller Verschweigung doch den wahren Grund der fraglichen Entscheidung!

Ueber die „Verhandlungsweise auf dem vaticanischen Concil" ergeht sich der Verfasser in längern Ausführungen, indem er den Unterschied von Generalcongregation und öffentlicher Sitzung auseinandersetzt, den Ort beschreibt, wo beide stattfanden, die Geschäftsordnung vom 27. November 1869 und die nachträglichen Bestimmungen dazu im Decret vom 20. Februar 1870 nach ihrem Hauptinhalte angibt und hierauf zur Darstellung der wirklichen Concilsthätigkeit übergeht, welche in den Commissionen, in den Generalcongregationen und feierlichen Sitzungen ihren Verlauf nahm. Die Behandlungsweise ist aber durchaus eine nur formalistische, die über das Sachliche und insbesondere über Geist und Tendenz der Concilsverhandlungen keinen Aufschluß zu geben vermag. Es werden nur Zahlen und formale Data, selten Namen angegeben. Es wird z. B. angegeben, wie viel Bischöfe in den wichtigen Vorberathungscommissionen aus den verschiedenen Ländern, Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w., thätig waren, woraus die hohe Unparteilichkeit hervorgehen soll, die in Rom gewaltet habe. Allein eine Angabe der Namen der Bischöfe hätte gezeigt, daß z. B. aus Deutschland nur solche Bischöfe in diese Commissionen Zutritt fanden, die entweder geradezu in Rom bei den Jesuiten gebildet waren oder sich diesen doch enge angeschlossen hatten — woraus man auf den Geist schließen mag, der in denselben herrschte. Aus dem Zahlenverhältniß der Redner in den Generalcongregationen geht hervor, daß verhältnißmäßig die französischen Bischöfe am meisten sprachen, die deutschen im Verhältniß zur Seelenzahl, die sie vertraten, vielleicht am wenigsten. Leider schwiegen sie auch da, wo es am meisten ihre Aufgabe gewesen wäre, den Mund aufzuthun, als es sich darum handelte, ob der geistesmörderische, alles Recht der Wissenschaft vernichtende Beschluß (vom 24. April 1870) über das Verhältniß von Autorität und Wissenschaft gefaßt werden solle oder nicht. Es war um so mehr ihre Aufgabe, bei den Verhandlungen hierüber das Hauptwort zu führen, da, wie längst bekannt, der fragliche Beschluß hauptsächlich der deutschen Wissenschaft galt, die Bindung des wissenschaftlichen Lebens bei den Katholiken Deutschlands zum Zweck hatte, ja noch mehr — speciell und namentlich gegen zwei deutsche Autoren, G. Hermes und den Referenten, gerichtet war. In der betreffenden dogmatischen Commission saßen neben einer Menge Bischöfen aus allen Gegenden aus Deutschland nur zwei Bischöfe: der römische Jesuitenzögling Bischof Senestrey von Regensburg, der von der deutschen Wissenschaft so viel versteht wie der Blinde von den Farben, und der Bischof Martin von Paderborn, der Schützer und zugleich der Schützling der Jesuiten, die in Westfalen ihr Gelobtes Land haben; dazu noch ein paar bischöfliche Fürsten aus Oesterreich, von denen natürlich von vornherein sicher ist, daß sie der deutschen Wissenschaft fremd seien, da sie sonst nicht zu solcher Würde gelangt wären. Als in der Generalcongregation die Sache verhandelt wurde, hatten sich speciell bezüglich des vierten Kapitels, das vom Verhältniß von Autorität und Wissenschaft handelt, nur zwölf Redner gemeldet, und zwar sechs aus Italien, drei aus Frankreich, einer aus Spanien, einer aus der Schweiz und der Ordensgeneral der Minimi! Die deutschen Bischöfe blieben stumm hierbei; sie wußten bisher nur als gefügige Werkzeuge Roms gegen die deutsche Wissenschaft sich gebrauchen zu lassen; so gegen Hermes, gegen Günther und gegen den Referenten. Freilich hatten ihnen speciell in dieser Angelegenheit die katholischen Gelehrten Deutschlands bei ihrer Versammlung unter dem Vorsitz von Döllinger's im Jahre 1863 ein schlimmes Beispiel durch das obenerwähnte Unterwerfungsdogma gegeben.

In der Schlußbemerkung kommt der Verfasser auf Schulte's Einwendungen gegen die Oekumenicität zurück und findet natürlich, daß dieselben alle ohne Bedeutung seien. Die Geschäftsordnung mit den spätern Zusätzen findet er ganz in der Ordnung, zumal auch hierüber gar keine herkömmliche gesetzliche Bestimmung bestehe. Daß man in der Concils-Aula die Redner nicht verstehen konnte, ist ihm kein Hinderniß der Oekumenicität, denn nirgends ist in der That vorgeschrieben, daß der Versammlungsraum für die Bischöfe so beschaffen sein müsse, daß die Concilsväter sich einander verstehen! Die Forderung einer wenigstens moralischen Majorität bei der Abstimmung weist er ebenfalls zurück als eine zu unbestimmte, da ganz ungewiß ist, wo moralische Einstimmigkeit anfange oder aufhöre. Und vor allem betont er das entscheidende Factum, daß nachträglich die Bischöfe insgesammt sich unterworfen. In der That, es bedarf unsers Erachtens nicht einmal der rein formalistischen Darstellung des Verlaufs des Concils, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß sich gegen die Oekumenicität desselben nichts Entscheidendes einwenden läßt. Ganz feste, sichere Normen für ein Concil, das als allgemeines gelten soll, sind nicht vorhanden, und wenn sie auch da wären, so würde das Concil und der Papst selbst als höchste Instanz sie umgehen oder ändern können, ohne daß die Heerde der Gläubigen etwas dawider sagen dürfte. Die Minorität der Bischöfe hat zwar gegen manches gemurrt und sich aufgehalten, aber nichts Entscheidendes dagegen vorzunehmen gewagt, sich in alle Formen, insbesondere der Geschäftsordnung gefügt, und schließlich haben sich alle wenigstens nachträglich unter-

worfen. Was können da Gläubige, die auf katholischem Standpunkt verharren wollen, noch dagegen thun? Müssen sie sich doch schon in alles willenlos fügen, was Papst und Bischöfe beschließen und befehlen, wenn sie nicht in einem allgemeinen Concil vereinigt sind! Wir unsererseits haben also gegen die Oekumenicität des vaticanischen Concils nichts einzuwenden, obwol wir wissen, daß alles im Grunde nur ein Schauspiel war vor der Welt, um die absolute Willkür des Papstes zu verhüllen, wobei alles von vornherein fertig und keine Gelegenheit und Möglichkeit mehr gegeben war zu einer erfolgreichen Opposition. Wollte diese wirklich etwas erreichen, so hätte sie eben Ernst machen sollen mit dem Widerstand gegen die ganze römische Concilsveranstaltung selbst. Trotz der Oekumenicität halten wir aber alle diese Beschlüsse für null und nichtig, weil sie die Competenz eines Concils überschreiten. Es hat einen Sinn, irgendwelche Gesetze für das äußere Leben, für Disciplin und Cultus durch Stimmenmehrheit zu bestimmen, aber es ist widersinnig, durch Stimmenzahl entscheiden zu wollen über ewige Wahrheiten und Ideen, bestimmen zu wollen, was wahr und falsch, gut und böse sei. Auch die alten Sophisten und die neuern Materialisten behaupten, es gebe keine ewigen Wahrheiten, sondern was wahr und falsch, gut und böse sei, das werde durch menschliches Uebereinkommen, oder durch äußere Gewalt, oder sonst auf conventionellem Wege festgestellt. Sie haben ebenso unrecht wie der Papst und sein Concil. Diese behaupten zwar, daß der göttliche Geist sie direct leite und in alle Wahrheit einführe; allein dies ist nur eine Behauptung, die durch nichts bewiesen wird, wol aber durch Thatsachen widerlegt ist. Ich erinnere nur an eine auffallende Thatsache dieser Art: das Zinsenverbot. Das Verbot des Leihens von Geld auf Zinsen wurde als ewiger, absolut gültiger Bestandtheil des göttlichen Gesetzes mit der größten Bestimmtheit und Strenge in der Kirche geltend gemacht; außer vielen Päpsten haben auch sechs allgemeine Concilien dieses Verbot als einen wesentlichen Bestandtheil des geoffenbarten göttlichen Sittengesetzes aufgestellt und sanctionirt. Dennoch hat man dieses Verbot jetzt preisgegeben. Nicht blos die Gläubigen dürfen dasselbe ohne weiteres übertreten, der Papst selbst fordert die Gläubigen auf, ihm Geld auf Zinsen zu leihen, verleitet sie also zu dem, was früher zu erlauben für ketzerisch galt und was früher zu thun die Excommunication und Versagung des kirchlichen Begräbnisses nach sich zog. So verhält es sich mit dieser göttlichen Offenbarung durch die ökumenischen Concilien. Vollends dem Papste die unbedingte Herrschaft über Vernunft und Wissenschaft zuzuerkennen, kann nur als eine Abenteuerlichkeit erscheinen und hat selbst schon längst seine Widerlegung gefunden, z. B. durch die grausame und doch fruchtlose Verfolgung des copernicanischen Weltsystems, das der Papst als eine der Heiligen Schrift gänzlich widersprechende und ketzerische Lehre verdammte und verfolgte und das er jetzt doch selbst als Wahrheit zugeben muß.

J. Frohschammer.

Feuilleton.

Bernhard Scholz.

Ein talentvoller deutscher Dramendichter ist aus dem Leben geschieden: am 11. December vorigen Jahres starb zu Wiesbaden an einem Herzleiden Bernhard Scholz, der Verfasser der Bühnendichtungen „Maske für Maske", „Eine moderne Million" u. s. w., ein Schriftsteller von geistiger Eigenartigkeit und schätzenswerther dichterischer Anlage. Im Jahre 1831 zu Wiesbaden geboren, besuchte er nacheinander die Universitäten Marburg, Bonn und München und schlug nach absolvirten Studien die publicistische Laufbahn ein, indem er im Jahre 1856 mit tüchtigen Beiträgen zu der damaligen „Nassauischen Allgemeinen Zeitung" glücklich debutirte. Von seiner Vaterstadt Wiesbaden im Jahre 1857 nach Wien übergesiedelt, betheiligte er sich daselbst literarisch an der „Donau-Zeitung", der „Glocke" und dem „Fremdenblatte" und redigirte eine Zeit lang das letztgenannte Blatt mit großem Geschick. Der österreichisch-preußische Krieg vom Jahre 1866 vertrieb ihn aus den kaiserlichen Staaten; er wendete sich nach Wiesbaden zurück. Dort war die Gründung des „Rheinischen Kurier" größtentheils sein Werk. Das Blatt wurde bekanntlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit das gelesenste in Nassau und verschaffte dem strebsamen Scholz den Namen eines ausgezeichneten Publicisten. In die dramatische Arena trat der nun Verstorbene im Winter des Jahres 1869, und zwar mit einer bereits früher von ihm verfaßten Dichtung, dem obenerwähnten Schauspiele: „Maske für Maske", welches am münchener Hoftheater günstige Aufnahme fand und von dort aus sich den Weg über die bedeutendsten deutschen Bühnen bahnte. Scholz ließ diesem an psychologischen und dialogischen Feinheiten reichen Schauspiele außer andern dichterischen Werken, wie „Hans Waldmann", namentlich sein Stück „Eine moderne Million" folgen, welches ebenfalls Erfolge auf verschiedenen Bühnen erzielte. Diese beiden Stücke des Dichters bilden seine werthvollste literarische Hinterlassenschaft.

Notizen.

Von Otto Müller's Romanen und Novellen erscheint in Krabbe's Verlag in Stuttgart eine Gesammtausgabe, welcher außer den beliebten ältern Werken dieses Autors auch ein neuer Roman: „Vetter Hamlet", einverleibt werden wird.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Unterhaltungsschriften liegt in neuen Auflagen vor; so namentlich die im Verlag von E. Hallberger in Stuttgart erschienenen Romane: „Maria Mancini" und „Der Revolutionär" von Julius Grosse; die sieben Erzählungen: „Der Regenbogen" von Wilhelm Raabe, die Novelle: „Unlösliche Bande" von Karl Detlef.

In einer zweiten vermehrten Auflage ist das interessante Werk von Adolf Stahr und Fanny Lewald: „Ein Winter in Rom", erschienen, wol das letzte Werk, wie Stahr in der Widmung an den Gesandten Kurt von Schlözer schreibt, das über das päpstliche Rom in der Hauptstadt des Papa-Re geschrieben worden ist. Stahr hat in der neuen Auflage wenig oder nichts zu verändern gefunden; wol aber hat es ihn tief ergriffen, bei der Durchsicht desselben zu gewahren, wie seine an mehr als einer Stelle in demselben ausgesprochenen hoffnungsvollen Aussichten für die Zukunft Roms und unsers Vaterlandes eine so überraschend schnelle und glorreiche Bestätigung und Erfüllung gefunden haben.

„Falstaff und seine Gesellen" von Paul Konewka, Text von Hermann Kurz (Strasburg, Schauenburg), bringt uns ein nachgelassenes Werk des berühmten Zeichners und Silhouettenschneiders, dessen Biographie Hermann Kurz mit Wärme erzählt. Die Silhouette war sein besonderes Herr-

schaftsgebiet; die beträchtliche Anzahl seiner in dieser kurzen Zeit veröffentlichten Meisterstücke schwarzer Kunst sind nur ein geringer Theil dessen, was er mit überfließender Leichtigkeit um sich streute. Eine staunenswerthe Raschheit genialer Erfindung zeichnete ihn in seltener Weise aus. Seine bisjetzt veröffentlichten, allgemein freudig begrüßten Werke sind: Bilder zu deutschen Volksliedern, der Spaziergang aus Goethe's „Faust", zwölf Blätter zum „Faust", die in Deutschland, England und Amerika gefeierten Bilder zu Shakspeare's „Sommernachtstraum"; Beiträge zu G. Weise's deutschen Bilderbogen, dann das köstliche Bilderbuch für Kinder, der schwarze Peter genannt. Seine letzte Arbeit war das schöne Bild in „Daheim" zu dem Volksliede: „O Strasburg, o Strasburg, du wunderschöne Stadt", das Bild des sterbenden Reiters.

Die Falstaff-Bilder, die sich zu den Bildern des „Sommernachtstraum" gesellen, üben eine sehr erheiternde Wirkung aus. Konewka sprach es selbst als seine Ueberzeugung aus, daß seine Shakspeare-Gestalten noch nach vielen Jahren lebensfähige, maßgebende und feststehende Typen sein würden.

Wir können ihm nur recht geben, wenn wir Herrn Schaal und Herrn Stille, Herrn Poins und Jungfer Dortchen, den Vater des Humors, den Renommisten Pistol, Falstaff und den Prinzen selbst ins Auge fassen, wie sie die Silhouettenschere Konewka's verewigt hat. Der Text von Hermann Kurz enthält sehr frische und muntere Glossen zu Shakspeare, hin und wieder auch literarhistorische Erörterungen über die Fundgruben der Shakspeare'schen Charaktere, wie wir sie von einem so tüchtigen Shakspeare-Forscher erwarten dürfen.

Bibliographie.

Allmers, H., Römische Schlendertage. 3te durchgesehene und stark vermehrte Aufl. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Baccioccо, F. A., Die neuen Schreckenstage in Paris. Teschen, Prochaska. 1871. 16. 12½ Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 34ster Bd.: Wilhelm Tell. Schauspiel von F. Schiller. Mit Einleitung, dem alten Volksschauspiel von Uri, und Erklärungen herausgegeben von M. Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 10 Ngr.

Bowitsch, L., Naturbilder. Neutitschein, Enders. 1871. 8. 16 Ngr.

Brand's, S., Narrenschiff in neuhochdeutscher Uebertragung von Karl Simrock. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 4 Thlr.

Brief an Döllinger von einem Laien der russischen Orthodoxen-Kirche aus Moskau. Berlin, Behr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Buchwald, O., Vergeltung. Erzählung. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Bufalo, E. del, Conradin von Hohenstaufen. Drama. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Christnacht. Die heiligen drei Könige. Zwei Weihnachtsspiele mit Vorspiel und Musikbeilagen. Regensburg, Manz. 1871. 8. 13½ Ngr.

Conzen, H., Agricultur und Socialismus. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Nebst einem Anhang. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1872. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von Frater Hilarius. 57ster Jahrgang. Darmstadt, G. G. Lange. 1871. Gr. 16. 2 Thlr.

Cramm, B. v., Erinnerungen eines Delegirten der freiwilligen Krankenpflege vor Metz 1870. Gera, Köhler. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Das Hausgesetz. Novelle. Gera, Köhler. 1871. 8. 15 Ngr.

Denk, O., Blumen aus dem Gottesgarten. Religiöse Dichtungen. Gepflückt und zu einem Strauße gebunden. Deggendorf, Krüll. 1871. 16. 10 Ngr.

Duill, G., Die Förstersfrau. Ein erzählendes Gedicht. Leipzig, Ruhl. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter Carl IX. Mit Anmerkungen herausgegeben. Leipzig, Wöller. 1 Thlr. 10 Ngr.

Evers, M., Deutschlands Siegesjahr 1870—1871. Poetisches Kriegstagebuch. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eyßelein, A., Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren 1870/71. Nürnberg, Schrag. 1871. 8. 21 Ngr.

Fichtenhain, A., Epheukranz. Gedichte. Graz, Meser. 8. 24 Ngr.

Formey, A., Himmelan! Geistliche Lieder. Dessau, Reißner. 16. 5 Ngr.

Friedrich, J., Tagebuch. Während des vaticanischen Concils geführt. Nördlingen, Beck. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gaßmann, T., Märchenkönig und sein Wunderreich. Weihnachtsmärchen mit Gesang, Tanz und Evolutionen. Hamburg, Richter. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gallerie biographischer Denkmale. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen aller Völker und aller Zeiten. 1ste Serie. 1stes und 2tes Bdchn. und 2te Serie. 1stes und 2tes Bdchn. Halle, Hendel. 16. à 5 Ngr.

Gampe, T., Peter und Alexei. Tragödie. Chemnitz, Focke. 1871. 8. 15 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Vom Baum der freien Erkenntniß. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Görbersdorf wie es weint und lacht. Trauriges Heldengedicht in scheußlichen Versen. Scherzweis in Reimlein gebracht von einem fahrenden Sänger. Durch einen Freund und Kupferstecher mit wunderlieblichen Abbildungen versehen. Görbersdorf. 8. 10 Ngr.

Goethe's Sprüche in Prosa. Zum ersten Mal erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von G. v. Loeper. Berlin, Hempel. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, H., Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grosse, J., Meister Dürers Erdenwallen. Ein Geburtstag aus seinem Leben. Dramatisches Charakterbild. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 15 Ngr.

Halfmann, C., Friedens-Klänge, geistliche Dichtungen. Ruhrort, Andreae u. Comp. 1871. 8. 5 Ngr.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung mit 10 Gesängen. 3te, durchgehends neu verbesserte Aufl. Hamburg, Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Hartmann, E. v., Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewussten. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartwig, G., Das Leben des Luftmeeres. Populäre Streifzüge in das atmosphärische Reich. 1ste Lief. Wiesbaden, Bischkopff. Gr. 8. 10 Ngr.

Haus-Theater. Nr. 6: Unter dem Weihnachtsbaum. Genrebild von R. Jonas. Leipzig, Thiele. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848. 3ter Bd. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. Prag, Tempsky. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herbst, Paula, Heimathlos. Roman. 3 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Herrmann, A., Zeitklänge. Nachtrag zu den Echoklängen aus Venusia und freien Klangspielen. Anhang: Lateinische Kaiser-Ode und Helden-Epigramme. Leipzig, Schulze. 1871. 16. 8 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Deutsch von V. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 16. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Deutsche Kriegs- und Sieges-Chronik 1870—1871. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In 3 Thln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Thlr. 15 Ngr.

Hick, G., Die Parias der Gesellschaft. Roman. Mit einem Vorwort von Gustav vom See. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hinschius, P., Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vatikanischen Koncils. Berlin, Guttentag. 1871. Lex.-8. 15 Ngr.

Hoffmeister, H., Gustav Adolf der Retter deutscher Glaubensfreiheit. Ein historisches Heldengedicht. Berlin, Henschel. 1871. 8. 20 Ngr.

— — Charakter-Bilder klassischer Frauen-Gestalten. Berlin, Henschel. 1871. Br. 8. 20 Ngr.

Hofmann, J. C. K. v., Die Universitäten im neuen deutschen Reich. Rede. Erlangen, Deichert. 1871. 8. 4 Ngr.

Hofmann's, F., frödliche Heldengedichte. Nr. 1. Die Eselsjagd. Leipzig, Wartig. 16. 5 Ngr.

Holtei, K. v., Nachlese. Erzählungen und Plaudereien. 3ter Bd. Breslau, Trewendt. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoeppl, C., Sakontala. Lyrisches Drama. 2te Aufl. Wiesbaden, Limbarth. 16. 24 Ngr.

Holtzendorff, F. v., Das deutsche Reich und die Constituirung der christlichen Religionsparteien auf den Herbstversammlungen im Jahre 1871. Ein Vortrag. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Honegger, J. J., Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. 3ter und 4ter Bd. Das Julikönigthum und die Bourgeoisie. 1ster und 2ter Thl. Leipzig, Weber. 1871. Gr. 8. à 3 Thlr.

Horn, O., Jugendliebe. 4 Novellen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Huyssen, G., Bilder aus dem Kriegsleben eines Militär-Geistlichen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870 und 71. Kreuznach, Maurer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jähns, M., Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhistorische Monografie. 1ster Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Jahrbuch religiöser Poesien herausgegeben von J. Sturm. Jahrgang 1871. Wiesbaden, Niedner. 1871. Lex.-8. 16 Ngr.

Jensen, W., Gedichte. Neue Ausgabe. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Trimborn u. Comp. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 16. 20 Ngr.

Isenkern, V., Priesterthum und Cölibat. Roman. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaiser, F., Unter 15 Theater-Directoren. Bunte Bilder aus der Wiener Bühnenwelt. Wien, v. Waldheim. 1871. 16. 20 Ngr.

Kaufmann, A., Unter den Reben. Lieder und erzählende Gedichte. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 1 Thlr.

Kleist, H. v., Die Herrmannsschlacht. Drama. Neue Bearbeitung nebst Einleitung von R. Genée. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 25 Ngr.

Köberle, G., Alles um ein Nichts. Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 2 Thlr.

Kopp, J. E., Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Nach Kopp's Tode von A. Lütolf und A. Busson. 2ter Bd. Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heil. römischen Reiches 3tes Buch. König Rudolf und seine Zeit. 2te Abth.: Die besondern Zustände der obern Lande. 2te Hälfte. 3ter Abschnitt: Des Reiches Verhältnisse in Italien und des Königs Ausgang. Von A. Busson. Berlin, Weidmann. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Linnig, F., Germanismus und Romanismus oder über den Einfluss des germanischen Elements auf die romanischen Völker im Anfang des Mittelalters. Paderborn, Schöningh. 1871. Gr. 4. 10 Ngr.

Martin, H., Ein zweites Buch der Weisheit und Wahrheit. 1000 didaktische Gedichte. Dresden, Jänicke. 1871. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Preusker, K., Lebensbild eines Volksbildungsfreundes. Selbstbiographie. 1786—1871. Leipzig, Hinrichs. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von der Dritten Armee.

Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—1871.

Von

Paul Hassel,

Docenten der Geschichte an der Universität in Berlin,
zur Zeit des Kriegs Berichterstatter im Hauptquartier der Dritten Armee.

Mit 10 Blättern in Farbendruck

nach Originalaufnahmen von

Hauptmann Grafen H. von Seckendorff.

8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dem Verfasser dieses Werks, das von den Thaten der Dritten deutschen (Süd-) Armee im deutsch-französischen Kriege berichtet, war ein reicheres Quellenmaterial zugänglich als den bisherigen Geschichtschreibern des jüngsten Kriegs. Außerdem befand er sich in der günstigen Lage, den Stoff meist aus eigener Beobachtung zu schöpfen, was seinen Darstellungen den Reiz ursprünglicher Frische verleiht.

Die beigegebenen 10 Abbildungen, nach Aquarellskizzen des Grafen von Seckendorff, welcher dem Hauptquartier als Adjutant attachirt war, in Farbendruck ausgeführt, vergegenwärtigen die landschaftliche und architektonische Scenerie und bilden einen künstlerischen Schmuck der Darstellung.

So empfiehlt sich das elegant ausgestattete Werk, dessen Widmung der Kronprinz des Deutschen Reichs angenommen hat, besonders auch als ein werthvolles und gediegenes Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Sechster Band.

Dichtungen von Hans Sachs.

Dritter Theil. Dramatische Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der dritte Theil von Hans Sachs' Dichtungen enthält eine Auswahl seiner dramatischen Gedichte, insbesondere der berühmten Fastnachtspiele und Komödien, die anerkanntermaßen zu dem Besten zählen, was nicht allein das sechzehnte Jahrhundert, sondern auch die folgende Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Wie der erste und zweite Theil der vorliegenden Ausgabe ist auch der dritte von einer ausführlichen literarhistorischen Einleitung des Herausgebers und von sprachlichen Erläuterungen begleitet.

Inhalt des 1.—5. Bandes:

1. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil. (Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Lienhart Kulman. Jakob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Meckel.)
3. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil. (Bartholomäus Krüger. Jakob Ayrer.)
4. Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil. Geistliche und weltliche Lieder.
5. Dichtungen von Hans Sachs. Zweiter Theil. Spruchgedichte.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammtausgabe.

In 20 Bändchen. 8. Elegant ausgestattet und broschirt. Preis jedes Bändchens nur 5 Sgr.

Schließt sich in Format und elegantester Ausstattung an die Classiker-Ausgaben von F. A. Brockhaus und des Bibliographischen Instituts an.

Bereits erschienen: Zopf und Schwert. — Uriel Acosta. — Werner oder Herz und Welt. — Königslieutenant. — Pugatschew. — Urbild des Tartüffe. — Ella Rose. — Patkul. — Ein weißes Blatt. — Philipp und Perez. —

Alle 14 Tage erscheint ein weiteres Bändchen.

Brachvogel, A. E., Narciß. Trauerspiel. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Eleg. brosch. 24 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt des Schwindels.

Geschichtliches Lustspiel

von

Rudolf Gottschall.

8. Geh. 15 Ngr.

Der Verfasser geißelt in diesem Lustspiel mit satirischer Schärfe den Börsenschwindel und den Materialismus, indem er die Epoche der französischen Regentschaft, die Zeit eines John Law und Philipp von Orleans, der Gegenwart als Spiegelbild vorhält. Das Stück kam bereits an mehrern Theatern zur Aufführung.

„Die Welt des Schwindels" bildet das achte Bändchen von Gottschall's „Dramatischen Werken". Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

Die Bändchen I—VII enthalten:

I. Pitt und Fox. Lustspiel.
II. Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel.
III. Die Diplomaten. Lustspiel.
IV. Der Nabob. Trauerspiel.
V. Katharina Howard. Trauerspiel.
VI. König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel.
VII. Herzog Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel.

Verlag von F. Henschel, Berlin.

Friedrich Schiller.

Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt

von

Dr. P. W. Schmidt.

Eleg. cart. 15 Sgr.

Dieses Buch bildet einen neuen Commentar zu Schiller's Werken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1872.

Neue Dramen.

1. Dramatische Werke von G. Conrad. Erster Band. Bremen, Strack. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den neuern dramatischen Schriftstellern in Deutschland hat G. Conrad einige Aufmerksamkeit erregt, und nicht nur deswegen, weil er ein preußischer Prinz (Prinz Georg), sondern in der That auch, weil er in seinen Arbeiten ein unverkennbares Talent zu Tage legt. Seine „Dramatischen Werke", von denen uns der erste Band vorliegt, bekunden das in überzeugendster Weise. Seine Dramen können zwar durchaus nicht als vollendete Meisterwerke gelten, sind oft im Stoff vergriffen und lassen einen ausgeprägten Stil, eine entschieden ausgesprochene Richtung vermissen, aber sie verrathen einen wirklichen Fonds von Poesie, anziehendem Geist und eine Gestaltungskraft, die man keineswegs wird gering anschlagen dürfen. Auffallend ist bei diesem erlauchten Dichter vor allem eine Unentschiedenheit der Schule, ein Schwanken zwischen der Romantik und der Classicität. Hier an Goethe und die Antike in ruhiger Stellung sich anlehnend, finden wir ihn dort in den wunderlichen Fußstapfen Tieck's, Brentano's und Achim von Arnim's in der mondbeglänzten und unheimlichen Zaubernacht ziemlich curiose Gänge und Sprünge machen. Die Muse unsers hohen Verfassers hat noch keine feste Haltung, keine Abklärung, keine sichere Straße gefunden. Sie läuft noch einigermaßen in der Irre herum. Sie sucht ein Ziel, ohne recht zu wissen, welches. Mit einem Wort, diese Muse lebt und schafft bis zu dieser Stunde noch stark unter dem Bann des Dilettantismus. Aber wir glauben ihr nicht zu viel nachzusagen, wenn wir behaupten, sie habe das Zeug in sich, darüber hinweg auf das Feld und den Standpunkt der reinen Kunst zu gelangen; denn in der classischen Studie wie in der romantischen Schrulle, überall entdecken wir große Züge des Geistes, warme Fülle des Lebens und den vollen Ausdruck einer oft überraschenden Wahrheit.

Betrachten wir zunächst die Schöpfungen aus der antiken Welt und nach classischem Muster, so treffen wir hier zuerst auf eine „Phädra", Trauerspiel in fünf Aufzügen, und auf eine einactige „Elektra". Letztere ist nur ein Nachspiel zu Goethe's „Iphigenie", ein „frischer Kranz", den der Autor an den Stufen des Goethe'schen Denkmals pietätvoll niederlegt. Man sieht darin Orest mit Iphigenie und Pylades nach Griechenland zurückgekehrt, und erstern erzürnt darüber, daß seine Schwester Elektra noch immer mit dem mykenischen Landmanne lebt, den Klytämnestra und Aegisth, um sie unschädlich zu machen, ihr zum Manne gegeben. Pylades soll Elektra zum Weibe haben. Aber die echte, wahre Liebe, welche die Königstochter und den schlichten Landmann Myron beseelt, siegt über die Heftigkeit und den Vorsatz des Bruders, und das Stück schließt damit, daß auf Fürbitte des Pylades Orest die Ehe seiner Schwester anerkennt. Das kleine Schauspiel ist ein anmuthiger, sinnig wohlthuender Nachklang zur Goethe'schen Dichtung und derselben nicht unwürdig.

„Phädra" ist größer angelegt, aber leider nicht gleichmäßig und harmonisch durchgeführt. Unser Dramatiker beginnt sein Stück in Kreta mit der Flucht seiner Heldin mit Ariadne und Theseus, läßt sie Station auf Naxos machen und endlich in Athen ihrem Fatum, d. h. ihrer wahnsinnigen und leidenschaftlichen Liebe zu Hippolyt, dem Sohne ihres Gatten, erliegen. Dies ist der Handlung ein wenig zu viel, und weil sie nicht voll und wirksam genug ausgetragen zu werden vermochte, sinkt im letzten Theile die Dichtung bedeutend unter die gleichnamige des Racine in seinem bekannten, von Schiller meisterhaft verdeutschten Drama hinab. Sie gewinnt keine rechte tragische Höhe und Bedeutung, schon deswegen nicht, weil sie lückenhaft und übereilt erscheint. Im dritten Act ist Theseus mit Phädra in Athen angekommen, und im vierten finden wir die letztere bereits

auf dem Gipfel ihrer Liebe und Theseus auf einer neuen Unternehmung todt gesagt. Seine glückliche Rückkehr führt das bekannte tödliche Ende der Heldin im fünften Act herbei.

Dies alles geht zu rasch, zu wirrig und verwischt vor sich, um in der Ausführung von bedeutendem Ausdruck werden zu können. Der Verfasser hätte sich begnügen sollen, die Geschichte der Phädra bis zu dem Punkte zu dramatisiren, wo Racine die seinige anfängt. Phädra's Verhalten zu ihrer Schwester Ariadne, ihre Nebenbuhlerschaft in der Liebe zu Theseus, Ariadne's Verbleiben auf Naxos und die Flucht der Phädra mit Theseus — dies alles bot Stoff genug zu einem Vorstück zu Racine's „Phädra" und hätte als solches, bei guter poetischer und dramatischer Ausführung, sich neben derselben behaupten können, während es jetzt neben ihr ziemlich bedeutungslos erscheint.

Von den beiden Stücken romantischer Gattung ist „Don Sylvio", Trauerspiel in drei Acten, eine Dichtung, die mit all dem wunderlichen Apparat von Leichen, Mondschein in Todtengrüften, Gift und Dolch, Zigeunerthum und Liebesmirakeln ausgestattet erscheint, die wir etwa in Arnim's „Kronenwächtern" oder in Immermann's „Cardenio und Celinde" finden. Die Handlung ereignet sich in Granada und hat den Tod Philipp's des Schönen und die abgöttische Liebe der Königin Johanna zum Gegenstande, welche diese noch der Leiche des deutschen Kaisersohns zutheil werden läßt.

Ein in seiner Art geniales Werk ist das andere romantische Trauerspiel in fünf Acten: „Die Marquise von Brinvilliers." Dasselbe schildert uns das Frankreich von 1680, wo unter Ludwig XIV. sich die Entartung und der Verfall der pariser Bevölkerung in wahrhaft furchtbarer und schreckenerregender Art zu erkennen gibt. Wir finden in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und in der nächsten Nähe des Throns eine grenzenlose Sittenlosigkeit, ein Abhandensein aller moralischen Grundsätze und einen prickelnden Reiz an den abscheulichsten Verbrechen. Nichts ist diesen Menschen von Werth und Bedeutung, als der Genuß; der sinnliche Kitzel ist ihnen alles. Daß sie dabei voll Geist, voll glänzender Gaben und Talente sind, erhöht die Entsetzlichkeit ihres Wesens und ihres Handelns. Die Hauptpersonen, mit denen wir es in dem Stücke zu thun haben, sind Giftmischer, Leute, die wie zum Vergnügen morden und darin gleichsam nur einen pikanten Zeitvertreib erkennen. Katharina des Hayes-Voisin und Marie Madeleine d'Aubray, Marquise von Brinvilliers, hervorstechende Erscheinungen der Criminalgeschichte jener Epoche, sind die eigentlichen Heldinnen dieses Schauerstücks, das in hohem Grade fesselt und spannt, weil es die Nachtseiten der menschlichen Seele und Gesellschaft in oft geradezu überwältigender Weise uns vor Augen führt. In diesem Sumpfe von Skandal und Niedertracht überraschen uns Züge von erschütternder Wahrheit, von psychologischer Größe, die nur ein scharfer Menschenkenner, ein strenger Forscher der Geschichte aufzufangen und wiederzugeben im Stande sein konnte. Es sind Momente und Scenen in diesem fürchterlichen Trauerspiele, welche einen unvergeßlichen und unverwischlichen Eindruck machen. Es ist ein Hauch von Otto Ludwig'scher Poesie darin, ein dunkles, geheimnißvolles Leben und Weben, aus dem zuweilen eine gespenstische Hand hervorzuragen und das schauervolle „Mene, mene tekel upharsin" an die Tafel der Historie zu schreiben scheint. Das Werk ist abstoßend und widerwärtig, aber doch dabei von immer neuem anziehenden Reize. Man kann es zu den originellsten Erscheinungen der modernen Literatur rechnen und seinen höchsten Triumph darin erkennen, daß es auch aus diesem höllischen Pfuhl von Scheußlichkeit, Schande und socialem Unflat schließlich doch noch eine versöhnliche und erhebende Idee emporzutragen im Stande ist.

2. Dido. Tragödie in fünf Aufzügen von Wilhelm Jensen. Berlin, F. Duncker. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Dies Stück erscheint uns als eine Dichtung, in welcher der Hauch einer gewissen Großartigkeit waltet, nur daß diese Großartigkeit nicht recht zu dramatischer Entfaltung gelangt. Die Handlung bleibt zu episch breit und erhält nicht die nöthige tragische Gipfelung. Die kurze Darstellung des Hergangs mag das beweisen. Dido hat durch die Hand ihres Schwagers den Gatten Sichäus verloren und den Göttern gelobt, keine zweite Ehe eingehen zu wollen. Zu ihr kommt der aus Ilium entflohene Aeneas, um Schutz zu suchen, in dem Augenblicke, in dem Jarbas, der König der Numidier, um Dido's Hand mit der Drohung wirbt, wenn sie ihm dieselbe verweigere, sie und ihr Reich durch seine Heere vernichten zu wollen. Aeneas, durch diese brutale Forderung entrüstet und mit Staunen gewahrend, daß Dido's eigene Unterthanen Nachgiebigkeit von ihr für die Wünsche des Jarbas erheischen, wirft sich für sie ins Mittel und donnert dem numidischen Abgesandten zu:

> Zieh hin zu deinem Herrn, verwegner Bote,
> Und melde ihm, die Götter lebten noch
> Und walteten des Rechtes auf der Erde.
> Und wie einst auf den Zinnen Pergamums,
> So ständ' Aeneas auf Karthagos Mauern.

Diese Aufwallung der heldenhaften Seele, dieser stolze Muth und diese begeisterte Hingabe an ihr Schicksal gewinnen Dido, und als sie vollends aus seinem Munde die traurige Geschichte seines Lebens, den Fall von Troja, den Tod seines Weibes Kreusa vernimmt, da vermag sie sich nicht länger zu halten, und ihr Gelübde vergessend, läßt sie ihr Herz sich für Aeneas erklären, dies um so mehr, als Aeneas, wie er erzählt, die Weissagung geworden:

> Im fernen Westen harrt ein ander Weib,
> Daß du mit starkem Arm es dir erstreitest,
> Denn also wog dein Los Kronion's Hand.

Im dritten Act bei einer Jagd unter einem starken Gewitter spinnt sich die Liebe zwischen Aeneas und Dido weiter, und obschon bei ihrem ersten Kuß ein Blitz eine Eiche entzündet und sie auseinanderreißt, vermählen sie sich dennoch.

Im vierten Acte erblicken wir Aeneas und Dido schlafend auf einem Purpurlager und vernehmen geheimnißvolle, unsichtbare Geister den erstern höhnen und auffordern, Troja zu rächen und ein neues Ilium zu gründen. Dadurch aufgestachelt und in sich selber irre gemacht, entflieht er den Armen und der Liebe Dido's.

Im Schlußact gibt sich Dido, durch Aeneas' Flucht in Verzweiflung gebracht, selbst den Tod.

In diesem allen erblicken wir erschütternde Vorgänge, ein mächtiges Pathos und eine edle, schwungvolle, nicht selten geradezu hinreißende Sprache. Aber die Katastrophe tritt nicht klar ins Licht. Das Publikum erkennt nicht recht, worin Aeneas gefehlt, wodurch er den Zorn der Götter gereizt. Daß er ausersehen, der Stifter des alten Rom zu werden und Lavinia, die Tochter des Königs Latinus, zu heirathen, das alles kommt nicht zu voller Erörterung, und man kann also darum nicht erkennen, daß seine Vermählung mit Dido nur eine Verirrung, gleichsam ein Abschweifen von seiner Sendung ist. Dido hätte dämonischer, gewaltsamer hingestellt werden müssen, als es geschehen. Sie, die ihrem Gelübde untreu geworden und Aeneas bestrickte, sie müßte dadurch ihr wie sein böser Genius werden. Sie müßte listig das Orakel nach ihrem Sinne und Wunsche deuten und, die Warnungsstimmen unterdrückend, ihr eigenes wie das Fatum des Geliebten herausfordern. So träte ihre Schuld ins volle Licht, und im Trotz gegen die Götter entwickelte und vollendete sich ihr Verhängniß.

Alle hier angedeuteten Momente befinden sich in der Dichtung, nur, wie gesagt, nicht zu dramatischer Evidenz gebracht, und hierin liegt die Schwäche, der Fehler der sonst in vielfacher Beziehung wie ein Riese aus den gewöhnlichen Theaterstücken hervorragenden Schöpfung.

3. Faust von Adolf Müller. Leipzig, Magazin für Literatur. 1869.

Ein ziemlich curioses Werk tritt uns in dieser fünfactigen Tragödie entgegen, welche als zweiter Theil zu Goethe's berühmter Dichtung betrachtet sein will und dieser durch eine „versöhnende sittliche Weihe" denjenigen befriedigenden Abschluß zu geben beabsichtigt, der, nach der Ansicht unsers Autors wenigstens, der Schöpfung des großen Dichterfürsten gebricht.

Wir wollen über diese Ansicht hier nicht rechten, sondern, die vorliegende Arbeit ins Auge fassend, nur sofort bekennen, daß wir in Adolf Müller's neuem zweiten Theil zu Goethe's „Faust" durchaus kein Weiterbilden und Fortführen der Idee und des Inhalts vom ersten Theil erblicken können, sondern nur einen zweiten ersten Theil darin wahrzunehmen im Stande sind. Faust lebt sich hier nicht aus, erhöht, veredelt und läutert sich nicht, sondern macht seine Erdenexistenz noch einmal von vorn und zwar womöglich noch wirriger und stürmischer als die frühere durch. Eine Angabe der Vorgänge mag das belegen.

Im ersten Act erfahren wir, daß das Kind, welches Gretchen ertränken wollte, von Hexen gerettet und von einem Oberjägermeister des Landgrafen von Hessen an Kindesstatt angenommen wird. Dann sehen wir Faust zu Martin Luther und Mephistopheles zu Tetzel stoßen, und während der letztere mit diesem seinen Hokuspokus treibt, verbindet sich jener mit dem Reformator, um ihm seine große Kirchenrevolution durchführen zu helfen.

Im zweiten Act wird Luther auf der Wartburg von Mephisto in seinem Bibelwerk gestört und interpellirt und bekommt dafür jenes geschichtlich gewordene Tintenfaß an den Kopf geworfen, von dem man noch heute die Flecke an der Wand des thüringer Fürstenschlosses erkennen will. Dann finden wir Faust im erneuerten Verkehr mit Wagner und seinen Studenten, die er der großen Zeitbewegung zu gewinnen sucht, wobei ihm indeß sein satanischer Freund in hinderlichster Weise im Wege ist. Mephistopheles hetzt die Jünger der Weisheit tückisch aufeinander und veranlaßt dadurch, daß aller gute Same des Lehrers in Zwist und Trubel der Schüler zu Schanden wird.

Der dritte Act eröffnet sich mit einer Episode im Himmel, wo die Erzengel Michael, Rafael und Gabriel mit Mephisto in einen lebhaften Wortwechsel gerathen und der Herr endlich dazwischentritt, um, den Hader schlichtend, einzuräumen, daß Er auch das Böse geschaffen, denn:

> Im Bösen selbst wird auch das Beßre groß:
> Ein Irrthum ist die Sünde blos —

ein eben nicht neuer Gedanke. Dann treffen wir Faust ziemlich verzweifelnd am Reformationswerk wie an der Fortentwickelung des Menschengeschlechts überhaupt, und gern bereit, zur Abwechselung ein neues verliebtes Abenteuer zu bestehen, das ihm Mephisto ausersehen und wozu dieser in teuflischer Lust die inzwischen herangewachsene Tochter Faust's erkoren.

Im vierten Act ist dieses verbrecherische Verhältniß im besten Gange, und im fünften kommt es dadurch zum schrecklichen Austrage, daß Faust in Margaretha seine und Gretchen's Tochter erkennt, darüber in Wahnsinn verfällt und im Gefängnisse stirbt.

Dies die Handlung eines zweiten Theils zu Goethe's „Faust".

Wenn Goethe denselben läse, welch verwundertes Gesicht würde er und müßte er wol dazu machen? Ist dieser zweite Theil doch in der That nur ein schwacher Abklatsch des ersten. Ganze Auftritte und einzelne Stellen wiederholen sich geradezu. So sind z. B. Faust's erste Monologe, die Scene zwischen Faust und Wagner (2. Scene, 2. Act), im vierten Act die erste Scene, wo Margaretha auf der Gartenbank sitzt und singt:

> Die Sonne wie golden!
> Der Himmel wie blau! —

und das darauf folgende Gespräch mit Faust ziemlich treue Nachbildungen der ähnlichen Momente in Goethe's Dichtung. Verse wie:

> Bergauf, bergab und grad und krumm
> Und endlich doch nur im Kreis herum —
>
> Erhebe dich nur immer für und für,
> Ja, singe nur dein Lied hoch über mir —
>
> O trockne Pein! o grauer Jammer!
> Verschließt euch nur in eure Kammer.
> Indeß die Welt um große Dinge ficht,
> Und in den Angeln bebet das Jahrhundert,
> Da hadern sie am trüben Lampenlicht
> Und machen gar ein wichtiges Gesicht,
> Im Moder der Folianten eingeplundert —
>
> Und das Gebiet des Wissens ist so weit,
> Und täglich wird es weit und weiter —
>
> Nun bin ich ganz in meinem Element.
> Sie sollen heute pures Feuer trinken —
>
> Ich muß ein Mensch hier unter Menschen sein —

Ich bin es müd', der Welt erbärmlich Treiben!
Stets streben, kämpfen, um zu sehn,
Wie sie am Ende stehen bleiben —
Ich will mich länger nicht im Kreise drehn —

Im Blute haust ein Strom von jener Kraft,
Die ewig kreisend durch die Welt sich schafft —

und viele, viele andere muthen den Leser so bekannt an, daß er sich die Vergleichsstellen selbst dazu wird hersagen können. Kurz und gut, das ganze Werk besteht nur aus Nachklängen, nur aus Aufhäufungen von Reminiscenzen aus Goethe's „Faust", die der Verfasser schließlich für eine eigene poetische Schöpfung gehalten.

Wir tadeln den Schriftsteller deswegen nicht; fast jeder Dichter hat in seiner Sturm- und Drangperiode einen ähnlichen Misgriff begangen. Zum guten Glück hat ihn nur nicht jeder in die Oeffentlichkeit geschleudert und am wenigsten mit so großen Redensarten und Verheißungen in der Vorrede. Dazu ist jedenfalls kein Grund vorhanden, denn, abgesehen vom Inhalt, ist auch der Vers keineswegs angethan, einen Vergleich mit dem von Goethe auszuhalten. Es fehlen Geist, poetischer Schwung, ja beinahe überall Reinheit des Reims. Wiege — Züge, leider — weiter, wieder — Gebieter, siedet — wüthet, finden sich fast auf jeder Seite gereimt. Dabei Verse wie z. B.:

Und dich, und dich, du Himmelsangesicht!
Mein Gretchen — Gott! 's ist fürchterlich! —
— — — — — — — — — — —
Mein Kind — mein Gretchen — todt mein Kind!
Todt! Todt! — ganz todt! — —
— — — — — — — — — — —
Ich will die Mast dir in dem Bauch erschüttern u. s. w.

4. York. Schauspiel von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1870. 8. 15 Ngr.

Otto Franz Gensichen hat bereits eine ganze Reihe von Dramen erscheinen lassen, so z. B. einen „Jesus von Nazareth", einen „Judas Ischarioth", eine „Zerstörung Jerusalems", einen „Danton", ohne daß es ihm gelungen wäre, auch nur eins davon auf die Breter zu bringen. Erst neuerdings mit einem kleinen Lustspiel „Minnewerben" hat er dieses Ziel erreicht. Das vorliegende fünfactige Schauspiel „York", das unsers Wissens dahin noch nicht gelangt ist, hebt sich von seinen frühern Bühnenarbeiten dadurch vortheilhaft ab, daß es sich der Darstellbarkeit wenigstens einigermaßen nähert, denn wenn es den Anforderungen derselben auch nicht durchaus entspricht, so widerstreitet es ihnen doch nicht geradezu. Man könnte es jedenfalls geben; einen irgendwie durchschlagenden Erfolg freilich würde man wol nicht erzielen, denn wenn auch die Anlage schon erträglich und die Exposition nicht ohne Leben und Interesse ist, so verläuft doch die Handlung gegen den Schluß hin beinahe vollständig im Sande.

Im ersten Acte befinden wir uns zu Weihnacht 1812 im preußischen Bivouak bei Kiaukalek in Rußland, wo York noch unentschieden zwischen Franzosen und Russen schwankt und seinen Adjutanten Seydlitz, den er an den König Friedrich Wilhelm III. geschickt, mit Verhaltungsbefehlen zurückerwartet. York's Offiziere sind der Mehrzahl nach für den Abfall von Frankreich und namentlich nach der lebhaften Schilderung von Napoleon's Rückzug aus Rußland, welche ein Student der Theologie, Robert Walter, der aus Berlin kommt, dem General und seinem Stabe zum besten gibt. Der Act endigt damit, daß York einwilligt, eine ihm angebotene Unterredung mit Diebitsch, dem russischen Feldherrn, anzunehmen. Im zweiten Acte befindet sich York mit seinem Armeetheil in Tauroggen, wo der berühmte General, von allen Seiten bestürmt und von seinem König im Stich gelassen, sich endlich entschließt den Wurf zu wagen und zu Rußland überzutreten. Der dritte Act spielt in Königsberg; hier führt uns der Autor die denkwürdige Unterredung zwischen Minister Stein und York vor, in welcher ersterer seine neuen Staatsdoctrinen entwickelt und dadurch den strengen Soldaten und Royalisten so mit Entsetzen erfüllt, daß er meint, sich von ihm lossagen zu müssen. Im vierten Acte aber verständigen sich beide, und York handelt im Sinne und nach der Ueberzeugung Stein's, d. h. er wirft, ohne Zustimmung und Befehl des Königs, den Franzosen den Fehdehandschuh hin und beginnt jenen Krieg, der mit der Schlacht bei Leipzig so ruhmreich enden sollte.

Der fünfte Act ist nur noch wie ein Nachspiel und zeigt uns nichts weiter als den Landsturm, in dem wir Fichte und Iffland unter andern Berühmtheiten jener Zeit erblicken. Zugleich kommt hier eine innige Herzenszuneigung zum Austrag, die sich zwischen dem Candidaten Walter und der Tochter einer Marketenderin Christel schon im ersten Acte angesponnen.

Jeder, der sich auf Entwickelung dramatischer Handlung, auf Steigerung und Wirkung derselben versteht, wird einräumen, daß das Stück zu keiner eigentlichen Katastrophe gelangt und in seinem Stoff und Inhalt gerade da verpufft, wo der Sturm und Drang der neuern deutschen Geschichte recht eigentlich erst beginnt. York und sein Thun sind nur das Vorspiel dazu; und so kann man das vorliegende Schauspiel auch gleichsam blos als den ersten Theil einer Trilogie betrachten, die der Autor ungeschrieben ließ. Wollte sich ein unternehmender Kopf daranmachen und aus mancherlei dramatischen Anläufen und Episoden, welche die Zeit von 1813 zum Gegenstande haben, wie z. B. Grabbe's „Hundert Tage", eine Zusammenstellung für ein deutsches Nationaltheater zu geben, so wird er immerhin auch Gensichen's Schauspiel „York" heranzuziehen Veranlassung finden. Es sind manche hinreißende und mächtige Momente darin. Wir unserntheils stoßen uns nicht daran, daß der Dichter schon 1812 Heine's wundersames Gedicht: „Ein Fichtenbaum steht einsam", recitiren läßt; die Literaturhistoriker aber werden ihm diesen Anachronismus schwerlich stillschweigend hingehen lassen, denn jenes reizende Poemchen gehört bekanntlich einer viel spätern und ganz andern Zeitrichtung an.

5. Herz und Krone oder Wilhelm von Lecce. Trauerspiel in fünf Acten von Mathilde Raven. Vierte Auflage. Bremen, Kühtmann. 1870. 16. 15 Ngr.

Dieses Drama ist bereits seit einer Reihe von Jahren vorhanden und hat, ohne je auf der Bühne von irgendeiner dauernden Wirksamkeit zu werden, dennoch in den literarischen Kreisen eine Art von Anerkennung gefunden.

Und in der That verdient es dieselbe bis zu einem gewissen Grade. Es weht ein Hauch von Wärme und Begeisterung darüber, welcher zwar keineswegs hinreicht, dem Werke Leben und Gesundheit zu verleihen, der aber genügend ist, ihm eine gewisse Sympathie zu verschaffen. Man erkennt zum mindesten guten Willen und eine Begabung darin, die bei sorgsamer Ausbildung und Fortentwickelung sich immerhin bis zu einem Erfolge auf der Bühne hätte emporringen können. So viel wir wissen, hat die Fortentwickelung und Ausbildung jedoch nicht stattgefunden und die Verfasserin dem Drama wieder entsagt und so gleichsam bei dem Theater durch diesen „Wilhelm von Lecce" nur eine Visitenkarte abgegeben.

Diese Visitenkarte verräth deutsche Empfindung, idealen Schwung und romantisches Wesen genug, um uns Theilnahme, aber nicht Gestaltungskraft und Kunst genug, um uns volles Lob abzunöthigen. Der Stoff und seine Tendenz, die Sprache und der Vers, wenn auch keineswegs würdig erfaßt und ausgetragen, wären immer doch so, um Antheil zu erwecken und Anziehungskraft auszuüben. Aber in allem, was Gang der Handlung, Intrigue und Katastrophe, was Verwickelung und Steigerung, was menschliches Wesen und Charakter betrifft, offenbaren sich die Schwäche und Unfertigkeit der Schriftstellerin in höchst abdämpfendem Maße. Der Held des Stücks beginnt sozusagen mit dem Ende, er beginnt nach verlorenen Kämpfen um eine angefochtene Krone mit der Entsagung auf diese. Wilhelm von Lecce, der von seinem Vater den Thron von Sicilien und Apulien ererbt, tritt denselben an Heinrich VI. von Hohenstaufen ab, dessen Gemahlin Constanze jedenfalls die rechtmäßigern Ansprüche darauf hatte, denn sie war eine Tochter des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sicilien, welcher starb ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, während Wilhelm von Lecce, der Sohn Tancred's von Lecce, nichts für sein Recht aufzustellen hatte, als daß einige sicilische Patrioten, um keinen Deutschen zum Herrscher zu bekommen, seinen Vater eigenmächtig zum Regenten erwählt. Tancred von Lecce und ein älterer Sohn waren gestorben, und Wilhelm ihnen in dem Bestreben, sich gegen den Hohenstaufen zu behaupten, gefolgt, bis er endlich, die Vergeblichkeit alles Widerstandes erkennend, sich zum Verzicht entschloß.

Diese Vorgänge, welche dem Raven'schen Trauerspiele vorausgehen, sind ein Drama für sich und würden sich von einer geschickten Hand nicht unwirksam für die Breter verwerthen lassen. „Herz und Krone" ist wie die Schiller'sche „Maria Stuart" ein fünfactiger fünfter Act, dem jedoch der große Stil und die schwungvolle Erhabenheit ermangeln, die wir in jener zu bewundern haben. Was wir in diesem finden, ist eine schleppende, von kleinen und unbedeutenden Mitteln geförderte Handlung und Motive, die alle Großartigkeit der menschlichen Natur vermissen lassen.

Wilhelm von Lecce, der sich so edel und schön selbst bezwungen, hat durch diese Selbstbezwingung zwar eine Krone eingebüßt, aber dafür ein Herz gewonnen, nämlich das Herz von Margaretha von Weißenfels, einem Ehrenfräulein der Kaiserin, die Zeuge seiner Entsagung gewesen und davon ergriffen und hingerissen worden ist.

Dem Kaiser Heinrich VI. könnte dies ganz lieb sein, denn durch diese bescheidene Liebe wird der Prätendent gewiß unschädlich und dem Hause der Hohenstaufen möglichst geneigt gemacht, aber zum Unglück wird Margaretha auch von Celano, einem sicilischen Edeln, leidenschaftlich angebetet, und dieser, ein hartgesottener Bösewicht, belauscht die Liebenden und verketzert Lecce bei Heinrich als einen, der ihm nach dem Leben stehe. Nun ist allerdings Wilhelm von Verschworenen gegen den deutschen König angegangen worden, denselben zu stürzen, aber Wilhelm gerade ist es gewesen, der diesen Ruhe und Versöhnung angerathen und sich anheischig gemacht, einen Ausgleich mit dem Kaiser zu Wege zu bringen. Noch bevor er jedoch dazu gelangt, wird er, von Celano ziemlich plump verdächtigt, von Heinrich VI. gefänglich eingezogen und geblendet. Ehe letzteres geschieht, kommt Margaretha, um Wilhelm zu bereden, in ihren Kleidern zu entfliehen, was er indeß zurückweist. Im fünften Act erscheint unser Held noch einmal, ohne Augenlicht, krank und hinfällig, und gleich danach stehen wir an seinem Grabe, an dem zum Schlusse Margaretha den Kaiser vergiftet. Celano findet natürlich gleichfalls seinen Untergang. Nach Wilhelm's Fall kommt er zum Kaiser und bittet um Margarethens Hand, aber dieser, der sich im allgemeinen wenig feinfühlig und rücksichtsvoll erweist, entgegnet ihm:

> Das geht nicht, kann ich nicht. Ich sende heute
> Ihr den Geliebten auf das Blutgerüst,
> Und soll mit ihr von einer Heirath sprechen.
> Nein, gib das auf und fordre etwas andres.
> Ich kann dir Geld und Gut zum Lohne geben,
> Doch nicht ein Mädchenherz.

Celano, ganz vergessend, welche Schuld er, um Margaretha zu erlangen, auf sein Gewissen geladen, sieht das auch ohne weiteres ein und verzichtet, indem er sich die erledigte Markgrafschaft Meißen ausbittet. Als ihm aber auch dieser Wunsch versagt wird, kehrt er sich nun gegen den Bedränger seines Vaterlandes und findet dabei einen schimpflichen Untergang.

Unsere Leser werden aus dieser gedrängten Inhaltsangabe zur Genüge erkennen, daß Wilhelm von Lecce nichts weniger als ein Held ist, für den man sich dauernd zu interessiren im Stande ist. In seiner Entwickelung liegt gar keine dramatische und pathetische Steigerung, sondern im Gegentheil ein fortgesetztes Herabsinken von seiner anfänglichen, wenigstens menschlich liebenswürdigen und edeln Seelenhöhe. Der Hohenstaufenkaiser ist ohne alle Wucht und Mächtigkeit des Wesens, Celano der plumpe und ganz gewöhnliche Theaterbösewicht, Margaretha die ausdruckslose Liebhaberin des alltäglichen Schlags, die nur hier und da einen wahrhaft poetischen Lichtblick zeigt.

Das Stück im ganzen betrachtet ist ein verfehlter, wenn auch keineswegs ganz reizloser Versuch, aber jedenfalls ein Versuch, von dem die deutsche Bühne irgendeinen nachhaltigen Nutzen sich nicht versprechen darf.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuere Reiseliteratur.

Der Sommer des Jahres 1870 ist für die deutschen Touristen so gut wie verloren gewesen; in der Reiseliteratur des Jahres 1871 hat sich deshalb eine auffallende Ebbe bemerklich gemacht und in gleichem Verhältnisse die Zahl derartiger literarischer Erzeugnisse abgenommen, wie sich die Kriegsliteratur vermehrt hat. Die Störungen des Eisenbahnverkehrs vereitelten manchen gut durchdachten Plan, und Baedeker und Berlepsch ward schnell vergessen über topographischen Studien, welche die Operationen der deutschen Heere auf französischem Boden erklären sollten. Und wer dennoch reisen wollte, der that dies in seinen Gedanken, hinter dem Schreibtisch; er nahm in Stunden geistiger Ruhe, wenn der Telegraph selbst der wunderbaren Meldungen müde geworden war, die Tagebücher vergangener Wanderungen vor, legte sich die vielgebrauchten Karten zurecht und zog im Geiste wieder die alten Pfade, da die Gegenwart ihm neue Wege verschlossen hatte. Gegen die Ungunst der Zeitverhältnisse hat manches Buch vergebens gekämpft; der Beifall des Publikums, das den entscheidenden Geschicken des deutschen Vaterlandes eine fast ausschließliche Theilnahme widmete, hat mancher tüchtigen Leistung auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde gefehlt, da jene Art von kosmopolitischer Denkweise abhanden gekommen war, welche zu einer vorurtheilslosen Beurtheilung, zu einem genußreichen Studium von Reisewerken erforderlich ist. Die Billigkeit gebietet es, jetzt nachzuholen und nachzutragen, was in den großen, bewegten Zeiten der jüngsten Vergangenheit auch dieses Blatt versäumte — versäumen mußte, und einen Ueberblick zu geben über die touristische Literatur des hinter uns liegenden Jahres 1870.

1. Erinnerungen an Korfu im Sommer 1869 von H. von Haurowitz. Wien, Czermak. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser dieses vorzüglich ausgestatteten Buchs befand sich in der Begleitung des Großfürsten Konstantin, welcher im Juli des Jahres 1869 nach Korfu reiste, um dort der Taufe seines Enkelsohns, des griechischen Prinzen Georg, beizuwohnen; die Wochen seines dortigen Aufenthaltes hat er fleißig benutzt, um über die natürlichen Verhältnisse der Insel der Phäaken sich eingehender zu unterrichten. Wenn auch seine Studien nicht gerade tief, seine Beobachtungen nicht immer neu zu nennen sind, so bietet doch diese Schrift manches Interessante, besonders nach der volkswirthschaftlichen Seite hin. Diese Insel, obgleich gebirgig, ist doch überaus fruchtbar: Gerste kann zweimal jährlich geerntet werden; 60 Tage nach der Aussaat kann man aus derselben Brot bereiten. Vortreffliches Gemüse gedeiht vier- bis fünfmal auf demselben Beete. Olivenöl ist das Hauptproduct; die ganze Insel ist mit Olivenbäumen fast bedeckt. Trotz des günstigen Gedeihens des Gewächses ist das Oel von nicht besonderer Güte, weil die Einwohner keine besondere Sorgfalt auf die Cultur des Baums und die Bereitung des Oels verwenden.

Von der falschen Ansicht verleitet, daß je mehr Bäume vorhanden, desto größer der Ertrag sein müsse, hat man gänzlich außer Acht gelassen, daß Licht und Luft zum Wachsthum und Gedeihen unumgänglich nothwendig sind. Durch eine rationelle Lichtung der Olivenwälder würde die Frucht eine bessere und der Ertrag ein beiweitem reichlicherer werden. Verdorrte Zweige und Aeste bleiben an den Bäumen hängen, bis der Wind sie abbricht. Um die Früchte bekümmert man sich ebenso wenig. Man gibt sich nicht die Mühe sie abzupflücken oder auch nur abzuschütteln. Man läßt sie am Baume, bis sie überreif abfallen oder vom Winde abgerissen werden. Selbst das Auffammeln von der Erde geschieht nicht sorgfältig. Dann läßt man sie wieder zu lange in den Gefäßen liegen, ehe sie in die Presse gebracht werden; sie gerathen daher oft in Gärung und geben ein Oel von geringerer Qualität.

Wohlstand herrscht auf der Insel nicht; der Gewinn, welchen eine gute Olivenernte bringt, wird schnell verschwendet und der Landbauer lebt nach wie vor aus der Hand in den Mund. Das abhängige Verhältniß vom Gutsbesitzer, in welchem sich der Bauer befindet, die Rechtlosigkeit, in der er jahrhundertelang gegenüber den Nobili und ihren Pächtern gestanden, die Zersplitterung des Grundbesitzes sind Uebelstände, welche im Verein mit der Energielosigkeit des Volks die Agricultur zu keiner rechten Blüte haben gelangen lassen, zumal da weder England noch die jetzige Regierung gegen dieselben mit Entschiedenheit vorgegangen sind. Der Verfasser des vorliegenden Buchs spricht mit außerordentlicher Anerkennung, oft mit überaus loyaler Begeisterung von der Fähigkeit, den Kenntnissen und den segensreichen Bestrebungen des neuen griechischen Königs; er vertritt das Nationalitätsprincip mit Wärme und glaubt aus der geographischen Lage und „den vorzüglichen Anlagen" des griechischen Volks auf eine glänzende Zukunft des jungen Reichs schließen zu dürfen; und doch hat uns gerade seine Schrift in der Ansicht bestärkt, daß das Königreich zum Sterben zu gesund, zum Leben zu krank sei, und daß speciell Korfu sich unter dem Protectorate Englands in geordnetern Verhältnissen als jetzt befunden habe. Dem Statthalter Howard Douglas (1835—41) hat die Insel Verbesserung der Wasserleitung, Anlage von Landstraßen, Errichtung von Schulen zu verdanken gehabt, die Finanzverhältnisse waren geregelte, die mäßigen Steuern reichten zwar für die Reformen nicht aus, doch waren die Schulden der Insel nicht bedeutend und um so weniger drückend, da durch die neugeschaffenen Verkehrswege der Wohlstand sich hätte heben müssen. Dennoch haben die Griechen die Verdienste dieses Mannes und seiner Nachfolger nie voll anerkannt — die in der Stadt Korfu mehrern Statthaltern errichteten Monumente sind kein Gegenbeweis —; sie haben den Engländern nicht verzeihen können, daß diese sich von der Ansicht leiten ließen, die Bewohner der Ionischen Inseln wären für Selfgovernment noch nicht reif, und die Milde der Behandlung für Schwäche angesehen und misbraucht. England hatte keinen Grund, der Vereinigung der Inseln mit Griechenland principiell zu widerstehen, weil ihm das Protectorat nur Lasten, keine Vortheile gebracht hatte. Was nun in den sieben Jahren der griechischen Herrschaft von seiten des neuen Königs geschehen ist, um die materielle und geistige Cultur der Ionischen Inseln zu fördern, das ist aus der Schrift des Hrn. von Haurowitz

nicht zu ersehen. Der Verfasser klagt, daß England sich nicht die Entwickelung des Handels Korfus habe angelegen sein lassen, und muß doch zugestehen, daß trotz der für den Fischfang außerordentlich günstigen Lage der Insel bedeutende Massen von getrockneten und gesalzenen Fischen aus Norwegen und Schweden eingeführt werden, daß die Bewirthschaftung des Bodens der Ertragsfähigkeit keineswegs entspricht, und daß Sorglosigkeit, besser gesagt Trägheit des Volks die Hauptursache seiner Armuth ist. Die ethnographischen Verhältnisse der Insel werden in dem vorliegenden Werke nur nebenbei berührt, und doch wird der Leser wünschen zu erfahren, welchen Einfluß der häufige Wechsel der Herrschaft auf die Sprache und die Sitten der Bevölkerung ausgeübt, wie das italienische Element immer mehr an Boden gewonnen hat, wie sich die Bewohner des Innern, welche sich am reinsten erhalten zu haben scheinen, zu den Stämmen auf der benachbarten Küste des Festlandes verhalten, und ob nicht diejenigen, welche sich für Vollblutgriechen ansehen, dem albanesischen Stamme zugezählt werden müssen. Ebenso vermißten wir jeden Hinweis auf antike Ueberreste, welche an die altgriechische Colonisation der Insel erinnern. Hierbei sei auch eines Irrthums des Verfassers gedacht, welcher Drepani für den ältesten Namen Korfus hält; Homer nennt sie jedoch nur Phäakenland und Scherie — ein Wort, das auf eine ursprünglich phönizische Colonie hindeutet. Der Name Drepane ist erst später, als man die eigenthümlich sichelförmige Gestalt des Eilandes erkannt hatte, gebraucht worden.

2. Nach dem Orient. Reiseskizzen von Wilhelm Wiener. Wien, Wallishauser. 1870. 8. 1 Thlr.

Die Berichte, welche der Verfasser über die Orientreise des Kaisers von Oesterreich im „Neuen Fremdenblatt" veröffentlicht hat, sind hier in Buchform zusammengefaßt; ob er wohl daran gethan, schnell und leicht hingeworfene Skizzen, welche zur Zeit des ersten Erscheinens in vielen Kreisen Interesse erregt und ihren Zweck, die Kaiserstadt an der Donau über die äußerlichsten Reiseerlebnisse ihres Herrschers zu unterrichten, wol auch erreicht haben werden, jetzt auf den literarischen Markt zu bringen, ohne dem aufgewärmten Gerichte neue Würze hinzugefügt zu haben, möchten wir mit aller Bescheidenheit doch in Zweifel ziehen. Dabei denken wir nicht gering von der Kunst des Feuilletonisten, für welche gerade einzelne größere wiener Zeitungen fast täglich Belege bringen. Dem Augenblick muß aber überlassen werden, was ihm gehört; ein Zeitungsblatt hat nur für einen Tag Bedeutung, ein Buch soll aber, wie Thucydides von seinem Geschichtswerk sagt, „ein Erwerb für alle Zeiten" sein. Wen interessirt es nun heute noch, wenn Wilhelm Wiener uns erzählt, daß Se. Majestät am 30. October 1869 in Konstantinopel „morgens mehrere angesehene Persönlichkeiten der türkischen Bureaukratie und das gesammte diplomatische Corps, das sich in Galauniform im rothen Saale eingefunden hatte", empfangen habe, wenn der Verfasser mit anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit die Stellungen angibt, welche bei Revuen und andern öffentlichen Schaustellungen die hohen und höchsten Herrschaften des Hofstaates zum Kaiser eingenommen haben, auf nicht weniger als acht Seiten die Illumination des Bosporus beschreibt, und es für nöthig hält, der Nachwelt eine Blumenlese von officiellen Ansprachen und Toasten wörtlich zu überliefern; dazu kommen noch Schilderungen von Gastmählern, Bällen, Pferderennen. Doch genug von dieser byzantinischen Hofchronik, welche sich auch in die ansprechendsten Abschnitte des Buchs störend eindrängt. Daß es dem Verfasser auch manchmal gelungen ist, frisch und anschaulich darzustellen, mag die Schilderung einer Parlamentssitzung in Athen beweisen:

Kaum ist das Protokoll verlesen, als ein im Centrum sitzender Abgeordneter sich erhebt und einige Worte spricht; mitten in der Rede wird er von einem andern unterbrochen, aber auch den Unterbrecher trifft dasselbe Schicksal, das er seinem Vorredner bereitet; vier, fünf Abgeordnete beginnen gleichzeitig zu schreien, bald betheiligt sich ein ganzes Dutzend an dem Lärm, auf der Linken springen zwei heißblütige Redner auf die Bank und gesticuliren mit Händen und Füßen gegen ihre Gegner; diese glauben offenbar von ihren niedrigern Standpunkten nicht ausgiebig genug ihren Worten Nachdruck verleihen zu können und springen gleichfalls auf die Bänke; man schreit hinüber und herüber, der erste Redner im Centrum aber, der über die stärkste Lunge gebietet, überschreit alle und behauptet schließlich das Schlachtfeld, ein Sieg, mit dem auch das Publikum auf den Galerien einverstanden zu sein scheint. Aber noch ist die Scene nicht zu Ende, der Mann des Centrums ist offenbar zu weit gegangen, denn neuerdings wird er unterbrochen und von allen Seiten stürmt man jetzt auf ihn ein, und da der Störenfried — der Mann erinnert unwillkürlich an unsern wackern Greuter — keinen Frieden halten will, packt ihn sein Hintermann einfach mit beiden Händen an den Schultern und drückt ihn gewaltsam auf seinen Sitz nieder. Das Mittel wirkt; die Ruhe ist wiederhergestellt. Da verdammt ein Redner der Opposition das Auftreten der Majorität in der gestrigen Sitzung und verlangt, daß die Beschlüsse für null und nichtig erklärt werden. Das hieß Oel ins Feuer gießen — ein heilloser Lärm entsteht. „Hinunter" rufen die einen; „Sprechen lassen", schreien andere — eine Anzahl Abgeordneter stürmt gegen die Tribüne und droht von Worten zu Thaten zu schreiten; der Mann auf der Tribüne aber blickt sie mit verschränkten Armen herausfordernd an, und sein Trotz scheint den Gegnern zu imponiren. Die Galerie unterstützt die Opposition, der Präsident erhebt sich und richtet an die oberhalb seines Sitzes befindliche Loge eine letzte Mahnung. Man antwortet von oben, ein Wortwechsel entsteht — aber diese Episode verliert sich in dem Chaos, das im Saale ausbricht. Ein Abgeordneter im Nationalcostüm, der in der zweiten Bank hinter den Ministern sitzt, hat sich erhoben und schreit mit gellender Stimme einige Worte; wie ich später hörte, enthielten dieselben eine flagrante Beleidigung der Opposition. Und nun beginnt eine Scene, wie sie wol selten in einem Parlamente erlebt wurde und die genau zu beschreiben geradezu unmöglich ist. Ein riesiger Mann springt von rückwärts über zwei Bänke auf den Beleidiger und wirft ihn mit einem gewaltigen Faustschlag zu Boden. Der Angegriffene wehrt sich, sein Gegner aber macht kurzen Proceß, er reißt seinem Opfer den Fez vom Haupte, erfaßt seine weißen Haare und beginnt ihn tüchtig zu beuteln. Zwei Freunde kommen dem Unterliegenden zu Hülfe, sie packen den Riesen, reißen ihm die Jacke ab und zerfetzen sein Hemd. Jetzt eilen von allen Seiten Freunde und Feinde herbei, man erhebt die Stöcke und beginnt unerbittlich die Rücken der Kämpfenden zu bearbeiten, die Schläge fallen so dicht, daß der Staub der Kleider hoch aufwirbelt.

3. Lorelei. Plaudereien über Holland und seine Bewohner von C. A. L. G. F. Sicherer. Zwei Theile. Leyden, Sijthoff. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser eingehende Studien über den Charakter des holländischen Volks und Landes, über seine Sprache und Literatur gemacht hat; der vergleichende Sprachforscher kann in

diesen „Plaudereien“ mancherlei interessante Bemerkungen über die Verschiedenheit der Bedeutung gleicher Wörter im Hochdeutschen und Holländischen, der Politiker und Culturhistoriker vielfache Andeutungen über die Ursachen der Abneigung, mit welcher das stammverwandte Volk an den Rheinmündungen auf die neueste Umgestaltung des deutschen Staatenbundes blickt, der Tourist beherzigenswerthe Winke über die Art in Holland zu reisen finden; und doch wird es nur äußerst wenige geben, welche die beiden starken Bände trotz des vorzüglichen Drucks und der vortrefflichen äußern Ausstattung bis zum Ende lesen und mit Befriedigung aus der Hand legen werden. Aus dem Sande allgemeiner Redensarten solche Körner edlern Metalls herauszusuchen, ist eine mühselige Arbeit; der Verfasser „plaudert“ mehr als 600 Seiten hindurch meist mit ziemlich geistloser Gesellschaft ohne Unterbrechung über die verschiedensten Gegenstände in den gewöhnlichsten Formen. Wozu diese Einkleidung? Und wenn nun einmal Sicherer glaubt, daß er ein bedeutendes Unterhaltungstalent besitzt, weshalb bringt er alles das zu Papier, wodurch er auf der Eisenbahnfahrt nach Holland denen, welchen das Unglück die Plätze neben ihm angewiesen, den Mittagsschlaf gestört und die gute Laune verdorben hat? Auch tiefe Kenntnisse, reiche Erfahrungen bleiben für andere werthlos, wenn sie in abgestandenen Formen erscheinen und in einem selbstgefälligen Schulmeistertone vorgetragen werden.

4. Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von Max Eyth. Erster Band: Europa. Afrika und Asien. Zweiter Band: Amerika. Heidelberg, C. Winter. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Veröffentlicht von den Verwandten und Freunden, an welche diese Briefe ursprünglich gerichtet gewesen, läßt das vorliegende „Wanderbuch“ nicht nur in dem Verfasser einen praktisch wohlerfahrenen Techniker, einen klaren Beurtheiler der gesellschaftlichen Verhältnisse der entlegensten Länder und daneben ein feinfühlendes, poetisches Gemüth erkennen, sondern erregt auch bei denen, welche dem gewerblichen Leben fern stehen, Staunen und Bewunderung über die internationale Macht der Maschine und — des deutschen Geistes. Max Eyth war im Jahre 1863 nach Aegypten berufen worden, um auf den Gütern des intelligenten Prinzen Halim die neuern landwirthschaftlichen Maschinen einzuführen, aufzustellen und in ihrer Thätigkeit zu beaufsichtigen; ihm verdankte jenes Land die Einführung des Dampfpflugs, welcher zu jener Zeit, wo die Viehseuche einen großen Theil des Viehstandes weggerafft hatte, von außerordentlichem Werth für die ägyptische Landescultur wurde. Ein Baumwollenfurchenpflug war des Verfassers eigene Erfindung. Infolge von Finanzoperationen des Vicekönigs verlor jedoch Halim Pascha nahezu alle Güter und der Verfasser seine Stellung, in welcher er das vollste Vertrauen seines für eine rationelle Entwickelung der Landwirthschaft unermüdlich thätigen Herrn genossen hatte. Das Schicksal führte ihn nun über England nach Nordamerika, das er von Neuyork bis Neuorleans durchreiste, um Dampfpflüge und Schleppdampfer einzuführen; darauf Rückkehr nach Europa, vorübergehender Aufenthalt in England und Belgien; dritte Fahrt über den Atlantischen Ocean nach Trinidad, und definitive Heimkehr.

Einzelne dieser Reisebriefe enthalten zwar zu viel Persönliches, als daß sie von großem allgemeinen Interesse sein könnten; die meisten fesseln aber durch den frischen, kräftigen Stil, in welchem sich der entschiedene und energische Charakter des Verfassers offenbart. Dem Culturtechniker wird die Geschichte des Dampfpflugs, welche den Schluß des zweiten Bandes bildet, vielfache Belehrung bieten, und einzelne Andeutungen über das Verhältniß des Vicekönigs von Aegypten zu Halim-Pascha möchten, da sie auf letztern als unmittelbare Quelle hinweisen, auch für denjenigen, welcher sich mit der Geschichte der orientalischen Frage beschäftigt, von Werth sein. Die Schilderungen von Land und Leuten entbehren trotz der leichten, schnell hingeworfenen Umrisse weder der Schärfe der Charakteristik noch der lebendigen Darstellung; außer drei umfangreichern geographischen Charakterbildern: „Besteigung des Attaka am Rothen Meer“; „Die Mammuthhöhle in Kentucky; „Die Umgebung von Port of Spain“, bieten diese Reisebriefe noch vielfache interessante Beiträge zur Völkerkunde; die Beschreibung eines koptischen Klosters mag den Stil und die ebenso prägnante wie anschauliche Schilderungsweise des Verfassers zeigen:

Von Colossona, meiner südlichsten Station, hatte ich etwa noch sechs weitere Meilen nach Süden zu dampfen, um den Fuß des Gebel Ter zu erreichen. Vier oder fünf braune Kerls in puris naturalibus stürzten mir entgegen und sahen den Besessenen in der Wüste so ähnlich wie ein Ei dem andern. Bald jedoch ergab es sich, daß dies eine Abtheilung der Geistlichkeit war, welche schwimmend die vorüberfahrenden Schiffe im Interesse des Klosters anbettelte. Als sie sahen, daß ich ausstieg, bekleideten sie sich schleunigst mit einem Talar oder blauschwarzen Lumpen, versicherten mich wiederholt, daß sie Christen seien, und gaben mir — vorausrennend, winkend, zurückkommend und wieder vorauslaufend — das Geleite. Das Kloster selbst steht auf dem fast senkrechten Abhang des Bergs und ist aus den weißgelben Kalksteinen desselben gebaut — ein gelber Ameisenhaufen in der todten, gelben Wüste. Meine Ankunft war natürlich in ihrer Weise längst telegraphirt, und aus dem kleinen Thor, das in das Innere der wunderlichen Anstalt führt, wimmelt eine erstaunliche Schar dieser ehrwürdigen Gestalten mir entgegen. Etliche erzählen mir von frühern Besuchen und den außerordentlichen Bakschischen, die sie erhalten; andere, schlichter Natur, betteln ohne weitere Umschweife; etliche suchen mir die Aussicht zu zeigen, andere sind ängstlich bemüht, mich in das Innere ihrer Behausung einzuführen. Unter der directen Leitung des Abts trete ich in die geweihten Hallen. Ein kleiner Vorhof — jämmerliche Steinhütten — Dachs- und Fuchshöhlen zu beiden Seiten — von einer Ahnung eines Bauplans natürlich keine Rede — ein großes Loch, vier Fuß hoch, für eine Thüre — ein kleines für ein Fenster. Dann kleine, enge Gäßchen, treppauf und -ab von ähnlichen Hütten gebildet, alle vollauf wimmelnd von Mönchen, Greisen und selbst Kindern. Nach etlichen Windungen geht es in die Kirche — hinunter. Ein grauenvolles Loch! Etliche kurze Säulen mit antiken Capitälen stützen die Decke. Eine kleine Oeffnung in derselben gibt eine dämmerartige Helle. Lampen nach arabischem Stile hängen von oben herab; ein paar Holzschemel zum Knien stehen in dem engen Raum. Ein kleiner erhöhter Platz ist mit einem rohen Holzgitter abgegrenzt. Links in demselben befindet sich ein ebenfalls kleiner Altar mit einem in mittelalterlichem Stile ausgeführten Marienbilde. In der Mitte, hinter in Lumpen zerfallenen Teppichen ist der Eingang ins Allerheiligste. Ueber demselben hängen und werden mit Stolz gezeigt ein greuliches Bildniß des Ritters St.-Georg und ein zweites der Maria. Das Allerheiligste selbst ist vollständig ohne Licht — eine kleine halbrunde

Kammer —, an den Wänden etwas hervorstehend zehn niedere Säulen, welche die Kuppel tragen — in der Mitte ein Altar, worauf ein schmuziger Kirchenleuchter steht und ein noch schmuzigeres Büchlein in koptischen und arabischen Schriftzügen liegt. Dies ist das Kloster auf dem Gebel Ter!

5. Bhamo-Expedition. Bericht über die Möglichkeit einer Wiedereröffnung der Handelsstraße zwischen Birma und Westchina erstattet vom Kapitän A. Browers. Ins Deutsche übersetzt von Merzdorf. Berlin, Heymann.

Im Jahre 1868 ward von Birma eine englische Expedition abgesendet, welche den alten Handelsweg, welcher vom obern Irawaddy über die hinterindischen Gebirge nach dem Stromgebiet des Yantsekiang in das Innere Chinas führt, wieder erschließen sollte. Der Bericht des Kapitäns Browers, kurz nach seinem Erscheinen in englischer Sprache auch in deutschen geographischen Fachzeitungen nach seinem wissenschaftlichen Werthe eingehend besprochen, verdiente schon aus dem Grunde eine deutsche Uebertragung, weil wir aus demselben zum ersten mal einen tiefern Einblick gewinnen in die Art der Bildung jenes eigenthümlichen großen mohammedanischen Reichs im Südosten Chinas, welches, um sich gegen China selbst behaupten zu können, auf Handelsverträge mit England um so lieber einging, weil ihm dadurch die Freundschaft dieses Staats gesichert schien. Ob diese Handelsverträge jenen Werth haben und jene Vortheile bringen werden, welche man im englischen Indien von ihnen erwartet, muß die Zukunft lehren, für die Wissenschaft jedoch sind die Ergebnisse der Bhamo-Expedition von entschiedenerer Wichtigkeit. Die Beigabe einer Karte und die Umschreibung der Eigennamen nach der deutschen Aussprache wäre wünschenswerth gewesen.

6. Sinai und Golgotha. Reise in das Morgenland von Friedrich Adolf Strauß. Neunte verbesserte Auflage mit sechs Ansichten, einer Karte des Morgenlandes nebst einer Specialkarte des Sinai und einem Plane von Jerusalem. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch ist bei seinen frühern Auflagen in den verschiedensten Blättern so oft besprochen worden, daß wir über den Standpunkt des Verfassers und den Werth seiner historischen und geographischen Forschungen kaum etwas Neues sagen könnten; es wird unter denen, welche die strengkirchliche Richtung des Verfassers theilen und es lieben, wenn eine Reisebeschreibung im Stile eines Erbauungsbuchs abgefaßt ist, immer Leser und Käufer finden und wol auch noch weitere Auflagen erleben.

7. Das malerische und romantische Westfalen. Von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit 30 Stahlstichen und vielen Holzschnitten im Text. Erste Lieferung und folgende. Paderborn, Schöningh. 1870—71. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Auch hier mag die Anführung des Titels genügen, auf ein Werk wieder aufmerksam zu machen, durch welches die beiden hervorragenden westfälischen Dichter ihrer Heimat den Zoll ihrer nie erloschenen Liebe dargebracht und die Naturreize der rothen Erde für den größten Theil des deutschen Volks zum ersten mal enthüllt haben.

Politische Broschüren von 1870 und 1871.

1. Der neue Deutsche Bund. Ein Beitrag zum Verständniß und zur Geschichte seiner Verfassung. Von einem Süddeutschen. Anhang: Die neue deutsche Bundesverfassung und die Verträge mit Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen. Stuttgart, Rieger. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

2. Die Verfassung des Deutschen Reichs in den Grundzügen und Verhältnissen zu den Einzelstaaten, insbesondere zu Baiern. Von Lorenz Hauser. Nördlingen, Beck. 1871. Gr. 8. 21 Ngr.

Das positive Resultat der neuesten deutschen Geschichte liegt vor uns, die Aurea Bulla des 19. Jahrhunderts, die nationale Verfassungsurkunde, in welcher alle historischen und staatsbürgerlichen Elemente des wieder auferstandenen Reichs eine neue zeitgemäße Einigung bisher erstrebt haben. Der königlich bairische Bezirksrath Hauser spricht die nothwendige Doppeltendenz dieser Magna-Charta in folgenden zwei Sätzen aus: „Die Einheit in der diplomatischen und militärischen Führung macht stark, und die Stärke Deutschlands ist sein Friede", und: „Die Reichsverfassung bildet einen starken gesetzlichen Schutzwall gegen den Einheitsstaat."

Der hauptsächlichste Unterschied, der zwischen dieser neuen allgemeinen Reichsverfassung und den frühern Kurfürstenverträgen hervortritt, ist die zum ersten male gesetzlich sanctionirte Erblichkeit der Kaiserkrone. Der „Süddeutsche" in Nr. 1 definirt dieselbe, indem er auf die Entstehung der Reichsverfassung aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes hinweist, mit vollem Verständniß: „Das dritte wesentliche Element des Bundesorgans ist das Präsidium des Bundes; dasselbe steht erblich der Krone Preußen zu." Erst während des Drucks dieser Schrift ist die Bestimmung vereinbart worden, statt der Ausdrücke „Bund" und „Präsidium" die historischen Begriffe „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser" wieder zu adoptiren. Sehr zeitgemäß hat derselbe Verfasser deshalb daran erinnert, daß „nach der Reichsverfassung von 1849 die Würde des Reichsoberhaupts einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werden und in dem Hause desselben im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt vererben" sollte.

Die Broschüre Nr. 2, die später, nach vollendeter Constituirung des Reichs, erschienen ist, untersucht namentlich gewissenhaft die Bestimmungen über Ausübung der gesetzgebenden Gewalt und der Reichsregierung. Sie sagt:

Die Präsidialmacht, deren Träger der Deutsche Kaiser ist, hat kein allgemeines Veto, wie es in der Landesgesetzgebung jedem Oberhaupte eines Einzelstaats zukommt und die Reichsverfassung von 1849 dem Kaiser einräumt u. s. w.... Vergleicht man mit der Organisation der Reichsregierung die For-

derung eines verantwortlichen Bundesministeriums, so zeigt sich, daß der Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit in der Anwendung auf die deutsche Reichsregierung einer andern Formulirung bedarf.... Der Träger der Präsidialmacht, der Deutsche Kaiser, ist unverantwortlich nach modernen staatsrechtlichen Grundsätzen. Für die Ausübung der Regierungsrechte, welche der Präsidialmacht zustehen, ist der Bundeskanzler verantwortlich.... Die Forderung eines verantwortlichen collegialen Ministeriums für die Ausübung der Präsidial-Regierungsrechte ist an sich nicht unvereinbar mit dem Organismus der Präsidialmacht, deren Inhaber der Deutsche Kaiser ist. Ob aber das Collegialsystem gerade in Bezug auf Regierungsrechte am Orte sei, deren einheitliche Ausübung als eine staatsrechtliche Nothwendigkeit betrachtet und eben deshalb dem Präsidium übertragen werden muß, ist eine andere Frage.... Gegen ein Collegium, in welchem sich die einzelnen leicht verbergen können, sodaß niemand persönlich als verantwortlich hervortritt, ist die Verantwortlichkeit auch praktisch schwieriger ausführbar als gegen einen allein verantwortlichen Reichskanzler. Diese Einrichtung der Reichsverfassung ist nicht, wie man anzunehmen pflegt, nur auf zwei Augen gestellt. Die Formen des deutschen Staatswesens sind nun geschaffen, die Bahn ist für die Staatsleitung geebnet. Das große Deutschland kann man sich doch nicht so arm an staatsmännischen Fähigkeiten vorstellen, daß es im Falle der Nothwendigkeit eines Ersatzes nicht einen für die Spitze der Präsidialregierung geeigneten Mann hätte. Deutschland, das in Preußen eine praktische Schule der Staatskunst in neuerer Zeit besitzt, wird nicht ärmer sein als Nordamerika, das mit der Präsidentenwahl einem Manne die einheitliche Leitung eines ausgedehntern Regierungsbezirks zu übertragen hat!

Wir müssen eingestehen, daß uns diese letzte Parallele zwischen dem erblichen Reichsoberhaupte nebst verantwortlichem kaiserlichen Kanzler und zwischen dem wählbaren Präsidenten der amerikanischen Republiken etwas weit auseinanderzuliegen scheint: nur keine Verwechselung der Welttheile! Um so mehr weisen wir auf die Freisinnigkeit des bairischen Gerichtsraths Hauser hin, die in den neuesten religiösen Bewegungen erfreuliche Nahrung gefunden hat, sodaß sie z. B. behaupten darf:

Von dem alten Kaiserreiche unterscheidet sich das neue Reich in seinen rechtlichen Grundlagen dadurch, daß es das innere Religionsgebiet nicht zum Gegenstande staatlicher Zwangsmaßregeln macht, sondern dasselbe von der Rechtsordnung ausscheidet und selbst das äußere Verhältniß zwischen Staat und Kirche von den Reichsangelegenheiten ausschließt, dasselbe der einzelstaatlichen Ordnung überlassend. Der Gedanke des „römischen Reichs deutscher Nation“ ist in das Grab des Mittelalters hinabgestiegen. Andere Culturgedanken bewegen heute die Menschheit u. s. w.

3. Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe des preußischen Generals von Rochow an den preußischen Generalpostmeister von Nagler. Herausgegeben von Ernst Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Die beiden Herausgeber haben früher zwei Bände „Briefe des königlich preußischen Staatsministers, Generalpostmeisters und ehemaligen Bundestagsgesandten K. F. F. von Nagler an einen Staatsbeamten“, und zwar aus den Jahren 1824—46, veröffentlicht, einen verdienstvollen Beitrag zur Memoirenliteratur, der über die tiefern und geheimen Motive mancher leitenden Persönlichkeit jener wahrlich nicht leicht zu durchschauenden Restaurationszeit neues und aufklärendes Licht zu verbreiten im Stande ist. Als eine Ergänzung zu jenem Werke sind die vorliegenden Briefe an denselben Hrn. von Nagler, als er Vertreter Preußens am Deutschen Bundestage war, aus den Jahren 1830—32, zu beachten. Mendelssohn-Bartholdy, der als Verfasser der neuesten Geschichte Griechenlands (in der Hirzel'schen Sammlung der europäischen Staatengeschichte) natürlicherweise über die Gründe, Zwecke und Folgen der Krisis von 1830 sehr gediegene Ansichten haben muß, hat auch zu diesem neuen Bande eine ausführliche Einleitung geschrieben, in welcher er über die Situation der öffentlichen Meinung Deutschlands um 1830 eine für die Dauer werthvolle memoirenhafte Darstellung gibt. Die heutige Jugend, die von den vierzigjährigen Bestrebungen und Beschdungen, aus welchen nun das neue geeinigte Deutschland mit constitutionellen Institutionen hervorgegangen ist, keine Erinnerung des Selbsterlebnisses mehr hat, mag sich aus mancher dieser Bemerkungen eine Erklärung dafür holen, daß in einem großen Theile unserer gebildeten und gerade der für geschichtliche Entwickelung Sinn habenden Welt seit Jahrzehnten eine theilnahmvolle Gesinnung für das constitutionell strebsame Frankreich heimisch sein konnte, die von dem ältern Patriotismus der Befreiungskriege manchmal nicht ganz richtig gewürdigt sein mag. Das heilige Stabilitätssystem von 1815 hat gerade Preußen doch wahrhaftig nicht viel vorwärts kommen lassen.

Könnte man doch fürchten, diese österreichische Erfindung der exclusiven Moralität des Conservativismus habe unsern seit Jahrhunderten in der öffentlichen Meinung dominirenden Protestantismus, mit seiner vielgerühmten norddeutschen Aufklärung, ein wenig sozusagen übertölpelt; es ließe sich wol die Ansicht rechtfertigen, daß unser biederer Protestantismus mit der Heiligkeit und Unerschütterlichkeit dieses Rettungssystems es wirklich und einseitig ernst genommen habe, während die sogenannten ultramontanen Erfinder desselben darin gegen unsern möglichen Fortschritt gesichert waren und für allerhand gar nicht absolut conservative Gedanken und Wünsche ungestört Plane und Minen anlegen konnten! Die Fortschrittsbestrebungen der Franzosen haben uns seit 1830 aus dem lähmenden und blendenden Banne jenes dämonischen unechten Legitimismus befreit und die heutige erfreulichere Gestaltung unserer Zustände möglich gemacht. Mendelssohn-Bartholdy dürfte in seiner Einleitung diesen Gesichtspunkt doch wol theilen. Er sagt:

Ehe man die Schwächen und Irrthümer der Jugend (zur Zeit der Demagogenverfolgungen) brandmarkt, möge man die Fehler der Alten, möge man die Grundübel der politischen Lage, welche nach dem Sturze Napoleon's für Deutschland geschaffen wurde, verurtheilen.

Wenn der Verfasser diese Bemerkung nur an andere Ereignisse angeknüpft hätte, als es geschieht! Doch sagt er ferner:

Die Verträge, welche fortan die engere Einigung und Verbrüderung aller deutschen Stämme besiegeln, sind himmelweit verschieden von der Wiener Bundesacte*), die der Freiherr von Stein schon 1815 als ein unwürdiges Possenspiel bezeichnet hat. Wer das Unheil Frankreichs aus der durch die Revolution vollzogenen rücksichtslosen Centralisation herleitet, wird die durch die deutsche Reichsverfassung verbürgte Verbindung einer

*) Der Papst hat seltsamerweise, wie einst gegen den Westfälischen Frieden, auch gegen die Wiener Verträge, schon im November 1814 Protest eingelegt. Vgl. Gervinus, I, 263.

starken Centralgewalt mit möglichst weitgehender Autonomie der Provinzen und Theile des Reichs freudig begrüßen.

Was diese Einleitung eines heutigen Historikers in offenkundiger Tendenz ans Licht stellen kann, einen mit der Julirevolution beginnenden Systemwechsel der europäischen Politik, das ist aus den Briefen des Hrn. von Rochow selbst freilich noch nicht so evident zu ersehen. Aber gerade je verdeckter, zurückhaltender und lakonischer diese unmittelbaren Ueberlieferungen der ersten, zum Theil nicht widerspruchslosen Eindrücke einer eben im Keime sich neugestaltenden Zeitepoche auf die tastende, feinfühlige Wahrnehmungsgabe eines durchaus conservativen, aber immer doch historisch empfindenden preußischen Staatsmanns sich darstellen, um so lehrreicher sind sie, um so mehr regen sie zum Nachdenken an. Und wahrlich die innersten Tendenzen gerade dieser Katastrophe, deren definitive Entscheidungen erst in die Zukunft fallen, sind wichtig genug, um jede Andeutung darüber zu erwägen, jedes überlieferte Symptom mit sorgfältigem Studium zu untersuchen. Auch Hr. von Rochow klagt darüber, daß man auf dem Wiener Congreß „dem preußischen Staat die Stellung, die Oesterreich früher gegen Frankreich eingenommen, zugeschoben habe ohne Oesterreichs Macht". Aber freilich muß man beim geschichtlich mikroskopischen Studium solcher Lakonismen vorsichtig sein: ein Druckfehler könnte auf eine ganze Taktik die Consequenzen falscher Beleuchtung werfen. S. 6 ist statt „Befehle aus Frankreich" zu lesen „aus Frankfurt", und eine andere Stelle, S. 41, scheint doch auch zweifelhaft zu sein; dort heißt es: „Die deutschen Plager quälen mich nicht sehr. Geht es los, so werden sie von dem, was nachwirkt, aufgerollt, und vorläufig dürften unsere Rüstungen und 150000 Mann Russen der beste Schutz für den deutschen Liberalismus sein und sie am ehesten Gehorsam bewirken." Auf S. XLI der Vorrede ist dieser Ausspruch citirt mit den Worten: „150000 Russen sind der beste Schutz gegen den Liberalismus!" Die obige Textstelle muß sich wol bei der Copirung oder im Druck noch geändert haben. Das historische Symptom von 1830 hat doch sicher wol gelautet: gegen den deutschen Liberalismus!

Theodor Heinrich Rochus von Rochow war seit 1845 der Vorgänger Bismarck's auf dem so wichtigen petersburger Gesandtschaftsposten, von welchem aus der jetzige gefürstete Reichskanzler im Jahre 1859 mit die ersten Impulse zur jetzt vollendeten weltgeschichtlichen Katastrophe der preußischen und der deutschen Politik zu geben vermochte.

4. Die wohlwollenden Rathgeber des Königs Wilhelm. Von F. von Rougemont. Aus dem Französischen von C. A. K. Gütersloh, Bertelsmann. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser ist ein schweizer Staatsrath, und zwar ein Neuenburger. Neuenburg war bekanntlich seit 1707 ein Fürstenthum des preußischen Königshauses und ging demselben im Jahre 1848 durch die Revolution verloren, welchen Verlust die Hohenzollern im Vertrage zu Paris, Mai 1857, anerkannten. Der Staatsrath Rougemont ist bei der betreffenden Negociation mit dem Kaiser Napoleon thätig gewesen, hat aber, wie er selbst sagt, auch nach der Lostrennung seines Heimatlandes von Preußen für das Haus der Hohenzollern, das während 150 Jahren das Glück desselben schuf, ein Gefühl der Dankbarkeit und der Zuneigung bewahrt. Dieses Gefühl, so scheint es, hat ihn während der letztjährigen kriegerischen Ereignisse zum Aussprechen seiner Gedanken in einer nach beiden sich bekriegenden Seiten hin mäßigenden Weise veranlaßt. Die Rathgeber König Wilhelm's, von denen er spricht, stehen alle auf französischer Seite; es sind das erstens sieben französische Pastoren in der „Église libre" von Nizza, vom 28. October; zweitens ein Pastor Delmas von Larochelle in einem Schreiben vom 15. November, und endlich ein „ironischer Brief" eines Hrn. Frank vom Institut von Frankreich, im „Moniteur universel" vom 12. December. Alle drei Zeugnisse warnen, zum Theil in theosophischen Anschauungen, vor Ueberschreitungen des Feindschaftsmaßes gegen Frankreich und wollen namentlich den Protestantismus als solchen nicht für die Politik Preußens verantwortlich machen.

Der Verfasser berührt auch die nationalen Barbarossa-Erinnerungen; das ist von unserm Standpunkte nun freilich keine sehr zeitgemäße und diplomatische Reminiscenz. Mit dem Begriffe Barbarossa ist für die Romanen der Gedanke an die Vergewaltigung Italiens bekanntlich unzertrennlich, und weil es gleicher internationaler Schuld sich theilhaftig gemacht hatte, ist das Metternich'sche System zu Falle gekommen. Wir Preußen sollen es nun, der Reihe nach, um der germanischen Traditionen willen, wol auch noch mit Italien verderben?

5. Das entlarvte Judenthum der Neuzeit. Von Hermann von Scharff-Scharffenstein. I. Die Juden in Frankfurt a. M. II. Die Juden in Baiern. Zürich, Verlags-Magazin. 1871. 8. 25 Ngr.

Die Entlarvung, welche das erste Heft dieser Schrift am Judenthum vornimmt, besteht darin, daß sie nachweist, wie die Juden seit 1848 bestrebt gewesen sein sollen, Frankfurt in die Hände Preußens zu spielen, und zwar führt sie allerlei dabei thätig gewesene Individuen der Journalistik, Club- und Finanzwelt namentlich auf, was diesen doch im Grunde jetzt durchaus nicht unangenehm zu sein braucht. Die Entlarvung des zweiten Heftes bezieht sich auf mancherlei Familienverbindungen, die Juden und Judentöchter in Baiern mit Adel und Bürgerthum eingegangen sein sollen, woraus hervorgeht, daß es manchen von ihnen gar nicht schlecht ergeht, was sie übrigens sehr wohl verdient haben mögen. Auch auf ehrenvolle literarische Stellungen, die sie einnehmen, ist hingewiesen; wir erfahren dabei, was wir noch nicht wußten, daß Paul Heyse, unter anderm Herausgeber eines spanischen Romancero, im Familienverhältniß zu den Rothschilds steht. Angenehme Verwandtschaft! Daß aber auch Gutzkow unmittelbar in jüdische Coterie hineingezogen wird, beruht wol nur auf einem Misverstehen der wohlverdienten Anerkennung, die ihm von solcher Seite häufig zutheil geworden ist. Infolge erwähnter Familienverbindungen sollen nobeln Grafen und Freiherren in Baiern schon die „Judenschnabel" gewachsen sein!

Dialektdichtungen.

1. **Wilhelm Bornemann's** plattdeutsche Gedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, gesammelt und herausgegeben von **Karl Bornemann**. Siebente Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers in Holzschnitt. Berlin, v. Decker. 1868. 8. 22½ Ngr.
2. Zutemoos. Eine Sammlung plattdeutscher Originalgedichte, verfaßt von **Karl Gloede**. Wismar, Hinstorff. 1869. 8. 22½ Ngr.
3. Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteirischer Mundart von **P. K. Rosegger**. Graz, Pock. 1870. 8. 24 Ngr.
4. Wie Harm Ahlers upper Mellstraten seilde. En Vertellsel van **Gerd Tenjers**. Herutgewen von **P. Büsing**. Bremen, Tannen. 1868. 16. 10 Ngr.
5. Jean. Lütj Denkmal. Eine Theodicee in Form eines Cultur- und Liebeslebens von **Joachim Mähl**. Altona, Mentzel. 1869. 8. 1 Thlr.
6. Fanny oder: Wat sik hebben schall, dat kriggt sik doch. Nebst Glossar. Von **Joachim Mähl**. Altona, Mentzel. 1869. 8. 20 Ngr.

Ehe noch Fritz Reuter und Klaus Groth das Plattdeutsche zur Lieblings- und Modesprache unserer Salons erhoben hatten, hat **Wilhelm Bornemann**, dem wir darum in unserer Besprechung billigerweise den Vortritt lassen, sich durch seine gemüthlichen plattdeutschen Dichtungen einen Leserkreis auch über seine engere Heimat hinaus geschaffen. Und von ihm gilt, was Goethe über die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen plattdeutschen Gedichte des mecklenburger Babst sagt: „Es ist ergötzlich zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch Betrachtung darüber erhebt und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bocksbeutel, Schlendrian und alberne Stockung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen anmuthigen Nothwendigkeit sehen läßt und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt.“ Auch Bornemann's Gedichte bewegen sich in dem Gedankenkreise eines schlichten Landmanns, auch sie führen uns nur zu ländlichen Festen und geben Schilderungen und Stimmungsgedichte aus der Altmark und einfache Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, aber sie wollen nicht mehr sein als sie wirklich sind und befriedigen darum den Leser, der sich einmal in einen solch beschränkten Kreis hineinversetzen will.

Sie zerfallen in: 1) „Altmärkische Erinnerungen“; 2) „Polterabend und Hochzeit“; 3) „Ländliches“; 4) „Natur- und Jagdbilder“; 5) „Vaterländische Anklänge“. Als Probe geben wir das Schlußwort „An de Ollmärker un Gardeleger“:

Ollmärker! Unse platte Sproak
Leet ick nich liggen up de Broak;
Garleger! Hier de letzte Spur
Von guen oll'n Poeten-Bu'r.

Plattdütschet Woort verdank ick jo
Alleen mün Ju, nich sünstens wo;
Siet vööle Joahr is't frielich her,
Döt my von Platt nischt mehr kamm vör.

Wo Muttersproak noch Plattdütsch is,
Don hollt dät Spräken stief un wiß,
Dät nich dät oll trühherz'ge Platt
Herrin kümmt in dät Päkelfatt.

Mag ok dät uroll derbe Woort
Wat änners kling'n von Dort to Dort;
Verstoahn wy doch uns klippekloar,
As't woll to Hermann's Tied oll woar.

Wo noch keen — Goddam! was to hör'n,
Keen schnüffelnäsig — Zockereern:
Don stund oll by westfälsche Poort
Held Herrmann — und sprack plattet Woort.

Und wat he platt hät kummendeert
Dät word good platt ok utgeföhrt:
Kümmt moal to knocken glieke Nott,
Denn — trüsest tapper drup — mit Gott.

Ganz anderer Art sind die unter Nr. 2 angeführten „Zutemoos“ benannten Gedichte von **Karl Gloede**. Es sind Gedichte eines gebildeten Mannes, der poetisches Talent besitzt und aus Liebe zur plattdeutschen Sprache in derselben auch gedichtet hat. Der bei weitem größte Theil derselben jedoch ist hochdeutsch empfunden und hochdeutsch gedacht. Man mache den Versuch, einige derselben in das Hochdeutsche zu übertragen, und man wird sehen, es geht sehr leicht, und die meisten Gedichte werden dadurch an poetischem Gehalt durchaus nichts verlieren. Wir möchten sie darum mit den Gedichten von Klaus Groth vergleichen, von denen ein großer Theil ja auch nicht specifisch plattdeutsch ist trotz ihres niederdeutschen Gewandes. Immerhin glauben wir, daß Gloede's Gedichte, die vorzugsweise für den Vortrag im plattdeutschen Centralverein zu Berlin gedichtet sind, trotz des localen Gepräges, das einzelne tragen, ihre Leser finden werden, zumal sie für diejenigen, die nicht plattdeutsch sprechen, gewiß leichter zu verstehen sind als viele andere Erzeugnisse des Niederdeutschen.

Lassen wir uns vom Verfasser selbst nun erzählen, warum er seine Gedichte „Zutemoos“ genannt hat:

Zutemoos.

Dat Zutemoos, dat is 'n Gericht,
Wat Sunnabens een bi'n Buern krigt,
Wenn Moder 't Köakenschapp utfliet
Un jeden Pott un Napp nahsüht.
Wat von de ganze Woch as Rest
In ehre Wirthschaft öbrig west,
Dat deid se all tosammen schrapen,
Un schüdd't tohopen in en Grapen.*)
Denn warden ferrig alle Schötteln;
„Kotüffeln, Röben, gäle Wörteln,
Backbiern, Plumm'n un Habergrütt
Un Rester ut de Melkenbütt,
Speckrüters, Peterzill, wenn dis'
Nich öäber Joahr verhagelt is,
Ward all tohopen warm nu makt,
Wer't mag, den smeckt't, as wier't frisch kakt.“
Dat ät denn jeder goar to giern,
De Buer mit samst sien Knecht un Diern,
Un fründlich lücht jedweb Gesicht,
Bi dit echt mekelbörgsch Gericht; — — —
Dat Zutemoos, wat ick as Koch
Hebb kakt, is nich von eene Woch;

*) Eisernes Kochgeschirr.

Sünd Rester, die all nah sünd bleben
Ut'n ganzes heeles Menschenleben.
Erfoahrung un Erinnerung
Kalt ick tosam vör Olt un Jung . . . . .

Diese etwas breite Auseinandersetzung, von der wir nur einen kleinen Theil gegeben haben, leidet besonders im letzten Theil an poetischen Schwächen, und könnte darum im voraus den Leser gegen den Dichter einnehmen. Es finden sich aber in der Sammlung Stücke von dichterischem Gehalt, so: „Stah up!" „De ierste Ros'", „Dat Poppen-Spälen", „De Oogensprak", wenn auch der Durchschnitt der Dichtungen über das behagliche Stimmungsgedicht nicht hinausgeht. Zu den bessern zählen einige von den erzählenden und den bei besondern Gelegenheiten entstandenen Gedichten. Der Dichter freut sich mit den ersten Blumen des Jahres und weiß dem Sommer, dem Herbst und der Winterzeit poetische Seiten abzugewinnen, er preist die Schönheit der heimatlichen Natur und seiner Muttersprache, er erzählt uns aus seiner Jugendzeit und versenkt sich in die Spiele der heitern Kinderwelt. Dabei hat er aber auch ein Lied für die gewaltigen Ereignisse der Zeit, wie dies „De drütte Juli 1866" beweist. Wie wenig Prätensionen der Verfasser selbst macht und wie er als Dilettant mehr auf Nachsicht als auf irgendwelche Berechtigung rechnet, das sagt er selbst im Vorwort:

Et giwt to Väles in de Welt,
Wat mancher vör wat Roares hält;
Doch kümmt er vör de richtig Schmäd,
Denn wief't sick ut as holle Nööt;
Un wat von buten schien as Gold,
Is binnen oft blot fules Holt. —
Ob wat ick bring, wat wierth ock is,
Dat weet ich sülb'n nich gewiß;
Ick sülbst weet nich: ob et wat dögt,
Orre ob mit Fug un ob mit Recht
En jeder, de dat les't hett, seggt:
Wer dat sich köfft, de kennt et nich,
Un wer et kennt, de köfft et nich,
Un wer et het, de mog et nich! —
Wat Een laawt, heet de Anner „fuul",
Un makt dat ßlecht, un ritt et dahl;
En Sprückwurt seggt: „wat Een'n sien Uhl,
Dat is den Annern sien Nachtigal." —

Die Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder von **P. K. Rosegger** (Nr. 3) führen uns aus dem Norden, von der Mark und den Küsten der Ostsee, nach den obersteirischen Bergen des Südens. Wir haben in obersteirischer Mundart, der von Haus aus eine urwüchsige poetische Kraft innewohnt, eine große Anzahl von waldesfrischen Volksliedern, und man nimmt deshalb eine Sammlung von Spracherzeugnissen dieses Landes mit den besten Erwartungen zur Hand. Leider werden wir aber bei der Lektüre des vorliegenden Büchleins sehr enttäuscht. Fast sämmtliche Producte haben etwas Gemachtes, Reflectirtes, und statt des echten Humors bietet uns der Verfasser oft geradezu nur Travestie.

Selbst die ersten Erzählungen: „D'Annamiadl. A rars Geschichtl", „Die narrische Sannerl. Recht a traurig Geschichtl", „D' Schwoagerin un die Kua", „Die Zellaroas", „Weichslbodn", „'s Gfäus", „D' Mur" u. a., denen es mit ihrem Gegenstande ernst ist, lassen uns nicht zum vollen Genuß kommen. Die folgenden Erzählungen und Schwänke aber berühren in ihrer Weise gerade so unangenehm wie „Orpheus in der Unterwelt", und wir müssen es für einen entschiedenen Misgriff erklären, wenn die obersteirische gemüthvolle Mundart, anstatt dem Humor zu dienen, zur Parodie gebraucht wird. Der Leser höre zum Beleg einige Stellen aus dem Schwank „A Kapitl von die oln Griachen" und urtheile selbst:

Um Götter hobn ſ' vorher ah g'schaut, vasteht sich — oba recht guat hobn fies nit darotha damit — fein zwar lustige Kampl gwen, die Götter, oba sist wars eng a Bulk, a kloan vadrahts. Da **Zeuserl**, der obaste Gott, selba hat amol an Spitzbuabn gmocht, ma redt ni gern davon. Auf n olympischn Berg hot er 'sei Haus gebobt un vaheirat is ea a gwen. Oba mit sein Weib hot er sich grechn nit oan mögen; hot ihr la Recht glossn und er selba wa der erst Gott un er lossad sih nix gfolln. „Du olda Schippl, sei froh, daß ih dih mog!" schreit sei Weib, oba wie da Zeus mit seine Himmlaga-Pfeil oaghabt hot gan umasuchtln, hots doh still sein müaßn. Oba liewa hat d' Sunn wieda gscheint, is ſ' scho wieda ban Maul: „Wenns dah der obaste Gott bist, zwegn den kannst ah nit Olls; bringst ah nit amol an Menschn zsomm, wonn ih do nit hilf!" „Ho, ho ho!" brummelt da Zeus, „dös wern ma gleih sehn, Olde, wer mehr konn, ih oda du! Dabei schlogt er auf sei Hirn und — ban linke Ohrwaschl is a bildsaubere Jungfrau aussa ghupft — — — „Dös konn i ah!" moant d' Frau Zeuserl und — pums, steht a gramsta Bursch da. „No jo" boalt der Olde, „hiazt hobn ma holt an iads auf onger Faust a Kind zsommbrocht, was liegt dann dron! Zwegn den bleib ih olleweil noh da Moasta. Schau, dei Bua hinkt und wird a ruassige Schmied und mei Diandl do moch ih zan a groß̈a Göttin; wirst es scho sehn!"

In ähnlicher Weise ist die „Trojanagschicht". Dagegen finden sich unter den spätern einige wirkliche naturwüchsige Schwänke wie „De Schneider un die drei Riesn".

Die im Verhältniß bessern Sachen finden sich in der letzten Abtheilung: „Olmlüsterln. Gedichter und Liada", obgleich auch da viel Unbedeutendes mit unterläuft. Als Probe diene:

S funfzgjahri Jubelfest.

Mei Weiberl, du herzigs,
Hiazt follts me grod ein:
Just heunt is s funfzg Johr,
Doß me zsommkemme sein.

Und guat hobn ma ghaust
Und hobn glebt wie die Taubn;
Ka bessere Eh gibts!
Se därf mer ins glaubn!

Drum möcht ich da, Weiberl,
A Freud mochn frei;
Host epper en Wunsch heunt
So sog ma's na gleich. —

„Wenns dmoanst, mein liabs Mannerl,
Ih wissed schon a Bitt:
Moch heunt a Mol an Ausnohm,
Und prigl mih nit!"

Die unter Nr. 4, 5 und 6 angeführten Werke sind in Prosa geschrieben. „Wie Harm Ahlers upper Melkstraten seilde", von **Gerd Tenjers** erzählt mit viel Behagen, aber ohne rechte Pointe eine Reise nach der Milchstraße, während die beiden Er-

zählungen von Joachim Mähl: „Jean" und „Fanny", ganz ansprechend erzählt sind. „Jean" ist eine niederdeutsche Dorfgeschichte, welche auf Grund eigener Anschauungen eine farbige Darstellung des Dorflebens in Niederdeutschland gibt. Licht- und Schattenseiten des Volks in seinen niedern Schichten treten uns in lebendiger Weise vor die Augen. Der Verfasser gibt uns nicht gemachte Figuren, sondern reale Gestalten, er führt uns das Landvolk mit seiner Derbheit und Roheit, aber auch mit seinem gesunden Kern vor, und die plattdeutsche Sprache erscheint hier nicht als etwas von außen Herangebrachtes, sondern bietet sich als naturgemäße Form für einen ihr entsprechenden Inhalt. Die Charakteristiken sind theilweise nur leichte Umrisse, während die Hauptpersonen scharf gezeichnet sind, wie Jean, der Held der Erzählung, der, dem Trunke ergeben, durch eine reine Liebe wieder in das rechte Gleis kommt. Neben ihm tritt in den Vordergrund der Pastor des Dorfs, dessen Tochter Anna Jean's Frau wird.

Dat wier en olen eenzigen Mann, de ol Herr Paster! He har al fröhtidig en witten Kopp kregen, awwer wen he to Plat köm und spazern ginge, denn günge he di so grad und steil un stur, as wenn he erst eben von de Universität komen weer, un aewer alles kun he sik frein: an de Blomen mang dat Korn, an de Dieckrosen upt Water, aewer de Nachtigabel un ehr zuckermentschen Stückschen, aewer de Dacklünken, wenn se ehr Jungen fodern un aewer sinen lütjen swarten Köter, den he mal mit aewern Sundagstock springen löt, un seeg he de Lüd int Feld arbein oder in de Gaarns, denn bünn he mit ehn an und spaß woll en Wort: wenn he den witten Kopp nich har, kunn he woll mal en Dag mit meihn un graben oder so, un he günge ok up en halw Stünn mit ehr int Hus rin, wenn se em nödigen dehn, un drünk en Glas frische Bottermelk, wenn se grad afbodbert harn, un de Burfruns stecken em denn ok woll en paar Gravensteener oder Prinzappeln, oder en paar Gries- un Pomutzenbeern achter in de Rocktasch för sin lütj Dochter Maria.... Von de anner Siet weer de ol Herr Paster nu aewer innwennig jüsterment eben so grad un steil, as von buten, un wenn he sik up wat sett har un he in'n Rechten weer, denn muß dor blot Een komm, der em bögen und krumm maken wull, de köm bi'n Rechten, un so'n Slag har denn ok nich alltogern wat mit em do dohn un magg nich gern en Hahn mit em plücken, denn he wör denn mennigmal höllisch scharp un heftig, un blot uns' Herrgott kunn em in de Knee kriegen, un up de Kanzel weer he erst recht an sinen Platz — kort do seggen: wo he günge un stünn, dar weer he mang sin Kinner un door weer he to Plat un to Hus....

Was dem Werke noch einen besondern Reiz gibt, sind die Schilderungen des Dorflebens mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Aufzügen und Festen, die mit dem Ganzen organisch verbunden sind.

Ist die folgende Erzählung „Fanny" nicht so reich an Einzelschönheiten, so gewinnt sie auf der andern Seite dadurch an Bedeutung, daß sie die Erhebung des schleswig-holsteinischen Volks von 1848 zum Hintergrunde hat. Beide Werke sind mit einem Glossar versehen und werden mit Hülfe desselben auch allen des Plattdeutschen Nichtkundigen verständlich sein.

An die besprochenen Dialektdichtungen reiht sich eine Sammlung von polnischen Volksliedern in deutscher Uebertragung. Es ist dies:

7. Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier, übertragen von Emil Erbreich. Breslau. 1869.

Der Uebersetzer will durch die Veröffentlichung der vorliegenden Volkslieder die „vielfachen Vorurtheile zerstreuen, die über dem Seelenleben der Oberschlesier ähnlich wie über ihrer Sprache lagern". Der Boden, auf welchem die Lieder erwachsen sind, ist der östliche Kreis von Preußisch-Schlesien und das österreichische Fürstenthum Teschen längs der nördlichen Abdachung des Höhenzugs der Beskiden. Die Quelle, aus welcher die Uebersetzungen geschöpft sind, ist: „Piésni ludu polskiego w górnym Szlasku z muzyka zebral i wydal Juliusz Roger", eine Sammlung von 664 Liedern mit beinahe 300 Melodien. Aus dieser Sammlung sind die schönsten Lieder ausgewählt und geschmackvoll übertragen, nur stimmt in einzelnen Liedern das Versmaß nicht in allen Strophen mit der Melodie, was sich bei den Schwierigkeiten erklären läßt, welche das artikellose Polnisch mit seinen häufigen Participialconstructionen bietet. Der Grundton der Lieder ist wie der fast aller slawischen Volkslieder Schwermuth und Klage um ein entschwundenes Gut. Als Probe der Uebersetzung diene das folgende Lied:

Unendliche Liebe.

Vöglein, deine Schwingen
Wären sie doch mein!
Liebt' ich nicht so innig,
Würd' ich hier nicht sein.

Flieget, Vöglein, flieget,
Flattert auf und ab; —
Liebe überdauert
Todesgrau'n und Grab!

Bat dich oft um Liebe,
Nutzlos war mein Flehn,
Besser, hätt' ich niemals,
Niemals dich gesehn.

Nahmest mir die Ruhe,
Was gilt Leben mir?
Niemand kennt mein Lieben,
Niemand außer dir!

Wie die eigne Seele,
Ach, so liebt' ich dich,
Habe keinen Reichthum, —
Muß verlassen dich!

Wieviel Stern' am Himmel,
Tropfen in dem See,
So viel mal ich liebe
Dich mit Lust und Weh.

Feuilleton.

Ein Prachtwerk über den Kölner Dom.

Adolf Zeising berichtet uns aus München:

Zu den großartigsten und verdienstlichsten Unternehmungen der jüngsten Jahre auf dem Gebiet artistischer Kunstwerke gehört das im Jahre 1868 begonnene und jetzt bereits in bedeutenden Leistungen uns vorliegende Prachtwerk: „Der Dom zu Köln, seine Construction und Ausstattung. Gezeichnet und herausgegeben von Franz Schmitz. Historischer Text von L. Ennen" (Köln, Schwann, 1868—71). Dasselbe ist auf etwa 150 Tafeln in Royalfolio berechnet und wird außer den vom Architekten Franz Schmitz ausgeführten bildlichen Darstellungen auch eine aus der sachkundigen Feder des Stadtarchivars Ennen stammende Geschichte dieses größten unserer nationalen Bauwerke enthalten, der sich hoffentlich auch eine den Zeichnungen zur Erklärung und Ergänzung dienende Beschreibung der Architektur anschließen wird. Bisjetzt sind vom graphischen Theil des Werks zehn Lieferungen erschienen, deren jede eine für zwei Tafeln geltende Doppeltafel und außerdem vier einfache Blätter enthält, sodaß zusammen bereits 60 Tafeln, also nahezu die Hälfte des Ganzen, zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Die Ausstattung ist splendid, und die künstlerische Ausführung der einzelnen Blätter zeichnet sich ebenso sehr durch Genauigkeit, Schärfe und Correctheit wie durch Ungezwungenheit und Gefälligkeit aus, sodaß die Zeichnungen nicht nur von der architektonischen Construction, sondern, wo es darauf ankommt, auch von der malerischen Wirkung des Baus ein wahrheitsgetreues und effectvolles Bild gewähren.

Die bisher gelieferten Tafeln führen uns den Bau im ganzen wie im einzelnen bereits in sehr verschiedenartigen Darstellungen vor. Eröffnet wird die Reihe derselben angemessenerweise durch den ungefähr in $^1/_{200}$ der natürlichen Größe ausgeführten, mit Maßangaben versehenen Hauptgrundriß des Doms. Ein zweiter Grundriß, in gleichem Maßstabe ausgeführt, zeigt uns die Grundfläche des ganzen Baues, wie sich dieselbe über dem Triforium darstellt. Andere Blätter von ichnographischem Charakter enthalten Pläne vom ersten, zweiten und dritten Geschoß der beiden Thürme, von den Wänden des Lang- und Querschiffs, vom Südportal in sechs verschiedenen Höhelagen, vom ersten und zweiten Stockwerk des westlichen Eckpfeilers am südlichen Thurm, vom Nordportal u. s. w. Nicht minder reich vertreten sind die Aufrisse. Dahin gehört vor allem die sehr schöne Ansicht des „Südportals", d. i. der südlichen Front des Querhauses; ferner Aufrisse vom Hauptportal und südlichen Seitenportal der Westfront, von der Strebewand des südlichen Querschiffs, von Piscinen in den Chorkapellen und vom Grabmal der heiligen Irmgardis in der Agnes-Kapelle. Außerdem erhalten wir noch verschiedene Durchschnitte, unter denen sich besonders der des Transsepts mit dem Blick auf den hohen Chor, der des westlichen Hauptportals und der des südlich von diesem gelegenen Seitenportals auszeichnet, und eine große Anzahl von Abbildungen aus dem Gebiet des constructiv oder decorativ wichtigen Details, namentlich Ansichten und Constructionsschemata von Pfeilern und Pfeilerentwickelungen, Baldachinen, Fialen und Kreuzblumen, Thür- und Fensterlaibungen, Fensterbrüstungen und Fenstermaßwerk, Triforien, Wimpergen, Consolen, Gesimsen, Chorschranken, Standbildern u. s. w.

Alles dies gewährt schon jetzt einen ebenso instructiven wie genußreichen Einblick in die staunenswerthe Fülle und Mannichfaltigkeit, wie in die wunderbare Einheit und Harmonie dieses Meisterwerks der Architektur und läßt keinen Zweifel darüber, daß das in gleicher Weise fortgeführte Werk nach seiner Vollendung mehr als alle ihm vorangegangenen Erscheinungen dazu angethan sein wird, in gleich hohem Grade die Wünsche und Bedürfnisse der kunstliebenden Laien wie die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen und so in weitern und in engern Kreisen eine immer genauere Kenntniß, ein immer gründlicheres Studium des Kölner Doms und des durch ihn vertretenen Baustils überhaupt zu ermöglichen. Welch reiches und zuverlässiges Material dieses Werk für ästhetische und kunstwissenschaftliche Forschungen schon in seinen bisherigen Lieferungen bietet, fühle ich mich gedrungen, hier ganz besonders hervorzuheben, da mich dasselbe auch in meinen eigenen Studien auf dem Gebiet der ästhetischen Proportionslehre wesentlich gefördert hat, indem es mir für die Richtigkeit meiner schon früher gemachten, aber nur an kleinen und minder zuverlässigen Abbildungen nachgewiesenen Beobachtung, daß die der Gliederung des Kölner Doms zu Grunde liegenden Verhältnisse in auffälliger Weise dem Gesetz des goldenen Schnitts entsprechen, durch seine in möglichst großem Maßstabe ausgeführten und exacten Zeichnungen die unumstößlichen Belege lieferte. In Betreff des Grundrisses habe ich dies bereits in einer frühern Arbeit (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1868, Nr. 216—218) dargelegt; hier muß ich mich mit der Mittheilung begnügen, daß es sich mit den Proportionen der bereits obenerwähnten Südfront des Querhauses, welche trotz ihrer Neuheit anerkanntermaßen zu den schönsten und harmonisch durchgebildetsten Partien des Doms gehört, ebenso verhält. Die Belege dafür werde ich an einem andern Orte liefern.

Bibliographie.

Die Fahrten des Sajjid Batthâl. Ein alttürkischer Volks- und Sittenroman. Zum ersten male vollständig übersetzt von H. Ethé. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gaßmann, T., Dramatisches. Hamburg, Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Grosse, J., Erzählende Dichtungen. 1stes und 2tes Bdchn. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. à 1 Thlr.

Hofmann, K., Erinnerungen an den deutsch-französischen Feldzug 1870—1871. Limbach, Alt. 16. 10 Ngr.

Holtei, K. v., 300 Briefe aus 2 Jahrhunderten. 2 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Herr Klappenborg. Eine wahre Geschichte von einem seiner Verehrer. 1stes Buch. Bis zu dem glücklich bestandenen Robbenschlag. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Kleinert, J., Gedenkbuch des Krieges von 1870—71. Ein übersichtliches Bild der großen Zeit und ihrer Ereignisse. Görlitz, Wollmann. 16. 15 Ngr.

Klein's, J. L., dramatische Werke. 5ter und 6ter Bd.: König Albrecht. — Ein Schützling. — Moreto. — Heliodora. — Voltaire. Leipzig, T. O. Weigel. 8. à 1 Thlr.

Konradin, Der letzte Hohenstaufe. Drama. Vom Verfasser der „Weizenähre". 8. Graz, Moser. 8. 12 Ngr.

Koopmann, W. H., Der Communismus. Eine nachgelassene Schrift. Altona, Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Kriegs-Romantik. Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege der Jahre 1870—1871. Von W. Andreae, A. Bölte, J. Dungern ꝛc. 1ste bis 3te Lief. Leipzig, Gerbe. 8. à 4 Ngr.

Laube, H., Das norddeutsche Theater. Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Luboll, J., Aus sonniger, wonniger Zeit. Lieder. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 12 Ngr.

Lydia. Ein Lebensbild. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

Minding, J., Papst Sixtus V. Tragödie. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Rainer und A. Becker. Mit einem Vorwort und einer einleitenden Abhandlung: „über die tragische Schuld und die poetische Gerechtigkeit." 2te Aufl. Oldenburg, Schulze. 8. 28 Ngr.

Mitzlaff, Eugenie v., Promadeni, ein Lebensbild aus der Mission in Ost-Indien. Halle, Fricke. 8. 8 Ngr.

Möser, A., Nacht und Sterne. Neue Gedichte. Halle, Barthel. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Orr, A. S., Die Gefangenen von Chillon. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation in Savoyen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Philippi. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

Pachtler, G. M., Die internationale Arbeiterverbindung. Essen, Fredebeul und Koenen. 1871. Gr. 8. 17½ Ngr.

Quandt, E., Von der grünen Aue. Neue Lieder. Berlin, Schultze. 16. 20 Ngr.

Rittershaus, E., Gedichte. 4te vermehrte und verbesserte Aufl. Breslau, Trewendt. 16. 2 Thlr.

Siemssen, H. J., Das neue Lied der Nibelungen. 3 Lief. Hamburg, Richter. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elsässische Sonnette. 3te Aufl. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlich, Gedichte. Gera, Strebel. 16. 10 Ngr.

Illustrirte Volksbücher. 1ste Serie. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Freitag. Gr. 8. à 3 Ngr.

Ziegler, F., Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien. 3 Bde. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 4 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1872.

Literarische Rücksichts- und Harmlosigkeiten.

1. Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze von Paul Lindau. Leipzig, Barth. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweiter Band. Leipzig, Payne. 1872. 8. 15 Ngr.
3. Kleine Geschichten von Paul Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Fleischer. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Paul Lindau ist ein Schriftsteller von satirischer Verve und von einer großen Energie in der Offensive; er hat die „Rücksichtslosigkeit" und ironische „Harmlosigkeit" zu Stichwörtern der Kritik gemacht, und beides hat in seiner eigenen Praxis etwas Bestechendes, wenngleich die unglücklichen Opfer dieser rücksichts- und harmlosen, und überhaupt „losen" Kritik ihr gewiß keine gewinnende Seite absehen werden.

Gleichwol haben diese Stichwörter auch ihr Bedenkliches. Zur Zeit als die Romantiker zuerst auftraten, war die „göttliche Frechheit" die Losung auch für die Kritik geworden. Die beiden Schlegel als Herausgeber des „Athenäum" erklärten bereits, was ihnen für Wahrheit gilt, niemals aus Rücksichten nur halb zu sagen, und Friedrich Schlegel tadelt die Recension, die sein Bruder über den Schiller'schen „Musenalmanach" schrieb, als nicht scharf und beizend genug. „Eine Recension muß, um es lucrezisch zu sagen, tota merum sal sein." Je rücksichtsloser, je kecker — desto verdienstlicher. In der Beurtheilung Schiller's namentlich gab Friedrich Schlegel Proben dieser Rücksichtslosigkeit, er überhäufte den Unsterblichen mit Vorwürfen, beschuldigte ihn crasser Ignoranz, nannte ihn einen Don Quixote, einen Vertreter des bösen Princips in der Literatur, sodaß er ihm eine nicht minder schöne Triumphpforte baute, als sein Bruder sie Kotzebue errichtet hatte. Nil novi sub sole — die literarische Rücksichtslosigkeit, an der es in der Praxis nie fehlte, ist auch schon als Princip der Kritik proclamirt worden, und das Theodor Storm'sche Motto der Lindau'schen Schrift sagt nichts Neues:

> Blüte edelsten Gemüthes
> Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
> Sind erfrischend wie Gewitter
> Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wenn satirisch scharfe oder feine Köpfe mit solchen „Rücksichtslosigkeiten" debutiren, da wird die Kritik sicher gewinnen; doch in der Literatur und in der Tageskritik drängt sich ein großer Schwarm von Recensenten, dem man keineswegs geistige Schärfe und Feinheit zuschreiben kann. Das Dogma der Rücksichtslosigkeit wird für ihn verhängnißvoll; der ganze Ton der Literatur kann dadurch zum Rohen und Brutalen herabgedrückt werden, denn neben der göttlichen Grobheit gibt es eine sehr ungöttliche, und es ist ein unerquickliches Schauspiel, wenn die Kärrner der Literatur auf die Könige derselben mit der Peitsche loshauen. Wem es sonst in keiner Weise gelingen kann, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, der wird „rücksichtslos", der schließt sich den Literaturlümmeln an, die sich mit den Elnbogen die Bahn brechen. Das ist denn doch auch eine Art und Weise, sich bemerkbar zu machen. Das Princip der Rücksichtslosigkeit verwerfen wir; denn es kommt nur kritischer Ueberhebung zugute. Die unfähigsten Köpfe sitzen oft über die besten mit einer Unfehlbarkeitsmiene zu Gericht, die schon an und für sich gerechtes Bedauern erwecken muß. Nehmen sie dann noch das Vorrecht der Rücksichtslosigkeit für sich in Anspruch, so sind die Saturnalien der Literatur fertig, wo die Hohen und Niedern die Rollen vertauscht haben.

Lindau's Sammlung hat zwei Abtheilungen: „Feuilletonistische Aufsätze vermischten Inhalts" und „Kritisch-polemische Aufsätze". Wenn in der ersten Abtheilung auch nicht gerade gestreichelt und geliebkost wird, so sind doch die eigentlichen Rücksichtslosigkeiten in die zweite verwiesen. In der ersten Abtheilung wird Heinrich Laube als Bühnenleiter verherrlicht, die Geschichte seiner Theater-

direction in Leipzig dargestellt. Paul Lindau, der sich früher möglichst objectiv verhielt, nimmt jetzt in Bezug auf die leipziger Conflicte gänzlich Laube's Partei; doch erhält die objective Darstellung der Begebenheiten durch die Sympathien des Autors gerade keine trübe Färbung. Wir achten die Parteinahme für Laube als einen Ausfluß der Ueberzeugung und des Dankes für die Aufführung der „Marion“. Daß Laube ein tüchtiger Regisseur ist und namentlich im Lustspiel sehr förderliche Winke zu geben weiß, wird niemand bestreiten; aber die Ueberschwenglichkeit, mit welcher Lindau von den Laube'schen Theaterproben spricht, hat doch wol darin ihren Grund, daß er niemals solchen Proben an größern Hoftheatern beigewohnt hat, sonst würde er nicht in Laube's Wirken etwas Niedagewesenes sehen. Lindau gibt einzelne Schwächen Laube's, die übertriebene Sparsamkeit, auch die Vorliebe für Coteriewesen zu; aber er sieht nicht ein, daß in dessen Kunstprincip selbst eine gefährliche Einseitigkeit lag, und daß gerade daraus die Zurücksetzung einiger der talentvollsten Mitglieder der leipziger Bühne hervorging. Daß aber die Erregtheit des Publikums zu so bedauerlichen Katastrophen führte, daran trägt auch die Ueberreizung schuld, welche durch die fortwährenden Stimulationen der Laube'schen Clique hervorgerufen wurde; denn die Parteien standen sich mit erbitterter Feindschaft gegenüber, wie in einem Glaubenskriege, und doch ist es nur eine gleichgültige Frage der alltäglichen Conversation, ob einem ein Director gefällt oder nicht, und diejenigen, die hierüber verschiedener Ansicht sind, haben deswegen so wenig Grund zu persönlicher Feindschaft, wie dies bei getheilten Meinungen über die Vorzüge eines Schusters, ob er gute oder schlechte Stiefel mache, der Fall ist. In Leipzig herrschte eine Stimmung, als ob die ewige Seligkeit von dem alleinseligmachenden Glauben an Heinrich Laube's unfehlbare Verdienste abhänge; der Zwiespalt schlich ins Innerste der Familien, die zartesten Bande wurden gelockert, es bildeten sich nachhaltige Feindschaften — und tant de bruit pour une omelette!

Paul Lindau entwirft uns dann ein Charakterbild von dem tüchtigen Chefredacteur der „Kölnischen Zeitung“, Heinrich Kruse, dem Dichter der „Gräfin“, den er zu den „befähigtsten und ehrenhaftesten Journalisten“ zählt. Einiges Biographische, das er mittheilt, dürfte von Interesse sein:

Ueber den Lebenslauf des kölnischen Redacteurs stehen mir nur wenige Notizen zu Gebote. Soviel ich weiß, ist Heinrich Kruse in Stralsund geboren und jetzt (1871) vierundfunfzig bis fünfundfunfzig Jahre alt. Nach Vollendung seiner akademischen Studien (in Bonn und sonstwo) trat er als Hauslehrer in eine aristokratische Familie der russischen Ostseeprovinzen ein; von dieser Zeit her hat er immer ein gewisses Faible für das kurländische Junkerthum behalten. Im Vormärz war er Gymnasiallehrer in Minden. Der Strom der Bewegung im Jahre 1848 führte ihn in den politischen Strudel hinein; er wurde Mitredacteur der von Gervinus zuerst in Heidelberg und dann in Frankfurt herausgegebenen „Deutschen Zeitung“. Gegen Ende des Jahres 1849 oder zu Anfang des folgenden Jahres trat er unter Brüggemann in die Redaction der „Kölnischen Zeitung“ ein und übernahm, als dieser beim Ausbruch des Krimkriegs zurücktreten mußte, die Chefredaction, welche er bis zu diesem Augenblicke führt.

Auch wo Paul Lindau seiner Verehrung Ausdruck gibt, kann er nicht umhin, einige possirliche Randglossen zu machen, und wenn er die Mütze abnimmt, glaubt man immer einige unsichtbare Schellen klingeln zu hören. So sagt er von Kruse, welchen er den Vertreter der liberalen Mittelpartei nennt:

Er hat das Kunststück fertig gebracht, dem zahmen Liberalismus wilde Geberden zu geben, als Mittelparteiler die Sprache eines Radicalen zu führen. Sein kerniger, derber Stil gibt allen seinen Leitartikeln, wenn sie auch die Materie, um welche es sich handelt, noch so vorsichtig berühren, einen kecken, forschen Charakter. Seine Leitartikel, die jeder einigermaßen geübte Zeitungsleser an ihren Vorzügen und Schwächen auf der Stelle erkennt, sind zwar nicht in akademischem, aber in urkräftigem Deutsch geschrieben, mit vortrefflich gewählten Citaten aus allen möglichen und unmöglichen lateinischen Autoren, mit Sprichwörtern, Schlagworten und Bildern gespickt und oft von gutem Humor gewürzt. Kruse's Witz hat etwas vom Rabelais'schen; er ermangelt gänzlich der Eleganz, er wirkt durch seine ungeschlachte Natürlichkeit. Es ist eine Eigenthümlichkeit, die ich mir nicht erklären kann, daß Kruse seine Bilder mit auffälliger Vorliebe der Confiserie entlehnt. „Bonbons“, „gebrannte Mandeln“, „Torten“ u. dgl. kommen häufig in seinen Artikeln vor, so häufig, daß ich, als ich der ersten Aufführung des anonymen Trauerspiels: „Die Gräfin“ beiwohnte, bei dem Verse:

„Rehbraten, Schnepfendreck, Rosinenpudding“

meinem Nachbar mit Bestimmtheit zuraunen konnte: „Jetzt weiß ich, von wem das Stück ist, es ist von Kruse.“ Der verhängnißvolle „Rosinenpudding“ hatte mir den Autor verrathen.

Der „Gräfin“ rühmt er indeß die Bekundung eines ungewöhnlich dichterisches Talents, große Schönheiten und eine vorzügliche Charakteristik nach.

Die Skizze über den jüngern Alexander Dumas und die Socialtheorien, die derselbe in seinen Vorreden ausstreut, ist ganz pikant. Hier ist der Dichter der „Marion“ auf seinem eigensten Boden. Treffend ist die Charakteristik des Pamphletisten Henri Rochefort; die Rücksichtslosigkeit der kleinen pariser Presse wird von dem Verfasser der „Rücksichtslosigkeiten“ mit mehr Rücksicht auf die Schattenseiten solch eines rücksichtslosen Gebarens beurtheilt, als man erwarten durfte.

Es liegt mir sehr fern, von der „petite presse“ Uebles zu sagen; ich weiß sehr wohl, daß sich die bedeutendsten Schriftsteller gerade in dieser witzigen, muntern Publicistik ihre Sporen verdient haben; ich weiß, daß gerade so viel Talent dazu gehört, eine geistreiche Causerie über pariser Stadtklatsch wie einen Leitartikel über die Constitution zu schreiben; aber die Natur der „petite presse“ bringt es schon mit sich, daß die Journalisten, welche in ihr thätig sind, sich eine Rücksichtslosigkeit aneignen, von welcher sich der politische Redacteur nichts träumen läßt. Die kleine Presse will vor allem pikant und unterhaltend sein, und da es viel leichter und dankbarer ist, auf Kosten der Person als auf Kosten der Sache zu witzeln, so beschäftigt sie sich auch weniger mit Verhältnissen als mit Personalien. Wer immer die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sei er Künstler oder Bankier, edler Fremdling oder Boulevardbummler, Herzog oder Industrieritter, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er einige Wochen lang von den Journalisten der kleinen Presse mit mehr oder weniger Witz „verarbeitet“ wird. „Berechtigte Eigenthümlichkeiten“, die zu schonen wären, werden von der kleinen Presse nicht anerkannt. Dem Feuilletonisten ist nichts heilig; ihm ist nur daran gelegen, einen Witz zu machen, der die Lacher auf seine Seite bringt; was der Betroffene davon denkt, und ob dieser etwa in seinen zartesten Gefühlen empfindlich dadurch verletzt wird — darauf legt er kein Gewicht. Weiß er doch, daß er in letzter Instanz stets bereit ist, für das, was er geschrieben hat, mit seinem Degen einzutreten. Denn auch das ist eine charakteristische

Seite dieses Journalismus, daß er nur solche Publicisten in sich duldet, die nicht nur Talent, sondern ebenso viel persönlichen Muth besitzen, und die mit dem Stoßdegen gerade so gut umzugehen verstehen müssen wie mit der Feder. Das Fleuret hängt über dem Pulte des Feuilletonisten der kleinen Presse, und die Frage: „Combien de salle?" (wie lange Zeit haben Sie auf dem Fechtboden zugebracht?), welche der Chefredacteur eines solchen „kleinen Blattes" an seine Mitarbeiter zu stellen pflegte, ist durchaus nichts Ungewöhnliches.

Rochefort wird von Lindau übrigens ein abgethaner Mann genannt, seine Bedeutung habe mit dem Kaiserreich aufgehört. Victor Hugo als Politiker wird scharf kritisirt; der große Dichter hat freilich solche Kritik etwas leicht gemacht. Die übrigen Schilderungen der ersten Abtheilung, namentlich die Beschreibungen des Malerfestes in Düsseldorf, eines Hoffestes in Gotha und eines Festes der berliner Presse, sind lebendig hingeworfene Skizzen.

Die zweite Abtheilung des Buchs enthält die kritisch-polemischen Aufsätze; hier schlagen die Granaten der Rücksichtslosigkeit ein. Ein offener Brief an den Literarhistoriker Hrn. Dr. Julian Schmidt trägt die Ueberschrift: „Deutsche Gründlichkeit und französische Windbeutelei." Lindau weist dem Kritiker die Unrichtigkeiten nach, die er sich bei Beurtheilung des jüngern Dumas hat zu Schulden kommen lassen, namentlich die verkehrte Behauptung, daß sich in Frankreich das Theater länger sittsam hielt als der Roman, und daß man selbst zu Zeiten, wo im Roman das Rasendste gewagt wurde, in den Zeiten des „Faublas", auf dem Theater an solche Verhältnisse nur mit einiger Scheu ging. Lindau replicirt:

Unter den „Verhältnissen" verstehen Sie den Ehebruch. Sind Ihnen, geehrtester Herr Doctor, die Lustspiele aus der Zeit vor Molière bekannt? Haben Sie einmal in der Bibliothek einige Possen der „Basoche" durchblättert? Kennen Sie Molières „Amphitryon" (nach dem des Plautus), vermissen Sie im „Don Juan" desselben Dichters die erforderliche Keckheit? Ich verstehe Sie wirklich nicht. Nach meinem Dafürhalten beruht der Unterschied zwischen der sogenannten Sittenkomödie der modernen Franzosen (Augier, Feuillet, Dumas, Barrière u. s. w.) und der alten Komödie nicht darin, daß jetzt der Ehebruch auf die Bühne gebracht wird und früher nicht, nicht darin, daß jetzt schamlos die Wunden nackt gelegt werden, während man früher höchstens den Schleier etwas zu lüften wagte, sondern darin, daß man jetzt den Ehebruch als etwas Tragisches auffaßt, während man ihn früher komisch behandelte; daß man jetzt den getäuschten Ehemann als eine ernsthafte Figur hinstellt, während man früher den cocu eine lächerliche Rolle spielen ließ; daß man jetzt auf der Bühne eine Sprache führt, wie sie in anständiger Gesellschaft gang und gäbe ist, während früher die plattesten Gemeinheiten und niederträchtigsten Zoten auf den Bretern Heimatsrecht besaßen. Daß das frühere Theater keuscher, ängstlicher, sittsamer gewesen — das wußte ich bisher nicht. Ich danke Ihnen für die freundliche Mittheilung.

Dann stellt Lindau den Kritiker zur Rede, daß er die Komödiantinnen zur demi-monde rechne, und weist ihm nach, daß er alle diese Verhältnisse gar nicht kennt. Er schließt im Stile des Lassalle'schen Pamphlets:

Gesagt muß dem deutschen Publikum werden, daß es kein Verdienst ist, von dem Ruhm der Vergangenheit zu zehren, und kein Kunststück, jede Schöpfung mit blasirtem Lächeln vornehm zu bekritteln; gesagt muß ihm werden, daß absprechendes Urtheil und schöpferische Ohnmacht immer Zwillingsschwestern sind, und daß in der vergelnden, unverschämten Kritik weder gesunder Menschenverstand noch rechte Wissenschaftlichkeit liegt, sondern daß sie nichts anderes ist als die reine Windbeutelei, Herr Doctor!

Hier sind die „Elnbogen" nicht zu verkennen, mit denen die literarische Rücksichtslosigkeit sich Bahn bricht. Der Artikel „Molière in Deutschland" kritisirt namentlich eine Bearbeitung des „Tartufe" von Grunert und preist die vortreffliche Baudissin'sche Molière-Uebersetzung. Der große scharf-polemische Aufsatz: „Molière's Tartufe und Gutzkow's Urbild des Tartufe" ist bereits in Nr. 15 d. Bl. f. 1864 recensirt worden. Lindau gibt noch eine Kritik dieser Kritik, und wenn wir abermals seine Kritik recensiren wollten, so würden wir das Symbol unserer hyperliterarischen Literatur, die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, in einer gar zu deutlichen Weise der Welt vor die Augen stellen. Wir wollen hier nur erwähnen, daß Lindau in dieser Kritik, sowie in der Besprechung von Dingelstedt's „Beaumarchais" und Bodenstedt's Othello-Uebersetzung, zwar höchst schätzbare Sach- und Sprachkenntnisse an den Tag legt, daß er uns aber auch eine Ader zu offenbaren scheint, die wir bei einem so pikanten Kleinstädter gar nicht gesucht hätten — eine pedantische Ader. Ja, wenn Lindau ein Philolog von Fach gewesen — er wäre ein Lesarten-Klopffechter ersten Rangs geworden. Er zeigt erstaunliche Detailkenntnisse in der französischen Literaturgeschichte u. s. f.; aber er macht auch aus jeder Mücke einen Elefanten. Und warum aus einem Uebersetzungswerk von einigen dreißig Bändchen, die fast alle schon vorlagen, ein einzelnes, das erste Bändchen, herausgreifen, und an diesem ein so strenges Gericht üben, welches zu allgemeinen Schlußfolgerungen benutzt wird und den Anschein erwecken muß, als wären alle diese Uebersetzungen mehr oder weniger mislungen! Denn das flüchtige Satzeinschiebsel, welches der Wilbrandt'schen Uebersetzung des „Coriolan" den Vorzug vor der Schlegel-Tieck'schen und der von Voß einräumt, ebenso der Heyse'schen des „Antonius" — natürlich nur einem on dit zufolge — dürfte doch von den Lesern leicht übersehen werden.

Wenden wir uns jetzt von dem „rücksichtslosen" Autor zu dem „harmlosen". Die „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters" (Nr. 2), von denen der zweite Band vorliegt, haben Paul Lindau den Ruf eines scharfen Satirikers verschafft, der in seiner geistigen Apotheke manches ätzende Gift besitzt. In der That hat man dem deutschen Kleinstädter kaustischen Witz und wahrhaft mörderische Satire nachgerühmt. Diese Vorzüge finden sich auch zum Theil in dem vorliegenden zweiten Bande, obschon die sich wiederholende Manier der Darstellung, die vorwiegend parodistische Form, den Eindruck etwas abschwächt. Lindau hat eine vorzugsweise kritische Ader, die literarische Kritik herrscht auch in diesen „Harmlosen Briefen" vor. Es sind nicht satirische Sittenschilderungen der Gesellschaft; nur Literatur und Politik, letztere in patriotischem Geiste, bilden den Hauptgegenstand der Satire. Gegen die Verbesserung, das heißt Verballhornung der Volkspoesie, gegen pietistische Familienblätter, gegen schablonenhafte Theaterkritiken, gegen die Ausschneidereien der französischen Presse, gegen die Vorhofklänge eines Wahrheitsuchers, gegen die unberufene, phrasenhafte

Kriegslyrik u. dgl. m. legt Lindau seine satirische Lanze ein, und meistens gelingt es ihm, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Daß er für die Anonymität in allem Ernst plaidirt, erscheint uns durchaus unberechtigt; nicht minder seine ernst gemeinte Vorliebe für Offenbach, welcher freilich ebenfalls ein Satiriker, wenn auch mit Instrumentalbegleitung, und ein Parodist von Fach ist. In der Parodie ist Lindau's Kritik productiv, da kommt sie erst recht in Zug. Die mitgetheilten Stellen aus dem Drama: „Die Schauer der Weltgeschichte oder Armin's Ahnung", geben uns Proben solcher glücklichen Improvisationen. Noch gelungener ist der Brief an Victor Hugo, in welchem der überschwengliche Prosastil des Poeten in allen seinen tragikomischen Eigenthümlichkeiten mit Glück parodirt wird. Schon die Einleitung des Schreibens zeigt diese Gewandtheit:

Poet! Mensch! Bruder! Weißt du, wer dir diesen Brief schreibt? Denk' nach! Du weißt es nicht? Besinne dich! Ich bin es! Welches Ich? Ein Theil der Allgemeinheit, ein Blatt des Baumes Menschheit, ein Korn des Feldes All, ein Hauch des Orkans Ewigkeit. Mensch! Ich begreife dich! Ich ahne dich! Ich fühle dich! Dein Brief hat mich schaudern gemacht. Ich habe gebebt. Ich habe gezuckt. Ich habe gezittert. Ich habe tremulirt. Du hast seit zwanzig Jahren das Bedürfniß gefühlt, eine Rede zu halten. Du hast es nicht gekonnt. Jetzt kannst du es. Du hältst deine Rede. Sie ist aber auch danach. Damit abgemacht. Es ist gut. Wie? Was? Ist es möglich? Ist es denkbar? Kann es sein? Ja. Es ist. Was denn? Ich weiß es noch nicht. Der Gedanke kommt mir vielleicht noch. Ich werde noch einige mal fragen. Was also? Nun? Ah! Ich hab's! Ja so! Also: es ist! Wir wollen nach Paris ziehen. Entsetzlich! Was ist Paris? Paris ist der Pulsschlag der Civilisation. Paris ist die La Ferme der Cigarette-Menschheit. Paris ist der Dreher des Bieres-Ocean. Paris ist die Rose der Gartens-Ewigkeit. Paris ist die Sonne der Welt-Allgemeinheit. Paris ist der Odem des Körpers-Universum. Paris ist die Milch der Kuh-Unsterblichkeit. Das ist Paris. Verlangst du noch einige Vergleiche? Sinnlose? Du sollst sie haben. Paris ist des Abgrund Licht, der Strahl Nacht, der Schlund Welle, der Strudel All, Paris ist außerdem

eine reizende Stadt,
Wenn man nur das nöthige kleine Geld hat.

Du siehst, ich habe dich verstanden. Ich danke dir für deine Belehrung. Wir warteten nur auf dich, um Aufklärung über Paris zu erhalten. Du hast uns den Staar gestochen. Du hast uns den nöthigen Respect beigebracht. Ja, du hast recht: Paris ist nichts anderes als eine ungeheuere Gastfreundschaft. Richtiger wäre vielleicht: „in Bezug auf Gastfreundschaft ein Ungeheuer." Aber das schadet nichts. Paris wirft unsere Landsleute unbarmherzig zur Thür hinaus. Dafür wollen wir ihm persönlich unsern Dank darbringen. Denn eine Liebe ist der andern werth. Wir kommen als Brüder. Ihr werdet uns als Brüder empfangen. Oeffnet euere Thore. Sonst schlagen wir sie ein. Das soll keine Einschüchterung sein. Gott bewahre. Ganz au contraire. Beseitigen wir alle Misverständnisse. Spitze deine Ohren, Poet, höre zu, habe Acht, sei aufmerksam! Ich spreche.

Die „Kleinen Geschichten" desselben Verfassers (Nr. 3) sind von ungleichem Werth. Die größte Erzählung des ersten Bandes: „Josephine — Nini — Ninon. Geschichte einer jungen Französin", ist, sowol was die Composition als auch was die Ausführung betrifft, die schwächste von allen. Der Autor selbst gibt zu, daß er sie in der schönen Zeit der blöden Jugendeselei geschrieben habe. Deutsche Autoren haben nicht das Zeug, die französische „Bohème" auch mit französischer Leichtblütigkeit zu schildern — und es ist dies auch nicht zu wünschen. Wie reizend gelingen einer George Sand die Schilderungen des Quartier Latin und der Grisettenwirthschaft — aber auch einem Henri Murger und selbst Paul de Kock wird ein deutscher Autor seine Grisette schwer nachzeichnen können. Dieser Lebenslauf in auf- und absteigender Linie, im Zickzack, wie ihn Paul Lindau schildert, führt uns oft durch ermüdende und oft durch unwillkommene Gegend; schon die Verführung der Heldin durch den Commis-voyageur hat etwas trivial Widerwärtiges; die weitern Stationen sind aus französischen Romanen uns hinlänglich bekannt, und das Magdalenenthum am Schluß mit seiner hausbackenen Frömmigkeit entbehrt jedes poetischen Reizes. Auch die Erzählung: „Stecknadeln", scheint uns Saintine'sche Motive der Kerkerpoesie, der fanatischen Liebe Gefangener zu dem Unscheinbarsten, was ihre Haft betrifft, auf die Spitze zu treiben, während die Einleitung dazu, welche die neugierigen Entdeckungsreisen nach der merkwürdigen Stecknadelbrosche schildert, zwar frisch erzählt ist, aber doch auch an die französischen Vorbilder allzu lebhaft erinnert.

Weit besser sind die Erzählungen des zweiten Bandes. „Ein aufgefangener Brief", eine Geschichte aus der Zeit des letzten Kriegs, hat Züge von psychologischer Wahrheit, die ansprechend und ergreifend wirken. „Infolge einer Wette" und „Der Tod der Frau Baronin" sind zwei Criminalgeschichten, die durchaus spannend erzählt sind. In der ersten bildet das Criminalistische mehr den dunkeln Hintergrund, während die Hauptpersonen der Handlung dadurch nur in wenig ernst gemeinte und leicht lösbare Verwickelungen gerathen; in der zweiten dagegen ist die dunkele That der Mittelpunkt der ganzen Erzählung, welche eine Variante auf den vielbesprochenen Chorinsky-Ebergenyi'schen Giftmord behandelt. Die Sensationsmotive sind hier scharf und packend hervorgehoben; die Heirath, welche der Untersuchungsrichter mit der freigesprochenen Verbrecherin schließt, die vor dem Tode ihr Verbrechen eingesteht, ist ein feiner ironischer Zug der Erzählung. Sonst müssen wir allerdings bekennen, daß wir in diesen Geschichten die satirische Ader des Autors vermissen, die er in seinen polemisch-kritischen Schriften herauskehrt. Eine scharfausgeprägte satirische Physiognomie tritt hier nicht hervor; die heitern Episoden, wie z. B. „Assessor Reinhard und seine Braut", einzelne Schilderungen aus dem Grisettenleben u. a. gehören dem Gebiet einer harmlosen Laune an, wie wir sie in zahlreichen bürgerlichen Lustspielen und Novellen finden. Paul Lindau schreibt blos für die Unterhaltung, wie hundert andere — und doch müßte man wünschen, daß er in die Fußstapfen Thackeray's treten und der modernen Gesellschaft gegenüber seine Satire nicht blos in Crayonskizzen, sondern auch in ausgemalten Bildern von anziehender Objectivität zur Geltung brächte.

Rudolf Gottschall.

Zur Literatur der deutschen Classiker.

1. Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe und Actenstücke aus den Papieren der herzoglichen Bibliothek und den Acten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel, herausgegeben von O. von Heinemann. Leipzig, Hirzel. 1870. 8. 20 Ngr.

Dies Werk, welches zum Motto Lessing's Aeußerung in einem Briefe an Eva König hat: „Denn ich bin mir nicht bewußt, jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte", ist ein sehr wichtiger Beitrag zur Lessing-Literatur. Am 7. Mai 1870 feierte nämlich die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Lessing — zu diesem Amte durch den hochherzigen Sinn eines deutschen Fürsten berufen — die Verwaltung derselben übernahm. Diese Säcularfeier legte den Gedanken nahe, die in Wolfenbüttel vorhandenen, bisher ungedruckten „Lessingiana", soweit sie irgendein Interesse beanspruchen zu können schienen, zu sammeln und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Sammlung enthält zuerst 26 Briefe Lessing's an Eschenburg; diese bilden einen Theil der Correspondenz beider Männer, welche Bethmann aus Eschenburg's Nachlasse für die herzogliche Bibliothek erworben hat, und ziehen sich durch die zehn Jahre von 1770—80. Die Briefe sind sehr kurz, gewöhnlich nicht in der heitersten Stimmung geschrieben und zeigen uns Lessing's Verlangen nach Umgang und persönlichem Verkehr mit bedeutenden Männern, wie A. Thär und Georg Forster; so schreibt er am 13. November 1780: „Noch bin ich seit meiner Rückkunft nicht in der Bibliothek gewesen; so sehr ekelt mir alles." Es folgen Briefe „Aus Lessing's amtlicher Correspondenz" (1770—81) und „Acta die von Lessing herausgegebenen Schriften, insbesondere die von ihm edirten Fragmente eines Ungenannten betreffend" (1772—80).

Diese Actenstücke sind nach dem Vorwort dem herzoglichen Landeshauptarchiv entnommen, welchem sie 1856 aus der Ministerialregistratur zu Braunschweig einverleibt wurden, „ohne daß das seinerzeit von Lessing dahin eingelieferte Manuscript der Fragmente, welches verschollen zu sein scheint, hinzugefügt gewesen wäre". (Bekanntlich verschaffte sich Strauß eine vollständige Abschrift des in Hamburg befindlichen Originalmanuscripts, wollte es ursprünglich ganz herausgeben und theilte 1862 dem Publikum wenigstens einen Auszug daraus mit.) Lessing vertheidigt sich hier unter anderm gegen den Herzog Karl, der ihm das Bestreben vorgeworfen hatte, durch die Fragmente und verschiedene andere Druckschriften die Religion in ihrem Grunde zu erschüttern, lächerlich und verächtlich zu machen, durch die Behauptung, er habe das Zeugniß von ganz Deutschland vor sich, daß er sich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der lutherischen Lehre erwiesen habe; er dürfe sicher jeden auch noch so scrupulösen Theologen auffordern, ihm, in den Beiträgen besonders, das Geringste zu zeigen, was ihn in den Verdacht der Heterodoxie bringen könnte. Damit vergleiche man, was Nicolai in den Anmerkungen zu seinem vierundzwanzigsten Briefe an Lessing sagt, Lessing habe nur zufällig Händel mit der orthodoxen theologischen Partei bekommen, „das war aber bei der Herausgabe gar nicht seine Meinung; denn man mag es mir glauben oder nicht, seine Absicht war, der orthodoxen Partei durch die Herausgabe einen Dienst zu erzeigen." Immerhin wird es gut sein, solche Aeußerungen mit Vorsicht aufzunehmen und an Lessing's bekannte Unterscheidung zwischen dem, was er δογματικῶς, und dem, was er γυμναστικῶς behaupte, zu denken. Einsichtsvoller und duldsamer als der Herzog Karl zeigte sich sein Nachfolger Karl Wilhelm Ferdinand, der in einem Schreiben an den Comitatsgesandten von Wülcknitz zu Regensburg die von letzterm geschehene Zusammenstellung Lessing's mit Dr. Bahrdt zurückweist, seine Absicht hervorhebt, gegen die in den Fragmenten enthaltene dreiste Sprache des Unglaubens den Fleiß rechtschaffener und einsichtsvoller Gottesgelehrten zu ermuntern, jede weitere Maßregel zur Unterdrückung des Werks verwirft und unter anderm bemerkt: „Der bekannte geheime Kirchenrath Dr. Seiler zu Erlangen sowol als andere berühmte Gottesgelehrten bezeugen öffentlich, daß die Bekanntmachung dieser Schrift der Religion mehr nützlich als schädlich gewesen sei."

Die dritte Abtheilung bringt „Zeitgenössisches über Lessing aus Briefen und andern Aufzeichnungen" (1767—1812). Die meisten dieser Briefe sind von Boie, Buhle, Gleim an Eschenburg; daran schließt sich eine Auswahl aus Eschenburg's Briefwechsel mit Langer, Lessing's Nachfolger als Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Interessant sind Langer's Urtheile über Lessing, z. B. über seine Bemühungen in Betreff der Fabelgeschichte:

> Da Mademoiselle la Fable die ältere Schwester der Wahrheit ist, und diese letztere seit ein paar tausend Jahren kein Mittel unversucht läßt, der andern ihre Anbeter zu entführen; so ist alles darüber in die dunkelste Ungewißheit gerathen. Dieser Tummelplatz war es daher, auf dem unser Lessing seit vielen Jahren sich am liebsten herumtrieb, wo er seine dialektischen Stöße links und rechts austheilen und durch die Magie seines Stils die Lacher meistens auf seiner Seite behalten konnte. Im Grunde war er selbst Partisan der Fabel, denn seinen verführerischen, so oft unnachahmlichen Vortrag ausgenommen sind seine meisten literarischen Aufsätze so wenig unwiderleglich, daß man vielmehr sehr oft und mit gutem Grunde das Gegentheil erhärten könnte. Ueberdies wußte er, um die Geschichte der Fabel ins Reine zu bringen, nicht orientalische Sprachen, und in dieser Wiege hat Aesop und Consorten doch gelegen. Reiske war der Mann, der uns der Quelle näher bringen konnte; aber auch er war einer der verzweifelten Köpfe, die mit der Linken umreißen, was sie mit der Rechten aufgestellt, und die den Fund nur aus dem Brunnen ziehen, um ihn für andere desto tiefer hinunterzuschlendern.

Hatte Lessing nach Eschenburg's Ansicht zu hart über Langer geurtheilt, der mehr als ein Editionenkrämer sei und viele gründliche und angenehme Kenntnisse besitze, so begreift sich vielleicht das obige wie das nachfolgende Urtheil des aus seinem Streite mit den Romantikern durch seine böse Zunge und scharfe Feder bekannten Bibliothekars als Repressalie. Er schreibt unterm 2. März 1790 an Eschenburg:

> Was vollends den armen, in naturalibus preisgegebenen Lessing betrifft, so sind seine Inconsequenz, Fahrlässigkeit und Hypochondrie, für mich wenigstens, so empörend gewesen, daß trotz meinem fortdauernden Augenweh und daher entstehenden

totalen Abgeschiedenheit meine Lage dennoch, gegen die seinige gehalten, ein wahres Paradies bleibt. Vielleicht steckt der Knoten darin, daß der ehrliche Mann die Menschen weder zu brauchen noch zu entbehren verstand.

Andere Urtheile Langer's über Lessing geben seine geistige Ueberlegenheit zu und sind der Ausdruck reiner Bewunderung.

Leisewitz, aus dessen Tagebüchern der Verfasser mehrere, zum Theil schon bei Danzel-Guhrauer gedruckte Auszüge gibt, lernte Lessing erst, als jener sein Trauerspiel „Julius von Tarent" herausgab, genau kennen. Diese Auszüge enthalten sehr bemerkenswerthe Aeußerungen Lessing's, z. B. vom 22. November 1780: „Wir (Lessing, Schmid, Leisewitz und Kuntsch) waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse hinaus, Lessing war anderer Meinung." Man sieht daraus, wie sich Lessing wol zur Philosophie des Unbewußten gestellt hätte.

Im August 1780 treffen wir Leisewitz in Weimar bei Herder und Goethe. Herder gestand ihm, daß er in Braunschweig nicht leben möchte, „und ließ aus unserm Cirkel beinahe niemand passiren als Lessing". Der Ton in diesen Gesellschaften sei, sich kleine Geschichtchen zu erzählen und nach Witzen zu jagen. Dies würde ihm unausstehlich sein — vernünftige Leute kämen ja zusammen, um von Sachen zu sprechen.

Von Goethe fühlte sich Leisewitz sehr angesprochen. Goethe sprach unter anderm von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieses Alter auf 6000 Jahre zu schätzen, von Lessing mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines „Nathan" und seiner theologischen Controversen, von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden, er sagte, wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: Riecht sie? Kann man Thee davon trinken? Dürfen wir es nachmachen?

Ueber Lessing äußert sich Leisewitz:

Seine Fehler sind oft von kleinen Geistern nachgeahmt, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammenhingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man blos weiß, was er geworden ist, man muß wissen, daß er alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten.

Unter den folgenden Correspondenzen heben wir die Briefe von Lessing's Bruder Karl Gotthelf an Eschenburg hervor. Ueber „Lessing's Leben" von seinem Bruder äußert sich Nicolai in Briefen an Eschenburg und Langer sehr unzufrieden. Die „Varia Lessingiana" (1761—81) enthalten unter anderm drei von Lessing im Auftrag des Generals von Tauenzien geschriebene und von letzterm unterzeichnete Briefe, das Protokoll über Lessing's Einführung als Bibliothekar zu Wolfenbüttel, die formula Juramenti pro Bibliothecario Lessing und mehrere Lessing's Nachlaß betreffende Acten, z. B. ein Verzeichniß der Lessing'schen Manuscripte und Möbeln, aus dem wir ersehen, daß Lessing, wenn auch nicht in glänzenden, so doch auch durchaus nicht in ärmlichen Verhältnissen zu Wolfenbüttel gelebt hat.

Der Wunsch des Herausgebers, daß das Mitgetheilte für diejenigen, welche dem unvergeßlichen Manne und der literarischen Zeit, deren bewegender Angelpunkt er war, ihre Studien widmen, nicht ohne allen Nutzen und jedes Interesse sein möge, ist, wie aus den vorstehenden Proben erhellt, vollkommen berechtigt. Mit der bloßen Bewunderung des „Einzigen", wie ihn Gleim nennt, ist es nicht gethan; mehr gelesen und weniger bewundert zu werden, das war seine Sinnesart.

2. Ueber den Entwickelungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise. Von Ludwig Breitenbach. Berlin, Weidmann. 1870. 8. 12 Ngr.

Vorliegende Schrift erschien nach der Vorrede 1849 als Programmabhandlung des wittenberger Gymnasiums: „Nachdem die vorhandenen Exemplare längst vergriffen waren, geschah noch vielfache Nachfrage. Theils dies, theils der Umstand, daß ich denselben Gegenstand neuerdings zu behandeln und vorzutragen hatte, wobei ich fand, daß die neueste Goethe-Literatur zu einer wesentlichen Veränderung keinen Anstoß gab, veranlaßte den Wiederabdruck."

Der Titel ist insofern irreführend, als der Verfasser sich auf die Dramen mit Einschluß von „Werther's Leiden" beschränkt. Im ganzen schließt sich Breitenbach an Rosenkranz an, der in seinem Buche: „Goethe und seine Werke" in dem Wirken Goethe's drei Perioden, die des genialen Naturalismus, bis 1779, die des classischen Idealismus, bis 1810, und die des eklektischen Universalismus unterschied, aber diese Unterscheidung nicht bestimmt genug auf die einzelnen Productionen des Dichters in ethischer und künstlerischer Beziehung anwandte. Diese Lücke will nun der Verfasser ausfüllen, aber nur bis zum „Tasso"; denn mit diesem gewinne die naturgemäße, fast organische Entwickelung unsers Dichters einen gewissen Abschluß.

Gewiß ist nun die Auffassung von Rosenkranz im wesentlichen richtig und findet sich auch bei andern Biographen Goethe's, wie bei Schäfer. Auch hat der Verfasser sich nicht ohne Glück bestrebt, diesen Grundgedanken auf Goethe's einzelne Werke anzuwenden. Doch habe ich bei genauerer Betrachtung des Werkchens mehrere Punkte gefunden, in denen ich von dem Verfasser abweichen muß.

Es ist nicht abzusehen, warum die Lyrik Goethe's, in der doch ein ähnlicher Entwickelungsgang nachzuweisen ist, ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Von den Romanen wird „Werther" eingehender betrachtet, weil er, wie Rosenkranz bemerke, ganz dramatisch organisirt sei. Wurde aber „Werther" kritisirt, so lag es nahe, auch „Wilhelm Meister's Lehrjahre" in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; denn auch in diesem Roman sind manche höchst dramatische und drastische Partien, der Hauptinhalt des Romans sodann fällt vor die italienische Reise, der Roman stellt den Uebergang vom Naturalismus zur Cultur oder die schöne Vereinigung von Natur und Cultur, die allen unsern Classikern als höchstes Ziel vorschwebte, dar; aber gerade dieser Roman, der sich von 1775—95 fortzieht, kann zeigen, wie wenig man den innern Entwickelungsgang Goethe's immer nach einzelnen Werken zeitlich abgrenzen kann. Im Zusammenhang mit Werther betrachtet Breitenbach das Trauerspiel „Stella", stellt es über „Clavigo" und nennt es das Tragischste, was Goethe bis dahin geleistet habe, verwechselt aber die „Stella" in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem bigamischen Schluß vom

Jahre 1776 mit der „Stella" vom Jahre 1807, die einen wesentlich tragischen Schluß hat. Der Verfasser vergleiche darüber Eduard Boas, „Nachträge zu Goethe's Werken" (II, 137 fg.). „Prometheus" und „Faust" dürfen hier natürlich am wenigsten fehlen; der Verfasser hätte aber bei „Prometheus" auch den „Ewigen Juden" von Goethe nach seinem Grundgedanken betrachten können. Das Bestreben zu generalisiren und zu rubriciren hat den Verfasser hier zu weit geführt.

So wie die Momente der Wahrheit, welche die griechische Religion enthält, das Christenthum (welches Christenthum? Das Urchristenthum mit seiner der schönen Sinnlichkeit entgegengesetzten Tendenz, oder das mittelalterliche, oder das kirchlich protestantische, oder das moderne protestantische Christenthum?) mit in sich aufgenommen hat, so implicirt nun auch die Faust-Dichtung die Idee des Prometheus. Der griechische wie der christliche Titane ringt nach der Gottesidee. Beide gründen ihr Selbstvertrauen auf das Bewußtsein, Gottes Wesen qualitativ in sich zu haben. Während aber der erstere diese Gewißheit psychologisch unvermittelt in sich hat, fühlt der letztere das verzehrende Verlangen in seiner Brust, an Erkenntniß vollkommen zu werden wie Gott.

Viel richtiger hatte der Verfasser auf der Seite vorher gesagt:

Prometheus weiß sich von den Göttern unabhängig und ihnen ebenbürtig. Er will dem Zeus nichts verdanken, will ihm das Seine lassen, verlangt dagegen auch, daß er ihm das Seine nicht antaste, und erkennt nur das Schicksal über sich als Herrn. Die Menschen, seine Geschöpfe, läßt er Hütten bauen, gibt ihnen Privateigenthum und legt so die Grundlage zu menschlicher Civilisation —

aber ganz gegen den Willen des Zeus und der übrigen Götter mit Ausnahme der Minerva, die ja Göttin der Cultur ist, und in der sich das Bewußtsein des Titanen spiegelt. Wo aber der Vertreter der Menschheit sich dem höchsten Gott so selbstbewußt entgegenstellt, wie kann da von einem Gottesbewußtsein, wie unvermittelt dieses auch sein mag, die Rede sein? Die Gottheit ist neidisch, misgönnt dem Menschen die Cultur; aber im Besitz der Cultur braucht der Mensch nichts mehr nach der Gottheit zu fragen — dies ist der Grundgedanke von Goethe's „Prometheus".

Der Raum verbietet uns, die Auslassung des Verfassers über „Faust" zu kritisiren. Auch hier zeigt es sich, wie mislich es ist, des Dichters Entwickelung nach bestimmten Jahreszahlen abzugrenzen. Der Verfasser sagt:

So ideal auch der Plan der Faust-Dichtung im Zusammenhang des Ganzen gehalten ist, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß die Dichtung in ihrem ersten Theile, soweit sie der Periode vor 1779 angehört, auch ihre entschieden naturalistische Seite hat. Faust, insofern er, um Menschliches und Göttliches kennen zu lernen, sich der Führung des Bösen hingibt, ist Naturalist, und wenn ihn auch dabei eine Idee beseelt.

Bekanntlich bildet nicht das Jahr 1779, sondern die Jahre 1790, wo das Fragment, und 1808, wo der erste Theil in seiner jetzigen Gestalt erschien, epochemachende Abschnitte in der Geschichte des Goethe'schen „Faust". Der Verfasser vergleiche in E. J. Saupe's Büchlein über Goethe's „Faust" das chronologische Scenenverzeichniß des „Faust" und überzeuge sich, wie Scenen, die jetzt unmittelbar aufeinanderfolgen, in ihrer Entstehung durch Jahre und Jahrzehnte getrennt sind, und wie unter anderm der förmliche Abschluß des Wettvertrags mit Mephistopheles, worauf Breitenbach ein so großes Gewicht legt, erst ums Jahr 1800 fällt. Außerdem hätte der Verfasser sich bei „Faust" auf die Frage genauer einlassen sollen, inwiefern und in welchen Theilen der Tragödie der ausgesprochene Naturalismus der des Dichters selbst, seiner Person sympathisch sei, und inwiefern er sich ihm mit objectiver Klarheit entgegenstelle, eine Frage, die bei „Prometheus" nicht in Betracht kommt.

Bei den folgenden Stücken: „Satyros", „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", und dem „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen Gottes" scheint mir der Verfasser selbst zu viel zu reflectiren, wenn er sie aus der Reflexion entstehen läßt, daß im „Prometheus" die Selbstvergötterung, im „Faust" die Bibelverachtung und der Atheismus ihre Vorkämpfer erblicken könnten. Er mag sich auf die Aeußerungen des Bibelverächters Haman berufen, aber er übersehe nicht die burleske Antwort des Ahasverus und die Rede des Schattenspielmanns.

Der Charakter Egmont's wird zu ideal gefaßt; er erscheint als naive, heitere, schöne Persönlichkeit; von einer Schuld des Helden sagt der Verfasser kein Wort. Bei der „Iphigenie" können wir die Parallele zwischen dem Griechenthum und Christenthum nicht ohne weiteres unterschreiben, wenn z. B. Breitenbach, ohne einen Unterschied zwischen beiden Dichtern zu machen, sagt:

Orestes und Oedipus werden zwar bei Aeschylus und Sophokles mit den Göttern versöhnt, aber nur durch das äußere Hinzutreten von Göttern und Menschen. Dem Alterthum war ja das Göttliche etwas nur außer dem Menschen Liegendes, mit dem er sich in seiner geistigen Gemeinschaft fühlte. Erst im Christenthum, das die Religion zu etwas wahrhaft Innerlichem macht, weiß sich der Mensch vermöge seiner göttlichen Natur mit Gott in innigster Verbindung, und ist er von Gottes sittlicher Ordnung abgewichen, so hat er die Mittel zur Versöhnung mit Gott in sich selber, sowie in ihm selber die Triebfeder für sein Handeln lag.

Es gibt viele Formen des Christenthums, in welchen das Verhältniß des Menschen zu Gott und die Versöhnung mit ihm sehr äußerlich vorgestellt wird. Ein Mönch hätte z. B. nie Goethe's „Iphigenie" schreiben können, und kann sie heute noch nicht verstehen.

Bei Goethe's „Tasso" wird der relative Gegensatz des Weltmanns Antonio gegen das reizbare Dichtergemüth Tasso's nicht genug hervorgehoben, und eben darum auch der Schluß zu optimistisch gefaßt, als ob Antonio's Freundschaft dafür bürge, daß eine richtige Würdigung der gegebenen Zustände dem idealen Denken und Empfinden Tasso's künftig das richtige Gegengewicht halten werde.

Gewiß ist in „Iphigenie" eine reinere Versöhnung und die Aussicht in die Zukunft aller im Drama auftretenden Personen beruhigender als im „Tasso". Eine reine Versöhnung des Idealismus mit der Realität habe ich nie im „Tasso" finden können; dazu ist der Conflict zu innerlich, zu lyrisch gehalten, kommt nicht genug zum Ausbruch und daher auch nicht zu beruhigender Lösung.

Wir brechen hier ab und wiederholen zum Schluß, daß wir nur die Punkte hervorheben wollten, in denen wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen konnten.

3. Goethe zu Strasburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters von J. Leyser. Mit Abbildungen und Facsimile. Neustadt a. d. Haardt, Gottschick-Witter. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine in blühender, phantasievoller Darstellung populär

und wissenschaftlich zugleich geschriebene Geschichte von Goethe's Aufenthalt in Strasburg (vom 2. April 1770 bis 28. August 1771). Der Verfasser hat nach der Vorrede vor dem letzten Kriege im stillen Lesezimmer der strasburger Stadtbibliothek den literarischen Nachlaß des Actuarius Salzmann durchblättert — die Briefe, die Goethe aus Sesenheim und Frankfurt an seinen treuen Mentor schrieb, die vergilbten Blättchen, in welchen der unglückliche Lenz sein Leid und seine Liebe aushaucht, den Originaldruck der Thesen bei Goethe's Promotion und anderes:

Wiederum bin ich in diesen Tagen nach den wohlbekannten Räumen gewandelt, an öden Trümmerhaufen vorüber und brandgeschwärzten Mauern. Die „Neue Kirche", das altehrwürdige Gotteshaus, an dem sechs Jahrhunderte vorübergerauscht, in dem einst Tauler gepredigt hat, ist in der schrecklichen Nacht des 24. August den deutschen Geschossen erlegen. Auch die reiche Bibliothek, die im Chor dieser Kirche aufgestellt war, mit ihren Incunabeln, mit den Werken berühmter strasburger Buchdrucker des 15. und 16. Jahrhunderts, mit den zierlichen Initialen und phantasievollen Randverzierungen, womit Herroda von Landsberg ihren „hortus deliciarum" geschmückt, mit Schöpflin's werthvoller Sammlung — alles ist ein Raub der Elemente geworden, die da hassen das Gebild der Menschenhand. Auch Salzmann's Nachlaß ist unwiederbringlich dahin. Lange blieb mein Auge auf den verkohlten Papierresten haften, die auf Schutt und Asche umherlagen, ein Spiel der Winde.

Das Buch gibt mehr als der Titel verspricht; denn es faßt Goethe's Entwickelungsgang in Strasburg mit seiner vorhergehenden und nachfolgenden Periode zusammen. Daß die Männer, mit denen vor hundert Jahren eine merkwürdige Fügung des Schicksals Goethe in Strasburg zusammenführte, nach ihrem äußern und innern Leben genauer geschildert werden, versteht sich von selbst. Ein Anhang liefert poetische Nachklänge (Gedichte von Anastasius Grün, Uhland, J. G. Fischer, Schüller u. a.) und Beilagen (strasburger Briefe Goethe's an Salzmann, Friederike Brion, Herder, an frankfurter Freunde, Goethe's Uebersetzung der Ossianischen Gesänge von Selma, die Thesen bei Goethe's Promotion und die Notiz über Friederikens Tod und Beerdigung aus dem Kirchenbuche zu Meißenheim). Was die Vertheilung des Stoffs betrifft, so kann ich nicht billigen, daß Goethe's Verhältniß zur Pfarrerstochter von Sesenheim in zwei auseinanderliegenden Kapiteln (im vierten und siebenten) behandelt wird, wodurch mehrere Wiederholungen nöthig wurden, die bei einheitlicher Behandlung dieses Stoffs weggefallen wären.

Der Verfasser hat sich mit Erfolg bemüht, „aus dem vielfach Zerstreuten ein Gesammtbild zu schaffen, auf dem Grunde eigener Forschungen mitunter Irriges zu berichtigen, auch Neues ans Tageslicht zu fördern, und so für eine Periode aus dem Leben des Dichterfürsten, welche für die fortschreitende Entwickelung desselben von ganz eigenthümlicher Bedeutung ist, die rechte Beleuchtung zu gewinnen". Zur Ergänzung und Berichtigung im einzelnen erlaube ich mir Folgendes, zum Theil aus meinem Aufsatz: „Literarisches über Elsaß und Lothringen", im Beiblatt zum „Schwäbischen Mercur" (1870, S. 236, 242), anzuführen.

Unter Goethe's Genossen (nicht Freunden, denn Goethe kam verhältnißmäßig selten mit ihm zusammen) scheint mir Lenz vom Verfasser zu hoch gestellt. Ueber ihn wäre weiter zu vergleichen H. Hettner in seinem Werk über Goethe und Schiller, der ihn Goethe's Affen nennt, und besonders sein Landsmann Julius Eckardt in „Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten" und in „Die baltischen Provinzen Rußlands" (zweite Auflage). Selbst Eckardt, der an alles Livländische den günstigsten Maßstab legt, gibt zu, daß Lenz ein in seiner Entwickelung stecken gebliebenes Genie ist, und daß er eigentlich nur in der Literaturgeschichte, nicht aber in der Literatur selbst eine Rolle gespielt hat. Goethe's Urtheil über Lenz in „Wahrheit und Dichtung" wird vom Verfasser verdächtigt, wie er sagt, eine gewisse Härte habe ihm dabei den Griffel geführt:

Da war die Herzensstellung des stolzen Ministers, des kalten, einsilbigen Gottes, der nichts mehr, nicht einmal sich bewunderte, zu dem in Elend und Vergessenheit verschollenen Jugendfreund eine ganz andere geworden, als sie es zu Strasburg war, wo Goethe seinem Lenz ein Exemplar von Shakspeare's „Othello" zum Geschenk machte, in das er die Worte schrieb: „Seinem und Shakspeare's würdigen Freunde Lenz, Goethe." Lenz schrieb darunter: „Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe."

Darauf ist zu erwidern: 1) daß Goethe's Urtheil in „Wahrheit und Dichtung" sich nicht auf Lenz in Strasburg, sondern auf den spätern Eindringling in Sesenheim und Weimar, überhaupt auf den ganzen Lenz bezieht; 2) daß Goethe weder zur Zeit, wo er „Wahrheit und Dichtung" verfaßte, noch später als Greis kalt, gleichgültig und theilnahmlos gegen andere Schriftsteller war, daß er im Gegentheil eher im Loben und Bewundern zu weit ging. Beispiele lassen sich in Menge anführen. Auch scheinen mir die Gründe, die Düntzer in Nr. 27 d. Bl. f. 1862 dafür beigebracht hat, daß Friederike nie eine tiefere, aufrichtige Liebe zu Lenz gefühlt hat, durch die Gegenbemerkungen des Verfassers nicht widerlegt zu sein.

Bei der etwas zerfahrenen Darstellung des Referenten kommt die epochemachende Bedeutung des strasburger Aufenthalts für Goethe's Gesammtentwickelung nicht genug zur Darstellung. Sie besteht darin, daß er in dieser deutschfranzösischen Stadt in Poesie, Kunst, Religion und Philosophie das Einfache, Ursprüngliche, Natürliche und eben darum Deutsche von dem Nachgeahmten, Conventionellen, Natürlichen und Französischen unterscheiden lernte und sich für ersteres entschied. Auch in der Religion hielt sich Goethe schon in Strasburg, wie sein ganzes Leben lang, an das Einfache und Ursprüngliche; die französische Freigeisterei und aller Unglaube, der blos niederreißen konnte, ohne aufzubauen, war ihm ebenso zuwider wie ein dogmatisch überladenes und verkünsteltes oder in krankhafter Empfindsamkeit verschwimmendes Christenthum. Auch dieser Zug ist echt deutsch; denn nur der Deutsche, nicht der Romane, vermag über religiöse Gegenstände frei zu denken, ohne in frivole Freigeisterei zu verfallen. Das Weltkind Goethe hatte eben darum eine Seite, die nach dem Himmel deutete; andererseits hatte Stilling eine Seite, die nach der Erde wies; die Freundschaft beider Männer ist psychologisch vollkommen begreiflich.

Das Verhältniß Herder's zu Goethe in Strasburg ist einseitig dargestellt; daß es inniger und herzlicher war,

als man gewöhnlich annimmt, hat Düntzer („Briefe Goethe's an Herder", Einleitung) nachgewiesen. Goethe's Rede über Shakspeare wurde nicht, wie der Verfasser meint, in Strasburg, sondern, wie M. Bernays nachgewiesen hat, am 14. October 1771 in Frankfurt gehalten. Sehr ausführlich wird Goethe's Verhältniß zu Friederike Brion besprochen; und hier bringt der Verfasser eine Notiz, welche gewiß allen Freunden des Scandals sehr erwünscht sein wird, daß nämlich Friederike gegen das Ende der achtziger Jahre zu Urmatt (einem Dorfe an der Straße von Rothau nach Strasburg) einen Sohn geboren habe, der in frühem Alter zu Stephansfeld bei Strasburg starb. Unser Gewährsmann, sagt Leyser, ist der einzige noch jetzt lebende Enkel des Pfarrers von Sesenheim, der sich Friederikens noch persönlich erinnert, offenbar der Sohn von Christian Brion (dem Goethe'schen Moses), der dem Verfasser aufs bestimmteste versichert, Friederike sei nie, wie man lange Zeit glaubte und las, in Paris gewesen.

Wenn aber nach Düntzer, „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit", der Berichterstatter in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1842, 23) seine Angabe, Friederike habe nach dem Tode ihrer Aeltern ihre Heimat verlassen und in Paris bei einer Freundin, die an den dänischen Gesandten (vielmehr französischen Gesandtschaftssecretär) Rosenstiel verheirathet war, Schutz und Beistand bis zu Robespierre's Blutherrschaft gefunden, und sie sei in den höhern Gesellschaften zu Versailles und Paris eine freundliche Erscheinung gewesen, mit urkundlichen Beweisen erhärten zu können behauptet, und dennoch der obengenannte Enkel des Pfarrers zu Sesenheim und mit ihm der gegenwärtige Pfarrer Lucius in Sesenheim (so sollte der Name eigentlich geschrieben werden) diese Angabe als ungeschichtlich verwirft, so wird es auch erlaubt sein, mit dem Letztgenannten in der „Gartenlaube" (1871, 29), dessen Stillschweigen hier beredt ist, die Angabe von dem unehelichen Sohne Friederikens als unbegründet zu bezeichnen und ins Reich der Sage zu verweisen, „wie überhaupt so manches Sagenhafte über sie in Umlauf gesetzt worden ist". In der genannten Nummer der „Gartenlaube" findet sich auch die weitverbreitete, von Leyser ebenfalls wiederholte Angabe, daß Friederike nach ihrer Aeltern Tode mit ihrer Schwester Sophie zu Rothau im Steinthal eine Art von Mädcheninstitut geleitet habe, berichtigt. Wie unglaubwürdig ist ferner die Behauptung des Pfarrers Christian Brion, daß Friederike der französischen Sprache nicht mächtig war, während diese Sprache doch im Steinthal allgemein bekannt war und Friederike bei ihren ohne Zweifel nicht allzu seltenen Besuchen in Strasburg, von denen auch Goethe berichtet, die Kenntniß derselben schwerlich entbehren konnte!

Hiermit scheiden wir von dem Verfasser, tadeln aber nochmals den Mangel an einheitlicher, das Verschiedene unter einen höhern Gesichtspunkt zusammenfassender Darstellung.

Gustav Hauff.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 7.)

6\. Jadwiga. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz von Woringen. Berlin, von Decker. 1870. 8. 22½ Ngr.

Dies Stück behandelt einen echt dramatischen Conflict, nur daß derselbe in der vorliegenden Behandlung nicht recht dramatisch verwerthet erscheint. Hedwig, die Tochter der Königin Elisabeth von Ungarn, liebt Herzog Wilhelm von Oesterreich und wird von ihm wieder geliebt. Mitten in diese Liebe stürmt gestiefelt und gespornt eine polnische Gesandtschaft, welche Hedwig zur Königin von Polen erhebt. Kaum ist deren Krönung erfolgt, so verlangt das polnische Volk, daß sie sich, in Rücksicht auf politische Vortheile, mit Jagello, Großfürsten von Litauen, vermähle. Aber dieser Vermählung widersetzt sich Hedwig oder Jadwiga, wie sie als Königin heißt. Um sie unmöglich zu machen, will sie sich heimlich in der Nacht mit Herzog Wilhelm trauen lassen, und um diese heimliche Trauung durchzusetzen, der man Widerstand leistet, ergreift sie selbst eine Axt, um das Thor zu sprengen, das man vor ihr verrammelt hat.

Man sieht also, daß Hedwig's Liebe heiß und heftig genug ist. Seltsamerweise aber ist sie gleich bei der ersten darauffolgenden Begegnung mit Jagello sofort von diesem gewonnen. Die Erscheinung und Rede dieses Mannes macht sie demselben ohne weiteres und sozusagen im Fluge gewogen.

Dies ist entschieden der schwache Punkt des Stücks, denn die Wendung im Wesen der Jadwiga ist weder weise genug eingeleitet und motivirt, noch reimt sie sich mit dem Tode der Heldin logisch und verständig zusammen. Wenn Jadwiga mit Haß und Widerwillen Jagello entgegentritt, wie doch anzunehmen ist, so muß entschieden etwas mehr als eine kurze Unterredung dazu gehören, sie von diesen Gefühlen zurückzubringen und dieselben ins Gegentheil zu verkehren. Hier ist der Autor zu oberflächlich und leicht verfahren. Er hat dem Umschwung in Herz und Gesinnung der jungen Königin zu wenig Spielraum gegönnt und dadurch die Bedeutung seines Dramas untergraben. Wenn Jadwiga sich so kurz und durch so wenig Aufwand bestimmender Mittel von der Liebe zu Herzog Wilhelm abwenden läßt, wo liegt dann das Recht für sie, sich selbst am Schlusse an Herzog Wilhelm's Leiche zu erstechen? Dieser Selbstmord hat nur Sinn, wenn Jadwiga sich vom Ehrgeiz, von Ruhmsucht oder andern Beweggründen hat bestimmen lassen, Herzog Wilhelm aufzugeben. Wenn Jagello sie bethört, beschwatzt, ihr eingeredet hätte, ihr Geliebter sei ein thörichter junger Mensch, der ihre Liebe nicht zu würdigen, dafür nicht zu kämpfen und zu sterben verstehe, und wenn Jadwiga diesen Einflüsterungen geglaubt und sich schließlich überzeugt hätte, daß sie getäuscht worden, daß Herzog Wilhelm ein kühner Held und um seine Geliebte

zu streiten und zu erliegen wisse, — dann hätte sie Ursache, ihren Irrthum mit dem Tode zu büßen. So aber, wie das Stück jetzt ist, hat sie diese Ursache nicht, und weil dies nicht der Fall ist, darum gebricht dem Trauerspiel der tragische Höhepunkt, die erschütternde Katastrophe. Es bleibt alles zu äußerlich darin: die pathetische Vertiefung fehlt und damit jenes hinreißende Element, ohne welches menschliche Handlungen nicht zünden und bewegen können.

Die Sprache der Arbeit ist gebildet und der Vers glatt und gewandt, die Charakteristik der auftretenden Gestalten dagegen nicht von großer Bedeutung.

Zu den vielen misglückten Versuchen, aus der biblischen Geschichte des „Saul" ein gesundes und wirkungsvolles Drama zu machen, haben wir einen neuen „Saul" zu verzeichnen:

7. Saul. Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Ernst Schottky. Breslau, Gosohorsky. 1870. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser hat mit großer Freiheit und in stark realistischem Sinne, aber keineswegs derart geschaffen, daß sich seiner Schöpfung Lebensfähigkeit auf der Bühne oder in der Literatur zuerkennen ließe. Es fehlt derselben ebenso sehr künstlerischer Stil als Wahrheit des Wesens. Sie gefällt sich im Verse in trivialer und alltäglicher Ausdrucksweise, z. B. in Redensarten wie: „Da wird nichts draus", (ironisch) „Ein schön Geschäft", „Grobklotz'ger Eisenfresser" u. s. w. Namentlich ist es Doeg, der sich in Aeußerungen eines Naturburschen ergeht. Den Vers:

> Doch Jonathan, des nie ein edler Herz
> Für einen Freund geschlagen,

verstehen wir nicht, und wenn er nicht durch einen Druckfehler entstellt ist, so ist er jedenfalls unklar im Gebrauch des Artikels. Daß David den Riesen Goliath mit dem Schwerte niederhaut und nicht durch die Schleuder tödtet, daß Samuel von der Hand Doeg's ermordet wird, sind Willkürlichkeiten, die uns hauptsächlich darum zwecklos erscheinen, weil sie für die Glaubwürdigkeit der Handlung und der Thatsachen gar keine wesentliche Verstärkung bieten.

Das Stück beginnt glücklich mit der Entzweiung des König Saul mit dem Hohenpriester Samuel, welcher letztere wohl erkennt, wie ersterer sich der kirchlichen Gewalt entziehen und Alleinherrscher im wahren Sinne des Wortes werden will. In dieser Lage der Verhältnisse erachtet er es für geboten, den Bestrebungen des Regenten entgegenzutreten und sich bei zeiten nach einem Gegenkönig, respective Nachfolger Saul's umzusehen. Er verfällt dabei auf David, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er „seiner sicher ist". David, von Samuel inspirirt, will zeigen, was er werth ist:

> („O Samuel, gedenke,
> Was du — was ich noch alles zu gewinnen,
> Erst zu verdienen habe.")

und nimmt den Zweikampf mit Goliath auf. Mit der Niederlage dieses stärksten der Philister schließt der erste Act.

Im zweiten entspinnt sich ziemlich unpoetisch und interesselos durch Vermittelung einer Kammerfrau das Liebesverhältniß zwischen David und Michal, wie zugleich auch die Freundschaft zwischen Jonathan und David, die schon bei dem Kampfe des letztern mit Goliath zum Vorschein kam, sich befestigt. Jonathan und Michal bearbeiten nun mit kindlichen Schmeichelkünsten den Vater, seine Einwilligung zur Verbindung zwischen Michal und David zu geben, was dieser auch thut, aber nur, um gleich hinterher, von Doeg gegen David aufgehetzt, dieselbe sofort zu widerrufen. Doeg nämlich, der böse Genius des Saul und königlicher als der König selbst, hat durch aufgefangene Briefe von Samuel an David, von David an Samuel ausgewittert, was der Priester mit David im Schilde führt, und räth nun, gegen beide einen Staatsstreich auszuführen.

Dies soll im dritten Aufzuge bei einem großen Festmahle Saul's geschehen, misglückt aber so, daß sowol David als Michal zu entfliehen im Stande sind, während Jonathan ihnen den Rücken deckt und ein Philister, der, ein Sendbote seines Volks, sich bei Saul befindet, ihnen als Führer dient.

Der vierte Act eröffnet sich damit, daß wir die Geflohenen bei Samuel finden, der sie zu schützen verspricht, aber auch zugleich verlangt, daß Michal und David sich trennen und letzterer vor Saul's Grimme sich verberge, bis seine Zeit gekommen. Im zweiten Auftritt dieses Actes entdeckt Jonathan durch einen vertrauten Sendboten Samuel's, der sich ihm unvorsichtig vertraut, daß man gegen seinen Vater sich verschwört. Anfangs zweifelhaft, ob er diese Verschwörung seinem Vater anzeigen und sie im Keime ersticken helfen soll, entschließt er sich endlich, den Freund nur warnen zu lassen und ihn durch Edelmuth zu beschämen, indem er ihm die Meldung zu bringen ersucht: er werde nie sich ändern und immer an das Glück vergangener Tage denken.

Inzwischen hat Doeg, der Spürhund und Gensdarm des Reichs, Michal aufgespürt und sie Saul gebracht; um David zu fangen, wüthet er durch ganz Juda und hat bei dieser Gelegenheit auch vernommen, daß Samuel gestorben.

David, seinem Verfolger zu entgehen, hat sich mit Philistern in eine Höhle geflüchtet, in welche später auch Saul sich begibt, welchen Doeg zum Feldzug gegen den Priesterschützling aufgestachelt hat. Die Philister wollen Saul hierbei ums Leben bringen; David aber, von Jonathan's edelm Sinne bestimmt, rettet ihn, indem er sein Schwert zu seinem Schutze zieht.

Dieser Moment vollzieht sich ganz so nüchtern und nackt, wie wir ihn hier erzählten, und hat durch Weglassung alles biblischen Details entschieden an Werth und Bedeutung verloren. Die Erzählung der Heiligen Schrift ist dramatischer als diese ganze Scene des Dramas.

Im fünften Aufzug finden wir Saul elend und gebrochen, von Gewissensbissen und bösen Träumen gefoltert. Er hat von einem Magier in Endor — in einen solchen ist die Hexe hier umgewandelt — gehört und will diesen sprechen, um zu sehen, ob er durch dessen Künste Ruhe finden kann. Doeg, der den Zustand und Aberglauben des Königs belächelt, begleitet ihn und schlägt, als er in dem Magier von Endor Samuel erkennt,

denselben zornentbrannt nieder. Darauf erfolgt Kampf und Schlacht, der Tod von Saul und Doeg, sowie Jonathan's, und schließlich die Erhebung David's zum König.

Ernst Schottky hat, wie man aus dieser Erzählung des Trauerspiels erkennen wird, die Geschichte des Saul in rationalistischer Weise dramatisch verwerthen wollen, aber dieselbe dadurch beinahe allen poetischen Reizes und aller phantastischen Großartigkeit entkleidet. Der Stoff nimmt sich in dieser Auffassung und Durchführung ziemlich ernüchtert und wenig imponirend aus. Man wird davon weder erwärmt noch hingerissen, so ernst und fleißig die Arbeit im übrigen auch sein mag.

8. Adel um Adel. Schauspiel in vier Acten von Ferdinand Wilferth. Lindau, Ludwig. 1871. 8. 15 Ngr.

Der Autor beabsichtigt, den Standesadel dem Geistesadel gegenüberzustellen, eine Gegenüberstellung, die auf der Bühne schon oft und zuweilen höchst wirksam stattgefunden hat. In diesem Stücke leidet dieselbe zunächst an einer gewissen veralteten Anschauungsweise, indem sie dem Geburtsadel eine Bedeutung einräumt, wie sie wol im vorigen Jahrhundert im Schwange war, aber heutzutage nicht mehr stichhaltig erscheinen kann. Dazu kommt, daß die Beweggründe der handelnden Personen psychologisch als craß und plump, und die ganze Intrigue und Katastrophe nur gewöhnlich gefunden werden können, der Größe und Mächtigkeit des Schiller'schen Genius ermangelnd; denn von „Kabale und Liebe" hat „Adel um Adel", obschon ungefähr denselben Conflict behandelnd, keine Spur.

Ein Freiherr von Hangen hat sich in Claire, die Tochter einer Försterswitwe, verliebt, die, seine Neigung erwidernd, dem Forstverweser Feldmann, der um sie wirbt, ihre Hand verweigert. Dieser, darüber erbittert, geht zu dem alten Baron Hangen und theilt demselben das zärtliche Verhältniß seines Sohnes mit, indem er dessen Gegenstand moralisch und sittlich verdächtigt. Robert, der junge Edelmann, erhält den Befehl seines Vaters, eine ebenbürtige Ehe zu schließen, und als er wie Ferdinand von Walther sich weigert, diesem Befehle nachzukommen, sucht man Claire in seinen Augen als seiner unwürdig hinzustellen. Er verlangt Beweise, und Feldmann erklärt sich bereit, dieselben zu geben. Er weiß, daß Claire einem armen gefallenen Wesen und deren Kinde Theilnahme und Hülfe schenkt, und benutzt diesen Umstand, um Robert glauben zu machen, Claire selbst habe einen Jugendfehltritt zu verbergen. Noch zur rechten Zeit aber entdeckt der junge Freiherr den Betrug und kehrt zu Claire zurück, dafür den Fluch seines Vaters erntend. Durch diesen Fluch zu Boden geschmettert, ist Robert im Begriff, seinem Verhängniß zu erliegen, und würde untergehen, wenn nicht Claire ihn hegte und pflegte, bis seine Genesung zu erwarten steht. Da entschließt sie sich, ihn dem Vater zurückzugeben und zu entsagen. Inzwischen kommt nun Feldmann, der plötzlich herausgebracht hat, daß jene Unglückliche, deren Claire sich angenommen, seine eigene Schwester gewesen, die der Verführung eines Neffen des alten Herrn von Hangen erlegen war. Er bekennt seinen Irrthum und seine Schlechtigkeit und veranlaßt durch die glänzende Aufdeckung von Claire's Unschuld und Edelmuth die Sinnesänderung des starren Adelstolzes. Baron Hangen, von Hochachtung erfüllt, erkennt den Seelenadel Claire's für ebenbürtig dem Adel seiner Geburt und legt die Hände der Liebenden ineinander.

Handlung und Vorgänge dieses Schauspiels stehen, wie man uns einräumen wird, ein wenig außerhalb unsers Zeitgeistes, und vermögen aus diesem Grunde unsere volle Sympathie nicht zu erwerben. Man kann der Schöpfung guten Willen und ernstes Streben, eine leise Verwandtschaft mit dem „Erbförster" von Otto Ludwig in Stil und Stimmung nachrühmen, leider aber eine gesunde oder tief und innerst ergreifende Lebensfähigkeit nicht zuerkennen.

9. Pomponia. Dramatisches Gedicht von J. R. München, L. Finsterlin. 1870. 8. 10 Ngr.

Dies Drama ist, wie es scheint, für den Zweck verfaßt, in einer Mädchenpension aufgeführt zu werden, denn es treten nur Frauen darin auf, und zwar römische Frauen, in der Zeit 64 n. Chr., also unter Nero und nach dem großen Brande von Rom. Es schildert die vergnügungslustige und frivole Periode des Alterthums, in welche das Christenthum mit seinem ganzen Glaubensheroismus fällt. Geplagte Sklavinnen wollen ihre Gebieterin, Sempronia, Gattin eines Consuls, vergiften. Dies Vorhaben wird durch eine Christin Pomponia verrathen; da aber die listigen Verbrecherinnen diesen Verrath wittern, wissen sie geschickt Pomponia selbst zu verdächtigen. Dieser Verdacht wird zwar gehoben, aber nicht ohne daß Pomponia's Christenthum dabei entdeckt und sie so dem Verderben preisgegeben wird.

Die ganze Dichtung kann nicht für bedeutend und besonders werthvoll gelten, auch nicht für durchweg glatt und gefällig im Verse, aber zum Lesen oder Spielen in weiblichen Lehranstalten ist sie wol zu empfehlen und zu verwenden.

10. Friedrich der Große. Dramatische Bilder von Mathilde Wesendonck. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 12½ Ngr.

Diese nach Franz Kaufer geschaffenen dramatischen Bilder sind dürftig und locker hingezeichnete Dramen, die den Eindruck eines Textes machen, nach dem man lebende Bilder stellen soll. Wirkliches dramatisches Leben, wirkliche dramatische Kraft sind nicht in ihnen zu finden. Mit einer dramatischen Skizze wie die „Torgauer Heide" von Otto Ludwig sind sie im entferntesten nicht zu vergleichen. Alles, was sich in ihnen anerkennen läßt, ist der gute Wille.

11. Wider den Stachel. Dramatische Dichtung in einem Aufzug von Peter Lohmann. Leipzig, Weber. 1870. 16. 10 Ngr.

Das Gedicht ist ein dramatisches Kuriosum, ein philosophisches Lehrgedicht in Form eines Theaterstücks. Der Ernst des Poems, das religiöse Pathos darin, die Wärme der Sprache sind zu loben, aber dabei kann man doch zugleich ein leises Kopfschütteln nicht unterlassen. Wir sehen allerdings die Bühne nur für eine andere Kanzel an, aber um auf dieser Kanzel einen didaktischen

Inhalt wirksam zu machen, muß er in Form und Wesen dramatisch doch etwas mehr motivirt und ausgeführter erscheinen als dieses „Wider den Stachel" in seiner aphoristisch-fragwürdigen Gestalt.

12. Orest. Trauerspiel des Aeschylos. Uebersetzt von W. Rostmann. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 12 Ngr.

Die Tragödie des Aeschylos „Orest" hat W. Rostmann, dem Beispiele folgend, das Wilbrandt in Verdeutschung griechischer Trauerspiele gegeben, für die Bühne bearbeitet. Diese Bearbeitung, mit einer Vorrede versehen, in welcher der Uebersetzer die Grundsätze darlegt, nach welchen er verfahren, ist in höchst gediegener und würdiger Weise zu Stande gebracht. Die antike Versform sowie die antike Einrichtung des Theaters sind verlassen und dafür die Art angenommen worden, wie sie Goethe bei Schöpfung seiner „Iphigenia" innegehalten. Und letzteres ist keineswegs nur äußerlich, sondern im Sinne Goethe's und mit dem vollen Hauche seines versöhnlichen Geistes, seiner Milde, Anmuth und Hoheit geschehen. Nur bei der Ermordung des Aegisth und der Klytämnestra hätten wir gewünscht, daß der Dolmetsch das noch mehr gethan, als es der Fall ist. Hier sind in der Handlung und in der Ausübung der furchtbaren That Schroffheiten und Härten geblieben, die sich, wie uns bedünkt, immerhin bei einer mehr selbständigen Umgestaltung hätten vermeiden lassen.

13. Johanna von Castilien. Drama in fünf Aufzügen. Nach dem Spanischen des Don Manuel Tamayo y Baus, für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Hosäus. Dessau, Barth. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Stück bietet einen tragischen Stoff in der Gestalt des Intriguenstücks, eine Tragödie nach dem Muster des Scribe'schen „Glas Wasser". Das Pathos wird in diesem Drama durch die Ueberraschung, die Pointe, die Antithese ersetzt. Es spielt sich dasselbe daher auch nirgends in großen Zügen, sondern nur in kleinen Wendungen ab. Johanna, die unglückliche getäuschte Königin, die ihren Gemahl Philipp von Oesterreich abgöttisch liebt, wird durch Eifersucht in Gemüthsaffecte und Stimmungen versetzt, welche sie ihrer Umgebung als wahnsinnig erscheinen lassen. Sie erfährt durch einen Brief ihrer Nebenbuhlerin, der in ihre Hände gelangt ist, daß sich diese in ihrer unmittelbaren Umgebung befindet, und um sie zu entdecken, läßt sie alle ihre Hofdamen in ihrer Gegenwart schreiben, nur seltsamerweise diejenige nicht, die sie jüngst erst in ihre Nähe gezogen und welche in der That die Begünstigte des Königs ist. Der König betrügt seine Gattin, ohne indeß dadurch zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, denn Aldara, die er anbetet, hat ihr Herz einem Ritter geschenkt, der seinerseits wieder in leidenschaftlichster Weise die Königin verehrt. So gibt sich der Stoff, echt spanisch, in lauter raffinirten, ausgeklügelten Momenten aus, in Momenten, von denen wir nicht ableugnen wollen, daß sie pikant und wirksam sind, die aber keineswegs den Begriffen entsprechen, welche wir von einer tragischen Handlung uns gebildet haben. Der Tod des Königs im letzten Act erfolgt sozusagen aus heiler Haut, d. h. ganz unvorbereitet und unmotivirt.

Wie wir lesen, ist das Drama mit Beifall auf dem Hoftheater in Weimar aufgeführt worden; trotz dessen möchten wir ihm aber doch keinen allgemeinen Erfolg auf der Bühne versprechen, denn etwas Fremdartiges wird es auf dieser immer behalten.

Was den Uebersetzer, Wilhelm Hosäus, betrifft, so ist derselbe eine ganz entschiedene dramatische Begabung, die nur ihren rechten Standpunkt und Wirkungskreis noch nicht gefunden, sondern noch zu viel dramatisch herumabenteuert und irrlichterirt. Möge dieselbe bald auf den richtigen Weg gelangen!

14. Shakspeare's Antonius und Kleopatra. Auf Grundlage der Tieck'schen Uebersetzung neu bearbeitet und für die Bühne eingerichtet von F. A. Leo. Halle, Barthel. 1870. 8. 20 Ngr.

Daß diese Bearbeitung und Einrichtung glücklicher und zweckmäßiger als frühere und dem deutschen Theater zur Darstellung wärmer als jene zu empfehlen sei, sind wir nicht zu sagen im Stande. Der hochverehrte Kenner des englischen Dichters hat mit sichtlicher Hingabe und Liebe seine Aufgabe erfaßt, aber sie doch keineswegs in durchweg dankenswerther Weise gelöst. Wenigstens glauben wir nicht, daß sie in dieser Lösung unser Publikum befriedigen wird. Noch immer erscheint hier die Shakspeare'sche Tragödie für eine mächtige und durchgreifende Wirkung zu zerfahren, in der Hauptkatastrophe zu wenig geschlossen und tragisch gegipfelt, in der Handlung zu weitschweifig und breit, ganz abgesehen davon, daß nur zu oft kleine, untergeordneten Darstellungskräften nothwendig zufallende Episodenrollen den vollen Erfolg in Frage stellen müßten. Wir erinnern hier z. B. nur an die dritte Scene im zweiten Act, in welchem ein Bote kommt, der Kleopatra mitzutheilen hat, daß Antonius sich mit Octavia vermählt hat, und die ägyptische Königin, darüber weibisch erzürnt, denselben schlägt, mit dem Dolche vertreibt und dann wieder zurückholen läßt. So menschlich wahr diese Scene auch ist, und so gut sie sich lesen läßt, so dürfte sie doch wol kaum in der Aufführung den gewünschten Eindruck hervorbringen. Der Bote könnte selbst an großen Bühnen kaum anders als mit einem Choristen besetzt werden, und wer da weiß, wie leicht es geschehen kann, daß durch diesen ein solcher Moment für den Zuschauer ins Lächerliche gezogen wird, der wird gewiß auch daran denken, den Text des Boten mit seinem ganzen Auftritt so kurz als möglich zu halten oder seine Meldung der Charmian in den Mund zu legen, die ja den Boten gehört haben könnte. Solcher kitzlicher Punkte gibt es aber noch viele im Stück, und von einem gewiegten und erfahrenen Bearbeiter und Einrichter Shakspeare'scher Dramen verlangen wir allerdings, daß er, mit allen Schwierigkeiten und Mislichkeiten der Aufführung bekannt und vertraut, alles aufbiete und anwende, um jede Störung oder Beeinträchtigung des Gelingens zu vermeiden, ohne deswegen dem Genius des Dichters Abbruch zu thun. Man dient dem Genius eines großen Dichters dadurch am besten, daß man an ihm alles das beseitigt, was ihn in seiner Wirkung verkürzt. Man erweist unserer Ansicht nach den bedeutenden Dramatikern gar keinen Dienst, sie sozusagen mit Haut und Haar und in der ganzen Eigenthümlichkeit zu geben, die durch ihre Zeit und ihre Na-

tionalität bedingt war, sondern nur dadurch, daß man sie möglichst der Gegenwart und dem Volke, auf welches sie wirken sollen, anpaßt und verständnißvoll zuführt.

In dieser Beziehung können uns die Schröder'schen Bearbeitungen und Einrichtungen Shakspeare'scher Stücke als Muster dienen. Sie sind heutzutage veraltet und unstatthaft, allein sie entsprechen dem Geschmack und dem Geiste ihrer Epoche. Aus ihnen sollte man lernen, Shakspeare für heute möglich zu machen. Was unsern Sinn allzu crass, zu gewaltsam berührt, was unsere Theilnahme abzieht und erkaltet, was uns verletzt oder uns aus der zu wünschenden Stimmung reißt, das sollte man getrost entweder ganz ausmerzen oder mildern oder kürzen, denn die Schöpfung des Dramatikers, welche dargestellt wird, soll vor allen Dingen wirken. Das Dargestellte soll den Umständen und Verhältnissen, unter denen die Darstellung geschieht, entsprechen. Wem es einzig darauf ankommt, den Dichter in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen, der mag ihn lesen. Ueber die Leseverfassung führt F. A. Leo aber Shakspeare's „Antonius und Kleopatra" unserm Ermessen nach nicht allzu weit hinaus. Eine Bearbeitung und Einrichtung, welche eine Aufführung des Trauerspiels zu durchschlagendem Erfolge bringt, muß wol noch anders beschaffen sein als die vorliegende, die dafür nicht knapp genug, nicht genug im Gange gesteigert, in der Entwickelung nicht geschürzt genug erscheint. Dies zu thun, ohne Shakspeare in seiner Schönheit und Würde zu verwunden, darauf kommt es eben an. Man muß die Handlung stricter und einfacher machen können, muß den Umschlag im Schicksal des Antonius ergreifender und packender zu gestalten wissen, weniger Personal brauchen und mehr Wirkung erzielen. Es mag wie eine künstlerische Majestätsbeleidigung klingen, aber doch bleiben wir dabei: „Antonius und Kleopatra" gehört zu den Stücken des großen Autors, die in ihrem Lauf verpuffen, und welche also in der Bearbeitung und Einrichtung für die Bühne entschieden einer geschickten dramaturgischen Aushülfe bedürfen, einer Aushülfe, wie sie F. A. Leo noch keineswegs gegeben hat.

15. Wallenstein. Trauerspiel in fünf Acten von Schiller. Eingerichtet von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Schwerin, Stiller. 1869. 8. 20 Ngr.

Ein wahrhaft kühnes dramatisches Experiment hat Wolzogen in der Bearbeitung und Einrichtung von Schiller's Trilogie geliefert. In einem längern Vorwort hat der Dramaturg seine Gründe für seine sehr gewagte, in gewisser Hinsicht aber glücklich ausgefallene Unternehmung niedergelegt, und diese Gründe haben, wie wir bekennen müssen, gar manches für sich. Daß das bessere Verständniß der Haupttragödie, also „Wallenstein's Tod", einer weitgreifenden Exposition bedurfte, hat Schiller selbst empfunden und dieser Empfindung durch die Dichtung der „Piccolomini" und von „Wallenstein's Lager" Rechnung getragen. Daß es nicht immer thunlich und möglich ist, diese Trilogie im Zusammenhange darzustellen, liegt auf der Hand, und daß jedes einzelne Stück derselben, für sich gegeben, bis zu einem gewissen Grade fragwürdig und unvollständig erscheint, ist ebenso bekannt. Nicht weniger aber weiß man, daß Schiller, seiner lyrischen Emphase sich überlassend, immer schön und ergreifend gedichtet, aber in seinen Dichtungen Stellen hat, die sich missen lassen.

Auf alles dieses fußend, hat Alfred von Wolzogen die Trilogie zu einem Drama verschmolzen und aus elf Acten fünf gemacht, die sich in drei Stunden spielen lassen und, wie die Proben ergaben, von durchschlagender Wirkung sind. In der That ist die Arbeit, unserer Ansicht nach, bis auf einige Kleinigkeiten als geschickt und zweckentsprechend zu erklären. Der Dramaturg hat beinahe überall die richtigen Momente getroffen und eine Zusammenstellung geliefert, welche den Eindruck eines compacten Ganzen macht. Daß er, nach den Auftritten aus „Wallenstein's Lager" auf die „Piccolomini" überspringend, die kleine Scene zwischen den Bedienten und Seni aufgenommen, halten wir für einen kleinen Misgriff, wenn wir auch gar wohl wissen, daß er sie für nöthig hielt, um die mystische Stimmung zu charakterisiren, die in des Generalissimus Umgebung obgewaltet und bis zu einem gewissen Grade zum Verständniß nöthig ist. Aber abgesehen davon, daß in „Wallenstein's Lager" dieser Punkt schon angedeutet wird, ist die Andeutung in dieser Bedientenscene zu gering und flüchtig, um in dem hier gebotenen Sturm und Drang der Entwickelung nicht doch einigermaßen hemmend zu erscheinen. Solcher Stellen gibt es noch einige. Aber diese kommen nicht in Betracht gegenüber den Vorzügen, welche die Arbeit aufweist. Sie ist jedenfalls hoch verdienstlich, und wenn sie trotz dessen nicht zu mehr Geltung auf dem deutschen Theater gelangt ist, so hat dies seinen Grund ebenso sehr in schöner Pietät als im alten Schlendrian. Man scheut die Mühe der neuen Einrichtung und des Anlernens auf der einen Seite und auf der andern eine Antastung der Schiller'schen grandiosen Dichtung. Man behilft sich lieber mit „Wallenstein's Tod" allein oder mit einer verzettelten Aufführung der Trilogie.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—42" von Hermann Freiherrn von Friesen sagt die „Saturday Review" vom 20. Januar d. J.: „Wenige Autoren von Büchern versprechen so viel und erfüllen so wenig, wie die persönlichen Erinnerungen intimer Freunde an berühmte Männer. Von des Lesers Gesichtspunkt kann diese Gattung Literatur mit einer Lotterie verglichen werden, in welcher die seltenen Gewinne — die Boswell und Eckermann — von unschätzbarem Werthe, in der aber Nieten die Regel sind. In neun Fällen unter zehn ist man genöthigt zu fragen: «Und ist dies alles, was du uns zu erzählen hast?» Wir beklagen uns bei dem Freiherrn von Friesen nicht darüber, daß er keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet, obgleich es allerdings schwer zu begreifen ist, wie man Ludwig Tieck

siebzehn Jahre lang kennen konnte, ohne wenigstens siebzehn interessante Einzelnheiten über ihn zu berichten zu haben; wir halten es aber allerdings für ungerechtfertigt, zwei starke Bände zu veröffentlichen, welche vorgeben, des Verfassers Erinnerungen an einen berühmten Mann zu bieten, die aber in der That nur seine Meinungen über diese Persönlichkeit enthalten. Freiherr von Friesen ist ein Mann von Bildung, und seine Ansichten über Tieck's Thätigkeit als Schriftsteller und Dramaturg sind der Beachtung nicht ganz unwürdig; nur hätten sie unter ihrer richtigen Bezeichnung veröffentlicht und dem Publikum nicht als ein Beitrag zur biographischen Literatur dargeboten werden sollen. Nach dem vom Verfasser selbst vorgeschriebenen Maßstabe beurtheilt, müssen wir dieses Buch für eine beklagenswerthe Fehlgeburt erklären; es ist gänzlich ohne biographisches Interesse, und es wäre Zeitverschwendung, auch nur ein Wort über dessen Ansprüche in dieser Hinsicht zu verlieren. Der Charakter der Kritiken ist respectable Mittelmäßigkeit; doch hat die Abhandlung über Tieck's Novellen wenigstens das Verdienst, die Aufmerksamkeit von neuem auf eine Reihe herrlicher und mit Unrecht vernachlässigter Dichtungen zu lenken."

Ueber Julius Frauenstädt's „Schopenhauer-Lexikon" sagt dasselbe Blatt: „Der verstorbene Arthur Schopenhauer — das müssen selbst diejenigen, welche seinen philosophischen Ansichten am meisten entgegen sind, einräumen, — hat der Metaphysik dadurch einen hervorragenden Dienst geleistet, daß er den Beweis geliefert hat, man könne gründliche Forschung mit Klarheit des Stils vereinigen und abstracte Grundsätze auf die Behandlung praktischer Fragen anwenden. Seine Verdienste in dieser Hinsicht könnten nicht schlagender zur Anschauung gebracht werden, als dies durch die zwei stattlichen Bände von Auszügen geschehen, die sein literarischer Testamentsvollstrecker, Julius Frauenstädt, aus dessen veröffentlichten Schriften hat sammeln können. Da ist kaum eine Zeile, die nicht jedem Leser von Durchschnittsbildung vollkommen verständlich wäre; die gefeilte und männliche Diction ist stets ungezwungen und häufig glänzend, und die eher ethischen als metaphysischen Fragen sind im allgemeinen der Art, daß sie sich der Beachtung eines gedankenvollen Weltmannes empfehlen. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß sie durchgängig von des Verfassers charakteristischem Pessimismus gefärbt sind, welcher seinerseits das Erzeugniß der Anmaßung, des Neids und des gekränkten Stolzes ist, der seinen Ansichten über die Menschen und Dinge im allgemeinen den Ton gab. Wir kennen kaum ein merkwürdigeres Beispiel von tragischer Ironie, als den Anblick dieses großen, verlassenen, einsamen Denkers, der das ganze Schema des Daseins, göttlichen und menschlichen, beseelten und unbeseelten, auf den Anschein hin, den es in der gefärbten Brille, durch welche er es betrachtete, hatte, und die er selbst systematisch entfärbt hatte, verächtlich und dogmatisch verdammt. Die Sammlung ist jedoch ebenso reich an Wahrheiten wie an paradoxen Sätzen, und diese letztern geben häufig Anregung zur Entdeckung noch tieferer Wahrheiten."

Ueber „Vergilbte Blätter. Ein Tagebuch aus früherer Zeit" und „Novellen" von Marie von Olfers heißt es ebendaselbst: „Sie gehören zu einer höhern als der gewöhnlichen Klasse von Dichtungen. Die erstere ist ein Gefühlsbericht, ein schlagendes, wenn auch skizzenhaftes Bild von einem mit sich selbst zerfallenen empfindlichen Gemüthe. Die Form ist die eines Tagebuchs; einige Einzelnheiten haben den Anschein, der wirklichen Erfahrung entlehnt zu sein. Der Inhalt der «Novellen» des Fräulein von Olfers ist dem häuslichen Leben entnommen, und sie haben gerade denjenigen Anstrich von Idealismus, welcher die lebhafte Darstellung der Wirklichkeit von dem blos mechanischen Abklatsch derselben unterscheidet. Sie zeichnen sich übrigens durch bemerkenswerthe Leichtigkeit des Stils und Lebendigkeit des Dialogs aus, welche Eigenschaften zugleich mit einer wirklichen Kenntniß der menschlichen Natur und tiefem doch nicht sich aufdringendem Gefühl verbunden sind."

Ferner heißt es ebendaselbst: „Robert Hamerling's «Gesammelte kleinere Dichtungen» bilden eine der günstigsten Proben der jüngsten deutschen Poesie. Die Bilder mögen zwar zu blendend sein, und das Ohr ist bald von der zu einförmigen Lieblichkeit des Versmaßes gesättigt; doch sind diese Mängel in der Hauptsache nur die Auswüchse unbestreitbarer poetischer Begabung. Hermann Lingg's Schwächen als Dramatiker sind denen Hamerling's ähnlich; seine Diction ist zu überschwenglich und seine ganze Geistesverfassung zu träumerisch für einen so strengen Kunstzweig wie das Trauerspiel. Als ein dramatisches Gedicht ist seine «Violante» nicht erfolglos; sie ist voll Eleganz, Phantasie und Zartheit. Das Thema ist das Schicksal Manfred's, Königs von Neapel, im 13. Jahrhundert; die Gestalt des Helden indessen, vom treulosen Adel verrathen, während er als Vertreter geistiger Freiheit eifrig gegen die ganze Macht der Kirche kämpft, ist für Hrn. Lingg's Genius weniger passend als das Pathos der weiblichen Figuren."

„Für treue und im allgemeinen befriedigende Uebertragung der ersten Reihe von Tennyson's «Königsidyllen» von Dr. Feldmann ist hauptsächlich die Beleuchtung des Einflusses wichtig, welchen das Studium englischer Muster auf die deutsche Versificirung auszuüben vermag. Der Uebersetzer hat die Cadenzen des Originals mit Erfolg wiedergegeben und bewiesen, daß die gewöhnliche Armuth des deutschen Blankverses viel mehr an der Nachlässigkeit der Dichter als in den Mängeln der Sprache selbst liegt."

„Die Stärke von Albert Möser's Gedichten: «Nacht und Sterne»", heißt es schließlich in derselben Nummer, „liegt in ihrer Correctheit, was die Form anlangt. Augenscheinlich ist Platen sein Vorbild; doch beherrscht der des Meisters immerhin nicht unwürdige Jünger die Sprache nicht bis zu dem Grade, daß er bloßen Gemeinplätzen einen Anstrich von Großartigkeit zu verleihen vermöchte, obschon er völlig dazu befähigt ist, sie zu verschönern und zu schmücken."

Ueber „Heroldsrufe. Aeltere und neuere Zeitgedichte" von Emanuel Geibel sagte dasselbe Blatt am 16. December v. J.: „Emanuel Geibel ist ein guter Dichter, doch kein Tyrtäus, und vielleicht ist die beste Kritik über die eleganten Verse, die er zu verschiedenen Zeiten der Sache der deutschen Einheit und des wieder aufgerichteten Kaiserthums gewidmet, die, daß sie am besten nach den Ereignissen kommen, die sie zwar bestimmt waren zu fördern, aber besser geeignet sind zu feiern. Sie erstrecken sich der Zeit nach auf die Periode von 1840 bis zur Gegenwart und bilden ein nicht uninteressantes Verzeichniß der Gefühle eines patriotischen Deutschen, der sich des zerrütteten Zustandes seines Vaterlandes schmerzlich bewußt ist und ein Heilmittel von Frankfurt, Wien, irgendwoher, eher als — bis vor kurzem — von Berlin erwartet. Als Pensionär der bairischen Krone*) konnte Geibel nicht sofort die Verdienste Bismarck's anerkennen; er scheint indessen die gegenwärtige Lage willig genug zu acceptiren. Die Gedichte sind, wie alles was er schreibt, durch Eleganz, Melodie und guten Geschmack gekennzeichnet. Ein Versuch jedoch, in einigen der letztern Stücke die Würde des Stils durch Nachahmung biblischer Muster zu erhöhen, bildet eine Ausnahme von der letztern Bemerkung."

Luise von Ploennies.

Zu Darmstadt starb am 22. Januar d. J. die durch ihre anmuthigen und gefühlstiefen Dichtungen in weitesten Kreisen bekannte Luise von Ploennies. Ihre Schöpfungen werden durch ruhigen Ernst, schwungvolle Begeisterung, große Klarheit und ansprechende Einfachheit der Form charakterisirt, wie außer ihren „Gedichten" (Darmstadt 1844) und „Neuen Gedichten" (ebendaselbst 1850) ihre zwei Sonettenkränze „Abälard und Heloise" (Darmstadt 1849) und „Oskar und Gianetta" (Mainz 1850) und die größern epischen Dichtungen „Ruth" (Stuttgart 1864), „Sawitri" (München 1862), „Die sieben Raben" (München 1862) und ganz besonders „Marykeu von Nimwegen" (Berlin 1853) in hervorragender Weise beweisen. Die talentvolle Dichterin ging, ehe sie mit selbständigen Producten an die Oeffentlichkeit trat, bei den Engländern in die Schule. Früchte dieser britischen Studien sind die Sammlungen „Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen" (Frankfurt 1843), „Ein

*) Das ist Geibel bekanntlich schon seit längerer Zeit nicht mehr.

fremder Strauß" (Heidelberg 1844) und „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts" (München 1864). Aus dem Vlämischen übertrug sie Joost van den Vondel's „Luzifer" (Berlin 1845). All diese Poesien, von sonstigen Arbeiten der Verstorbenen zu schweigen, zeichnen sich ebenso wol durch Wärme der Empfindung und echte Herzensfrömmigkeit wie durch ein hübsches Talent für die Erzählung und die plastische poetische Gestaltung, namentlich soweit es sich um die dichterische Wiedergabe der Natur und ihrer landschaftlichen Schönheit handelt, aus. Zu den schönsten Naturschilderungen der Entschlafenen gehören die Gedichte „Abschied vom Meer", „An der Nordsee" und zahlreiche Partien in ihren epischen Dichtungen, namentlich in der „Maryken von Nimwegen", welche Dichtung wol überhaupt als das Vollendetste zu betrachten ist, was unsere Dichterin geschaffen hat.

Luise von Ploennies wurde am 7. November des Jahres 1803 in Hanau als die einzige Tochter des Obermedicinalrathes Leisler geboren. Nachdem sie die Aeltern frühe verloren und einen Theil ihrer Kindheit unter der Pflege ihrer Stiefmutter verlebt hatte, kam sie in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Geheimraths von Wedekind, in dem sie die mannichfachste Anregung zu geistiger Thätigkeit fand. Im Jahre 1824 wurde sie die Gattin des Hofmedicus August von Ploennies in Darmstadt. Nach dem Tode des Gatten im Jahre 1847 wählte sie Jugenheim zu ihrem Aufenthalte, wo sie sich in erster Linie der Erziehung ihrer Kinder widmete. Zuletzt lebte sie im Kreise ihrer Kinder und Kindeskinder wieder in Darmstadt, wo sie vor kurzem der schwere Schlag traf, ihren Sohn, den als belletristischen und militärischen Schriftsteller bekannten Wilhelm von Ploennies, im besten Mannesalter nach langen Leiden durch den Tod zu verlieren. Von wesentlichem Einflusse auf das innere Leben der Dichterin war eine Reise nach Belgien, wo sie einige Zeit verweilte, um die vlämische und niederländische Sprache und Literatur zu studiren. Die Ernennung der edeln Frau zum Mitgliede der königlichen Akademie von Brüssel und der literarischen Akademien von Gent und Antwerpen ehrte ihre dortigen Bestrebungen. Ein Denkmal ihres Aufenthaltes daselbst sind die höchst lesenswerthen „Reiseerinnerungen aus Belgien" (Berlin 1845).

Bibliographie.

Bhatta Nârâyana, Venisamhâra: die Ehrenrettung der Königin. Ein Drama. Kritisch mit Einleitung und Noten herausgegeben von J. Grill. Leipzig, Fues. 1871. Hoch-4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Faidherbe, L., Feldzug des französischen Nordheeres in den Jahren 1870—71. Deutsche vom Verfasser ermächtigte Uebersetzung mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Fontane, T., Aus den Tagen der Occupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen. 2 Bde. Berlin, v. Decker. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.

Fuchs, C., Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst. Philosophische Dissertation. Leipzig, Fritzsch. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Kade, O., Ein' feste burgk ist unser got. Der neu aufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530. Eine von dem großen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem kursächsischen Kapellmeister Joh. Walther verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze. Zum ersten Male in ihrer hohen Bedeutung für die Geschichte des evangelischen Gemeindegesanges gewürdigt und mit musikalischen Beilagen sowie getreuen Nachbildungen der Handschriften begleitet. Eine Denkschrift für evangelische Christen und Freunde Luther's dargebracht im Jahre der Wiederherstellung des deutschen Reiches 1871. 1. Hft. Dresden, Schrag. Qu. 4. 9 Ngr.

Krüger, J., Herzliebchen mein unter'm Rebendach. Novelle aus der Gegenwart. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Kühn, J. E., Cola di Rienzi der letzte römische Tribun. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Matthes. 16. 25 Ngr.

— — Stimmungen. Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krüger-Velthusen, W., Das Leben Jesu. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kruedener, C. Baron, Die Privilegien Livlands. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. 5ter Jahrg. Herausgegeben von A. Ebeling. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Imp.-4. 5 Thlr.

Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege. Vom alten Sechsundzwanziger. Schwerin, Stiller. 16. 5 Ngr.

Lefflad, M., Regesten der Bischöfe von Eichstätt. 1ste Abth. Von 741—1279. Eichstätt, Krüll. Gr. 4. 1 Thlr.

Lenz, W. v., Die grossen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit aus persönlicher Bekanntschaft. Liszt. — Chopin. — Tausig. — Henselt. Berlin, Behr. Gr. 8. 20 Ngr.

Lepsius, C. R., Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwickelung. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Leclique, J., Die Ideale und die christliche Jugenderziehung. Ein Beitrag zur Behandlung der alt- und deutsch-klassischen Literatur an höheren Lehranstalten. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Lieder des Trostes. Oelzweige auf Soldatengräber. Stuttgart, Nitzschke. Gr. 16. 1 Thlr.

Lindwurm, A., Die metaphysische Wurzel der christlichen Ethik, more geometrico aus exacter Philosophie. Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 15 Ngr.

Lindwurm, A., Entwurf zu den Satzungen einer deutschen National-Kirche. Berlin, Löwenstein. 8. 3 Ngr.

Lippert, P., Die verschollene Kaiserstochter und ihr Kammerjude. Ein fürstliches Geheimniß aus der Zopfzeit. Berlin, Scherl. Gr. 8. 20 Ngr.

Lipsius, R. A., Die Quellen der römischen Petrus-Sage kritisch untersucht. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lossing, B. J., Eine Geschichte der Vereinigten Staaten für Familien und Bibliotheken. Ins Deutsche übertragen von L. Simonson. Hartford. Lex.-8. 5 Thlr.

Loewenhardt, S. E., Benedict von Spinoza in seinem Verhältniss zur Philosophie und Naturforschung der neueren Zeit. Berlin, Peiser. Gr. 8. 3 Thlr.

Mädler, J. H. v., Geschichte der Himmelskunde nach ihrem gesammten Umfange. 1ster Bd. 1ste Lief. Braunschweig, Westermann. Lex.-8. 10 Ngr.

General Freiherr von Manteuffel und seine Gegner. Ein deutsches Wort. München, Manz. 1871. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Marlitt, E., Goldelse. Roman. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Keil. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Martens, H., Die schleswig-holstein'sche Landwehr im Kriege gegen Frankreich 1870—1871. Mit einem Anhange: Die officiellen Kriegsdepeschen. Altona, Uflacker. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Martin, K., Auch eine Enthüllung oder ein altes Buch gegen die neuen Irrungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Mendelssohn Bartholdy, K., Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Menger, C., Grundsätze der Volkswirthschaftslehre 1ster allgemeiner Theil. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr

Mertens, L. v., Die vornehme Gesellschaft. Wien, Perles. 8. 25 Ngr.

Meyer, C., Der Farmer des Hinterwaldes. Bilder aus dem Farmerleben im Westen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 8. 10 Ngr.

Meyer, G., Staatsrechtliche Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung. Leipzig, Serig. Gr. 8. 15 Ngr.

Michaelis, F., Heinrich IV. Dramatisches Gedicht. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Rosamunde. Dramatisches Gedicht. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Vier Monate vor Paris. 1870—1871. Belagerungstagebuch eines Campagne-Freiwilligen im königl. preußischen Garde-Füsilier-Regiment. Stuttgart, G. Weise. Gr. 8. 24 Ngr.

Monrad, D. G., Das alte Neuseeland. Aus dem Dänischen. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Moritz, G., Das wahre Lebensglück. Studie. Leipzig, Schwabe. Gr. 8. 3 Ngr.

Moroff, F., Drei Lustspiele. München, Lentner. 8. 24 Ngr.

— — Raucher und Schnupfer. Lustspiel. München, Lentner. Gr. 8. 16 Ngr.

Moser, O., Das Leipziger Dominikanerkloster und seine Wandgemälde. Leipzig, Serig. 16. 5 Ngr.

Müller, M., Essays. 3ter Bd. Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde. Mit einem Anhang: Briefe von Bunsen an Max Müller aus den Jahren 1848—59. Aus dem Englischen mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übertragen von F. Liebrecht. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Munzinger, Der Katholiken-Congress in München. Die Stellung des Staates zu der religiösen Bewegung in der Schweiz. Ein aufklärendes Wort an den schweizerischen Verein freisinniger Katholiken. Bern, Dalp. Gr. 8. 6 Ngr.

Nonnenholz, A. H. v., Freunde und Brüder. Novelle. Göttingen, Wilissen. Gr. 8. 15 Ngr.

Oborn, L. A., Der Dorfengel. Preis-Novelle. Prag, Hunger. 8. 15 Ngr.

Ohrenberg, B., Romantisches und Lyrisches aus dem Riesengebirge. Dichtungen. Breslau, Gosohorsky. 16. 1 Thlr.

Orelli, C. v., Der nationale Charakter der alttestamentlichen Religion. Zürich, Höhr. Gr. 8. 8 Ngr.

Parteien und Politik des modernen Rußland. Aus dem Englischen von S. L. Borkheim. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Pehling, G. H. P., Schriften Auswahl. 3te Aufl. Hamburg, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Pfizmaier, A., Zur Geschichte der Wunder in dem alten China. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 3te Reihe. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Hausgarten. Sammlung von Citaten und Gedichten über das Leben der Frau. Leipzig, Fredberg. Hoch 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rißé, J., Franz Schubert und seine Lieder. Studien. 1. Müllerlieder. Hannover. Rümpler. 8. 10 Ngr.

Johann Heinrich Schönherr's Leben und Theosophie und die durch die letztere veranlassten sectirerischen Umtriebe. Leipzig, Barth. 8. 15 Ngr.

Wurzbach, A. v., Zeitgenossen. Biographische Skizzen. 11tes und 12tes Heft: Bogumil Dawison. Gräfin Ida Hahn-Hahn. Wien, Hartleben. 16. à 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 29. Februar 1872.

Inhalt: Schriften zur Geschichte der deutschen Städte. Von Heinrich Rückert. — Zur Literatur der deutschen Classiker. Von Gustav Hauff (Fortsetzung.) — Neue Romane. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Cherbuliez über David Strauß.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Geschichte der deutschen Städte.

1. Geschichte der Städteverfassung in Deutschland von Georg Ludwig von Maurer. Erster bis vierter Band. Erlangen, Enke. 1869—71. Gr. 8. 15 Thlr. 7 Ngr.
2. Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter von Franz Pfalz. Zweiter Band. Leipzig, Klinckhardt. 1871. 8. 27 Ngr.

Die Literatur über das deutsche Städtewesen ist neuerdings durch eine fast unübersehbare Anzahl von monographischen Darstellungen der Geschichte größerer, kleinerer und kleinster Städte bereichert worden, und beinahe jeder Tag, darf man wol sagen, bringt einen weitern Zuwachs. So verschieden nun auch der wissenschaftliche Werth und das historiographische Verdienst der einzelnen Werke angeschlagen werden muß, so ist doch mit Genugthuung anzuerkennen, daß sich das Durchschnittsmaß von beiden genau in dem Verhältniß gesteigert hat, als die Anforderungen der historischen Disciplinen überhaupt seit einem Menschenalter gewachsen sind. In ganz anderer Weise als etwa zu der Zeit K. F. Eichhorn's oder Hüllmann's ist durch solche Detailforschungen dem zusammenfassenden Studium der ganzen Erscheinung, einer der wichtigsten und farbenreichsten, wie jedermann weiß, der deutschen Cultur- und Rechtsgeschichte, vorgearbeitet. Schreitet nun noch die Herausgabe der deutschen Städtechroniken in derselben gediegenen und rüstigen Weise fort, wie sie es unter Hegel's Oberleitung bisher gethan, wird bei Localforschern und Localbehörden der allmählich erwachende Wetteifer, ihrer nächsten Heimat durch ein stattliches Urkundenbuch eine monumentale Weihe zu geben, mehr und mehr genährt und durch verständige Beschränkung auf das der Wissenschaft und nicht der bloßen Eitelkeit Dienende ersprießlich fortgebildet, so dürften allem Ermessen nach, noch ehe das nächste Menschenalter abgelaufen ist, diejenigen Vorarbeiten in der Hauptsache abgeschlossen sein, ohne welche eine systematische Gesammterforschung des deutschen Städtewesens nicht gedacht werden kann.

Hierin sehen wir den letzten und eigentlichen Grund einer auffallenden Lücke, die unsere sonst so rüstige rechtsgeschichtliche oder überhaupt unsere geschichtliche Literatur noch aufweist. Es fehlt in ihr gegenwärtig eine Darstellung des deutschen Städtewesens etwa in dem Umfange und in der wissenschaftlichen Haltung, wie wir sie z. B. in Karl Hegel's epochemachendem Werke über das italienische Städtewesen finden. Denn eine andere Erklärung, die auch in dem heutigen Deutschland noch näher zu liegen scheinen könnte, die Vorliebe deutscher Gelehrter, überhaupt der deutschen Männer von der Feder, für alles, was nur nicht gerade deutsch, sondern etwas anderes als gerade deutsch ist, will hier doch nicht passen, wo augenscheinlich so viel rüstige Kräfte mit innerlichster Hingebung thätig sind. Nichtsdestoweniger ist es doch ein unerlaßliches Bedürfniß für die Forschung, gleichsam von Zeit zu Zeit halt zu machen und die bisher gewonnenen Resultate vorläufig zu übersehen, zu ordnen und zu verwerthen, wenngleich immer der Gedanke, daß damit eigentlich nur eine halbe, jedenfalls rasch zu überholende Arbeit geschieht, ein nicht geringes Maß von Selbstverleugnung bei dem voraussetzt, der sie auf sich nimmt.

In diesem Sinne zunächst mag das Buch: „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland", von G. L. von Maurer (Nr. 1), aufgefaßt und gewürdigt werden. Es ist eine schöne und dankenswerthe Gabe eines unserer verdientesten Veteranen der Wissenschaft, der von sich selbst mit Genugthuung sagen kann, daß er vor länger als vierzig Jahren seine Studien über das deutsche Städtewesen begonnen habe, und mit noch größerer, daß seiner Anregung und seinen vielseitigen, aber schließlich doch immer auf das eine Ziel gerichteten Arbeiten ein guter Theil der Früchte, die auf diesem Felde inzwischen gereift sind, zu verdanken ist. Es schließt sich hieran aufs natürlichste der Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möge, dies groß angelegte Werk in voller Kraft und Rüstigkeit so zu vollenden, wie es begonnen ist.

Wenn wir Menschen des 19. Jahrhunderts auf das

Mittelalter zurückblicken, so empfinden wir am meisten in seinen städtischen Gebilden ein unserer Denk- und Lebensweise verwandtes Element. Daraus erklärt es sich auch, daß das allgemeinere geschichtliche Interesse der Gegenwart mit besonderer Vorliebe sich den Erscheinungen des städtischen Lebens jener Zeit zuwendet, freilich aber gewöhnlich nur so weit, als anmuthige und unterhaltende cultur- und sittengeschichtliche Gemälde die Phantasie befriedigen. Die strengere Wissenschaft kann sich damit nicht begnügen: ihr ist insbesondere die Entwickelung der öffentlichen und Privatrechtsverhältnisse in den Städten ein Gegenstand gründlichster Forschung geworden, aber auch tiefgreifender Controversen. Würde man sich nur mit der relativ fertigen und abgeschlossenen Gestaltung beschäftigen, welche die Verfassung der deutschen Städte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zeigt, so würden sich die streitenden Meinungen leichter vereinigen lassen. Aber selbstverständlich ist es weniger das Gewordene als das Werdende und das Werden selbst, welches die Forschung anzieht, und hier bestehen bis zu dieser Stunde über einige entscheidende Momente noch ebenso starke Gegensätze der Ansichten, wenngleich anders formulirt, wie damals, als zuerst Savigny in seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" die Hauptfrage nach dem Ursprung der modernen Städteverfassung im ganzen Abendlande anregte und in seinem Sinne beantwortete. Der Beweiskraft seiner Ausführung, daß, wie das römische Recht selbst, so auch die aufs engste damit zusammenhängende römische Municipalverfassung auch in den Jahrhunderten, die man sich als ein vollständiges Chaos und eine gründliche Zerstörung aller frühern Cultur- und Rechtsinstitute zu denken gewohnt war, gleichsam unter der schützenden Decke einer darüber gelagerten fremdartigen und barbarischen Welt ein verborgenes, aber ungebrochenes Leben fortgeführt, das später, ganz wie das Samenkorn aus der verhüllenden Erdrinde, sich zur passenden Stunde wieder entfaltet habe, konnte anfänglich nicht widersprochen werden. So sind denn auch die meisten deutschen Rechtshistoriker der ältern Generation, unter dem entscheidenden Vortritt Eichhorn's, mehr oder minder davon abhängig geworden. Auch der Ursprung der deutschen Städteverfassung wurde auf diese Art zu einem Erbtheil der römischen Cultur gestempelt, wie unzweifelhaft die Kirche des Mittelalters ein solches ist. Die äußern Schwierigkeiten, die sich dieser Hypothese entgegenstellten, konnte man zwar nicht verkennen, aber man versuchte sie durch verschiedene neue Hypothesen zu umgehen. So beschränkte Eichhorn selbst den directen Faden des Zusammenhangs zwischen dem römischen und dem deutschen Städtewesen auf die ehemaligen römischen Colonien, die spätern ältesten deutschen Großstädte am Rhein und allenfalls an der Donau; und da es ihm auch hier nicht glückte, das reale Dasein eines solchen Fadens nachzuweisen, begnügte er sich mit einem negativen Beweise, indem er leugnete, daß irgendeine andere historische Möglichkeit außer dieser einen zur Erklärung gefunden werden könne. War aber auch nur an einer, und zwar an einer culturgeschichtlich entscheidenden Stelle, wie es die rheinischen Landschaften für die deutsche Entwickelung im frühesten Mittelalter unzweifelhaft gewesen sind, der Zusammenhang mit der antiken Welt festgestellt, so erschienen alle weitern Evolutionen dieser Städtebildung auf deutschem Boden begrifflich nur als Nach- oder Umbildungen des einmal gegebenen Originals. Da nun ein directer Einfluß des Vorbildes, z. B. der kölnischen Stadtverfassung, nach allen Seiten hin aus den Zeugnissen der rechtsgeschichtlichen Denkmäler, namentlich der Stadtrechte selbst, offenkundig vorlag, so war damit auch, wie es schien, der streng formale Beweis für die genetische Identität des ganzen deutschen Städtewesens mit dem entsprechenden antiken geliefert. Die mehr oder minder durchgreifenden Abweichungen von diesem Originaltypus, die natürlich sich dem Blicke eines jeden Forschers, auch wenn er nicht Eichhorn gewesen wäre, sofort aufdrängen mußten, erklärten sich ganz von selbst als die Resultate der veränderten Umgebung, des neuen Landes und des neuen Volks, welches ja auch die Formen und den Inhalt des überlieferten römischen Christenthums so durchgreifend und eigenthümlich modificirte.

Allmählich erwachte aber doch das kritische Gewissen, das sich, wie so häufig in ähnlichen Fällen, jahrelang unter die überwältigende Autorität eines Großmeisters der Wissenschaft gefangen gegeben hatte, aber doch nicht für immer zur Sklaverei bestimmt sein konnte. Von verschiedenen Seiten her, ungefähr gleichzeitig, wurde der Hypothese des römischen Ursprungs der deutschen Städte eine andere entgegengestellt, die sie, ebenfalls mit mehr oder minder bedingenden und einschränkenden Modificationen, aus originaldeutscher Wurzel entstehen ließ. Einer der frühesten Vertreter dieser Ansicht ist der Verfasser des vorliegenden großen Werks über das deutsche Städtewesen. Gegenwärtig dürfte sie wol in der Hauptsache als allgemein angenommen gelten, namentlich seitdem Hegel sogar für die Durchschnittsmasse der italienischen Städtegebilde den ausschließlich deutschen Ursprung glänzend nachgewiesen und dasselbe auch, freilich nur mehr in beiläufiger Weise, für die französischen Städte dargethan hat, wodurch, wie der verstockteste Anbeter romanistischer Weisheit sehen mußte, auch die bloße Wahrscheinlichkeit eines unmittelbaren Fortwirkens antiker Einflüsse auf Deutschland gleichsam von selbst sich in nichts auflöste.

Von einem gewissen Standpunkte geschichtlicher Betrachtung aus gesehen, mag diese ganze Frage nach dem eigentlichen Ursprung des deutschen Städtewesens von geringem Belange scheinen. Doch erfordert es die Genauigkeit des modernen wissenschaftlichen Betriebs, auch hierin möglichst wenig ungelöste Räthsel bestehen zu lassen, selbst wenn bei ihrer Lösung kein eigentlicher Erwerb für das Denken und für die Einsicht in das innere Gefüge der geschichtlichen Entwickelung herauskommt, was man in diesem Falle wol nicht so geradezu wird behaupten wollen. Denn es ist doch ein sehr wesentlicher Beitrag zur Charakteristik der natürlichen Organisation und Begabung des deutschen Volksgeistes, wenn wir ihn ganz von innen heraus und aus eigener Kraft auf einem Felde thätig sehen, das zu den wichtigsten und fruchtbarsten der geschichtlichen Gestaltungen überhaupt gehört. Und soweit die nationale Ehre bei eigentlich wissenschaftlichen Untersuchungen betheiligt sein kann, so ist es auch in dieser Beziehung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß unserer Nation ein Rechtsanspruch, der ihr zusteht, von der Wissenschaft

wirklich zuerkannt wird. Es ist ja ohnehin bezeichnend genug für die ängstlich gewissenhafte Objectivität, mit welcher unsere deutsche Forschung — und sie allein, im Gegensatz zu dem was anderwärts in der ganzen Welt üblich ist, darf man mit Fug und Recht behaupten — sich den Geboten der Wissenschaft unterzuordnen versteht, daß warme Patrioten, begeisterte Kenner unserer heimischen Vorzeit, sich zu einer Hypothese bequemen konnten, welche, angeblich der Wahrheit zu Liebe, dem eigenen Volke den Ruhm der Originalität in einer seiner glänzendsten Schöpfungen raubte. Welcher französische, italienische, englische Forscher würde sich auch bei aller Wahrheitsliebe zu einer solchen Resignation verstanden haben, solange es noch irgendeinen Schatten von Möglichkeit gab, die nationale Ehre unbeschadet des historischen Gewissens zu retten? Er würde nicht einmal einen Conflict zwischen diesem seinem historischen Gewissen und seinem Patriotismus empfinden, weil der letztere so ganz sein innerstes Wesen durchdringt, daß davor die Anforderungen jener bei uns so einflußreichen Macht gar nicht zu irgendeiner der Seele wahrnehmbaren Formulirung gelangen. Wenn dies selbst von den Vertretern der Wissenschaft bei solchen Nationen gilt, in denen eine alte Cultur sowol die sittliche Empfindung wie die Denkkraft auf die relativ höchst mögliche Stufe emporgehoben hat, so gilt dies wie bekannt noch in ganz anderer Weise von jenen auf halbbarbarischer Volksgrundlage ruhenden Literaturen, wie etwa die verschiedenen slawischen der Gegenwart, die russische, die czechische, die polnische, oder auch für die magyarische u. s. w. Hier gibt es kein Gewissen, hier ist nicht eine unbewußte, sondern eine völlig beabsichtigte und bewußte Fälschung der wissenschaftlichen Wahrheit in majorem populi gloriam, oder eine kindische und rohe Durchführung der Grundmaxime alles Betrugs seit Adam's Zeiten: „der Zweck heiligt die Mittel“, so sehr die allgemeingültige Regel, daß es selbst dem schonendsten Beurtheiler schwer wird, eine Ausnahme davon zu entdecken. Ob aber nach der gerade entgegengesetzten Seite die Art oder Unart unserer deutschen Wissenschaft aus allzu verfeinerter Gewissenhaftigkeit lieber ungerecht gegen das eigene nationale Gefühl zu werden, nicht auch, selbst im Sinne der stricten Wissenschaft, ihre großen Bedenken habe, wollen wir hier nicht weiter erörtern. In unserm Falle aber hat es sich thatsächlich gezeigt, daß die bloße Scheu, dem deutschen Geiste zu viel Ehre anzuthun, dazu geführt hat, eine wissenschaftlich unbegründete Hypothese mühsam und künstlich zurechtzuzimmern.

Steht nun aber auch die deutsche Wurzel des deutschen Städtewesens oder des gesammten Städtewesens im modernen Europa fest, so wissen wir damit doch noch wenig über ihre eigentliche Beschaffenheit. Diese zu ermitteln ist das Hauptinteresse der Forschung unserer Gegenwart, und der Verfasser des vorliegenden Buchs hat, wie es sich von selbst versteht, gleichfalls versucht, eine Lösung aller oder doch wenigstens der wichtigern hierbei sich aufdrängenden Probleme zu geben. Er knüpft die Entstehung der Städte, abweichend von allen andern, direct und ausschließlich an das urdeutsche System der Markgenossenschaft und der darauf gebauten Gemeindezustände. Insofern bildet diese Verfassungsgeschichte der deutschen Städte auch den natürlichen Schlußstein der literarischen Thätigkeit Ludwig von Maurer's, die sich seit 1854 wesentlich auf die Erforschung der Mark- und Gemeindeverhältnisse in Deutschland concentrirt hat, wie seine bekannten bändereichen Werke: „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt in Deutschland“, „Geschichte der Markenverfassung in Deutschland“, „Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland“, „Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland“, beweisen. Sie dienen dem gegenwärtigen Buche als ergänzende Grundlage und nothwendige Voraussetzung, und der Verfasser bezieht sich überall auf sie, was für diejenigen Leser, denen dieselben nicht sofort zur Hand sind, mitunter unbequem sein dürfte. Denn ihr Gegenstand, obgleich wissenschaftlich und praktisch von tiefster Bedeutung, bringt es doch mit sich, daß sie weniger Verbreitung, außerhalb des Kreises der gelehrten Kenner und Forscher unsers ältern Rechts und unserer Verfassung gefunden haben, als dieses Buch über das Städtewesen voraussichtlich finden wird.

Will man die hier durchgeführte Ansicht kurz zusammenfassen, so läuft sie darauf hinaus, daß die deutsche Stadt des Mittelalters und insofern auch der Gegenwart nichts weiter als eine eigenthümliche Fortbildung des alten deutschen Dorfes ist. Fast in allen Fällen, wo wir den ersten Ursprung oder das erste geschichtliche Auftreten einer Stadt urkundlich belegen können — und solcher Fälle gibt es unzählige —, war das, was später als Stadt erscheint, ein wirkliches Dorf und zwar keineswegs etwa nur ein Dorf mit einer Art von Bewohnerschaft und Verfassung, etwa von freien Bauern oder von unfreien in ihren verschiedenartigen Abstufungen, oder auch mit aus beiden Ständen gemischter Bevölkerung, sondern alle Kategorien von Dörfern, so vielgestaltig sie auch sein mögen, haben Städten den Ursprung gegeben. Der urkundliche Nachweis dieser hochwichtigen Thatsache ist so weit geführt, als er sich überhaupt nach der Beschaffenheit des bisjetzt vorliegenden Materials führen läßt, aber er genügt einstweilen trotz seiner Lückenhaftigkeit. Alle diese verschiedenartigen Dorfanlagen sind darin im Wesen miteinander eins, daß sie neben den verschiedenen Rechten und Pflichten, die ihre den verschiedensten Geburts- und Berufsständen angehörigen und oft den verschiedensten Herrschaften, weltlichen und geistlichen, privaten und öffentlichen, unterthänigen Bewohner voneinander trennten, doch in der Gemeinsamkeit der Dorfmark und den daraus sich ergebenden, zum Bestehen der ganzen Ansiedelung wesentlichsten Nutzungsrechten und gegenseitigen Pflichten ein alle Ortsangehörigen umschließendes Band der gemeinsamen Verfassung besaßen, also nicht erst durch die Ertheilung der Stadtrechte ein solches zu erhalten nöthig hatten, wie die bisher gewöhnliche Ansicht annahm, die erst mit dem Aussprechen der Qualität als Stadt oder gewöhnlich noch viel später ein solches in der eigentlichen Stadtverfassung erwachsen ließ. Bestand aber eine, wenn auch elementare Einheit und Gemeinschaft der Verfassung des Orts, so konnten sich durch die bloße fortgesetzte Einwirkung bestimmter culturgeschichtlicher Einflüsse, vor allem durch die Concentrirung des Handels und die nothwendig damit verbundene Entwickelung des Geldverkehrs, und wiederum als

Folge beider durch die Entfaltung einer eigentlichen Gewerkthätigkeit ganz neue sociale Zustände aus der alten Wurzel bilden, sodaß diese bald ganz verdeckt werden mußte. Auf diese Art verwandelte sich der Begriff eines Dorfs auf die natürlichste Weise in den einer Stadt, und die Ertheilung eines von dem Dorfrechte abweichenden Stadtrechts war in den meisten Fällen nichts weiter als eine formale Anerkennung von Thatsachen, die sich ohne das Zuthun oder wenigstens ohne Absicht der Betheiligten gebildet hatten.

Rascher, als man erwartete, sind dem ersten Bande drei andere, gleichfalls von stattlichem Umfange, gefolgt, und das ganze große Werk ist somit nach dem ursprünglichen Plane beendet. In der That ist es dem hochverdienten greisen Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit und, was damit identisch ist, echt deutscher Ordnung und Wiederherstellung des nationalen Rechts durch eine seltene Gunst des Geschicks möglich geworden, in einem Alter, das weit jenseit der Grenzen wissenschaftlicher Thätigkeit zu liegen pflegt, noch eine dauernde wissenschaftliche Schöpfung nicht blos nothdürftig, sondern, wie jede Zeile in ihr es erkennen läßt, mit vollem Kraftgefühl und in ungestörter Frische der Conception und Darstellung zu vollenden. Wir andern aber mögen uns jeder für seinen Theil an einem solchen würdigsten Vorbild aufrichten und kräftigen, wenn wir auch nicht hoffen dürfen, es zu erreichen.

Konnten wir den ersten Band als den eigentlich grundlegenden bezeichnen, so sind die folgenden drei im wesentlichen die Einzelausführung oder urkundliche Beweisführung für die dort aufgestellten Grundanschauungen. Der zweite Band beschäftigt sich mit den innern Verhältnissen der Markgenossenschaft, aus denen nach dem Obigen die deutschen Städte herausgewachsen sind, zunächst mit ihren territorialen Beziehungen, mit der Besiedelung und Bebauung des eigentlichen Stadtraums und seiner Zubehörden, dann mit den socialen und rechtlichen Verhältnissen, in denen die verschiedenen Klassen der Einwohner eines solchen städtischen Wohnplatzes je nach ihrer Herkunft, ihrem Stande und Gewerbe zueinander und nach außen hin sich befanden. Die innere Geschichte und Entwickelung der mehr oder minder autonomen Genossenschaften und Corporationen, welche sich innerhalb des Rahmens der für das Ganze gültigen ursprünglichen Mark oder Dorfgemeinde in ihrer allmählichen Umgestaltung zu einer städtischen herausgebildet haben, erregt hier vorwiegendes Interesse und nimmt wie billig den größten Theil des Raums ein. Oft genug dargestellt, ist hier ja doch immer noch vieles sehr undurchsichtig oder mindestens zweifelhaft, hauptsächlich, weil die wahrhaft überschwengliche Fülle in freiester Schöpferlust sich ergehender individualisirter Gestaltungen es so sehr erschwert, zu dem gemeinsamen Grund und Kern, der eben doch vorhanden gewesen sein muß, vorzudringen. Rechnet man dazu, daß bei allem Reichthume an urkundlichem Material doch immer bald hier bald dort vorläufig noch eine Lücke sich findet, die nur durch Combinationen ausgefüllt werden kann, so begreift es sich leicht, daß kaum ein anderer Theil des ganzen Gebiets der deutschen städtischen Entwickelungsgeschichte der Gegenstand solcher tiefgreifenden und einschneidenden Controversen geworden ist wie dieser. Noch immer, wie in der ersten Zeit der modernen deutsch-rechtlichen Periode, stehen sich hier die entgegengesetzten Ansichten schroff gegenüber; doch ist nicht zu verkennen, daß die ursprünglich von den bedeutendsten Capacitäten vertretene Hypothese eines römischen Ursprungs oder nachklingender römischer Einwirkungen auf den Ursprung dieser vielgestaltigen Gebilde mehr und mehr Anhänger verloren hat. Der Verfasser dieses großen Werks hat bekanntlich mit zuerst, damals, vor mehr als funfzig Jahren, unter lebhaftem Widerspruch, auch dafür nur eine deutsche Wurzel zu finden geglaubt, und hier wie anderwärts in seiner Thätigkeit als wissenschaftlicher Theoretiker und Praktiker genießt er die seltene Genugthuung, daß die von ihm gefundene Erkenntniß trotz allem Widerspruch nahezu allgemeine Geltung erlangt hat. Es läßt sich begreifen, daß er sie hier, befruchtet durch den Genuß einer unabsehbar langen und innerlich bewegten Forschungs- und Entwickelungszeit eines ganzen reichen Geisteslebens, in noch tieferer Begründung und noch überzeugenderer Darstellung als einstmals vorträgt, und demgemäß darf man wol gerade diese Partien als die innerlich reifsten und gelungensten des Ganzen bezeichnen, ohne dem übrigen ungerecht zu werden.

Der dritte Band ist gänzlich der Darstellung der städtischen Verwaltung, Regierung und Gerichtspflege gewidmet, und wenn man sich gerade hier auf einem Boden bewegt, der durch die fleißige Arbeit unserer Historiker und Germanisten als relativ wohlbestellt gelten darf, wie er denn auch im Gegensatz zu andern Theilen des Städtewesens urkundlich meist zur Genüge erhellt ist, so bleibt doch jedem neuen Arbeiter, oder was in unserm Falle richtiger ist, jeder neuen darauf verwandten Arbeit noch des Gewinns, freilich aber auch der Mühe genug. Gerade hier gilt es, ein wahrhaft unendliches Detail von oft erdrückender Eintönigkeit und scheinbarer Gehaltlosigkeit mit frischem Muthe und offenem Auge bis in seine kleinsten Falten hinein zu prüfen, daneben auch noch mit dem Gespinste der Hypothesen, welches die neuere und neueste gelehrte Forschung mit besonderer Vorliebe gerade hier angeknüpft hat, auf die eine oder andere Art sich abzufinden. Dies gelingt dem Verfasser zumeist dadurch, daß er die natürliche Wahrscheinlichkeit seiner Grundidee von dem Ursprung und der Entwickelung des ganzen deutschen Städtewesens, die Idee des allmählichen Herauswachsens aus der gleichen Wurzel mit allen andern Ansiedelungen deutscher Leute auf deutschem Boden, in ihrer eigenthümlichen Schwerkraft auch hier sich gleichsam von selbst vollziehen läßt. Auch hier gibt es für ihn nichts Willkürliches und Zufälliges, nichts was dem reflectirenden Willen der Betheiligten oder auch einem fremdartigen Einfluß Ursprung und Wachsthum verdankt. Ueberall sind es die natürlichen Pflanzen des heimischen Bodens, die unter der Pflege besonderer geschichtlicher Zustände und Einwirkungen, unter dem Einfluß eigenthümlicher socialer und nationalökonomischer Momente, die eben nur auf sie wirken konnten, zu einer so ganz individualisirten Gestaltung gelangten. Auf diese Art erscheinen die kunstvollsten Gebilde der deutschen städtischen Verfassung, die ja mehr oder minder wie in den Städten des Alterthums zugleich eine förmliche Staatsverfassung

vorstellten, nur als die organische, durch keine wirkliche Kluft geschiedene Weiterförderung der einfachsten Elemente aller deutschen Gemeindeeinrichtungen, denen wir in der Urzeit und später auch in diesem ihrem einfachsten oder embryonischen Zustande überall da begegnen, wo das Leben und die Geschichte sie in ihrer Abgeschlossenheit bestehen ließen. Nichts Fremdartiges ist hier zu finden, denn selbst die entschieden aus der Fremde importirten Elemente, wie das römische und kanonische Recht, welche beide so früh und tiefgreifend auf Verfassung und Recht unserer deutschen Städte wirkten, fanden doch nur insoweit Eingang, als sie einem von selbst, aus naturwüchsigem Triebe entstandenen Bedürfniß des Lebens Befriedigung gaben. Nicht weil es römisches oder kanonisches Recht war, nicht weil ihm die Autorität der alten Kaiser und der modernen Päpste ein über alles Einheimische hinausreichendes Relief verlieh, erlangte das eine und das andere seine bedingte Reception in unsern Städten, sondern weil tausend Gestaltungen des Verkehrs, des Besitzes, der Industrie, des Familienlebens, der Stadt- oder Staatsverwaltung, der finanziellen Zustände, der Handelspolitik u. s. w. nach dem Instincte der dabei Betheiligten leichter und praktischer auf diesem Wege, durch ein theilweises Anlehnen an eine schon ausgebildete Casuistik eines immerhin anderswo entsprungenen Rechtssystems besser geordnet werden konnten, als durch die wie die Erfahrung zeigt mislichen Versuche, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks mit eigener Gesetzfabrikation vorzugehen. Daß die Theorie alsbald dies so ganz natürliche Verhältniß verwischte und den Aberglauben an die absolute und ausschließliche Berechtigung des gesammten fremden Rechtssystems zum Mittelpunkt ihres Treibens machte, hat freilich sehr unheilvoll gewirkt, aber lag keineswegs in der Natur des Sachverhalts, solange er sich blos nach den Gesetzen der naiven Bedürfnißpraxis gestaltete.

Im Anschluß an den dritten Band bringt der vierte noch eine übersichtliche Darstellung, mehr der äußern als der innern Rechtsgeschichte angehörig, der Stadtrechte, der schriftlich aufgezeichneten oder durch Tradition fortgepflanzten Normen des gesammten städtischen Rechtszustandes. In diesem Kapitel durfte sich der Verfasser kürzer fassen, weil ihm hier noch mehr als anderswo die bisherige Forschung in ausgezeichneter Weise vorgearbeitet hatte, und keine Veranlassung vorlag, auf die trotzdem noch oft sehr häkeligen Controversen der literargeschichtlichen Kritik einzugehen.

Gleichsam als abschließenden Nachtrag, Ergänzung und Rückblick auf das große, damit in seinem Wesen vollendete Werk gibt eine nur in den Hauptzügen ausgeführte Geschichte der weitern Veränderungen in der innern und äußern Verfassung unserer deutschen Städte von der Zeit ihrer eigentlichen Culmination im Hochmittelalter bis auf unsere Tage das Bild der so unendlich wichtigen und großartigen Erscheinung in der Totalität ihres wirklichen Daseins. Die jahrhundertelange Periode eines unleugbaren Zurückgehens von ihrer ehemaligen Höhe, eines gänzlichen Verfalls an innerer Freiheit, Kraft und Reichthum wird nur zum Theil aufgewogen durch die materiellen und intellectuellen Begünstigungen, welche einer sehr kleinen Anzahl unserer Städte durch ihre Umgestaltung zu Mittelpunkten der modernen Territorialstaaten, zu Hof- und Residenzstädten, zu Verwaltungscentren u. s. w. zuflossen. Im Durchschnitt war das deutsche Städtewesen seit dem Schlusse des Mittelalters nicht einmal mehr ein schwacher Abglanz von dem, was es seit dem 11. Jahrhundert bis zum 15. gewesen ist, wo es in jeder Art die beste Blüte und Frucht des deutschen Volksgeistes darstellt. Glücklicherweise ist dieser Periode des Verfalls, deren tiefsten Stand der Beginn dieses Jahrhunderts bezeichnet, eine andere frischen Aufstrebens gefolgt, die sich in neuen und doch im Wesen wieder alten Bahnen, zu neuen Zielen und doch im Wesen wieder zu den alten lebhaft und kräftig vorwärts bewegt. Die preußische Städteordnung von 1808 ist der große Markstein, der die verödete Vergangenheit von der keimenden Zukunft trennt. Gleichviel wie man über das Einzelne ihrer Bestimmungen vom Standpunkte des Staatsmannes oder des juristischen Fachmannes denken mag, in der Hauptsache ist sie eine That von unendlichem und unerschöpflichem Verdienst. Denn es bleibt immer nur eine ebenso rohe wie alberne Ueberklugheit, was man jetzt so oft als sublime Weisheit zu hören bekommt: „Hätte es diese Städteordnung nicht gethan, so wäre es eben durch eine andere an einer andern Stelle geschehen, denn die Geschichte findet ja doch immer unabhängig von dem Zufall der Personen und des Ortes ihren Weg, den sie gehen muß.“ Freilich findet die Geschichte immer den Weg, den ihr die ewige Vernunft vorzeichnet, und Personen und Orte sind dem gegenüber etwas sehr Untergeordnetes und Gleichgültiges. Nicht aber für uns Menschen, d. h. für uns Werkzeuge der Geschichte und der ewigen Vernunft. Uns bleibt wie die volle Verantwortung für das, was wir nicht gethan oder falsch gethan haben, auch das volle Verdienst dessen, was wir im rechten Augenblick in rechter Weise thun. So hat denn auch die preußische Städteordnung nicht das neue Leben unserer deutschen Städte hervorgerufen, so wenig wie die Hand des Landmanns die goldene Frucht seines Feldes hervorruft. Das thun andere Mächte. Aber so wie diese Frucht undenkbar wäre, wenn nicht die Intelligenz und die Kraft des Menschen sich zum Werkzeug jener Kräfte machte, die dieselbe im eigentlichen Sinne wachsen lassen, ebenso undenkbar wäre es auch, daß in unserm Vaterlande so reiche und verheißungsvolle Keime auf einem anscheinend zu ewiger Dürre verurtheiltem Gefilde wieder hätten sprießen können, hätte nicht die geniale Hand der preußischen Staatsmänner, vor allem Stein's selbst, der die Städteordnung nicht gemacht, aber die Wucht seiner ganzen Persönlichkeit für sie eingesetzt hat, schöpferisch für ganz Deutschland eingegriffen.

Auch die Schlußbetrachtungen des Verfassers wird man mit nicht gewöhnlicher Aufmerksamkeit lesen. Wenn ein solcher Mann die durch ein ganzes reiches Leben aufgespeicherten Erfahrungen auch nur in kurzen Andeutungen uns mitzutheilen sich geneigt fühlt, so geziemt es, jedes seiner Worte nach allen Seiten hin sorgfältig zu erwägen, um daraus für uns selbst soviel als möglich zu lernen. Selbstverständlich treten wir damit auf das Gebiet der praktischen Politik und in eine Anzahl der bren-

nendsten Tagesfragen, deren Discussion hier nicht am Platze wäre. Nur das sei bemerkt, daß der einsichtige Staatsmann, der hier spricht, keineswegs die Gefahren und Irrwege übersieht, welche das gedeihliche Wachsthum unsers neuesten deutschen Städtewesens bedrohen; und wenn er auch, wie wir, von einem unerschütterlichen Vertrauen auf die Güte und Gesundheit des innersten Kerns unserer Volksnatur beseelt ist — ein Vertrauen, dessen glänzendste Rechtfertigung in den einzigen Großthaten der letzten Jahre er noch das wohlverdiente Glück genießt zu erleben —, so ist er doch nicht der Meinung, daß man darauf hin die Hände in den Schos legen und alles so gehen lassen dürfe, wie es gerade gehen will. Neigt sich doch die fehlerhafte Seite unserer nationalen Individualität nur zu sehr zu diesem Gehenlassen, dem man zu eigener und anderer Leute Täuschung allerlei bequeme Mäntelchen, „organische Entwickelung, selbstwüchsige Gestaltung“ u. s. w., umzuhängen versteht. So wenig es heute eine Neublüte der deutschen städtischen Verhältnisse gäbe, wenn nicht Stein's gottbegnadete Hand die preußische Städteordnung geschaffen hätte, ebenso wenig wird es ein gedeihliches Weiterwachsen geben, wenn nicht eine ähnlich positiv gestaltende, wahrhaft rettende That echter Staatskunst das Rechte im rechten Augenblick zu treffen versteht. Wir hoffen, daß die Gunst des Schicksals, die so offenbar in dieser Zeit über unserm einst so tief daniedergebeugten Vaterlande waltet, uns auch dieses Heil zuwenden werde. Denn es ist ja unwidersprechlich, daß von der gesunden Entwickelung der Städte ein sehr großer Theil der gesunden Entwickelung des ganzen Volkskörpers, also ein Hauptstück unserer Zukunft abhängt. Ausschließlich verkettet ist diese freilich nicht, und setzen wir hinzu, Gott sei Dank nicht, mit dem Städtewesen und der städtischen Bevölkerung. Es steht eben doch ganz anders bei uns als in England, wo die Stadt schon numerisch das Land verschlungen hat, oder in Italien, wo aus andern Ursachen das Land neben der Stadt mundtodt ist, oder in Frankreich, wo eine tiefe Kluft Stadt und Land voneinander scheidet und die allein in diesem Lande mögliche Art der Regierung, der persönliche revolutionäre Despotismus, sich abwechselnd bald auf die Stadt, bald auf das Land stützt, um eins durch das andere zu knechten. Ebenso wenig lassen sich unsere Zustände mit denen der östlichen Hälfte Europas vergleichen, wo gerade umgekehrt wie in England oder Italien die Stadt nichts ist und das Land alles. Denn es ist einer der unsterblichen Charakterzüge aller dieser barbarischen Ostvölker, mögen sie nun Scythen oder Slawen geheißen haben oder heißen, daß sie zur Erzeugung städtischer Gebilde unfähig sind und bleiben. Wo sich dennoch solche auf ihrem Bezirke finden, sind es exotische Pflanzen, so die griechischen Colonien im alten Scythenlande und alle Städte des Mittelalters und der Neuzeit in sämmtlichen Slawenländern, von Großczechien an bis nach Sibirien. Alle zusammen sind wie bekannt deutsche Colonien; ebenso wenig wie jene griechischen einst zu einem wahrhaft gesunden und lebensfähigen Dasein gelangten, so wenig ist es auch ihren Nachfolgern gelungen, oder ist es überhaupt möglich daß es jemals gelinge. Eben deshalb steht in der europäischen Culturwelt von heute doch nur unser deutsches Städtewesen auf einem wirklich gesunden und naturgemäßen Boden. Stadt und Land sind bei uns Gegensätze, aber organische, wie es Vernunft und Natur wollen, und daher schädigen sie auch einander nicht, sondern stärken und beleben sich gegenseitig, solange beide selbst gesund sind. Aber selbst wenn der eine Factor, der relativ künstlichere, die Stadt, siecht, ist noch immer keine Todesgefahr für das ganze Volk; nur wenn der andere, das Land, auch vom Siechthum erfaßt würde, stände es schlimm um uns. Wenn die aus welscher Quelle stammenden socialistischen und ultramontanen Wühlereien, die jetzt noch ihren eigentlichen Herd in den brutalen Massen des Stadtpöbels haben, hier nicht zu rechter Zeit durch eine wahrhaft fruchtbare That unserer Staatskunst vernichtet werden, so können sie allerdings von diesen ihren vergifteten Herden aus auch das Land ergreifen, und dann wäre die Zukunft der Nation schwer bedroht, aber immer noch nicht vernichtet. So weit geht unser Vertrauen auf ihren Genius, auch dann noch nicht zu verzagen.

Dem monumentalen Werke, dem das Bisherige galt, fügen wir noch eine kurze Hinweisung auf ein anderes verwandtes von sehr bescheidenen Dimensionen bei. Wir meinen den zweiten Band der „Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter“ von F. Pfalz (Nr. 2). Den ersten haben wir schon früher mit ungetheilter Anerkennung als einen gelungenen Versuch, die Resultate der ernsten Forschung belebend und anregend zu popularisiren, hier empfehlen dürfen. Auch dieser zweite zeigt dieselben Vorzüge: gründliche Vorstudien, lichtvolle Composition, anmuthige und doch von aller Effecthascherei freie Darstellung, und ist in jeder Art eine würdige Fortsetzung und Abschluß des ersten.

Heinrich Rückert.

Zur Literatur der deutschen Classiker.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

4. Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. 1792—1837. Von F. J. Frommann. Jena, F. Frommann. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieses Buch dürfen wir als einen Beitrag zur Goethe-Literatur begrüßen; denn unter den Freunden des Buchhändlers Karl Friedrich Ernst Frommann in Jena und seiner Gattin Johanna Charlotte ebenso wie ihrer Kinder, namentlich ihres Pflegekindes Minna Herzlieb aus Züllichau, nimmt Goethe die hervorragendste Stelle ein. Es war dem Verfasser des Buchs, dem jetzigen Buchhändler F. J. Frommann in Jena, der schon seit Jahren beabsichtigte, die in Biographien und Briefwechseln zerstreuten Hinweisungen auf das Haus seiner Aeltern zu ergänzen und zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen,

[illegible] der Herausgabe des Buchs hauptsächlich auch darum zu thun, das Verhältniß Goethe's zu seiner Pflegeschwester Minna Herzlieb, dem Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", im Gegensatz zu der verzerrten Auffassung in den Westermann'schen „Monatsheften" vom März 1870 und in der dritten Auflage von Stahr's „Goethe's Frauengestalten" richtig darzustellen. In wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Aufsatz „Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über Minna Herzlieb" in den „Monatsheften" vom September 1870 setzt der Verfasser auseinander, daß es ihr bei ihrem Ottilien-Charakter überhaupt an der Energie der Leidenschaft ebenso sehr als an Willenskraft fehlte. „Daß ihre Neigung zu Goethe gar nicht der Art war, um andere auszuschließen, geht schon daraus hervor, daß sie in den ersten Jahren ihres damaligen Aufenthalts in Züllichau ein Verhältniß zu einem jungen Edelmann einging, welches zu einer förmlichen Verlobung mit ihm führte, von der sie später wegen zur zeit mangelnder Einwilligung seiner Mutter zurücktrat." Sie nannte ihn stets „den lieben alten Herrn" und hat nie an eine Verbindung mit ihm gedacht. Geschrieben hat sie an ihn nie; dazu war sie zu schreibfaul.

Was nun aber Goethe's Gefühle für Minna Herzlieb betrifft, so scheinen mir diese vom Verfasser nicht gehörig gewürdigt zu werden; gewiß waren sie viel stärker und tiefer, als Frommann zugeben will. Dies erhellt schon aus dem Bekenntniß über die „Wahlverwandtschaften", sodann aus dem nach meiner Ansicht auf Minna sich beziehenden Sonett vom Advent 1807, und endlich aus der auch von Düntzer auf Minna gedeuteten Charade. Auch schließt die Sonettenform nicht, wie der Verfasser will, die Leidenschaft der Liebe aus; sagt doch Goethe selbst, der zuerst das Sonett bedenklich gefunden hatte, am Schluß des elften Sonetts:

> Ich höre wol der Genien Gelächter;
> Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
> Sonettenwuth und Raserei der Liebe.*)

Auch darf man nicht den „beinahe sechzigjährigen Ehemann und Minister" anführen; mit Recht beruft sich Stahr auf die tiefe Liebesglut des greisen Goethe für die achtzehnjährige Ulrike von Lewezow. Aber Goethe wußte sich zu beherrschen, wie er z. B. zu Eckermann sagte: unter den Schauspielerinnen in Weimar seien junge und schöne gewesen, aber seiner amtlichen Stellung eingedenk habe er sich beherrscht. Und so wird auch Goethe bei Minna Herzlieb, der Pflegetochter eines ihm befreundeten Hauses, schon aus Rücksicht auf dieses Haus, in dem er so viel Liebes und Gutes genoß, sich vor jedem auffallenden Ausbruch seiner Gefühle gehütet haben. Es war ihm diese Selbstbeherrschung um so leichter, als die naiv harmlose Frauengestalt gewiß ihm auch nur mit erlaubter Koketterie anregend entgegenkam.

*) Kann man auch nicht alle Sonette nach ihrem ganzen Wortlaut auf Minna Herzlieb beziehen, mag namentlich im siebenten Sonett, wo der Dichter von viel tausend Küssen berichtet, die er mit der Geliebten getauscht habe, mehr Dichtung als Wahrheit enthalten sein, so ist doch mit der offenbaren Beziehung der zwei letzten Sonette auf Minna Herzlieb, und zwar auf sie allein, genug gesagt. Wir erinnern hier zugleich an das Wort Goethe's, daß er nichts gedichtet habe, was ihn nicht auf die Nägel brannte. Welche Glut der Leidenschaft lodert in diesen zwei Sonetten, wodurch sie sich von den sonettelnden Witzspielereien eines Gries und Z. Werner, die Frommann anführt, auffallend unterscheiden. Vgl. außerdem das vierzehnte und funfzehnte Sonett.

Um so lieber wollen wir wieder dem Verfasser glauben, wenn er von dem Benehmen seiner Aeltern gegen ihre Pflegetochter, namentlich beim Eingehen ihrer so unglücklich ausgefallenen Ehe mit Professor Walch, von der sie nach Stahr ihre Pflegemutter nicht abgemahnt haben soll, alle Schuld fern zu halten sich bestrebt.

Aus dem übrigen Inhalt des Buchs heben wir hervor den Bericht über die Schlacht bei Jena. Ueber Goethe's Charakter und seine Stellung zur christlichen Religion und zur Politik finden sich schätzbare Bemerkungen; hierher gehört z. B. die Erzählung: „Als 1812 die endlosen Scharen der großen Armee bei uns gen Osten durchmarschirten, glaubten viele, nun sei die Universalmonarchie auf dem europäischen Festlande und die völlige Unterdrückung alles vaterländischen und freiheitlichen Lebens fertig, fürchteten sich schon vor der Zeit, wo diese ganzen Massen auf dem Rückzuge Deutschland wieder überziehen würden. Goethe aber erwiderte: »Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden.«"

Mit dem alternden Goethe macht uns bekannt die Schrift:

5. Zwei Polen in Weimar (1829). Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien, Gerold's Sohn. 1870. 8. 24 Ngr.

Diese zwei Polen sind: Adam Mickiewicz, der größte polnische Dichter, der berühmte Vorkämpfer der Romantik gegen den Classicismus, der im Jahre 1829, 31 Jahre alt, als politischer Flüchtling nach Deutschland kam, in Karlsbad von Frau Szymanowska einige Empfehlungsbriefe an Goethe empfing und nun vom 18. bis zum 31. August 1829 in Weimar sich aufhielt; und sein Freund Odyeniec, der in seinen Briefen an Julius Korsak in Warschau ihre beiderseitigen Erlebnisse berichtet. Goethe zeigt sich hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Menschlichkeit, welche ihres Eindrucks auf die polnischen Gäste nicht verfehlte. Eine gewisse Scheidewand bildete der religiöse Unterschied; die Polen, entschiedene Katholiken, konnten sich in Goethe's da und dort hervorbrechende pantheistische oder doch pantheisirende Weltbetrachtung nicht finden und urtheilten daher auch über Goethe's „Faust" bei dessen Aufführung wie Menzel u. a. Besonders interessant erschien mir, wie ich schon in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1870, Nr. 207) hervorgehoben habe, eine politische Aeußerung Goethe's, die er am 25. August 1829 bei Tische that. Odyeniec berichtet:

> Goethe meint, daß unser 19. Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der frühern sei, sondern zum Anfang einer neuen Aera bestimmt scheine. Denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher als im Herbste des Jahrhunderts, das ist in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären u. s. w.

Möglich, daß die beiden Polen bei diesen Worten an die politische Neugestaltung ihres Vaterlandes dachten; ich halte es für wahrscheinlich, daß Goethe dabei das Schicksal Deutschlands vorschwebte. Wir wissen aus den Gesprächen

mit Eckermann und mit Luden, daß er den Glauben an eine große politische Zukunft Deutschlands festhielt und fest überzeugt war, es werde noch der Tag des Ruhms und der Größe anbrechen. Auf merkwürdige Weise begegnet sich Goethe in dieser chronologischen Berechnung mit Gervinus, der in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" die Umgestaltung Deutschlands nach der geschichtlichen Analogie anderer Völker vom achten und neunten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts — aber leider in demokratischer Verblendung „nicht ohne fremde Hülfe" — erwartet.

Möchte diese Probe recht viele Leser bewegen, das allerliebste Büchlein, dem eine sehr belehrende Einleitung über die Entwickelung der polnischen Literatur vorausgeschickt ist, selbst genauer kennen zu lernen. An weimarer Klatsch mag es darin an mehrern Stellen nicht fehlen, doch sollte die kritische Sichtung einem Deutschen nicht so schwer fallen wie den poetischen Schwärmern aus dem Sarmatenlande.

6. Matthias Claudius. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literargeschichte seiner Zeit von C. Mönckeberg. Mit einem Facsimile. Hamburg, Nolte. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch kündigt sich selbst als den sechsten Band der „Galerie hamburgischer Theologen" an und belehrt uns durch diesen Beisatz über den Standpunkt, von dem wir es zu beurtheilen haben. Der Verfasser sagt in der Vorrede zu diesem, seinem Collegen dem Archidiakonus Kunhardt in Hamburg gewidmeten Werke: es sei ein kirchenhistorisches, nicht ein literarisches Interesse gewesen, das ihn getrieben habe, sich mit Claudius eingehend zu beschäftigen; durch Claudius sei, was man bisher noch lange nicht genug erkannt habe, am Anfang unsers Jahrhunderts am meisten wahres, lebendiges Christenthum in Hamburg genährt worden; die „sämmtlichen Werke" enthielten keineswegs alles, was Claudius habe drucken lassen; auch seien sie nicht nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet, mehreres sei aus dem Zusammenhang gerissen, anderes verkürzt und verändert. Es bot sich nun dem Verfasser, namentlich durch die Güte mehrerer Freunde, ein früher ungeahntes Material, besonders das Exemplar des alten „Wandsbecker und deutschen Boten", das auf der lübecker Stadtbibliothek ist, und die Briefe von Claudius an J. H. Voß von der münchener Bibliothek dar.

So ist denn in diesem Buche allerdings sehr Vieles und viel Neues über Claudius gegeben, aber mit Recht spricht der Verfasser selbst im Vorwort von der Unvollkommenheit der Darstellung, in der er das Bild von Claudius anbiete; und diese mangelhafte Darstellung rührt auch nicht blos von der Masse neuen Materials her, das ihm oft erst während des Drucks zukam, sondern von der ganzen äußerlichen, am chronologischen Faden sich verlaufenden Anordnung, die alles zusammenfassenden Ueberblicks entbehrt. Freilich ist eine solche Anordnung bei einem Manne wie Claudius weniger anstößig, weil zu Claudius' Wesen eben das Abspringende, das humoristische Zusammenknüpfen des Entgegengesetztesten, der Mangel an einer geschlossenen, systematischen Betrachtung der Dinge nothwendig gehört. Mehrere von Claudius' Bemerkungen greifen in den Streit der Gegenwart herein, wie z. B. die über die Eigenthümlichkeit des Johannes-Evangeliums mitgetheilte, die Tholuck in seinem Commentar anführt, die aber auch zu Strauß' Charakteristik des vierten Evangeliums als des romantischen im Unterschied von den classischen Synoptikern eine interessante, bestätigende Parallele bildet. Besonders wichtig ist Claudius' Streit mit F. H. Jacobi über die Person Christi, vom Verfasser, wiewol nicht mit vollständiger genauer Anführung der Worte Jacobi's in seiner Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", mitgetheilt. Hier kommt, wie Strauß in seiner Glaubenslehre mit Recht bemerkt, der Grundwiderspruch zwischen Religion und Philosophie zur Darstellung; „diese Jacobi'schen Bemerkungen (z. B. «Was Christus in dir ist, darauf allein kommt es an, und in dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen; du schaust durch ihn die Gottheit, soweit du sie zu schauen vermagst, und indem du dich zu den höchsten Ideen mit ihm emporschwingst, wähnst du, unschädlich irrend, dich nur an ihm dazu emporzuschwingen» u. s. w.) sind in der That dasjenige, was jede Philosophie der Religion gegenüber bemerken muß."

Der Verfasser geht natürlich in den meisten Fällen mit seinem Helden durch dick und dünn. Um aber wirklich die Schattenseite seines Helden zu erkennen, hätte er meines Bedünkens die Worte Goethe's an Herder, welche viel zu denken geben, näher erwägen sollen: „Claudius steckt voller Einfaltsprätensionen." In diesem Zusammenhang hätte er auch erwähnen sollen, daß Herder in den „Stimmen der Völker" Claudius zweimal bringt, zuerst in einem Citat der Cotta'schen Ausgabe und dann durch Aufnahme des von Mönckeberg ungenau angeführten „Abendlieds", wozu Herder bemerkt: „Von Claudius. Das Lied ist nicht der Zahl wegen hergesetzt, sondern einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden. Das Gesangbuch ist die Bibel des Volks, sein Trost und seine beste Erbauung."

Die Frage ist nur, ob Claudius nicht künstlich sich auch in vorgerücktem Alter durch eine Selbsttäuschung auf jenem unzusammenhängenden, scheinbar humoristischen Kindlichkeitsstandpunkt erhalten habe, ebendadurch aber häufig denselben Eindruck mache wie ein altkluges halberwachsenes Kind, das in seiner Entwickelung stecken geblieben ist. Dies scheint mir Goethe mit Recht anzudeuten.

Von Mönckeberg's breiter, weitschweifiger, den Leser mit einer Masse oft interessanter, oft aber auch sehr gleichgültiger Einzelheiten überhäufender Schrift wenden wir uns zu einer frisch und lebendig geschriebenen und durch die behandelten Gegenstände tief in die Gegenwart eingreifenden Streitschrift. Wir meinen folgendes Büchlein:

7. Vertheidigung deutscher Classiker gegen neuere Angriffe. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts von August Boden. Erlangen, Besold. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift ist hauptsächlich gegen Wolfgang Menzel gerichtet. Es liegt ihr, wie Boden in der Vorrede bemerkt, eine frühere zu Grunde, welche hier sorgfältig durchgesehen und dem Inhalte wie der Form auch dem Titel nach so verändert und verbessert wiedererscheint, daß sie fast als eine neue Arbeit betrachtet werden kann. Ueber Wolfgang Menzel lesen wir in der Vorrede: „Er will weder sich noch andere belehren, er will nur schimpfen, lügen, verleumden. Das ist sein Handwerk, und die

Zumuthung, daß er sich schämen sollte, würde ihm «absurd» und «lächerlich» erscheinen. Auch von Irren kann bei ihm gar nicht die Rede sein, und sein Fortschreiten besteht darin, daß er seine alten Lügen überlügt." Harte, aber nicht unverdiente Worte. Eine mildere Auffassung wäre die, bei Menzel gewisse fixe Ideen anzunehmen, die sich durch alle Widerlegungen nur um so fester bei ihm einwühlen.

Die Classiker, die Boden behandelt, sind Goethe, Voß, Klopstock und insbesondere Lessing. Da Menzel bei den Lesern d. Bl. schwerlich für eine kritische Autorität gilt, so wird man es uns hoffentlich erlassen, den Verfasser auf Schritt und Tritt zu begleiten. Ich will im Nachfolgenden die wenigen, aber wichtigen Punkte hervorheben, in denen ich von Boden abweiche und das absprechende Urtheil über Menzel zu hart finde. Der Verfasser sagt:

Lessing hielt demnach, im Jahre 1759 wie im Jahre 1751, den Gebrauch des Hexameters im „Messias" sowenig als die in den Oden angewandten Versmaße für eine „Verirrung in das fremde Gebiet der Classicität". Hat Hr. Menzel diese Behauptung nicht so wie andere einfach in den Tag hineingeschrieben, so kann er sie Platen nachgeschrieben haben, aber nur mit seiner gewohnten entstellenden Uebertreibung; denn keiner der Neuern hat Klopstock's Verdienste mehr gefeiert und höher angeschlagen als Graf Platen.

Vielleicht aber hat Menzel sein Urtheil aus einem Dichter geschöpft, dem er sonst nicht sonderlich gewogen ist, aus Hebel, der in seinem Aufsatz „Die Juden" (Werke, III, 194) sagt:

Wenn Homer unsere Messiade lesen sollte, so möchte er über manches den Kopf schütteln, wovon ich nur zwei Präliminarschwingungen interpretiren will. Die erste, wie ein Deutscher dazu kam, den angeborenen Reim und Jambus zu verlassen und über seine scharfeckige Sprache den wellenlinigen Hexameter des Joniers zu legen, den schon der attische Dialekt selbst im Griechischen nicht mehr erträgt.

Zwar hat, wie Boden selbst anführt, Hebel den Hexameter in kleinern Gedichten, z. B. „Die Wiese", gebraucht, aber Hebel könnte sich darauf berufen, daß er hier dem Vorbilde eines ebenfalls in einem Dialekt dichtenden Vorgängers folge, nämlich dem Theokrit's. Dies alles bemerke ich ganz objectiv, ohne für oder wider den Hexameter Partei zu nehmen.

Menzel möchte sodann dem „Messias" am meisten vorwerfen, daß er von den Thatsachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und sich willkürliche und unpassende Erdichtungen erlaubt. Boden nimmt Klopstock gegen diese Beschuldigung durch eine Aeußerung Lessing's in Schutz, die dieser 1751 einem ähnlichen Anfeinder des „Messias" zurief:

Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdient. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verliert u. s. w.

Unter den verschiedenen literarischen Sünden, die Menzel auf dem Gewissen hat, halte ich diese für eine der verzeihlichsten, und wenn Boden fortfährt: „der Inhalt dieser Betrachtung sollte und müßte genügen, einem rechtgläubigen Christen von heute, dessen Rechtgläubigkeit zugleich christliche Zwecke im Auge hat, zu etwas anderm als zu Vorwürfen der Ketzerei gegen Klopstock's «Messias» zu bestimmen", so will ich ihm gleich einen talentvollen christlichen Dichter und Geistlichen der neuesten Zeit nennen, der ähnlich urtheilt wie Triller zu Lessing's und Menzel in unserer Zeit.

Albert Knapp sagt (vgl. dessen „Lebensbild"):

Bei allem Eifer habe ich die „Messiade" Klopstock's niemals ganz durchgebracht, sondern der Löffel ist mir, wenn ich so sagen darf, wie in einer verzuckerten Kufe voll Reisbrei darin abgebrochen, und die Vermengung der evangelischen Geschichte mit seinen dichterischen Erfindungen hat mich von Jugend auf bei diesem in einzelnen Scenen so herrlichen Epos nicht wenig beirrt.

Aehnlich äußert sich der rechtgläubige Mönckeberg in seiner Schrift über Claudius in Bezug auf das Gemachte, Unwahre, Phantastische in Klopstock's hohem Ideenfluge. „Der Stand der damaligen Theologie verhinderte ihn, das Menschliche in dem für uns erniedrigten Gottessohn zu erfassen; man erkannte überall nicht die fortschreitende Entwickelung in dem Menschen Jesu an, die uns doch im Evangelium nicht verborgen bleibt." Boden hat in der obigen Aeußerung Lessing's das δογματικῶς und γυμναστικῶς Gemeinte verwechselt. Hat denn Lessing in allem Ernst an die Menschwerdung und Erlösung als das „erhabenste Geheimniß des Christenthums" geglaubt? Wollte er in den obigen Worten nicht vielmehr nur einem geistlosen Frömmler eine kleine Lection geben? Ich verweise auf den neunten Literaturbrief, wo Lessing an zwei Klopstock'schen Hexametern das Bedenkliche der Versöhnungslehre haarscharf hervorhebt: „Die Menschen hatten die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwol hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft" u. s. w. Diese scharfen kritischen Bemerkungen, die aus demselben Jahre stammen wie die Polemik gegen Triller, wie vertragen sie sich mit der Unbegreiflichkeit des „erhabensten Geheimnisses"?

Wie man schon aus dem Bisherigen sehen kann, will der Verfasser für Lessing's christliche Gesinnung eine Lanze brechen. Er klagt schon in der Vorrede, seit Lessing's Tode sei es mehr und mehr gebräuchlich geworden, Lessing mit seinen Religion und Christenthum betreffenden Schriften der äußersten Linken zuzutheilen, und diese lasse sich das nicht nur gefallen, sondern sie thue auch alles, keine andere Meinung über ihn aufkommen zu lassen, da einen Mann wie Lessing als einen der Ihrigen betrachten zu können und darin selbst von den Gegnern unterstützt zu werden, für sie so vortheilhaft als schmeichelhaft sein müsse. Dagegen sucht Boden nachzuweisen, daß Lessing, welchen Menzel für einen entschiedenen Feind des Christenthums ausgibt, eine mittlere Stellung zwischen den äußersten Parteien, der Orthodoxie und Neologie, eingenommen habe; „bei dieser mittlern Stellung war es ihm und ist es noch heute allen ernstern, allen tiefer und weiter blickenden Christen allein um das Christenthum selbst zu thun". Man sieht, wie der Verfasser Lessing seine eigene Stellung anweist. Kann man aber bei Lessing überhaupt

von einer bestimmten Stellung reden? War er nicht viel zu unruhig, um lange bei einer Stellung zu bleiben?

Bekanntlich äußerte Lessing in einem Briefe, er habe sich gegen Götze in eine solche Position gesetzt, daß ihm dieser selbst nichts sollte anhaben können, und in einem andern Briefe, Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen. Lessing gehört mit einem Wort gar nicht zu den Dogmatikern, würde sich daher allerdings, wie der Verfasser andeutet, in unsern Tagen schwerlich mit den Deutschkatholiken und dem Protestantenverein, sofern dieser dogmatisch sein will, befreunden; er gehört und gehörte von jeher im letzten Grunde zu den Religionsphilosophen; auf diese Stellung weisen Schriften hin, wie die „Rettung des Cardanus" und „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Tief in seinem Wesen lag es, sich der Unterdrückten und Verachteten anzunehmen; er wußte daher auch manchen Dogmen, die allgemein aufgegeben waren, einen vernünftigen Sinn abzugewinnen, z. B. der Lehre von den ewigen Strafen, aber nur — durch Umdeutung, wie er z. B. ausdrücklich sagt: „Die Hölle des Herrn Eberhard (d. h. die Eberhard bekämpft, eben die orthodoxe Ansicht von der Hölle) existirt gar nicht, und die wirkliche Hölle ist ewig." Wie kann Boden Lessing's mehr γυμναστικῶς gemachte Behauptung, er habe die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt, unbesehen als baare Münze annehmen? Ich verweise ihn in Betreff dieses ganzen Gegenstandes auf eine wenig gekannte, aber tief eindringende Abhandlung von Eytel (damals Vicar in Hall, jetzt Oberhelfer in Göppingen): „G. E. Lessing als Theolog und Philosoph" in den „Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs, herausgegeben von C. H. Stirm" (XX, 45—181; Stuttgart 1848). Boden sagt, Lessing's Ziel sei eine Berichtigung der Orthodoxie gewesen. Nicht mehr als das? Da schon die orthodoxen Begriffe von der Gottheit nicht die seinen waren? Das wäre ja eine Berichtigung, die auf einen Umsturz gegründet wäre. Jede Orthodoxie hält ihre Lehre für ausschließlich wahr und seligmachend; aber eben den Leser an der Evidenz und Wahrheit seiner positiven Religion zweifeln zu machen, war ja der Zweck des „Nathan".

Auch wird Lessing nicht geehrt, wenn man seinen Gegner Götze so tief als möglich stellt und ihm mit Boden nachsagt, es habe ihm aller Witz gefehlt. Keine geistlose Bemerkung Götze's ist die: wenn Lessing die Ausgabe einer Bibel liefern sollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was er in derselben für göttlich halte, so würde solche gewiß in Taschenformat erscheinen. Boden behauptet, bei Lessing spreche sich eine bemerkenswerthe Vorliebe für das Evangelium Johannis aus. Hat aber Lessing diesem Evangelium einen höhern Werth in Hinsicht auf Augenzeugenschaft und geschichtliche Zuverlässigkeit beigelegt als den drei ersten Evangelien? Hält er es für eine wahrheitsgemäße Berichtigung derselben? Gehörte endlich Lessing selbst zu den Menschen, „die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben"? Hat er nicht vielmehr sich mit dem Testament Johannis begnügt?

In Betreff des „Nathan" kämpft Boden gegen Menzel, der behauptet, alle drei Ringe seien unecht. Boden sagt: „Von einem verlorengegangenen Ringe weiß nur Hr. Menzel." Ich will dem Verfasser sogleich zwei angesehene Theologen nennen, die ebenso urtheilen. Kurz sagt in seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (vierte Auflage, S. 618): „Als die richtige Lösung des Problems blickt ohnehin die Meinung durch, daß am Ende alle drei Ringe unecht seien." Aehnlich Stirm in seiner „Apologie des Christenthums" (zweite Auflage, S. 409): „Lessing predigt Gleichgültigkeit gegen jede Religionsform. Nach ihm ist von den drei Ringen vielleicht kein einziger mehr der echte." Jedenfalls ist die Echtheit Nebensache, hingegen die Zuversicht des Subjects (d. h. die innere Sittlichkeit) die Hauptsache.*) Sodann meint Boden, Nathan erhalte in dem Drama den Beinamen des Weisen in keinem höhern Sinne als im „Decameron" Melchisedek! Vermuthlich wegen der kritischen und skeptischen, aber ebendeswegen echt Lessing'schen Bemerkungen, die Nathan in seine Parabel einflicht? Als den wahren Weisen in Lessing's Drama betrachtet er — den Richter. Allerdings, sofern dieser Richter einen Lessing'schen Grundgedanken ausspricht, den Boden nicht ein einziges mal erwähnt, nämlich die Zeit des ewigen Evangeliums, während Boden ihn immer nur ganz im allgemeinen vom ewigen Bestand des Christenthums (einer „berichtigten Orthodoxie") reden läßt. Vgl. über „Nathan" namentlich die tiefeindringende Anzeige von Karl Schwarz' Buch: „Lessing als Theolog dargestellt" in den „Grenzboten" (1854, Nr. 20).

Zuletzt muß ich dem Verfasser bemerken, daß nicht allein die äußerste Linke, wie Boden will, sondern auch die äußerste Rechte unter den modernen Gläubigen, wie Twesten in seinen Vorlesungen über die lutherische Glaubenslehre, Lessing ganz als den Ihrigen anzuführen pflegte; vgl. Strauß, „Glaubenslehre" (I, 8).

Hiermit nehme ich von dem Verfasser Abschied und bedauere, daß ich ihm in wichtigen Punkten habe widersprechen müssen.

Mit Goethe's religiöser Richtung macht uns bekannt:

8. Goethe's Verhältniß zu religiösen Fragen. Vortrag gehalten im deutschen Casino am 15. April 1869 von **Joseph Bayer**. Prag, Mercy. 1869. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ein sehr ansprechender, am biographischen Faden sich verlaufender und meistens die Worte des Dichters selbst mit urkundlicher Genauigkeit berichtender Vortrag. Was die Tendenz des Ganzen ist, sieht man aus dem Schluß: „Wol siegt zuletzt die Macht des Großen und Berechtigten in der Welt, aber wie spät kommt nicht oft dieses «Zuletzt»! Gedenken wir darum stets des geistigen Befreiungskampfes, den die großen Genien der Nation am Anfange des Zeitalters für uns vorgekämpft haben, damit am Ende desselben die Gedanken zur That werden, die von dorther zu uns herüberleuchten."

Uebergangen hat Bayer einen Ausspruch Goethe's, der in neuerer Zeit sehr oft von den verschiedensten Richtungen, vom Protestantenverein wie vom Kirchentage, für ihre Zwecke angeführt wird und den Schenkel zum Motto seines bekannten Werks gewählt hat: „Das eigentliche,

*) Für müßig erklärt den ganzen Streit über die Echtheit des Rings auch Hebler, „Lessing-Studien", S. 12.

einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens." Man lese die Stelle in ihrem Zusammenhang am Schluß der Bemerkungen zum „Westöstlichen Divan" nach und beantworte sich selbst die Frage, was Goethe unter Glauben und Unglauben verstanden hat.

Gustav Hauff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane.

Auf dem üppig wuchernden Gebiet der Romanliteratur treten je länger je seltener historische Romane auf, die, sich streng auf dem Boden der Vergangenheit bewegend, ihren Zweck in sich selber haben; die meisten derselben bekunden durch die zu Tage tretende Tendenz ihre Beziehung zur Gegenwart, oder erweisen sich durch die in die geschichtlichen Ueberlieferungen eingeschobenen modernen Empfindungen oft wider Willen als Kinder ihrer Zeit. Der historische Roman erscheint als Illustration der Gegenwart und nimmt zu derselben eine dienende Stellung ein. Der Geist der Zeit der zeugende Vater, die Historie die gestaltende Mutter — aus dieser Verbindung ersprießen nicht lauter schöne Kinder, in denen die Eigenheiten beider Aeltern harmonisch zu einem unauflöslichen Ineinander verschmolzen sind, es gibt häufig fragliche Existenzen, in denen jene Eigenschaften stückweise nebeneinander liegen, Geschöpfe, die mehr geleimt als organisch gewachsen scheinen. Aus diesem Grunde wird der historische Tendenzroman immer etwas Bedenkliches haben. Besser ist es, wenn auch hier gleich und gleich sich gesellt und moderner Geist mit modernem Stoff eine legitime Verbindung feiert. Von den fünf Romanen, die uns zur Besprechung vorliegen, gehören zwei dem socialen Leben der Gegenwart an, ihre Beziehung zur Gegenwart liegt klar zu Tage; bei den drei andern, die sich in der Vergangenheit bewegen, wird diese Beziehung mit Leichtigkeit aufzuweisen sein. Indem wir an die kurze Besprechung derselben gehen, lassen wir, mit dem der Zeit nach entlegensten beginnend, die Reihenfolge durch die Zeitfolge bestimmt sein.

1. Lenz Schadewacht. Historischer Roman aus der brandenburgischen Geschichte von Ludovica Hesekiel. Vier Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 4 Thlr.

Ausgehend von der Bewunderung für das jetzt an der Spitze Deutschlands stehende Preußen, findet die Verfasserin es in der Ordnung, „zu forschen und zu fragen nach der Vergangenheit des kleinen unscheinbaren Landes Brandenburg, das Gott so wunderbare Wege geführt hat", und sie liefert uns in „Lenz Schadewacht" die Abenteuer eines brandenburgischen Ritters des 13. Jahrhunderts, der nüchtern, straff und strebsam uns das Preußenthum mit seinen kernigen Eigenschaften vergegenwärtigen soll. Es fehlt nicht an deutlichen Hinweisungen auf die Gegenwart. Pantaleon Bismarck nimmt an dem Hofe Otto's mit dem Pfeil eine ähnliche Stellung ein, wie sein Nachkomme, der Staatsmann gleichen Namens, unter veränderten Umständen in der Gegenwart. Nach seiner patriotischen Tendenz stellt sich das Buch neben die brandenburgischen Romane von Wilibald Alexis, dessen gediegene Virtuosität in der Behandlung solcher Stoffe freilich nicht erreicht wird. Müssen wir auch manche Beschreibung von Wappenschildern, manche Erzählung von Zauberei und Hexerei mit in den Kauf nehmen, so geht doch unverkennbar ein Hauch von Frische durch das ganze Werk, der den Leser bis zum Ende wohlthuend anmuthet.

2. Eine Cabinets-Intrigue. Historischer Roman von George Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auch dieser Roman dient demselben Interesse wie der vorige. Zur Zeit Friedrich Wilhelm's I., des Soldatenkönigs, wurde, wie der Roman erzählt, zwischen Oesterreich, England, Sachsen und Hannover ein Allianztractat vereinbart, der darauf ausging, Preußen zu zerstückeln und es auf das Kurfürstenthum zurückzuführen. Für die Regierung Preußens war diese Absicht wichtig genug, und man wird sie an betreffender Stelle sich wohl gemerkt haben, aber historisch ist sie niemals zur Durchführung gekommen, sondern von den compromittirten Cabineten geleugnet worden. Kann ein Embryo, der niemals eine ausgetragene Geburt geworden ist, den Mittelpunkt einer epischen Handlung abgeben? Auf mehr als 500 enggedruckten Seiten des zweibändigen Romans bewegt sich das Interesse um die Frage nach dem Dasein oder Nichtdasein des erwähnten Tractats, und der Leser, dem es nicht gelingen will, einen greifbaren Körper zu fassen, wird durch die Erkenntniß verstimmt, daß Intriguenspiel — Schattenspiel ist. Man scheint auf dem Gebiet der erzählenden Literatur vielfach den Blick für das Maß verloren zu haben; Stoffe, die nach ihrer Tragweite und geistigen Bedeutung eine beschränkte Behandlung verlangen, werden unter einer falschen Anwendung des Princips der epischen Breite ungebührlich ausgesponnen, und man vergißt, daß Ausdehnung noch keine Fülle ist. Zu den Vorzügen des Romans gehört der klar durchdachte Plan und die Charakteristik einiger Personen, so z. B. des Königs, den der Verfasser schließlich doch nicht von einem dunkeln Flecken reinigen kann, da er den Ungarn Clement, der ihm zuerst das Vorhandensein des erwähnten Tractats verrathen hat, trotz seines ihm gegebenen königlichen Wortes auf das Verlangen der Cabinete hinrichten läßt.

3. Die Cliffords. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von Mrs. Alfred Montgomery. Frei nach dem Englischen von Olga Freifrau von Leonrod, geb. von Schaezler. Köln, Bachem. 1871. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Außer einigen geschichtlichen Namen und nebensächlichen Aeußerlichkeiten enthält der Roman nichts, was ihn als eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert charakterisirt, es fehlt ihm die geschichtliche Färbung. Der

Inhalt erzählt uns die Geschichte zweier katholischen Lords, von denen der jüngere, gleichgültig gegen den Glauben seiner Kirche, dem Spiel ergeben, sich durch die Theilnahme an einem grauenvollen Mord befleckt und zuletzt reuig als gläubiger Katholik stirbt. Die Erzählung verläuft ohne große Verwickelungen und Conflicte und hat den Schein der Einfachheit. Das Raffinement liegt nicht in der Composition, es liegt in der Tendenz. Es treten von Zeit zu Zeit Romane auf, die mit der Miene der Unschuld ins Land gehen, um unter der Hand katholische Propaganda zu treiben. Zu dieser Species von Romanen gehört der vorliegende auch.

Da wird z. B. geklagt, daß ein Vater seinen Sohn auf eine deutsche Universität schickt. „Wie! Auf eine protestantische Universität? Unmöglich!“ — „Er ist in Göttingen, und dort konnte er sich natürlich ebenso wol für das protestantische wie für das katholische Bekenntniß entscheiden, oder für keins von beiden.“ Hinter diesem Stoßseufzer gegen die deutschen Universitäten verbirgt sich die schmachtende Sehnsucht nach einer katholischen Universität, wo die Wissenschaft katholisch gelehrt wird.

Noch bezeichnender ist eine andere Stelle des Romans. Auf dem Landsitze eines der obenerwähnten englischen Lords weilt ein Freund desselben, der jenem im Spiel eine große Summe Geldes abgewinnt. Der Diener des Lords sucht seinen Herrn für den Gedanken zu gewinnen, den Gastfreund zu ermorden, um ihm das im Spiel gewonnene Geld wieder abzunehmen. Wir belauschen das Gespräch von Herr und Diener:

„Nun, Vincenzo, mir scheint, du hast im Englischen staunenswerthe Fortschritte gemacht. Kaum ein Wort Englisch kanntest du, als du kamst, und jetzt sprichst du fast so fließend wie ich. Du hast wol bei dem hübschen Hausmädchen Unterricht genommen, mit dem ich dich letzthin schäkern sah — weißt du . . . in dem hintern Hofe. Aber das merke dir, Schurke, unfeine Dinge dürfen in einem Musterhaushalt, wie der meinige, nicht vorkommen!“ — „Eccellenza mögen unbesorgt sein. Durch Lesen habe ich Englisch gelernt, ich habe eine englische Bibel erwischt und viel darin studirt. Wunderbare Geschichten stehen darin, in der That! Als Italiener kannte ich bisjetzt kaum etwas anderes wie das Neue Testament; aber aus dem Alten kann man vieles lernen, wenn man es nur richtig versteht.“ — „Nun, Vincenzo, was fandest du denn darin?“ — „O, Eccellenza, ich fand da z. B. die Geschichte von Jael, einer Mutter in Israel. Sie trat geräuschlos in das Zelt, worin der feindliche Heerführer Sisara schlief, einen Nagel in der Hand . . . . Eine verständige Frau —, nur würde ein Meißel besser taugen als ein Nagel. Eine sehr kluge Frau, die Jael!“ Richard lachte laut u. s. w.

Der Diener ermordet den Gastfreund, während dieser schläft, unter Mitwissen seines Herrn wirklich, indem er ihm einen feinen stählernen Meißel auf eine so kunstgerechte Weise in den Schädel treibt, daß das Opfer augenblicklich stirbt, ohne Spuren des Mordes zu hinterlassen. Die ganze Stelle aber soll einen katholischen Einwand gegen das Bibellesen des Laienvolks enthalten. Man sieht, wie fein und nobel der Einwand gewählt ist. Den erwähnten Zügen entsprechen die übrigen.

Die Frömmigkeit, die hier als mustergültig hingestellt wird, ist jene subordinationsselige katholische Frömmigkeit, die sich bemißt nach dem Grad der Unterordnung unter die Leitung des Priesters oder nach der äußerlichen Theilnahme an der Messe. Für unglückliche Liebe wie zur Sühne des Verbrechens gibt es nur einen Ort, das Kloster; die Bösewichter des Romans dagegen gehen entweder auf offenem Meer mit ihrem Raube zu Grunde, oder sie versinken sittlich immer tiefer, bis sie sich den Grundsätzen der Französischen Revolution: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, ergeben und auf der Barrikade sterben. Da ist denn mit gelassener Hand ein Stück katholischen Weltgerichts abgespielt.

4. Standesvorurtheile. Roman von Alfred Steffens. Vier Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1870. 8. 3 Thlr.
5. Des Hauses Eckstein. Roman von J. von Oben. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Beide Romane, dem „Album, Bibliothek deutscher Originalromane“ angehörend, sind dem socialen Leben der Gegenwart entnommen, nur daß der erstgenannte der Romane, vor einem Menschenalter beginnend, mit seinem Schluß bis in die Gegenwart hereinragt. Derselbe erzählt die Liebes- und Leidensgeschichte eines jungen Grafen, Freiwilligen in einem Husarenregiment, und einer schönen Gärtnerstochter. Auf 712 Seiten ist die sehr einfache Geschichte breitgeschlagen, die mit der Trennung der Liebenden und dem Tode der Geliebten endigt, weil Standesvorurtheile dritter Personen die Einigung verhindern. Verwunderlich ist die Art und Weise, wie der Verfasser die Liebenden zueinanderzuführen weiß. Dem jungen Grafen wird von dem Hund des Gärtners das Beinkleid zerrissen; nachdem er mit dem herunterhängenden Fetzen die Dame seines Herzens in ritterlichem Ernst haranguirt, muß er, wohl oder übel, in das Haus des Gärtners treten, und indem die Angebetete an dem auf einen Stuhl gelegten Bein den Schaden mit der Nadel auszubessern sucht, entbrennt die in beiden Herzen bereits entfachte Glut zu hellen Flammen. Es ließ sich ohne große Mühe eine andere Veranlassung erfinden, um die Liebenden zusammenzubringen, anstatt eine Situation zu schaffen, die jedem Leser ein Lächeln auf die Lippen zwingen muß. Die Geschichte ist mit großem moralischen Ernst erzählt, wenngleich kein einziger Charakter vertieft ist; der Dialog, breit und ungebunden, schmeckt bisweilen gar zu sehr nach der trivialen Wirklichkeit.

Von ganz anderm Schlage ist der zweite Roman: „Des Hauses Eckstein.“ Aus einer breit angelegten Geschichte, in der drei verbildete und verzogene Schwestern drei Ehen unglücklich machen, treten mit der Zeit zwei wackere junge Mädchen hervor, die durch Geist und Charakter ausgezeichnet zwei glückliche Ehen begründen und so ihres Hauses Eckstein werden. Unter den beiden Paaren ist ein Graf, der die Bonne eines benachbarten Schlosses liebt und als Gattin heimführt. Das ist in der Wirklichkeit nichts Unerhörtes, am allerwenigsten darf ein Dichter zurückschrecken, gewisse Schranken des wirklichen Lebens zu überspringen. Aber wir haben im vorigen Roman gesehen, daß es Standesvorurtheile gibt, an denen das Glück liebender Menschen scheitern kann; dort schloß der Roman mit einer Dissonanz, hier ist dieselbe aufgelöst. Es ist Sache des Dichters, Menschen und Dinge so zu motiviren und zu beleuchten, daß kein Zweifel in der Seele des Lesers zurückbleibt. Hat nun der Verfasser seinen Stoff so behandelt, daß ihm überall die Zustimmung des Lesers

entgegenkommt? Wie trefflich der Roman auch sonst ist, wir können es nicht leugnen, ein Rest von Unglauben bleibt doch zurück. Das aber darf uns nicht hindern, uns des wirklich Schönen, das der Roman in reicher Fülle bietet, zu freuen. Das Charakteristische des deutschen Genius bleibt doch immer seine Tiefe, und die finden wir in dem vorliegenden Roman auch. Geistvoll, originell, das Leben in seiner Breite und Tiefe spiegelnd, besonders auch durch seine Farbe ausgezeichnet, wiegt dieser deutsche Originalroman viele Mittelmäßigkeiten auf, die in Uebersetzungen vom Auslande her sich an das deutsche Lesepublikum herandrängen.

Vom Büchertisch.

1. Alemannia. Volksbibliothek, herausgegeben von Gustav Quade. Drei Bände. Anklam, Dietze. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir wünschen diesem Unternehmen in den Kreisen, für die es bestimmt ist, eine recht weite Verbreitung. Die Kost, die dem Volke hier vorgesetzt wird, ist meist kräftig und angenehm zubereitet. Das ist es, was wir brauchen. Der Eifer, das Angenehme mit dem Unterhaltenden zu verbinden und eins durch das andere rasch ablösen zu lassen, hat jedoch häufig zu einem gar zu wirren Durcheinander nicht zusammengehöriger Dinge geführt. Also mehr Ordnung und Gruppirung! Der enthusiastische Strousberg-Aufsatz klingt bei dem gegenwärtigen Stande der Rumänier etwas vorsündflutlich und ist bei einer zweiten Auflage auszuscheiden. Die Ausstattung ist nicht eben elegant, dafür aber der Preis in Anbetracht des dargebotenen reichen Materials ein mäßiger.

2. Album für Liebe und Freundschaft. Neueste und auserwählte Blumensprache, Blumenlese in kleinen Denkversen und Sinngedichten von Alfred von der Aue, Chr. Fr. Gilow und Gustav Quade. Mit colorirtem Titelbild und vier Stahlstichen. Zwei Theile. Anklam, Dietze. 1871. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Freunde der Pflanzen- und Blumenwelt finden in dieser alphabetisch geordneten Sammlung fast jede Pflanze unserer deutschen Feld- und Gartenflora geschildert und ihren Werth für den menschlichen Haushalt kurz angegeben. Es folgt dann die symbolische Bedeutung, welche die Phantasie der Dichter und des Volks (im Volksglauben und im Sprichwort) den einzelnen Blumen beigelegt. Die sich anreihenden Denksprüche und Dichterstellen sind nicht immer passend gewählt und häufig bei den Haaren herbeigezogen; man muß unwillkürlich an jenen Anekdotenerzähler denken, der beim leisesten Geräusch fragte, ob nicht ein Schuß gefallen sei, um nur seine Anekdote, in der ein Schuß die Hauptrolle spielt, bei dieser Gelegenheit anbringen zu können.

3. Das Ostseebad Zinnowitz. Bilder aus dem Natur- und Volksleben. Von C. H. F. Koch. Mit einer Karte der Insel Usedom. Anklam, Dietze. 1871. 8. 10 Ngr.

Das anmuthig gelegene Ostseebad Zinnowitz auf der Insel Usedom zeichnet sich zwar nicht durch prunkvolle Anlagen, wohl aber durch den Reiz einer friedlich stillen, mit Naturschönheiten reich geschmückten Umgebung und durch die freundliche Schlichtheit und Urwüchsigkeit seiner Bewohner aus. Der Verfasser, der offenbar mit der Oertlichkeit von Zinnowitz genau bekannt ist, hat in vorliegendem Büchlein alles Wissenswerthe über den Ort und seine Bewohner, über die Badeeinrichtungen u. s. w. zu Nutz und Frommen der Besucher von Zinnowitz und solcher, die es werden wollen, kurz und anziehend zusammengestellt. Die beigefügte topographisch-statistische Karte der Insel Usedom ist sorgfältig und sauber ausgeführt.

4. Denkschrift über die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern. Von Friederike Kempner. Sechste vermehrte Auflage. Breslau, Korn. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Einrichtung, welche die Verfasserin im Hinblick auf die nicht seltene Erscheinung des Scheintodes befürwortet, ist inzwischen, zum Theil infolge der von ihr ausgegangenen Anregungen, bereits in vielen Gemeinden unsers Vaterlandes zur Ausführung gelangt. Die betreffenden Anstalten haben von innen und außen ein freundliches Ansehen und sind mit Betten, mit Glocken und Weckern, welche bestimmt sind, die leiseste Bewegung eines Scheintodten bemerkbar zu machen, wohl versehen. Jeder Todte verweilt darin bis zum Eintritt wirklicher Fäulniß und wird also erst dann, wenn die volle Sicherheit vorliegt, daß alles Leben aus dem Körper gewichen, zur Ruhe bestattet. Jene Gemeinden, in denen solche Leichenhäuser eingeführt sind, gehören aber noch immer zu den Ausnahmen, und es wäre wol zu wünschen, daß der Staat sich dieser ernsten Angelegenheit annähme; denn auch heute noch ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß Unwissenheit und Fahrlässigkeit einen irrthümlich für todt gehaltenen Menschen vor der Zeit unter die Erde bringen.

5. Was ist wahre Demokratie? Beantwortet durch eine Beleuchtung der Verfassung der Vereinigten Staaten von Karl Heinzen. Ein Vorläufer der nächsten Präsidentschafts-Campagne. Herausgegeben vom „Verein zur Verbreitung radicaler Principien". 1871. 8. 10 Ngr.

Die sociale Frage, die jetzt überall in Europa drohend ihr Haupt erhebt, verschont auch die nordamerikanische Union nicht, deren republikanische Verfassung doch dazu angethan schien, den Kräften des Volks den freiesten Spielraum zu lassen und einem nach gewaltsamer Lösung hindrängenden Nothstande vorzubeugen. Karl Heinzen, ein Radicaler vom reinsten Wasser, findet nun, daß dies ganz natürlich sei, indem man auch in Amerika noch nicht genug Freiheit und keine wahre Volksherrschaft habe. Die Grundzüge der Freiheit, die er meint, sind folgende: Die bisherige Union von Republiken wird zur einen und untheilbaren Republik erklärt, und die bisherigen Staaten, zweckmäßiger abgetheilt, werden Provinzen, welche nach Abschaffung ihrer kostspieligen Legislaturen ihre speciellen Angelegenheiten durch Kreisdeputirte ordnen lassen. Die

Präsidentschaft und der Senat wird abgeschafft, das Repräsentantenhaus aber in eine permanent tagende Versammlung von Deputirten des Volks verwandelt, die von ihren Wählern zu jeder Zeit instruirt und durch andere ersetzt werden können. In diesem Hause beruht nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die Executivgewalt, die von einer vom Hause controlirten und absetzbaren Executivcommission gehandhabt wird. Alle wichtigern Gesetze sind dem Volke zur besondern Abstimmung vorzulegen und erhalten erst durch dessen directe Genehmigung Gültigkeit. Die Gerichte werden möglichst unabhängig gestellt, bleiben aber der Volkscontrole unterworfen, und die Deputirtenversammlung bildet die letzte Appellinstanz über dem Obergericht u. s. w. Kurz, es werden hier eine Menge Dinge, durch deren glückliche Vermeidung Amerika bisjetzt dem Lose des zwischen Anarchie und Despotismus hin- und herschwankenden Frankreich entgangen ist — Gebrechen, die Frankreich selbst jetzt auszustoßen strebt und deren Verderblichkeit es mehr und mehr erkennt —, als ideale Principien der Zukunftsrepublik gepriesen. Centralisation und Plebiscite würden auch in Amerika nur einer Militärdictatur in die Hände arbeiten.

Feuilleton.

Cherbuliez über David Strauß.

Es ist immerhin ein erfreuliches Zeichen, daß, trotz der lächerlichen Proteste der gelehrten Körperschaften Frankreichs gegen die deutsche Wissenschaft, die geistige Aristokratie dieses Landes, die man nicht gerade in den gelehrten Körperschaften zu suchen braucht, nach wie vor die idealen Bestrebungen Deutschlands mit warmem Antheil verfolgt. So eröffnet Cherbuliez, der freisinnige Publicist und Novellist, in der „Revue des deux mondes" (erstes Februarheft 1872) eine Reihe von Etudes et portraits: „L'Allemagne contemporaine", mit einer eingehenden Charakteristik von David Strauß. Cherbuliez scheint an die Stelle von Saint-René Taillandier getreten zu sein, der seit einer Reihe von Jahren seine Studien über die Charakterköpfe der zeitgenössischen deutschen Schriftsteller aufgegeben hat und höchstens einen oder den andern politischen Aufsatz über deutsche Zustände oder neuere serbische Geschichte der „Revue" beisteuert.

An die Spitze seines Aufsatzes stellt der genfer Essayist vierzehn Schriften von David Strauß, an die er seinen Essay anknüpft und unter denen wir nur das „Leben Schubart's", „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin" und die „Kleinen Schriften" vermissen.

Cherbuliez beginnt mit der Versicherung, daß der Name von David Strauß in Frankreich bekannter sei als seine Schriften. Von denselben sei nichts übersetzt als die theologischen Monologe, der zweite Theil der „Friedlichen Blätter" von Charles Ritter. Strauß sei übrigens auch in Deutschland kein populärer Schriftsteller; dies liege nicht an seinem Stil, er spreche klar, bestimmt, fest und kräftig, und seine Sprache, welche zwar Glanz und Feuer vermissen lasse, habe Anmuth, Schärfe und glückliche Wendungen, auch verschmähe er die Popularität durchaus nicht, wie er durch die zwei Briefe bewiesen habe, die er am Anfang des Kriegs in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" habe erscheinen lassen; aber sein eigentlicher Beruf und Ruhm sei die Kritik; er sei ein großer Kritiker. Die historische Kritik aber werde niemals populär sein. Hierüber gibt Cherbuliez einige ganz feinsinnige Bemerkungen. Was der Popularität von Strauß überdies geschadet habe, sei, daß er in Religion und Politik stets außerhalb der Parteien gestanden. Das große Publikum liebe aber die grellen Farben. Der Autor eines kritisch-revolutionären Werks hätte in allem revolutionär sein müssen; Strauß aber sei niemals ein Jakobiner, er sei stets ein gemäßigter Liberaler und sein gemäßigter Liberalismus stets sehr nachgiebig gegen die fertigen Thatsachen gewesen. „Strauß ist ein keineswegs leicht zu erklärender Charakter; nicht als ob es an ihm etwas Schielendes und Zweideutiges gebe, nein, seine Haupttugend ist eine vollständige Offenheit, eine unbeschränkte Aufrichtigkeit, alle diplomatischen Vorsichtsmaßregeln sind ihm fremd; aber sein Charakter bietet eine seltsame Mischung von Leidenschaft und Phlegma, von feuriger Kampflust und gemäßigter und ruhiger Erwägung."

Strauß ist für Cherbuliez mehr Theologe als Philosoph; man könnte ihn nach vielen Stellen seiner Schriften für einen Hegelianer der stricten Observanz halten, aber sein Hegelthum stehe im Dienste seiner Theologie, sei ancilla theologiae. Bei dieser Veranlassung kommt unser Autor auf die Hegel'sche Philosophie zu sprechen; sie sei jetzt in Frankreich weniger beliebt als je; man mache ihr eine Menge Dinge zum Vorwurf, an denen sie ganz unschuldig sei. Doch Cherbuliez fügt hinzu, daß es ihr in Deutschland nicht besser ergehe. „Die positiven Wissenschaften einerseits, andererseits der Pietismus haben die Philosophie vom Throne gestürzt; seit fast zwanzig Jahren ist die Hegel'sche Philosophie in Berlin misliebig, hat sich kaum einige seltene Anhänger bewahrt, eine kleine ecclesia pressa. Die Männer, welche in Preußen das Ruder in der Hand haben, verachten überdies jede Speculation außer den einträglichen, und in Wahrheit spielt Hegel bei dem Bombardement von Strasburg und Paris nicht die geringste Rolle." Cherbuliez selbst denkt übrigens nicht gering von Hegel, und was er von der „Phänomenologie" und „Religionsphilosophie" desselben sagt, beweist, daß er sich mit dem Studium des Denkers eifrig beschäftigt hat; meint er doch, man müsse das erste Werk entweder gar nicht oder immer wieder lesen. Der Theologe Strauß halte es für seine Pflicht, Balsam auf jede Wunde zu legen, die er geschlagen hat. „Strauß ist niemals durch seine Zweifel gequält worden; er hat immer in Frieden mit sich selbst und seinem Werke gelebt; er kennt nicht die tragischen Leiden einer Seele, die plötzlich ihren Glauben verliert und in ihrer Verzweiflung sich krampfhaft an irgendein rettendes Bret klammert. Strauß ist kein Sachse, wie Luther, kein Bretone, wie Lamennais; er ist Schwabe, und es liegt in den Schwaben ein Etwas, welches um jeden Preis glücklich sein will. Dieser Schwabe war außerdem Landgeistlicher und hat mit dem theologischen Gewand weder den Geist noch die Pflichten seines Amtes beiseitegelegt; er will die von ihm geschlagenen Wunden heilen, und die Gewissen, die er beunruhigt hat, so gut es gehen will, wieder beruhigen." Cherbuliez nennt Strauß im Grunde einen gemäßigten Geist, einen Feuillant, der sich stets vor den Ausschreitungen der Radicalen gehütet hat: „Nicht aus Lebensklugheit und Vorsicht — aus einem natürlichen Hang seines Geistes und Herzens hat er sich nicht zu den Feinden des Christenthums gesellt, hat sich dieser stolze Sicamber immer ehrfurchtsvoll geneigt vor der erhabenen Gestalt des Nazareners. Vergeblich hat die Kirche ihr Anathem auf ihn geschleudert, ihn aus dem Kreise der Gläubigen ausgeschlossen; er appellirt gegen diesen Beschluß, er erklärt sich für einen gläubigen Christen. Das Christenthum ist nach seiner Ansicht höchst vervollkommnungsfähig; er gibt ihm eine neue Auslegung, das ist die That eines Freundes; man strebt nur das zu reformiren, was man liebt." Cherbuliez fährt fort: „Die Kirche glaubt indeß dem Dr. Strauß nicht; die Philosophen aber klagen ihn der Inconsequenz an und der Thorheit, ein Haus wieder aufbauen zu wollen, dessen Fundamente man für immer zerstört hat, und sich dann noch immer einen Christen nennen zu wollen, wenn man sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt hat, Christus aus dem verworrenen Nebel einer Legende gleichsam herauszufühlen. Indeß erkennen Philosophen und Gleichgültige alle ohne Ausnahme die hervor-

ragende Kraft seines Geistes und die vollkommene Unbescholtenheit seines Charakters an. Selbst seine Feinde, wenn sie die Leidenschaft nicht verblendet, verweigern ihm ihre Achtung nicht; sie stellen der Theologie dieses christlichen Schleichhändlers dasselbe Zeugniß aus, das ein Herr des vorigen Jahrhunderts einer Dame ausstellte, welche Abenteuer gehabt hatte, aber nur auf die Stimme ihres Herzens hörte und dem Gegenstande ihrer Wahl treu blieb: «Es ist eine achtungswerthe Person, welche so anständig lebt wie es möglich ist außerhalb der Ehe und des Cölibats.»"

Die Biographie des Kritikers, welche Cherbuliez uns mittheilt, bringt uns Deutschen nur Bekanntes; indeß verweilt sie in der pikanten französischen Manier gern bei der Anekdote, und das Zusammentreffen von Strauß und Justinus Kerner und der Seherin von Prevorst wird als ein solcher pikanter Zwischenfall genugsam ausgebeutet. Die Kritik der Werke von Strauß trifft mehrfach das Richtige. Ueber die „Christliche Glaubenslehre" geht sie indeß mit allzu flüchtiger Erwähnung hinweg. Was das „Leben Jesu" betrifft, so hebt Cherbuliez mit Recht hervor, daß die Wirkung der kühnen These von der Mythensammlung, als welche er die Evangelien charakterisirte, am meisten erhöht wurde durch den gesetzten Ton, den unerschütterlichen Gleichmuth, die ruhige Festigkeit, mit welcher er die Debatte führte. Niemals habe ein negativer Kritiker eine solche Sprache geführt; kein Spott, kein Zorn — eine methodische Untersuchung, wo sich nur ganz von ferne der Groll kriegslustiger Laune ankündigte — die Würde eines Magistrats, der einen Angeklagten befragt und die Zeugen confrontirt — ein regelmäßiger Proceßgang, mit aufmerksamer Beachtung aller Formalitäten — jene Art von geometrischem Geist, der, nach Pascal, langsame, träge und unbeugsame Ansichten hat. Gegen das neue „Leben Jesu" ist Cherbuliez indeß zu sehr eingenommen; er meint, indem sich Strauß an ein anderes Publikum, an die Laienwelt, wandte, habe er versucht, anstatt eines Gottes uns einen Menschen zu zeigen, uns aber nur ein Phantom sehen lassen. Der „Ulrich von Hutten" sei von allen Werken von Strauß mit der meisten hinreißenden Wärme geschrieben. Dieser fränkische Ritter sei ein Held nach seinem Herzen gewesen. Cherbuliez tadelt die Länge des Werks und die wahrhaft heroische Genauigkeit, mit welcher Hutten's Biograph uns seine widerwärtige Krankheit beschreibe. Hätte der französische Autor die zweite Auflage des Werks vor sich gehabt, so würde er jenen ersten Tadel gewiß ermäßigt haben. Die Schrift über „Voltaire" nennt Cherbuliez angenehm, lebhaft, geistreich, und tadelt nur, daß Strauß für den großen Friedrich Partei nimmt; „sein Patriotismus besteche seine Kritik."

Dies führt den genfer Autor unmittelbar auf die Briefe von Strauß in der deutsch-französischen Frage, und hier kanzelt er den deutschen Philosophen gehörig herunter. Ihm fehle die wahre geistige Freiheit — er habe sich unter den Pöbel gemischt, sich vor dem Degen bis zur Erde verneigt. Bismarck habe einmal erklärt, die Professoren seien die Geisel Deutschlands; aber er verstehe sich darauf, die Geiseln anzuwenden; er hätte sie, die Philosophen und Theologen, die Journalisten und Poeten angewiesen, öffentliche Meinung zu machen, den Deutschen zu beweisen, daß die Freiheit etwas Secundäres sei, daß man in erster Linie groß und stark sein müsse. Strauß, der sonst als Intelligenz und Charakter nichts mit diesen Leuten gemein habe, sei doch so weit herabgestiegen, in ihrem Ton zu sprechen. Cherbuliez stellt ihm das Weltbürgerthum eines Lessing, den echten Patriotismus eines Gervinus gegenüber — wie Renan macht er ihm den Vorwurf, daß er für die Eroberung des Elsaß und eines Theils von Lothringen gewesen sei, ohne die Bevölkerung zu befragen. Den Schluß des Artikels bilden spöttische Bemerkungen über die berliner Schiller-Feier. „Gervinus", ruft Cherbuliez aus, „hat wohl daran gethan, zu sterben, und Schiller that wohl daran, nicht wieder aufzustehen." Höchst irrthümlicherweise macht Cherbuliez die Regierung, ja den Kaiser selbst für die unglücklichen Inschriften verantwortlich, die ja auch von der deutschen Presse so scharf kritisirt worden. Es hätte alles vermieden werden sollen, was an den Sänger der Freiheit erinnerte. Cherbuliez citirt: „Der Soldat allein ist der freie Mann", und dann als die ersten Verse einer bekannten Ballade:

Fridolin fut un serviteur
Pieux, qui craignait le Seigneur,
Il adorait sa souveraine
Benissant humblement sa chaine.

Von dieser letzten Zeile findet sich keine Spur in Schiller's Ballade. Cherbuliez hat diese freie Neudichtung nur hinzugefügt, um einen pikanten Abschluß für seinen Aufsatz zu gewinnen. „Fridolin", sagt er, „ist der Heilige des Tags; er ist jetzt populärer in Deutschland als Posa und Wilhelm Tell!" Der Krieg hat auch diesem sonst so wohlunterrichteten Publicisten das Concept verrückt!

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel von 1771 bis 1790. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Thlr.

Blomberg, H. Freih. v., Treu zum Tod. Vaterländische Dichtungen. Berlin, Hoffmann. 16. 24 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Franz Pfeiffer. Zwölfter Band: Erzählungen und Schwänke. Herausgegeben von Hans Lambel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Band: König Rother. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Felsing, J., Der literarische Streit über die beiden Bilder in Dresden und Darmstadt genannt Madonna des Bürgermeisters Meyer. Leipzig, H. Vogel. Gr. 8. 8 Ngr.

Fitzinger, L. J., Versuch einer Erklärung der ersten oder ursprünglichen Entstehung der organischen Körper und ihrer Mannigfaltigkeit in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur. Weder nach den Grundsätzen Lamark's noch Darwin's und im Gegensatze zur Lehre der neuesten Zeit. Leipzig, Literarisches Museum. Gr. 8. 4 Ngr.

Frommann, T., Kritische Beiträge zur Geschichte der Florentiner Kircheneinigung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gässten, Semnonen und Bojer. Eine geschichtliche Studie. München, Weydner. Gr. 8. 9 Ngr.

Gensichen, O. F., Berliner Hofschauspieler. Silhouetten. Berlin, Grosser. Gr. 8. 20 Ngr.

Goebel, K., Ueber Keplers astronomische Anschauungen und Forschungen. Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte seiner Gesetze. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Graff, W. P., Michael Kohlhaas. Trauerspiel. Leipzig, Cnobloch. 1871. 8. 25 Ngr.

Heinze, M., Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Doctor Jacob Herz. Zur Erinnerung für seine Freunde. Erlangen, Besold. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hohenwart, Beust, Andrássy und ihre Politik. Enthüllungen aus dem Briefwechsel berühmter Staatsmänner. Von D. L.... Leipzig, G. Schulze. 8. 15 Ngr.

Kossuth's, L., Briefe an F.-M.-L. Bem. 1849. März bis Juni. Herausgegeben von A. Makray. Pest, Heckenast. Gr. 8. 16 Ngr.

Langhans, W., Das musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch die Erziehung. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Melichar, F., Kaiser Josef in Linz. Historische Erzählung. Linz, Fink. 1870. 8. 8 Ngr.

Nach der Krisis. Bemerkungen über das Scheitern der Ausgleichsaction von ***. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Illustrirter Novellen-Almanach für 1872. Mit Beiträgen von F. W. Hackländer und F. Gerstäcker. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Liter.-artist. Anstalt. 8. 15 Ngr.

Pescatore, V., Neue Partrien. Ein Versuch zur Ausgleichung politischer Gegensätze. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Polko, Elise, Frauen-Album. Mit Original-Beiträgen von E. Augustin, M. Berger, L. Ernesti ꝛc. Wien, Liter.-artistische Anstalt. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Plaudereien. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ratzenhofer, W. Ritter v., Gedichte. Wien, Klemm. 16. 20 Ngr.

Reuschle, C. G., Kepler und die Astronomie. Zum 300jährigen Jubiläum von Kepler's Geburt am 27. December 1571. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Sammlung historischer Bildnisse V. Karl der Große. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. Freiburg im Br., Herder. 8. 12 Ngr.

Schiller, K., und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 1stes Heft. Bremen, Kuhtmann u. Comp. Lex.-8. 25 Ngr.

Schilling, A. v., Auf und davon! Humoristische Wanderbriefe eines Wieners. Neutitschein, Enders. 8. 16 Ngr.

Schmidtler, M., Der Schmied von Mitterteich. Eine epische Dichtung in 20 Gesängen. Wien, Hügel. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schmidt, F., Kriege zwischen Deutschland und Frankreich seit 300 Jahren. Berlin, Kastner. 16. 15 Ngr.

Schönberg, G., Arbeitsämter. Eine Aufgabe des deutschen Reichs. Akademische Rede. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 7. März 1872.

Zur neuesten Romanliteratur.

Man kennt ein berühmtes Dichterwort von der Ewigkeit der Poesie. Als es geschrieben ward, da hatten der Roman und seine Nebengattungen noch nicht die Bedeutung und Ausdehnung in der literarischen Production gewonnen wie in den letzten Jahrzehnten, noch hatte die ins Ungeheuere ansteigende Masse seiner Erzeugnisse nicht so sehr alle andern Formen, die sich das „Dichten und Trachten" zu geben liebt, überwuchert: sonst würde dem großen Dichter wol unwillkürlich zu allererst diese Ausdrucksweise des „Singens und Sagens" als die specifisch unsterbliche vorgeschwebt haben. So viel jedenfalls ist richtig, daß wir heute noch erst in der anwachsenden Flut dieser unerschöpflichen Dichtungsweise stehen, deren Aufsteigen zur Blüte zeitlich genau mit der Ausbildung der übermächtigen Industrie zusammenfällt; auch aus diesem Gesichtspunkte möchte man eine Bezeichnung wählen, die man ohnehin anzuwenden sich versucht fühlt: man möchte den Roman die industrielle Form der Poesie nennen.

Die zu sechszehn mäßigen Bänden ausgesponnenen fünf Werke, die wir im Verlaufe näher charakterisiren sollen, haben zwei Kennzeichen miteinander gemein. Das erste ist die Gattung; denn sie fallen ohne Ausnahme dem Familien- und Gesellschaftsroman zu. Das zweite mag für sie als ein Vortheil in Anspruch genommen werden, insofern nämlich dem Dichter der Gegenwart, der eben diese fesseln soll und will, ganz besonders dem Romanschriftsteller (vom historischen Roman abgesehen) wesentlich anzurathen ist, daß er Stoffe bevorzuge, welche der Anschauungsweise der modernen Welt nahe liegen und unsere Gesellschaft selbst berühren, also an sich schon unserm Interesse besonders entgegenkommen. Das thun jene fünf Romane; sie sind durchaus neuzeitlichen Inhalts und Gepräges, gehen wenigstens in keinem ihrer Elemente über die Jahrhunderte zurück, welche die Fundamente der modernen Weltauffassung gelegt haben.

Die größte dieser Compositionen:

1. Nomaden. Roman von Robert Byr. Fünf Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 4 Thlr.

eine von denen, die ihren vorgesetzten Zweck am besten erfüllen, scheint uns nach der sichern Consequenz der Durchführung und nach der lebenskräftigen Frische der Charakteristik auch zugleich die werthvollste. Sie ist durch und durch modern zeitgenössisch, jeder Strich auf Kennzeichnung der Gegenwart angelegt. Als „Nomaden" führt sie uns jene unersättliche, unruhige, nie rastende, jedes ruhige Familienleben im Umherziehen durch ganz Europa abstreifende Touristenwelt vor, die sich in Massen drängt, um alle die Länder zu überschwemmen, die einmal für diese ruhelose Welt besondere Anziehung haben. Es ist eine Gesellschaft, deren Grundton zum starken Theil das Blasirte ausmacht, und ganz consequent spielt die Scenerie in dem europäischen Haupttouristencentrum, der Schweiz. So tritt uns denn in den Pensionshäusern des wunderlieblichen Montreux am Genfersee jene aus aller Welt Ländern zusammengewürfelte Gesellschaft entgegen, die neben reichen Engländern, Russen und andern Landeskindern auch eine Anzahl Schwindler und Industrieritter zählt, in erster Linie Spieler und leichte Weiber, gerade wie das Leben dieser Kreise sie thatsächlich zusammentreibt. Natürlich ist deswegen der Spielhölle von Saxon eine wesentliche Rolle im Schicksal dieser Personen zugewiesen, und wir tragen den ungetheilten Eindruck davon: das ist modernstes Welt- und Reiseleben, wie jeden Tag selbst an kleinern Knotenpunkten dieses Völkergemisches ein oder das andere Stück daraus sich gerade so abspielen mag.

Für den Kritiker wird es sich bei einer Gestaltung dieser Art in allererster Linie fragen: sind die Typen dieser Nomadenwelt der Gegenwart, sind die Repräsentanten einer Gesellschaft, wie sie erst in der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen recht groß wachsen konnte, richtig getroffen? Und wir müssen sagen: ja. Das ist des Autors Hauptverdienst. Nicht die Begebnisse, in wie bunter

19

Mannichfaltigkeit sie wechseln — führen sie uns ja gar nach Arabien! —, wie lebhaft und spannend sie erzählt sind, nicht sie an sich machen das eigentliche Wesen und den Gehalt des Werks aus; bei allem Reichthum können wir sie nur betrachten als die Folie, aus welcher die charakteristischen Spiegelbilder dieses bedeutsamen Stücks moderner Welt in voller Rundung herausspringen sollen; an den Ereignissen werden die Personen, in ihnen sind sie. Es mahnt uns in dieser Beziehung der vorliegende Roman genau an die prächtige Composition der Harriet Beecher-Stowe: „Die Leute von Old-Town", nur daß die letztere Schöpfung, die dem amerikanischen Leben und ganz ständigen, ja charakteristisch mit ihrem Fleck Erde verwachsenen Generationen entnommen ist, eine bei weitem stärkere Zahl frappanter Grundgestalten aufführt.

Wollen wir in den knappsten Strichen dem Leser einen Begriff geben von dem Wesen und Inhalt unsers Romans, so ergibt sich aus allem Gesagten die Nothwendigkeit, jene Typen sämmtlich herauszuziehen und jeden mit zwei Worten zu kennzeichnen. Wir lassen hierbei die Reihenfolge so stehen, wie der Verlauf der Erzählung sie mitbringt.

Da haben wir den für ein zwecklos herumstreifendes Leben gerade ausreichend bemittelten, unverheiratheten, ziemlich nachlässig sich tragenden Hypochonder, der aller Welt widerspricht, in ewigem Streit mit dem treuesten Freunde lebt, im Herzensgrund aber die redlichste und gutmüthigste Seele ist, die durch besonnene Klarheit und muthiges Eingreifen wesentlich die Lebensschicksale seiner Nächsten aus verworrenen Verhältnissen loslöst und glücklich gestalten hilft. Da haben wir seinen Jugendfreund Strandau, den frischen, lebensfrohen jungen Mann mit schönen innern und äußern Mitteln, der keck und gerade zugreift, vorübergehend einer schönen Kokette zur Beute fällt, dann aber sich loswindet und der glückliche Gemahl einer liebenswürdigen Engländerin wird. Da treffen wir in einer wegen leichtfertiger Liebschaft ihrem Gatten entlaufenen, üppig schönen Weltdame die echte Speculantin der modernen Welt, das Weib der Demi-Monde, das in ihrem Landhäuschen einen Spielclub hält und Courtoisie treibt, wo es rentabel ist. Ihre jüngere Schwester stellt das junge Mädchen dar, das noch halb unschuldig, halb schon von dem Leben seiner Umgebung inficirt ist, das den Formen eines geschminkten Dehors nicht entsagen und auch nicht arbeiten will, deshalb in comfortabler Ehe unterkommen möchte und, als das bereits nicht mehr angeht, dem gleichen leichten Leben verfällt. Da haben wir in Mr. Lesley den echten Engländer nobler Art, aber auch mit dem echtesten Spleen: der Mann ist erst Strandau's Reisebekannter, dann sein Freund und endlich sein Schwager; er hat viel in der weiten Welt erfahren, ist Gastfreund eines arabischen Stammes gewesen, bei dem er gelebt, bis Stammeifersucht ihn vertrieben, hat eine Araberin geheirathet und einen Sohn bekommen, den er nun wunderlicherweise in Europa wiederfindet und pflegt, bis das exotische Pflänzchen dem rauhen Klima erliegt. Zu Anfang unserer Erzählung finden wir ihn mit einer Engländerin verheirathet, aber in höchst düsterer Stimmung, da das unverständige Dazwischentreten der Schwiegermutter die Harmonie der Neigungen gestört hat; lebensüberdrüssig will er sich tödten, wird aber durch das energische Dazwischentreten Strandau's und seiner edelfühlenden Frau, die nun erst recht ihren Mann und seine Herzensbedürfnisse kennen lernt, gerettet und nach Aufhellung aller Misverständnisse einem neuen und recht glücklichen Leben wiedergewonnen. Die Geschichte liefert uns ein sehr interessantes Ehebild ganz im Charakter unserer Zeit. Da steckt in dem sogenannten Grafen von Kurusoff der Industrieritter schlechtester Sorte, der ehemalige Bediente und Croupier einer Spielbank, der allerorten eine Frau mit Geld sucht, spielt und stiehlt, das Haus anzündet, die Bestohlenen, die ihn verfolgen, niederschießen will, schließlich aber zur Ruhe gebracht wird. In der Familie Dirkson ist die heraufgekommene Bourgeoisie von der Sorte der Spezereikrämer gezeichnet, die absolut ein vornehmes Air annehmen will, aber immer etwas nach dem Petroleumfäßchen riecht. Da ist der gemeine Spieler Baron Lestow, der eine schöne, aber arme Frau hat und am grünen Tische nicht blos sein Vermögen durchbringt, sondern um Spielgeld auch die Frau verschachert an ein zweites Exemplar unserer kaufmännischen Welt, den ebenso gemeinen Bankier Markus Glückstadt, der von jenem für seine vollwichtigen Dukaten die unglückliche Frau erhandelt, deren Reize den geldprotzigen Faun bestochen haben. Da ist das junge Offizierchen, der gezierte Graf Hilmersdorf, ebenfalls Spieler und leichtfertiger Lebemann, für den schließlich der Alte, damit er nicht cassirt werde, die Schulden bezahlen muß — ganz modern! Am genialsten nimmt sich das Bürschchen in der gewohnten Situation aus, da es sein in zierlichem Lackstiefel steckendes Füßchen bewundernd streichelt. Da sind zwei alte Jungfern aus Oron la Ville, die leibhaften Petrefacte der Altjungfernzunft vom dicksten kleinbürgerlichen Anstrich; die funfzigjährige jüngere hält sich offenbar noch für heirathsfähig, ihre Stadt hat bereits 500 Einwohner und einen sehr geläuterten Geschmack; es gibt da auch Concerte, und die beiden keuschen Susannen, die wissen, was sie ihrem Stande schuldig sind, wollen beim nächsten erste Plätze nehmen. Da ist endlich in Hans und Albine von Rüderich ein sehr würdiges Literatenpaar, die sich in ihre charaktervolle Fabrikation friedlich so getheilt haben, daß er für die Demokratie, sie für die Aristokratie schreibt und ficht; sie ist verblichen, aber von scharfer Zunge, er der gehorsame Nachsprecher seiner reizenden Hälfte. Die beiden reisen, um Stoffe zu sammeln und, wenn sie solche nicht finden, sie selber zu verfertigen; die Frau hat jedenfalls Talent, denn im Lügen und Intriguiren erweist sie sich recht stark. Die einzige ganz solid und abenteuerfrei durchkommende Persönlichkeit in diesem Chaos der verschiedenartigsten Individuen ist ein lungenschwindsüchtiger hannoverscher Kapitän, der in Montreux weiter nichts mehr zu thun hat als zu husten und zu sterben.

Wir wählen als Probe des Stils und zugleich des gesunden Humors die Stelle, wo der satirische Hypochonder im Tone des vollen Ernstes der literarischen Grazie seine Ansichten über ihr Handwerk auseinandersetzt:

Ich habe nie begriffen, worauf sich Künstler und Schriftsteller so viel einbilden. Nichts weiter sind sie als Arbeiter ums Brot wie der Schuster auch. Ja, der Schuster. Auch der arbeitet fürs Bedürfniß, wird gelobt für einen genialen Stiefel; gelobt wird er sicherlich, wenn auch nicht immer bezahlt, und er verliert seine Kunden, wenn er nach eigener Idee,

ohne der Mode zu folgen und ohne die Hühneraugen zu schonen, reformiren will oder gar die Unverschämtheit hat, seinen verdienten Lohn zu verlangen, anstatt sich an dem bescheidenen Glücke genügen zu lassen, überhaupt für so elegante Leute arbeiten zu dürfen. Daß der eine mit Pech und Leder, der andere mit Papier und Tinte hantiert, macht natürlich keinen Unterschied. Die Menschheit will Bücher lesen, wie sie heutzutage Schuhe braucht: billig vor allem, elegant, modern, bequem und zur Befriedigung der eigenen Eitelkeit. Und im Grunde hat sie auch das Recht, zu verlangen, wie die Arbeit geliefert sein muß, die sie bezahlt. Ist auch demnach ganz in der Ordnung, daß das Publikum die Bücher nur leiht und nicht kauft. Fürs erste sind deren viel zu viel, und dann hört jedes Bedürfniß nach einer bestimmten Lektüre auf, sobald es befriedigt ist, und es ist gerade, als ob man Stiefel kaufte, um sie blos einmal zu tragen und dann in den Schrank zu stellen. Da ist es noch vortheilhafter, barfuß zu gehen. Am besten ist es, es thun sich zwei Schuster zusammen, und sie sorgen jeder in seiner Specialität für verschiedenes Bedürfniß. Da kann es nicht fehlen, der eine macht die feinen Lackschuhe für den Salon, der andere den schweren Juchtenstiefel für das Volk. Das ist praktisch.

Neben dem eben beurtheilten Roman greift am unmittelbarsten in die gesellschaftliche Zeitschilderung folgendes Weltbild aus dem jetzigen Großstadtleben:

2. Das Vermächtniß der Millionärin. Roman von Robert Waldmüller. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es herrscht in der ganzen Erzählung viel Leben und Bewegung, ein förmlich dramatisches Element. Mit Geschick hat der Verfasser das von den Romanschriftstellern so oft gebrauchte und, wo es paßt, immer wirksame Hülfsmittel zur Steigerung des Interesses verwendet, daß er uns mit dem ersten Federzug in die Mitte der spannenden Action hineinversetzt und die Exposition erst im Verlaufe nachholt. Object ist das Schicksal einer polnischen Grafenfamilie, die aus Verschwendung zum Verarmen kommt, nach London reist, um das reiche Erbe einer alten Verwandten zu gewinnen, das ihr entgeht, und nun im Strudel des großstädtischen Lebens die wunderlichsten Schicksale durchmacht, je nach den Anlagen und Neigungen der einzelnen Glieder: der alte Graf, der mitten in seinem Elend an der Ehre seines adelichen Geschlechts festhält, geht in die indische Armee, in welcher er zum höhern Offizier aufsteigt, um nach Jahren in den Schos seiner glücklich wieder zusammengetroffenen Familie zurückzukehren; die wilde Tochter Jadwiga wird Kunstreiterin, schließlich aber Erbin der reichen Starostin, was die ganze Familie wieder reicht macht; die stolze älteste Tochter Theophile, die den mislungenen Versuch gemacht hat, die Armuth der Ihren durch eine Geldheirath zu heben, gibt nach Wiederkehr der günstigen Verhältnisse ihre Hand einem zuvor als Hauslehrer aufgenommenen Polenflüchtling, welcher der Familie die wesentlichsten Dienste gethan, und die jüngste wählt den treuen deutschen Verwalter des väterlichen Gutes; beide werden glücklich.

Ein paar hübsche humoristische Stücke sind folgende: gleich zu Anfang die Vorführung der Bude und zwerghaften Familie des demüthigen Fischkrämers Hooper; die urkomische Scene, da der Kunstreiterjunge Blackmann unter der wunderlichen Doppelumhüllung eines Kaminfegers und eines kleinen Sonnengottes Apoll seiner lieben Jadwiga Besuch abstattet, aber mitten in der Rolle erwischt und fast aus dem Hause spedirt wird; die Beschreibung des echt polnischen Chaos, in dessen Mitte die patriotische Starostin zu London ihren Sitz aufgeschlagen hat, worüber es heißt:

Da die polnischen Hunde, Pferde und Diener der Starostin die Vorübergehenden oft zu neugierigem Stehenbleiben vor ihrem zweistöckigen, schloßartigen Hause veranlaßt hatten, so war die alte Dame gezwungen gewesen, hinter dem Gitter noch einen jetzt wettergrauen Breterzaun aufführen zu lassen, und innerhalb dieser doppelten Schutzwand erfreute man sich in der That nun einer völlig nationalen Ungestörtheit. Es fistulirten denn auch quikende Ferkel in diesem sicher abgegrenzten Bereich, und grunzende, wollige Schweine echt galizischer Stammvaterschaft gaben den kränkelnden Beeten das durchwühlte Ansehen eines von Feldmäusen bewohnten Ackers. Eine Art von Pfuhl, der sich unter dem Traufenzusammenfluß der sämmtlich brüchigen Dachrinnen gebildet hatte, diente einer Heerde von polnischen Fröschen zum Aufenthalt — eine Kapelle, deren Musikübungen bei der in England spärlichen Erscheinung von Fröschen die Straßenjugend der Nachbarschaft nicht wenig belustigten. Durch den Verfall der ehemaligen Wasserkunst war außerdem ein großer Theil des Gartenwaldes zum Sumpfe geworden — ein Sieg der Natur, den die Starostin zur Anlegung einer nationalpolnischen Blutegelzüchtung benutzt hatte, nicht allerdings ohne zuweilen in ihren Zimmern davon belästigt zu werden. Das Haus selbst, seit manchem Jahre weder mit Seife noch mit Scheuerbürste behelligt, hatte im Laufe der Zeit das energisch dunkle Colorit eines Zigeuners angenommen; Rauch und Staub und Sonnenbrand und dazwischen die sanfte Trause eines Nebelregens konnten sich um ihren Beitrag zu dem behaglichen Olivengrün streiten, welches das ganze Gebäude wie ein ehrwürdiges Metalloxyd überzog.

Von der bisjetzt besprochenen Manier weichen etwas ab zwei Werke, die uns im selben Jahre der bekannte und beliebte Schriftsteller Freiherr von Bibra gebracht hat; es sind überwiegend Familienromane, von denen der eine überdies weiter in der Zeit zurückführt.

3. Erb- und Liebeshändel. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1871. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

4. Die ersten Glieder einer langen Kette. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1871. 8. 4 Thlr.

Wenn je eine Schrift ihren Titel zutreffend gewählt hat und ihm Schritt für Schritt entspricht, so ist es der erste dieser zwei Romane; es sind wirklich die reinsten „Erb- und Liebeshändel“, die da vor unsern Augen abgesponnen werden. Der junge Professor Bruno Dither tritt uns gleich zu Anfang als Erbe eines Oheims entgegen — eine recht angenehme Situation, die nicht jedem Professor und namentlich nicht jedem in seiner blühenden Jugendzeit begegnet. Nach einem kleinen Liebesgetändel mit einer Miterbin knüpft er mit einem armen adelichen Fräulein ein ernsteres Verhältniß an, das zwar für den Augenblick noch ohne Ergebniß bleibt, aber später nach mancherlei Zwischenfällen zu einer um so glücklichern Ehe führt. Das ernsteste dazwischenspielende Lebensereigniß ist die auftauchende Leidenschaft für eine angebliche Künstlerin, die aber mit ihrem als Oheim ausgegebenen Begleiter van Drosten ein Leben des Betrugs führt und den jungen unerfahrenen Mann so sehr in die Tinte bringt, daß er eine erhebliche Summe Geld verliert, welches er auf sein Erbe hin der schönen Unbekannten zu Liebe entlehnt hat, vorübergehend seine Stellung aufgeben und

fliehen muß und beinahe in eine Criminaluntersuchung wegen Banknotenfälschung verwickelt wird.

Bis dahin hat sich der Autor rund und klar auf dem Boden des realen Lebens bewegt, nach dessen ganz einfacher Beobachtung Personen und Verhältnisse gezeichnet scheinen, wie sie uns möglicherweise im Alltagsverkehr entgegentreten, mit unsern eigenen Lebensbeziehungen sich verflechten. Von da ab fällt der Roman in eine stark veränderte Tonart hinein, in die des wirklich romanhaft Erdichteten; es sind nicht mehr die einfach überschaubaren Verhältnisse, wie das Leben sie auf- und auseinander folgen zu lassen liebt, es sind künstlich componirte Personen- und Situationsbilder. Diese vollständige Wendung beginnt mit dem Ende des zweiten Bandes, da der Flüchtling in das etwas seltsame Haus eines Gutsbesitzers Heldenschlag eingeführt wird, das nach allem, was wir davon hören, von seinem Besitzer zu der eigenthümlichen Ehrenstellung erhoben worden ist, von Zeit zu Zeit Aufenthaltsort etwas zweifelhafter und so oder so mit der öffentlichen Moral auf gespanntem Fuße lebender Personen zu sein, die sich da einer allzu nahen Berührung mit der Staatspolizei entziehen. Dieser Heldenschlag ist nach all seinem Thun und Reden ein fingirtes Original, und dem entsprechen auch die andern Hausbewohner. Der seltsamste ist der Señor Huidobro, der sich für einen Spanisch-Amerikaner ausgibt und in diesem Lande eine an wechselvollen Erfahrungen reiche Reihe von Jahren zugebracht hat. Das rein Romanhafte nun ist dieses, daß dieser Señor jenseit des Meers mit dem vorhin genannten van Drosten soll zusammengetroffen sein, der ihn auf schurkische Weise beraubt hat; daß ferner dieser Schurke nebst der sein Opfer gewordenen Begleiterin sich eben jetzt, wegen Fälschung flüchtig, in einer alten Burgruine nicht weit von Heldenschlag's Besitzthum versteckt hält, eines Tags von Huidobro erkannt und unablässig verfolgt und endlich durch die beiden Geschädigten gefangen genommen wird, alles das mit der gewohnten Beithat an phantastischen Glücksritter- und Räuberabenteuern, wobei der Professor als Hauptheld hervorgeht; daß endlich unser Huidobro sich entpuppt als der Vater jenes armen adelichen Fräuleins Juliane, ein deutscher Ritter, der sich durch etwas leichte Wirthschaft um das Vermögen gebracht, deshalb ausgewandert ist und nun als reicher Mann wiederkehrt. Natürlich werden Juliane, die einzige Erbin, und Dither jetzt ein glückliches Paar, und der obligate Ausgang ist gefunden.

Jene Differenz in der Haltung, den treibenden Motiven und dem Gang der thatsächlichen Entwickelung, wie wir sie zwischen den beiden Theilen des Romans glaubten constatiren zu sollen, ist allerdings nicht stark genug, um dem flüchtigen Romanleser erheblich aufzufallen, wol aber muß der Kritiker davon Notiz nehmen, und er kann sich nicht enthalten, darin ein etwas unorganisches Element zu erkennen. Unser Autor fügt, oft in recht gesund humoristischer Weise, über allerlei, was ihm gerade unter die Hand kommt, eine nicht geringe Zahl allgemeiner Lebensbetrachtungen ein, die sich gar nicht übel lesen, zumal sich hinter dem kernigen Humor ohne Zweifel viel Gemüth birgt. Wir wissen nicht, ob es absichtlicher Spott auf das Treiben des industriellen Literatenthums ist, wenn der angehende Literat Kolmann seiner Geliebten, die eine Schneiderin ist und auch gern einmal eine rührende Erzählung fabriciren möchte, den von ihr verlangten Stoff gibt in der Gestalt von Hemden mit besonderm Schnitt für die vier Jahreszeiten, um daraus eine „Weißzeugnovelle“ zu fertigen, die von noch nicht dagewesener Erfindung sei, nichts von Religion und Politik enthalte, kurz werde, etwa ¼ Bogen stark, und doch Stoff zu einem ganzen Roman enthalte, endlich ganz besonders spannend sei, womit alle Hauptforderungen erfüllt seien, die man jetzt an eine Erzählung stelle. Soll das Persiflage auf das Handwerk sein, so trifft sie.

Eine der allerbesten Scenen nach dem Leben mit glänzend zutreffender Wahrheit ist jene Klatschgeschichte über den jungen Professor, welcher der unbekannten schönen Künstlerin den Hof macht. Zur Charakteristik genügt schon der Titel: „Vom kleinen Drachenbund im Kaffeegarten und andern ihm verwandten Seelen.“ Noch bezeichnender ist die Benennung der schönen Seelen aus höherer und niederer Kategorie, deren Medisance sich in christlicher Liebe über den Nächsten ergeht. Da haben wir aus höhern Schichten zwei Hofräthinnen, die Kratzeisen und die Treffer, die eine natürlich fromm, ferner die Frau Professorin Dr. Stahlhase und die Frau Privatdocentin Dr. Schmal; nehmen wir nun den ganzen Quark und Klatsch der feinen Damen am Kaffeetisch, und zur besondern Illustration den Hrn. Schmal selber, der nachts mit dem Fernrohr auf dem Wall herumspazirt und dem ihm vorgezogenen Collegen ins Fenster guckt, um ihm nach dieser zartsinnigen Beobachtungsweise eins anzuhängen — nehmen wir all das, und die Sauce ist fertig. Dazu kommt als Pendant aus den niedern Schichten das höchst erhabene Kleeblatt: die Frau Universitätspedell Munk, die Frau Isabella Marie Gerstenpöcker, chemische Dienerin, und die Frau Kehrfrau und Ofenheizerin Dorel. Uebrigens halten sich die beiden nobeln Frauenkreise vollständig die Wage. Wem in beiden schlangenzüngig zugespitzten Kaffeeconversationen nicht die ganze Schönheit des wohlwollenden Gesellschaftsklatsches, wie er sich in kleinen Städten am breitesten macht, so recht herzerhebend zum Bewußtsein käme, der müßte wenig Sinn haben für „alles Hohe, was Menschenbrust bewegt“.

Der zweite Roman desselben Autors: „Die ersten Glieder einer langen Kette“, weist das Eigenthümliche in der Construction auf, daß in der durch drei Jahrhunderte hindurchgeführten Erzählung zwei vollständig gleiche Eheringe die durchgehende Maschinerie bilden, und zwar in der Art, daß sie jedesmal durch allerlei aus Verwechselung entstandene Complicatonen in der Familie, der sie angehören, Verwirrung anrichten, die sich zu gutem Ende in Frieden und Eintracht auflöst; damit schließt je ein Band das Schicksal der von ihm behandelten Generation ab. Es ist übrigens nicht Schicksalstragödienmanier, da sich die Dinge jedesmal ganz rationell auflösen.

Der erste Band führt uns in die unseligen Zeiten gleich nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs und erzählt denn auch richtig zu Anfang von Wegelagerern und einem nächtlichen Raubanfall. Margarethe Waldreich, die Tochter eines reichen Kaufmanns, wird, als sie von einem Liebeswerk heimkehrt, überfallen und bestohlen, aber durch den jungen Herrn Georg Frischmuth, der eben

ins Geschäft ihres Vaters einzutreten sich anschickt, aus den Händen der Strolche befreit. Die Gerettete und der Retter verlieben sich. Nach mehrfachen Verwickelungen, verursacht durch einen der fatalen Ringe, wobei der arme Georg gar in den Verdacht des Diebstahls kommt, werden nicht nur die Zwei ein Paar, sondern zwei andere Liebespaare aus den ihnen nächsten Personen werden glücklich vereint, und so schließt die Geschichte zu allgemeiner Befriedigung.

Ueber ein Jahrhundert später wickelt sich die zweite Familienaffaire ab. Die junge Esther Ehrbach, der eine reiche Tante gern einen wohlbetagten und wohlhabenden Eheherrn aufschwatzen möchte, hat ihr Herz schon dem jungen Förster Gottfried von Hertendorf verschenkt. Die Tante wird von einem hergelaufenen Fremden unter mysteriösen Experimenten in den Orden der Rosenkreuzer aufgenommen, mit andern Worten um eine tüchtige Geldsumme geprellt und heirathet zur Beruhigung den Hofrath Lämelius, den sie zuerst auf komische Liebeswerbung um ihre Nichte hat dressiren wollen, während der gute zahme Mann in richtigerer Berechnung des passenden Alters die Tante nimmt. Natürlich werden die jungen Leute, die sich ob ungerechtfertigter Eifersucht getrennt, wieder friedlich zusammengebracht, wobei zur Ver- und Entwickelung die beiden Ringe mitspielen. Diese Partie des Romans ist überwiegend humoristisch, und nicht blos die Liebeswege des steifen Herrn Hofraths, sowol um der ihm octroyirten Jungen möglichst sorglich auszuweichen, als um seine ältere Flamme zu gewinnen, nehmen sich im höchsten Grade komisch aus, nein, auch das Leben überhaupt spiegelt sich ganz überwiegend von seiner natürlich heitern und jovialen Seite. Die ergötzlichste Figur ist übrigens der pensionirte Subrector Schwägerlein, ein Antiquitätennarr, im Verkehr erstlich mit seiner Haushälterin Siebenkopf, einem sorgsamen Hausteufel, die dem alten Herrn ob seiner dummen Liebhabereien unerbittlich den Kopf wäscht, zweitens mit dem betrüglichen Antiquitätenhändler Zündel, der seine theuere Waare selber verfertigt und die Götter- und Götzenbilder mit dem obligaten Roste des Alterthums ausstaffirt. Narren und Schwindler spielen in dem trefflich real gehaltenen Lebensbilde die erste Violine.

Der dritte Band führt uns in die unmittelbare Gegenwart, mitten ins industrielle Zeitalter. Julius von Hertendorf, der Enkel Gottfried's und Esther's, büßt bei einem großen Fabrikunternehmen sein Vermögen ein, fällt in die Hände der Wucherer, kommt arm und krank in die Stadt, wo eine arme Magd Helene als barmherzige Samariterin an ihm handelt. Danach wird er Forstgehülfe in einem einsamen Waldforsthause, das einer Bande von Verbrechern, die alle eine mehr oder minder dunkle Vergangenheit haben, als Hauptsammelplatz ihres schwunghaft betriebenen Schmuggels dient. Bei einem Hauptschlage wird die ganze Bande gefangen genommen, Julius selber, da beim gleichen Anlasse sein wucherischer Creditor Siebenkopf umgebracht worden, als verdächtig verhaftet; aber Helene, die sich als Enkelin und reiche Erbin des Siebenkopf entpuppt, macht ihn durch ihre Aussagen frei und zugleich zum glücklichen Gemahl. Die Dinge in diesem Bande spielen, eine Reihe vollständig einfacher und klarer Zeit- und Gesellschaftszeichnungen ausgenommen, durchweg sehr stark ins Romantische hinein.

Wollen wir die humoristische Ausdrucksweise, in der sich Ernst von Bibra vorzüglich ausnimmt, an einem der sprechendsten Kapitel kennen lernen, so nehmen wir Stücke aus einer komischen Betrachtung zu dem alten guten Erfahrungssatze: der Mensch steckt seine Nase in alles hinein. Nachdem wir gehört, wie er die Sterne und Sternhaufen belästigt und beschnüffelt, heißt es da weiter:

Nicht minder beschwerlich fällt er den Kometen. Er geht denselben nach auf Schritt und Tritt, was niemand angenehm ist; er berechnet ihren Lauf, und während er ihnen in der Nähe der Sonne eine an Raserei grenzende Schnelligkeit und Hast beilegt, wirft er ihnen am andern Ende ihrer Bahn geradezu Faulheit vor, einigen wenigstens, für welche er 10 Fuß in der Secunde berechnet hat, den dritten Theil unserer Eisenbahngeschwindigkeit. Aergert sich dann der Komet über dergleichen und erscheint, wie es häufig vorkommt, nicht zu der berechneten Zeit wieder, so sagt man ihm allerlei schlechte Dinge nach für die Zeit, in welcher er den Astronomen aus den Augen gekommen; Dinge, welche seinen moralischen Charakter in einem höchst unvortheilhaften Licht erscheinen lassen, indem man von allerlei Anziehungskräften spricht, welche muthmaßlich draußen im Raume auf ihn eingewirkt haben könnten, Bekanntschaften mit andern Sonnen u. dgl. mehr, kurz, man verdächtigt seine vielleicht vollkommen legale Abhaltung auf alle mögliche Weise. ... Was den Mond betrifft, so ist der Mensch gegen denselben am allerzudringlichsten. Weil der Unglückliche weder Luft noch Wasser besitzt und deshalb nicht die Ehre haben kann, menschenähnliche Subjecte auf sich zu beherbergen, so nennt er denselben einen ausgebrannten Klumpen, scheut sich aber deshalb doch nicht, ihm unaufhörlich mit seinen Fernröhren in die Fenster zu gucken und das bischen vulcanische Wirthschaft zu mustern, welches droben betrieben wird. Dabei aber fehlen wieder allerlei schlimme Nachreden nicht. Er soll die Ebbe und Flut bewirken, etwas, von welchem wir wenigstens, nebenher gesagt, ihn freisprechen. Er soll Steine in unsern irdischen Paradiesgarten werfen, welches indessen heutzutage auch als eine nichtige Theorie betrachtet wird. Schlaue Leute haben ihm schuld an den Erdbeben gegeben, welche die deutschen Vaterländer in neuerer Zeit in Schrecken versetzten, und noch schlauere haben es geglaubt. Wenn es endlich hier und da bei einem Erdenbewohner ein wenig rappelt, so findet man die Ursache dieser zeitweiligen Verrücktheit nicht in den mehr oder weniger vortrefflichen irdischen Zuständen, im häuslichen oder auswärtigen Glücke, sondern man sucht sie im Monde und nennt den Betreffenden mondsüchtig.

Der letzte unserer Romane, mit Unrecht als Erzählung eingeführt:

5. Ein starkes Herz. Erzählung von T. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

spielt eigentlich in keiner bestimmten Zeit; diese Lebensschicksale und Herzensstimmungen passen in alle Zeitalter und alle civilisirten Völker; gleichwol ist die Haltung entschieden modern. Er zeigt in seinem Aufbau zu allernächst eine auffallende Eigenschaft, welche wir als Constructionsfehler bezeichnen müßten; es ist diese, daß er nicht, wie sich nach dem Titel erwarten läßt, einen Helden in seiner Herzensentwickelung als Centrum der Handlung hinstellt; ja wir werden die vollen zwei Bände hindurchgeführt bis auf das letzte Dutzend Seiten, ehe nur irgend die dem Titel entsprechende Entfaltung der Dinge ihren Anfang nimmt, und wenn wir zu Ende allerdings nicht mehr im Zweifel sein können, wer denn das starke Herz sei, wenn wir uns denn auch vergegenwärtigen, daß

Dora, das zarte Weib, durch eigenartige Lebensverhältnisse hindurchgeführt, in der That den Mittelpunkt der Gestaltung bilde: so ist uns das eben erst am Schlusse klar geworden; wir mußten, um mit dem Object ins Reine zu kommen, bis auf den letzten Satz lesen, und wir können nicht anders als in diesem Umstand eine Art organischen Fehlers herausfinden. Die Construction trägt ferner eine Art Wiederholung in sich; die Aeltern Dora's führen eine Ehe, welche an edelstem Herzensglück als Vorbild und Vorspiel derjenigen der Tochter gelten kann und gleichfalls durch jähen Tod gelöst wird, um ganz ebenso einer unvergeßlichen Trauer Platz zu machen; wir haben eigentlich zwei starke Herzen, denn die Mutter ist in allen Stücken, in ihrem Geschick und ihrer Haltung zu demselben, in ihrem Denken und Handeln das perfecte Musterbild der Tochter.

Im Fernern entpuppen sich alle mithandelnden Personen ohne Ausnahme, selbst zwei anfänglich etwas dämonisch angelegte Naturen, als bedeutend und nobel gefaßte Charaktere: das ist das purste Ideal einer gutmüthig schwärmenden Phantasie, die vollständig absieht von allen Erbärmlichkeiten des Geistes und Charakters, die sich im Leben breit machen und — reussiren. Viel allerdings, recht viel spielt nach der Wirklichkeit mit, wie sie sich eben gestaltet; die Schicksale zeigen mehr Realität als die Personen. So ist eine der besten und zugleich der kennzeichnendsten Partien jene Episode, da Dora als Schützerin der Armen eingeführt wird, und wir treffen da eine Scene aus dem Leben der Armen und Elenden, die aufs lebendigste spricht und dem ernsten Genremaler ein Bild voll tiefer Innigkeit und Wahrheit bieten möchte.

Der Gang des Ganzen hält sich in gewisser epischer Ruhe mit starkem lyrischen Beischlag; es erscheint ein einziger Moment gegen das Ende, der in dramatisch gesteigerter Bewegung vorschreitet.

J. J. Honegger.

Zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs.

Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Von Arnold Schaefer. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Vom Anfange des Jahres 1758 bis zur Eröffnung des Feldzugs von 1760. Berlin, Hertz. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit gespannten Erwartungen sahen wir der Fortsetzung des ausgezeichneten Werks entgegen, dessen ersten Band wir in Nr. 9 d. Bl. f. 1869 angezeigt haben, und diese Erwartungen sind in der vorliegenden ersten Abtheilung des zweiten Bandes im hohen Grade erfüllt worden. Beim Beginn seiner Arbeit waren dem Verfasser noch die französischen und österreichischen Archive verschlossen, seitdem ist es ihm vergönnt worden, sie zu benutzen, in Paris durch die Verwendung des preußischen Geschäftsträgers Grafen Solms-Sonnenwalde, in Wien durch den als Historiker rühmlichst bekannten Archivdirector Ritter von Arneth. So konnte er nach dem Originale aus dem kaiserlichen Haus- und Staatsarchiv den bisher völlig unbekannten geheimen Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich vom 31. December 1758 veröffentlichen und aus der Correspondenz der kaiserlichen Gesandten zu Petersburg und Paris neue Aufschlüsse namentlich über den Sturz der Minister Bestuschew und Bernis geben. Andere Actenstücke über die unter sardinischer Vermittelung zwischen dem englischen und französischen Cabinet gepflogenen Friedensverhandlungen verdankt der Verfasser dem Generaldirector der königlich italienischen Archive zu Turin, Castelli, wie er auch von wichtigen Schriftstücken, betreffend die Verhandlungen zwischen Hannover und Preußen, durch den Archivrath Grotefend in Hannover Copien bekommen hat.

Nach diesen Mittheilungen kann der Leser beurtheilen, was ihm der vorliegende Band Werthvolles bieten wird. Das Hauptgewicht legt der Verfasser selbst auf die actenmäßige Darstellung der europäischen Politik, womit jedoch die Schilderung der kriegerischen Ereignisse, welche sie bedingten und entschieden, Hand in Hand geht. Wir sind vollkommen damit einverstanden, und die besten Kriegsgeschichtschreiber haben ihren Stoff so behandelt. Die Kriegführung wird immer durch die Politik bestimmt; in allen Kriegen zeigen sich zwar große Momente, wo der rein militärische Zweck, die Niederwerfung des Gegners durch Waffengewalt, ohne sich durch politische Rücksichten beirren zu lassen, ganz in den Vordergrund tritt, aber dadurch wird auch in den meisten der politische Zweck des Kriegs, daß sich der feindliche Staat dem Gebote des Siegers fügen muß, zugleich erreicht.

Die erste Abtheilung des zweiten Bandes enthält das vierte und fünfte Buch des ganzen Werks. In dem vierten wird das Jahr 1758 dargestellt; die Abgrenzung der acht Kapitel ist dem Stoffe durchaus entsprechend. Das erste schildert die politischen Verhältnisse. Der wiener Hof hatte die Unterscheidung zwischen dem Könige von England und dem Kurfürsten von Hannover in der Hoffnung festgehalten, sich mit der hannoverschen Regierung zum Schaden Preußens zu vertragen. Darum war dem hannoverschen Gesandten trotz aller Beschwerden des französischen Botschafters gestattet worden, auch nach dem Bruche mit England in Wien zu bleiben. Erst nach Aufkündigung der Convention von Kloster Zeeven mußte er sich entfernen. In Rußland trat der Sturz Bestuschew's ein, der zunächst eine Folge des Abzugs der russischen Armee aus Preußen war. Indessen ergab die Untersuchung noch ganz andere Dinge: Beeinflussung und Fälschung der gesandtschaftlichen Berichte, Unterschlagung von Staatsgeldern u. s. w., und so wurden auch andere Mitschuldige verhaftet und bestraft, nur die Urheberin der Verschwörung, die Großfürstin Katharina, blieb verschont. Sie wartete ab, bis der Sturm sich gelegt hatte, und wußte endlich die Kaiserin Elisabeth durch Thränen und fußfällige Betheuerungen zu begütigen. „So verlief die erste Verschwörung, bei welcher Katharina im Spiele war. Aber das Feuer glimmte unter der Asche fort. Mit der Zeit sollten Rußland sowol als Polen der Herrschsucht dieser ebenso sinnlichen und leidenschaftlichen

als schlauen und entschlossenen Frau zu Füßen liegen." Wir dürfen unsern Lesern wol nicht erst sagen, daß hier die spätere Kaiserin Katharina II. geschildert ist.

Die Russen, jetzt unter Fermor, rückten nun wieder in das wehrlose Preußen ein, am 22. Januar 1758 hielt der Obergeneral unter dem Geläute der Glocken seinen Einzug in Königsberg, am 24., dem Geburtstage des Königs, ließ er der Kaiserin und dem Großfürsten-Thronfolger den Eid der Treue schwören, in den nächsten Wochen von den übrigen Städten Preußens, den Aemtern und der Ritterschaft. Mit der Besitznahme von Preußen kam ein Stillstand in die Bewegungen der russischen Armee, es sollte erst abgewartet werden, was die andern thäten. Maria Theresia rüstete mit aller Macht, sie legte aber den größten Werth darauf, ihre Verbündeten zum Schutze ihrer Erblande mitwirken zu lassen. Der französische Hof hatte sich schon im ersten Vertrage von Versailles verpflichtet, ein Hülfscorps von 24000 Mann nach Böhmen zu schicken, jetzt drang die Kaiserin darauf; den russischen Hof ersuchte sie um ein solches von 30000 Mann, das schleunigst durch Polen nach Mähren marschiren sollte. Beide Höfe versicherten ihre Bereitwilligkeit, dabei blieb es aber. Mit schwerem Herzen entschloß sich die Kaiserin, ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, das Obercommando abzunehmen; das allgemeine Urtheil hatte sich aber zu entschieden über seine Unfähigkeit ausgesprochen. Gleichzeitig wurde Nadasdy entlassen, einer der tüchtigsten Generale der Armee, der Liebling der Reiterei: man konnte es ihm in der Hofburg nicht verzeihen, daß er dem Prinzen nach der Schlacht von Leuthen derb und unumwunden seine Meinung ausgesprochen hatte, und selbst Daun's spätere Bitte, ihm diesen erprobten Mann an die Seite zu setzen, wurde von der Kaiserin abschlägig beschieden. Dagegen fand man für die Reichsarmee einen Befehlshaber, wie man ihn brauchte, in dem Prinzen Friedrich Michael von Zweibrücken; hier wirkten auch geheime religiöse Gründe mit, er war ein Convertit, und es galt, auch seinen Bruder, den regierenden Pfalzgrafen, dem evangelischen Bekenntniß abwendig zu machen, was vereinten Bestrebungen der stammverwandten Kurfürsten von der Pfalz, Köln und Baiern endlich gelang.

In Frankreich war aber, seitdem die kaiserliche Armee bei Leuthen geschlagen und aus Schlesien vertrieben war, und Richelieu das Gebiet der Elbe aufgegeben hatte, die eitle Hoffart des Ministeriums in Furcht und Kleinmuth umgeschlagen. Bernis, der eigentliche Träger der neuen französischen Politik, gab sich nach allen Richtungen schrecklichen Besorgnissen hin und sah keine andere Rettung, als die Hand zum Frieden zu bieten. Da er das aber wegen der Pompadour und des Königs nicht geradezu thun konnte, so brachte er es nicht weiter als zu halben und zweideutigen Schritten, welche zu keinem Resultat führten. Trotz der Erkenntniß, daß Frankreich schwer geschädigt werde, fuhr Ludwig XV. fort, dem deutschen Kriege Opfer auf Opfer zu bringen. Er nahm 10000 Mann neugeworbene Sachsen, die man wegen der Capitulation von Pirna nicht unmittelbar gegen Preußen verwenden wollte, in Sold; auch die Würtemberger, „da der Kaiserin an diesen ketzerischen und meuterischen Truppen nichts gelegen war", wurden der französischen Armee überwiesen. Der Rückzug derselben über den Rhein wird im zweiten Kapitel erzählt; das dritte enthält den Einfall Friedrich's in Mähren, die Belagerung von Olmütz und den Zug des Prinzen Heinrich nach Franken. Der Schrecken ging hier vor den Preußen her, doch konnten sich die fränkischen Reichsstände aus Furcht vor Oesterreich nicht zur Neutralität entschließen. Nur Baiern machte Miene, trotz der hohen Gnadengehalte, welche der Kurfürst von Versailles empfing, sich vom Reichskriege zurückzuziehen. Frankreich übte indessen auf die deutschen Reichsstände, die sich in seine Dienstbarkeit begeben hatten, einen solchen Druck aus, daß sich auch Baiern ihm nicht entziehen konnte.

Jetzt erschienen die Russen an der Oder, Friedrich mußte die Grenzen Böhmens verlassen, um Brandenburg vom Feinde zu befreien. Die Schlacht bei Zorndorf lesen wir im vierten Kapitel, in den beiden folgenden die übrigen Kriegsereignisse des Jahres, auch die zur See und in andern Erdtheilen; sie sind klar und übersichtlich dargestellt und die einzelnen Waffenhandlungen gut geschildert. Das siebente Kapitel betrachtet die Ergebnisse des Jahres 1758, die Verhandlungen des Reichstags und der gegen Preußen verbündeten Cabinete sowie den Rücktritt des Cardinals Bernis vom auswärtigen Ministerium. Preußens Macht war ungebrochen, die Offensive Friedrich's zwar gescheitert und Daun bei Hochkirch siegreich gewesen, aber gerade diese Niederlage bewies im Verlaufe der fernern Operationen der erstaunten Welt die Ueberlegenheit der preußischen Kriegszucht und die Feldherrngröße des preußischen Königs. Auch der Besitzstand hatte sich durch die von Ferdinand besetzten westfälischen Bisthümer, welche den Verlust von Preußen reichlich aufwogen, und durch die überseeischen Eroberungen der Engländer verbessert. Am Reichstage wurden auf Antrag Kurbraunschweigs die Achtsmandate gegen Preußen durch ein Conclusum Corporis Evangelicorum nach der Reichsverfassung für null und nichtig erklärt. Dem wiener Hofe kam das sehr ungelegen; er ließ den Feldmarschall Seckendorff eine Rundreise machen, um bei den Reichsfürsten den Eifer für den Krieg zu wecken; Friedrich war aber nicht gesonnen, den alten Ränkeschmied in seinem Bereiche zu dulden, er ließ ihn auf seinem Gute Meuselwitz in Altenburg schnell aufheben und nach der Festung Magdeburg bringen, wo er erst im folgenden Jahre gegen Zahlung von 10000 Fl. und Entbindung des Prinzen von Dessau von seinem als Gefangener bei Hochkirch gegebenen Ehrenworte, freigelassen wurde. Der Papst nahm entschieden Partei gegen Friedrich, er verlieh Maria Theresia und ihren Nachfolgern in Ungarn den Titel „Apostolische Majestät", erhob Bernis zum Cardinal und schenkte Daun einen zum Kampfe gegen die Ungläubigen geweihten Hut und Degen: zu handgreifliche Beweise, welche Bedeutung die römische Curie dem Kampfe gegen Preußen beilegte. Dagegen entstanden zwischen dem französischen und wiener Hofe Schwierigkeiten, welche nur durch den Sturz Bernis' gehoben werden konnten. Dieser war auf sein Friedenswerk zurückgekommen und machte vor allem dem wiener Cabinet dahin zielende Propositionen, welche jedoch mit Unmuth

zurückgewiesen wurden. Maria Theresia sagte dem Gesandten Choiseul-Stainville gerade ins Gesicht: „Meine Zusicherung, daß ich dem Könige treu verbunden bleiben will, muß Euch freuen, denn der Stand Eurer Angelegenheiten in Europa und in Deutschland ist so verrufen, daß, wenn Ihr mich nicht hättet, so hättet Ihr glaube ich niemand." Das bloße Wort: Friede mit Preußen, versetzte die Kaiserin in die heftigste Leidenschaft. Bernis' Stellung bei der Pompadour war nun unhaltbar geworden, er trug darauf an, das auswärtige Ministerium Choiseul zu übertragen, neben welchem er seinen Platz im Conseil und Antheil an der Leitung der Geschäfte zu behaupten hoffte. Noch zögerte der König. Da kam der Bericht aus Wien, daß die russische Kaiserin den Grafen Esterhazy beauftragt habe, zu schreiben, sie werde ihren letzten Rubel und letzten Mann an die Vernichtung des Königs von Preußen setzen. Das gab den Ausschlag.

Ludwig XV. wollte kein schlechterer Freund der Kaiserin-Königin sein, als die Zarin, er bewilligte Bernis' Antrag. Ein neuer geheimer Vertrag mit Oesterreich wurde geschlossen, der seinen wichtigsten Bestimmungen nach im achten Kapitel analysirt und in den Beilagen wörtlich mitgetheilt wird.

Das fünfte Buch beginnt mit den Einleitungen zum neuen Feldzuge. Die Stimmung des Königs Friedrich war trübe. Der frohe Muth, mit welchem er sonst über die Drangsale des Kriegs sich hinwegsetzte, war von ihm gewichen, der Tod seiner Schwester und so mancher ihm vertrauten Waffengefährten, die Verheerung seiner Lande und die Fortdauer des Kriegs ohne die geringste Aussicht auf einen baldigen Frieden lasteten schwer auf seiner Seele. Er wurde bitterer und härter, sein Auge blickte strenger, sein Antlitz ward von tiefen Furchen durchzogen. „Ich bin dieses Lebens sehr müde", schrieb er an d'Argens, „der Ewige Jude war es weniger als ich." Trotzdem konnte der englische Gesandte Mitchell berichten: „Es ist unmöglich, die körperliche und geistige Anstrengung zu schildern, der sich dieser Heldenkönig täglich unterzieht." Es gelang ihm, seine Armee wieder ansehnlich zu verstärken und die Kosten für den nächsten Feldzug zu decken, der für ihn der unglücklichste des ganzen Kriegs werden sollte. Die Ereignisse desselben werden in den folgenden Kapiteln erzählt; der Verfasser hat dazu, was Laudon betrifft, die neueste Biographie dieses Feldherrn von Wilhelm von Janko (Wien 1869) benutzt, aus der wir manches Interessante, besonders auch Laudon's Urtheil über die russischen Feldherren, mit denen er sich bekanntlich nicht über die Benutzung des Siegs bei Kunersdorf einigen konnte, erfahren. Er hielt Fermor, der mit großer Selbstverleugnung bei der Armee, die er selbst befehligt hatte, unter Soltikow eine Division commandirte, „für einen geschworenen Feind Oesterreichs", aber doch für den einzigen, von dem zweckmäßige Maßregeln ausgingen. Ueber die preußischen Heerführer am Schlusse des Feldzugs sagt unser Werk:

> Auch gegen die Führer ward Friedrich verschlossener, bitterer, gebieterischer, als es früher seine Art war. Von den Generalen, welche ihm besonders nahe gestanden, war einer nach dem andern vom Tode weggerafft oder dienstunfähig oder gefangen. Unter den Uebriggebliebenen bildeten manche erst jetzt ihre Gaben glänzend aus, aber in der Mehrzahl, von den höchsten Generalen bis herunter zu den Subalternen, entwickelte sich ein Geist der Unzufriedenheit und des Widerspruchs. Sie schlugen sich tapfer und gaben ihr Leben preis, sie befolgten die Befehle des Königs pünktlich, sie zitterten vor seinem Zorne, aber seltener wurde der freie Dienst, der sich nicht damit begnügt, dem Buchstaben nachzukommen, sondern in den Geist der auferlegten Pflicht eindringt und sich nicht der eigenen Verantwortung zu entziehen sucht, sondern sie auf sich nimmt, wo das gemeine Beste es fordert. Statt dessen kam ein kleinliches Meistern auf, eine hochmüthige Tadelsucht, ja eine heimliche Schadenfreude, wenn dem Könige etwas misglückte. Das Beispiel dazu gab Prinz Heinrich.

Wir haben selten eine richtigere Charakteristik gelesen. Die letzten Kapitel wenden sich wieder der Politik der Zeit zu und gewähren manchen überraschenden Einblick in das Getriebe derselben. Karl III., durch den Tod seines Bruders Ferdinand von dem Throne von Neapel auf den von Spanien berufen, trat als Friedensvermittler auf und führte gegen England eine ziemlich stolze Sprache, die jedoch Pitt mit Würde zurückwies. England und Preußen waren indessen bereit, die Hand zum Frieden zu bieten, sie trugen mittels einer am 25. November 1758 zu Ryswijk den Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Rußland eingehändigten Declaration den kriegführenden Mächten einen Friedenscongreß an. Bekanntlich kam es nicht dazu, aber es ist interessant, den Ursprung und die Wirkungen dieser Declaration zu lesen. Wirkungslos für den europäischen Frieden ward das Anerbieten durch die Ereignisse des 20. November 1759, einerseits Hawke's Sieg über die französische Flotte bei Quiberon, welcher auch die letzten Wolken einer Gefahr der Invasion für die britischen Inseln zerstreute, andererseits die Capitulation des Finck'schen Corps bei Maxen, welche einen tiefern Eindruck machte als irgendeine frühere Niederlage Friedrich's und die Auflösung der preußischen Armee anzukündigen schien. Denn die beiden Kaiserinnen glaubten sich nun der Rücksicht auf Frankreich überhoben, das kein besonderes Gewicht für den Frieden mehr in die Wagschale werfen konnte. Choiseul betrachtete die künftige Machtentwickelung Oesterreichs mit Mistrauen, nicht geringere Sorge machten ihm die offenkundigen Vergrößerungsplane Rußlands, welche eine Gefahr für Polen, Schweden und Dänemark, die natürlichen Verbündeten Frankreichs, in sich schlossen; er konnte also nicht die Hand dazu bieten, bemühte sich vielmehr um einen Separatfrieden mit England, doch führten die geheimen Unterhandlungen im Haag zu nichts. Dagegen schlossen Rußland und Oesterreich geheime Verträge, welche dazu angethan waren, Rußlands Herrschaft in der Ostsee zu besiegeln; was davon verlautete, erfüllte den Hof zu Kopenhagen wie alle patriotisch gesinnten Männer in Polen und Schweden mit Schrecken. Das letzte Kapitel bespricht diese Verträge und die Entfremdung der österreichischen Verbündeten, welche trotz der persönlichen Neigungen Ludwig's XV. und der Kaiserin Elisabeth um sich griff, und sagt zum Schlusse:

> Maria Theresia und Kaunitz beharrten bei dem Vorsatze, Friedrich den Großen zu verderben. Aber nach wie vor hielten sie die österreichische Macht nicht für stark genug, allein mit raschen vernichtenden Schlägen diesen Zweck zu erreichen,

sondern die Mitwirkung der fremden Heere blieb die Grundlage ihres Systems. Darin lag die Rettung Friedrich's des Großen und des preußischen Staats.

Möge der Verfasser bald den letzten Theil seines Werks vollenden, dem, wie er in der Vorrede sagt, seine Arbeiten im wiener Archiv noch im höhern Grade zugute kommen werden.

Zur Literatur der deutschen Classiker.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Vom überwiegend religiösen Gebiet treten wir auf das ästhetische über mit folgender Schrift:

9. Entwickelung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken mit steter Beziehung auf ihre Darstellung von Heinrich Theodor Rötscher. Hannover, Rümpler. 1869. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift des jüngst verstorbenen Dramaturgen hat in gewisser Hinsicht Aehnlichkeit mit der Boden'schen; sie ist nämlich wie diese schon vor einer Reihe von Jahren erschienen; ich erinnere mich genau, sie schon vor zwanzig Jahren gelesen zu haben. Nur sagt dies der Verfasser nirgends; denn was er in der Vorrede über seine kritischen Arbeiten und über die Wärme, mit der sie aufgenommen wurden, bemerkt, das kann sich auch auf seine Erklärungen Shakspeare's und auf seine „Dramaturgischen und ästhetischen Abhandlungen" (Leipzig, Wigand, 1864) beziehen. Hier will ich gleich bemerken, daß der Aufsatz über Talbot in Schiller's „Jungfrau von Orleans" sich in unserm Buche, aber auch schon in den „Dramaturgischen und ästhetischen Abhandlungen" (S. 149—151) findet.

Im allgemeinen kann ich Rötscher's Methode als bekannt voraussetzen. Er selbst nennt diese Charakteristiken „kunstphilosophische Abhandlungen"; damit ist freilich eine schwache Seite angedeutet, die bisweilen, wie z. B. gleich bei der ersten Charakteristik: „Marinelli", hervortritt. Der Charakter der Emilia Galotti wird hier gewiß einseitig ganz und gar als Vertreter des nur moralischen Standpunktes geschildert, der auf der Idee eines fortwährenden Kampfes, eines unablässigen Sollens ohne Erfüllung und absolute Gegenwart der sittlichen Idee beruht; „in dem Bekenntniß Emiliens, auch der Sinnlichkeit unterliegen zu können, vollziehe sich nur die Dialektik dieses ganzen Standpunkts, des perennirenden Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, dem Naturtrieb und der sittlichen Freiheit, ihr Tod sei ebenso wol der Beweis von der Energie der sittlichen Idee in Emiliens Bewußtsein als ihres Mistrauens in ihre eigene sittliche Stärke."

Man sollte doch meinen, wenn Emilie sich selbst den Tod ausbitte, so erhebe sie sich über den Dualismus von Sollen und freiem Willen; aber nein, ihr Tod ist nach Rötscher ein Beweis ihres fortwährend einseitig moralischen Hin- und Herschwankens. Wie aber, wenn unter der Verführung, welche Emilia die wahre Gewalt nennt, raffinirte, teuflische Verführungskünste, wie stimulirende Speisen und Getränke, zu verstehen wären, während man darunter häufig nur gewöhnliche Verführung versteht und so die Stelle zu einem Hauptbeweis für Emiliens vermeintliche Verliebtheit in den Prinzen macht, wie dies letztere auch Rötscher sich erlaubt? Und dazu, um diese moralisirende Etikette zu rechtfertigen, die Bemerkung: „Diese Dialektik bringt uns das Werk zur Erscheinung, ohne sie in einen höhern Standpunkt aufzulösen. Dies war bei der Auffassung des nur moralischen Standpunkts, über den die damalige Zeit wie auch die spätere Philosophie der praktischen Vernunft Kant's nicht hinauskam, unmöglich." Ja wohl; und erst als Hegel den Unterschied zwischen Moralität und freier Sittlichkeit aufgestellt hatte, durfte es die Poesie wagen, schöne Seelen, in denen der Kampf zwischen Wollen und Sollen ausgeglichen ist, zu zeichnen. Schiller hat in seinem Gedicht „Die Künstler" das gerade Gegentheil behauptet, und Rötscher selbst weist nach, wie im „Nathan" dieser Widerspruch gelöst ist.

Abgesehen von diesem einen Punkte ist die Besprechung der drei Hauptdramen Lessing's und die Charakteristik der Hauptpersonen darin ebenso frisch und lebendig als scharfsinnig und geistvoll. Ueber „Nathan den Weisen" bemerkt Rötscher mit Recht:

> Man wird uns zugeben, daß Nathan, mit wirklich concreten Gestalten verglichen, mit Shakspeare'schen und Goethe'schen Menschen, nur die Mitgift einer relativen Lebendigkeit empfangen hat. Das liegt in der Natur der Idee unsers Werks. Indem Lessing den Gedanken versinnlichen wollte, daß das rein Menschliche über alle durch religiöse Satzung bedingten Vorurtheile triumphire, daß es die durch den positiven Glauben gesetzte Ausschließlichkeit gegen die Bekenner anderer Religionen vernichte, die Fesseln starrer Orthodoxie sprenge und das Gemüth zum Ausdruck echt sittlichen Empfindens erweitere, stand er viel mehr auf dem Boden des Gedankens als der Phantasie. Es ist ein großes Princip, welches in der Form dramatischer Entwickelung versinnlicht und dadurch den Gemüthern näher gebracht werden sollte. Für diesen didaktischen Zweck, muß man zugeben, hat Lessing eine bewundernswürdige Kunst dramatischer Lebendigkeit zu entfalten gewußt.

Ueber die theatralische Darstellung des Nathan ist es interessant, den Verfasser mit Strauß („Nathan", S. 51) zu vergleichen. Beide stimmen darin überein, daß Nathan das specifisch Jüdische, namentlich im Dialekt, ganz vermeiden müsse; während aber Rötscher das ausschließlich Jüdische in Nathan durch das allgemein Menschliche schlechthin überwunden sein läßt und jenes nur in seiner Farbe, Kleidung und Gestalt dargestellt wissen will, faßt Strauß mit Beziehung auf die Worte des Tempelherrn: „Welch ein Jude! und der so ganz nur Jude scheinen will", seine Rolle individueller, findet wenigstens noch einige formelle Spuren des Juden in ihm und sagt, eine gewisse Schlauheit, die Menschen herumzuholen, ein sich Schmiegen und Kleinmachen, um seine Zwecke, die freilich bei ihm die reinsten und höchsten sind, zu erreichen, auch in seiner Ausdrucksweise neben der dialektischen Schärfe eine Neigung zu Bild und Gleichniß seien echt orientalisch-jüdische (letzteres allerdings auch wieder persönlich Lessing'sche) Züge, die der im „Nathan" dargestellten Idee zu einer sehr bestimmt ausgeprägten Verkörperung verhelfen.

Die zweite Abtheilung bringt eine Reihe trefflicher Charakteristiken aus Schiller's Dramen mit Ausnahme der „Braut von Messina", wo freilich die Charakteristik am wenigsten Individualität zeigt. Vortrefflich ist gleich im Anfang die Charakteristik Franz Moor's, mit bedeutenden Winken für den Schauspieler. Oft fällt durch eine einzige, auf eine Hauptstelle gebaute Bemerkung ein helles Licht auf die theatralische Darstellung der ganzen Person; so bei Wallenstein. Weniger einverstanden bin ich mit der Entwickelung der Jungfrau von Orleans. Hier hätte der Verfasser sich kritischer verhalten sollen. Die Darstellung dieser Figur ist weit schwerer als der Verfasser sagt, weil die Jungfrau nicht blos durch ihre Liebe zu Lionel (der Verfasser schreibt beharrlich Lyonel), sondern vorher schon durch ihr im Vorhergehenden freilich fast gar nicht angedeutetes Zaudern, ihr Heraustreten aus der göttlichen Blindheit oder Unmittelbarkeit sich vergeht. Dieses Zaudern, dieses gedankenvolle Stehenbleiben dem Montgomery gegenüber, die Zweifel und bangen Ahnungen sodann im Gespräch mit dem schwarzen Ritter sind die Vorboten und Vorstufen der Liebe zu Lionel, werden aber vom Verfasser gar nicht erwähnt. Da dieses Zaudern und betroffene Stehenbleiben, verbunden mit Reflexion, so wenig zur Erscheinung kommt, sondern fast ganz vom Theaterpomp erdrückt wird, ist die Darstellung dieser Rolle doppelt schwer. Schon viele Zuschauer wurden bei dem Zusammentreffen der einer oberflächlichen Betrachtung schuldlos scheinenden Jungfrau mit dem schwarzen Ritter von einer wahrhaft tödlichen, nicht mehr ästhetischen Angst für Johanna ergriffen.

Der Verfasser macht es sich sehr leicht, wenn er diese Partie ganz übergeht. Nach seiner Darstellung ist die Jungfrau eine in sich wohl zusammenhängende Erscheinung; ich glaube in meinem Aufsatz über Schiller's „Jungfrau von Orleans" (Prutz' „Deutsches Museum", 1865, 32) das Gegentheil nachgewiesen zu haben. Man kann die Hauptfigur dieses Stücks nicht betrachten ohne die andern Personen, namentlich die obenangeführten. Die folgende Besprechung des Talbot übersieht, daß Talbot nicht von Haus aus der Vertreter der materialistischen Sinnesweise ist, sonst könnte er nicht die erhabene Vernunft, die lichthelle Tochter des göttlichen Haupts, die weise Gründerin des Weltgebäudes, anrufen. Wenn sein eigentlicher innerster Herzensglaube durch die Niederlage der Engländer in ihm wankend wird, wenn er mitten auf einer ruhmvollen Laufbahn sich durch ein Weib besiegt sieht und dadurch zum Skeptiker wird, so ist ihm dies nicht zu verargen. Den Materialismus vertreten im Stück noch ganz andere Personen als der sterbende Talbot, der einen sehr erhabenen Eindruck macht. Ob aber der schwarze Ritter gerade der Geist des zur Hölle gefahrenen Talbot sein soll, ist noch sehr die Frage. Das Stück selbst deutet dies mit keinem Worte an; und diese gewöhnliche Annahme gründet sich nur auf „handschriftliche Geständnisse" Schiller's, deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist.

Der dritte Abschnitt enthält Personen aus Goethe's „Tasso", „Götz", „Egmont", „Clavigo", „Faust". Ich will auch hier nur das anführen, worin ich von dem Verfasser abweiche. Bei „Götz" bringt Rötscher „Die Bedeutung des Bruder Martin". Schon das Urtheil, daß in diesem Schauspiel sich die Begeisterung des Jünglings mit der Besonnenheit des Mannes durchdringe, dürfte zu überschwenglich sein.

Bruder Martin ist kein anderer als Martin Luther aus der Zeit, in welcher derselbe noch Augustinermönch war. Kann er sich auch durchaus noch nicht als Reformator darstellen, so fühlt man ihm, und das ist die Hauptsache, durchgängig das Misbehagen über seine mönchische Stellung an, über die Entsagung von der Welt und den sittlichen Familienfreuden, zu deren Entbehrung er als Mönch verurtheilt ist. Weiter konnte der Dichter in der Zeichnung des Augustinermönchs nicht gehen u. s. w.

Allerdings steckt in diesem Bruder Martin Luther; aber er steckt auch nur in ihm, und Goethe hat nicht einmal den Mönch, der doch auch schon über seinen Augustin grübelte, geschweige den Reformator dargestellt; ob er nicht konnte oder wollte, gehört nicht hierher. Dem Schauspieler soll nun klar gemacht werden, welche große geschichtliche Persönlichkeit er zu „repräsentiren hat". Hier ist jedes Wort der Kritik überflüssig.

Der Abschnitt über Gretchen und Mephistopheles ist sehr gelungen; aber einige Ueberschwenglichkeiten, ein Hantieren mit allgemeinen Kategorien, die bei bestimmten Personen zum Vorschein kommen sollen, finden sich auch hier. Einem Theologen wird die Parallele mit Marheineke's Dogmatik erlaubt sein.

Der Raum verbietet uns, das interessante, geistreiche Werk noch genauer zu betrachten. Wir empfehlen es allen Lesern unserer Classiker, namentlich allen Schauspielern, zu kritischem Selbststudium.

Zuletzt ein Werk von rein biographischem Interesse:

10. Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. Von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine mit urkundlicher Genauigkeit abgefaßte Lebensbeschreibung der drei Brüder, die Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erwähnt. Der aus Friedberg in der Wetterau stammende frankfurter Arzt Dr. Johann Hartmann Senckenberg, hatte drei Söhne: der älteste, Heinrich Christian, war der nachher rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg; der zweite (nicht dritte, wie Goethe sagt), der durch seine hier weitläufig beschriebenen Stiftungen unsterbliche Arzt Johann Christian, und der dritte, auf welchen sich der boshafte Charakter seiner Mutter vererbt hatte, Erasmus, wurde Senator, zog sich durch Ausschweifungen und Schlechtigkeiten der verschiedensten Art den Haß seiner Mitbürger, besonders seiner Collegen zu, ward zur Strafe ins Gefängniß gesetzt und starb hier nach sechsundzwanzigjähriger Haft im Jahre 1795. Dabei fallen interessante Streiflichter auf die damaligen sittlichen Zustände der Stadt, die bekanntlich auch von Goethe gar nicht günstig geschildert werden. Kriegk sagt:

Jenes Jahrhundert war dasjenige, in welchem das Patriciat am tiefsten gesunken war. Sinnliche Genüsse jeder Art, Prachtliebe, eine durch beides hervorgerufene und genährte Habgier, sowie Egoismus und Grundsatzlosigkeit bildeten, nebst dem Atheismus oder einer blos formellen Religionsübung, die herrschenden Charakterzüge der höhern Kreise des bürgerlichen Lebens.

Dies wird besonders klar durch das erhaltene Tagebuch des unparteiischen Arztes Senckenberg. Einen wohl-

thuendern Eindruck macht die Lebensbeschreibung des Arztes Johann Christian Senckenberg, der seinen Namen durch eine Wohlthätigkeitsanstalt verewigt hat, deren Wirkung, nach menschlicher Einsicht, durch alle Zeiten hindurch fortdauern und nicht leicht durch die einer ähnlichen Stiftung überboten werden wird. Besonders merkwürdig ist die religiöse Entwickelung dieses edeln Mannes. Er war tief sittlich und religiös; aber hauptsächlich durch den Verkehr mit Männern wie Dippel wurde er bei aller Religiosität ein entschiedener Feind der Geistlichkeit, des Kirchenbesuchs, der Sakramente, mit einem Wort ein Separatist. Liebe zur Wissenschaft, zu seiner Vaterstadt und ein gewisser Bürgerstolz, durch den er sich besonders von seinem Bruder, dem Reichshofrath, unterschied, bewogen ihn, die berühmte Stiftung zu machen. Er starb durch einen unglücklichen Fall am 15. November 1772.

Die Mittheilungen über Goethe, dessen Familie und einige seiner Jugendbekannten füllen mehr als sechzig Seiten des Buchs. Schon in der Vorrede sagt Kriegk, Goethe sei, solange er zu Frankfurt lebte, in seinem Innern von den dortigen höhern socialen Verhältnissen, welche theils die der Patricier, theils die der reichern Handelsklasse waren, wenig berührt worden, nur die Beziehung zu Lilli mache eine Ausnahme, und auch diese habe dem bürgerlichen Geiste der Goethe'schen Familie widerstrebt; selbst als Goethe zu Weimar dem höchsten Lebenskreise angehörte, sei letztere diesem Geiste getreu geblieben; Goethe's Mutter habe diesen Charakterzug selbst im persönlichen und brieflichen Verkehr mit fürstlichen Personen niemals verleugnet; daher seien auch Goethe's der frankfurter Periode angehörige Gedichte von dem Volke gleich bei ihrer Erscheinung mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen worden und haben die mächtigste Wirkung gehabt. Wer den in der frankfurter Geschichte zu Tage tretenden reichsstädtischen Geist kenne, werde im „Faust" und in manchen andern Gedichten Goethe's auf den ersten Blick diejenigen Partien erkennen, welche zu Frankfurt entstanden seien; bestimmte Oertlichkeiten und specifisch frankfurtische Auffassungen und Gewohnheiten werden überall angedeutet; z. B. der Faust'sche Spaziergang am Ostersonntag erinnere ganz bestimmt an die betreffende Gegend der Stadtgemarkung. Sogar die Biographien der Brüder Senckenberg zeigen, daß Goethe unter einer Mannichfaltigkeit von Anschauungen und Anregungen aufgewachsen sei, wie sie damals kaum in irgendeiner andern Stadt, am wenigsten in einer Residenz zu finden waren; Charaktere der allerverschiedensten Art haben sich dort selbständig entwickelt und gehandelt u. s. w.

Besonders interessant sind die noch vor dem Erscheinen des Buchs in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1869, 34) mitgetheilten Bemerkungen aus dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, daß Goethe's Großvater Textor zu den Rathsgliedern gehörte, welche am 2. Januar 1759 im geheimen Einverständniß mit den Franzosen standen und diesen die Stadt öffneten, in der sie sich festsetzten und bis Ende 1762 blieben. Das einzelne mag man in unserm Buche selbst nachlesen. „Es ist wehethuend", sagt Kriegk, „dem Großvater unsers größten Dichters, von dem jedermann sich nach des Dichters Schilderung das Bild eines ehrwürdigen Mannes entworfen hat, einen Vorwurf gemacht zu sehen, welcher dieses Bild völlig zerstört."

Zur Milderung dieses Vorwurfs läßt sich jedoch Folgendes anführen: 1) Beim Ausbruch des Kriegs war der größte Theil der Bürgerschaft der preußischen Sache zugethan und wünschte, daß man, wozu Friedrich der Große aufgefordert hatte, wenigstens neutral bleibe; die Hauptmitglieder des Raths dagegen beschlossen die Theilnahme am Kriege gegen Preußen; 2) der Arzt Senckenberg, der Gewährsmann der ganzen Geschichte, war ein abgesagter Feind Textor's und kann daher trotz seiner unbezweifelten Wahrheitsliebe dennoch die Sache in ein für Textor allzu ungünstiges Licht gerückt haben; namentlich scheint von den zwei Haupttheilnehmern des Complots Textor weniger schuldig gewesen zu sein als der ältere Bürgermeister des Jahres 1758 Philipp Jakob von Stallburg; 3) es war ein Krieg von Deutschen gegen Deutsche, in dem unter dem Scheine des Durchzugs Frankfurt von den Franzosen überrumpelt wurde; die Sache wurde von Wien aus angeregt; jene acht Senatoren, welche „den Verrath begingen", glaubten im Interesse des Deutschen Reichs zu handeln, und obgleich ihr Verfahren, das von dem größten Theil der Bürgerschaft verdammt wurde, nicht zu billigen ist, so ist es doch nicht so zu beurtheilen, wie wenn jemand heutzutage eine deutsche Stadt dem Erbfeinde überlieferte; 4) gegen den Vorwurf der Bestechung nimmt Kriegk jene Senatoren in Schutz; ohne einen positiven Beweis eine solche anzunehmen, wäre, sagt er, höchst ungerecht; sie seien jederzeit, ohne irgendeinen egoistischen Antrieb, bereit gewesen, die Franzosen als kaiserliche Bundesgenossen in die Stadt einzulassen; obgleich damals Bestechungen ebenso in Frankfurt wie in allen Theilen des Reichs nichts weniger als selten waren, finde sich doch von einem solchen Beweis keine Spur.

Diese Bemerkungen halten wir denen entgegen, welche, wie dies leicht möglich wäre, geneigt sein sollten, aus der genannten Geschichte politisches Kapital gegen den Dichter zu machen und nach der bekannten Erfahrung, daß sich die Eigenthümlichkeit der Großväter mehr auf die Enkel als auf die Söhne vererbt, die vermeintlich unpatriotische und franzosenfreundliche Gesinnung des Dichters in seinem Großvater vorgebildet zu sehen.

Gustav Hauff.

Appun's Reisen in Britisch-Guyana.

Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrome in den Jahren 1849—68. Von Karl Ferdinand Appun. Zweiter Band: Britisch-Guyana. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 5 Thlr.

In der Darstellungsweise geben wir diesem zweiten Bande des Appun'schen Reisewerks entschieden den Vorzug vor dem ersten früher besprochenen. Die Schilderungen sind hier mehr zusammenfassend, weniger zerstreut und lesen sich vortrefflich. Während Appun's Reisen durch Venezuela meist bekanntere Gegenden behandelten, führt er uns jetzt in die vor ihm von nur wenigen Vorgängern, namentlich Schomburgk, betretenen Urwälder am Massaruni und über das merkwürdige Roraimagebirge hinaus. Freilich, eine eigentliche Entdeckungsreise war auch hier nicht mehr zu machen, aber das Gebotene erscheint darum nicht minder werthvoll. Die botanischen Forschungen treten natürlich in den Vordergrund, aber kaum minder eingehend wird das Leben der verschiedenen Indianerhorden geschildert, unter denen der Reisende jahrelang lebte. Sie waren seine ständigen Begleiter, seine Jagd- und Schlafgenossen; er belauschte sie in ihren feinsten Eigenthümlichkeiten und weiß diese lebendig zu schildern. Die ethnographischen Beschreibungen der Accawai, Arekuna, Macuschi und Wapischianna geben uns ein vortreffliches Bild dieser Jägernomaden, die nur im geringen Maße Ackerbau treiben, aber keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, im Aussterben begriffen sind.

Georgetown, die Hauptstadt Britisch-Guyanas, war der Ausgangspunkt des Reisenden. Dort hatte er Gelegenheit, nochmals in allen Genüssen der Civilisation zu schwelgen, ehe er in die Wildniß eindrang, die vergleichsweise schon bald hinter der Stadt beginnt. Von Boston aus gehen bedeutende Eistransporte nach der tropischen Stadt, und ohne Eis ist das Trinkwasser der Cisternen gar nicht zu genießen. Georgetown hat elegante Läden, bietet Luxus in Hülle und Fülle, und auch der deutsche Kapellmeister mit dem deutschen Musikchor fehlt dort nicht.

An der Küste und eine Strecke ins Innere hinein herrscht neben den wenigen Weißen noch die Negerbevölkerung vor. Appun's Urtheil über die freien Farbigen fällt im ganzen ungünstig aus, und es stimmt überein mit jenem der meisten vorurtheilsfreien Reisenden, die von einer falschen Philanthropie nicht angekränkelt sind. Der plötzliche Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit hatte zur Folge, daß die bis dahin unter Zucht gehaltenen Schwarzen in Faulenzerei verfielen; ein fast vollständiger Rückschlag in das wilde afrikanische Leben erfolgte. „Inmitten der Civilisation haben die Neger bisjetzt noch keinen Fortschritt gemacht.“ Auch das Christenthum ist dem Schwarzen nicht bis unter die Haut gedrungen; nachdem er schluchzend in der Kirche gerufen: „O Lord, have mercy with us sinners“, geht er in die Schenke, betrinkt sich in Rum und prügelt sich. „Selbständiges zu schaffen sind sie unvermögend; sie verstehen nur bereits Vorhandenes gut zu copiren.“ Mit freien Negern wäre das Land längst zu Grunde gegangen; um dieses zu verhindern, mußten daher Kulis eingeführt werden. Wir deuten diese Verhältnisse nur kurz an; sie wiederholen sich genau überall in der gleichen Weise. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der freie Neger nicht arbeitet, und daher überall Kulieinfuhr in den ehemaligen Sklavenländern.

Das Eindringen in das Innere Guyanas geschieht mittels Kähnen. Von Bartica growe aus fuhr Appun den kataraktenreichen Massaruni aufwärts, der dicht mit Urwald eingesäumt ist. Hier eine der Schilderungen des Verfassers:

Hoch über die grüne Mauer ragt der Riese der Urwälder von Guyana, die ungeheure Mora excelsa, mit ihrer umfangreichen, schönblätterigen Laubkrone, umgeben von gewaltigen, mit goldgelben Blütenbüscheln beladenen Vochysien, kolossalen Wollbäumen, Mimosen, Ingas, Jacarandas und einer Menge andern, prächtig belaubten und seltsam geformten, dickstämmigen Waldbäumen, die durch dichtes Gewirr unzähliger Ranken von Schlingpflanzen, in der verschiedensten Stärke, miteinander verbunden werden. Schlanke Stachelpalmen strecken ihre herrlich gefiederten Wedelkronen aus dem Dickicht der Schlingpflanzen, oder bilden weite Strecken am Ufer entlang ein undurchdringliches Gebüsch durch ihre dicht aneinanderstehenden, von langen Stacheln starrenden Stämme. Heerden von Affen springen in drolliger Weise behend in dem Laubgewölbe umher, und Scharen grüner Papagaien lassen sich unter ohrbetäubendem Geschrei auf die Kronen der Palmen nieder, um sie ihrer Früchte zu berauben. Unter heiserm Gekrächz ziehen große Araras, mit in der Sonne prächtig roth und blau erglänzendem Gefieder, paarweise über den Fluß, und blendend weiße Reiher stehen gravitätisch auf den kahlen Aesten über den Strom hängender abgestorbener Baumriesen und schauen in den durchsichtigen dunkeln Wasserspiegel nach ihrer Beute.

So farbenprächtig der Urwald auch erscheint, es ist nicht immer gut in demselben weilen. Aus vier Palmstämmen errichtete Hütten, die ein Dach aus Palmblättern deckt, an denen jede Wand aber fehlt, boten dem Reisenden Schutz für die Nacht. Aber diese Hütten, die von den Holzfällern oder Indianern in ziemlich gleicher Weise errichtet werden, wimmeln von Ungeziefer, das bei Tag und Nacht den Reisenden plagt. Schlangen, Tausendfüße, klebrige Eidechsen, Kakerlaken, Vampyre, Skorpione, vor allem Millionen von Sandflöhen oder Chigoes bevölkern sie. Die Sandflöhe bohren sich in die Zehen des Reisenden und verursachen dort Geschwüre, die Vampyre zapfen ihm nächtlicherweile so viel Blut ab, daß er oft schwach und krank wird. Auch der Urwald hat seine Leiden, die, wenn einmal die Jagd nicht ergiebig ausfällt, noch durch Hunger vermehrt werden.

Die Accawai waren der erste Indianerstamm, mit dem Appun zusammentraf. Wo sie mit den Weißen in Berührung kommen, sind sie, „wie die meisten zum Christenthum übergegangenen Indianer“, ein elendes, verkommenes Geschlecht mit laxen Sitten. Weiter im Innern, wo sie wild und frei sind, erscheinen sie in einem sehr günstigen Lichte. Appun widerspricht der allgemeinen Ansicht, daß die indianische Rasse, wenigstens im tropischen Amerika, aussterbe; er fand überall in den Niederlassungen zahlreiche Kinder:

Selten wol ist ein Weib mit solcher Fruchtbarkeit ge-

segnet als eine Indianerin; es vergeht kein Jahr, in welchem nicht jedes Indianerweib unvermeidlich ein Kind zur Welt bringt, sodaß wenigstens acht bis zehn Kinder auf jedes Weib zu rechnen sind, da sie sich schon im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren verheirathen, dagegen aber schon mit 25 Jahren unfruchtbar werden.

Die Schönheit der indianischen Mädchen, ihre classischen Formen, bildet ein stets wiederkehrendes Kapitel in Appun's Schilderungen. Mit außerordentlicher Begeisterung und Kennerschaft weiß er uns bis ins Detail die Vorzüge der braunen Mädchen zu schildern; er rühmt bei aller Naivetät andererseits doch wieder die außerordentliche Decenz der fast ganz nackten Schönen:

So besuchte mich gegen das Ende der ersten Woche meines Aufenthaltes am Roraima eine Arekunafamilie aus einer entfernteren Niederlassung am Kukenam, unter welcher sich vier junge Mädchen befanden, die sich durch ihre Schönheit vor allen bisher gesehenen Indianerinnen auszeichneten. Sie mochten im Alter von 12—15 Jahren sein und waren in ihren Körperformen bereits so vollkommen ausgebildet und dabei von solchem Ebenmaß ihrer Glieder, daß sie einem Bildhauer als Modell einer Venus hätten dienen können. Dabei zeigten ihre lieblichen Gesichter nichts von den aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen der Neger und Farbigen, im Gegentheil waren die Nasen von edler römischer Form, und ihr kleiner Mund prangte mit den feinsten, nur ein klein wenig geschwellten Lippen; die feurigen schwarzen Augen und rabenschwarzen Haare vollendeten die seltene Schönheit der Mädchen, die überdies, wie alle Indianerinnen, mit den kleinsten Händen und Füßen, gleich denen von Kindern, versehen waren. Abgesehen von ihrer Farbe, die bei weitem heller als die anderer Indianerstämme war, konnten sie dreist mit der reizendsten Europäerin an Schönheit wetteifern. Ich machte ihnen ein Geschenk von Glasperlen, das sie überaus günstig aufnahmen, und wofür mir jede von ihnen einen Kuß erlaubte, obgleich keine wußte, was dies zu bedeuten habe, und die zuschauenden Indianer in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen, da Küsse bei keinem Indianerstamm gäng und gebe sind.

Bei den Arekunas ist es Sitte, daß fremden Reisenden während ihres Aufenthalts im Gebiet des Stammes ein Mädchen zur temporären Frau gegeben wird. Eine große Anzahl solcher bräunlichen Schönen wurde Appun zur Auswahl vorgeführt, und nach langem peinlichen Wählen — fast alle waren hübsch — traf dieser auch seine Wahl. Er lebte eine lange Zeit glücklich mit seiner Kamaima, als er aber weiter in das Gebiet der Macuschi zog, behielten die Aeltern das Mädchen zurück, „aus Furcht, daß sie, als die Geliebte eines Weißen, mit neidischen Augen von den Macuschimädchen betrachtet und wol gar von ihnen vergiftet werden möchte". Uneheliche Kinder kommen bei diesen Indianern nicht vor, und die von den an Fremde verschenkten Mädchen geborenen werden den ehelichen gleich geachtet. Schomburgk berichtet übrigens, daß er bei den Arekunas gerade so wie Appun in den durchaus nicht sauern Apfel habe beißen müssen, eines der hübschen Mädchen zur temporären Gattin zu erwählen.

Der Fischfang und die Jagd, welche von den Männern betrieben werden, bilden je nach der Jahreszeit die Hauptbeschäftigung und Nahrungsquelle der Indianer; alle legen aber kleine Pflanzungen, besonders von Cassave, an, aus der sie ihr Brot darstellen. Einzelne Stämme, namentlich die Accawai, treiben auch etwas Handel, zu dessen Ausübung sie Reisen antreten. Ueber die erste Stufe der menschlichen Gesittung sind also diese Indianer Guyanas schon bedeutend hinaus; sie stehen höher als die meisten Stämme am Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen. Die Accawai bilden in der trockenen Jahreszeit große Karawanen, ziehen ins Innere und tauschen von den dortigen Stämmen Hängematten, Hunde, zahme Papagaien und Affen gegen Messer, Aexte, Munition, Glasperlen ein. Für das Erhandelte finden sie dann reichlichen Absatz in Georgetown. Alle Indianerstämme des Innern züchten Thiere; bei den meisten Niederlassungen findet man förmliche Menagerien der seltensten Thiere, namentlich schöne Papagaien. Appun, welcher viele dieser Thiere einhandelte, reiste monatelang wie ein Thierbudenbesitzer. Er hatte einmal einen Jaguar, mehrere Nasenthiere, Ameisenfresser, Faulthiere, Vielfraße, Affen, zahlreiche Papagaien und andere Vögel bei sich. Dazu allein gehörte schon eine große Anzahl Indianer, welche die Käfige schleppen mußten; andere waren mit dem täglich mehr anschwellenden Herbarium bepackt, das die herrlichsten und seltensten Pflanzen barg, so z. B. die von Schomburgk entdeckte, nur selten in Höhen von 4—5000 Fuß vorkommende Saxo-Friedericia regalis, die weite Strecken mit ihren gewaltig langen Blättern und goldgelb leuchtenden, kronenförmig zusammengestellten Blüten überzog.

Als Transportmittel dienten auf den Flüssen Rindenkähne oder Woodskins, wahre Seelenränker, in welchen der Körper in die unangenehmste Lage gepreßt wird, da sonst der Nachen leicht umschlägt und der ins Wasser Fallende die Bekanntschaft eines Kaimans machen könnte. Mit solchen Kähnen, die leicht und schnell aus dem Copaivabalsambaume von den Indianern hergestellt werden, führte Appun seine Reise den Massaruni aufwärts und auf dessen Nebengewässern aus, bis er in das herrliche Roraimagebirge gelangte, das durch kühne, phantastische Formen und einen großen Pflanzenreichthum sich auszeichnet. So wachsen hier allein etwa 100 Farrnarten, die diesem Gebirge durchaus eigenthümlich sind, während weitere 100 Arten sich auch an andern Orten finden. Das Gebirge, dem Appun die Krone unter allen südamerikanischen Gebirgen zugesteht, hat selbst auf die dort wohnenden, für Naturgenuß wenig empfänglichen Indianer einen solchen Eindruck gemacht, daß sie ihre Begrüßungen mit den Worten: Koraima tau, Siehe den Roraima, schließen.

Es konnte wahrlich in damaliger Zeit Sir Walter Raleigh nicht verargt werden, wenn er beim Anblick der goldglänzenden, rubinrothen Felsmauern des Roraima, wie der andern seltsam geformten Berge dieser wie der ähnlichen Parimakette vor Entzücken den Sitz des Eldorado dorthin verlegte.

Zweimal hat Appun unter Mühen und Gefahren das Gebirge erstiegen, wenn auch der letzte 3000 Fuß senkrecht abfallende Gipfel desselben unersteiglich blieb und noch immer eines Bergsteigers harrt, der ihm den Kranz rauben soll. Aber auf mehr Schwierigkeiten als beim Erklimmen des Wetterhorns muß ein solcher sich gefaßt machen.

Vom Roraima aus begab sich Appun nach Picara. Nach einmonatlicher Reise langte er daselbst an, er fand jedoch statt eines einst bedeutenden Ortes nur eine an der Savanna gelegene Indianerniederlassung von höchstens

80 Köpfen, keineswegs noch die ehemalige Missionsanstalt. Kirche, Missionshaus — alles ist zerfallen, und vom Christenthum haben die dort angesiedelten Macuschi durchaus nichts profitirt; sie sind längst wieder zu ihrem Heidenthum zurückgekehrt. Unterwegs war ein verlaufener Ochse das erste Zeichen, daß Appun sich wieder Regionen nähere, die unter dem Einflusse der Weißen standen. Der große, den Indianern unbekannte Vierfüßer hatte die ganze Gegend weit und breit in Schrecken versetzt — war ja am Roraima ein solches Thier eine nie dagewesene Erscheinung, und lebhaft konnte der Reisende sich vorstellen, welchen Eindruck die ersten eisengepanzerten Ritter auf die Indianer hervorgebracht haben mußten.

Bei Picara war Appun in das Gebiet des Amazonenstroms gelangt. Nur ein schmaler Landrücken scheidet das Flußgebiet des Rupununi, der dem Essequibo tributär ist, von dem Picaraflüßchen, das in den Mahu fließt; dieser fällt in den Takutu, der Takutu in den Rio Branco und der Rio Branco in den Rio Negro, den mächtigen Nebenstrom des Amazonas. Die trennende Landstrecke zwischen beiden Flußgebieten ist aber so schmal, daß die Boote auf Rollen von Baumstämmen in wenigen Stunden mit Leichtigkeit von einem Fluß in den andern gebracht werden können.

Mehrere Jahre verbrachte Appun unter den Macuschi; er sammelte Thiere, botanisirte, lernte die Art und Weise genau kennen, wie man das Urarigist bereitet, das zum Vergiften der Blasrohrbolzen dient, und erforschte das Canucugebirge. So sehr hatte er sich in der herrlichen Gegend dem Naturgenusse hingegeben, daß er das Leben unter civilisirten Menschen gern entbehrte. Ohne Abenteuer verlief die Reise keineswegs. Appun wurde einmal beraubt und die Räuber beabsichtigten ihn zu ermorden, damit er nicht Anzeige von ihrer Schändlichkeit machen könne. Mit der Rettung aus der Todesgefahr schließt dramatisch der zweite Band, dem noch ein dritter folgen soll.

Richard Andree.

Feuilleton.

Ludolf Wienbarg.

Der Pathe des „Jungen Deutschland", Ludolf Wienbarg, ist zu den Todten gegangen. Einst der beredte Apostel eines durch die Ideen der Gegenwart neu befruchteten Hellenismus und der feinsinnige Propagandist der philosophischen Maximen Herbart's und Schelling's, ist er, seit Jahren verstummt, am 2. Januar dieses Jahres zu Schleswig seinen langen und schweren geistigen Leiden erlegen. Wienbarg war ein Schriftsteller von großer geistiger Begabung und seltener Fülle des Wissens, von edelster Humanität in seinen socialen und politischen, von größtem Feingefühl in seiner künstlerischen und ästhetischen Initiative. Der Ideengehalt seiner Schriften war stets von gediegener Ausgetragenheit und Vollreife; er wußte diesen Ideengehalt in eine Form zu gießen, welche immer die Signatur eines von den höchsten menschheitlichen Bestrebungen getragenen Schwungs an der Stirn trug. Die „ästhetische Gesellschaft" Herbart's mit jungdeutschen Modificationen war das eigentliche Ziel, nach dem die literarischen und journalistischen Bestrebungen Wienbarg's steuerten; sie war der ideale Mittelpunkt, um den seine philosophischen Theorien ihre concentrischen Kreise zogen. Aber so kühn und tief die Wienbarg'schen Ideen waren, so solid seine ganze literarische Persönlichkeit war, ebenso wenig beweglich und productiv, ebenso wenig auf das Concrete und Systematische gerichtet war seine Naturanlage. Wir besitzen von ihm — das Los so vieler heutiger Schriftsteller von großem Talente — kein einziges Werk, welches über die Rangklasse des Aphoristischen und Fragmentarischen hinausragt. Wie bei Heine und andern Autoren von socialreformatorischer Tendenz aus der Zeit des Aufgangs der jungdeutschen Schule, war das Elementarische das geistige Fahrwasser, in dem sich Wienbarg zu Hause fühlte. Seine Productionskraft war bald erschöpft; seine Worte waren frühe vergessen. Aber als der doctrinäre Vorkämpfer und ästhetische Pfadfinder jener Literaturrichtung, welche er selbst die jungdeutsche getauft hat, als der feinste Kopf unter den Vertretern dieser Richtung, soweit es sich um die theoretische Klarlegung ihrer Cardinalideen, um die philosophische Formulirung ihres Programms handelte, wird er in den Jahrbüchern der deutschen Literaturgeschichte einen dauernden Ehrenplatz behaupten.

Ludolf Wienbarg wurde am 25. December des Jahres 1802 zu Altona geboren, widmete sich in Kiel der Theologie, wurde alsdann Lehrer und Erzieher der Kinder des Grafen Bernstorff im Lauenburgischen und hatte diese Stellung etwa drittehalb Jahre inne. Hierauf setzte er in Bonn seine Studien, die immer mehr eine philosophische Richtung genommen hatten, fort und erwarb sich daselbst mittels einer Schrift über die Platonischen Ideen den Grad eines Doctors der Philosophie. Er wandte sich nun nach Hamburg, wo er den Pindar übersetzte und Heine nahe trat, später nach Holland, wo er im Haag als Erzieher der Söhne des dänischen Gesandten daselbst fungirte. Im Jahre 1833 finden wir ihn als Privatdocenten in Kiel. Er eröffnete seine akademischen Vorlesungen dort mit den ein Jahr darauf unter dem Titel „Aesthetische Feldzüge" veröffentlichten Vorträgen, welche er dem „Jungen Deutschland", das er mittels dieser Bezeichnung taufte, widmete. Sie wurden infolge ihrer Forderung: der Mensch solle sich zu einem harmonischen Kunstwerke bilden, das eigentliche Programm der neuen Zeit in Literatur und Gesellschaft. Im Frühjahr 1835 trat Wienbarg, nachdem ihm in Kiel eine Professur verweigert worden war, gemeinsam mit Karl Gutzkow in Frankfurt a. M. an die Spitze der „Deutschen Revue", die aber unterdrückt wurde, als Gutzkow wegen seiner „Wally" inhaftirt und Wienbarg aus Hamburg ausgewiesen wurde. Er ging nun, nachdem er eine Zeit lang am Rhein gelebt hatte, nach Altona, wo er sich in Zurückgezogenheit seinen schriftstellerischen Arbeiten widmete.

Publicistisch bethätigte er sich als Leiter des kritischen Theils der „Börsenhalle", dann als Mitredacteur der „Hamburger neuen Zeitung", endlich als Redacteur des „Altonaer Mercur" und der „Literarisch-kritischen Blätter". Schon wollte er, mit den deutschen Zuständen zerfallen, nach Amerika auswandern, als der schleswig-holsteinische Krieg ausbrach. Er betheiligte sich 1848 als Stabsadjutant im Freicorps, 1849 als freiwilliger Jäger an demselben. Nach dem Kriege lebte er wieder in Altona, Hamburg und Schleswig. Von seinen Schriften nennen wir hier noch: „Holland in den Jahren 1831 und 1832" (2 Bde., Hamburg 1833), sein „Tagebuch von Helgoland" (Hamburg 1838) als hübsche Beiträge zur Reiseliteratur; ferner: „Zur neuesten Literatur" (Manheim 1835; zweite Auflage Hamburg 1838), worin namentlich Goethe geistvoll gewürdigt wird, seine „Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur" (Hamburg 1838), sein „Geheimniß des Wortes" (Kiel 1852) und seine den Zeitereignissen gewidmeten Arbeiten, wie „Der dänische Fehdehandschuh" (Hamburg 1846), „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen" (Kiel 1850 und 1851) und „Geschichte Schleswigs" (2 Thle., Hamburg 1861 und 1862). Auch war Wienbarg ein eifriger Mitarbeiter der „Altonaer Nachrichten".

Franz von Elsholtz.

Franz von Elsholtz, in der Literatur rühmlich bekannt durch eine Anzahl von Lustspielen, unter denen wir in erster Linie den hübschen Bühnenscherz „Komm her" und das von Goethe günstig beurtheilte Stück: „Die Hofdame", nennen, ist am 21. Januar 1872 nach kurzer Krankheit in München gestorben. Er wurde am 1. October des Jahres 1791 in Berlin geboren. Seine Familie stammte aus Holland. Nach absolvirtem Gymnasialcursus zeichnete sich Elsholtz während des Feldzugs vom Jahre 1813 als Freiwilliger im Husarenregiment Ziethen bei mehrern Gelegenheiten durch seltenen persönlichen Muth in hervorragender Weise aus, sodaß ihm vor andern bedeutende Ehrenzeichen verliehen wurden. Er machte die Völkerschlacht bei Leipzig mit, zog in Paris mit den Siegern ein und ging alsdann in der Suite des Marschall Vorwärts nach London. Zum Rittmeister avancirt, machte er auch den zweiten Feldzug gegen Frankreich unter gleicher Bravour mit. Nach dem Friedensschlusse finden wir ihn als Regierungssecretär in Köln beamtet. „Wanderungen durch Köln und die Umgegend" ist ein Product Elsholtz' aus dieser Zeit seiner amtlichen Thätigkeit; so auch „Der neue Achilles". Er verließ indessen Amt und Stadt sehr bald und suchte auf Reisen Anregung für schriftstellerisches Schaffen. England, Holland, Italien und die verschiedensten Gauen Deutschlands boten ihm mannichfache Gegenstände zu belletristischer und dichterischer Behandlung dar. Seine „Briefe aus Italien" und das oben erwähnte Lustspiel „Die Hofdame" (1825) gehören zu dem Hervorragendsten, was Elsholtz an literarischen Producten von dieser Reise heimbrachte. Im Jahre 1827 wurde er, protegirt durch hohe Gönner, Leiter der koburger Hofbühne, um indessen, nachdem er geadelt worden war, in bereits sehr kurzer Zeit von dort als Geschäftsträger des Herzogs von Koburg nach München zu gehen, wo er seitdem in literarischer und staatsmännischer Weise thätig gewesen ist. Er leitete daselbst nacheinander die beiden Zeitschriften „Eos" und „Theeblätter", letztere in Gemeinschaft mit A. von Maltitz und Fr. von Zu-Rhein. Die dortige „Zwanglose Gesellschaft" für wissenschaftliche Zwecke verdankt Elsholtz theilweise ihre Entstehung.

Bibliographie.

Briesen, C. v., Die Elsässer und die Lothringer, peints par eux-mêmes. Ein Vortrag. Düsseldorf, Buddeus. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Boguslawski, A. v., Taktische Folgerungen aus dem Kriege 1870—1871. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Carey, H. C., Geldumlauf und Schutzsystem, in ihren Wirkungen auf Wohlstand und Einheit der Nation, und über die Finanzen der Union, in Briefen an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Grant und den Controleur der Finanzen D. A. Wells. Autorisirte deutsche und mit Zusätzen durch den Verfasser vermehrte Ausgabe. Pest, Heckenast. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Corrodi, A., Der Herr Doktor. Familienbild. Nach seinem Idyll dramatisirt. Winterthur, Steiner. Gr. 16. 12 Ngr.

Drivok, P., Aeltere Geschichte der deutschen Reichsstadt Eger und des Reichsgebiets Egerland. In ihren Wechselbeziehungen zu den nachbarlichen deutschen Landen und Böhmen unter Mitbenutzung urkundlichen Materials dargestellt. 1ste Lief. Leipzig, W. Schäfer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fitger, A., Roland und die Rose. Eine Phantasie im Bremer Rathskeller. Oldenburg, Schulze. 8. 5 Ngr.

Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation, herausgegeben von J. K. F. Knaake. 1ster Bd. 1stes Heft. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Kinkel, G., Gedichte. 1ster Bd. 7te Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lay, F., Die Verbreitung und Cultur der Südslaven. Ihre Poesie, Hausindustrie, Ornamentik etc. nebst einem Costümbilde. Literarische Beilage und erläuternder Text zu dem Werke: Südslavische Ornamente. Hanau, Fischbach. Hoch 4. 20 Ngr.

Meyer, M., Die Wahl Alexander III. und Victor IV. (1159.) Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenspaltung unter Kaiser Friedrich I. Göttingen, Rente. Gr. 8. 16 Ngr.

Putlitz, G. zu, Lustspiele. (Neue Folge.) 4ter Bd. Berlin, Behr. Gr. 8. 1 Thlr.

Quäbicker, R., Ueber Schleiermachers erkenntnißtheoretische Grundansicht. Ein Beitrag zur Kritik der Identitätsphilosophie. Berlin, Heimann. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raabe, W., Der Dräumling. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reinlein, F. F., Innocenz III. nach seiner Stellung zur Unfehlbarkeitsfrage. Aus den Quellen beschrieben. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Ngr.

Richter, E., Die neuesten Prätensionen der preußischen Aristokratie. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Röntsch, J., Ueber Indogermanen- und Semitenthum. Eine völkerpsychologische Studie. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sallmayer, H., Die Frauen und die Mode. 1ste und 2te Aufl. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schack, A. F. v., Die Pisaner. Trauerspiel. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Schaufert, H. A., Vater Brahm. Ein Trauerspiel aus dem vierten Stand. Mainz, Kirchheim. 1871. 8. 18 Ngr.

— — Ein Erbfolgekrieg. Lustspiel. Leipzig, Knobloch. Gr. 8. 15 Ngr.

Schlierbach, M., Gedichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Schneebeli, J., Washington. Sein Lebensbild nach Washington Irving. Herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 12 Ngr.

Schneider, L., Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, argentinische Conföderation und Republik Banda oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. 1ster Bd. Berlin, Behr. Lex.-8. 3 Thlr.

Schober, U. E., Geschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde in Schwelm. Schwelm, Scherz. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schottky, C., Sigurd. Schauspiel. Breslau, Gosohorsky. 8. 22½ Ngr.

Schräpler, F. G., Patriotische Reden und Gedichte aus den ruhmreichen Jahren 1870 und 1871 gesammelt und herausgegeben. Halle, Reichardt. Gr. 16. 5 Ngr.

Schröder, W., Haideland un Waterkant. Plattdütsche Geschichten un Gedichten. 1stes und 2tes Bdchn. Berlin, Lipperheide. 16. à 10 Ngr.

Schücking, L., Filigran. Neue Folge. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seydel, R., Die Religion und die Religionen. Vorträge gehalten im deutschen Protestanten-Verein zu Leipzig. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Siegeszug der sächsischen Armee durch Frankreich. Wahrheitsgetreue Geschichte des sächsischen Antheils im Kriege gegen Frankreich 1870 und 1871. Nebst Anhang: Beschreibung des Truppeneinzuges in Dresden am 11. Juli 1871. Leipzig, Schneider. 16. 3 Ngr.

Simon, L., Politisches und internationales Recht. Die elsaß-lothringische Frage. Bericht an die Friedens- und Freiheits-Liga auf deren Lausanner Kongreß erstattet am 29. September 1871. (In's Deutsche übersetzt durch den Verfasser selbst.) Bern, Giala. Gr. 8. 4 Ngr.

Sirano, P., Darnley. Trauerspiel. Trier, Lintz. 1870. 8. 18 Ngr.

Storm's, T., gesammelte Schriften. 2te Aufl. in 12 Lief. 1ste Lief. Braunschweig, Westermann. 8. 10 Ngr.

Germanistische Studien. Supplement zur Germania. Herausgegeben von K. Bartsch. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neue Thalia. Taschenbuch für 1872. Wien, Perles. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tellkampf, J. L., Selbstverwaltung und Reform der Gemeinde- und Kreis-Ordnungen in Preussen und Selfgovernment in England und Nordamerika. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.

Thilo, Amalie, Das Zusammenwirken von Haus und Schule. Ein Aufruf an die Frauen zur Betheiligung an der Erziehungsfrage. Pädagogischer Vortrag. Berlin, Imme. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischhauser, C., Pädagogische Winke für Haus und Schule. Basel, Schneider. 8. 10 Ngr.

Vetter, Chronik der Haupt- und Kreis-Stadt Luckau im Markgrafthum Niederlausitz. Luckau, Kupscher. 8. 20 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut österreichischen Ministers des Aeussern. Beiträge zur Beurtheilung der politischen Verhältnisse Europa's in den Jahren 1792—1801, ausgewählt und herausgegeben nach den Original-Quellen der k. k. österreichischen Staats- und mehrerer Privat-Archive. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Wachalla, J. W., Der österreichische Reichskanzler Clemens Lothar Fürst von Metternich. Historisch-politische Studie. Wien, Sartori. Gr. 8. 18 Ngr.

Wachenhusen, H., Vom neuen Babylon. Pariser Skizzen. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 20 Ngr.

Wagner, R., Gesammelte Schriften und Dichtungen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. à 1 Thlr. 18 Ngr.

Wallner, F., Von fernen Ufern. Reiseskizzen aus Constantinopel, Aegypten und Sicilien. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr.

Wartensleben, H. Graf, Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871. Nach den Kriegsakten des Oberkommandos der Südarmee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Wegener, R., Ein pommersches Herzogthum und eine deutsche Ordens-Komthurei. Kulturgeschichte des Schwetzer Kreises nach den archivalischen und andern Quellen bearbeitet. Ein Beitrag zur urkundlichen Geschichte des Deutschthums in Westpreußen, wie auch zur Kenntniß der Alterthümer dieses Landestheils, mit zahlreichen Illustrationen und bisher noch ungedruckten historischen Dokumenten. 1ster Bd., 1ster und 2ter Thl. bis 1466. Posen, Türk. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Weinhold, K., Die Polargegenden Europa's nach den Vorstellungen des deutschen Mittelalters. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Welten, V., Talisman gegen das Unglück. In fremden und eigenen Gedanken. Göttingen, Ellissen. Gr. 16. 10 Ngr.

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Emanuel d'Astorga. Erzählendes Gedicht. Heidelberg, G. Weiß. 16. 20 Ngr.

Wille, Eliza, Johannes Olaf. Roman. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Zeise, H., Kleine Lieder. Altona, Uflacker. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber Kant's Widerlegung des Idealismus von Berkeley. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, Wernine, Altes und Neues. Gedichte. Rostock, Stiller. 16. 22½ Ngr.

Zusner, V., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Schaffhausen, Hurter. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 14. März 1872.

Neue Lyrik.

1. Wilder Wein. Lieder und Balladen von Adolf von Berlepsch. Leipzig, Matthes. 1871. 16. 1 Thlr.
2. Fern und Nah. Gedichte von Lina Vagt. Zerbst, Römer und Sitzenstock. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.
3. Gedichte von Wilhelm Bennecke. Leipzig, Luckhardt. 1871. 8. 15 Ngr.
4. Zürcher Musenklänge von Fritz Sempervirens. Zürich, Verlags-Magazin. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Gedichte von Elwin Sommer. Hamburg. 1871. 8.
6. Eichenlaub von F. X. Seidl. Regensburg. 1871. 8.
7. Gedichte von Frederick William Faber. Aus dem Englischen von C. Schlüter und A. Jüngst. Münster, Russell. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Episches, Didaktisches, Lyrisches, Romantik und modernes Leben, freie und Tendenzdichtung, Weltschmerz und Weltlust, Nord und Süd, Land und Meer treten uns in den obengenannten Gedichten in mannichfaltiger Weise entgegen. Was in so ein paar Bändchen alles zusammengeführt werden kann! Da ist keine Individualität der andern gleich, kein Stoff wiederkehrend, und doch findet sich auch wieder mit sehr geringen Ausnahmen ein Gemeinsames, welches bei den verschiedenen Entstehungsorten und den verschiedenen Stoffen wohl zu denken gibt.

Fragen wir zuerst, wie es um den Inhalt steht und ob wir hier einen Fortschritt, in den Gegenständen ein neues Thema finden. Denn darauf muß bei der Gesammtbetrachtung zuerst das Augenmerk sich richten. Rechnet man zu dem Neuen nicht eine Anekdote oder ein geschichtliches Factum, welches der Phantasie des Dichters Anlaß gegeben hat zu poetischer Gestaltung, versteht man unter diesem Ausdruck die ganze Denk- und Sinnesweise und den Zusammenhang dieser mit einer beliebigen Sache, so läßt sich ein Neues fast nur in den Gedichten von Sommer finden, welche zum Theil an das Meer und die Schiffahrt anknüpfen. Man kann das für rein zufällig ansehen und aus dem Lebensgange des Dichters erklären, der nicht unbedeutende Seereisen gemacht hat. Auf der andern Seite erinnert uns aber der Dichter selbst ausdrücklich an die großartige Umgestaltung der Schiffahrt durch das Aufkommen der Dampfschiffe, und unbewußt spielt bei der Wahl seines Stoffs vielleicht auch das Bestreben Deutschlands mit, zur See etwas mehr zu gelten als bisher. Aus diesem Gesichtspunkte kann uns der Gegenstand nur willkommen sein, wenngleich unser Dank noch viel größer sein würde, hätte der vermuthete Hintergrund von des Dichters Seele einen kräftigern, selbstbewußtern Ausdruck gefunden. Wie die Dichtungen jetzt vor uns liegen, verrathen sie etwas zu Systematisches. Bedarf die Schiffahrt einer Rechtfertigung? Wozu die culturgeschichtliche Skizze von der Entstehung, dem Fortgange der Schiffahrt? Horaz nennt zwar den ersten Schiffer einen herzlosen Menschen, aber aus ganz speciellen Gründen und mehr scherzend als ernsthaft. Näher tritt uns daher der Dichter auch erst, wo er sich auf den Bau des Schiffs, den Stapellauf, die Abfahrten, die Schicksale desselben einläßt. Sollte sich nicht mehr des Individuellen haben finden lassen? Gewiß würden wir das mit dankbarer Freude von dem Dichter angenommen haben. Wir wissen ja alle, welchen ungeheuern Eindruck die Seeromane Marryat's auf das Publikum gemacht haben, warum sollte nicht auch derselbe Stoff in didaktisch-erzählender Poesie von geschickten Händen bearbeitet wirksam sein? Neu sind natürlich auch dem Inhalte nach die vaterländischen Gesänge von Seidl, hervorgerufen durch den letzten Krieg gegen Frankreich.

Was das Gemeinsame betrifft, so ist dies eine sich selbst zersetzende Romantik, die natürlich hier mehr, dort weniger hervortritt. Altnordisches Reckenthum mit modernen Motiven, moderne Empfindungen anknüpfend an alte abgelebte Formen, Märchen in ziemlich willkürlicher Weise umgebildet, Romantik, die über sich selbst spottet, werden uns bei der Einzelbesprechung nicht allzu selten begegnen. Hier gilt es nur, an diesen Charakter, der doch

natürlich kein angenommener, sondern ein gewordener ist, einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen.

Wer wird es dem Kritiker verargen, wenn er gewisse wiederkehrende Thatsachen nicht rein äußerlich hinnimmt, sondern aus dem Wesen der Dichtung, aus der Zeit, oder auch der Natur des Menschen zu erklären sucht? Wie weit die Dichtung ernste Sache, wie weit sie Spiel sei, darüber ist zu allen Zeiten unter den Theoretikern und Kritikern Streit gewesen. Einzelne Formen der Poesie eignen sich ja mehr für diesen, andere mehr für jenen Charakter, und niemand wird es darum einfallen, einen Dichter zu schelten, welcher in der Beschäftigung mit Dichtkunst mehr eine zufällige, dankbar hinzunehmende Gabe des Himmels erblickt, als einen mit allen Kräften auszufüllenden heiligen Beruf. Es ist das nicht blos die Frage, inwieweit der Dilettantismus in der Kunst berechtigt sei, obgleich sie mit dem angedeuteten Problem aufs engste zusammenhängt; dieselbe berührt auch einen wesentlichen Unterschied der Künstler selbst. Auf keinen Fall aber darf das Spiel mit der Gabe der Dichtung in ein Hazardspiel ausarten. Alle Ehrfurcht vor der Freiheit der schöpferisch gestaltenden Phantasie, welcher nur Muthwille oder Beschränktheit in irgendeiner Richtung Fesseln anlegen darf; nicht ängstlicher Kleinmuth, nicht liebedienerische Rücksicht gegen ein System oder gegen andere zufällige Zwecke hat das obige Wort eingegeben, sondern treue Liebe zur Sache. Die Dichtung ein Hazardspiel! Das klingt fast wie ein Geräusch von Stürmern des Parnasses, wie ein Wettrennen zu Pferde nach den begeisternden Quellen jenes Bergs. Eitelkeit hat von jeher viele Dichter gemacht, und die ästhetischen Kränzchen zur Zeit der dresdener „Abendzeitung" stehen nicht eben in dem besten Rufe. Vielleicht könnte man schon hierin einen Anfang oder ein Gegenstück sehen zu dem, was mit dem Worte dichterisches Hazardspiel eigentlich gemeint ist.

Woher rührt es, daß uns so häufig, auch theilweise in den vorliegenden Gedichten, Gedanken, Empfindungen, Ausdrücke begegnen, welche mit dem sonstigen Wesen des Dichters, wie es in seinen Werken zu Tage tritt, in so grellem Widerspruch stehen, daß wir uns dieselben als Wirkungen der Ermattung, nicht völlig gebildeten Geschmacks, verkehrten Zeitgeistes nicht zu erklären vermögen? Vollständige Formlosigkeit neben achtungswerthem Formverständniß und Formgeschick, Töne der Empfindungen, wie sie nur Ungeschmack, Roheit, Gedankenlosigkeit erzeugen kann, neben Tönen, welche von Bildung, Wahl und Ueberlegung zeugen, Züge, welche zu dem Charakter eines Liedes oder einer Erzählung sich in vollstem Gegensatz befinden, müssen uns nothwendig auf die Vermuthung bringen, daß dieselben nicht unabsichtlich, sondern von dem Dichter gesucht sind, jedenfalls aber zu keinem andern Zweck, als die Augen zu blenden, die Phantasie zu überraschen, den Verstand des Lesers auf die Probe zu stellen, ob er auch den neckischen Witz des Verfassers entdecke oder nicht, und welches im erstern Falle wol die Wirkung der Dichtung sein werde. Verführen will wol auch der Dichter durch sein Lied, seine Erzählung, daß man ihn als Mensch anders beurtheile denn er verdient. Im unschuldigsten Falle kann oft nur die Annahme eines augenblicklichen Muthwillens uns den Schlüssel zu dieser oder jener Stelle geben, da wir sonst den Glauben an eine Einheit des Charakters, an eine Individualität der Menschen vollständig aufgeben müßten. So wenig von Natur ein Baum zweierlei Früchte trägt, gute und schlechte, so wenig verträgt sich auch in einer natürlichen Menschenseele Unsinn neben Sinn, Roheit neben Bildung, Haltlosigkeit neben Charakter, Dürre neben Fruchtbarkeit der Phantasie. Das Hazardspiel hat also seinen Grund und Boden theils in einem Subjectivismus, welcher sich zu nachdrücklich geltend macht, theils in dem Bestreben, andere Gleichstrebende zu überbieten, theils endlich auch in einem Misbrauch der Dichtung zu rein persönlichen Tendenzen. Zur Entwickelung solchen waghalsigen Flugs sind natürlich Zeiten am geeignetsten, wo eine abgelebte Denk- und Empfindungsweise mit einer neu werdenden im Kampfe liegt. Der Eifer mag manches entschuldigen, aber wenn dadurch Gefahr entsteht für das Leben wahrer Dichtung, so hat der Kritiker mit allem Nachdruck Einsprache zu thun. Denn was ist die Folge, wenn solche hazardirende Dichtung die Oberhand behält? Die Genien wahrer Poesie ziehen sich erschrocken zurück. Das Volk wird an Unnatur, Schnörkelei, Bombast, Eigenwille gewöhnt, die Dichtung verliert allen Einfluß auf das Leben, und dieses wird im günstigsten Falle eines Factors beraubt, welcher zur Annehmlichkeit des Daseins viel beiträgt, im schlimmsten reißt die stürzende Poesie alle andern geistig und sittlich wirkenden Mächte mit sich in den Abgrund und allgemeine Barbarei ist das nothwendige Ende. Daß der Grund solches glückspielenden Dichtens nur in einem falschen Begriffe von Poesie, in den vielleicht glänzenden Erfolgen einzelner gegeben sei, bedarf kaum der Erwähnung; und solange die Hauptvertreter der Poesie in einer Nation sich nicht mit fortreißen lassen, ist keine große Gefahr. Wie aber, wenn es einmal an solchen fehlen sollte? Ehre darum jedem, welcher nach bestem Wissen und Gewissen, mit Geschick und Einsicht das Wesen wahrer Dichtung vertritt und so auch für den unschuldigen Genuß und die bessern Freuden der Mitlebenden sorgt.

Herr von Berlepsch hat seinen Gedichten die Ueberschrift gegeben: „Wilder Wein" (Nr. 1). Referent weiß nicht, ob man in Weingegenden vielleicht noch einen andern Begriff mit dem Worte verbindet. Bei uns bezeichnet es bekanntlich eine Pflanze, welche man gern zur Verzierung von Mauerwerk, zur Bekleidung von Lauben und andern ähnlichen Zwecken gebraucht. Der Dichter will also bescheidenerweise seinen Liedern keinen andern Werth beilegen, als den einer Zierath, eines Zimmerschmucks, und doch hat er Anspruch auf eine größere Bedeutung, die freilich nicht mehr bewiesen, sondern nur geglaubt werden kann, da der Verfasser leider ein Opfer des letzten Kriegs geworden ist. Wol haben nachträglich herausgegebene Werke Verstorbener allemal ihre bedenkliche Seite, da man nicht weiß, wen man für Beanstandungen verantwortlich machen soll, den Verfasser oder die Herausgeber. Trotz einiger nicht geringer Fehler tritt uns aber in dem Dichter nicht blos ein strebender Mann entgegen, sondern auch ein Gemüth, welches das Wesen der Dichtung wohl erkannt hatte und bei längerm Leben

gewiß auch zu immer vollendetern Werken durchgedrungen wäre. Wie uns der Dichter in seinen Liedern entgegentritt, ist bei ihm ein ritterliches, adeliches Bewußtsein in der Weise Fouqué's nicht zu verkennen. Sollten nicht die Schriften dieses Mannes auf ihn besonders gewirkt haben? Es spricht dafür die Wahl verschiedener Stoffe, der hohe Idealismus, welcher in manchem Wort sich unverkennbar ausspricht, sowie endlich auch die Form, die in echt romantischer Weise mit dem wechselnden Inhalt wechselt. Zauberspuk, Ahnungen, unmittelbare Eingriffe der Götterwelt in das Menschenleben, selbstbewußte Kraftproben liebt er vorzüglich, und die erzählende Dichtung ist es, in welcher er sich am glücklichsten bewegt, wenn er auch in der Dialektik des Herzens oder des Verstandes nicht unerfahren ist. So heißt es in dem Testament, nachdem der Dichter von seinen vergeblichen Bemühungen um das Glück der Liebe geredet:

Noch schreit meine innerste Seele so bang:
Wenn so lieblos — warum ist das Leben so lang?
Wenn so nichtig die Treu — wozu dann der Streit?
Wenn so herbe die Reu — was verlor ich die Zeit?

Der Schmerz hat hier einen ebenso beredten wie wahren, ebenso innigen wie verständigen Ausdruck gefunden.

Unter den erzählenden Gedichten zeichnet sich besonders „König Harald's Tod" durch manche kräftige Schilderung und manchen ansprechenden Gedanken aus. Doch war auch der Verstorbene ein Kind unserer Zeit, und der Charakter einer Romantik, welche mit sich selbst in Widerspruch gekommen ist, kann auch seiner Dichtung nicht genommen werden. Eigenthümlicher ist schon die Erzählung „Frau Wendelgard". Das Weib eines Ritters, der ins Morgenland zieht, läßt sich für die Zeit seiner Abwesenheit in einen abgelegenen Thurm einschließen, bricht aber infolge eines lebhaften Traums ihr Gelübde („Ihr war als würd' sie gerufen, sie mußte steigen hinaus u. s. w.") und wird glücklicherweise vor Spott, wenn nicht vor Kirchenbuße bewahrt durch die gleichzeitige Heimkehr des Gatten. Wozu aber noch die anfängliche Verkennung desselben? Liest man das Gedicht, so ist es einem immer als hörte man ein Gelächer, daß man jemals so etwas habe für wahr halten können; der treuherzige Ton ähnlicher älterer Legenden fehlt dem Dichter. Die „Ahnfrau von Stein" opfert sich für das Wohl ihres Geschlechts, dessen Glück ihr zu groß zu sein scheint, als daß es von Dauer sein könne. Die alte Geschichte vom Neide der Götter, dem Polykrates seinen Ring zu opfern versucht, ist hier in etwas übertriebener Weise wiederholt. Die Sehnsucht des „Königs von Napoli" nach der Liebe eines ganz ungewöhnlichen Weibes gestillt durch die Erscheinung eines gespenstigen, todbringenden Wesens? Warum eine Teufelin? In „Gralant" erlaubt sich der Dichter Veränderungen der alten Märe, deren Grund man nicht recht einsieht. Aber ein Zug, wie oben angedeutet wurde, findet sich im „Rosengarten". Denn die Flucht des Gefangenen und die Rettung desselben durch den Sturz auf einen ästereichen Baum kann doch in einer auf Romantik angelegten Erzählung kaum ernstlich gemeint sein. Wer denkt bei unserm Helden nicht gleich an Sancho Pansa, der über einem Graben schwebt, den er für einen Abgrund hält? Wie der Dichter zwischen seinem Nationalliberalismus, der sich in dem Gebet ausspricht, und seiner Liebe zum engern Vaterlande vermittelt hat, wird uns nicht klar. Er möchte Deutschland gern wiedergebären und drückt seines Herzens Sehnsucht ziemlich energisch aus:

Und bin ich einer von den Dichterlingen,
Die an die Pforten rütteln allzu kühn;
So mag auch ich den jähen Fall erfahren,
Und die zerschlagne Leier sei die Sühn'!
Doch mußt' ich's thun! Ich setze ein das Leben,
Wofür verblutet mancher deutsche Mann;
Es soll mein Lied ein rastlos Streben tragen,
Und wehen soll mein Ideal voran.
— — — — — — — — —
Dann will auch ich einst schlagen an die Pforten!
Doch hab' zu sprengen sie ich nicht die Kraft,
Und wirft auch mich der Sturmwind von den Zinnen,
Doch mußt' ich's thun; es hat mich fortgerafft.

Der Dichter muß jedenfalls mit einem größern Stoffe nationaler Natur sich beschäftigt haben, denn unter den vorliegenden Gedichten findet sich sehr wenig für den Zweck, den vorstehende Zeilen aussprechen. Glücklicher scheint er in der Vermittelung höherer und niederer Liebe gewesen zu sein, da er nach seiner vorwiegenden Natur wol immer auf seiten jener gestanden hat, wenn er auch das Glück der Liebe wol kannte. Etwas antiker ist das schon erwähnte Lied „Testament"; nach der Klage um eine durch den Tod entrissene Geliebte die Fürbitte für eine noch lebende, welche allein den Glauben an Gott und Menschen noch aufrecht in ihm hält, und der Schluß:

Für sie nur das Glück! die Entsagung für mich!
Aus Kampf entwickelt die Freiheit sich,
Und rein auf meinem Altare brennt
In ruhigen Flammen mein Testament.

Die Dunkelheit liegt hier wol blos am Ausdrucke, da man die Vollziehung eines Testaments als ein Opfer zu denken nicht gewohnt ist und die geistige Bedeutung von Testament einem nicht sogleich einfällt. Ueberdem hat die sächsische Armee an Herrn von Berlepsch ihren Dichter gefunden, ohne daß indeß der Dichter hier über die Tendenz weit hinauskäme. Daß die Sprache eine gebildete, hier und da sogar kraft- und schwungreiche ist, wird man aus den gegebenen Proben schon erkannt haben. Nur selten weiß sich der Dichter nicht zu helfen; so ist der Uebergang vom Feuer zum Nassen nicht gerade glücklich zu nennen, wenn es heißt:

Herr! gabst du je mir von dem Heiligthume
Der Poesie nur einen einz'gen Funken:
Laß ihn nicht löschen, bis mein Lied am Ruhme
Des deutschen Volkes sich hat satt getrunken.

„Um Gottes Will'" kann man doch kaum sagen. Zum Schlusse folgt noch eine Erzählung „Die Künninger", die unter dem etwas verbrauchten Stoffe leidet und auch hin und wieder im Ausdruck zu wünschen übrigläßt, wol eine Folge von dem überraschenden Tode des Herrn von Berlepsch, den auch die deutsche Dichtung als den eines viel versprechenden jungen Mannes beklagen darf.

Lina Vagt überschreibt ihre Gedichte: „Fern und Nah" (Nr. 2). Dies Wort gilt allerdings zunächst der

Verbindung mit und der Trennung vom Geliebten, in weiterm Sinne aber hat die Verfasserin wol auch an Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits gedacht? Im ganzen haben wir es mit einem echt weiblichen Gemüth zu thun, welches in der Hingabe an den Geliebten, in dem Leben für andere die Aufgabe ihres Lebens erblickt. Gern setzt es sein Fühlen und Denken mit der Natur in Verbindung und sieht diese durch jenes, jenes durch diese getragen und gehoben. Wo das rein weibliche Gemüth zu seinem Rechte gelangt, vergessen wir daher auch gern, daß die Dichterin doch nicht ganz frei ist von einem gewissen Faust'schen Drange, der ihr z. B. das Lied „Ungeduld“ eingegeben hat:

O hin auf stürmischen Fluten zu kreisen,
Mit den Wolken zu kosen die Aetherbahn,
In schrankenverachtende Fernen zu reisen,
Unendliche Pfade hinauf und hinan u. s. w.

Auch sie möchte den Becher der Freude rein ausschlürfen, über Berg und Thal wegfliegen, mit Geistern der Lüfte spielen, und was sonst noch für Bilder sich der Sehnsucht unbegrenzten Glücks darbieten. Besser gefällt daher trotz des weniger gelungenen Ausdrucks das Sonett, in welchem sich die Bewunderung des Mannes ausspricht, der im Kampfe mit dem Unglück nicht wankt noch weicht, den sie auf seiner Bahn begleiten möchte, ohne doch die ganze Kraft sich zuzutrauen:

Jedoch ob auch zur flücht'gen Welle gleite
Die zarte Blume, sinkt nicht Liebesmahnen,
Wenn sturmdurchwühlt sie eilt vom Heimatstrande?

Daher gefällt uns das Lied „Dichteraugen“ an Felicia Hemans besser als die Sonette, in welchen sie Robert Hamerling feiert. Denn obwol die Verehrung der Dichterin dem Verfasser des „Schwanenliedes“ der Romantik gilt, so scheint es doch ein Widerspruch, daß eine zarte Seele, wie Lina Vagt im ganzen erscheint, den Vertreter des keckſten Realismus apostrophirt. Es ist das so ein hazardirender Zug, welcher die Kritik nothwendig herausfordert, weil durch ihn das ganze Bild, welches wir uns von der Dichterin gemacht haben, mit Umsturz bedroht wird. Elegische Wehmuth ist der vorherrschende Charakter der Dichterin, und gern naht sie, wenn auch etwas vorsichtig, dem Weltschmerze, versenkt sich gern in die Gegensätze von Tod und Leben, Freude und Schmerz, Sehnsucht und Wirklichkeit. Diesem ihrem innern Wesen entspricht auch der Ausdruck, der sich selten gern genugthut und daher leider die Feder öfter übermeistert, als es für den Eindruck des Gedichts auf den Leser gut ist. Es hat etwas Kleinliches, um Ausdrücke mit dem Dichter mäkeln; da indeß der Stoff der vorliegenden Lieder seinem Umfange nach ein beschränkter ist und der Art, daß ein Misgriff nicht leicht gethan werden kann, so bleibt nur übrig, die in der Deutung der Ueberschrift gewagte Vermuthung durch einige Beispiele wenigstens etwas näher zu begründen. In dem Liede „Scheiden“ heißt es:

So eile du durch Wege hin,
Die keine Schmerzen je umkleiden u. s. w.

Wer denkt hier gleich an den Heiland, auf dessen Weg die Männer von Jerusalem ihre Mäntel breiteten; denn an Trockenplätze neben dem Wege hatte die Dichterin doch wol schwerlich gedacht. In dem Liede: „Umhegt von weichem Pfühle“ u. s. w., befremdet der Ausdruck:

Es küßt der Sonne Purpursaum
Lind deiner Decke Blütentraum —

nur darum, weil wir noch nicht wissen, daß vom Schlaf im Grabe die Rede ist. Hätte die Dichterin dieses etwas klarer angedeutet, würde wol ein Anstoß unmöglich sein. Was heißt, um noch ein Beispiel anzuführen:

Des Erstandnen Krone, dir erkoren
Zum schönsten Amt von Völkern aller Zonen,
Der Liebe Göttin ward von dir (dem Meer) geboren.

Lassen außer den Griechen noch andere Völker die Liebe aus dem Meere steigen? Leihen sie dem Meere eine besondere Hingebung an die Göttin der Liebe? Auch ist die Metapher, Person und Amt, nicht ganz glücklich zu nennen. Je lieber uns die Dichterin wird durch Innigkeit und Wärme, desto mehr wünschten wir ihr auch Klarheit und Festigkeit des Ausdrucks; daß sie in den erzählenden Stücken vorzüglich der Verherrlichung ihres Geschlechts und seiner Macht über das Gemüth des Mannes wie seiner Kraft im Leiden dienen will, ist nur natürlich; um so mehr überraschen daher Beschreibungen von Schlachten und besonders das jetzt so oft behandelte: Morituri te salutant. Wunderbar, daß dieses Wort für unsere Zeit einen solchen großen Reiz hat. Denkt man dabei besonders an christliche Märtyrer, oder sind die jetzt mehrfach geführten Kriege die Ursache?

Wilhelm Bennecke hat seinen „Gedichten“ (Nr. 3) als Motto vorgesetzt:

Der Robert Unruh ist ein reicher Mann,
Er trägt Millionen Schmerzen in der Brust;
Doch haßt er sehr die andern reichen Leute,
Die außer Schmerzen auch noch Geld besitzen,
Und kämpft mit ihnen, seit er denken kann.
So'n reicher Mann stahl ihm sein schönes Lieb,
Seitdem ist etwas wüst der Robert Unruh.

Aus einer alten Tragödie.

Das „Wüste“ dichterisch zu gestalten, ist nun nicht gerade Hauptzweck der Poesie und nach diesen Worten geht man daher mit einigem Vorurtheil an das Lesen der Gedichte. Es gehört zu solcher Absicht eine Lenau'sche Kraft und diese ist manchmal an dem Versuche gescheitert. Doch ist es mit unserm Robert Unruh nicht so gefährlich; er scheint allerdings etwas von den Orgien der Weltlust gekostet zu haben, doch übertreibt er es nicht in Wiedergabe derselben, und das „Wüste“ geht hauptsächlich auf die unvermittelt nebenherlaufende Weltlust und Weltschmerz. Wenn er sein Liebchen geherzt und geküßt, wenn er mit ihren seidenen Haaren gespielt, mit ihr ein „Landvergnügen“ ausgekostet hat, dann ärgert er sich über ihre Untreue, ja es kommt wol auch zu einem moralischen Katzenjammer, wie er in den Versen geschildert wird:

Erinnerung, du schöne Maid,
Wie kannst du mich also schrecken,
Wie kannst du mit längst vergangner Zeit
Mich nur so furchtbar necken!

Die Todten, die du heraufbeschwörst,
Das sind durchtrunkene Tage,
Die Todten, die du im Grabe störst,
Sind nächtliche Festgelage u. s. w.

Also ist an dem Manne noch nicht ganz zu verzweifeln, da er besonders so elegante, leichtfließende Verse macht. Bedenklich ist dagegen, daß ihm auch eine etwas angreifende Romantik zusetzt, die ihn leicht noch zur „Verstockung“ führen kann. So droht er einer Kaltsinnigen, daß er auf seine Lieder einen Zauber legen wolle, nach welchem sie jene allnächtlich als „ein wilder Chor“ quälen sollen:

> Das ist der Zauber, den ich habe:
> Du sollst mich lieben dann, o Weib,
> Doch ich — ich liege längst im Grabe,
> Und Sehnsucht tödtet deinen Leib.

Ist diese Verbindung von Romantik und Realismus nicht etwas waghalsig? Wer heute die Geliebte wegen ihrer Untreue verhöhnen kann, wird der nach Jahren mit der durch ihn unglücklich Gewordenen empfinden können, wie der Dichter mit Ada empfindet? So kommen uns Lieder voll Schauerromantik neben den Liedern der Weltlust nicht ganz wahrscheinlich vor; oder sollte doch ein geheimer Zusammenhang zwischen beiden stattfinden? Welches ist dann die Brücke, die von überhitzter Phantasie zur Beschäftigung mit socialen Problemen führt? Formell ist an den vorliegenden Liedern nichts Besonderes zu bemerken, die Versification ist leicht und gewandt, der Fluß der Gedanken richtig und klar; und nur der Glaube verläßt uns nicht ganz, daß die Weltlust wol noch einer mannichfachern Darstellung fähig gewesen wäre, wenn sich der Dichter nicht von romantischen Stimmungen hätte hinreißen lassen.

In den „Zürcher Musenklängen“ von Fritz Sempervirens (Nr. 4) finden wir wenig Schweizerisches, wenn es nicht darin zu suchen ist, daß der Weltschmerz nun auch glücklich die Schweiz erobert hat, da sich der Dichter zum Advocaten desselben aufwirft. Der Verfasser mag durch traurige Erfahrungen („Resignation“) dahin gekommen sein, doch erfahren wir von denselben nicht viel, da er sich gern in allgemeinern Reflexionen und Betrachtungen ergeht. Um so angenehmer berühren uns die Schlußzeilen der ganzen Sammlung, als sie zeigen, daß der Schmerz des Dichters nicht rein egoistischer Natur ist:

> Forscht im eignen Herzensschreine,
> Wollt ihr weitre Gründe finden;
> Schmerzen trag' ich nicht alleine,
> Muß auch andrer Schmerzen künden.

Die Lieder, welche uns bei manchen oft keck vordringenden Wünschen mit dem Dichter versöhnen, finden sich in der Abtheilung, welche überschrieben ist: „Der Liebe Räthsel.“ Es ist als wenn hier auf einmal der Autor ein anderer geworden wäre, als wenn die Sprache höhern Adel, die Empfindung größere Innigkeit, der Gedanke mehr Kraft wie durch ein Wunder erlangt hätte. Das Wesen des Dichters hat sich zwar nicht geändert, es ist mehr Reflexion als Gefühl, mehr Beschreibung als Gesang; aber doch unterscheiden sich die obengenannten Gedichte wesentlich von den vorhergehenden. Ihr Inhalt ist das Leid der Liebe in den mannichfachsten Gestalten, indem bald der verschmähte Liebhaber, der philosophische, der ästhetische uns vorgeführt wird; ja auch ein psychologisches Problem berührt das Lied: „Warum mit neidlosem Verlangen.“ Der Dichter beantwortet die Frage, wie man um der Geliebten willen auch ihren Mann lieben könne:

> Der wahren Lieb' ist's eben eigen,
> Daß dich's mit gleicher Allmacht zieht,
> Zu alle dem dich hinzuneigen,
> Was — und weil's die Geliebte liebt.

Der Verfasser kann also zart empfinden und klar denken, wie kommt er also zu so abgeschmackten Erfindungen wie „Susemoth“? Glaubt der Dichter wirklich, daß wir ihm diese Erfindung als eine besonders eigenthümliche anrechnen, daß wir ihn deswegen loben sollen? Ein Mann, der sich durch wirklich gelungene Lieder uns empfohlen hat, kann uns nicht durch Winke in unserer Achtung erhalten, wie man dem Abdecker unter die Arme greift. Man könnte versucht sein, das Ganze als Witzwort auf die überhandnehmende Roßschlächterei anzusehen, aber auch das gibt uns keinen hinreichenden Aufschluß über die Genesis eines solchen Liedes. Der Verfasser hazardirt. Er wirft auf gut Glück sein Product hin, ob sich nicht doch ein Bewunderer finde, und wie mit dem Inhalt dieses einen Gedichts, zu dem sich wol noch Seitenstücke finden ließen, scheint es ihm auch mit der Form in einem bedeutenden Theile seiner Lieder gegangen zu sein. Sie sind breit, platt, voll falscher Reime, wie sie wol selten ein Dichter wagt. Man vergleiche nur „verschieden — lieben“ als Reime. Auch in dem Ausdruck: „Hattet ihr als jung nie Zähren“, ist das „als jung“ doch eine zu gewagte Ellipse.

Elwin Sommer zeigt sich in seinen „Gedichten“ (Nr. 5), wie theilweise schon oben bemerkt wurde, als eine durch und durch moderne Natur. Unser Leben, unsere Wissenschaft, unsere Geschichte ringt mit sehr geringen Ausnahmen („Die Delphine des Arion“ und „Ceyx und Halcyone“) nach Ausdruck. Nicht Hochmuth, Verzweiflung über die Arbeit, welche die Vermittelung der Gegensätze veranlaßt, haben Einfluß gewonnen auf sein Denken und Fühlen, sondern fröhliches Vertrauen auf das Streben, Lust am Fortschritt und Achtung vor der Wissenschaft finden mannichfaltigen Ausdruck. Freilich ist gerade das moderne Leben dichterisch am schwersten zu gestalten, und eine Ahnung davon spricht sich in dem Nachrufe aus:

> So geht denn hin, die ich entsende (die Lieder),
> — — — — — — — — —
> Nicht mehr von meiner Hand gepflegt,
> Wird euch ein andrer Gärtner warten,
> Der Liebe nach Verdienst nur hegt.

Indeß ist dem Dichter manche hübsche Beschreibung gelungen, wie z. B. „Der Sturm“, „Die Schöpfung“, und wird bei fortgesetzter Thätigkeit es ihm mehr und mehr gelingen, neben wahrhaft dichterischen Stellen prosaische Plattheiten zu vermeiden. Ob zu diesen zu rechnen: „Ja, Katz' und Mäuse treiben Zoten“? Hereindringende Fluten treiben die verschiedensten Thiere auf einen Hügel, und in einer Schilderung der Furcht, welche die Raubthiere das Verlangen nach Beute und die andern die Nähe gefährlicher Feinde vergessen macht, finden sich die obigen Worte! Spielt auch hier das Verlangen nach Glücksgewinst mit herein? In der Polemik gegen Darwin stören die gehäuften wissenschaftlichen Ausdrücke („Organismen, Anamorphismen“) und bestätigen, was oben von dichterischer Gestaltung modernen Lebens gesagt wurde. In den erzählenden Stücken herrscht theils

das Anekdotenhafte etwas zu sehr vor, theils gibt der Dichter der epischen Breite zu viel Spielraum.

F. X. Seidl's „Eichenlaub" (Nr. 6) ist reine Tendenzdichtung, in welcher uns die Vaterlandsliebe wohlthuend berührt, die aber durch Einförmigkeit des Gedankens und durch gewagte Behauptungen ihren Genuß etwas erschwert.

Frederick William Faber: „Gedichte" (Nr. 7), übersetzt von Schlüter und Jüngst, erinnert lebhaft an unsern Redwitz, welcher mit jenem nicht blos dieselbe Tendenz, sondern auch viel von der Art und Weise des Ausdrucks gemein hat. Es ist kirchliche Tendenzdichtung, welche dem Glauben durch die Poesie auf die Beine helfen möchte, aber leider manchmal vergißt, daß bei solchen Versuchen sowol Kirche als Dichtung zu kurz kommen. Der Verfasser ist ein persönlich höchst achtenswerther Mann, wenngleich sein Romanticismus ihn dem Romanismus in die Arme getrieben hat; auch seine Phantasie und seine dichterische Empfänglichkeit, besonders für das Leben der Natur, sind nicht gering; zur vollen Bewältigung aber seiner oft weitreichenden Aufgaben hat er es doch nicht immer gebracht. Statt vieler Beispiele diene allein „Prinz Amadis" als Beweis. Der Dichter will das Eitle der bloßen Wissenschaft zeigen. Ein wohlwollender junger Fürst, bei dem aber die Phantasie den Verstand überwiegt (oder was will der Schwan sagen, welcher den Prinzen durch die Lüfte entführt?), versenkt sich halb aus Noth, halb aus Lust in die exacten Wissenschaften. Er wird ganz Instinct und dann vom Kosmos (Humboldt) in das volle Naturleben eingeweiht, ohne indeß darin Befriedigung zu finden, sodaß er zuletzt gern in seinen ursprünglichen Stand zurückkehrt. Wozu hier die Entführung, die Vorverwandlung, wozu diese Umwege? Dichterisch und stofflich scheinen sie durchweg nicht nothwendig, sodaß sie blos aus dem Bestreben hervorgegangen sein können, den Zweck ja recht deutlich hervortreten zu lassen; daß sie aber ermatten und so der Absicht entgegenarbeiten, hatte das der Dichter nicht bemerkt? Der Ausdruck ist oft gelungen, besonders in der Erzählung vom Krösus, doch hat er auch hin und wieder bedeutende Härten, sodaß die Lieder unserm Redwitz die Herrschaft kaum streitig machen dürften.

Schriften von Karl Braun und Gervinus.

1. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun. Neue Folge. Zwei Bände. Berlin, Kortkampf. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Während des Kriegs. Erzählungen, Skizzen und Studien von Karl Braun. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie über alle für die Discussion öffentlicher Interessen der Gegenwart wichtige Persönlichkeiten, so auch über Karl Braun, früher nassauischen Staatsbürger, 1867 mit dem wiesbadener Oberappellationsgericht als Advocat nach Berlin übergesiedelt, gibt das von der Brockhaus'schen Verlagshandlung in Heften herausgegebene „Supplement zur elften Auflage des Conversations-Lexikon" ausführliche Personalnotizen. Karl Braun selbst erzählt uns (I, 199), auf Veranlassung einer nicht sehr ernsthaften Polemik mit Johannes Scherr, wie er einen plebejischen Stolz darein setze, daß seine Vorfahren seit alters freie Bauern auf eigener Hufe im schönen rheinischen Frankenlande waren, daß er jetzt in Berlin in der Königgrätzerstraße eine Häuslichkeit noch immer von rheinisch-fränkischer Art führe, und daß er Anno 1870 als „borussischer Adler", wie Scherr ihn genannt hat, noch immer accurat denselben 1859er Rüdesheimer trinkt wie 1862 als „nassauischer Canarienvogel". Ein Mann, der sich neben der Advocatur zugleich mit solchen zeitgemäßen culturgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt, wie sie in diesen stattlichen Bänden vorliegen, und auch noch von zwei Wahlbezirken Reichstagsmandate aufweisen kann, ist für Spree-Athen wahrlich eine moralische Eroberung, zu der es sich gratuliren darf.

Auf alle die einzelnen bald novellistischen, touristischen oder memoirenhaften, bald historischen, politischen oder volkswirthschaftlichen Aufsätze, die, schon vordem in Zeitschriften veröffentlicht, hier gesammelt sind, im Detail einzugehen, müssen wir uns versagen, um dem Leser der Bücher selbst nicht den Reiz der Neuheit vorwegzunehmen. Auch gesteht der Verfasser dieses Referats sogar ein, daß er, was das Werk Nr. 1 betrifft, nicht noch im Triumph auf die Braun'sche, zum Theil humoristisch liebenswürdige Darstellung hinweisen und an der unterlegenen „deutschen Kleinstaaterei" den Falstaff-Ruhm des „Da habt ihr sie!" verdienen möchte. Wenn ein Karl Braun die kleinen Verhältnisse des bisher vielgetheilten Deutschland in ihrer historischen Unzulänglichkeit entlarvt, so hat er als selbst Kleinstaater ein gewisses Indigenatsrecht dazu und handelt dabei ehrlich in seinem ungetrübten Glauben an die ideale Großstaats-Vollkommenheit. Wenn unsereins aber, der im Großstaate zu Hause ist, sich einer solchen Kritik der Kleinstaaterei unterziehen wollte, so könnte ihm das Herz ängstlich zu pochen anfangen in dem unabweislichen Bewußtsein, daß es auch in der triumphirenden Großstaaterei Seiten gebe, über die er die Kritik solch eines oft sehr scharf beobachtenden, geistreich charakterisirenden und an historischen und philosophischen Begriffen ganz eigenartig geschulten Kleinstaaters, wie es eben Karl Braun ist, durchaus nicht herausfordern möchte.

3. Gegen G. G. Gervinus. Von Karl Braun (Wiesbaden). Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Broschüre des sehr schätzenswerthen Verfassers heben wir gerade deshalb hervor, weil sie ein so recht eclatantes Beispiel von den Verkennungen und Misverständnissen darbietet, denen echt preußenfreundliche Gesinnung, und zwar im großartigsten Maßstabe deutschnationaler Wissenschaft, aber nicht direct hervorgegangen aus officiellem oder disciplinirtem Preußenthum, ausgesetzt sein konnte oder mußte! Von keinem Gelehrten in Deutschland kann man so unbedingt es aussprechen, wie von

Gervinus, daß er den Ruhm verdient hat, das öffentliche Leben Deutschlands aus der geschichtslosen Stagnation, aus dem politischen Bankrott von 1848 gerettet und die gesammte Geschichte seines Jahrhunderts in die historischen Tendenzen hineingeleitet zu haben, die seit 1866 so überraschend und großartig realisirt sind. Nur derjenige, der jene Zeiten der Reaction und politischen Vertrauenslosigkeit nach 1849 miterlebt hat, kann es beurtheilen, welcher heroischer Unternehmungsgeist dazu gehörte, im Jahre 1853 ein vielbändiges Geschichtswerk über die gesammte Neuzeit, bisjetzt ein Unicum des Jahrhunderts, beginnen zu wollen, und noch dazu auf diejenigen Ziele berechnet, die nun in Deutschland von Preußen in der That erreicht sind. Dieses Werk liegt vor in der „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen", acht Bände umfassend (Leipzig 1855—66), in seiner Darstellung reichend vom Jahre 1815 bis über das Jahr 1830. Wie die Deutschland betreffenden Voraussagungen darin schon in Erfüllung gegangen sind, darin könnte der Patriot geradezu ein Wunder erblicken. Und Karl Braun muß den Verfasser als falschen Propheten und preußenfeindlichen Politiker verdächtigen?

Ein Werk, das die politischen Kämpfe nicht nur Europas, sondern auch Amerikas, und zwar zunächst Südamerikas mit seinen für die Zukunft unberechenbaren Cultur- und Staatsentwickelungen, ausführlich und in fortwährender Beziehung auf die von der nächsten Zukunft und unserm nächsten Vaterlande namentlich zu ergreifenden Maßregeln zu schildern unternimmt, ein solches Werk kann natürlicherweise nicht überall die weltmännische Eleganz darbieten, mit der etwa ein Heinrich von Treitschke die Carrière eines einzelnen Staatsmannes zu schildern vermag, noch die rein wissenschaftliche Plastik, mit der ein Droysen den aus dem kleinen heranwachsenden Weltabschnitt der preußischen Geschichte monumental verewigt, noch auch etwa die überlegene diplomatische Vornehmheit, mit der ein Ranke über religiöse und nationale Kämpfe des 16. Jahrhunderts seinen Blick schweifen läßt. Ein praktisch tendenziöses Universalwerk, wie Gervinus es liefern wollte, konnte seine Intentionen nur im Stile einer Art von Coulissenmalerei evident machen; um aus der Unzahl von Figuren und Gruppen, die es zu charakterisiren hatte, die Gesammtzwecke hervortreten zu lassen, mußte es in den stärksten Zügen und mit den kräftigsten Farben malen; es mußte grelle Lichter herausheben durch contrastirende Schatten; und wenn es bei dem endlosen Bedarf von Charakterbezeichnungen auch einmal zu einem Ausdruck griff, der nahe an die Gattung der Schimpfwörter grenzte, so konnte der Betroffene, und wenn er ein gekröntes Haupt gewesen wäre, bei völligem Verständniß des gesammten Werks sich sehr wohl darüber hinwegsetzen, denn er war damit immer in die höhere Lebenssphäre der Weltgeschichte emporgehoben. Und diese wirkliche Weltgeschichte kann bekanntlich nicht immer im Salonton sprechen; wer an ihr theilhaben will, muß sich darauf gefaßt machen, daß sie nicht allen alles recht machen kann, und daß sie, weil sie mehr Einsicht hat als mancher von diesen allen, oft Entschuldigung verdient, wenn sie gerade gegen die, mit denen sie es am besten meint, den Schein des Gegentheils heucheln muß.

Bei all der nicht selten zu Tage tretenden Grobheit und selbst Roheit ist dieser Coulissenstil in größten Dimensionen durchweg einerseits von einer verehrungswürdigen sittlichen Energie und Erhabenheit der Weltanschauung und andererseits von einer vielleicht nie auszustudirenden Diplomatie und Feinheit getragen, die freilich bei dem nicht in die raffinirte Dialektik und complicirte Composition der neuzeitlichen Geschichtsprocesse Eindringenden jeder Gefahr des Unverständnisses ausgesetzt ist.

Ich bin weit davon entfernt, den Verfasser der „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" eines solchen Unverständnisses in Bezug auf Gervinus beschuldigen oder auch nur für fähig halten zu wollen. Schon aus diesen wenigen Zeilen unserer versuchten Charakteristik über die Gervinus'sche Darstellung erhellt, daß dieselbe eben in ihrem Universalismus mannichfachen Auslegungen wol unterzogen werden kann; und wir wollen es sehr gern zugestehen, daß Karl Braun aus seiner langjährigen Kenntniß der miterlebten mitteldeutschen Partei- und Staatszustände ebenso wol als aus seinem gegenwärtigen Wirken in der Hauptstadt als deutsches Reichstagsmitglied eine noch tiefer schauende Einsicht, nach der einen oder der andern Seite, in diese Diplomatie der Gervinus'schen Darstellungsweise gewonnen haben könnte, als sie uns für dieses Referat zu Gebote steht. Wir fühlen uns sogar gedrängt, der Karl Braun'schen Polemik so weit entgegenzukommen, daß wir dieselbe schwer durchschauliche Feinheit sorgfältig verkleideter Intention, mit der wir anstößige Einzelheiten bei Gervinus erklärt wissen möchten, auch in der vorliegenden Broschüre gegen denselben anzunehmen bereit sind, die dann weniger feindselig, als es den äußern Anschein hat, auszulegen wäre. Diese diplomatische Feinheit dürfte dann von Ort und Zeitpunkt der Braun'schen Darstellung vielleicht durch sehr ehrenwerthe persönliche Rücksichten von seiner Seite dictirt worden sein. Von Ort und Zeitpunkt dieses unsers Referats aber darf uns dann jetzt im Gegentheil, als eine Ehrensache im Namen der gleichstrebenden deutschen Publicistik, die Pflicht der unverhohlenen Aeußerung der Ansicht auferlegt sein, daß dieses Werk von Gervinus die schon eingetretene Staatsregeneration in staunenswerther Klarheit und direct in preußischem Interesse vorbereitet hat.

Vollkommene Prophezeiungen sind namentlich evident in dem Hinblick auf die Zukunft Italiens und Deutschlands. Wer sich in das Bewußtsein jenes drückenden Verhältnisses zurückversetzen kann, das mit der Wiederherstellung der conservativen Solidarität damals auf alles nicht direct officielle Geistesleben eine lähmende Wirkung ausübte, und wer insbesondere eine Einsicht hat von den unentrinnbaren geheimen und öffentlichen Gewaltmaßregeln, mit denen das Metternich'sche System Jahrzehnte hindurch jede selbständige Lebensregung der romanischen Völker unterdrückte und insbesondere die Existenz eines Italien nicht als politischen oder völkerrechtlichen, sondern allein als äußern „geographischen" Begriff anerkennen wollte, wahrlich der wird aufrichtig heute seine volle Verwunderung zugestehen, wenn wir ihm in Theil 1 von Gervinus, datirt vom Mai 1855, nur die Worte citiren: „Die nationale Unabhängigkeit ist für Italien eine Frage von Tod und Leben." Und daß er wußte, wer diese

Frage lösen würde, sagte er in Theil 2, vom September 1856, mit den Worten: „Der nationale Ehrgeiz, an die erste Stelle Italiens zu treten, ist seit dem Sturze des Königreichs Italien (des ersten Napoleonischen von 1805—14) auf Piemont-Sardinien übergegangen."

In demselben zweiten Theile, in dem Kapitel über Deutschland, macht Gervinus Preußen zum Mittelpunkt und zur innersten regenerirenden Triebkraft seines gesammten kosmopolitischen Systems, soweit es auf germanische Entwickelungen Bezug hat, und concentrirt seine Hinweisung auf die Zukunft in dem Satze:

Nach der grausamen Enttäuschung der Aussichten vom Jahre 1806 war dann die innere Wiedergeburt Preußens, waren seine glorreichen Befreiungskämpfe erlebt worden; dies weckte zum ersten male auch in den weitern Kreisen des deutschen Volks die Hoffnungen und fesselte alle Blicke auf Preußen. Seine echt bundesmäßige Rolle bei dem Verfassungswerke in Wien konnte diese Erwartungen nur steigern; und der unbefriedigende Ausgang dieses Werks mußte sie vollends aufs höchste spannen, da nun alles in den innern Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes auf das Vorgehen dieses vorleuchtenden Großstaats ankam. Und gleich blickten die Eifrigsten schief auf die Unentschiedenheit des Hegemonen, die bei vielen der Grund seiner Verhaßtheit sei, und sie sagten ihm öffentlich zu Gehör: daß es der Menschen Art sei, unwiderstehliche Achtung vor der Kraft zu haben, selbst wenn sie gewaltthätig durchgreift, während Halbheiten und aufgegebene Entschlüsse in Dingen, die nicht strengen Rechts seien, die Kraft und den Willen zugleich verdächtig machten. Die nächste Vorbedingung für Preußen, sich in dieser allgemeinen Gunst zu erhalten und festzupflanzen, war die volksthümliche Ordnung seiner eigenen innern Angelegenheiten und die Ausführung seiner Verfassung.

Auf diejenigen nationalen Elemente, auf welche Preußen bei der Gründung eines neuen Reichs hauptsächlich zu rechnen habe, hatte Gervinus schon im ersten Theile hingewiesen, indem er bereits aus der Zeit des Abschlusses der Wiener Verträge auf die Neigung deutscher sogenannter Kleinstaaten für Herstellung des deutschen Kaiserthums hinwies und den in jenen Tagen aufgetauchten Grundsatz wieder belebte: „Wenn sich Oesterreich weigere, so müsse man, nach Stein's Meinung, gelegentlich wieder auf seine oder, nach dem Grundsatz der Wahl, auf Preußens Erhöhung zum Kaiserthum zurückkommen." Eine solche, auf die historischen Reichsgesetze zu basirende Wahl hat in den Versailler Verträgen vom November 1870 nun in der That zu Gunsten Preußens stattgefunden.

Die voraufgegangene wissenschaftliche und journalistische Thätigkeit von Gervinus, aus welcher dieselbe zur Abfassung seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" fortgeschritten ist, hat eine dankenswerthe Darstellung gefunden in einer 1853 in Leipzig erschienenen Broschüre: „Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen", aus welcher wir zur Kennzeichnung seiner stets für Preußen den Ton angebenden Wirksamkeit nur noch folgende zwei Thatsachen citiren. Am 30. März 1848 hatte Gervinus im Leitartikel der von ihm in Heidelberg redigirten „Deutschen Zeitung" als die Aufgabe des deutschen Staatenbaues eine „erbliche Monarchie, von demokratischen (d. h. parlamentarischen) Institutionen umgeben", bezeichnet, und er hatte zugleich die Forderung hinzugefügt, daß diese „erbliche Würde der Reichsregierung" nur Preußen zutheil werden könne; in Betreff der Einzelstaaten verlangte er, daß sie von vornherein vollen Theil an der Ausführung einer neuen Bundesverfassung erhielten, und daß man das nothwendige Maß der Einheit nie überschreite.

Am 7. Mai 1848 erklärte Gervinus in derselben „Deutschen Zeitung": „Wer will es entscheiden, ob Oesterreich nicht sehr wohl thun würde, wenn es seine Politik von der Deutschlands trennte und statt der Stelle eines Gliedes im deutschen Bundesstaat nur eine lose verbundene, selbständige Stellung einnähme? Wer will es entscheiden, ob es nicht dazu gezwungen werden wird?"

Jedermann, der nur einigermaßen Einsicht von der Geschichte unserer öffentlichen Meinungszustände hat, wird zugestehen müssen, daß in all diesen citirten Sätzen der außerhalb Preußen, zum Theil in isolirten Verhältnissen, aber in dem noch fortwirkenden Geschichtsbewußtsein des eigentlichen Deutschen Reichs lebende Gelehrte vor Jahren schon diejenigen politischen Postulate für die Zukunft Preußens aufgestellt hat, die mancher wacker patriotische Preuße auf dem gesicherten Boden seiner Heimat noch kurz vor der plötzlich hereinbrechenden Verwirklichung kaum als entfernt mögliche Wünsche auszusprechen wagte!

Und wie nun kommt es, daß man denselben Gervinus, den man doch immer noch als einen zwar compromittirten und bedenklichen, dennoch aber für Süddeutschland etwa noch als leidlich gediegenen Tendenzautor hatte gelten lassen, daß man ihm nun, da er gerade nach der Vollendung aller seiner Versprechungen als ein Geistesheros Preußens hohen Ruhm verdient haben könnte, solch eine Karl Braun'sche Broschüre „Gegen G. G. Gervinus" entgegenschleudert?

Wir brauchen, um den heidelberger Geschichtsmeister zu rechtfertigen, nur die Worte anzuführen, die Karl Braun ihm hauptsächlich zum Vorwurf macht. Gervinus hat sich veranlaßt sehen müssen, seit der auch commerziell und finanziell zu beachtenden Krisis von 1866 das Weitererscheinen seiner großartigen deutsch-preußenfreundlichen Geschichtscomposition — wahrscheinlicherweise, weil man in Preußen am allerwenigsten darauf subscribirt hatte — zu sistiren, und indem er eine neue Auflage (die fünfte) seiner „Geschichte der deutschen Dichtkunst" herausgab, nahm er Gelegenheit, in der Vorrede dazu, datirt vom November 1870, über seine politische Stimmung sich auszusprechen und, auf Gesinnungsgenossenschaft seiner verstorbenen Freunde, der beiden Grimm und Dahlmann's, sich berufend, bricht er in die Klage des Unmuths aus:

Zwei dieser Männer (Dahlmann und Jakob Grimm) waren gegenwärtig und mitthätig gewesen, als 1848 dem preußischen Königshause von dem deutschen Volke selber aus vollen Herzen und Händen die Vorherrschaft in Deutschland frei und willig angetragen wurde. Wenn sie erlebt hätten, wie achtzehn Jahre später, als Preußen nach dem böhmischen Kriege über die deutschen Geschicke mit unwidersprechbarem Ansehen gebot, die beneidenswertheste aller Lagen versäumt wurde, in der ein edelmüthiger Siegesgebrauch die rasch geschlagenen Wunden des Bürgerkriegs noch rascher hätte heilen, das ganze in seinen Gliedern unversehrte Deutschland in einen wahren freien Bund unter preußischer Schirmherrschaft versammeln, und so (d. h. also: in damaliger politischer Lage!) die deutschen Dinge für alle Zukunft feststellen können, wenn sie erlebt hätten, wie diese verschwenderische Gunst der Verhältnisse verscherzt wurde, in der eine wahrhaft großartige Staatskunst vorgezeichnet war, die mit unsterblichem makellosen Ruhm und einer unerschütterlichen Machtstellung zugleich gelohnt hätte, wenn sie erlebt

hätten, wie die dargebotene Hand des kleinstaatlichen Deutschland, die 1849 empfindlich niedergeschlagen worden war, 1866 kurzweg abgeschlagen wurde; sie würden, ich kann das wissen, die Tage dieser Thaten nicht als hohe Feste mit goldener Schrift in den Kalender geschrieben, sondern als Tage der Schmach, Gewaltthat, Bundesbrüchigkeit lieber ausgestoßen haben. Und sie hätten auch die großen Kriegsthaten von 1870 nicht für den Riesenschwamm gehalten, der die tiefe Unbefriedigung über die innern Zustände Deutschlands mit einem Zuge austilgen würde; denn wie bewunderungswürdig diese Thaten seien: dem, der die Tagesgeschichte nicht mit dem Auge des Tags, sondern mit dem Auge der Geschichte ansieht, erscheinen sie trächtig an unberechenbaren Gefahren, weil sie uns auf Wege führen, die der Natur unsers Volks und, was viel schlimmer ist, der Natur des ganzen Zeitalters durchaus zuwiderlaufen.

Aus diesem desperaten „Noli circulos meos perturbare" geht hervor, daß Gervinus seine Theorie auf ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland gebaut hatte. Mit dem entflammten Kriege scheint sein kühnes Gedankensystem zusammengestürzt zu sein. Die Verheißungen, die sein Liberalismus der deutschen Zukunft gemacht hatte, sind bis auf den Punkt über dem i in Erfüllung gegangen. Doch eine andere Zeitlage brachte dem deutschen Volke diese Resultate aus der Hand der conservativen Partei, nach den großen Opfern des Kriegs, von denen Gervinus befürchtet, sie könnten, trotz Eroberung und Entschädigung, in ihren Folgen zu theuer sein.

4. Hinterlassene Schriften von G. G. Gervinus. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 26 Ngr.
5. Historische Schriften von G. G. Gervinus. Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert nebst einer Charakteristik des Machiavell. Versuch einer innern Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des barcelonischen Königsstammes. Neue Ausgabe. Mit einem Nekrolog von Karl Röder und Gervinus' Bildniß. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Erweiterung der interessanten Braun-Gervinus-Debatte bringen die „Hinterlassenen Schriften" des letztern (Nr. 4). Dieselben sind eingeleitet mit einem Vorwort der Frau Victoria Gervinus und enthalten 1) eine „Denkschrift zum Frieden" an das preußische Königshaus und 2) eine „Selbstkritik", aus Gervinus' eigener Feder, mit der er kurz vor seinem Tode dem Braun'schen Angriffe entgegengetreten ist.

Die tiefe Erschütterung, die sich in der incriminirten Vorrede vom November 1870 ausspricht, hat bei Gervinus nach dem Friedensabschlusse mit Frankreich einigermaßen nachgelassen, und es scheint, daß die Wiederherstellung des Deutschen Reichs vom December 1870 diesen schwer ergründlichen Historiker versöhnlicher gestimmt habe als die preußischen Annectirungen von 1866. Er offenbart sich, für viele wahrlich unerwartet, am Ende seines Lebens, was aus keiner seiner frühern Schriften unbedingt hervorgeht, als — Legitimist, und so hatte Karl Braun (den Gervinus sehr bezeichnend einen „Musterannectirten" nennt) denn doch darin recht, als er ihn als „liberalen Legitimisten" denuncirte.

Aus der „Selbstkritik" ist die Notiz hervorzuheben, daß, als 1853 der sogenannte Hochverrathsproceß vor dem Hofgericht zu Manheim gegen die famose „Einleitung" die Existenz von Gervinus im Großherzogthum Baden in Frage stellte, Alexander von Humboldt vom vorigen König von Preußen ermächtigt wurde, Gervinus zu benachrichtigen, daß ihm und seinem Werke ein Asyl in Preußen offen stehe.

Im übrigen haben diese „Hinterlassenen Schriften" nicht viel von des Verfassers sonstiger, fast immer epochemachender Großartigkeit an sich und rufen nicht gerade einen erhebenden Eindruck hervor. Jede Magie braucht ihren Hokuspokus, auch die der Geschichtschreibung und Geschichtsschöpfung. Gervinus steht wahrlich mehr noch, als es hier auszuführen der Raum gestattet, nach den deutschen Katastrophen des letzten halben Jahrzehnts als ein großer und genialer Geschichtsmeister da. Darum war es zu viel von ihm verlangt, daß er nach solchen Effecten der politischen Prophetie und Zauberei sein bischen Hokuspokus entschuldigen und Mechanismus und Machinationen seiner Magie dem Publikum nach der glänzendsten Vorstellung von der Welt auseinanderlegen sollte. Das Räthsel seiner letzten Differenzen liegt in dem erwähnten Ausdruck über ihn: „liberaler Legitimist". Mit dem deutschen Conflict von 1866 hörte unser welfischer Legitimismus auf liberal zu sein (worauf freilich manchen die Bemerkung erst auftauchte, daß er es gewesen war!), und unser plötzlich annectirender Liberalismus, der in Preußen mit einem mal freudig loyal war, wollte den durch Annectirung Geschädigten nun natürlicherweise nicht mehr legitimistisch erscheinen. Die durchaus nicht einseitige, vielfach deutungsreiche Stellung, welche die gesammte Gervinus'sche Wissenschaftlichkeit zu diesem Doppelverhältniß einnahm, erhält durch diese neuesten Beiträge eine neue schärfere Beleuchtung. Und darum eben müssen wir es bedauern, daß über die vielfach complicirte Situation, die mit den Entscheidungen von 1870 und 1871 für Deutschland eingetreten ist, der bis zum Raffinement ausgebildete Divinationsblick eines Gervinus unserm Volke keine Aufschlüsse mehr zu geben vermag.

Die als Nr. 5 aufgeführte Schrift: „Historische Schriften", ist eine neue Titelausgabe mit zugefügtem Vorwort jener beiden Aufsätze: 1) über „Florentinische Historiographie und Machiavelli"; 2) über „Aragonien bis zum Ausgange des barcelonischen Königsstammes", mit welchen Gervinus 1833 in der Literatur debutirt hatte. Die vergilbten Bogen des alten Drucks fallen sonderbar gegen die neugedruckte Ausstattung auf. Seltsame Contraste! Der liberale Legitimismus ist so sparsam geworden, daß er die erste Schrift seines Apostels nach fast 40 Jahren nochmals auf den Literaturmarkt schmuggelt, und das sonst legitimistische Wien so liberal, daß es die letzte Schrift, das „Testament" eben dieses als Großpreuße großgewordenen Autors und die selbstkritische Vertheidigung seiner in Erfüllung gegangenen Prophezeiungen in der k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung herausgibt! Während die Herausgabe des großen Geschichtswerks über unser Jahrhundert seit den preußischen Erfolgen von 1866, die Gervinus prophezeit und gewissermaßen provocirt hatte, offenbar wegen Mangel an Publikum ins Stocken gerathen, singt die „Neue Freie Presse" in Wien uns Norddeutschen, triumphirend, über Gervinus entgegen:

Ihr aber könnt, wenn euer Taumel endet,
Nicht klagen, daß euch kein Prophet gesendet!

Zur Geschichte und Cultur des Elsasses.

1. Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Zweiter Halbband. Berlin, F. Duncker. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

2. Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen von Franz von Löher. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

„Der Zweck des nachfolgenden Aufsatzes ist, einen Beitrag zur Geschichte der Pflege der deutschen Sprache im Elsaß zu geben und dadurch einen Theil des Beweises für die Behauptung zu erbringen, daß das Elsaß, welches immer gut deutsch war, auch jetzt noch nicht aufgehört hat es zu sein" — so steht an der Spitze von Heinrich Neubauer's Schrift über die deutsche Literatur im Elsaß zu lesen, und wir glauben, daß kein Verständiger, keiner, der die Zustände der Wirklichkeit kennt, anderer Meinung ist. Denn die zufälligen Stimmungen des Tags, das wüste Gekreische roher und fanatisirter Parteigänger unserer Feinde wird doch niemand als ein Zeugniß für die Undeutschheit der Elsasser gelten lassen. Vielmehr zeigt sich gerade in ihrer jetzigen Haltung die grunddeutsche Substanz ihres Wesens am evidentesten und zwar sowol im Guten wie im Bösen. Es steht der deutschen Volksart und ihrer Tiefgründigkeit wohl an, daß sie eine Katastrophe von solcher Schwere und Gewaltsamkeit, wie die, durch welche das Elsaß wieder mit dem übrigen Deutschland verbunden werden mußte, in den innersten Fasern des Gemüths durchlebt. Französische Art wäre, leichtsinnig über Ungeheueres wegzuhüpfen und das Neue, ob es aus dem Himmel oder aus der Hölle stamme, nur als angenehme Abwechselung des langweilig gewordenen Alten vergnüglich zu genießen. Nicht viel anders sehen wir es, unbegreiflich für deutsche Fassungskraft, aber doch wirklich vor unsern Augen in dem Paris von heute, das die lodernden Schutthaufen und die Füsilladen der Communisten von gestern völlig vergessen hat, wenn es auch noch davon plaudert, aber wie von einem andern Divertissement.

Daß sehr viele materielle Interessen sich mit Recht über die empfindlichste Schädigung beklagen, welche ihnen aus der Lostrennung von Frankreich erwächst, liegt auf der Hand, und auch sie wiegen, namentlich in einer stark realistisch gefärbten Zeit wie die unsere, schwer genug. Beides zusammen, das verletzte Volksgemüth und der verletzte Geldbeutel, sind achtunggebietende und gewaltige Mächte, und niemand wird im Ernste glauben, daß es auch einem mit übermenschlicher Intelligenz und Thatkraft gerüsteten Systeme oder Manne gelingen könnte, die natürlichen Folgen solcher Situation rasch, etwa in zehn oder zwölf Jahren zu überwinden. Zum Glück machen sich gerade die zunächst Berufenen die wenigsten Illusionen darüber, ja sie sehen vielleicht, weil sie von der Ferne und daher mehr den Gischt auf der Fläche des Stroms als die tiefer treibende Strömung selbst bemerken, eher zu pessimistisch als zu optimistisch.

Man müßte aber die deutsche Art oder hier Unart schlecht kennen, wenn man nicht einem andern Momente noch mehr Einfluß auf die feindselige Gesinnung unserer wiedereroberten Brüder zuschreiben wollte. Der Dünkel und Hochmuth des Zaunpfahl- oder Localparticularismus, die bösartige Hypertrophie des individualisirenden oder Selbstwüchsigkeitstriebes in der deutschen Volksseele ist unser schlimmster Feind im Elsaß, aber freilich hier kein schlimmerer als in Schwaben, in Sachsen, Hannover, Baiern und wo man sonst hinsehen mag. Im Elsaß hat er sich psychologisch ganz nothwendig zu einer unnatürlichen Vergötterung des ihm im Grunde am meisten verhaßten Franzosenthums umgesetzt, weil ihn sein verkehrter Instinct lehrte, daß er gerade damit die Wurzelfäden der deutschen Gemeinschaft am vollständigsten zerschneiden könnte. Anderwärts klammert er sich an verrottete Dynastien oder dynastische Vorurtheile oder an ultramontanes und communistisches Jakobinerthum an: überall aus demselben Triebe der absolut feindseligen Negation der eigensten Lebensbedingungen, und überall mit demselben Erfolge, d. h., wie die deutsche Geschichte seit dem Wiederaufstreben des Volksgeistes nach dem Dreißigjährigen Kriege zeigt, blos zu eigener widerlicher Verkümmerung, höchstens zu momentaner Verzögerung des großen Schicksalsschlusses, der das Leben des deutschen Volks verbürgt. Fata viam invenient, gilt auch hier, wie für die große Gesammtheit der deutschen Geschicke, so für diesen ihren Einzelausschnitt. Aber der gute Spruch soll nicht bedeuten, daß wir die Hände in den Schos legen und Allah das Thun überlassen. Jeder von uns ist berufen mitzuarbeiten, je nach seinen Gaben und seiner Stellung. Darum ist es auch hocherfreulich zu sehen, wie rüstig sich unsere Literatur der Aufgabe unterzogen hat und unterzieht, die geistige Wiedereinverleibung der so lange entfremdeten Lande zu befördern. Nicht als wenn wir dieser unserer Literatur das undankbare und ihrer unwürdige Geschäft zumutheten, Mohren weiß zu waschen: die Elsasser, die nicht bekehrt sein wollen, kann und soll sie nicht bekehren. Wohl aber wird sie, bei den Bessern und Verständigern, vor allem bei den ehrlichern Gemüthern, die sich doch auch unter dem schmuzigen Firnis forcirter und erlogener Verwelschung nicht ganz haben zu Grunde richten lassen, immerhin einigen Eindruck machen. Der Stimme der Wahrheit und Vernunft verschließt sich ein deutsches Herz und ein deutscher Verstand doch nicht auf die Dauer. So weit ist man im Elsaß doch noch nicht französisch, um blos in und durch die Lüge zu leben und zu gedeihen.

Noch höher aber schlagen wir die Wirksamkeit dieser Literatur für uns andere Deutsche an. Auch bei uns gilt es, eine Wolke von Vorurtheilen und Aberglauben in Betreff des Elsasses nicht blos, sondern der Gesammtstellung des Franzosenthums zu unserer Vergangenheit und Gegenwart und insofern auch unserer Zukunft durch das Sonnenlicht der geschichtlichen Wahrheit zu zerstreuen. Vieles davon hat der letzte Krieg glücklich beseitigt, den Hunderttausenden von unsern Landsleuten die Augen über die Verächtlichkeit der Nation geöffnet, welche an der

Spitze der Civilisation marschirt. Was davon noch übrig ist, und es ist mehr, als sich mit Ehre und Vernunft verträgt, mag an den wahrheitsgetreuen Schilderungen des französischen Gebarens auf deutschem Boden, der sittlichen und geistigen Zerstörung, die das Franzosenthum dort angerichtet hat, sich eine Lehre abnehmen, wenn man sich überhaupt noch belehren lassen kann, wozu immer nicht blos ein gewisses Maß von Verstand, sondern noch mehr von Ehrlichkeit erforderlich ist. Selbstverständlich also werden weder unsere ultramontanen noch unsere communistischen Jakobiner zu denen gehören, für welche solche Bücher geschrieben sind, aber zum Glück gibt es auf deutschem Boden außer ihnen noch allerlei andere Leute.

Was nun die oben citirten Schriften im einzelnen angeht, so stammt Nr. 1 aus der Feder eines unserer tüchtigsten Historiker, welcher sich mit einem ebenso tüchtigen Sprachgelehrten und Literarhistoriker zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden hat. So ist eine zusammenhängende Geschichte des Elsasses entstanden, die ebenso sehr seine politischen Phasen wie seine innern Wandlungen in äußerst ansprechender Weise darstellt. Wie gediegen das Material und seine Verarbeitung ist, bedarf keiner weitern Hervorhebung, da die Namen der beiden Verfasser die beste Bürgschaft für ebenso solide wie geistvolle Arbeit bieten. Es ist sehr erfreulich, daß gerade aus Wien, aus der Hauptstadt der deutschen Ostmark, dieses Zeugniß echtester deutscher Wissenschaftlichkeit und patriotischer Gesinnung hervorgeht. Wir erinnern uns dabei unwillkürlich an ein Wort, welches man Karl V. in den Mund legt: „Wenn Wien und Strasburg zugleich angegriffen wären, würde ich zuerst Strasburg zu Hülfe eilen.“ Nr. 2 enthält weniger eine äußerlich zusammenhängende Erzählung, als eine Reihe von Gemälden aus der Natur und dem Volksleben von Elsaß und Deutschlothringen, mit fortwährendem Rückblick auf die großen geschichtlichen Processe, die sich hier auf diesem Boden vollzogen haben. Oft in glänzenden Farben und in kecken Zügen ausgeführt, verfehlen sie nicht, eine fesselnde Gewalt auf den Beschauer zu üben, der über dem Genuß mitunter vergessen mag, daß sie auch recht viel Lehrreiches und Neues, weil Selbstgesehenes bieten.

Heinrich Rückert.

Eine neue englische Faust-Uebersetzung.

Faust. A Tragedy by *Johann Wolfgang von Goethe*. The First Part. Translated, in the Original Metres, by *Bayard Taylor*. Authorized Edition. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Es ist vielleicht manchem unserer Leser unbekannt, daß, während wir im ganzen etwa drei oder vier vollständige deutsche Uebertragungen von Shakspeare besitzen, Goethe's „Faust“ nicht minder als siebzehnmal ins Englische übersetzt worden ist; eine Thatsache, welche, berechtigte sie zu einem solchen Schluß, den „Faust“ noch über den „Hamlet“ stellen würde, da wir selbst von diesem — anerkanntermaßen dem Hauptwerke des britischen Dichters — nur dreizehn deutsche Uebertragungen aufweisen können. Diese subtile Frage indessen wollen wir hier nicht erörtern. So viel ist gewiß: an dramatischer Kraft steht „Hamlet“ weit höher als „Faust“, an philosophischem Gehalt und weltumfassender Gedankentiefe überwiegt „Faust“ den „Hamlet“. Doch dies beiläufig. Von allen bisherigen Uebersetzungen des „Faust“ ins Englische nun war keine der Schlegel-Tieck'schen des Shakspeare ebenbürtig: in der Regel begnügte man sich mit der allerdings vortrefflichen Version der Dichtung in Prosa, weil die metrischen entweder zu frei oder zu steif und fehlerhaft waren; keine aber hatte es bis auf Taylor's unmittelbaren Vorgänger, seinen amerikanischen Landsmann Brooks, versucht, die Versmaße des Originals wiederzugeben, und so war keine ganz befriedigend. Ueber sein Verhältniß zu Brooks sagt Taylor in seinem Vorwort:

Die Veröffentlichung seiner Uebertragung des ersten Theils (1856) veranlaßte mich eine Zeit lang, mein eigenes Vorhaben aufzugeben. Keine frühere englische Version zeigte solche Verleugnung des eigenen Geschmacks und der Denkweise des Uebersetzers, einen solchen ehrfurchtsvollen Wunsch, das Original in seiner reinsten Form darzustellen. Die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Arbeit verrichtet worden war, waren so offenbar, daß ich jetzt mit Widerstreben ausspreche, was mir damals ihre einzigen Mängel schienen — nämlich, eine Abwesenheit des lyrischen Feuers und der Geschmeidigkeit des Originals an einigen Stellen und hier und da eine Herabstimmung des Tons durch die Anwendung von Wörtern, die zwar buchstäblich, aber kein Aequivalent sind.

Ein längerer Aufenthalt in Deutschland und ein fortgesetztes sorgfältiges Studium des „Faust“ brachte dann unserm Uebersetzer die Ueberzeugung bei, daß er zwar Brooks in allen wesentlichen Einzelheiten folgen müsse, daß das Feld für ihn aber noch immer offen sei und die Mittel, welche die poetische Verwandtschaft der beiden Sprachen bieten, noch nicht erschöpft worden seien.

Daß nur eine gereimte metrische Nachdichtung dem „Faust“ gerecht werden könne, hatte bereits ein Kritiker in „Blackwood's Magazine“ im Jahre 1840 so scharf betont, daß wir hier einige Stellen aus dem Artikel mittheilen zu müssen glauben:

„Wenn die Uebersetzer Blancvers anwenden, so ist ihre Arbeit häufig lobenswerth, und die des Dr. Anster besonders scheint Anpreisung zu verdienen. Allein «Faust» ist in Reimen geschrieben, und unserm Dafürhalten nach kann er in keine andere Sprachform übertragen werden, ohne daß der echte Geist desselben gänzlich verdampft. Im Blancvers werden die Schwierigkeiten gänzlich umgangen — das Mark und die dramatische Pointe, sowol der Dialoge als auch der Monologe, gehen verloren — die klaren, scharfen und bestimmten Umrisse des Originals werden verwaschen und schmelzen hinweg wie Eisberge, die in tropische Meere getrieben worden sind. Die erste und größte Vortrefflichkeit, die uns im «Faust» auffällt, ist die auserlesene Feinheit, der Schwung und die Vollendung der Sprache. Hier finden wir die

vollständigste Verwirklichung dessen, wofür unser großer poetischer Reformator Wordsworth während seines ganzen Lebens gekämpft hat — eine genaue Wiedergabe in der höchsten Poesie der von Menschen wirklich gebrauchten Redeweise. Wenn wir uns nun zu den vorliegenden gereimten Uebersetzungen wenden, so fällt uns, wir wollen nicht sagen der gänzliche Mangel an gutem Englisch auf — denn das würde die Sache nur schwach ausdrücken —, sondern das gänzliche Verlassen einer nur annähernd menschlichen Sprache."

Der Verfasser des Artikels tadelt dann die häufigen Inversionen und grammatikalischen Licenzen, von denen die darin besprochenen gereimten Uebersetzungen wimmelten, und meint, gerade bei diesen können, weil sie durch den Reim sich schon von alltäglicher Ausdrucksweise entfernten, solche Freiheiten nicht geduldet werden. Eher könnte man sie der Prosa und dem Blancvers gestatten, weil der Uebersetzer hier immer noch in der gewöhnlichen menschlichen Sprache rede; dem gereimten Drama aber durchaus nicht, und zwar aus drei Gründen.

Erstens, weil der Dramatiker sich schon durch die Reime in einer falschen und unnatürlichen Stellung befinde; zweitens, weil er durch die Verdrehung der naturgemäßen Sprache behufs leichterer Erlangung seiner Reime einen vom Leser verschiedenen Zweck verfolge (dieser erwarte nämlich, daß der Dichter oder Uebersetzer die Schwierigkeiten seiner Aufgabe redlich überwunden habe und ihm einen reinen, ungetrübten Genuß biete; findet er dann das Gegentheil, so fühlt er sich verletzt und abgestoßen); drittens, weil wir in einem Kunstwerke vor allem die Gewalt des Künstlers, seine Beherrschung des spröden Stoffs zu fühlen verlangen; bemerken wir aber statt dessen, daß er von diesem beherrscht werde, so fühlen wir nur seine Schwäche, was stets ein unangenehmer Gegenstand der Betrachtung sei. Kurz, das Horazische Jus et norma loquendi muß die Richtschnur desjenigen sein, der es unternimmt, ein Drama in gereimten Versen zu dichten oder zu übersetzen. Mit dem genannten Dichter kann man einem solchen zurufen:

Et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri, cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Soweit die Beobachtung dieser Vorschriften nur irgend möglich, hat sich denn Hr. Bayard Taylor in der oben angezeigten Uebertragung des ersten Theils des „Faust" bemüht, ihnen nachzukommen, und diese neue Leistung des durch frühere gediegene Reisewerke und als Dichter längst rühmlichst bekannten Amerikaners (Schwiegersohns des Professor Hansen) ist von der maßgebenden englischen Kritik, „Athenaeum" und „Saturday Review", als die gelungenste Uebertragung des „Faust", die bisher erschienen, anerkannt worden.

Letztere bemerkt: „Wir haben bereits in unserer monatlichen Uebersicht der amerikanischen Literatur den Band, welchen die Hingebung und der Fleiß des Herrn Bayard Taylor uns zugeführt hat, begrüßt. Wir stimmen vollkommen mit ihm überein, daß trotz der großen Anzahl früherer Bemühungen, das große Drama ins Englische zu übertragen, die erfolgreiche Lösung der Aufgabe noch zu erwarten war. Ja, die Thatsache, daß dies erst der zweite Versuch ist, die ursprünglichen Versmaße des «Faust» wiederzugeben, kann zum Beweis dienen, wie wenig das Experiment erschöpft worden. Die andere Thatsache, daß diese beiden Versuche von Amerikanern ausgehen, findet ihre Erklärung wahrscheinlich in dem Umstande, daß die amerikanische Cultur in weit engerer Verbindung mit dem Lande des Gedankens steht als England; eine Verwandtschaft, die zum Theil aus der Nothwendigkeit für ein neues Land entspringt, die höchste literarische und selbst akademische Bildung in einem ältern Staate zu suchen."

Nachdem der Recensent verschiedene kleine Mängel in der Uebersetzung besprochen, fährt er in folgenden Worten fort: „Indessen wenn wir auch nachzuweisen versucht haben, inwiefern Mr. Taylor's Uebertragung hinter der ideellen Vollkommenheit zurückbleibt, so sind wir doch nicht minder geneigt, ihr ein sehr hohes relatives Verdienst einzuräumen. Um den Erfolg, mit welchem er viele der Schwierigkeiten des Verständnisses und Rhythmus, welche eine Dichtung wie Faust dem Uebersetzer bietet, überwunden hat, völlig zu würdigen, muß man seine Wiedergabe mit der seiner Vorgänger sorgfältig vergleichen. Mit nur geringen Ausnahmen enthält sich Mr. Taylor jener Unfeinheiten und jener Verletzungen des Idioms, durch welche weniger ernste Männer den Schwierigkeiten zu entgehen suchen. Wir finden in der von ihm gewählten Sprache meistens eine Zartheit des Ohrs und Richtigkeit des Verständnisses, die wenig zu wünschen übriglassen. Wir können nur ein oder zwei kurze Stellen als Beleuchtungen dieser hohen Verdienste anführen. Seine Uebertragung des Liedes des Erdgeistes mag man mit dem Original und Professor Blackie's unzweifelhaft vortrefflicher Uebersetzung vergleichen.

In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her;
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben —
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Mr. Taylor.

In the tides of Life, in Action's storm,
A fluctuant wave,
A shuttle free,
Birth and the Grave,
An eternal sea,
A weaving, flowing,
Life, all-glowing
Thus at Time's humming loom 'tis my hand prepares
The garment of Life which the Deity wears.

Blackie.

Where life's floods flow,
And its tempests rave,
Up and down I wave,
Flit I to and fro:
Birth and the grave,
Life's secret glow,
A changing motion,
A boundless ocean,
Whose waters heave
Eternally;
Thus on the roisy loom of Time I weave
The living mantle of the Deity.

Das zweite Citat mag dazu dienen, den Erfolg zu beleuchten, mit welchem Mr. Taylor sich oft der Musik sowol wie der Gedankenschattirung des Originals nähert. Und diese Stelle möge man mit Mr. Brook's Version vergleichen:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth! . . .
Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!
Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir!

Mr. Taylor.

Incline, O Maiden,
Thou sorrow-laden,
Thy gracious countenance upon my pain! . . .
Ah, past guessing,
Beyond expressing,
The pangs that wring my flesh and bone!
Why this anxious heart so burneth,
Why it trembleth, why it yearneth,
Knowest Thou and Thou alone!
Where'er I go, what sorrow,
What woe, what woe and sorrow
Within my bosom aches!
Alone, and ah! unsleeping,
I'm weeping, weeping, weeping,
The heart within me breaks.

Mr. Brooks.

Ah! hear me,
Draw kindly near me,
Mother of sorrows, heal my woe! . . .
Sad mother,
What other
Knows the pangs that eat me to the bone?
What within my poor heart burneth,
How it trembleth, how it yearneth,
Thou canst feel and thou alone!
Go where I will, I never
Find peace or hope — forever
Woe, woe and misery!
Alone, when all are sleeping,
I'm weeping, weeping, weeping,
My heart is crushed in me.

Der Leser wird nicht ermangeln, den Fortschritt zu bemerken, den Mr. Taylor über seine Vorgänger hinaus gemacht hat, sowol den Gedankenfluß als auch die Melodie der Verse nachzuahmen. Wir möchten gern noch andere lyrische Stellen anführen, in denen uns Mr. Taylor besonders glücklich zu sein scheint. Wir können den Leser indessen nur auf dessen Art und Weise, die ruhige, stattliche Musik des Prologs, die unübertreffliche Schwermuth von Gretchen's Liedern, die ausgelassene Lustigkeit in Auerbach's Keller und den chaotischen Aufruhr der Walpurgisnacht wiederzugeben, verweisen. Alles in allem glauben wir mit Sicherheit behaupten zu können, daß die reiche und mannichfaltige Musik des «Faust» nie vorher dem englischen Ohr so treu vorgeführt worden ist wie hier."

In ähnlichem Sinne spricht sich das „Athenaeum" über die Taylor'sche Leistung aus. Sie ist aber auch die Frucht ungewöhnlicher Ausdauer — wie „Faust" selbst fast die Arbeit eines Lebens. Was der Uebersetzer zur Entschuldigung der der englischen Sprache fremdartigen Versmaße in dem Vorwort anführt, und was er über das Verhältniß des englischen zum deutschen Metrum sagt, können wir hier, als mehr für den englischen Leser bestimmt, füglich übergehen. Wir dürfen aber andererseits nicht unterlassen, schließlich noch der vortrefflichen „Anmerkungen", die der Uebersetzung beigefügt sind, sowie der beiden Anhänge, von denen der erstere eine kurze Geschichte der Faustsage und der letztere die Chronologie des Goethe'schen „Faust" enthält, zu gedenken. Was die Anmerkungen oder vielmehr Erklärungen betrifft, so sagt der Verfasser, er habe jeden bedeutendern Commentar von Schubarth bis auf Kreyssig geprüft, aber nur den Vortheil daraus gezogen, daß jeder die Ueberzeugung in ihm befestigen half, daß der Dichter des „Faust" sein eigener bester Erläuterer sei. Und so sei er stets zu Goethe's andern Werken, zu seinem Briefwechsel (besonders mit Schiller und Zelter) und seinen Gesprächen zurückgekehrt, und habe dort neue Aufklärung und Erquickung gefunden. Die der Uebersetzung vorangeschickte Widmung „An Goethe" in deutscher Sprache, dem Versmaße nach etwas an Tennyson's „In Memoriam" erinnernd, legt Zeugniß ab von Taylor's Beherrschung der deutschen Sprache und Gewandtheit im poetischen Ausdruck in derselben.

Ehe ich dieses Referat schließe, sei es mir gestattet, bei dieser Gelegenheit noch ein Wort pro domo hinzuzufügen. Herr Düntzer hat sich gemüßigt gefunden, bald nach dem Erscheinen meines Faustcommentars ein besonderes Schriftchen vom Stapel zu lassen, in welchem mein Commentar nebst denen der Herren Köstlin, Vischer, Schnetger, Rinne und Rönnefahrt auf eine nichts weniger als glimpfliche Art verurtheilt wird. Mit einer wahrhaften Berserkerwuth fiel er über uns her und geberdete sich, wie einer welcher Eindringlinge oder Wilddiebe aus einem von ihm gepachteten Revier verjagt. Professor Köstlin antwortete bald nachher in einer ebenfalls besondern Schrift auf die maßlosen, ungebührlichen Angriffe und wies sie mit Anstand und Würde zurück. Mir selbst hat sich bisher noch keine Gelegenheit geboten, auf die mich betreffenden zu erwidern. Ich will auch jetzt nur ein Wort darüber sagen. Es ist schlimm, wenn selbst Männer wie Düntzer, dessen Verdienst ich sonst wohl anerkenne, urtheilen und verurtheilen ohne zu lesen, oder doch ohne das, was sie gelesen, zu beachten. Ich habe deutlich genug gesagt, daß meine Auslegung eine allegorische sei; denn es handelte sich darum, die Probe der Schopenhauer'schen Philosophie am „Faust" zu machen und umgekehrt, kurz die Uebereinstimmung der Weltanschauung in der Dichtung und in der Schopenhauer'schen Philosophie — eine Uebereinstimmung, von der ich ausdrücklich bemerkt habe, daß sie nur zufällig sei — nachzuweisen. Nur nach dieser meiner Intention daher war und ist mein Versuch zu beurtheilen.

David Asher.

Feuilleton.

Notizen.

Von den „Dichtergrüßen", neuere deutsche Lyrik, ausgewählt von Elise Polko, liegt eine neue, die siebente Auflage vor (Leipzig, Amelang, 1872), welche, wie die frühern, mit vielen Illustrationen ausgestattet und auch mit neuen Gedichten vermehrt ist. Die Verfasserin sagt in der Vorrede zu diesen Gedichten, daß auf manche neu hinzugefügte liebliche Knospe und Blüte der helle Schein des Lichterbaums fallen wird; sie habe mit achtsamen Augen weiter gesammelt und gepflückt, zwischen Hecken und Dornen, „an allen Wegen und kein Forschen und Mühen gescheut, zu dem Guten Gutes, zu dem Schönen Schönes zu fügen".

Auch ein anderes illustrirtes Werk desselben Verlags: „Deutscher Humor in Poesie" liegt in einer zweiten bedeutend vermehrten und verschönerten Auflage vor. Die Verlagsbuchhandlung ist von neuem bemüht gewesen, durch seine artistische Ausführung der Bilder und wesentliche Vermehrung des Inhalts den Zweck der Schrift, mit Hülfe der bildenden Kunst „ein freudiges Eingehen und ein erhöhtes Verständniß an den heitern Schöpfungen deutscher Poesie zu erwecken", soweit wie möglich zu erfüllen. Dieses oder jenes bedeutende humoristische Gedicht konnte freilich nicht Aufnahme finden, weil es kaum möglich war, aus ihm die malerischen Motive herauszufinden, da der Humor sehr häufig mehr in der Reflexion als in der Action liegt.

Dr. Albin Mollieb hat unter dem Titel „Geistesperlen" eine Anthologie aus den dramatischen Werken von Franz Grillparzer (Wien, Perles, 1872), herausgegeben, welche unter bestimmten Rubriken die sinnverwandten Aussprüche des Dichters zusammenstellt. Der Gesammteindruck dieser Sentenzen ist, daß sie Adel der dichterischen Haltung, einen goethisirenden Ton, ein vornehm würdiges Gepräge zur Schau tragen, daß ihnen aber zum größten Theil jene Prägnanz des Gedankens fehlt, der sie wie etwa die Schiller'schen zum Gemeingut der Nation zu machen vermöchte. Auch erscheint die Auswahl nicht immer glücklich; es findet sich manches Unbedeutende darunter, was im Zusammenhang seinen Werth behaupten mag, was aber herausgerissen aus demselben und selbständig hingestellt sich allzu unscheinbar ausnimmt.

Robert Giseke (Verfasser von „Dramatischen Bildern aus der preußischen Geschichte", Leipzig 1865), der im Jahre 1860 bei Keil in Leipzig ein Drama „Moritz von Sachsen" hatte erscheinen lassen, gibt eine völlig neue Bearbeitung desselben heraus unter dem Titel „Kurfürst Moritz von Sachsen" (Breslau 1872). Er sagt in den stofflichen Anmerkungen dazu: „Das iambische und idealistische Drama «Moritz von Sachsen» von Robert Prutz, erschienen 1847, welches ich 1849 kennen lernte, gab mir die Anregung, in einer politisch fortgeschrittenen Zeit denselben Stoff nochmals und zwar realistisch und in Prosa zu gestalten." Wenn daraus hervorzugehen scheint, daß der Verfasser in der „politisch fortgeschrittenen Zeit" eine Entschuldigung dafür zu suchen nöthig findet, daß er nach 1849 denselben Stoff nochmals bearbeitet, so können wir ihn darauf aufmerksam machen, daß die Entstehung des Prutz'schen „Moritz von Sachsen" noch in viel ältere Zeit zurückfällt, als das Jahr 1847 des Erscheinens im Buchhandel schließen läßt. Nach Heinrich Kurz in seiner neuesten „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig, Teubner; S. 583) stammt das Drama von Prutz bereits aus dem Jahre 1835 und ist 1840 umgearbeitet worden, wobei die Rolle Kaiser Karl's V. in den Hintergrund zurücktrat und Moritz erst der eigentliche Held der Tragödie wurde. Uebrigens hatte auch Prutz schon einen Vorgänger in diesem Stoffe, denn 1831 ist in Leipzig erschienen: „Moritz, Kurfürst von Sachsen, vaterländisches Schauspiel von Gustav Hermann".

Von dem großen „Musikalischen Conversations-Lexikon" (Berlin, Oppenheim, 1872), welches Hermann Mendel herausgibt, liegt der zweite Band vor. Das Werk, welches die tüchtigsten Mitarbeiter zählt, wird sein Ziel, eine Encyklopädie für Gebildete aller Stände zu sein, gewiß erreichen. Allerdings ist es in den größten Dimensionen angelegt, denn der umfassende zweite Band reicht nur von den Artikeln „Bieling" bis „Cossoni". Fast erschöpfend ist der biographische Theil des Werks; aber auch die größern theoretischen Abhandlungen behandeln gründlich eingehend ihre Stoffe; wir verweisen in dem vorliegenden Bande auf die Artikel über Blas- und Bogeninstrumente, über Cadenz, Coloratur, namentlich auf die große Abhandlung über Consonanz und viele andere.

Der vierte Band des Handbuchs zu Dante vom Professor Ritter Ferrazzi: „Manuale Dantesco — Enciclopedia Dantesca di *Gius. Jac.* Profess. *Ferrazzi*", Bd. 4, 1871 („Handbuch zu Dante — Encyklopädie Dante's von J. J. Ferrazzi", Bd. 4), ist eine Fortsetzung der Bibliographie Dante's und enthält alles das, was von den Schriftstellern und Künstlern über Dante und dessen Werke vom Jahre 1865 bis zur Veröffentlichung dieses Bandes zu Tage gefördert und was aus den frühern Epochen im zweiten und dritten Bande vom Verfasser zufällig übersehen worden ist, sodaß dieser Band die Ergänzung und Vervollständigung der Encyklopädie Dante's bildet. Er besteht aus zwei Theilen: der erste Theil handelt in 62 Abschnitten von Dante und seiner „Göttlichen Komödie"; der zweite von den kleinern Werken Dante's und den bibliographischen Sammlungen, und diesem Theile wurde noch die Angabe der zu Ehren Dante's begangenen Feste sowie die Sammlung seiner Schriften und ein Supplement des Werks beigefügt.

Es ist dieses Werk nicht blos eine einfache Bibliographie, worin uns etwa nur die Titel seiner veröffentlichten Werke zur Kenntniß gebracht werden, sondern eine kritische Arbeit, indem der Verfasser, wenn auch nicht bei allen, so doch bei recht vielen dieser Werke besonders hervorhebt, was die einzelnen Neues und Wichtiges enthalten, und die verschiedenen darin ausgesprochenen Meinungen und Ansichten vergleicht. Es können daher die Freunde Dante's und Literaten in diesem Handbuche Dante und alles das, was über ihn und seine Werke bei allen gebildeten Nationen in sechs Jahrhunderten erschienen, leicht kennen lernen und ermessen, welch großen Einfluß dieser wunderbare Mann auf die Wissenschaften und schönen Künste in seinem Vaterlande sowol als auch im Auslande geübt, wie er in so verschiedenartiger Weise die Geister beschäftigt hat.

Aus diesem Handbuche kann jeder für seine Zwecke eine sichere und angemessene Auswahl treffen. Er lernt darin Dante's Biographie und seine Zeit, seine ausgedehnten Kenntnisse in Physik, Kosmographie, Astronomie, Kabbalistik, Medicin, Jurisprudenz, Musik, Zeichnen u. s. w. ohne Mühe kennen, und dabei werden etwa nicht Behauptungen willkürlich aufgestellt, sondern alles wird mit ausführlichen Stellen aus Dante's Werken selbst belegt, sodaß jedem Wunsche bezüglich Dante's und seiner Werke Rechnung getragen, jeder Zweifel gelöst, jede Ungewißheit beseitigt wird.

Und weil der Verfasser mit der Encyklopädie Dante's auch die Petrarca's, des „Rasenden Roland", des „Befreiten Jerusalem" und ihrer Verfasser verbunden hat, so gewinnt dieses Handbuch für jeden, der sich mit literarischen Studien befaßt, die größte Bedeutung; keine Bibliothek, kein Verehrer Dante's, kein Freund der italienischen Sprache und Literatur sollte dies Werk unbeachtet lassen.

Bibliographie.

Aninger, V., Lustspiele. Gera, Griesbach. Gr. 8. 15 Ngr.

Baudri, J. A., Die Gebrüder von Stolzenfels. Tragödie. Aachen, Cremer. 8. 10 Ngr.

Berthold, G., Die Geheimnisse von Venedig. Historischer Roman. In 18 Heften. 1stes Heft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. 3 Ngr.

Graf Beust im Lichte der Wahrheit. Eine Neujahrsgabe für Oesterreichs politische Kinder. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Das kleine Buch vom Fürsten Bismarck. Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben unseres großen Staatsmannes. 1ste und 2te Aufl. Nordhausen, Büchting. 16. 5 Ngr.

Bibliothek deutscher Original-Romane. Herausgegeben von A. Meißner. 27ster Jahrgang. 1872. 24 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 8 Thlr.

Bock, W. v., Evangelische Allianz und russische Diplomatie. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte Beider, zugleich auch zur Geschichte der baltischen Landvolksschule, insbesondere aber zur Charakteristik des kaiserl. russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Bräss, A., Geschichte des Freiberger Seminars unter Leitung seines Begründers M. Sam. Gitlob. Frisch von 1798—1822. Döbeln, Schmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Brunner, C., Hans von Hallwil, der Held von Granson und Murten, mit übersichtlicher Darstellung seiner Vorfahren. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 24 Ngr.

Buchner, K., Aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Cohn, F., Die Entwicklung der Naturwissenschaft in den letzten 25 Jahren. Ein Vortrag. Breslau, Kern. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Deutsch, E., Stephan Klinger. Ein Schauspiel. Erlangen, Deichert. 16. 10 Ngr.

Dincklage, E. v., Geschichten aus dem Emslande. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr.

Erckmann-Chatrian, Neue Erzählungen. Mit Vor- und Nachwort von K. Braun (Wiesbaden). Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ermisch, H., Die Chronik des Regino bis 813. Eine Quellenuntersuchung. Göttingen, Reute. Gr. 8. 10 Ngr.

Feutsch, C. (Fr. Hilarius), Aus der Tiefe. Novelle. München, Gradinger. 1870. 16. 10 Ngr.

Förster, P. C., Ueber die sociale Frage. Zwei Vorträge. I. Begriff der socialen Frage. Wesen, Wirkungen und Ursachen der socialen Uebel. II. Gegenmittel. Pirna, Diller u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Friedberg, E., Die Gränzen zwischen Staat und Kirche und die Garantieen gegen deren Verletzung. Historisch-dogmatische Studie mit Berücksichtigung der deutschen und ausserdeutschen Gesetzgebungen und einem Anhang theils ungedruckter Aktenstücke. 1ste Abth. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedländer, M., Ben Dosa und seine Zeit oder der Einfluß der heidnischen Philosophie auf das Judenthum und Christenthum in den letzten Jahrhunderten des Alterthums. Prag, Calve. 8. 16 Ngr.

Fritsch, G., Feldpost-Skizzen und Reisebilder aus Frankreich 1870—1871. Breslau, Schletter. Gr. 16. 15 Ngr.

Gaspar, Fr., Populäre Philosophie des Staates. Luxemburg, Schamburger. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Gegenbaur, J., Das Kloster Fulda im Karolinger Zeitalter. 1stes Buch. Die Urkunden. Fulda, Maier. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Redacteur: P. Lindau. 1ster Bd. Jahrgang 1872. 52 Nrn. Berlin, Stilke. Gr. 4. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerber, J., Unfehlbarkeit des Papstes. Gedanken eines Laien. Aachen, Kaatzer. 16. 10 Ngr.

Golowin, J., Frankreichs Verfall. (1870—71.) Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graßmann, H., Deutsche Pflanzennamen. Stettin, Graßmann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Habicht, F., Zwischen den Dornen. Gedichte. Bernburg, Richter. 16. 1 Thlr.

Hagen, G., Ueber das Gesetz, wonach die Geschwindigkeit des strömenden Wassers mit der Entfernung vom Boden sich vergrössert. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Henne-Am Rhyn, O., Kulturgeschichte der neueren Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. 3ter Bd. Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Heusler, A., Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Lazareth und auf dem Verbandplatze. Erinnerungen einer freiwilligen Pflegerin aus dem deutsch-französischen Kriege 1870. Trier, Troschel. 8. 10 Ngr.

Kaemmel, H. J., Rückblicke auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau. Zittau, Sauer. 1871. Gr. 4. 15 Ngr.

Kalospinthechromokrene oder der Wunderbrunnen von Js. Ein „Ritt in's alte romantische Land", mit manchen Rösselsprüngen in die modernste Gegenwart. Ausgeführt als epische Dichtung in 12 Gesängen von Messer Lodovico Ariosto Helvetico (J. V. Widemann.) Frauenfeld, Huber. 16. 24 Ngr.

Kemmler, G., Aus Stille und Sturm. Gedichte. Stuttgart, Grüninger. 16. 1 Thlr.

Kohlenegg, L. K. v. (Poly Henrion), Gesammelte dramatische Bluetten (mit besonderer Auswahl für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen). 2 Bde. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 8. 2 Thlr.

Krakolfer, J. J., Religiöse Zeitfragen. Drei Reden. Bremen, Heinsius. 8. 15 Ngr.

Labes, C., Neue Gedichte. Neue Ausgabe. Rostock, Stiller. 16. 15 Ngr.

— — Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden. Neue Ausgabe. Rostock, Stiller. 16. 15 Ngr.

Lamazou, B., Die Pariser Commune. Historische Actenstücke über deren Anfang und Ende. Mit einem Briefe von Fel. Dupanloup. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Lang, V. v., Zur dynamischen Theorie der Gase. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Leben Napoleon's III. Eine vollständige Geschichte dieses merkwürdigen Usurpators und seiner Zeit. Wien, Wenedikt. Hoch 4. 1 Thlr. 12 Ngr.

Lefarth, J. A., Lambert von Hersfeld. Ein Beitrag zu seiner Critik. Düsseldorf. Gr. 8. 16 Ngr.

Linde, R. v., und P. Melchior, Brief-Sonette. Eine Seelsorgs-Idylle. Frankfurt a. M., Hamacher. 16. 15 Ngr.

Lutz, G., Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Gedanken zur Erwägung und zum Troste. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 16. 20 Ngr.

Manitius, H. A., Die Provence und ihre Sänger im Mittelalter. Mit Hinblick auf den Einfluß der provenzalischen Dichter in Spanien. Nach den besten Quellen für gebildete Leser und die reifere Jugend bearbeitet. Dresden, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, A., Erinnerungen aus Griechenland vom Jahre 1822. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Niendorf, M. A., Sociale Studien. 1stes Heft. Berlin, Goldschmidt. 8. 6 Ngr.

Nottebohm, G., Beethoveniana. Aufsätze und Mittheilungen. Leipzig, Rieter-Biedermann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das Oberammergauer Passions-Spiel mit besonderer Berücksichtigung seines inneren Rechtes, von J. W. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Posse, O., Die Reinhardtsbrunner Geschichtsbücher, eine verlorene Quellenschrift. Zur Kritik der späteren thüringer Geschichtschreibung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Richter, J., Das Ungeziefer. Eine griechische Komödie. Jena, F. Frommann. Lex.-8. 1 Thlr.

Roeder's, F., Theater-Kalender für das Jahr 1872. 15. Jahrgang. Berlin, Lassar. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roman-Magazin des Auslandes. Enthaltend die besten Romane des Auslandes in guten Uebersetzungen. 6ter Jahrgang. 1872. 36 Nrn. Berlin, Janke. Hoch 4. Vierteljährlich 1 Thlr. 6 Ngr.

Rothe, R., Stille Stunden. Aphorismen aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß. Wittenberg, Koelling. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Saar, F. v., Kaiser Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen. 2te, verbesserte Aufl. in einem Bande. Heidelberg, G. Weiß. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

73 Sätze vom Einfluß der Aenderung in der Lehre einer Religionsgesellschaft auf deren äußere Rechtsverhältnisse. Nürnberg, Löhe. 8. 3 Ngr.

Karl Gottlob Schönborn. Ausgewählte Schulreden nebst einem Lebensabriß. Herausgegeben von E. Sauer. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Elisabeth oder ein Damen-Duell. Roman. 3 Bde. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 3 Thlr.

— — Ein Waisenmädchen. Roman. 6 Bde. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 5 Thlr.

Seelmann-Eggebert, H., Feldpostbriefe aus dem Kriegsjahre 1870. Colberg, Post. Gr. 8. 15 Ngr.

Senckel, E., Aus dem Bach. Geistliches und Weltliches in Gedichten. Berlin, E. Beck. 16. 15 Ngr.

Spöndly, H., Sanct Gotthard. Ein Naturbild. Zürich, Herzog. Br. 8. 4 Ngr.

Stammen wir von den Affen ab? Eine volksverständliche Beleuchtung dieser Zeitfrage. Dresden, G. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Starck, R., Die bleiche Agathe oder die Hellseherin vom rothen Thurm. Roman nach einer wahren Begebenheit. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Stern, B., Das Kronenhaus. Ein Trauerspiel. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsches Theater. 16tes Bdchn.: Ein Geheimniß des Königs. Historisches Original-Lustspiel von G. de Grabl. Altona, Verlags-Bureau. 8. 10 Ngr.

Neues Wiener Theater. Nr. 1—5. Wien, Rosner. Gr. 8. 5 Thlr.

Trabert, A., Der französisch-preußische Krieg. Chronik der Gegenwart. 1ste und 2te Lief. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1870. Gr. 8. à 2 Ngr.

Traun, J. v. der, Gedichte. 2 Bde. Wien, Fäsy u. Frick. 1871. Gr. 8. 10 Thlr.

Vilmar, J. W. G., Der gegenwärtige Kampf der hessischen Kirche um ihre Selbständigkeit mit Rücksicht auf das in ihr hervorgetretene Zeugniß vom geistlichen Amt. Ein Beitrag zu der Beleuchtung dieses Kampfes. Cassel, Hühn. 1871. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Von der Ueberzeugung insbesondere der religiösen. Eine Rede. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Volksschule im Kampfe um ihr Recht. Denkschrift des hessischen Volksschullehrer-Vereins. 1. Kassel, Hühn. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Bracht, A., Die Aufhebung der katholischen Abtheilung im preußischen Cultusministerium beleuchtet. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Walde, R. vom, Meinungen und Stimmungen. Wien, Seidel u. Sohn. 16. 16 Ngr.

Warmuth, G., Das Märchen von der schönen Melusine. Elf Gedichte zur Erinnerung an Mor. v. Schwind. Wien, Gerold's Sohn. 16. 20 Ngr.

Watterich, Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Westermayer, A., Die altkatholische Verirrung katholisch und gemeinfaßlich erklärt. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 4 Ngr.

Westphal, R., Elemente des musikalischen Rhythmus mit besonderer Rücksicht auf unsere Opern-Musik. 1ster Thl. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler v., Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Urkundliche Nachträge zu dem nachgelassenen Manuscript des Verfassers zusammengestellt aus Materialien seines Nachlasses und des Kriegs-Archivs des Herzogs Ferdinand und herausgegeben von F. O. W. H. von Westphalen. 3ter Bd. (1757. 1758. 1759.) Berlin, Mittler u. Sohn. 5 Thlr. 20 Ngr.

Wilbrandt, A., Jugendliebe. Lustspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Die Vermählten. Lustspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 24 Ngr.

Wilhelm der Krieger. Heldengedicht zur Verherrlichung der deutschen Siege des 19. Jahrhunderts und der Neugeburt eines einigen Deutschlands. Altona, Uflacker. Gr. 8. 3 Ngr.

Willens, C. A., Friedrich Mallet, Dr. der Theologie, Pastor prim. zu St. Stephani in Bremen, der Zeuge der Wahrheit. Eine Biographie aus handschriftlichen und gedruckten Quellen zur Stärkung des Glaubens. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 21. März 1872.

Ein origineller Kraftdramatiker.

J. L. Klein's Dramatische Werke. Sechs Bände. [Erster Band: Maria von Medici. Luines. Zweiter Band: Zenobia. Die Herzogin. Dritter Band: Strafford. Cavalier und Arbeiter. Vierter Band: Maria. Alceste. Fünfter Band: König Albrecht. Ein Schützling. Moreto. Sechster Band: Heliodora. Voltaire.] Leipzig, T. O. Weigel. 1871—72. 8. 6 Thlr.

Eine der Kategorien, unter die der Unterzeichnete in seiner „Nationalliteratur" die modernen Dramatiker rubricirte: „Das originelle Kraftdrama", hat das Glück gehabt, sich einzubürgern, und wir begegnen derselben vielfach in Kritiken und Literaturgeschichten. Wir haben den Dramatiker, dessen Werke jetzt gesammelt vorliegen, J. L. Klein, auch dieser Richtung des modernen Dramas angereiht, und mit wie großem Recht wir dies gethan — das beweist die vorliegende Gesammtausgabe seiner Dramen.

Wir sagten in unserer „Nationalliteratur" *) von dieser Richtung: „Sie schließt sich an Shakspeare, an die dramatischen Erstlingswerke von Schiller und Goethe, an Lenz und Klinger, an Zacharias Werner, Heinrich von Kleist und Immermann an. Sie ist mehr realistisch, liebt die kräftige und markige Gestaltung, die scharfe Betonung des individuell Charakteristischen, das rasche dramatische Leben, die blitzartige Darstellung der Leidenschaft, die großen Züge, im Ausdruck die kühne, oft extravagante Bildlichkeit, das Paradoxe und Bizarre, das oft auch die Erfindung durchdringt. Dabei nimmt sie auf die praktische Bühne wenig Rücksicht und zwingt sie, sich nach ihren genialen Skizzen zu richten." „Starkgeistige Naturen mit gestaltender Kraft und plastischem Triebe traten der Tradition und ihrer verflachenden Einwirkung gegenüber; doch was sie schufen, hatte nicht den geläuterten Reiz classischer Schönheit, welche Gestaltungskraft und das Charakteristische mit dem Adel des Ausdrucks und allgemein gültiger dichterischer Weise vereinigt, sondern es blieb in der Regel bizarr, hyperkräftig, hyperoriginell, ausschweifend in Gedanke und Form, in trotzigem Widerspruch gegen das maßvoll Geltende, voll schöpferischer Gelüste, aber chaotisch gärend. Bei dieser ganzen dramatischen Richtung liegt der Nachdruck auf dem Individuell-Charakteristischen; es gilt, Menschen zu schaffen, Menschen von Fleisch und Blut, aber auch mit Warzen und Sommersprossen; es gilt, die geschichtlichen Helden aus einer typischen Idealität in eine unmittelbare, fast anekdotische Existenz zu rufen; es gilt, die Helden der bürgerlichen Tragödie bis zur Grillenhaftigkeit zu individualisiren und die Eigenthümlichkeit ihrer Denkweise so scharf zu fixiren, daß sie fast zur fixen Idee wird. Die Klippe dieser Dichtweise ist, wie wir schon bei Grabbe und Hebbel sehen, die Paradoxie und der Spleen. Sie liebt in der Geschichte abnorme Epochen voll chaotischer Gärung, ungeläuterter, leidenschaftlicher Wildheit, vulkanischer Explosionen, in denen das menschliche Empfinden, Denken, Wollen aus den gewöhnlichen Gleisen herausgerissen und in schwindelnde Bahnen getrieben wird; sie liebt in den socialen Kreisen abnorme Conflicte, auf die Spitze gestellte Subtilitäten, sie will phänomenartig wirken, blenden, neu, einzig, bedeutend erscheinen. So bringt sie es wol zu wahrhaft dramatischen Scenen, aber meistens in der Form der Skizze, und beeinträchtigt stets den rein künstlerischen Eindruck durch die Gewaltthätigkeit der Composition und der Ausführung."

Die Klippe dieser ganzen Richtung ist die Shakspearomanie, unter der wir die blinde Nachahmung Shakspeare'scher Eigenthümlichkeiten verstehen, die für unsere Zeit veraltet, und von denen einige an und für sich von zweifelhaftem Werth sind, namentlich aber die Nachahmung der Compositionsweise der Shakspeare'schen „Historien", welche durchaus nicht den Gesetzen dramatischer Span-

*) Die dritte Auflage des Werks in vier Bänden ist im Druck; sie ist sehr wesentlich vermehrt, alle neuen Erscheinungen des letzten Jahrzehnts haben in derselben Beachtung gefunden, sodaß sie auch als orientirender Leitfaden für die Lektüre dienen kann.

nung entspricht. Wenn wir in Lindner's Tragödien Geister und abgehauene Köpfe auf der Bühne sehen, wenn wir in Klein's Stücken ganze Stellen lesen, die uns gemahnen wie eine Uebersetzung von Shakspeare, in der ganzen Haltung, in allen Wendungen dem großen Briten nachgedichtet, so müssen wir uns doch fragen, ob eine Wiedergeburt altbritischer Dramatik zu den Lebensaufgaben der modernen Poesie gehört. Die freie Stellung, welche Schiller und Goethe gegenüber Shakspeare einnahmen, dankbar für zahlreiche Anregungen, warm in begeisterter Anerkennung, hat immer mehr einer stockblindgläubigen und steifleinenen Shakspeare-Dogmatik Platz gemacht, und wie diese ihre Anbetung bis auf den Koth des Dalailama erstreckte, so sind auch die von der Shakspearomanie beherrschten Dichter neuerdings in eine Nachahmung der äußerlichsten Gesticulationen der altbritischen Tragödie verfallen und haben die von Schiller und Goethe glänzend betretene Bahn verlassen, um auf den Irrwegen eines Lenz und Klinger den Fortschritt der dramatischen Kunst und die Unsterblichkeit zu suchen. Unsere neue Literaturgeschichte hat ihre Aufgabe nur sehr unvollkommen gelöst, wenn sie nicht den verhängnißvollen Einfluß Shakspeare's auf die Entwickelung unserer Dramatik im 19. Jahrhundert schlagend nachweist und wie gerade die tüchtigsten Talente durch das Muster Shakspeare's theils der modernen Bühne, theils den berechtigten Zielen moderner Dichtung entfrembet worden sind. Namentlich in unserer Buchdramatik, welche dem großen Publikum nicht vor Augen kommt, wuchert die Shakspearomanie in bedenklicher Weise und überwuchert oft die Blüten echten Talents. Wenn Lessing die Reformation der deutschen Bühne durch den Hinweis auf Shakspeare's großes Vorbild begann, so müßte ein neuer Lessing die Hebel der Reform am entgegengesetzten Ende ansetzen und durch den Hinweis auf die unheilvollen Wirkungen der Shakspearomanie unsere dramatische Dichtkunst in freiere Bahnen lenken.

J. L. Klein gehört zu den unbedingtesten Shakspeare-Vergötterern, wie seine bei allen barocken Einzelheiten und Genialitätssprüngen doch verdienstliche „Geschichte des Dramas" beweist; ja er verherrlicht Shakspeare's Genius selbst da, wo am wenigsten Veranlassung dazu ist, wo er neue Quellen nachweist, aus denen der britische Dichter geschöpft hat, ja selbst die Stellen angibt, die als „Vorlage" für seine Schöpfungen dienten. „Sowenig die Palette den Künstler eines Plagiats beschuldigen kann, sowenig darf eine Vorlage zu Shakspeare's Dramen ein Eigenthumsrecht auf irgendwelche Stelle, irgendein Motiv geltend machen": das ist eben die Sprache verblendeter Abgötterei; wer die Abschiedsscene zwischen Lothar und Hadriana in Groto's „Hadriana" mit der Abschiedsscene zwischen Romeo und Julia vergleicht, der kann in der letztern nur eine Umschreibung der erstern erblicken, und diese, künstlerisch gegliedert, poetisch ausgeführt, ist wahrlich nicht als eine Palette zu betrachten, von deren „Farbenhügelchen Shakspeare's Pinsel ein und das andere Klümpchen aufnahm". Wir haben von dem geistigen Eigenthumsrecht andere Begriffe als sie zu Shakspeare's Zeiten im Schwange waren und lassen uns dieselben durch keinerlei Apotheose zurückschrauben. Uebrigens führen wir diese Rechtfertigung Shakspeare'scher Plagiate nur an als eine Probe der unwankenden Shakspeare-Verherrlichung Klein's.

Daß aber diese seinem eigenen Schaffen nicht zum Heil gereicht hat — darüber kann uns die Lektüre jedes einzelnen der vorliegenden Dramen belehren. Je größer das ursprüngliche Talent des Dichters ist, desto mehr ist es zu bedauern, daß er sich nicht blos an Shakspeare, sondern an dieser ganzen phantastisch-überschwenglichen, oft bizarr-wunderlichen, oft bis zum Abschrecken greuelvollen altbritischen Dramatik ein Muster genommen und, statt sein Talent an den Vorbildern eines Goethe und Schiller zu classischer Klarheit zu läutern, der Neigung zum Ueberladenen, Grellen und Wirren, der Neigung eines sprühenden Strudelkopfs zu Witz- und Pointenhaschereien, zu musivischer Composition und knorriger Charakteristik allzu sehr nachgegeben und alle diese Fehler durch das Vorbild Shakspeare's nicht nur entschuldigt, sondern selbst verherrlicht hat.

Wir stehen hier demselben merkwürdigen Zwiespalt der Meinungen gegenüber, wie er gerade nur in unserer deutschen Literatur möglich ist. Es gibt Kritiker und Literarhistoriker, welche Klein den genialsten Dramatiker der Jetztzeit nennen — und diejenigen Stücke des Autors, welche auf die Bühne gekommen sind, „Zenobia", „Die Herzogin", in Berlin, neuerdings in München, haben nur Fiasco gemacht; ja wir behaupten, daß die Mehrzahl der vorliegenden Stücke bei jeder Aufführung Fiasco machen muß. Die Verherrlicher des Dichters werden die Schuld davon auf die Bühne, auf das Publikum schieben, welches das Organ zum Erfassen genialer Dramatik verloren habe, vielleicht auch auf ungenügende Einrichtung der einzelnen Stücke für unsere scenischen Anforderungen; wir aber meinen, daß fast allen dasjenige fehle, was auf der Bühne allein die Spannung des Publikums wachzurufen vermag — eine in ihren Motiven und in ihrem Verlauf durchsichtige dramatische Handlung. Die Ausweitung und Ueberladung des charakteristischen Elements, das sich in Haupt- und Nebenfiguren als das eigentlich Dramatische in den Vordergrund drängt, verstößt gegen den Aristotelischen Satz, daß die Charaktere der Handlung wegen da seien, und nicht umgekehrt: ein Satz, den auch Shakspeare nicht immer beachtet. Wenn auch die modernen dramatischen Charaktere gegenüber den antiken sich reicher und tiefer entfalten müssen, so ist doch auch hier eine scharfe Grenzlinie zu beobachten, und das Charakteristische darf nie um seiner selbst willen, sondern nur soweit es für den Fortgang der Handlung von Bedeutung ist, gepflegt werden. Vor allem aber müssen die entscheidenden Motive in starkes Licht gestellt werden — sonst wandeln wir in einer dramatischen Dämmerung, wo alles nebelhaft verschmilzt.

Sind diese Schattenseiten dramatischer Dichtweise gerade von besonderm Einfluß auf die Bühnenwirkung, so sichern die Lichtseiten der Klein'schen Dramen ihnen als dramatischen Dichtungen doch einen hervorragenden Rang. Klein weiß mit einzelnen scharfen Zügen seine Charaktere markig herauszuheben; er weiß die Sprache des Affects und der Leidenschaft zu sprechen — diese für einen Dramatiker unerlaßliche Eigenschaft; und wenn diese Sprache auch oft shakspearisirt, so hat sie doch ebenso oft eine originelle Kraft. Darum ist er am bedeutendsten auf den

Höhen dramatischer Situation, wenn es ihm wie in seinen bessern Stücken gelingt, diese Höhen scharf markirt herauszuheben.

Was die Wahl der Stoffe betrifft, so gehören zwei der historischen Dramen Klein's der deutschen Geschichte an, eins der englischen. Doch mit besonderer Vorliebe behandelt er das europäische und wir möchten sagen auch das asiatische Rococo, wenn wir die Zeit später Römer- und Byzantinerherrschaft in Kleinasien mit diesem Namen bezeichnen dürfen. Mindestens zeigte das Römerthum damals bereits seine imperatorische Herrlichkeit in durchaus traditionellen und verschnörkelten Formen. In dies Zeitalter verlegt Klein zwei seiner Tragödien, deren Heldinnen heroische und leidenschaftliche Charaktere sind, und hebt sie scharf hervor auf dem Grunde asiatischer Ueppigkeit. Sie haben etwas vom Blut der Kleopatra in sich, jener Schlangenkönigin vom Nil. Wir halten „Zenobia" und „Heliodora", namentlich aber das letztere Stück, für die bedeutendsten Schöpfungen der Klein'schen Muse. In zwei ernsten Dramen und zwei Lustspielen bewegt sie sich auf dem Parket des französischen Rococozeitalters, einer Zeit, welche für die Tragödie weniger günstig ist, aber als eine Epoche des herrschenden Esprit für geistreich funkelnde und sprühende Begabungen eine besondere Anziehungskraft ausübt.

Die beiden ernsten Dramen: „Maria von Medici" und „Luines" (erster Band) sind im Stil der Shakspeare'schen Historien gehalten. Das erste steht aber hinter denselben zurück, weil diese stets einen bestimmten Helden haben, der die Handlung trägt, während man in „Maria von Medici" sich vergeblich nach dem Helden des Stücks umsieht. Der Inhalt des Dramas ist der Sturz und die Ermordung des Marschalls d'Ancre, des Günstlings der Königin-Mutter Maria von Medici, welche nach dieser Ermordung, die der junge König Ludwig XIII. gebilligt hat, von ihm in die Verbannung geschickt wird. Wohl sehen wir Maria von Medici als Gebieterin Frankreichs; aber ihr Eingreifen in die dramatische Handlung ist zu geringfügig, als daß sie als Heldin des Stücks erscheinen könnte, wenn dasselbe auch mit einem für sie tragischen Abschluß endet. Eher könnte man noch den Marschall d'Ancre für den Helden halten, gegen den sich die Gegenbewegung des Stücks richtet; doch dieser mit seiner rohen Unbildung und seinem übermüthigen Geldstolz trefflich gezeichnete Emporkömmling entbehrt doch zu sehr aller Würde und edeln Haltung, um der Held eines Trauerspiels sein zu können, wozu ihn auch eine gewaltthätige Katastrophe nicht machen kann. Der Gegenbewegung selbst aber fehlt die Führung; es sind die verschiedensten Gruppen: der unzufriedene Adel, als dessen faustrechtlicher Vertreter von Haus aus Chevalier von Guise auftritt, später der um die Volksgunst buhlende Condé, den die Königin in die Bastille sperren läßt, dann das Volk selbst, als dessen Vertreter ein Nachbild des Shakspeare'schen Cade, der Schuster Picard auftritt, dann die wirksamste Gegenpartei, Luines, der Günstling des jungen Königs, der dessen Willen bestimmt. Alle diese Gruppen, episch zerstreut, ohne einheitliches Wirken, treten gegen die Königin und ihren Günstling auf; es ist ein Hinundher von Tendenzen, Intriguen, Ermordungen, Schlägereien, Hinrichtungen; doch die dramatische Entscheidung, welche die Katastrophe herbeiführt, ruht im Cabinet des Königs, und nur diese Scenen fallen für den Fortgang und den Ausgang der Handlung ins Gewicht. Im übrigen drängen sich immerfort neue episodische Figuren vor.

Da sehen wir Chevalier de Guise, wie er den jungen De Luz im Zweikampf erschlägt. Dann wird Magnat, ein Helfershelfer des Marschalls, zum Tode geführt und fleht ihn vergeblich um sein Leben an; voraus geht die herzerschütternde Scene, wie des Marschalls Tochter Katharina, die den Deliquenten Magnat liebt, in Verzweiflung ist über seine Hinrichtung. Diese Gestalten tauchen auf, um wieder zu verschwinden — wir erfahren nur ganz gelegentlich, was Magnat verbrochen hat; es sind alles fertige Situationen, die auf die Bühne springen, ohne eine Vorbereitung, die unsere Theilnahme für sie weckt. Dann folgen wieder Scenen, in denen der mishandelte Schuster Picard das Volk zur Rache aufruft; das Motiv der Mishandlung selbst wird aber nur gelegentlich, ganz chronikartig erzählt. Fast überall die Chronik, die Historie; das Drama findet sich nur in den Scenen mit dem Könige, die wir für die gelungensten des Stücks halten. Hier ist dramatisches Leben und geistreiche Charakteristik. Gleich im zweiten Act ist die Gartenscene, die uns den König und seinen Günstling Luines beim Vogelfang zeigt, in ihrer Art ein Cabinetsstück. Das Genrebildliche darin ist sauber ausgeführt, mit köstlichem Humor und fein ironischen Wechselbeziehungen zwischen den gefangenen Vögeln und Thieren und der Politik. Luines läßt sich vom König schlagen, aber er hat ihn bereits in seinem Netze. Ebenso sind die großen Scenen im Zimmer des Königs am Anfang des fünften Aufzugs von großer dramatischer Bedeutung, weil hier ein Nerv der Handlung bloßgelegt ist; die Charakteristik dient hier der letztern, wie es im Drama sein soll. Von unheimlich ergreifender Eigenart ist die Scene in der vergitterten Loge der Schloßkapelle zwischen dem König und Cadenet, nachdem die Ermordung des Marschalls d'Ancre beschlossen ist. Auch diese Scene mit ihren dramatischen Lakonismen, die wir hier mittheilen wollen, ist ein Cabinetsstück:

Vergitterte Loge in der Schloßkapelle. Frühmesse. Der König kniet andächtig vor dem aufgeschlagenen Gebetbuch, die Hände gefaltet. Cadenet tritt sachte ein und kniet nahe bei dem König nieder.

Cadenet (leise).

Sire!

(Der König hört es nicht. Cadenet rückt auf den Knien näher und ruft nochmals leise.)

Sire!

König.

(Sieht sich um, bleibt aber in der vorigen Stellung; leise.)

Was gibt's? Was bringst du? Ist's vorüber?

Cadenet (wie oben).

Noch nicht!

König (tief seufzend).

Mir ist das Herz so schwer, Cad'net.

Cadenet (wie oben).

Ich komme von Luines.

König.

Was will er?

Cadenet (wie eben).

Der
Gewisse ist jetzt eben bei der Kön'gin.
Luines läßt fragen, ob . . . ?

König (wie eben).

Nein, nein, da nicht,
Im Zimmer meiner Mutter nicht.

Cadenet.

Wo sonst?

(Man hört zum Sanctus klingeln. Beide klopfen gesenkten Haupts die Brust. Pause.)

Er geht von dort in Euer Lesezimmer,
Wo Vitri ihn mit seinen Leuten —

König.

Wenn's
Mislingt!

Cadenet.

Das kann es nicht: er ist umstellt.

König.

Das Blut an meinen Wänden! . . . Cadenet,
Es wäre besser . . .

(Das Meßglöckchen wird gehört, wie oben.)

Sag', Luines . . . O Gott,
Mir ist, ich weiß nicht wie. Was mir nur fehlt!

Cadenet.

Ihr sehet blaß, Eu'r Auge schwimmt in Thränen.

König.

Ich schlief die Nacht nicht; das verstörte mich.

Cadenet.

Die Zögerung umschwebt Euch bangen Flugs.
Ihr athmet freier, wenn die That geschehn.

König.

Was mich für häßlich wüste Bilder schreckten!
Ich kam mir wie ein Säugling vor, den man
In Wickeltücher athemlos gepreßt.
Zu Häupten saß ein altes Weib — die Angst,
Wenn man sie malen könnte, säh' so aus —
Sie schwenkte schleudernd meine Wiege, gleich
Bewegter Flut, und als ich mich empor-
Gerafft, schien mir das Bett mit Blut bespritzt.

Cadenet.

Die Warnung, Sire, vor der Euch drohenden
Gefahr. Ein längrer Aufschub könnt' Euch in
Verderben stürzen. Der geringste Argwohn,
Den Eure Mutter faßt —

König.

Ich weiß; nur nicht
Bei mir; bei mir in meiner Stube nicht.
Ich lass' ihn bitten, sag's Luines, ich lass'
Ihn bitten —

(die gefalteten Hände gegen Cadenet wendend)

anderswo, nur nicht bei mir!

Cadenet.

Im Hof des Louvre.

König (nach einigem Besinnen).

Sei's!

(Cadenet erhebt sich.)

Luines muß bei
Mir bleiben. Nach der Messe will ich ihn
Auf meinem Zimmer finden, sag' es ihm.

Aus der Kapelle.

Dominus vobiscum!

König.

(Die Stirn auf die übers Betpult gefalteten Hände drückend, tief seufzend.)

Dominus sit in corde meo. (Betet still.)

(Cadenet entfernt sich. Am Ausgang wiederholt er seine Beugung beim Schall der Meßglocke, bekreuzt sich und geht ab.)

In dem zweiten Drama: „Luines" ist es nicht zweifelhaft, wer der Held ist, um den sich die Handlung gruppirt; aber dieser Luines, wenn auch seiner als Marschall d'Ancre, ist ebenfalls nur ein Emporkömmling, ein Günstling und unterscheidet sich von jenem nur durch sein gemeinsames Intriguiren mit dem Klerus, er hat durchaus keine Züge von Größe, die uns fesseln. Sein Familienunglück, die Untreue der Herzogin, ist nur locker mit der politischen Haupt- und Staatsaction verschürzt. Der Vater der Herzogin, Montbazon, als er von Luines' mörderischem Einschreiten gegen den Geliebten seiner Tochter hört und auch seine Nichte, die Gräfin von Talsy, durch ihn vergiftet sieht, geht zum Heere der Königin-Mutter über, die gegen Luines heranrückt. Daß aber dies von irgendeinem Gewicht für die endliche Entscheidung sei, erfahren wir nicht. Dadurch aber bleibt die mit so vielem Aufwand dramatischer Motive breit in den Vordergrund gerückte Familienepisode als solche ohne Bedeutung für den Gang der Staatsactionen, welche überdies den Helden Luines in durchaus äußerlicher Weise stürzen; er wird im Kampfe verwundet und stirbt. Für das geringe Verständniß dramatischer Oekonomie, das dem Verfasser eigen ist, zeugen die breit ausgeführten komischen Savoyardenscenen, die einen Jahrmarkt von Plundersweilern in den fünften Act einer Tragödie versetzen. Die Doppelliebe der Gräfin Talsy und der Herzogin zu La Ferté, die Verkleidung der erstern, die als Mönch in die Gefängnißzelle des Geliebten dringt, bringen in diese Tragödie mehr Liebesromantik, als ihr Inhalt verträgt, ohne daß der geschichtliche Rahmen gesprengt wird und der historische Inhalt als gleichgültiges Residuum zurückbleibt. Es ist in diesen Scenen viel Feuer und Glut, aber auch in den Redewendungen jener oft frostige Scholasticismus der Liebe, der zur Zeit altbritischer Euphuismen wohlthuender berührte als in der Gegenwart, wie z. B. im Monolog der Herzogin im vierten Act:

Er war mir alles; mehr als er geahnt.
Ich hab' ihn nicht, und doch gehört er mir;
Besitz' ihn nicht, und doch ist er mein eigen;
Und nicht begehr' ich ihn, denn er ist mein!
Wie Seele, Leben, Fühlen, Denken mein
Sind, ohne daß ich sagen könnte, ich
Besäße sie als etwas außer mir,
Wie irgendein erworb'nes Gut. Es wär'
Entweihung, das Geliebte wie ein Gut,
Ein ird'sches, sich aneignen, sich der Liebe
Habsüchtig erst versichern woll'n — der Liebe,
Die gleich der Gnade nur verliehen wird.
Verloren mit dem Anspruch.
Entschwände nicht mit dem Besitz der Liebe
Ihr Duft und Wohlgeruch, der süße Gram?
Versiegten nicht die himmlischsten der Thränen,
Die Sehnsucht, in die Ferne blickend, weint?
Wenn Liebe sich besitzen ließe, wär'
Verlust der Liebe, Tod der Liebe möglich:
Was Läst'rung ist, denn Liebe endet nur
Im Tode, sich verew'gend, mit dem Leben.

Wenden wir uns von den Rococotrauerspielen zu den Rococolustspielen, so begegnet uns zuerst „Die Herzogin", ein Lustspiel, welches im Jahre 1661 im Schlosse von Saint-Cloud, dem Sommeraufenthalt des Hofs, spielt und im ganzen einen mehr wunderlichen als wahrhaft erheiternden Eindruck macht. Der Ton der Rococozeit ist zwar vortrefflich getroffen. Dieser Poet Benserade, diese Hofdamen und Hofcamarilla, diese gedichteten und inscenirten Madrigale, das ganze Hofleben, wie es hier geschildert ist, paßt in den Rahmen eines Schlosses des vierzehnten Ludwig, eines gestutzten Prunkgartens mit seinen Boskets und mythologischen Göttinnen, und auch die Diction des Stücks ist hinlänglich mit jenem blumigen Hofton parfümirt, der zwischen arkadischem Schmelz und geistreichen Anspielungen hin- und herschwankt. Doch wiederum fehlt der eigentlichen Handlung die Durchsichtigkeit infolge der Ueberladung mit arabeskenhaft überwucherndem Beiwerk und einer nicht hinlänglich energischen Hervorhebung der Hauptmotive. Hierin gerade verlangt das Drama Fracturschrift, nicht blos ein Geschling von allerlei kleinen Motiven und versteckten Andeutungen. Auch im Lustspiel müssen die Wurzeln der Hauptintrigue nicht im Erdreich versteckt sein; schlank und fest, allen sichtbar, nicht hundertfach verästelt, muß der Stamm derselben sich hervorheben.

Die Liebe des jungen Königs zu dem schönen Hoffräulein La Vallière, die er am Schluß zur Herzogin erhebt, bildet den Mittelpunkt der Handlung. Die Gegenintrigue wird von der Prinzessin Henriette von England, der Gemahlin des Herzogs von Orléans, geleitet, welche selbst früher nach der Hand des Königs getrachtet hat, jetzt aber wenigstens einen entscheidenden Einfluß auf ihn behaupten will. Allerlei Intriguen, Verwechselungen und Verwickelungen, etwas zu bunt für die Einheit der Handlung, die wol gewahrt, aber allzu sehr verdeckt ist, spielen nun mit herein — die Prinzessin sucht den König stets auf andere Hofdamen hinzulenken; mit Hülfe der Oberhofmeisterin, einer weiblichen Rococommunie, wird jede Passage zu den Hofdamen verrammelt; da klettert der König an der Spitze seiner Cavaliere durch den Schornstein, um sich zu seiner Geliebten die Bahn zu brechen. Ein originelles Lustspielmotiv, das aus dem Rahmen der feinen Scribe'schen Komödie heraustritt, um so mehr, als es von Klein mit dem ganzen scenischen Apparat dieser Kletterpartie uns vorgeführt wird. Die Prinzessin läßt indessen die La Vallière in ein Kloster bringen, aus dem sie aber durch eine Intrigue der Frau Hamelin, der Amme des Königs, wieder zurückgebracht und diesem in die Arme geführt wird. Wie Benserade, der große Hofpoet, mit dem König zugleich sich in dieselbe Hofdame verliebt, ohne seinen Nebenbuhler zu kennen, und sich für den Beglückten hält, wie er dem König die Liebesgedichte für seine eigene Geliebte fabricirt, ohne es zu wissen — das führt zu allerlei possirlichen Verwickelungen, und der große Madrigalpoet ist die Dupe des ganzen Stücks. Dasselbe ist weit davon entfernt, ein Intriguenstück zu sein, etwa nach Scribe'schem Vorbild; es kommt in demselben nicht auf feine Verwickelungen und Lösungen an, sondern auf einige groteske Ueberraschungen, welche ziemlich in Bausch und Bogen markirt sind; es herrscht in dem Stück eine gesunde, auf das Zwerchfell wirkende Komik, die aber einen Theil ihrer Wirkungen dadurch verfehlt, daß die überladene Manier des Dichters uns nicht den einfachen Faden der Intrigue fest und sicher genug an die Hand gibt. Auch herrscht nicht immer in dem Stück der ungezwungen heitere oder durchschlagend witzige Conversationston, den wir wol von einem modernen Lustspiel verlangen dürfen, es findet sich oft eine forcirte, nach literarhistorischen Stilmustern nachgedruckte Komik, die mehr bizarr als belustigend wirkt. So schließt der erste Act mit einem Steeple-Chase von Sprichwörtern zwischen der Prinzessin und Beringhen, daß man glauben sollte, der selige Sancho Pansa sei in zwei Hälften getheilt worden, die nun in merkwürdiger Weise ab- und zuklappen. Beringhen sucht den König, um ihm etwas mitzutheilen; die Prinzessin verspottet ihn darüber:

Prinzessin. Das Wichtige, was Sie dem Könige zu vertrauen haben, wird sich wol so lange gedulden können. Oder ist das Wichtige von so subtiler Beschaffenheit, daß Sie fürchten, es könne in einer halben Stunde zu Nichts werden? . . .

Beringhen (in verneigter Stellung). Wol möglich, gnädige Frau.

Prinzessin. Am Ende bedarf es der halben Stunde nicht. Das Wichtige, was Sie Sr. Majestät zu melden haben, ist (lachend) jetzt schon so viel wie nichts.

Beringhen (wie oben). Ein Schelm gibt mehr, als er hat.

Prinzessin. Armer Jäger, der den Strauch schlägt und nichts herausklopft.

Beringhen (wie oben). Was ist zu machen? Schlechtes Pulver brennt auf der besten Flinte von der Pfanne.

Prinzessin. Armes Windspiel, das kein Wild erwischt glaubt, weil es sich selber müde jagt'.

Beringhen (wie oben). Freilich wol. Wenn der Hund nach Schatten schnappt, verliert er das Fleisch.

Prinzessin (lachend). Immer auf den Beinen und doch nicht von der Stelle!

Beringhen (wie oben). Was will man thun? Bleierne Vögel fliegen nicht, wenn man ihnen auch den Schwanz vergoldet.

Prinzessin. Während Ihr Pferd auf der Heerstraße davonsprengt, wallen Sie getrost auf Querpfaden.

Beringhen. Man muß sich zu trösten wissen: Besser gut geschritten, als schlecht geritten.

Prinzessin (lachend). Guter Beringhen, Sie laufen auf den Sohlen der Atalante, aber die goldenen Aepfel lassen Sie liegen.

Beringhen (wie oben). Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Prinzessin. Wie bewandert in Sprichwörtern! (Nach dem Cabinet schreitend. Beringhen bleibt wie oben.) Haben Sie sie auf Ihren Eilmärschen gesammelt? im Hin- und Herlaufen gepflückt? Sie, der so gut Bescheid weiß in Sprichwörtern, scheinen nur von dem einen nichts zu wissen: Suchet und ihr werdet finden. Bei Ihnen heißt es: Suchet und ihr werdet immer — suchen. Sie suchen so lange für den König, bis Sie ihn selber suchen, um ihm zu sagen, daß Sie nichts gefunden haben! ha, ha, ha . . . (In der Cabinetsthür.) Wissen Sie noch ein Sprichwort? . . . (Tritt ins Cabinet.)

Beringhen (vor der zugemachten Thür in verneigter Stellung verharrend, nach einer kleinen Pause). Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Das ist allerdings eine höchst aparte Komik, die nicht für alle genießbar ist. Es genügt nicht, im Lustspiel geistreich zu sein, man muß es auch zur rechten Zeit sein. Witzspiele, die ein sehr mageres dramatisches Motiv unnöthigerweise breit hämmern, verschleppen die komische Handlung.

Eine andere Art komischer Barockdarstellung sind die Lakonismen und Gedankenstriche eines Dialogs, der

athemlos Fragen und Antworten wie in hastigem Federballspiel hin- und herschlägt. Eine Probe davon gibt die dritte Scene des dritten Acts:

Beringhen. Benserade.

Benserade. Ah! Beringhen! Wissen Sie —?
Beringhen. Seine Majestät —
Benserade. Die Artigny —
Beringhen. Wird gleich hier sein.
Benserade. Die Artigny?
Beringhen. Der König.
Benserade. Aber die Artigny, Beringhen? ...
Beringhen. Ist nicht hier.
Benserade. Ich weiß ... in St.-Germain ... Doch die Schleife ...?
Beringhen (auf seine Brusttasche zeigend). Ist hier.
Benserade. Geben Sie!
Beringhen. Was?
Benserade. Die Schleife.
Beringhen. Wessen Schleife?
Benserade. Wessen? ihre ...
Beringhen. Ihre? wessen ihre?
Benserade. Nun, der —
Beringhen. Der Artigny?
Benserade. Nein, der —
Beringhen. Still — der König! ...

Dies Pelotonfeuer des komischen Dialogs kann auch keinen rechten Eindruck hervorrufen.

Ein recht drastisch derber und volksthümlicher Humor im Stil der Shakspeare'schen Männer aus dem Volk prägt sich in den Scenen mit dem Schlosser und seinen Jungen im vierten Act aus, während der tapfere Götz von Berlichingen mit seiner Drohung gegen den Kaiser verschwindet gegen die cynischen Aposiopesen, welche der junge König im höchsten Zorn über die Beiseiteschaffung seiner La Vallière im letzten Act hervorsprudelt:

König (vor sich hin). Stehn da verblüfft und gaffen, wie die Hammel wenn's blitzt! ... Unerhörtes Ereigniß, der König von Frankreich hat sich heute mit eigenen Händen die Beinkleider zugeknöpft! (Sich unwirsch zum Abgehen wendend.) Kamele und Affen! (Im Begriff fortzueilen tritt ihm Le Tellier, der inzwischen mit dem holländischen Gesandten eingetreten war, ein Portefeuille unter dem Arm, entgegen.)

Le Tellier (mit tiefer Verbeugung). Sire, die Republik Holland —

König (zornig). Die Republik soll mich —

Le Tellier (erschrocken, mit einem Wink den Gesandten bezeichnend, der einige Schritte entfernt hinter ihm steht). Sire, der Gesandte —

König (aufs höchste gereizt). So soll mich der Gesandte mitsammt der Republik — (Der König will fortstürmen, Le Tellier vertritt ihm den Weg.) Treten Sie mir nicht in den Weg, oder —

Le Tellier (mit Festigkeit). Freiheit und Leben, Sire, stehen in Ihrer Gewalt, nicht meine Pflicht! — Krieg oder Frieden hängt von der Antwort ab, die wir —

König. Krieg denn! Krieg, Krieg! — (Stürmt ab.)

Wir sehen, die „Herzogin" ist wie ein Curiositätencabinet des komischen Stils aller Zeiten, ebenso reich indeß auch an echt komischen Einfällen und Zügen und an Stellen voll Geist und dichterischer Anmuth. Wenn sich das Drama lichten und „durchforsten" ließe mit Ausrottung des so oft den Pfad und die Aussicht hemmenden Unterholzes, würde es vielleicht ein lustiges Bühnenstück werden — in seiner jetzigen Gestalt kann es sich auf der Bühne nicht behaupten, wie die Versuche einer Aufführung in Berlin und neuerdings in München bewiesen haben.

In dem Lustspiel „Voltaire" hat Klein es unternommen, den genialsten Kopf des 18. Jahrhunderts, wenigstens unter den romanischen Nationen, auf die Bühne zu bringen. Obgleich dies Lustspiel etwas durchsichtiger ist als „Die Herzogin", so leidet es doch an dem Hauptmangel, daß Voltaire keinesfalls das Agens der Handlung ist, sondern eigentlich nur ein geistreiches Publikum, im vierten Act sogar nur der Märtyrer. Man kann das Lustspiel ein literarhistorisches nennen; denn sein eigentlicher Inhalt dreht sich um den Kampf zwischen Voltaire und Shakspeare, zwischen der classischen französischen Tragödie und dem hereinbrechenden genialen Naturalismus eines Shakspeare, welcher das Princip und Programm der erstern über den Haufen zu werfen droht. Ein französischer Flüchtling, zum Tode verurtheilt, weil er vor einer Procession von Kapuzinern nicht den Hut gezogen, sondern ein lustiges Liedlein gesungen hat, hierauf zur Sicherheit als preußischer Offizier in den Schutz des großen Königs geflüchtet, ist Voltaire's Schützling, der seine Sache glänzend vertheidigt hat. Gleichzeitig hat aber dieser Prosper von Merivel-d'Etallande den ersten Band einer Uebersetzung Shakspeare's herausgegeben und zwar pseudonym unter dem Namen Letourneur. Hieraus entstehen nun diejenigen Verwickelungen des Lustspiels, die für den Haupthelden selbst die wichtigsten sind. Voltaire findet vielfach Veranlassung, seine Anschauungen über Shakspeare und über die Tragödie geistreich auszusprechen. Im vierten Act, bei einem Feste, das zu Voltaire's Ehren in Paris gefeiert wird, läßt ihn die ganze Gesellschaft plötzlich im Stich, als sie erfährt, daß Garrick eine Scene aus Shakspeare's „Hamlet" aufführen will — ein Ausbruch eines sehr unhistorischen Shakspeare-Enthusiasmus, und dabei zugleich eine sehr unglaubwürdige Unhöflichkeit gegenüber dem Helden des Tags. Im letzten Act wirft Prosper sein Incognito als Letourneur ab, um ritterlich die Königin gegen eine Verleumdung zu schützen, und erringt so Voltaire's Verzeihung.

Ein blos auf diesen Gegensatz zwischen Shakspeare und Voltaire aufgebautes Lustspiel wäre indeß jedenfalls zu mager geworden, eine etwas abstracte Literaturkomödie. Frischeres Leben kommt in die Handlung durch die Liebesabenteuer des Shakspeare-Uebersetzers, der eine Novize, die Nichte des Marschalls Richelieu, auf welche der alte Galan selbst Absichten hegt, aus dem Kloster entführt und heirathet. Richelieu verfolgt diese Schöne, ohne zu wissen, daß es seine Nichte ist, und wenn er dabei über die Dächer klettert und durch die Fenster einsteigt, so werden wir freilich an König Ludwig's Schornsteinpromenade erinnert und finden, daß diese äquilibristischen Leistungen der Helden zu den Lieblingsmotiven der Klein'schen Thalia gehören. In den beiden letzten Acten zeigt dieselbe überhaupt wieder den Mangel an Beherrschung scenischer Massentableaux; bei dem Gartenfest geht es mit und ohne Masken so bunt durcheinander, daß ein durchgreifender Eindruck auf der Bühne unmöglich ist. Es ist gänzlich undramatisch, daß ein Haupteffect, wie das Verlassen des gefeierten Dichters, nur durch eine zufällig sich verbreitende Nachricht von Garrick's Anwesenheit hervor gebracht

wird. Solche scharfe Einschnitte der Handlung darf nicht der Zufall markiren, sondern sie müssen durch mitwirkende Charaktere vorbereitet und ausgeführt sein. Andere Situationen in dem Stück, wie die acht Damen, die vor dem zweiten Actschluß aufmarschiren und Richelieu verhindern, der jungen Schönen nachzueilen, sind etwas burlesker Art; wir meinen, daß seine französische Damen, auf deren Protection Voltaire bei der Aufführung seiner „Irene" in Paris rechnet, sich nicht so possenhaft geberden und am wenigsten Ausdrücke im Munde führen würden, die für Dortchen Lakenreißer allenfalls geeignet wären, wie wenn die erste dem Herzog zuruft: „Zurück, alter Kaninchenbock!" Daß das Stück, namentlich wo es die literarischen Grundfragen berührt, indeß voll Geist ist und sich über den gewöhnlichen Komödienton erhebt, darf man von dem Verfasser der „Geschichte des Dramas" wol erwarten.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des Großen Kurfürsten.

Der Krieg des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—75 von Heinrich Peter. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Für die Geschichte des Großen Kurfürsten und seiner Zeit ist ein reiches gedrucktes und archivalisches Quellenmaterial vorhanden. Beides ist in umfassender Weise für das vorliegende Werk benutzt worden, das einen wichtigen Abschnitt aus der Regierung des Kurfürsten behandelt. Es hat sich zur Aufgabe gestellt, durch eine ausführliche Darstellung der Ereignisse, ihrer Ursachen und Wirkungen, ihrer Zusammenhänge und Bedeutung in dem Gange der allgemeinen Geschichte nachzuweisen, wie es gekommen ist, daß der kurfürstliche Feldherr trotz seiner strategischen Begabung und die brandenburgische Armee trotz ihrer vortrefflichen Organisation, ihrer Disciplin und Tapferkeit in dem Kriege gegen Frankreich keine Lorbern errungen haben. Diese Aufgabe ist vollkommen gelöst worden, und die kriegsgeschichtliche Literatur hat dadurch ein Werk von werthvoller Bedeutung gewonnen, welche noch durch die tiefe politische Einsicht, von welcher es getragen, erhöht wird.

Im ersten Abschnitt ist die Allianz zwischen Brandenburg und den Niederlanden, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege durch die Parteiinteressen der antioranischen, aristokratischen Regierung verhindert wurde, ferner das wachsende Uebergewicht Frankreichs und dessen Streben nach einer Universalmonarchie dargestellt:

Zwei politische Fragen sind es, welche die europäischen Staaten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beherrschen, ihre gegenseitigen Beziehungen bestimmen und regeln: die Herrschaft über die Ostsee und der Besitz der spanischen Niederlande. Die beiden Mächte, welche siegreich und gestärkt aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgingen, Schweden und Frankreich, verhalten sich in diesen Fragen aggressiv: jenes sucht mit dem Dominium maris Baltici seine Suprematie in Nordeuropa zu befestigen, dieses mit dem Besitz der spanischen Niederlande seine Position am Rhein zu erweitern, seinen Einfluß in Deutschland zu vergrößern und sich den Weg zur römischen Kaiserwürde und zur Weltherrschaft zu bahnen.

Die Gefahren, welche von Frankreich drohten, wurden nicht rechtzeitig erkannt, wie gewöhnlich aufstrebende, sich entwickelnde Staaten lange Zeit unterschätzt werden; noch immer flößte die Macht des habsburgischen Hauses in Erinnerung an frühere Bedrängnisse Schrecken ein, und Frankreich erschien trotz aller schon hervortretenden Anmaßung seiner Staatsmänner als der einzige Retter in etwaiger neuer Bedrängniß. Das Werk mustert die damaligen Mächte. Von Deutschland sagt es nur zu wahr:

Deutschland war ein halbverstümmelter Körper ohne sichtbares Leben, um dessen noch übriggebliebene Glieder die benachbarten Mächte sich stritten. Selbst willenlos und unfähig, sich nach eigenem Ermessen zu bewegen, war es in der Gewalt der bedeutendern Fürsten, welche aus der Verwilderung des großen Kriegs weder Eifer für ihre Confession, noch rühmlichen Ehrgeiz, sondern allein die unedle Leidenschaft der Habsucht gerettet hatten. Das Ansehen und der Einfluß des alten Kaiserhauses im Reich waren gering. Nur der Kurfürst von Brandenburg rettete 1658 den Habsburgern die deutsche Kaiserkrone. Durch den Rheinbund beherrschte Frankreich ganz Westdeutschland und französischen Heere durften bis in das Herz des Deutschen Reichs eindringen, um einem dieser Rheinbundsvasallen eine rebellische Stadt zu unterwerfen.

Der damalige Rheinbund war der Vorgänger des spätern Napoleonischen: Frankreich ist von jeher der Erbfeind Deutschlands gewesen und wird es bleiben. Als Ludwig XIV. mit dem Devolutionskriege seine Eroberungspolitik enthüllte, täuschte er sich über den Kurfürsten von Brandenburg, er hielt ihn in der Frage der spanischen Niederlande für wenig interessirt und glaubte ihn durch kleine Zugeständnisse leicht zu gewinnen. Besorgnisse konnte ihm dieser scheinbar unbedeutende Reichsfürst nicht einflößen, und doch trat derselbe beim Beginn der Oppsition gegen Frankreich in den Vordergrund. Er war der einzige unter allen Fürsten Europas, der für die fast schon dem Untergang verfallene Republik der Vereinigten Niederlande Partei nahm, ihr mit seiner Armee zu Hülfe zog, und die Existenz seines jungen Staats, die Macht seines Hauses für ihre Rettung einsetzte. Die Generalstaaten, nach dem Erfolge der Tripleallianz verblendet, hatten das Bündniß mit ihm, der weiter sah, kühl zurückgewiesen, weil sie an eine Gefahr von Frankreich nicht glaubten und bei den heftigen Parteikämpfen in ihrem Lande in dem Kurfürsten nur den Beistand der verhaßten Oranier sahen. Ludwig, welcher seine Rache an der Republik vorbereitete, bot ihm eine ihrer Provinzen, welche er natürlich ablehnte. So schien ihm nur Neutralität übrigzubleiben, aber gegen diese sprach er sich in einem Schreiben an seinen Minister Schwerin entschieden aus: „Was neutral sein heißt, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man selbst die allerbesten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt. Ich habe auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren."

Die Noth trieb die Niederlande bald, Brandenburgs Hülfe nachzusuchen. Aber am Hofe zu Berlin waren die meisten Räthe, vor allem der einflußreiche Schwerin, gegen diese Allianz, und Schwerin hatte deshalb mit dem

Kurfürsten eine heftige Scene. Das rücksichtslose, ja feindselige Benehmen der Generalstaaten gegen Brandenburg und die große Gefahr eines Kriegs mit Frankreich, das sich überdem so freundlich und zuvorkommend bewiesen, wurden geltend gemacht. Aber der Kurfürst blieb fest, an ihm selbst hatte die Republik den treuesten, zuverlässigsten, aufopferndsten Freund. Auch die Generale waren für den Krieg und viele Offiziere entschlossen, wenn der Kurfürst neutral bleibe, ihren Abschied zu nehmen und in niederländische Dienste zu gehen, und zwar allein aus Eifer für die Religion und Haß gegen die Franzosen. Der kriegerische Geist der Armee war erwacht. Die Unterhandlungen zogen sich, besonders wegen der Geldbewilligungen für den Unterhalt des Heers, mit denen die Holländer knauserten, noch länger hin, kamen aber endlich zu Stande:

Alle Rücksichten auf persönlichen Vortheil, Kriegsruhm (an der Seite Frankreichs), selbst den Wohlstand und die Ruhe seiner Lande verschwanden in dem Geiste des Kurfürsten vor den furchtbaren Gefahren, welche mit dem Untergang der Republik der Niederlande seiner theuern evangelischen Religion, der Selbständigkeit der deutschen Nation und der Freiheit Europas drohten. Für diese idealen Ziele zog er das Schwert, und indem er über die Grenzen seines Staats hinaus die allgemeinen hohen Interessen Deutschlands, der Menschheit überhaupt ins Auge faßte, sie gegen die Vergewaltigung eines hochmüthigen, egoistischen Despotismus vertheidigen half, hat er sich von einem deutschen Territorialfürsten zu dem Range einer europäischen Macht emporgeschwungen.

Wir haben über den ersten Abschnitt des Werks eingehend berichtet, um unsern Lesern zu zeigen, in welchem Geiste dasselbe geschrieben ist, und sie dadurch zu veranlassen, ihm ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie werden uns dafür dankbar sein.

Im zweiten Abschnitt: „Marsch an den Rhein“, wird der Feldzug von 1672 dargestellt. Noch während der Unterhandlungen zwischen den Niederlanden und Brandenburg hatte König Ludwig bereits mit 120000 Mann, zu denen 20000 Mann kölnischer und münsterscher Hülfstruppen gestoßen waren, den Krieg eröffnet; die Niederlande konnten ihm nur 52000 Mann entgegenstellen, deren Oberfeldherr, der junge Oranier, welcher sich später als einen der bedeutendsten Feldherrn seiner Zeit gezeigt hat, damals noch nicht erprobt und durch Instructionen der Regierung in seinem freien Handeln sehr beschränkt war. Durch den unerwarteten Rheinübergang der Franzosen in den Rücken genommen, mußte er sich, nachdem er viele Truppen in den festen Plätzen gelassen hatte, nach Holland zurückziehen; bis Ende Juni war der größte Theil der Republik in der Gewalt des Feindes, die festen Plätze des Landes fast alle erobert und ihre Besatzungen kriegsgefangen. Das brandenburgische Hülfscorps war noch in der Bildung begriffen. Der Kurfürst suchte den Kaiser zu gewinnen, und wirklich kam auch — mit allerlei Hintergedanken der österreichischen Politik — ein Vertrag zur Aufrechthaltung des Westfälischen, Pyrenäischen und Aachener Friedens zu Stande, wonach der Kaiser zur brandenburgischen Armee — 12000 Mann stoßen lassen wollte. Montecuculi, auf den der Kurfürst seit dem Feldzuge in Jütland viel hielt, befehligte sie; er war der Mann dazu, den Ungestüm des Hohenzollern im Zaum zu halten und im Interesse der wiener Politik durch Einwände und Rathschläge alle entscheidenden Schläge zu verhindern. Diese Intriguen sind leider nur zu gut gelungen und haben sich 1674 wiederholt.

In den Niederlanden war ein Stillstand in den französischen Operationen eingetreten, und das Ueberschwemmungssystem hatte Holland gerettet; alles Vertrauen wurde nun auf den Kurfürsten von Brandenburg gesetzt, eine Vereinigung der deutschen mit der niederländischen Armee war eine Nothwendigkeit. Aber der Kurfürst wartete in Halberstadt auf die Ankunft der Kaiserlichen; erst am 9. September kam Montecuculi, aber allein, seine Truppen rückten „immer langsam voran“, in drei Tagen fünf Meilen! Als endlich der Vormarsch angetreten werden konnte, legte Montecuculi und die Sonderpolitik der vielen westdeutschen Fürsten dem Oberfeldherrn so viel Hindernisse in den Weg, daß keine kräftige Action aufkam und das verbündete Heer in völlige Unthätigkeit verfiel, aus welcher die Vorstellungen und Mahnungen des Prinzen von Oranien es nicht zu reißen vermochten. Der Kurfürst mochte sich nicht von den Kaiserlichen trennen, er hätte allein operirend sich an all die erbärmlichen politischen Rücksichten, durch die er gehemmt wurde, nicht gekehrt. So verlief das Jahr resultatlos. Im folgenden rückte Turenne gegen die westfälischen Besitzungen des Kurfürsten, deren bedeutendste Städte und die Grafschaft Mark fast ohne Schwertstreich preisgegeben wurden. Dieser Rückzug, in einem Kriegsrathe beschlossen, wo der Kurfürst der Meinung seiner Generale beitrat, ist durch die strategische Ueberlegenheit Turenne's, die Ungunst der Jahreszeit, die Unkenntniß der Alliirten vom Feinde, ihre Schwerfälligkeit und allzu große Vorsicht, und schließlich durch die Weigerung der Kaiserlichen, weiter zu operiren, veranlaßt worden; der Feind war aber selbst erstaunt darüber, jedenfalls machte es den schlimmsten moralischen Eindruck, sowol im Lande und bei den Truppen als besonders in Holland. Es entstanden Mishelligkeiten, und der Kurfürst, um seine Lande zu retten, wurde zum Frieden von Vossem genöthigt, der aber schon den Keim seiner Auflösung bei seiner Geburt in sich trug. „Die Generalstaaten warteten ruhig des Augenblicks, der es dem Kurfürsten gestatten würde, sich ihnen zu neuem Kampfe für die Freiheit Europas und des Protestantismus anzuschließen, und belästigten ihn in der Ueberzeugung von seiner unveränderten Gesinnung nicht mit Vorwürfen und Klagen über seinen Separatfrieden.“

Dieser Augenblick kam, als sich die allgemeine Coalition gegen Frankreich bildete. Die Entstehung derselben wird im vierten Abschnitte dargestellt. Man begann nun endlich die Augen aufzuthun und sich zu erinnern, daß mit der Existenz des niederländischen Freistaats die Lebensinteressen Europas unauflöslich verknüpft waren. Im sichern Vertrauen auf den unausbleiblichen Sieg hatte Frankreich durch seine rücksichtslose Brutalität gegen das Deutsche Reich und seine Stände zu voreilig offenbart, was Europa bevorstand, wenn es erst sein Ziel, die Universalmonarchie, wirklich erreicht hatte. Mit welcher Misachtung behandelte Ludwig XIV. sogar seine Bundesgenossen, die Bischöfe von Köln und Münster! Sehr allmählich, aber doch erkennbar änderte sich daher die Gesinnung der europäischen Mächte gegen die bedrängten Niederlande. Der Kaiser

und Spanien brachen bald offen mit Frankreich; die andern folgten nach. Den Feldzug im Spätsommer 1673 nennt der Verfasser einen der glänzendsten, welchen Montecuculi je geführt:

Es war, als ob er seine durch politische Rücksichten gebotene Unthätigkeit im vorigen Sommer wieder gutmachen und seinen etwas verdunkelten Feldherrnruhm im alten Glanze leuchten lassen wollte. Es wäre von Interesse, einzeln zu verfolgen, wie er bei den diesjährigen Operationen alle die vorsichtigen strategischen Bedenken und Regeln, die er dem Kurfürsten von Brandenburg immer vorgehalten hatte, misachtete und gerade durch die Gewandtheit und Kühnheit seiner Bewegungen den Feind zu dupiren und seine Zwecke zu erreichen wußte.

In nicht zwei Monaten war das rechte Rheinufer von den Franzosen befreit und Turenne ohne Schlacht geschlagen, weshalb ihm der König sein Misfallen über seine Kriegführung durch Louvois aussprechen ließ. Unterhandlungen füllten die erste Hälfte des Jahres 1674 aus, der Krieg wurde fortgesetzt und der Kurfürst von Brandenburg trat am 1. Juli der Coalition bei, obgleich die ihm gewährten Bedingungen keineswegs für ihn vortheilhaft waren. Er wollte sich aber nicht mit gebundenen Händen an die ausschweifende Eroberungspolitik des Hauses Habsburg fesseln lassen.

Der Krieg im Sommer 1674 wird im fünften, und im sechsten Abschnitte der Feldzug im Elsaß, welchen der Große Kurfürst führte, erzählt. Wir verweisen unsere militärischen Leser darauf, sie werden von der Darstellung sehr befriedigt sein, wenn sie auch mit uns beklagen, daß der Feldzug im Elsaß, welcher unter so günstigen Verhältnissen begonnen war und eine Wiedereroberung des alten deutschen Grenzlandes schon damals in Aussicht stellte, mit einem ruhmlosen Rückzuge geendigt hat. Statt Montecuculi befehligte jetzt der Herzog von Bournonville die Kaiserlichen und wußte ganz wie jener den Kurfürsten durch halbe Nachgiebigkeit, durch Vertröstungen auf einen spätern, günstigern Moment, hinzuhalten und ihn dadurch zu verhindern, mit seinen Truppen allein die Gelegenheit wahrzunehmen; im letzten entscheidenden Moment trat er aber mit seinem Widerspruch hervor und vereitelte dadurch nicht nur den Erfolg des begonnenen, sondern überhaupt jedes Unternehmen. Der Verfasser sagt:

Es ist schwierig, die Gründe ausfindig zu machen, welche Bournonville und seine Generale veranlaßten, durch ihren Einspruch die siegverheißenden Plane des Kurfürsten zu vereiteln. An Verrätherei ist nicht zu denken. Der kaiserliche Hof stand jetzt ganz anders Frankreich gegenüber als 1672. Er war eins der bedeutendsten Mitglieder der Coalition, und es mußte ihm fast mehr an einem glücklichen Resultate des Feldzugs gelegen sein als dem Kurfürsten von Brandenburg. Von Wien konnte Bournonville kaum Instructionen erhalten haben, die ihm befahlen, die Unternehmungen der alliirten Armee zu durchkreuzen und zu vereiteln. Und Bournonville selbst — welches Interesse konnte er haben, den Franzosen, mit denen er eben eine blutige Schlacht geschlagen hatte, geheime Dienste zu leisten? Von keiner Seite wird ein solches verrätherisches Einverständniß bezeugt. Dagegen ist es auch kaum glaublich, daß blos die hergebrachte Pedanterie im kaiserlichen Hauptquartier, die Bedächtigkeit und der gleichsam angeborene Respect der deutschen Generale vor der Ueberlegenheit der französischen Kriegskunst Bournonville's Verhalten bestimmt haben. Man kann daher nur annehmen, daß Eifersucht gegen den Kurfürsten, den ihm aufgedrungenen Oberbefehlshaber, das Motiv seiner Weigerungen gebildet hat. Den ganzen Sommer hatten die kaiserlichen Regimenter im Felde gestanden, sich durch Märsche und Kämpfe erschöpft, ohne glänzende Lorbern erringen zu können. Und nun kamen die Brandenburger, als ein geschlossenes Corps, mit Selbstbewußtsein auftretend und die Kaiserlichen sollten ihnen mit der Ausbietung ihrer letzten Kräfte einen Sieg erringen helfen, dessen Ruhm zunächst dem Kurfürsten und seinen Truppen zufallen mußte. Der Stolz Bournonville's und der übrigen kaiserlichen Generale empörte sich dagegen, daß ihre Regimenter durch die Ueberlegenheit der lüneburgischen und brandenburgischen Truppen in den Hintergrund gedrängt und gewissermaßen zu Hülfsvölkern herabgedrückt worden waren. Man wollte dann wenigstens zum Vortheil anderer keine Opfer bringen und die kaiserlichen Streitkräfte unversehrt erhalten.

Das ist die Ansicht des Verfassers, wir erinnern aber an den Hofkriegsrath in Wien, welcher den Feldherren durchaus keine Freiheit des Handelns ließ, und an den bekannten Ausspruch in der Hofburg über den neuen König der Wenden an der Ostsee. Die Thatsachen gaben Zeugniß genug. Sehr treffend sind die Betrachtungen, welche der Verfasser über den Miserfolg des Feldzugs von 1674, über die Schmach, daß der Elsaß, der vor kaum 25 Jahren an Frankreich abgetreten und wo die Fremdherrschaft noch nicht consolidirt war, preisgegeben wurde, und über die nachtheiligen Folgen für die Coalition anstellt. Das Volk im Elsaß, in Lothringen und Burgund mußte sich zum zweiten male hüten, im voreiligen Vertrauen auf die Macht Deutschlands seine Anhänglichkeit an die frühern Zustände und seine Abneigung gegen Frankreich zu erkennen zu geben. Die Fremdherrschaft konnte sich seitdem auch in den Gemüthern einleben, und wie weit ihr das gelungen ist, zeigt sich noch heute in den wiedergewonnenen Ländern. Der Kurfürst, gereizt wie er war, ergriff selbst die Feder, um sich von der Schuld des Miserfolgs der Campagne zu reinigen, er schob alles auf die Kaiserlichen, besonders Bournonville, wogegen sich dieser zu rechtfertigen suchte. „Gewiß ist, daß über Unzulänglichkeit der Vorkehrungen, um Turenne's Vordrängen in den Oberelsaß zu verhindern, über die ganz verkehrte zerstreute Aufstellung, in der man dort den Feind erwartete, über das Treffen von Türkheim der Kurfürst dem kaiserlichen Feldherrn keine größern Vorwürfe zu machen hatte als sich selbst.“ Der Herzog von Lothringen, welcher nun nach wie vor, ohne sein Land wiederzuerhalten, umherirren mußte, spottete bitter über seine Alliirten: „Fünf Fürsten von Gottes Gnaden sind von Einem Prinzen von Königs Gnaden über den Rhein zurückgetrieben worden.“

Die schwedische Invasion in den Marken, von Frankreich endlich herbeigeführt, befreite den Kurfürsten von der lähmenden Gemeinschaft mit den deutschen Verbündeten. Was der französische Krieg ihm nicht gewährt hatte, die Gelegenheit, seine eigene Begabung als Feldherr, die Tapferkeit und Tüchtigkeit seiner Armee aufs neue zu beweisen, das wurde ihm im schwedischen Kriege in glänzendster Weise zutheil. Und wenn ihm der Lohn seiner ruhmvollen Kämpfe durch die Schlaffheit und Eifersucht seiner Bundesgenossen, die ihn im Stich ließen, wieder durch den Frieden von St.-Germain verloren ging, so hatte doch der junge Staat seine Kraft gestählt und sich eine bedeutende, geachtete Stellung unter den Mächten Europas errungen. Noch sind 38 archivalische Beilagen dem Werke angefügt, das wir eingehender Beachtung nur empfehlen können.

Neue Romane.

1. Seelenfreunde. Roman von Max Ring. Drei Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 4 Thlr.

Max Ring ist durch das Jahr 1848, erst in Breslau, dann bald darauf in Berlin, zum Journalisten und Romanschriftsteller geworden. Er schrieb zuerst novellistische Scenen aus dem Revolutionsjahre, von denen man sagte, er habe damit, noch vor Gutzkow's „Ritter vom Geiste", das literarische Daguerreotyp erfunden. Er hat seitdem zahlreiche Romane veröffentlicht, von denen „Verirrt und Erlöst" (Gotha 1855) ein moderner Gesellschaftsroman comme il faut ist, während „John Milton und seine Zeit" (Frankfurt 1857) auf dem historischen Gebiete Achtung erwarb. Ring's spätere Schriften sind wol sämmtlich in Berlin erschienen; von denselben dürfte jetzt namentlich der vierbändige historische Roman „Rosenkreuzer und Illuminaten" beachtenswerth sein, da sein Stoff kürzlich in dem von uns bereits angezeigten neuesten Romane von Robert Springer „Die Gräfin Lichtenau" eine Concurrenz gefunden hat. Ring's neuestes Buch, „Seelenfreunde", ist gewissermaßen ein Seitenstück zu Goethe's „Wahlverwandtschaften", indem hier gleichfalls das sittliche Problem hin- und herschwankender Herzensbeziehungen zum Objecte der Darstellung gemacht wird. Wenn die Belletristik noch so viel Recht auf unerschöpflich ausführliche Behandlung in den kritisirenden Organen hätte, wie vor dreißig Jahren, so würde es sehr wohl zeitgemäß sein, über die verschiedenen ästhetischen „Weltanschauungen" und „sittlichen Gesichtspunkte" in diesen beiden Werken eine ausführliche kunstphilosophische Abhandlung zu schreiben. Jetzt erlauben wir uns nur, auf den eventuellen Differenzpunkt hinzuweisen, daß die antikisirende Heldin bei Max Ring, eine jugendliche dramatische Dichterin und zur Selbständigkeit emancipirte reizvolle Gesellschaftsdame, als ein hoher Herr sie mit einer galanten Visite überraschen will, zu schreien anfängt und einen Hausskandal macht. So eclatante „Scenen" liegen außerhalb der Goethe'schen Sittlichkeit. Das Schicksal der tugendhaften Dame wird damit tragisch, denn sie verliert ganz natürlicherweise ihre Stellung als Gesellschafterin und nimmt fernerhin ein nicht glückliches Ende. Wir bemerken nur noch, der Roman, wenngleich er nicht herausfordernd geistreich und pikant, beruht denn doch auf sehr gediegener Lebenskenntniß, deutet dieselbe zum Theil auch aufrichtig verständlich an, und stellt die Seelenfreundschaft zwischen Professor Römer und Doctor Wagner, wenngleich sie es nicht ist, die den Titel des Buchs motivirt, als ein jede Phrasenhaftigkeit und Ueberspanntheit vermeidendes, einfach sittliches Charakterverhältniß dar.

2. Der Kesselflicker. Erzählung in drei Abtheilungen, von Balduin Möllhausen. Fünf Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Möllhausen ist im Jahre 1858 mit seinem „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee", eingeleitet durch eine Vorrede Alexander von Humboldt's, in die Literatur eingeführt worden. Die dort geschilderte Reise hatte er im Jahre 1853 mit einer Regierungsexpedition der Vereinigten Staaten zur Recognoscirung der Terrains für die westlichen Eisenbahnen nach Californien unternommen; er kehrte darauf nach seiner Heimat Berlin zurück, und während das Monstrewerk der nördlichen Pacific-Eisenbahn indeß vollendet ist, hat er, als ein Gerstäcker von der Spree, exotische Romane, wie „Der Piratenlieutenant" u. a. geschrieben. Sein neuestes Buch versetzt uns mit seiner zweiten Abtheilung ganz in die Scenerie jener seiner Reisebeschreibung, indem es den „Post-Reiter" zwischen dem Mississippi und Santa-Fé zum Helden der Composition macht. Die erste Abtheilung führt den Titel: „Die Güterschlächter", und nimmt damit einen nationalökonomischen Begriff auf, den Sander's „Deutsches Wörterbuch" sehr wohl aus der Berliner „National-" und der „Volkszeitung" kennt, und den Robert Giseke in seinem Romane „Käthchen" (Breslau 1864) bereits oberflächlich in die Verwickelung novellistischer Motive hineingezogen hatte. Möllhausen kennt die betreffenden realen Verhältnisse offenbar unvergleichlich gründlicher und webt in seine Phantasiecomposition thatsächliche Schilderungen ein, die für Nationalökonomen, Verwaltungsbeamte und Gutsbesitzer von wirklichem Interesse sein dürften. Die Phantasiecomposition selbst, die erst in ostpreußischer und dann in neumexicanischer Landschaft sich ergeht und am Schlusse die beiderseitig angeknüpften Interessen in der alten Majoratsherrschaft der preußischen Provinz zusammenzieht, ist an und für sich allerdings sehr bunt und keck und wirft Geschlechtsverwechselung und Paternitätsenthüllungen so genial durcheinander, daß, wenn dergleichen unklare Verhältnisse auch nur entfernt in der Wirklichkeit denkbar wären, es gar nicht rathsam sein könnte, ohne einen Taufschein und gerichtlich legitimirte Recognitionszeugen in der Nähe von Mövenhorst sich aufzuhalten. Da aber der Verfasser bei seiner leichtsprudelnden, nie pedantisch langweiligen Darstellungsweise den Leser stets mit ästhetischer Ironie sich über derartige Unmöglichkeiten des nothwendigen Hokuspokus der Romantechnik erheben läßt, so ist diese Phantastik hier niemals trivial. Ernste gewichtvolle Zuständlichkeiten wirklichen Lebens und überlegen heiter spielende Behandlungsweise vereinigen sich zu einem echt künstlerischen Ensemble des modernen Literaturgenre. Manches ist zwischen den Zeilen zu lesen, und selbst was des Verfassers moralische Entrüstung über die „Güterschlächter" betrifft, so will sich uns am Ende das Gefühl aufdrängen, als ob diese etwaigen Factoren der socialen Combinationstechnik denn doch vielleicht besser seien als ihr Ruf.

3. Verloren und gefunden. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen. Berlin, Janke. 1872. 8. 1 Thlr.

Laut der buchhändlerischen Annonce hat die Otto Janke'sche Verlagshandlung bereits 11 Romane in 42 Bänden von diesem englischen Autor veröffentlicht. Wenn wir erwägen, wie ereignißreich dieser eine uns vorliegende Band ist, so muß in des Autors gesammten 43 Bänden eine wahre Unmasse von Begegnissen, Charakteren, Zuständen und Motiven enthalten sein.

Der Stoff dieses „Verloren und Gefunden" schließt sich einigermaßen an die eben erwähnte Composition von Möllhausen an. Auch hier handelt es sich um ein Majorat, um verschollene und wieder auftauchende Erben, um Vagabunden- und Zigeunerthum, um Berührungen des sogenannten „ersten" Standes mit dem sogenannten „vierten" (nach der Auffassung in Riehl's „Bürgerliche Gesellschaft"). Nur jenes Etwas in der Darstellung, das wir bei Möllhausen als ästhetisch-künstlerischen Reiz empfinden, jenes ironische Erhabensein des Autors über die Uebertreibungen der Romantik vermissen wir hier. Was dieser Novelle indeß an Phantastik und Humor abgeht, das ist in ihr durch solide Thatsächlichkeit ersetzt. Der Verfasser, wenn er kein phantastereicher Poet ist, erscheint als ein erfahrener Criminalist, der tief und weit umsichtig in das schwer verständliche Getriebe der Ständedifferenzen hineinblickt. Sein Facultätsstudium ist vermuthlich die Polizeiwissenschaft, und wer hätte seit Avé-Lallemant's Schriften nicht Respect und Interesse dafür!

Die Religion und ihre Fortbildung.

Ranke, der Geschichtschreiber, sagt in einer seiner Schriften: „Was ist in Deutschland mächtiger als der religiöse Gedanke!" Es könnte scheinen, als wäre dieses Wort mehr im Hinblick auf die Vergangenheit gesprochen und seine Geltung für die Gegenwart mehr als fraglich geworden. Der Materialismus meint mit der Leugnung alles Uebersinnlichen die Religion ein für allemal abgethan zu haben, und die Naturwissenschaft bringt Resultate der Forschung zu Tage, mit denen die religiöse Ueberlieferung zu rechnen hat. Aber Materialismus und Naturwissenschaft haben es nur mit der Betrachtung des gegenwärtigen Weltlaufs zu thun und suchen nicht die letzten Gründe aller Dinge. Wird dadurch schon ihre Bedeutung im Kampfe mit der Religion eingeschränkt, so zeigt eben auch die Heftigkeit ihres Widerspruchs gegen die Sache der Religion, daß diese letztere, wohl oder übel, immer noch als eine vorhandene Größe anerkannt wird. Auch fehlt es auf seiten dieser letztern nicht an apologetischen Werken, deren Gründe schwer zu widerlegen sind; in der Meinung, ganz den Gedanken der Neuzeit anzugehören, überrascht uns plötzlich die Einsicht, daß wir mit dem Leben des Gemüths tief in den hergebrachten religiösen Ueberzeugungen wurzeln, deren immerwährende Wiederkehr eben auch als ein Beweis anzusehen ist, daß sie in der Natur unsers Wesens begründet sind; richten wir unsere Aufmerksamkeit nach außen, so dringen von allen Seiten an unser Ohr abgebrochene Laute von Discussionen religiöser Fragen, Religion und Theologie liefern Jahr für Jahr ein reiches Contingent von literarischen Werken auf den Büchermarkt, sodaß wir alles in allem uns der Erkenntniß nicht verschließen dürfen, daß die religiöse Frage noch immer eine der brennenden Fragen der Gegenwart ist, vielleicht ihre brennendste und entscheidendste. Vor uns liegen fünf Werke religiös-populären Inhalts, die insgesammt das gute Recht der Religion verfechten; vier derselben sprechen jedoch offen die Forderung der Fortbildung derselben aus, nur die fünfte, lediglich pädagogischen Zwecken dienend, stellt sich unmittelbar in den Dienst der Religion, wird uns jedoch Veranlassung bieten, unsererseits die Forderung der Fortbildung in einem bestimmten Punkte auszusprechen. Indem wir in die Besprechung der sogleich zu nennenden Werke eintreten, wollen wir, als Grundgedanken der Besprechung die Forderung der Fortbildung festhaltend, uns von jedem derselben dasjenige nennen lassen, worin in Glauben, Wissen oder Lebenseinrichtung eine Fortbildung für nöthig erachtet wird.

1. Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig Briefe von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 24 Ngr.

In der Vorrede des schon während seiner letzten Krankheit von dem Verfasser dem Druck übergebenen und von Moritz Carriere bevorworteten Werks wird die Religion des Verfassers als die Religion des Geistes bezeichnet. Diese Bezeichnung führt uns sofort auf den Kern der Sache. Die Religion des Geistes wird der Religion des Gemüths gegenübergestellt; der Glaube soll zum Denken werden, die Religion der Zukunft soll sich auf wissenschaftliche Einsicht gründen: das ist die Fortbildung, die er verlangt. Die Lehre ist gut, aber die Lehre ist nicht neu. Ausgehend von dem Satz Jakob Böhme's, daß Gott beides, Geist und Natur, sei, entwickelt der Autor nun zuerst sein theologisches System, das nach dem Vorgang seines Meisters theosophischer Art ist und in welchem er die Hauptsätze der christlichen Lehre mit den erwiesenen Wahrheiten der Natur- und Geschichtsforschung und der Philosophie zu einem geistigen Weltbau zu verarbeiten sucht. Wir können dieses System mit seiner durchgeführten Begründung nicht wiedergeben, aber einige Punkte in demselben hervorzuheben sind wir der Arbeit des verstorbenen Verfassers schuldig. Er bekennt sich zum Monotheismus; an die Stelle der altkirchlichen Trinität setzt er eine neue, indem er das Absolute in drei Seinsformen, in dem Unbewußten, Bewußten und Selbstbewußten, erscheinen läßt. Viel macht ihm die Frage nach dem Ursprung des Bösen zu schaffen — mit Recht, und er weiß schließlich keinen andern Erklärungsgrund zu finden als in der Annahme eines persönlichen Teufels, von dem er jedoch alle irreleitende Volksvorstellungen entfernt wissen will; vor der Erschaffung des Kosmos ist derselbe von Gott abgefallen, der Fall der Geschaffenen ist sein Werk, die Nothwendigkeit der Erlösung dadurch bedingt, bis dereinst nach Beendigung des großen, gegenwärtig unter dem Einfluß von Engeln und Dämonen noch währenden Kampfes, in der „Wiederbringung aller Dinge" auch das Princip des Bösen sich dem Einen Herrn auf Gnade und Ungnade unterwerfen und von ihm zu Gnaden angenommen werden wird. Damit aber ist seine Mission noch nicht

zu Ende. Das Princip des Bösen wird fortdauern als Princip der Negation und in den Allverkehr der Geister eine nicht mehr störende, sondern vielmehr belebende und erquickende Opposition bringen, und da zum wahren Genuß des Lebens der Gegensatz gehört, so wird auch in dem vollendeten Leben der Geister das Böse noch vorhanden sein; aber nicht mehr als wirklich, sondern nur als möglich; der Geist muß sich es nur denken und vorstellen können. Es ist edler, durch das Denken des möglichen Bösen zum Guten zu gelangen, als durch das Erfahren des wirklichen Bösen. Das Denken ist ein Act der Freiheit, die Erfahrung aber ein Zwang, den wir dulden müssen. Aehnlich sei es mit dem Genie, das die Dinge, ohne sie erfahren zu haben, durch geistige Intuition und Reproduction in sich zu Leben bringe und dem a priori unvergleichlich mehr verdanke als dem a posteriori. Ein feiner Gedanke — aber es scheint, daß aus einem Leben, in welchem das Böse immer nur möglich bleibt, ohne wirklich zu werden, der Ernst des Lebens verschwinden und dasselbe zu einem Spiel werden müßte. Oder sollte gerade hierin die Seligkeit der Seligen bestehen? Vielleicht! Dann also hätten wir uns die Stimmung und Geistesarbeit der Seligen zu denken ähnlich der Stimmung und Geistesarbeit eines großen nachschaffenden Genius, der, in kraftvoller Sittlichkeit sich immer dem Guten zuwendend, geistig den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt.

Aus dem Angeführten wird es bereits klar geworden sein, daß die Absicht des Verfassers, wenn er eine Fortbildung der Religion verlangt, dahin geht, die in dem Christenthum gegebene Glaubenssubstanz zeitgemäß zu machen, d. h. sie theils in allgemeine religionsphilosophische Sätze zu verwandeln und umzudeuten, theils aber sie neu zu begründen. Wie bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche in den neuplatonischen und gnostischen Systemen versucht wurde, alle Quellen der Wahrheit zusammenzufassen und die Gedanken des Christenthums mit den Ideen hellenischen und orientalischen Geistes zu verschmelzen, so will er die Wahrheiten des Christenthums mit den Ergebnissen moderner Gedankenarbeit systemartig verbinden. Er ist in seinem Recht, sein Kampf gegen die beiden Extreme des Materialismus und der alten Orthodoxie ist ein wackerer Kampf, nur dürfen wir nicht vergessen, daß solche Vermittelungsversuche, die im Grunde nur alten Wein in neue Schläuche gießen, selten eine durchgreifende Wirkung auszuüben pflegen.

2. Der Apostel Johannes von Max Krenkel. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr.

Bestand die Fortbildung der Religion, die in dem vorher besprochenen Buche gefordert wurde, in der Ausgleichung von Glauben und Denken, so lehnt sich die Fortbildung, die sich in dem vorliegenden Buche bekundet, an die Kritik eines neutestamentlichen Buchs, der Apokalypse, und ihres Verfassers, des Apostels Johannes, an. Wir werden somit aus der Dogmatik und Speculation in die Exegese versetzt. Der Apostel Johannes hat durch die kirchliche Ueberlieferung eine bestimmte Gestalt erhalten; die christliche Kunst stellt ihn, den Jünger der Liebe, der an der Brust des Herrn gelegen, als einen Jüngling von überirdischer Schönheit mit weichen, fast weiblichen Zügen dar, ihm zur Seite den Adler, der den Hochflug seines Geistes versinnbildlichen soll; die ganze Zartheit und Innigkeit der Gottes- und Menschenliebe, die erst im Christenthum der Welt aufgegangen ist, denken wir uns in einer „Johanneischen Seele" vereinigt. Dieses Bild des Apostels Johannes wird durch die vorliegende Schrift vollständig zerstört und in diesem Sinne ist dieselbe geradezu revolutionär. Aus dem Jünger der Liebe mit der weitherzigen Milde wird ein engherziger jüdischer Eiferer, dessen Bild gegen die großartig liberale Gestalt des Heidenapostels Paulus gewaltig in den Schatten tritt; wird doch zu verstehen gegeben, daß er selbst manchen Aberglauben seiner Zeit, so z. B. die Sage von dem wiederkehrenden Nero getheilt habe.

Es fragt sich, mit welchen Mitteln der Verfasser einer jahrhundertelang unangefochtenen Tradition den Krieg erklärt. Er läßt — und das ist das Neue und Eigenthümliche dieser Monographie — das Evangelium und die Briefe des Johannes, bei denen die Johanneische Autorschaft unerwiesen sei, ganz unberücksichtigt: wie uns scheint, etwas vorschnell und mit nicht genügenden Gründen; dann, lediglich auf die Apokalypse gestützt, sowie außer mehrern Schriften späterer Zeit auf die Briefe des Paulus, findet er das Bild seines Apostels. Es ist richtig, daß ein Gegensatz zwischen Paulus und den Uraposteln bestand und die Idylle von einträchtigem Zusammengehen und tiefem Frieden, wie man sie für die erste Zeit der christlichen Kirche gewöhnlich annimmt, hat in der Wirklichkeit niemals existirt, aber gerade die Briefe des Paulus, sowie die Apostelgeschichte lassen die Spannung nicht so groß sein als der Verfasser sie annimmt. Was die Auslegung der Apokalypse betrifft, so gestattet der Raum d. Bl. nicht, auf Einzelheiten einzugehen, es gehört das in die Spalten einer theologischen Fachzeitschrift. Nur im allgemeinen sei bemerkt, daß das Buch ein zwar geistvolles, aber beschränktes Buch genannt wird, mit äußerst geringer poetischer Erfindungsgabe; der Reichthum ist von Bildern und Symbolen von den Propheten entlehnt, und was der Schreiber der Apokalypse von seinem Eigenen hinzugethan, mit wenigen Ausnahmen matt, farblos und unlebendig, voll von grotesken Zwittergebilden, die überall entstehen, wenn man mit Hülfe des Pinsels Gegenstände aus dem Gebiet des geistigen Begreifens in das des sinnlichen Schauens hinüberzuziehen sucht — nur nach Plan und Anlage ein vollendetes Kunstwerk. Das mystische Dunkel, das dieses Buch umgab, wird gelichtet, indem überall die historischen Beziehungen aufgewiesen werden, zugleich aber wird dadurch sein Ansehen herabgestellt. Die scharfe, nüchterne und männliche Kritik, die der Verfasser seinem Gegenstande widmet, darf demselben nicht schaden; es müssen sich eben alle Dinge des Himmels und der Erde gefallen lassen, daß man sie scharf ansieht. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Buch wegen seiner klaren Uebersichtlichkeit und seiner gedrängten, überall auf ihr Ziel energisch hineilenden Kürze sich vortrefflich liest.

Es folgen zwei Werke, die zwar nicht unmittelbar eine Fortbildung der Religion verlangen, wohl aber die Veränderung und Verbesserung einer kirchlichen Einrich-

lung. Da nun die Kirche sich zur Religion verhält, wie der ausgestaltete Organismus zu dem in ihm liegenden und treibenden Princip, so bewegen sich beide Werke in dem Gedankenkreise unserer Besprechung. Beide verlangen eine Aenderung des geistlichen Amtes und ihrer Träger, beide aber auf diametral entgegengesetzten Wegen; das eine stammt aus protestantischem Heerlager, das andere aus katholischem.

3. Humanes Christenthum. In Briefen von Th. Buddeus. Ohrdruff, Stadermann jun. 1871. Br. 8. 22½ Ngr.
4. Die Gottes-Mörder. Von einem Gläubigen. Pesth, Heckenast. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Das erstgenannte Buch, das gleich dem vorherbesprochenen von Max Krenkel dem Interesse des Protestantenvereins dienen will, beabsichtigt, wie schon der Titel desselben andeutet, Christenthum und Humanität miteinander zu versöhnen, und das wird ihm um so leichter werden, als Christenthum und Humanität keine Gegensätze sind. In Briefen an einen orthodoxen Freund, von dem erwartet wird, daß er sich zu den Ansichten des Verfassers bekehren werde, bemüht sich der Verfasser, eine Brücke zu schlagen zwischen Geistlichem und Profanem, dem Christenthum seine bisher zuerkannte Ausschließlichkeit zu nehmen und die Spuren des Göttlichen auch in weltlicher Kunst und Wissenschaft zu suchen und anzuerkennen, insbesondere aber die Stellung des Geistlichen jedes auszeichnenden Charakters zu entkleiden und ihn mitten unter das Volk zu stellen; seine Aufgabe sei, wie er etwas trocken und trivial sich ausdrückt, christlich und zeitgemäß zu predigen und ein guter Mensch zu sein. Der Verfasser, der selbst Geistlicher ist, läßt es nicht an heftigen Ausfällen gegen seine orthodoxen Collegen fehlen; wir setzen einen derselben her:

Sei überzeugt, daß alles Predigen von Verleugnung der Welt nichts als eine leere Ostentation ist, ein äußerliches Renommiren mit dem Wortlaut einzelner Aussprüche der Schrift, ohne innerliche Zustimmung — Heuchelei mit stillem Gelächter.

Gerechtigkeit ist eine schöne Sache; möge man immer die Heuchler entlarven — wer jedoch mit solcher Ausschließlichkeit, wie es hier geschieht, eine immer noch große Anzahl von Männern der verächtlichsten Heuchelei beschuldigt, der behauptet mehr als er beweisen kann. Diese Resolutheit des Vorgehens entfaltet der Verfasser jedoch nicht überall. Es ist z. B. die Rede davon, daß es die Hauptaufgabe des Predigers sei, gerade gegen die Sünden seiner Gemeinde zu Felde zu ziehen, und unser Autor läßt sich hierüber einlenkend also vernehmen: „Man soll die Sünde nicht mit Glacéhandschuhen angreifen, aber ebenso wenig mit der bloßen Faust.“ Wenn er nur sagen wollte, wie sie dann eigentlich angefaßt werden muß. Da er von dem Geistlichen verlangt, daß er Leid und Freud' der Menschen theile, so empfiehlt er seinem Freunde das Beispiel eines höhergestellten Geistlichen, der auf einer Reise nicht als Geistlicher erscheinen, aber auch seine Würde nicht verleugnen wollte, und das Mittel, zwischen Scylla und Charybdis hindurchzuschiffen, darin fand, daß er neben einem schwarzen Habit eine ponceaurothe Schleife um seinen Hals schlang und so, das Schwarz des geistlichen Ordens mit dem Roth der Weltfreude vermählend, Weltlichem und Geistlichem gerecht zu werden wußte. Im übrigen zeigt der Verfasser eine warme Liebe zu unsern Dichter-Classikern und den Heroen der Wissenschaft und fordert, daß der Geistliche auch an den Quellen weltlicher Bildung sich erfrische und seinen Gesichtskreis erweitere, und diese Forderung ist zeitgemäß.

Der sonderbare Titel des andern Buches: „Die Gottes-Mörder“ charakterisirt das ganze sonderbare Buch. Gottes-Mörder nannte man die Juden, weil sie Christum gekreuzigt haben, und so nennt der Verfasser die Priester der christlichen Kirche, weil sie die Religion Jesu und die Idee Gottes gefälscht haben. Die Tendenz seines Buchs geht nun dahin, diese Gottes-Mörder zu bessern und den Priesterstand zu heben. Diese Tendenz spricht sich aber erst auf den letzten Blättern des Buchs aus. Und was bildet den vorausgehenden Inhalt desselben? Weit, unendlich weit ausholend, gibt er erst eine Geschichte der Gottheit. Sein Stoff gliedert sich ihm in zwei Theile: „Die Gottes-Schöpfer“ und „Die Gottes-Mörder“. Es könnte hiernach fast scheinen, als wäre ihm Gott nur eine Idee und Erfindung des Menschengeistes; erst spät und fast nur gelegentlich erfahren wir, daß er seinem Gott auch objective Realität zuschreibt. Mit der Religion der alten Aegypter beginnend, kommt er durch den Sabäismus, die Religion der Griechen und Römer, zu der der Hebräer und dem Christenthum; mit letzterm ist die Gottes-Schöpfung vollendet und die Religion hat ihren Höhepunkt erreicht. Es sei an dieser Stelle zur Charakteristik der Schreibart des Verfassers bemerkt, daß überall, wo er einfach Objectives malt oder berichtet, seine Darstellung klar, schön und markig ist, von einer unleugbaren poetischen Begabung zeugend, mit treffenden Bildern, überraschenden Vergleichen, nicht selten von einer Tiefe der Gedanken, die jedoch, ungleich der Tiefe des Himmels, nichts von dessen durchsichtiger Klarheit hat — daß er jedoch sofort leidenschaftlich und paradox wird, sobald er in den Streit der Meinungen eintritt. Mit Christi Tod verschwindet auch seine Religion wieder, seine Apostel sind die ersten Mörder derselben; von da an sieht er überall nur Niedergang und Fälschung. Und doch verlangt er Besserung der Priester dieser gefälschten Religion, von der er nicht einmal die Hoffnung hat, daß sie je wieder in ihrer Reinheit hergestellt werden könnte — wunderbare Logik! Er verabscheut den Cölibat und klagt, daß das Christenthum die Natur verstoßen und zur Sünde gemacht habe, und doch verlangt er den Cölibat als Mittel zur Hebung des Priesterstandes. Er sagt, die Apostel hätten über der Religion Jesu einen plumpen Tempel gebaut, und doch verlangt er, daß die Priester nicht den kleinsten Theil dieses plumpen Tempels an den Zeitgeist abtreten; er nennt den Katholicismus eine bleiche, duftlose Blüte, und doch imponirt ihm dieser Katholicismus. Wo suchen wir den Schlüssel zur Erklärung dieser seltsamen Widersprüche? Er ist vielleicht gefunden, wenn wir sagen, daß wir in dem Verfasser einen Mystiker vom reinsten Wasser vor uns sehen. Gefühl ist ihm alles; Vernunft, Speculation, verständige Untersuchung, begriffliche Feststellung, das sind

Dinge, auf die er mit tiefer Verachtung herabsieht. Die Religion Jesu nennt er an einer Stelle einen süßen Liebestraum, und er zürnt den Aposteln, daß sie, anstatt diesen Traum weiter zu träumen, ihn in die nüchterne Wirklichkeit eingeführt haben. Weiß er nicht, daß die Liebe schöpferisch ist und organisirtes Leben zeugt? Er sagt, mit Luther sei „die Mode der Vernunft“ in die Religion gekommen (welch ein Irrthum in der Sache!); er theilt die Christen in Katholiken und Vernünftler, und stellt diese letztern, mit Luther und Calvin an der Spitze, in eine Linie mit dem Gymnasiasten, der seine erste Cigarre in den flaumbärtigen Mund steckt. Der Mystik stellt er selber freilich kein glänzendes Zeugniß aus: „Mystik, schauerliches, fremdartiges Wort, das in keiner der tausend vorchristlichen Religionen vorkam (auch in Indien nicht?), ein Wort, welches die Seele zu einem Mischkessel unverstandener Dinge machte.“ Möge er dieses Wort nur ein wenig auf sich selber anwenden, sein Buch gleicht an vielen Stellen auch einem solchen Mischkessel. Zwei Dinge haben den Mystikern aller Zeiten immer gefehlt, Schärfe des Gedankens und Energie der That. Möge der einsame Grübler, der kein Vernünftler sein will, und auch kein Katholik ist, und zwischen Wollen und Nichtwollen hangend und bangend in der Mitte steht, sich einmal das Bild des von ihm ein wenig schülerhaft behandelten Luther gründlicher ansehen; er wird in diesem Manne ein gut Theil Mystik finden, aber auch eine männliche Ueberzeugungstreue und eine Energie der Hingebung, die nicht allen Sterblichen eigen ist. Wäre es ihm möglich, sich etwas von diesen Dingen anzueignen, dann würde er sein reiches Wissen und seine nicht unbedeutende Begabung in den Dienst eines klaren Grundgedankens stellen und für die klar erkannte Wahrheit auch mit männlicher That eintreten.

5. Vierzehn Briefe über christliche Erziehung. Aeltern und Lehrern gewidmet, von J. Fr. Nördter. Stuttgart, Belser. 1871. 12. 12 Ngr.

Die christlichen Grundsätze, nach denen der Verfasser die Erziehung geleitet wissen will, sind ihm zugleich die vernünftigen, und es läßt sich gegen die von ihm aufgestellten Grundsätze nichts Erhebliches einwenden. Nur an eine Stelle seiner Briefe knüpfen wir eine Bemerkung an. Es wird davor gewarnt, in den Kindern nicht die geistliche Genußsucht oder Naschhaftigkeit aufkommen zu lassen, die, anstatt an der einfachen gesunden Speise des Göttlichen sich genügen zu lassen, nach einer „schönen Einkleidung“ und nach „schönen“ Predigten verlangt. Jedes Ding hat seine Zeit. Es kann Zeiten geben, wo diese Mahnung ganz an ihrem Platze ist, unsere Zeit hat eher Veranlassung zu der entgegengesetzten Forderung. In der Kanzelberedsamkeit steht die Auslegung nicht auf entsprechender Höhe mit dem Auszulegenden; die homiletischen Vorträge, die im Druck erscheinen, lassen, als schriftstellerische Erzeugnisse betrachtet, viel zu wünschen übrig; gerade viele der tiefer begabten Geister wenden sich der Predigt des Christenthums ab, weil die geistige Armuth und Nüchternheit, die ihnen daraus entgegenweht, sie nicht befriedigt, und mit Recht verlangt Schleiermacher, daß auf die Darstellung der höchsten Dinge auch der höchste Schmuck der Sprache verwendet werde.

Wenden wir noch einmal unsern Blick rückwärts, so läßt sich nicht verkennen, daß in der Sache der Religion das Verlangen nach einer Fortbildung vorhanden und die Discussion lebhaft im Gange ist, und mag es auch, wie es gerade auf diesem Gebiete häufig zu geschehen pflegt, nur langsam vorwärts gehen — es geht doch.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die „Biographischen Portraits“ von Varnhagen von Ense sagt die „Saturday Review“ vom 17. Februar: „Die bändereichen Schätze von Varnhagen's Briefwechsel sind noch immer für die Veröffentlichung zu verwerthen; doch deutet vielleicht die Beschränkung des Inhalts des letzten Bandes auf Persönlichkeiten, die der großen Welt nur wenig bekannt sind, auf eine herannahende Erschöpfung des Vorraths. (?) Die Berühmtheit eines Mannes steht indessen nicht immer in gleichem Verhältniß zum Interesse, das er einflößt, und die Personen, deren Leben und Charakter im gegenwärtigen Bande beleuchtet werden, haben mehr Anziehendes an sich, als viele, deren Namen allgemeiner bekannt sind. Dies ist besonders mit den beiden Hauptpersonen, dem Arzte Koreff und dem Dichter Clemens Brentano der Fall, an deren Schilderung Varnhagen alle Hülfsmittel biographischer Kunst verschwendet hat. Er handhabt die Feder, als ob sie eines Kupferstechers Stichel wäre; so scharf und so unauslöschlich ist die Ausführung und der Eindruck. Nichts kann für malerische Schilderung geeigneter sein, als diese ungewöhnlichen Persönlichkeiten; der geistreiche ärztliche Abenteurer, halb Weiser, halb Quacksalber, und der launische Mann von Genie, abwechselnd Wüstling und Eremit. Einige der hier über Brentano's krankhafte Liebe zum Unheil und zur unnatürlichen Verbindung mystischen Entzückens mit gänzlicher Unempfindlichkeit gegen gewöhnliches menschliches Gefühl beigebrachten Anekdoten würden unglaublich erscheinen, wenn sie mit dem, was aus andern Quellen von ihm bekannt ist, weniger übereinstimmten. Das Memoire ist indessen eingestandenermaßen unter dem Einfluß von Gefühlen starker Abneigung geschrieben; während der Verfasser in seinem Berichte über Koreff seine Absicht nicht verbirgt, soviel als möglich die Schwächen seines unsteten Freundes zu bemänteln, dessen Laufbahn leicht ganz anders hätte beschrieben werden können. Die Denkschrift ist in beiden Fällen weit werthvoller als der Briefwechsel, dem sie als Einleitung dient. Der Band enthält auch eine interessante Skizze über Karoline von Fouqué, welche Varnhagen als ihrem Gatten unendlich überlegen schildert. Etwas von der Eifersucht berliner literarischer Coterien blickt hier durch; Rahel und die Baronesse von Fouqué standen augenscheinlich nicht auf dem besten Fuße miteinander, und Rücksicht auf jene mag wol des Biographen Meinung über ihre frühere Freundin, die Gräfin von Pachta, beeinflußt haben. Dieser Dame Geschichte, welche Varnhagen mit ganz besonderer Wirkung erzählt, gleicht einem Roman von George Sand; die komisch-rührende Katastrophe aber würde die Phantasie der meisten Romandichter überstiegen haben.“

Ueber „Leben und Werke des Malers Giovanantonio Bazzi von Vercelli, genannt Il Soddoma“, von Alber Jansen, sagt dasselbe Blatt: „Von Giovanni Antonio Bazzi, mit dem Zunamen Il Soddoma, weiß man weniger, sowol was sein Leben als was seine Werke betrifft, als von irgend-

einem der großen italienischen Maler. Sein Leben war, wenn auch psychologisch in vielen Hinsichten interessant, von keinen auffallenden Ereignissen bezeichnet; seine Werke sind nicht sehr zahlreich und viele der wichtigsten derselben liegen außerhalb der gewöhnlichen Route der Reisenden. Selbst sein Name ist bis ganz vor kurzem irrthümlich Razzi gelesen worden, und sein sorgloser, heiterer Charakter hat Vasari vielfache Veranlassung zu Misverständnissen oder Entstellungen gegeben. Endlich aber hat er einen wohlwollenden und urtheilsfähigen Biographen in Jansen gefunden, der, ohne dem Künstler einen Ernst, oder dessen Wirken eine Bedeutung beizulegen, auf welche weder der eine noch die andere Anspruch erhoben, in beiden seltenere und weniger mittheilbare Eigenschaften hervorhebt — nämlich, die Unbefangenheit, natürliche Heiterkeit und reine Natürlichkeit der besten Perioden der classischen Kunst, die entzückende Frische des Gefühls, welche nur in den besten und glücklichsten Zeiten der Entwickelung, sei es der Kunst oder eines Individuums, auftreten kann. Diese Auffassung der Grundzüge des soddomaischen Genius bildet den Grundton zu Jansen's Beurtheilung seiner Werke, welche im angenehmsten Stil, mit erschöpfender, aber unaufdringlicher Gelehrsamkeit beigebracht wird."

Ueber „Oliver Cromwell" von Dr. Straeter heißt es daselbst: „Diese Biographie ist auf Mr. Carlyle's «Briefe und Reden Cromwell's» gegründet, und kann fast als ein Auszug aus denselben betrachtet werden, nur daß er zu einer regelmäßigen Erzählung umgestaltet und in Hinsicht auf den Stil, dem Geschmack der Leser des 19. Jahrhunderts angepaßt worden ist. Die Naturwüchsigkeit der ursprünglichen Cromwell'schen Redeweise ist freilich verschwunden, doch ist das, was Dr. Straeter an dessen Stelle bietet, klar, gedrängt und zusammenhängend. Was seine Ansichten anlangt, so ist der Verfasser ein Anhänger Carlyle's und ein ausnahmsloser Verehrer Cromwell's, dessen zweifelhaftestes Verfahren von ihm systematisch gerechtfertigt wird. Eine natürliche Kaltblütigkeit und gesuchte Mäßigung der Sprache verhindern, daß seine Vertheidigung in eine Parteischrift ausarte, und des Verfassers Auffassung von Cromwell's Charakter, als aufgeklärter und patriotischer Herrscher, ist im ganzen so richtig, daß die etwaige Ungenauigkeit geringer Details bei der Treue des Gesammtbildes übersehen wird."

„Der Charakter von Gustav Adolf", heißt es weiter bei der Besprechung des Droysen'schen Werks über Gustav Adolf (zweiter Band), „bietet ein ähnliches Problem wie der Cromwell's, und sind auch die Gegensätze, die es in sich schließt, nicht ebenso grell, so ist es doch vielleicht noch schwieriger zu bestimmen, wo die Religion endet und die Politik beginnt. Professor Droysen, dessen ausführliche Biographie eben zum Abschluß gekommen, ist augenscheinlich geneigt, den Hauptnachdruck auf die letztere Triebfeder der Handlung zu legen. Seiner Meinung nach war Gustav's Hauptziel weder die Rettung der protestantischen Religion, noch die Erreichung der Kaiserkrone von Deutschland, sondern die Gründung eines großen skandinavischen Reichs. Das Buch ist nach Art Ranke's gänzlich vom politischen Gesichtspunkte aus geschrieben. Nach dem gewöhnlichen Muster historischer Schreibart geprüft, scheint es geistlos und schal zu sein; allein als ein Versuch betrachtet, aus dem vorhandenen Material zur Benutzung künftiger Historiker Schlüsse zu ziehen, muß man einräumen, daß die leidenschaftslose Nüchternheit des Stils dem beabsichtigten Zwecke wol entspricht."

Ueber „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall", heißt es dann: „Sie zeigt ihren gewöhnlichen Reichthum an tüchtigen und belehrenden Abhandlungen, sowol literarischen als politischen Inhalts. Unter den erstern mögen besonders die vortrefflichen Artikel über «Schiller», «Dickens» und die «Deutsche romantische Schule», unter den letztern die über «Die letzten Tage des zweiten Kaiserreichs», «Die Commune», «Die politische Lage Oesterreichs», «Die Angelegenheiten der Niederlande» und den «Fortschritt Rußlands in Asien» erwähnt werden."

Die „Academy" vom 1. Februar d. J. spricht sich über „Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum" von B. Schmidt aus und sagt unter anderm: „Ueber die Art und Weise, wie Schmidt sein Werk ausgeführt hat, können wir höchst rühmend sprechen. Ganz abgesehen von seinem directen Zwecke, ist das Buch als eine Zusammenstellung des Aberglaubens eines Landes vortrefflich, und wird als solche denen sehr nützlich sein, welche Materialien zur ältesten Geschichte der Menschheit sammeln. In der Vergleichung alten und neuen Aberglaubens aber ist es, wo sich des Verfassers Geschick besonders zeigt. Hierzu gehört vor allen Dingen vollständige Beherrschung der Details des Gegenstandes, da man oft gerade in den geringfügigen Zügen die überzeugendsten Aehnlichkeiten findet; Klarheit der Anordnung, um den Vergleich zu erleichtern, und unparteiisches Urtheil, um den Leser zu überzeugen, daß er nicht durch Punkte zufälliger Aehnlichkeit irregeführt wird, und doch das nicht zu ignoriren, was eine sorgfältige Prüfung nicht als kein Ergebniß des Zufalls herausstellen wird. Alles dies wird man im vorliegenden Werke, nebst einer gründlichen Kenntniß des classischen Alterthums finden.... Vielleicht hat der Verfasser nicht in allen Fällen die Fülle dessen, was die Gebräuche und Ideen, die er in Griechenland und in andern Systemen des Aberglaubens findet, Gemeinschaftliches haben, genügend abgeschätzt: vielleicht dürfte ihn die Lektüre eines Buchs, wie Mr. Tylor's «Primitive Culture» veranlassen, einige seiner Schlüsse zu modificiren; doch ist dies bei einem Gegenstande dieser Art fast unvermeidlich, und im allgemeinen hat er in der Vermeidung zweifelhafter Punkte eine merkwürdige Selbstbeschränkung gezeigt. Schließlich dürfen wir nicht unterlassen, die erschöpfende Art und Weise zu erwähnen, in welcher Belehrung aus einer großen Mannichfaltigkeit von neuern griechischen Werken gesammelt worden ist, von denen viele den Forschern im westlichen Europa unzugänglich sein können."

Das „Athenaeum" scheint seine Berichte über deutsche Literatur sistirt zu haben; wenigstens hat das Blatt seit November v. J. keinen Brief aus Leipzig, an die man nun seit bereits zwei Jahren gewöhnt war, gebracht und sich blos auf den Ende December erschienenen Jahresbericht beschränkt.

Dagegen enthält die sehr gut redigirte, allvierzehntägig in London erscheinende Zeitschrift „The Illustrated Review" seit Anfang d. J. regelmäßige Berichte aus Deutschland. In der letzten Nummer (vom 15. Februar), sind darin erwähnt: Bodenstedt's „William Shakspeare" (Leipzig, Brockhaus), Genée's „Shakspeare" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut); Rudolf Gottschall's „Die Welt des Schwindels, historisches Lustspiel in fünf Aufzügen" und mehrere andere interessante Erscheinungen der deutschen Literatur. Von Gottschall's Drama heißt es daselbst: „Das Thema eignet sich sehr gut für die Gegenwart, wo man sich in Deutschland, trunken von Wohlstand, der leichtsinnigen Speculation in einem nie vorher gekannten Grade hingibt. Der Verfasser bekundet eine gründliche Kenntniß der Zeit, in welche sein Lustspiel verlegt ist, und hat mit großer Sorgfalt geschrieben."

Von Albert Möser's „Nacht und Sterne" heißt es: „Sein Vers hat die Vollendung des Platen'schen; weiß wie gemeißelter Marmor, aber vom Pulsschlag des Lebens durchwärmt. Möser wird verdienterweise, nächst Hamerling, als der hoffnungsvollste Dichter unserer Zeit betrachtet."

Bibliographie.

Ahrens, H. L., Tigislege, ein wichtiger Grenzpunkt der Landschaften Engern und Ostfalen wie der Diöcesen Minden und Hildesheim innerhalb der jetzigen Stadt Hannover. Hannover. 1871. 4. 12 Ngr.

Cerri, C., Sturm und Rosenblatt. Dramatisches Gericht. Wien, Lechner. 16. 20 Ngr.

Dreydorff, J. G., Die Jesuiten im deutschen Reiche; warum und mit welchen Mitteln haben wir sie zu bekämpfen? Ein Vortrag. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 Ngr.

Habenicht, R., Das Lied von Germania's Größe. Epos. Plauen, Neupert. 8. 7½ Ngr.

Die Hexen Berlins. Eine cultur-historische Studie aus dem Jahre des Heils 1871 von W. R. Berlin, Albrecht. 16. 5 Ngr.

Hoefer, E., Zur linken Hand. Eine Erzählung. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 1 Thlr.

Kolbe, H., Beleuchtung von Virchow's Schrift: „nach dem Kriege". Leipzig, Barth. Gr. 8. 5 Ngr.

Lohmann, P., Gegen den Strom. Dramatische Dichtung. Leipzig, Matthes. 16. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 28. März 1872.

Ein origineller Kraftdramatiker.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

J. L. Klein's Dramatische Werke. Sechs Bände. [Erster Band: Maria von Medici. Luines. Zweiter Band: Zenobia. Die Herzogin. Dritter Band: Strafford. Cavalier und Arbeiter. Vierter Band: Maria. Alceste. Fünfter Band: König Albrecht. Ein Schützling. Moreto. Sechster Band: Heliodora. Voltaire.] Leipzig, T. O. Weigel. 1871—72. 8. 6 Thlr.

Wenden wir uns von Klein's Rococodramen zu den Trauerspielen aus asiatisch-römisch-byzantinischer Zeit, so treten hier die Vorzüge des Dichters, die dramatische Energie einzelner Situationen und die glühende Sprache der Leidenschaft, in glänzenderes Licht, allerdings auch hier zum Theil verdunkelt durch ein „Zuviel der Handlung", durch ein oft verworrenes Gedränge der Persönlichkeiten, durch eine mehr verdeckende als erläuternde Vertheilung der einzelnen Gruppen. Doch trotz dieser Fehler der historienhaften Ueberladung, die leider mit dem extravaganten deutschen Shakspeare-Cultus unzertrennbar verknüpft sind, lösen sich in diesen Tragödien wenigstens die Hauptsituationen zu selbständiger und durchgreifender Bedeutung los. Der Sinn für das tragisch Große und die Kraft, es darzustellen, prägt sich in „Zenobia" wie in „Heliodora" aus.

Schon Calderon hat die Königin von Palmyra, die siegreiche Römerfeindin, welche ihre Macht bis nach Aegypten ausdehnte, zur Heldin eines Trauerspiels gemacht, für welches die Geschichte indeß nicht den willkommenen Abschluß an die Hand gibt; denn nach Rom geschleppt zu werden, des Aurelian Triumphzug zu verherrlichen, und dann bei den Wasserfällen von Tibur horazischer Muße zu genießen — das ist kein Ende für eine tragische Heldin. Hier ist es unerlaßlich, daß der Dichter von der Geschichte abweiche, und Klein hat in der That an den Schluß seiner Tragödie einen Conflict verlegt, der vollkommen tragische Bedeutung besitzt. Zenobia im Kampfe mit den Römern ist eine epische Heldin; zur dramatischen wird sie erst, wenn sie dadurch in Conflicte mit denen geräth, die ihrem Herzen nahe stehen. Dem eigenen römerfreundlichen Gatten gegenüber erhebt sie die Fahne der Empörung; er wird im Tumult ermordet, ebenso dessen Sohn aus erster Ehe, Orodes, über ihren philosophischen Freund Longin bricht das Gericht herein, ihr Abgesandter wird vom Kaiser Aurelian hingerichtet, ihr Sohn wird ihr geraubt, um den Triumphzug des Kaisers zu schmücken: da gibt sie ihm und dann sich selbst den Tod. Damit erreicht der Conflict seine tragische Höhe, oder vielmehr von den verschiedenen Conflicten, in welche die heldenmüthige Vorkämpferin der Unabhängigkeit der Völker gegen römische Willkürherrschaft geräth, ist dies der am meisten tragische. Wenn im letzten Act dadurch das Gesetz dramatischer Steigerung gewahrt ist, so leider nicht im Verlauf des Dramas; denn das Interesse zersplittert sich gerade in der zweiten Hälfte desselben, wo es sich stärker concentriren sollte, in episodischen, wenngleich geistreichen Scenen; wir werden auf einmal in eine wissenschaftliche Debatte geführt, die zwar mit der politischen Situation zusammenhängt, sich aber doch selbständig von ihr loslöst; der Neuplatoniker Prophyr, Longin, der Freund und Rathgeber der Zenobia, und Paulus von Samosata, der ketzerische Schützling derselben, bilden ein theologisch-philosophisches Kleeblatt, welches eine so große Anziehungskraft auf den Dichter ausübte, daß er sich in christlich-heidnische Disputatorien voll Gelehrsamkeit und Geist verlor, welche aber seitab liegen von der Haupthandlung. Zenobia erscheint als eine Fürstin, welche die Toleranz zu ihrem Grundsatz erhoben hat und verschiedenen Meinungen Asyl gewährt in ihrer Oasenhauptstadt. Longin's Gesandtschaft an Aurelian und sein tragisches Ende greifen wieder mehr in die Haupthandlung ein. Eine andere Erfindung des Dichters führt uns Mäonius vor, den Neffen des Königs von Palmyra, der von heißer Liebes-

leidenschaft für Zenobia entbrennt und, als er von ihr verschmäht wird, in haltlos verblendeter Leidenschaft den König tödtet und Zenobia's Sohn zu den Römern entführt, denen er sich anschließt. Zenobia selbst hat etwas vom Marmor der tragischen Heldinnen; sie steht auf einem Piedestal, das ihr der Dichter aus ihrer patriotischen Feindschaft gegen Rom und aus ihrer hohen Ueberzeugung von der historischen Mission der Frauen gebaut hat. Was die erstere betrifft, so spricht sich Zenobia markig über das Verderben aus, welches Rom der Welt gebracht hat, indem sie den Römern zuruft:

O, taumelt nur
So hin, der Herrschsucht Trunkenbolde! Voll ist,
Ja übervoll das Maß. In Schreckenszeichen spricht
Die Luft es aus, der Himmel und das Meer.
Es spiegelt sich in luftigen Gebilden
Die Siechheit ab der geistverstörten Völker,
Und innrer Fäulniß blut'ge Male treten —
Mit Bangen sehn wir nächtlich die Erscheinung! —
Ins Antlitz der zerrütteten Natur:
Der sonn'ge Tag, zum Flammensumpf erkrankt,
Haucht gift'ge Seuchen, wie zur Stund' in Rom
Und in Achaja, auf die Fluren nieder.
Zum Basilisken bäumt sich auf die Nacht
Und sprüht aus grünen Augen tödlich Feuer
Und Meteore, Unheil flammend, aus.
In allen Weltgebieten bebt entsetzt
Die Erd' empor, zerreißt vor Graun ihr Kleid
Und schließt, wie eine zürnende Sibylle,
Den Mund zu schrecklicher Weissagung auf;
Und strafentbrannt ruft zeichenvoll der Himmel
Verheerender Barbaren wilde Völker
Zur Tilgung solchen Volks herbei!

Auch die Mission des Weibes, spricht sie, eine Emancipirte auf dem Throne in einer Zeit, in der die Männer weibisch geworden sind, ebenso begeistert wie in gelehrter Weise aus:

Verlebt hat sich der Mann, zu Ende geht's
Mit seiner Herrschaft; und wo Großes jetzt
Geschieht, sind's Frauen meist, die es vollbringen.
Selbst eure Kaiserinnen — von Trajan's
Plotina, von der hehren Julia Domna,
Des abscheuwürd'gen Caracalla Mutter,
Und ihrer größern Schwester, deren Tugend
An ihrem weib'schen Enkel Heliogabal
Zu Schanden ward, bis zu Gallien's Gemahlin —
Sie alle übertreffen weit an Geist
Und Adel euer siechendes Geschlecht.
Ein neugestaltend Wesen kommt zur Geltung,
Ein edleres — dem die Bestimmung ward:
Die Welt, die von des Mannes rohem Geist
Entweihte, tief verwirrte Welt, zu ordnen,
Zu heiligen und geist'gend zu versüßen.
Dies holdre Weltprincip, es ist kein andres
Als jenes weiblich Göttliche, worauf
Der große Plato uns verweist.

Die Hoheit und Herrlichkeit eines unerschrockenen Patriotismus vertritt Zenobia mit Consequenz im Verlauf des ganzen Stücks; aber mit einer Festigkeit, welche den innern Kampf ihrer Seele kaum ergreifend genug ausdrückt. Namentlich wird es ihr sehr leicht, gegen den eigenen Gatten die Waffen zu ergreifen; es wird ihr ebenso leicht, die Liebe eines Unwürdigen zurückzuweisen, da ihr Herz nirgends Empfänglichkeit für zartere Neigungen zeigt; sie ist eben von Kopf zu Fuß eine erzgepanzerte Heroine, und der Heldenmuth der Verzweiflung drückt ihr das Schwert in die Hand, mit dem sie ihren Sohn tödtet. Als Herrscherin ist sie indeß nicht nur eine Hohepriesterin der Toleranz, sie ist auch eine Freundin der Armen, der Unterdrückten; aber allzu modern gemahnt es, wenn sie Errettung sucht bei jenem Volk, das im Orient doch eine nicht existirende Größe ist, dem Volk des „vierten Standes“:

Dem Staub, dem Staub entsteige meine Rache,
Nicht schmucker Heere flatternden Panieren!
Im Staube glüht mein Purpur, flammt mein Zorn,
Im Staub, getränkt vom edeln Blut Longin's, —
Und aus dem Staub ersteh' ihm ein Vergelter!
Dem Staube will ich meine Kränkung klagen,
In Staub, in meines Volkes Busen will ich,
Des niederen, ergießen meine Thränen!
Laßt mit dem Volk, dem elenden, uns mischen,
Deß Noth und Mühsal unsre Hoheit schmückt
Und zitternd glänzt an unseren Geschmeiden,
Das rein bleibt unter knechtender Verachtung
Und, wie in heiligem Gewahrsam, birgt
Der Menschheit Adel unter schmuz'ger Hülle.
In seiner Niedrigkeit laßt rein uns waschen
Von unsrer Größe Schmach; in seinem Staub
Uns weihn, dem Ursprung alles Guten, Schönen,
Wie lautre Quellen, als geschmückte Bräute
Hervor in Unschuld aus dem Staube treten.
Erhebt euch, muthbeseelter, wie Antäus,
Verjüngter durch Berührung mit dem Staub!
In Bettlerhoheit richtet euch empor,
Des Ansehns bar, der falschen Würd' entledigt,
Und glänzend nur von reinem Menschenadel!
Erhebt euch!

Geschlossener in der Composition als „Zenobia“ ist „Heliodora“, eine nicht von Tugend und Heroismus beseelte Heldin, sondern eine üppige Asiatin mit byzantinischen Gelüsten, nicht herrschsüchtig aus Patriotismus wie Zenobia, sondern aus despotischer Ueppigkeit, grausam und verbrecherisch, eine gekrönte Schauspielerin wie Theodora, ihre Schwester, halb Potiphar, halb Kleopatra. Gewiß wird diese gekrönte Furie weniger berechtigte Sympathien einflößen als Zenobia; aber sie ist interessanter, dämonischer, und mit der Leidenschaft, die sie beseelt, die der Quellpunkt ihres ganzen Handelns ist, gibt sie auch dem Drama eine Einheit, die nicht ins Epische zerfließt, wenngleich ein schwachnerviges Publikum vor der in Blüte stehenden Saat der Greuel in dieser Tragödie sich bekreuzigen würde. Ruft doch der jugendliche Held des Dramas, Eugenius, selbst aus:

Greuel — o Pfuhl von Greuel,
O Höllenpfuhl verbrecherischer Greuel —

und gerade durch diese Eigenheit des Stoffs erinnert das Stück an die Tragödien eines Marlowe, Gryphius und Lohenstein, denen es in jeder andern Hinsicht so weit überlegen ist. Denn ohne Frage bezeichnet „Heliodora“ die schöne Blüte des Klein'schen Talents, und auch der dichterische Ausdruck, obschon hier und dort in maßlosen Perioden ineinandergeschachtelt, an andern Stellen wieder an die Craßheit der altenglischen Kraftdramatik und die wüste Grausamkeit einer faustrechtlichen Tragik erinnernd, hat im Durchschnitt eine so kraftdurchdrungene Schönheit, athmet so den Feuerhauch der Leidenschaft und arbeitet sich so zu origineller Energie durch, daß er fast alle Ansprüche erfüllt, die man an den Stil der Tragödie zu machen hat.

Zeit und Ort des Dramas sind so entlegen wie möglich. Die Handlung spielt in dem alten Kolchis, Malthanes ist König von Lazika, Heliodora, seine Gemahlin, die Schwester der byzantinischen Kaiserin Theodora, der Gemahlin Justinian's, und wie diese ihres Zeichens eine Tänzerin. Es ist eine Zeit der Weiberherrschaft, der gekrönten Demi-Monde — und vergebens wehrt sich männlicher Heldenmuth gegen die „bediademte" Intrigue und Buhlerei. Doch liegt in dem Charakter der Heldin, bei aller grellen Färbung, wie sie zur Heimat der blutigen Medea paßt, doch ein moderner Zug, wie wir ihn bei den Heldinnen der französischen Boulevardstheater finden. Wir kennen jene Magdalenen, welche plötzlich von echter Liebe erfaßt werden, nachdem sie allen Orgien der Sinnlichkeit gehuldigt haben, von einer Liebe, die uns rührt und ergreift, obschon solche Inoculation zarter Neigung auf den Wildlingen der Sinnlichkeit in der Praxis des pariser Lebens gewiß zu den größten Seltenheiten gehört. Heliodora hat als Tänzerin ein Verhältniß zu Eugenius, dem Neffen des Königs Malthanes von Lazika, gehabt und sich dann mit dem Onkel vermählt. Doch in der Brust der Königin glüht die alte Leidenschaft fort — und darf man ihren Worten trauen, so hat sie den König nur geheirathet, um dem Geliebten selbst den Weg zum Throne zu bahnen; ja ihr Sinn geht weiter, sie hofft, ihn auf dem Kaiserthron von Byzanz zu sehen, die Weltherrschaft mit ihm zu theilen. Wir müssen solche weitreichende Entwürfe auf Treu und Glauben hinnehmen, es ist eine Conjecturalpolitik, für welche die Geschichte nur geringen Anhalt bietet. Doch Heliodora liebt unglücklich; denn Eugenius ist in des Gothenkönigs Valamir Tochter verliebt und vermählt sich heimlich mit ihr. Inzwischen läßt die Königin ihren Gatten vergiften, um jedes Hinderniß ihrer Leidenschaft aus dem Wege zu räumen — eine That, deren Abscheulichkeit dadurch gemildert wird, daß die Furie nur ein Werk der Nemesis vollzieht; denn der vergiftete König hatte seinen Bruder, den Vater des Eugenius, ins Meer gestürzt, um, den Befehlen der Kaiserin Theodora gehorsam, sich selbst eine Krone zu sichern. Der Verdacht, welchen Heliodora auf Amalasuntha wirft, genügt ihr, auch diese dem Tode zu weihen; doch Agathias, der Staatsrath, den sie als dienstfertiges Werkzeug ihrer Frevelthaten benutzt, verwandelt den Gifttrank in einen Schlaftrunk, und so wird Amalasuntha's Leben gerettet. In der entscheidenden Hauptscene des letzten Actes weist Eugenius die buhlerisch werbende Königin mit Verachtung und Abscheu zurück und stellt ihr sein „lebendes", angetrautes Weib gegenüber. Heliodora läßt den Eugenius hinterrücks durch einen Wurfspieß tödten, erdrosselt an seiner Leiche die Amalasuntha mit eigener Hand und vergiftet sich dann selbst.

Die heiße Liebesleidenschaft einer frühern buhlerischen Tänzerin — das ist das psychologische Problem der Tragödie; seine Schwierigkeit aber besteht darin, daß wir Theilnahme empfinden sollen für eine von Verbrechen zu Verbrechen taumelnde Megäre, weil sie selbst von Liebesleidenschaft zu ihren Freveln getrieben wird. Diese Theilnahme wird in der That von dem Dichter erreicht, indem er theils seiner Heldin einen Anflug von welthistorischer Größe gibt, theils eine in namenloser Sehnsucht hinschmelzende Liebesglut. So besonders in der Hauptscene zwischen ihr und dem Geliebten im vierten Act:

Die Buhlerin, die Tänz'rin Heliodora,
Der Roms Verfall du schuld gibst, Roms Zerrüttung,
Der deines Lands, des ganzen Römervolkes
Geschicke du zur Last legst — Machtgeschicke,
Die, gottverhängt, die größten Staaten treffen —
Die Gauklerin Heliodora, sie
Bezwang ihr Herz, erstickte seine Qualen,
Die unlöschbaren Gluten, die, verhohlen,
Es wilder nur, rastloser nur verzehren —
Die jetzt es noch, dies peindurchwühlte Herz,
Noch jetzt bezwingt, bekämpft, erstickt —
Um deinem Stammvolk, deinem Vaterlande
Den Herrscher zu erwecken, dessen starker,
Siegreicher Heldenarm allein Rom retten,
Das große Römerreich allein vom Abgrund
Zurück noch reißen kann —
(Eugenius starrt ihr entgegen mit steigendem innern Aufruhr.)

Heliodora (mit einem Strom von Thränen).
Wenn Abscheu dies
Verdient und bittre Schmähung, sei auch dies Weh
Dem qualbedrückten Herzen aufgewälzt!
Ich will es duldend tragen, büßen — will
Von deines Hasses wuthgeschärften Dolchen
Auch diese Todeswunden bohren lassen
In mein zerfleischtes Herz —

Eugenius (abgewendet, mit halb erstickter Stimme).
Entheb' dich! Tod
Bringt deine Näh' — Entweich! Enteile — flieh!

Heliodora.
Mein Leid verbergen will ich gehn,
Mein Elend flüchten hin in jenes Dunkel,
Der Myrtenhaine dämmerstilles Dunkel,
Das mein Entzücken, ach, sonst nur gekannt
Von süßem Nachtviolenduft durchathmet
Und den noch süßern Hauchen unsrer Liebe;
Von Philomele's schmelzendem Gesang
Umschallt, so hold nicht wie der Wonnelaut
Von unsern Seel' in Seel' ergossnen Küssen;
Umtönt von Blättersäuseln — Liebesgirren —
Das Echo unsers Flüsterns, unsers Kosens;
Von Meeresrauschen träumerisch umwallt,
Und sehnsuchtsvoll, wie unsers Busens Pochen —
Und über uns der Sterne zahllos Glühen,
Der Widerschein von unsern Liebesblicken
Und nun der Abglanz nur von meinen Thränen!

Eugenius (für sich).
Ein Schauer faßt mich — wie von tausend Angeln
Fühl' an den Boden ich den Fuß gekettet —
Mich bis ins Mark, als trüg' ich Nessus' Kleid,
Von Feuerqual verzehrt — mich bald von Frost
Geschüttelt wie die arme Seele, die
In einen Eisblock Zauberfluch gebannt —

Heliodora.
Du fluchst mich fort, von Hasses Grimm durchtobt,
Der deinen Bau, wie Sturm die Flut, erschüttert —
(Einen Schritt näher.)
Eugen — hab' Mitleid! So nicht laß uns scheiden!
Nicht dieser Blick, der finstre Blitze flammt
Und nur dein Antlitz leichenfahl erhellt! —
Nicht diese Schauer abscheuvoller Wuth! —
(Tritt noch näher.)
Die Hand nur gönne dieser heißen Thräne,
Und mit dem Tropfen schmelz' auch ich dahin! —

Man ist eher geneigt, die Fülle der Schandthaten, welche diese neue Medea von Kolchis aus Liebe, Eifer-

sucht und Herrschsucht begeht, dem Costüm der Zeit anzurechnen, einer Zeit, welche für alle Henkersarbeiten ein sehr bewegliches Handgelenk besaß und in welcher Vergiften, Erdrosseln u. dgl. m. zu den alltäglichen Beschäftigungen der vornehmen Kreise gehörte. Gleichwol stören unser modernes Empfinden diese barbarischen Lebensgewohnheiten der byzantinischen Herrscherpolitik, und sie verführen auch den Dichter hin und wieder zu Wendungen, die man eher in Lohenstein's Stücken suchen würde als in einem modernen Drama. Da sagt Heliodora:

Die Zunge riss' ich aus dem schnöden Mund
Mit dieser Hand — nur daß der Folterknecht
Geständniß ihr zuvor erpressen soll! —

und fährt fort in den Phantasien eines Folterknechts:

Zwei spitze Eisen, rothgeglüht, lass' ich
In beide Augen dir, Verruchter, bohren,
Daß thauend der gefrorne Starrblick schmilzt.

Oder:

Soll ich
Nicht, wie der Jäger den erwischten Fuchs,
Dich ans Palastthor nageln lassen, Schurke!
Mit ausgespanntem Arm und Beinen, allen
Verräthern zum abschreckenden Exempel!

Doch auch der Idealheld des Trauerspiels, Eugenius, bewegt sich gelegentlich in kannibalischen Wendungen:

Schaff
Sie her! Mit diesen Fäusten! Her sollst du
Sie schaffen — daß mit meinen Nägeln ich
Das üpp'ge Fleisch ihr von den Gliedern reiße —
Dem Scheusal, dem verbuhlten Ungeheuer!

Das Drama würde sehr gewonnen haben, wenn diese Lohenstein'schen Kraftphrasen nicht einzelne Stellen verunstalteten, nicht den feurigen Geist der Diction wie unschöne Blasen trübten. Auch die Geistererscheinung im Stück ist ein Auswuchs der Shakspearomanie; der Monolog des Königs aber, der ihr vorausgeht, reich an den Schönheiten einer originell-kräftigen Diction, welche zwar hier und dort shakspearisch phosphorescirt, aber doch auch im eigenen Glanze leuchtet:

Wär' nur dies fürchterliche Grollen nicht,
Das unnachläßlich mir entgegenstöhnt
Aus diesen Wogen; allwärts mich verfolgt!
Und wenn ich nur des Meeres Glühn und Leuchten
Nicht stets vor Augen sähe — dieses Leuchten,
Das an dem flutumschäumten Kiel aufgärte,
Als, diesen Händen er entstürzt, versank
Und über ihn mit dumpfem Wehgeheul
Die Wogen sich, wie um ihn jammernd, warfen.
Das ist der Schall, der mir die Seele schreckt;
Des Meeres Geisterschein und Leuchten, das
Ich nachts um meine Hände lohen sehe,
Die, unterm Schein, vom Sturz ihn abzuhalten,
Hinunter in die wüste See ihn stießen!
(Dem Meere zugewendet.)
O meines Bruders ungesühnter Geist!
Ob mit den Stürmen du das finstre Meer
Aufwühlest, dein krystallnes Mausoleum,
Gethürmt aus Wogen, wuthergrimmt zertrümmernd,
Und aus den Fluten, deinen Leichentüchern,
Schüttelnd dein unbestattetes Gebein;
Ob um des Himmels Pforten klagend du
Und seufzend schwebst: kann meiner Reue Qual,
Verstörter Geist, besänftigen dein Zürnen,
Die Vaterliebe dich besänft'gen, die
Für deinen Sohn ich hege — o, so still' auch du
Die Schrecken meiner Nächte, meiner Träume!
Gieß einen Tropfen Schlummer in mein schlaflos
Verschmachtet Aug'! Web' um mein heiß
Geängstigt Hirn friedfert'ger Träume Bild,
Die dein versöhntes Antlitz schaun mich lassen,
So liebreich, wie ich's sah, als du,
Treuherziger, in frommer Bruderliebe
An deine Brust, kurz vor der Schlacht, mich drücktest
Und lächelnd küßtest, wie zum Abschied, falls
Im Treffen einer von uns bliebe — so
Erscheine mir dein Geist im Traume, Bruder!

Die Sprache des Gewissens spricht hier mit gleichem Nachdruck wie oft bei Shakspeare's Helden und Königen. In den Liebesscenen erreicht der Ausdruck bei aller Ueberschwenglichkeit doch einen eigenthümlichen Schmelz, so wenn Eugenius die flüsternde Stimme der erwachenden, todtgeglaubten Amalasuntha vernimmt:

Dein Flüstern, deiner Seele Flüstern, Holde,
Die tönend mich umschwebt mit Sphärenklang —
Ein Klingen, wie im Sommerabendgolde
Der himmlisch trauersüße Todesfang
Verhaucht im Sterbekleid von weißen Schwänen;
Ein Flüstern, wie im Blütenüberhang
Des Hesperidenbaums, der Sternennacht,
Erzitternd in der Früchte Feuergolde,
Von Engelsflug durchweht und leis gefacht.

In den Hauptscenen zwischen Eugenius und Heliodora, namentlich auch im fünften Act, ist der dramatische Conflict scharf gespannt, wir bewegen uns im Element des tragisch Großen — aber auch durchweg wird die Einheit des Interesses nicht durch Episoden wie in „Zenobia" gestört; die geschlossene Handlung geht ihren festen Gang, und der scenische Aufbau gipfelt in den Actschlüssen mit entscheidenden Wendungen. Es ist das einzige Stück Klein's, dem wir auf der Bühne Erfolg versprechen würden bei der Darstellung der Titelrolle durch eine große und leidenschaftliche Künstlerin, wenn nicht die Häufung des Greuelvollen zu sehr unsere moderne Geschmacksbildung beleidigte.

Von den zwei Dramen, welche Klein der deutschen Geschichte entlehnt hat, behandelt das erste „Maria", einen den deutschen Dichtern sehr zusagenden Stoff, den schon Raupach in „Der Liebe Zauberkreis" und Mosen in seinem „Otto III." dramatisch gestaltet haben: den Römerzug des dritten Otto und den Untergang des jugendlichen Kaisers in der Welthauptstadt durch die Liebe zu einer schönen Römerin, der Gattin des Volkstribunen Crescentius. In der Dichtung Klein's wird Crescentius hingerichtet; obschon der Kaiser der schönen Maria, seiner Gattin, die Begnadigung in die Hand gedrückt hat, läßt doch der Markgraf Eckart auf eigene Verantwortung den Rebellen enthaupten. Es ist also ein tückischer Zufall, welcher die Katastrophe des Stücks herbeiführt. Der Kaiser und seine Geliebte enden durch Gift.

Das Stück hat große Schönheiten. Die Verzauberung des Kaisers durch das Bild der Italienerin, die er flüchtig gesehen, die sich unauslöschlich seiner Erinnerung und seinem Herzen eingeprägt hat, ist von Haus aus mit einer gewissen mystischen Trunkenheit dargestellt; er ist wie unter einem magischen Bann; sein Römerzug gilt nur der Schönheit, der Liebe. Es ist ein geistiger Taumel, in den ihn die Begegnung mit seinem Traumbild versetzt; er ist aufs tiefste erschüttert, als er in ihr die

Gattin seines Feindes erkennt, die eigene Feindin zu erkennen glaubt. Crescentius tritt dem Kaiser stolz und höhnend gegenüber; es kommt zum Zweikampf zwischen beiden, der durch Maria's Dazwischentreten geendet wird. Da spricht der Kaiser in dem folgenden Monolog seine innere Qual aus:

Hier stand sie — hielt sie ihn umfaßt, umschlungen —
Noch glüht die Luft von ihren Blicken — da —
Da schweben sie vor mir die Augen — seh' ich
Sie, leuchtend, an mich starren mit dem Blick,
Dem grausenvollen, der Meduse — seh'
Ihr Haar von Abscheu gegen mich
Emporgereckt, gleich sprungbegier'gen Schlangen —
Und ihn — vor mir ihn schützend — ihn umklammernd,
Angstvoll inbrünstig, liebeheißen Bangens —
Mit allem Ungestüm entsetzter, nur
Um ihn entsetzter Zärtlichkeit
Und aufgeschreckten Hasses gegen mich! — (Aufschreiend.)
Liebt ihn — o herzzerfleischend Weh! — liebt ihn
Mit aller Glut des Hasses mir geweiht! —
Mein Sinn — ich fühl's — mein Herz verwirrt, zerrüttet
Sich mehr und mehr — O Marter, namenlos!
Gehaßt — Maria, o! — von dir, die ich,
In deren Bild mit aller Glut der Liebe
Abgöttisch ich geliebt, ich angebetet,
Mit einer Liebe, die dem Himmel ich,
Die Gott ich, frevelnd, meinem Gott entzog!
Nur stärker mit der Buße Fegefeuer
Die Flamme meiner Liebe fachend, nur
Begier'ger aus der Reue salz'ger Flut
Den süßen Brand verschwiegner Sünde schlürfend —
Verschwiegen — O der unlösbaren Todsünd',
Ihm — weh' mir! ihm selbst, Adalbert verschwiegen,
Dem heil'gen Mann, in dessen fromm inbrünst'ges
Gebet und Seufzen ich mein ird'sches mischte! —
(Vor das Betpult hinstürzend und das Crucifix umfassend.)
Erbarm' dich meiner, o mein Gott und Heiland!
Laß einen Tropfen deines Löseblutes
In meine schuldentbrannte Seele fallen!
Entsünd'ge mein zerrüttet Herz, und führe
Zurück, o Herr der Gnaden, auf den Weg
Des Heiles deinen schuldbefleckten Knecht!
Mach' wieder mich des königlichen Males
Auf meinem Haupte, das zu deinem Knecht
Mich salbte, würdig, oder lösch' es, Herr,
Zugleich mit deiner Vollmacht aus!

Crescentius wird hingerichtet; aber Maria hat erkannt, daß der Kaiser nicht die Schuld trägt. Die letzte Begegnung in den Katakomben, nachdem der Kaiser die Krone niedergelegt hat, athmet ganz mystische Verzückung. Ueber der gebrochenen Gestalt des gleichsam an seiner Liebe vergehenden Kaisers erhebt sich Maria in der Verklärung der Liebe, in welche ihr Haß sich gewandelt hat, beide gehen unter in solcher Verzückung, in einem seraphischen Duett der Liebe, in einer ambrosischen Beleuchtung, die für den dramatischen Nerv der Situation fast zu verschwimmend ist. Das ist alles dichterisch schön; aber die dramatischen Motive sind nicht scharf genug herausgekehrt; der Kaiser selbst, von Haus aus eine Traumgestalt, wird von Act zu Act molluskenartiger und macht zuletzt den Eindruck eines Magnetisirten, der dem Willen des römischen Mädchens blindlings in Leben und Tod folgt — ein willenloser Erbe der Cäsaren. Da in den Werken der shakspearisirenden Dichter die Geistererscheinungen nicht fehlen dürfen, so erscheinen auch Otto III. seine Vorgänger Heinrich I., Otto II. und selbst die Riesengestalt Karl's des Großen! Ueberhaupt ist der Fehler des Stücks wieder die Historie, welche die Situationen des eigentlichen dramatischen Conflicts mit einer solchen Ueppigkeit von geschichtlichen Motiven überwuchert, daß unser Interesse fortwährend von der Haupthandlung abgezogen wird. Der spannende Fortgang wird immer wieder unterbrochen, der dramatische Nerv gelähmt. Die Fülle des geschichtlichen Lebens, das oft in großen Tableaux vor uns hintritt, verdeckt uns die Grundzüge der Handlung. Nur wo diese scharf hervortreten, ist der einheitliche Gang des Dramas gewahrt; man kann uns nicht zugleich für eine Menge geschichtlicher Factoren interessiren und für einen Conflict, der wesentlich ein Conflict der Empfindung und Leidenschaft ist. Wo die erstern mit hereinspielen, müssen sie auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht werden. Hierin ist Schiller der große Meister, von dem alle Nachstrebenden lernen können. Historien mit dramatisirter Geschichtschronik sind heutigentags todtgeboren. Die Kunst muß den Rohstoff gestalten, wo er als solcher überwiegt; ohne die Läuterung und Abstoßung des Massenhaften durch die künstlerische Intention kann von einem Kunstwerk nicht die Rede sein. Bei Klein drängt sich der geschichtliche Rohstoff allzu oft in die künstlerische Gestaltung. Der Römerzug Otto's III. ist allerdings durch den Stoff gegeben und verlangt um so mehr auch eine geschichtliche Motivirung, als jene Liebe des deutschen Herrschers zur schönen Römerin gleichsam die verhängnißvolle Liebe des deutschen Kaiserthums zu dem zaubervollen Italien symbolisirt. Doch die Haupt- und Staatsaction wirkt oft erdrückend auf die Haupthandlung. So sind die römischen Wirren im zweiten Act viel zu weit ausgeführt; das Abenteuer des Kaisers schiebt sich als romantische Episode ein. Erst im dritten Act kommt das Drama in Fluß, platzen die dramatischen Gegensätze aufeinander; im vierten aber überwiegt die Haupt- und Staatsaction; der Kampf der Päpste, die Blendung des Johann von Placentia nimmt unsern Antheil in zersplitternder Weise in Anspruch. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" — ohne Beschränkung im Drama verzetteln die bedeutendsten Talente die Wirkung ihrer Schöpfungen. Das ist der verhängnißvolle Einfluß der Shakspeare'schen Historien, vor dem zu warnen die Kritik nie ermüden soll.

Wie viel Treffliches enthält das Klein'sche Drama, Züge von dem Gepräge eines hervorragenden Talents! Der Charakter des Markgrafen Eckart von Meißen ist das köstlich gezeichnete Gegenbild zu dem traumseligen Kaiser, mit seinem kerngesunden Welschenhaß, mit seiner gerade auf das Ziel losgehenden Biederkeit, mit seiner durchgreifenden Energie, mit der er den Rebellen Crescentius wider des Kaisers Willen dem Tode weiht. Auch in der deutschen Fürstentochter Emma, der Prinzessin von Lothringen, ist ein anmuthiges Gegenbild gegen die Italienerin Maria und ihre leidenschaftliche Glut geschaffen, nur im ganzen zu blaß und zu wenig hervortretend. Auch die Byzantinerin Irene, die Tochter jenes intriguanten Hofs, ist mit einigen scharfen Strichen gezeichnet; doch wird durch diese Frauengestalt die Gruppirung schon etwas überladen. Der Erzbischof Gerbert von Rheims, der im fünften Act als Papst Sylvester erscheint,

dem Ungarherzog Wenk die Königskrone überbringen läßt und zum Kreuzzug gegen die Sarazenen in einer seitenlangen Rede auffordert, bezeichnet wieder eine bedenkliche Ausweichung der Handlung in das Gebiet der dürren Haupt- und Staatsaction und erscheint in dem zum Abschluß drängenden fünften Act doppelt störend. Ueberhaupt steht Kaiser Otto III. bei weitem mehr im Vordergrund des Stücks als Maria. Die Titelheldin müßte, wenn sie ihre Stellung als solche behaupten wollte, einen mehr überwiegenden Platz in der Handlung selbst sowie in der nur skizzirten psychologischen Entwickelung einnehmen. Die Diction des Stücks zeigt oft geschichtlichen Lapidarstil und eine große Haltung, vermeidet aber ebenso oft nicht das Schwülstige; die Lyrik einzelner Scenen, wie der Todesscene in den Katakomben, hat in ihrer mystischen Verschwommenheit etwas vom Rausch der Opiumträume, aber eben deshalb auch einen originellen Reiz. Wir können nicht umhin, den Lesern diese merkwürdige Scene mitzutheilen, in welcher Klein's Poesie wie ein magischer Karfunkelstein leuchtet:

In der Tiefe der zweiten Katakombe erscheint Maria im Putz und Brautkleid einer fürstlichen Novize vor der Nonnenweihe. Ihr Wesen muß etwas selig Geisterhaftes zur Schau tragen. Sie hat einen goldenen Becher in der linken Hand.

Neunzehnte Scene.

Der Kaiser. Maria.

Maria (für sich, ohne den Kaiser zu bemerken).

Dem Monde gleich in stiller Himmelsbläue
Schwebt, holder Tod, dein Bildniß vor mir her.
Bald scheint es meins in blasser Todesweihe,
Bald sein, des Trauten, Antlitz, licht und hehr.

Kaiser

(während die von ihm noch nicht bemerkte Maria die Tropfen aus dem Ringe in den Becher gießt, mit entzücktem Aufblick für sich.)

Ich seh' zwei Sterne sich im Aether küssen!

Maria

(ohne den Kaiser zu bemerken, vorschreitend, für sich).

Im Kelche blinkt der Trank zum Liebesmahl.

Kaiser (ebenso, für sich).

O Seraphglühn! So zieht aus Finsternissen
Ein sel'ger Geist ein in des Himmels Saal!

Maria (wie eben).

Durchbebt von aller Wonnen Schauergüssen,
So geht die Braut entgegen dem Gemahl!

(Der Kaiser hat die zweite Katakombe betreten. Er bleibt vor Maria stehen, sie mit Wonnestaunen betrachtend, wie ihre Blicke mit aller Innigkeit holdseligen Entzückens in den seinigen ruhen.)

Kaiser (nach einer kleinen Pause).

Bist du's? Ist's deine Seel' im Paradies?

Maria.

Du sagst es, Holder! (Den Becher ein wenig hebend.)
Und mein Willkomm dies!

Kaiser.

So ist bei uns es Sitte! Doch credenzt
Der Bräutigam den Trank!

Maria.

Bei uns die Braut!
Und ist sie Witwe: mit dem Kelch, woraus
Dem Todten sie den Opfertrank gethaut,
Nachdem sein Grab mit Blumen sie bekränzt.

Kaiser.

Dann nippt bei uns die Braut an selb'ger Stelle,
Wo seinen Mund benetzt des Weines Welle.

Maria.

Bei uns darf sie nur von dem Tranke nippen —

Kaiser (sie umfassend, innig zärtlich).

Und er?

Maria.

Er schlürfet ihn — von ihren Lippen —
(Den Becher leerend.)
Mit seinem Hauch — (Sinkt ihm sterbend zu.)

Kaiser (sie küssend).

O holder Brauch! —

(Sie halten sich Mund an Mund umfaßt, auf die vom Muttergottesbildchen überdachte Rasenbank leise hinsinkend.)

Das zweite Drama Klein's aus deutscher Geschichte: „König Albrecht", trägt mehr den Charakter einer Haupt- und Staatsaction; die weit übergreifenden Beziehungen des Deutschen Reichs und seines Herrschers zu Böhmen, Ungarn, Frankreich, Rom, die doch nur durch „Geschichtsklitterungen" und mitgetheilte Actenstücke in die Handlung eingeführt werden können, haben zur Folge, daß das Drama an epischen Aneurysmen leidet. Hierzu kommt, daß es offenbar zwei Helden hat. In der ersten Hälfte ist Albrecht der Held; von ihm geht die dramatische Bewegung aus; er rüstet gegen König Adolf, er schlägt ihn und erschlägt ihn in der Schlacht bei Göllingen, die der zweite Act uns vorführt; er sucht mit der Kaiserkrone unumschränkte Macht zu erhalten, wie er schon als Herzog von Oesterreich und auf seinen schweizer Besitzungen sich herrisch zeigte gegen die Vasallen, sie in ihren Rechten kränkte, und seinem Neffen, dem Herzog Johann von Schwaben, das ihm gebührende Erbe vorenthielt. In der Mitte des Stücks beginnt aber die dramatische Initiative auf Johann von Schwaben und seine Freunde überzugehen, und da in den vierten Act bereits die Ermordung Albrecht's verlegt ist, so behauptet sich Johann im fünften als der alleinige Held. Diese Compositionsweise wird zwar denen billigenswerth scheinen, welche es auch in Shakspeare's „Julius Cäsar" ganz in der Ordnung finden, daß der Held bereits im dritten Act ermordet wird und nachher als „Leichnam", Geist und Gespenst seine Heldenrolle als die Seele des Stücks fortsetzt; alle andern werden aber diesen dramaturgischen Standpunkt verwerfen und nur denjenigen als Helden eines Dramas betrachten, welcher bis zur Katastrophe die Theilnahme fesselt.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchten wir dem Drama von Julius Grosse: „Johann von Schwaben", den Vorzug vor diesem Klein'schen „König Albrecht" geben. Der Held ist dort von Anfang bis zu Ende der Mittelpunkt der Handlung, die sich auch nicht so historisch weitgreifend zersplittert, sondern alles Dramatische um den einen Conflict gruppirt. Klein läßt übrigens Johann von Schwaben nicht wie Grosse untergehen, sondern durch einen Mönch in ein italienisches Kloster gerettet werden, wo er schwere Buße thut für seinen Frevel. Als eine glückliche Erfindung Klein's erscheint es, daß Imagina, König Adolf's Witwe, die erste ist, die dem ermordeten Kaiser die Grabrede hält. Ganz an Con-

stanze's Klagen und die Klagen Shakspeare'scher Königinnen gemahnen die Worte der Königin Agnes:

Bewaffne, Gott, die schmerzerpreßten Thränen
Mit deiner Blitze rächender Verzehrung!
Durchglühe meinen Mahnruf zur Rache
Mit deines Donners zornentbranntem Feuer!
Aus meinem qualzerrissnen Herzen laß
In wilden Strömen meine Klagen brechen,
Wie durch zerschellte Dämme Fluten, alle
Verheerend stürzen! Laß, furchtbarer Rächer,
Laß unsern Wehruf als Vergeltung sich
Entladen, schreckenvoll wie dieser Mord,
Aus unserm Jammer die Blutsühne sich
Erheben, Schwert und Fackel in der Hand!

Die Monologe des Königs haben Kraft und Schwung und zeigen auch stets den dramatischen Dichter als Gewissenskündiger, der uns den Nerv des Innersten in seinem Helden bloßlegt. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Culturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

1. Eine deutsche Fürstin, Pauline zur Lippe. Versuch eines Lebensbildes. Aus Notizen, Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt von Elise Polko. Mit dem Stahlstichporträt der Fürstin. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pauline, die Tochter des Fürsten Albert von Anhalt-Bernburg, wurde 1769 zu Ballenstedt geboren, verlor bald nach der Geburt ihre Mutter, entwickelte sich zu einer Frau von männlichem Geist und energischem Charakter, studirte Politik, befreundete sich mit Gleim, Jean Paul und andern Dichtern, versuchte sich selbst nicht ohne Glück auf dem Gebiete der Poesie, übte schon zu Lebzeiten ihres Vaters die Regierungskunst in Anhalt, vermählte sich 1796 mit dem regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold, übernahm, als dieser schon 1802 starb, für ihren ältesten Sohn Leopold die vormundschaftliche Regierung, die sie in der That musterhaft führte, und starb am 29. December 1820. „Wenn man der ausgezeichneten Regenten des 18. Jahrhunderts gedenkt", sagt Dressel von ihr, „wird auch Paulinens Name genannt werden; ihrer Wirksamkeit fehlte nur ein größeres Reich, um in der Geschichte einer Elisabeth von England und einer Katharina II. von Rußland, Paulinens Verwandtin, als ebenbürtig an Herrschergröße an die Seite gestellt zu werden. Dagegen hat Pauline vor letztgenannter noch den Vorzug, daß auf ihrer Sittlichkeit kein Makel haftet und eine weit größere Humanität sie auszeichnete." Ganz ähnlich rief der Parabeldichter Krummacher bei ihrem Anblick aus: „Diese Frau könnte ein Kaiserreich regieren", statt der 170000 Einwohner, die ihr Fürstenthum zählte.

Das Buch gibt die nähern Belege zu dieser Vergleichung. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die von der Verfasserin mit ihrer bekannten graziösen Darstellung romanhaft ausgesponnene, wiewol der geschichtlichen Wahrheit keineswegs entbehrende Jugendgeschichte unserer Fürstin bis zu ihrer Vermählung, der zweite ohne alle romanhafte Zuthat Aufsätze, Reden, Charakterschilderungen der Fürstin, insbesondere aber umfangreiche und ansprechende Mittheilungen aus ihrem Tagebuch von ihrer Reise nach Paris zu Ende des Jahres 1807 enthält. Sie spielte in den Gesellschaftskreisen des ersten Kaiserthums eine hervorragende Rolle, imponirte durch Geist und Gewandtheit sogar dem Kaiser und befreundete sich mit seiner Gemahlin Josephine. Am Schluß des Buchs überläßt sich die Verfasserin wieder ihren Phantasien und stellt interessante Vergleichungen an zwischen dem ersten und zweiten Kaiserthum, dessen Sturz sie ahnt. Am schlechtesten fährt dabei die ehemalige Gräfin von Teba, die unersättliche Urheberin des Luxus in den Tuilerien, die Toilettenkaiserin, der böse Dämon vom kleinen Neffen des großen Kaisers. Die Männer und Frauen, die sich um den Mann mit dem grauen Hütchen scharen, sind fast alle ein glänzender Vorwurf für einen Porträtmaler. „Welche Fülle von Gegensätzen, welche märchenhaften Existenzen, welche Schicksale, deren Darstellungen an die Bilder aus «Tausendundeiner Nacht» erinnern würden — welch feines Gespinst unzähliger verworrener Fäden, von einem zum andern führend, und doch alle zusammenlaufend in die eine gewaltige Lenkerhand, die so zart und weiß gewesen sein soll wie die einer vornehmen Frau."

Aber an innerm Werth, dürfen wir hinzusetzen, an wahrer Humanität im schönsten Sinne des Jahrhunderts der Aufklärung, an eifriger Pflichterfüllung überragt diese ganze Gesellschaft unsere Fürstin Pauline. An einem ihrer Geburtstage wurde ein auf sie sich beziehendes Gedicht in ihrer Gegenwart in einem engern Kreise der näher Verbundenen declamirt, welches mit den Worten schloß: „Sie war treu in jeglichem Beruf!" Nachher äußerte sie mit sichtbarer Rührung den Wunsch, daß man bei ihrem Tode ihr nur dieses Zeugniß möge geben können. Und wer, der sie kannte, könnte es ihr versagen? Jenes Wort: „Sie war treu in jeglichem Beruf", ist daher mit Recht von der Verfasserin zum Motto des Buchs gewählt worden.

„Und heute?" fährt Elise Polko fort, indem sie zu dem „kleinen Neffen des großen Kaisers" übergeht. Doch da lassen wir lieber einen andern sprechen, nämlich:

2. Aus dem Schuldbuch Louis Bonaparte's. Von Gustav Rasch. Drei Bände. Stuttgart, Kröner. 1870. 16. 2 Thlr.

Das Buch hat zum Motto die Worte Richard's III. bei Shakspeare:

Hat mein Gewissen doch viel tausend Zungen,
Und jede Zunge bringt verschiednes Zeugniß,
Und jedes Zeugniß straft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid im allerhöchsten Grad,
Mord, grauser Mord im fürchterlichsten Grad,
Jedwede Sünd', in jedem Grad geübt,
Stürmt an die Schranken, rufend: Schuldig! schuldig!

Das Umschlagblatt zeigt überdies den traurigen Helden des Buchs in fragwürdigster Gestalt, zerknirscht auf die Opfer seiner Grausamkeit hinsehend, die theils todt zu seinen Füßen liegen, theils ergrimmt die Faust gegen ihn ballen und ihre Ketten schütteln. Hinter ihm grinst mit verächtlich drohender Geberde ein schwarzer Engel mit

Fledermausflügeln und weist mit seinen Klauen auf den 2. December, Algier, Mexico, Mentana und zuletzt auf Ems. Damit ist Charakter und Tendenz des Buchs bezeichnet. Einzelnes daraus ist früher in der „Gartenlaube" erschienen. Es ist dem Verfasser gelungen, den Teufel selbst noch zu überteufeln und ein Nachtgemälde zu liefern ohne jede lindernde Tinte. In der That könnte schon das Umschlagblatt mit seinem höllischen Gepräge und noch mehr der Inhalt des Buchs der Meinung jener mittelalterlichen Ketzer zur Entschuldigung dienen, welche die Hölle auf unserer Erde suchten und das menschliche Leben als Strafe für vorzeitliche Vergehen betrachteten.

„Unser Schuldbuch sei vernichtet, allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein", ruft Schiller aus; aber Gustav Rasch denkt anders. Auszüge aus dem Buche zu geben, wird uns der Leser erlassen. Als Recensent jedoch fühle ich mich verpflichtet, zu erklären, daß ich eine Geschichtschreibung à la Vehse, Crusenstolpe, G. Rasch nicht für die richtige halte. Es fehlt die nöthige Ruhe, die klare Objectivität, ohne die ich mir keinen wahren Geschichtschreiber denken kann. Ich will dies durch ein paar Beispiele erläutern. Der Verfasser sagt unter anderm:

Siebzehn Jahre hindurch haben Spieler, Lebemänner zweiter Klasse, Börsenschwindler, literarische Zigeuner und Lumpe aller Art in Frankreich den Ton angegeben. Um die Bevölkerung von der Beschäftigung mit dem politischen Leben abzulenken und die politischen Leidenschaften zu ersticken, wurde es während des zweiten Kaiserreichs Staatsraison, in jeder Weise die Jugend zum Vergnügen zu reizen und die Staatsmittel für diese Zwecke und nach dieser Richtung hin zu verwenden. Das zweite Kaiserreich hat auf dem Gebiete der Corruption die Theorie des Krösus zu verwirklichen gesucht, als er die Lydier unterjochte. (!) Als er ihre Hauptstadt erobert hatte, eröffneten sich ihm zwei Wege, um ihre kriegerische und energische Bevölkerung niederzuhalten. Der eine Weg bestand darin, die Stadt niederzubrennen und sie von dem Erdboden zu vertilgen; der andere, fortwährend eine starke Garnison zu unterhalten, um einen Aufstandsversuch unmöglich zu machen. Der nichtswürdige Tyrann ersann einen dritten Weg, um seine Zwecke zu verwirklichen. Es wurden in Sardes Bordelle, Schenken und neue Spielhäuser eingerichtet und ein Gesetz publicirt, demgemäß sämmtliche Einwohner gehalten waren, die Bordelle, Schenken und Spielhäuser zu besuchen. Die Corruption der Familien wurde auf diese Weise zur Staatsraison erhoben — und niemals (so berichten uns die Geschichtschreiber der damaligen Zeit) hatte der König wieder nöthig, gegen die Lydier den Degen zu ziehen.

Noch da und dort spricht G. Rasch von dem schändlichen Gedanken des Perserkönigs und der Theorie des Krösus, die in Frankreich befolgt worden sei und eine ganze Generation verdorben habe.

Diese Stellen zeigen klar, wie rasch, wie übereilt und oberflächlich der Verfasser seine Schilderungen niederschreibt. Warum sagt er denn kein Wort von Cyrus? Hält er Krösus für den Eroberer Lydiens? Beinahe, möchte man meinen. Hat er die Geschichtschreiber jener Zeit nachgeschlagen? Unter ihnen steht doch Herodot obenan. Dieser aber berichtet nur (I, 155—157), Krösus habe dem Perserkönig, der die Lydier, welche sich gegen ihn empört hatten, in die Sklaverei verkaufen und Sardes zerstören wollte, gerathen, er möge den Lydiern lieber die Waffen nehmen und ihnen gebieten, daß sie unter ihren Gewändern lange Röcke trügen und hohe Schuhe anlegten, daß die Knaben im Saitenspiel und Gesang unterrichtet und zur Krämerei angehalten würden; dann würden sie bald aus Männern Weiber werden und keinen Aufstand mehr wagen. Cyrus befolgte den Rath des Krösus, und seitdem haben die Lydier ihre ganze Lebensweise geändert. Damit vergleiche man die confuse Darstellung und ungeheuere Uebertreibung bei G. Rasch. Er ist freilich selbst in Paris gewesen, es wurden ihm da, wie er selbst sagt, Geschichten dutzendweis erzählt, und niemand bestritt ihre Richtigkeit. Hat der Verfasser vielleicht aus dem neuesten Krieg gelernt, daß neben die Kretenser, die im Alterthum, aus dem er gern seine Parallelen holt, als Lügner berüchtigt waren, sich die modernen Gallier in diesem Punkt recht wohl stellen dürfen? — Ueber den deutsch-französischen Krieg und seine Ursachen schreibt Rasch:

Im Gesetzgebenden Körper sowie im Senat wurde die Kriegserklärung gegen Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen. Von seiten des französischen Volks ist dies nicht geschehen. Das französische Volk hat sich im Gegentheil ganz gegen den Krieg mit Deutschland ausgesprochen. Wenn Louis Bonaparte nach seiner Zusammenkunft mit dem König von Preußen sich erdreistet hat zu sagen, daß er den Krieg nicht gewollt habe, sondern durch die öffentliche Meinung zu dem Kriege gedrängt sei, so gehört diese Behauptung in die Unzahl von frechen Lügen dieses durch und durch verlogenen Menschen. Während der verflossenen beiden Jahre habe ich Frankreich nach allen Richtungen bereist und nicht eine einzige Stimme gehört, welche sich für den Krieg mit Deutschland aussprach (außer Mameluken, Lohnschreibern, Chauvinisten); aber unter den Tuilerienpapieren haben sich eine Menge directer Beweise für meine Behauptungen gefunden, Rapporte und Briefe der Präfecten, welche vor dem Ausbruch des Kriegs im Ministerium des Innern eingegangen sind, ungeachtet diese Präfecten sämmtlich bonapartistische Bediente waren. Die Wahrheit hier festzustellen, halte ich den leichtfertigen Behauptungen namhafter deutscher Schriftsteller gegenüber (Max Ring) für Pflicht.

Eine Behauptung, die nicht widerlegt zu werden braucht, weil sie durch authentische Actenstücke widerlegt ist. Napoleon III. ist vorher schon schwarz genug; man braucht ihn nicht noch schwärzer, man braucht ihn nicht zum Sündenbock des ganzen Volks zu machen. Er war den Franzosen zur Strafe, und sie waren zur Strafe der fortwährenden Angst und endlich des grauenvollen Sturzes für ihn da. Ein Volk, das 20 Jahre einen Tyrannen trägt, hat nichts Besseres verdient. Darum mehr Ruhe, mehr Besonnenheit und Kritik, wie sie dem Geschichtschreiber geziemt!

Von Frankreich und Paris trägt uns ein leichter Sprung der combinirenden Phantasie nach dem Lande der Phäaken und dem Capua der Geister, nach Oesterreich und Wien:

3. Unter 15 Theaterdirectoren. Bunte Bilder aus der wiener Bühnenwelt. Von Friedrich Kaiser. Wien, Waldheim. 1870.

Der Verfasser, Theaterdichter und Schauspieler in Wien, wirft hier einen Rückblick auf seine Erfahrungen während eines achtunddreißigjährigen Theaterlebens. Es sind bunte, aber in der Regel keineswegs erfreuliche Bilder, die hier vor unserm Auge vorüberziehen. Ich weiß nicht mehr, welche geistige Größe den Ausspruch gethan hat: „Wer die Menschen verachten lernen will, muß in ein Theater gehen." Relative Wahrheit liegt jedenfalls in

diesem Wort. Daß der Verfall des Theaters Hand in Hand geht mit dem Verfall der öffentlichen Sittlichkeit, zeigt, wenn man es nicht schon vorher wüßte, dieses Buch sonnenklar, und es ziemt in der That den deutschen Wienern nicht, sich gegenüber von Paris und seinen Theatern zu brüsten. Kaiser's Urtheil stimmt im ganzen mit dem, was Vischer in seinen „Kritischen Gängen" vom Jahr 1860 sagt, überein; es ist also seit diesen 10 Jahren nicht besser, sondern schlimmer geworden. Kaiser sagt:

Das wiener Volk, obwol frischer und lebenslustiger als das gegenwärtige, hatte damals (vor ungefähr 40 Jahren) im Theater noch Sinn und Empfänglichkeit für den Ernst, und ein wirksames Volksschauspiel füllte ebenso die Häuser als die lustigste Posse. Der Beginn dieses Umschwungs fällt in das Jahr 1831, wo Johann Nestroy von Gratz nach Wien kam. Im Anfang übte zwar Nestroy sowol als Darsteller als auch als Volksdichter eine mehr befremdende als zufriedenstellende Wirkung auf das Publikum. Seine Komik war zu grotesk, zu sehr abweichend von der Weise aller bisherigen Komiker der Volkstheater, sein Witz zu scharf, zu ätzend, zu — cynisch, als daß man seine Stücke als einen Ersatz für die immer vom Hauche der Poesie belebten Producte Raimund's, welcher zur selben Zeit noch als ein Vorbild aller Volksdichter galt, hätte annehmen wollen. Es war, als ob das Publikum des Theaters an der Wien instinctmäßig geahnt hätte, daß mit Nestroy die Zeit gekommen sei, in welcher die gepriesene Gemüthlichkeit und die kindlich unbefangene Lust an harmlosen Schwänken ihr Ende erreichen würden. Ueber die bisher gesehenen Komiker hatte man lachen können, ohne zu denken, über ihre drollige Erscheinung, ihre Redeweise und derben, allen leicht verständlichen Späße — über Nestroy's Witze mußte man häufig erst nachdenken, um sie ganz verstehen zu können, und hatte man sie verstanden, so lachte man wol, aber nicht immer ohne widerstrebendes Schamgefühl. Die Pfeile, welche von der straff angezogenen Bogensaite seines Humors losprallten, hatten zwei Spitzen, deren eine das Zwerchfell kitzelte, die zweite aber den Punkt des Herzens traf, in welchem noch ein Gefühl von Sittlichkeit herrschte. Aber es gab eben viele Leute, welchen dieses Gefühl ein unnützer Ballast schien, dessen sie sich gern um den Preis, ihre bisherige Blasirtheit wieder zum Lachen aufgerüttelt zu sehen, entäußerten.

Damit bringen wir die Aeußerung des Theaterdirectors Marinelli über Raimund's Tod in Verbindung. Dieser erzählte, er habe Raimund besucht, um ihn zu bewegen, wieder ein neues Stück für das Leopoldstädter Theater zu schreiben; der sehr verstimmte und mismuthige Dichter habe aber davon nichts hören wollen, sondern sich also ausgesprochen:

's wär Schad, wenn ich noch etwas schreiben möchte. Ich dringe nicht mehr durch; jetzt ist der Nestroy obenan! Ich hab' seine letzten Stücke gesehen. Ja, 's ist wahr, so viel Spaß hab' ich nicht wie er, aber — ich möcht' doch solche Stücke nicht geschrieben haben! Aber sie machen jetzt Furore, meine Stücke haben neben ihnen keinen Platz mehr, und ich selber — ich auch nicht neben dem Nestroy. Na, machen wir halt Platz!

Marinelli ließ es sich nicht nehmen, daß nicht nur in diesen Worten, sondern auch in dem ganzen Wesen Raimund's, namentlich aber in der Weise, in welcher er ihm schließlich „Lebewohl" gesagt hatte, sich schon der Entschluß zu dem fürchterlichen Schritte ausgesprochen habe.

Der Theaterdirector, dessen Bild am ausführlichsten gezeichnet wird, uns aber in keiner Weise anziehend, sondern nur widerlich abstoßend berührt, ist Karl Carl, zugleich Theaterdichter (gest. 5. August 1854). Originell ist eine Aeußerung dieses Mannes über den Beruf eines Theaterdirectors gegen Metternich, der ihn seinen Untergebenen gegenüber als einen Regenten bezeichnet hatte:

Meine Erfahrungen haben mich belehrt, daß ich am besten thue, wenn ich mich selbst nur als den Vorstand einer Irrenanstalt betrachte. Jeder Schauspieler, fuhr er fort, hat, gleich den Irren, irgendeine fixe Idee, selbst bei dem größten Darstellungstalente; diese muß der Director zu erkennen und durch ein scheinbares Eingehen auf die fixe Idee jedes Einzelnen alle Insassen seines Instituts zu bestimmen suchen, gemeinsam an der Vollendung eines Werks zu arbeiten.

Metternich nickte zustimmend, durch diese eigenthümliche Auffassung der Aufgabe eines Theaterdirectors erheitert. Unter den übrigen Persönlichkeiten, die uns in dem Buch vorgeführt werden, hebe ich hervor: Beckmann, die Localsängerin Josepha Gallmeyer, Karl von Holtei, den Hoftheaterdirector Heinrich Laube, die Tänzerin Oliva de Pepita, die Theaterdirectoren Alois und Franz Pokorny, die Hofschauspielerin Julie Rettich, den Komiker Wenzel Scholz, den Schauspieler und Theaterdirector Karl Treumann und, um dies nachzuholen, den Theaterdirector Ascher, der am Schlusse des Sommers 1866 unmittelbar nach dem unglücklichen Kriege mit Preußen die Aeußerung that: „Nach der Schlacht bei Königgrätz bedarf Oesterreich eines moralischen Siegs, und zu diesem werde ich ihm durch Hebung der Bühne verhelfen." Er sprach's — und reiste sogleich nach Paris, um dort Stücke anzukaufen, unter diesen Offenbach's „Pariser Leben", in welchem die Gallmeyer wacker darauflos cancaniren konnte; dies war wol auch einer der moralischen Siege, welche Herr Ascher dem ohne ihn gewiß verlorenen Oesterreich verschaffte?

Für das Leopoldstädter Theater verlangt der Verfasser dringend Volksstücke, aber nicht die alten Volksstücke mit ihren harmlosen Drolerien, ihren Unwahrscheinlichkeiten und derben Zweideutigkeiten, vermengt mit hausbackener Moral. Diese Gattung des Volksstücks ging aus dem Volke, so lange es noch unmündig und kindisch war, hervor. Nun sei das Volk reifer geworden und verlangt nach kräftiger Kost; diese sei aber Brot vom heimatlichen Felde, nicht importirte Leckerei mit verzuckerten Kanthariden.

Damit schließen wir unsern Bericht über das ebenso unterhaltende als belehrende Buch, dessen Werth durch die Eintheilung in Kapitel mit Inhaltsanzeigen und ein sehr genaues Namensverzeichniß wesentlich erhöht wird.

4. Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1870. 8. 18 Ngr.

Das Büchlein, das Julius Hartmann, Stadtpfarrer in Widdern in Würtemberg, zum Verfasser hat, gibt eine chronologisch geordnete, sehr anziehende Sammlung von Urtheilen über das schwäbische Land und Volk von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dabei ist allerdings der Name Schwaben leicht irreführend; wir vermissen eine geschichtliche Auseinandersetzung über die Grenzen Schwabens, zu dem bekanntlich früher auch Strasburg und Augsburg gehörten, während gegenwärtig das Wort „Schwaben" häufig ganz gleichbedeutend mit „Würtemberg" genommen wird. Besonders ausführlich

verweilt der Verfasser bei der schwäbischen „Dummheit". Wackernagel's patriotische Nachforschungen haben nicht weiter als bis auf Kirchhoff's „Wendunmuth" 1565 zurückgeführt. Wackernagel selbst will, wie der Verfasser S. 30 mittheilt, den Ursprung dieses Urtheils bis in die allerfrühesten Zeiten rücken; er glaubt, daß schon der Name Schwaben (von sweban, schlafen) nichts anderes bedeuten soll als „die Schläfrigen, Langsamen". Somit, sagt Wackernagel, wären die Sueven dumm gewesen, und man hätte es den Schwaben des Mittelalters nur ihres ritterlichen Kampfes und Sanges wegen vergessen und verziehen (nur!), eingedenk der Worte jenes Beichtigers: „daß es, wenn auch nicht schön, doch keine Sünde sei, ein Schwabe zu heißen". Einleuchtender jedoch ist gewiß die vom Verfasser übersehene Erklärung, die sich irgendwo bei Riehl findet, daß die Deutschen in ihrem Sonderbewußtsein sich an der hohenstaufisch-schwäbischen Vorherrschaft in Deutschland durch kleinlichen Spott über das unpraktische, thörichte Schwabenvolk haben rächen wollen, gerade wie später, als Preußen mehr und mehr diese Führerschaft übernahm, ein sehr ehrenwerther und durchaus nicht dummer Stamm dieses Landes, die Pommern, dem Spott des deutschen Kleingeistes zur Zielscheibe diente. Daß nun an der schwäbischen Dummheit etwas Wahres, wenngleich zum Zerrbild Gesteigertes ist, läßt sich nicht leugnen. Sagt doch Vischer in seinem vom Verfasser mit Unrecht übergangenen Aufsatz: „Strauß und die Würtemberger", mit Recht, in unserer sogenannten Dummheit, in diesem absoluten Verbohrt- und Vernageltsein wurzeln die süßen Lieder unserer Dichter und die tiefen Gedanken unserer Philosophen." Nochmals muß ich bedauern, daß der Verfasser, der doch am Schluß einen längern Auszug aus Strauß' Brief an Renan gibt, fast lauter nicht-schwäbische Urtheile über Schwaben gebracht hat. Die Schwaben, wiewol sie an Selbstlob viele deutsche Stämme übertreffen, sind doch nicht so sehr in sich verliebt, daß sie nicht auch ihre schwachen Seiten hervorheben. So sagt Vischer in dem genannten Aufsatz, der Schwabe habe eine gewisse Scheu, sich öffentlich frei auszusprechen, als ob dadurch das Heiligthum des Gemüthslebens der ungeweihten Welt bloßgestellt würde, es fehle den schwäbischen Dichtern mehr oder weniger an einem klaren Bild der Welt u. s. w.

5. Zeitgenossen. Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach. Wien, Hartleben. 1871. 16. Jedes Heft 5 Ngr.

In den „Zeitgenossen" will Alfred von Wurzbach laut des Prospects eine Reihe solcher Charaktere zeichnen, die entweder auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft oder dem der Politik unserer Zeit eine charakterisirende Färbung gegeben. Jeder Biographie ist ein Porträt beigegeben; die einzelnen Biographien erscheinen in selbständigen monatlichen Heften von 5—6 Bogen.

Die erste Serie wird eröffnet von Uhland, als dem größten Lyriker und politischen Dichter (?) unserer Zeit, und von Karl Vogt, als dem eifrigsten Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit gegen „physische Verdummung". Die beiden Biographien, wenn man dies Wort von dem noch lebenden Vogt gebrauchen darf, sind im ganzen wohl gelungen und mit einer Menge größtentheils sehr anziehender Anekdoten ausgestattet. Auszüge zu geben, erlaubt uns der Raum nicht. Ohnedies sind manche Mittheilungen über Vogt, wie der Verfasser selbst angibt, aus der weit verbreiteten „Gartenlaube" genommen. Was Uhland betrifft, so gesteht der Verfasser den geringen dramatischen Werth seiner beiden Dramen zu, und schildert unter anderm mit vielen Zügen seine Schweigsamkeit, sein dumpfes Brüten, in dem eben auch, wenn Vischer recht hat, seine süßen Lieder wurzelten. Eine tiefer eingehende und die einzelnen Züge zu einem Gesammtbild vereinigende kritische Darstellung sucht man vergebens; auch lag eine solche wahrscheinlich weniger in der Absicht des Verfassers, der mehr unterhalten als belehren will. Dies gilt auch von den spätern Heften, welche Gutzkow, Dawison u. a. charakterisiren.

Zum Schluß noch:

6. Das politische Testament Peter's des Großen. Von W. Lobscheid. Berlin, W. Schultze. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Zieht man von diesem Schriftchen die Anwendung der „vor mehr als 2300 Jahren dem Propheten Ezechiel im 39. Kapitel gegebenen Weissagung auf Rußlands Streben in der Gegenwart und Zukunft" ab, so enthält dasselbe außer dem aus einem holländischen Werke „De Oorlog" genommenen vielbesprochenen Testament Peter's des Großen sehr vernünftige politische Betrachtungen über Rußland, die jedoch keineswegs neu sind und sich bei dem berühmten Reisenden Vambéry genauer und tiefer begründet finden. Für uns Deutsche ist der Schluß der Vorrede am beherzigungswerthesten:

> Das deutsche, Rußland bisher so nützliche Element sucht man jetzt zu zernichten und zu russificiren! Die deutsche Sprache, welche seit Peter dem Großen wie ein stiller Strom Leben und Bildung in die Massen goß, soll jetzt verbannt werden und das Volk, noch immer der Spielball unwissender Priester, auf der Stufe der Unwissenheit stehen bleiben!? Ohne innere Kraft, ohne Anregung von außen, wird diese Russificirung nur dazu dienen, die innere Entwickelung zu hemmen; die Industrie wird zurück, die Finanzen in tiefster Zerrüttung bleiben, und in Europa wird sich ein Antagonismus gegen dieses große Reich entwickeln, dem es nie an Alliirten fehlen wird, wenn es sich darum handelt, die ungebildeten, fanatischen Massen in ihre Grenzen zurückzudrängen.

Gustav Hauff.

Politische Broschüren.

1. Das neue Deutsche Reich und seine Verfassung von Leopold Auerbach. Berlin, Springer. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser schildert in durchaus wissenschaftlicher Haltung einerseits das geschichtliche Werden der neuen deutschen Reichsverfassung, andererseits ihren Inhalt selbst. Aus dem erstern Theile gewinnen wir ein sachgemäßes Bild der seit den staatlichen Einigungsbestrebungen von 1866 gründlich veränderten Parteistellungen im gesammten Deutschland; für Preußen wird unter anderm die Wichtigkeit der „freiconservativen" Partei hervorgehoben und als deren Repräsentant Graf Münster bezeichnet, der mit seiner Broschüre: „Deutschlands Zukunft — das Deutsche Reich" (vgl. Nr. 29 d. Bl. f. 1871), in Uebereinstimmung mit den Septemberartikeln der Kreuzzeitung von 1870, alsbald nach der Katastrophe von Sedan, einen richtigen Blick für die Situation gehabt habe.

Die hauptsächlichsten Quellen der neuen Reichsverfassung bilden die Verträge, welche der Nordbund mit den Südstaaten abgeschlossen, nebst den damit zusammenhängenden Protokollen und Specialconventionen von Versailles und Berlin seit November 1870. Der zweite Absatz des Vertrags mit Baiern lautet: „Die Verfassung des Deutschen Bundes (später: Deutschen Reichs) ist die des bisherigen Norddeutschen Bundes, jedoch mit folgenden Abänderungen" u. s. w. Nun enthält aber, so sagt Auerbach, die norddeutsche Bundesverfassung einige Gesetze, deren Inhalt von vornherein nicht recht klar zu erkennen ist, und es ist ein Verdienst dieser Broschüre, auf die betreffenden Specialitäten in dem Abschnitte: „Die wesentlichen Modificationen der norddeutschen Bundesverfassung", hingewiesen zu haben. In Betreff der „fürstlichen Sonderrechte" heißt es daselbst:

daß derartige Sonderrechte in Beziehung auf den deutschen Gesammtstaat nicht so gefährlich auf die Einheit wirken können wie die Sonderrechte der Einzelstaaten an sich. Durch diese erleidet das Bundeshaupt in seinen Prärogativen empfindliche Beschränkungen, und man kann es als die uneigennützigste Selbstentsagung der Krone Preußen bezeichnen, daß sie durch die gegenwärtigen Verträge ihre Sorgfalt vom Nordbund auf ganz Deutschland überträgt, ohne daß sie die entsprechenden Aequivalente dafür beanspruchte.

Zum Art. 11 der neuen Reichsverfassung: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt" u. s. w., macht der Verfasser die Anmerkung: „In diesem Absatze ist ausgesprochen, daß stets der jedesmalige König von Preußen Deutscher Kaiser sei. Die bezüglichen preußischen Vorschriften sind deshalb auch für das Deutsche Reich maßgebend."

Der bezügliche Passus der norddeutschen Bundesverfassung dagegen schrieb, in nicht ganz zu übersehender Differenz, das Präsidium des Bundes der „Krone Preußen" zu. Dadurch waren die Bestimmungen der preußischen Verfassung über Thronfolge und Reichsverwesung direct auf den Bund übertragen, da dieselben mit der Krone Preußen in identischem Zusammenhange stehen. „Dagegen", so sagt Auerbach, „finden die preußischen Bestimmungen über Reichsverwesung (im Falle der Minorennität u. s. w.) nach diesem Artikel (11) auf das Deutsche Reich keine Anwendung."

Auerbach schließt seine Darstellung mit der Proclamation des „Königs von Preußen" vom 18. Januar 1871 aus Versailles, wonach derselbe, „nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmüthigen Ruf an Ihn gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr als 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen", fortan für „Sich und Seine Nachfolger in der Krone Preußen" den Kaisertitel zu führen übernimmt. Wir verweisen zugleich auf Heft 7 vom „Supplement zur elften Auflage des Conversations-Lexikon", woselbst unter den Artikeln „Deutsch-französischer Krieg", „Deutschland", „Deutsches Reich", „Deutsches Volk" reiches neugeschichtliches Material und vollständige betreffende Literaturangabe zu finden ist.

2. Das neue Deutsche Reich. Vom Verfasser der Rundschauen. Erste und zweite Auflage. Berlin, Stilke und van Muyden. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

„Es ist eher zu erwarten, daß die Nationalliberalen sich zersplittern, als daß die Conservativen ihren Anschauungen untreu werden." So sagte Leopold Auerbach in der ebenbesprochenen Schrift. Als Beleg für den letztern Theil jenes Satzes liegt diese Broschüre des berühmten „Rundschauers" der Kreuzzeitung vor uns. Aber es ist doch etwas von einer neuen Stimmung zwischen all diesen bekannten theologisch-absolutistischen Phrasen, und wahrlich, zu dem Gedanken an die gefalteten Hände und gen Himmel gerichteten Blicke, liest es sich am Schlusse eigenthümlich: „Nichts von Franzosenhaß oder Franzosenverachtung! Nichts vom Erbfeinde! Die Strafe Frankreichs sollte vielmehr an unsere Sünden uns erinnern und uns demüthigen. Unser Erbfeind ist nicht Frankreich, sondern der Satan. Gott sei uns Sündern gnädig, und segne den neuen Deutschen Kaiser und sein Reich!" Und er galt doch eben bei dieser „kleinen, aber mächtigen Partei" von Haus aus für einen Liberalen, dieser Deutsche Kaiser Wilhelm I.

3. Friedensglossen zum Kriegsjahr. Von Heinrich Bernhard Oppenheim. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Funfzehn politische oder volkswirthschaftliche Aufsätze liegen hier vor, aus der Zeit vom December 1869 bis zum März 1871. Wenn der Verfasser, einer der ideen- und kenntnißreichsten Publicisten Berlins, nicht auch zugleich für einen der populärsten gilt, so kommt das daher, weil er für das Publikum im weitesten Sinne offenbar nicht schreiben will und politische und historische Voraussetzungen, die zum innersten Verständniß seiner Anschauungen nöthig sind, nicht immer zu erklären bemüht ist, woraus an sich ihm auch ganz und gar kein Vorwurf zu machen ist. Nur, was an diesen Friedensglossen so gar friedlich gemeint ist, wird nicht gar zu einleuchtend, denn dem Besiegten von Sedan sind durchaus keine Friedensglossen gewidmet, und daß nach der Concession von fünf

Milliarden und zwei Provinzen absolut Frieden gehalten werden solle, ist allerdings eine sehr angenehme Versicherung, nur wäre sie jedenfalls von der versailler Seite immer noch wichtiger und interessanter als von der berliner. Im September 1870 schreibt der Verfasser einen Aufsatz: „Zum ewigen Frieden", in dem er aber gerade gegen die philosophischen und religiösen Utopien eines „ewigen Friedens" sich verwahrt, ohne daß uns selbst die Voraussetzung einleuchtend ist, warum er gegen diesen Begriff gerade damals polemisiren mußte, da erstens damals überhaupt kein Friede geschlossen worden ist, und da zweitens, wie Oppenheim selbst sagt, bekanntlich jeder Friedensvertrag „auf ewige Zeiten" geschlossen wird. Da übrigens derselbe Begriff fast in derselben Weise auch in einer weiter unten aufzuführenden Broschüre behandelt wird, so sei mir erlaubt, hier ganz gelegentlich darauf hinzuweisen, daß, ehe noch eine „Gesellschaft der Friedensfreunde" für Abschaffung der Soldaten und Kriege zu agitiren begonnen hatte, im 14. und 15. Jahrhundert, also in sehr kriegliebender Zeit, dieser Ausdruck häufig geschichtlich vorkommt und bisweilen möglicherweise eine diplomatische Feinheit ist, indem man einen Frieden, der nicht auf bestimmte Zeit, sondern ins Ungewisse geschlossen wurde, einen „ewigen Frieden" nannte; es sind Beispiele genug aufzuführen, daß gerade solcher Frieden dann nicht von der längsten Dauer war. In Voraussetzung des Friedens von 1871 hat Oppenheim schon im September 1870 geschrieben:

> Wie immer, brachen sich die romanischen Weltherrschaftstendenzen auch diesmal an dem erwachten germanischen Geiste. Die Universalherrschaft des heidnischen und des katholischen Rom, die Suprematie des ersten und des letzten französischen Kaiserthums wurden von Deutschland aus zerstört. Diesmal ist der Sieg ein „endgültiger", weil der Sieger den ganzen Ideengehalt der neuen Weltordnung mit Bewußtsein in sich trägt. Rom und Paris fallen zugleich, gefällt von dem würdigsten Gegner.... Das Princip der völkerrechtlichen Gerechtigkeit hat an dem deutschen Nationalstaat sein Schwert gefunden.

In dem Aufsatze: „Die Heimkehr", aus Ende März 1871, erzählt der Verfasser folgendes, allerdings denkwürdige Bonmot: „Eins der tiefsinnigsten Worte der letzten Epoche wird dem greisen Koryphäen der deutschen Geschichtschreibung in den Mund gelegt, der in Wien auf Thiers' Frage: «gegen wen Deutschland nach der Schlacht bei Sedan eigentlich noch Krieg führe?» trocken geantwortet haben soll: «Gegen Ludwig XIV.»"

Zu den Aufsätzen: „Wilhelm von Humboldt als theoretischer Politiker", aus Juni 1870, und „Deutschlands Westgrenze und die Diplomatie", von Anfang September 1870, ist herbeizuziehen die Broschüre: „Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens" (Berlin 1870).

4. Die deutsche Frage. Deren Entwickelung und Lösung. Rück- und Vorschau eines Unparteiischen. Leipzig, Serig. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

„Die gewaltigste Macht in der Entwickelung der Völker dieser Erde ist die Nationalität." So begann der Verfasser seine übersichtliche geschichtliche Betrachtung im vorigen Herbst, und er konnte sie dann schließen mit der Mittheilung der „für ewig" die Zusammenhörigkeit aller deutschen Staaten besiegelnden Verträge vom 15., 23. und 25. November 1870. Nachdem der deutsche Particularismus die dämonisch zum Abfall verlockende Krisis von 1870 unerschütterlich bestanden hat, ist es allerdings zu hoffen, daß die deutsche Nation, wie auch andere Nationen, ein Bund „für ewig" ist.

5. Unter dem Kreuz des Kriegs. Betrachtungen über die Ereignisse von 1870—71 in gleichzeitigen Aufzeichnungen von Eduard Baltzer. Nordhausen, Förstemann. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Eduard Baltzer ist einer der gediegensten Popularschriftsteller der noch existirenden Freien-Gemeinde-Richtung. Diese 35 Wochenbetrachtungen sind so abgefaßt, wie gegenwärtig unter den gleichen Verhältnissen der noch immer nicht zu vergessende Verfasser der „Stunden der Andacht" möglicherweise Stärkungbedürftige erbaut hätte. Abgesehen von einzelnen, aus dem rein religiösen Standpunkte erklärlichen Einseitigkeiten, verdiente dieses Heft wohl, als aufgeklärt patriotisches Tractätlein den Gemüthern unserer Kriegsmänner von 1870 und 1871 zugänglich zu werden.

6. Princip und Zukunft des Völkerrechts. Von Adolf Lasson. Berlin, Hertz. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hatte, wie er in der Vorrede sagt, eine Abhandlung: „Das Culturideal und der Krieg", veröffentlicht im Programm der Luisenstädtischen Realschule in Berlin vom Jahre 1868. Wenn ihn zu solcher Abhandlung damals das Jahr 1866 veranlaßt haben konnte, so ist es natürlich, daß er nach den Jahren 1870 und 1871 eine erweiterte Bearbeitung erscheinen läßt. Seine Darstellung steht durchaus auf der Höhe der modernen akademischen, von schulmäßiger Pedanterie emancipirten Wissenschaftlichkeit, die in Kant's classischem Stile der „Kritik der reinen Vernunft" ihr nächstverwandtes Muster findet. Zu vergleichen ist, auch des Stoffs wegen, Trendelenburg's kürzlich erschienene Betrachtung: „Lücken im Völkerrecht" (Leipzig 1870). In seinen Anmerkungen entwickelt Lasson eine als vollständig zu bezeichnende Kenntniß der neuen staatsrechtlichen Literatur.

7. Ueber die Trennung von Kirche und Staat. Von Pacificus Sincerus. Berlin, Henschel. 1871. 8. 10 Ngr.

Die nicht übergreifende und nicht ausschließlich herrschen wollende protestantische Orthodoxie hat man vom allgemeinen Standpunkt gerade jetzt auch literarisch zu beachten.

8. Wie sollten wir wählen! Grundzüge eines neuen Wahlsystems, entworfen von E. M. N. Berlin, Kortkampf. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Sehr beachtenswerth! Es wird hier nicht davon gehandelt, „wen" man wählen soll, sondern „wie", d. h. nach welchem mathematischen System der Stimmenzählung! Consequent durchzuführen wird dieser originale Vorschlag kaum sein; aber er ist ein vollkommenes theoretisches Heilmittel gegen mögliche Ungerechtigkeiten der absoluten Majoritätsentscheidung, und deshalb namentlich dem Kreuzzeitungs-Rundschauer zur Kenntnißnahme zu empfehlen, dessen Abscheu gegen das „Kopfzahlprincip", wenn auch in gemilderten Ausdrücken gegen früher, in der obigen Broschüre wieder zum Durchbruch kommt.

9. Das Unrecht Frankreichs im Kriege von 1870. Die Bonapartes und das Recht Deutschlands auch nach Sedan. Eine holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg von C. W. Opzoomer. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese „holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg" bringt in ihrem ersten Theile eine sehr dankenswerthe Darstellung der vorjährigen Kriegsveranlassung betreffs der prinzlich hohenzollernschen Candidatur für den spanischen Thron, und stellt darüber sicherlich alle bisjetzt veröffentlichten und für die Dauer interessanten Details der diplomatischen, parlamentarischen (namentlich der pariser) und journalistischen Debatten zusammen. Auch der zweite Aufsatz, über die Bonapartes — eine, wie es scheint, vereinzelte gegnerische Stimme aus Holland — ist unserm Publikum zu empfehlen, welches Stimmen aus dem Auslande immerhin benutzen kann, um sich vor Einseitigkeit zu bewahren.

10. Europa nach dem letzten Kriege. Vom Verfasser von „Rußland und die Türkei" und „Rußland und Deutschland". Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

In dieser Schrift muß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Aber der Verfasser, vermuthlich kein Diplomat, sondern nur Journalist, scheint nach unserer Ansicht das Bewußtsein von dem zu haben, um was es sich jetzt handelt.

11. Dänemark und Deutschland. Zeitbetrachtungen von J. H. Bagger. Aus dem Dänischen deutsch von August W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 8. 10 Ngr.

Dieser Schrift zufolge soll in Dänemark ein Umschwung der Stimmung vor sich gehen, indem die öffentliche Sympathie, die früher Frankreich gehört habe, sich nun dem Deutschen Reiche zuwendet. Der Verfasser hat recht, indem er erwähnt, daß „nach Beendigung der Religionskriege durch Unterdrückung der Vasallen und Parlamente die königliche Gewalt in Frankreich auf einen unerhörten Gipfel erhoben" sei; aber wenn er behauptet, daß „das Fürstenhaus (welches von zweien?) unfähig ist, die Franzosen um sich zu sammeln, weil ihre Geschichte von der Geschichte der Dynastie verschieden ist", so würden wir nur bezweifeln, ob solche Behauptung gerade von dieser Seite unbedingt aufrichtig gemeint sei.

12. Politische Skizzen aus Oesterreich. Ein Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur aufmerksamen Lektüre empfehlen wir das Kapitel: „Der geheime Dispositionsfonds." Hier wird unumwunden berichtet, daß die österreichische Regierung, um „geheime" Information bezüglich der außerhalb der Monarchie sich abspielenden Vorgänge zu haben, einen großen Theil ihres „geheimen" Dispositionsfonds, von jährlich 260000 Gulden, zur „Beeinflussung der auswärtigen Presse" und zur „geheimen" Besoldung zahlreicher Journalisten, auch in Deutschland, verwendet. Aehnlich ist diese Thatsache bereits im österreichischen und im norddeutschen Reichstage zur Sprache gekommen. Unter dem jetzt so vielfach befehdeten Metternich'schen Systeme sollen solche Dinge an der Tagesordnung gewesen sein, und sie waren eben geheime. Aber nun, nachdem zwischen Preußen und Oesterreich ein nicht nur diplomatischer, sondern auch kriegerischer Bruch stattgefunden hatte, und nachdem Oesterreich ferner aus dem Bunde geschieden, eine ganz abgesonderte Großmachtstellung gegenüber dem neuen Reiche eingenommen hat, wird es sich denn nach irgendwelchen völkerrechtlichen Begriffen Preußen-Deutschland noch gefallen lassen dürfen, daß der rivalisirende Kaiserstaat mit öffentlicher Prätension seine „geheimen" Fonds in unsere innersten Reichsverhältnisse vertreibe? Abgesehen von ganz andern bedenklichen Möglichkeiten, ergibt sich als Folge davon das ganz einfache nächste Verhältniß, daß der unbedingt preußisch-patriotische Journalist mit dem geheim österreichisch besoldeten nirgends wird concurriren können, da letzterer, abgesehen von den Vortheilen thatsächlicher Mittheilungen, stets billiger und selbst vielleicht unentgeltlich wird arbeiten können. Die preußische Regierung hat bekanntlich zur Unterstützung ihrer Presse sehr wenig Mittel und soll mit betreffenden confidentiellen Benachrichtigungen bis unlängst sehr zurückhaltend gewesen sein.

13. Der österreichische Staatsrath. Eine geschichtliche Studie von Karl Freiherrn von Hock. II.: Der Staatsrath unter Joseph II. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein dankenswerther Beitrag zur Verständigung über die nicht einseitig aufzufassende Josephinische Epoche.

14. Graf Andrassy und seine Politik. Wien, Fr. Beck. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Nächst dem Grafen Beust von deutscher Seite und dem bescheiden zurückgetretenen Patrioten Franz Deák ist Graf Julius Andrassy, der jetzige Ministerpräsident der königlichen Krone von Ungarn, der Urheber des im Februar 1867 von der österreichischen Dynastie eingegangenen „Ausgleichs mit Ungarn". Vorliegende auf der Höhe der Thatsachen stehende Darstellung jenes Ereignisses und seiner Consequenzen bis zur Neutralitätsfrage während des letztjährigen Kriegs erweckt das Vertrauen voller urkundlicher Zuverlässigkeit.

15. Die europäische Mission Ungarns und Franz Deák. Aus dem Ungarischen. Pesth, Rosenberg. 1870. 8. 24 Ngr.

Der ebenerwähnte dualistische Ausgleich mit Ungarn ist zu unterscheiden von dem „Gesetze über die gemeinsamen Angelegenheiten des österreichischen Gesammtstaats", welches auf dem, December 1865 eröffneten ungarischen Reichstage von Franz Deák beantragt und formulirt wurde und auch schon ein Fortschritt im Interesse des seit 1859 allmählich wieder in seinen Nationalrechten anerkannten Ungarreichs war. Schon diese geringen Zugeständnisse von 1865 werden hier von zwei magyarischen Patrioten mit dithyrambischen, philosophisch völkerrechtlichen Dissertationen begrüßt, die uns an unsere eigenen, schnell gestörten Illusionen vom März 1848 und an den noch immer fortwirkenden Zauber der damaligen Fröbel-Ruge'schen Zukunftsphrasen erinnern. Diese elegante Schrift stammt aus dem Jahre 1869.

16. Zeitstimmen. Reden von A. Jellinek. Zwei Hefte. Wien, Herzfeld und Bauer. 1870—71. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der Verfasser ist der in allgemein wissenschaftlichem Ansehen stehende Prediger der „israelitischen Cultus-

gemeinde" in Wien, und es sind seine, in den letzten Jahren entstandenen religiösen Betrachtungen, „Stunden der Andacht" in ihrer Art, allen seinen aufgeklärten Glaubensgenossen damit empfohlen. Auch solche Leser, denen es, ohne gerade wissenschaftliches Studium, um Kenntniß von neuzeitlichen Culturstimmungen des deutschen Judenthums zu thun ist, werden an diesen Heften Interesse finden, zumal da der Verfasser es von den Seinen verkündet, daß „der freie völkerfreundliche Geist der jüdischen Opfergesetze noch fortlebt, der ihnen fromme Spenden auch von Nichtjuden anzunehmen gestattet, damit für das Wohl und Gedeihen ihrer Familien besondere Gebete in den Synagogen aufsteigen".

17. Enthüllungen aus den Tuilerien. Die geheimen Papiere des zweiten Kaiserreichs, gesammelt und veröffentlicht von der durch die Regierung der nationalen Vertheidigung erwählten Commission. Berlin, Staude. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Vermuthlich nur Einzelheiten aus den nach der schleunigen Flucht der Kaiserin und des Ministeriums im September vorigen Jahres in den Tuilerien vorgefundenen Papieren sind auf Befehl Gambetta's im „Journal officiel" veröffentlicht, und es werden dieselben hier nach den Berichten der „Indépendance belge" dem deutschen Publikum vorgelegt. Obgleich von Geliebten und Kindern des Kaisers die Rede ist, ist in diesen Briefen, Depeschen, Quittungen u. s. w. nicht so gar Skandalöses enthalten. Aber auch die achtunggebietenden Tendenzen des Kaiserreichs haben darin nicht viel Gelegenheit, sich abzuspiegeln. Die Veröffentlichung von Einzelheiten wird allerdings bei der jetzt entthronten Dynastie den Eindruck schreckenerregender Indiscretion machen, z. B. die der Note von Drouin de Lhuys vom 5. April 1869, betreffend die Annexion von Belgien.

Eine Notiz zu den Mittheilungen über das Ministerium Ollivier erinnert daran, daß Emile Ollivier zeitweilig ein Schwiegersohn des Abbé Dr. Franz Liszt war, unsers berühmtesten Klaviervirtuosen, des Protectors der Richard Wagner'schen Zukunftsmusik, des Freundes der Fürstin Karoline von Wittgenstein und des Cardinals Antonelli.

18. Clément Duvernois über die französische Intervention in Mexico, eine im Original unterdrückte Schrift in rechtmäßiger Uebersetzung. Stuttgart, Stöckhardt. 1870.

Der Präsident der Republik Mexico, Juarez, der geborene Indianer, hatte die Religionsfreiheit eingeführt und das Kirchenvermögen für Nationaleigenthum erklärt. Auf Veranlassung einer französischen Privatforderung an die mexicanische Regierung, eingeleitet im Februar 1859, die Folge einer Hosenlieferung für die Armee von der Firma Jecker, setzte Napoleon III. behufs Intervention den Londoner Vertrag vom 31. October 1861 zwischen Frankreich, England und Spanien durch. Anfang 1862 landeten die Expeditionen aller drei Mächte — die spanische unter General Prim — in Veracruz; aber schon im Februar zogen England und Spanien sich zurück, und Kaiser Napoleon ließ, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, die Feindseligkeiten im Mai eröffnen.

Bis hierher reicht die Darstellung der überschriebenen Schrift, die, schon infolge des spätern Zeitpunkts ihrer Veröffentlichung, sehr wohl als eine Ergänzung der Darstellungen dieser mexicanischen Ereignisse von Keratry, Basch und Scherr aufgenommen zu werden verdient, weil sie, infolge der 1868 inzwischen in Spanien vorgegangenen Katastrophe, ganz natürlicherweise zu einer neuen Auffassung der internationalen Situation zwischen Frankreich, Spanien und Mexico Veranlassung hat. Es ist auch nach der neuen Wendung der französischen Dinge anzunehmen, daß die mexicanische Frage für Europa keine vollständig abgethane, sondern im Gegentheil mit der Zukunft Frankreichs eng verknüpft sei. Bleibt Frankreich Republik, so wird die Beziehung zu den sehr erheblichen französischen Nationalelementen in Mexico schon genossenschaftlich eine gewichtige sein; kehrt aber die Monarchie in Frankreich zurück, dann werde sie gewiß einzelne Rechte der bourbonischen Erbschaften in Amerika wieder anzutreten suchen.

Clément Duvernois, Journalist, begab sich mit Beginn der französischen Expedition nach Mexico, woselbst er zwei Jahre lang die Zustände an Ort und Stelle kennen lernte; er zeigt sich als einen Vertheidiger von Juarez und als Gegner der klerikalen Uebergriffe. Nach Frankreich zurückgekehrt, schloß er sich den Anhängern der Regierung an, war Redacteur der Blätter „Époque" und „Le peuple", wurde in den Corps législatif gewählt und stand unter Ollivier auf der Liste der Ministercandidaten. Die Herausgabe dieses seines Werks hatte er bisjetzt zurückgehalten.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Die Wintersaison, die sich ihrem Ende zuneigt, hat diesmal keine dramatischen Productionen gezeitigt, welche längere Dauer versprechen. S. Mosenthal hat, unbegreiflicherweise, einen Abstecher auf das Gebiet der französischen Demi-Monde-Literatur unternommen und in seiner „Madeleine Morel" uns eine jener Heldinnen vorgeführt, welche mit denen des jüngern Dumas eine frappante Aehnlichkeit haben. Am wiener Burgtheater ließ man sich das Stück gefallen; die berliner Hofbühne und viele erste norddeutsche Theater haben es nicht zur Aufführung angenommen. Gerade jetzt eine jener zweifelhaften weiblichen Existenzen von Paris auf die deutsche Bühne zu bringen, muß doch als ein entschiedener Misgriff betrachtet werden, wenn auch das Drama Lebendigkeit der Handlung und einen frischen, charakteristischen Dialog, der von dem Aroma der Demi-Monde-Literatur duftet und die Zigeunersprache de ces dames getreu wiedergibt, nicht vermissen läßt. Freilich geräth der Kenner der neuern französischen Dramatik, wenn ihm aufgegeben wird, für jede Scene des Mosenthal'schen Schauspiels das entsprechende Original bei Alexandre Dumas dem Jüngern, bei Feuillet und Augier zu suchen, keinen Augenblick in Verlegenheit; es ist nur eine etwas andere kaleidoskopische Verschiebung derselben Situationen. Der zweite der wiener Dioskuren, welche alljährlich dem Burgtheater ein neues Kind ihrer Muse zuwenden, Joseph Weilen, hat mit seinem „Modernen Achilleus" nun auch die berliner Hofbühne erobert,

die sich bisher sehr spröde gegen seine Stücke verhielt. Doch fand das Drama hier nicht den gleichen Anklang wie in Wien; es fehlten hier die national-österreichischen Beziehungen, das lebhaftere Interesse für die römischen Intriguen, welche den eigentlichen Inhalt der Handlung bilden.

Otto Lindner's „Bluthochzeit", welche zuerst am berliner Belle-Alliance-Theater das Licht der Welt erblickte, ist nun auch an der leipziger Bühne, sowie in Oldenburg und Magdeburg, und zwar mit günstigem Erfolg in Scene gegangen. Bei der Aufführung erschienen die ersten Acte zu zerfahren, um das Interesse des Publikums festzuhalten; erst mit dem Schluß des zweiten Actes steigerte sich die Theilnahme, um in dem dritten ihren Höhenpunkt zu gewinnen. Dieser Act ist trefflich componirt und würde tadellos sein, wenn der Dichter die bereits in unserer Beurtheilung gerügten Shakspeare'schen Mätzchen fortließe und den getödteten Coligny nicht zuerst stückweise, das heißt seinen Kopf, und dann ganz, das heißt als Gespenst auf die Bühne brächte.

Das Volksstück von Gruber: „Der Pfarrer von Kirchfeld", macht noch immer die Runde auch über die norddeutschen Bühnen, obgleich sein Thema die Spaltung innerhalb der katholischen Kirche, der altkatholische und freigemeindliche Protest gegen hierarchische Bestrebungen ist. Doch das Stück enthält so frische Massentableaux, eine so kecke Charakteristik und ist in dem Wurf einzelner Scenen so glücklich, daß es auf der Bühne auch im protestantischen Norden eine volksthümliche Wirkung ausübt.

Unser Lustspiel zeigt nach wie vor keine aristophanischen Anläufe, sondern bewegt sich mit Vorliebe innerhalb der gewohnten Familienkreise. Einen durchschlagenden Erfolg in Berlin, Leipzig, Dresden trug das Lustspiel von Moser: „Das Stiftungsfest", davon. Dies Stück hatte Moser anfangs mit einem andern namhaften Lustspieldichter zusammen gearbeitet; da indeß die deutschen Schriftsteller an solches gemeinsame Schaffen noch nicht gewöhnt sind, so konnten sich die beiden Autoren auch nicht über die Ausführung des Stücks einigen, und das Resultat war, daß jeder von ihnen beschloß, seine Bearbeitung des Stoffs selbständig den Bühnen zu übergeben. Dieser Fall dürfte in den Annalen deutscher Autorschaft einzig dastehen. Moser gewann indeß seinem Mitarbeiter einen glänzenden Vorsprung ab. Das Stück ist sehr keck und munter entworfen und trägt den Charakter und auch die Bezeichnung eines Schwanks, während der andere Autor, welcher gerade die drastischen Retouchen Moser's zurückwies, sein Stück als Lustspiel wird erscheinen lassen.

„Ein Schritt vom Wege", von Ernst Wichert, kam an dem wiener Burgtheater, in Leipzig und an andern Bühnen mit gutem Erfolg zur Aufführung. Die Erfindung des Stücks ist etwas gewagt, aber die Durchführung, besonders in den ersten Acten frisch und lebendig, während in den letzten zu sehr die Genremalerei überwiegt und von außen eingreifende Motive, die hinter den Coulissen wirken, das Interesse zersplittern.

Des neuerdings schwer erkrankten Hippolyt Schauffert „Erbfolgekrieg" wurde in Karlsruhe mit vielem Beifall gegeben; das Stück ist im Grunde nur eine dramatisirte Anekdote. Von demselben Autor kam ein Trauerspiel des vierten Standes: „Vater Brahm", auf einem jener neuern berliner Theater zur Aufführung, welche seit der neuen Aera der Theaterfreiheit wie Pilze aus der Erde schießen. Hier wurden auch des Socialisten von Schweitzer „Canossa" und andere Tendenzstücke gegeben. Unter diesen Theatern befinden sich mehrere, wie das Residenztheater, das Nationaltheater, das Stadttheater, das Belle-Alliance-Theater, welche auch das ernstere Drama pflegen und so jedenfalls den jüngern Dramatikern mehr Aussichten auf Aufführung ihrer Stücke gewähren, als dies bisher der Fall war. In solcher Ermuthigung der Production und lebendiger Vermittelung derselben mit dem Publikum mag man das Hauptverdienst dieser neuen volksthümlichen Kunstinstitute erblicken.

Noch erwähnen wir, daß „Katharina Howard" von dem Herausgeber d. Bl. jetzt auch am berliner Hoftheater mit günstigem Erfolg in Scene gegangen ist.

Bibliographie.

Allmers, H., Elektra. Drama in einem Akt. Musik von A. Dietrich. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Andree, R., Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bacher, W., Nizâmi's Leben und Werke und der 2te Theil des Nizâmischen Alexanderbuches. Mit persischen Texten als Anhang. Beiträge zur Geschichte der persischen Literatur und der Alexandersage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Baltzer, E., Die Glaubenserneuerung der Gegenwart. II. Bericht über die Feier des 25jährigen Bestehens der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen am 5. Januar 1872. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Bockenheimer, K. G., Die Mainzer Hospizien. Geschichtliche und rechtliche Betrachtungen. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Böschenstein, J., Johannes Büel, Diakonus, Schulinspektor, Hofrath (geb. 1761; gest. 1830.) Ein Lebensbild, nach Briefen entworfen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 8 Ngr.

Bredow, Gräfin Adele, Freie Wahl. Drama. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 25 Ngr.

Buxtorf-Falkeisen. Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 17. Jahrhundert. 1stes Heft. 1600—1634. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 24 Ngr.

Dehio, G., Hartwich von Stade, Erzbischof von Hamburg-Bremen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Detlef, K., Schuld und Sühne. Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Delitzsch, F., Sehet, welch ein Mensch! Ein Christusbild. Leipzig, J. Naumann. Gr. 16. 10 Ngr.

Erlebnisse des 1sten hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13 in dem Feldzuge gegen Frankreich 1870—71. Hannover, Helwing. 1871. 8. 1 Thlr.

Ewald, H. F., Die Schweden auf Kronborg. Historischer Roman. In's Deutsche übertragen von W. Reinhardt. 4 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 Thlr.

Fabri, F., Staat und Kirche. Betrachtungen zur Lage Deutschlands in der Gegenwart. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Gaisser, Ueber die religiösen Grundideen in Herodot's Weltanschauung. Rottweil. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Hasenclever, R., Das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der Vernunft und der alten Lehre betrachtet. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 12 Ngr.

Hertz, W., Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hesse, L. F., Geschichte des Schlosses Mühlberg in Thüringen und der davon benannten Grafen. Erfurt, Villaret. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacoby, L., Es werde Licht. Poesieen. Berlin, Oliven. Gr. 8. 12 Ngr.

Ibsen, H., Brand. Dramatisches Gedicht. Aus dem Norwegischen in's Deutsche übertragen und bearbeitet von P. F. Siebold. Kassel, Kay. Gr. 8. 25 Ngr.

Keim, T., Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. 3ter Bd. Das jerusalemische Todesostern. 2. Der jerusalemische Messiastod. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Koniecki, O., Geschichte der Reformation in Polen. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 18 Ngr.

Krabbe, O., Kaiser Karl V. und das Augsburger Interim. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die norddeutschen Kriegsschiffe in Ost-Asien während des deutsch-französischen Krieges. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Menzel, K. A., Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit und die Frage von der Unfehlbarkeit der biblischen Bücher in der christlichen Zeit. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung K. A. Menzel's von H. Wuttke. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Riendorf, M. A., Rittergut Marderheim. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Piderit, T., Kuriose Geschichten. Berlin, Janke. 8. 15 Ngr.

Rohmeder, W., Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe! Eine Studie im Hinblick auf den Geschichtsunterricht in den technischen Unterschulen. München, Gummi. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scheibe, T., Kaiser Josef und die schöne Bäckerstochter vom Himmelpfortgrund. Historischer Roman. Wien, Martin. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Die Kinder des Sturmes oder das Mädchen vom Neuthor. Historischer Roman. Wien, Martin. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Die Prinzessin im Kloster. Historischer Roman. Wien, Martin. Gr. 16. 1 Thlr.

Sepp, Jerusalem und das heilige Land. Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. 2te gesichtete, verbesserte und vermehrte Aufl. 1ste Lief. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Storch, A., Licht und Finsterniß oder die Geheimnisse der Wiener Hofburg. Geschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Die Sünden des Liberalismus im ersten Jahre des neuen deutschen Reichs. Von einem rheinpreußischen Juristen. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der Neuzeit von dem Aufblühen der Alterthumsstudien bis auf die Gegenwart. 3te verbesserte und ergänzte, mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Wippermann, A., Bertha. Eine Erzählung für's Volk. Dresden, Naumann. 8. 15 Ngr.

Wiß, C., Novellen. 1. Das braune Rielchen. Nürnberg, v. Ebner. 8. 7½ Ngr.

Wittich, L. v., Aus meinem Tagebuche 1870—71. Kassel, Kay. Gr. 8. 2 Thlr.

Zur Reform des Universitäts-Wesens in Ungarn. Pest, Aigner, 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1872.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2⅔ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Schriften zur Philosophie.

1. Realistische Grundzüge. Eine philosophische Abhandlung der allgemeinen und nothwendigen Erfahrungsbegriffe von Alois Riehl. Graz, Leuschner und Lubensky. 1870. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser ist Herbartianer, aber nicht von stricter Observanz; er hat theils von Leibniz, theils von der modernen Naturwissenschaft Anregungen zu Modificationen des Herbart'schen Standpunkts empfangen. Die Einleitung spricht über die Stellung der Philosophie zu den Erfahrungswissenschaften und über die philosophische Methode; alsdann folgt in vier Abschnitten eine Besprechung der Begriffe: „Sein, Kraft und Materie", „Raum und Zeit", „Bewegung und Geschehen", „Unbewußtes und Zweck"; der Schluß bringt nebst einem Rückblick einen Seitenblick auf das Verhältniß des Realismus zur Ethik. Der Verfasser zeigt entschiedene Anlage zum Denken und läßt noch Tüchtiges erwarten. Die Schreibweise ist concis, verständig und verständlich, die Betrachtung stets auf den Kern der Sache gerichtet. Ihrem Umfang nach kann freilich die kleine Schrift kaum mehr als Andeutungen und Anregungen bieten. Die Ansichten der „Philosophie des Unbewußten" sind mehrfach, theils zustimmend, theils bekämpfend, berührt, ohne den Namen derselben zu nennen.

Der Verfasser will einen Realismus, aber nicht den naiven der Naturwissenschaft, sondern einen durch den Kriticismus hindurchgegangenen Realismus. Im einzelnen haben wir übrigens gegen die Aufstellungen des Verfassers in vielen und wichtigen Punkten Einspruch zu erheben, von denen wir hier nur einen herausgreifen wollen. Nachdem er den Kant'schen Subjectivismus in ausgezeichneter Weise kritisirt und gezeigt hat, daß die apriorischen Vorstellungsformen schon deshalb geeignet sein müssen, das an sich Wirkliche aufzufassen, weil sie als angeborene auf der Beschaffenheit der Dinge an sich beruhen und selbst aus dem Transscendent-Wirklichen herstammen, so zieht er hieraus doch nicht die naheliegende Consequenz, daß die Formen des äußerlichen Daseins mit den Formen des innerlichen Vorstellens identisch seien, sondern bleibt bei dem Herbart'schen Urbegriff des „intelligibeln Raums" stehen, den er mit dem Aufgebot alles Scharfsinns nicht von seinen innern Widersprüchen befreien kann.

Die Atome oder einfachen Realen sollen unräumliche Wesen sein, welche keine leeren Räume zwischen sich haben und deren Aneinander keine räumliche Berührung ist. Denken kann man sich natürlich bei einer so bestimmten Form der Coexistenz gar nichts; jedenfalls aber kann man auch diese Coexistenzform unräumlicher Wesen ohne Berührung und ohne Zwischenräume nicht mehr „Raum" nennen, und mag man immerhin das Beiwort „intelligibel" hinzufügen. Dies wird noch deutlicher durch das Zugeständniß, daß in diesem intelligibeln Raum kein Analogon der Bewegung im Anschauungsraum existiren kann, sondern daß diejenigen realen Vorgänge, deren Einwirkungen auf das Subject diesem als Bewegung erscheinen, durchaus nur innerliche Vorgänge in der Empfindungssphäre der betreffenden einfachen Wesen sind. Hieraus geht hervor, daß die Hypothese des intelligibeln Raums für die Erklärung der subjectiven Anschauung der Bewegung einerseits überflüssig ist, insofern in ihm kein reales Correlat der angeschauten Bewegung existirt, daß sie andererseits aber unzureichend ist, weil aus einem so beschaffenen Wirklichen die Herstammung der angeborenen Anschauungsformen von Raum und Zeit bei dem Mangel irgendwelcher Analogie ganz ebenso unverständlich bleibt wie bei Kant's transscendentaler Idealität derselben. Herbart setzt sich zwischen die beiden Stühle des subjectiven und objectiven Idealismus und fällt infolge dessen durch,

d. h. er vereinigt in seiner Hypothese die Fehler beider zu Widersprüchen, die er selbst als unauflöslich anerkennt. „Durch absolut Leeres kann keine Beziehung von Atom zu Atom gedacht werden"; im intelligibeln Raume kann sie aber ganz ebenso wenig gedacht werden, da die Verhinderung der realen Beziehungen doch in beiden Fällen dadurch gesetzt wird, daß „jede Berührung ausgeschlossen ist". Sind aber einmal die Beziehungen der einfachen Wesen jedenfalls nur innere und geistige, so ist es ganz gleich für diese Beziehungen, ob die äußere Berührung durch Zwischenräume oder durch die Beschaffenheit des Aneinander im intelligibeln Raum ausgeschlossen ist; die letztere Hypothese erscheint also auch aus diesem Gesichtspunkte werthlos.

Wie kommt aber der Verfasser dazu, zwischen absolut getrennten Seienden, welche keiner äußern Beziehung aufeinander fähig sind, dennoch innere, geistige Beziehungen als möglich vorauszusetzen, welche doch unter solchen Umständen noch viel weniger als möglich erscheinen müssen? Hat er nie von Leibniz' Ausspruch gehört, daß die Monaden keine Fenster haben? Oder hat er je gehört, daß zwei Menschenseelen bei Ermangelung äußerer Berührung sich in innern geistigen unmittelbaren Rapport zueinander setzen, als eine Sache, die viel leichter und selbstverständlicher ist als Briefeschreiben? Und wenn doch solche unmittelbare Beziehungen zwischen fernen Personen als seltene Ausnahmefälle behauptet werden, so bezieht man sie eben auf das Aufgehobensein der Vielheit dieser Geister in einer höhern metaphysischen Einheit; nur derselbe Gedanke kann die realen Beziehungen der Atome untereinander begreiflich machen, nicht aber der intelligible Raum, in welchem sie als berührungslose Substanzen nebeneinander getrennt fortbestehen sollen. Daß aber die Atome trotz ihrem Aufgehobensein in der höhern metaphysischen Einheit des absoluten Wesens dennoch nicht in eins zusammenfallen, kann wiederum nur die wirkliche Räumlichkeit ihrer Kraftäußerungen bewirken; d. h. die Möglichkeit der Individuation wird nur begreiflich durch den Raum als wirkliche Daseinsform, nicht aber durch den Urbegriff des intelligibeln Raums, in welchem das zwischenraumslose Aneinander der metaphysischen Punkte haltlos und schrankenlos zur ungetrennten Einheit verfließen müßte.

2. Die neuern Fortschritte der Wissenschaften nebst einer Prüfung der angeblichen Identität der geistigen Thätigkeiten und der physikalischen Kräfte. Eine Eröffnungsrede gehalten vor der Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft in Chicago (August 1868) von Friedrich A. P. Barnard. Deutsch von G. A. von Klöden. Berlin, Weidmann. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die kurzgefaßte Uebersicht über neuere Entdeckungen auf den Gebieten der Astronomie und Naturwissenschaft, welche den ersten Theil des Vortrags bildet, bietet wol noch heute manches Interessante, ist aber in andern Punkten bereits durch neuere Fortschritte in den letzten drei Jahren überholt, z. B. in Bezug auf die physische Beschaffenheit der Sonne. Jedenfalls würde dieser Theil nicht die Aufmerksamkeit in Europa auf sich gezogen haben, wie es die zweite Hälfte gethan hat, welche sich mit einer Polemik gegen die Ansichten des Materialismus und der Spencer'schen Philosophie beschäftigt, und die Incompetenzerklärung der Naturwissenschaft über den Zusammenhang des Physischen und Geistigen zum Resultat hat. Die Argumentation Barnard's spitzt sich in der Behauptung zu, daß das organisirende Princip (den Ausdruck „Lebenskraft" verwirft er) in den materiellen Processen, in welchen es sich bethätigt, keinerlei Kraftzuwachs hinzubringt, sondern nur das bestimmende Moment dafür ist, in welche Formen die in diese Processe eingegangenen physikalischen und chemischen Kräfte umgewandelt werden. Nach ihm haben alle sich selbst überlassenen Kräfte das Bestreben, einen Gleichgewichts- oder Ruhezustand einzunehmen, welcher eine möglichst lange Dauer verspricht, während wir in den Organismen die Kräfte ihre stabilen Gleichgewichtszustände (z. B. solide unorganische Verbindungen) verlassen sehen, um in minder stabile einzutreten (z. B. in leicht zerfallende organische Verbindungen). In beiden Fällen bleibt das Gesetz der Erhaltung der Kraft gewahrt, aber dieses Uebergehen aus stabilern in minder stabile Zustände oder Combinationen oder Erscheinungsformen bedarf selbst wieder einer erklärenden Ursache, welche weder eine Kraft (im Sinne des Gesetzes der Erhaltung der Kraft) sein kann, noch überhaupt auf physischem Gebiete gesucht werden kann, wo gerade der Uebergang in umgekehrter Richtung Gesetz ist. Diese Ursache kann daher nur eine ganz anderartige sein, ein psychisches Princip, dessen Natur uns um nichts unbekannter ist als die der physischen Kraft. „Das Bewußtsein ist für jedermann ein tiefes Mysterium; aber anzunehmen, es sei nur ein Modus der Bewegung, ist für den gewöhnlichen Verstand wenig anderes als selbstverständlich eine Absurdität."

Die incommensurable Heterogenität zwischen Innerlichkeit (Empfindung, Bewußtsein) und Aeußerlichkeit (räumliches Dasein) ist noch schärfer ausgedrückt in einer im Anhang wiedergegebenen Rede Tyndall's, welche dieser gleichzeitig in der britischen Naturforscherversammlung hielt, und welche dadurch noch mehr Gewicht erhält, daß er im Gegensatz zu Barnard nicht nur allen innerlichen geistigen Vorgängen ein Correlat in den materiellen Processen der physischen Gehirnkräfte zuschreibt, sondern auch das Wachsthum des Körpers und alle seine organischen Lebensfunctionen für rein mechanisch entstanden hält. Tyndall sagt:

> Wären unsere Seelen und Sinne so erweitert, gekräftigt und erhellt, daß wir im Stande wären, die Molecule des Gehirns selbst zu sehen und zu fühlen; wären wir im Stande, allen ihren Gruppirungen, elektrischen Entladungen, wenn deren stattfänden, zu folgen; und wären wir vollständig vertraut mit den entsprechenden Zuständen des Denkens und Fühlens: so würden wir von der Lösung des Problems gerade so weit entfernt sein wie nur je zuvor. „Wie stehen diese physischen Processe mit den Thatsachen des Bewußtseins in Verbindung?" Die Kluft zwischen beiden Klassen von Erscheinungen würde intellectuell noch immer unüberschreitbar bleiben.

Herbert Spencer behauptet nun mit den Materialisten, daß Empfindung, Gefühl und Gedanke ganz in demselben Sinne Umwandlungsformen mechanischer Kraft seien. wie Wärme, Licht, chemische Affinität u. s. w., und sich ebenso wie diese in mechanische Kraft zurückverwandeln. Bei dieser Behauptung ist aber eben jene „unüberschreitbare Kluft" zwischen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit

einfach ignorirt — man kann nicht einmal sagen: übersprungen. Barnard wendet sich daher mit Recht gegen diese Art von „Identität der geistigen Thätigkeiten und der physikalischen Kräfte". Die wahre Identität derselben liegt aber in ihrer gemeinsamen metaphysischen Wurzel, aus welcher beide nur als Erscheinungen resultiren, einerseits als die äußere, objective Erscheinung des räumlich (an sich) gesetzten Daseins, und andererseits als innere, subjective Erscheinung der Empfindung, des Bewußtseins, der Vorstellungswelt. Von dieser Identität der gleichberechtigten coordinirten Erscheinungsweisen, welche durch die Selbstentzweiung des Einen in Subject und Object entsteht und sich im Hirn des Denkers, in der tiefststehendsten Monade und in dem primitivsten Atom mit gleicher Nothwendigkeit documentirt, von dieser Art von Identität des Geistigen und Physischen hat der amerikanische Naturforscher freilich keine Ahnung. Kennte er diese Identität im Sinne der deutschen Philosophie, so würde er durch eine solche nicht die Moral und alle edlern Güter der Menschheit bedroht wähnen.

3. Ueber den ewigen Frieden. Von einem bairischen Offizier. München, Gummi. 1871. Gr. 16. 4 Ngr.

Der vorliegende, aus drei Artikeln bestehende Aufsatz, welcher bereits in den Feuilletons mehrerer Blätter die Runde gemacht hat, ist eine erfreuliche Kundgebung aus dem deutschen Süden, welcher nicht blos praktisch vor zwei Jahren den behaglichen Quietismus über Bord geworfen hat, sondern sich jetzt auch theoretisch von der privaten Beschaulichkeit idyllischer Bummelei und einem den realen Mächten des Daseins grollenden Traumidealismus abzukehren und zur kräftigen Erfassung der Realität, mit deren Mächten man rechnen muß, hinzuwenden bestrebt ist. Charakteristisch ist es, daß, wie der praktische Anschluß an Preußen zu allererst in den jüngern süddeutschen Offizieren Anklang fand, so auch die erste kräftige Mahnung in theoretischer Hinsicht, welche große geschichtsphilosophische Perspectiven an Stelle unklarer humaner Phantasien und doctrinärer liberaler Phrasen setzt, „von einem bairischen Offiziere" ausgeht. Er gelangt zu dem Endresultat, daß die fortschreitende Aenderung des menschlichen Artcharakters durch Steigerung des Mitleids, sowie das Wachsthum der Intelligenz nebst vielen andern Umständen allerdings mehr und mehr zur Herstellung eines dauernden Friedens hindrängen, daß aber für das Problem von noch größerer Wichtigkeit als die genannten Momente die unbewußt bestimmenden Factoren der Massenhandlungen sind, und daß diese nicht eher den ewigen Frieden auf Erden ermöglichen werden, als bis durch den Kampf ums Dasein Ein höchstorganisirtes Volk sich zum alleinigen Bewohner der Erde aufgeschwungen hat. Hierzu möchte die Modification am Orte scheinen, daß die wesentlich verschiedenen Klimate der Erde für immer verschieden organisirte Bewohner erfordern werden, daß aber allerdings solche klimatisch getrennte Völker vom Kampf ums Dasein ebenso wenig mehr berührt werden können, wie etwa zwei Thierarten Einer Gattung, von denen die eine die heiße, die andere die gemäßigte oder kalte Zone bewohnt. Was sonst etwa noch an der Abhandlung zu vermissen wäre, ist die Andeutung der Nothwendigkeit einer Untersuchung, inwieweit staatliche Organisationen (Conföderationen u. s. w.) geeignet und im Stande seien, die Kriege, wenn auch nicht unmöglich, so doch minder häufig und wahrscheinlich zu machen — eine Frage, die Lasson („Princip und Zukunft des Völkerrechts"), wie wir glauben mit Unrecht, entschieden verneint.

Die Klarheit und Höhe der Anschauung sowie die Lebendigkeit der Sprache lassen die kleine Broschüre unter anderm auch zur Vorlesung in den jetzt so zahlreichen wissenschaftlichen und Bildungsvereinen als geeignet erscheinen.

4. Die Welturkunde. Metaphysiologie des menschlichen Gehirns. Die Weltregung in ihrem Grund- und Ausbau zu der regen Welt des Anubhavan-Ahamkrita-Banppa. Erster Theil. Leipzig, M. Schäfer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der anonyme Verfasser stellt sich dem Materialismus wie dem traditionellen Theismus gleich schroff gegenüber und strebt nach einem naturphilosophischen Monismus oder Pantheismus. Zum Urprincip nimmt er das unbewegte Bewegende des Aristoteles oder, wie er es nennt: das unerregte Ur-Rege, das er mit dem zweiheitslos-Einen oder, wie er sagt, zweitlos-Einen der Vedantaphilosophie identificirt. Dazu bringt er etwas Kant-Schopenhauer'schen Idealismus, etwas Dubois-Reymond'sche Nervenphysiologie und etwas Humboldt'sche Naturanschauung, und übersetzt Schopenhauer's Kategorie des Willens in die des Regen, Erregenden, Erregten, Regung, Erregung. Was der Abdruck von 137 Seiten aus Humboldt's „Kosmos" in der Einleitung mit dem Inhalt des Buchs zu thun hat, ist nicht recht ersichtlich. Die Terminologie ist theils närrisch auf eigene Hand, theils beglückt sie den deutschen Leser mit Nachbildungen indischer Schulausdrücke, als ob er nicht schon an den einheimischen genug zu verdauen hätte! Im ganzen sieht es in dem Kopfe des Verfassers recht wunderlich aus, und selbst wo ein guter Gedankenkeim auftauchen möchte, geht er an der Verschrobenheit des übrigen zu Grunde. Irgendetwas Neues oder Beachtenswerthes ist in dem glänzend ausgestatteten Buche nicht zu finden.

5. Die Philosophie des Bewußten und die Wahrheit des Unbewußten in den dialektischen Grundlinien des Freiheits- und Rechtsbegriffs nach Hegel und C. L. Michelet entworfen von Franz Chlebik. Berlin, Loewenstein. 1870. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser, ein österreichischer Beamter, der seine Muße der Hegel'schen Philosophie widmet, stellt sich in dieser dem Hegelianer Michelet gewidmeten Broschüre die Aufgabe, einen ergänzenden Nachtrag zu seinen früher erschienenen „Dialektischen Briefen" zu bieten. Bei seiner dialektischen Behandlung des Freiheits- und Rechtsbegriffs hält er sich möglichst auf Hegel'schem Boden und bedient sich häufiger Citate, um durch den unmittelbaren Hinweis auf die Gedanken des Meisters die grundlegende Bedeutung derselben gegenüber „der drängenden Flut neuerer und neuester Treibhauserzeugnisse" zu erneuter Anerkennung zu bringen.

Dies möge auch zur Rechtfertigung des aus mehr als einem Grunde anmaßend erscheinenden Titels des Schriftchens dienen. Dem mit so sinnigem, leider aber nicht vollem Verständniß gesammelten, so anziehend gruppirten, reichen inductiven Stoffe

in E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" darf wol mit Originalien eines Hegel ein Paroli geboten werden.

Dieser Ankündigung am Schluß der Widmung gemäß beschäftigt sich die Schrift zum Theil mit dem Nachweis, daß die Hauptsachen von demjenigen, was die Philosophie des Unbewußten auf inductivem Wege wahrscheinlich zu machen sucht, durch die Hegel'sche Philosophie oder doch durch deren dialektische Consequenzen als nothwendig und gewiß erwiesen seien, während andere mit Hegel im Widerspruch stehende Ansichten der Philosophie des Unbewußten bekämpft werden. Ob die aus Hegel gezogenen Consequenzen wirklich in Hegel's Sinne gehalten sind, ist hier ebenso wenig der Ort zu untersuchen, wie zu beurtheilen, ob die dialektischen Beweise stichhaltiger oder gewisser seien als die inductiven — um so weniger, als der ultra-Hegel'sche Jargon dieser Dialektik die Broschüre ohnehin für jeden außerhalb des engen Kreises der Hegel'schen Schule Stehenden ungenießbar macht.

6. Die Weltauffassung der Buddhisten. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin von A. Bastian. Berlin, Wiegandt und Hempel. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieser Vortrag ist allen denjenigen, welche sich in der Kürze über die wunderbare und originelle Weltanschauung des Buddhismus orientiren wollen, bestens zu empfehlen. Der Verfasser, der an umfassendem Wissen vielleicht von keinem der Mitlebenden erreicht wird, dem es aber an Ruhe und Kraft zur Bewältigung seines ungeheuern Materials gebricht, hat es auch hier nicht unterlassen können, dem gehaltenen Vortrag ein mindestens gleiches Quantum von Notizen anzuhängen, die ihm bei jeder Gelegenheit so reichlich zuströmen, daß die Auswahl oft von barockem Zufall abzuhängen scheint. Etwas Neues ist übrigens in dem Gegebenen nicht geboten, wie man es von dem berühmten Reisenden in den Ländern des Buddhismus fast erwarten möchte. Derselbe hat überhaupt kein positives Verständniß für die Eigenthümlichkeit und den bleibenden Werth der dargestellten Weltanschauung; er verhält sich zu derselben rein negativ und zeigt am Schlusse keine Ahnung davon, daß erst in der Synthese der diametral entgegengesetzten Pole jenes vernichtungssehnsüchtigen Pessimismus und unsers modernen arbeitsfreudigen Entwickelungsstrebens die Wahrheit liegt.

7. Die Bedeutung der Philosophie für das Leben nach Plato, dargestellt von Paul Höfer. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1870. 8. 10 Ngr.

Die Arbeit überschreitet nicht das Niveau einer akademischen Studie, d. h. einer wohlgelungenen Bearbeitung eines gestellten oder gewählten Themas. Um die im Titel angegedeutete Aufgabe zu lösen, mußte das Verhältniß des Handelns und Erkennens einerseits und der idealen und sinnlichen Seite in der menschlichen Seele andererseits in der Platonischen Lehre untersucht und das so Gewonnene auf die Idee des Guten, als die Idee der Ideen, oder als höchstes philosophisches Princip, bezogen werden. Hieraus ergibt sich als Resultat, daß die Zuwendung des Menschen nach der idealen Seite seines eigenen Wesens das praktische und theoretische Streben nach der Idee des Guten zugleich in sich begreift, daß also die Philosophie, welche dieses Streben in höchster Gestalt darstellt, als Einheit von weisem Erkennen und tugendhaftem Handeln zu verstehen sei. Die Durchführung ist klar gehalten und zeugt von Kenntniß und Verständniß der Sache.

8. Der Naturwille in seinem Grundgesetze und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf. Leicht verständlich und kurz auseinandergelegt von Wilhelm Braubach. Neuwied, Heuser. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Des Verfassers Naturwille umfaßt nicht nur das, was man Instinct oder Denken nennt; er umfaßt auch ebenso Gewissen und Vernunft, sonst wären sie nicht vorhanden (?); er umfaßt den ganzen Menschen in allem Thun und Lassen, sonst wäre er der Natur nicht unterworfen; er umfaßt auch die Vorstellung und den Willen der Schopenhauer'schen Philosophie. (Vorwort.)

Der Verfasser betont mit Recht, daß das Gewissen nur erkannt werden könne, indem seine Entstehung genetisch verfolgt wird; dies glaubt er in seiner Schrift zu leisten, wir haben aber eine Aufzeigung der Genesis des Gewissens nicht darin zu finden vermocht, sondern nur die populäre Darstellung bekannter Sätze, die nirgends an das eigentlich Problematische heranreichen, sondern z. B. den Freiheitsbegriff plötzlich ganz harmlos mitten in das Gesetz der Stärkung der Triebe durch Gebrauch und der Verkümmerung derselben durch Nichtgebrauch hineinschneien lassen. Gerade diese nonchalante Art, mit philosophischen Problemen umzuspringen, könnte von seiten eines Verfassers, der sich auf eine lange literarische Wirksamkeit beruft, manchem Neuling Sand in die Augen streuen über ihre vollständige Seichtigkeit. Wie die Schrift durch eine auf dem Philosophencongreß erhaltene Anregung entstanden ist, so liegt auch die Atmosphäre des Philosophencongresses über ihr; d. h. eklektische Bildung muß die eigene Gedankenarmuth verhüllen, leerer Schematismus den Schein durchgebildeter Systematik vorgaukeln, und die moralisch-theologische Phrase schließlich das so Gebotene zu einer praktischen Wichtigkeit aufbauschen, um das stille Gefühl des theoretischen Unwerths zu übertäuben.

9. Der Gegensatzstandpunkt von C. Cratz gegen die aufgestellten Zweckstandpunkte der gestorbenen Menschen. Wiesbaden, Feller und Gecks. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Inhalt dieser Schrift entzieht sich jeder Qualification, wie nachstehende Probe erweisen mag, welche als „Oeffentliche Erklärung!" und zugleich als Quintessenz des Ganzen vorangestellt ist:

Bereits 28 Jahre, seit 1842, hat der Autor dieser Schrift den unfehlbaren Beweis constatirt, daß alle Krankheiten der Zeit vor dem Tod durch directe Berührungseinwirkungen gestorbener Menschen gewaltsam provocirt sind, constatirt, daß sogar alle Todesfälle „vorzeitig" und gewaltsam von den Gestorbenen executirt worden, daß also der spontanen Continuität des objectiven und subjectiven Seins der Menschen der Zeit vor dem Tod, ein Gegensatz von dem Jenseits, von den gestorbenen Menschen gestandpunktet ist, von welchem Standpunkt selbst jeder Abortus, welcher der Zeit vor dem Tod nicht zur Last fällt, hergeleitet werden muß.

Man glaube nicht, daß irgendein anderer Satz des ganzen Buchs verständlicher oder sinnvoller ist.

Ein origineller Kraftdramatiker.

(Beschluß aus Nr. 13.)

J. L. Klein's Dramatische Werke. Sechs Bände. [Erster Band: Maria von Medici. Luines. Zweiter Band: Zenobia. Die Herzogin. Dritter Band: Strafford. Cavalier und Arbeiter. Vierter Band: Maria. Alceste. Fünfter Band: König Albrecht. Ein Schützling. Moreto. Sechster Band: Heliodora. Voltaire.] Leipzig, T. O. Weigel. 1871—72. 8. 6 Thlr.

J. L. Klein, der gegenwärtig die Geschichte des spanischen Dramas in seinem großen literarhistorischen Werke schreibt, hat bereits in einem Drama die Koryphäen der spanischen Dramatiker, Lope de Vega, Calderon und Moreto, in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Das Trauerspiel „Moreto" ist indeß durchaus nicht dazu angethan, uns die Eigenthümlichkeit der drei Dichter in ihren Contrasten so zu charakterisiren, daß durch die Begegnisse ihres Lebens ihre Werke erläutert werden. Moreto, der Dichter vieler heitern, bis zur Spitzfindigkeit witzigen Komödien, erscheint als der Held eines unheimlichen Trauerspiels, welches in der Verkettung unglücklicher Zufälle eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit manchen Schicksalstragödien hat. Moreto tödtet in dem Drama seinen eigenen Sohn, ohne es zu wissen, während die Geliebte seiner Jugend, die ihm lange Zeit verloren war, die er für todt hält und als Gattin des Waffenschmieds Diego wiederfindet, von diesem getödtet wird, weil er sie bei einer Untreue zu überraschen glaubt, obschon sie nur den eigenen längstverlorenen Sohn in den Armen hält. Schiller sagt zwar: blinder Misverständnisse Gewalt bringt oft den Besten aus dem rechten Gleise; doch ist dies kein Stoff für die Tragödie, man müßte denn die blinde Schicksalstücke, die den Oedipus den eigenen Vater Laios tödten läßt, noch für berechtigt halten, in dem modernen Trauerspiel eine entscheidende Rolle zu spielen. So sagt doch der König selbst:

Was schwer hier ward gefehlt,
Verschuldet mehr des Scheins unsel'ger Trug
Als ein vorsätzlich überlegtes Thun,
Und stumpft denn auch, nach Ansicht und Begriff
Der Welt und Meinung, des Gesetzes Kraft.

Auch des dramatischen Gesetzes Kraft wird durch Thaten, welche des Scheins unsel'ger Trug verschuldet hat, abgestumpft, und jene Aeußerung des Königs verurtheilt eigentlich das Trauerspiel, weil blinde Zufallswirthschaft die Katastrophe herbeiführt. Welche Rolle dem Dramatiker Moreto in demselben zugetheilt ist, haben wir gesehen; die andern Dramatiker, die bei dem Cardinal Moscoso in Toledo sich zusammenfinden, sind nicht in gleicher Weise Träger der Handlung. Lope de Vega erscheint anfangs als der Vater Eliso's, der sich später als Moreto's Sohn enthüllt und dem Lope vom Könige nur zur Erziehung und Pflege anvertraut ist. Calderon aber tritt auf, um die Nichte des Cardinals, seine Pflegetochter, als Novize dem Kloster zu weihen, womöglich aber sie von der heiligen Pflicht zu entbinden. Die Scenen zwischen dieser Nichte und Eliso sind Liebesscenen von anmuthigstem Hauch reiner Kindlichkeit; daß aber diese zarten Blüten in ihrer Schuldlosigkeit ein heimtückisches Verhängniß knickt, erhöht den düstern und peinlichen Eindruck des Dramas. Der Sohnesmörder wider Willen, Moreto, weiht sich am Schluß der Entsagung im Kloster.

Das spanische Costüm der damaligen Zeit hat Klein mit großer Treue festgehalten; aber diese Frömmigkeit mit ihrer legendarischen Verzücktheit hat doch etwas sehr Fremdartiges für unser modernes Bewußtsein und gemahnt uns hin und wieder an farbenüberkleckste Heiligenbilder. An den bessern Stellen erinnert die Diction, wie oft bei Klein, an Shakspeare; an den schlechtern aber an Lohenstein. Die Ueberschwenglichkeit und mystische Trunkenheit dieser Dramatiker, besonders Calderon's, findet zwar ihre Rechtfertigung in dem Stil ihrer eigenen Dichtungen; aber was wir in diesen nachempfindend genießen, wollen wir nicht in einer selbständigen neuern Dichtung, einem Erzeugniß des 19. Jahrhunderts wiederfinden. Auch wirkt die stereotype ambrosische Beleuchtung allzu ermüdend. Alle diese würdigen Dichtergestalten sehen fortwährend den Himmel offen und schwelgen in Visionen, bei denen der ganze Apparat des Katholicismus mitwirken muß. Hören wir einige Stellen! Moreto sagt im letzten Act zu Lope:

Du Himmelsbote mir, von Gott gesandt!
O meiner Seele mannasüßer Tröster! —

und dann im nächsten Monolog:

Cherub du,
In dessen Blut die himmlischen Genossen
Dort oben nun die lichten Flügel tauchen,
Gleichwie in Märt'rerblut, um es zu wahren
Als ew'gen Purpurs heilige Reliquie —
Wenn deine Wunde nicht beim Anblick dieser
Grimmmörderischen Hände heftiger
Beginnt zu fließen — hör' mein Flehn, und laß
Nicht schwerer in die Wagschal' meiner Schuld
Die Tropfen, um der Lindrung willen, fallen,
Die sein nun aufgegebnes Vaterrecht
In mein zerrüttet Herz gestößt!

Calderon sagt ebenfalls im letzten Act:

Beschirm' ihn, heil'ger Gott, mit deiner Gnade!
(Niederkniend.)
Wach' über ihn! Errette seine Seele! daß er
Des Unheils überströmend Vollmaß nicht,
Mit seines ew'gen Heils Gehalt und Anspruch,
Verzweiflungswild zuschleudre der Verdammniß! —
Laß ihn, barmherz'ger Gott — den Schuld und Frevel
Mehr meuchlings überfielen, als daß er
Sie rief — laß ihn nicht ganz den finstern Mächten,
Nicht rettungslos verfallen! — Mir, o Herr,
Mir aber leih' die Kraft, daß meine Worte
Vergebens nicht sein qualverstocktes Herz,
Vor Weh und Jammer taubes Herz, bestürmen!
Mit deines Altars Glut laß einen Engel
Die Lippe mir berühren, daß sie schnell
Des Grames seelumfinsterndes Gewölk,
Beredten Hauchs, zerstreu' und trostvoll lichte,
Dem bösen Geist ihn abgewinn', und dir
Zurück ihn führe, dir und deinem Heil!

Moreto schwelgt nach der schrecklichen Enthüllung in dantesken Höllenphantasien:

Wie Gottes Gnad' ist mir sein Thau verschlossen,
Kein Tröpfchen Mitleid schenkt es mir ... Und Teufel,

Wenn sie es sähen, heulend würden sie
Der Hölle Feuer mit Thränengüssen löschen ...
Und wenn gelöscht sie's hätten — meine That,
Sie facht des Abgrunds Pfuhle wieder an,
Die blind verübte, höllenblinde That!

Dann sieht er sich in „Wirbel von siedend heißem Blut, in der Verdammten Grüft' und Feuerschlünde" hinabgestürzt. Am Schluß in visionärer Verzückung ruft er aus:

Ihr heil'gen Klänge! Gnadenwogen, schwellend
Wie Jordans Wasser aus des Täufers Hand,
Fühl' um mein Haupt ich, gotterhellt, euch rieseln ...
(Mit verzücktem Aufblick und ausgebreiteten Armen.)
Durchbohr' mit deinem Blutstrahl, himmlisch Kind,
Die Hände mir! Zerspalt' in süßer Pein
Mein sündig Herz mit einem Dornenstachel! ...
Daß es, geläutert, sich in frommer Buße
Dir ganz hingebe, dir allein sich weihe,
Entsagend aller Eitelkeit der Welt!

Doch auch abgesehen von diesen katholisirenden Ueberschwenglichkeiten verfällt die Diction in „Moreto" oft in offenbaren Schwulst. Wir haben in unserer „Poetik" gegen den einseitigen Tadel mancher Katachresen protestirt, die nur dem freiern Flug der Phantasie ihren Ursprung verdanken; aber eine Fülle gesuchter und geschmackloser Bilder überschreitet doch das Recht der Freizügigkeit, welches man der Phantasie zugestehen muß, und macht den Eindruck eines trüben Qualms, in welchem Gedanken und Empfindungen ersticken. Diego sagt z. B.:

Und naß mein Auge?
Und Thränen über meine Wangen? — Pfui!
Wenn ihr nicht, wie des Ungewitters Ströme,
Aus düstrer Wimper rollt mit Donnergrimm —
So werdet roth vor Scham und sprühet Blut!

Mit Donnergrimm rollende, blutsprühende Thränen — das erinnert doch lebhaft an Lohenstein. Calderon sagt an einer andern Stelle von denselben Thränen:

O Thränen, Gnadenthau! O Wundertropfen
Und himmlisch Antidot des triefenden
Medusenhaupts! Die süß ihr wieder schmelzt,
Was träufelnd dies versteint!

Das ist ebenfalls ungenießbarer Bombast. An einer andern Stelle sagt Moreto:

Horch! Die Wände singen ihm
Ein Klagelied.... Mit Wehgeheul zerschlagen
Die Bäume sich die Wangen und die Brüste,
Zerraufen sich das Haar, und strömen Thränen,
Die Hände ringend, auf ihn nieder.

Bäume, welche sich die Wangen und die Brüste zerschlagen, bieten jedenfalls ein etwas unnatürliches Schauspiel dar. Wo wir die Dichtung aufschlagen, stoßen wir auf ähnliche Stellen einer ins Maßlose und Geschmacklose sich verirrenden Phantasie. Weit seltener ist es, daß, wie in Klein's andern Dramen, in geklärtem Bilderreichthum die Sprache des Affects und der Leidenschaft einen hinreißenden Ausdruck findet. Moreto sagt in tiefster Zerrüttung:

Schützt mich,
Ihr Geister des Verderbens! ... Schwinge, Wahnsinn,
Die schwarzen Flügel über mich! ..
(Vom Fenstersims niedersehend und bis in die Mitte der Bühne vorstürzend.)
Er that's — nicht ich! — Du! — spricht dein fahler Mund,
Und rasselnd, wie aus Dornen Schlangenbrut,
Sträubt hoch der Furien Vipernhaar sich auf
Und zischt als Echo durch die Höll' es nach! ...
Ich that's! der ihm des Argwohns Gift geflößt
Mit Skorpionenstachel ins Gemüth!
Dich schändend mit Verdacht, die makellos
Vor allen mir doch mußte gelten ... keusch
Und rein und heilig, wie der Alabaster,
Zu dem der grause Mord dich hat geküßt!

Das ist wol die Sprache eines zerrissenen Gemüths, aber die Mischung classisch-mythologischer Bilder mit den sonst gewählten Bildern der katholischen Legende wirkt befremdend und einzelnes erscheint uns geschmacklos, wie daß der grause Mord das ermordete Frauenbild „zu Alabaster küßt!"

Wenn Klein in seinem Drama „Moreto" den Vater, ohne es zu wissen und zu wollen, den eigenen Sohn umbringen läßt, so läßt er auch in seiner Dichtung: „Strafford", Vater und Sohn sich mit gezogenen Schwertern gegenübertreten. Aristoteles sagt, daß diejenigen Collisionen echt tragisch sind, welche in Verhältnissen ausbrechen, deren Wesen die Liebe ist. Es heißt im vierzehnten Kapitel seiner „Poetik": „Machen Freunde einander unglücklich, tödtet ein Bruder den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn seine Mutter, oder wollen sie dieses erst oder etwas Aehnliches thun, den Stoff wählet." Die Wahl solcher tragischen Collisionen ist ohne Zweifel berechtigt; aber während wir gegen den blinden Zufall protestiren mußten, der in „Moreto" zum tragischen Ausgang führte, müssen wir in „Strafford" dagegen Einspruch erheben, daß ein solcher Conflict als nebensächlich und episodisch behandelt wird. Wo er auftritt, muß er gleichsam alles Lebensblut der Tragödie absorbiren. Der Held des Trauerspiels ist jener Sir Thomas Wentworth, der anfangs als Führer der Opposition gegen Jakob I., später als Vorkämpfer der petition of rights im Parlamente gegen Karl I. sich einen Namen machte, dann aber, als die puritanischen Bestrebungen in der Opposition die Ueberhand gewannen, des Königs treuester Diener wurde als Statthalter von Irland, als Bekämpfer der schottischen Rebellion, und zuletzt, angeklagt vom Parlament, sein Haupt auf den Block legen mußte. Klein's Muse greift kühn herein in diese Fülle des historischen Lebens; doch indem der große Kampf der Parteien vor unsern Augen auf- und niederwogt und der Held in diesem Kampfe ringt und fällt, wird der Conflict zwischen Vater und Sohn, soviel wir wissen die Erfindung des Dichters, nicht zum Angelpunkt der Dichtung gemacht, sondern nur als eins der Momente des Parteienkampfs in die Handlung verwebt. Die Anhänger der „Historien" mögen dies vollständig gerechtfertigt finden; wir meinen, daß entweder jener Conflict auf historischem Hintergrunde die Seele des Dramas werden mußte oder lieber gar nicht in dasselbe aufgenommen werden durfte. Das Drama verlangt einmal einen einzigen Brennpunkt der Handlung; verworrene und massenhafte Compositionen, vielköpfige Gruppen, die alle in gleichem Lichte stehen, zerstreuen die Hörer und Schauer, welche von Bild zu Bilde schweifend niemals jene concentrirte Theilnahme, die Mutter großer Erfolge und bleibender Wirkungen, empfinden.

Was den geschichtlichen Theil des Dramas betrifft, so hält sich Klein getreu an die Historie und dramatisirt

Strafford's Schicksal von der petition of rights bis zu seinem großen Proceß und seiner Hinrichtung. Die Familienconflicte aber sind auf folgender Erfindung aufgebaut. Strafford hat einen Sohn, Hauptmann Richard Percy, aus einem Verhältniß mit der jetzt verwitweten Gräfin von Carlisle. Sie war ihm vorher schon von dem Vater versprochen worden, und aus Parteizwist wies er den Bewerber ab; Richard gilt aber für den Sohn aus erster Ehe, die nur wegen eines formellen Versehens keine Gültigkeit gewann. Diese Vorgeschichte ist sehr verwickelt und, wie oft in den Klein'schen Dramen, nicht mit so frappanten Zügen vorgeführt, daß wir uns von Haus aus in dieselbe hineinleben können. Man muß sie studiren — und das ist schwer möglich, wenn sie uns von der Bühne herab vorgetragen wird. Richard liebt nun ein puritanisches Mädchen, dessen Vater zur Ausstellung am Schandpfahl und zum Kerker von dem bischöflichen Gericht verurtheilt wird; er will diesen befreien und wird so in die Reihen der Rebellen gedrängt, kämpft in Schottland gegen den eigenen Vater, den er indeß, als dieser zum Tode verurtheilt ist, aus dem Gefängniß zu befreien sucht und fällt als Opfer des gewaltsamen Befreiungsversuchs. Die Mutter, Gräfin Carlisle, verfolgt des Sohnes Los mit inniger Theilnahme und erregt Antheil durch das tragische Geschick, daß sie sich als Mutter nicht bekennen darf. Das Drama ist jedenfalls bedeutender als „Moreto", diese katholisirende Schicksalstragödie; es hat einen großen geschichtlichen Wurf und einzelne bedeutende Scenen, wie namentlich die große Scene zwischen König Karl I. und Wentworth im ersten Acte, in welcher das Parlamentsmitglied für den König gewonnen wird. Sein politisches Credo spricht Wentworth in dem darauffolgenden Monolog aus:

Ist Irland, das unglückliche — dies Chaos
Von Tyrannei, Gemetzel und Bedrückung,
Beruhigt erst, geordnet; Schottland erst
Zurückgeführt zu willigem Gehorsam:
Dann wird auch dieses Englands spröder Geist
Zu einklangsvoller Harmonie sich fügen.
Der angeerbten Formen kluge Wahrung
Lehrt dies auch bald, der königlichen Macht-
Vollkommenheit sich schmiegsam unterordnen. —
Ein starkes Königthum, es kann den Völkern
Ersatz für einen starken König leisten.
Und solches Königthum will ich ihm gründen,
Das sich von dem des Festlands in der Form,
Nicht in dem Wesen unterscheiden soll:
Das Parlament, dem Hofe gegenüber,
Selbständig, frei, unbeugsam und geharnischt;
Doch für den höchsten Zweck: des Landes Ruhm
Und Machterhöhung, ein gehorsam Werkzeug
In des Monarchen leitungsfester Hand —
Ein Königthum ihm gründen, flottenmächtig,
Regierungsstark; von Burleigh's Geist durchdrungen;
Vom Geist der Königin Elisabeth
Durchweht, das bald nach außen, siegesmächtig
Und furchtbar, soll die innre Stärke wenden,
Und seines Reichs vereintes Dreigebiet,
Wie einen Dreizack, über Meer und Länder,
Allherrschend schwingen! — Meine Bill der Rechte
Sei der scheinlosen Wurzel Grundgeflechte,
Woraus die dreigetheilten Staatsgewalten
Sich, machtvereint, zur Wipfelkron' entfalten! —

Große historische Haupt- und Staatsactionen dramatisch und theatralisch wirksam zu gestalten, gehört zu den schwierigsten Aufgaben dramatischer Dichtung. Glänzende Muster des Arrangements von Massentableaux sind Schiller's politische Reichstagsscene aus dem „Demetrius", dann die deutsche Reichstagsscene aus Werner's „Weihe der Kraft", aus Shakspeare's Werken die Scene auf der Galere des Pompejus am Vorgebirge von Misenum. Vergleichen wir mit diesen Meisterstücken der geschichtlich dramatischen Tableaux die große Parlamentsscene aus Klein's „Strafford", so erkennen wir, daß dem Dichter jene theatralische Anschauung fehlt, welche Schiller und Shakspeare in hohem Maße eigen war, die durchsichtige Gliederung und Gruppirung der einzelnen Bestandtheile des Bildes zu harmonischer Gesammtwirkung. Hier im großen Gerichtssaal von Westminsterhall müssen wir von den Anklägern und dem Angeklagten uns bald nach links, bald nach rechts in die Logen wenden, wo Gräfin von Carlisle, wo der König und die Königin ihren Antheil an dem Vorgang durch beiseite gesprochene Worte bezeugen. Es ist eine Unruhe in diesem dramatischen Bild, wie auf den Gemälden von Tintoretto, und erst als der König selbst die Vertheidigung des Lords übernimmt, gewinnt das Ganze einen einheitlichern Charakter.

Ueber die bisher noch nicht besprochenen Dramen Klein's können wir uns kürzer fassen, sie gehören zu den schwächern Arbeiten des Dichters. Ein wahres Monstrum von Geschmacklosigkeit mit scheußlichen Motiven, grellen Contrasten, einer hin- und herzuckenden, convulsivischen Beweglichkeit der Handlung ist das Drama: „Cavalier und Arbeiter", ein Drama des vierten Standes, wie neuerdings Schaufert seinen „Vater Brahm" getauft hat. Das Stück ist jedenfalls ein Muster genialer Kraftdramatik, und die seligen Stürmer und Dränger, wie Lenz und Klinger, müssen sich in ihrem Grabe umdrehen vor Neid über ein Werk, das ihnen alle Lorbern der wüstesten Genialität streitig macht. Die Vorgeschichte des Dramas ist wieder etwas verwickelt, aber in medias res werden wir geführt; denn das Stück beginnt gleich mit einer That, die den Namen Schandthat im höchsten Grade verdient und selbst in den Annalen der Criminalstatistik zu den Seltenheiten gehören dürfte. Für ein dramatisirtes Stück „Pitaval" konnte es keine passendere Einleitung geben als diese Brandstiftung, die ihren Feuerschein über die ersten Acte wirft. Hr. Berthold von Brünegg-Felsing kündet uns gleich in den ersten Scenen in dem Zwiegespräch mit einem Individuum, das er durch seine Fürsprache vom Strang errettet hat, und in einem Monolog, den er zum Theil an die seidene Schnur, ein in seinem Aermel befindliches Erdrosselungsmittel richtet, sein harmloses Vorhaben an, welches darin besteht, daß er seine Braut verbrennen und im Nothfall erdrosseln will. Dies läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig; die Motive zu diesem unzarten Benehmen eines Bräutigams sind indeß ohne längere Auseinandersetzungen nicht verständlich. Ein Herr Birkenfels, reicher Fabrikbesitzer, hat aus seiner ersten Ehe ein Kind, Gabriele, das er schon in der Wiege zugleich mit seiner Mutter verstoßen hat, um als zweite Gattin vor sechzehn Jahren ein weibliches Wesen heimzuführen, welches des Herrn von Brünegg-Felsing Geliebte war und in die Ehe zugleich mit ihr

„noch etwas mehr" hinübernahm; das heißt, die Tochter des Herrn von Birkenfels aus dieser zweiten Ehe, Leontine, ist eigentlich die Tochter der Herrn von Brünegg-Felsing. Nun hat der alte Fabrikherr aus Reue seiner verstoßenen, legitimen Tochter eine Schenkung von einer Million verbrieft „auf Gütern gegründet, die ursprünglich dem Hause Hohenhorst gehörten, und an deren Rückerwerb, den die Familie sehnlichst wünscht, nichts als die Verbindung zu knüpfen wäre, die der junge Erbe des stolzen, dem regierenden Fürsten verwandten Hauses, Alexander von Hohenhorst, mit Leontine schließt".

Diese civilrechtlichen Verwickelungen bilden eine Art von Rattenkönig, dessen Schwänze sich nicht leicht auseinanderzerren lassen. Und was thut nun der wackere Herr von Brünegg-Felsing in dieser verwickelten Situation? Er hat eine Braut, welche das Unglück hat, eine Million zum Geschenk erhalten zu haben; doch er will dieser Unannehmlichkeit entgehen und das Geld lieber seiner wirklichen Tochter zuwenden, der es durch die Schenkung entzogen worden ist. In dieser uneigennützigen Vaterliebe sucht er den obenerwähnten Ausweg, auf den so leicht niemand verfallen wäre; er will einfach seine Braut „verbrennen" und schon vor der Hochzeit den indischen Witwentod sterben lassen — ein haarsträubender Frevel, der zugleich ein haarsträubender Unsinn ist! Die Katastrophe bricht denn auch schon im ersten Act los; das Feuer bricht aus; Gabriele wird mit genauer Noth von einem Arbeiter Wolfram und dem jungen Fürsten von Hohenhorst aus den Flammen gerettet, Herr von Brünegg aber macht sich schon vorher, in dem freudigen Glauben, daß seine Braut verbrannt sei, mit ihrem Kästchen auf den Weg.

Wie im ersten Act eine versuchte Brandstiftung, so bildet im zweiten eine versuchte Nothzucht den Mittelpunkt der Handlung. Die unglückliche Gabriele wird in dem Gasthof, wo die Schreckensscenen spielten, zur Pflege zurückgelassen; diese Wirthin aber ist eine Kupplerin, und findet es angemessen, ihren Schützling dem Rentier Forbes in die Hände zu spielen, der ein freches Attentat auf Gabrielens Tugend macht, welches diese mit einem brennenden Scheit und mit den bombastischen Worten abwehrt: „Dieser knisternde Brand glüht ihm mit speiendem Abscheu ein unvergängliches Schandmal ins Gesicht." Forbes flieht vor dem „speienden Abscheu", und Gabriele selbst entkommt mit Hülfe eines tüchtigen Bauernmädchens, Gretchen, in ein benachbartes Fabrikstädtchen, wo die Fabrik des Herrn Birkenfels sich befindet. Hier gerathen wir nun in eine Arbeiterbewegung, deren Held und Vorkämpfer Wolfram ist, jener Arbeiter, welcher Gabriele aus den Flammen erretten half. Wir wollen hier der vielfach zerfahrenen Handlung nicht in alle Volksscenen, Kampfscenen, in die Verbrecherspelunken folgen, wo sich Mysterien wie diejenigen von Eugène Sue abspielen, nicht die Intriguen der verschiedenen Parteien, das Eingreifen des Militärs u. s. f. weiter nacherzählen. Wir heben nur aus diesem Mischmasch der Handlung, aus diesem Durcheinander tumultuarischer Scenen hervor, daß Herr von Brünegg abermals mit seiner Gabriele zusammentrifft und natürlich wieder sie ermorden will, daß der Fürst dazwischentritt, sie abermals rettet und für seine Gattin erklärt; doch Dinah, die Jugendgeliebte des Herrn von Brünegg, die Mutter Leontinens, jetzt die Frau von Birkenfels, spinnt mit Brünegg zusammen Intriguen gegen den Fürsten selbst. Die Unruhen der Arbeiter sollen geschürt werden, um dem benachbarten Militärstaat einen Vorwand zum Einrücken der Truppen und zur längst beabsichtigten Annexion zu geben. Herr von Brünegg macht einen dritten Mordversuch. Er zieht von dem Gerüst von mächtigen Eisenstangen, welches das Brautbett der Prinzessin umgibt, die Schrauben ab, sodaß diese über ihr zusammenbrechen und sie erschlagen müssen. Nun liegt aber nicht Gabriele in dem Brautbett, sondern Leontine, welche die Mutter in seiner Berechnung an ihre Stelle gebracht hat, und neben der erschlagenen Tochter tödtet sich die Mutter mit einem Pistolenschuß; Wolfram, der Arbeiter, der noch eine alte Familienrache an dem Herrn von Brünegg auszuführen hat, spaltet ihm mit einer Art den Kopf, doch vorher hat dieser mit einer seidenen Schnur Gabriele erwürgt, der verwundete Prinz stirbt ebenfalls. Nur der Arbeiter Wolfram bleibt leben und schließt am Schluß des Stücks einen Todesbund für Recht und Freiheit. Eine früher entehrte Wahnsinnige, ein liebestoller Candidat bilden episodische Figuren der Handlung.

Dieser ganz unsinnigen Fabel, deren Helden von Mordmanie besessen sind, entspricht die Diction des Stücks, welche ein Nonplusultra von Schwulst und Geschmacklosigkeit bietet, in einem Kraftstil, vor welchem Schiller's „Räuber" erblassen; wir können hier nur einige Wendungen hervorheben.

„Ein Gewühl von Pein, Bedrängniß und heimlichen Gelüsten glimmt in meinen Eingeweiden."

„Hinab, Hölle! Aufrecht, Nacken! Sei Stahl, nun Herz, Stirne, Felsschild eines Geistes, gib Feuerfunken. Mein Wille — daß Sie's wissen, schlägt klaftertiefe Wurzeln in die Grundfesten dieses Schlosses und zersprengt es in Trümmer! Reden Sie! Meine Sehnen sind gespannt wie Flintenrohre.

Weg — hinweg! Hier nimmt der Mörder vor sein scheußliches Gesicht die Maske verfallener Zeiten und will mich mit der Fratze schrecken ... Schwinde, Trug! Der starre Panzer, womit Grausen meine Seele wappnet, ist von Eis."

„Ein Krater tobt in meiner Brust — sie liegt in Wehen mit einer Hölle."

„In das Chaos wilder Zerstörung lass' ich die brennenden Thränen meines Grimms fallen, und Ungeheuer der Rache wimmeln auf u. s. f."

Ein sehr confuses Lustspiel, über das sich wenig sagen läßt, ist „Alceste", das auch in gegenwärtiger Zeit spielt. Abenteurer, Glücksritter, Heirathsagenten drängen sich in buntem Gewirre; nur die weiblichen Charaktere, Stephanie und Clarisse, flößen einiges Interesse ein, auch die Idealfigur des Stücks, welche die Braut heimführt, der Bildhauer Reginald. Im übrigen ist die Komik des Stücks forcirt bis zur Ungenießbarkeit: Hirsenagel, Röllichen, Trappreiter, lauter Barockfiguren aus einer modernisirten commedia dell' arte — und wer sich an einem burlesken Spaß ergötzt, der mag aus dem Durcheinander plumper Intriguen einzelne Scenen herauslesen und sich darüber amusiren, wie die Rittmeisterin von Rammelhofen, eine groteske Titanide, mit ihren Domestiken

Komödie spielt, oder wie der Baron sich auf und in dem Modellpferde des Bildhauers versteckt. Das Ganze macht einen verworrenen und unerquicklichen Eindruck; dem Autor gelingt es nicht, uns für irgendeine Intrigue und ihre Durchführung zu interessiren.

Klarer gehalten, aber ganz unbedeutend ist der „Schützling", eine dramatisirte Anekdote, welche Stoff für einen Act bietet, aber zu drei Acten breit geschlagen ist, indem die Nebenfiguren mit einer komisch überladenen Charakteristik weitschweifig ausgearbeitet sind. Die Kaiserinnen Marie Luise und Josephine beschützen dasselbe Kind, das an demselben Tage mit dem König von Rom geboren ist. Die Rivalität beider Kaiserinnen und ihrer Agenten bildet den Angelpunkt der Handlung; doch ist ihre Begegnung ohne dramatisches Geschick ausgeführt und die Pointe der Anekdote sehr matt.

Wir haben fast sämmtliche Dramen Klein's mit Genauigkeit analysirt, weil sie darthun, wie die Vorzüge eines phantasievollen und für die Tragödie veranlagten Kopfes durch die wüste Genialität kraftdramatischer Ueberlieferung und durch blinde Shakespearomanie an gedeihlicher Wirkung gehindert und oft tief in Schatten gestellt werden, sodaß die besten Productionen des Dichters, welche das Gepräge bedeutender Schöpferkraft tragen und viel hervorragend Schönes bieten, mindestens dadurch beeinträchtigt und gefährdet werden, während die schwächern ganz in Confusion und zum Theil sogar in hirnverbrannter Ueberschwenglichkeit und Lohenstein'schen Geschmacklosigkeiten über- und darin untergehen.

Rudolf Gottschall.

Naturwissenschaftliches.

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 110—113. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Heft 110. Das Leben in den größten Meerestiefen. Von E. Haeckel. Mit einem Titelbild in Kupferstich und drei Holzschnitten.

Dieser Vortrag enthält interessante Nachrichten über das Leben auf und in dem Meeresboden in großen Tiefen. Bekanntlich war man lange der Meinung, daß Pflanzen und Thiere nur an den Küsten und nur bis in sehr geringe Tiefen zu finden seien, weil bei dem vollständigen Mangel des Lichts und der Wärme und bei dem ungeheuern Druck des Wassers an den tiefsten Stellen kein Leben möglich sei. Hierfür sprach nach den Untersuchungen von Forbes auch die Wahrnehmung, daß mit dem Hinabsteigen ins Meer zonenweise immer unvollkommenere Formen organischen Lebens gefunden werden. Man glaubte annehmen zu dürfen, schon unterhalb 2000 Fuß sei das organische Leben völlig erloschen. Es ist jedoch schon länger bekannt, daß dies in Beziehung auf das Thierleben unrichtig ist, und namentlich Fische und Krebse noch in solcher Tiefe, und Muscheln, Sternthiere u. s. w. auch in größern Tiefen sich finden. Neuere Untersuchungen des Meeresbodens, welche theilweise für den praktischen Zweck der Legung von Telegraphentauen, theilweise in rein wissenschaftlichem Interesse angestellt worden sind, haben gezeigt, daß auch der Meeresboden in großen Tiefen noch Leben birgt. Der Schlamm, der von dort heraufgeholt worden, enthält mikroskopisch kleine lebende Wesen in ungeheuerer Zahl. Der Verfasser gedenkt dieselben zu den Urwesen zu zählen, weil er sie weder zu den Thieren noch zu den Pflanzen rechnen und über ihre Entstehung und Ernährung nichts Haltbares sagen kann. Von diesen kleinen Schleimklümpchen kommt er denn auf den „hochwichtigen Urschleim" im allgemeinen und auf die Bedeutung verschiedener Arten Schleimklöschen im besondern für die Darwin'sche Ansicht. Damit muß man dann allerdings die interessanten Mittheilungen über Thatsächliches, in welchen der wesentliche Werth des Vortrags besteht, etwas theuer bezahlen.

Es ist eine starke Geduldprobe, wenn es immer wieder mit allerlei hochtrabenden Phrasen für den einzig richtigen naturwissenschaftlichen Standpunkt erklärt wird, die Darwin'sche Hypothese nachzubeten und gezwungene Gründe für zwingende gelten zu lassen. Diese Hypothese hat ihre Bedeutung. Sie hat in der Wissenschaft vielfach anregend gewirkt. Sie erklärt zwar nicht, wie der Verfasser behauptet, die Geheimnisse des Lebens selber, aber einzelne Lebenserscheinungen auf originelle Weise. Sie befeuert ihre Jünger zu emsigen Forschungen, bei deren Ergebnissen jedoch eine vorsichtige Scheidung des objectiv Wahren von den Einflüssen der Tendenz dringend geboten erscheint. Sie kann die fabrikmäßige Aufstellung neuer Gattungen und Arten, die von manchen Naturforschern beliebt wird, heilsam im Zaume halten. Aber sie hat doch nur die Bedeutung einer vorübergehenden Erscheinung, wenn auch manche ihrer Vertheidiger erstaunlich große Worte sehr gelassen aussprechen. Wer gerade darauf erpicht ist, Affen zu Vettern und Beutelthiere zu Urgroßvätern zu haben, soll ganz unbedenklich auch diesem Geschmack folgen dürfen, möge es aber als eine Concession ansehen, die das Recht nicht in sich schließt, andern, welche einen anständigern Stammbaum zur Menschenwürde rechnen, denselben abzusprechen. Auch wäre es namenlos traurig, wenn die Naturwissenschaft, wie der Verfasser in mögliche Aussicht stellt, schließlich wieder beim Urschleim ankäme als dem Uranfang des organischen Lebens. Wo kann man doch endlich hingerathen, wenn man lange auf einem Princip herumreitet!

Heft 111. Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. Von Justus Roth.

Die norddeutsche Ebene bietet der geologischen Betrachtung zunächst ein sehr einfaches Bild, sofern die Ablagerungen aus Sand, Thon, Lehm und kalkhaltigem Lehm bestehen, in welchen größere oder kleinere Bruchstücke älterer Gesteine eingebettet liegen. Aber während

sonst am Fuße jedes größern Gebirgs ähnliche Erscheinungen sich darbieten, indem zu Tage liegendes Gestein verwittert und durch das Wasser in die Ebene geführt wird, so können die dortigen Gesteinstrümmer nicht auf die anliegenden südlichen Gebirge zurückgeführt werden. Ihre ursprüngliche Heimat ist im Norden zu suchen.

Die Wissenschaft muß große Veränderungen annehmen, welche in vorgeschichtlichen langen Zeiträumen in Form und Höhenlage der Länder und in Form und Tiefe der Meere und im Klima stattgefunden haben, um jene und ähnliche Erscheinungen zu erklären. Daß die jetzigen Gestaltungen von Land und Meer nicht als von jeher feststehende betrachtet werden können, daß Hebungen und Senkungen der Erdrinde und große Veränderungen in der Temperatur stattgefunden haben, zeigen die Reste von Meeresthieren, die auf hohen Gebirgen, tropische Pflanzenreste, die an Orten mit jetzt niedriger Temperatur gefunden werden. In der Gletscherperiode, der Eiszeit, waren die Umrisse und Höhenverhältnisse der Länder in Nordeuropa ganz anders als jetzt. Der englische Kanal war noch nicht vorhanden, Nord- und Ostsee noch nicht verbunden, wogegen die letztere mit dem arktischen Meere zusammenhing, was den hochnordischen Charakter der damaligen Thiere der Ostsee erklärt. Die Skandinavische Halbinsel war höher, fast ganz vergletschert. Die Gletscherstreifen am Gestein der gegen Süden abfallenden Gebirge zeigen eine Bewegung von Eis und eingeschlossenen Steinen nach Süden. Auch Finnland hatte eine andere Höhenlage, und dort ist die Gletscherstreifung von Nordwest nach Südost gerichtet.

Das skandinavische Gletschereis brachte die Gesteinstrümmer des skandinavischen Gebirgs an das Meer und übers Meer nach Norddeutschland. Aus ihren Verwitterungen und Zermahlungen bildete sich Sand und Thon, mit denen jetzt spätere Bildungen gemischt sind, welche theilweise durch die Flüsse von Süden zugeführt wurden.

Allmählich entstand durch theilweise Hebung und Senkung des Bodens das jetzige Verhältniß von Land und Meer, die Vergletscherung verschwand und ging nach und nach in das jetzige Klima über. Auch die Richtung der Flüsse wurde im Laufe der Zeit gegen Osten abgelenkt. Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene ergibt eine nach der Tertiärzeit erfolgte Ablagerung durch lose Massen, welche wesentlich dem Norden entstammen; diluviale Bildungen aus den allmählich sich hebenden und aus dem Meere auftauchenden Gebiet, darüber ältere Alluvialabsätze, endlich jüngere und recente Bildungen theils durch die Flüsse vom Süden, theils durch Auslaugungen und chemische Niederschläge. Eine Reihe von Vorgängen, deren lange Zeitdauer durch die Veränderungen der Thier- und Pflanzenwelt bezeugt wird, deren Anfang weit zurück liegt jenseit der beglaubigten Geschichte, deren Wahrscheinlichkeit aber in dem höchst interessanten und geistreichen Vortrag auf überzeugende Weise nachgewiesen wird.

Heft 112. Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Von J. Berger. Mit neun Holzschnitten.

Durch Vergleichung der modernen und antiken Heizungs- und Ventilationsmethoden, soweit wir die Einrichtungen der Alten aus den vorhandenen Ueberresten noch beurtheilen können, kommt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß die Alten, ohne die Principien einer rationellen sparsamen Heizung zu kennen, und ohne das Bedürfniß einer wirksamen Ventilation zu fühlen wie wir, doch in ihrem einfachen ungetrübten Natursinn besser geheizt und ventilirt haben als wir, und daß wir zu ihrer Methode zurückkehren sollten.

Die moderne Heizung schlägt an den Wänden Feuchtigkeit nieder, verliert eine große Menge Wärme an Decke, Wände und Fenster, setzt den Kopf in heiße, die Füße in kühle Luftschichten, und führt die Verunreinigungen der Luft durch Athmung, Ausdünstung u. s. w. immer wieder den Lungen zu. Die verschiedenen modernen, zum Theil künstlichen und theuern Ventilationsmethoden erfüllen den Zweck nicht und führen in der Regel mehr Wärme als verdorbene Luft ab. Die Heizung der Alten, welche von dem Boden und den Wänden ausgeht, liefert die Wärme dahin, wo man sie braucht, benutzt noch die Hitze des Rauchs, indem sie ihn abführt, erwärmt die Füße und läßt den Kopf frei, verbreitet gleichmäßige sanfte Wärme, hebt die verbrauchten Luftschichten gleichmäßig empor und entfernt sie. Deswegen wird, vorbehältlich der durch den jetzigen Stand der Wissenschaft angezeigten Verbesserungen, die Rückkehr zur Weise der Alten vorgeschlagen: Hypokaustum, Heiz- und Luftröhren mit Klappen in doppelt zu errichtenden Wänden, geringere Zimmerhöhe, Boden und Wände der Wohnräume aus gut leitendem Materiale.

Die klaren und eingehenden Erörterungen des sehr schätzbaren Vortrags sind aller Beachtung werth. Die Rücksicht auf Gesundheit und Annehmlichkeit, und bei größerer Zweckmäßigkeit die Aussicht auf mögliche Ersparnisse an den Kosten der theuern Heizmaterialien fordern dringend auf, alles zu prüfen und das Beste zu wählen. An eine allgemeinere Durchführung der Vorschläge wird allerdings schwerlich sehr schnell zu denken sein, da der Kostenpunkt von der großen Umänderung abhalten wird, welche an bereits bestehenden Gebäuden vorgenommen werden müßte. Aber an neu zu errichtenden, z. B. an Schulen, wo namentlich das Bedürfniß wirksamer Ventilation lebhaft empfunden wird, dürfte der Sache wol eine ehrliche Probe gegönnt werden, und wenn die Erfahrung bestätigt hätte, was der Ueberlegung einleuchtet, so wäre weitgreifenden Verbesserungen allgemein gefühlter Mängel eine glückliche Bahn gebrochen.

Heft 113. Die Alchemie und die Alchemisten. Von G. Löwinstein.

Ein schätzenswerther Fingerzeig zur richtigen Beurtheilung der Alchemie, mit deren Verwerfung man oft nur zu rasch fertig ist. Unter den Alchemisten waren viele Betrüger, aber es waren unter ihnen auch für ihre Zeit sehr gelehrte Männer, die mit gewissenhaftestem Fleiße chemischen Arbeiten oblagen und dabei sich besonders angelegentlich mit dem Problem des Goldmachens beschäftigten. Gold zu machen wird man jederzeit für wünschenswerth ansehen; daß man es auch für möglich hielt, hing mit dem damaligen niedern Stande der Wissenschaft zusammen, die noch nicht einmal den Proceß der Metallgewinnung aus mineralischen Mischungen richtig

auffaßte. Das Geheimniß, womit sich die Alchemie umgab, die dunkle und phantastische Schreibweise, in welcher die Anleitungen und Erfolge verzeichnet wurden, trug viel zur längern Dauer der alchemistischen Bestrebungen bei. Unwissenschaftlicher wurden dieselben, als man das Magisterium, den Stein der Weisen suchte, der alle Dinge durch Berührung in Gold verwandeln und zugleich eine Universalmedicin sein sollte. Später treten die Alchemisten als offenbare Betrüger auf. Doch sind einzelne Fälle berichtet und beglaubigt, vor welchen wir wie vor einem ungelösten Räthsel stehen. Da uns indessen aus älterer Zeit auch anderes von sonst glaubwürdigen Personen als sichere Thatsache mitgetheilt wird, dessen Unrichtigkeit uns jetzt außer Frage steht, so ist jenen Beglaubigungen kein unbedingter Werth beizulegen. Der Verfasser gibt aber zu, daß die Unmöglichkeit, Gold zu machen, nicht absolut erwiesen sei. Gold betrachten wir als einen einfachen Stoff, aber das heißt eigentlich nur, es sei ein solcher, dessen Zerlegung uns bisjetzt noch nicht gelungen ist. Lernt man das Gold in Stoffe zerlegen, welche sonst auch in der Natur vorkommen, so wird es sich wahrscheinlich aus diesen auch wieder zusammensetzen lassen. Es ist in der Wissenschaft überhaupt nicht gut, von Unmöglichkeit zu reden, weil oft die scheinbar bündigsten Beweise von Unmöglichkeit durch nachfolgende Thatsachen umgestoßen werden. Die Lösung des Problems weist der Verfasser dem regelmäßigen Gang der Wissenschaft zu, die mit sicherer Hand einen Schleier nach dem andern hebe von den Geheimnissen der Natur. Es mag sein. Doch wird der Gang der Wissenschaft schwerlich jetzt schon ein so regelmäßiger und sicherer sein, daß sie nicht auch jetzt noch, wie zu allen Zeiten, wichtige Entdeckungen zu verzeichnen hätte, die nicht auf bewußtem directen Wege erstrebt worden sind. Böttger hatte Gold gesucht und fand das Porzellan. Saul suchte die Eselinnen seines Vaters und fand ein Königreich.

2. Weinkarte von Europa. Für Weinbauschulen, landwirthschaftliche Institute, Ackerbauschulen, wie für Weinhändler, Weinliebhaber, Hotelbesitzer und Restaurateure. Von Wilhelm Hamm. Jena, Costenoble. 1869.

Weinkarte! Der Titel erweckt freundliche Erinnerungen und besticht das Gemüth. Und wer das Blatt aufschlägt, findet die Namen alle wieder, die mit gehobenen Stimmungen schöner Stunden verbunden sind, und viel wahrer sind sie vielleicht auf dieser Weinkarte, als auf dem geduldigen Papier, das der Kellner im modischen Fracke darbeut. Denn der ist oft ein ärgerer Zauberer als Ehren-Mephistopheles in Auerbach's Keller. Er hat nicht für jede Sorte ein besonderes Loch gebohrt, Einen Zapfen hat er gezogen für allerlei Rothwein. Nach Bedürfniß wird der Wein im Fläschlein getauft, vielleicht zum zweiten mal. Daneben das Fäßlein Weißwein spendet auch mancherlei Sorten, wie sie gerade begehrt werden. Darum wäre diese Karte vor allem Weinhändlern und Wirthen zu empfehlen, das Gewissen zu schärfen, und sie zu belehren, wo man erzeugt sein muß, um mit Recht einen edeln Namen zu tragen. Der Weintrinker fragt freilich oft weniger: wo gewachsen, sondern: wie gut? Aber doch erfreut es, zu denken: diese edeln Tröpflein reiften an den Ufern der sonnigen Garonne, zu diesen darf man schreiben: est! est! est! und in diesem Gau wächst die edle Liebfrauenmilch, bei der man auf eine Zeit lang vergessen kann, daß es auch herbe Weiber gibt. Auch für den Statistiker sorgt die Karte. Sie rechnet ihm die Erträge in runden Summen vor, reducirt ihm die Maße und schmeichelt sich ein durch angenehme Vergleichungsvierecke, und die Statistik ist ja wol von Haus eine etwas eckige Wissenschaft. Dem Schüler in Weinbau und Landwirthschaft erweitert sie den Blick und zeigt ihm, daß hinter unsern Bergen auch noch Weingärtner wohnen und Trauben wachsen. Nur vor dem Rath des Prospectus wollen wir ihn warnen, aus dieser Karte zu lernen, woher man gute Rebsorten beziehen könne. Denn die Sorte ist häufig nur das Gewächs ihres Bodens. Der Tokayer z. B., das ungarische Feuerkind, gibt in Schwaben, wo doch auch gute Weine wachsen, einen jämmerlichen Schwächling. Seine Quantität würde befriedigen, aber seine Qualität scheucht alle Käufer davon. Dem Kartographen ist die Karte ein wahres Muster, das alle irgend billigen Wünsche befriedigt. Die Ausführung und Ausstattung ist geschmackvoll, ebenso belehrend wie anmuthig. Sie ist die erste graphische Darstellung der Vertheilung des Weinbaues in Europa; wünschen wir ihr überall die freundlichste Aufnahme.

3. Mensch und Magen. Ein Vortrag von Karl Heinzen. Herausgegeben von dem Verein zur Verbreitung radicaler Principien. Indianopolis, Lieber. 1870.

Eine in bekannter Manier mit allerhand Frivolitäten gewürzte Tendenzschrift, die der Verfasser in merkwürdiger Selbsttäuschung für eine philosophische Abhandlung zu halten scheint. Die Weltanschauung dieses Büchleins ist der atheistische Materialismus, der politische Standpunkt des demokratischen Republikanismus, der eine Zukunft hofft, wo keine Aristokraten und Pfaffen die Weine verschlingen, die für das Volk gewachsen sind, wo jeder Sklave ein Mensch, jeder Kirchhof ein Garten, jede Kirche eine Volksschenke und jeder Küster ein demokratischer Kellner und „Barkeeper" sein wird. Der Verfasser schildert die muthmaßliche Umwandlung des Kölner Doms:

> Jeder Beichtstuhl wird ein Schenktisch oder ein Sperrsitz für Privatgesellschaften von vier Augen; jede Betbank eine Trinkbank; die Orgel spielt Polka und Galop; die Kanzel, von der so mancher haarsträubende Unsinn herabgeregnet ist, wird die Tribune geistvoller Festredner; die hohen Thürme, von Friedrich Wilhelm dem Romantischen aufgebaut, um nach Lichtenberg's Ausdruck als umgekehrte Trichter das Gebet in den Himmel zu leiten, werden Kamine, aus deren ragender Spitze der Rauch der Volksküche wie eine Festfahne weht, um der Welt zu verkünden, daß eben „Gottesdienst" oder „Abendmahl" gehalten wird.

Heinzen nennt dies die Auferstehung des Griechenthums in Deutschland und Frankreich, übt aber die beste Kritik dieses Ausdrucks, wenn er bedauert, daß die Sklaverei im alten Griechenthum die Arbeiten übernehmen mußte und daß in der Regel ein Element bei ihren Mahlzeiten fehlte, das nirgends fehlen darf, wo Frohsinn, Schönheit und Menschlichkeit waltet — das weibliche, da ja die Weiber als untergeordnete Wesen behandelt wurden. Ich für meine Person erlaube mir außerdem einen bescheidenen Zweifel, ob die Abschaffung aller und jeder Religion einem Griechen in der blühendsten Zeit Griechen-

lands hätte in den Sinn kommen können. Heinzen freut sich einstweilen, ehe sein Ideal verwirklicht ist, in der „Phantasie". Gönnen wir ihm diese „Hauptkunst, wodurch sich der Mensch vom Thier unterscheidet". Im übrigen enthält das Schriftchen gar manches Anziehende und Pikante, dem man die Wahrheit nicht absprechen kann. Neu sind gerade diese Ideen nicht; wir haben bei Heine (über die verschiedenen Völkerküchen), bei Feuerbach u. a. Aehnliches gelesen. Auf der Rangleiter der Nationen, die der Verfasser von seinem Standpunkt aus entwirft, nehmen die Engländer eine sehr niedrige Stelle ein; denn sie sind ungesellig und trinken keinen Wein(?):

Wasser ist das Getränk des Universums, Bier ist das Getränk der Unterthanen, Schnaps ist das Getränk der Rowdies und Wein ist das Getränk der Menschen. Darum steht es auch mit den Yankees schlecht; nur der Wein, dieser Vater der Heiterkeit und der Geselligkeit, kann sie umwandeln. Was ein Volk ißt, kann niemals ganz gleichgültig sein; aber mag es auch essen, was es wolle, wenn es Wein und sogar guten Wein trinkt, muß es ein Volk von geistiger Triebkraft und demnach ein revolutionäres(?) Volk sein. Die französische Küche spiegelt, wie die meisten französischen Weine, den Volkscharakter wider: leicht, oberflächlich flüchtig, pikant, geistreich, fein, geschmackvoll; da ihr aber nicht, wie dem Wein, natürliche Grenzen gesteckt sind, artet sie häufig in Uebertreibungen und Künsteleien aus, die einem gesunden Geschmack widerstehen. Man denke sich aus Frankreich den Wein und die Restaurationen weg, und das Volk ist todt. Die Gesellschaften der Franzosen sind die lebendigsten und ihre Weine die geistreichsten. So lange französischer Wein wächst, ist mir für die Revolution nicht bange.

So schrieb Heinzen offenbar vor den Heldenthaten der pariser Commune, die ihn, da fixe Ideen schwer auszurotten sind, schwerlich auf einen andern Standpunkt gebracht haben. Der Weingenuß ist ein wichtiges Moment für die Beurtheilung des Individuums und des Volks; aber man darf dies Moment nicht zum Hauptmoment und noch viel weniger zu dem alles beherrschenden Princip hinausschwindeln.

Zu den Deutschen übergehend sagt Heinzen, sie seien von jeher gute Trinker und keine schlechten Esser gewesen:

Es entsteht eine förmliche Sündflut vor unsern Augen, wenn wir uns alle die geistige Flüssigkeit vereinigt denken, welche die Kaiser, Fürsten, Päpste, Pfaffen (Luther mit eingeschlossen), Ritter, Studenten, Soldaten und Philister, ja sogar die Schriftsteller (Kant, Lessing, Schiller, Jean Paul, Börne, Heine u. s. w. nicht ausgeschlossen) in Deutschland hinabgespült haben. Kein Wunder, daß wir das gebildetste Volk der Erde sind! u. s. w.

Doch ist es dem Verfasser ein peinigender Gedanke, daß Deutschland ohne die Bummelei und Biersauferei, wegen welcher er besonders Baiern hart anläßt, eine Republik sein könnte u. s. w.

Wir gönnen den Franzosen ihre Weinrepublik, behalten uns aber für unser neues Deutsches Reich die im deutschen Individualismus gegründete Abwechselung von Bier, das ja auch in seinem bescheidenen Theil eine gewisse Culturmission hat, und dem geistreichsten Gewächs der Erde, dem edeln Bacchustrank, vor. Thor ist ein starker Esser und Bier- und Methvertilger; Odin, der Dichtergott, trinkt nur Wein: aber beide sind echt deutsche Götter.

Eine neue spiritualistische Schrift.

Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen von **Robert Hare**. Mit vier Abbildungen. Als eine wissenschaftliche Streitschrift gegen die jüngsten Dogmen des vaticanischen Concils über die allein wahre und unfehlbare Inspiration und Offenbarung in Auszügen aus der fünften amerikanisch-englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt von **Gregor Konstantin Wittig** und herausgegeben von **Alexander Aksákow**. Leipzig, Wagner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In dem sehr ausführlichen Vorwort wird gesagt, die Uebersetzung des vorliegenden wie die von Davis' Werken stelle sich die Aufgabe, dem deutschen Forschergeist das dunkle Gebiet des innern Seelenlebens immer mehr zu erschließen, und der Uebersetzer wendet sich namentlich gegen Professor Fichte und gegen mich, und wähnt, daß Hare's Experimente die in meinen Schriften entwickelte Ansicht über die Vorgänge beim Tischrücken, Psychographiren u. s. w. widerlegen. Wittig scheinen mehrere meiner Arbeiten unbekannt geblieben zu sein, so der Aufsatz „Ueber den Spiritualismus und seine Bekenner" in Westermann's „Illustrirten Monatsheften" (November, December, 1866), die „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes" (Leipzig 1869), die Artikel über Davis und Güldenstubbe in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 28 f. 1870).

Robert Hare glaubte durch Versuche mit mechanischen Apparaten das Räthsel dieser Phänomene lösen zu können, nachdem er eingesehen hatte, daß nicht Elektricität die Tische bewegt und ebenso wenig das Klopfen hervorbringt. Mit Recht bemerkte er, das dürfe nicht irre machen, daß ursprünglich die (sogenannten) Geistermanifestationen durch Tische stattfanden; es waren eben Bewegungen zu veranstalten, und dazu erschien der Tisch, an dem unter andern Personen auch für den Geistereinfluß geeignete, nämlich Medien sitzen, ihre Hände auflegen u. s. w., am passendsten. Um den Tisch versammelt sich die Familie, das Gericht, die Conferenz. Die heftigen Manifestationen zu Hydesville in Rochester und zu Stratford in Connecticut hörten auf, sobald man mit dem Tischklopfen das Alphabet verband, wo also ein Klopfer a, drei c, sieben g, zwölf m bedeuteten u. s. w. und so eine Verständigung möglich wurde. Hare hat für seine Forschungen über diese Gegenstände Misachtung und Verkennung geerntet, wie so viele, welche der Meinung des Tags entgegentraten oder Wahrheiten verkündeten, welche der Menge unglaublich und unfaßbar erschienen, und er klagt öfters über die Intoleranz gegen den Spiritualismus im freien Amerika. Ein Brief hierüber, den Hare an die „amerikanische Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften" 1855 gerichtet hatte, wurde nicht zur Verlesung zugelassen, während in der gleichen Sitzung eine ausführliche Untersuchung über die Ursache stattfand, „weshalb die Haushähne in der Nacht zwischen 12—1 Uhr krähen". Die Verfasser der amerikanischen Encyklopädie nahmen Hare's vorstehendes Werk gar nicht in das Ver-

zeichniß seiner zahlreichen chemischen und physikalischen Schriften auf, weil ihnen dasselbe als ein Erzeugniß des angeblich geschwächten geistigen Vermögens Hare's erschien. Sehr mit Unrecht, denn das Buch, mag nun das darin niedergelegte Urtheil über die Betheiligung von Geistern richtig sein oder nicht, zeigt große Klarheit und logische Bestimmtheit. Hare ärgert sich über die Orthodoxen, „welche an die niemand weiß von wem erzählten Wunder der Bibel glauben und die von Augenzeugen bestätigten der Gegenwart leugnen".

Man hat verschiedene Apparate, sogenannte Psychographen construirt, durch welche die vorgestellten Geister ihre Antworten auf bequemere und schnellere Art geben können als durch das lästige und zeitraubende Tischklopfen. Pease's Apparat ist eine Scheibe, auf welcher die Buchstaben des Alphabets im Kreise verzeichnet sind und über der sich ein Zeiger bewegt, der bald über dem einen, bald über dem andern Buchstaben weilt und hiermit Worte angibt. Man kann ebenso gut den Zeiger fixiren und die Scheibe sich drehen lassen. Ein Schirm zwischen dem Medium und der Scheibe verbirgt diese letztere vor den Blicken des Mediums. Legt nun dasselbe seine Hand auf eine Hebelvorrichtung, welche den Zeiger auf ähnliche Weise in Bewegung setzt, wie die aufgelegte Hand den Tisch zum Drehen bringt, so kann doch das Medium, da ihm die Scheibe verborgen ist, mit den leiblichen Augen die Buchstaben nicht auswählen, welche zur Bildung der auszudrückenden Worte nöthig sind. Hare hat auch Vorrichtungen construirt, um z. B. einen mechanischen Druck, den das Medium mit Bewußtsein üben würde, unmöglich zu machen, und nichtsdestoweniger erfolgen Wirkungen gegen das Gesetz der Schwere oder dasselbe modificirende, und im Jahre 1871 untersuchte der Engländer Crookes in Verbindung mit Dr. Huggins und Sergeant Cox mittels mechanischer Apparate einige Manifestationen bei Home, wo er fand, daß Home ohne Berührung auf die Körper wirkte, musikalische Instrumente, z. B. ein Accordion spielen machte. Crookes schrieb diese Wirkungen einer neuen menschlichen Seelenkraft zu, die in unbekannter Weise mit dem lebenden Organismus verbunden sei. Vgl. „Quarterly Journal of science" (Juli 1871).

Wittig meint, Hare habe unwiderleglich bewiesen, daß alles Mystische und Magische nicht aus menschlicher Thätigkeit erklärt werden könne, sondern eine Geisterwelt voraussetze; aber ich zweifle, daß seine Beweise hierfür genügen werden, und glaube vielmehr, daß er die von mir behauptete magische Kraft des Menschen bewiesen hat. Versuche reichen auf diesem Gebiete nicht hin, sondern deren richtige Beurtheilung ist die Hauptsache. Das Wesen der von Pease und Hare erfundenen Apparate besteht aber darin, eine mechanische und bewußte Wirkung des Mediums auszuschließen, nicht aber die unbewußte und magische, welche durch keine mechanische Vorrichtung auszuschließen ist. Weil nun die Wirkungen doch erfolgten, so mußten sie durch Geister bewirkt sein, und das war Hare's voreiliger Schluß, durch welchen er zum unbedingten Geisterglauben bekehrt wurde. So gut Tische durch Medien manchmal ohne Berührung bewegt und erhoben werden können, so gut in Hare's Versuchen das eine Ende eines Bretes, wenn auch das Medium mit diesem nicht direct (in dem S. 203—208 beschriebenen Versuche nur durch Wasser, das in einem Gefäße auf dem Brete stand und in welches das Medium seine Hände tauchte) in Verbindung steht. Hare glaubt immer durch seine Versuche zu erweisen, daß Geister die Bewegung bewirken, während er doch nur beweist, daß dieselbe nicht durch die mechanische Kraft der Medien zu Stande kommt, was, denke ich, jetzt feststeht, allerdings aber zur Zeit Hare's noch nicht begriffen wurde.

Analysirt man die von Hare als Beweise für seine Geisterhypothese angeführten Erfahrungen, so zeigt sich, daß sie sich auch durch die magische Kraft der Lebenden erklären lassen. Als Hare einst an einem psychographischen Apparat, dem „Spiritoskop" saß und wie gewöhnlich den Geist seiner Schwester anrief, wurde statt dessen der Name Cadwallader auf der Scheibe hervorbuchstabirt, der Name eines verstorbenen Generals und Freundes von Hare. Weil ihm nun Antwort in Bezug auf ein 50 Jahre früher stattgefundenes Duell gegeben wurde, bei welchem Cadwallader Hare's Secundant war, so schließt letzterer ganz unbedenklich auf die Gegenwart des Geistes Cadwallader's. Man kann aber ohne diesen die Sache so erklären, daß während Hare mit Bewußtsein seine Schwester rief, sein unbewußter magischer Mensch an Cadwallader dachte und auf der Scheibe buchstabirte; auch sagte ihm der angebliche Geist Cadwallader's über jenes Duell eben nur das, was Hare selbst wußte. Ein andermal, mit einer Dame, einem Medium am Spiritoskop, sprach Hare: „Wenn ein Geist gegenwärtig ist, so wolle er dies dadurch bejahen, daß der Buchstabe y (yes) unter den Zeiger kommt"; dies geschah sofort. „Will der Geist uns die Gunst erweisen, die Anfangsbuchstaben seines Namens anzugeben?" Es wurden die Buchstaben R H unter den Zeiger gebracht. „Mein ehrenwerther Vater?" fragte Hare. Es erschien wieder das y. Man sieht klar, daß Hare eben schon an den Vater dachte und deshalb kam scheinbar dieser, d. h. es wurden durch Hare's und des Mediums Einfluß die Anfangsbuchstaben seines Namens unter den Zeiger gebracht. Da nun vollends auf Verlangen Hare's auch der Name Washington buchstabirt wurde, drang die Gesellschaft in Hare, sich zum Spiritualismus zu bekennen, und die Scheibe zeigte nun die Worte: „O mein Sohn, höre auf die Stimme der Vernunft", Worte, welche eben Hare von dem vorgestellten Geiste seines Vaters erwarten zu dürfen glaubte.

Für den beweisendsten Fall hält Hare folgenden. Als er zu Cape May war, erhielt er häufig Besuche von dem „Geiste" seiner Schwester und bat diese am 3. Juli 1855 nachmittags 1 Uhr zu seiner Freundin Mrs. Gourlay in dem etwa 100 englische Meilen entfernten Philadelphia zu gehen und sie zu bitten, daß sie ihren Gatten Dr. Gourlay veranlasse, auf der Bank zu ermitteln, wann ein Wechsel fällig sei; er, Hare, wolle um $3^1/_2$ Uhr am Instrumente sitzen, um die Antwort zu vernehmen. Um $3^1/_2$ Uhr kündigte sich nun der Schutzgeist wieder an und gab das Resultat der Nachfrage. Nach Philadelphia zurückgekehrt, erfuhr Hare von Mrs. Gourlay, daß der Schutzgeist, um jene Botschaft auszurichten, eine eben am Spiritoskop stattfindende andere Mittheilung unterbrochen habe, und daß ihr Gatte und

Bruder auf die Bank gegangen seien. Das Resultat wich ab von dem, was sich Hare dachte; und weil auch das Medium Gourlay auf gewöhnliche Weise nichts von Hare's Wunsch wissen konnte, so sei, meint er, ohne Zwischenkunft eines Geistes die Sache durchaus nicht zu erklären. Aber auch dieser Fall setzt nicht unabweislich fremde Vermittelung voraus, sondern ist aus der Seelengemeinschaft von Hare und Gourlay zu begreifen. Beide, schon lange geistig miteinander verbunden, saßen, man beachte dieses wohl, am Spiritoskop und waren in magischer Erregung. Darum konnte Mrs. Gourlay vernehmen, was Hare wünschte, und ihm die Antwort mittheilen; und beides geschah in der Form eines vermittelnden Geistes. Auch der Fall S. 52 von dem angeblichen Geiste Marie C. läßt sich möglicherweise noch aus der magischen Thätigkeit des Vaters, der verlangend an seine verstorbene Tochter dachte, und Hare's erklären.

Der angebliche Geist der Freundin eines Mediums, welcher sich Amanda Ford nannte, brachte auf Ansuchen Töne wie das Hämmern in einer Schmiede, dann solche des Sägens und Kehrens hervor, wie Hare gewünscht hatte. Amanda Ford klopfte auch ihren Namen und den Washington's. Das Medium wußte eben durch Seelensympathie um die Intentionen Hare's und erzeugte durch seine magische Kraft die entsprechenden alphabetischen Klopftöne. Hare hatte dabei eine Tabelle mit den Buchstaben vor seinem Gesicht und berührte die für jene Namen nöthigen Buchstaben. An einem sehr heißen Abend saß er einmal mit einem ausgezeichneten Medium zusammen und erhielt keine Mittheilung, „infolge der Einwirkung der Hitze auf das Medium" vermuthete er. Ist es nun nicht wahrscheinlicher, daß die Hitze das Medium direct zu seinen Leistungen, als daß es dasselbe für den Einfluß der Geister unfähig machte? Weil Hare nur den Menschen in seinem gewöhnlichen tag-wachen Leben kannte, vermochte er die Wirkung des ekstatischen Menschen nicht zu begreifen und war daher genöthigt, fremde Geister zu Hülfe zu rufen.

Bereits der scharfsinnige Dr. Bell zu Sommerville in Massachusetts behauptete, daß bei seinen spiritualistischen Forschungen nichts mitgetheilt worden sei, was nicht schon vorher im Geiste der einen oder andern anwesenden Person vorhanden war. Stellte er eine Frage, die eine Antwort erheischte, welche ihm selbst unbekannt war, so erfolgte stets eine falsche Antwort. Hielt er manchmal die Antworten für wahr, so zeigte sich später, daß er sich im Irrthum befunden hatte. Was der Fragesteller oder andere Anwesende wissen, meint Bell, wissen auch die Geister, was jene nicht wissen, ist auch den Geistern unbekannt. Für meine Anschauung spricht, daß auch eine Menge anderer magischer Wirkungen und Zustände unwidersprechlich den lebenden Menschen angehören und von ihnen ausgehen: das Hellsehen der Schlafwachen, die Traum- und Tagesekstase, die Erzeugung der eigenen Gestalt bei den Doppelgängern, die Erscheinungen und Fernwirkungen Sterbender, die Wunderheiligen u. s. w. Sind Menschen im ekstatischen Zustande zu diesen Leistungen fähig, warum sollten sie nicht auch die spiritualistischen Phänomene hervorbringen können: Tische bewegen, psychographiren, optische, akustische Erscheinungen, und warum will man für sie ausschließlich andere geistige Wesen herbeiziehen? Wittig druckt eine Stelle aus meinen „Mystischen Erscheinungen" ab, in welcher nach frühern Erfahrungen gesagt ist, daß der vitalisirte Stift nur in der Hand des Mediums schreibe, und beruft sich auf Hrn. von Güldenstubbe, dessen auf Monumente und Grabmäler niedergelegte Papiere beschrieben wurden, ohne daß er oder ein anderer sie berührte. Jetzt weiß man allerdings, daß auch Stifte geschrieben haben, ohne daß sie das Medium in der Hand hielt, und was die sogenannten Geisterschriften Hrn. von Güldenstuben's betrifft, so wurden auch sie höchst wahrscheinlich durch seine eigene unbewußte magische Wirkung hervorgebracht. Kann nämlich das Medium den Tisch klopfen machen, den Zeiger auf die Buchstaben des Spiritoskops richten, ohne erstern zu berühren, ohne letztere zu sehen, so läßt sich denken, daß auch Papiere beschrieben werden können, ohne daß sie der materielle Mensch berührt.

Die spiritualistischen Manifestationen sollen stattfinden, wie Hare schreibt, „infolge einer überlegten Anstrengung von seiten der Bewohner höherer Sphären, um den Sterblichen eine richtige Vorstellung von ihrer Bestimmung nach dem Tode zu verschaffen", und die Hülfe der Geister niedrigerer Sphären war nöthig, um mechanische Bewegungen und lautes Klopfen hervorzubringen. Die von den vorgestellten Geistern erhaltenen Aufschlüsse sind sehr gering, und ich fürchte, daß die detaillirte Beschreibung der Geisterwelt mit ihren sieben Sphären, des Thuns und Treibens daselbst, nicht aus dem Geiste des Vaters von Hare, sondern aus seinem eigenen stamme.

Ein Hauptgrundsatz aller Forschung ist, zur Erklärung räthselhafter Phänomene keine ganz unbekannten Kräfte anzunehmen, solange bekanntere da sind, und das war Veranlassung, die mystischen Phänomene soweit möglich aus der Natur des Menschen zu erklären. Ich gestehe jedoch gern ein, daß manche Fälle sehr schwer, vielleicht gar nicht aus den Kräften der Medien und ihrer Umgebung zu begreifen sind. Näheres hierüber kann aber nicht in den engen Rahmen dieser Anzeige, sondern soll in der neuen Auflage der „Mystischen Erscheinungen" mitgetheilt werden.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Notizen.

Die neuesten Hefte der von Philipp Reclam jun. herausgegebenen „Universalbibliothek" (Nr. 369—380) enthalten außer den Gedichten von Max von Schenkendorf, den „Pagenstreichen" von Kotzebue, der „Levana" von Jean Paul, der Novelle „Ludwiga" von Franz Freiherrn Gaudy und einer Uebersetzung von Silvio Pellico's Tragödie: „Francesca von Rimini", von Adolf Seubert, auch einige neue Originaldichtungen, eine bürgerliche Tragödie von Heinrich A. Bulthaupt: „Ein corsisches Trauerspiel", und alte und neue

„Ghaselen“ von **Franz Hermann von Hermannsthal.** So einförmig und elementarisch die Form der Ghaselen sein mag, so beliebt ist sie bei den österreichischen Dichtern; auch Hermann Rollett hat nun seine Ghaselen veröffentlicht. Die Sammlung von Hermannsthal zerfällt, abgesehen von einem Prolog und Epilog in die Abschnitte: „Aus dem Frühling“, „An einen Freund“, „Aus dem Sommer“, „Aus dem Herbst“. Zwar fehlen auch in diesen Ghaselen nicht die klappernden Parallelismen, zu denen einmal diese Form herausfordert, denn das eigentliche künstlerische Schema der Ghaselen ist der Parallelismus von Bildern, in denen sich ein Gedanke spiegelt, während der Reim äußerlich in steter Wiederkehr die Zusammengehörigkeit dieser Bilder ausdrückt. Gleichwol hat ihnen Hermannsthal größere Abwechselung durch den Wechsel der iambischen, trochäischen, anapästischen Rhythmen gegeben, welche gegen die Einförmigkeit der sich stets wiederholenden Reime ein Gegengewicht bieten. Einige der Hermannsthal'schen „Ghaselen“ zählen wir zu den besten, die in neuer Zeit gedichtet worden sind, wie z. B. die folgenden:

Du magst in Hütten, magst in Pyramiden wohnen,
In Wüsten, in dem Hain der Hesperiden wohnen;
Du magst in stiller Klaus', in hehrem Göttertempel;
Magst in dem Haus des Fluchs, gleich den Atriden, wohnen;
Du magst auf breitem Plan, vom Sturm der Welt umbrauset,
Magst einsam auf den Höhn, von ihr gemieden, wohnen —
Es theilt dein Lager stets die Sehnsucht und die Sorge,
Und nie wird in der Brust dir süßer Frieden wohnen.
Drum, bis nicht stillesteht das Herz, das allzu laute,
Und wir in Grabes Schos, von Wunsch geschieden, wohnen,
Wähnt nicht, ihr Seufzenden, daß Ruhe wir erringen,
Wenn wir an anderm Ort, als sonst, hiernieden wohnen.

Ich hülle meine Liebe umsonst in dichte Schleier,
Verbirgt sie sich dem Auge, so tönt sie von der Leier.
Der Dichter sei bescheiden und schweige noch so schüchtern,
Doch wirbt für seine Liebe das Lied, der kecke Freier.
Zwar auch des Liedes Zunge verschweiget deinen Namen,
Doch fühlst du dich als Göttin der trunknen Dichterfeier.
Der Dichter, der die Fessel des Schweigens mir geschmiedet,
Dein Blick, o würd' er endlich mein gnädiger Befreier!
Mein Lied ist eine Taube, die ich mit Blättchen sende,
Doch scheut sie keinen Schützen und zagt vor keinem Geier.

Schön singt die Nachtigall, und weiß es nicht;
Mild glänzt des Mondes Strahl, und weiß es nicht;
Der Marmor trägt des edlen Künstlers Geist
Als hehres Siegesmal, und weiß es nicht;
Die Wolke thaut, sie stärket und belebt
Die Blumen sonder Zahl, und weiß es nicht;
Des Liedes Zauber dringt ins wunde Herz
Und lindert seine Qual, und weiß es nicht —
So ist Suleika edel, schön und gut,
Und ist es ohne Wahl, und weiß es nicht.

„**Franz Grillparzer**, ein Votivblatt zur achtzigjährigen Geburtsfeier“ (Prag 1871), ist dem Hohenpriester der deutschen Poesie, dem jetzt dahingeschiedenen Dichter selbst gewidmet; es ist selbstverständlich eine unbedingte und unkritische Verherrlichung Grillparzer's. Interessanter ist die Schrift: „Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit **Adolf Foglar**, k. k. Landesgerichtsrath“ (Wien, Hügel, 1872). Der Eckermann des österreichischen Goethe theilt uns die verschiedensten Aeußerungen des Dichters mit, unter denen die dramaturgischen jedenfalls die gewichtigsten sind. Sie enthalten zum Theil eine Shakspeare-Kritik, der man zustimmen muß. Grillparzer erklärt sich gegen die Historien, gegen das, was man bei Shakspeare als Ausnahme gelten lassen, aber nicht nachahmen kann. Gegen die principlose Universaldichtung auf der Bühne spricht er sich mit Recht aus: „Wir — als Deutsche ohnehin ohne Geschmack — werden durch die Wuth, den Shakspeare-, Calderon und nun gar die griechischen Tragiker unverändert auf die Bühne zu bringen, ganz verwirrt und kommen zu keinem richtigen festen Urtheile.“ Von Schiller meint Grillparzer, daß er in den Stücken vor Carlos mehr Charakteristik entwickelte, seit „Don Carlos“ verschwinde die scharfe Charakterzeichnung vor den melodischen Versen und goldenen Sprüchen. Was seine eigenen Stücke betrifft, so erfahren wir, daß er nicht blos die „Ahnfrau“, sondern auch „Sappho“ in drei Wochen geschrieben hat, und daß sein Trauerspiel „Ottokar“ zwei Jahre lang mit Verbot belegt war, bis ein Zufall, die Vorlesung des Stücks bei der Kaiserin, die Aufführung veranlaßte. Gegen die neuen Dichter, besonders die politischen Lyriker, spricht sich Grillparzer stets mit großer Abneigung aus: „Die jetzigen Freiheitssänger sind wie die Dienstmägde, die nichts zu reden wissen und nur durch die Lascivitäten ihrer Amanten geschwätzig werden.“ „Die deutsche Poesie heutigentags ist mir noch verächtlicher als die Censur. Was soll denn diese Begriffspoesie und diese ewigen Freiheitslieder? Mit ihrer miserabeln Freiheit.“ Was die neuen Dramatiker betrifft, so ist es ihm lieb, daß ein so herbes Stück wie Gutzkow's „Richard Savage“ nicht gefallen hat, und von „Uriel Acosta“ sagt er: „Ich finde, Gutzkow und andere haben recht, zu thun wie sie thun, weil das Publikum daran Gefallen findet. Es fehlt ihnen nicht an falschem Geist und sie wissen eine Sache journalgerecht herauszuputzen.“ Die einseitige Richtung des Dichters tritt in vielen Aussprüchen frappant zu Tage. Wir verweisen übrigens auf das eingehende Charakterbild Grillparzer's, welches das neueste Heft von „Unsere Zeit“ aus der Feder des Herausgebers d. Bl. bringt und welches zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung des Dichters die rechte Mitte hält.

Bibliographie.

Die Arbeitseinstellungen oder der Kampf zwischen Kapital und Arbeit und die Mittel zur Versöhnung. Von A. L. Berlin, Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Berthold, G., Die rothen Teufel. — Der Diebssänger. Von G. Billig. — Zwei höchst interessante historische Erzählungen aus neuerer und alter Zeit. 1ste und 2te Lief. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Boell, J. K., Erfahrungen und Ansichten des Lebens. I. Weißenburg, Wentzel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Craven, A., Anna Severin. Erzählung. Deutsch von J. B. Kälin. Einsiedeln, Benziger. 8. 27 Ngr.

Eggenschwyler, K., Geschichte der Pariser Revolution vom Jahre 1871. 1ste Lief. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 12 Ngr.

Krevenberg, G., Mädchenerziehung und Frauenleben im Aus- und Inlande. Mit einem Anhang: deutsche Frauenthätigkeit während des Krieges 1870/71. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kückelhahn, L., Johannes Sturm, Strassburg's erster Schuldirector, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Paedagogik. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lange, F. A., Friedrich Ueberweg. Berlin, Mittler u. Sohn. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Christliche Liebesthätigkeit unter den Soldaten Frankreichs. Aus dem Englischen übersetzt. Cöln, Hassel. Gr. 16. 3 Ngr.

Marr, W., Sieben Briefe über den Stein der Weisen. Ein socialistischer Essai. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 10 Ngr.

Meinardus, L., Kulturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst. — A. u. d. T.: Des einigen deutschen Reiches Musikzustände. Zwölf Briefe. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 28 Ngr.

Michelangelo Buonarotti, Rime. Nachdichtungen von H. Grasberger. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 25 Ngr.

Otto, Louise, Deutsche Wunden. Zeitroman (1864—1871). 4 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Post, A. H., Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft unserer Tage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schüler, P., Tagebuch eines Schweizers während der Belagerung von Paris vom 15. September 1870 bis 30. Januar 1871. Basel, Schweighauser. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler. Zur Erwägung für die Folgezeit. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Suter, H., Geschichte der mathematischen Wissenschaften. 1ster Thl. Von den ältesten Zeiten bis Ende des 16. Jahrhunderts. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walzer, R., Hans Gasser's Jugendleben. Eine biographische Skizze. Nach authentischen Quellen mitgetheilt. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. Gr. 16. 6 Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte des deutsch-französischen Krieges vom Jahre 1870 und 1871. Potsdam, Döring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Winterlin, A., Der Geisterbanner. Lustspiel. Stuttgart, Grüninger. 8. 12 Ngr.

Wolff, O., Geschichte der Mongolen oder Tataren besonders ihres Vordringens nach Europa, so wie ihrer Eroberungen und Einfälle in diesem Welttheile, kritisch bearbeitet. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zimmermann, W., Geschichte der Jahre 1860 bis 1871. Stuttgart, Rieger. 8. 28 Ngr.

Zur Braunsberger (Schul-)Angelegenheit. Berlin, Jansen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Stellung der Conservativen. Von einem Protestanten. Berlin, Jansen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

MEYERS REISEBÜCHER 1872. — ITALIEN von GSELL-FELS.

OBER-ITALIEN.

(Soeben erschienen.)

Mit 10 Karten, 31 Plänen, 89 Ansichten, 1 Panorama.
1 Band, geb., $3\frac{1}{3}$ Thlr.

ROM und MITTEL-ITALIEN.

(Neue berichtigte und ergänzte Ausgabe.)

Mit 5 Karten, 55 Plänen, 79 Ansichten, 1 Panorama.
2 Bde., geb., 6 Thlr.

Der Verfasser schrieb diesen Führer, **in Allem und Jedem die Frucht eigener Anschauung und Studien**, weder als Archäolog, noch als Künstler, sondern suchte an seine Person und an sein Buch den **Massstab allgemeiner Bildung** zu legen.

Wer gegenwärtig Italien bereist, wünscht **sachliche Anleitung**, nicht blos aufzählende Erwähnung, zum nachhaltigen und verständigen Genuss des Sehenswerthen.

Der Verfasser glaubt für diese Anleitung das richtige Mass getroffen zu haben. Er hat kein Wort geschrieben, das der Beschauer nicht geradezu verlangt oder doch zu seiner Kenntniss hinzuzufügen erfreut ist. **Die Resultate der allerneuesten Kunstforschungen sind gesichtet:** bei sehr wichtigen Fragen und Differenzen sind für die Eingeweihteren auch die autoritätischen Meinungen in **Citaten** angeführt.

Alles über die **Geschichte und Kunstgeschichte** Ober- und Mittel-Italiens Eingeflochtene beruht auf Benutzung der **besten Quellen**; aus eigener Erfahrung glaubt der Verfasser mit solcher Herbeiziehung des culturgeschichtlichen und künstlerischen Moments den meisten der **gebildeten** Besucher Italiens von vornherein einen Wunsch zu erfüllen, den andere derartige Bücher ignoriren.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. 14 Thlr. Geb. 16 Thlr.

Dieses umfassende Werk Carriere's, eine **Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit** ist als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Wie kürzlich vom ersten Bande wurde jetzt auch vom zweiten Bande noch vor Vollendung des ganzen Werks eine (soeben erschienene) **zweite Auflage** nöthig, die vom Verfasser neu durchgearbeitet und wesentlich vermehrt worden ist.

Die vier Bände haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst.** Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.** Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft.** (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: **Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.** Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Von Ravenna bis Mentana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht den anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ideale und Irrthümer.

Jugend-Erinnerungen

von

D. Karl Hase.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Kirchenhistoriker Geh. Kirchenrath Hase in Jena veröffentlicht hier Erinnerungen aus seinem Jugendleben, die nicht nur bei seinen zahlreichen Freunden und Schülern, sondern in den weitesten Kreisen Interesse erregen werden. In den persönlichen Erlebnissen des Verfassers spiegeln sich zugleich die Bestrebungen ab, von denen die deutsche akademische Jugend während des zweiten und dritten Decenniums dieses Jahrhunderts erfüllt war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 11. April 1872.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

1. Bilder und Klänge. Gedichte von Marie Calm. Kassel, Freyschmidt. 1871. 16. 15 Ngr.
2. Helldunkel. Aus dem poetischen Tagebuche eines Malers. Sonette und Lieder von Julius Hübner. Braunschweig, Westermann. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Poetischer Nachlaß von Freiherrn Karl von Fircks. Leipzig, Wagner. 1871. 8. 25 Ngr.
4. Gedichte von Edmund Sternau. Stuttgart, Risch. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Vom Baum des Lebens. Religiöse Dichtungen von Hermann Kraffert. Gotha, F. A. Perthes. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Gedichte von Ferdinand Anton Kroczak. Manheim, Schneider. 1871. 8. 20 Ngr.
7. Bunte Bilder von Karl F. A. Geerling. Leipzig, C. H. Mayer. 1871.
8. Gedichte von S. Karl Weiß. Temesvar, Brüder Magyar.
9. Gedichte ohne Titel von Hugo Bernheim. Rotterdam, van Baalen u. Söhne. 1871. Gr. 16. 26 Ngr.
10. Asmodi. Ein Gedicht in sechs Gesängen von Detmold Loewenheim. Berlin, Loewenstein. Gr. 16. 1 Thlr.
11. Eldorado. Dichtung von Christian Schneller. Gera, Amthor. 1871. 12. 10 Ngr.
12. Eine Nacht auf der Wartburg von Friedrich Groch. Berlin, Loewenstein. 1871. 8. $7^1/_2$ Ngr.
13. Fidèle, von Lewis Bernhard. Wien, F. Beck. 1871. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den heute von uns zu besprechenden Poesien überwiegt wiederum die Spreu den Weizen. Trauriges Amt des modernen Kritikers! Wenn er die Aehren der Lyrik von heute in seinem kritischen Kornsiebe schwingt, wie selten sieht er ein volles und gesundes Korn auf die Tenne fallen — ein Wust von tauben Hülsen bleibt in seinem Siebe zurück. Dieses Misverhältniß zwischen Weizen und Spreu wird in der lyrischen Production der Gegenwart so lange andauern, bis unsere jungen Poeten es gelernt haben werden, sich durch rüstige Gedankenarbeit mitten in die große geistige Bewegung dieser Tage zu stellen, von ihr sich inspiriren zu lassen und aus ihr heraus zu dichten und zu schaffen. Die Kritik muß der halbwüchsigen Tageslyrik gegenüber immer wieder ihren alten Satz betonen, daß der Weg zum heutigen Parnaß einzig durch die Hörsäle des Jahrhunderts führt. Wer in ihnen nicht gesessen, wer den Geist nicht hat reden hören, der in ihnen wohnt, der soll nicht nach dem Lorber der modernen Dichtung greifen. Was gilt uns in dieser gewaltigen Geschichtsperiode, da wir täglich die Geburtswehen einer großen Zeit empfinden, einer Zeit, die, den Cultus des Individuums vernichtend, in allen ihren Lebensäußerungen den Einzelnen dem Ganzen dienstbar macht, was gilt uns heute angesichts der höchsten nationalen und menschheitlichen Errungenschaften eine ausschließlich in den engen Banden persönlicher Leiden und Freuden gefangene Lyrik? Die Zeit des Pegnitzordens ist dahin. Weg mit dieser anachronistischen Dichtung! Neue Bahnen! Neue Ziele! Die „großen Gegenstände" Schiller's müssen vorzugsweise die Devise der Dichtung der Zeitgenossen sein. Nur unter ihr wird sie ihrer letzten und höchsten Mission gerecht werden. Diese aber ist für die Lyrik: auf dem Hintergrunde einer bedeutenden Dichterpersönlichkeit das geistige Leben der Gegenwart nach allen seinen Richtungen hin in reinen Kunstformen auszuprägen, und so ein lyrisches Repertorium zu schaffen, welches würdig ist, in der Literaturgeschichte neben der Lyrik früherer Perioden einen Platz zu finden. Zur Herstellung eines solchen lyrischen Zeitrepertoriums liefern die im Folgenden besprochenen Gedichtsammlungen leider nur spärliche Beiträge. In ihnen allen treten die Proben einer vom Geiste der Zeit wahrhaft inspirirten Poesie nur selten und vereinzelt auf, obgleich nicht wenige von ihnen in einzelnen Stücken für das Talent ihrer Verfasser günstiges Zeugniß ablegen.

Wir folgen den Gesetzen der Galanterie, wenn wir der einzigen Dame, welche sich unter den Autoren der in

diesem Artikel zu berücksichtigenden Gedichte befindet, den Vortritt lassen, und es freut uns, daß wir, nicht etwa aus Rittersinn, sondern in Gemäßheit unsers kritischen Gewissens, den Poesien dieser Dame ein freundliches Willkommen zurufen dürfen. Die „Bilder und Klänge" (Nr. 1) von Marie Calm enthalten in correcten und wohlklingenden Versen viele warme Empfindung und eine Fülle ansprechender Gedanken. Ein tiefes Gemüth bekunden unter ihnen besonders die Gedichte „Das alte Haus", „Nachtstück", „Auf immerdar" und „O, sieh mich nicht so freundlich an". Echt balladenhaft klingt „Des Seemanns Braut". Für die bedeutendsten Stücke in der kleinen Sammlung halten wir indessen das im echtesten Elegienstil geschriebene Gedicht „Der Kirchhof zu Norwood bei London", welches wirklich dichterischen Schwung hat, und das nachstehende:

Ich richte niemand.

Joh. 8, 15.

„Ich richte niemand", sprach der Herr voll Huld,
Als er der reu'gen Sünderin vergeben.
„Wer unter euch sich fühlet frei von Schuld,
Mag gegen sie den ersten Stein erheben."

„Ich richte niemand"; — o, so sprich auch du,
Wenn du den Bruder siehst, die Schwester fehlen;
Deck' still und liebreich ihre Sünden zu;
Gott wird dafür dir eine wen'ger zählen.

„Ich richte niemand", — dies das Losungswort,
Vor dem der Sekten enge Schranken fallen,
Durch das wir friedlich zu dem gleichen Port,
Wenn auch auf mannichfachen Wegen wallen.

Nein, richte niemand! Was sein Glaube sei:
Ob vor Jehovah er die Kniee beuge,
Ob er dem strengen Klosterdienst sich weih'
Und durch Entbehren seinen Gott bezeuge;

Ob, ängstlich an das Wort der Schrift gebannt,
Er seinen Geist in enge Fesseln schlage,
Ob er der Wahrheit tiefern Kern erkannt
Und freier ihn sein Flug zum Höchsten trage;

O, richte niemand! Welche Form es sei,
Die sich der Mensch für seinen Glauben wählet,
Sie sei dir heilig, ist er selbst nur treu,
Und so nur in der Form der Geist nicht fehlet.

Drum richte niemand; liebe, liebe nur,
Erschließ dein warmes Herz den Menschen allen;
Dann wird vom Richter jeder Creatur
Auch dir dereinst ein mildes Urtheil fallen.

Es ist etwas vom Sallet'schen Geiste, wie er sich im „Laienevangelium" documentirt, in diesen Strophen, etwas von dem vermittelnden und versöhnenden Geiste schöner Humanität, welcher die starren Dogmen des überlieferten Christenglaubens in das Allgemein-Menschliche übersetzt. Das ist Geist vom Geiste unserer Zeit. Leider treffen wir diesen Geist in den übrigen Gedichten der Sammlung nur selten an. Der geistige Grundton derselben gehört vielmehr häufig einer Periode an, die für uns eine überwundene sein muß. Möge die Verfasserin der „Bilder und Klänge" ihr ebenso anspruchsloses wie hübsches, wenn auch nicht hervorragendes Talent durch innige Hingabe an die Interessen und Bestrebungen der Gegenwart immer mehr vertiefen! Wir hoffen ihr später einmal wieder zu begegnen.

Die voluminöse Sammlung „Helldunkel", welche den Nebentitel „Aus dem poetischen Tagebuche eines Malers, Sonette und Lieder von Julius Hübner" (Nr. 2) trägt, stammt, wie wir wol annehmen dürfen, aus der Feder des als Historienmaler großen Stils berühmten Professors an der dresdener Akademie. Außer dem auf dem Titelblatte enthaltenen Hinweise hierauf spricht der Inhalt mancher Gedichte dieser Sammlung für solche Annahme, obwol der Umstand, daß die hier gebotenen Poesien, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur bis in die funfziger Jahre dieses Jahrhunderts zurückdatiren, diese Annahme einigermaßen erschüttern möchte, da der Professor Rudolf Julius Benno Hübner bekanntlich bereits im Jahre 1806 geboren wurde und somit seine Muse erst sehr spät das Wort ergriffen hätte. Eine frühere Sammlung von Gedichten von Julius Hübner ist uns wenigstens nicht bekannt. Die Sonette und Lieder Hübner's sind von sehr verschiedenem Werthe: neben leeren Reimereien, wie sie die Gedichte „Ritter" und „Poetenlust" aufweisen, stehen poetische Proben von geistiger Bedeutung und künstlerischer Plastik. Die Sammlung bietet Fresken aus Sage und Geschichte, welche mit Recht kleine Kunstwerke genannt werden dürfen. In klangvollen Sonetten und pathetischen Liederstrophen zieht der Dichter mit „Jason" nach Kolchis, feiert auf dem schönen Eurotas die Liebe des Zeus zur herrlichen „Leda", feiert die „Geburt der Venus", singt, ein zweiter Jeremias, „Zions Klage", und setzt spanischer Großmuth ein Denkmal in seinem Gedichte „Calonge". Alle diese Poesien Hübner's haben echten Lapidarstil und einen eigenthümlichen, mitunter an Hermann Lingg gemahnenden poetischen Duft, wenngleich sie nicht immer den historischen Tiefsinn des Dichters der „Völkerwanderung" erreichen. Als eine Probe dafür, mit welcher symbolisirenden Prägnanz Hübner sagenhafte Stoffe poetisch zu verwerthen versteht, geben wir die folgende Legende:

Der Baum des Kreuzes.

Als Adam ward begraben neben Abel,
Da legte Eva heimlich ihrem Herrn
Noch unter seine Zunge — heil'ge Fabel —
Vom Apfel der Erkenntniß einen Kern.

Der trieb im nächsten Lenze schon den Sprossen,
Doch wuchs er langsam nur, man merkt' es kaum,
Und manch Jahrtausend war seitdem verflossen;
Als Christus sterben sollte, war's ein Baum.

Doch hatt' er Zeit zum Blühen nie gefunden,
Mit Stacheln nur ist jeder Zweig besetzt,
Draus haben sie den Dornenkranz gewunden,
Der Jesu königliche Stirn verletzt.

Dann ward der Baum von Juden umgeschlagen,
Zum Kreuze für das reine Gotteslamm;
Seit er den zweiten Abel so getragen,
Ist auch entsühnt der alte Sündenstamm.

Neben solchen Fictionen aus Sage oder Geschichte finden sich unter diesen Poesien, namentlich unter den Sonetten, werthvolle Reflexionsgedichte von philosophischer Bedeutung, wie „Geheimniß des Todes" und „Jenseitige Gedanken", und Dichtungen von elegischem Ernste, wie das „Herbstlied" und das Sonett „Friedhof". Daß aber der Dichter trotz des Ernstes seiner Weltanschauung auch

den Ton frischen Humors zu treffen weiß, das beweisen Gedichte, wie „Alter Kamerad" und „Vogelsprache". Eine Polemik von großer Schlagkraft athmen die Sonette „Saul" und „Protestantenverein", welche energisch gegen das Pfaffenthum protestiren. Als vortrefflich heben wir ferner noch aus der Hübner'schen Sammlung die folgenden Poesien hervor: die Sonette „Jungbronnen", „Ostermorgen", „Sulamith", „Morgenfrühe", „Unermessen Leid" und „Das Eine"; die Lieder „Waldzauber", „Nixenlied" und „Streitet nicht!"; sowie die mehr erzählend gehaltenen Balladen „Das reine Wasser" und „Olaf Olasson", von denen namentlich das letztgenannte von seltenem poetischen Dufte ist. Einen eigenthümlich wehmüthigen Zug hat „Der alte Gaul", ein etwas herbes Gedicht, welches durch den ihm zu Grunde liegenden Gedanken vom Undanke der Welt tief ergreift. Wir können uns nicht versagen, noch ein gedankentiefes Sonett Hübner's hierher zu setzen. Es lautet:

Pulvis et umbra.

Der Mensch ist nur ein Wort in Sand geschrieben,
Von eines einz'gen Sommertages Dauer,
Kaum färben sich des Abends Schatten grauer,
Muß ihn ein leichter Windhauch schon zerstieben.

Dahin ist er! Kaum noch die Spur geblieben!
Und Ehrgeiz machte uns das Leben sauer?
Wenn doch zu Asche, König oder Bauer,
Zu gleichem Staube jeder wird zerrieben?

O, lerne Demuth, Hochmuth dieser Erde!
Du staubgeborne Kronenträgerschaft,
Ihr Adelsritter, steigt vom hohen Pferde,

Du Reichthum, und du Mann der Geisteskraft,
Gewalt der Massen — reicht euch still die Hände —
Der hohle Schädel — das ist aller Ende!

Solcher und ähnlicher Gedichte von philosophischer Signatur und düsterm Stimmungscolorit finden sich im „Helldunkel" Hübner's mehrere. Wenn nun auch die Zahl der schwächern Producte in diesem Buche eine bei weitem größere ist als die der wirklich bedeutenden, wenn man daher beim Lesen dieser Gedichte den Wunsch nicht unterdrücken kann, der Dichter hätte eine strengere Selbstkritik geübt, und die Zahl seiner Gedichte bei ihrer Publication um wenigstens ein Drittheil kürzen sollen, wenn endlich ein großer Theil auch der bessern Gedichte Hübner's mehr akademische Studien als vom Geiste der Zeit dictirte Producte sind, so ist doch der Eindruck des Ganzen ein im wesentlichen guter. Hübner ist ohne Frage im Besitze eines nicht unbedeutenden poetischen Talents: ein feines Kunstgefühl und eine umfassende Bildung, wie man beides von einem solchen Meister des höchsten und edelsten Genre der Malerei, wie Hübner ist, nicht anders erwarten kann, dazu eine leichtflüssige Phantasie und eine tüchtige männlich ernste Gesinnung, Eigenschaften, welche man in solchem Maße selten vereinigt findet, sind die Grundzüge in der Poesie des Verfassers dieser Sonette und Lieder. Sollen wir nun in der Beurtheilung derselben neben das vorwiegende Licht noch einige leise Schatten stellen, so liegen diese hauptsächlich in einer formellen Unzulänglichkeit, nämlich in Hübner's mitunter etwas leichtfertiger Behandlung des Reims. Die moderne Kritik darf, um ein Beispiel herauszugreifen, die Doppellaute „ei" und „eu" nicht als echte Reime passiren lassen, wie auch „i" und „ü" oder „e" und „ö" nicht in den Reim gestellt werden sollten. Es ist ein Vergehen an dem Geiste der deutschen Sprache, wenn die Dichter der Gegenwart in die sprachliche Anarchie früherer Perioden zurückfallen. Schiller und Goethe dürfen uns in Bezug auf den Reim nicht mehr Muster sein. Die Romantiker haben in mancher Hinsicht eine strengere Handhabung des Reims eingeführt, Platen und seine Schüler aber haben vollendet, was jene begonnen, und wo heutzutage ein Dichter von diesem uns von unsern nachclassischen Literaturkoryphäen verzeichneten Wege ab- und in die prosodische Gesetzlosigkeit unserer classischen und vorclassischen Zeit zurückweicht, da soll der Kritiker sein Veto erheben.

Außer der Leichtfertigkeit in der Behandlung des Reims haben wir an den Hübner'schen Gedichten noch einen andern in ihnen häufig wiederkehrenden Verstoß gegen die Prosodie zu tadeln. Wir meinen die ungehörige Häufung einsilbiger Wörter in den Verszeilen, wodurch ein monotones Aneinanderklappern der Versfüße verursacht wird, welches das Ohr verletzt, wie z. B. in der letzten Verszeile des Sonetts „Sulamith", welche aus nur einsilbigen Wörtern besteht. Endlich müssen wir die Gruppirung der Hübner'schen Gedichte nach den vier Jahreszeiten eine entschieden unglückliche, weil willkürliche, nennen. Man begreift oft nicht, warum dieses Gedicht dem „Winter", jenes dem „Sommer" zuertheilt wird, da der Inhalt derselben keineswegs hierbei den Ausschlag gegeben zu haben scheint und überdies in den einzelnen Rubriken die poetischen Producte aus den verschiedensten Jahren nebeneinander stehen, sodaß auch die Verfolgung eines chronologischen Princips in der Anordnung nirgends durchblickt. Eine Eintheilung nach den Dichtungsgattungen, etwa in die Kategorien des „Sonetts", des „Liedes" und der „Hymne", würde uns als eine bei weitem glücklichere erschienen sein.

Mehr aus dem Bewußtsein der Zeit herausgedichtet sind die im „Poetischen Nachlaß" von Freiherrn Karl von Firck (Nr. 3) zusammengestellten Poesien, die bedeutendsten unter den heute von uns zu besprechenden Gedichten. Der jüngst verstorbene Verfasser derselben bekundet in dieser posthumen Liederedition neben einem warmen Interesse für alles, was die Zeit bewegt, ein Talent von seltenem Feingefühl für die psychologischen Geheimnisse des Menschenlebens. Namentlich liegt ihm das weibliche Gemüth mit allen seinen Regungen bis in die leisesten Vibrationen hinab erschlossen, und mit wahrer Meisterschaft versteht er diese Regungen poetisch zu schildern und zu gestalten, wie die erste Abtheilung der Sammlung, die „Mädchenstimmen", beweist. Das Mädchengemüth mit all seiner Innigkeit und „schwebenden Pein", seinen Schelmereien und seiner träumenden Sehnsucht, seinen Naivetäten und Verschmitztheiten, seinen Eigenheiten und Launen spricht uns aus diesen Firck'schen Versen anmuthig an. Sie alle haben das Lob der Lebenswahrheit, der Originalität und poetischen Schönheit für sich, was besonders von den Liedern: „Volles Herz", „Die närrischen Leute", „Seltsam", „Nicht verstanden" und „Kummer" gilt. Auch die folgende Abtheilung: „Vermischte

Gedichte", enthält manches von psychologischer Bedeutung, wie das ergreifende Gedicht: „Der Großvater schläft" und das folgende:

Verfehltes Leben.

Ihr könnt sie sehn auf seiner bleichen Stirne
Die Rune, die das Leben in ihn schnitt,
Gleich einem alten Wundmal, das zu zeiten
Gespenstisch ihm ins blasse Antlitz tritt;
Schaut hin, wie eine Grabschrift könnt ihr's lesen,
Drin seiner Tage wirrer Traum erzählt:
Er war berufen, aber nicht erlesen,
Er hat sein Leben und sein Glück verfehlt!

Einst war er jung, und eines Kindes Lachen
Klang von den Lippen, die jetzt stumm und todt,
Wie eines Vogels Singen beim Erwachen
Der Luft entgegen und dem Morgenroth.
Da spiegelte sein Aug', das unschuldhelle,
Den Himmelsfunken noch in seiner Tief',
Wie eine morgenstille Waldesquelle,
Auf deren Grund ein Sternlein sich verschlief.

Da lag die Erde noch vor seinen Blicken
Ein kronentreibend, lorberwogend Feld,
Da bog, ein schäumend Schlachtroß, seinen Rücken
Das Leben ihm zum Ritte in die Welt;
Mit offnen Straßen winkten ihm die Fernen,
Der Hoffnung goldne Thore standen weit,
Er schaute gläubig zu den Sternen
Und ließ sich treiben auf dem Meer der Zeit.

Und eines Tages plötzlich, strahlenhelle
Wie eine lichte Himmelsbotin, stand
Die Liebe da auf seines Lebens Schwelle
Und zog vom Spiele lächelnd seine Hand;
Es riß der Vorhang, der in keuschem Schweigen
Vor seines Herzens Heiligthum gewallt,
Und es entschleierte mit süßem Neigen
Im Weib sich ihm des Glückes Huldgestalt.

Wie aber mit der Liebe er geschaltet,
Da er die Straße seines Glückes fuhr,
Und wie sein junges Herze er verwaltet,
Das wissen Gott und sein Gewissen nur.
Es kam ein Tag, da stand er wegemüde
Und einsam da inmitten seiner Bahn,
Und war zu End' mit seinem Jugendliede,
Und war ein armer glückverwaister Mann.

Wohin er suchend seinen Blick auch sandte,
Das Leben hatte aufgehört zu blühn,
Die Welt war todt und kalt, und fühllos spannte
Der leere Himmel sich darüber hin.
Im Staub der Straße lag die Hoffnung müde,
Die Gauklerin, und war der Glaube nicht;
Und stumm, als Sünderin, am Wege kniete
Die Liebe mit verhülltem Angesicht.

O grauf'ge Nacht, da er im Dunkel kauernd
Zum ersten mal die Einsamkeit begriff
Und, in der Nacktheit seines Herzens schauernd,
Die Hände aufhob und zum Himmel rief (?)
Da suchend über seine Wange nieder
Die erste Thräne der Verzweiflung rann,
Und das Gewissen seine Schreckenslieder
Zu flüstern heimlich in sein Ohr begann!

Aus jener einsam durchgekämpften Stunde
Trat er ein andrer in die Welt zurück,
Ein düstres Schweigen lag auf seinem Munde,
Erloschen war das Licht in seinem Blick.
Und spricht er manchmal auch die Worte wieder,
Die er als Kind gestammelt im Gebet,
Sie fallen schwingenlos zur Erde nieder
Und auf sein Herz zurück, es ist zu spät!

So sitzt er da am sonn'gen Lebensherde
Wie ein schon längst Gestorbner, stumm und blaß,
Auf den der Tod die letzte Hand voll Erde
Vorübergehnd zu werfen nur vergaß.
Ihr aber, die ihr in des Glückes Kreisen
Euch freuet noch an Gottes Gnadenlicht,
Ihr sollt auf niemanden mit Fingern weisen
Und mit euch selber gehen ins Gericht!

Man muß gestehen: das ist eine edle Blüte vom Baume tief-ernster Gedankenlyrik, ein Gedicht von imposanter Größe geistigen Gehalts. Unter der Zahl der übrigen „Vermischten Gedichte" des Freiherrn von Fircks nennen wir noch mit Auszeichnung das epigrammatisch pointirte: „Der Körper ist ein Lebemann", das gemüthvolle: „Stiller Schmerz", das düster balladenhafte: „Die böse Stiefmutter", das tiefsinnige: „Freund Hein" und das humoristische: „Die leidige Liebe", als eins der schönsten unter allen Stücken dieser Sammlung aber die gedankenvolle Phantasie: „Ich stand im Felde". Kurz vor seinem Ende widmete der Dichter noch der deutsch-nationalen Erhebung vom Jahre 1870 eine Reihe von Sonetten, welche die Schlußabtheilung der Sammlung bilden.

Weihevoll und ernst wie diese sind auch die übrigen Sonette in dem „Poetischen Nachlaß" des Freihern Karl von Fircks. Sie legen, wie die ganze Sammlung, beredtes Zeugniß für das bedeutende Talent ihres Verfassers ab: der Freiherr von Fircks war ein Dichter von edelm Pathos, feinstem Instinct für die Erkenntniß und dichterische Wiedergabe menschlicher Seelenzustände und einer sich in den schönsten Gebilden ausprägenden Phantasie. Seine poetische Form, obwol wie diejenige des eben besprochenen Julius Hübner im Reim nicht immer correct, trägt den Stempel künstlerischer Gediegenheit und hat stets ein edles Metall. Der Tod des Poeten, der seiner Nation vielleicht noch manches werthvolle Musengeschenk geboten haben würde, ist aufrichtig zu betrauern.

Bewährte sich das Talent des Freiherrn von Fircks in erster Linie auf dem Gebiete der stimmungsvollen Lyrik und der Reflexionspoesie, so ist dasjenige Edmund Sternau's besonders in der episch-lyrischen Schilderung heimisch. Die „Gedichte" (Nr. 4) dieses Poeten enthalten, dem vorwiegend epischen Zuge seiner Muse gemäß, besonders in der ersten, „Geschichte und Sage" überschriebenen Rubrik manches Ansprechende. Namentlich sind es die düstern Schilderungen eines unheimlich schreitenden Geschicks, also Balladenstoffe, welche dem Dichter gelingen. Am liebsten nimmt er das Stimmungscolorit zu solchen Gedichten vom Meer und seinen Schrecken her. „Das Sklavenschiff" und „Der Strandräuber" sind unter andern Beispielen solcher Gedichte die besten. Namentlich das letztgenannte Gedicht excellirt durch den Glanz seiner Schilderung und die eigenthümliche Spannung seiner energisch fortschreitenden Handlung. Hervorzuheben sind ferner unter den episch-lyrischen Poesien Sternau's „Der Henker von Antwerpen" und „Lohn der Untreue", welche nur wenig hinter den ebengenannten Balladen zurückstehen. Das in „Wallenstein vor Stralsund" verwandte Sujet möchte, weil es schon zu oft dichterisch verwerthet worden ist, nur wenig Beifall finden. Von einer achtungswerthen Pietät sind die schönen zwölf Sonette unter dem Titel „Todtenkränze" dictirt, in welchen der Dichter das

Andenken seines Vaters feiert. Aus der Zahl der übrigen Gedichte der Sternau'schen Sammlung, in welcher die Liebeslieder wol die schwächsten sind, setzen wir hier das folgende gelungene Lied als Probe her:

Im Wind.

Willkommen in der Mittagsschwüle
Mit deinem Athem weich und lind,
Mit deiner wonnig frischen Kühle,
Du flüchtiger Geselle Wind!
Du bist's allein, wenn allzu lange
Das arme Herz schon hat verzagt,
Der auf die abgehärmte Wange
Den flücht'gen Hauch der Röthe jagt.

Ich liebe dich, ob du im Grüßen
Die Locken der Geliebten hebst,
Ob mit den zephyrleichten Füßen
Du über Blumenbeete schwebst,
Wenn sich von deinem Hauche wiegen
Die hohen Tannen in dem Forst,
Läßt du die Meeresadler fliegen
Erschrocken aus dem Felsenhorst.

Dich liebe ich, den Raschen, Kühnen,
Weil du der Freien Frei'ster bist,
Im gelben Korn, am Fuß der Dünen
Das schnelle Wandern nicht vergißt. (?)
Die Palmen an des Ganges Borden
Bethörten nimmer deinen Sinn,
Und durch das Gletschermeer im Norden
Stürmst du, ein muth'ger Recke, hin.

Du streust dir selbst auf deine Pfade
Den Lorber und das Eichenreis,
Bedarfst nicht erst der Menschen Gnade
Und schwingst die Glocken dir zum Preis.
Die andern Elemente alle
Sind deinem Worte unterthan,
Wenn du mit mächt'gem Donnerschalle
Einherziehst auf der Siegesbahn.

Die Flamme zittert beim Umschlingen,
Du grollst — und sie erlischt in Nacht,
Ein Fächeln deiner starken Schwingen —
Sie lodert auf in hellster Pracht.
Wie aufgescheucht von tausend Hufen
Vor dir der Sand der Wüste flieht;
Es stürzt bei deinem grimmen Rufen,
Zur Tiefe taumelnd, der Granit.

Es beben meilenweit die Felder
Des Seetangs in der tiefen See,
Es rauschen klagend ihre Wälder
Vor deinem Zorn in lautem Weh.
Von jenen Tiefen, wo verschwiegen
Emporklimmt der Korallenbaum,
Bis zu den Wolken läßt du fliegen
Den staubgepeitschten Wogenschaum.

Und wenn der Erde Sohn vermessen
Im Kampfe dir sich stellen will,
Schaffst du zu ewigem Vergessen
Ein Grab für ihn, geheim und still.
Du deckst des Sandmeers heiße Schollen
Dann über ihn zu langer Ruh',
Du schleuderst ihn mit wildem Grollen
Dem bangen Meer als Opfer zu.

Es weht der Geist einer kosmischen Poesie in diesen Strophen, die zu dem Besten in der Sternau'schen Sammlung gehören. Der Verfasser hat Geist und Empfindung und zeigt sich überall als ein ebenso vielseitig gebildeter wie gereifter Kopf. Seine Form ist meistens entsprechend und von künstlerischer Feile. Aber das echte Colorit moderner Poesie fehlt den Sternau'schen Gedichten.

Die religiösen Dichtungen von Hermann Kraffert, welche den Titel „Vom Baum des Lebens" (Nr. 5) führen, sind wohlgemeinte poetische Ergüsse eines gläubigen Herzens — aber das Können ist schwächer als das Wollen. Diese Lieder, Hymnen und Legenden gemahnen uns wie eine Wüste, welche man unter dem Druck der Müdigkeit und des Durstes, vergebens nach einer wasserreichen Oase schmachtend, durchwandert. Außer einigen erträglichen Legenden und dem leiblich lebhaft geschilderten Gedicht: „Bei Kroll's", welches sich unter diesen Hymnen und Legenden wie ein verirrtes Weltkind unter ascetischen Mönchen ausnimmt, ist alles leb- und farblos an diesen trockenen Blättern „vom Baum des Lebens". Aber nein — am Schlusse des Buchs findet sich unter dem Abschnitte „Aphorismen" neben vielem Sinnlosen manches hübsche Verslein, welches Hand und Fuß hat, sodaß wir am Ende doch sagen müssen: der Verfasser hat einiges Talent für das Didaktische. Man höre beispielsweise einige aufs gerathewohl herausgegriffene Sprüche aus dieser Rubrik:

Er ist nur klein,
Und doch so fein,
Der Ruhm ein ehrlicher Mann zu sein.

—

Meist läuft man mit dem Haufen,
Nicht, wie man sollte laufen.

—

Harr' in Geduld,
Treu Gottes Huld,
Bleib frei von Schuld.

—

Das Leben lehrt uns nur erwerben
Die schwere Kunst, einst froh zu sterben.

—

Bei manchem Herzeleid mich diese Tröstung labt:
Ich bin nicht mehr dabei, wenn ihr mich einst begrabt.

Diese Sprüche sind allerdings nur didaktisches Mittelgut, aber sie haben den Vorzug der Originalität für sich. Im übrigen ist in den Kraffert'schen Gedichten alles nach der Schablone des rechtgläubigen Christenthums. Dazu enthält die Sammlung mancherlei sprachliche und prosodische Incorrectheiten, denen hier näher nachzugehen uns der Raum fehlt.

Ueber die „Gedichte" von Ferdinand Anton Kroczak (Nr. 6) können wir nicht günstiger urtheilen, als über diejenigen von Hermann Kraffert. Sie scheinen Producte eines noch sehr jugendlichen Dichters zu sein, wenigstens spricht ihre Unreife für diese Vermuthung. Sie machen den Eindruck durchaus schülerhafter Reimereien, wozu die schlecht angewandten Reminiscenzen aus der griechischen und nordischen Mythologie in Stoff und Bild das Ihrige beitragen. Einige sogenannte Gedichte unsers Autors sind uns völlig unverständlich, z. B. folgende:

Innerer Werth.

Sieh die Rose, sie birgt sich im Herzen die duftlose Narbe;
Doch der bejammerte Mensch hüllet ein Edles, den Geist.

Das Weib.

„Das ist ein liebes Weib, das dort
Den Fußsteig geht bergan";
Aufs Weiblein zwar, da sah' ich fort,
Doch keine Lieb' ist dran.

An Incorrectheiten leistet Kroczak Unglaubliches.

Ein anderes Gedicht beginnt mit der exemplarischen Strophe:

Weiblich Elend ist dem Mann
In der Welt beschieden,
Doch ist, was ihn freuen kann,
Spärlich nur hienieden,
Sei die Welt auch zehnmal schön,
Wird sein Frohsinn fleeten (!) gehn.

Man sieht, Ferdinand Anton Kroczak ist kein Dichter.

Talentvoller, wenngleich in keiner Weise bedeutend oder auch nur durch eine mehr als mittlere Begabung anziehend, sind die „Bunten Bilder" von Karl F. A. Geerling (Nr. 7). Dieselben enthalten vier Abtheilungen, von denen die erste vermischte Gedichte, die zweite einen Sonettenkranz unter dem Titel: „Neunzehn Jahrhunderte", die dritte „Reisebilder", die vierte „Bilder aus Köln" bringt. Am besten sind dem Verfasser die in der ersten Abtheilung enthaltenen Schilderungen aus der Geschichte, wie „Charlotte in Miramare" und „Maria in Gaëta" gelungen, obgleich dieselben nicht selten in den trüben Sümpfen der Chronik stecken bleiben, statt das offene Meer der Poesie zu befahren. Die Sonette: „Neunzehn Jahrhunderte", welche von verschiedenem Werthe sind, müssen, als Ganzes betrachtet, für verfehlt erklärt werden, da bei ihnen ein Dilemma des Inhalts und der Form unverkennbar ist. Unmöglich kann die enge Schranke des Sonetts ein passendes Gefäß abgeben für solche stets große Welt- und Geschichtsperspectiven fordernde Stoffe, wie es die von Geerling für diese Dichtform gewählten sind — oder aber es gehört zu diesem Experiment die Meisterhand eines Hermann Lingg, welchem Dichter es in seinen grandiosen Sonetten allerdings gelungen ist, den Geist ganzer Geschichtsperioden in das enge Bett des Sonetts gewissermaßen einzudämmen. Aber Geerling ist nicht Lingg. Wenn in seiner Sammlung z. B. das 9. Jahrhundert durch das folgende Sonett charakterisirt werden soll:

Das alte Rom sieht wieder Kaiser krönen,
Im Petersdom erschallen Jubellieder,
Die Bilder alten Glanzes kehren wieder,
Augusto, avo! läßt das Volk ertönen.

Wer wagt's, den großen Kaiser zu verhöhnen?
Sein Schwert wirft alle Widersacher nieder;
Er nimmt dann auf als seines Reiches Glieder
Die Ueberwundnen, mild sie zu versöhnen.

Den Geist des Vaters sollt' der Sohn nicht erben,
So mußte denn des Vaters Reich verderben;
Denn Geist erhält nur, was der Geist geschaffen.

Der König flieht vor seiner Kinder Waffen,
Was Karl ererbt, was er dem Feind entrissen,
Wird in Verdun auf ewig neu zerrissen —

so ist das denn doch eine etwas allzu dürftige Charakteristik jener vielbewegten Geschichtsperiode. Zu den bessern unter den Geerling'schen Gedichten gehört die unter den „Bildern aus Köln" stehende Reflexion „Die Jagd nach dem Glücke". Das sangbare Lied gelingt dem Verfasser der „Bunten Bilder" nur selten. So dürfen wir denn, alles in allem betrachtet, dem Talente Geerling's kein günstigeres Prädicat geben als das eines das Niveau des Mittelmäßigen nicht überschreitenden. Um eine höhere Rangstufe zu beanspruchen, dazu fehlt ihm Geist, Empfindung und dichterische Phantasie, mag sein Streben und seine Gesinnung auch auf das wärmste anzuerkennen sein.

Von Geerling zu Weiß, d. h. vom Regen in die Traufe! Die „Gedichte" von S. Karl Weiß (Nr. 8) sind, obwol in ihnen eine warme Gemüthsatmosphäre weht und obwol sie hier und da den Brustton echter Herzensempfindung anschlagen, denn doch geistig zu unbedeutend und von dem monotonen Singsang einer süßlichen Liebespoesie zu sehr erfüllt, als daß sie der dichterischen Zukunft ihres gewiß noch minorennen Verfassers ein günstiges Prognostikon stellen könnten. Daneben sind sie ganz phantasielos und ohne alle individuelle Farbe. Tief empfunden ist das nachstehend mitgetheilte Sonett:

Meine Lieben!

Sprich, süße Mutter! war schon Schlafenszeit,
Daß du so früh von hinnen mußtest scheiden? —
Du warst schon müd' der namenlosen Leiden
Und sehntest dich zur Ruh' der Ewigkeit!

Sprich, süße Mutter! war schon Winterszeit
In deines Lebens karg bemessnen Freuden? —
Nicht doch! — Der Abend nie verdienter Leiden
Gab dir die Hand zum ewigen Geleit!

Und an dem Grabe weinen deine Lieben,
Die trostlos auf der harten Erde blieben
Und trauernd in die tiefe Grube sehn.

Ich kann den herben Trennungsschmerz nicht fassen,
Auf immerdar hast du uns nun verlassen —
So muß denn alles, alles schlafen gehn!

Solchen gemüthswarmen Einzelheiten der Sammlung gegenüber ist es eine schmerzliche Pflicht des Kritikers, dennoch über das Ganze den Stab brechen zu müssen. Aber warum treten auch solche dilettantische Producte, welche ihre wahre Heimat in den ihren Verfassern befreundeten Privatkreisen haben und hier vielleicht ein dankbares Publikum finden würden, vor das Forum der Oeffentlichkeit und der Kritik, welche bei ihrer Werthschätzung strengere Maßstäbe anlegen muß? Wann wird unsere dichtende Jugend Selbstkritik und Achtung vor der Buchdruckerschwärze lernen?

Diese Achtung hat auch Hugo Bernheim aus dem Auge gelassen, indem er seine „Gedichte ohne Titel" (Nr. 9) veröffentlichte. Wir glauben ihn für diesen sträflichen Leichtsinn, welcher durch den Umstand noch erhöht wird, daß der genannte Herr mit der deutschen Grammatik auf sehr gespanntem Fuße lebt, nicht besser züchtigen zu können, als indem wir im Nachfolgenden (allen von ähnlichen Publicationsgelüsten Besessenen zum abschreckenden Beispiel) eine die Dichtweise Bernheim's kennzeichnende Probe geben:

Ich hab' so viel gesungen,
Gedacht und auch gereimt,
Daß ich bin dumm geworden —
Wer hätt' das je gemeint. (!)

Ich hab' so viel gewünschet,
Gehoffet und geglaubt,
Daß mir zuletzt das Streben
Ist jämmerlich geraubt. (!)

Ich hab' so viel gegessen,
Getrunken und geküßt,
Daß mir nichts mehr will schmecken —
Auch das hab' ich gebüßt. (!)

Hab' Eine nur geliebet,
Und lieb' sie immer noch!
Wer löset mir das Räthsel:
Was ist die Liebe doch? (!)

In der That, das ist eine Poesie, vor der die Musen reißaus nehmen, eine Kriegserklärung in optima forma an die Gesetze der Logik und Aesthetik. Möge Hugo Bernheim aufhören, wenn nicht Verse zu machen, so doch solche zu publiciren!

Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur römischen Geschichte.

1. Geschichte Roms in drei Bänden von Karl Peter. Erster Band. Die fünf ersten Bücher, von den ältesten Zeiten bis auf die Gracchen. Dritte, verbesserte Auflage. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Dasselbe. Dritter Band, zweite Abtheilung. Das dreizehnte Buch, die Kaisergeschichte vom Tode Nero's bis zum Tode Marc Aurel's. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Karl Peter's Darstellung der römischen Geschichte hat viel Anklang gefunden. Natürlich ist es für den größern Theil des gebildeten Publikums ein Bedürfniß, sich die heroischen Gestalten des ältern römischen Staates so in der Erinnerung zu erhalten, wie dieselben durch Sage und Geschichtschreibung gezeichnet sind, als Verkörperungen der höchsten Tüchtigkeit oder abschreckender Verkommenheit. Nicht als wenn der Verfasser mit gläubigem Sinne an den mythischen Erzählungen der Urgeschichte von Latium, der römischen Königszeit oder der ältern Republik hinge; er stellt sie auch als Erzeugnisse der Sagenbildung hin. Gleich in der Vorrede bekennt er:

Es ist hinsichtlich der Königsgeschichte meine Ueberzeugung dieselbe wie die jetzt ziemlich allgemein herrschende, daß unsere Ueberlieferung darüber, so verschieden sie der Form nach ist, der historischen Glaubwürdigkeit nach ungefähr etwa mit der Ueberlieferung über den Trojanischen Krieg auf gleiche Stufe zu stellen sei. Was sodann die Geschichte der Republik bis zum ersten Punischen Kriege anlangt, so glaube ich zwar, daß diese, abgesehen von den ersten Jahrzehnten, hinsichtlich der Chronologie, der Angaben über die Magistrate und einiger Hauptdata im ganzen und wesentlichen als authentisch und glaubwürdig anzusehen ist; denn innerhalb dieser Grenzen beruht unsere Ueberlieferung, wie besonders von Rubino dargethan ist, unzweifelhaft auf ursprünglichen, von den Römern immer mit besonderer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemachten und bewahrten Aufzeichnungen; allein die Details derselben können auf nicht viel mehr Glaubwürdigkeit Anspruch machen als die Königsgeschichte, sie sind zum großen Theil nichts anderes als ein Product der bildenden, stark von National- und Familieneitelkeit inspirirten Phantasie, wozu denn auch die griechische und griechisch-artige Schmeichelei und Schönrednerei ihr gutes Theil hinzugefügt hat. Nur allmählich weicht das ursprüngliche völlige Dunkel einem gewissen Dämmerlichte, bis wir endlich mit dem ersten Punischen Kriege und mit dem Geschichtswerke des Polybius einen festen historischen Boden gewinnen, wenn auch für die nächsten Jahrzehnte, die von Polybius nur einleitungsweise behandelt sind, nur in kurzem Umrisse.

Man sieht, Peter rettet von der alten Tradition, was von der negirenden Forschung des letzten Jahrhunderts zu retten ist. Trotzdem er das Lob abweist, im Gegensatze zu Mommsen conservativ zu sein, trägt sein Werk dennoch den Stempel eines sorgsamen Festhaltens an dem, was durch Tradition vielen lieb und theuer geworden ist. Nur bietet er uns die Tradition nicht als objective Wahrheit, sondern als das, was sie wirklich ist, als eine Mischung von Dichtung und Wahrheit. Er sorgt dafür, daß der Leser nicht eingewiegt wird in die gläubigen Erinnerungen seiner Jugendlektüre. Durch eingestreute Bemerkungen, wie: „es wird erzählt", „so die Sage", oder durch Hinweis auf innere Widersprüche wird ab und zu die Kritik des Lesers wachgerufen. Aber der Autor erzählt wenigstens, was überliefert ist, ohne durch fortgesetztes Raisonnement ein subjectives rationalistisches Proceßverfahren gegen die schönen Sagen Latiums einzuhalten.

Der Geschichtschreiber beabsichtigt offenbar zunächst, den Leser mit dem factischen Bestande der Tradition auf eine leichte Weise vertraut zu machen. Er hat aber noch einen andern Grund, weshalb er den großartigen Gestalten der altrömischen Geschichte ihren sagenhaften Nimbus nicht entziehen will. Und dieser Grund besteht gewiß zu Recht. In den sagenhaft ausgeprägten Charakteren der Könige, der altrepublikanischen Helden, heroischer Frauen zeigt sich der römische Nationaltypus ungleich schärfer, weil bis zum Extreme durchgeführt, als in vielen historisch-sichern Vorgängen, in welchen die leitenden Persönlichkeiten mit ihren Vorzügen und Schwächen uns richtiger entgegentreten. Die Sagen haben daher nicht allein den Werth, welchen die Sagenpoesie überhaupt für sie in der Culturgeschichte beansprucht, sondern sie dienen hier auch dazu, den Nationalcharakter der Römer mit stark aufgetragenen Licht- und Schattenpartien exemplarisch vorzuführen.

Damit wird natürlich der Geschichtsforschung ihr Recht nicht bestritten. Es ist ihre unabweisbare Pflicht, unbarmherzig das Schöne und Großartige der altrömischen Tradition zu analysiren, die Widersprüche aufzudecken, nachzuweisen, wie vieles durch National- und Familienstolz fingirt worden ist, kurz, aus dem frisch pulsirenden Leben ein Gerippe mit kritischem Messer herauszuschneiden, welches sich als der gering beglaubigte und glaubliche Inhalt der reich ausgeführten Sagengeschichte darstellt.

Auch Karl Peter sucht der Kritik gerecht zu werden. Er hat in denjenigen Abschnitten seines Werks, welche die jedesmaligen Zustände der einzelnen Epochen schildern, einen historischen Kern herausgeschält. In der innern und insbesondere in der Verfassungsgeschichte ist nach seiner Ansicht der Versuch, die ganze authentische Wahrheit zu ermitteln und zur Darstellung zu bringen, nicht nur nothwendig, sondern auch möglich, wenigstens eher möglich als bei der äußern Geschichte:

Er ist nothwendig, weil die spätern Entwickelungen und Zustände zu ihrem vollen Verständnisse ein Zurückgehen in die ältere Zeit erfordern, und er ist möglich, weil die innere Geschichte im Vergleiche mit der äußern, in der unser Blick oft

nichts als Willkür zu entdecken vermag, sich mit einer gewissen Nothwendigkeit fortbewegt und wir sonach im Stande sind, aus Späterem auf Früheres zurückzuschließen und fehlende Mittelglieder zu ergänzen; wozu noch kommt, daß die Vorgänge der innern Geschichte der bildenden Phantasie weniger Anreiz bieten und sich daher auf diesem Gebiete, wie bei der römischen Geschichte wirklich der Fall, echte, unverfälschte Nachrichten leichter zu erhalten pflegen. Freilich beschränken sich diese Vortheile meist nur auf die wichtigsten und wesentlichsten Punkte, und auch diese werden der Natur der Sache nach häufig nicht durch bestimmte Zeugnisse vollständig zu beweisen, sondern durch eine von mancherlei Vorbedingungen abhängige und in einem gewissen Sinne auf Glauben beruhende Divination zu finden und anzueignen sein. So kann z. B. das eigenthümliche Wesen des Patriciervolks mit seinen theils auf einer natürlichen Gebundenheit beruhenden, theils aber wiederum mit einer gewissen Künstlichkeit organisirten Einrichtungen und die im Verlaufe der Zeit geschehende Verschmelzung desselben mit den Plebejern, worin von den meisten Forschern mit Recht ein Kernpunkt der römischen Geschichte gefunden wird, zwar auf der einen Seite durch allerlei theilweise im Munde unserer Quellenschriftsteller falsch oder unklar gefaßte trümmerhafte Ueberlieferungen begründet werden, gleichwol aber ist Wesen und Zusammenhang hiervon nur durch Abstraction, durch Vertiefung und Combination zu erfassen und zu gestalten. Und ähnlich verhält es sich mit der alten römischen Religion und mit vielen andern Dingen, die das Staats- und innere Leben des römischen Volks betreffen.

In der Aufstellung von Hypothesen ist Karl Peter vorsichtig, sodaß sein Werk durchweg den Charakter möglichster Objectivität bewahrt. Daß der Verfasser ein tüchtiger und gelehrter Kenner der römischen Geschichte ist, fühlt der Leser, obgleich die Darstellung populär gehalten und von gelehrten Citaten frei ist; Anmerkungen sind überhaupt, auch in der neuen Auflage, nur in beschränkter Zahl eingefügt.

Der erste Band enthält, außer den mehr oder minder sagenhaften ältern Epochen, noch einen bedeutenden Theil der beglaubigten Geschichte Roms, und zwar diejenige Epoche, in welcher römische Tüchtigkeit, Ausdauer, Vaterlandsliebe sich unter den schwierigsten Verhältnissen am glänzendsten bewährt hat. Denn wenn wir die Züge von Tapferkeit und Patriotismus aus der jungen Republik und den Samniterkriegen als idealisirt ansehen müssen, so bietet uns der zweite Punische Krieg in der That ein Bild des römischen Heroismus in festen Zügen, wie es zu keiner andern Zeit wiederkehrt. Trotz mancher politischer und strategischer Fehler hat eine unerhörte Zähigkeit und Thatkraft den geistig dem Römerthume überlegenen, genialen Feldherrn der Karthager, der mit außergewöhnlichen Mitteln kämpfte, zurückgeschlagen. Erst in der letzten Periode des Hannibalischen Kriegs erstand auf römischer Seite in Scipio ein ebenbürtiger Stratege, welcher sich zugleich mit einer bewunderungswürdigen Unbefangenheit und Frische über kleinliche Schwächen des römischen Wesens erhob.

Nach dieser großen Zeit sehen wir in Rom während eines Jahrhunderts allmählich tiefe Schattenseiten der politischen und socialen Zustände hervortreten. Die Art, wie sich Rom zur Beherrscherin der Welt machte, ist keineswegs geeignet, unsere Bewunderung oder auch nur eine Anerkennung hervorragender Entschlüsse oder wirklicher Staatsweisheit wachzurufen —, man müßte denn die oft hinterlistige und niedrige Ausbeutung des vorhandenen Uebergewichts als Staatsweisheit betrachten wollen. Jedenfalls begegnen wir in der orientalischen Politik Roms auffallenden Schwankungen, welche den Mangel eines einheitlichen Systems bekunden. Die Staatslenker zu Rom überließen sich hier vielfach dem Zufalle; begangene Fehler konnten den mächtigen Staat nicht in ernstliche Gefahr bringen, und das Abwarten eines günstigen Zufalls hatte den Vortheil, daß der Staat ohne großen Aufwand exorbitante Acquisitionen machte. Denn darin zeigte sich allerdings wieder die römische Zähigkeit, daß die politischen Verwickelungen Griechenlands und Asiens bis zu den letzten Consequenzen, aber langsam und durch allmähliche Schwächung der einzelnen Parteien, ausgenutzt wurden.

Karl Peter urtheilt über diese Periode der römischen Geschichte so günstig als möglich:

> Wenn Rom seinen Feinden so sehr überlegen war, so entsteht die Frage, warum es dieselben nicht schneller seiner Herrschaft völlig unterworfen habe. Die Antwort hierauf ist theils in der Sparsamkeit enthalten, mit welcher die Römer in Verwendung ihrer Streitkräfte zu verfahren pflegten (im Jahre 200 z. B. wurden im ganzen nicht mehr als sechs Legionen ins Feld gestellt, obgleich außer gegen Macedonien auch noch im cisalpinischen Gallien und in Spanien Krieg zu führen war), theils und hauptsächlich darin, daß sie eine schnelle Niederwerfung nicht als das geeignetste Mittel für die dauernde Aneignung der betreffenden Länder ansahen. Man hielt es für richtiger, die Völker nicht zu brechen, sondern zu beugen, und entwickelte dabei eine Klugheit, der nur noch die Ausdauer gleichzuachten ist, mit der man ein einmal gestecktes Ziel zu verfolgen pflegte, und die nie, weder vorher noch nachher (wir glauben dies ohne Gefahr der Uebertreibung behaupten zu können) erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist, die übrigens im Laufe dieses Zeitraums allmählich immer mehr den Charakter einer des großen Volks unwürdigen, Menschen und Völker zu Sachen erniedrigenden, auch die kleinlichen Mittel der Hinterlist nicht verschmähenden Schlauheit annimmt, deren Wege wir nicht ohne sittlichen Unwillen verfolgen können, um so weniger, je mehr der römische Staat — denn dieser ist es, der die politischen Fäden jetzt ganz in seiner Hand vereinigt — seine kalte, berechnete Härte mit dem gleisnerischen Scheine der Milde und Großmuth zu umgeben sucht.

Namentlich ist es kein Zeichen von Staatsweisheit, daß die Römer lange Zeit keine Sorge für ein gedeihliches Fortkommen der neu erworbenen Provinzen hegten, daß sie gesunkenen Wohlstand nicht durch Staatsmittel zu heben oder vorhandene Blüte nicht hinlänglich zu schützen verstanden. Ließen sie schon im 2. Jahrhundert v. Chr. die agrarischen Zustände Italiens auf die gefährlichste Weise verkommen, so hatten sie für die Provinzen außerhalb der Apenninischen Halbinsel vollends kein Herz. Mit Recht nennt unser Autor den Charakter des römischen Volks „stolz, energisch, patriotisch, aber hart und selbstsüchtig". Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß hierin die Größe und der Verfall des Staats begründet sind. Wenn aber der Geschichtschreiber durch diese Betrachtung zu dem Resultate kommt, daß da die römische Geschichte aufhöre, wo die specifischen Eigenschaften des Nationalcharakters ihm untergegangen zu sein scheinen, nämlich in der Kaiserzeit, so läßt sich wol dagegen einwenden, daß auch das ein Stück römischer Geschichte ist, was sich unter römischer Zwingherrschaft nur als eine Folge und als ein Product republikanischer Tugend und Untugend darstellt. Eine Folge der republikanischen Tugend ist offenbar die großartige Machtentfaltung des Reichs; aber ein Product republikanischer Sünden ist der verwahrloste Zustand

Italiens und der Provinzen. Die Kaiserzeit hat, was auch Karl Peter nicht in Abrede stellt, für das materielle Wohl des Reichs gesorgt, und es ist nur ein Scheingrund, wenn er das Gewicht dieser Thatsache folgendermaßen zu entkräften sucht:

Die Darstellung des Kaiserthums wird sich freilich als nicht eben optimistisch erweisen und wird in dieser Hinsicht vielleicht von neuem Widerspruch hervorrufen, da die Ansicht immer wieder auftaucht, als ob in der Kaiserzeit, in welcher nach unserer Meinung fast alles, was Rom groß gemacht hat, erloschen oder ausgeartet ist, die Blütezeit des römischen Staats zu erkennen sei. Der Verfasser erlaubt sich hiergegen nur zu bemerken, daß er sein Ideal eines Staats- und Volkslebens durch eine bloße leidliche materielle Wohlfahrt nicht verwirklicht finden kann, und daß er jene Ansicht weder mit seiner durch langjähriges Studium und Nachdenken gewonnenen Anschauung von dem eigenthümlichen Werthe und Berufe des römischen Volks noch mit dem stetigen Fortschritte der Weltgeschichte, wie er sich denselben vorstellt, zu vereinbaren im Stande ist.

Der Geschichtschreiber hat aber nicht das Recht, den römischen Staat, nachdem dieser Sicilien, Spanien, Gallien, ein Stück von Deutschland und den Donauländern, Griechenland, weite Länderstrecken in Asien und Afrika verschlungen hatte, nach dem moralischen und socialen Zustande der verhältnißmäßig kleinen Zahl von altrömischen Familien zu beurtheilen, die großentheils in der Republik schon durch Ehrgeiz und Selbstsucht unfähig geworden war, dem Staate wahrhaft zu nützen. Und wenn auch altrömische Tugend, wäre sie nicht schon lange vor Augustus erstorben, vor manchem Uebel der Kaiserzeit hätte schützen können, so sind doch recht eigentlich durch die Fehler der Republik Schattenseiten verschuldet worden, die der Verfasser übrigens mit Recht gegen die Ansicht geltend macht, als sei in der Kaiserzeit, auch in ihrer besten Epoche, der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr., ein wahrhaft glücklicher und allseitig befriedigender Zustand eingetreten. Nachdem er darauf hingewiesen hat, daß noch Bedrückungen und Erpressungen in den Provinzen, trotz der im wesentlichen lobenswerthen Fürsorge der Kaiser, vorkamen, fährt er fort:

Den Hauptbeweis aber glauben wir in der überhandnehmenden Verminderung der Bevölkerung finden zu müssen, in der man, vermöge des Zusammenhangs der Bewegung in dem Stande der Bevölkerung mit der sittlichen und materiellen Wohlfahrt eines Volks, mit Recht einen Hauptmaßstab für die letztere zu finden pflegt. Wir erinnern uns, daß schon unter Augustus das Mittel der Gesetzgebung angewandt wurde, um die Bevölkerung zu vermehren; wir hören, daß unter Nerva die Colonien in Italien einer Ergänzung bedurften; für den älteren Plinius ist es ein Gegenstand lebhafter Verwunderung, daß Italien in der Zeit nach dem ersten Punischen Kriege 800000 streitbare Männer habe aufstellen können; der jüngere Plinius drückt seinem Großschwiegervater Fabatus seine große Freude darüber aus, daß er die Bevölkerung seiner Vaterstadt Comum durch die zahlreiche Freilassung von Sklaven vermehrt habe; die Stiftungen des Nerva, Trajan und anderer Kaiser für die Ernährung armer Kinder haben erklärtermaßen zum Hauptzwecke, der Entvölkerung von Italien vorzubeugen, deren Schreckbild dem jüngern Plinius deutlich vorschwebt; wir hören von Plutarch, daß ganz Griechenland jetzt kaum 3000 Hopliten, so viele wie einst Platää allein, zu stellen vermöge, und von einem andern Schriftsteller ungefähr derselben Zeit, von Dio Chrysostomus erhalten wir eine Schilderung von Euböa, wonach wir uns ungefähr zwei Drittheile der Insel ganz öde und verlassen und eine der Hauptstädte, wahrscheinlich Chalcis, in dem Maße entvölkert vorzustellen haben, daß viele Häuser leer stehen und die Straßen als Viehweide und Ackerland benutzt werden; endlich beginnt schon unter Marc Aurel — freilich unter Mitwirkung der Pest — der spätere Gebrauch, große Massen von Barbaren in die römischen Provinzen zu verpflanzen, um durch sie die verödeten Theile derselben wieder zu bevölkern.

So richtig und sprechend auch die angeführten Thatsachen sind, so gewiß ist es, daß die Entvölkerung ihre Ursachen weder im kaiserlichen Regimente noch überhaupt in der Kaiserzeit hat. Von Griechenland ist es bekannt, daß es während der Diadochenzeit so gründlich sich selbst ruinirt hat, daß nur eine sehr eingehende Pflege der socialen Zustände im 2. Jahrhundert v. Chr. Rettung denkbar gemacht hätte. Das wäre allerdings eine lohnende Aufgabe für die mächtige Republik gewesen. Auch in Italien lagen die Ursachen der Entvölkerung außer dem Bereiche des Kaiserthums, und es ist ein Verdienst der Kaiser, dagegen, wenn auch erfolglos, angekämpft zu haben. Außerdem bietet uns die westliche Hälfte des römischen Reichs unter den Kaisern ein ganz anderes Bild als die östliche. In Afrika, Spanien und Gallien, selbst in dem occupirten Theile von Deutschland verbreitete sich ein sehr rühriges Leben. Ackerbau und Handel gelangten zu einer großen Blüte, und für Wissenschaft, Kunst, Industrie wurden neue Pflegstätten gegründet, welche jahrhundertelang ihren Ruhm behaupteten.

Ohne Verehrer des römischen Kaiserreichs zu sein, dürfen wir doch namentlich den größern Theil des 2. Jahrhunderts n. Chr. in wesentlich günstigerm Lichte betrachten, als Karl Peter thut. Dieser hat gewiß recht, wenn er die specifischen Eigenschaften des Römerthums in der Kaiserzeit verschwinden sieht. Tritt aber nicht etwas Besseres an die Stelle des römischen stolzen, energischen Selbstgefühls und der Selbstsucht? Die Ideen der Humanität brechen sich Bahn und die alte Engherzigkeit muß weichen. Freilich auch hiergegen ist Karl Peter reservirt:

Wir müssen hier zwischen der absoluten und relativen oder specifisch-römischen Sittlichkeit unterscheiden. Die letztere beruht, wie wir uns erinnern, wesentlich auf dem stolzen Selbstgefühle des Römers, mit dem er sich als solcher hoch über alle andern Arten und Klassen des Menschengeschlechts erhaben dünkt, und auf der hieraus fließenden Energie und Hingabe, mit der er sich den öffentlichen Angelegenheiten widmet. Von diesem Gesichtspunkt aus aber werden wir selbst in dem obenerwähnten, an sich so erfreulichen Erscheinungen auf dem sittlichen Gebiet für das Römerthum Symptome eines sittlichen Verfalls zu erkennen haben. Die Vorstellung von allgemeinen Menschenpflichten und einer sich auf alle Menschen, selbst auf die Sklaven erstreckenden Menschenliebe, worin jene Läuterung der sittlichen Begriffe hauptsächlich besteht, ist mit jener specifisch-römischen Sittlichkeit völlig unvereinbar und somit ein Zeichen des Verfalls der letztern und zugleich eine stets fortwirkende Ursache dieses Verfalls. Und ebenso verhält es sich auch mit der Verbreitung des Christenthums. Das Christenthum konnte erst dann in das römische Reich eindringen, nachdem der ursprüngliche römische Geist erloschen oder doch wesentlich geschwächt war, und ebenso mußte auch das Christenthum durch die weit über den Kreis seiner Bekenner hinausgehenden sittlichen Wirkungen dazu beitragen, den römischen Geist zu untergraben und allmählich zu zerstören.

Schon vor dem Christenthume hatte die griechische Cultur so tiefgreifend das römische Wesen durchsäuert, daß weitblickende Patrioten alten Schlags schon frühzeitig die Auflösung und Zersetzung des Nationalcharakters

weissagten. Die römischen Tugenden haben ihre schönsten Blüten getrieben, als der Staat vor fremdländischen Einflüssen noch sicher war. Rom hätte die Welt nicht erobern dürfen, wenn es die Tugenden seiner Bürger ungefährdet hätte bewahren wollen.

Karl Peter ist geneigt, die Kaiserherrschaft für viele Dinge verantwortlich zu machen, an denen sie unschuldig ist. Lassen wir ihr auch nur die sicher nachweisbaren Fehler, so ist es schon übergenug der Schuld.

Wilhelm Brambach.

Eine Selbstbiographie.

Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen von Karl Hase. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

„Ideale und Irrthümer" — ein bedeutsamer Titel eines bedeutsamen Buchs! Die Memoiren berühmter Männer bieten dem Leser schon deshalb einen ungewöhnlichen Reiz, weil sie ihn Blicke thun lassen in das geheimste Wirken und Weben, gewissermaßen in die Werkstatt des Genius. Erhöht wird aber dieser Reiz, wenn es nicht der verschönende Kranz der Dichtung ist, der sich um den dürren Baum eines berühmten, aber meistens äußerlich schmucklosen Lebens schlingt, wenn es vielmehr die Wahrheit, wir möchten sagen die historische Wahrheit ist, welche dem Selbstbiographen die Hand führt. Daher machen Goethe's biographische Aufzeichnungen, welche sich schon durch ihren Titel „Dichtung und Wahrheit" als zu einer bedenklichen Mischgattung der Literatur gehörig charakterisiren, an nicht wenigen Stellen jenen peinlichen Eindruck des Zwitterhaften und Halben, das uns befremdet und zerstreut, daher aber imponiren uns auch die Bekenntnisse Augustin's und Rousseau's, welche, von der schonungslosesten Strenge gegen die eigenen Verfasser erfüllt, uns durch eine erhabene Wahrheitsliebe und selbstverleugnende Offenherzigkeit weich und versöhnlich stimmen. Der berühmte jenaische Theolog stellt sich, wie er ausdrücklich im Vorwort erklärt, in seinen „Idealen und Irrthümern" auf jenen Augustin'schen und Rousseau'schen Standpunkt ungefälschter Wahrhaftigkeit. Karl Hase schöpft die Mittheilungen über sein Leben, welche von seiner frühesten Jugend bis zu seiner Habilitirung als Professor der Theologie in Jena reichen und somit die Jahre 1800—30 umfassen, aus einem seit der frühesten Jugend von ihm geführten Tagebuche und gibt in denselben ein vielfach fesselndes Bild des geistigen Lebens, namentlich des zweiten und dritten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts, fesselnd besonders durch die mannichfachen individuellen Züge, welche er diesem Bilde eingewoben hat.

Ueber der Kindheit Hase's, der am 25. August des Jahres 1800 als Sohn eines Landpredigers zu Steinbach, einem Dorfe im sächsischen Erzgebirge, das Licht der Welt erblickte, liegt der poetische Zauber einer deutschen Pfarridylle ausgegossen. Der heranwachsende Knabe wurde all der Freuden, aber auch der Leiden theilhaftig, welche in einem meistens mit himmlischen, nicht immer mit irdischen Gütern gesegneten deutschen Pfarrhause heimisch zu sein pflegen. Die Pfarridylle schloß mit dem Jahre 1813, wo der Knabe auf das altenburger Gymnasium ging, dem er bis zum September 1818 angehörte. Durch Hase's nun beginnende akademische Jahre, die er auf den Universitäten Leipzig, Erlangen und Tübingen absolvirte, gehen die vollen Wogen der burschenschaftlichen Bewegungen, an denen er sich, namentlich in Leipzig und Erlangen, lebhaft betheiligte. Gelegentlich der Schilderungen Hase's aus der leipziger und erlanger Zeit werden scharfe Schlaglichter auf die damaligen, besonders die leipziger akademischen Verhältnisse geworfen; Persönlichkeiten aus allen Gesellschaftsklassen und Lebensstellungen werden, oft bis zur plastischen Greifbarkeit geschildert und ihre Stellung zu den die Zeit bewegenden Ideen kritisch festgestellt; wissenschaftliche oder poetische Arbeiten, denen der junge Gelehrte in Gemeinschaft mit den Studiengenossen oder allein oblag, werden besprochen, und kleine oft mit fast dichterischer Zartheit geschilderte Liebesaffairen, sowie rüstige Fußreisen in die verschiedensten Gaue Deutschlands finden einen Platz in dem Rahmen der stets leicht und ungekünstelt fließenden Erzählung. Im September des Jahres 1822 wurde Hase Candidat der Theologie. Aus Baireuth, wo er eine Zeit lang in Zurückgezogenheit seinen Studien zu leben gedachte, wurde er — eine Folge seiner Betheiligung an den Bestrebungen der Burschenschaft — nach kurzem Aufenthalt ausgewiesen. Von nun an verfolgten ihn, nachdem er sich als Privatdocent nach Tübingen gewandt hatte, jahrelang die Nachwehen seiner burschenschaftlichen Jugendsünden. Im September des Jahres 1824 wurde er als des Hochverraths verdächtig nach dem Hohenasperg abgeführt, um dort elf Monate in peinlicher Untersuchungshaft festgehalten zu werden. Die Schilderung seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg gehört zu den fesselndsten Partien des Buchs. Hase trug sein Schicksal in ruhiger Gelassenheit. Er sagt:

> Als der Wagen am 30. September langsam den steilen Pfad hinaufrollte und als es durch das dunkle Thor des Walls ging, meinte ich nicht darüber die Aufschrift zu lesen: da laß die Hoffnung hinter dir zurück! Mit aller Förmlichkeit wie ein gefährlicher Staatsgefangener ward ich in ein Zimmer installirt, das verschlossen war, doch die Fenster nicht vergittert. Am nächsten Morgen, als ich noch zu Bett lag, wurden die Taschen meiner Kleider untersucht und das Geld weggenommen. Von der Außenwelt bis auf die Festungsbeamten war ich abgeschnitten, doch war bald zu merken, daß ich Genossen hatte; sie sind allmählich auf der Festung versammelt worden: Referendare, Rechtsconsulenten, Pfarrer und Pfarrvicare, ihrer 16 Würtemberger.

In die düstern Machinationen, welche von den Schergen der Reaction auf dem Hohenasperg gegen die Inhaftirten in Scene gesetzt wurden, spielen einzelne freundlich, ja sogar heiter gefärbte Scenen, wie das harmlose Einvernehmen Hase's mit der Tochter des Festungsbäckers, hinein. Daneben läßt uns das Buch Einblicke thun in das innere Leben des Gefangenen: mancherlei Plane zu wissenschaftlichen und ästhetischen Arbeiten reiften hier; theilweise wurden sie bereits damals ausgeführt. Die Urtheile des eslinger Gerichtshofs wurden am 28. Mai

publicirt, und Hase „als schuldig der frühern Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung zur Entsetzung von seinem Amte und zu zweijähriger Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung" verurtheilt. Seinen Mitverurtheilten waren Strafen auferlegt, welche zwischen vier Jahren und zwei Monaten schwankten. Infolge eines Gesuchs an den König wurde Hase begnadigt.

Der junge Gelehrte wandte sich nun nach Dresden, dann nach Leipzig, wo er sich im Jahre 1828 an der Universität habilitirte und bereits im nächsten Jahre zum Professor der Philosophie ernannt wurde. Von besonderm Interesse sind unter den Aufzeichnungen aus dieser Zeit diejenigen aus Dresden, wo er zu Elise von der Recke, Tiedge, Tieck und dessen Tochter Agnes, der Familie Förster und andern literarischen Notabilitäten in ein näheres Verhältniß trat. In Leipzig, wo der Tod Tzschirner's, seines verehrten Lehrers, ihn tief betrübte, verkehrte er mit den jungen Theologen Theile, Niedner, Höpfner und Fleck, mit dem Philosophen Weiße und ganz besonders mit den Gliedern des „Hermann'schen" Hauses. Nachdem Hase einen Ruf als Professor nach Jena, dem spätern Schauplatze der Hauptthätigkeit seines Lebens, angenommen hatte, machte er, vorläufig beurlaubt, mit seinem Freunde Hermann eine längere Reise nach Italien. Die „Hermann'schen" Damen kamen zum Herbst des Jahres 1830 ebenfalls nach dem Süden, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich Hase mit einer Schwester seines Freundes Hermann verlobte. Mit dieser Verlobung, der Trennung von der Geliebten, die er in der Schweiz zurückließ, und dem Eintritt des jungen Professors in seine jenaer Wirksamkeit schließt das Buch ab. Die Verlobung blieb vorläufig noch verschwiegen:

Die Geschwister ließen uns freundlich gewähren, über das Geheimniß dieses Glücks bis zur Heimkehr aus Italien waren wir einverstanden.... Wir fuhren auf dem Züricher-, auf dem Zugersee, übernachteten auf dem Rigi, und die Sonne ging uns auf über dem Kranze der Hochalpen. Das Jubelfest der Augsburgischen Confession haben wir auf dem Vierwaldstättersee und in Altorf gehalten, von da ins berner Oberland. Die Hohe Jungfrau, an der wir auf der Wengernalp vorüberzogen, als in der Ferne eine Lavine donnerte, glänzte im Sonnenschein. Wir wanderten meist zu Pferde in kleinen Touren; fühlte sich die Ueberfülle des Glücks in stiller Rührung, so machte sich's doch auch Luft zumal für die andern in Scherzen und Schelmereien; auch die jenaischen Studenten, die meiner harrten, wurden mir fleißig vors Gewissen gehalten. Bis Bern wollte ich die Geliebte begleiten, da noch ein Tag im süßen Gemisch von Wehmuth und Wonne, dann der Abschied!

Die „Ideale und Irrthümer" werden nicht nur als höchst gehaltvolle Memoiren eines in der Wissenschaft groß dastehenden Mannes in den betreffenden Gesellschaftsregionen mit Interesse gelesen werden; sie werden auch als ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts, namentlich zur Geschichte der Reaction, in den weitesten Kreisen Verbreitung und liebevolle Aufnahme finden, letztere schon deswegen, weil sie mit rückhaltlosem Freimuth und zugleich mit herzgewinnender Einfachheit und Anspruchslosigkeit, gleichsam wie spielend, ein ernstes und großes Thema behandeln, hierin einer liebenswürdigen Eigenschaft ihres Verfassers getreu, welcher, wie er an einer Stelle seines Buchs sagt, es liebt „einen Kranz über den tiefen Ernst des Lebens zu hängen und Blumen in seine Abgründe zu werfen".

Vom Büchertisch.

1. Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleon's Leben und Regierung. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit von Friedrich Richter. Hamburg, Richter. 1871. 8. 1 Thlr.

Die Zahl der Monographien über den Cäsar an der Seine, dem der große Krieg eine so schmachvolle Niederlage bereitete, ist eine sehr große. Von der fein-psychologischen Studie „Kaiser Napoleon III.", welche der Herausgeber d. Bl. im Jahre 1859 publicirte, bis hinab zu den blassen Skandalmemoiren aus der Fabrik ephemerer Literaturproletarier documentiren diese Porträts und Biographien in Form und Farbe die verschiedensten Standpunkte der Beurtheilung sowol der Person Napoleon's wie seiner politischen Thätigkeit. Neben solcher Haltlosigkeit in der Auffassung und Wiedergabe des geistigen Bildes des französischen Usurpators ist es fast erschreckend, die fabelhaftesten Incorrectheiten in der Angabe der Daten der einzelnen Lebensereignisse und die abenteuerlichsten Personalverwechselungen und genealogischen Irrthümer über die Familienverhältnisse Napoleon's bei den deutschen Essayisten und Biographen obwalten zu sehen. Diesen Mängeln gegenüber befleißigt sich das vorliegende Buch einer stets auf authentische Quellen zurückgehenden Correctheit in der Darstellung der äußern Lebensverhältnisse des Exkaisers, und zeichnet auf Grund dieser Lebensverhältnisse mit im allgemeinen festen Zügen das Porträt Napoleon's. Das fesselnde Buch eröffnet hier und da neue Gesichtspunkte zur Würdigung des in ihm dargestellten Charakters; sein Hauptverdienst ist indessen in der fleißigen Zusammentragung des bereits zum großen Theil bekannten Materials zum Leben Napoleon's zu suchen.

2. Deutschland in den Jahren 1517—25. Betrachtet im Lichte gleichzeitiger anonymer und pseudonymer deutscher Volks- und Flugschriften. Ein Beitrag zur Charakteristik der deutschen Reformation im ersten Zeitraum ihrer Entwickelung. Von August Baur. Ulm, Stettin. 1871.

Der Verfasser erhielt die erste Anregung zur Abfassung seines Werks in den im Sommer 1865 zu Tübingen von Herrn Professor Dr. Karl von Weizsäcker gehaltenen Vorlesungen über Reformationsgeschichte. Das Werk zeichnet mit lebhaften Farben, in einem oft lapidarischen Stile, dessen Derbheit und Gedrungenheit durchaus der Geschichtsepoche entspricht, die es schildert, jene erste Zeit der Reformation, welche in allen ihren Lebensäußerungen den Stempel des Chaotischen, Gärenden und Revolutionären trägt. Man kann von diesen Studien nicht sagen, daß sie über einen weitschichtigen Quellenapparat verfügten, muß aber das übersichtliche Arrangement des in ihnen verarbeiteten Stoffs rühmend anerkennen. Das

Werk hat eine vorwiegend culturhistorische Färbung und streut Citate aus Prosaikern und Dichtern der Reformationsperiode häufig in seinen Text ein, wodurch das Ganze an Lebhaftigkeit gewinnt. Zahlreiche Anmerkungen sind dem Buche angehängt.

3. Das Erb- und Familienrecht der deutschen Dynastien des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fürstenrechts von Hermann Schulze. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieses dem „Meister der deutschen Rechtswissenschaft" Dr. Karl Gustav Homeyer, Professor der Rechte zu Breslau, zur Feier seines funfzigjährigen Doctorjubiläums von der juristischen Facultät der dortigen Universität überreichte Buch verräth eine höchst sachkundige Feder und darf als schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Rechts willkommen geheißen werden. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die Details der streng wissenschaftlich gehaltenen und ihr Material erschöpfenden Arbeit des durch seine frühern Schriften zum deutschen Staatsrecht rühmlichst bekannten Verfassers eines Nähern eingehen, und beschränken wir uns daher auf die Bemerkung, daß dieselbe in jeder Beziehung die Beachtung derjenigen Kreise verdient, welchen eine Beschäftigung mit juristischen Materien nahe liegt.

4. Das Eigenthum nach den verschiedenen Weltanschauungen von Valentin Mayer. Freiburg i. Br., Trömer. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes Werk! Dasselbe macht sich, nachdem es in der Einleitung eine Auseinandersetzung des Begriffs des Eigenthums mit der Philosophie gegeben, die Darlegung der Anschauungen zur Aufgabe, welche die Völker in den verschiedenen Geschichtsperioden vom Eigenthumsrechte gehabt haben. Zuerst wird das Alterthum von diesem Gesichtspunkte aus ins Auge gefaßt: die Griechen gingen von dem Principe aus, daß alles dem Staate gehöre. „Der antike Staat", sagt der Verfasser sehr treffend, „war gleich den antiken Göttern neidisch; er will alles allein haben, will die Summe aller Kräfte für sich in Beschlag nehmen, alles nur für sich absorbiren und verzehren." Zur römischen Anschauung übergehend, charakterisirt der Verfasser dieselbe als eine dualistische:

> Das Allgemeine war, sozusagen, außerhalb des Besondern; es war nicht jene concrete, organische Einheit, der zufolge sich eins nur im andern erblickt und weiß, das Einzelne immer nur auf das Allgemeine bezogen, in und durch das Allgemeine begriffen und bestimmt ist. Zwischen jenen zwei sich abstract gegenüberstehenden Elementen mußten daher Conflicte und Kämpfe auch unvermeidlich sein.

Daß dem so war, beweist die römische Geschichte. Das Werk betrachtet darauf die Eigenthumsrechte Israels. „Nach jüdischem Rechte", meint der Verfasser, „gab es schlechthin kein Recht auf Grundeigenthum; denn Jehovah allein ist der Eigenthümer und Grundherr. Die Juden waren lediglich seine Pächter, die Nutznießer." Dieser Satz, obgleich nicht ohne Wahrheit, geht in seinen Behauptungen entschieden zu weit. Wir müssen dem Verfasser entgegenhalten: allerdings gab es bei den Juden ein Eigenthumsrecht, wenn auch ein in seinen Grundzügen noch elementares und dehnbares.

Fesselnd und in ihren Argumentationen stichhaltiger sind die Betrachtungen des Verfassers über das Eigenthumsrecht im Mittelalter. Er sieht im Mittelalter in Bezug auf das Eigenthum zwei ganz voneinander verschiedene Anschauungen obwalten, die christliche und die germanische. Die ersten Christen bildeten einen auf Moralität und Solidarität gebildeten Verein; aber bei der sich später immer hierarchischer entwickelnden katholischen Kirche war infolge des Absolutismus ein Eigenthum ganz undenkbar; betrachteten doch die Päpste, wie namentlich durch Aussprüche Gregor's VII., Gregor's IX. und Innocenz' IV. dargethan wird, sich als die alleinigen Eigenthümer. Im Gegensatze nun zu dem in seinen Anfängen und seinem Höhenpunkte socialistischen Katholicismus tritt, meint der Verfasser, mit dem Germanismus ein ganz neues Princip in den Entwickelungsgang der Geschichte ein, nämlich das Princip des Individualismus, der Subjectivität. Im Alterthum, namentlich bei den Griechen, war der Zweck aller Eigenthumsgesetze der Staat, hier ist es die Familie. Der Verfasser führt diesen Gedanken mit Scharfsinn und Geist näher aus und wendet sich dann der Betrachtung der neuen Zeit zu, an deren Spitze er den Satz stellt:

> Daß die Bewegung der Reformation eine kirchliche blieb, daß sie nicht auch sofort eine Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse bewirkte, das war eins jener großen Verhängnisse, an denen Deutschland leider nur zu reich ist. Und doch! Welches Princip wäre gegenüber der gebundenen mittelalterlichen Welt mehr befähigt und geeignet gewesen, dem gesammten Leben eine total andere Form aufzudrücken als eben das Princip der individuellen Freiheit?

Nachdem der Verfasser dann auf die vergeblichen Versuche des Bauernkriegs zur Geltendmachung dieses Princips kurz hingewiesen hat, unterzieht er die großen Männer einer Kritik, welche in der Wissenschaft zuerst für eben dieses Princip Propaganda gemacht haben: derjenige, der den großen Gedanken der individuellen Freiheit zuerst nationalökonomisch verwerthete, war François Quesnay, der Gründer der physiokratischen Schule; mit Turgot gelangte die Lehre dieser Schule zur Herrschaft; doch erst Adam Smith ließ dem Principe des Individualismus eine nationalökonomische Ausbildung und Entwickelung angedeihen. So wurde Smith der ins Materielle übersetzte Luther. Smith protestirte, wie Luther, gegen das Bestehende, aber auf dem Gebiete des Materiellen, und dieser Protestantismus beherrscht noch heute die Welt. Der Verfasser ist nichts weniger als blind gegen die Mängel der Smith'schen Nationalökonomie. Er sagt:

> Die Hauptmängel und Grundfehler der neuen Lehre zeigten sich bald genug, und waren nur die nothwendigen Folgen des Princips selbst. Wie der Protestantismus den Einzelnen beim Aufsuchen seines Glaubens und seiner Ueberzeugung nur auf sich selbst, auf sein eigenes Gewissen weist, wie er also ohne eine höhere Einheit, ein höheres Band zu erkennen, alles in selbständige, souveräne Monaden zerschlägt —, so faßte auch die neue nationalökonomische Lehre alles abstract für sich, losgerissen von jeder höhern Einheit, von welcher aus erst das Einzelne seinen wahren Platz, seine richtige Grenze, kurz erst seine ihm zukommende Stellung erhalten kann.

Lemontey und Sismondi wiesen, wie in dem Werke erwähnt wird, nachdrücklich auf diese Mängel hin. Wesentlich umgestaltet wurden, wie der Verfasser nach-

weist, diese Zustände durch die Französische Revolution. Wofür der Convent nicht den Muth hatte einzutreten, das versuchte Babeuf, indem er, radicaler als die Revolution, ihre politischen Tendenzen socialistisch in Anwendung gebracht wissen wollte. Nach Beurtheilung der Ideen eines Louis Blanc und Saint-Simon führt uns der Verfasser zur Betrachtung des modernen Staats, für welchen er die Hauptfundamente gesunden Seins den Lehren Fichte's entnimmt, bei welcher Gelegenheit das System dieses Philosophen einer für den Zweck des vorliegenden Buchs viel zu weit greifenden Untersuchung unterzogen wird. Zum Schluß spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß das Geschlecht der Zukunft eine allgemeine Staatenverbindung auf Grundlage von republikanischen Verfassungen zu Stande bringen werde. Wir hätten gern gesehen, daß der Verfasser diese Hoffnung auf positive Stützpunkte, auf eine historische Basis gestellt hätte, statt in optimistischen Abstractionen von einer „hehren Staatsunion", wie die Zukunft sie uns bringen werde, zu phantasiren. Die Mayer'schen Betrachtungen über das Eigenthum bieten des Instructiven und Fesselnden manches, wiewol sie eigentlich Neues und Eigenartiges wenig bringen.

5. Der Jesuitismus. Ein Pamphlet von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von Adolf Holtermann. Braunschweig, Häring u. Comp. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese gewandte Uebersetzung macht uns mit einer ältern Schrift Carlyle's bekannt, welche mit Geist und Geschick nachweist, daß wir das die Seelen tyrannisirende Rom, welches die Welt in die Fessel der Hierarchie und geistiger Versumpfung schlagen möchte, nicht nur jenseit der Alpen, sondern in nächster Nähe, in unserer eigenen Kirche, in unserm eigenen Staate, in allen unsern eigenen socialen Lebensäußerungen zu suchen haben. Mit der subtilen Sonde scharfsinnigster Combinationen weiß der gelehrte Brite die weitverzweigten Lebensfasern des Jesuitismus aufzuspüren und bloßzulegen, und uns so ein klares Bild des verderblichen Wirkens der Schule Loyola's vor die Seele zu stellen. Das kleine Werk, obgleich es in einigen Punkten nicht mehr ein völlig zeitgemäßes genannt werden darf, da seit seinem Erscheinen sich manche in demselben besprochenen Zustände wesentlich geändert haben, ist dennoch zur Kenntniß der Gegenwart und der jüngst entschwundenen Vergangenheit ein sehr schätzenswerthes. Holtermann's Uebersetzung dieses Pamphlets, welche sich wie ein Original liest, ist durchaus geeignet, die Zahl der Freunde Carlyle's, dieses Enthusiasten für deutschen Geist und deutsches Wesen, in unserm Vaterlande zu vermehren.

6. Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter. Literarisches Protokoll zu aller Betheiligten Nutz und Frommen und zum Behuf eines unparteiischen Schiedsspruches aufgenommen von Hermann Grieben. Berlin, Lipperheide. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wieder einmal Kutschke! Der Verfasser revidirt die Acten der Affaire Kutschke sehr gründlich und bringt die zu derselbigen gehörigen Documente auf einen Haufen zusammen. Von dem durch den Saar-Correspondenten des „Daheim" vermittelten publicistischen Debüt des tapfern Füsiliers auf der Weltbühne bis zu den vergeblichen Versuchen Strebesam Holzwurm's (mit seinem wahren Namen Joseph Steinbach zu Neuenahr), den Lorber Kutschke's um seine Stirn zu flechten, und den humoristisch-philologischen Studien Wilhelm Ehrenthal's über das Lied („Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Kutschkeliedes im grauen Alterthume"; Leipzig, Brockhaus) erzählt uns der Verfasser dieser scherzhaften Broschüre in höchst launiger Weise die Schicksale des hochberühmten Liedes und kommt nach langen peinlichen Untersuchungen endlich zu dem Schlusse, daß die Entstehung dieses populärsten aller modernen Kriegslieder auf drei Quellen zurückzuführen sei, nämlich auf die wörtliche Wiedergabe eines Studentenreims aus früherer Zeit, welcher die drei ersten am meisten bekannt gewordenen volksthümlichen Zeilen des Liedes bildet, ferner auf die Autorschaft des Pastors Pistorius zu Basedow in Mecklenburg, welcher das Lied bis zu vier Strophen erweiterte, und endlich auf diejenige des Schriftstellers Adolf Bahn, der die Schlußstrophe hinzufügte, sodaß das Lied nunmehr lautet:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium."
Was hat der rum zu krauchen dort!
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort.

„Da haben sich im offnen Feld
Noch rothe Hosen aufgestellt."
Was haben die da rumzustehn?
Drauf los, die müssen wir besehn.

„Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da rum zu knall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n.

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm."
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit seiner ganzen Kaiserei.

„Und die franzö'sche Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft!"
Auf nach Paris! Den richt'gen Lohn
Dort geben wir'n der grrrande Natzjohn!

Mögen die Acten über das Kutschkelied, welches weit über das Maß seines literarischen Werthes hinaus die Nation und die Presse beschäftigt hat, mit diesem endgültigen Protokolle nunmehr geschlossen sein! Das Lied ist so arm an Gehalt und Poesie, so durchaus der Ausdruck einer höchst banalen Lyrik, daß seine große Volksbeliebtheit und allgemeine Verbreitung dem deutschen Volksgeschmacke gerade kein günstiges Zeugniß ausstellt. Das Lied, welches seinen Verfassern allerdings Auszeichnungen eingetragen hat, ist, nachdem es so viel von sich reden gemacht hat, unserer Meinung nach endlich reif, vergessen zu werden.

7. Die altdeutschen Götter im Pflanzenreiche. Eine Skizze von Hilar Högg. Stuttgart, Metzler. 1871. 16. 10 Ngr.

Ein auf tüchtigem Sammelfleiße beruhendes kleines Buch, welches die Benennungen der Pflanzen von den Namen der altdeutschen Götter, Göttinnen und Halbgötter sowie von den guten und bösen Geistern der christlichen Zeit (Engeln, Teufeln, Unholden) herzuleiten sucht. Dasselbe bringt neben manchem Zutreffenden einiges Gesuchte,

Manierirte und Forcirte. In der Art, wie der Verfasser die Namen der Pflanzen auf die Gestalten der Mythologie und der Volkssage zurückführt, liegt oft etwas, von dem man sagen möchte, „das ist mit den Haaren herangezogen". Indessen mag die Broschüre wegen der Uebersichtlichkeit, mit welcher ihr Inhalt geordnet ist und welche durch ein beigefügtes alphabetisches Wörterverzeichniß noch wesentlich erhöht wird, den Freunden der Pflanzenwelt, auch denen der Mythologie, vielleicht willkommen sein. Der Verfasser bezeichnet das Büchlein in der Vorrede als den Vorläufer eines umfangreichern Buchs, welches er unter dem Titel „Die deutschen Pflanzennamen, erklärt nach ihrer Herkunft und Bedeutung sowie mit Rücksicht auf Sage und Geschichte der Pflanzen" herauszugeben gedenkt. Uns ist dasselbe nicht zu Gesicht gekommen.

8. Der Kindergarten. Handbuch der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen. Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau B. von Marenholtz-Bülow, bearbeitet von H. Goldammer. Mit Beiträgen von B. von Marenholtz-Bülow. Zweite Auflage. Berlin, Lüderitz. 1871. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Fröbel'schen Spielmittel — und mit den Spielmitteln beschäftigt sich das vorliegende Werk in erster Linie — schließen sich, wie längst von competenter Seite anerkannt worden ist, dem normalen Entwickelungsgange des geistigen Lebens des Kindes nach Maßgabe eines festen Systems an, indem sie mittels verschiedener graduell sich vervollkommnender sogenannter Spielgaben (d. h. vulgär ausgedrückt Spielsachen) dem Kinde bis zum Eintritte desselben in das reifere Alter die der jedesmaligen Entwickelungsperiode, in der es sich befindet, entsprechenden Spielgegenstände methodisch in die Hand geben. Zum Gebrauche und zur Verfertigung solcher Spielgaben enthält nun das vorliegende Buch, welches bereits in der zweiten Auflage erschienen ist, achtzig Tafeln mit fein ausgeführten und zum Theil colorirten Zeichnungen, welche alle ihrem Zwecke auf das beste entsprechen und durch den Text reichliche Erklärung finden. Diese Spielgaben bestehen aus der Kugel, der Walze, dem Würfel und vier unterschiedlichen Baukästen. Dazu enthält das Buch Anweisungen zu andern Beschäftigungen für die Kinder, welche alle sehr zweckdienlich sind, so Anweisungen zum „Täfelchenlegen", zum „Verschränken", „Stiegelegen", „Zeichnen", „Falten", „Ausstechen und Ausnähen", „Flechten", „Modelliren", „Ausschneiden und Aufkleben" u. s. w. Solche Spielmittel sollen nun dem obersten Grundsatze der Fröbel'schen, beziehungsweise der ganzen modernen Pädagogik gemäß angewandt werden, dem Grundsatze, welcher lautet: ehe sich im kindlichen Geiste Begriffe bilden, müssen Anschauungen, Vorstellungen, Erfahrungen gewonnen sein, auf welche sich die Begriffe unmittelbar beziehen können. Auf diesem Grundsatze bauen sich die Anleitungen dieses Buchs, folgerichtig fortschreitend, auf und geben auf diese Weise manchen beherzigenswerthen Wink für die Erziehung der Kinder. Daß die Fröbel'schen Maximen sich immer mehr Anhänger verschaffen, das beweist neben andern laut sprechenden Zeugnissen der Umstand, daß die erste Auflage des vorliegenden Buchs in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vergriffen wurde. H. Goldammer hat sich durch die Herausgabe dieses „Kindergartens" ein wirkliches Verdienst um die Sache der modernen Pädagogik erworben. Die von der Frau von Marenholtz-Bülow geschriebene Einleitung sowie das derselben Feder entstammende Schlußwort des Buchs verdienen alle Anerkennung.

9. Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. Eine historische und technische Darstellung der menschlichen Bekleidungsweise von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert und zugleich ein Supplement zu allen vorhandenen Costümwerken für darstellende Künstler, Maler, Costümiers und Forscher auf dem Gebiete der Trachtenkunde von Karl Köhler. Mit zahlreichen planotypisch ausgeführten Illustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Erster Theil. Die Völker des Alterthums. Erstes Heft. Dresden, Expedition der Europäischen Modenzeitung. 1871. Lex.-8. 12 Ngr.

Das Werk, von dem uns hier eine erste Probe vorliegt, will die in neuerer Zeit von Jakob Falke und andern Forschern mit so vielem Erfolg durchgearbeitete Costümkunde von einem ganz speciellen Gesichtspunkt aus zu fördern suchen. Zu den bisjetzt am wenigsten beachteten Theilen der Trachtenkunde gehört die Lehre vom Schnitte der verschiedenen Gewandungen, und doch hängt die Form eines Kleidungsstücks so wesentlich mit dem Schnitte desselben zusammen, daß ohne eine genaue Beachtung des letztern eine gründliche Kenntniß und anschauliche Darstellung der verschiedenen Trachten kaum zu erzielen ist. Daß für den mit der Nachbildung früherer Trachten beschäftigten Künstler und Costümier die Kenntniß der Schnitte von äußerstem Werth ist, bedarf kaum der Hervorhebung. Aber auch dem Forscher, dem die Trachtenkunde nur ein Zweig der Culturgeschichte ist, gewährt eine Kenntniß der Geschichte der Entwickelung der Kleiderschnitte nicht geringen Nutzen, da diese mit der Entwickelung der Trachten Hand in Hand geht. Das vorliegende erste Heft behandelt die Trachten der Aegypter, Aethiopier, Araber, Hebräer, Assyrier und Babylonier, der Meder und Perser, der Völker Kleinasiens und der Inder. Die Darstellung ist sachkundig, faßlich und durch zahlreiche Illustrationen erläutert, denen wir jedoch eine feinere Ausführung gewünscht hätten.

Feuilleton.

Ein dramatisches Gespenst.

Wir haben in unserer Kritik von Albert Lindner's „Bluthochzeit" den Stammbaum des im dritten Act erscheinenden Gespenstes von Coligny auf Shakspeare zurückgeführt; es ist dies indessen ein Irrthum, den wir widerrufen müssen. So weit zurück reicht der Stammbaum dieses Gespenstes nicht; auch ist für dasselbe diesmal nicht die Shakspearomanie verantwortlich zu machen, sondern nur die allerdings auch an Shakspeare sich anschließende Neigung zu Entlehnungen und Aneignungen aus andern Dramen der kurz vorangehenden Epoche. Wie in Lindner's „Stauf und Welf" einzelne Scenen aus Grabbe's „Hohenstaufen" entlehnt sind, so ist das Gespenst

der „Bluthochzeit" dem gleichnamigen Drama von Freiherrn Joseph von Auffenberg entnommen.*) Die Scenerie und die Situation sind in beiden Stücken dieselben. Bei Auffenberg ist die Scenenangabe in der achten Scene des fünften Actes: „Großer Prachtsaal im Louvre, festlich beleuchtet. Im Hintergrunde in der Mitte ein sehr hoher und weiter Bogen, von zwei Seitenbogen umgeben. Reichgezierte Purpurdraperien wallen von oben herab, die Fenster verhüllend. In der Mitte ein Tisch, an welchem Katharina mit dem Cardinal am Schachspiel sitzt. Mehrere Großen und Hofherren sehen zu. Von der Seite erschallt Tanzmusik; das Sturmgeläute in der Hauptstadt wird immer hörbarer." Bei Lindner wie bei Auffenberg sieht man, als der Vorhang von dem Altan fortgezogen wird, draußen den Brand und die Schrecken der Bartholomäusnacht, hört die Gewehrsalven; kurz, der Gesammteindruck des scenischen Arrangements ist bei beiden Dichtern derselbe. Dies glückliche, so bühnenwirksame theatralische Motiv hat Lindner von Auffenberg entlehnt. Auch daß Katharina mit dem Cardinal Schach spielt, ist ein aus der Auffenberg'schen „Bluthochzeit" mit herübergenommenes Motiv. Doch auch das Erscheinen des ermordeten Coligny ist bei beiden Dichtern dasselbe; nur ist bei Auffenberg, der ein moderneres Kunstgefühl besaß, zunächst dies Erscheinen nur ein psychologisches, wie die folgende Scene beweist:

(Der König steht auf dem Balcon, zielt mit einer Kugelbüchse und schießt auf die Hugenotten.)

Anjou.

Brecht ein, ihr Säulen unterm Fuß des Mordes.

Der König

(schießt zum zweiten mal, schleudert das Gewehr weg und taumelt in den Saal herein mit leichenweißem Angesicht).

Hinweg von mir, du blasses Schreckbild! Fort!
O Mutter — seht Ihr nichts? Er folgt mir — da!

Katharina.

Was schreckt Euch so?

König.

Der blutige Coligny!
Er drohet mir, weil ich ihn Vater nannte.
Er kommt — er folgt mir — immer näher — ha!
(Er stürzt in größter Seelenangst fort.)

Bei Lindner ist die Situation dieselbe, der König schießt und trifft; da erscheint der Geist Coligny's an der untersten Stufe mit einem goldenen Scepter und reicht es ihm hinauf!

Karl (taumelt hinab bis vorn).

Da — da — da steht es, seht
Und reicht ein golden Scepter mir. Beschwört
Mir diesen bleichen ungeladnen Gast!
Weg dort! Ich will ja König sein.
(Bricht in die Knie.)

Coligny.

Du willst es!
(Versinkt.)

Die Gespenster Lindner's sind kühner; sie erscheinen in greifbarer Gestalt und greifen in die Action ein. Bei der Aufführung in Leipzig war diese Gespensterscene abgeändert; der Geist des Admirals erschien während des Schachspiels der Königin. Wir wissen nicht, ob diese Abänderung von dem Dichter ausging; wenn dies der Fall ist, so hat er abermals ein Motiv aus dem Auffenberg'schen Stück entlehnt; es heißt bei Auffenberg:

Katharina

(dem Cardinal mit flammenden Augen nachsehend).

Mattherz'ger Stümper, der das Spiel verläßt
Im Augenblick, wo ihm Fortuna lächelt.
(Sie betrachtet ruhig das Spiel.)

Nur wenig Züge noch — ich war verloren!
(Pause. Von unsichtbarer Hand geschieht nun ein entscheidender Zug gegen Katharina auf dem Schachbret. Sie springt auf mit dem Rufe):

Ha, was erblick' ich!
(Die Geisterstimme Coligny's ertönt ganz nahe.)

Schach der Königin!
(Ein heulender Sturm durchtobt den Saal, alle Kerzen löschen mit einem male aus.)

Gleich darauf schließt bei Auffenberg das Stück in etwas brüsker Weise. Das Arsenal der Hugenotten fliegt in die Luft, ein großer Brand verbreitet sich.

Katharina

(schrecklich von den Flammen beleuchtet, ruft in den Saal hinein).

Du lügst! sie lebt!
(Eine Hand gegen den Brand ausstreckend.)

Und hat — das Spiel gewonnen!

Die Entlehnung Lindner's geht hier nicht über das Motiv und die Situation hinaus und erstreckt sich nicht auf den Wortlaut; auch ist die Ausführung und Wendung verschieden. Im übrigen ist die Aehnlichkeit beider Stücke gering; nur die Liebe des Herzogs von Guise zur schönen Margaretha, die hier als sehr liebenswürdig und durchaus nicht leichtfertig erscheint, ist beiden Dramen gemein. Der Schluß ist bei Auffenberg theatralisch, aber dramatisch unhaltbar; der Sieg der dämonischen Katharina als Schlußmoment wirkt verletzend. Bei Lindner ist der Schluß dramatischer, indem die Nemesis die Königin ereilt; aber es geschieht dies allerdings durch einen Zufall, der sich als solcher nicht dramatisch legitimiren kann, und in unerlaubter Weise wird der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht geschlagen.

*) J. Freiherr von Auffenberg's sämmtliche Werke, dritte Auflage, zweiter Band (Wiesbaden, Friederich, 1855).

Bibliographie.

Moralpolitische Essays. Vom Verfasser der Broschüre „Oestreichisches". Prag, Rziwnatz. Gr. 8. 24 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 6te vermehrte Aufl. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges (1600—1700.) Neuer Abdruck. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Harvey, Mrs., Türkische Harems und circassische Heimath. Aus dem Englischen. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hasner, J. v., Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Eine Studie. Prag, Calve. Gr. 8. 12 Ngr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neu revidirte Volksausgabe. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 10 Ngr.

Hiltl, G., Der französische Krieg von 1870 und 1871. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert. Illustrirt von W. Friedrich. 1ste Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr.

Höfner, M. J., Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus und seiner Dynastie. 1ster Bd. 1ste Abth. Giessen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Gaudeamus igitur. Eine Studie. Nebst einem Sendschreiben und Carmen an denselben von G. Schwetschke. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 4 Ngr.

Jókai, M., Wie wird man grau? Roman in 4 Bdn. Pest, Nautmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kutter, L., Kaiser Heinrich IV. Tragödie. Biberach, Dorn. 16. 10 Ngr.

Mach, E., Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Vortrag. Prag, Calve. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyern, G. v., Altes und Neues. Leipzig, C. J. Günther. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Moll, K. B., Die sociale Frage in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. Vortrag. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Möllhausen, B., Das Finkenhaus. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Obermüller, W., Die Abstammung der Magyaren mit einer Einleitung über die keltischen Wanderungen und die heutigen europaischen Völker, nebst einem Anhang über die Herkunft der Zigeuner und Rothhäute. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 16 Ngr.

Perthes, O., Die deutsche Einheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zur Erneuerung der Kaiserwürde. Vortrag. Colberg, Post. Gr. 8. 5 Ngr.

Rauchbar, J. J. v., Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1692). Herausgegeben von A. Hahn. 2ter Bd. 1ste Abth. Arolsen, Speyer. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Remy, F., Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygiänischer Beziehung. Dem großen reisenden Publikum. Leipzig, Berndt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sale, A. de la, Die funfzehn Freuden des Ehestandes. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 17½ Ngr.

Das höhere Schulwesen in Sachsen und die Grenzboten Nr. 43 und 44 vom Jahre 1871. Vom Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichtes. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 18. April 1872.

Ein philosophisches Bekenntniß.

Wesen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit. Von A. von Eye. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Beisatz auf dem Titel: „Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit", machte uns gespannt. Denn, fragten wir uns, ist denn so etwas, wie ein Gesammtbewußtsein der Menschheit, d. h. ein einheitliches, übereinstimmendes Bewußtsein der Menschen aller Räume und aller Zeiten, überhaupt möglich? Müßten nicht, wenn es ein solches geben sollte, die Gehirne aller coexistirenden und succedirenden Menschenstämme von gleicher Qualität und gleicher Entwickelung sein, müßte nicht auch der Stoff, der den Gehirnen aus der Außenwelt zur Verarbeitung zugeführt wird, für alle derselbe sein, müßten also nicht alle in einer gleichen Umgebung und unter gleichen äußern Einflüssen leben? Zwar im Formellen der geistigen Operationen, im Denken nach den bekannten Gesetzen der Identität, des Widerspruchs, des zureichenden Grundes, findet Uebereinstimmung bei allen Menschen statt; aber in dem Materiellen der Vorstellungen, im Inhalt der Begriffe, wie weit gehen da die Menschen verschiedener Räume und verschiedener Zeiten auseinander, wie entgegengesetzt, ja einander widersprechend sind trotz der formellen Identität der Denkoperationen die Welt- und Lebensanschauungen verschiedener Länder und Zeitalter! Und diese großen Verschiedenheiten sollten je aufgehoben werden können? Theisten und Atheisten, Optimisten und Pessimisten sollten je unter einen Hut gebracht werden können?

Diese Erwägungen machten es uns zweifelhaft, daß das Buch lösen würde, was der Titel verspricht. Und in der That fanden wir in demselben durchaus nicht, was auf den stolzen Titel „Gesammtbewußtsein der Menschheit" Anspruch machen könnte, sondern lediglich eine philosophische Confession eines zwar von regem metaphysischen Bedürfniß beseelten und den Ernst der Fragen, die das Leben an uns stellt, nicht verkennenden, aber auch unkritischen Kopfs, der sich durch theologische Voraussetzungen den Weg zur Wahrheit versperrt und sich in Widersprüche verwickelt, aus denen nicht herauszukommen ist, solange jene Voraussetzungen festgehalten werden.

Das Buch, in der Form von Briefen an eine Freundin geschrieben, zerfällt in fünf Bücher: 1) „Mensch und Menschheit"; 2) „Gott und Welt"; 3) „Seele und Seligkeit"; 4) „Recht und Pflicht"; 5) „Schönheit und Vollendung".

Gemäß dem Publikum, das der Verfasser vorzugsweise vor Augen hat, nämlich der Jugend- und der Frauenwelt, ergeht sich sein Buch freier und wendet sich durchaus nicht blos an den Verstand, sondern auch an das Herz und die Phantasie. Der Verfasser sagt:

> Wer noch etwas zu sagen hat und auf Hörer rechnet, ist heutigentags darauf zurückgeführt, an die Jugend oder die Frauen sich zu wenden, welche, vom Gang der großen Ereignisse verschont, lebhafteres Bedürfniß und frischere Empfänglichkeit sich bewahrt haben. Die Frau ist es fast allein noch, welche einer Thatsache und so im besondern Falle einem Buche, möge sie nun aus demselben Belehrung oder Unterhaltung schöpfen wollen, ihr ganzes Sein, soviel sie über Glauben, Empfinden und Urtheilen zu gebieten hat, zum Pfande einsetzt und es als das aufnimmt, was es sein will und kann. Dem Manne fehlt diese Hingabe allem Geschriebenen gegenüber zu sehr.

Der Verfasser schmeichelt den Frauen zu sehr, oder ist über den Intellect derselben verblendet. Die Frauen sind, wie Schopenhauer mit Recht sagt, subjectiv. Sie zu Richterinnen in wissenschaftlichen Dingen einsetzen, zu deren Entscheidung doch die größte Objectivität nöthig ist, scheint uns daher verkehrt. Mag auch in der Philosophie, die es nicht blos mit sinnlich greifbaren, meß- und wägbaren Dingen zu thun hat, wie die sogenannten exacten Wissenschaften, neben dem Kopf das Herz ein Wort mitzusprechen haben, mag immerhin Vauvenargue recht haben:

„Les grandes pensées viennent du coeur", so gibt es doch, wie unter den Köpfen, so auch unter den Herzen einen Unterschied. Es gibt enge und weite, finstere und erleuchtete, unreine und reine Herzen, und wir brauchen wol nicht erst zu sagen, welche Art von Herz allein in der Philosophie ein Wort mitzureden hat.

Ob Sätze miteinander harmoniren oder einander widersprechen, darüber kann nicht das Herz, sondern nur der Kopf entscheiden; denn der Sitz der Logik, der Sitz des Satzes vom Widerspruch ist der Kopf. In den Kopf will es aber nimmer ein, daß ein Wesen, welches angeblich ganz und gar von einem andern geschaffen ist, doch auch Product seiner selbst sein soll, wie der Verfasser im siebenten Briefe vom Menschen im Verhältniß zu Gott lehrt. Wollte, lehrt der Verfasser, Gott den Menschen schaffen, d. h. wollte das vollkommene Wesen einem andern das Dasein geben, welches an seiner Vollkommenheit theilnehme, so durfte er demselben den werthvollsten Besitz seiner selbst, das Selbst nicht vorenthalten. Hätte Gott den Menschen sogleich vollendet in das Dasein gestellt, so würde dieser immer blos sein Werk, im günstigsten Falle ein Kunstwerk geblieben sein. Von irgendeiner Ebenbürtigkeit, einem wirklichen Ebenbilde wäre keine Rede gewesen. Denn Gott ist nicht blos weil er einmal da ist, sondern ebenso sehr weil er sein will, und wollte er ein anderes Wesen schaffen, das ihm gleich sei, so mußte er diesem auch das Verdienst des eigenen Wollens beilegen, es gewissermaßen sich selber erschaffen, durch sich selbst sein lassen. Wie aber, fragt der Verfasser selbst, ist es möglich, daß ein Wesen, welches erst durch ein anderes hervorgerufen wird, thätigen Antheil an diesem Ereigniß erhält, daß der Mensch, der sein Dasein von einem höhern empfängt, bei seiner eigenen Schöpfung zur Mitwirkung herangezogen werde? Möglich, antwortet der Verfasser, ist dieses nur, „wenn Gott den Menschen allein der Möglichkeit nach schuf und ihm selbst anheimgab, sein Werk zu vollenden". Gott gab dem Menschen die Verantwortlichkeit für sich, um ihm das Verdienst zuzugestehen, die Freiheit, um ihn zu sich selbst gelangen zu lassen. Aber, wirft sich der Verfasser wieder selbst ein, gibt in dieser Anlage der Schöpfer sein Werk nicht völlig preis, sind dadurch Zweck und Ziel der Welt nicht unaufhörlich in Frage gestellt? „Denn wenn dem Menschen anheimgegeben ist, die That Gottes zu vollenden, ist auch die Möglichkeit denkbar, daß er dieses versäumen und jeder wenigstens für sein Theil eine Lücke im vollen Bau der Welt lasse, vielleicht gar diese in der Gesammtheit des Geschlechts dem Untergang zugeführt werde."

Hierauf erwidert der Verfasser, kein Atom besitze die Fähigkeit, zerstörend gegen sich selbst vorzugehen; als das, was es ist, vermöge es nicht einmal, sich zu zertheilen. Was nun beim Atom aus mechanischen Ursachen unmöglich, das sei beim beseelten Wesen aus sittlichen Gründen nicht anzunehmen:

Die Unterlage, welche Gott der Welt gegeben, die Möglichkeit, die er an den Anfang der menschlichen Bildung gesetzt, ist keine blos gedachte, sondern wirklich gegebene, bis zu einem bestimmten Grade bereits zur Gestalt und Bewegung gediehen. Denkbar wäre nun, daß der Mensch dieses ihm zur Verwaltung und Verwerthung anheimgegebene Geschenk, das erste Element seines Daseins, unbenutzt liegen ließe und selbst ewig in den Anfängen des Daseins beharrte. Aber undenkbar ist, daß er den gelegten Grund zum Untergang zurückführe, die gegebene Möglichkeit völlig aufhebe. Denn solange noch dieses bei ihm zur Frage kommen kann, steht er außerhalb derselben und hat keine Macht über sie. Er selbst ist völlig ohnmächtig, da erst das von Gott gebotene Sein ihm Existenz verleiht und der Grad von dessen Ausbildung sein Vermögen bestimmt. Erst wenn er das gebotene Sein in sich aufnimmt, wird er selbst, und nur wenn er sich dafür entschieden, ist er; aber dann ist die Frage auch erledigt, ob er es annehmen will oder nicht.

Außerdem weist der Verfasser darauf hin, daß das erschaffene, den Geschöpfen übertragene Dasein, als von Gott stammend, auch seines Wesens sei. Es sei nicht allein von, sondern auch aus Gott. Es sei gewissermaßen ein Bestandtheil von ihm, der, wenn auch abgetheilt, doch ungeschieden bleibt, gesondert zwar, doch nicht gelöst und seinem ursprünglichen Wesen auch in der Selbstentäußerung anhangend, in welche es sich begeben, um als Selbstwiederholung daraus hervorzugehen. Es könne in der Entäußerung lange genug beharren, ohne zur Rückgewinnung den Anlauf zu nehmen, aber es wäre gegen seine Natur, sich zu dieser den Weg für immer abzuschneiden. „Wie Gott ist, weil er sein will, wird das Sein seiner Geschöpfe, weil es nicht von Art gelassen, auch immer bleiben wollen. Und die Wirklichkeit bestätigt vollkommen die Voraussetzung. Jedes Wesen hat das Bestreben, sein Dasein zu erhalten und zu fördern."

Man ersieht aus diesem ganzen Hin- und Hergerede, wie sich der Verfasser abquält, Gedanken zu vereinigen, die sich nun einmal nicht vereinigen lassen: den Gedanken des Geschaffenseins nämlich mit dem Gedanken der Freiheit und Verantwortlichkeit. Er hat ein Interesse, dem Menschen Verdienst und Schuld von dem, was er wird, selbst zuzuschreiben, den Menschen als sein eigenes Werk zu betrachten, will aber daneben doch auch nicht den theistischen Gedanken, daß der Mensch eine Creatur Gottes sei, aufgeben. Daher das widerspruchsvolle Gerede, in welchem bald die Freiheit der Creatürlichkeit, bald die Creatürlichkeit der Freiheit Abbruch thut, folglich keine von beiden zu ihrem vollen Rechte kommt. Bald ist der Mensch nur der Möglichkeit nach geschaffen, und von seinem freien Willen hängt es ab, ob er die Möglichkeit auch zur Wirklichkeit machen will; bald aber wieder kann der Mensch, als von und aus Gott, nicht gegen Gottes Willen handeln, muß also die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen. Wo ist da die logische Consequenz? Der Verfasser sieht nicht ein, was Schopenhauer so überzeugend dargethan, daß Freiheit ohne Aseität undenkbar ist, daß ein geschaffenes Wesen, d. h. ein Wesen, welches seiner ganzen Existentia und Essentia nach das Werk eines andern ist, sich nicht selbsturanfänglich und von Grund aus bestimmen und demnach für sein Thun nicht verantwortlich sein kann. Aus dem Satz: Operari sequitur esse, d. h. die Wirkungen jedes Wesens folgen aus seiner Beschaffenheit, ergibt sich, daß der Urheber seiner Beschaffenheit auch der Urheber seiner Thaten und als solcher für dieselben verantwortlich ist. Abhängigkeit dem Sein und Wesen nach, verbunden mit Freiheit dem Thun nach, ist ein Widerspruch. (Vgl. die Artikel Aseität und Freiheit in meinem „Schopenhauer-Lexikon".)

Der Verfasser ist noch in dem falschen Dilemma

zwischen Materialismus und Theismus befangen, indem er sagt:

Fassen wir unser Dasein nicht nach Weise der Materialisten als zufällige Zusammenwirbelung des Staubes, als ein unbegreifliches Ineinanderfließen unerklärter Atome auf, so müssen wir es von Gott abhängig denken, mögen wir nun von der Ansicht ausgehen, daß der Schöpfer in seinem Willen auch schon die Weise der Schöpfung vorfand, oder daß er für gut hielt, zwischen beide ein Mittelglied, die Substanz, den Stoff zu stellen.

Als ob es zwischen Materialismus und Theismus kein Drittes gäbe, das weder das eine, noch das andere ist. Bis auf Kant bestand ein Dilemma zwischen Materialismus und Theismus, d. h. zwischen Erklärung der Welt aus blindem Zufall und Ableitung derselben aus einem außerweltlichen intelligenten, zweckthätigen Urheber. Aber nachdem durch Kant und noch mehr durch Schopenhauer nachgewiesen ist, daß zur Erklärung der Zweckmäßigkeit der Welt durchaus nicht die Annahme eines zweckmäßig schaffenden und ordnenden Gottes nothwendig ist, hat jenes Dilemma seine Bedeutung verloren.

Der Verfasser gibt mit Kant zu, daß das Dasein Gottes unbeweisbar sei. Aber während Kant einen philosophischen Grund hatte, die Beweisbarkeit des Daseins Gottes zu bestreiten, ist des Verfassers Grund völlig unphilosophisch. Er sagt nämlich:

Die Unmöglichkeit, Gott zu beweisen — wenn auch nicht zu erkennen — liegt in seinem Wesen. Sowie seine Existenz bewiesen wäre, ginge er des Wesens verlustig und hörte damit auf, zu sein. Um Gott zu beweisen, müßten wir von ihm selbst ausgehen — was in der That auch ältere Philosophen gethan haben; also das als bestehend annehmen, was erst bewiesen werden soll.

Beides, was der Verfasser hier vorbringt, ist falsch. Es ist nicht einzusehen, warum Gott durch den Beweis seines Daseins des Daseins selbst verlustig gehen soll. Eine Sache beweisen heißt ja nicht, sie machen. Nur wenn das Dasein Gottes durch den Beweis erst zu Stande käme, würde der Beweis zugleich das Ende seines Daseins sein, da ein gemachter Gott eben kein Gott ist. Zweitens ist es falsch, daß wir, um Gott zu beweisen, von ihm selbst ausgehen müßten. Keiner der existirenden Beweise für das Dasein Gottes geht von ihm selbst aus; denn selbst der ontologische Beweis geht nur vom Begriff Gottes aus. Der Begriff Gottes aber ist doch nicht er selbst.

Da der Verfasser die Beweisbarkeit Gottes bestreitet, so ist es freilich consequent, Gott nur noch als Gegenstand des Glaubens übrigzulassen. „Gott bleibt für uns, bis wir in der Entwickelung unsers Daseins in seine unmittelbare Nähe gerückt sein werden, ein Gegenstand des Glaubens"; aber wenn der Verfasser hiermit sich nicht begnügt, sondern weiter noch Gott als eine „Forderung des sittlichen Bewußtseins" hinstellt, so können wir ihm nicht folgen. Denn wo bleibt, wenn man das Dasein des Gott-Schöpfers annimmt, die Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, die der Verfasser doch auch für eine Forderung des sittlichen Bewußtseins hält? Ist das Dasein Gottes ein Postulat des sittlichen Bewußtseins, so kann es die Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen nicht sein; ist hingegen diese ein Postulat des sittlichen Bewußtseins, so kann es das Dasein Gottes nicht sein. Denn, wie wir schon gezeigt, Freiheit und Verantwortlichkeit hat Aseität zur Bedingung, also das gerade Gegentheil der Creatürlichkeit.

Der Verfasser sucht lauter widersprechende Forderungen zu vereinigen. Die Welt soll kein Ergebniß einer Nothdurft Gottes sein, und doch auch soll sie nicht unnothwendig, sondern nothwendig aus Gott hervorgehen.

Die Welt kann kein Ergebniß einer Nothdurft, einer zwingenden Nothwendigkeit sein. Soll sie wirklich aus Gott hervorgehen, Gott angehören, muß sie zwar nothwendig mit ihm zusammenhängen, aber nur aus der Fülle desselben fließen. Die Fülle aber ist kein bloßes Vollsein, kein abgemessenes Maß, keine unbewegt in sich selbst beruhende Schwere, sondern bewegt und treibend, sich selbst genießend und zur Aeußerung drängend.

Nun, wenn die innere Fülle Gott zur Aeußerung drängt und treibt, ist da die aus diesem Triebe hervorgehende Schöpfung nicht, wie jedes aus einem drängenden Triebe hervorgehende Product, ein Werk der Nothdurft? Leidet der Volle, solange als er die Fülle nicht ausgeströmt hat, nicht so gut Nothdurft, als der Leere, solange als er die Leere nicht ausgefüllt hat? Ist nicht jedes Zeugen ein Act der Nothdurft? „Unter allen irdischen Vorgängen", sagt der Verfasser, „ist der That oder vielmehr der Thätigkeit Gottes keine mehr zu vergleichen als die Arbeit des wahren Künstlers. Dieser schafft aus innerm Drange und kennt kein größeres Glück, als wenn er, gestützt auf vollkommene Meisterschaft, diese ganz entfalten und ihr in seinem Werke vollen Ausdruck verleihen kann." Nun, muß nicht dieser Analogie gemäß Gott als innerlich unglücklich, innerlich unbefriedigt so lange, bis er die Welt geschaffen hat, gedacht werden? Wird also mit dieser Analogie die Nothdurft in Gott beseitigt? Nein, sie wird nur zu einer künstlerischen Nothdurft gemacht.

Obgleich aber der Verfasser den Schöpfer mit dem Künstler parallelisirt, so erklärt er es doch für unrichtig, die Welt als bloßes Kunstwerk zu erfassen und die Thätigkeit des Künstlers mit der Gottes für völlig gleichbedeutend halten zu wollen.

Das künstlerische Schaffen ist nicht ohne Noth, nicht nur, weil auch der vollendete Meister immer noch mit der Schwere und Widerspenstigkeit des Stoffs zu ringen hat, sondern weil er vermöge seines menschlichen Standpunktes selbst noch in Nothdurft befangen und angetrieben ist, sein Bestes zu thun und über sich selbst hinauszugehen. Nur in der unbedingten Freiheit von außen und innen, die allein das eigentliche Wesen seines Seins wie Thuns aufrecht erhält, ist seine der göttlichen Thätigkeit gleich, die ebenfalls keinen andern Anstoß noch Ausgang hat, als das Sein und Wesen ihrer selbst.

So bewegt sich der Verfasser in lauter widersprechenden Forderungen und Aeußerungen. Gott ist Künstler und doch nicht Künstler; die Welt ist Kunstwerk und doch nicht Kunstwerk; Gott schafft nothwendig und doch nicht nothwendig.

Den Theisten hat von jeher die Erklärung des Bösen und des Uebels in der Welt Schwierigkeit gemacht. Wie kommt das Werk eines vollendeten Meisters zu diesen entstellenden und verzerrenden Zügen? Hören wir nun, wie der Verfasser diese Schwierigkeit zu lösen sucht:

Findet sich in der Welt etwas, was scheinbar die Stelle des Bösen einnimmt, so läßt sich schon von vornherein sagen, daß dessen Existenz nur in unserer unzulänglichen Erkenntniß und falschen Auffassung beruhe, daß seine Bedeutung und

Bewandtniß ganz andere seien, als uns auf den ersten Blick scheint.... Freilich reichen die Merkmale der bloßen Unvollkommenheit nicht aus, um das zu kennzeichnen, was wir als den Inbegriff des Bösen betrachten. Unvollkommen können auch die Sachen sein, ohne daß wir ihnen deshalb einen moralischen Makel anhängen, der da nie fehlt, wo nach unsern Begriffen das Böse hervortritt. Das letztere ist niemals ohne An- und Zurechnung, ohne Bewußtsein und Persönlichkeit. Eben auf dem Umstande, daß das Dasein des Menschen auf ein thatsächliches Sein gegründet, an eine bestimmte Wirklichkeit, ein Ich geknüpft ist, beruht die Möglichkeit des Bösen; seine Bedeutsamkeit, wie immer dieselbe sich schließlich ihrem Wesen nach enthüllen mag, ist schon daraus zu schließen, daß es mit dem werthvollsten Theile des Menschen zusammenhängt.

Schließlich escamotirt der Verfasser das Böse ganz weg, indem er sagt:

Unser Dasein gehört erst vollkommen uns, wenn wir es zum Bewußtsein erhoben haben; wir werden erst, was wir sein können, wenn wir wissen, was wir sind. Wie unser Selbst in seinen Aeußerungen sich zertheilen und vielleicht wie in Stücken weit auseinanderliegen kann, so vermag unser Dasein gewissermaßen uns selbst noch ganz fern zu stehen, sowenig in Anspruch und Genuß zu unserm Selbst zu gehören, wie unser Bewußtsein zu unserm Dasein, ehe beide völlig vereint sind. Diese Vereinigung muß aber Thatsache werden, darf kein bloßes Gedankending bleiben, als welches weder das eine uns angerechnet werden wird, noch das andere uns völlig zum Genuß kommen kann. Die Thatsache kann aber nur durch unser Thun sich vollziehen. Auch hier sehen wir wieder, daß die sittliche That die eigentliche Schöpferin unsers Daseins ist. Wo aber eine sittliche That statthat, da kann von keinem Bösen mehr die Rede sein. Wir sind entweder nicht, oder wir sind gut. Nur so weit wir gut sind, sind wir überhaupt.

Wenn Sein und Gutsein identisch sind, dann freilich gibt es kein Böses. Aber bewiesen hat der Verfasser die Identität beider nicht; sie steht bei ihm nur, wie so vieles, als ein Machtspruch. Der Theismus muß consequenterweise in Optimismus auslaufen, der Optimismus aber kann das Böse nicht vertragen; er muß es also wegescamotiren. „Die Dinge sind, weil sie gut sind, und sie sind gut, weil sie sind." Wirklichkeit und Werth sind dem Verfasser identische Bestimmungen. „Dasein ist Wohlsein; sein Werth in ihm selbst begründet und sein Anschauendes hat für uns eine Genugthuung." Ebenso sind dem Verfasser Seele und Seligkeit identisch. „Seele ist Seligkeit, wie Dasein Gut- und Wohlsein ist."

Das Dasein des Menschen, wie jedes andern Wesens, an sich nicht unterschieden, wenn auch in verschiedenem Grade entwickelt, ist die in demselben sich vollziehende Neubildung des vollkommenen Seins, der Wille und Gedanke Gottes, der sich in einem Zweiten als selbständiges Wesen wiederholt. Des Menschen Seele kann danach nur der göttliche Inhalt seines Daseins sein, und zwar dieses nicht als Abstractum, als Forderung u. s. w., sondern als wirklich vorhandener, sich selbst wollender, schaffender, empfindender und von sich wissender, seiner selbst sich freuender Inhalt gedacht.

Den Gipfel ersteigt des Verfassers Confession im fünften und letzten Buche, welches den Titel hat: „Schönheit und Vollendung." Das wahre, vollendete Leben, welches allein einen wohlthuenden Anblick, einen befriedigenden Eindruck gewährt, dürfen wir nach dem Verfasser nicht auf dem Gebiet der Moral, müssen es vielmehr auf einem andern, höhern, dem Gebiet der Schönheit suchen, und so führt ihn die Ethik in die Aesthetik hinüber:

Wir selbst und die Welt sind in Rücksichten, Anwartschaften, Verhältnissen, Sorgen und Strebungen niedern und höhern Rangs so versunken und gefangen gehalten, daß unser innerster Gehalt, die wahre Lust des Daseins selten zum Durchbruch kommt. Wo es auf jener Seite geschieht, ist es die Frage, ob wir die Stimmung besitzen, rasch zu erfassen; wo uns dies gelingt, ist zu besorgen, daß durch Strömung von außen der Lichtblick vorschnell uns wieder entzogen werde. Selten tritt das Leben uns so entgegen, daß uns sein innerer schmackhafter Kern, sein eigentliches Wesen, das Glück des Daseins daraus hervorleuchtet, und wenn es der Fall, pflegt seine Erscheinung so gefährdet zu sein, daß schon zu den Zeiten, als die Sprache noch im Begriff war sich zu bilden, als Haupteigenschaft dieses Glücks das Erforderniß erkannt wurde, geschont zu werden, man danach es benannte. Und heute noch nennen wir das Leben, wo es in seinem wahren Wesen, als das in ewiger Berechtigung und höchster Bedeutung sich gesichert fühlende, seiner eigenen Wohlthat sich freuende Dasein uns entgegentritt — das Schöne.

Das Wort „schön" hängt nämlich nach dem Verfasser mit „schonen" zusammen.

Des Verfassers ästhetische Betrachtungen enthalten viel Treffendes, wenngleich nichts wesentlich Neues. Er geht die Begriffe des Schönen, Erhabenen, des Tragischen, Komischen durch, betrachtet auch den Gegensatz des Schönen, das Häßliche, ist aber der Meinung, daß in der Entwickelung des Schönen der Gegensatz nicht hervorzutreten brauche. Sonst könnten wir auf verwandtem Gebiet die Parallele ziehen, daß der Mensch erst böse sein müßte, um gut zu werden.

Trüge das Schöne die Bedingung des Gegensatzes in sich selbst, müßte, wenn dieser blos als Maske und müßiges Spiel vorgeführt würde, in jedem entstehenden Processe der Bestand des erstern in Frage gestellt werden, von einer höhern Entscheidung abhängig erscheinen, die demselben den eigentlichen Kern seines Seins, den höchsten Reiz seiner Offenbarung rauben würde. Unsere Theilnahme müßte mit einer Furcht gemischt sein, die in der Natur der Sache, nicht blos in der Befangenheit unsers Urtheils gebettet läge und überwunden uns nicht mehr die Genugthuung eines gestärkten und aufgeklärten Bewußtseins zurücklassen könnte. Unter glücklichen Umständen wäre es denkbar, daß auch die Naivetät, die Anmuth, wie sie schon in der Huld und Würde den Ansatz dazu nehmen, ohne Kampf und gärenden Proceß zur vollendeten Schönheit sich erhöben, daß auch einmal die Wirklichkeit Verhältnisse böte, deren Verlauf zu einem reinen Idyll sich gestaltete. Jedenfalls wird in der Entwickelung des Komischen und Tragischen der Boden gewonnen, über welchem jene hervorgehen kann. Denn sowenig der Gegensatz an sich nothwendig, so sicher wird er von Bedeutung werden, sobald er einmal mit dem wirklichen Leben in Berührung getreten, und das vollbringen, was der einfachen Entwickelung nicht möglich geworden. Im tiefern Verlaufe des in Herstellung des Schönen sich entwickelnden Processes werden wir auch keineswegs die bloße Hinwegräumung der Widersprüche, die Ueberwindung des bestandenen Contrastes als die eigentliche Erfüllung der Aufgabe anerkennen, vielmehr die Erhebung des von den Verhältnissen bestrickten, im Tumult verlorenen Daseins über diese, die Wiedergewinnung und Sicherung desselben, das immer, wie hier mit Nachdruck zu wiederholen ist, allein unserer dauernden und eingehenden Theilnahme werth, ausschließlich als die Substanz des Schönen zu betrachten ist.

Die Frage nach der Bedeutung des Menschen findet nach dem Verfasser ihre thatsächliche Lösung erst im Bereiche des Schönen. Im Komischen streift der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit den falschen Schein, der sein wahres, berechtigtes Sein unserm Anblick verhüllte oder vor demselben entstellte, von sich ab, indem er sich denselben selber zum Bewußtsein führt; im Tragischen übergibt er den augenblicklichen Inhalt des letztern der Feuerprobe der Erfahrung und nimmt daraus zurück, was ewig und

unzerstörbar ist. Die eigentliche Herstellung und Bildung des Bewußtseins versiegelt den geschlossenen Frieden und leistet Bürgschaft für das künftige Fernbleiben des Kampfes, ja es gewährt den Preis des durchmessenen Ringens, indem das vollendete Dasein, der Erfolg seiner eigentlichen sittlichen That, nur daraus hervorgeht und erst damit vollkommen gegeben ist.

Welt und Einzelwesen sind nunmehr miteinander in Einklang; im Innern des letztern schweigt die Empörung der Leidenschaften. Jedes erkennt sich in seiner Berechtigung und gesteht dem andern diese zu. Weder Anmaßung, noch Böses dringen auf den Nachbarn wie auf einen blos zu handelnden und zu versetzenden Gegenstand. Ueber der Sicherung des Daseins erhebt sich der Genuß, die Freude; an diese schließen sich Liebe und Freundschaft; aus der gegenseitigen Erprobung und Erkennung ist mit dem Recht des Menschen dieser selbst dem Menschen aufgegangen. Das Schöne vollendet sich, indem es selbst seine Weltanschauung zu einer schönen macht.

Das Bild, welches der Verfasser von der vollendeten Schönheit und ihrer Seligkeit entwirft, ist recht schön. Schade nur, daß es ein Bild ist, dem die Wirklichkeit so wenig entspricht. Wo ist außerhalb des Gebiets der Kunst die vollendete Schönheit anzutreffen? Und wird die Wirklichkeit jemals dem Ideale vollendeter Schönheit entsprechen? Ist nicht vielleicht der Gegensatz und Widerstreit so tief im Wesen der Dinge begründet, daß es an Tragödien und Komödien nie fehlen, daß jenes goldene Zeitalter der vollen Harmonie nie eintreten wird, in welchem alle Widersprüche überwunden sind und man des Daseins wirklich froh werden kann? Sind nicht die daseienden Wesen vielleicht ewig zum Kampf ums Dasein verdammt? Diese Fragen drängen sich einem unwillkürlich bei des Verfassers Schönmalerei auf. Er gehört zu jener Klasse von Menschen, die zwar metaphysisches Bedürfniß haben und von den metaphysischen Problemen lebhaft angeregt sind, die sich aber auch die Lösung derselben sehr leicht machen, indem sie ein ihrem Gefühl und ihrer Phantasie gefallendes Bild an die Stelle der wirklichen Welt setzen. Sie lassen ihren Begriff von der Welt nicht durch die unbefangen aufgefaßte wirkliche Welt bestimmen, sondern schauen die wirkliche Welt im Lichte ihres vorgefaßten Begriffs an. Die Fragen sind also bei ihnen zum voraus entschieden. Daher bringen sie es nur zu einem Bekenntniß, aber nicht zur wirklichen Erkenntniß.

Julius Frauenstädt.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 15.)

1. Bilder und Klänge. Gedichte von Marie Calm. Kassel, Freyschmidt. 1871. 16. 15 Ngr.
2. Helldunkel. Aus dem poetischen Tagebuche eines Malers. Sonette und Lieder von Julius Hübner. Braunschweig, Westermann. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Poetischer Nachlaß von Freiherrn Karl von Fircks. Leipzig, Wagner. 1871. 8. 25 Ngr.
4. Gedichte von Edmund Sternau. Stuttgart, Risch. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Vom Baum des Lebens. Religiöse Dichtungen von Hermann Krafsert. Gotha, F. A. Perthes. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Gedichte von Ferdinand Anton Kroczak. Manheim, Schneider. 1871. 8. 20 Ngr.
7. Bunte Bilder von Karl F. A. Geerling. Leipzig, E. H. Mayer. 1871.
8. Gedichte von S. Karl Weiß. Temesvar, Brüder Magyar.
9. Gedichte ohne Titel von Hugo Bernheim. Rotterdam, van Baalen u. Söhne. 1871. Gr. 16. 26 Ngr.
10. Asmodi. Ein Gedicht in sechs Gesängen von Detmold Loewenheim. Berlin, Loewenstein. Gr. 16. 1 Thlr.
11. Eldorado. Dichtung von Christian Schneller. Gera, Amthor. 1871. 12. 10 Ngr.
12. Eine Nacht auf der Wartburg von Friedrich Groch. Berlin, Loewenstein. 1871. 8. 7½ Ngr.
13. Fidèle, von Lewis Bernhard. Wien, F. Beck. 1871. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach dieser Revue über neue Lyrik wenden wir uns zur Beurtheilung einiger episch-lyrischen Dichtungen neuesten Datums.

„Asmodi“ betitelt sich ein episch-lyrisches Gedicht in sechs Gesängen von Detmold Loewenheim (Nr. 10), welcher seinen Stoff nicht auf demjenigen Pfade gefunden, den die moderne Dichtung wandeln soll. „Asmodi“ ist ein romantisches Märchen in wohlklingenden Ottave rime und gemahnt in Handlung und Ausdruck an die Wieland'schen und Ernst Schulze'schen Epen dieses Genre. Der Inhalt des Gedichts ist in kurzen Zügen der folgende: Der erste Gesang führt uns den Helden desselben, den spanischen Ritter Don Ramiro, auf einem Maskenballe in Madrid vor. Ramiro zeigt sich als ein sehr sanguinischer Liebhaber, welcher im bunten Treiben der Maskerade zuerst für die schöne Isaura schwärmt, sich dann für die stolze Leonore begeistert und endlich für die liebreizende Ines sterben möchte — alles an einem einzigen Ballabende! Am Schlusse des ersten Gesangs wird Don Ramiro ohne viele Umstände von den Rittern dieser drei Damen zum Saale hinausgeworfen und flieht, von jenen verfolgt, über die Dächer hinweg in das offene Fenster einer Mansarde. Im zweiten Gesange wird geschildert, wie unser Held den guten Dämon Asmodi findet. In der besagten Mansarde (wer dieselbe bewohnt, bleibt unaufgeklärt) steckt nämlich Asmodi verzaubert in dem engen Gefängnisse einer Flasche. Ramiro zerschlägt auf Asmodi's Bitte diese Flasche, und aus Dankbarkeit für diese That wird der Befreite der Schützer und Mentor Ramiro's. Auf Ramiro's Bitte führt Asmodi ihn zuerst zur schönen Isaura. Der dritte Gesang zeigt uns Ramiro's Glück in den Armen dieser Sirene und das durch Isaurens Treulosigkeit herbeigeführte Ende dieses Verhältnisses. Nachdem der vierte Gesang uns Ramiro's Begegnung mit der anmuthigen Ines geschildert, welche für ihn in heißer Liebe entbrannt ist, aber von dem um Isaurens Verlust betrübten Ritter verschmäht wird, finden wir im fünften Gesange den Helden in den Liebesbanden der reichen und vornehmen, aber kalten Leonore. Auch sie kann den von den Wogen seines unsteten Herzens hin- und hergeschleu-

berten Ramiro nicht beglücken. Der sechste und letzte Gesang bringt das Ganze zum Abschlusse, indem er nach einem versuchten Attentate auf das Leben Ramiro's, bei dem Isaura die Rolle des Attentäters, Ines diejenige des Retters spielt, den vielgeplagten Ritter am Busen der sanften und tugendhaften Ines dauerndes Glück und endliche Ruhe finden läßt. Auf all diesen Liebesirrfahrten des edeln Ritters ist Asmodi der unsichtbar führende Dämon. Wie diese kurze Inhaltsangabe beweist, ist das kleine Epos einer ethischen Grundidee gänzlich baar, es sei denn, daß man den etwas dürftigen, weil zu allgemeinen Gedanken: „Das Laster macht elend, die Tugend beglückt", als einen solchen ethischen Grundgedanken und Isaura und Leonore als Repräsentantinnen des Lasters, Ines als Vertreterin der Tugend betrachten wolle. Der Mangel oder beziehungsweise die zu geringe Markirung eines solchen Grundgedankens ist zugleich die Hauptschwäche des Gedichts; denn das bunte Gewebe einer romantisch verschlungenen Handlung kann, wenn ihr die tiefere Bedeutung fehlt, unmöglich das ethische und ästhetische Bedürfniß des Lesers befriedigen. Wenn nun die stellenweise sehr sinnreiche und in Bild und Farbe höchst ansprechende Diction des kleinen Epos diesen Mangel eines einheitlichen Grundgedankens auch mitunter vergessen macht, so bleibt, wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat, als letzter Eindruck in der Seele des Lesers doch immer das aus der geistigen Leere des Gedichts resultirende Gefühl der Unbefriedigtheit zurück. Unsere Zeit will ernstere, gedankentiefere und das ihr innewohnende Bewußtsein energischer abspiegelnde Stoffe, als solche Studien aus der Schule Wieland's sie bieten können. Im übrigen fesselt das Gedicht durch poetische Schilderungen und zahlreich eingestreute geistvolle Betrachtungen, ein Lob, welches wir dem ohne Zweifel talentvollen Verfasser nicht vorenthalten wollen. Als Probe des poetischen Stils Detmold Loewenheim's entnehmen wir dem zweiten Gesange des Gedichts einige Strophen aus Asmodi's Ermahnung an Ramiro. Sie lauten:

Bescheide dich, in Freuden zu genießen,
Was die Natur aus freiem Willen beut;
In bunten Farben siehst du Knospen sprießen,
Und Blumen findst du überall zerstreut:
Viel Dinge gibt's, das Leben zu versüßen,
Ergreife kühn, was Herz und Sinn erfreut,
Doch sei mit dem, was dir gewährt, zufrieden,
Verlang nicht mehr — dir ist nicht mehr beschieden!

Drum forsche nicht, du wirst doch nie begreifen,
Wie alles hier im ew'gen Wechsel kreist,
Laß deine Blicke nimmer weiter schweifen,
Als wo Natur dich gütig unterweist,
Du findest sonst nur Ahnungs-Nebelstreifen;
Ins Innre dringet nie des Menschen Geist,
Er muß in Labyrinthe sich vertiefen,
Erweckt er Kräfte, die gefesselt schliefen.

Der Ew'ge gab die Erde ihm zu eigen,
Die Scholle ist's, an der sein Wesen klebt,
Gern möcht' er in des Meeres Tiefen steigen,
Und gern der Körper sich zur Luft erhebt:
Doch Luft und Wasser werden stets ihm zeigen,
Daß ihr Geheimniß er umsonst erstrebt:
Er kann nicht in des Abgrunds Tiefen dringen,
Sich nicht zu Aethers Höhen aufwärts schwingen.

Die Kräfte sind dem Menschen zugemessen,
Und weh' ihm, wenn er drüber sich versteigt;
Verderben bringt es, wenn er sinnvermessen
Nach Dingen strebt, bisher noch unerreicht,
Nie darf er seiner Schwäche je vergessen,
Ob er auch stolz den Geistern sich vergleicht:
Bewege dich in dir gezognen Schranken,
Du wirst mir diesen Rath dereinst noch danken.

Wie in diesen Strophen, so sind auch sonst die dem Loewenheim'schen Texte zu Grunde liegenden Gedanken weder ihrem Wesen nach neu, noch besonders originell in ihrer Fassung. Mehrfach läßt die sonst gewandte Sprache unsers Dichters die Feile vermissen. So heißt es in der letzten von uns citirten Strophe „Nie darf er seiner Schwäche je (!) vergessen", ferner S. 22 des Gedichts: „Er bahnt sich durch die Menge eine Brücke". Ferner finden sich folgende Wendungen: „Wie hätt' er wol zu jener Maske Zeit!", „Er fühlt, er hat genug", „Das Geld ist all'". Namentlich die beiden zuletzt erwähnten Wendungen gemahnen allzu prosaisch.

Hat schon die Loewenheim'sche Dichtung wenig realen und ethischen Gehalt, so fehlt dieser gänzlich in dem Christian Schneller'schen Epos „Eldorado" (Nr. 11). In diesem Gedichte ist alles Rauch und Nebel, und war die Loewenheim'sche poetische Erzählung romantisch, so ist diese — utopisch. Ort und Zeit, Personen und Handlung, Scenerie und Technik schwimmen in einem uferlosen Meere von vierfüßigen Jamben. In einem grünen Thale der Alpen haust irgendein Urvolk, in dessen friedliche Wohnplätze die Cultur noch nicht ihre alles gleichmachenden Fußstapfen eingedrückt hat. Da kommt ein fremder „Ritter" mit seinen Söldlingen, baut in dem Thale eine Zwingburg und macht sich zum Tyrannen über die stillen Thalbewohner. Dankmar, ein früher wegen vermeintlicher Schuld aus dem Thale Vertriebener, der inzwischen mit dem Kaiser nach Italien gezogen war und daselbst große Thaten vollbracht hatte, kehrt, zum Ritter geschlagen, heim und vertreibt mit seinen Mannen den Bedrücker seines Heimatthals, welches nun unter Belaß seiner frühern Freiheiten dem großen Reiche des Kaisers einverleibt wird. Weben wir in dieses Heldengeschichtchen vom stillen Thale noch ein bischen Liebe und ein wenig Mordthat hinein, so haben wir ungefähr den Stoff, aus dem Christian Schneller sein „Eldorado" zurecht gemacht hat. Die Kritik muß fürchten, daß das Lesepublikum über diesem „Eldorado" zur Tagesordnung übergehen wird. Denn wer hat in diesen Tagen der geräuschvollen That Sinn und Muße dazu, so utopischen Phantasien eines Dichters zu folgen, der überdies nicht einmal den Vorzug einer gewandten Darstellung und Sprache für sich hat? Gehen also auch wir über Schneller's „Eldorado" zur Tagesordnung über! Es bekundet wenig Talent.

Bedeutend höher als die Schneller'sche Dichtung steht diejenige von Friedrich Groch, welche den Titel „Eine Nacht auf der Wartburg" (Nr. 12) führt. Die Dichtung hat feste Umrisse in Zeit und Ort und ist, was Technik und Composition betrifft, lobenswerth. Der Schauplatz der einfachen Handlung ist, wie der Titel sagt, die Wartburg, die Zeit diejenige der Reformation. Beides, Local- und Zeitfarbe, ist vortrefflich getroffen,

und das Ganze hat einen natürlichen und frischen Fluß in Schilderung und Sprache. Die Personen, welche die mehr innerlich gedankenvolle als äußerlich bewegte Handlung tragen, haben, was selten bei derartigen episch-lyrischen Dichtungen ist, sogar einen gewissen dramatischen Nerv und wissen für sich zu interessiren. Das Sujet des Gedichts ist kurz das folgende: Am Eingange desselben wird uns ein Bild der im Schleier der Nacht liegenden Wartburg entworfen; ein Licht strahlt aus einem Fenster derselben in die Nacht hinaus; der Mann, dem dieses Licht in der einsamen Zelle leuchtet, ist kein Geringerer als Martin Luther. Mit wenigen Zügen stellt der Dichter uns die Gestalt des gewaltigen Reformators vor das Auge:

Ein Odem tiefen Ernstes webt
Um ihn und wecket scheue Frage.
Und auf dem bleichen Antlitz schwebt
Der Seelenkampf vergangner Tage.
Dies Auge, das im tiefsten Leid
Sich eingrub in die Augenhöhlen,
Es spiegelt stille Seligkeit
Und kann von Gotteskraft erzählen.
Noch decket krank und geisterhaft
Ein Hauch des Todes Stirn und Lider,
Doch auch ein Hauch von neuer Kraft
Belebt des schwanken Leibes Glieder.
Er zeigt der jungen Eiche Bild,
Die bis zur Erde niedersauste,
In bange Schauer eingehüllt,
Als Gott im Sturm vorüberbrauste,
Und wenn der Sturm sich ausgewühlt,
In Kraft sich neu geboren fühlt,
Gemessen in den Himmel ragt
Und ernst nach neuen Stürmen fragt.
Denn wer den höchsten Kampf gerungen
Und trug ein hehres Gottesleid,
Der hat die blöde Furcht bezwungen
Und ist für jeden Sturm gefeit.

Aus einem andern Zimmer der Wartburg leuchtet ein zweites Licht: der Schloßvogt mit seiner Tochter und zweien Pagen sitzt hinter den bleigefaßten Fensterscheiben bei der Lampe im traulichen Gespräch. Ein Liederbuch aus alten Tagen, in dem der Page Kurt blättert, und ein Schwert, das sein Kamerad Konrad im Staube der Wartburg gefunden, geben Veranlassung zum Lobe früherer Zeiten. Und da fragen denn die Bursche den alten Vogt, der weit in Deutschland herum gewesen ist, wie es jetzt aussieht in den deutschen Landen. In beredten Worten schildert nun der Vogt die Zustände Deutschlands und Europas um die Zeit der Reformation. Es ist ein trauriges Bild, welches er entwirft:

Das Schönste, Heiligste verdarb,
Es klafft die Welt in allen Gliedern,
Weil ihre heil'ge Seele starb.
Was fest verwachsen, will sich lösen
In kranken, traurigen Zerfall:
Zerstücktes Thun, zerstücktes Wesen,
Doch keine Ganzheit überall.
Ach, daher dieser Tage Leiden,
Daß sich gelöst das heil'ge Band,
Daß Erde sich und Himmel scheiden
Und düster ragt die Scheidewand;
Daß in entgeistet ungeweihter
Schwingung den Gang die Erde nimmt,
Indeß der Himmel weit und weiter
Wie eine blasse Fabel schwimmt;
Daß auf des Lebens dunkelm Grunde
Kein Regenbogen mehr sich baut,
Der sie verbrückt zu schönem Bunde
Und sie geschwisterlich vertraut.

Nachdem noch dem Mönch Johannes Hilten, einem Vorkämpfer Luther's, ein poetisches Denkmal gesetzt worden ist, schließt die Dichtung damit ab, daß sie den Aufbruch Luther's von der Wartburg und den Anbruch einer neuen Zeit schildert:

Er kam von Worms im vor'gen Maien,
Nach Wittenberg geht jetzt sein Gang.
Das ist der Mann, der auserwählet
Zur rechten Stunde uns ersteht,
Das ist, was diesen Tagen fehlet,
Ein Mann, ein Held und ein Prophet;
Der eine neue Feuerschwinge
Der matt gewordnen Zeit verleiht,
Und aus dem Mittelpunkt der Dinge
Die Welt zerstört, die Welt erneut;
Der all des Lebens tausend Adern,
Wo eine nur die andre haßt
In wildem Auseinanderhadern,
Mit mächt'ger Faust zusammenfaßt.

Wie diese mitgetheilten Proben zeigen, ist die Groch'sche Sprache nicht immer klar und präcis; die Metaphern, deren sie sich bedient, leiden nicht selten an einer gewissen Abgeblaßtheit und lassen den energischen Stil des Epos vermissen. Auch finden sich häufig unreine Reime. Nichtsdestoweniger macht die Dichtung durch die ihr innewohnende Gesinnung und den dichterischen Geist, der sie durchweht, einen recht günstigen Eindruck und mag daher der Beachtung empfohlen werden.

Wir beschließen unsere heutige Revue mit einer Würdigung der Dichtung „Fidèle" (Nr. 13) von Lewis Bernhard. Der Verfasser schickt seiner Dichtung das nachstehend mitgetheilte, sehr sonderbare poetische Vorwort voran:

Zu meinem Vater traten sie,
Die Vettern, die Verwandten,
Und dieses Büchlein legten sie
Auf seinen Folianten.

Sie sprachen: „Dieses fanden wir;
Erkenn' es, ob des Sohnes
Gewand es ist, das er empfing
Von dir einst frommen Lohnes."

Der schaut es an und blättert drin,
Er läßt die Falten spielen;
Bis von dem Lippenpaare ihm
Die schweren Worte fielen:

„Es ist das meines Sohnes Rock,
Doch ist er abgeschunden;
Die Risse zeigen noch den Stoff,
Die Farben sind geschwunden.

„Zerfleischt hat ihn ein wildes Thier,
Der Zweifel war sein Wissen;
Sein Herze war der Träume Spiel;
Mein Sohn, er ward zerrissen!"

Nach dieser seltsamen Einleitung, welche die biblische Erzählung vom zerrissenen Rocke des Joseph in einer sehr unlogischen Metamorphose in Scene setzt, erwarteten wir, da in der letzten Strophe vom „Zweifel" die Rede ist, eine metaphysische Dichtung, welche uns die geistigen Kämpfe ihres Verfassers schildert. Weit gefehlt! Es entwickelt sich vielmehr vor unsern Augen ein poetischer

Mummenschanz mit einer durchgängigen unfreiwilligen Selbstpersiflage. Der Verfasser erzählt uns in den schlechtesten Versen, die jemals geschrieben wurden, wie er in das Fabelland der „Wichtelvölker" gerathen und welche Abenteuer er daselbst bestanden. Wir ersparen uns, näher auf diese Abenteuer einzugehen; nur so viel sei hier gesagt: wir befinden uns bei der Lektüre dieses „Fidèle" auf jeder Seite in dem Reiche der crassesten Phantasterei. Was aber diesen Brei von Trivialität, Frivolität und Blasphemie so widerwärtig macht, das ist die aus den ledernen Versen des Verfassers stets hervorblickende Anmaßung, dem Leser eine wer weiß wie bedeutungsvoll symbolisirende Travestie socialer und politischer Zustände der Gegenwart bieten zu wollen, während er uns in Wahrheit doch nur die abgeschmacktesten Geburten einer kindisch gewordenen Phantasie auftischt. Man höre beispielsweise den Anfang des dritten Buchs dieser famosen Dichtung. Hier ist er:

Die trauten Freunde saßen just
Beisammen voll frischer Lust.
Der Mond war aufgegangen,
Der Zecher Gläser klangen.

Und als ich trat in ihren Kreis,
Sie nannten mich der Freunde Preis;
Sie meinten, ich wär' im Maie
Bequem ein Narr für dreie. (!)

„Wo bleibst du", hieß es, „altes Haus!"
„Du meidest, scheint es, unsern Schmaus;
Daß doch die ägyptischen Plagen
Entbinden in deinem Magen! (!)

„Der Kerl, er schmiedet insgeheim
Und menchlerisch so manchen Reim;
Ihm sitzt um Mund und Nase
So schämig die Ekstase.

„Und seinen Sinn, die galte (sic!) Kuh,
Er treibt zur Weide morgens fruh
Und abends kehrt sie wieder,
Er melkt kühwarme Lieder." (!)

Das ist denn doch ein unerträgliches Geschwätz! Und derartige Stapelplätze des Unsinns kommen in dieser saubern Dichtung nicht etwa vereinzelt vor. Der Unsinn scheint vielmehr die eigentliche Muse des Verfassers zu sein, wenigstens erklärt sich derselbe in dem vorliegenden Buche in Permanenz; er waltet auch da, wo der Verfasser sich in die Brust wirft, um einen elegisch-pathetischen Ton anzustimmen. So heißt es am Schlusse des zweiten Buchs wie folgt:

Da steht sie bräutlich angethan,
Die junge Erde, will empfahn
Den goldgelockten Gatten;
Er kommt beleuchtend beschatten. (!?)

Ihr fließt ein züchtig Roth ums Haupt,
Wenn er erscheint, den Schleier raubt,
Den Nebelschleier, den weißen,
Vom blühenden Busen, dem heißen.

Und Wollustschauer all's (!) erfüllt,
Wenn er in brünst'ge Küsse hüllt
Sein holdes Lieb, die Erde,
Daß neues Leben werde.

Wie bist du schön, verjüngte Welt,
Wenn Mutterlieb' dein Herze schwellt;
Wenn keines von den Deinen
Verstoßen steht, zu weinen.

Wie bist du stark, du Himmelslicht,
Wenn deine Macht das Dunkel bricht,
Wenn scheu vor deinem Glühen
Die Nachtpopanze fliehen!

Ist das nicht eine Poesie, bei der einem die Haare zu Berge stehen? Solchen leichtfertig in die Welt hinausgeschleuderten Reimereien gegenüber hat die Kritik die Pflicht einer strengen Zurechtweisung. Möge Lewis Bernhard sich mehr Respect vor der Oeffentlichkeit aneignen und seine Muse in Zukunft nicht so unraisonnabel in die Welt hineintölpeln lassen! Was Bernhard in den Eingangsversen seines Buchs von sich selbst sagt: „Es zählt mein Haupt nicht zu den weichen", das gilt in vollem Maße von seiner Muse; sie ist plump an Haupt und Herzen — und dazu ist sie völlig unerzogen und unmündig. Ist das Poesie des 19. Jahrhunderts? Diese Zeit fordert von den Producten des poetischen Marktes Reife und Ausgetragenheit. Wer ihr aber in breit ausgetretenen, verwaschenen und verschwommenen Formen einen so abgestandenen und seichten Inhalt bietet, wie Lewis Bernhard in seinem „Fidèle", der beleidigt in ihr das Bewußtsein ihrer großen und ernsten Aufgaben.

Ernst Ziel.

Eine Biographie Gabriel Riesser's.

Gabriel Riesser's Leben nebst Mittheilungen aus seinen Briefen, von M. Isler. Mit Riesser's Porträt. Zweite unveränderte Ausgabe. Frankfurt a. M., Verlag der Riesser-Stiftung. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Biographie ist, wie das Vorwort erläutert, schon 1864 und 1865 verfaßt und 1867, als erster Band von Gabriel Riesser's „Gesammelten Schriften", gedruckt worden. Aber als solcher gelangte er nur in die Hände der Mitglieder der Riesser-Stiftung, und um dem Buche eine weitere Verbreitung zu verschaffen, ist es jetzt unverändert auf die gewöhnliche Weise publicirt worden, obgleich ihm eine leicht zu bewerkstelligende Anlehnung an die unmittelbare Gegenwart nur förderlich hätte sein können. Denn so stehen wir bei seiner Lektüre immer in den jetzt beinahe antediluvianisch gewordenen Zuständen und Interessen von 1864.

Wir können trotzdem dem Entschlusse des Verfassers nur dankbar sein. Die Mitglieder der Riesser-Stiftung, unter denen sehr viele, ja die meisten zu den persönlichen Freunden des Verewigten gehören, dürfen ein solches Privilegium auf die Erinnerung an einen der besten und edelsten Männer, die unsere Zeit hervorgebracht hat, nicht allein für sich beanspruchen. Riesser gehört auch nach seinem Tode der ganzen Nation an, als ein herrliches Vorbild ihrer edelsten und erhabensten Eigenschaften, des reinsten Sinnes für Recht und Gerechtigkeit, der schran-

kenlosen Güte und Tiefe des Gemüths und der aus beiden Eigenschaften zusammengesetzten thatkräftigsten Humanität. Jeder, der das Glück gehabt, ihm auf seinem Lebenswege zu begegnen, wird mit wehmüthiger Genugthuung das Bild des edeln Mannes aus diesen ihn gewidmeten Blättern in derselben anspruchslosen Milde und in derselben unbeugsamen Kraft des sittlichen und gemüthlichen Pathos vor seiner Erinnerung aufsteigen sehen, die ihm im Leben einen so ganz einzigen Zauber echtester Liebenswürdigkeit gab. Entsprechend der Gesinnung des edeln Mannes selbst, falls er über die Herstellung seiner eigenen Lebensbeschreibung eine Willensmeinung abgeben könnte oder je abzugeben veranlaßt gewesen wäre, hat sein Biograph in umsichtiger und gewissenhafter Arbeit, schmucklos und einfach ein, jene obige Ausstellung abgerechnet, treffliches Buch zu Stande gebracht. Es bedurfte freilich auch keines Panegyrikus, hier, wo das ganze Leben von seinem ersten bewußten Beginne bis zu dem letzten Hauche ein Zeugniß einer immer gleich trefflich sich bewährenden schönen Natur, einer auf tiefstem Gemüthsgrunde ruhenden harmonischen Verbindung der besten Eigenschaften des Temperaments und der reifsten Bildung des Verstandes und der Intelligenz ablegt, wo die Stürme des äußern Lebens, die ernsten und mühseligen Anforderungen der praktischen Thätigkeit niemals eine wirkliche Störung des innern Friedens und der geläuterten Einheit des innern Wesens hervorzubringen vermochten, wo die größte Gewissenhaftigkeit in der Aufnahme und Erfüllung aller herantretenden Pflichten des Privat- und öffentlichen Lebens sich gleichsam als die natürliche Frucht jener vollkommenen Harmonie des innern und des äußern Menschen bethätigte. Sehr viele sind es, denen Riesser in seinem äußerlich vielbewegten Leben in diesen Zügen, wie wir sie gleichfalls aus eigenem lebendigen Eindruck wiederzugeben versuchten, entgegengetreten ist, aber der Kreis derer, denen dies Glück vergönnt war, wird doch immer dünner, und die unzähligen andern, die dasselbe Recht auf eine ideelle Verbindung mit einem solchen Manne besitzen, aber durch Zufall oder als einer spätern Generation angehörig nicht mehr seine lebendige Persönlichkeit kannten, mögen sich nun an diesem Buche erfreuen und erheben, wozu es alle Elemente besitzt, namentlich an dem reichen Schatz von Originalbriefen, den es mittheilt.

Riesser's Leben ist äußerlich durch keine besonders auffallenden Ereignisse oder drastische Katastrophen bezeichnet. Es ist einfach und im gemäßigten Flusse verlaufen, in einem gewissen Mittelmaß von Gunst und Abgunst des Geschicks, von Leiden und Freuden, wie es jeder Verständige für sich wünschen muß. Der Phantasie des Zuschauers oder hier des Lesers bietet es wenig Nahrung. Sein Gehalt liegt viel tiefer. Nicht die Romantik seines Verlaufs, sondern seine wirklichen Ergebnisse für große und würdige Interessen, für die Sache der Freiheit, der Aufklärung und des Rechts stempeln es zu einem inhaltvollen und epochemachenden, so unscheinbar es auch sich geben mag. Riesser hat das wohlverdiente und eben deshalb selbstverständliche Glück genossen, den Erfolg seiner reinen, aufopfernden und rastlosen Thätigkeit im großen und ganzen gesichert zu sehen. Ihm war von der Natur selbst bei seinem tiefen Rechtssinn und seinem ebenso tiefen Gefühl für echte Humanität die Sache seiner Glaubensgenossen als nächste Lebensaufgabe zugefallen. Er führte sie, wie bekannt, so, wie selten ein Anwalt für das Recht der Unterdrückten eingetreten ist. Und während er im Beginn seiner Thätigkeit in den dreißiger Jahren (seine erste Schrift datirt von 1831) die Juden fast überall in den verschiedenen deutschen Ländern unter dem Bann der feindseligsten Behandlung von seiten der Gesetzgebung und des Staats fand, konnte er schon nach 1848, wo der Grundsatz der völligen Unabhängigkeit der bürgerlichen Stellung von dem Glaubensbekenntniß überall anerkannt und wenigstens in der Theorie von da an immer unangetastet geblieben ist, seine große Aufgabe im wesentlichen für gelöst achten. Ihr zu dienen, hatte er alles andere geopfert, was sonst im Leben begehrungswerth ist, und dies muß ihm, bei seiner reichen Ausstattung mit allen den Eigenschaften, die zu dem Erwerbe einer sogenannten glänzenden Position nöthig sind, doppelt hoch angerechnet werden. Er erkannte, daß er, um für die Befreiung und Gleichstellung seiner Glaubensgenossen so zu wirken, wie es ihm sein Gewissen gebot, selbst völlig frei und unabhängig von allen äußern Rücksichten auf Personen und Verhältnisse sein müsse. Sobald er dies erkannt hatte, schwankte er auch nicht, zu entsagen, und er that dies nicht mit der finstern Miene der Selbstgefälligkeit oder mit der Verbitterung des gekränkten Gemüths, sondern er blieb immer dieselbe klare, durch und durch heitere, von fröhlicher Wärme erfüllte Natur, wie er sie ursprünglich in den harten Kampf mitgebracht hatte. Kaum daß ihn einmal eine leise Verstimmung anwandelte, wenn er in der Reactionsperiode nach 1833 momentan nicht blos kein Vorwärtsrücken seiner Herzensangelegenheit, sondern eher ein Zurückgehen derselben zu bemerken glaubte. Es war ohnehin nur Schein, wie sich später zeigte, denn unter der gleichgültigen Decke der Tagesbegebenheiten brach sich der Strom der Ideen, für welche Riesser kämpfte, unaufhaltsam, wenn auch unbemerkt, seine Bahn, und es reichten wenige Frühlingstage aus, um das morsche Eis der alten Satzungen für immer zu sprengen. Riesser konnte im Anfang seiner Laufbahn nicht einmal zu der Advocatur in seiner Vaterstadt Hamburg gelangen. Sie war ihm, wie alle Staatsämter nicht blos, sondern auch wie die meisten bürgerlichen Erwerbszweige und wie das Bürgerrecht überhaupt, durch die gesetzlichen Bestimmungen versagt. Dafür hat er seine Laufbahn beschlossen als Mitglied des Obergerichts, nachdem er vorher verschiedene hohe und einflußreiche Stellungen in den gesetzgebenden und verwaltenden Körperschaften Hamburgs bekleidet hatte. Und auf dem weitern Boden des ganzen Vaterlandes, wo einstmals der Jude als solcher von jeder Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen war, hat er die Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments viele Monate hindurch als Vicepräsident geleitet.

Riesser hat, wie bekannt, etwa zwanzig Jahre lang die Emancipation der Juden hauptsächlich mit der Feder, als äußerst fruchtbarer, schlagfertiger und formgewandter Pamphletist verfochten. Er nimmt in dieser Hinsicht eine der ersten Stellen unter allen ein, und manche seiner

Flugschriften verdienen es, weit über die ursprüngliche Sphäre ihrer Wirksamkeit hinaus auch für alle Zukunft im lebendigen Gedächtniß der deutschen Nation zu bleiben. Er selbst dachte von seiner schriftstellerischen Begabung ziemlich gering, und es ist wahr, wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „pectus facit disertum". Aber diese Beredsamkeit des Herzens oder vielmehr des Gemüths verband sich bei ihm mit einer außerordentlichen Schärfe und Feinheit des Denkens und einer umfassenden Bildung in den verschiedensten Sphären. Er war nicht blos, wie selbst alle seine politischen, socialen und religiösen Gegner anerkannten, ein durch Wissen und Methode geradezu ausgezeichneter Jurist, sondern auch neben diesem seinem eigentlichen Fache in der Geschichte und Literatur ungewöhnlich bewandert, mit gründlichem Wissen und selbständigem Urtheil ausgestattet, wie wenige. Die Tagesliteratur des damaligen Deutschland konnte sich nicht vieler solcher Vertreter rühmen, und auch nach dem Jahre 1848, wo sie eine völlige innere und äußere Metamorphose erfahren hat, würde eine Vereinigung solcher Eigenschaften, wie sie sich bei ihm fanden, selten zu finden sein. Kein Wunder, daß seine literarischen Producte gerade in den damaligen auf der Oberfläche flauen, in der Tiefe unendlich erregten Zeiten als epochemachend bezeichnet werden dürfen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß er jedesmal den Gegner, den er gerade aufs Korn nahm — und es bedurfte immer eines solchen besondern Objects, um seine zu behaglicher Beschaulichkeit neigende Natur überhaupt zum Schreiben zu drängen — für die öffentliche Meinung nicht blos widerlegte, sondern geradezu vernichtete.

Doch mehr noch als mit der Feder hat er die große und gute Sache, der er sich widmete, durch seine eigene Persönlichkeit gefördert. Es gab und gibt sehr viele Leute, die sich gegen die Folgerichtigkeit der theoretischen Argumente für die Emancipation der Juden nicht verschließen können, ohne doch in der Praxis sich von den Vorurtheilen loszumachen, auf welche die Gesetzgebung älterer und neuerer Zeit gegründet war. Alle diese Vorurtheile, sie mögen Namen haben wie sie wollen, wurden durch den Eindruck widerlegt, den dieser Jude als Repräsentant der gediegensten Humanität, der feinsten Bildung und der tiefsten Gemüthswärme und Innerlichkeit auf jeden, auch auf den Widerstrebenden, unwillkürlich übte, und um so mehr, als seinem Wesen nichts ferner lag, als sich irgendwie „geben" zu wollen, oder irgendeine Rolle in der Gesellschaft oder im öffentlichen Leben zu spielen. Dieser stillen aber unwiderstehlichen Macht seines Charakters und seiner ganzen Individualität verdankte er auch die wahrhaft großartige Stellung, die er allmählich im Frankfurter Parlamente errang, ganz ohne sein Zuthun, ja, wie diejenigen, die ihn nicht gekannt haben, jetzt aus seinen vertrauten Briefen sehen können, eigentlich gegen seinen Willen und seine Neigung. Denn wenn er auch bereit war, für die Sache des ganzen Vaterlandes, wie früher für die beschränktere der Judenemancipation, alles einzusetzen, und wenn er auch hier wie dort kein Opfer für zu groß hielt, um es rückhaltlos und freudigen Muthes zu bringen, so glaubte er doch weder in seiner Vergangenheit noch in seiner Persönlichkeit irgendwelche Hülfsmittel zu besitzen, die ihn zu einer hervorragenden politischen Wirksamkeit befähigten.

Gerade diese seine politische Thätigkeit kann als die vollständigste Widerlegung des offenbar gewichtigsten Einwandes gelten, der gegen die Emancipation vorgebracht wurde und wird. Selbst ein Dahlmann und andere Männer von ähnlichem Gewichte waren lange Zeit nicht unbedingte Vertheidiger, theilweise sogar Gegner derselben, weil sie annehmen zu müssen glaubten, daß den Juden das rechte Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke, das eigentliche Vaterlands- und Nationalgefühl abgehe. Man weiß, daß einzelne Erscheinungen in den jüdischen Kreisen Deutschlands einer solchen Ansicht den Schein einer gewissen Berechtigung geben konnten, so in den dreißiger und vierziger Jahren die von Börne auf der einen Seite, von Heine auf der andern in Scene gesetzten Angriffe auf das, was ihnen am deutschen Wesen und Volke verächtlich und lächerlich erschien, was aber diesem deutschen Volke selbst als heilig galt oder hätte gelten müssen, wenn es selbst nicht in seiner damaligen dumpfen Gärung alles natürliche Ehrgefühl momentan unbegreiflich weit hätte verkommen lassen. Auch später und bis in diese neuesten Tage haben sich Nachklänge jener Verhöhnung — gleichviel ob mehr mit Börne'schem Bittersalz oder mit Heine'schem pariser Straßenkoth gewürzt — vernehmen lassen, und es war nicht Zufall, daß sie von jüdischen Federn und gerade von solchen, die sich ex professo als Vertreter des Judenthums geriren durften, ausgingen. Gegenwärtig ist die Wirkung solcher Erbärmlichkeiten freilich eine ganz andere wie vor dreißig oder zwanzig Jahren: sie fallen allein auf das Haupt ihrer Urheber, die damit in der öffentlichen Meinung und bei jedem Ehrenmann geächtet sind, und niemand wird daraus Waffen zur Verdächtigung des Judenthums überhaupt zu schmieden sich unterfangen, oder wer es thun wollte, würde bald erkennen, wie stumpf diese dem geläuterten Bewußtsein der heutigen Zeit gegenüber geworden sind. Damals aber konnte und durfte man mit einigem Rechte noch daran zweifeln, ob ein Jude wirklich ein guter Deutscher sein könne, und wenn die Juden selbst eindringlich und wiederholt ihren Patriotismus betheuerten, wenn sie z. B. auf ihre Thaten und Leiden in den Befreiungskriegen und Aehnliches hinwiesen, durfte man doch im Hinblick auf so viele entschieden feindselige Kundgebungen, die noch dazu eine unleugbare literarische Celebrität weit über das Niveau einer Privatansicht erhob, immerhin bedenklich sein. Aber einem Riesser, einem solchen echten und treuen Sohne des deutschen Geistes, einem solchen vollendeten Repräsentanten der besten Eigenschaften unserer Nation, einem solchen Vorkämpfer der Einheit und Freiheit in ihrer geläutertsten Gestalt, gegenüber mußten alle Bedenken verstummen. Er hat gezeigt, daß ein Jude, ohne aus seinem religiösen Kreise und dem seiner Familiensitte und Tradition herauszutreten, ein viel besserer Deutscher sein kann als die meisten von denen, die von Jugend auf Schinken und Schlackwurst zu ihren Menschenrechten zählen. Wir wollen weder das Papier noch uns die Laune verderben, einige der widerlichen Namen, die ohnehin jedermann kennt, hier aufzuführen, deren Träger,

echtestes germanisches Vollblut, es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, alles was einem ehrenhaften Manne als Heiligstes und Ehrwürdigstes gilt zu beschmuzen. Manche davon sind, wie es sich gebührt, auch Riesser's giftigste Feinde gewesen, nicht weil er ein Jude, sondern weil er ein Deutscher im höchsten Sinne des Wortes war.

Heinrich Rückert.

König Erich XIV. als Trauerspielheld.

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der schwedische König, dessen Geist sich gegen das Ende seines Lebens so unheimlich verdüstert hatte, und der als ein blutiger Tyrann endete, ist eine Lieblingsgestalt der dramatischen Muse. Zahlreiche schwedische Dichter, wie Börjesson, haben ihn zum Helden ihrer Tragödien gemacht; aber auch in unserer neuen dramatischen Literatur ist er sehr in den Vordergrund getreten. Den ältern Dramen von Joseph Freiherrn von Auffenberg und Robert Prutz haben sich neuerdings die Trauerspiele von Karl Koberstein und von Heinrich Kruse angeschlossen, von denen das erstere noch nicht im Buchhandel erschienen, aber an mehrern größern Bühnen, wie an dem dresdener und berliner Hoftheater, zur Aufführung gekommen ist.

Unter diesen Dramen nimmt das Trauerspiel von Robert Prutz eine Ausnahmestellung ein; es erschien in der Epoche der politischen Tendenzpoesie, in der ersten Hälfte der vierziger Jahre, und trägt ihre Signatur deutlich an der Stirn; denn schon der Titel: „Erich der Bauernkönig", läßt über die Grundgedanken des Dichters keinen Zweifel übrig. Wir wollen hier wiederholen, was wir in unserer „Nationalliteratur" über das Stück sagen: „Einheitsvoller als «Moritz von Sachsen» ist die dritte historische Tragödie von Prutz: «Erich der Bauernkönig», welche die finstere Gestalt des tyrannischen Nordlandsfürsten in eine ideelle Beleuchtung rückt. Der König Erich erscheint von Haus aus als ein Volksmann, den seine Begeisterung für das Wohl des Bauernstandes, für die Beglückung des Volks, welcher die Interessen der Aristokratie und der eigenen, andersdenkenden Brüder gegenübertreten, zu immer wildern Thaten fortreißt. Der Fürst wird zum Despoten, der Despot zum Verbrecher, um so mit gewaltthätiger Hast den Samen der Freiheit auszustreuen; aber das Volk ist nicht reif für die Freiheit und lohnt mit Undank seinen blutigen Beglücker. Die Freiheit gedeiht nicht in Sünde, sondern nur durch die edle Pflege reiner Hände — das ist der Grundgedanke des Stücks, welcher über der im Wahnsinne zusammenbrechenden Schreckgestalt des thrannischen Fürsten schwebt. Man hat dem Stücke eine communistische Tendenz zum Vorwurf gemacht — gewiß mit Unrecht, denn seine Tendenz ist eher gegen die Revolution gerichtet, mag sie von oben oder von unten kommen."

Das älteste dieser Trauerspiele ist das von Auffenberg: „König Erich", in welchem die düstere Gestalt des Helden, sein zur Wildheit gesteigerter Trotz, und das Gegenbild, die zarte Liebesepisode von Edwin und Sigrid interessirt. Auffenberg sucht oft in äußerlicher Weise zu spannen. Wir möchten diese Spannung, die einen rein französischen Beigeschmack hat, statt der wahrhaft dramatischen eine theatralische nennen. Auch „König Erich" bietet manche Belege hierfür. Der jüngere Bruder Erich's, Gustav, ist im Schlosse Gripsholm gefangen; das Schloß wird von den Gegnern erstürmt; der Commandant hat gedroht, Gustav mit dem Pulverthurm, auf den er ihn bringen ließ, in die Luft zu sprengen. Wir sehen den Schloßhof, den Pulverthurm; wir sehen durch das unterste Gitter den Commandanten mit einer Fackel in die Tiefen des Thurms hinabsteigen; wir sehen, wie Christoph von Oldenburg noch die Rettung des Prinzen wagt, der oben betend am Fenster steht — athemlose Spannung! Wer wird den Vorsprung gewinnen? Da stürmt Christoph mit den Seinigen und dem geretteten Gustav aus der eingesprengten Pforte heraus, sie besteigen die Pferde und reiten mit verhängtem Zügel von dannen; hinter ihnen fliegt der Thurm und ein Theil des Schlosses in die Luft. In dieser Tragödie sind die Conflicte mehr individuell als historisch gehalten, und den politischen Principien, die bei Prutz in den Vordergrund treten, ist keine Rechnung getragen.

Dieser, ebenfalls aus unserer „Nationalliteratur" entlehnten Charakteristik zufolge vertritt Auffenberg's Stück den theatralischen Effect, und nach dieser Seite hin ist ihm das Drama von Koberstein verwandt. Im Schloß Gripsholm spielen auch hier die effectvollsten Scenen des Stücks im dritten Acte; doch ist hier das Theatralische nicht so äußerlich ausgeschmückt, sondern mehr in den dramatischen Organismus verwebt. Erich, dem Sterngläubigen, dem die Gestirne an einem gewissen Tage, wenn er ihn mit Blut beflecken würde, schweres Unheil prophezeien, will eben diesen Tag durch eine gute That bezeichnen und seinem in Gripsholm gefangenen Bruder Magnus die Freiheit wiedergeben. Er trifft gerade dort ein, als Magnus von seinen Genossen befreit werden soll; dieser verlangt auch die Freiheit seines Bruders Johann, welche Erich verweigert. Dann verhöhnt Magnus den König, trotzend auf seine bevorstehende Errettung aus dem Kerker, verspottet dessen niedrig geborene Gattin, bis Erich, zur Raserei entflammt über den Lohn, den seine edle Absicht findet, den Bruder ersticht und so dem unheilvollen Bann der Gestirne verfällt.

Diese Scenen sind vielleicht die am meisten dramatischen in allen Erich-Tragödien; sie geben dem Trauerspiel in der Mitte einen festen starken Halt. Leider entsprechen die ersten und letzten Acte nicht diesem glücklichen dramatischen Wurf, und Koberstein's Drama erinnert auch dadurch an dasjenige Auffenberg's, daß die Diction oft in blassen Jamben und physiognomieloser Lyrik sich bewegt, nur daß an den bessern Stellen, wo Auffenberg ein wahrhaft hinreißendes Dichterfeuer entfaltet, Kober-

stein wieder durch einzelne charakteristische Schlaglichter, die er der Diction aufsetzt, Wirkung erzielt.

Der Stil der neuesten Erich-Tragödie von Heinrich Kruse dagegen geht durchweg auf das charakteristisch Kräftige und lakonisch Geschlossene, auf das Schlagwort, das den Charakter und die Situation wie ein feuriges Mene Tekel auf die Bühne zaubert; es ist der Stil unserer Kraftdramatik, aber seiner hyperbolischen Geschmacklosigkeit entkleidet. Kruse scheut nicht davor zurück, das Genrehafte in die Tragödie aufzunehmen, einzelne Scenen zwischen Erich und seiner Karin könnten auch in einem historischen Lustspiel ihre Stelle finden; aber die nach starker und frischer Lebenswahrheit strebende Charakterzeichnung tritt oft so vorherrschend in den Vordergrund, daß wir in Bezug auf den Fortgang der Handlung den großen Zug, wie er in den Schiller'schen Tragödien herrscht, und die spannende Verkettung vermissen, die Auffenberg und Koberstein wenigstens in einzelnen Acten erreichen. Nach dieser Seite hin erinnert Kruse's Trauerspiel mehr an die Shakspeare'schen Geschichtsdramen.

Auch holt es weiter aus als alle andern Erichtragödien und beginnt mit einer Haupt- und Staatsaction, welche an König Lear's Erbtheilung erinnert, wenigstens insofern, als auch sie den Keim der spätern Wirren und der tragischen Verwickelung bereits im Schose trägt. Gustav Wasa theilt sein Reich unter seine Söhne, und wenn er auch Erich zum Könige macht, so gibt er doch den andern so mächtige Lehensherrschaften, daß sie sich leicht als Nebenkönige betrachten können. Der Kampf mit den Brüdern und der zu ihnen haltenden hohen Aristokratie ergibt sich mit Nothwendigkeit aus diesen geschichtlichen Prämissen. Unsere Theilnahme wendet sich indeß zunächst der Neigung zu, welche König Erich für seine Karin, die Tochter von Mons Knutsson, dem Gefreiten seiner Leibwache, empfindet. Die Scenen zwischen Erich und Karin ziehen sich durch das ganze Stück, sie sind nicht nur die frischesten Zweige an dem Baum dieser dramatischen Schöpfung, sie bilden eigentlich den Mittelpunkt derselben. Auch in Koberstein's „König Erich XIV." spielt seine Katharina eine wichtige Rolle; sie ist hier der gute Genius des Königs; aber sie ist nur eine deklamatorische Schutzgöttin von blasser Idealität, nirgends zeigt sich das Kind des Volks in seiner Frische und Naivetät. Dies aber gerade ist der Vorzug der Kruse'schen Karin, deren Naivetät bis zur Keckheit geht. Die erste Liebesscene zwischen dem Prinzen und seiner Karin ist himmelweit entfernt von der Liebespoesie Romeo's und Julia's; sie hat etwas bäuerlich Kernhaftes, derb volksthümlich Naives, und endet zwar mit einem Kuß, dem aber eine Maulschelle aggregirt ist:

Karin.

Ihr seht recht finster aus, recht wie man spricht
Wie Weh und Waddig.

Erich.

Was ist Waddig?

Karin.

Je,
So nennt man auf dem Lande, wo ich aufwuchs,
Wenn Sommers Milch gerinnt, den Bodensatz.

Erich.

So trübe seh' ich aus?

Karin.

Nun, jetzt nicht mehr.

Erich.

Mich drücken Sorgen; ich — Du kennst mich doch?
Ich bin der älteste Prinz, Prinz Erich.

Karin.

Ja!
Ich kenn' Euch von dem prächtigen Turnier.
Ich sah Euch, als Ihr jenen deutschen Herrn,
Der alle Schweden frech herausgefordert,
So lang er war, hinstrecktet auf den Sand.

Erich.

Soeben übergab mein Vater mir
Das Reich und die Regierung, liebes Kind.
Regieren, das heißt Sorgen und Verdruß.
Ich wünscht', ich wär ein Bauersmann, der sein
Auskommen hat — denn Mangel saugt uns freilich
Des Lebens Mark aus — Ja, ich wünschte mir,
Ich pflügte meiner Väter stille Flur
Mit eigner Hand, und kehrt' ich müde heim,
Erfrischte mich ein Weib wie —

Karin.

Bauer werden?
Ei, das sind Possen, gnäd'ger Herr.

Erich.

Wie, Possen?

Karin.

Das meint Ihr gar nicht so.

Erich.

Gewiß, Karin;
Ich rede wie es mir ums Herz ist.

Karin.

Nun,
Wenn Ihr im Ernst sprecht, scheint's mir recht verkehrt,
Wenn man was anders sein will, als man ist.
Das hab' ich selbst erfahren.

Erich.

Laß doch hören!

Karin.

Ja, wenn Ihr nicht zu lachen mir versprecht.

Erich.

Nur zu, nur zu! (Bei Seite.) O, sie ist allerliebst!
Doch etwas andres als das Hofgeschwätz,
Wo man bei jeder Frage schon voraus
Die unterthänige Antwort wissen kann.

Karin.

Als ich noch klein und kindisch war, da wünscht' ich,
Ich wär' ein Junge, welcher frei herumspringt,
Und nicht ein Mädchen, das zu Hause sitzt
Und immer nähen soll. Nun hört' ich einmal,
Aus einem Mädchen könnt' ein Knabe werden
Durch einen recht, recht hohen, weiten Sprung.
Da hab' ich manchmal denn auf eigne Hand,
Wenn ich allein war, mich bemüht zu springen,
So hoch ich springen konnte; doch umsonst.

Erich.

Du scheinst noch heut' ein muntrer Springinsfeld.

Karin.

Ich kleiner Unverstand wuchs später denn
In meine Mädchenkleider schon hinein.
Man ist das, was man ist, und soll es sein.

Erich.

Und was du artig plaudern kannst, Karin!
Dein aufgeworfnes Mäulchen sprudelt frisch
Wie aus der Quelle jedes Wort heraus.
(Ihr näher kommend.)
Und wenn dein Zünglein an den Lippen spielt,
So möchte man die Zunge schier beneiden.
(Halblaut.)
Ich kann nicht anders! Nein! Ich muß!

Karin.

Was müßt Ihr?

Erich.

Ich muß — ich muß dich küssen, holdes —
(Er küßt sie, sie entwindet sich, leise kreischend, und gibt ihm einen Schlag ins Gesicht.)

Karin.

Da!
Ich bin ein schwedisch Mädchen, daß du's weißt,
Das sich nicht küssen läßt von jedem —

Erich.

Jedem?
Wer bin ich?

Karin.

Jedem Bruder Liederlich! (Rasch ab.)

Erich (allein).

Nun, das ist stark! Das ungezogne Ding!
Es sah doch niemand? (Sich umsehend.) Niemand, Gott sei Dank!
Ein Prinz von Schweden und — Es ist zum Lachen!
Die Töchter aus den edelsten Geschlechtern,
Sie kommen mir entgegen, werfen sich
Mir manchmal an den Hals, daß ich statt ihrer
Mich schämen muß. Und eine Bauernmagd —
Ich hab' den Schlag weg, aber auch den Kuß.
Ich schlürft' nur Nektar, Götter: welch ein Kuß!

Einiges Bedenken mag es erregen, daß diese genrehafte Scene so rasch auf die großen, rührenden Reden Gustav Wasa's folgt und einen etwas unvermittelten Sprung der Stimmung den Lesern und Hörern zumuthet. Der gleiche Sprung befremdet uns gegen den Schluß des Actes hin. Gustav Wasa ist gestorben, Erich König geworden, und gleich nach der kräftigen Thronrede, in welcher er sagt:

O mein Vater,
Erfülle mich mit königlichem Geist,
Laß jeden Leichtsinn mich und Müßiggang
Ablegend keinen Augenblick versäumen,
Der mir nicht mehr gehört, nein, meinem Reiche —

finden wir den Helden des Stücks wieder in einem langen, wenngleich ernsten Gespräch mit Karin, die ihn wegen seines Leichtsinns herunterkanzelt, ihn einen früh verdorbenen frechen Menschen, einen Wüstling nennt, und auf seine Liebeserklärung ihm entgegnet, daß sie ihn hasse. Doch in der Bewunderung für sein glänzendes Erscheinen bei dem letzten Turnier, und in den Ermahnungen, die sie ihm ertheilt, ist bereits ihre still aufkeimende Neigung verrathen. In der großen Scene zwischen ihr und dem König im dritten Act spricht sich diese Neigung noch lebhafter aus; der König hält mit ihr gemeinsam eine Brautschau ab; Elisabeth von England, Maria Stuart von Schottland läßt er die Revue passiren. Karin spricht abmahnend mit Eifer; jene ist ihr zu häßlich, diese zu leichtsinnig; sie verräth ihr eigenes leidenschaftliches Gefühl für den König. Der Vater Karin's, Mons, hält es deshalb für besser, sie vom Hofe zu entfernen; als aber der König nach seinen Bluthaten verstört und wild durch die Lande irrt, trifft er wieder mit ihr in einer Bauerhütte zusammen; sie spendet ihm Trost und Pflege, und rasch entschlossen erwählt er sie zu seiner Königin. Nach dem Brautfest des vierten Actes steht sie ihm treu zur Seite, als der Aufruhr an seiner Krone rüttelt, und verwundet stirbt sie im letzten Act an der Leiche des Gerichteten, der durch befohlenen Selbstmord endete, indem er sich die Adern öffnet.

Das Liebesdrama steht so inmitten der Haupt- und Staatsactionen, daß es diese letztern bisweilen zu sehr an den Rahmen der Tragödie drängt. Der böse Geist Erich's ist Göran Persson, der mit einigen kräftigen Strichen gezeichnet ist; er ist ein tüchtiger Rathgeber, welcher den Gegnern schonungslos das Haupt zertritt, ein gewandter Diplomat und Staatsmann. Erich's Bruder Magnus, der in Koberstein's Drama die Hauptrolle spielt, tritt in dem Kruse'schen nur in dem ersten Acte auf. Der dramatische Höhepunkt des Stücks liegt hier in der Ermordung Nils Sture's und in dem Todesurtheil, welches der König über die Verschworenen fällt. Die Ermordung Nils' beschleunigt die gegen den König sich richtende Bewegung; sie ist die tragische Schuld, die seinen Untergang herbeiführt. Die Charaktere der Brüder sind mehr skizzirt; einzelne Nebencharaktere, wie der alte Mons, mit größerer Vorliebe in der Detailmalerei ausgeführt; der naiven Karin ist die Polin Katharina, die Gemahlin des Prinzen Johann, in scharfem Contrast gegenübergestellt.

Anerkennenswerth ist die Gabe des Autors mit einzelnen kräftigen Strichen zu charakterisiren, wie überhaupt die dramatische Diction, von aller Verwaschenheit frei, das Gepräge eines kernigen Geistes trägt. Auch fehlt es, trotz der vorzugsweise lakonischen Fassung, nicht an Stellen von dichterischem Hauch. So sagt z. B. Erich im dritten Aufzug:

Da fand ich eine Wache heute früh
Auf ihrem Posten ruhig eingeschlafen;
Ich hätt' ihn wecken und bestrafen sollen;
Allein der Schlaf, der meine Augen flieht,
Schien mir ein zu beneidenswerthes Glück.
Es findet sonst doch alles seine Ruhe,
Sogar der Ocean, zu wilder Wuth
Von Stürmen aufgepeitscht, beruhigt sich
Und athmet sanft, vom stillen Mond versilbert:
Ich bin ein ewig aufgeregtes Meer!
Ja, ich bin ruhelos wie Ahasver!

Schwung und Größe athmet die Rede Gustav Wasa's vor dem Reichstag im ersten Acte:

Seht, wie ihr mir gleich nahe seid im Blut,
So sollt ihr gleich auch spüren meine Liebe,
Daß keiner neidisch sein darf auf den andern.
Du, Erich, folgst mir nach als König zwar,
Denn das gebührt dir als dem Erstgebornen,
Doch darfst du deine Brüder nicht verachten
Und mußt ihr Vater sein an meiner Statt.
Euch mach' ich zu Herzögen, meine Söhne.
Johann, du hast das große Finnland schon,
Das schöne Södermannland geb' ich Karl,
Und, Magnus, dir den ganzen Lauf der Dal,
Bis wo der wilde, dreigetheilte Strom
Zusammendonnert bei Elfkarleby,
Und dann dahinzieht voller Majestät,
Wie Nordens Reiche, wären sie vereint!

Ein jeder herrsch' in seinem Herzogthum
Als Landesfürst gerecht und weis', ihr Söhne;
Allein vergeßt nicht, daß ihr eure Länder
Zu Lehen von der Krone Schweden tragt,
Und wenn die feindliche Drommete schallt,
Auf eures Königs Ruf ihm folgen müßt.
Gib Frieden, Herr, zu unsrer Zeit! So hab' ich
Gebetet, und mein Flehen ward erhört.
In Frieden mochte morgens jeder aufstehn
Und ohne Sorgen an die Arbeit gehn;
Die Knecht' und Mägde zogen singend aus
Und kehrten abends so vom Felde heim.
Die Aecker und die Wiesen stehn geschmückt
Und Fried' und Fülle herrscht in unserm Land.
So übergeb' ich heut' in deine Hand,
Erich, das Reich der Schweden, Gothen, Wenden
Und was du ferner noch erobern magst.
O, wenn du nur mein Schweden glücklich machst,
So mag dein Ruhm den meinen überstrahlen!
Habt alle Dank für eure Lieb' und Treue.
Lebt wohl! Lebt ewig wohl! Leb' wohl auch du,
Mein schöner Mälar, der sich mir zum Abschied
Noch einmal zeigt in vollem Sonnenglanz.
Seht dort den Regenbogen ausgespannt
Von einem Strand des Mälar bis zum andern!
Ich danke Gott, daß er durch vieles Leid
Mein stolzes Herz gebeugt gleich jenem Bogen.
(Er entblößt das Haupt.)
Gott widersteht den ungebeugten Seelen,
Doch schenkt den demuthsvollen Gnade: Amen!
(Er steigt vom Thron.)
Nun leb' ich noch, doch nicht als König mehr.
(Da alle sich weinend an ihn drängen.)
Gott segn' euch — segn' euch!

Auch die skandinavische Localfarbe, welche das Colorit nordischer Mythologie zuweilen nicht verschmäht, ist glücklich getroffen. Das Charakterbild des Königs Erich selbst ist mit seinen psychologischen Zügen reich ausgestattet, er ist liebenswürdiger, als die blutdürstigen Despoten zu sein pflegen; mehr jähzornig als energisch, leicht bestimmbar, kein gekrönter nordischer Berserker. Doch fehlt ihm auch die trotzige Selbstherrlichkeit des tragischen Helden; der Wahnsinn ist bei ihm ein vorübergehendes Stadium und wird durch Karin's Liebe geheilt. In dieser rettenden Liebe, die sich zwischen den König und das Verhängniß stellt, liegt aber zugleich ein Hemmniß der tragischen Entwickelung und ihrer Steigerung im Dämonischen, wie überhaupt die an und für sich prächtigen und originellen Liebesscenen die Theilnahme allzu sehr von den historischen Conflicten ablenken; denn das Liebesdrama in dieser Tragödie hat eine Steigerung, welche dem eigentlich historischen Theil derselben fehlt. Das Genrehafte, das auch noch in den letzten Acten, wie in der Scene zwischen Katharina und Mons mit einer Lustspielfärbung hervortritt, ist in seiner Mischung mit dem Tragischen ein zu überwiegendes Ingredienz geblieben.

Die großen Vorzüge eines so tüchtigen, geistreichen und vielseitigen Autors sind in dem „König Erich", wie in seinen frühern Stücken: „Die Gräfin" und „Wullenweber", unverkennbar. Das Drama von Prutz war politisch tendenziös, das von Auffenberg ein theatralisches Effectstück; die Dramen von Kruse und Koberstein vertreten, wenn man zu den etwas verschollenen Kategorien Schiller's zurückgreifen will, das „naive" und das „sentimentale" Genre auf dem Gebiet der dramatischen Dichtung.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Deutschland in den Tuilerien.

„Was seid ihr Deutschen für ein kriechendes Bettelvolk; wie habt ihr vor dem Throne des dritten Napoleon, den ihr jetzt umgestürzt habt, vorher auf den Knien gelegen!"

Diesen Trumpf spielt Henri Bordier aus in Gestalt eines voluminösen Werks: „L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870, collection de documents tirés du cabinet de l'empereur" (Paris 1872), und es ist leider mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Kapital, welches die französische Presse aus diesen Mittheilungen zu schlagen sucht, auch von einem Theil der deutschen Presse wird ausgebeutet werden zu Gunsten einer hyperpatriotischen Strömung, obschon der wahre Patriotismus gebietet, einen großen Theil unserer Landsleute gegen diese Anklagen zu vertheidigen. Bordier will in diesen Veröffentlichungen wichtige „psychologische Beiträge zur Kenntniß des deutschen Charakters" sehen. Die deutsche Nation spielt in seinen Augen von allen die bettelhafteste Rolle. Nur die Italiener stellen ein ebenso zahlreiches Contingent von Briefstellern; dafür haben sie ein Recht, Napoleon für ihren Landsmann zu halten; die Engländer bitten meistens nur um Autographen; die Spanier aber machen dem Schiller'schen Ausspruch: „Stolz will ich den Spanier", alle Ehre, denn von ihnen sind nur 30—40 Briefe in den Tuilerien zu finden. Die Sammlung selbst ist, wie Bordier in der Einleitung sagt, durchaus nicht erschöpfend; sehr viele Correspondenzen sind bei dem Brande der Tuilerien mit in Flammen aufgegangen; ein reichhaltiges Material befindet sich bei den Ministerien, denen einzelnes zur Prüfung von dem Kaiser zugeschickt worden ist; es erschien dem Herausgeber nicht nöthig, auch dies Material mit heranzuziehen.

Ist nun Deutschland vor dem Richterstuhl Europas durch diese Sammlung verurtheilt, oder hat mindestens das deutsche Volk die Pflicht, alle diese Verfasser von Briefen an Napoleon des Mangels an Patriotismus zu bezichtigen?

Wir verneinen diese Frage in Bezug auf einen großen Theil derselben. Freilich, Bettelbriefe bleiben Bettelbriefe, mögen sie an den Kaiser Napoleon oder irgendeinen andern Monarchen gerichtet sein; wir glauben indeß mit Gewißheit annehmen zu können, daß einige dieser systematischen Bettelbriefsteller ähnliche Scripta auch an andere Monarchen gerichtet haben, und daß der Kaiser Napoleon in Bezug hierauf nicht einmal primus inter pares ist.

Was aber die Gelehrten, die nationalökonomischen, militärischen und sonstigen Schriftsteller betrifft, die dem Kaiser ihre Werke sendeten, so sind wir nicht der Ansicht, daß der Hintergedanke irgendwelcher Belohnung, wie Bordier in der Vorrede annimmt, vorzugsweise diese Autoren bestimmt hatte, mit dem gekrönten Schriftsteller in den Tuilerien in Beziehung zu treten, und was der französische Gesandte bei der Ueberreichung eines solchen Werks über den Zustand der österreichischen Landwirthschaft im Jahre 1868 ausdrücklich zuzufügen für nöthig hält: „L'auteur présente d'ailleurs ce volume à l'empereur sans aucune arrière-pensée de récompense" — das verlangt wol die Billigkeit auch bei sehr vielen andern Einsendungen anzunehmen.

Zweierlei darf man bei diesem Verkehr deutscher Gelehrten, Techniker und Militärs mit dem Kaiser der Franzosen nicht vergessen. Einmal galt er doch nicht blos der Persönlichkeit des Kaisers Napoleon als solcher; Napoleon war das Staatsoberhaupt Frankreichs; wer sich an Frankreich wenden wollte,

hatte keine andere Adresse als den Kaiser. Viele Autoren praktischer Werke, welche den Inhalt derselben für Frankreich gemeinnützig machen, viele Erfinder, welche ihre Erfindungen in diesem großen Staate verwerthen wollten, wandten sich deshalb an den Kaiser; das Interesse für die Propaganda ihrer Ideen und Erfindungen stand ihnen dabei in erster Linie.

Dann aber ist es eine Unbilligkeit, das jetzt herrschende Urtheil über den Kaiser zum Maßstab für die Beziehungen zu ihm zu machen, die in früherer Zeit angeknüpft wurden. Das Urtheil über Napoleon III. hat zu verschiedenen Zeiten sehr geschwankt; es gab eine Epoche nach dem Krimkriege und zur Zeit des italienischen Kriegs, wo er als Vorkämpfer des europäischen Liberalismus erschien und wo man auch in diesen Kreisen sehr geneigt war, ihm den 2. December zwar nicht zu verzeihen, doch bis zu einem gewissen Grade durch seine große europäische Politik als gesühnt zu betrachten. Immerhin war er selbst ein Schriftsteller, ein gelehrter Monarch, mit dem die Gelehrtenrepublik, wenn auch mit den nöthigen Bücklingen, zu verkehren ein Recht hatte. Und wenn die Deutschen dies mehr gethan als andere Nationen, so darf man dabei nicht vergessen, daß die deutsche Gelehrsamkeit von jeher einen starken kosmopolitischen Zug hatte, und daß mit dieser Schwäche, wenn es eine solche ist, auch viele ihrer größten Vorzüge eng zusammenhängen. In Bezug auf das römische Alterthum spricht Theodor Mommsen diesen Gedanken in einem Brief an den Kaiser aus (Juni 1866): „Wenn die Wissenschaften und die Literatur im allgemeinen einen internationalen Charakter haben, wenn der ganze Fortschritt des Menschengeschlechts in der Entwickelung dieser schönen Internationalität zu suchen ist, welche die Nationen nicht gleichmacht, aber ihnen lehrt, sich zu verstehen, das heißt sich zu achten und zu lieben, so trägt alles, was sich auf das römische Volk, die gemeinsame Quelle unserer gegenwärtigen Civilisation, bezieht, diesen internationalen Charakter ganz vorzugsweise an sich." Dem deutschen Historiker, welcher so energisch gegen die Behauptung protestirt hatte, daß er irgendeine Subvention von Kaiser Napoleon genossen habe, widmet Henri Bordier eine längere Note, in welcher er zwar auch der Wahrheit die Ehre geben muß, aber dieselbe durch die folgenden Einschränkungen abzuschwächen sucht: „Er empfing keine Pension und hat keine Entschädigung erhalten; nur sandte ihm der Kassirer des Kaisers von Zeit zu Zeit Geldsummen zu (ungefähr 3000 Francs, für die Ausgabe der Borghesi zum Beispiel), die er unter seine Freunde, Zöglinge oder berliner Secretäre vertheilte, welche unter seiner Leitung und für seinen Ruhm arbeiteten. Nichts ist legitimer und ehrenhafter, als an einem wissenschaftlichen Werk sich zu betheiligen und daraus den entsprechenden Vortheil zu ziehen; auch darin liegt gewiß nichts übertrieben Uncorrectes, von dem Kaiser, nachdem man darum nachgesucht, 500 Francs für irgendeinen Deutschen, Namens Weller oder wie er heißen mag, zu erhalten; aber ist es nicht gehässig, nachdem man in solchen Beziehungen der Courtoisie und Solidarität mit französischen Gelehrten gestanden, nachdem man sich bei ihnen um die Ehre beworben hat, sich mit dem Souverän des Landes vertraulich zu unterhalten, nachdem man an seiner Tafel gespeist, seine Gunstbezeigungen genossen hat, das Wort gegen diejenigen zu ergreifen, denen man vorher die Hand geschüttelt, an deren Herd man sich niedergelassen hatte? Und in welcher Weise!" Bordier macht Mommsen namentlich die Aeußerung zum Vorwurf: „Der Salon der Tuilerien sei wie ein Salon der Demi-Monde." Wir haben bereits erklärt, daß die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Interessen in unsern Augen den Verkehr deutscher Gelehrten mit dem Souverän der Tuilerien vollkommen rechtfertige, und daß auch das Mäcenenthum eines auswärtigen Monarchen für wissenschaftliche Unternehmungen keineswegs beschämend sei, ohne daß wir damit dem König von Hannover recht geben wollen, welcher zu sagen pflegte: „Tänzerinnen, Professoren und H. haben kein Vaterland." Doch da die literarischen Freunde Mommsen's mehrfach Ritschl wegen seiner Beziehungen zu dem Kaiser Napoleon angriffen, die doch ein sehr legitimer Geschäftsverkehr waren, da Ritschl mit der Oberleitung der Uebersetzung des „Lebens von Julius Cäsar" ins Deutsche betraut war, so dürften diese Mittheilungen Bordier's, falls sie der Wahrheit entsprächen, wol wesentlich dazu beitragen, den Eifer dieser chauvinistischen Heißsporne zu ermäßigen.

Was die zahlreichen Einsendungen deutscher Werke betrifft, so glauben wir, daß die Leibniz'sche Philosophie in den Tuilerien weniger eine Stätte gefunden hat, als die militärischen, forst- und landwirthschaftlichen Schriften, die dem Kaiser zugeschickt wurden. Die deutsche Gutmüthigkeit zeigt sich in den zahlreichen Glückwünschen bei der Verheirathung des Kaisers, bei der Geburt seines Sohnes, bei der es auch an Gelegenheitsgedichten nicht fehlte; besonders aber in den unerschöpflichen medicinischen Rathschlägen, denn in jedem Deutschen steckt ein kleiner Paracelsus. Bald heißt es, der Kaiser leidet an den Nieren oder am Herzen oder an irgendeinem andern Uebel, und für alle diese Krankheiten laufen gute Rathschläge von Medicinern, Pfarrern, ja selbst von höhern preußischen Beamten ein. Arthur Lutze wollte bei dem Machthaber Frankreichs für die Homöopathie wirken, konnte aber keine Audienz erlangen.

Kunst und schöne Literatur sind im Audienzsaal der Tuilerien wenig vertreten, abgesehen von etwas obscuren Gedichten und Compositionen, die dorthin eingeschickt werden. Am eifrigsten bewirbt sich Braun von Braunthal um die Gunst des Kaisers durch eine Menge von Briefen und Empfehlungen, einmal durch die Vermittelung Friedrich Hebbel's, „eines der größten Dichter unserer Zeit". Selbst eine ästhetische Schrift schickt er ihm ein und erwähnt, daß der „große Kritiker" Menzel gesagt habe, seine Definition des Schönen sei die bemerkenswertheste, die seit Aristoteles gegeben worden. Friedrich Hackländer sucht um den Orden der Ehrenlegion nach. Ein besonderes Schicksal hat Frau Mühlbach in Berlin in dieser Publication; sie figurirt unter drei verschiedenen Nummern. Einmal (1084) als von Mühlbach aus Berlin mit ihrem Buch über die Königin Hortense; dann (1122) als Claire Mundt aus Berlin, sie sucht um die Erlaubniß nach, ihre Werke einzuschicken; dann (1123) als Mundt von Mühlbach in Berlin, übersendet dem Kaiser ein Leben der Kaiserin Josephine. Auch den Manheimer „Grobe", der dem Kaiser sein Werk über den Orient anbietet und 600 Francs Unterstützung haben will, halten wir für einen Druckfehler.

Noch erwähnen wir im Interesse der deutschen Statistik, daß sich unter den Bittstellern 19 Mayer und Meyer, 33 Müller, 23 Schmid und Schmidt, aber nur 7 Schulz und Schulze befinden.

Bibliographie.

Askenasy, E., Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 12ter Bd.: Erzählungen und Schwänke. Herausgegeben von H. Lambel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. 3te, umgearbeitete Aufl. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. 1ster Bd.: König Rother. Herausgegeben von H. Rückert. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Deutscher Economist. Wöchentliche Zeitschrift für Handel, Gewerbe, Landwirthschaft und allgemeine volkswirthschaftliche Interessen. Red.: A. Schulz. 1ster Bd. 1872. 52 Nrn. Berlin, Grosser. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Graf Egmont und das schöne Märchen von Brüssel oder die Schrecken der Inquisition. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der tyrannischen Herrschaft König Philipps II. von Spanien. Von dem Verfasser der Romane: „der Mann mit der eisernen Maske — die schöne Kartenschlägerin" ꝛc. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Elfriede von Koburg, Gedichte. Einleitung von Heinr. Merkens. Würzburg, Stuber. 16. 1 Thlr.

Frommann, H., Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 16 Ngr.

Herbst, W., Johann Heinrich Voss. 1ster Bd. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Ilau. Eine Skizze aus dem galizischen Volksleben. Thorn 1871. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Michelis, F., Der häretische Charakter der Infallibilitätslehre. Eine katholische Antwort auf die römische Exkommunication. Hannover, Meyer. Gr. 8. 12 Ngr.

Schubert, L. F., Die Poesie im neuen Deutschland. Studie. Leipzig, Knobloch. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 25. April 1872.

Eine dramaturgische Studie.

Das norddeutsche Theater. Von Heinrich Laube. Leipzig, Weber. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Zahl der Schriften über das deutsche Theater ist im ganzen nicht groß; nur wenige Bühnenleiter haben ihre Erfahrungen der Druckerpresse anvertraut und wenige Schauspieler ihre Memoiren herausgegeben. Das Theater ist ein Lieblingsthema der Tagespresse und ihrer Feuilletons, aber wie es selbst meistens nur ephemere Kunstgenüsse bietet, so ist auch der Eifer gering, seine Bedeutung in literarischen Productionen zu fixiren. An und für sich darf daher jede Schrift über das neuere deutsche Theater, wenn sie von competenter Feder verfaßt ist, Anspruch erheben auf die Theilnahme des Publikums.

Heinrich Laube hat die Feuilletonartikel, die er in der „Neuen Freien Presse“ über das norddeutsche Theater verfaßt hat, jetzt in einem Buche zusammengestellt, ohne indeß, trotz der zahlreichen thatsächlichen Unrichtigkeiten, die ihm nachgewiesen worden sind, irgendwelche Verbesserungen damit vorzunehmen. Wer in diesem Werke eine Charakteristik des norddeutschen Theaters, der jetzigen Bühnenleitungen von Berlin, Dresden, Hannover, Schwerin oder der Stadttheater, wie in Breslau, Königsberg u. a., eine Darlegung der von diesen verschiedenen Bühnen eingeschlagenen Richtungen, ihrer Repertoires und Hauptdarsteller suchen wollte, würde sich sehr enttäuscht fühlen: die eine Hälfte des Werks besteht aus theaterhistorischen Aperçus, die andere aus einer Darstellung von Laube's leipziger Theaterführung. Ja, jene theaterhistorischen Aperçus und die höchst flüchtigen Bemerkungen über die großen norddeutschen Bühnen haben keinen andern Zweck, als die unerlaßlichen Schatten herzugeben für die von bengalischen Flammen beleuchtete Apotheose der Laube'schen leipziger Direction, welche allerdings des Magnesialichts in hohem Maße bedürftig ist.

Niemand zweifelt daran, daß Heinrich Laube ein tüchtiger und eifriger Theaterleiter ist. Das Theater ist seine Passion; er lebt nur in ihm. Auch hat er stets das richtige Princip der Leitung verfolgt und nicht vom Bureau, sondern von der Bühne aus das Theater dirigirt. Unermüdlich auf den Proben thätig, hat er sich selbst in die Dichtwerke hineingearbeitet und in den Darstellern das Verständniß ihrer Aufgaben lebendig zu machen gewußt. Die Phantasie eines Regisseurs, die theatralische Anschauung, besitzt er in hohem Maße. Doch diesen Vorzügen gesellen sich Schattenseiten, welche sie wesentlich beeinträchtigen, und welche seine leipziger Directionsführung für ihn und für andere so unerquicklich machten. Ihm fehlt der Sinn für das dichterisch Schöne, welches doch den Lebenshauch aller unvergänglichen Kunstschöpfungen bildet, ein Mangel, der schon aus seinen eigenen Dramen zur Genüge hervorgeht. So wenig dies selbständig, etwa in hohler Declamation, von dem dramatischen Charakter und der dramatischen Handlung losgelöst werden darf, ebenso wenig darf sein Zauber absichtlich gelähmt, der dichterische Schwung herabgedrückt und abgestumpft werden. Was würde aus Shakspeare's „Romeo und Julie“, aus den meisten Schiller'schen Dramen, wenn man die Stellen begeisterten Aufschwungs und lyrischen Zaubers, die sie enthalten, mit jener Trockenheit und Nüchternheit sprechen wollte, wie sie Laube bisweilen seinen Darstellern mit hohler Grabesstimme vortrug? Dem Dramaturgen fehlte der poetische Resonanzboden — und das war eine bedenkliche Einseitigkeit; er rupfte der Poesie alle hochtragenden Schwingen aus, um sie für die theatralische Alltagsküche zurechtzumachen. Die Abneigung gegen die Schauspieler, welche noch etwas Poesie im Leibe hatten, rief von selbst die Parteilichkeit in der Besetzung der Rollen hervor, und diese wurde gegenüber der oft deutlich genug erklärten abweichenden Meinung des Publikums und der Kritik mit einer Beharrlichkeit durchgeführt, welche zuletzt selbst aller dramaturgischen Einsicht ins Gesicht schlug, und zugleich mit einer Reclame, die

sich nicht auf das enthusiastische Lob der Musterbühne beschränkte, sondern zu systematischen und gehässigen Angriffen gegen die unabhängige Kritik überging, die Katastrophen des Laube'schen Theaterregiments heraufbeschwor.

Ehe uns indeß der Autor zu diesem Kern seines Werks, zu der oratio pro domo führt, welche die inspirirende Muse desselben war, müssen wir ihn auf einer Rundreise zu den norddeutschen Bühnen begleiten, bei welcher er von Station zu Station eilt, da die Darstellung der andern norddeutschen Bühnen ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist. Er sagt im Vorwort selbst:

Den Mittelpunkt für das norddeutsche Theater soll die leipziger Bühne bilden, welche ich anderthalb Jahre dirigirt habe. Sie ist nicht gerade ein Typus des norddeutschen Theaters; einen solchen gibt es überhaupt nicht, denn die Haupttheater in Norddeutschland, die von Berlin, von Hamburg und von Dresden, unterscheiden sich mannichfach voneinander. Aber was ihnen gemeinschaftlich ist, das findet sich auch in Leipzig. Es ist dies ein ruhigeres, besonneneres, etwas langsameres Wesen, Auffassen und Aufnehmen, als wir es in Süddeutschland finden. Im Norden wird ein stärkerer Accent auf den Inhalt gelegt, im Süden auf die Form; im Norden steht der Charakter in erster Linie, im Süden das Talent.

Laube beginnt seinen dramaturgischen Streifzug mit der Neuberin, Lessing, Schröder und dem hamburger Theater. Von Baison sagt er mit Recht:

Der recht interessante Schauspieler Baison machte noch den letzten Versuch, dem hamburger Stadttheater die einst hohe Bedeutung wiederzugewinnen. Es war umsonst; der Tod raffte ihn plötzlich hinweg, und die früher sorgsam verweigerte, jetzt doch bewilligte Errichtung eines Concurrenztheaters gab dem berühmten hamburger Stadttheater den Todesstoß.

Was Laube mit dieser „Errichtung eines Concurrenztheaters" eigentlich meint, ist uns unklar. Das Thaliatheater bestand doch schon lange Zeit; das Recht, Trauerspiele zu geben, wurde demselben aber keineswegs nach Baison's Tode bewilligt. Jedenfalls ist die flüchtige Skizze sehr uncorrect. Dem Thaliatheater rühmt Laube Ordnung und Sorgfalt der Leitung und das immer fleißig vorbereitete Zusammenspiel nach; doch meint er, daß dieses Zusammenspiel nur mechanisch eingeübt sei und des geistigen Fluidums entbehre.

Nach der ungenauen Skizze über das hamburger Theater geht Laube zum berliner Hoftheater über und skizzirt mit flüchtigen Umrissen die Leitung Iffland's und die des Grafen Brühl; er erwähnt dabei:

Bemerkenswerth ist es, daß die Schiller'schen Stücke im damaligen literarischen Berlin eine überaus strenge, ja abfällige Kritik erdulden mußten. Belletristische Zeitschriften waren in jener Zeit die entscheidenden Tribunale, und eine solche, „Der Freimüthige" in Berlin, ging mit dem armen Schiller und seinen „Excentricitäten" wie mit Geschmacklosigkeiten wegwerfend ins Gericht. Das Publikum war glücklicherweise anderer Meinung.

Wir haben schon oft den Wunsch ausgesprochen, einer unserer Literaturforscher möchte sich einmal die Mühe geben und die mit so vielen überflüssigen Schriften überladene Schiller-Literatur mit einem wahrhaft interessanten Werke bereichern, mit einer Sammlung der ersten Kritiken über die Schiller'schen Stücke nach ihren Aufführungen und ihrem Erscheinen im Buchhandel. Diese Sammlung würde, wie auch Laube's Andeutung beweist, jener kritischen Makulatur eine fröhliche Auferstehung verschaffen, welche damals einen großen Dichter „abgethan zu haben glaubte", indem sie ihm seine Schwächen nachwies. Es ist lehrreich, Schiller im Spiegel seiner Zeitgenossen zu sehen; die Genesis des Dichterruhms hat etwas Geheimnißvolles. Von der einen Seite bekrittelt und vernichtet, von der andern todtgeschwiegen, blüht solcher Ruhm plötzlich wie eine Blume über Nacht oder nach langen Jahren wie die Victoria regia glänzend auf und gewinnt nationale Bedeutung.

Ueber Ludwig Devrient erzählt Laube wenig Neues; auch die Charakteristik des Wolff'schen Ehepaars bringt nur Bekanntes. Wolff wird als Hauptvertreter der kühlen rhetorischen Richtung charakterisirt, als ein gebildeter Mann, der den wohlthuenden Eindruck geistiger Begabung auf den Zuschauer machte.

Auch mit der Biographie der Frau Stich-Crelinger ist wol in den allgemeinen Umrissen, in denen Laube sie hält, jeder Leser vertraut. Er sagt von ihr: „Sie war am stärksten, wenn sie in mäßiger Regung schön sprechen konnte, sie gehörte ganz zur rhetorischen Richtung, und der Schritt zu irgendeiner strengern Charakterisirung wurde ihr sehr schwer."

Ueber Seydelmann fällt Laube das im ganzen zutreffende Urtheil:

Seydelmann war ein vortrefflicher Sprecher für ein vom Geiste getränktes Wort, für eine gedankenvolle Rede. Er verlor aber all seine Kraft, wenn die Rede declamatorisch verschwommen wurde und wenn romantischer Aufschwung eintreten sollte. Er war ein ganz moderner Realist, und zwar in einem mäßigen Kreise. Geistige Kraft mußte die Hauptsache bleiben für seine Gestalten, für seine Scenen. Seine sorgfältig gesammelten Darstellungsmittel reichten bis zu einer zusammengesetzten Figur wie Cromwell, dessen Leidenschaftlichkeit eng mit dem Verstande zusammenhing, wol auch wie Jago, welcher seine Bosheit verständig zu raffiniren sucht. Darüber hinaus in der Tragödie reichte er nicht, weil ihm Organ und Naturell die Ausdehnung in Wärme und Glut versagt hatte. Im Schau- und Lustspiele war er überall von großem Werth, wo ein vornehmer Mann darzustellen, eine künstliche, etwas enge Charakteristik auszuarbeiten war und der Humor nicht über sarkastische und satirische Regungen hinauszureichen brauchte. Innerhalb dieser Grenzen war er vortrefflich, über dieselben hinausgetrieben war er mittelmäßig. Daraus erklärt sich's, daß fast alle Schauspieler der Meinung sind, er sei überschätzt worden. Sie fragen zuerst und zuletzt nach der unmittelbaren schauspielerischen Begabung, nach dem unmittelbaren Talente, und würdigen die geistigen Hülfsmittel gern zu gering.

Der Künstler erscheint ihm als der Vertreter des „unmittelbar treffenden Worts", dessen Wirkung durch die romantische wie durch die declamirende Schule der jungen Welt fast unbekannt geworden war. „Es wurde gleichsam in Bogen geschossen und der Gedanke kam immer nur auf schönem Umwege zum Zuhörer. Zum ersten mal kam er aus dem Munde Seydelmann's geradeaus und traf viel schärfer."

Dem berliner Intendanten Küstner ertheilt Laube das Lob eines erfahrenen Praktikers, der durch neue Engagements und fleißiges Einstudiren wieder Leben in die abgestandenen Gewässer brachte und das Hoftheater regsamer und praktischer führte als die vorhergehenden Intendanten. Hrn. von Hülsen widmet Laube nur wenige Zeilen, die einer Grabschrift sehr ähnlich sehen: „Das Schau-

spiel gilt für verfallen.“ Wir meinen, daß über eine zwanzigjährige Theaterleitung an einer ersten Bühne doch eingehender gesprochen werden mußte, wenn Laube seiner einjährigen Theaterleitung in Leipzig einen halben Band widmet.

Nun sattelt der Autor seinen Hippogryphen zum Ritt ins classische Land und bespricht die Goethe-Schiller'sche Theaterführung in Weimar. Er macht dabei ein etwas süßsaueres Gesicht; denn diese Richtung der dramatischen Kunst ist ihm im Grunde höchst antipathisch, und doch handelt es sich hier um Deutschlands größte Dichter, die doch ungefähr wußten, wie sie ihre Verse gesprochen wünschten. Jedenfalls würde sich Schiller bei einer Laube'schen Recitation seiner Jamben im Grabe umgedreht haben, und Goethe auf seinem olympischen Sessel unruhig hin- und hergerückt sein. Wir scheinen zwar damit dem Tadel Laube's recht zu geben, wenn er weiterhin sagt:

> Bei der Theaterkritik sind natürlich die weimarischen Stichworte die gesuchtesten, denn sie haben, auch wenn sie misverstanden zur Anwendung kommen, die Weihe großer Namen für sich. Und so war denn das Aeußerliche der weimarischen Schule, und nur das Aeußerliche, auch für Rudolf Gottschall der traditionelle Apparat, von welchem er lebte für seine „Tageblatt“-Kritiken. Die charakteristische Darstellung von Menschen und der wahrhafte Ausdruck von Empfindungen wurde zur prosaischen Nebensache gestempelt, und die Schauspieler, welche in dieser Richtung streben, wurden als niedrige Realisten herabgesetzt. Die Trum-Trumschläger aber mit aufgebauschter, innerlich hohler Declamation wurden gepriesen als poetische Träger der Kunst.

Doch den Vorwurf, in der Kunst, der darstellenden wie der dichtenden, einen blassen und hohlen Idealismus zu vertreten, dürfen wir mit Hinweis auf die eingehenden ästhetischen Auseinandersetzungen in unserer „Poetik“ und „Nationalliteratur“ mit Entschiedenheit zurückweisen. Soweit in Weimar ein conventioneller Stil herrschte, der auf das Scandiren, auf das Hervorheben des poetisch Formalen einen besondern Nachdruck legte oder sonst an äußerlichen Bühnenrücksichten, der Vermeidung gewisser Stellungen u. s. w. festhielt, erklären auch wir die weimarische Schule für „veraltet“ und geben der lebensfrischern Darstellungsweise der modernen Schauspielkunst den Vorzug. Noch energischer aber protestiren wir gegen einen Realismus, der die Poesie im Drama als etwas Unbequemes todtzuschlagen sucht und gleichsam das dichterische Auge der dramatischen Schöpfungen blendet. Einige der Laube'schen Künstler machten in der That, wenn sie Verse sprachen, den Eindruck wie ein ins Wasser gefallener Pudel, der dies unbehagliche Element von sich abzuschütteln sucht. Es war dies dasselbe Unbehagen, welches ihr dramaturgischer Lehrmeister empfand, wenn die lyrischen Partien, die in Shakspeare's und Schiller's Dramen eine so breite Stelle einnehmen, ihm sein dramaturgisches Concept verrückten, oder welches umgekehrt das Publikum empfand, wenn der Genuß der unscandirbaren hölzernen Jamben Laube's ihm von der Bühne herab zugemuthet wurde. Solange Sophokles und Calderon, Shakspeare und Schiller für große Dramatiker gelten, solange wird wol der Satz feststehen, daß auch ein Dramatiker zuerst ein Dichter sein muß und nicht ein routinirter Schriftsteller, der sein Metier versteht. Geistige Größe und Bedeutung, nicht handwerksmäßige Geschicklichkeit, machen den großen Dramatiker. Eine dramatische Darstellung, welche allen dichterischen Geist verleugnet, welche das Auge des Dichters, das in schönem Wahnsinn rollt, gleichsam mit rohen Händen zuhält, welche keine Funken hat von jener zündenden Begeisterung, in der die nachhaltige Wirkung aller großen Kunst zu suchen ist, erscheint uns als eine todtgeborene, mag sie noch so sehr durch äußerliche Routine galvanisirt werden. Ein innerlich hohler Idealismus ist eine künstlerische Aftergeburt, aber ein innerlich hohler Realismus ist es nicht weniger.

Seine Polemik gegen die Schiller-Goethe'sche Direction in Weimar macht sich Laube übrigens bequem, indem er große Abschnitte aus einer Broschüre abdruckt, welche damals heftige Angriffe gegen die Goethe'sche Richtung und die weimarische Schule schleuderte. Diese Angriffe sind durchaus pasquillartig, und wenn sie auch einzelne Schattenseiten der weimarischen Schule treffen, so schießen sie doch auch wieder weit über das Ziel hinaus. Seinen Abschnitt über die weimarische Schule schließt Laube mit dem zusammenfassenden Urtheil:

> Ja, die hohle Declamation, die steifen, gezierten Manieren, der kalte Formalismus sind durch die weimarische Schule geradezu geweiht worden und haben auf dem deutschen Theater, absonderlich auf dem norddeutschen, Leben und Wahrheit des Dramas niedergehalten. An Berlin kann man das nur zu deutlich nachweisen, wo trotz des Gegengewichts von Ludwig Devrient mit der Stich-Crelinger die kalte Manier dauernd an die Reihe kam. An Dresden werden wir es nur zu sichtlich erkennen, wo es in leiserer und oft graziöser Art bis auf unsere Zeit ein beliebtes Scheinleben gefristet. Aber trotz alledem und alledem hat die Einwirkung der großen Dichter dem deutschen Theater einen höhern Geist eingehaucht, den Sinn geweckt für den Adel und die Macht unserer Sprache, und den für jede Kunst unerlaßlichen Grundsatz eingebürgert: daß der Stoff, welchen ein Kunstwerk bietet, beherrscht erscheinen muß.

Abgesehen von der letzten, uns etwas unverständlichen Wendung, die doch nicht viel mehr sein kann als eine Trivialität, zu deren Beweis weder Schiller noch Goethe auf die Welt zu kommen brauchten, enthält dies Urtheil viel Wahres, und es bleibt nur zu bedauern, daß man bei Laube's Directionsführungen nie die hier und kurz vorher gerühmte „Weihe poetischer Größe“ und den „Sinn für den Adel und die Macht unserer Sprache“ gemerkt hat.

Einige flüchtige Streiflichter wirft Laube dann auf die Stadttheater zu Frankfurt, Breslau und Manheim, gibt eine kurze Charakteristik von Eßlair, welcher ihm „mit seiner großen Gestalt, seinem markigen Organ, seiner würdigen und nachdrücklichen Repräsentation als Ideal eines Heldenvaters erschien“. Eßlair sowie Sophie Schröder waren beide declamatorisch, doch konnten sie durchaus nicht der weimarischen Schule zugezählt werden. Das Wort und der Vers waren ihnen nicht Selbstzweck; ihr Vortrag zielte immer auf den dramatischen Sinn. Der Sophie Schröder ertheilt Laube übrigens das nichtssagende Lob: „Sie war eben nicht stark in der Charakteristik, doch sie beabsichtigte Charakteristik.“

Was Laube über die Dramaturgie Tieck's am dresdener Hoftheater sagt, gehört zu den besten Partien seines Werks. Hier gleitet er nicht oberflächlich über sein Thema weg, sondern er sucht die Eigenart dieser dramaturgischen Wirksamkeit in ihren Vorzügen und Schwächen nachzu-

weisen. Im Grunde war dies Wirken kein erfolgreiches und hat nur eine Saat von Paradoxien ausgestreut, welche damals keinen rechten Boden fand, später aber in den verschiedensten Gestalten der Shakspearomanie nur allzu reichlich aufging. Laube meint zwar, daß Tieck dem deutschen Theater wesentlich genützt habe; niemand könne leugnen, daß er ein feiner erfahrener Geist war, und so seien seine Ansichten über Theater und Schauspielkunst für aufmerksame Dramatiker, Dramaturgen und Schauspieler wichtig; auch sei er früh und mit guten Gründen der weimarischen Einseitigkeit entgegengetreten und habe für unsere Theaterstücke und unsere Schauspielkunst eine breitere Grundlage gesucht und erstrebt als die weimarische Schule. Doch nach unserer Ansicht ist der Tieck'sche Einfluß unserer Bühne ebenso schädlich gewesen. Sein Standpunkt läßt sich als phantastischer Realismus bezeichnen, der dem weimarischen Idealismus gegenüber durchaus nicht im Rechte war und dessen Einseitigkeit nur durch eine andere ersetzte. Der stille Groll gegen die Erfolge der Schiller'schen Stücke und die Polemik gegen dieselben war zugleich eine Polemik gegen die berechtigte Entwickelung unsers nationalen Dramas, und das Zurückgreifen auf die altbritische und altspanische Dramatik doch nur ein literarhistorischer Dilettantismus, den Anforderungen des modernen Theaters gegenüber. Das ist alles seit jener Zeit so ins Kraut geschossen, daß die einheimische Production neuerdings von diesen dramaturgischen und theatralischen Studien ganz überwuchert wird. Ein Paradoxon läßt man sich als die Schrulle eines einzelnen gefallen; wenn es aber in ein System gebracht wird und ganze literarische Gruppen beherrscht, so kann man es nur als Manie bezeichnen. Laube führt die Uebertreibungen Tieck's in Bezug auf Shakspeare darauf zurück, daß er die Wirkung der Bühne nicht genau kannte; er verlangte kurzweg, es dürfe kein Wort gestrichen werden in Shakspeare. Dabei schrieb er selbst für die Bühne unmögliche Märchenspiele, konnte bei allem guten Vorlesen dem Schauspieler nicht sagen, wie er eine Rolle sprechen solle, und wenn er auf dem Theater saß und ein Stück in Scene setzen sollte, wußte er sich keinen Rath. Tieck war, wie Laube meint, nur ein dramaturgischer Rathgeber, nicht ein wirklicher Dramaturg:

Zwei Seelen lebten, ach! in seiner Brust: die phantastisch-romantische, der bekannte Paradiesvogel ohne Füße, der also immer fliegen mußte und sich absolut nicht niederlassen konnte, welches letztere denn doch für eine feste Theaterführung unerlaßlich ist — und die gute dramatische Einsicht, welche er sich durch Studium und Vorlesen erworben hatte. Diese beiden Seelen gediehen nie zu einer organischen Einigung in seinem Wesen. Zeuge dessen, daß er nie selbst ein Theaterstück schreiben gekonnt. Sein Leben lang mit poetischen Möglichkeiten dilettirend, verlor er die männliche Kraft, eine typische Composition auszubilden, eine gegliederte Handlung — sei's in der Schrift, sei's im Leben — durchzuführen. So mußte es kommen wie es kam, daß er nur eigensinnig erschien, nicht aber energisch, daß er mit Vorliebe paradoxe Behauptungen aussprach über Stücke und Rollen, welche ihn bei den Schauspielern und durch sie beim Publikum discreditirten. Zum Beispiel, daß im „Hamlet" der König die beste Rolle sei. Das wurde ein Stichwort für das Theaterpersonal, welches immer nach Verspottungsmitteln sucht, um sich zu rächen. Es sucht sich an festen Autoritäten dafür zu rächen, daß die Autorität des Schauspielers an jedem Abende gefährdet ist. Ein ähnliches Stichwort wie der „vortreffliche" König in „Hamlet" wurde Tieck's Ausspruch, daß die spanische Komödie „Dame Kobold" ein musterhaftes Lustspiel sei. Das sonst so friedliche dresdener Publikum war bereits so verhetzt, daß es „Dame Kobold" nicht still durchfallen ließ, sondern gegen alles Herkommen auspochte. Kurz, da ihm Macht und Erfolg fehlte, so wurde er als unpraktischer Theoretiker am Ende ganz zur Trophäe des Triumphs gemacht für die praktische Mittelmäßigkeit, als sollte grell der Gegensatz aufgestellt werden für Weimar, wo die viel einseitigere Theorie Goethe's triumphirte, weil sie in Goethe's männlichen Händen Macht entwickelte und durch Schiller's Unterstützung Erfolge gewann. Schon im Jahre 1830 zog sich Tieck zurück vom dresdener Hoftheater, wenn er ihm auch nominell noch länger als Dramaturg angehörte. Alles zusammengefaßt ist wol zu sagen, daß der Mangel seiner dramaturgischen Macht in dem einen Punkte verborgen lag: er unterschätzte die fürs Theater nothwendige geschlossene Form des Dramas. Dafür hatte er nicht nur kein Talent, er hatte für dieselbe geradezu kein Auge. Lose, lose, noch so lose mochte es einhergehen im Drama, das störte ihn gar nicht. Mit naiver Unbefangenheit erklärte er die sogenannten „Historien" von Shakspeare, welche ohne dramatische Steigerung und Schließung trotz ihres reichen Inhalts zerflattern, für die besten Stücke, und wie eine Kleinigkeit stellte er die Forderung auf: wir sollten zur äußern Form des altenglischen Theaters zurückkehren. Da brauchten wir keine Verwandlungen mehr für den immerwährenden Ortswechsel, denn da bedeute dieses Zeichen Wald und jenes Zeichen Zimmer; die störende Tiefe unsers Theaters verschwände, es würde breiter und nur einige Schritte tief. Dieser Vorschlag war so lebendig in ihm, daß er die Shakspeare'schen Stücke auch bei uns auf solchem schmalen Podium gespielt sah und die Klagen über unaufhörliche Verwandlung lächerlich fand. Es war stets ein träumerisches Etwas in ihm thätig, und dieses sprach überall in seine Theaterforderungen hinein. „Fixe Ideen" nannten dies die Schauspieler. Ebenso „fix" war ihm der Begriff oder doch das Wort „Ironie", für welche er in jedem Theaterstück eine Gewähr forderte. Diese Forderung gehörte in die romantische Aesthetik und war speciell von Solger gelehrt worden. Sie ruht auf einem feinen poetischen Grunde: die Ueberlegenheit des Dichters über die Verwirrungen seiner Welt, der Welt überhaupt soll sichtbar werden. Aber sowie er dies von jedem Theaterstück forderte, so wurde es eine Manierirtheit, welche man leichten Kaufs verspottete.

Daß Laube den Vorzügen Emil Devrient's nicht ganz gerecht werden kann, liegt in seiner Richtung; doch bietet die Charakteristik, die er von diesem Darsteller gibt, auch einige interessante Züge:

Eine schlanke Figur, ein sprechendes, großes Auge und ein vornehm discreter Redeton, welcher freilich immer einen nasalen und gutturalen Beigeschmack, aber durch eine saubere Beherrschung einen gewissen Reiz hatte. Besonders für die Frauenwelt. Der Schauspieler für die Frauen ist er denn auch immer geblieben, und wer das Theaterpublikum genau kennt, der weiß auch, daß der Geschmack der Frauen für Stücke und Künstler von großem Einflusse und von erstaunlicher Treue ist. Vierzig Jahre lang habe ich ihn von Zeit zu Zeit wiedergesehen und seiner virtuosen Ausbildung vollständig folgen können. Die formelle Schönheit ist durchweg sein Zielpunkt gewesen. Insofern hat er immer seinem ganzen Wesen nach der weimarischen Richtung angehört. Die Erscheinung und der Klang des Wortes waren der Mittelpunkt seiner Schauspielkunst, und erst als er die Gastspiellaufbahn in ausgedehnter Weise erwählte, hat er in seine Darstellungskunst eine Anzahl belebender Hülfsmittel aufgenommen, welche Charakteristik anstreben, wenigstens äußerliche Charakteristik. Das ist nie tiefer gegangen, und der Uebergang in älteres Fach, welchen er einmal ernstlich in Dresden anfing, ist darum in seinen Anfängen verblieben und versiegt. Es vertrug sich solche Wandlung nicht mit einem Ideale, welches nur in schöner Erscheinung und schönem Wortklange beruhte. Ganz wie eine Zeit lang Goethe, pflegte er noch im Alter

einem Schüler zu sagen, daß die körperliche Stellung und Bewegung die Hauptsache wäre für den Schauspieler. Welch eine Begabung hat dazu gehört, mit so beschränktem Formalismus bis in unsere Tage herein, welche viel breitere und mannichfaltigere Ansprüche an den Schauspieler machen, eine erste Stellung und Anziehungskraft auf unserer Bühne zu behaupten! Und die hat er behauptet, wenigstens in Norddeutschland. In Süddeutschland, speciell in Wien, hat er nie volle Wirkung erreicht. Man fand ihn zu kalt, zu gemacht. In Norddeutschland hat aber die weimarische Richtung viel mehr Anhang und Dauer gefunden als in Süddeutschland; dort hat die graziöse äußere Form und die correcte zierliche Betonung es nicht vermissen lassen, daß wahrhaftiges inneres Leben und volle Hingebung an die Leidenschaften des Herzens schwach oder gar nicht zum Vorschein kommen.

Laube gibt dem Devrient'schen Einfluß schuld, daß am dresdener Theater dreißig Jahre lang der gedämpfte, sogenannte anständige Ton und das virtuose Alleinspiel im Ensemble geherrscht habe. „Eine feine Langeweile ist die unausbleibliche Folge davon; das Trauerspiel wird kalt, und das Lustspiel wird trocken." Der Eintritt Dawison's habe wol einige Störung in diese sanfte Harmonie gebracht; doch ein so „greller Charakterspieler" habe Devrient's Einfluß kaum beseitigen können, „eben weil er grell war und nicht gediegen". Die keineswegs motivirte absprechende Charakteristik des dresdener Hoftheaters, es sei nach dem Ausscheiden Devrient's und Dawison's wie ein Luftballon zusammengefallen, „dem das Gas entweicht, und ohne irgendeine dramaturgische Leitung den mittelmäßigen Gang mit den Mittelmäßigen gegangen", soll wol vor allem den Entschluß Laube's motiviren, diesem sächsischen Hoftheater ein sächsisches Stadttheater an die Seite zu setzen, welches dasselbe in den Schatten zu stellen vermöchte.

Nach einem kurzen Rückblick auf Karl Immermann's düsseldorfer Theaterleitung geht Laube endlich zu seinem eigentlichen Thema, der Schilderung seiner durch so merkwürdige Unfälle charakterisirten leipziger Directionsführung über. Alles Vorausgehende war doch mehr oder weniger Fragment oder Skizze; einzelnes, wie die Charakteristik Tieck's oder Emil Devrient's, kleine geschlossene Abhandlung; die zusammenhängende „Geschichtsklitterung" beginnt mit der Schilderung der leipziger Direction. Diese Schilderung besteht theils aus der Charakteristik der dramatischen Novitäten, einem kritischen Theil, der zu den Lichtseiten der Schrift gehört, theils aus der Schilderung der Hauptaufführungen, des leipziger Publikums, der Kritik und der Vorgänge, welche den vorzeitigen Abschluß der Direction Laube'schen herbeiführten. Hier tritt nun die Einseitigkeit und Parteilichkeit des Autors in das grellste Licht, mag er in der That in Bezug auf viele Punkte in Selbsttäuschung befangen sein oder sich absichtlich gegen den wahren Zusammenhang der Dinge verblenden.

Daß er aus jeder Aufführung eines classischen Stücks, mag dasselbe vorher noch so oft an der leipziger Bühne gegeben worden sein, eine wichtige und entscheidende That macht, wie z. B. aus der im ganzen mittelmäßigen Tell-Aufführung, das spricht schon für eine übermäßige Schätzung der eigenen Leistung. Keinesfalls erregte das alles in Leipzig „Sensation" — und wo würde eine Aufführung des Schiller'schen „Tell" heutigentags Sensation erregen, es müßte denn eine mit den besten Darstellern der Gegenwart besetzte Mustervorstellung sein. Laube beurtheilte das Publikum nach dem geringen Procentsatz desselben, der sich gelegentlich in seinem Salon versammelte und sich beeiferte, ihm Angenehmes zu sagen, wie überhaupt der Director, der Vortragsmeister und das journalistische Preßbureau sich gegenseitig in Bewunderung des Geleisteten erhitzten — gewiß ein Zeichen, wie ernst es der Director mit seiner Sache nahm. Gleichwol ist es bedauerlich, daß Laube infolge dessen durch eine etwas trüb gefärbte Brille sah und seine authentische Darstellung dadurch eine sehr einseitige Färbung erhält.

Die Vorstellungen des „Demetrius", der „Makkabäer", des „Julius Cäsar" und des „Coriolanus", welche der Dramaturg mit reichlichem Selbstlob bedenkt, verdienten dieses Lob, ebenso wie viele französische Salonlustspiele. Auch die Kritik des Unterzeichneten im „Tageblatt" hat diesen Vorstellungen uneingeschränktes Lob gezollt, und das deutsche Publikum würde sehr erstaunt sein, wenn es diese Kritiken läse und damit die Stelle in Laube's Werk vergliche, daß das populäre „Tageblatt" seine oppositionelle Gesinnung bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten bethätigt habe. Man wird doch nach solchen Behauptungen nicht anders glauben können, als alle diese Vorstellungen seien von der Kritik auf das gewissenloseste zersetzt worden; ein Blick in die Recensionen des „Tageblatt" würde das Gegentheil beweisen.

Freilich ward die Kritik auch ebenso oft veranlaßt zu tadeln. Die Zahl der mislungenen Vorstellungen war nicht gering, und der Grund des Mislingens lag oft in dem Eigensinn der Direction, welche die besten Kräfte unbeschäftigt ließ, weil sie ihr nicht genehm waren, und mit Anfängern experimentirte. Hier war es Pflicht der Kritik, der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben und die systematisch unterdrückten Talente der Bühne in Schutz zu nehmen. Laube erzählt von Tieck, es wäre rührend gewesen anzuhören, daß er selbst von seinen Schwächen gesprochen habe, welche sein erfolgreiches Wirken als Dramaturg in Dresden gestört hätten. Er selbst vermeidet indeß sorglich, dem Beispiel Tieck's zu folgen und ein ähnliches Gefühl der Rührung bei seinen Lesern hervorzurufen. Sonst hätte er doch neben den gelungenen Aufführungen auch die weniger gelungenen und verfehlten erwähnen und von seinen Schwächen reden müssen, durch welche dieselben hervorgerufen wurden, von einer „Jungfrau von Orleans", einem „Faust", einem „Fiesco", einem „Carlos" und ähnlichen classischen Tragödien, welche hinter den frühern Aufführungen unter der Witte'schen Direction wesentlich zurückstanden. Hrn. von Witte ertheilt er sonst volles Lob:

Hr. von Witte hatte eine ganz genaue Kenntniß davon, was zu einem guten Schauspiele erforderlich sei; auch verstand er selbst eine sachgemäße Inscenesetzung. Sie mit einiger Regelmäßigkeit auszuführen, gestattete ihm, wie er sagte, sein Gesundheitszustand nicht. Sein Nervenleben werde peinlich überreizt, wenn er die allerdings aufregende Arbeit gründlicher Proben in die Hand nehme. Einen Dramaturgen oder Regisseur, der all seinen Forderungen entspreche, finde er aber nicht, und doch ertrage er es nicht länger, einem mittelmäßigen Schauspiele, welches seinen Directionsnamen führe, müßig zuzusehen. Mir schenkte er das Zutrauen, daß ich der Dramaturg sein könnte, welchen er wünschte,

und deshalb böte er mir die Direction an, weil ich doch wol eine abhängige Dramaturgenstelle in Leipzig nicht annehmen würde.

Wir haben unter Witte indeß in Leipzig Aufführungen von Tragödien gesehen, welche mit den besten Laube'schen Inscenirungen vollständig wetteifern konnten, z. B. die „Nibelungen", in denen Frl. Ziegler die Brunhild und Frl. Link die Chriemhild spielte. Frl. Ziegler war unter Witte die hervorragende Trägerin vieler Tragödien; unter Laube existirte sie nicht mehr für Leipzig; Frl. Link befand sich in der gleichen Lage, da sie, obwol engagirt, fast gar nicht beschäftigt wurde. Als später Frl. Ziegler, die der neuen Direction unerreichbar geblieben war, unter Laube gastirte, machte sie zwar volle Häuser, wurde aber zum Dank dafür von dem officiösen Preßbureau kritisch aufs äußerste mishandelt.

Wie viele Halbwahrheiten in Laube's Darstellung mit unterlaufen, das beweist auch die obige Stelle über sein Verhältniß zu Witte. Wer wird aus der Fassung derselben ersehen, daß Hr. von Witte Laube bereits als Dramaturgen engagirt hatte, daß der Contract schon unterschrieben war und nur später wieder rückgängig gemacht wurde? Laube selbst war ganz bereit, die „abhängige Dramaturgenstelle in Leipzig" anzunehmen.

Die Kritik befand sich übrigens, was Laube wohlweislich verschweigt, im Stande der Nothwehr; jeder Tadel wurde als Majestätsbeleidigung empfunden, und das Preßbureau der Direction mußte in gehässigen Inseraten, in Correspondenzen in auswärtigen Zeitungen, und in jeder nur möglichen Form, welche der anonymen literarischen Buschklepperei zugänglich ist, gegen den misliebigen Recensenten losziehen, mit jenen Verdächtigungen, wie sie noch neuerdings Paul Lindau gegen den Unterzeichneten zu Tage förderte, als hätten seiner Opposition persönliche Motive zu Grunde gelegen. Gegen diese Verdächtigungen als durchaus unbegründet legen wir hiermit Protest ein. Daß einem Recensenten, der unter diesem Kreuzfeuer einer wohlorganisirten Clique schrieb, bisweilen auch die Milch der frommen Denkungsart abhanden kam, daß er von der Macht, die in seinen Händen lag, Gebrauch machte, um sich dieser Gegnerschaft zu erwehren, und dem überschwenglichen Lob, wo es unbegründet war, scharfen Tadel gegenüberstellte, das wird man wol ebenso begreiflich wie berechtigt finden.

Gegen die liebedienerische Clique, gegen die Schauspieler, welche mindestens unter der Connivenz der Direction, wider allen in Deutschland üblichen Brauch, den Kritiker mit gedruckten Pasquillen angriffen, gegen den Vortragsmeister, dessen dramaturgische Verdienste dabei gar nicht in Frage kamen, der aber aus seinem Einfluß bei der Direction eine Zwickmühle für die Künstler machte, wendete sich die Opposition des Publikums, sodaß es zu jenen bedauerlichen Katastrophen kam, deren Schilderung man in dem Laube'schen Werke selbst nachlesen mag. Daß der Director bei dem Bürgermeister und dem Rath nicht beliebt war, ist eine Thatsache; hatte er sich doch in jeder Weise misliebig zu machen verstanden. Die Schilderung der letzten Vorgänge ist vielfach nur halb wahr und unrichtig.

Niemand kann aus der Laube'schen Darstellung seiner Theaterführung in Leipzig ein klares Bild des innern Zusammenhangs der Thatsachen gewinnen; niemand wird es begreifen, wie ein so wenig skandallustiges Publikum wie das leipziger in solche Erregung gegen eine in jeder Hinsicht so musterhafte Direction gerathen konnte. Gleichwol wird das Buch als ein wichtiger Beitrag zur deutschen Theatergeschichte von den verschiedensten Seiten gerühmt. Dies Lob geht zum Theil von derselben Partei aus, welche in Leipzig die den Laube-Enthusias auf die Spitze trieb, zum Theil aber beruht es auf Unkenntniß der Verhältnisse und wird dem Director des Burgtheaters bona fide auf sein bekanntes literarisches Gesicht hin ertheilt.

Wer aber Zeuge der leipziger Vorgänge war und ihren innern Zusammenhang kennt, der wird in dem Buche Laube's, abgesehen von den Abschnitten, welche eine mehr dramaturgische Bedeutung haben und nach dieser Seite hin Beachtung verdienen, nur geschickte Bemäntelungen unwillkommener Thatsachen erblicken und muß, da die Bücher die Ereignisse überleben, die künftigen Verfasser deutscher Theatergeschichten davor warnen, etwa aus dieser trüben Quelle das Material zu ihrer Darstellung schöpfen zu wollen.

Rudolf Gottschall.

Zur böhmischen Geschichtschreibung.

Das Jahr 1866 hat für das Deutschthum Oesterreichs nicht jene nachtheiligen Folgen gehabt, welche man von großdeutscher Seite glaubte erwarten zu müssen; rückhaltlos und auf sich selbst gestellt, sahen sich jetzt unsere Stammesbrüder in Böhmen und Kärnten, Ungarn und Tirol gezwungen, das alte System des passiven Widerstandes aufzugeben, ihre Truppen zu mustern, Feldzugspläne zu entwerfen und zu einer offensiven Vertheidigung vorzugehen. Wo unsere Nationalität am schwersten gefährdet war, in Böhmen, rührten und organisirten sich die Deutschen am ehesten, und der Sturz des Ministeriums Hohenwart war ein Sieg, den das Deutschthum Oesterreichs vorzüglich der Ausdauer und der Disciplin seiner böhmischen Vertreter zu verdanken hatte. Das Nationalgefühl, bei den Czechen schon seit Jahrhunderten zur leidenschaftlichsten Erregung gesteigert, ward in den Herzen der Deutschen durch die Erfolge des französischen Kriegs in einer Weise gehoben und gekräftigt, welche der Hoffnung Berechtigung gab, daß die Theorie des böhmischen Staatsrechts auch für die Zukunft nur Theorie bleiben werde. Eine Rückwirkung dieses nationalen Kampfes auf die Geschichtschreibung konnte nicht ausbleiben; auch den Deutschen lag es nun ob, was leider allzu lange versäumt worden war, ihren politischen Forderungen die historische Grundlage zu geben, das Monopol der Geschichtschreibung den Händen Palacky's und seiner

Schule zu entreißen und in der Masse der deutschen Bevölkerung Böhmens die Bedeutung des deutschen Elements für die Cultur des Landes zum Bewußtsein zu bringen.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen unterzog sich mit Geschick und Glück dieser Aufgabe und konnte bald in Stadt und Dorf seine Mitglieder nach Tausenden zählen. Auf zwei Punkten concentrirten die beiden Nationalitäten Böhmens ihre historischen Streitkräfte: auf die Darstellung des Einflusses des deutschen Rechts, auf die Agrarverhältnisse, und auf die Erforschung der Ursachen und Ziele der hussitischen Bewegung. Obgleich auch der neueste Bearbeiter der böhmischen Rechtsgeschichte das Vorhandensein der Hörigkeit in den ältesten, reinslawischen Zeiten nicht in Abrede zu stellen wagt, und Urkunden in großer Anzahl die günstige und segensreiche Einwirkung des deutschen Burgrechts auf das Abhängigkeitsverhältniß der Unterthanen zur Gutsherrschaft beweisen, so gehört doch nach wie vor zum czechischen Glaubensbekenntniß die Behauptung, daß Feudalismus und Leibeigenschaft erst durch das deutsche „Räubervolk" nach Böhmen gekommen seien. Gewaltiger und erbitterter als in dieser Frage ringen die beiden Richtungen der böhmischen Geschichtschreibung in der Beurtheilung des czechischen Nationalheiligen Johannes Huß miteinander. Palacky hatte in diesem ausschließlich den kirchlichen Reformator erblickt und seine Stellung zum Deutschthum, sein Verfahren in dem Universitätsstreit aus dem Gegensatze der wicliffitischen Richtungen, vertreten durch die Czechen, und der päpstlichen, welcher die Deutschen in überwiegender Zahl angehörten, erklärt: für nationale Antipathien „sei in seiner großen Seele kein Raum gewesen". Dieser Anschauung trat zuerst C. Höfler mit seinem Werke: „Magister Johannes Hus" (Prag 1864) entschieden entgegen, in welchem er die nationale Seite betonte und den Hussitismus als den Höhepunkt einer czechischen Reaction gegen deutsche Bildung und Bürgerthum betrachtete. Da er aber auch das Verfahren der kirchlichen und kaiserlichen Macht gegen Huß zu rechtfertigen suchte, gab er dem Altmeister czechischer Historiographie und seinen Jüngern Stoff zu herber und theilweise wol auch berechtigter Kritik. Den entscheidenden Erfolg hat aber dieses Werk gehabt, daß es die nationale Bedeutung der großen Bewegung, welche Böhmen in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erschütterte, klar darlegte und bewies, daß die Deutschen damals, wie vorher und nachher, den Czechen gegenüber nicht in der Offensive, sondern immer in der Defensive sich gehalten haben.

Der Kampf zwischen den Anhängern Höfler's, welcher in dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen eine bedeutsame Stellung einnahm, und der Schule Palacky's wurde anfangs mit ungleichen Waffen geführt. Als Landeshistoriograph hatte Palacky während mehrerer Jahrzehnte fleißig in den Staats- und Privatarchiven Oesterreichs, Deutschlands und Italiens arbeiten und eine umfassende Sammlung von böhmischen Urkunden und Geschichtswerken anlegen können. Ihm hatte Zeit, Geld und die Gunst der Regierung wie des Adels seines Landes zu Gebote gestanden und bei den ausgedehnten Hülfsmitteln, mit denen er arbeitete, einzelnen Theilen seiner Geschichte Böhmens den Werth eines, wenn auch einseitigen Quellenwerks verliehen. Auf Treu und Glauben nahm man das, was er sagte, als wahr hin und ließ sich bestechen durch seine glatte Darstellung, sein scheinbar vorsichtiges und unparteiisches Urtheil und eine Sprache, welche den Haß gegen das Deutschthum geschickt zu verbergen wußte: war doch die Controle der Wahrheit seiner Erzählung nur so weit möglich, als die Quellen gedruckt vorlagen, und hatte man sich doch daran gewöhnt, auch da, wo der Verfasser ohne Quellenangabe von der herkömmlichen Ueberlieferung abwich, seine Ansichten als urkundlich beglaubigt anzusehen. Diese Abhängigkeit von der Geschichtsdarstellung Palacky's, in welcher jeder stand, der sich mit böhmischer Geschichte beschäftigte, zu beseitigen und jedem die Möglichkeit eines selbständigen Urtheils zu gewähren, veröffentlichte Höfler mit Unterstützung der wiener Akademie in drei Bänden die wichtigsten „Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung" (mit vereinzelten Ausnahmen Schriften, welche von utraquistischer und taboritischer Seite herstammten) und gab dazu weitangelegte und sehr gelehrte Vorreden, welche bestimmt waren, seinen Standpunkt zu dem Hussitenthum zu beleuchten, zu belegen und zu vertheidigen. Palacky's historische Autorität sah sich bedroht, denn der deutsche Geschichtsverein fand in diesen Quellen ein ganzes Arsenal von Waffen gegen die czechischen Verdrehungen und Verschweigungen.

Die rührigsten und hervorragendsten seiner Mitglieder, wie Hallwich, Pickert, Lippert, Schlesinger, ließen es sich angelegen sein, den Deutschen Böhmens zu erzählen, was aus ihrer Nationalität, der Cultur und dem Wohlstande ihres Vaterlandes geworden war, als die Hussiten einen nationalczechischen Staat gegründet hatten; wie der Hussitenkrieg nicht sowol ein Kampf der neuen Kirche gegen die alte gewesen, sondern sich die Ausrottung der Deutschen zum Ziel gesteckt hatte. An den Hussitenkriegen sollte gezeigt werden, in welcher Weise sich die Czechen eine Verwirklichung des böhmischen Staatsrechts dächten. Palacky waren diese Angriffe sehr unbequem; während seine Urkundenpublicationen, nach Maßgabe des Standpunktes seiner Partei ausgewählt, nur die in der Geschichte von Böhmen niedergelegten Ansichten hatten beweisen und die Glaubwürdigkeit seines Berichts erhärten sollen, sah er jetzt seine Darstellungen an Quellen geprüft, welche auch er gekannt und benutzt hatte. Deren Werth konnte er nicht herabsetzen; da griff er die Art der Publication an und sprach nach sorgfältiger Vergleichung des Drucks mit den Handschriften, indem er dem Herausgeber eine nicht unbedeutende Anzahl von Lese- und Schreibfehlern nachwies, C. Höfler alle Kenntniß der Diplomatik und die Fähigkeit zur Herausgabe mittelalterlicher Geschichtsquellen vollständig ab; verfocht aber zugleich mit einer Leidenschaftlichkeit, die er früher nie gezeigt, seine Ansicht von der Degeneration des czechischen Volks durch die Deutschen.

Palacky's Geschichtsauffassung war auch auf diejenigen einflußreich gewesen, welche außerhalb Böhmens sich mit historischen Studien über dieses Land beschäftigten und deren bekannteste Namen Max Jordan, der Verfasser einer Geschichte des Königs Georg, und Leopold Krummel, Pfarrer in Kirnbach (Baden), sind. Letzterer ist jetzt der einzige Deutsche in den Reihen derer, welche das Unterfangen der deutsch-böhmischen Gelehrten, die czechi-

schen Bestrebungen des 15. Jahrhunderts auch einmal mit deutscher Elle zu messen, als unkritisch und tendenziös verdammen. Es war natürlich, daß der Pfarrer von Kirnbach in seiner „Geschichte der böhmischen Reformation" (Gotha 1867) sich einseitig auf den kirchenhistorischen Standpunkt stellte, den Reformator Huß über Gebühr erhob und die nationalen Gegensätze, welche in der hussitischen Bewegung zum Ausdruck kamen, theils ignorirte, theils auf eine dem Czechenthum günstige Weise darstellte, und ebenso natürlich war das seiner Schrift aus czechischem Munde reichlich gezollte Lob. Nach diesem größern Werke und einer Anzahl in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen über das Hussitenthum hat er vor kurzem ein Buch unter dem Titel:

Utraquisten und Taboriten. Ein Beitrag zur Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert. Von L. Krummel. Gotha, F. A. Perthes. 1871.

erscheinen lassen, welches als Fortsetzung seiner Schrift über Huß betrachtet werden kann. Die Anerkennung des Fleißes, mit welchem der Verfasser die dogmatische Seite des Streites dieser beiden Hauptrichtungen des Hussitismus behandelt hat, darf jedoch nicht den Vorwurf abschwächen, daß er die nationalen und socialen Elemente, welche im Hussitenthum mit nicht geringerer Macht als die dogmatischen wirkten und den Charakter der letzten Zeiten dieser czechischen Revolution ausschließlich bestimmten, absichtlich ignorirt und, um die Bedeutung der kirchlichen Reformbestrebungen des Johann Huß und seiner Anhänger zu erhöhen, die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts herabgedrückt hat. Huß, welchen der Pastor Krummel unter „die gelehrtesten Männer seiner Zeit" zählt, war in seiner Abhängigkeit von der mittelalterlichen Scholastik und den Lehren Wicliffe's zu einer allgemeinen Kirchenreformation weder berufen noch befähigt; um das großartige festgefügte Gebäude der römischen Theologie in seinem Grunde zu erschüttern, bedurfte es anderer Geister und anderer Mächte, besonders des Humanismus, des Princips der freien wissenschaftlichen Forschung. Und dann — was für Jünger hinterließ Huß, um sein Werk fortzusetzen und zu vollenden! Allerdings zogen die Taboriten mit Entschiedenheit die Consequenzen aus dessen Lehren; indem sie sich aber weit mehr auf die nationale und sociale Seite der Bewegung stellten, unterschieden sie sich gerade hierin wesentlich von der Partei Luther's, die ausschließlich die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation betont und mit der größten Festigkeit allen denen entgegentrat, welche auf mehr revolutionärem Wege zu gleicher Zeit auch eine Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen suchten. Darin irrt der Verfasser des genannten Werks vor allem, daß er wegen der Uebereinstimmung einzelner Forderungen und Ziele den Taboritismus als Vorläufer der lutherischen Reformation betrachtet, denn die Heere Ziska's und Procop's hatten ganz andere Ziele vor Augen, als daß sie nur für dogmatische Glaubenssätze ihre Dreschflegel geschwungen hätten.

Der Kampf galt den Deutschen und den Besitzenden ebenso sehr als den Katholiken. Wie das Deutschthum durch die taboritischen Scharen sollte ausgerottet werden, mit welcher erbarmungslosen Blutgier diese „Krieger Gottes" die Bewohnerschaft der deutschen Städte Böhmens hingemordet haben, und wie selbst diejenigen Deutschen, welche, um Gut und Leben zu retten, sich zu taboritischen Grundsätzen öffentlich bekannten, dem Schicksale ihrer katholischen Stammesgenossen nicht entgingen, davon freilich erzählt uns der Herr Pastor Krummel nichts; und wo er gelegentlich auf den Charakter der taboritischen Kriegführung zu sprechen kommt, da ist er mehr geneigt, die Ursache dieser Grausamkeiten in dem Benehmen der Deutschen zu suchen, welche nicht hätten wagen sollen, in ihrem Widerspruch gegen die hussitische Lehre zu verharren, oder er wäscht mit der bekannten Redensart von den rohen Kriegssitten jener Zeiten alle Flecken ab von dem hellleuchtenden Schilde des Hussitenthums, dem Taboritismus.

Der Gegensatz zwischen Utraquisten und Taboriten sowie die Art der Behandlung des Deutschthums durch letztere Partei gründete sich weit mehr auf sociale und politische Anschauungen, als auf religiöse Ueberzeugungen, welche dem aus allen, Böhmen begrenzenden Ländern zusammengelaufenen Gesindel, das sich nach Ziska's Tode zu den taboritischen Heeren vereinigte, durchaus fremd und gleichgültig waren. Die taboritische Partei fußte im Bauernstande und in dem städtischen Handwerkerproletariat; die Utraquisten hatten ihre kräftigste Stütze in den Baronen und in den gebildetern Klassen der czechischen Stadtbevölkerung, besonders Prags. Jene erstrebten die Republik, womöglich mit einer auf communistischer Grundlage reorganisirten Gesellschaftsordnung; diese wollten ein durch die Stände beschränktes Königthum beibehalten. Auch in den Maßregeln gegen die deutsche Bevölkerung Böhmens waren diese beiden Parteien nicht durchgängig einig; während die Utraquisten gegen das deutsche Recht vorgingen, trachteten die Taboriten ebenso sehr nach dem deutschen Besitz wie nach dem deutschen Rechte. Hierin waren sie allerdings die echten Jünger Huß': hatte dieser doch, nach Wicliffe's Vorgange und beeinflußt durch patristische Lehren, den im höchsten Grade verfänglichen Satz vertreten, daß die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Gut oder Macht bedingt sei durch die Rechtgläubigkeit des Besitzers. Die Taboriten machten hiervon die praktische Anwendung, indem sie alle diejenigen, welche in ihren religiösen Ansichten von ihnen abwichen, für Ungläubige erklärten, deren Güter nach göttlichem Rathschluß in die Hände der Gläubigen übergehen müßten. Die Spitze dieser Doctrin richtete sich in gleicher Weise gegen die königlichen und kirchlichen Gewalten und Güter, wie gegen den Adel und die Deutschen des Landes. Die Utraquisten vertraten den Besitz gegen diese czechischen Socialisten, den Besitz allerdings nur so weit, als er czechisch war; die deutsche Partei hatte in ihnen ebenso erbitterte, wenn auch weniger thatkräftige und fanatische Feinde als in den Taboriten. Ohne Schutz und Rückhalt an der königlichen Regierung Böhmens und am Reiche, mußte das Deutschthum unterliegen und seine verbrieften Rechte und materiellen Güter dem czechischen Nationalstaat zum Opfer bringen. Was die flüchtigen Deutschen nicht hatten mitnehmen können, ward unter die Gläubigen vertheilt, und das ländliche Proletariat, das in den Taboritenheeren besonders stark vertreten war, gefiel sich nunmehr im Genuß städtischer Häuser und Liegenschaften, deren Besitzer von

ihm erschlagen worden waren. Der blutige Ernst jener Zeiten hat jedoch auch seine heitern Züge. Kuttenberg, die reiche deutsche Bergstadt, war auf diese Weise czechisirt worden; da aber die neuen Bewohner des Bergbaues unkundig waren, und der König ihnen keine Geldunterstützung zukommen lassen konnte oder wollte, so mußten sie die deutschen Bürger zur Rückkehr einladen; sie versprachen ihnen, die Grundbesitzverhältnisse so zu regeln, daß der zurückgekehrte Deutsche sein ehemaliges Besitzthum für die Hälfte des von ihm festgestellten Geldwerths entweder wiedererhalten konnte, oder auf Verlangen dem factischen Besitzer überlassen mußte. Dies nennt Palacky eine Lösung „der nationalen Frage im Geiste der Mäßigung und Freiheit".

Solche sociale Grundsätze führten den Taboritenheeren eine Menge Abenteurer aus allen naheliegenden Ländern zu, ließen die Disciplin immer mehr verwildern und gaben den tief nach Deutschland sich ausdehnenden Heerfahrten den Charakter der rohesten Raubzüge. Daß die Taboriten ihren neuen, halb demo-, halb theokratischen Staat auf die Gütergemeinschaft zu gründen beabsichtigt haben, beweist die ursprüngliche Gesellschaftsordnung der Stadt Tabor selbst, die Kriegsverfassung, welche dieses „Volk Gottes" in die Streiter und die Ackerbauer theilte und jene von diesen ernähren ließ, und der Glaube, daß die Menschheit zurückkehren müsse zu den socialen Verhältnissen der ersten Christengemeinde zu Jerusalem. Ein solcher ascetischer Communismus, durchführbar in kleinen, von religiösen Ideen und besonders von der Idee der christlichen Liebe beherrschten Gemeinden, kam bei den Taboriten nicht über den Versuch hinaus; als aber dieser gescheitert war, ließ er sich doch nicht aus dem Geiste des niedern Volks entfernen. Der Sieg der Taboritenpartei, welchen Krummel gewünscht hätte, würde vollständige Vernichtung des Deutschthums in allen Theilen Böhmens, fanatische Verfolgung jeder andern als taboritischen religiösen Meinung, radicale Umwälzung aller Besitzverhältnisse und permanenten Bürgerkrieg zu bedeuten gehabt haben. Die Utraquisten zersprengten durch die Schlacht von Lipan die taboritische Partei und organisirten den Staat auf national-ständischer Grundlage, allerdings ohne die Schäden, welche der Hussitenkrieg dem Lande geschlagen hatte, heilen zu können. Die drückende Adelsherrschaft der nun folgenden Zeiten war die naturgemäße Reaction gegen das demokratische Chaos des Taboritenthums.

Die deutsche Wissenschaft kann es den Czechen überlassen, die Zeit der hussitischen Bewegung als die Glanzperiode der böhmischen Geschichte darzustellen, die Taboriten als Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit zu feiern; die große Aufgabe des Geschichtschreibers, ohne vorgefaßte Meinung Gerechtigkeit zu üben nach allen Seiten, darf nicht so aufgefaßt werden, daß die milde Beurtheilung der Feinde unserer Nationalität zur Ungerechtigkeit gegen unser eigenes Volksthum werde, und dies geschieht, wenn die nationale und sociale Richtung des Hussitenthums verdeckt wird, damit die kirchlichen Reformbestrebungen in um so helleres Licht treten. Es fehlt noch eine zusammenhängende, urkundliche Geschichte des Deutschthums in Böhmen; wenn sie aber geschrieben sein wird, dann wird sie hoffentlich auch dem czechischen Theile der böhmischen Bevölkerung zum Bewußtsein bringen, daß das Königreich Böhmen zu jenen Zeiten die Höhe seiner historischen Bedeutung erreicht hatte, als es sich den Einflüssen deutscher Cultur voll und ganz hingab, von dieser Höhe aber hinabgestürzt ward durch den Versuch, nach Vernichtung des Deutschthums einen ausschließlich slawischen Staat Böhmen herzustellen.

Reinhart Zöllner.

Neue Romane.

1. Haus Hohenzollern. Fehrbellin — Hohenfriedberg — Königgrätz — Sedan. Historischer Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Fünf Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.
2. Der Badewirth von Gonten. Historischer Roman von Hermann Kleinsteuber. Drei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.
3. Die goldene Sippschaft des zweiten Kaiserreichs. Roman von Emil Gaboriau. Aus dem Französischen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 4 Thlr.
4. Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See. Eine Erzählung von Luise Meyer von Schauensee. Fünfte Auflage. Stuttgart, Risch. 1871. 16. 9 Ngr.
5. Aus Vergangenheit und Gegenwart. Jüdische Erzählungen von Lehmann. Berlin, L. Herschel. 1872.
6. Onkel Martin. Eine Dorfgeschichte von Katharina Diez. Zweite Auflage. Stuttgart, Risch. 1872. 8. 22½ Ngr.
7. Trauring für das junge Volk. Von H. de Beer. Deutsch von Joseph Silvan. Münster, Russel. 1870. 8. 1 Thlr.
8. Nach Gelde gefreit. Eine Dorfgeschichte von J. Schiller. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.
9. Pflicht um Pflicht. Erzählung aus den Arbeiterkreisen von C. W. Wolff. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.
10. Aus dem alten Hause am Johannisplatze. Von C. Krenner. Zwei Bände. Leipzig, Pardubitz. 1871.
11. Die Franctireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Von Friedrich Gerstäcker. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.
12. Dämon Gold. Erzählung von Ewald August König. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.
13. Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Hermann Hirschfeld. Leipzig, Literarisches Institut. 1871. 8. 1 Thlr.
14. Denise. Roman von der Verfasserin von „Mademoiselle Mori" u. s. w. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
15. Die Augen der Valois. Novelle von Claire von Glümer. Berlin, R. Lesser. 1871. 8. 10 Ngr.
16. Der Würgengel oder: Der Untergang einer Weltstadt. Historischer Roman aus der Gegenwart von Jules Romain. Erstes bis sechstes Heft. Dresden, Tittel. 1871. Gr. 8. Jedes Heft 3 Ngr.

Indem wir die Feder zur Berichterstattung über die oben verzeichneten sechszehn belletristischen Werke ergreifen, wünschen wir von dem Vorwurf freigesprochen zu sein, als erfülle uns Animosität irgendwelcher Art gegen

die Verfasser. Jeder Autor ist mehr oder weniger ein Tasso, wenn auch nicht an Begabung, so doch an Empfindlichkeit, und nur selten mag der Autor in der Zunft der Kritiker etwas anderes sehen, als Robert Burns in ihnen sah, der sie offen „those cut-throat bandits in the path of fame", „die Wegelagerer an dem Pfad des Ruhmes", schalt. Wenn also der eine oder der andere der in der Ueberschrift genannten Verfasser diesen Pfad zu wandeln beabsichtigen sollte, er sei unbesorgt, wir werden uns innerhalb der statutenmäßigen Competenz rein sachlicher Berichterstattung halten, und die Bücher nur besprechen, als existirten zu ihnen keine väterlich besorgten Verfasser, als hätten die Verleger die Manuscripte wie reife abgefallene Früchte in Obstgärten nur so aufgelesen und buchhändlerisch hergestellt und ausgestellt.

Bei der Lektüre dieser kleinen Bibliothek griffen wir zuerst nach dem fünfbändigen historischen Roman „Haus Hohenzollern" (Nr. 1) von Stanislaus Graf Grabowski, der aus drei, für Preußen und seine Erhebung kritischen Geschichtsmomenten Angehörige ein und derselben Adelsfamilie, nämlich der von Starkow auf Starkerow, in scharf contourirten Lebensskizzen vor uns auftreten läßt. Unter dem großen Kurfürsten, unter dem alten Fritzen und unter Wilhelm dem Siegreichen ist es jedesmal ein junger Starkow, den wir als Hauptträger der Fabel zu begrüßen haben, und den wir, abgesehen davon daß Preußen seit seinen letzten Siegen in Krieg und Frieden der Sympathie der Gebildeten sicherer ist als vordem, deshalb gern begrüßen, weil es jedesmal ein geisteskräftiger und ohne Engherzigkeit emporringender junger Held ist, den wir in seiner Laufbahn zu begleiten haben. War es uns auch oft, als sei es jedesmal derselbe Starkow, als sei die Stammesverwandtschaft der drei jungen Herren bei aller Verschiedenheit der Außenbedingungen doch allzu groß, und als läsen wir denselben Stoff in drei verschiedenen Bearbeitungen, wir haben, ohne je von plötzlicher Müdigkeit befallen zu werden, weiter lesen können, und wir glauben ein besonders fleißiges Studium des innern Familienlebens am meisten dem ersten Theile nachrühmen zu müssen.

Auf ein minder bekanntes, aber ebenfalls äußerst interessantes Gebiet der Geschichte werden wir in dem „Badewirth von Gonten" (Nr. 2), von Hermann Kleinsteuber versetzt. Der Ort der Handlung ist die appenzeller Bergwelt, die Zeit die Mitte des vorigen Jahrhunderts; und der Gegenstand der tragisch endende Kampf der Volkspartei gegen den übermüthigen republikanischen Landesadel, der weit schlimmer, als es je von den in der Schweiz so verschrienen Hohenzollern geschehen ist und geschehen konnte, das traditionelle Recht der Herrschaft zu Gunsten seiner festgeschlossenen Clique ausbeutet und das „souveräne Volk" mit eigentlicher und echter Verachtung behandelt. Wie viel wahre Geschichte zum Grunde liegt, hat uns der Verfasser nicht erzählt, aber er wird vielleicht unserm Wunsche genügen und anhangsweise in spätern Auflagen mittheilen, welches die Hauptquellen seiner Geschichte waren und wo Wahrheit und Dichtung seines immerhin sehr werthvollen Werks sich scheiden. Er hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen wie Walter Scott, der im ersten Bande oft bloße Geschichte gibt und dieselbe erst allmählich mit den Figuren seines Romans bevölkert, der zuerst den Rahmen zeichnet, dann die allgemeinen Umrisse, und specieller und fesselnder schreibt, je mehr er dem Ende sich nähert, sodaß es manchem heutigen Leser schwer fällt, durch die oft allzu umständlichen Expositionskapitel sich hindurchzuarbeiten, durch die „herbe Schale", um zu dem „süßen Kerne" zu gelangen. Kleinsteuber beginnt umgekehrt mit häuslichen Scenen, an die sich später geschichtliche Katastrophen knüpfen. Er macht uns mit dem Badewirthe bekannt, lange ehe ihm selbst von seiner spätern politischen Bedeutung im Cantonalleben eine Ahnung aufgegangen ist. Dieses öffentliche Leben entwickelte sich nun in klarer Anschaulichkeit vor unsern Augen, wir sehen deshalb auch schon früh, wie gewisse, auf den ehrlichsten patriotischen Intentionen beruhende Eingriffe Suter's in bestehende Misbräuche den ersten Anlaß zu den spätern Verwickelungen geben, aus denen es ihm nicht wieder gelingt sich freizumachen. Viele Einzelheiten sind mit Meisterhand ausgeführt; vorzüglich sind gewisse Charaktere in Anlage und Haltung, z. B. das Brüderpaar Geiger, von denen der eine als klerikaler, der andere als diplomatischer Tyrann seine Laufbahn macht, dann aber auch die Personen aus dem Volke, besonders die weiblichen, von denen keine eines eigenthümlichen, typischen Gepräges entbehrt.

In der „Goldenen Sippschaft des zweiten Kaiserreichs" (Nr. 3), von Emil Gaboriau, werden wir genöthigt, zwischen dem Gesindel uns zu befinden, das dem dritten Napoleon den Thron gründen und erhalten half, und das zu zahlreich in Frankreich vertreten ist, als daß auch nur entfernt zu hoffen wäre, es werde nach dem endlichen Sturze seines Chefs sehr bald einer bessern Gesellschaft Platz machen. Es war und ist in Paris vieles wirklich, was dem schlichten deutschen Sinne kaum möglich erscheint. Auch Gaboriau nöthigt uns wieder, etwas für möglich und wirklich geschehen zu halten, was an sich undenkbar ist. Eine in jeder Hinsicht vortreffliche junge Dame aus einer der ersten Adelsfamilien läßt sich bestimmen, als ihr Vater Witwer geworden ist und eine unwürdige Person in seinem Hause den Platz der Hausfrau einnimmt, das älterliche Haus zu verlassen. Ihr Geliebter ist außer Landes, sie geräth in die größte Bedrängniß und in wirkliche Gefahren. Sie sucht in befreundeten Häusern Hülfe, sie findet keine in dem großen Paris, der Heimat der Civilisation. Da ist kein Institut, kein Kloster, kein edelsinniger dienstbereiter Weltgeistlicher, nichts, nichts, wo die flüchtige junge Comtesse, ein Musterbild an Geist und Tugend, eine Zuflucht fände. Sie greift schon zu dem letzten Troste verlorener Pariserinnen, welche sich vor der öffentlichen Cloake scheuen — Kohlenoxydgas: da rettet sie ein gleichfalls Ausgestoßener, Verfolgter, und die beiden werden endlich die Rächer und Retter des etwas versimpelten Grafen.

Das Buch ist ein unangenehmes Buch, nicht etwa weil es uns mit der ekelhaften heutigen pariser Gesellschaft beschäftigt, sondern weil es dies in einer

Weise thut, die dem deutschen Geschmacke nicht zusagt. Der Verfasser scheint nämlich doch Gefallen an seinen Schurken und Schurkinnen zu haben, das fühlt sich heraus. Wie weit höher steht uns dagegen die Arbeit Kleinsteuber's!

Auf Schweizerboden versetzt uns auch wieder „Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See von Luise Meyer von Schauensee“ (Nr. 4), ein Werk, das in seiner weisen Beschränkung und mit seinen einfachen Mitteln doch eine bedeutende Wirkung hervorbringt und, ähnlich wie seinerzeit Kinkel's „Margret“, erkennen läßt, daß nicht umständliches Material, nicht geistreich forcirte Situationen, nicht Anlehnen an Tagesereignisse, wie sehr sie auch das gesammte Volksleben aufrühren, nöthig sind, um das Gemüth der Lesewelt auf das innigste in Anspruch zu nehmen und ganz zu erfüllen. Die fünf Auflagen, welche das Büchlein bereits erlebte, geben auch äußerlich den Beweis, daß man nicht gezögert hat, ihm gerecht zu werden und es anzuerkennen. Und was ist der Inhalt? Der einfachste von der Welt und ein Vorgang, der leider nur allzu häufig vorkommt. Ein junges Ehepaar, dem es, wenn der Wahrheit die Ehre gegeben werden soll, eigentlich an nichts zum Glücke fehlt, lebt in Unfrieden, weil keiner von beiden Theilen zur Nachgiebigkeit gegen kleine Prätensionen des andern sich bestimmen kann. Selbst der prächtige kleine Knabe, durch den ihre Ehe schon gesegnet ist, vermag die harten Aelternherzen nicht zu erweichen; der Hader behält die Oberhand, und das Kind wird das Opfer. Erst dann bricht die harte Kruste und die Aeltern finden einander wieder.

Das Buch ist ohne alle Phrasen das beste Lehrgedicht, und man sollte nicht zögern, dasselbe jedem Ehepaare, selbst dem friedfertigsten, in die häusliche Bibliothek, auf die zierliche Etagère im Boudoir der jungen Frau zu stellen.

Den fünf jüdischen Erzählungen: „Aus Vergangenheit und Gegenwart“, des Rabbiner Dr. Lehmann in Mainz gegenüber (Nr. 5) befindet sich die Kritik in einiger Verlegenheit. Bis auf die letzte Erzählung sind ja alle gut ausgesonnen und gut und klar erzählt, auch die letzte und längste: „Das Licht der Diaspora“, hat neben einigen Ungeheuerlichkeiten und einigen Excursen, die dem orthodoxen Judenthume gänzlich fernstehen, manches recht Schöne. Wie fremdartig aber klingt der IX. Kapitelvers: „Arme Deborah, du bist zu schwach! Du vermagst das hereinbrechende Verhängniß nicht abzuwenden!“ Ist „das hereinbrechende Verhängniß“ orthodox jüdisch? Der gelehrte Rabbiner und Talmudforscher möge das uns selbst sagen. Dann als Hauptcharakteristicum dieser Erzählungen muß betont werden, daß sie weniger geschrieben sind, um in Mußestunden den gebildeten Leser angenehm und lehrreich zu unterhalten, als um den jüdischen Leser und wol mehr noch die jüdische Leserin in der alten starren Orthodoxie des Judenthums zu befestigen, ja für die alttestamentarischen Lehr- und Glaubenssätze und die oft unklare, talmudische „Weisheit“ fanatisch einzunehmen. Als echter Fanatiker ist der Verfasser selbst, zwischen den Zeilen durch, nur allzu oft zu erkennen. Denn unter allen Nichtjuden des Rabbiner Lehmann ist nicht ein respectabler Mensch — und das ist stark, Hr. Dr. Lehmann!

Wir sagen es offen, die fünf orthodoxen Judengeschichten des mainzer Rabbiner, hintereinander gelesen, müssen jede ehrliche Kritikerseele schließlich degoutiren. Zwischen andere neutrale Novellen gemengt, hätten wir uns die eine und die andere gefallen lassen, aber so ist es fast, als läse man die salbungsreichen Opera derer von Nathusius, die freilich guten Grund haben, Gott zu danken.

Den einen Rabbinersohn Lehmann's ereilt ein wahrhaftes Mortaraschicksal und er wird — Papst, Nachfolger Gregor's VII. und als Papst Victor ein besonderes Kirchenlicht; als er aber erfährt, welcher Confession und Abkunft er in der That ist, wird er wieder Jude und läßt sich als solcher mit stolzem Vergnügen verbrennen. Credat Judaeus Apella, non ego!

Nachdem wir gegen die jüdischen Geschichten Gerechtigkeit geübt, wird Katharina Diez um so weniger fordern, daß wir gegen ihren „Onkel Martin“ (Nr. 6) Gnade vor Recht ergehen lassen. Eine Dorfgeschichte, wie es schon viele und viel bessere gibt, specifisch christlich durchweht und ganz sicher dem Leben nacherzählt. Uebel erzählt, besonders für den Liebhaber, ist die Geschichte nicht, aber Lehmann hatte doch wenigstens Salz und Schmalz nicht gespart, wie die Biographie des Schneiderleins Martin es thut. Dieser Martin ist ein geborenes Opferlamm und williger Märtyrer für alles, wie es Mädchen für alles gibt. Aber weder die einen noch die andern können als Muster aufgestellt werden, und so ist es denn gut, daß der Onkel Martin auf einer der letzten Seiten des Buchs stirbt. Was sollen solche Menschen auf der Welt?

Hätte der holländische Autor, H. de Veer, dessen didaktisch gemeinte Erzählungen für das junge Volk Silvan untadelig verdeutscht hat, sich im Verlauf und Ausgang seines Buchs etwas beschränken und eine fast selbstgefällig scheinende Plauderhaftigkeit beherrschen können, wie das die ökonomischen Gesetze auch des Romans gebieten, sein „Trauring“ (Nr. 7) hätte ein vollendetes kleines Kunstwerk werden können. Auch diese Anhänge sind an sich keineswegs übel, aber sie stören die Harmonie der Theile; zu dem Buche gehören sie nicht mit Nothwendigkeit. Denken wir sie uns fort, schließen wir das Buch rechtzeitig ab, so können wir nur Lob spenden. Ueberall vorzügliche und lebenswahre Detailbilder, die sich auf das gefälligste zu dem Gesammtbilde eines holländischen Ehelebens vereinigen. Auch das Häßliche ist nicht ausgeschlossen, aber es bleibt in gebührender Ferne. Wir treffen auf jene widerwärtigen Creaturen, von denen man sagen möchte, Gott hat sie in seinem Zorn über die oft unartige Welt geschaffen, aber sie gehen vorüber und wir finden uns bald wieder vis-à-vis diesen vorwiegend nach ungestörtem Behagen ringenden und meist auch behaglichen holländischen Gestalten, die zur Fortentwickelung der irdischen Dinge nur einen gar bescheidenen Tribut beitragen, gern fünf gerade sein lassen, ihre Finanzen in Ordnung zu halten wissen und zufrieden sind, wenn alles hübsch bleibt wie es auch bei den Alten war und gut war. Die Frage, was aus diesem Holländchen mit der Zeit werden kann und werden soll, haben wir hier nicht zu erörtern.

Eine gar magere und bescheidene Dorfgeschichte: „Nach

Gelde gefreit" (Nr. 8), hat uns J. Schiller geliefert. Gut gemeint, aber wol ein Erstling, ein oft dagewesener Hinweis, daß der Mensch nicht Geld, sondern eine entsprechende Menschennatur freien soll. Wir hoffen, daß das Büchlein Leser findet, wie der Verfasser und Verleger sie sicher im Auge gehabt haben, Leser aus dem Volke, Leser der abscheulichen Colportageliteratur; für solche, wenn ihr Geschmack noch nicht verdorben ist, und wenn sie aushalten, wird die Lektüre sehr ersprießlich sein.

In weit höherm Grade gilt dies von der ähnlichen Erzählung C. W. Wolff's: „Pflicht um Pflicht" (Nr. 9), aus den Arbeiterkreisen und für Arbeiter, besonders Fabrikarbeiter geschrieben und ohne Zweifel preiswürdig. Sie stellt sich die Aufgabe, Schäden zu berühren, welche im socialen Leben der Gegenwart aufs gewaltigste zu Tage treten, sie kämpft glücklich gegen die vielfach künstlich gesteigerte Unzufriedenheit des Arbeiterstandes mit seinem Lose und weist an lehrreichen Beispielen nach, zu welchen Misständen, zu welchem wirklichen Unglück für den Einzelnen und die Masse der Geist der Empörung und des Widerstandes gegen naturgemäße Unterordnung endlich und oft sehr bald führt. Vorzüglich auch sind es die Arbeitgeber, an die der Verfasser sich wendet. Nirgends ist nach des Verfassers Worten der Innern Mission ein so weites, segenverkündendes Feld geöffnet wie in den Arbeitsstätten großer Fabriken, und es gibt keinen Menschen, der zu diesen Orten sich leichter Zutritt und in den Herzen besser Eingang verschaffen könnte, als denjenigen, der die Arbeiter an jene Stätten berufen hat und der oft klagt, daß der Geist der Verführung und das Streben nach Selbsthülfe die Arbeiter in das traurigste Elend stürze. Verabsäumt der Besitzer diese Thätigkeit, so wird sein Streben vielleicht gewinnbringend, aber nicht segensreich sein. Die Untergebenen haben die Pflicht, ihm treu zu dienen; er hat die Pflicht, sie unter der Last der Arbeit nicht erliegen zu lassen, sondern ihr geistiges und leibliches Wohl nach besten Kräften zu fördern, denn Segen kann nur erstehen, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich Pflicht um Pflicht leisten. Von diesem Gesichtspunkte sei die kleine, aber in jeder Hinsicht verdienstliche Schrift nach allen Seiten hin bestens empfohlen.

E. Marlitt's „Geheimniß der alten Mamsell" hat, wie der Titel besagt, bei dem Krenner'schen Buche: „Aus dem alten Hause auf dem Johannisplatze" (Nr. 10), Gevatter gestanden, wenigstens wünscht der Verfasser, daß es als Seitenstück zu demselben angesehen werden möge. Und es ist wahr: in seinem Material, seinem Aufbau, seiner Ausführung in reinen Localtönen und endlich in seinem Ausgange, der die beliebte Befriedigung gewährt, bietet die Erzählung manches Analoge. Aber es hätte auf dem Titel doch lieber nicht daran erinnert werden sollen. Zu welchem Zweck? Die Notiz war nur für den Verleger von Wichtigkeit. Als sehr hübsch und originell muß die Coupéscene bezeichnet werden, Anna's erstes Zusammentreffen mit ihrem spätern Bräutigam.

Friedrich Gerstäcker's Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege: „Die Franctireurs" (Nr. 11), macht mit Recht alle Ansprüche, welche die Arbeiten dieses geistreichen Beobachters und Erzählers machen dürfen. Es ist frisch, elegant und lebenswahr, augenscheinlich Wahrheit und Dichtung, aber so naturgemäß eins aus dem andern entwickelt, daß wir die Grenze zwischen Wirklichkeit und Erfindung des Schriftstellers nur in großer Breite zu ziehen vermögen. Gerstäcker hatte sich bekanntlich auch als „Schlachtenbummler" aufgemacht und gewiß hatte er nächst Wachenhusen wol den meisten Beruf, auf den blutigen Feldern das Geschäft eines Blumen- und Aehrenlesers zu übernehmen.

E. A. König ist als geschmackvoller Geschichtenerzähler bekannt und beliebt, er hat uns aber diesmal (Nr. 12) eine Gesellschaft vorgeführt, die sofort abstoßend wirkt. Wenigstens erging es dem Berichterstatter so, der vielleicht zu oft selbst erlebt und erlitten hat, wie der böse, „Dämon Gold" die zärtlichsten Bande zerrissen und an die Stelle herzlicher Familienzusammengehörigkeit und Hingabe Misgunst, Schleicherei, Heimtücke, Habsucht, Raub, Verleumdung und nach geschehenem Bruche das ganze Natternheer in Bewegung gesetzt hat, das dem, welchen nach unrechter That das böse Gewissen plagt und der wenigstens Scheinbilder des Rechts auf seiner Seite zeigen möchte, bereitwillig sich zur Verfügung stellt. Wir könnten die Geschichte einer hamburger Erbschaft erzählen, die noch weit drastischer wäre als diese Novelle König's. Für die einzelnen Erben betrug der Erbantheil wenig über 1000 Thaler, in Hinsicht auf die Vermögensumstände der meisten Erben eine Bagatelle. Besonders spotteten die hamburger Erben, die nur in großen Ziffern rechneten und bereits auf dem großen Fuße künftiger Millionäre sich zu zeigen liebten. Diese wußten es so einzurichten, daß man sie bitten mußte, bei Gelegenheit der Erbtheilung in Auftrag und Vollmacht zu handeln — und dann? Statt des frühern schönen Friedens die ekelhafteste Mammonsjagd.

Die Hermann Hirschfeld'schen „Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege" (Nr. 13) sind Mittelgut und werden deshalb vielleicht um so mehr willige Leser finden. Deutsch-patriotische Gesinnung zu hegen und zu äußern, ist jetzt kein Heldenstück mehr.

Eine ganz vorzügliche und feine novellistische Filigranarbeit ist „Denise" (Nr. 14) und allen mit Bedacht und steter Sorgfalt weiter forschenden Lesern aufs beste zu empfehlen. Hier ist in leichten Strichen eine saubere und correcte und vollauf genügende Landschaftszeichnung, und zwar ist es die wenig bekannte Uferstrecke der französisch-italienischen Grenze; nicht blos das Land, auch die Leute werden, als plastisch sich abhebende, echtes und naturwüchsiges Leben zeigende Staffage, in das Landschaftsbild hineinskizzirt, denn für mehr als für ausgeführte Skizze möchten wir das Werk nicht ausgeben. Aber mit welcher Meisterschaft ist das Ganze angelegt und alles Einzelne gearbeitet, wie originell und wie verschieden und wie sich selbst getreu sind alle handelnden Personen. Wir fühlen uns bei der Lektüre recht eigentlich in eine fremde Welt versetzt und wir verlassen sie ungern; denn wie neu uns die Umgebung ist, es sind wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, die uns umgeben, keine Schattengestalten, Ausgeburten einer überreizten Phantasie, die bei unserm Hinzutreten in Nebel zerfließen.

Wir sind erfreut, über die deutsche Originalnovelle

„Die Augen der Valois" von Claire von Glümer (Nr. 15) ein ähnlich günstiges Urtheil fällen zu dürfen. Die Behandlung ist anspruchslos und doch markig, und der Fortgang der Handlung nirgendwo durch überflüssige Excurse und Episoden unterbrochen. Dazu ist das Sujet glücklich gefunden und in bester Weise verwerthet.

Den „Würgengel" von Jules Romain (Nr. 16) genannt zu haben, muß genügen, denn er gehört zu der „schlechten Literatur der Colportage", wenngleich wir zugestehen müssen, daß nach den sechs uns vorgelegten Heften dieser Würgengel zu den bessern Exemplaren seiner Familie gehört. Wenn er nur die Kraft hätte, seine Geschwister, die leider sehr zahlreich sind, zu verschlingen. Wir würden dem Würgengel dankbar sein.

Zur Charakteristik des historischen Werths dieser Zeitromane notiren wir, daß wir in einem derselben breitspurig dargelegt fanden, daß Bismarck zur Zeit der Verhandlungen Benedetti's mit König Wilhelm in Ems anwesend gewesen wäre und mit seinem Herrn häufige Conferenzen gepflogen hätte.

Biographische Skizzen.

Biographisches Gedenkbuch. Von Angelika von Lagerström. Erster Band. Januar bis Juni. Erstes Quartal. Januar bis Ende März. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Es bleibt stets bemerkenswerth, wie es edeln Frauen gegeben ist, aus der natürlichen Wärme des Gemüths Vorzüge zu entwickeln, die der Mann nur schwer sich zu eigen macht. Gelingt es ihm aber auch, so wird das, was er gewinnt, meist etwas von einer Treibhauspflanze an sich haben, wenigstens eine gewisse Anstrengung verrathen, Entschluß, mühsamen, künstlichen Anlauf. Gleichwol wird er sich im Vergleich mit jenen um etwas im Rückstande befinden. Jede Frau ist sozusagen schon ein geborener Historiker. Der Mann dagegen wird dieses erst durch Studien, durch angestrengten Fleiß. Die Frauen haben ein treues Behalten. Sie besitzen ein sicheres Gedächtniß für die kleinsten und größten Ereignisse in der Geschichte der eigenen wie der andern Familie, bis auf das bestimmte Datum. Die Frauen führen kein Buch darüber, es bleibt ihnen doch. Wir schreiben uns den Tag eines Vorgangs auf, und vergessen ihn dessenungeachtet, wenn die Zeit da ist. Die Frau unterhält aus sich eine lebendige Tradition. Sie braucht deshalb nicht katholisch zu sein, keine Biographien Heiliger zu lesen, sie trägt die Heiligen ihres Herzens im Herzen, ob sie zu diesen die Mitglieder ihrer Familie, oder ihre Freundinnen, oder auserlesene, hervorragende Geister zählt. Von allen, von jedem hat sie sich den Geburtstag, auch den Todestag tief eingeprägt, ja sie hat als Mutter für das erste Zähnchen ihres Kindes, als Tochter für den Hochzeitstag ihrer Aeltern, für die Schwester die Confirmation, für den Bruder ein entscheidendes Examen, auch wenn es längst glücklich abgelegt ist, treu im Gedächtniß und will das wiederkehrende Datum immerdar gefeiert wissen. Je umfangreicher die Bildung eines weiblichen Wesens ist, je reicher das Wissen, je vielseitiger das Interesse, das Studium und die Lektüre, je andachtsvoller ihre Religion, je angeregter ihr Nachdenken, desto mehr wird sich das Gebiet ihres Gedächtnisses aus der Treue des Gemüths erweitern, sie wird es verstehen, aus vielen Gedächtnißtagen ein sinniges, mannichfaltiges Ganzes hervorzuzaubern, dennoch der Wirklichkeit historisch treu zu bleiben.

Zu jenen edeln Frauen gehört auch die Verfasserin des vorliegenden Buchs. Es war ein schöner, Erquickung spendender Gedanke derselben, den Jahreslauf so zu beleben, mit Gestalten zu erfüllen, daß jeder einzelne Tag einem hervorragenden Manne, einer auserkorenen Weiblichkeit gewidmet wurde, wie verschiedenen Gebieten, Wirkungskreisen sie auch angehören mochten. Sie wählte ihre Heiligen nicht blos aus dem Bereiche des Kirchlichen, sondern auch des Weltlichen, sodaß hier Kirche und Staat, Religion, Wissenschaft, Kunst, Literatur friedlich nebeneinander bestehen und sich ohne Vorurtheil, ohne Hemmung, ohne prüde Trennung der Geschlechter ergänzen, sodaß sich Cultus und Cultur heiter, desselben Zieles eingedenk, in eins bilden.

Demnach begegnen wir denn auch in obigem „Gedenkbuche" bisweilen zwar Zeitgenossen, dann aber wieder durch Jahrhunderte Getrennten, die nun gar durch Herkommen, Stand, Function voneinander geschieden, dennoch durch Geistesadel, Gesinnung, Wohlthun miteinander vereinigt waren und sich in diesem biographischen Werke wie in einem Empyreum zusammenfinden. Da sind es Männer und Frauen, Fürsten, Fürstinnen, Aristokraten und Bürgerliche, Geistliche und Weltliche, der Kirchenvater und der Reformator, der Theologe und der Philosoph, der Historiker, der Staatsmann und der Staatsökonom, der Conservative, Liberale, Fortschrittsmann, der Denker, Dichter, der Mystiker und der Aufklärer, der Arzt, Musiker, Maler, Bildhauer, der Producent und der Uebersetzer, der Humorist, der Publicist und der Volksschriftsteller, die hier aufeinander folgen. Es ist entweder der Tag der Geburt oder der Todestag, der dem Einzelnen seine Oertlichkeit anweist. Es ist entweder die Biographie — denn allerdings oft predigt und lehrt schon das bloße Menschenleben mit seinen Erfahrungen und Schicksalen —, oder es sind auch bestimmte Gedanken, Bekenntnisse, Weltanschauungen, wie der Gefeierte des Tags sie hinterlassen, mit seinen Worten ausgedrückt hat.

Wir wollen zur Orientirung für den Leser hier nur einige Namen aus der bunten Reihe hervorheben, um von der reichen Abwechselung eine Vorstellung zu veranlassen. So erwähnen wir aus dem Cyklus des Januar: Zwingli und Thomasius, Jakob Grimm und Fenelon, Linné und Georg Forster, Pitt und Franklin, St.-Martin

und Lessing, Schönlein und Friedrich Heinrich Jacobi, J. G. Fichte und Friedrich Rückert; aus dem Februar: Sophie Charlotte, Gregor von Nazianz, Lichtenberg und Charles Dickens, Gleim und Washington, Luther und Kopernikus, Spinoza, Shaftesbury und Dinter; aus dem Monate März: Reimarus, Ewald von Kleist, Michel Buonarotti, Cornelius und Rahel Varnhagen, Berkeley, Joseph II. und Klopstock, Karl Mathy, Gervinus, Newton, Jean Paul, Heinrich Suso, Beethoven, Franz Baader, Descartes und Haydn.

Man merkt es all diesen Darstellungen ab, die Verfasserin hat Gemüth, Seele und Geist. Sie erzählt nicht allein aus der Geschichte, aus der Lektüre, sie hat das alles in sich bewegt und wiedergestaltet, daher erzählt sie vortrefflich. Es läßt sich annehmen, daß in den folgenden Heften auch Goethe, Schiller, Herder, Tieck, Kant, Schelling, Hegel, Alexander und Wilhelm von Humboldt, wie Bettina, und von den Ausländern Montaigne, George Sand, Flammarion, Lord Byron, Carlyle, Parker und Emerson nicht fehlen, oder in einer spätern Ausgabe statt eines andern bedacht werden. So gestehen wir aufrichtig, daß es uns unerwartet kam, in dem ersten Hefte auch Proudhon zu begegnen, der, bei allem Geist, doch ein socialistischer Schwärmer und Sophist noch dazu war und bleibt. Dagegen verdient die Verfasserin unsern wärmsten Dank, daß sie Gerechtigkeit auch darin ausgeübt hat, unserm herrlichen Jean Paul ebenfalls eine Stellung zu geben in der Reihe auserwählter Geister, wie er es im höchsten Grade verdient, während es jetzt vielfach Mode geworden ist, ihn, der zu den reichsten Genien aller Zeiten gehört, zu ignoriren. Dürfen wir einen Wunsch äußern, so ist es der, daß die Verfasserin, etwa bei einer neuen Auflage, den Werktag mit dem Festtage noch mehr ausgleiche, nämlich, daß sie jeder einzelnen Biographie auch irgendeine Gedankenäußerung des in Rede Stehenden beifüge, wie es in den meisten geschehen ist. Wölbt sich doch überall der idealische Himmel über der realen Erde, und finden doch sogar unsere heutigen Naturforscher überall den Aether. Eine äußere Biographie hat jeder, das innere Leben des menschlichen Individuums aber reflectirt besonders der Gedanke. Im Leben des außergewöhnlichen Menschen wird sich daher auch stets der Festtag mit dem Werktage vereinen, jener wird über diesen seine Weihe ausstrahlen.*) Daß die Verfasserin sich auf dergleichen versteht, beweist ihr Werk auf allen Seiten, sodaß wir aus demselben herausfühlen, wie harmonisch sie selbst ihr individuelles Leben geordnet, das Ideale mit dem Realen in vollen Einklang gebracht hat.

Möchte das von uns besprochene und warm empfohlene Werk in den Besitz und Gebrauch vieler kommen! Auch hier gilt es wieder: sage mir, was du liesest, und ich werde dir sagen, wer du bist. Auch wird man bei der wiederholten Lektüre dieses Buchs gewahr werden, ob man vor- oder zurückgeht, ob der Umgang mit jenen Geistern mit jedem Jahre reicher wird.

Alexander Jung.

*) Vgl. Alexander Jung: „Geheimniß der Lebenskunst" (zwei Theile) und den Roman „Rosmarin" (fünf Theile), in welchen jener Gedanke auch vielfach zur Darstellung kommt.

Feuilleton.

Internationale Literaturbeziehungen.

Auch die Beziehungen der Italiener zu unserer deutschen Literatur werden von Tage zu Tage lebhafter — und das mag uns einigen Ersatz dafür gewähren, daß die Franzosen in neuester Zeit nichts von uns wissen wollen und uns einen Absagebrief nach dem andern schreiben. Hat doch auch Saint-René Taillandier, der genaueste Kenner der neuen deutschen Literatur, der ihr mehrere Werke gewidmet hat und erst vor kurzem eine Gräfin Ahlefeldt, eine Charlotte Stieglitz, einen Heinrich von Kleist biographisch darstellte, es jetzt für nöthig gefunden, seiner Beschäftigung mit deutschen Zuständen und Büchern ein: „Bis hierher und nicht weiter" zuzurufen und sich durch einen energischen Protest von Deutschland loszusagen, gleich als ob er in den Augen seiner Landsleute durch seine bisherige literarisch vermittelnde Wirksamkeit mit einem Makel behaftet worden sei, den er nicht rasch genug wieder loswerden könnte.

Die in Florenz erscheinende „Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti" hat sich in ihrem letzten Jahrgang mehrfach mit deutschen Zuständen beschäftigt. Eine Reihe von Artikeln von Ruggiero Brughi behandelt unsere kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, namentlich mit Rücksicht auf die altkatholische Bewegung unter der Ueberschrift: „Chiesa e stato in Germania." Die neueste Dante-Literatur in Deutschland bespricht G. A. Scartazzini: „I recenti studii Danteschi in Germania." Er rühmt die Uebersetzungen von Philalethes, Blanc und Witte, tadelt diejenige von Krigar, bespricht mehrere Dante-Schriften, hebt die Studie von Hugo Delff: „Die Idee der göttlichen Komödie" als bedeutend hervor, namentlich wegen der genauen Kenntniß der mittelalterlichen Philosophie, welche der Verfasser an den Tag legt, und bespricht eingehend das Dante-Jahrbuch. Auffallend ist die Bemerkung Scartazzini's: Dante sei in Deutschland, trotz der vielen Uebersetzungen, nicht populär.

„La Rivista Europea", die ebenfalls in Florenz erscheint, bringt nicht nur unter den „Varietà letterarie, artistiche e scientifiche" stets Notizen über neue deutsche Bücher und Stücke, wie z. B. in ihrem ersten Aprilheft über Adolf Schirmer's Roman: „Altkatholisch", über das Trauerspiel von Schneegans' „Maria Königin von Schottland" und dessen neues Lustspiel: „Der Doctor Vorwärts", sie theilt in eben diesem Heft sogar Aufsätze deutscher Autoren mit, und zwar sind es diesmal zwei Schriftstellerinnen, denen diese Ehre zutheil wird. Der Aufsatz von Ludmilla Assing über „Giuseppe Mazzini" erscheint als ein Originalartikel, in welchem die Nichte Varnhagen's ihrer Begeisterung für den befreundeten Republikaner den wärmsten Ausdruck gibt. Außerdem aber finden sich „Lettere sulle donne" von Fanny Lewald wieder, in einer Uebersetzung, welcher die Uebersetzerin einen Appendix mit Notizen aus dem Gebiet der praktischen Frauenemancipation in Deutschland beifügt.

Auch eine andere romanische Nation, die Spanier, beschäftigen sich mit unserer Literatur. Die „Revista de España" enthielt mehrere Aufsätze über deutsche Philosophie und über ihr Verhältniß zum Katholicismus. Jenseit der Pyrenäen scheint Krause für den größten deutschen Philosophen zu gelten, dem auch vorzugsweise jene Artikel gewidmet waren.

Bibliographie.

Anton, A., Das gefälschte Christenthum und die Welt. Pest, Heckenast. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Arkolay, Lüge und Wissenschaft. Neues zu Altem. Für Offiziere aller Waffen, insbesondere für jene der Infanterie und der Reiterei. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Lex.-8. 14 Ngr.

Auf der Höhe. Artistisch literarische Wochenschrift. Herausgegeben von Jeanne Marie von Gayette-Georgens und J. D. Georgens. Jahrgang 1872. 52 Nrn. Berlin, Hennig. Vierteljährlich 1 Thlr.

Bauer, H., Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus den badischen Feldlazarethen im Kriege 1870—71. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 20 Ngr.

Beckmann, B., Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Behringer, C., Ein Gotteswort. Den gefallenen Kriegern am Jahrestage der Friedenskunde gewidmet. Würzburg, Stuber. 8. 2 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 3te Aufl. 1ster Bd. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bernstein, A., Mendel Gibbor. Novelle aus dem Kleinleben einer jüdischen Gemeinde. Berlin, F. Duncker. 8. 25 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 14: Duft. Lustspiel von H. Müller. Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Bolia, K. J., Der Gedächtnißtag des Friedens. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Clason, O., Vor mehr als 2000 Jahren. Eine politische und sociale Parallele. Rostock, Kuhn. 8. 4 Ngr.

Clemens, C., Zur Friedenstheologie. Ein Baustein. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Cornelius, J., Reise-Erinnerungen eines Ruhelosen. Skizzen aus Afrika und Amerika. Wien, Gerold's Sohn. 8. 20 Ngr.

Duensing, F., New-York. Culturhistorische Beschreibung. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 20 Ngr.

Erlebnisse der 3ten leichten Batterie des badischen Feldartillerie-Regimentes im Feldzug 1870/71 gegen Frankreich. Karlsruhe, Bielefeld. 1871. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Fischer, J. C., Hartmann's Philosophie des Unbewussten. Ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Fleming, W., Ueber die heutigen Aufgaben des Mikroskops. Ein populärer Vortrag. Rostock, Kuhn. 8. 4 Ngr.

Freund, W., Wie studirt man Philologie? Eine Hodegetik für Jünger dieser Wissenschaft. Leipzig, Violet. Gr. 8. 15 Ngr.

Gerber, J., Unfehlbarkeit des Papstes. Gedanken eines Laien. Aachen, Kaatzer. 16. 10 Ngr.

Gisele, R., Kurfürst Moritz von Sachsen. Geschichtliche Tragödie. 2te Aufl. Neue Bearbeitung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Krieg und Friede. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Die Heiligen. Vom Verfasser der „Gottes-Mörder." Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hoefer, E., Unter fliegenden Fahnen. Roman. 2 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Thlr.

Hugo, A., Der Geldkoffer. Eine wahre Geschichte aus Thüringen. Nürnberg, Kappler u. Richter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jessen, R., Physiologie des menschlichen Denkens. Hannover, Cohen u. Risch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Intlekofer, M., Zur katholischen Bewegung. Offenburg, Bielefeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Keller, E., Crischon Ballermann, Garde-Landwehrmann von't Stettiner Batteljohn. Plattdütsche Vertellzels ut'n franzö'schen Krieg. Stettin, Dannenberg. 8. 10 Ngr.

Kolb, G. F., Culturgeschichte der Menschheit, mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion rc. Eine allgemeine Weltgeschichte nach den Bedürfnissen der Jetztzeit. 2te völlig umgearbeitete Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Felix. Gr. 8. 10 Ngr.

König, E. A., Das Prinzeßchen. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Krüger, J., Ein großes Herz. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 8. 25 Ngr.

Lagerström, Angelika v., Biographisches Gedenk-Buch. 3tes Quartal: Juli bis September. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Lazarus, M., Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Leben Jesu auf Grundlage des vornehmsten Gebots. 1ster Thl. Leipzig, Lorenz. Gr. 8. 16 Ngr.

Linel, A., Die kirchliche und sociale Frage in Deutschland. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 10 Ngr.

Löhn, Anna, Ein deutscher Schulmeister. Ein Dorfgeschichte in Versen. Leipzig, Matthes. 16. 30 Ngr.

Mander, C., Aus alter und neuer Zeit. Novellen. Paderborn, Junfermann. 8. 16 Ngr.

May, L., Meine Studien- und Vergnügungs-Reise (Riesen- und Glatzer-Gebirge, Wien, Semmering etc.) vom 3. Juli bis 12. August 1871. Für Kranke und Gesunde, namentlich für solche, die frisch und froh ihr Leben geniessen wollen. Berlin, Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Meissner, J., Untersuchungen über Shakespeare's „Sturm". Dessau, Reissner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, J., Authentische Mittheilungen über Caspar Hauser. Mit Genehmigung der königl. bayerischen Staatsministerien der Justiz und des Innern zum erstenmale aus den Gerichts- und Administrativ-Acten zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen. Ansbach, Seybold. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Minckwitz, J., Katechismus der deutschen Verslehre für die allgemeine Volksschule. Nach neuen Grundsätzen. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Gegensätze. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, H. G., Oregon und seine Zukunft. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des fernen Westens. Leipzig, Mayer. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Musset, A. de, Hoffnung auf Gott. In's Deutsche übertragen von J. Vaillant. Halle a. S., Erlecke. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumeister, R., Neun Thesen wider das sogenannte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Neuse, G., Leipzig während dreier Jahrhunderte. Wahrheit und Dichtung in 3 Acten mit Gesang und Tanz. Thonberg-Leipzig, Neuse. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Niendorf, M. A., Sociale Studien. 2tes Heft. Berlin, Goldschmidt. 8. 6 Ngr.

Osborn, G., Der heilige Geist, sein Werk und seine Sendung. Ein Vortrag. Waiblingen. Gr. 8. 4 Ngr.

Palast und Bürgerhaus. Von Ernestine v. L. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Parr, Louise, Dorothe Fox. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pederzani, J., Die Frauen. Eine Studie. Pest, Heckenast. 8. 12 Ngr.

Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung. Eine Zurechtweisung des Dr. Geo. Stiebling und seiner angeblichen Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit von A. T. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Pleß, K. v., Cowien. Dichtung. Leipzig, Matthes. 16. 25 Ngr.

Reichensperger, A., William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Münster, Russell. Gr. 8. 6 Ngr.

Richard. Eine Lebensskizze aus den italienischen Wirren der Gegenwart. Aus dem Italienischen von R. Graf Fugger-Glött. Amberg, Pustet. 8. 15 Ngr.

Richter, A., Der Unterricht in der Muttersprache und seine nationale Bedeutung. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 15 Ngr.

Theobald Rittel. Ein evangelisches Lebensbild aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von L. C. Weißenburg. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. 4te vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Römpler, Bemerkungen zu „Schiller's Jungfrau von Orleans". Plauen, Neupert. Gr. 8. 16 Ngr.

Rosegger, P. K., Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt. Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 5ter Thl. Der vierte Stand und die Armen. 1ste Abth. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Schlägel, M. v., Stereoscopen. Kleine Skizzen und Erzählungen. München, Grabinger. Gr. 8. 1 Thlr.

Schédo-Ferroti, D. K., Die internationale Arbeiterbewegung. Populäre Betrachtungen. Berlin, Behr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schelle, E., Die päpstliche Sängerschule in Rom genannt die Sixtinische Capelle. Ein musikhistorisches Bild. Wien, Gotthard. Gr. 8. 2 Thlr.

Schoeberlein, L., Die Geheimnisse des Glaubens. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Schönwasser, Rosalie, Ueber die Verbreitung vernünftiger und zeitgemäßer Ideen in Bezug auf die Frauenfrage. Düsseldorf, de Haen. Gr. 8. 3 Ngr.

Shakespeare, W., Cymbelin. Drama. Mit freier Benutzung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von A. v. Wolzogen. Leipzig, Knobloch. 8. 15 Ngr.

Testut, O., Die Internationale. Ihr Wesen und ihre Bestrebungen. 1ste Lief. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiel, A., Meine Auseinandersetzung mit den Janus-Christen. Leipzig, Peter. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Töchter Rahels. Vom Verfasser der „Gottes-Mörder." Pest, Heckenast. 8. 10 Ngr.

Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, gesammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 7ter Thl. vom Jahre 1390 bis zum Jahre 1394. Hannover, Rümpler. Gr. 4. 4 Thlr.

Volkelt, J., Pantheismus und Individualismus im Systeme Spinoza's. Leipzig, Lorentz. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldmann, W., Was sind und wie wirken Sauerstoff- und Ozonsauerstoff-(?)-Inhalationen? Zur Klärung dieser Frage veröffentlicht. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 8 Ngr.

Weber, T., Herr Professor Baumgarten und der Protestantenverein. Ein Nachwort zur Berliner Octoberversammlung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Wehrkraft des deutschen Reiches. Im Februar 1872. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weismann, A., Ueber den Einfluss der Isolirung auf die Artbildung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Weiß, G. G., Ueber die Möglichkeit einer wirklich allgemeinen Stimmbildungslehre und das Wesen derselben. Ein Vortrag. Leipzig, Kahnt. 8. 6 Ngr.

Wolf, R., Johannes Kepler und Jost Bürgi. Vortrag. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 9 Ngr.

Yorke, O., Geheime Geschichte der internationalen Arbeiter-Association. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. 8. 20 Ngr.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von F. von Holtzendorff und W. Oncken. 1ster Jahrgang. 1872. 1stes Heft: Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft. Von H. Lang. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Zöllner, J. C. F., Ueber die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniss. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zur Geschichte der englischen Arbeiter-Bewegung im Jahre 1871. Leipzig, Duncker und Humblot. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 2. Mai 1872.

Schlagintweit's Werk über Hochasien.

Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—58. Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Zweiter Band: Hochasien. I. Der Himalaja von Bhutan bis Kaschmir. Mit sieben landschaftlichen Ansichten und drei Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Von einem Manne, der es wissen kann, wurde uns der alte General Zastrow als der beste Kenner der politischen und geographischen Verhältnisse Innerasiens bezeichnet. Er ist vom preußischen Generalstabe speciell damit beauftragt, alles zu studiren und zu vergleichen, was auf die Landschaften zwischen den britischen und russischen Besitzungen in Asien sich bezieht, auf jene Gegenden, in denen ein politisches Intriguen- und Schaukelspiel getrieben wird, welches im hohen Grade auch die Aufmerksamkeit Europas erregt und das ewige ceterum censeo Hermann Vambéry's bildet. In irgendeiner Weise werden die Dinge dort zum Austrag kommen, und es ist gut, so vorbereitet zu sein wie der preußische Generalstab, um von nichts überrascht zu werden, wenn auch das Interesse Deutschlands an jenen fernen Gegenden nur ein indirectes ist. Indien und Hochasien treten für uns mehr und mehr in Erscheinung, und die neuesten Vorgänge daselbst, die Ermordung des Vicekönigs Lord Mayo, die Aufregung, die unter den 20 Millionen Mohammedanern herrscht, welche unter der Herrschaft der Königin Victoria stehen, die Schaffung eines selbständigen Reichs unter dem Atalik Ghazi in Ostturkestan, das Verhalten Rußlands gegen die turkomanischen Khanate — das alles muß in uns den Wunsch rege machen, eingehender und tiefer mit der Ethnographie und Geographie jener Länder vertraut zu werden. Wir haben nun wol eine reiche und tüchtige Literatur über Indien in deutscher Sprache, weniger über Hochasien, aber so übersichtlich zusammenfassend, alles wenigstens berührend, wie das Schlagintweit'sche Werk ist keins. Ueberall geht es tief ein, schöpft, wo die eigene Anschauung einem der drei Brüder, Hermann, Adolf und Robert, fehlt, aus den besten Quellen und gibt uns so eine reiche Landeskunde.

Der erste, bereits vor Jahren erschienene Band umfaßt Indien. Der zweite Band behandelt Hochasien, der erste Theil hiervon ist erschienen und der zweite wird bald nachfolgen. Der Name „Hochasien“ wurde von den Schlagintweits zum ersten mal in ihren „Results“ *) angewandt für das Land im Norden Indiens, welches die drei Ketten des Himalaja, des Karakorum und Künlün umfaßt. Vom Brahmaputragebiet im Osten bis zur Mitte ihrer Ausdehnung laufen sie parallel und erst weiter im Westen treten wechselnde Richtungen ein. Die nördlichste Kette ist die niedrigste, die südlichste die höchste. Im Himalaja liegen die zahlreichen, durch Schlagintweit's Messungen erst genauer festgestellten hohen Gipfel, welche zugleich die höchsten Erhebungen unsers Planeten anzeigen und deren Superiorität über die Gipfel der südamerikanischen Cordillere ein Humboldt selbst so ungern anerkannte. Betrachtet man jedoch diese drei gewaltigen Gebirgsketten nach der mittlern Höhe ihrer Pässe, so erhält man andere Durchschnittswerthe für deren Erhebung, dann erscheint der Karakorum am höchsten. Schlagintweit gibt die Durchschnittshöhe der Pässe folgendermaßen an: Himalaja 17800, Karakorum 18700, Künlün 17000 englische Fuß. Welche Erhebung dieses bedeutet, erkennen wir aus dem Vergleich mit den Alpen, wo die mittlere Höhe der Pässe nur 7550 Fuß beträgt. Ehe man bis in die Region der Hochgebirge gelangt, hat man in Indien die Zone des Tarai zu durchwandern, eine heiß-

*) Schlagintweit, Hermann, Adolf and Robert de, Results of a scientific mission to India and High-Asia. Vol. I—IV (Leipzig, Brockhaus, 1860—66).

feuchte, sanft ansteigende Ebene, die als Saum sich im Süden nur dem Himalaja vorlagert. Die Breite derselben wechselt; sie ist dicht mit Rohrgewächsen, baumartigen Gräsern und vereinzelten hochstämmigen Bäumen bedeckt. „Die Zersetzung der ungeheuern Menge abgefallenen Pflanzenstoffs macht die Tarai überall, wo die Regenmenge reichlich ist, sehr ungesund.“ So ist das Passiren dieses Saums, der mehreremal von den Schlagintweits durchzogen wurde, ungemein gefährlich.

Was die politischen Verhältnisse des Gebiets anbelangt, das in diesem ersten Bande Hochasiens abgehandelt wird, so treffen wir sowol auf völlig unabhängige, als unter britischem Schutze stehende, und gänzlich von den Briten einverleibte Staaten. Im Norden Assams begegnen wir zunächst dem Gebiet der Abors, wilder Autochthonen, die noch auf der rohesten Stufe des Fetischcultus stehen. Es folgt nach Westen das Land der Bhutias, Bhutan, das theils von Aebten der buddhistischen Klöster, theils vom Dharea Raja, einem geistlichen Oberhaupte, regiert wird. Schlagintweit lernte es noch vor der bekannten Expedition der Engländer im Jahre 1866 dorthin kennen. Wieder weiter westlich liegt das kleine Sikkim, ein britischer Besitz, in dem die höchsten Gipfel aufsteigen. Hier haben die Engländer Thee- und Chinapflanzungen angelegt und die vielbeschriebene Gesundheitsstation Dardschiling errichtet. Sikkim schiebt sich zwischen Bhutan und das folgende, unter einem eingeborenen Herrscher stehende, ausgedehnte Königreich Nepal ein, dessen Hauptstadt Kathmandu Hermann Schlagintweit 1857 besuchte. Endlich machen nach Nordwesten zu eine Reihe kleiner Gebiete, wie Kamaon, den Beschluß der in diesem Bande behandelten Gebiete am Südfuß des Himalaja. Kaschmir, Tibet, Ladak, Balti und Ostturkestan werden im letzten Bande zur Behandlung gelangen.

Von hohem Interesse sind die ethnographischen Untersuchungen des Verfassers. In neuerer Zeit haben Linguisten und Anthropologen manchen harten Strauß miteinander ausgefochten, sie haben, die einen auf die Sprache, die andern auf die Körperbeschaffenheit gestützt, jeder ein Volk für eine ganz verschiedene Rasse in Anspruch genommen. Wollen wir auch den Anthropologen nicht in allen Fällen recht geben, so sind sie doch nicht so weit gegangen wie viele Linguisten, sie haben sich von den ans Lächerliche grenzenden Extremen mancher Sprachforscher freigehalten. Was soll man dazu sagen, wenn ein so bedeutender Mann wie Max Müller in Oxford den schwarzen Bischof Crowther, einen echten Neger und seinerzeit Sklave, geradezu für einen Arier, für einen Engländer erklärt, weil er durch und durch englisch fühle und denke! Bei einer Wissenschaft, die im Entstehen begriffen ist, die nach Gestaltung tastet, wie die Ethnographie, bei der eine Menge der verschiedensten Disciplinen ausgleichend nebeneinander zur Geltung gelangen müssen, ist es noch nicht an der Zeit endgültig zu entscheiden. Auch Schlagintweit schaut etwas zu vornehm auf die Sprache herab und stellt sich zu sehr auf den rein anthropologischen Standpunkt, aber er belegt seine Aussprüche mit guten Beispielen.

Sehr wichtig sind seine Bemerkungen über die verschiedenen Aboriginerstämme, die, halbwild, den verderblichen Saum der heißfeuchten Tarai bewohnen. Sie ziehen sich vor den Ausläufern der arischen und mongolischen Rasse, die mit ihnen von Norden und Süden her zusammentreffen, mehr und mehr zurück und sind dem Untergang bestimmt. Vollkommen richtig, wenn auch nicht jedem genehm, ist der nachstehende Ausspruch:

> Daß solche Völker, auch wenn ungestört sich selbst überlassen, es nicht dahin bringen, eine zahlreiche und doch in ihrer Existenz mit allem versorgte Nation zu werden, zeigt einen wichtigen Zusammenhang ihrer geistigen bisjetzt erreichten Entwickelung mit ihren körperlichen Unvollkommenheiten im Vergleich zu höhern Rassen, wichtig nämlich, insofern dies den Beweis liefert, daß dasjenige, was für uns als die höhere Körperform gilt, auch in solchen Fällen mit den Resultaten der Entwickelung zusammenfällt, wo die localen Verhältnisse dem Fortschritte in besserer Richtung keine engen Schranken gesetzt hatten.

Schlagintweit fand in Nepal einen unzweifelhaften Aboriginerstamm, dessen Sprache nichtsdestoweniger mit der tibetischen zusammenhing:

> Man könnte zunächst einen Widerspruch in der Sache selbst vermuthen, wenn man von so bedeutender Incongruenz zwischen Körperform und Sprache hört; es läge allerdings nahe, in der Verschiedenheit der Sprache wenigstens den Beweis starken Gemischtseins und den Rest der Einwirkung eines neuen Elements zu erblicken. Aber nach meiner Ansicht ist die Sprache für die Abstammung nicht nothwendig entscheidend; ich muß in dieser Beziehung auf den in ethnographischen Untersuchungen sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß niedere Stämme, eben weil ihre Sprache auf einer nur unvollkommenen Stufe der Ausbildung steht, um so leichter in Berührung mit höhern Rassen ihre Sprache verlieren. Es bedarf dazu nur des Verkehrs, etwa noch eines gewissen Grades socialer Abhängigkeit; sexuelle Mischung aber ist nicht nothwendig. Die letztere könnte bei vergleichenden Messungen nicht unbemerkt bleiben, und doch finden sich ganz bestimmte Beispiele auch im centralen Indien, daß Stämme ihre Körperform nicht verändert haben und dennoch ihre Sprache wechselten. Auch die große Anzahl niederer, unter sich deutlich verschiedener Sudra-Kasten in vielen Theilen von Indien, die ja alle Hindostáni sprechen, wäre in anderer Weise nicht zu erklären. Viel wichtigere Beispiele noch, und zwar in der Region ziemlich hoher Culturstufe, werde ich an den Bewohnern der nördlichen Theile Hochasiens vorzuführen haben.

Schlagintweit meint hier die Ostturkestaner, die Jarkander, die er, trotzdem sie rein türkisch sprechen, für „ungewöhnlich rein erhaltene Arier“ ausgibt. Und zu demselben Ergebniß ist denn auch kürzlich Shaw, der englische Theepflanzer aus dem Kangrathale, gelangt, dessen soeben erschienenes Werk über Ostturkestan uns die beste Schilderung dieses Landes gibt. Auch ihm fiel bei den Bewohnern Jarkands und Kaschgars der Gegensatz zwischen Körper und Sprache auf, auch er hält sie für türkisch sprechende Arier. Wir brauchen uns übrigens, um ein solches Verhältniß kennen zu lernen, nicht erst nach Asien zu begeben; wir können heute bei uns fortwährend die Parallele in den Juden finden. Auf den ersten Blick erkennen wir unter uns Ariern dies rein erhaltene semitische Volk heraus, das nun bei uns völlig die deutsche Sprache angenommen hat. Der Jude, der sich auf den linguistischen Standpunkt stellt, sagt: ich bin jetzt völlig ein Deutscher. Der Anthropolog muß diese Ansicht jedoch mit gutem Grunde zurückweisen. Die Sprache allein thut es nicht; es gibt den Rassen innewohnende Eigenschaften, die mit dem reinen Blute fortvererbt werden

und in einem Volke, nicht einmal durch tausendjährigen Aufenthalt unter einem andern Volke verwischt werden können. Ganz abgesehen von der Religion, die hierbei nicht ins Gewicht fällt, bleibt der Gegensatz zwischen Juden und Deutschen bestehen, solange die Juden ihr Blut rein erhalten.

Nachdem Schlagintweit die Gebirgssysteme, Reiche und Rassen Hochasiens im allgemeinen behandelt hat, gibt er uns einen kurzen Abriß des Buddhismus, speciell mit Rücksicht auf Tibet. Er ist basirt auf Emil Schlagintweit's ausführliches und sehr bekannt gewordenes Werk: „Buddhism in Tibet“, und wir brauchen uns dabei nicht aufzuhalten. Es folgen nun die Schilderungen der einzelnen Reiserouten, die reich an interessanten Abenteuern und Schilderungen sind und selbst jenen befriedigen werden, der das der gewöhnlichen Reiselektüre gegenüber ernster und wissenschaftlicher gehaltene Werk sonst nicht in die Hand nehmen würde. Wir können hier nur noch andeuten. Schlagintweit zeigt das Uebereinstimmende im geologischen Bau der Alpen und des Himalaja, und wie beide Centralgebirge in fast derselben Zeit sich erhoben haben. Es führt uns an den Fuß des Königs aller Berge, des Gaurisankar (29000 Fuß), dessen Name der „weiße Schöne“ bedeutet, und zum Kanchinjinga, der jenem nur wenig nachsteht, aber eine Zeit lang für den höchsten aller Berge gehalten wurde, wie auch einmal — in unserer Schülerzeit — der Dhawalagiri. Auch diese beiden majestätischen Gipfel führen Namen, welche auf die ewige Schneebedeckung hinweisen. In Nepal lernen wir die Elefantenjagden und den Elfenbeinhandel wie die Witwenverbrennungen kennen; in Sikkim sieht Schlagintweit, wie der Lapcha, der Ureingeborene, sich noch Feuer durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer bereitet, während ringsum schon englischer Comfort herrscht; Thassisudon, die Hauptstadt Bhutans, Kathmandu, jene Nepals, werden ausführlich geschildert. Ueberall werden die klimatischen Verhältnisse, die ja eine Specialität der Gebrüder Schlagintweit sind, ausführlich behandelt, und den Schluß machen die politisch zerstückelten kleinen Gebiete im Nordwesten bis zum Sedletsch hin.

Hoffentlich erscheint des zweiten Bandes zweiter Theil bald, der dann dieses umfassende und so überaus gewissenhafte Werk zum Abschluß bringt. Für einzelne Gegenden wird freilich gerade dieser zweite Theil durch die neuern Reisen Shaw's, Hayward's und Forsyth's überholt sein. Wir glauben aber, daß trotzdem die gründlichen deutschen Naturforscher noch viel Neues bieten werden, was jenen Engländern entgangen ist. Richard Andree.

Kant und die katholische Frage.

Kant vor und nach dem Jahre 1770. Eine Kritik der gläubigen Vernunft von F. Michelis. Braunsberg, Peter. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Ich fürchte kaum, daß die Redaction und Leser d. Bl. mit der durch meine Schuld verspäteten Anzeige des obigen Buchs zu viel versäumt haben. Als ich mich zu einer Besprechung desselben bereit erklärte, kannte ich von der Schrift nur den Titel, den Namen des Verfassers, der in dem gegenwärtigen Kampf gegen das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit seine Stellung in den vordersten Reihen genommen, und das Vorwort. Das alles hatte mich angezogen und auf den Inhalt begierig gemacht. Es ist nicht zum ersten mal, daß zwischen dem mächtigsten der deutschen Philosophen und der katholischen Lehre von Anhängern der letztern ein positives Verhältniß, eine Art Synthese in reformatorischer Absicht angestrebt wird, ich erinnere an Matern Reuß und die philosophischen Bewegungen in Würzburg unter dem vorletzten der Fürstbischöfe, Franz Ludwig von Erthal, an den Hermesianismus u. s. f. Diese Versuche, obwol sie keine der beiden Seiten gefördert haben, bleiben immerhin beachtungswerth; niemals aber ist bei einem solchen Experiment die Lehre des Philosophen so gewaltsam und willkürlich verwendet, so aus allen ihren Gliedern gerissen und ihrem eigenen natürlichen Entwickelungsgange zuwiderlaufend dargestellt worden, als in der uns vorliegenden Schrift.

Der Verfasser bekämpft, wie wir wissen, muthig und beherzt das vaticanische Concil, das in seinen Ergebnissen die Gegenwart der katholischen Kirche ernsthaft aufregt und der Neugestaltung unserer politischen Ordnungen bedrohlich entgegentritt. Er findet den classischen und ihm gültigen Ausdruck der kirchlichen Glaubenslehre in der vierten Lateransynode vom Jahre 1215, namentlich in den Definirungen über die göttliche Trinität und Schöpfung. „Ich beanspruche“, sagt Michelis, „mit meiner ganzen Auffassung nichts anderes als eine Durchführung des hier Grundgelegten.“ In dem vaticanischen Concil von heute triumphirt, so scheint es, der matte und sinkende Pius IX., in jenem lateranensischen Concil vor mehr als sechs Jahrhunderten triumphirte einer der gewaltigsten und mächtigsten Päpste, die es je im Sinne des Mittelalters gegeben hat, Innocenz III.! Jenes Concil beschloß die furchtbarsten Maßregeln zur Ausrottung der Ketzer, ihm galt der Papst als das Haupt der christlichen Völkerfamilie, als die Sonne, mit der verglichen das Königthum der blasse Mond ist, der vom Stuhle Petri sein Licht zu Lehen trägt. Wenn sich damals mit den Definitionen der Trinitäts- und Schöpfungslehre solche Folgerungen wohl vertrugen, warum sollten sie heute — die ungünstigen Umstände für die Ausführung abgerechnet — sich weniger gut vertragen? Daß Michelis sie verneint und gewiß von Grund aus verabscheut, gehört unter die ungünstigen Zeitumstände, die nicht hindern, daß in der Theorie solche Ueberzeugungen mit solchen Absichten zusammengehen.

Lassen wir diese Verbindung und bleiben bei jenen fundamentalen Glaubenssätzen, in denen unser Verfasser „den unleugbaren Höhepunkt des speculativ-dogmatischen Bewußtseins der Kirche“, die der christlichen Offenbarung adäquate Lehre erblickt, welche die fortschreitende kirchliche Wissenschaft im Geiste des echten Platonismus fand und

feststellte, bevor die Lehre des Aristoteles über die christliche Welt kam und in ihr siegte. „Im Aristotelismus handelte es sich schließlich um ein erstarrendes Formprincip, im echten Platonismus um eine fortschreitende Bewegung. Der Sieg des Aristotelismus in der Scholastik drückt aus die Sistirung in der Bewegung der kirchlichen Wissenschaft; die Wiederanknüpfung an den erreichten speculativ-dogmatischen Höhepunkt des kirchlichen Bewußtseins kann und soll bezeichnen die Wiederaufnahme der rechten Bewegung."

Hier ist die Intention des Verfassers. Sie bestimmt sein Thema. Das dogmatische Zeitbewußtsein aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts soll wieder aufgenommen, wieder hergestellt werden gegen Ende des 19. Nicht durch eine gewaltsame und höchste Autorität, denn er selbst bekämpft die päpstliche Unfehlbarkeit, sondern aus wissenschaftlicher Einsicht, aus freier Uebereinstimmung des Denkens mit jener Kirchenlehre, die der adäquate Ausdruck der christlichen Offenbarung war, d. h. auf philosophischem Wege. Diese Wiederherstellung nennt er „die Restauration der Kritik". Um sie zu vollziehen, um die Welt zu erkennen und in ihr die göttliche Offenbarung und Erlösung, dazu sind von seiten der Philosophie zwei Hauptbedingungen erforderlich. Sie muß den Gegensatz des Geistigen und Materiellen (Stofflichen), diese beiden Realitäten, anerkennen und unterscheiden, über beiden das reale Sein als deren Grund, das göttliche Sein und Wirken, die Trinität und Schöpfung: das ist die erste Bedingung. Sie muß zweitens die Stoffentwickelung und Verkörperung des Geistes, „die Bindung der Person im Stofflichen", aus einer uranfänglichen Störung des Geisterreichs, dem Geisterfall, dem Urbösen begreifen: das ist die zweite Bedingung. Aus solchen Elementen gibt der Verfasser am Ende der Schrift die Grundzüge seiner Vorstellungsweise, die sich in der einen Rücksicht mit Krause, in der andern mit Baader verwandt fühlt.

Wenn irgendwo, muß man hier das Ende der Schrift kennen, um den Anfang und ihr ganzes Beginnen zu verstehen. Die „Restauration der Kritik", die sie bezweckt, ist „die Kritik der christlichen oder gläubigen Vernunft" gegen die Kritik der reinen. Mit jenen Bedingungen, welche die Richtschnur der ersten bestimmen, vergleicht der Verfasser die Vernunftkritik, und macht die eigenthümliche Entdeckung, daß Kant schon „die Restauration der Kritik" dunkel im Sinn hatte, aber, wie es der menschlichen Unklarheit zu gehen pflegt, blind umhertappte, dem Ziele nahe kam, es hier und da streifte, ohne es selbst zu wissen, in der That es völlig verfehlte, auf Abwege gerieth und erst am Ende seiner philosophischen Laufbahn wieder einen Lichtschimmer hatte. Von ihm gilt nicht das Wort des Herrn: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt." Denn er war auf dem rechten Wege und hatte keine Ahnung. Er gehört wol nicht zu den Guten? Bei ihm war „das Unbewußte" nicht, was es nach Hartmann immer sein soll, unfehlbar. Dunkel tappend auf dem rechten Wege, gerieth er in den grundfalschen. Jener rechte Weg nach Michelis ist sein Entwickelungsgang bis zum Jahre 1770, in welchem letztern Zeitpunkt er dem Ziel ganz nahe stand, ohne es zu ahnen; der grundfalsche Weg, die eigentliche Wildbahn der Kant'schen Philosophie, ist die Kritik der reinen Vernunft; sein letzter Lichtschimmer die Lehre vom radicalen Bösen. Daher überschreibt Michelis sein Buch: „Kant vor und nach dem Jahre 1770; eine Kritik der gläubigen Vernunft."

Ein eigener Anblick, den sich von Kant der braunsberger Philosoph zurechtgemacht hat und wie eine Entdeckung sowol genießt als mittheilt! Erst dämmert ihm (Kant) etwas und er tastet weiter, dann geräth er in ein Meer von Irrlichtern, was man die „Kritik der reinen Vernunft" nennt, und zuletzt dämmert ihm wieder etwas, was man die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" nennt. Ich nehme den Verfasser beim Wort, damit die meinigen nicht satirisch erscheinen. Was Kant bis zum Jahre 1770 gewollt haben soll, und was als „rother Faden" durch alle Untersuchungen dieser Zeit hindurchläuft, sei nichts anderes gewesen als „die Unterscheidung des Formalen und Realen in unserm Denken", der Zusammenhang zwischen Negation und Gegensatz, die Sichtung des Subjectiven und Objectiven. Und zwar in Absicht auf die Religion. „Die ursprüngliche Tendenz seiner Philosophie ist eine angelegentlich und in eminentem Sinn religiöse." „Man muß vor allem constatiren, daß Kant in seiner ersten Periode durchaus auf der Grundlage des christlichen Glaubens steht." „Es ergibt sich, daß Kant in seiner ersten Entwickelungsperiode ganz auf das oben bezeichnete Ziel einer tiefern Erfassung des christlichen Offenbarungsstandpunktes lossteuerte." Er steuert auf christliche Offenbarungserkenntniß los und schrieb, während er nach diesem Ziele steuerte, die „Träume des Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik", nämlich aller Metaphysik, welche Erkenntniß einer geistigen, übersinnlichen, mit einem Worte andern als in der sinnlichen Erfahrung gegebenen Welt sein will. In derselben Zeit sollte Kant eine solche Erkenntniß aus tiefster Absicht gesucht, und aus vollstem Herzen bezweifelt und verspottet haben? Dann müßte ein anderes Ziel in seiner unbewußten Absicht, ein anderes in seinen bewußten Untersuchungen gelegen haben; er müßte sich des Ziels, welches Michelis ihm steckt, nicht bewußt gewesen sein. In der That lautet so des Verfassers ausgesprochene Meinung. „Kant steuerte in seiner ersten Entwickelungsperiode ganz auf das Ziel einer tiefern Erfassung des christlichen Offenbarungsstandpunktes los, womit ich natürlich nicht sagen will, daß er dieses Ziel, so wie ich es verstanden haben will, mit Bewußtsein im Auge hatte." Es heißt: die intendirte Unterscheidung des Formalen und Realen lag der Denkbewegung Kant's zu Grunde, aber „Kant ist sich dieser Unterscheidung, die das treibende Motiv seiner ursprünglichen Denkbewegung war, in ihrer vollen Bedeutung nicht klar bewußt geworden". „Die Unklarheit, worin er befangen bleibt, erfordert eine sehr geschärfte Aufmerksamkeit." Unklar und im Dunkeln über seine eigentliche Tendenz, gelangt Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" zu einem Resultat, welches er eigentlich nicht gewollt hat. „Die vorbereitende Entwickelung Kant's ist von einer Tendenz getragen gewesen, die gewissermaßen wider Willen zu dem Standpunkt geführt hat, den er in der Kritik selbst einnimmt." „Die Kritik

ist das gewissermaßen unwillkürliche Resultat eines auf ein ganz anderes Ziel angelegten Processes u. s. f." Vor der Kritik der reinen Vernunft sucht er die Erkenntniß des Uebersinnlichen, in der Kritik der reinen Vernunft findet er die Unmöglichkeit der letztern; alle Realität und Objectivität unserer Erkenntniß werde hier abhängig gemacht von der sinnlichen Erscheinung, die Consequenz sei der nackte Materialismus, die Leugnung der übersinnlichen Realität: vor dieser Consequenz bebt er zurück. Jetzt bekämpft er das eigene Werk. Der erste dagegen gerichtete Schritt ist „eine rein absichtliche Verdunkelung" in der zweiten Auflage der Vernunftkritik. „Der nach dem Erscheinen der Kritik eingehaltene Entwickelungsgang erscheint wie ein Kampf gegen das in der Kritik gewonnene Resultat." Wir sehen den Rock der Penelope vor uns! Was Kant bis zum Jahre 1770 gewebt hatte, löst er auf in der Vernunftkritik vom Jahre 1781; was er in dieser gewebt hatte, verwirrt er zunächst in der zweiten Auflage seiner Kritik vom Jahr 1787 und löst es weiter auf in seiner Religionslehre.

Eine geschichtliche Darstellung Kant's darf sich gern den Vorwurf gefallen lassen, daß sie diesen Anblick des Philosophen, worin er sich als ein so unglücklicher Weber zeigt, nicht kennt und seine Lehre reproducirt, ohne die Intention zu sehen, deren sich Kant selbst nicht bewußt war, so wenig bewußt, daß er deren Gegentheil gerade in dem Werke erreichte, wodurch er Epoche gemacht, die größte der deutschen und überhaupt der neuern Philosophie. Bevor man sich mit den „Unklarheiten" Kant's zu schaffen macht, muß man seine ganze Aufmerksamkeit geschärft und geschult haben an seiner Klarheit. Und wenn einer der anerkannt klarsten Köpfe, die je gelebt haben, einem andern so verworren, vag und irrlichtelirend erscheint, daß er einem Ziele nachstreben soll, von dem er eigentlich nichts weiß, und ein entgegengesetztes erreicht, das er eigentlich nicht will, so liegt die Schuld wol an dem andern, der einen falschen und dem Object völlig fremden Gesichtspunkt zur Betrachtung desselben gewählt hat. Dadurch hat der Verfasser der vorliegenden Schrift auch seine Urtheile über die Tragweite der Kant'schen Grundgedanken, die ich in manchen Punkten zwar nicht neu, aber brauchbar und richtig finde, entwerthet.

Die verborgene Grundintention der Kant'schen Lehre soll reconstruirt werden, um diejenige Philosophie herbeizuführen, welche der echten Kirchenlehre den wissenschaftlichen Halt gibt. So lange man jene Kant selbst verborgene Tendenz seiner Lehre nicht einsieht, streitet man umsonst über deren Bedeutung und Wesen. Mit dem Verständniß der echten Kirchenlehre, gestützt auf die wohlbelehrte Vernunftkritik, würden zwei Streitfragen zugleich geschlichtet sein: die Kant'sche und die kirchliche. Mit dieser seltsamen Combination beginnt der Verfasser sein Vorwort. Am Ende seiner Schrift blickt er von der Kant'schen Lehre auf die dogmatischen Definitionen der vierten Lateransynode, im Eingang derselben vergleicht er den Infallibilitätsstreit mit einer jüngst über Kant'sche Fragen geführten Polemik.

Gleichzeitig mit der Katastrophe, welche so urplötzlich durch das absolutistisch überschlagende Autoritätsprincip auf dem Gebiet zunächst der katholischen Kirche herbeigeführt worden ist, ist auf dem Gebiete der Philosophie und des freien Denkens in der Polemik zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer über die Grundlage der kritischen Philosophie ein principieller Kampf von nicht minderer Intensität und Tragweite, wenn auch nicht so laut hervortretender äußerer Bedeutung ausgebrochen. Wer erwägt, daß die Philosophie Kant's zum Schibbolet der geistigen Bewegung des freien Denkens geworden ist, welche den Fortschritt der modernen Cultur trägt, der wird über die innere Bedeutung der Thatsache sich nicht täuschen können, daß in diesem Augenblicke, nachdem die durch Kant angeregten Denkprincipien siegreich über die ganze gebildete Menschheit sich ausgebreitet haben, zwischen den zwei ausgezeichnetsten Vertretern der kritischen Philosophie auf zwei der berühmtesten deutschen Universitäten ein Vernichtungskampf über die Grundbegriffe Kant's entstehen konnte; und wenn angesichts des Infallibilitätsstreits die Welt mit Recht staunend sich fragt, ob denn in der katholischen Kirche das Bewußtsein über das eigene Wesen so abhanden gekommen sei, daß ein solcher Streit möglich war, so müssen wir mit nicht minderm Rechte fragen, ob denn die Theorie Kant's in sich so unklar ist, daß auch nur die Möglichkeit einer Polemik wie die zwischen Fischer und Trendelenburg begreiflich erscheint? (Vorwort, S. II.)

Ich sehe wohl, daß dieser letzte Schluß, den Michelis zieht, ihm selbst für das Experiment, das er vorhat, willkommen ist, aber ich kann weder zugeben, daß sein Schluß folgt, noch daß er trifft. Aus dem Factum, daß über Kant gestritten wird, aus der Art, wie es geschieht, würde ich eher auf Unklarheiten über Kant schließen, als auf eine Unklarheit in ihm. Namentlich da die Unklarheiten über ihn eine Legion von Beispielen für sich haben und jeden Tag an Zahl zunehmen! Warum soll der Grund dieser Unklarheiten in Kant liegen und nicht lieber in dem Mangel an Einsicht, an wirklich gründlichem und durchdringendem Verständniß, in der Unfähigkeit, das Ganze der Kant'schen Lehre in ihrer Gesammtentwickelung, in ihrem Gesammtzusammenhange deutlich vor sich zu sehen? Und gesetzt, der Grund so vieler Streitigkeiten über Kant wäre in gewisser Rücksicht durch die Natur seiner Lehre gegeben, so brauchte dieser Grund noch lange nicht eine Unklarheit Kant's zu sein. Am wenigsten eine solche, wie Michelis sie in Kant zu finden glaubt, eine Unklarheit im trüben Sinne des Worts, die fast wie Geistesschwäche aussieht: ein Kant, der nicht recht wußte, was er wollte, und nicht recht wollte, was er wußte! Wenn Kant so war, wie Michelis ihn vorstellt, wie war es möglich, sollte Michelis sich mit seinen eigenen Worten fragen, daß er der Führer wurde „der geistigen Bewegung, welche den Fortschritt der modernen Cultur trägt"?

Was aber den angeführten Streit selbst betrifft, so ist Referent in der Lage, ein Wort im eigenen Namen zu sprechen, da er sich in jenem Streit auf der angegriffenen Seite befand. Es handelte sich dabei nicht um den endgültigen Werth Kant'scher Lehren oder Kant'scher Sätze, sondern um die Richtigkeit meiner Darstellung und Auffassung, um deren historische Treue, um deren quellenmäßige Begründung. Man muß über die Thatsache der Kant'schen Lehre, über ihren sachlichen Inhalt sicher sein, weil man sonst in der Werthschätzung derselben nicht weiß, worüber man streitet. Ueber den endgültigen Werth aber der Kant'schen Lehre führe ich keinen literarischen Streit, weil ich ihn unabhängig von der geschichtlichen Auseinandersetzung und Entwickelung der Kant'schen Probleme,

d. h. unabhängig von dem geschichtlichen Fortgange der Philosophie seit Kant, für unfruchtbar und erfolglos halte. Was heutzutage darüber vorgebracht wird, ist meistentheils, wenn überhaupt von Belang, eine Wiederholung längst gesagter Dinge. Mich interessirt die Entstehung, nicht die Wiederholung. Jeder Einwurf, jedes kritische Urtheil berechtigter Art über ein geschichtlich entwickeltes System hat seinen geschichtlichen Ort, wo es entspringt, wo es aus der innern Lage der Dinge mit Nothwendigkeit hervorgeht, und ich habe immer gefunden, daß es an diesem Punkt mit dem stärksten Nachdruck, mit der frischesten Geisteskraft auftritt und später, so oft man es auch wiederholt, niemals besser gesagt wird.

Um nun auf jenen Streit zurückzukommen, so betraf die mir nächste Frage den adäquaten und quellenmäßigen Charakter meiner Darstellung, welche in einigen Punkten anzugreifen der Gegner versucht hatte. Ich glaube, durch meine Erwiderung diese Angriffe zurückgewiesen und entkräftet, diese Versuche an ihren Ort gestellt zu haben, und bin noch heute wie damals der Ansicht, daß in meinem Werk über Kant keinerlei Grund lag, einen solchen Streit mit mir zu beginnen. Veranlassung, Geschichte, Ausgang des Streits lasse ich gern beiseite, und würde nur dann zu einem offenen Rückblick auf diese Dinge genöthigt werden, wenn man, wie es jüngst in einem biographischen Abriß des Gegners („Illustrirte Zeitung", Nr. 1499, S. 208) geschehen ist, mir ein schnödes Unrecht zufügt auf Kosten der Wahrheit. In menschlichen Kämpfen sollte der Tod das letzte Wort haben!

Michelis hat in seiner Untersuchung von jenem Streit seinen Ausgangspunkt genommen und demselben einen Abschnitt der Schrift gewidmet. Obwol ich ihm nun weder in der Art, wie er den Streit auseinandersetzt und die Rollen vertheilt, noch wie er ihn auflösen möchte, irgendwie recht geben kann, muß ich doch anerkennen, daß er in den einzelnen Differenzpunkten um ein sachliches Urtheil bemüht war und über die Controverse in den streitigen Objecten richtiger geurtheilt hat als über Kant selbst. Ein Argument sollte nie gebraucht werden, welches ich in der vorliegenden Schrift einmal (S. 154)*) gefunden habe, während es bei einer derselben Controverse gewidmeten Anzeige eines münchener Recensenten die ganze Operationsbasis ausmachte. Wenn A und B miteinander streiten, darf jemand, welcher den Richter spielen will, nie so urtheilen: „Wenn A recht hätte, müßte B gar zu sehr unrecht haben; da nun B nicht gar zu sehr unrecht haben darf, so hat A nicht recht." Darauf sagt A, daß dieser jemand kein Richter und dieses Argument kein Argument ist.

Kuno Fischer.

*) Wörtlich so: „T. leugnet die Identität von Begriff und Gattungsbegriff bei Kant; F. widerlegt ihn und beweist, daß bei Kant allerdings Begriff und Gattungsbegriff zusammenfalle. Die Widerlegung und der Beweis sei schlagend. Aber wenn die Sache so offenbar und klar wäre, wie F. sie darstellt, so müßte T. geradezu blind gewesen sein, was wir doch F. nicht leicht glauben werden." Dann bemüht sich Michelis die Unklarheit in Kant nachzuweisen. Aber weder liegt eine solche Unklarheit in der Kant'schen Lehre, noch handelt es sich hier um die Schätzung, sondern um die Darstellung der letztern.

Neue poetische Uebersetzungen.

1. Album ausländischer Dichtung in vier Büchern: England, Frankreich, Serbien, Polen. In deutscher Uebersetzung von Heinrich Nitschmann. Mit 4 auf Stein gezeichneten Original-Compositionen von Striowski. Danzig, Bertling. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Dies hübsch ausgestattete, auch mit Steindruckbildern versehene Album bietet reichen ästhetischen Genuß, wenn auch die Zusammenstellung der einzelnen Dichtungsproben zu wenig systematisch ist, um eigentliche culturhistorische Belehrung zu gewähren. Die Uebersetzungen oder vielmehr poetischen Nachbildungen scheinen gelegentlich, wenn der Verfasser sich gerade durch ein Original angezogen fühlte, entstanden zu sein, und wurden, als sie ein gewisses Volumen erreicht hatten, hier ziemlich willkürlich und ohne innerlich motivirte Verbindung zusammengestellt.

Es ist ein Schatzkästlein bunt durcheinanderliegender Steine und Perlen. Dafür ist aber alles con amore behandelt. Der Nachbildner hat die fremden Gedichte zu wirklich deutschen gemacht, ohne ihnen ihre nationale Eigenthümlichkeit zu nehmen. Die erste Abtheilung: „England", gewährt geringeres Interesse, denn bis auf einige neuere, bis dahin uns unbekannt gebliebene Gedichte ist darin das Bekanntere von Byron, Moore, Shelley, Longfellow u. s. w., das unsere besten Uebertragungskünstler schon ebenso gut, zum Theil besser wiedergegeben haben, enthalten. In der zweiten Abtheilung: „Frankreich", freut es uns, neben den schon mehrfach übersetzten Romantikern, ältere Dichter: einen Lesage, Lebrun, Colin d'Harleville und vor allem Gresset zu finden, dessen in Frankreich mit Recht hochgeschätztes komisches Heldengedicht: „Vert-Vert" vollständig übersetzt ist. Den ironisch feinen, leicht scherzenden Ton der parodischen Epopöe, deren Held ein im Kloster erzogener Papagai ist, hat der Uebersetzer sehr glücklich im schwerfälligern deutschen Idiom getroffen. Der Vers fließt leicht und klar in bewegtem Rhythmus dahin. Es genüge als Probe dafür, den Eingang der Dedication an die Aebtissin D..., der ihr Hündchen Sultane gestorben war, anzuführen:

Du von den Grazien mit hoher Klarheit
Erleuchtet, doch von keinem Stolz berührt,
Du, deren Geist, geboren für die Wahrheit,
Die strengen Tugenden mit Anmuth ziert,
Mit Freiheit, mit dem Lächeln holder Freude,
Weil du begehrst, daß dir zur Augenweide
Ich eines edeln Vogels Unstern male —
Sei meine Muse, führe meine Hand,
Leih mir die Klänge, die zum ersten male
Aus zarter Liebe du emporgesandt,
Als einst Sultane, in des Lebens Blüte
Entrissen deiner Liebe, deiner Güte,
Hinabstieg in das düstre Schattenland.
Auch meines Ruhmeshelden Misgeschick
Füllt jetzt vielleicht mit Thränen deinen Blick.

Von seiner Tugend, von des Lasters Siegen,
Von seiner Reise, seiner irren, Weh
Erständen zwanzig Bände Odyssee,
Gemacht, den Leser sanft in Schlaf zu wiegen.

In Rhythmus und Wortstellung ist bei Nitschmann alles natürlich und ungezwungen, und Ton und Farbe der Copie den Originalen, so verschiedenartig sie sind, entsprechend, Sprache und Vers sind rein und correct, aber durch viele unreine Reime: ä — ö, eu — ei, ü — ie u. s. w., entstellt, die vielleicht des Verfassers heimatlicher Dialekt entschuldigt, die aber das Ohr des Mitteldeutschen verletzen.

Bei weitem am anziehendsten und interessantesten sind die serbischen Gedichte, meistens Volkslieder, welche die dritte Abtheilung dieses Albums ausmachen. Leidenschaft, Trauer, Wehmuth, Scherz und Humor geben sich in ihnen in naivster Weise kund, und dem Verfasser ist es wohlgelungen, den entsprechenden Ton dafür in seiner Nachbildung zu treffen.

Wir können uns nicht enthalten, wenigstens ein Liedchen als Probe mitzutheilen:

Die Arme.

Kommt ein Mädel vom Brunnen gegangen,
Schaut im Kübel ihr Angesicht,
Denkt sie bei sich: Ei, ei, deine Wangen
Sind doch gar so übel nicht;
Wäre nur noch ein Kränzlein dein,
Möchtest du noch viel schöner sein,
Möchtest dem jungen Hirten gefallen,
Jenem Hirten mit goldnem Haar,
Welchen die Heerden rings umwallen
Wie den Mond seine Silberschar.

Ein ähnliches Interesse gewährt die vierte, Polen gewidmete Abtheilung. Der Verfasser der, wie wir erfahren, schon vor längerer Zeit einen polnischen Parnaß herausgegeben hat, scheint auf demselben sehr bewandert zu sein und bietet in dem hier neu Hinzugefügten viel Schönes, unter anderm die „Flucht“, eine Ballade von Mickiewicz, die in eigenthümlicher Weise den Stoff der Bürger'schen „Lenore“ behandelt. Den Schluß des Ganzen bildet eine poetische Erzählung von Malczewski: „Maria“, die in Polen sehr populär ist. Das Leben der Ukraine ist in Schlacht- und Landschaftsgemälden äußerst anschaulich geschildert, aber der Faden der Erzählung spinnt sich so wenig klar in ihr ab, daß der Uebersetzer, der auch hier wieder Vorzügliches geleistet hat, dieser Unklarheit durch einige erläuternde Noten hat geglaubt abhelfen zu müssen. Die Art und Weise der Byron'schen poetischen Erzählungen, die die Dichter slawischer Zunge sich bekanntlich gern zum Muster nehmen, spiegelt sich auch hier wieder.

2. Konrad Wallenrod von Adam Mickiewicz. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 16. 12 Ngr.

Das Lob einer fließenden Diction und klaren Sprache, das wir Nitschmann zuerkannten, können wir dem neuen Uebersetzer dieses Epos, das unter den Polen eine große nationale Popularität erlangt hat und durch Kannegießer's Uebersetzung schon 1828 bei uns bekannt wurde, nicht gewähren. Die Reime sind meist rein, aber die Wortstellung dermaßen verworren und verschränkt, daß man das meiste zweimal lesen muß, um es zu verstehen; der Uebersetzer hat sich, vielleicht vom Reimbedürfniß getrieben, erlaubt, fortwährend Inversionen zu machen, wo sie nicht motivirt sind und zum vorhergehenden Komma nicht stimmen, z. B.:

Ein einzig Wort, ein Spaß
Erweckt ihn, und zur Leidenschaft entflammt —

soll heißen: „und entflammt ihn zur Leidenschaft.“ Dergleichen findet sich auf jeder Seite und macht die Lektüre des schönen Gedichts im Deutschen zur Arbeit statt zum Genuß. Mitunter ist die Sprache nicht ohne Kraft und poetischen Hauch, aber dann kommen gleich wieder Stellen wie folgende:

Ankommt die Bull, und über Länder — Meere
Großmächt'ge Fürsten, der Vasallen Hauf
Unzählbar ziehn heran die Kriegesheere
In blanker Wehr mit rothem Kreuze drauf
Und jeder es bei seinem Leben schwur:
Er tauft sie oder — tilgt der Heiden Spur.

3. Petöfi. Auswahl aus seiner Lyrik. Verdeutscht von Hugo von Meltzl. Leipzig, Kollmann. 1871. 16. 18 Ngr.

Wenn bei Weiß von poetischer Wiedergabe des Originals nicht die Rede sein konnte, so liegt dies ganz anders bei Hugo von Meltzl. Hier liest man wirkliche Gedichte, freie und doch treue Nachbildungen, hier merkt man nichts von Uebersetzungsqual und Noth. Es ist nicht der Ort, auf die bei uns schon längst anerkannte hohe poetische Bedeutung des ungarischen Burns, dem schon mancher Uebersetzer sein Talent widmete, zurückzukommen, wol aber darf hervorgehoben werden, daß die vorliegende Auswahl viel des Schönsten von ihm in vortrefflicher Reproduction bietet. Alle Töne und Stimmungen, von Lust und Jubel bis zur Trauer und Verzweiflung, die auf des Ungars reichbesaiteter Leier erklingen, finden einen Widerhall in den Weisen des deutschen Uebersetzers, welcher Reim und Rhythmus, auch wo sie große Schwierigkeiten bieten, leicht und natürlich handhabt und die dem Original inwohnende Musik zur Geltung bringt.

Besonders glücklich sind auch die humoristischen Lieder des originellen Volksdichters übersetzt. Hiervon nur diese kleine Probe:

Einem Buchhändler ins Album.

Des Lebens Ziel ist nur Glückseligkeit,
Doch halte dich zu schwerem Kampf bereit,
Leicht fällt das Glück ja keinem in den Schos,
Drum merke dir, mein Bester, dieses blos:
Geh stets den Pfad der Redlichkeit, davon
Weich nicht aus freien Stücken, nicht um Lohn,
Den Nächsten lieb', leih ihm ein freundlich Ohr,
Zieh nicht die Brücke deines Ichs empor,
Trag in des Herzens allerreinstem Ort
Das Vaterland, das theure, fort und fort,
Und glaub' an Gott! — Vor allem aber merke dir:
Absetze fleißig meine Werke mir.

Wir würden uns sehr freuen, diese kleine Sammlung, in der wir übrigens eine systematische Gruppirung vermissen, bald mit neuen, besonders mit Petöfi's berühmten Vaterlandsgesängen vermehrt zu sehen.

4. Pendnâmeh, das ist das Buch des guten Rathes von Ferideddin Attâr, aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Königsberg, Braun u. Weber. 1870. 8. 15 Ngr.

Der kundige Verfasser, der uns schon mit mehrern Uebertragungen aus dem Orientalischen beschenkt hat, bietet

hier eine schöne Probe persischer Spruchdichtung, indem er das „Buch des guten Rathes" von einem der bedeutendsten Vertreter der persischen Mystik und Didaktik, der im 13. Jahrhundert lebte und als hundertzehnjähriger Greis durch das Schwert eines mongolischen Kriegers bei einem allgemeinen Gemetzel, welches die Heere Dschingis-Khans überallhin begleitete, seinen Tod fand. Es ist eine Reihe von Lehren der Gottesfurcht, Weisheit, Demuth und Lebensklugheit, die in vielen Punkten an die Rückert'sche „Weisheit des Brahmanen" erinnern. Nesselmann hat aus Rücksicht für das deutsche Ohr den demselben nicht zusagenden Vers des Originals in paarweis gereimte fünffüßige Jamben umgewandelt, die uns jedenfalls entsprechender scheinen, als der von Rückert gewählte Alexandriner, der stets ermüdet und ins Breite führt. Die Sprache Nesselmann's — über die Treue der Uebersetzung steht uns kein Urtheil zu — ist gewandt und fließend, und bekundet, besonders in Handhabung des dreisilbigen Reims, eine große Virtuosität; man wird bei der Lektüre dieser ebenso tiefsinnigen wie weltklugen kleinen Lehrgedichte, zu deren Verständniß häufige wort- und sacherklärende Noten das Nöthige beibringen, echt orientalisch angehaucht. Eins der kürzesten möge hier als Probe für das Gesagte folgen:

Ueber die Glücklichen.

Wer an drei Dinge sich gewöhnen wird,
Wohlstand und Glück mit sich versöhnen wird.
Wer Gutes übt und keinen Dank begehrt,
Wird würdig durch der Gnad' Empfang geehrt.
Wenn dir auch sind die Fehler andrer kund,
Doch öffne nicht zum Tadel deinen Mund.
Wen du auf falschem Wege siehst, mein Sohn,
Den leit' auf rechten Pfad, es folgt der Lohn.
Was dich beschwert, laß keinen Menschen drücken,
Wirf deine Last nicht auf des andern Rücken.

Der Verfasser verspricht von demselben Dichter das ebenso geist- als umfangreiche allegorisch-mystische Gedicht „Mantiqattair die Vögelgespräche", wenn auch nur auszugsweise, in der Uebersetzung herauszugeben, und wird damit den Freunden orientalischer Poesie gewiß denselben Genuß gewähren wie mit dem vorliegenden Büchlein.

5. Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht in sechs Gesängen von Walter Scott. Ins Deutsche übertragen Karl Ernst Overbeck. Oldenburg, Stalling. 1871. 16. 18 Ngr.

Dem Verfasser gab, wie die Vorrede besagt, das diesjährige Jubiläum Walter Scott's Veranlassung und Anregung zu einer neuen Verdeutschung des „Fräulein vom See". Er hat die Sache, das sieht man, mit warmer Hingebung und Begeisterung erfaßt. Die Sprache hat leichten Fluß und ist eine durchweg poetisch gehobene. Die Uebersetzung gibt den Geist des Originals gut wieder und ist auch in Einzelheiten so treu, wie es eine Reproduction in Versen zu sein vermag. Häufige Vergleichungen mit dem englischen Text haben uns davon überzeugt; sie ist es in höherm Grade als andere, z. B. die Neidhart'sche, die dabei viel hölzerner ist. An Virtuosität der Reimbehandlung kann sie sich freilich mit der Freytag'schen, die nur mit männlichen Reimen, dem Originale gemäß, operirt, nicht messen. Overbeck hat, „dem Genius der deutschen Poesie entsprechend, männliche und weibliche Reime nebeneinander angewandt, so wie es der sprachliche Wohllaut des Verses, das langsamere Tempo der Erzählung oder auch die größere Bequemlichkeit des Uebersetzers zu verlangen schien".

Wir tadeln ihn deshalb nicht; der von ihm gefürchteten Eintönigkeit, die allerdings in einem längern Gedicht mit lauter männlichen Ausgängen für uns eintritt, ist er dadurch entgangen, aber der von ihm selbst eingestandene Bequemlichkeitstrieb hätte ihn nicht dahin führen dürfen, sich so viel unreine, oft sogar unmögliche Reime zu erlauben. Wir sprechen nicht von den halbrein assonirenden Vocalen, die sich auf jeder Seite finden, deren sich unter unsern Dichtern und Uebersetzern nur die gewissenhaftesten enthalten, sondern von Reimen wie „Heide" und „scheute", „steht" und „Majestät", „je" und „Grazie"; dergleichen entstellt allzu oft bei Overbeck die sonst reine und edle Diction. Wir verweisen ihn auf Platen's Vorbild.

Theologische und kirchenpolitische Literatur.

1. Zur Aufklärung. Betrachtungen von Adolf Mitzenius über politische Amnestie und kirchliche Unduldsamkeit, Vernunft und Gedankenfreiheit, landläufiger Aberglaube, die Aufgeklärten und der Kirchenglaube, Religion aus Furcht entstanden, Opfer, Was hilft das Gebet, Uebereinstimmendes der Feste aller Völker, der Sonntag ein Tag der Ruhe und Freude, die Heilige Schrift, das Alte Testament, die Bibel in der Schule, Jesus, das Neue Testament und das Glaubensbekenntniß, Was bleibt uns? Der Grundgedanke jeder vernünftigen Religion. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1870. 8. 18 Ngr.

Eine Reihe von oft nur lose zusammenhängenden Betrachtungen, richtiger Plaudereien über verschiedene Gegenstände, meistens religiösen Inhalts. Leicht und seicht ist das meiste. Mit der Wahrheit nimmt es der Verfasser nicht sehr genau, subjective Einfälle werden ihm im Augenblick zu Wirklichkeiten. So sagt er von Joseph: „Ob es ihm, dem Jüngling, als besonderes Verdienst angerechnet werden kann, daß das abgelebte, alternde Weib Potiphar's keinen Reiz für ihn hatte, mag dahingestellt sein." Hat Mitzenius vielleicht Privatnachrichten? Weder die Bibel noch die Sage des Morgenlandes schildern Potiphar's Weib (Suleika) als alt und abgelebt. Weiterhin lesen wir: „Maria, die geistige und schwärmerisch sanfte Schwester der häuslich wirthschaftenden Martha, war Jesu Herzen überaus theuer", ganz à la Venturini. Ferner sagt er, der Glaubenssatz von der Auferstehung des Fleisches rühre nicht von Jesus her und sei erst Jahrhunderte nach Jesu Tod erfunden und aufgestellt; eine Behauptung, die ein Blick ins Neue Testament sowie in die nächste beste Dogmatik und Dogmengeschichte widerlegt. Eine bedenkliche Begriffsverwirrung zeigt der Ver-

fasser, wenn er die letzte Frage des überlangen Titels so beantwortet: Sittlichkeit und Gesittung, Selbstarbeit an der Vervollkommnung des Charakters zum Rechthandeln, Duldsamkeit und Verträglichkeit aller Religionsgesellschaften und geistige Verbrüderung aller denkenden Menschen sei die Religion, die Jesus, die alle Vernünftigen gelehrt haben und lehren. Der Verfasser verwechselt Religion und Moral und ist, was Jesum betrifft, auf Matth. 22, 34 zu verweisen.

Ernster und wissenschaftlicher gehalten, aber in wesentlichen Punkten unklar und im ganzen misglückt ist

2. Das Himmelreich auf Erden. Eine Divination der Zukunft von W. Drabitius. Cottbus, Heine. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Drabitius tritt mit dem Anspruch auf, eine neue Weltanschauung zu begründen, die er Kosmismus nennt. Er schildert zuerst unsere Zeit mit ihrem Suchen und Forschen nach einer neuen, allgemein befriedigenden Weltanschauung. Den Anstoß zu dieser Bewegung gab die Französische Revolution, welche zuerst den Satz aufstellte, daß das Volk nicht allein Pflichten, sondern auch Rechte, Menschenrechte habe; zur ganzen Menschheit sprach damals das französische Volk, und die beiden Dictatoren, die wir erstehen sahen, der Onkel wie der Neffe, haben nur die Mission, der Welt zu zeigen, daß weder die gewaltige Kraft des Löwen noch die List des Fuchses eine einmal emporgeschossene Idee vernichten können. Wie reimt sich aber mit dieser Charakteristik des ersten Napoleon die barocke Zusammenstellung dieses „ideenfeindlichen Staatsretters“ mit Christus und Goethe? Drabitius sagt:

> Der Mustermensch ist schon in der Menschheit erschienen, aber in drei Theilen; Christus war nur der erste, freilich auch vorzüglichste Theil; die beiden andern Theile heißen: Goethe und Napoleon. Christus ist der Typus des Menschen, Napoleon der des Bürgers, und Goethe der des Mannes im Verhältniß zum Weibe. Christus hatte nicht das Volk und seine Fürsten im Auge, sondern die Menschheit und sein Ideal, die Menschheit und ihren Gott. Napoleon, der Bürger durch und durch, bleibt nicht in seiner schroffen Mannesenergie, sondern die Liebe Christi erweicht und mildert ihn (müßte ihn vielmehr ganz umschmelzen). Willst du vollkommen sein, o Mensch, dann sei alle drei u. s. w.

Ich enthalte mich jeder genauern Kritik dieses Einfalls.

In dem Abschnitt „Paulusthum und Kirchenthum“ schildert der Verfasser den Apostel Paulus als den Verderber der ursprünglich einfachen Lehre Jesu, den Stifter der christlichen Kirche und ersten Dogmatiker, der ein Christ werden wollte, aber ein Jude blieb, sich vom jüdischen Ceremonialgesetz befreite, aber dafür ein Glaubensgesetz erfand. Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit! Ich verweise den Verfasser, der aus 2 Tim. 4, 14 (einem Briefe von sehr zweifelhafter Echtheit) weitgehende Folgerungen zieht, auf Röm. 12, 19; Gal. 4, 4. Im vierten Kapitel betrachtet Drabitius die zwei veralteten Weltanschauungen, nämlich die philosophisch-pantheistische und die religiös-theistische oder anthropotheistische, und sucht beide zu widerlegen, um im fünften Kapitel seine eigene Weltanschauung zu begründen, welche, die Einseitigkeit der bisherigen Weltanschauungen vermeidend, Ich und Welt zu der ihnen gebührenden Geltung gelangen lasse. Die Frage nach dem Woher der Welt läßt der Verfasser als unbeantwortbar fallen:

> Denn haben wir einmal angefangen, woher? zu fragen, dann bleiben wir bei der Welt nicht stehen, wir müssen dann weiter fragen: woher Gott? wenn eben Gott der Zeit nach vor der Welt sein soll. Wir haben die Thatsache zu nehmen wie sie ist, das Vorhandene zu beschauen; wir sehen ja doch nicht Gott, sondern immer nur uns selbst. Wir haben den richtigen Begriff von der Welt zu finden, nicht den richtigen Begriff von Gott, der uns immer verborgen bleibt. Gott ist das Weltziel, das Weltideal, die höchste Sittlichkeit, wohin alles Leben sich bewegt, alles Streben gerichtet ist. Gott und Welt sind zusammengehörig, Gott nicht zeitlich vor der Welt, die Welt nicht zeitlich nach Gott, beide unendlich, Gott ohne die Welt, die Welt ohne Gott nicht denkbar. Denn jedes Strebende muß ein Ideal haben, wonach es strebt, und jedes Ideal ein Strebendes; die Welt als Strebendes muß einen Gott haben, wonach sie strebt, und Gott als Ideal und Ziel muß eine Welt haben, die nach ihm hinstrebt.

Warum aber, möchte ich fragen, muß denn das Ideal, nach dem die „unendliche“ Welt strebt, „Gott“ heißen? Liegt nicht schon im Namen „Kosmismus“, daß hier Gott doch nichts anderes ist als der Geist der Welt, wie er auch öfters vom Verfasser genannt wird? Das „Strebensziel“ und „Lebensprincip“ der Welt (offenbar unpersönlich) wird anderswo als „heiliger, gerechter, wahrhaftiger Weltgeist“ (offenbar persönlich) geschildert. Die ganze Gotteslehre des Verfassers ist nicht eine höhere Einheit, sondern ein unklares Gemisch von Theismus und Pantheismus; diese Unklarheit verdeckt sich Drabitius durch die Ausflucht, Gott bleibe uns verborgen.

In diese Weltanschauung, diesen stark teleologisch gefärbten Pantheismus, wird auch das Uebel und das Böse aufgenommen. Gott, sagt Drabitius, bedarf keiner Rechtfertigung wegen Zulassung des Bösen; denn alles Uebel, alles Böse in der Welt führt zum Guten und ist nur vorhanden, um das Gute mit größerer Energie ans Licht zu fördern. Diese Betrachtung, die das Böse als nothwendiges Reizmittel zur Förderung des Guten auffaßt, verträgt sich mit einer Theodicee im Sinne des gewöhnlichen Theismus; aber der Verfasser lehrt auch: „Vom Unendlichen zum Endlichen, vom Vollkommenen zum Unvollkommenen gibt es nun einmal keine Brücke; der vollkommene Gott kann weder eine unvollkommene Welt schaffen, noch eine unvollkommene Welt werden, weil eben vom Vollkommenen immer nur wieder Vollkommenes kommen kann“ — man sieht: das gerade Gegentheil der ersten Behauptung.

Die Unsterblichkeit faßt er als dauernden Zusammenhang unsers Geistes mit dem Weltgeiste und erlaubt uns, während er sonst das Jenseits in allen Gestalten bekämpft, sie zu hoffen; er behauptet, alle alten Religionen haben den Glauben an Unsterblichkeit entweder gar nicht oder nur theilweise in einzelnen Sekten und philosophischen Schulen!

Doch wir eilen zum Schluß. Gegenwärtig sind nach dem Verfasser die Menschen Thiere in Menschengestalt, einst werden sie Menschensöhne, reine, wahre Menschen sein. Die föderative socialistische (nicht communistische) Republik, deren Grundgesetze der Verfasser zum Schluß angibt, ist das Ziel der Zukunft und das Himmelreich auf Erden. Dann gibt es nicht mehr Könige und Unterthanen, Priester und Laien, Reiche und Arme, jeder fühlt sich wohl glücklich, das Reich des ewigen Friedens ist gekommen. Freilich wird die Menschheit, die jetzt gegen

4000 Jahre Geschichte zählt, nach der beigegebenen Zukunftskarte erst im 24000. Jahre ihrer Geschichte dies Ziel erreicht haben, wo „auf der ganzen Erde Vernunft- und Weisheitsleben als That und Wirklichkeit“ herrscht. Auf die Gefahr hin, von dem Verfasser zu den „weltklugen Verstandesmenschen“ gerechnet zu werden, die durch ihren „superklugen Zweifel an diesen Verheißungen nur ihre eigene Erbärmlichkeit documentiren“, erkläre ich diese Theorie für utopistischen Idealismus, träumerischen Chiliasmus und rechne sie zu den „Worten des Wahns“.

Ein ähnlicher Chiliasmus zeigt sich in:

3. Die Lieferanten der Hölle und die Lichtscheuen. Historisches Gemälde des Geheimpolizeiwesens und der geheimen Gesellschaften aller Zeiten und Völker. Von Daniel von Kászony. Leipzig, M. Schäfer. 1870. 8. 1 Thlr.

Ein sehr interessantes und pikantes Werk, offenbar von einem Ungarn mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich und Ungarn geschrieben, den Standpunkt der Aufklärung und Demokratie vertretend, nur leider ohne Anspruch auf historische Genauigkeit. Ganz verkehrt ist z. B., was der Verfasser über die Feme sagt:

Es ist vielleicht noch keinem historischen Schriftsteller aufgefallen, daß die Feme beinahe gleichzeitig mit dem Raubritterthum und der Pfaffenherrschaft in Deutschland verschwand. Ist daraus nicht zu schließen, daß diese Bluteinrichtung von der katholischen Kirche eingeführt und während der ganzen Dauer derselben von ihr unterstützt wurde? Ist es nicht sonderbar, daß durch die heilige Feme gerade nur die Anhänger solcher Fürsten und Familien am meisten verfolgt wurden, die dem Papste und dem katholischen Klerus misliebig waren, wie Friedrich der Rothbart, Heinrich IV., Friedrich II. und überhaupt die Hohenstaufen und Adolf von Nassau, der in Gerhard Bischof von Mainz einen tödlichen Feind hatte? Factisch war also die heilige Feme wirklich die heilige Hermandad.

Aehnliche Fehler finden sich häufig. So wird z. B. als das südamerikanische Land, wo die Jesuiten ein eigenes Reich gründeten, Chile genannt. Auch ist manches übergangen, was der Verfasser hätte erwähnen sollen, so das Ohr des Dionys, die Denunciation unter König Jérôme in Kassel. Zum Schluß sagt der Verfasser, wenn eine großartige Reform des Erziehungssystems und des Rechtswesens durchgeführt sei, werde es keine Verbrechen mehr geben, folglich werde auch die Nothwendigkeit einer Geheimpolizei nicht mehr vorhanden sein, andererseits aber werde man sich in einem so geordneten Rechtsstaate auch nicht gegen die Gesetze zu verschwören brauchen. Ideologische Schwärmerei, humanitärer Chiliasmus!

Dieselbe demokratische Richtung verfolgt

4. Das kirchliche und politische Camarillenthum, sein Fürsten, Völker und Staaten ruinirendes Regiment und dessen naturgemäß-friedliche Beseitigung. Von C. M. Gast. Zürich, Schabelitz. 1869. 8. 1 Thlr.

Eine mit unendlicher Weitschweifigkeit, unter fortwährenden Wiederholungen, ohne die geringste Spur von Witz und Humor das trostlose Einerlei ihrer demokratischen Phantasien ausspinnende Tendenzschrift. Eine Probe aus dem Vorwort:

Bei seinen langjährigen kirchlich-politischen Forschungen ist der Verfasser zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß die aus unendlicher Selbstsucht endlos übergreifende gärende und wühlende Partei, die mit ihren riesigen stehenden Heeren immer wieder opfer- und leidensreiche Eroberungs- und Unterdrückungskriege entzündet und damit die größten Staaten Europas einem finanziellen, wie auch geistigen und moralischen Totalruin zutreibt, in einem innig verbundenen kirchlichen und weltlichen Camarillenthum concentrirt ist. Indem nämlich ultraegoistische Pfaffen-, Militär- und Hofcamarillen durch erheuchelte Loyalitätsversicherungen zwischen die Fürsten und die Völker sich gedrängt, haben sie unter der steten Vorspiegelung einer vortheilhaften Staats- und Machterweiterung die geheime wirkliche Staatsleitung sich erlistet, um damit sich, ihre Familien und Helfershelfer auf Kosten der herabgezogenen und geschwächten Fürsten und Völker möglichst zu bereichern und sich die einträglichsten Sinecuren zu verschaffen u. s. w.

In diesem Tone geht es durch das ganze Buch. Das Ideal des Verfassers ist die föderativ-demokratische Republik nach dem Vorbild der Schweiz. Besonders lebhaft wird der preußische Ultraegoismus (ein Lieblingswort des Verfassers) bekämpft und der moralische und politische Untergang Deutschlands als Folge davon geweissagt — eine Weissagung, die durch die neuesten Erfolge Preußens widerlegt worden ist. Weiter eifert Gast gegen das Concil in Rom, gegen das Pfaffenthum aller Länder, gegen die Volksverdummung und erwartet das Heil von der Erkenntniß und Befolgung der allwaltenden Naturgesetze und der in denselben begründeten reinen Moralreligion als der zum Rechtthun zwingenden höchsten Macht. So endigt auch dieser weltschmerzliche Jeremias als Optimist.

Nach eigener Angabe hat Gast seit mehr als 15 Jahren in der angegebenen Richtung zu wirken versucht und seit dieser Zeit in 13 Schriftstücken seine Ideen vorgetragen, ist aber mit denselben ziemlich isolirt geblieben; „denn alle Egoisten und Ultraegoisten (!) haben von den allgerechten und gemeinnützigen und deshalb ihrem Bereicherungsprincip entgegenwirkenden Naturgesetzen gar nichts wissen wollen, während freisinnige Personen dieselben als «thöricht, überspannt und unpraktisch» ignorirt oder gar verspottet haben“. Ich habe nur die vorliegende Schrift des Verfassers gelesen, kann mich aber über die Gleichgültigkeit des Publikums schon wegen des halsbrechenden Stils, den er schreibt, nicht wundern.

Eine sehr natürliche Ideenassociation führt uns von hier zu der Schrift:

5. Die Jesuiten. Geschichte und System des Jesuitenordens von Paul E. F. Hoffmann. Zwei Bände. Manheim, Schneider. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eine vom Standpunkt des entschiedensten protestantischen Fortschritts entworfene, klar und volksfaßlich geschriebene, durch viele zum Theil sehr skandalöse Geschichten belebte Darstellung der Geschichte dieses dem Protestantismus so schädlich gewordenen Ordens. Ich enthalte mich, Auszüge zu geben und mache den Leser (der Verfasser ist inzwischen gestorben) nur auf ein paar Angaben aufmerksam, die der Berichtigung bedürfen. Wir lesen II, 1: „Augustin widersetzte sich dem Proconsul von Afrika gegenüber der Hinrichtung der Donatisten sehr energisch.“ Dies ist nur halb wahr. Solange Augustin auf andere Weise über die Donatisten zu siegen gehofft hatte, wehrte er die Einmischung der weltlichen Gewalt ab; als aber dies nicht gelang, formulirte er den Wunsch seiner heftigen Collegen in dem Gebote: „Coge intrare in ecclesiam“ (nach Luc. 14, 23), und schärfte den Arm der Verfolgung wider sie. Neander in seiner Kirchengeschichte bemerkt darüber: „Es

war nun durch Augustin eine Theorie aufgestellt und begründet, die, wenn sie auch in der Anwendung durch seinen frommen, menschenliebenden Geist gemildert wurde, doch den Keim des ganzen Systems des geistlichen Despotismus, der Intoleranz und der Verfolgungssucht bis zu dem Inquisitionsgericht enthielt." Ganz oberflächlich, ja verkehrt wird ebendaselbst die Lehre der Manichäer angegeben. Den Hexenproceß stellt der Verfasser im Zusammenhang mit der Inquisition als Werk der Jesuiten dar, spricht aber mit keinem Wort davon, daß die Protestanten es in diesem Punkte den Katholiken gleichzuthun suchten, während er doch sonst den Jesuitismus, wo er auf dem Gebiete des Protestantismus verkappt auftritt, scharf kennzeichnet.

Das Jesuitenthema wird romanhaft behandelt in:

6. Ein Novize der Jesuiten. Studie von Edward Somin. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 8. 25 Ngr.

Ein, wie der Verfasser sich selbst nicht verbirgt, etwas unreifes Werk, daher mit Recht als Studie bezeichnet, in blühender, manchmal schwülstiger Darstellung gehalten, von der Grundanschauung des Pantheismus und Mythicismus getragen. Somin schreibt unter dem moralischen Eindruck des Concils von 1869, von dem er das Schlimmste befürchtet. Manche Partien sind gelungen. Echt jesuitisch ist z. B. die Antwort, die Pater Werner dem zweifelnden Schüler Emil gibt:

> Der Papst ist unfehlbar, und wo sich zwei Päpste widersprechen, da liegt die Wahrheit zwischen ihnen, der Widerspruch aber in ihrer Zeit. Wie Stein und Stahl in heftiger Berührung den Funken erzeugen, so kann Gott seine Wahrheit aus dem Kampfe der Kirche offenbaren; und wer wollte leugnen, daß in diesem Falle nicht beide Päpste unfehlbar sind, obgleich sie sich nach Menschenmeinung widersprechen? Gott hat sie inspirirt, und sie sind Hammer und Amboß, zwischen welchen die Wahrheit die der veränderten Weltlage entsprechende Gestaltung erhält.

Der Atheist Stahl bestärkt den Jüngling in seinen Zweifeln und ruft ihm unter anderm zu:

> Das System der Knechtung des Menschen unter den blinden Glauben, diese Kirche Gottes ist ein Menschenwerk! Wozu bedarf der reine Mensch der Mythe? Wer ihrer bedarf, mag sie für sich behalten. Es ist nur die That, was den Menschen adelt, die reine, große, schöne That. Emil sprengt zuletzt seine Fesseln, studirt statt der Theologie Medicin und die Naturwissenschaften; die Religion war ihm nicht mehr starrer Zwang, sondern innerstes, lebensvollstes Bedürfniß; der Zweifel läuterte dasselbe und der Gedanke bestätigte es.

Mit dieser unklaren Phrase schließt unsere Studie. Auf der Rückseite des Titelblatts ist die stolze Bemerkung mit fetter Schrift zu lesen: „Das Uebersetzungsrecht in jede Sprache der gesitteten Welt ist frei gegeben." Wie viele Sprachen von diesem Recht Gebrauch gemacht haben, ist uns nicht bekannt geworden.

Von dem Camarillen- und Jesuitenunwesen ruhen wir ein wenig aus in:

7. Euthanasia, oder: Die Kunst, schön und freudig zu sterben. Für Gebildete aller Stände von Emil Richard Pfaff. Dresden, Türk. 1869. 16. 12 Ngr.

Der Verfasser, ein Arzt in Dresden, der schon 1864 „Ideen eines Arztes über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele" erscheinen ließ, führt uns auf 12 Staffeln in ebenso viel Kapiteln in das Heiligthum der Euthanasie ein. Zuerst bringt er den sogenannten teleologischen Beweis für die Unsterblichkeit, sucht dann die absolute Schmerzlosigkeit des Todes sogar bei Selbstmördern zu beweisen und zeigt uns sodann große Männer, einen Sokrates, Sophokles, Kepler, Kant im Tode und ihre Ansichten über den Tod. Hier fehlt es einigermaßen an Kritik. So lesen wir: „Selbst Wieland hat in seiner «Euthanasia» die Hauptgrundsätze des Sokrates, die im «Phädon» dargelegt sind, adoptirt" — Wieland, der in der „Euthanasia" eine Fortdauer mit Erinnerung an das irdische Dasein verwirft und einen Zug aus Lethe als beste Entschädigung für die auf Erden ausgestandenen Leiden preist! Ferner sind in diesem ganzen Kapitel Beispiele von ruhiger Gelassenheit und von frivolem Leichtsinn oder völliger Apathie im Angesicht des Todes plan- und kritiklos nebeneinandergestellt; gehören denn letztere auch zur Euthanasia und zur Athanasia?

Die moralischen Betrachtungen der folgenden Kapitel, die manches Treffende enthalten, übergehen wir und wenden uns im siebenten Kapitel zu dem astronomischen Beweis für die Fortdauer. Die Sterne sind ohne Zweifel bewohnt; das Jenseits ist in den Sternen zu suchen; wir sind hier schon nicht mehr auf blinden Glauben, sondern auf Autopsie (doch blos der Sterne und nicht ihrer Bewohner, die, wenn sie überhaupt vorhanden sind, nicht nothwendig aus frühern Bewohnern der Erde bestehen) gestützt; der Tod ist Uebergang von einem Leben zu einem andern, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem bessern, da, wie die Astronomen (!) nachweisen, unser Planet durchaus nicht als ein besonders begünstigter zu betrachten ist. In Betreff der Frage nach dem Ursprung der Seele neigt sich Pfaff zur Lehre von der Präexistenz, was ich nur folgerichtig finden kann.

Im Folgenden, wo der Verfasser hauptsächlich Splittgerber's „Schlaf und Tod" benutzt, äußert er sich ernster über den Seelenzustand der Bösen im Angesicht des Todes als oben, malt sodann das Wiedersehen aus, bringt eine Blumenlese von Aussprüchen unserer größten Denker über, d. h. für die Fortdauer, die freilich, wenn es der Raum erlaubte, Anlaß zu manchen kritischen Bedenken gäbe, und führt uns endlich auf die letzte und höchste Staffel der Euthanasie — ins Heiligthum der Freimaurerei. Diese ist der Bund der Bünde, ein Menschheitsbund im kleinen zur Beförderung der Humanität, in 8000 Logen über den Erdball verbreitet. Der Grad des Meisters in diesem Bunde besteht in der Vorbereitung auf das Ende des diesseitigen und auf den Uebergang in das jenseitige rein geistige Leben. Der Freimaurer kann sich die völlige Vernichtung eines selbstbewußten und denkenden Wesens nicht vorstellen und sagt daher von dem hingeschiedenen Bruder: „Er ist in den ewigen Osten eingegangen."

Von dieser gemüthlichen freimaurerischen Idylle kehren wir auf den kirchlichen Kampfplatz zurück und betrachten zunächst zwei Vorläufer der Reformation, nämlich:

8. Lorenzo Valla. Ein Vortrag von J. Vahlen. Zweiter Abdruck. Berlin, Vahlen. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine sehr gründliche Monographie über den berühmten Kritiker und Humanisten. Für unsern Zweck erinnern wir nur daran, daß Valla in seiner Schrift über die erlogene Schenkung Konstantin's (an Papst Sylvester) die

Unechtheit jener Urkunde, deren bedeutsamen Einfluß in den Jahrhunderten des Mittelalters jüngst erst Döllinger's Untersuchung in ein helles Licht stellte, nachgewiesen hat. Valla machte dadurch einen stürmischen Angriff auf das weltliche Fürstenthum des Papstes. Mit der Echtheit des konstantinischen Decrets war die älteste Basis der weltlichen Macht der Päpste weggeräumt, und die spätern Schenkungen an die römische Kirche und das sogenannte Recht der Verjährung konnten nichts gegen Valla beweisen. Hatte noch Dante in der „Göttlichen Komödie“, wie andere vor ihm und nach ihm, die konstantinische Schenkung verflucht, weil durch sie Reichthum und Verweltlichung und alles Unheil über die Kirche hereingebrochen sei, so fand jetzt auf dem Grunde der frischentdeckten Unwahrheit dieser Schenkung der Gedanke der Unvereinbarkeit geistlicher und weltlicher Macht in Valla's leidenschaftlicher Seele einen furiosen Ausdruck, und so hat sich an dieses Werk in der Folgezeit „Valla's Ruhm und Fluch geheftet“.

9. Savonarola, ein Vorkämpfer der Reformation von H. Ziegler. Berlin, Henschel. 1870. 8. 8 Ngr.

Savonarola (1452—98) ist noch mehr als L. Valla (1407—57) auf seinem Gebiet ein Vorläufer und Bahnbrecher der Reformation, von Luther als Zeuge der Wahrheit gepriesen und von Rietschel mit Recht auf dem Lutherdenkmal zu Worms neben P. Waldus, Wicliffe und Huß gestellt. Er hat zwar kein katholisches Dogma angegriffen, aber der mystische Zug der nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott sich sehnenden Seele entspricht nach dem Verfasser der protestantischen Rechtfertigung durch den Glauben (indem der Verfasser diesen Zug als mystisch bezeichnet, hat er ihm die rechte Stellung über allen Kirchen angewiesen); er bekämpfte die auf Ländererwerb gerichtete Politik Alexander's VI. und sprach es wiederholt aus, daß man der Kirche und dem Papste nicht zu gehorchen brauche, wenn sie etwas dem Evangelium und dem Gewissen Zuwiderlaufendes gebieten; er ist somit der feurigste Vertheidiger der Freiheit der Vernunft und des Gewissens, der That nach ein Protestant im besten Sinne des Worts.

Der dem Protestantenverein angehörige Verfasser dieses Schriftchens hat einen Gesinnungsgenossen an dem Verfasser von:

10. Zwingli in Marburg. Zur Beurtheilung des Unterschieds von zwinglischer und lutherischer Reformation dargestellt von J. Krabolfer. Berlin, Henschel. 1870. 8. 12 Ngr.

Ein zu einem eigenen Schriftchen erweiterter Vortrag im bremer Protestantenverein. Ausgehend von einer Schilderung des Religionsgesprächs in Marburg 1529, zieht der Verfasser, ein Landsmann Zwingli's, eine durchgreifende Parallele zwischen Zwingli und Luther, Zwingli- und Lutherthum. Auszüge lassen sich schwer geben, weil die ganze Schrift gedankenreich und gründlich ihren Stoff behandelt; auch ist ja immerhin noch ein Unterschied zwischen Recension und genauer Inhaltsangabe. Das Büchlein eröffnet namentlich eine Menge Gesichtspunkte für die religiösen Kämpfe der Gegenwart; so sagt der Verfasser in der Vorrede:

Die Beseitigung von Lehrstreitigkeiten sollte nur den Boden ebnen, auf welchem sich ein protestantischer Bund erheben konnte. Die Mission, welche Zwingli dem hessischen Fürstenhause zugedacht, ist von diesem nicht durchgeführt worden. Aber an dessen Stelle ist der Staat des großen Kurfürsten, des großen Friedrich getreten. Es fängt jetzt in der That dasjenige an sich zu verwirklichen, was Zwingli für seine Zeit erfolglos angestrebt hat, daß nämlich ein seinem ganzen Wesen nach protestantischer Staat zur Weltmacht und zugleich zum Haupte eines christlichen Staatenbundes oder Bundesstaats geworden ist.

Aus dem Schriftchen geht hervor, daß das Lutherthum sich zur Union und zum Protestantenverein, überhaupt zu den freiern humanistischen Richtungen auf dem Gebiet der Reformation, die nach dem Verfasser noch lange nicht zu Ende, sondern jetzt in einen neuen Zeitabschnitt getreten ist, möglichst ausschließend, das Zwinglithum möglichst bejahend verhält. Indessen hebt der Verfasser mit löblicher Unparteilichkeit auch die schwache Seite des Zwinglithums hervor und weist nach, warum Luther mehr ausgerichtet habe als Zwingli. Wir führen den Schluß des Werkchens an, das wir nicht warm genug empfehlen können:

Wie Zwingli die religiöse Bedeutung des Abendmahls von Fleisch und Blut Christi vollständig losgelöst hat, so ist seine ganze Thätigkeit in der Religion gerichtet auf die Scheidung und Loslösung derselben von den sinnlichen Elementen, welche in jeder geschichtlichen Religionsform mit ihr verbunden sind. Weil sein Streben weiter, höher ging als dasjenige Luther's, darum ist er auch von seiner Zeit weniger verstanden worden. Alle, die in seinen Fußstapfen gehen und die populäre Wirkung der Religion ihrer Wahrheit zum Opfer zu bringen sich nicht entschließen können, werden sich auf ähnliche Erfahrungen gefaßt machen müssen. Sie werden sich dadurch nicht abhalten lassen, sondern damit sich trösten, daß die Weisheit, wenn auch spät, doch immer noch früh genug kommt, um von ihren Kindern gerechtfertigt zu werden.

Krabolfer hegt also dieselbe Ueberzeugung wie Ziegler, daß, wie der letztere sagt, die Reformation der erfolgreiche Anfang einer Bewegung sei, die das ganze innere und äußere Leben der christlichen Völker umgestaltet habe und noch heute mitten in dieser Arbeit begriffen sei. Ich möchte noch mehr darauf hinweisen, daß, wie ein Blick auf die diesmal von uns besprochenen Schriften zeigt, in unserer Zeit die protestantische und die katholische Kirche ihre innersten Principien äußerlich hervortreten lassen, ihre letzten Folgerungen ziehen. Man mag die Infallibilitätstheorie als Unsinn bezeichnen, aber es ist Methode darin, es ist die letzte Consequenz des katholischen Autoritätssystems. Auch die protestantische Kirche sodann ist Kirche, gegründet auf das Princip der Autorität und Stabilität; wie sich damit die andere Seite, das Princip des Fortschritts und der freien Forschung vereinigen läßt, das ist die Frage, welche die Gegenwart zu beantworten sucht. Zum Schluß betrachten wir:

11. Concil und Jesuitismus. Brennende Fragen zur Orientirung für das deutsche Volk. Von einem schwäbischen Theologen. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine mit reicher Gelehrsamkeit ausgestattete und doch volksfaßlich gehaltene, vom positiv evangelischen Glauben ausgehende, aber auch den Protestantenverein als Mitstreiter aufrufende geharnischte Streitschrift gegen die Tendenzen des Concils von 1869/70, vor dem Zusammen-

tritt des Concils geschrieben, aber immer noch interessant und belehrend, namentlich weil viele Voraussagungen des Verfassers eingetroffen sind. Er prophezeit, die Beschlüsse des Concils werden an der Entschiedenheit und Festigkeit der bedrohten Staatsregierungen, an der Macht der Zeitbildung, an dem Glaubensbewußtsein der Protestanten und Griechen scheitern. „Einem Nachtwandler gleich klettert jetzt noch der Papst an steiler Wand empor, kühn geht er auf dem Dachfirst einher. Wehe ihm! vielleicht schon das nächste europäische Waffengeklirr wird ihn aufschrecken und seinen jähen Sturz herbeiführen." Ebenso richtig prophezeit der Verfasser, die deutschen Bischöfe in ihrer Majorität werden nicht ermangeln, in den Tagen des Concils durch offengehaltene Hinterthürchen in den Saal der Stimmeneinhelligkeit einzutreten.

In dem Abschnitt „Die Aufgabe des Concils" werden etliche von Katholiken ausgegangene Vorschläge zu einer gründlichen zeitgemäßen Reform des Katholicismus besprochen, doch hebt der Verfasser hervor, daß sie wenig Hoffnung haben; namentlich sei das Ablaß- und Dispenswesen heute mehr denn je im Schwung.

Das Küssen des Kreuzes am Eingang in das Colosseum bringt vierzigtägigen Ablaß. Auch wird in Rom eine Schuhsohle der Jungfrau Maria gezeigt, die in einem Blatt eingedruckt ist und das wahre Maß des Fußes der allerseligsten Mutter Gottes bezeichnen soll; Papst Johann XXII. hat 300 Jahre Ablaß jedem bewilligt, der dreimal das Maß küßt und zugleich Ave Maria spricht; dieser Ablaß kann auch den Sündern im Fegfeuer zugewendet werden.

Gegen den Schluß hofft der Verfasser von der Weisheit und dem Takt der preußischen Regierung, sie werde auf ihrer Hut sein und in ihrem Verhältniß zu Rom, besonders gegenüber den Concilsbeschlüssen, das Staatsinteresse wahren, die Gefühle ihrer Unterthanen nicht verletzen, ihre Sympathien unter den süddeutschen Protestanten nicht verscherzen und dem Geist ihrer Geschichte sich nicht feindlich erweisen.

Als theologisch-ästhetischen Nachtisch setzen wir unsern Lesern noch vor:

12. Ary Scheffer. Ein Charakterbild von P. Hofstede de Groot. Berlin, Heinersdorff. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Nach einem kurzen Lebensbericht Ary Scheffer's wird das Erhabene in seiner Malerei charakterisirt und bemerkt, daß er am liebsten seinen Stoff aus der biblischen Geschichte wählte und besonders Jesum als Christus consolator und remunerator verherrlichte; allgemein werde anerkannt, daß es für Maler, Bildhauer, Redner, Dichter und Musiker keinen großartigern Gegenstand gebe als den Menschen im höchsten Sinne des Wortes, Jesum Christum; diesen Sohn des Menschen habe Scheffer immer wieder gemalt und ihn in den erhabensten Handlungen vorgestellt, wie er alle Zeiten hindurch hier tröstet, dort richtet. Als Maler sei er ein lyrischer Maler; denn hauptsächlich die Empfindungen, den Seelenkampf, die Liebe, das Geistesleben der Menschen, weit weniger ihre Werke und Schicksale wolle er darstellen. Diese Erhabenheit wird abgeleitet aus Scheffer's künstlerischem und moralischem Charakter; Scheffer war idealischer und realer zugleich als je ein Maler war, sogar als Rafael; Goethe und Schiller vergötterten die Kunst um ihrer selbst willen; Scheffer beseelte die griechischen Formen mit himmlischem Geiste; seine Kunstproducte sind das schönste Gegenstück gegen Schiller's Grablied der Künste („Die Götter Griechenlands"). Indessen gehört seine Kunst keiner bestimmten Kirche an; er ist einfach evangelischer Christ; auch sein Christus ist nicht der einer Kirche oder Schule, sondern der Christus des Evangeliums, wo er ihn kennen gelernt hat als den eingeborenen Sohn vom Vater, der in vollkommener menschlicher Gestalt unser Bruder wurde. Die Anmerkungen richten sich unter anderm gegen das verwerfende Urtheil, das G. Meyer in seiner „Geschichte der modernen französischen Malerei" über Scheffer's „frostige Symbolik" und „allegorische Darstellungen" namentlich in seinen Christusbildern fällt, welche „den rein menschlichen Vorstellungen unsers Jahrhunderts von Jesu nicht entsprechen". Der Verfasser hätte noch das Urtheil H. Heine's in seinen „Letzten Gedichten und Gedanken" anführen können: „Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis." Hier stehen sich also zwei Anschauungen diametral gegenüber. Mir ist in Hofstede's immerhin sehr interessanter Darstellung gerade der Punkt aufgefallen, daß Scheffer weder das katholische, noch das kirchlich-protestantische, sondern das allgemein evangelische Bewußtsein ausgedrückt habe, daß er als Maler Lyriker sei, daß insbesondere sein Christus remunerator keinen Gerichtstag, wie die Maler ihn bisjetzt zu schildern pflegten, sondern das Gerichtswerk darstelle, durch alle Zeiten hindurch vollbracht und noch zu vollbringen von ihm, der das Licht ist und durch seine Erscheinung selbst eine Scheidung macht zwischen Guten und Bösen. Diese Worte des Apologeten geben reichen Stoff zum Denken und werfen auf die Behauptungen Meyer's und Heine's ein eigenthümliches Licht.

Gustav Hauff.

Briefe über berliner Erziehung.

Briefe über berliner Erziehung. Zur Abwehr gegen Frankreich. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Die unter diesem Titel zum Besten der allgemeinen deutschen Invalidenstiftung herausgegebenen „Geharnischten Episteln" stammen aus der Feder eines Anonymus, welcher den berliner Lehrerkreisen angehört. Die Mission dieser Briefe ist eine weitgreifende, das Herz der Zeit treffende. Den augenblicklich in gewissen Kreisen obwaltenden verderblichen Erziehungsmaximen gemäß, revidiren sie in rücksichtsloser Weise die pädagogischen Acten der Zeit und handhaben bei diesem Amte eine scharfe Kritik und eine ebenso umsichtige als energische Offensive. Sie thun es mit Recht; denn wer je einen Blick in die Art der häuslichen Erziehung gethan hat, wie sie in den begüterten mittlern und hohen Gesellschaftsregionen unserer großen Städte gegen-

wärtig an der Tagesordnung ist, der staunt über die Indifferenz und Leichtfertigkeit, mit welcher sie geübt wird, der erschrickt über die Ziele, zu denen sie führen muß. Zumal in Berlin sind die Misstände in Sachen der häuslichen Erziehung weit gediehen. Wenn nun der Verfasser der uns hier zur Würdigung vorliegenden Briefe — sie sind an einen Freund gerichtet — in dieser Angelegenheit das strafende Wort ergreift, so kommt er damit einem längst gefühlten Bedürfniß entgegen und erwirbt sich mit dieser polemischen Initiative das Anrecht auf den Dank nicht nur Berlins, sondern auch Deutschlands; denn die preußische Metropole gibt in vielen Fragen des innern und äußern Lebens den Ton an, und wer dort reformirt, der bessert die Zustände des gesammten deutschen Nordens. Mit vieler Schärfe und wenig Schonung sondirt der Verfasser der „Briefe" das Erziehungswesen in der Residenz des deutschen Kaisers; er legt die wunden Punkte der häuslichen Verhältnisse der berliner „guten Gesellschaft" rücksichtslos bloß und zeigt sich durch philosophische Gelassenheit, durch Ruhe und Ernst seines sittenrichterlichen Amts würdig.

Als eins der Haupthemmnisse eines gedeihlichen Einflusses der Schule auf die Kinder betrachtet der Verfasser die durch die Veräußerlichung des Familienlebens hervorgerufene Zerstreutheit derselben. Auf Schein und Glanz, auf bunten Lebensgenuß und den Fron der Eitelkeit geht in gewissen berliner Familien (in andern Großstädten Deutschlands und des Auslandes ist es nicht besser) alles hinaus, und die Franzosen sind das hassenswerthe Muster dieser nichtswürdigen Nachahmung. Mit feinem Blick hat der Verfasser betrachtet, daß sogar schon die baulichen und decorativen Einrichtungen in den für solche Familien bestimmten Wohnungen von vornherein im Hinblick auf diese äußerliche Lebensführung eingerichtet werden. Eine nimmersatte und doch stets die matten Farben der Blasirtheit tragende Vergnügungssucht der Aeltern, welche die Kinder oft als eine unerwünschte Fessel betrachtet, ist eine der Hauptquellen des Elends solcher vornehmen Erziehung. Dazu kommen andere verhängnißvolle Misstände, welche sofort nach der Geburt des Kindes anfangen ihre schädlichen Einflüsse zu üben und wie böse Dämonen alle Stadien der Erziehung begleiten, so das Unwesen der Ammenwirthschaft, der Gouvernantenmanie, der falsch angewandten Nachhülfe- und Tanzstunden. Wenn der Verfasser zugleich mit diesen eben bezeichneten Ausschreitungen der modernen Erziehung auch den Kindergarten in den pädagogischen Bann thut, so scheint er uns hiermit das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Fröbel'schen Kindergärten haben, von einigen Verirrungen abgesehen, des Guten viel gewirkt und werden bei immer größerer Vervollkommnung ihrer Methode ohne Frage in dem Erziehungswesen der Zukunft eine noch segensreichere Wirksamkeit entfalten, als sie solche schon jetzt üben. Beherzigenswerth ist, was der Verfasser über die heutigen Spielsachen, wie sie sind und wie sie sein sollten, sagt:

> Der eigenen Thätigkeit der Kinder, ihrer Phantasie, ihrem Erfindungsvermögen, selbst ihrer äußerlichen Geschicklichkeit ist durch jenes bis ins kleinste Detail spitzfindig ausgeführte Spielzeug nicht der geringste Spielraum mehr gelassen.... Alle Spielsachen sollten ganz einfach, allgemein und gleichsam nur Typen sein, damit das Kind gerade durch die Unbestimmtheit im einzelnen herausgefordert werde und nun auch den unbegrenzten Raum habe, das Detail aus seiner Phantasie zu produciren und hinzuzudenken, aus Klötzchen und Häuschen und Thieren und einigen Holz- und Papierpuppen sich eine ganze und jeden Tag eine neue Welt hinzuzaubern, übergossen und strahlend von jener unbeschreiblich lieblichen, unwiderstehlich himmlischen Poesie, die der allmächtige Gott in die Seele des Kindes gelegt hat.

Der Verfasser zieht die Jugendliteratur, die Kindergesellschaften, die Toiletten der Kinder und manche andere innere und äußere Details des berliner Gesellschaftslebens, soweit dieselben die Welt der Kinder berühren, in den Kreis einer höchst realistischen Betrachtung, wobei er oft dem schärfsten Sarkasmus die Zügel freigibt. Er charakterisirt gegenüber solchen Verirrungen der häuslichen Erziehung die schwere Stellung des die Kinder nur in der Schule leitenden Lehrers, indem er darthut, wie dessen bei den Kindern mühsam erzielte Erfolge nur allzu oft durch die Indifferenz und Verkehrtheit in der von den Aeltern gehandhabten häuslichen Erziehung völlig paralysirt werden, und so alle seine Bemühungen erfolglos bleiben müssen. Und was kann uns solche heillose Zustände beseitigen helfen? Der Verfasser antwortet auf diese Frage etwa folgendermaßen: Nicht der Staat, nicht die allgemeine Constellation dieser viel zerrissenen und zerklüfteten Zeit trägt die Schuld an solchen Zuständen des Erziehungswesens, sondern diese ist vielmehr, wie das ganze Buch nachzuweisen sich bestrebte, in der Vernachlässigung des häuslichen Lebens zu suchen. Retten kann hier allein eine größere Vertiefung und Versittlichung des allzu sehr veräußerlichten Familienlebens.

Wir können die trefflichen Briefe unsers pädagogischen Anonymus, die wir ihrem ganzen Inhalt nach als durchaus das Wahre treffend adoptiren und an denen wir nichts zu rügen wissen, es sei denn der Umstand, daß der Verfasser die Zustände der modernen Erziehung wol hier und da durch eine etwas allzu schwarz gefärbte Brille sieht, durchaus der Beherzigung des Publikums empfehlen. Die Erziehung bleibt zu allen Zeiten ein zu wichtiges Moment im Leben des Staats und des einzelnen, als daß sie nicht stets alle interessiren sollte, als daß nicht alle den Beruf fühlen sollten, an ihr mitzuarbeiten.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Academy" vom 1. März d. J. enthält eine eingehende Besprechung der „Philosophie des Unbewußten", von Eduard von Hartmann, aus der Feder H. Lawrenny's. Dieser sagt in der Einleitung: „Das Auftreten eines rein philosophischen Systems, welches die Anhänger als die bedeutendste metaphysische Entdeckung seit Hegel und Schopenhauer enthaltend begrüßen, kann nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden, und die Neugierde verwandelt sich in Theilnahme, wenn wir finden, auf welchen Grundsätzen es zu beruhen beansprucht. Dr. Hartmann ist bescheiden genug zu

gestehen, daß ihm die Geheimnisse der dialektischen Philosophie ebenso unzugänglich sind wie der übrigen Welt, und er erklärt sich zu Gunsten der einfachen inductiven Methode, wodurch er die letzten Schlüsse der Naturwissenschaften mit der Philosophie in Einklang zu bringen hofft. Er verkennt keineswegs die Schwierigkeit der Aufgabe, und man kann auch wirklich deren Wichtigkeit unmöglich zu hoch anschlagen. Bei der Abschätzung des Werthes seines gegenwärtigen Beitrags zu ihrer Lösung müssen wir bedenken, daß schon etwas gewonnen ist, wenn nur die Bedingungen des Problems klar niedergelegt und die besten Mittel zu dessen Lösung richtig angedeutet sind. Aus diesem Grunde liegt uns daran, der «Philosophie des Unbewußten» volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ist auch der Verfasser etwas unmethodisch in der Darlegung seiner Ansichten, so kann dies vielleicht besser dadurch geschehen, daß wir seiner eigenen Eintheilung folgen, als wenn wir seine Beweise in eine logische Ordnung brächten, die er nicht anerkennen dürfte." Der Schluß lautet: „Um die Ergebnisse dieser neuen Philosophie in wenigen Worten zusammenzufassen: das Unbewußte ist eine metaphysische Gottheit, welche regiert, aber nicht herrscht; der Wille ist ein unvernünftiges Schicksal, dessen Entscheidungen nicht endgültig sind, und Bewußtsein ist das Geschöpf der einen und Schüler der andern dieser beiden unzugänglichen Kräfte, welche es durch die gemeinsame Zerstörung seiner selbst und ihrer versöhnen soll. Unhaltbar als System, ist die «Philosophie des Unbewußten» doch gewiß das Werk eines fähigen Mannes; allein der Verfasser ist ebenso unachtsam wie kühn, und folgt dem ungewissen Laufe seiner Gedanken, ohne oft genug innezuhalten, um das Woher und Wohin zu vergleichen."

Dieselbe Nummer enthält eine Besprechung des „Correggio" von Julius Meyer, von den Herren Crowe-Cavalcaselle, welche einen neuen Beweis von der anerkannten Sachkenntniß dieser Verfasser der Geschichte der italienischen Malerei liefert; denn selbst an der sorgfältigen Arbeit Meyer's, der sie das ihr gebührende Lob nicht vorenthalten, finden sie noch immer so manches zu berichtigen.

Ueber Paul Hassel's „Von der dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—71" sagt die „Saturday Review" vom 16. März: „Es ist dies eine schlichte und sehr ausführliche Erzählung, vereinigt mit verständigem militärischen Urtheil, welches Fachquellen entnommen zu sein scheint. Das Werk beruht hauptsächlich auf des Verfassers Berichten während des Feldzugs an den officiellen «Preußischen Staatsanzeiger» und andere Journale, wozu er dann noch aus andern sichern Quellen geschöpft hat. Es scheint im ganzen ein so befriedigendes Werk seiner Art zu sein, wie wir es gegenwärtig nur erwarten können."

Von Arthur Schopenhauer's Uebersetzung des Balthasar Gracian'schen „Handorakel und Kunst der Weltklugheit" sagt dasselbe Blatt: „Man kann leicht verstehen, warum diese Philosophie für Schopenhauer, mit seinem mürrischen Mistrauen gegen seine Nebenmenschen einerseits, und seiner übertriebenen, durch Vernachlässigung zur Monomanie gewordenen Selbstschätzung andererseits, Anziehungskraft haben mußte und ihm gesinnungsverwandt war. Seine Uebersetzung wurde während einer der trostlosesten Periode seines Lebens, den letztern Jahren seines Aufenthalts in Berlin nämlich, ausgeführt. Es ist ein Meisterwerk von gedrängtem, kräftigem Ausdruck, und in dem Auseinanderplatzen der Geister scheint die Weltklugheit des alten Spaniers mit etwas von der erhabenen Verwegenheit des systemerschütternden Weisen von Frankfurt erfüllt und erhellt zu sein."

„Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem 16. Jahrhundert", von Otto Müller, heißt es ebendaselbst, „ist ein ausnahmsweise guter Roman. Die Länge der Sätze, die Weitschweifigkeit des Details und die gemächliche Entwickelung der Handlung machen zwar die Lektüre etwas langweilig; dafür aber bieten die wirklich interessante Geschichte, die Mannichfaltigkeit der Zwischenfälle und die überall hervortretenden Anzeichen einer höhern Bildung und eines reichern Wissens, als man bei gewöhnlichen Novellisten zu finden pflegt, hinreichenden Ersatz. Es ist einigermaßen eine geschichtliche Dichtung, da der Schauplatz der Handlung Italien im 16. Jahrhundert ist ... De Gegensatz zwischen deutschen und italienischen Sitten und Manieren, ein Lieblingsthema der deutschen Novellisten, ist malerisch und gut durchgeführt."

Auch von „Johannes Olaf", Roman von Eliza Wille, heißt es, es sei „ein bemerkenswerth guter Roman, in welchem die malerischen Züge der öden Gegend, in welcher er spielt, und des einsamen bescheidenen Lebens der Bewohner derselben mit Lebhaftigkeit und Treue geschildert sind".

Die Besprechung von „Das Evangelium einer armen Seele" beginnt dieselbe Zeitschrift wie folgt: „Ohne wirklich von Bedeutung zu sein, ist dieses kleine Buch äußerst anregend und äußerst anziehend; denn es ist kaum zu viel gesagt, daß, was viele als die vorherrschende religiöse Bewegung des Tags betrachten, hier zum ersten mal zu etwas Klarem und Greifbarem krystallisirt worden sei. Es gibt viele außer Dr. Arnold, welche die Religion beizubehalten wünschen, um die Sittlichkeit zu beleuchten, und der Ansicht sind, daß alles darüber Hinausgehende schädlich und irreleitend ist, und für diese hat «die arme Seele», die ihr Selbstmitleiden mit allzu viel Selbstgefälligkeit zur Schau trägt, eine zusammenhängende Theologie mit einer bestimmten Grundlage in der wirklichen Erfahrung des geistigen Lebens ausgearbeitet. Viel Geschick ist in der Vollendung des Systems gezeigt, sodaß soviel als möglich daraus zu erklären sei und zugleich alle Möglichkeit einer Collision mit der positiven Wissenschaft und den Thatsachen der Welt vermieden werde."

„The Illustrated Review" vom 1. und 15. März bringen eine sehr ausführliche und anerkennende Besprechung des „Lord Byron" von Karl Elze. Besonders werden die beiden letzten Kapitel „Zur Charakteristik" und „Byron's Stellung in der Literatur" als sorgfältig und originell rühmend hervorgehoben. Außerdem enthalten die beiden Nummern kürzere Notizen über „Der neue Tanhäuser", Meyer's „Hutten's letzte Tage", Trieber's „Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte", M. Schasler's „Aesthetik", Joel's Schriften über „Don Chasdai Creska's Lehre" und „Spinoza", Weber's „Entstehung der Sprache", Henne Am-Rhyn's „Culturgeschichte der neuern Zeit", Ambros' „Bunte Blätter", Lazarus' „Ein psychologischer Blick", Tellkampf's „Selbstverwaltung", Zöllner's „Ueber die Natur der Kometen" und K. A. Menzel's „Religion und Staatsidee".

Bibliographie.

Baumgarten, M., Ein rückständiges Capitel für die mecklenburgische Reichstagsdebatte. Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. H. v. Treitschke. Rostock, Kuhn. 8. 9 Ngr.

Bissing, F., Frankreich unter Ludwig XVI. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr.

Born, G. F., Der Weg zum Abgrund. Eine Erzählung nach der Wirklichkeit. Berlin, Seehagen. 8. 20 Ngr.

Dohm, Hedwig, Was die Pastoren von den Frauen denken. Berlin, Schlingmann. 16. 7½ Ngr.

Düntzer, H., Kirchhoff, Köchly und die Odyssee. Köln, Du-Mont-Schauberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Fleischl, E., Eine Lücke in Kant's Philosophie und Ed. v. Hartmann. Wien, Rosner. 8. 4 Ngr.

Götze, L., Aeltere Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. 1ste Abth. Die Drucker des 15. Jahrhunderts. Magdeburg, Bänsch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grapengiesser, C., Erklärung und Vertheidigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft wider die „sogenannten" Erläuterungen des Herrn J. H. v. Kirchmann. Eine Bekämpfung des modernen Realismus in Philosophie. Jena, F. Mauke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansen, T., Johann Rist und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heine, H., Von oben. Sociale Gedanken. Dessau, Heine. 16. 2½ Ngr.

Held, A., Die Einkommensteuer. Finanzwissenschaftliche Studien zur Reform der directen Steuern in Deutschland. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Konrad, J. A., Unsere kirchlichen Feste und Festgebräuche in ihrem Verhältniß zu den Kulten der Alten. Leipzig, Wüsterodt. 8. 6 Ngr.

Der Krieg von 1870/71. Grotesk-komische Darstellung in alt-ägyptischer Manier mit Hieroglyphen und humoristischem Text in Versen. Berlin, Lichtwerk. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 19. —— 9. Mai 1872.

Inhalt: Zur neuesten deutschen Romanliteratur. Von J. J. Honegger. — Eine französische Naturphilosophie. Von Heinrich Birnbaum. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuesten deutschen Romanliteratur.

Generationen, welche alle Tonarten der Stimmungsverhältnisse durchlaufen, auf welche alle Gefühle bis zur Uebersättigung einstürmen, wenden sich in ihrer Geschmacksneigung mit Vorliebe dem Räthselhaften und Grauenvollen, dem Geheimnißvollen und Unerklärlichen zu, den psychologischen Abgründen und der Nachtseite der Natur. Sie scheinen eine eigenthümliche Erholung und Erfrischung darin zu suchen, daß sie sich im Grauen baden und an der Enträthselung des Geheimen, des Mysteriösen abmühen. Etwas derartiges begegnet unserm ruhelosen Geschlecht und der jagenden Zeit. Die Periode, in welcher die Manier des französischen Schauerromans veraltet oder überlebt wäre, ist noch lange nicht da; im Gegentheil, ihre Töne werden von unserer schreibenden Welt immer wieder angeschlagen, und die lesende lauscht ihnen. Heftige Bewegung und Erschütterung ist ein gesuchter Nervenreiz; bringt sie das Leben nicht, so wird sie uns künstlich präparirt in der Schrift entgegengetragen. Mit Vorliebe spielt der Roman immer noch mit dem Entsetzlichen.

Wären wir uns dieses eigenthümlichen Geisteszugs der Zeit nicht ohnehin entschieden bewußt, die ganze Reihe der Romane, die unserer heutigen Betrachtung unterliegen, würde ihn uns besonders klar machen.

Das Allerstärkste in diesem Genre leistet

1. Alles um ein Nichts. Roman von Georg Köberle. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 2 Thlr.

Ein mitternächtig düsteres Bild aus der modernsten Gesellschaft: das Zeitalter der unbändigsten Kapitalwirthschaft repräsentirt in der Gestalt eines entmenschten Sklavenhändlers; die Physiognomie des Ganzen erinnert Zug um Zug an die gräßlichen französischen Verbrecherromane. Der junge Kaufmann Julius ist in Lindau am Bodensee wegen Unredlichkeit aus einem geachteten Handelshause entlassen worden und läßt sich von einem Sklavenhändler anwerben, mit welchem er nach Mittelamerika geht. Vor seiner Abreise verführt er noch die blühend-schöne Mathilde Waller, auf deren Leben etwas Geheimnißvolles liegt; mit ihrer Mutter lebt sie seit einer Reihe von Jahren ganz in tiefster Stille in dem Städtchen; die beiden, ohne alle Beschäftigung, haben immer Geld in Masse, ohne daß jemand weiß, woher sie kommen und wovon sie eigentlich leben. Das Mädchen, edeldenkend und dem Julius in aufrichtiger Liebe ergeben, erhält von ihm einen Knaben; Maurizio, zieht dem Vater später nach Centralamerika nach und wird seine sehr unglückliche Frau. Die Mutter, die nach glücklicher Existenz ein Verbrecherleben als Agentin jenes Sklavenhändlers Escobadi geführt, der ihren Gatten morden ließ, ist gestorben, die Tochter aber durch ein hinterlassenes Lotterielos reich geworden. Julius, erst Escobadi's gepeinigter Sklave, von welchem Los ihn nur die Liebe und Vorsicht seiner Mathilde gerettet, wird durch Schlauheit ein noch größerer Meister im Sklavenhandelsgeschäft als sein Lehrherr und sein glücklicher Rival, gewinnt jene fabelhaften Reichthümer, mit welchen die Koryphäen der französischen Romandichtung — so Dumas in seinem „Monte-Christo" — unsere Phantasie betäuben, um auf leichte Weise kolossale Dinge thun zu lassen; so Julius, der bald als Fürst lebt, aber zugleich wie ein verfemter Verbrecher, geschützt nur durch eine starke Leibwache. Julius hat ein Mestizenpaar, Penno und Malva, gekauft, mishandelt und getrennt; dafür schwören diese furchtbare Rache an der Familie des Sklavenhändlers. Der erste Racheact ist, daß Malva, welche Wärterin ist bei Mathilde, ihr und Julius' Kind bei der Geburt mit dem eigenen vertauscht, dieses als Herrenkind und jenes als Sklavin aufziehen läßt; der zweite ist, daß Penno den Escobadi mordet. Verhängniß und Ruchlosigkeit haben zur Folge, daß Julius in der Meinung, das schöne Sklavenkind, das ein reicher junger Mann seiner angeblichen häßlichen Tochter vorgezogen hat, zu beseitigen, die wirkliche eigene Tochter erdolcht. Seine Frau entflieht, und der von ihm eben-

falls zum herzlosen Sklavenhändler aufgezogene Sohn Maurizio, das einzige Wesen auf Erden, das er in seiner Weise liebt, wird ihm von Penno in einer Kiste als zerstückelter Leichnam zugeschickt. Die Furcht vor dem geheimen Rächer treibt den ungeheuer Reichen namenlos aus dem Lande und durch alle Welttheile. In der Schweiz trifft er seinen alten Jugendfreund Dr. Balduin, der ein ganz anderes Leben im Dienst der Menschheit durchlaufen und nun recht glücklich auf einem kleinen Gütchen lebt. Da tritt Penno, der Escobadi's Schätze geraubt und seinen alten Peiniger über die ganze Erde verfolgt hat, als angeblicher Lord Holms plötzlich wieder in sein Leben ein, quält ihn erst geistig eine Zeit lang auf raffinirte Weise, beherrscht ihn vollständig und verbrennt ihn schließlich beim Aufstand der Commune zu Paris im Pavillon der Tuilerien.

Man nehme die nackte Aufzählung dieser Greuel und denke sich die brennenden Farben des Romans hinzu, und man wird gestehen, daß da ein Kapital von Schrecken und Entsetzen aufgehäuft ist, wie der aufs Furchtbare versessenste französische Romantiker sie nicht üppiger bietet. Die Welt, die uns da vorgeführt wird, kennzeichnet sich schon durch folgende Stelle. Als dem Julius die Frau entflohen, unterhält er sich mit seinem Sohne:

„Wohin begab sich meine Mutter?" fragte Maurizio, als er dem Vater allein gegenüberstand. — „Wohin zuletzt alle Weiber gehen, wenn ihnen die Männer zu viel freie Luft gönnen", erwiderte Julius bitter. „Sie ging mir durch."—„Durch?" wiederholte Maurizio mehr erfreut als traurig. — „Du hast recht, Junge, daß du darüber lachst. Eigentlich bin auch ich froh, sie los zu sein. Und doch ärgert mich die Geschichte. Es hätte mir besser behagt, sie fortzujagen, als mir von ihrem ausgemergelten Knochengerippe noch Hörner drehen zu lassen." — „Weißt du, Vater, was für mich daraus folgt?" — „Sprich, Tausendsjunge." — „Daß ich mein Weib, wenn ich mir einmal eins heimhole, nicht länger behalte, als bis sie mir einen Buben zur Welt gebracht hat, der so wird wie ich bin."

Was wir da finden, ist jedenfalls nervenaufregende Kost; ob gesunde? das ist eine andere Frage.

Auf ähnlichem, wenn auch nicht gerade so grauenvollem Felde bewegen sich die

2. Geheimnisse. Novellen von Karl Frenzel. Zwei Bände. Leipzig, C. J. Günther. 1871. 8. 2 Thlr.

Das erste Stück läuft noch glücklich genug aus. Ein reicher Kaufmann und eine arme Gräfin sind daran, sich zu verheirathen, nachdem besondere Gesellschaftsverhältnisse sie einander nahegeführt; der Widerspruch der Lebensanschauungen, die sich nach ihrer verschiedenen Lebensstellung in ihr Herz geschlichen, ist aber nicht überwunden, und die Zweifel über ihre Wahl und Zukunft wühlen heftig in beiden. Die Gräfin betrachtet sich als das Opfer einer unglücklichen Lage, um so mehr, als sie und ein adelicher Verwandter, welcher Husarenlieutenant ist, schon jung Liebe zueinander gefaßt haben. Am Hochzeitabend schenkt der Kaufmann seiner Braut einen prachtvollen Schmuck, welcher von ihm in Spanien erstanden worden ist und einst einem peruanischen Inka angehört haben soll. Der Schmuck verschwindet in der Brautnacht, er gilt als gestohlen; die Braut aber hat ihn versetzt, um eben jenem Vetter auszuhelfen, der wegen drängender Schulden cassirt zu werden fürchtet. Nach der Heirath löst sich das Geheimniß, mit ihm alle andern Differenzen; der Schmuck wird wieder eingelöst und das Ehepaar glücklich.

Der sociale Conflict ist einfach so, wie er hundertmal im Leben auftritt, ohne daß ein halb fatalistisches Element sich an einen seltsamen Schmuck hängen müßte; die Haltung der Personen ist rollengemäß; wenn aber der junge Kaufmann Römer der charakteristische Repräsentant einer dominirenden Klasse in unserm mercantil-industriellen Zeitalter sein soll, so ist er um ein Beträchtliches zu ideal und schön gezeichnet. Geheimnißvoll ist nicht eben viel an der Sache, die Entwickelung sehr einfach und erklärlich.

Desto unheimlicher berührt die nächste kleine Spukgeschichte „Herodias", so modern gewöhnlich auch die Unterlage aus dem Leben ist. Eine Tänzerin, die Geliebte eines wunderlich schwermüthigen Russen, knüpft mit einem jungen Mann ein kleines Liebesabenteuer an; nach einer Scene der rasenden Eifersucht wird sie ihres mit Spiritismus und Geisterglauben sich abmühenden Helden frommgläubige Gemahlin, der arme Junge aber, der sich zu tief ins Liebesnetz verstrickte, kommt ins Irrenhaus. Das alles ist wieder ganz ein Bild aus der modernen Gesellschaft, nur mit einer besondern Nuancirung des Endes. Was aber den Hautgoût geben soll, das sind jene gespensterhaften Anklänge, wobei ein Bild der Herodias mit dem abgehauenen Johanneskopf durchgehends mitspielt. Dieser Spuk und das höchlich Realistische, wenn auch tragisch Anklingende aus dem leichten Leben einer Theaterheldin machen ein unheimliches Amalgam aus.

In beiden Erzählungen ist die Manier des Anfangs besonders gut, indem wir keck mitten in eine frische Scene hineingeworfen werden.

Einen vollständig dem eben besprochenen ähnlichen Stoff, wieder mit etwas von gespenstischer Zuthat, nur unter verschiedenem Ausgang, behandelt das zweite Stück des zweiten Bandes: „Rococo". Wieder eine Theaterheldin, in die sich ein eben grün aus der Provinz gekommener Vicomte verliebt; das Gleiche ist übrigens halb und halb auch einem sehr weltmännischen und erfahrenen Chevalier begegnet, dessen tiefer empfindender, curioser Vetter bereits in der unerwiderten Liebe zu jener verstorben ist, oder vielmehr der blasirte Chevalier verfolgt die anziehende Theaterheldin halb mit gereizter Verführungslust, halb mit Groll und Eifersucht. Die beiden Rivalen messen sich im Duell, der Chevalier fällt tödlich getroffen. Das Pikante an der Geschichte, was ihr erst den echten pariser Zuschnitt gibt, ist übrigens, daß die schöne junge Tante des Vicomte, die in ihn verliebt ist, die ganze Verwirrung anrichtet. Das alles ist insoweit übliches Großstadtleben, wie wir es nicht ohne Grund in allererster Linie der Luft von Paris zuzuschreiben gewohnt sind, vielleicht blos darum, weil die Pariser selbst die sprechendsten blühenden und glühenden Schilderungen dieser ihrer Lebensfärbung entworfen haben. Völlig dem Zuge großstädtisch leichten Lebens entspricht auch dieses, daß die Sängerin sich leichthin über das Vorgefallene tröstet, von ihren Theatertriumphen sich nicht trennen kann und darüber ohne viel Herzeleid ihre Liebe aufgibt, wol die einzige echte, die in ihr Leben eingetreten war; großstädtisch ferner, daß die vornehme Dame, die dies

Unheil angerichtet, nach wie vor die unangetastete noble Salonheldin spielt. Wenig dagegen paßt es zum gewohnten Ton des französischen Gesellschaftsromans, wenn wir den an Leib und Seele schwer verwundeten Edelmann in seine Provinz zurückbegleiten sollen, wo er Landmann werden und — vergessen will.

Um ein Erhebliches höher als diese Erzählungen steht als Composition sowol wie als psychologische Studie eine vierte, betitelt „Die alte Geige".

Etienne Gérard, der ein armer Savoyardenknabe gewesen ist, später in afrikanischem Kriegsdienste sich gehoben hat, taucht plötzlich in einer deutschen Gegend als Erbe des reichen Weßbach auf, betreibt große Unternehmungen, lebt aber in düsterer Zurückgezogenheit. Eine romantische Begegnung führt ihm Helene von Adlersheim nahe, und die beiden fangen Feuer; doch stellt sich vom ersten Moment an etwas Gespenstisches zwischen sie, während zugleich Helenens Vetter Victor, der die Verwandte liebt, über diese Annäherung unglücklich ist. Nach allerlei Begebnissen und Seelenkämpfen findet Etienne auf dem Schlosse der Adlersheim eine alte Geige; es ist dieselbe, die er als Knabe führte, da er einst in der Schweiz, von dem übermüthigen adelichen Knaben Victor beleidigt, dessen Oheim von einem Felsen herabstürzte; er ist der Mörder von Helenens Vater. Das Verhängniß dieser Verflechtungen erdrückt ihn, er erschießt sich; Victor und Helene, beide schwer geprüft und geläutert, werden sich wol verbinden.

Selbstverständlich ist es das in tiefdunkeln Farben gemalte Bild eines unheilbar zerrissenen Seelenlebens, welches dieser Composition ihre Bedeutung gibt und alle äußern Begebenheiten als bloße Folie um sich hängt. Die schweren Seelenbewegungen in den verschiedenen Personen, insbesondere dem Haupthelden, wie sie die verschiedensten Tonarten und Abstufungen durchmachen, sind diesmal mit voller Naturwahrheit ergriffen, mit voller Innerlichkeit hingemalt; es fesselt uns dabei jene Spannung, wie wenn wir stundenlang an einem tiefen, tiefen Abgrunde hinwandeln; er muß ein Opfer haben, das geht nicht anders, früher oder später wird er es verschlingen, dann erst ist der finstere Erd- und Berggeist gebannt.

Das Geheimnißvolle ohne die Zuthat des Gräßlichen wird uns entgegengetragen in der größern Composition:

3. Das Räthsel von Hildburghausen. Roman aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 6 Thlr.

Ein Familiendrama, das an den historischen Roman streift, ohne doch in diesen überzugehen, wofür die specifisch-historischen Elemente zu schwach sind. Das Drama, an die erste französische Revolution anknüpfend, spielt freilich in den höchsten Fürstenkreisen. Die Fabel desselben ist übrigens äußerst einfach: Ludwig's XVI. Tochter, Prinzessin Therese Charlotte, ist während der Schreckenszeit in einer Zelle mit einer Herzogin von Condé, Prinzessin von Bourbon, der natürlichen Tochter des Marschalls Bourbon, eingesperrt gewesen; Therese Charlotte ist das letzte verschonte Mitglied der unglücklichen Herrscherdynastie; muthige Freunde haben sie entführt und in höchster Heimlichkeit verborgen gehalten. Nach der Schreckenszeit hat auch jene Herzogin Condé den Kerker verlassen dürfen, und sie hat den Untergang aller Zeugen und Documente über die Identität der Personen dazu benutzt, um bei der emigrirten Bourbonenfamilie den Anspruch durchzuführen, als sei sie die echte königliche Prinzessin, während diese, im Bereich der Soldaten und Häscher Napoleon's, immer noch zum strengsten Incognito gezwungen ist. Das Räthsel dieses eigenthümlich, zwischen Hoheit und Dunkel schwebenden Lebens wird um so schwieriger zu lösen, als die hochgeborene Fürstin in geheimer Ehe lebt mit ihrem Retter, dem Chevalier de Versay, der bei jener Entführung seine ganze Familie verloren hat und immer noch das eigene Leben einsetzt, um den Gefahren und Nachstellungen zu wehren, die seinen erlauchten Schützling unablässig bedrohen. Die beiden halten aber so streng an dem beschworenen Geheimniß ihres Lebens, daß auch das Grab, in das sie niedersteigen, stumm darüber bleibt und der Chevalier in seinem Vermächtniß alle Listen und Nachforschungen lauernder Feinde, die das Siegel sprengen möchten, vereitelt.

Leicht zu berechnen ist, daß bei einem solchen Stoff die Aufgabe des Schriftstellers, daß Reiz und Spannung des ganzen Werks auf dem Einen Knotenpunkt ruhen: wie läßt er das schwere Geheimniß, auf dem Leben, Glück und Ehre ruhen, fortwährend durch das Eindringen der wie immer bösartig geschäftigen Welt gefährdet und wie durch Klugheit und Energie der Betroffenen und ihrer dienenden Personen vor profanen Augen bewahrt bleiben? Und bedenken wir, daß diese eine und einzige Grundfrage durch vier Bände geführt ist, ohne daß die Erzählung einen Augenblick ermüdet, so müssen wir wohl gestehen: jene Aufgabe, die nicht geringe Anforderungen an den Scharfsinn der Erfindung stellt, ist mit Glück gelöst. Im ganzen geht die Sache außerordentlich natürlich zu, und alle drohenden Gefahren werden durch zwei immer wirksame Mittel beschworen: die Intervention fürstlicher Mächte, die ganz im verborgenen über den Emigranten wachen, und die Gewalt stets unerschöpflichen Geldes. Die Gestalten sind in keiner Weise chargirt, aber sie ziehen freundlich an, vor allem der Chevalier, der ganz das Zeug an sich hat, liebende Bewunderung und Hingebung zu wecken.

Als Specialzüge heben sich folgende heraus: Gleich einleitend figurirt eine recht drastische Schilderung von dem polizeilichen Segen der ehemaligen deutschen Kleinstaaterei, hergeleitet aus dem souveränen Gebaren der staatsmännischen Häupter des hohen „Staates Ingelfingen" in den Anfängen des Jahrhunderts. Dazu kommt als Ergänzung dieser Art Zeitbild allerlei Kleinkram; Geschwätz und Intriguenspiel aus dem Leben der kleinen deutschen Höfe, Erbärmlichkeiten sowol was die Sachen als die Personen betrifft. Dann sind es die stillen Bilder pfarramtlichen Lebens in einem thüringischen Walddorf und in schneidendem Gegensatze die wilden Scenen des vorüberbrausenden Napoleonischen Kriegssturms mit all ihren Schrecken und Bängnissen. Der spannendste und durch allerlei Scenerien und Wechselfälle ins Lange gezogene Moment, die Spitze der Krisis und insofern auch das, was wir im Drama die Peripetie nennen, da von da an mehr Ruhe und Sicherheit ins Leben der Verfolgten kommt, ist der, wo diese in einem geheimen Verschluß ihres thüringischen Bergschlosses versteckt sind, während nebenan ihr Todfeind in den weiten Gemächern des Schlosses schaltet und waltet,

zecht und wettert, flucht und sucht, weil er unmittelbar auf ihrer Spur ist. Die Schlußpartien im vierten Bande gewinnen dadurch einen hellern Ton und neues Leben, daß sie uns in den glücklichen Kindern der Personen, die unser höchstes Interesse angezogen haben, eine in schönerm Licht strahlende Zukunft aufthun, was eben einen ganz wohlthuenden Farbenwechsel begründet.

Der schneidende Contrast eines im Purpur geborenen Lebens, das doch, gleich dem Verbrechen, zur tiefsten Heimlichkeit verurtheilt ist, Tag um Tag zittern soll vor jeder von außen kommenden Nachricht, die ja eine Verfolgung auf den Tod ankünden kann, und ferner in seinen tiefsten Empfindungen gestört und getrübt wird durch die gemeine Neugierde der Welt, die ein über ihrem Alltagstreiben stehendes Geheimniß und schweres Unglück nicht zu respectiren weiß; ferner insonderheit im Herzen der hohen Frau das eigenthümliche Ineinanderspielen der alten stolzen Fürstenerinnerungen mit dem innigsten Glück eines reinen Ehelebens, das aber vor jenen Gedanken der Hoheit nicht bestehen kann, sodaß diese, in tiefster Stille des Herzens genährt, oft wieder nach Anerkennung und Erneuerung des einstigen Glanzes ringen, die Liebe dagegen um so höher schlägt, je geheimer und je theuerer sie erkauft ist, das einzig gebliebene, aber unschätzbare Gut eines vom Sturm zerschlagenen Lebens — diese Gegensätze und Kämpfe geben dem Ganzen den besondern Duft, die eigenartige Färbung.

Brachvogel ist ein vorzüglicher Erzähler; Mittel und Maschinerie sind allgemein sehr einfach und natürlich, der Fluß der Geschichte wird nur selten durch eingewobene Schilderung, fast nie durch Reflexion gehemmt.

Ein paar Bemerkungen über das Schicksal der alten Bourbonendynastie und zugleich über dasjenige des ganzen Landes, die letztern unmittelbar an die rächende Vergeltung der zwei eben abgelaufenen Jahre knüpfend, mag man als begründet hinnehmen, auch wenn man nicht auf specifisch royalistischem Standpunkte steht:

> Das Geschlecht der Bourbons hat seinen Untergang verdient. Ungerecht gegen das Volk, ungerecht gegen sein eigenes Blut, verfiel es dem Richterspruch des Schicksals. Frankreich wird sie vergessen, und nie werden sie die Heimat wiedersehen. Man kann Frankreich nur in seinen Todten, seinen Denkern und Dichtern lieben; das Frankreich dieser Tage ist nur zu bemitleiden, wenn nicht zu verachten. Sein Fluch ist die Ruhelosigkeit, sein Ende wird Ohnmacht sein. Die Zeit und die Geschichte wandeln ihren unerbittlichen Schritt. Das entartete Frankreich, das seine alten Könige erschlug, schwankte seitdem von einer Staatsform in die andere, um einem erlegten Wilde gleich endlich zu den Füßen Deutschlands zu verbluten, das mit dem Schwerte Gottes ausgerüstet ihm zurief: Nun ist's genug, die Zeit der Vergeltung ist gekommen!

Haben wir hier das Räthselhafte an natürlich sich abspinnenden Lebensläufen vor uns, so führt der folgende Roman:

4. Die Spiritisten. Roman von Karl Marquard Sauer. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 4 Thlr.

das Geheimnißvolle vor auf dem Lügengebiet der Geisterseherei. Wir mögen das Ganze einfach eine Verbrechercarrière nennen; es ist ein wunderliches Product, das schon durch sein Object auffällt, ein Gesellschaftsroman aus der unmittelbaren Gegenwart und wirklich modernsten Stils, man könnte sagen ein Conventikelroman aus jenen Kreisen der Betrüger und Narren, welche eine neue Mode der Geisterseherei und Geisterklopferei in Umschwung gebracht haben. Es sind jene Leute, die erst etwas grobförmig mit dem Tischrücken anfingen und damit nicht nur die Tische, sondern auch das Gehirn vieler Personen verrückten, welche um jeden Preis unter die „Gebildeten“ unserer „aufgeklärten“ Zeit gezählt sein, ja auf der Stufenleiter derselben erheblich hoch stehen wollen, dann und wann auch dem Gelehrtenstande zugerechnet werden. Für noch exquisitere Naturen erfanden sie darauf ein besonderes Instrument zum Schreiben und die Dazwischenkunft von Medien, d. h. nervös besonders fein organisirten Persönlichkeiten, natürlich meist Weiber, mit denen sich die Geister in einen uns ordinären Naturen unzugänglichen Rapport zu setzen belieben.

Der Roman besteht aus zwei eng verflochtenen, auf jedem Punkt unmittelbar ineinander übergehenden, aber ihrer innern Natur nach grundverschiedenen Partien. Die eine ist eine höchst fremdartige Darlegung des spiritistischen Treibens, welche jedenfalls eine ganz sonderbare Studie erfordert und mit einem Ernst und einer eingehenden Darlegung die Manipulationen und Erscheinungen aus dem Geisterreich uns vorführt, als wäre wirklich etwas daran, wie ein neues Evangelium der Geisterwelt, an dessen offenbarende Kraft der Verfasser selbst mit aller Herzensaufrichtigkeit glaubte. Kurz, es gibt da Passagen, welche uns stutzig machen könnten, wenn wir nur ein Quentchen von leichtgläubigem Wesen an uns hätten und wenn nicht eben jene andere Seite der Geschichte hinzukäme, die wir kurzweg als den Gaunerroman bezeichnen dürfen. Des Pudels Kern ist nämlich eine mit aller Eleganz in den Kreisen der Haute-Volée durchgeführte Gaunerei. Ein adelicher Glücksritter von viel Geist, Finesse und empfehlenden Manieren hat in Amerika eine reiche Tochter geheirathet, sie nach Europa herübergenommen, um ihr Vermögen bestohlen und dann im Elend sitzen lassen; er ist nun eben daran, eine junge, schöne und reiche Witwe zu heirathen: da reißen die Fäden des Netzes. Der Bruder der so schmählich Mishandelten hat den saubern Schwager mit Hülfe der geheimen Polizei im ganzen Erdtheil aufsuchen lassen; der Entdeckte vergiftet sich, und seine Brüder und Schwestern in der Geisterseherei machen sich davon. Die Art, wie ein paar noble, aber etwas romantisch gestimmte Frauen allmählich in diesen Spuk hineingerathen und nun mit voller Leidenschaft an den dunkeln Fragen dieser geheimnißvollen Region herumstudiren, sodaß ihnen darob ein starker Theil des Sinnes und auch der klaren Urtheilskraft in den Dingen des gewöhnlichen Lebens abhanden kommt, ist zwar keineswegs ein psychologisches Räthsel, hat aber immerhin ein gewisses Interesse für die Kenntniß der menschlichen Seele.

Uebrigens ist die Naturgeschichte des Aberglaubens, die sich fast zu einem Lehrbuch des Spiritismus verdichtet, nicht ohne Humor, denn wunderlicherweise werden wir belehrt, daß es auch einen Geisterpöbel gibt, der mit denen, die ihn citiren und befragen, sein ausbündig boshaftes Vexirspiel treibt, wie das große Haupt der Spiritistenschule bei einem solchen Anlaß unbefangen erklärt:

Das ist wieder einmal so eine kleine Liebenswürdigkeit von seiten unsers Geisterpöbels. Sie wissen ja, da ist nichts zu machen. Am besten, man ignorirt diese Ungezogenheiten; denn wenn das Gesindel merkt, daß man sich ärgert, freut es sich nur um so mehr.

Nun die Scene selber. Man ist eben am Experimentiren, und die kleine runde, etwas leckermäulige und noch mehr gansartige Geheimräthin befragt den Psychographen: „Sage mir, wer ich bin, wenn du es weißt!“ Darauf spielt folgendes Intermezzo:

Der Apparat fuhr die Kreuz und Quer über das Papier her. Zuletzt zeichnete er ein von oben bis unten reichendes O. „Das ist nichts“, rief die Geheimräthin ärgerlich, „schreibe deutlich! Wer bin ich?“ Die Bewegung wurde langsamer, die Züge schärfer. Der Apparat schrieb wie früher mit lateinischen Buchstaben, aber die Worte selbst waren deutsch. Alle waren herzugetreten und blickten über die Schultern der Experimentirenden hinweg auf das Blatt. Zuerst erschien das Wort „du“, dann folgte „bist“. Hierauf blieb das Tischchen stehen. „Weiter, weiter!“ rief die Geheimräthin ungeduldig. Der Stift setzte langsam an und schrieb in zollhohen Zügen „eine“. „Nun, kannst du nicht fortfahren?“ rief die Geheimräthin, deren Neugier durch die verschiedenen Unterbrechungen auf das höchste gestiegen war. Das Tischchen drehte sich erst nach unten und dann nach oben. Hierauf setzte der Stift dort wieder an, wo er abgebrochen hatte, und schrieb nun rasch und in einem Zuge das Wort „Gans“. „Impertinent!“ schrie die Geheimräthin, indem sie hochroth vor Zorn aufsprang und den Apparat wüthend auf den Tisch stieß. „Hat man jemals eine solche Niederträchtigkeit erlebt?“

Ein zweiter Skandal, den das Gesindel von jenseits anstiftet, ist noch possirlicher. Ein Herr Heldenschlag und seine hübsche Gemahlin Aurelie sind auch von der Schule; der andächtige Kreis ist eben wieder am Operiren, und man ruft den Geist des großen Klopstock auf:

Da präsentirte sich anstatt des ernsten Sängers der Messiade eine leichtfertige pariser Grisette, Namens Madeleine, welche steif und fest behauptete, sie habe vor zehn Jahren mit Herrn Heldenschlag ein Verhältniß gehabt. Dem Gemahle der hübschen Aurelie kam natürlich eine derartige Indiscretion im höchsten Grad ungelegen; er gerieth in die ärgste Verlegenheit, denn er wußte nur zu gut, daß seine Frau stark zur Eifersucht neigte. Zwar leugnete er aufs entschiedenste, jemals mit irgendeiner Madeleine in nähern Beziehungen gestanden zu haben, aber die sich manifestirende Grisette rückte mit immer compromittirendern Details heraus. Herr Heldenschlag wußte sich zuletzt gar nicht mehr zu helfen. Die arme Aurelie fing an zu weinen und nannte ihren Gemahl ein Ungeheuer. Die anwesenden Damen nahmen natürlich alle ihre Partei, und weiß der Himmel, was schließlich aus der Sache noch geworden wäre, hätte nicht Mr. Atkinson, den der Lärm aus seiner Bibliothek herbeilockte, dem Rummel damit ein Ende gemacht, daß er ganz ruhig erklärte, der sich manifestirende Geist sei ja gar keine Dame, sondern ein Mann. Diese unerwartete Wendung brachte mit einem male alles wieder in Ordnung.

Bei weitem die schönste und reinste Partie des ganzen Buchs bildet eine Episode aus dem eigenthümlich wilden, ganz nach corsischer Weise mit alter Familienrache versetzten Leben der griechischen Häuptlingsfamilien; solche Scenen tragen immer den besondern Reiz des orientalischen Duftes an sich, ihn repräsentirt hier am meisten das hellenisch feine Frauenbild der Diamantides.

Die Schlußentwickelung auf dem Polizei- und Criminalweg ist die gewohnte, die einer großen Gaunerei trotz aller Pfiffigkeit der Anlage fast immer zu folgen pflegt.

Verlassen wir alle die verwirrenden Gebiete, um hinüberzutreten auf den Boden des einfach klaren und realen Lebens, so liegen uns zwei Erzählungen einer längst wohlbekannten Schriftstellerin vor:

5. Die Unzertrennlichen. Pflegeältern. Zwei Erzählungen von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die erste führt uns eine Lebenslage vor, die in zwei Worten erörtert und doch sehr inhaltreich ist. Zwei innigst verbundene Freunde, die um dieselbe Jungfrau in Feuer und Flamme gerathen, jeder in sich und beide untereinander die schweren Kämpfe der Leidenschaft durchfechten und sich zuletzt schön menschlich dem Verhängniß fügen, das den einen vermöge freier Wahl der Geliebten zur Entsagung zwingt. Als Folie dient die große Zeitbewegung des Jahres 1866, in welche das Familien- und Herzensdrama hineinverlegt ist. Ein kleiner Kreis junger und lebensfroher Männer trifft sich am Abend, ehe ihre Regimenter ausrücken, bei einem ältern Freunde, der sie in der letzten ernsten Stunde noch einmal zusammenführt, um in schön griechischer Weise freien Geistes den Augenblick zu genießen, aus dem wer weiß wie viele dem Tod entgegeneilen. Es ist ein ganz feiner Gedanke, das blumen- und lichterreiche Abschiedsfest beim Becher, das in etwas an jene erschütternde Todtenopferfeier in Lamartine's „Histoire des Girondins“ erinnert:

Die Herzen wurden ihnen frei und weit, sie dachten nicht mehr rückwärts, nicht mehr an das, was dem einzelnen angehörte, nicht mehr an die Familie und das Vaterhaus. Vorwärts und auf das Allgemeine wendeten sich die Blicke und die Gedanken, als sie, dem Beispiel ihres Wirthes folgend, wie er ihr Haar bekränzten, wie er sich lagerten auf den Polstern um den dreischenkligen Tisch, und weit fortgetragen in die Regionen des freien Denkens, waren ihnen, als sie sich trennten, weil mit Tagesanbruch die Regimenter auf ihren Sammelplätzen zu erscheinen hatten, zwei schwungvolle und geistdurchleuchtete Stunden wie im Fluge vergangen, und man schied mit einem freudigen und zuversichtlichen: Auf Wiedersehen!

Die Situation führt noch auf einige jener menschlich ergreifenden Scenen. Da ist in den letzten Scheidemomenten die innig ansprechende, wie der eine wohlhabende Freund dem um seine arme Mutter schwer bekümmerten Genossen in einfach selbstverständlicher Weise die Kümmerniß abnimmt und als zweiter Sohn für jene zu sorgen einsteht, und wie ebenso einfach das Opfer entgegengenommen wird. Dann das Umgekehrte, die Momente, wo die Seelenfreundschaft in bittere Todfeindschaft überzugehen droht, wo die Leidenschaft sie erst zu entehrenden Worten, dann dem Duell oder Selbstmord entgegentreibt; es ist ein schicksalsschwerer Augenblick, da sie endlich zur Entscheidung durchs Los schreiten, sodaß der Verlierende sich entfernen und verschwunden bleiben muß, bis eine Wendung eingetreten und der andere ihn zurückruft; es ist ein nicht minder schwerer, als der Zurückgebliebene in dem Augenblicke, da er die Geliebte für sich gewonnen glaubt, von dieser, die ihn vertrauend wie einen Freund behandelt, das Entscheidungswort hört: Ich liebe ihn, den Verschwundenen!

Es sind Charaktere, die uns da entgegentreten; das gibt der einfachen Erzählung Relief.

Die „Pflegeältern“ zeigen eine etwas künstlichere Complication: Ein vielgereister vornehmer Russe, der einen schönen, naiven tiroler Knaben adoptirt und bildet; eine russische Gräfin, wie jener Herr etwas weltmüde und etwas blasirt, mit ihr die noch lebensfrische, aber von Natur ernste Nichte. Zwischen den vier zusammentreffenden Personen beginnt ein seltsames Spiel halb der Leidenschaft, halb der Koketterie; es entspinnt sich eine eigenthümliche, aber gar nicht so unerklärliche Kreuzung der Gefühle. Die Gräfin spielt mit dem jungen Antinous, bis sie für ihn Feuer fängt und gar einen Augenblick daran denkt, ihn zu heirathen, während ihr reicher Landsmann auf die Nichte ein mehr als väterliches Auge wirft. Die unerfahrenen jungen Leute selbst schweben eine Zeit lang in Unsicherheit über das, was sie empfinden und wollen, und hernach, als beide sich innerlichst schon gefunden, verwehrt ihnen die voraufgegangene Koketterie in halb schalkhaftem, halb bitterm Zaudern wieder eine Zeit lang die rechte Kundgebung, bis endlich Jugend und Schönheit und Lebensfrische sich finden, wie sich's gehört. Die Pflegeältern aber werden durch die verbundenen Pflegekinder ebenfalls zusammengeführt und finden so nach langen Wechseln, ruhelosem Umherirren und mannichfacher Welterfahrung die vermißte und gesuchte Ruhe in trauter Häuslichkeit.

Auch diese Erzählung geht, gleich der ersten, im höchsten Grade einfach und natürlich vor; es ist Realismus des modernen Welt- und Wanderlebens, nur das eigenthümliche Gefühlsspiel zwischen den vier Personen gibt dem psychologischen Gemälde noch etwas mehr Wechsel. Im übrigen aber ist die Tonart viel gleichmäßiger und ruhiger als in der vorigen Erzählung, es ist ein mehr weltmännisch sich abwickelndes Lebensbild, das auf keinem Punkt an jene tragischen Gänge streift, denen wir dort nahe geführt wurden.

Alle bisjetzt behandelten Werke haben neben den größten Verschiedenheiten in Wesen und Auffassung doch das eine gemeinsam, daß sie in die unmittelbare Gegenwart eingreifen, Zeit- und Gesellschaftszeichnungen modernsten Stils sind. Ein einziges, unser letztes, auch sonst vom gewöhnlichen Romanton auffallend abweichend, greift zurück in die Zeit, hinein in die Schrecken des furchtbaren deutschen Glaubenskriegs. Es ist:

6. Minatka. Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn uns auch das Zurücktreten der eigentlich historischen Elemente bedenklich machen würde, dem vorliegenden Producte den Namen eines geschichtlichen Romans beizulegen, so können wir doch nicht einen Augenblick anstehen, darin ein sehr tüchtiges culturgeschichtliches Zeitbild großen Stils anzuerkennen.

Bei allem individuellen Wechsel hat doch die Romansprache im allgemeinen fast in allen ihren Erzeugnissen jenes bestimmte Gepräge, vor welchem die subjectiven Nuancirungen des Ausdrucks so sehr zurücktreten, daß durchweg ein gleichartiges Element stark betont sich geltend macht; ja für den, welcher es unternimmt, eine große Reihe von Schriften aus diesem Gebiete zu lesen und zu prüfen, tritt zuletzt jenes gleichartige Gepräge so sehr hervor, daß es ihm den Genuß verkümmert und störend wird. Um so überraschter und freudiger greift er zu einem Werke solchen Stils, daß ihm schon nach Diction und Sprache als ein stark subjectiv gefärbtes und eigenartiges erscheint, kurz, etwas Originales an sich hat. Das ist ganz entschieden mit „Minatka“ der Fall, und wir können uns nicht enthalten, dieses Element hoch, ja sehr hoch zu schätzen; diese Sprache hat etwas an und in sich, was geeignet ist, von vornherein die Aufmerksamkeit anzuziehen und uns in die Kreise zu bannen, die der Dichter um uns ziehen will. Die Handlung ist in hohem Grade verwickelt und insofern das ganz passende Gegenbild zu den verworrenen, schicksalsschweren und greuelvollen Zeitereignissen; sie spielt auf einem Schloß und Gutsdorfe Merek in Böhmen. Der Graf, ein eifriger Katholik, bornirt hochmüthiger Aristokrat und blinder Diener des Kaisers Ferdinand, ist verheirathet mit der ebenfalls altaristokratischen, wunderschönen, aber von Hause armen Gräfin Wenla; das Verhältniß ist doch ein eigenthümliches: die Gräfin hat dem unermüdlichen Werber ihre Hand nur unter der Bedingung gegeben, daß sie unberührt nur die elegante Repräsentantin des Hauses sei, Gemahlin nur dem Namen nach. Ueber dem Herzen und Leben der äußerlich ebenso stolzen wie kalten Frau liegt ein düsteres Geheimniß. Gleich der einen Hälfte der Dorfbevölkerung insgeheim ebenso eifrig protestantisch wie der Hausherr katholisch, ist sie die Geliebte des Grafen Franz von Lodron gewesen; dieser hat in der Brautnacht von einem in furchtbarer Leidenschaft um die Schöne entbrannten Rivalen, früher seinen nächsten Freunde, einen Dolchstoß erhalten und ist als Ermordeter zum Schein begraben worden; er hat sich wieder erholt, ist aber als vom Kaiser geächteter Protestant im Kriege landesabwesend, seine Güter sind eingezogen und dem Grafen Merek überantwortet. Wenla hat von ihrem verschollenen Gemahl ein Kind, Minatka, das bei treuen Leuten im Dorf als dasjenige der Pflegefamilie lebt, und die trostlose Mutter ist die seltsame Heirath nur eingegangen, um diesem Sprößling der Liebe die Güter des rechtmäßigen Besitzers, seines Vaters, zu erwerben. Nun, hat sich auf dem Schloß als Verwalter ein Herr Lissov eingefunden; das ist jener ebenfalls aus böhmischem Adel stammende treulose Freund des verschollenen Grafen Franz, der sich in seiner noch immer forttobenden Leidenschaft auf diese Weise nochmals in die Nähe der Gräfin Wenla geschlichen hat, um sie in sein Netz zu bringen und entweder zu besitzen oder zu verderben; der dämonische Mann ist Jesuit geworden und hat Namen und Familie aufgegeben.

Das sind die Hauptpersonen, unter denen das Drama spielt. Nehmen wir hinzu alle die übrigen Mitspielenden aus einer in furchtbarem Glaubenshaß gespaltenen Landesbevölkerung, ferner die Wechsel der Kriegsscenen, einen in allen abschreckenden Einzelheiten verfolgten Hexen- und Ketzerproceß, so wird aus dem allem ein sehr verwickeltes und doch klares Zeitbild, schicksalsschwer und nächtig, gewaltig und erschütternd. Das Ende des Stücks ist dieses: Zufolge einer glücklichen Wendung des Kriegs gewinnen die Protestanten Boden; der die Gräfin verfolgende Lissov wird von einem die Minatka schützenden Wolfshunde zerrissen, Schloß Merek und in demselben die ärgsten Protestanten-

verfolger verbrannt, Franz kehrt zu seinem Weibe und Kinde zurück.

Fast etwas Mysteriöses erhält das ohnehin so dunkle und lastende Gemälde durch ein paar Gestalten echt volksthümlichen Stils, die unter übergeworfener Hülle eine bedeutsame und schwer ernste Mission im Glaubenskampfe verfolgen. So jener leichtgeschürzte Hausirer und Possenreißer „Wenz der Hausirer, Wenz der böhmische Wenz", der alle protestantischen Berichte und Missionen vermittelt; so der Wirth zu den Drei Kronen, dem der berühmte Hexenverbrenner Remigius Bodinus Hegisophrus, genannt Jakob Hexenbrand, die Frau hat tödten lassen, wofür jener den blutbelasteten Fanatiker greuelvoll zu Tode martert.

Das Aeußerste übrigens in dem Buch, das so reich ist an grausam wilden Scenen, wie jene gottvergessenen Jahre sie so üppig erzeugten, ist der mit allen juristisch-theologischen Floskeln bis ins einzelste verbrämte Hexenproceß, ein Act, entsprungen aus dem Gemisch von Blutdurst und Fanatismus, Bornirtheit und Wollust, teuflisch kalter Berechnung und wild gärender Leidenschaft.

Sprach- und Gedankenwelt dieses Romans haben etwas mehr als gewöhnlich in die Tiefe Gehendes, Eigenartiges; es herrscht ein Grundzug, der uns unwillkürlich das Bewußtsein beibringt, daß wir es mit einer über das Mittelmaß hinausreichenden Kraft zu thun haben.

Wir theilen ein paar Stellen zur Charakteristik dieser Weise mit. Da heißt es gleich in den Anfängen:

Der Nebel wirft seine Schatten herab auf das Heilige Deutsche Reich. Es heißt noch immer so, und in jedem der drei Worte ist eine besondere Lüge enthalten. Zusammengenommen bilden sie eine große Trinitätslüge, die jeder als solche empfindet und doch in alter Gewohnheit noch immer gedankenlos nachspricht. Ab und zu hört man auch wol noch „das Reich" schlechthin, und es gibt keinen, der es sagt, ohne dabei zu denken, welcher Hohn darin liegt. Allein man denkt überhaupt nicht viel, denn das Denken bezieht sich auf die Zukunft, und diese ist für menschlichen Verstand nicht mehr zu berechnen. Es sind Nebeljahre, wie es Nebeltage gibt, an denen man nur wenige Fuß vor sich zu schauen vermag. Das geistige Auge erreicht das Morgen nicht, kaum das Heute, oft kaum die nächste Stunde.....

In alten Sagen kehren Todte nächtlich aus den Grüften wieder und vollbringen geschlossenen Auges mit unheimlicher Geschäftigkeit die Werke, von denen sie abgerufen worden. Nacht um Nacht kommen sie auf dieselbe Stätte zurück und setzen sich an den Webstuhl oder führen ruhelos Karst und Axt; doch im Morgengrauen ermatten und erbleichen sie, und das Werk ihrer Hände zerrinnt wieder in Dunst und Luft. Es ist ein tief bedeutsamer Zug der Sage, daß Lebendige, die zufällig Zeuge ihrer Gespensterarbeit geworden, in Wahnsinn verfallen; die Vernunft des Deutschen Reichs aber war ertödtet und begraben, und nur hier und da kam sie aus den Särgen heraus und betrieb die Dinge, welche sie bei Lebzeiten vollbracht, und wer es sah, den erfaßte der Wahnwitz, daß er es nachahmte, gedankenlos, geschlossenen Auges und Geistes, in Rückerinnerung anderer Tage.....

Das Gemüth des Freundes verläßt den Freund, Aeltern das Kind, und wechselsweise jeder das Liebste — wie sich selbst. Großartigere Naturen tauchen auf, aber sie verschwinden im gleichmäßigen Wogen der Menge. Man versteht, beachtet sie nicht: wer von ihnen hört, flüchtigen Blick auf sie wendet, zuckt die Achsel mit einem Gemisch von Bedauern und Hohn. Er findet es närrisch, daß sie anders zu denken gewillt als er, als alle. Die Nebel liegen über Deutschland, und mancher, der darin lebt, hat die Sonne nie gesehen. Doch wenn die Witterung der guten Saat ungünstig ist, wuchert das Unkraut am höchsten. Es gedeiht voller als je; es ist, als stände alle Nahrung des Bodens, die jener nicht zutheil wird, ihm zu Gebot. Riesenhaft schießt es auf, aus jedem Winkel rankt es, bedeckt jedes Feld. Keine Hand rodet es fort, und es bildet undurchdringliche Gestrüppe, in deren Schlupfwinkeln giftiges Gewürm sich verbirgt und vermehrt. Denn es ist da, man weiß nicht, woher es gekommen, aber es ist da und macht sich überall gleichmäßig bemerkbar. Es kriecht in die Häuser, durch verschlossene Thüren dringt es ein; man fühlt seine Nähe und weiß sich nicht dagegen zu schützen, bis der giftige Stachel eingedrungen. So erzeugt es das schrecklichste Wahngespenst des Lebens, welches das letzte, was zusammengehalten, löst, das Gift, welches mit rapider Schnelle die letzte Kraft des Organismus vernichtet und in Fäulniß und Verwesung umwandelt, das Mistrauen.

J. J. Honegger.

Eine französische Naturphilosophie.

Die Schöpfung. Von Edgar Quinet. Deutsche, autorisirte Ausgabe. Durchgesehen und eingeführt von Bernhard von Cotta. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahl gestochen von A. Neumann. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1871. 8. 3 Thlr.

Das ist eine geistreich durchgeführte Arbeit besonderer Art. Sie wird Aufsehen machen, eifrige Anhänger finden und reichen Erfolg haben. Der Titel könnte leicht zu der Vermuthung führen, als handle es sich hier um eine neue Hypothese über die Erschaffung der Welt; daran denkt aber der Verfasser durchaus nicht, und mit Recht, denn wir haben von diesen Phantasieproducten mehr als zu viel. Nein, es soll eine Geschichte der Entwickelung des Erdganzen sein, eine Geschichte der Entwickelung der gesammten irdischen Natur, der Gesteine, Pflanzen, Thiere und Menschen, und zwar überall im Vergleich mit der allgemeinen Weltgeschichte; es soll darin gezeigt werden, wie unsere Vorstellung von der Natur erst eigentlich zur vollständigsten Klarheit gelange durch eine richtige Beziehung zu der Weltgeschichte, und daß uns diese erst zum wahren Verständniß kommt, wenn man sie als einen Bestandtheil der Naturforschung betrachtet. Vom Standpunkte der neuesten nationalökonomischen Statistik hat man diese Idee schon längst als richtig erkannt und sucht sie immer mehr fruchtbar zu machen. Unser Werk weist klar und entschieden darauf hin, wie reich und großartig gerade hier die Ernte ausfallen muß. Offenbar gehört aber zur Durchführung eines so umfassenden Plans ein großer Geist, ein Gelehrter, der in der Geologie, Ethnographie, Staaten-, Länder- und Völkerkunde aller Zeiten ebenso tüchtig zu Hause ist, wie in der Kunst- und Weltgeschichte der Bewohner aller Welttheile. Daß indeß der Verfasser der Lösung einer so umfassenden Aufgabe vollkommen gewachsen ist, leuchtet überall ein, doch war auch der Weg seines Schicksals ganz darauf gerichtet, ein solches Problem zur Lösung bringen zu können. Er hatte sich in seinem Vaterlande Frankreich als Dichter und Literatur-

historiker durch mehrere ausgezeichnete Schriften einen so hervorragenden Namen erworben, daß man ihn schon in seinem siebenunddreißigsten Jahre zum Professor der Kunst- und Literaturgeschichte des College-de-France ernannte. Er wurde in diesem Lehramte sehr bald ein berühmter Gelehrter. Aber auch als Politiker wußte er sich große Beachtung zu verschaffen. Hier war er ein verständiger Demokrat aus innerer Ueberzeugung und stimmte als solcher 1848 mit der Partei des Palais-Royal. Nach dem am 2. December 1851 von Ludwig Napoleon durchgeführten Staatsstreiche kam er auf das Register der staatsgefährlichen Misliebigen. Man nahm ihm Amt und Würde und wies ihn durch das Decret vom 9. Januar 1852 auf unbestimmte Zeit aus seinem Vaterlande. Das war ein harter Schlag. Im kräftigsten Mannesalter von 49 Jahren stand er auf einmal heimatlos, von seiner geliebten Berufsthätigkeit, von seinen Freunden und Angehörigen hinweggerissen in der Fremde. Er fühlte sich sehr unglücklich. Die frühere Thätigkeit seiner Feder war erstorben, dazu fehlte ihm die Gemüthsruhe, der höhere Schwung der Begeisterung. Da kam ihm auf einmal die Neigung zum Studium der Natur. Er empfand in diesem denkenden Umgange mit der Natur seine Beruhigung, seine Seelenstärke wieder. Herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle erklomm er die Gipfel der Berge, durchwanderte er Wälder, Wiesen und Thal, und in der Betrachtung der Gebirgsformation, der Blüten und Früchte, überhaupt in der friedlichen Stille der Werke und der Thätigkeit des Schöpfers fand er für seine Heimat, für seine Freiheit und seinen Frohsinn einen reichen, lohnenden Ersatz. Das war die schöne Frucht eines siebenjährigen Aufenthalts in Belgien. Allmählich war aber die Liebe zu den Naturwissenschaften so mächtig in ihm erwacht, daß er der Sehnsucht nach genauerer Durchforschung der Alpen nicht mehr widerstehen konnte. Er zog zur Schweiz und suchte sich in dem kleinen einsamen Dorfe Veytaux einen zum Genießen und Studiren der Natur herrlich gelegenen bleibenden Wohnsitz auf. Hier in der Geburtsstätte Saussure's und der Schüler desselben Hugi, Agassiz u. s. w. studirte er die „Paläontologie" von Pictet, die „Botanische Geographie" von Alphonse Decandolle, die „Geologischen Studien" von Alphonse Favre, die „Urwelt der Schweiz" von Oswald Heer, und machte sich dann auch mit den Principien der Geologie von Lyell, mit den Werken von Alexander von Humboldt, von Leopold von Buch, von Darwin u. s. w. bekannt, bis er zuletzt auf diesem neuen Gebiete überall die Höhe der Wissenschaft erreichte und in den Schweizervereinen der Naturforscher als stimmberechtigtes Mitglied auftreten konnte.

Nachdem wir uns mit den Grundzügen der Wissenssphäre des Verfassers bekannt gemacht haben, wird es uns möglich sein, ihn in seinen großartigen Betrachtungen folgen und begreifen zu können. Die beiden Theile sind in zwölf Bücher zerlegt, wovon wir zunächst die Titel nennen wollen: 1) „Der neue Geist in den Naturwissenschaften"; 2) „Die großen Fragen unsers Jahrhunderts, der Ursprung der organischen Wesen"; 3) und 4) „Die neue Genesis"; 5) „Die Bibel der Natur"; 6) „Der Affe und der Mensch"; 7) „Der Mensch"; 8) „Die Propyläen der Geschichte"; 9) „Die Paläontologie der Sprachen. Die Gesetze des Lebens und die der Sprache"; 10) und 11) „Principien einer neuen Wissenschaft. Parallelismus der Natur- und Menschenreiche"; 12) „Der Geist der Schöpfung im Menschen. Versöhnung der moralischen und physischen Weltordnung."

Von dem Gedanken ausgehend, daß ebenso wie eine richtig verstandene Naturgeschichte uns die Geschichte des Menschen erklärt, auch die Geschichte des Menschen uns die der Natur ins klare Licht setzen könne, sagt der Verfasser:

Wenn der menschliche Geist nach verschiedenen Grundrissen allmählich Staaten organisirt, Sprachen gebildet und Tempel gebaut hat, warum sollte die Natur bei der Bildung der Floren und Faunen nicht denselben Gesetzen gefolgt sein? Allerdings kann ich nicht der Entstehung der ersten Wesen beiwohnen, noch Zeuge der frühesten Varietäten in der Organisation des Pflanzen- und Thierreichs werden; aber ich kann mich, wenn ich will, in den Anfang eines Theils der menschlichen Dinge zurückversetzen, und diese Erfahrung, welche es mir erlaubt ist am Menschengeschlechte zu wiederholen, wird mir einige Schlüsse ziehen helfen über den Ursprung und die Veränderung der Arten in der Natur. Dieser Gedanke führte mich auf andere derselben Gattung, und indem mir der Muth wuchs, je mehr ich vertraute Gebiete betrat, wagte ich endlich folgende Analogie und Hypothese aufzustellen: Die Architektur ist die Schale des menschlichen Mollusken, deren es eine indische, persische, ägyptische, griechische, römische und gothische gibt, welche sich bald Hypogeen, bald Pyramiden, bald Parthenon, Pantheon oder Kathedrale nennt. Wie haben nun wol die Ammoniten den verhältnißmäßig jungen Schalthieren Platz gemacht? Das ist eine Frage derselben Art wie jene andere: Wie ist man von den ägyptischen Tempeln zum Parthenon, und vom Parthenon zur Notre-Dame von Paris übergegangen?

Damit läßt uns der Verfasser gleich einen tiefen Blick in das Wesen seiner Forschung thun. Oft war es ihm möglich, die Fragen auf der einen Seite historisch zu beantworten, und wo dies nicht durchzuführen, begnügte er sich mit vernünftig aufgestellten Hypothesen. In Verlegenheit kommt er nie, er weiß sich immer zu helfen, seine geistreiche Phantasie läßt ihn nie im Stiche — wir wollen ihm gleich bei einer Untersuchung folgen für die eben jetzt ein großes allgemeines Interesse vorliegt. Wir meinen die Abstammung des Menschen von dem Affen. Der Verfasser untersucht dabei zunächst die Natur des Menschen und die des Affen für sich allein und macht dann auf die wesentlichen Verschiedenheiten beider aufmerksam. Die Frage, ob der Mensch von einem vierfüßigen Thiere abstammen könne, hat für den Verfasser gar nichts Befremdendes, und er ist damit einverstanden, die Sache zu bejahen. Nur ist es ihm sehr unwahrscheinlich, daß die Abstammung direct von dem Affen erfolgt sei:

Wenn jede Menschenrasse von einem besondern Affentypus abstammte, so würde jede, in dem Maße als sie sich von ihren Vorfahren entfernte, der andern entfremdet werden, und zwar mehr, als es der Gibbon dem Orang, der Orang dem Schimpansen, und dieser dem Gorilla ist. Da diese Arten schon so verschieden sind, daß sie sich nicht vermischen können, so würde die Trennung zwischen ihrer umgewandelten Nachkommenschaft noch viel größer sein. Der weiße Mensch könnte sich also nicht mehr mit dem schwarzen, noch der schwarze mit dem rothen, noch dieser mit dem gelben verbinden — kurz, die menschlichen Arten würden voneinander geschieden sein, wie die ungleichen Affenarten, von denen sie abstammten. Nun aber verbinden sich die verschiedenen Menschenrassen, und ihre Verbindung ist fruchtbar. Sie bilden also unter sich nur eine einzige menschliche Art.

So kommt der Verfasser zuletzt zu der Ueberzeugung, daß Menschen und Affen noch von einem viel ältern Geschöpfe eine gemeinschaftliche Abstammung haben müssen, aus der sie sich allmählich zu dem entwickelt haben, was sie jetzt sind. In ähnlicher Weise heißt es auch von der Frage, ob in dem menschlichen Ursprunge eine Einheit oder Mehrheit anzunehmen sei, sie sei nicht befriedigend zu beantworten. Doch ist es ihm recht, daß da, wo die Wissenschaft schweigt, die Poesie eine Aufforderung zum Reden habe. Es wird auf Milton's „Adam" aufmerksam gemacht, der den poetisch gestimmten Gemüthern vielfach Befriedigung gegeben hat, und für die nüchternen Zweifler macht er auf den entsetzlichen Caliban in Shakspeare's „Sturm" aufmerksam und meint, daß man in diesem Thiermenschen eine vortrefflich geschilderte Rückkehr zu dem primitiven Typus des tertiären Menschen antreffe. Die weitere wissenschaftliche Untersuchung führt zu der Gewißheit, daß der Mensch nicht früher auf der Erde erscheinen konnte, als bis die Bildung der Continente vollendet war. Alle vom Menschen gezähmten großen Säugethiere beschränken sich auf Europa, Afrika, Asien; sie sind continental und weichen nur da von dieser Eigenschaft ab, wo eine frühere Verbindung mit einem Continent zur größten Wahrscheinlichkeit geworden ist.

Was nun vollends den Menschen betrifft, so irrt man vollständig, wenn man glaubt, daß er auf einer Insel entstehen konnte. Das war im Gegentheil sein letzter Aufenthalt. Er brauchte ein ganzes Festland, um tiefe Wurzeln zu fassen und sich darauf zu entwickeln. Später wurde er vielleicht durch Stürme auf einsame Inseln verschlagen, aber nicht eher, als bis er sich bereits mit der ganzen lebendigen Natur gemessen hatte. Er hatte schon körperlich, wenn nicht geistig, seine volle Ausbildung erlangt, aber in der fernen Verbannung auf der Inselwelt wurde er wieder zum Kinde, und so fand ihn Cook in Oceanien.

Daß unter den wilden Völkerstämmen der Erde auch vielfache Veränderungen in Hinsicht der Sitten und Gebräuche vorkommen, weiß der Verfasser gründlich zu beweisen; ebenso weiß er es wahrscheinlich zu machen, daß dabei auch eine Umwandlung des Glaubens, der Sagen, ja sogar ein Untergang der Traditionen vorgekommen sei, wie bei den sogenannten historischen Nationen. Zugleich deutet er darauf hin, wie eben jetzt eine ganze Rasse, die oceanische, vor unsern Augen im Aussterben begriffen sei, ohne daß wir der eigentlichen Ursache davon bewußt würden. Der Verfasser glaubt den Grund in einer verzehrenden Seelenkrankheit gefunden zu haben, welche aus dem überwältigenden Einflusse der civilisirten Völker nothwendig erfolgen müsse:

Ist es nicht begreiflich, daß der Mensch des Lebens überdrüßig wird, wenn alles um ihn her ihm zum feindlichen Elemente wird, dem er keinen Widerstand entgegenzusetzen hat? Kennt man nicht die Leiden der Verbannung? Weiß man nicht, wie sie das menschliche Leben verkürzen, wie die Ehen darin unfruchtbar werden, und die Bevölkerung scheinbar ohne Ursache darin versiegt? Ach', ich begreife das wahre Leiden dieser Oceanier nur zu wohl, und weiß, daß es unheilbar ist! Sie sind jetzt gewissermaßen Verbannte auf ihren kleinen Inseln, wo sich zwischen sie und ihre Umgebung immer ein Fremder und zwar ein Herr stellt. Und was für ein Fremder ist das? Durch die ganze Stufenleiter der Civilisation von ihnen getrennt, wie von einem andern Planeten zu ihnen herabgestiegen! Was sollen sie in dieser großen Ungleichheit thun? Sie verlieren alle Hoffnung, und mit ihr die Lust am Leben. Sie lassen sich am Rande ihrer Atolls nieder, athmen die laue Luft ein und sterben.

So aus den schmerzlichen Erfahrungen seiner eigenen Verbannung heraus malt der Verfasser einer greifendes, rührendes Bild der unglücklichen Völker. Alle aufgezählten Krankheiten, welche das Schwinden dieser Rasse bewirken sollen, erklären wenig oder gar nichts, denn die Hoffnungslosigkeit, ihren alten Frieden, ihre alte Freiheit und Selbständigkeit wiedergewinnen zu können, ist es, welche Gemüth und Muth zu Grabe treiben. Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er meint, daß es gegen dies unsichtbare stumme Uebel nur ein einziges Mittel der Heilung gebe, und daß dies Mittel unausführbar sei. Denn es besteht offenbar darin, den Unglücklichen ihren alten Zustand wiederzugeben. Der Rasse der Bisons, welche in ganz ähnlicher Weise dem Aussterben entgegengeht, hat man einige abgelegene Winkel der litauischen Wälder eingeräumt, wo niemand ihre Einsamkeit stören darf. Das sei offenbar das rechte Mittel, den Untergang dieser herrlichen Thiere zu verhüten, meint der Verfasser, und fügt den Wunsch hinzu, daß es Menschenpflicht sei, ein Gleiches für den Oceanier zu thun:

Es wäre dies das einzige Mittel, das sie, wenn auch nicht dauernd erhalten, doch für eine Zeit lang retten könnte. Allein abgesehen von der Schwierigkeit, ihnen ihre Einsamkeit zu bewahren, hätte man nicht alles damit gethan, daß man sie ihnen zurückgäbe; sie würden sich niemals wieder sicher in ihrem Besitze fühlen. Sie würden stets die Empfindung haben, daß sie dieselbe wieder von neuem verlieren könnten. Sie selbst würden auch durch künstliche Bedürfnisse, die sie kennen gelernt haben und welche sie nun nicht mehr befriedigen könnten, ihre eigene Zufriedenheit untergraben. Das kleinste Segel, das an ihrem Horizont auftauchte, würde sie daran erinnern, daß sie den Besitz von Land und Meer unwiederbringlich verloren haben, und dann ergriffe sie eine neue Angst vor einer Landung.

Schließlich wird dann noch daran erinnert, daß derselbe Grund, welcher es unmöglich erscheinen ließ, die ersten Menschen auf einer Insel auftreten zu lassen, auch die Ursache zum Verschwinden der darauf lebenden Rassen sei, wenn dieselben nicht zugleich die Herrschaft des umgebenden Meeres besäßen. Er stellt allerdings nicht in Abrede, daß die Branntweinpest auch das Ihrige dazu beigetragen habe, den Untergang der Oceanier herbeizuführen, aber sie allein könne das ganze Uebel nicht bewirkt haben; die nagende Arbeit des Gedankens, das ewig wiederkehrende Heimweh sei eine viel wahrscheinlichere Ursache. Die volle Wahrheit hiervon könne nur der erkennen, welcher schon einmal gezwungen gewesen sei, in einer fremden, feindlichen Umgebung zu leben, wo man verbergen müsse, was in einem vorgehe, verschweigen, woran man so gern denke, wo man seine eigentliche Natur verheimlichen, seine schönste Liebe vergessen müsse. Ein solcher habe empfunden, wie drückend da die ganze Atmosphäre sei, mit welcher Beschwerde man athme, wie das ganze Leben eine unerträglich drückende Last werde. „Ein tapferer französischer Soldat, den ich auf einem einsamen Ufer der Halbinsel Morea traf, sagte mir: «O Herr, wenn man mir einen Arm abschneiden und mich nach Frankreich zurückschicken wollte, wäre ich der glücklichste Sterbliche!» Das ist der umgekehrte Fall des civilisirten Menschen, der in die Barbarei zurückgeworfen wird. Der Wilde stirbt an der Civilisation."

In so warmer Theilnahme spricht sich der Verfasser immer aus, so oft er an sein eigenes Leiden der Verbannung aus seinem geliebten Vaterlande erinnert wird, und die Gelegenheit kommt in seinem Werke vielfach vor.

Ueber den Ursprung des Lebens in der Schöpfung äußert natürlich das vorliegende Werk auch seine Ansichten, doch gehen dieselben etwas schnell über das Ganze hinweg und sind eigentlich nur ein offenes Geständniß des Nichtwissens. Je weiter und genauer man in der Natur über das erste Auftreten irgendeines Gegenstandes der Schöpfung nachforscht, meint der Verfasser, um so mehr überzeugt man sich davon, daß dieser Anfang in einer unerreichbaren, unendlichen Vorzeit liegt, worüber sich mit wissenschaftlicher Bestimmtheit gar nichts erforschen läßt. Wo aber die Wissenschaft schweigt, übernimmt die Dichtkunst das Wort, und diese hat es ihrerseits nicht an beredten Wortgemälden fehlen lassen. Das Leben der Erde hält der Verfasser für ebenso alt wie das Entstehen ihrer Materie. Als die Erde sich von der kosmischen Masse zu einem selbständigen Ganzen trennte, nahm sie mit den Stoffen auch die Keime zu allem Leben in sich auf:

Mit einem Wort, die Erde hat sich sowenig ihr eigenes organisches Leben, wie ihr eigenes Licht gegeben. Beides, Licht und Leben, ist ihr von einem fernern und mächtigern Schöpfungsherd aus zugegangen. Das Leben ist nicht auf einen bestimmten Punkt des Weltraums oder der Zeitdauer beschränkt. Es führt uns von einer Quelle immer wieder auf eine frühere zurück. Wir können es nicht in irgendeiner spontanen Generation unserer Erde erfassen. Es entgeht unserer Zeitrechnung und ist älter als unsere ersten Anfänge. Nicht ein besonderer Planet hat es hervorgebracht. Das Werk ist zu groß für einen einzigen Himmelskörper. Um das erste Lebendige zu erzeugen, brauchte es mehr als eines isolirten, in einem Winkel des Alls verstreuten Gestirns. Die gesammte Natur, das heißt der Stoffnebel des ganzen Weltraums mußte diesem Zwecke dienen, und das erste Lebendige hat seinen Ursprung in der Unendlichkeit.

Das sind Ansichten eines gewissenhaften Naturforschers, sie führen an die wahre Grenze des Forschungsgebiets und überlassen es mit ehrwürdiger Ruhe den Männern, die berufen sind, das Wesen und die Eigenschaften des Schöpfers selbst zu ergründen, noch weiter zu gehen. Dies Weitergehen hat seine volle Berechtigung. Nur nicht für den Naturforscher. Und wenn gerade dieser Punkt so vielfach zu bitterm Hader und Streit geworden ist, so lag der Grund einzig und allein in einer ungehörigen Gebietsüberschreitung der beiden Parteien. In dem Werke des Verfassers liegt gerade in dieser Hinsicht ein sehr versöhnlicher Geist, welcher ganz dazu geschaffen ist, Frieden und Freiheit zu schaffen und zu erhalten.

Mit besonderm Interesse behandelt der Verfasser die nationalökonomische Seite der Schöpfung. Er stellt sich dabei zunächst auf den Standpunkt des alten Malthus, daß da, wo Raum und Nahrung fehlen, die Bevölkerung abnimmt und zuletzt ganz eingeht. Dieses schon 1798 ausgesprochene Gesetz wurde ursprünglich so bekämpft und verworfen, daß man sich wundern muß, wie es gerade in unsern Tagen mit so allgemeinem Beifall wieder zur Geltung gebracht werden konnte. Es liegt aber darin eine tief begründete Wahrheit, welche nicht untergehen konnte, wie sehr auch dagegen geeifert worden ist, denn es ist eine Grundbedingung der Existenz und des Gedeihens aller belebten Wesen auf Erden, es bezieht sich auf jeden Grashalm, auf den kleinsten Wurm ebenso gut wie auf die Riesenbäume des Urwaldes und auf die kolossalen Säugethiere Asiens und Afrikas, und verliert seine Geltung selbst bei dem Menschen nicht. Seit 1859 hat der geistreichste Naturforscher unsers Jahrhunderts dies einfache, eigentlich nur für die Socialökonomie ersonnene Gesetz für die gesammte belebte Schöpfung passend nachgewiesen und wunderbare Folgerungen daraus gezogen. Was Darwin in seiner „Entstehung der Arten", in seiner „Abstammung des Menschen und geschlechtlichen Zuchtwahl" Herrliches geleistet hat, beruht eigentlich nur auf der richtigen Erkenntniß und der Verallgemeinerung des Malthus'schen Princips. Die neuen Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen über das Entstehen und Aussterben der Arten haben eine förmliche Revolution in den Naturwissenschaften hervorgerufen, und vieles erst zu einer Naturwissenschaft gemacht, was früher davon ausgeschlossen wurde.

Adam Smith und Malthus begegnen sich in der Auffassung Darwin's, dessen Werk es ist, daß die ganze nationalökonomische Wissenschaft Englands in die organischen Reiche übergegangen, wo sie circulirt und lebt, und gleichsam zur Seele der Natur geworden ist. Er ist sich dessen auch vollkommen bewußt, denn er erklärt es selbst; wo er von der geometrischen Zunahme des Wachsthums der Arten spricht, sagt er: „Es ist dies eine Verallgemeinerung des Malthus'schen Gesetzes, auf das organische Naturreich angewendet." Wie der Arme vor dem Reichen, so verschwinden die schwächern und weniger bevorzugten Arten vor einer kräftigern und besser bewaffneten. Der Kampf des Kleinen mit dem Großen, des Unfähigen mit dem Fähigen, des Schwachen mit dem Mächtigen, aus welchem fast das ganze menschliche Leben besteht, findet sich fast identisch auf dem Schauplatze des allgemeinen Lebens wieder, vom Grashalm bis zum Waldbaum, vom Insekt bis zum Raubthier; und dieser Krieg wird nicht blos zwischen den verschiedenen Gattungen geführt; die Concurrenz ist noch viel lebhafter innerhalb einer und derselben Art. Wie ein Gewerbe das andere beneidet, so misgönnt ein Gewächs dem andern seinen Boden, und eine Schwalbe verjagt die andere vom Bauplatze. Die kleine asiatische Schabe verdrängt, wo sie kann, ihre große europäische Verwandte. Jedes Geschöpf macht also seinem Mitgeschöpfe den Antheil an Luft, Licht, Raum und Lebenskraft streitig, und die schwächern Bildungen verschwinden vor den stärkern. Daraus ergeben sich gleiche Resultate für die menschlichen Gesellschaften wie für die organische Natur. In der Concurrenz der Gewerbe bleibt das Bessere Sieger, und daraus geht der Fortschritt der Industrie hervor. Die untergeordnete Menschenrasse wird von der höhern verdrängt, der Schwarze vom Weißen, der Semite vom Arier. Das ist das allgemeine Gesetz der Civilisation.

Der Verfasser zeigt nun in immer neuen und neuen Richtungen das genaue Zutreffen des Gesetzes, kommt dann aber auch auf den wichtigen Punkt, daß der verständige Mensch, welcher die Richtigkeit dieser Naturmaxime genau erkannt hat, auch oft im Stande sei, eine Aenderung, Verhütung, Beseitigung herbeizuführen. Gerade hierin unterscheide sich das Menschenreich von dem Thier- und Pflanzenreiche. In ihm regiere allerdings auch das Gesetz des Kampfes ums Dasein, aber es finde darin auch einen stimmberechtigten Gegenkämpfer. In England, wo das Princip der freien Concurrenz zur Seele der Industrie geworden ist, hat man es längst erkannt, daß darin der Hauptgrund zum nationalen Wohlstande bestehe. Man sieht also, wie folgenreich schon dies eine der socialen Sphäre entlehnte Gesetz in seiner Anwendung auf

die gesammte belebte Schöpfung geworden ist, und wie unendlich viel mehr noch zu erwarten ist, wenn wir auch noch die übrigen Beziehungen zwischen Natur- und Menschengeschichte zur vollständigsten Erkenntniß gebracht haben werden. Der Verfasser macht in dem vorliegenden Werke einen sehr beachtenswerthen Anfang.

Die Frage, bei welcher Entwickelungsepoche der Erde der Mensch zuerst ins Dasein gerufen worden sei, bringt unsern Verfasser in einige Verlegenheit, da man schon ganz anders darüber entschieden habe, als es ihm wahrscheinlich vorkomme. Er meint, es müsse die Zeit gewesen sein, wo die ganze Erde mit allen Pflanzen und Thieren sich bereits im schönsten Schmuck habe zeigen können, denn die Geburt des Menschen wäre unstreitig der größte Festtag der Erde gewesen. Darin stimmt er mit der Bibel und überhaupt mit der ältesten Mythologie, mit den Phantasien der Dichter aller Zeiten überein. Wie groß war nun sein Erstaunen, als er aus den gelehrten Forschungen Desor's, Lartet's, Boyd Dawkin's, Albert Stendel's, Charles Lyell's, Frederic Troyon's u. a. entnahm, daß dies nicht der Fall gewesen sein könne, daß im Gegentheil des Menschen Anfang in die traurige Zeit der Entbehrungen, in die Eiszeit falle. Er kann nun allerdings nicht leugnen, daß die Gelehrten insofern recht haben, als die bisjetzt erforschte erste Spur vom Menschen in die Eiszeit falle, aber er meint dennoch, es sei sehr gewagt, den Anfang des Menschen nach dieser naturwissenschaftlich ersten Spur von ihm zu bestimmen. Wäre dies wirklich die Wiegenzeit des Menschen gewesen, so folge daraus, daß der Schöpfer ihn gleich dazu bestimmt habe, sich abzuhärten, sich an Entbehrungen aller Art zu gewöhnen. Der Höhlenbär, Ursus spelaeus, welcher damals schon im Aussterben begriffen, sei sein erster Lebensgefährte gewesen, worauf der Elefant und das Mammuth aufgetreten wären, welche ihm gezeigt hätten, die Pflanzenoasen unter dem Schnee und die Süßwasserquellen aufzufinden. Von dem Eichhörnchen habe er gelernt, die Tannzapfen, die Nüsse, Mispeln, Wasserkastanien als Nahrung zu benutzen. Aus dem Pelz des altersschwachen Bären und des Mammuths habe er sich ein warmes Lager und warme Bekleidung bereitet, denn er konnte nicht nackt bleiben, wie ihn die Natur geschaffen hatte. Das war ein jammervoller, kläglicher, kalter Anfang für den Menschen. Wie ganz anders hatte sich der poetische Verfasser das Fest der ersten Geburt des Menschen ausgemalt. Doch er fügt sich den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung. Er sagt:

> Kürzlich hat man auch die Entdeckung eines von menschlicher Hand bearbeiteten Renthiergeweihes auf dem erratischen Terrain des alten Rheingletschers gemacht. Das ist ein sicherer Beweis, daß das Renthier und der Mensch zusammen auf dem ausgetrockneten Boden des centraleuropäischen Eismeers lebten. In dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, ist das der fernste Zeitpunkt jener beweglichen Chronologie, in welcher das Thier zum Datum der diluvialen Weltgeschichte dient. Aber wer weiß, ob nicht morgen schon dies Datum durch irgendeine neue Entdeckung weiter in die Vergangenheit zurückverlegt wird.

Mit dem vielbesprochenen Kapitel der Erziehung und Gewöhnung des Thiers durch Menschenhand wird nun auch das Umgekehrte zur Sprache gebracht, nämlich wie der Mensch von dem Thiere gelernt habe, von ihm erzogen worden sei. Das Thier gab ihm Kunde von der Bewohnbarkeit ferner Erdstrecken. Die Spinne lehrte ihm das Weben der Kleidungsstoffe, der Höhlenbär zeigte ihm den Weg zu den natürlichen Felsenhöhlen der Gebirge, das Renthier brachte ihn in die moosbewachsenen weiten Steppen.

> Was man heutzutage im Norden Sibiriens bei den Jakuten und Tungusen beobachtet, mußte damals im Centrum Europas vor sich gehen. Der Mensch erwartete die zweimalige jährliche Wanderung der Renthiere. Er lauerte ihnen an den Ufern der Garonne, des Adour, der Rhône, der Saône, der Maas und des Rhein auf, wie heute an den Nebenflüssen der Lena, der Kolima und des Amour in den Tundras von Sibirien. Wenn er den Zug der Renthiere verfehlte, so war das ein unersetzlicher Verlust, die Ursache der Hungersnoth und Verzweiflung während einer ganzen Jahreszeit, und in jenen einsilbigen Sprachen, die dem Röcheln der Renthiere glichen, ertönte dann eine Wehklage durch das ganze Land. War dagegen der Hinterhalt gut gewesen, hatte er den Ort und Zeitpunkt glücklich abgepaßt, wo die große Heerde sich in die eisigen Fluten der Ströme stürzte, so gestaltete sich die Scene ganz anders. Mit Messern und Aexten von Feuerstein bewaffnet, überrumpelte er dann schwimmend oder in ausgehöhlten Baumstämmen schiffend die arglose Heerde der Renthiere, deren vielästige Geweihe sich im Gewühl der Fluten verwickelten und sie ihrem Feinde wehrlos überlieferten. Dann schnitt er ihnen mit seinem großen Steinmesser die Kehle ab, und färbte mit ihrem Blute die schneebedeckten Ufer. Dann erscholl ein Freudengeschrei und es gab einen Festtag für den fossilen Menschen, denn er konnte nicht allein für heute seinen Hunger stillen; vielleicht hatte er schon die Kunst gelernt, sich seine Nahrung für den kommenden Tag zu sichern, indem er die Leichname der Renthiere ins Wasser versenkte oder unter Eisblöcken vergrub. Auch verstand er schon, die Häute mit seinen steinernen Klingen zu zerschneiden und mit knöchernen Nadeln zusammenzunähen, sodaß seine Kleidung sowol wie ein Theil seiner Nahrung bis zum nächsten Jagdzuge gesichert war. Zum ersten male hatte er Ueberfluß und Muße, nicht des Lebens Nothdurft allein, sondern auch seine Annehmlichkeiten! Diesen Moment benutzte er, sich eine neue Kunst anzueignen.

So ergeht sich der phantasiereiche Verfasser immer mehr in dem Ausmalen der Sitten und Gebräuche der ersten Menschen Europas. Er zeigt uns, wie sie die Kunst übten, auf Renthier- und Hirschgeweihe die erlegten Gestalten dieser Thiere einzugraben, und macht darauf aufmerksam, daß dieser erste Instinct zur Bildhauerei und Malerei noch jetzt den Schicksalsverwandten, Tungusen, Lappen und Samojeden, ganz abgehe. Es setzt wirklich in Erstaunen, wie gründlich diese Urmenschen schon das Mammuth, Renthier, Pferd, den Hirsch, Bär, Biber darzustellen gewußt hätten, wie charakteristisch sie auf die Hinterhaltsjagd aufmerksam gemacht hätten.

> Wie viele male muß dieser fossile Künstler das Mammuth in sein Versteck verfolgt haben, um so, mit wenig Einschnitten seinen Kopf, sein kleines Auge, seine lange Mähne darzustellen. Offenbar ist das Mammuth auf dem Marsche und zwar heerdenweise, wie er es noch angetroffen hat. Furchtlos dringt es vor, und was seine Sicherheit verdoppelt, ist, daß es ungeachtet seines ungeheuern Körpergewichts geräuschlos auftritt; es kann überall hingehen, ohne daß seine Schritte die Stille der Wälder unterbrechen, denn seine Füße sind wie von einer dicken Wattshülle umgeben, die den Schall abdämpft, und je gewaltiger die Bewegungen dieser Kolosse sind, um so sicherer sind sie auch. Augenscheinlich stellt das Werk des Jägers seine Beute im Moment der Ueberrumpelung dar.

Religiöse Bedeutung haben diese Bilder gar nicht, wodurch sie sich wesentlich von den ägyptischen unter-

scheiden. Sie suchen die Natur, wie sie wirklich ist, wiederzugeben, während diese daran idealisiren, um Götzen daraus zu bilden. Alles deutet auf Jagd, auf Beutemachen, darin liebt und verehrt diese Urmenschenrasse die ganze Schöpfung.

Zuletzt redet der Verfasser auch über die geologische Prophezeiung der Zukunft unserer Erde. Die Schöpfung, meint man hier, sei noch nicht vollendet, es würde noch eine höher organisirte Natur geschaffen werden, ein höherer Mensch, eine höhere Flora, höhere Fauna entstehen. Das lehre die Geschichte der Natur. Damit kann sich nun aber unser Verfasser nicht einverstanden erklären. Es sei trostlos, wenn sie dem Menschen die Aussicht stelle, daß alles bisher Erforschte uns nur bis an den Rand eines Abgrundes führen könne, in welchem dasselbe aufs neue untergehen müßte. Eine solche Prophezeiung würde die von Jesaias und Ezechiel noch weit hinter sich zurücklassen, denn diese behandelt immer nur armselige Reiche wie Aegypten, Medien und Babylonien, bei der andern komme aber das ganze Menschengeschlecht, die ganze Schöpfung in Frage. Dieser Untergang ist verkündet, und mit solcher Entschiedenheit, als dürfe man gar nicht daran zweifeln. Der Mensch hielt sich bisher für das höchste Wesen auf Erden, für den Besitzer und Beherrscher der ganzen Erde; das wird Täuschung, es soll noch ein Wesen kommen, welches ihn beherrscht und seinen Besitz zu Null macht. Der Mensch hatte sich immer vorgestellt, daß er der Welt nothwendig, daß dieselbe ohne ihn nicht denkbar sei. Schon mit seinem Sündenfalle habe sich das All verdunkelt, was würde nun erst mit seiner Vernichtung für eine furchtbare Revolution erfolgen. Sein letzter Tag wäre ein Tag des Schreckens für die ganze Schöpfung. Alles Leben, jeder Fortschritt höre auf. Es entstände eine öde verwaiste Erde, eine zur Todtengruft gewordene Natur. Ueberall verlassene Continente, ewige Stille und Kälte:

So tröstete sich der Halbgott über seinen Tod mit dem Tode alles übrigen Lebens. Welche Blume würde noch wagen sich zu entfalten, welcher Vogel zu singen, wenn die Welt so verödet wäre? Selbst die Sterne fielen vom Himmelsgewölbe herab, und dunkele Nacht schlösse alles ein! Jetzt müssen wir uns im Gegentheil an die neue Anschauung gewöhnen, daß der Mensch vorübergehen wird wie die primären Ammoniten und Schilfe, und daß andere, vollendetere und jedenfalls höhere Lebensformen an seine Stelle treten werden. Von dem ganzen geräuschvollen Dasein des menschlichen Geschlechts wird so wenig ein Nachhall zurückbleiben, wie von dem Summen der ersten Insekten des Steinkohlenwaldes. „Wie!" ruft man, „es wäre möglich, daß eines Tags ein höheres Wesen als der Mensch aufträte, und ihn beherrschte, wie der Mensch heute die Thiere beherrscht? Dieses höhere Geschöpf würde uns in die Wälder, auf die Inseln zurückdrängen, wie wir es jetzt mit dem Steinbock oder dem Büffel thun? Einem solchen Untergange würden wir anheimfallen?!"

Der Stolz des Menschen ist nach der Ansicht des Verfassers zugleich seine Macht. Heute halte er sich für den König der Natur, und dies Bewußtsein helfe ihm seinen persönlichen Rang behaupten. Wenn ihm aber plötzlich dies absolute Königthum entrissen würde, wenn er seinen Herrn fände, so ist zu befürchten, daß er gleichzeitig einen Theil seiner erworbenen Fähigkeiten einbüßte. Denn er gehört nicht zu jenen Königen, welche ihre Entthronung überleben. Nachdem er der Beherrscher der Erde gewesen, wie soll man sich ihn wol als Sklaven oder Hausthier seines Nachfolgers vorstellen? Eine solche Erniedrigung würde ihn um den Verstand bringen. Scham und Bestürzung würden ihm das Dasein rauben. Da ihm die erste Rolle genommen wäre, und er die zweite nicht ertragen könnte, so würde ihm nichts übrig bleiben, als den Schauplatz zu verlassen. Räumen wir also die Erde diesem glücklichen Nachfolger des Menschen, diesem triumphirenden Erben, wie die Geologen ihn uns verkündigen. Wäre es möglich, daß er nicht unsere Dichtungen, unsere Künste bewunderte, die Venus von Milo, Homer und Rafael? Wenigstens unsere Geometrie müßte ihm doch wol Achtung abgewinnen? Gewiß würde sie das, aber nicht viel mehr als die, mit welcher wir die Honigzelle der Biene oder das Nest des Vogels betrachten. Das Parthenon würde ihm erscheinen wie uns eine schöne Polypenbank, die Iliade wie der melodische Gesang eines Vogels. Entspricht nicht das Vorgefühl der Unsterblichkeit in etwas diesen Prophezeiungen der Wissenschaft? Jenseit der Pforten des Todes ahnen wir eine bessere Welt, ein höheres Leben, schönere, vollendetere Formen. Diesen Glauben wird man dem Menschen niemals entreißen. Der Verfasser möchte ihn nicht auf die anticipirte Vision der Lebensentwickelung künftiger geologischer Zeitalter beschränken, aber gewiß ist, daß jenem Instinct einer bessern Welt dasselbe Gesetz zu Grunde liegt, welches heute von der Wissenschaft offenbart und verkündigt wird.

Quinet findet sich aber doch zuletzt in das Unvermeidliche, und macht sich nur Luft und Beruhigung in dem Ausmalen der Schrecken dieser Zukunft, an einen wirklich begründeten Zweifel denkt er kaum noch, und das ist es doch, welches man gerade von ihm erwarten könnte.

In der Einführung wird zunächst darauf hingewiesen, daß es befremden könnte, hier das Werk eines Franzosen auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen, aber das Feld der Wissenschaft sei ein neutrales, und man dürfe ja nicht außer Acht lassen, daß das Werk von einem Manne in der Verbannung geschrieben sei, der das beklagenswerthe Opfer der verhängnißvollen Politik des eigentlichen Urhebers unsers blutigen Kriegs geworden wäre. Vielleicht hätte es dem Werke sehr nützlich werden können, wenn der berühmte Verfasser der „Geologischen Bilder" in seiner Einführung auch ein einleitendes Wort über die geologische Geschichte der Erde eingeschaltet hätte, denn im Werke selbst wird gerade über diesen Punkt vieles vorausgesetzt, was nicht jedem Leser bekannt sein dürfte. Doch sind auch wieder gerade für diese Leser die „Geologischen Bilder" zum Nachschlagen zu empfehlen.

Heinrich Birnbaum.

Vom Büchertisch.

1. **Das Mädchen aus der Fremde.** Auch eine Enthüllung eines Schiller-Denkmals von Karl Bormann. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1871. 16. 10 Ngr.

Die kleine Schrift stellt die sonderbare und höchst gewagte Conjectur auf: Schiller habe mit seinem Gedichte „Das Mädchen aus der Fremde" nicht, wie andere (namentlich Viehoff, Götzinger und Hoffmeister) meinten, die Poesie oder den Frühling symbolisch darstellen wollen, sondern vielmehr bei Abfassung des Gedichts einen sehr concreten Fall im Auge gehabt, er habe nämlich in dem „Mädchen aus der Fremde" die Muse des von ihm herausgegebenen „Musenalmanachs vom Jahre 1797", welchem das Gedicht, gewissermaßen als Prolog, vorangedruckt ist, personicisiren wollen. Der Verfasser argumentirt so: der Musenalmanach „erschien" in Neustrelitz in Mecklenburg bei dem Buchhändler Michaelis. „Das Thal", wo das Mädchen „bei armen Hirten erschien", könne also nur Neustrelitz, die „armen Hirten" aber einzig die Landbau treibenden Bewohner jenes Städtchens sein. Ergo: Das Mädchen selbst, welches „schön und wunderbar" in diesem Thale Neustrelitz „mit jedem jungen Jahr", Blumen und Früchte spendend, beim Verleger Michaelis erschien, ist keine geringere als die Muse des Almanachs in eigener Person. Wer will entscheiden, ob diese Argumentation mit Schiller's Gedanken zusammentrifft? Daß sie aber in ihrer ganzen logischen Entwickelung etwas Gesuchtes, daß das höchst nüchterne Schlußresultat, zu dem sie kommt, bei dem ihr zu Grunde liegenden poetischen Gegenstande etwas fast komisch Wirkendes hat, diesem Gefühle wird sich schwerlich jemand entziehen, der das kleine Buch liest. Wann werden unsere Gelehrten aufhören, in die Werke unserer Classiker Motive und Ideen hineinzugeheimnissen, welche auf jeden unbefangenen Beurtheiler nur den Eindruck einer müßigen Schulweisheit machen können? Was kümmert es uns, ob Schiller bei dem Verse „In einem Thal bei armen Hirten" an ein mecklenburgisches Städtchen gedacht hat oder nicht? Wahrscheinlich bleibt doch, daß dieses „Thal" nur eine poetische Fiction war.

2. **Von der Kunst im täglichen Leben.** Ein Streifzug von Emil Frommel. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1871. 16. 12½ Ngr.

Dieses scharfsinnig geschriebene Werkchen wendet sich mit Recht gegen die Vernachlässigung und falsche Anwendung der Kunst im täglichen Leben und weiß dieses Thema mit Geist und Geschick zu behandeln. Vortrefflich ist besonders, was der Verfasser über die Musik in Kirche und Haus sagt, wie auch seine Polemik gegen die Einrichtung unserer Wohnhäuser und die Physiognomie unserer Straßen sehr beherzigenswerth ist. „In diesen Häusern", sagt er, „die mit ihren langweiligen Gesichtern geschminkt nach außen sehen, kann sich kein Innenleben, keine Poesie und schwer nur ein Familienleben entwickeln." Der letzte Abschnitt des Buchs, welcher die Kunst im täglichen Leben, wie sie sein sollte, behandelt, gibt manchen beachtungswürdigen Fingerzeig zur Reformation dieser wichtigen Seite des socialen Lebens. Das kleine Werk ist aus Vorlesungen, welche der Verfasser in mehreren rheinischen Städten hielt, hervorgegangen und von dem Geiste echter Humanität durchweht. Möge es der Beachtung empfohlen sein!

3. **Zwei Jubilarinnen** von Friedrich Bücker. Mit zwei Illustrationen von A. Schaal. Berlin, A. Duncker. 1871. 16. 15 Ngr.

Die zwei Jubilarinnen, welche hier verherrlicht werden, sind jene beiden weltregierenden Werkzeuge menschlicher Thätigkeit, welche zugleich die beiden Geschlechter der menschlichen Gattung repräsentiren, die Nadel und die Feder. Beide werden in diesem Büchlein in hübschen Märchen, welche uns ihre Geschichte in bunter Phantastik vorführen, gefeiert. So enthält das kleine Werk in spielender und tändelnder Form des Lehrreichen und Ernsten manches. Die beiden Illustrationen von Schaal, welche dasselbe würdig schmücken, sind alles Lobes werth.

4. **Berliner Hofschauspieler.** Silhouetten von Otto Franz Gensichen. Berlin, Große. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser bietet uns in seinem Buche Porträts von Ludwig Dessoir, Luise Erhartt, Gustav Berndal, Johanna Jachmann-Wagner, Theodor Liedtcke, Johanna Buska, Theodor Döring und Minona Frieb-Blumauer, welche meistens gut getroffen sind. Die einzelnen Essays, aus denen sich diese Sammlung zusammensetzt, waren bereits früher in der Haude- und Spener'schen Zeitung (Jahrgang 1878, Nr. 198—248) abgedruckt, sind aber in der gegenwärtigen Form durch zahlreiche Zusätze wesentlich erweitert worden.

Wir schätzen den Essayisten Gensichen, wie wir ihn aus dieser Sammlung kennen lernen, höher als den Lyriker, der uns aus seinen heinisirenden „Gedichten" und den Zeitgedichten „Vom deutschen Kaiser" bereits früher bekannt war.

Mit richtigem Verständniß für die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der silhouettirten Kunstkoryphäen stellt der Verfasser uns in seinem neuesten Werke dieselben lebensvoll vor das Auge. Er versenkt sich mit Liebe in die Tiefe der von ihm geschilderten Künstlercharaktere und analysirt mit Geist ihre einzelnen Leistungen. So sucht er gleich in dem ersten Essay uns das geistige Bild Dessoir's durch eine eingehende Analyse seines „Othello" zu vermitteln. Gensichen denkt mit Recht sehr hoch von Dessoir und räumt ihm dasjenige ein, was, wie er richtig bemerkt, in erster Linie den wahren Künstler ausmacht, die Größe des Herzens. „Die üppigste Phantasie", sagt er, „der durchdringendste Scharfblick, die umfassendste Kenntniß der Technik vermögen nie den Mangel eines großen Herzens zu ersetzen. Wir verzeihen dem Künstler gern einen falschen Ton im Colorit, einen Fehler in der Zeichnung, wenn aus der ganzen Schöpfung der Pulsschlag eines edeln, tieffühlenden, großen Herzens uns entgegenpocht." Dessoir hat gewiß dieses große Herz, welches Gensichen ihm zuspricht. Sehr treffend charakterisirt der Verfasser ferner Luise Erhartt, wenn er sie

hinstellt als namentlich geeignet für die künstlerische Wiedergabe von „echt weiblichen, huldigen Gestalten“, wie Gretchen, Klärchen, Julia u. s. w., und ihr das Zeugniß seltener Anmuth gibt; auch Johanna Buska und Minona Frieb-Blumauer versteht er richtig zu würdigen. Weniger scheint uns dies in Betreff der Johanna Jachmann-Wagner der Fall zu sein, welcher er nicht immer gerecht wird, wie er z. B. ihre Lady Macbeth ohne Zweifel zu gering schätzt. Höchst zutreffend charakterisirt Gensichen den genialen Theodor Döring, an dem er mit Recht eine große Naturanlage bewundert, aber eine allzu wenig künstlerische Selbstschulung tadelt. Gustav Berndal und Theodor Liedcke werden ebenfalls mit richtiger Werthschätzung porträtirt. Die Gensichen'schen Silhouetten bekunden ein wirkliches Verständniß für die dramatische Kunst, ein Verständniß, welches nicht nur in die praktische Schule unmittelbarer Bühnenstudien, sondern auch in die theoretische des Studiums unserer bedeutendsten Dramaturgen, wie Lessing's und Rötscher's, gegangen ist. Letzteres beweisen die dem Texte eingefügten häufigen Citate aus diesen Autoren und zahlreiche Hinweise auf deren Werke, namentlich auf die „Hamburgische Dramaturgie“, diese eigentliche Wurzel der modernen dramaturgischen Wissenschaft.

5. Lafayette. Ein Lebensbild von Max Büdinger. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutsche Literatur besitzt nicht viele Werke, welche sich eingehend mit dem großen französischen Freiheitshelden beschäftigen, den Max Büdinger in dem uns hier vorliegenden Buche zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht hat. Um so dankenswerther ist sein Unternehmen. Das Buch ist aus öffentlichen Vorträgen entstanden, welche der Verfasser am 12. und 13. November 1869 in Frankfurt a. M. und Darmstadt vor einem größern Publikum gehalten hat. Er hat, da er seine Vorlesungen drucken ließ, die Vortragsform derselben nicht geändert, wohl aber bei dieser Gelegenheit in Gestalt von Belegen und Anmerkungen eine Fülle von Nachweisen und Nachträgen seinem Texte beigefügt, sodaß der Anhang fast dreimal so umfangreich ausgefallen ist als das Buch selbst. Diese äußern Proportionen des Werks sind zugleich vorbildlich für den innern Gehalt desselben, insofern der Anhang nach jeder Richtung hin das Werthvollste an dem ganzen Buche ist. Er erschließt uns mannichfach neue Quellen zur Geschichte Lafayette's und seiner Zeit. Mit großen klaren Zügen, mit der Miene eines echten Volksmannes tritt uns die imposante Gestalt Lafayette's, dieses wenn auch nicht erleuchtetsten Geistes, so doch selbstlosesten Charakters der Französischen Revolution, aus dem Rahmen des Büdinger'schen Buchs entgegen. Zugleich mit diesem Helden lernen wir die Zeit kennen, in welcher er wirkte und der er theilweise den Stempel seines Geistes aufprägte. Es sind namentlich die amerikanischen Großthaten Lafayette's, welche in dem in Rede stehenden Werke nach allen Seiten hin beleuchtet werden, und so mag die Büdinger'sche Arbeit besonders denjenigen empfohlen sein, welche sich für die transatlantischen Zustände in Staat und Volk und deren historische Genesis interessiren.

6. Das Duell in seiner moralischen und gesellschaftlichen Berechtigung. Eine ethisch-sociale Studie. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese kleine anonym erschienene Schrift unternimmt es, das Duell vor dem Forum des Verstandes, der Moral und der Gesellschaft zu vertheidigen und seine Berechtigung vor diesen drei Gerichtshöfen darzuthun. Ueber das Duell ist in Deutschland im pro und contra schon unendlich viel und zwar von den competentesten Federn geschrieben worden. Dennoch haben die frühern Apologeten des Duells in den über diese Frage angewachsenen Acten manche Lücke offen gelassen. Die uns heute vorliegende Schrift füllt indessen kaum eine einzige dieser Lücken aus. Sie reproducirt und recapitulirt vielmehr im wesentlichen nur das bereits Gesagte, sodaß ihr kein bedeutender Werth beigemessen werden darf. Die Broschüre ist der leipziger akademischen Burschenschaft Dresdensia gewidmet worden.

7. Zeitfragen. Beiträge zur Lösung staats- und volkswirthschaftlicher Fragen der Gegenwart von F. Perrot. Rostock, Kuhn. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein interessantes Buch, welches Aufsätze verschiedenen Inhalts enthält, so namentlich „Ueber den Staat und das öffentliche Erziehungswesen“, „Kosten und Leistungen verschiedener Wehrverfassungen“, „Verkehr und Verkehrsmittel in Preußen“, „Das Geld, sein Wesen und seine wirthschaftlichen Functionen“, „Das Tantième-, Prämien- und Accordsystem in seiner Anwendung auf Industrie und Administration“ u. a. Der Verfasser, welcher als Secretär des mecklenburgischen Handelsvereins und Herausgeber einer volkswirthschaftlichen Zeitschrift in Rostock lebt, beweist eine gründliche Kenntniß der in sein Fach einschlagenden wissenschaftlichen Disciplinen und ein durchaus selbständiges Urtheil. So wird denn das Buch den Freunden der Staats- und Volkswirthschaft willkommen sein.

8. A-B-C für Haus und Welt aus der Mappe eines alten Diplomaten. Von Gisbert Freiherrn Vincke. Münster, Brunn. 1870. 16. 15 Ngr.

In alphabetischer Reihenfolge wird dem Leser in diesem kleinen Buche eine Fülle geistreicher, oft auch humoristischer Aphorismen aus den verschiedensten Gebieten des Denkens dargeboten. Der bereits aus seinen frühern Schriften vortheilhaft bekannte Verfasser, welcher in Vers und Prosa eine gleich elegante Feder bekundet, kennzeichnet sich in dieser seiner neuesten Publication aufs neue als einer jener feinen Köpfe, welche aus allen Vorkommnissen des Lebens, auch den scheinbar kleinen und unbedeutenden, ein geistiges Kapital zu schlagen wissen und so das Füllhorn ihrer reichen Production nur zu schwenken brauchen, um eine würzige Blumenspende auszuschütten. Blumen sind diese Vincke'schen Aphorismen und Sentenzen in der That, Blumen vom feinsten geistigen Aroma. Wir mögen in dem kleinen Buche blättern, wo wir wollen, überall begegnen wir dem Interessanten, Pikanten, Anmuthigen und Sinnigen in Fülle. Hier beispielsweise einige aufs gerathewohl herausgegriffene Sentenzen aus diesem A-B-C-Buche:

Lektüre. „Sagst du mir, was du liest, sag' ich dir, was du bist!“ Aber das sagen eben nicht alle, und Lesebücher con-

trolliren sich schwer, da bleibt erst der Schein vom Sein zu scheiden, denn ein Buch, das aufgeschlagen liegt, wird darum nicht gelesen. Manche lesen nämlich mit offener Schieblade: wenn Besuch erscheint, schlüpft das Studirbuch aus der Hand in die Lade, und das Dupirbuch schlüpft von dem Tische in die Hand. Ich überlege mir's oft, als Leihbibliothekar zeitweise einzutreten — ganz incognito: das gäbe den Schlüssel zu Dutzenden weiblicher Herzen und dazu viel persönliche Bekanntschaft, weil manches Evatöchterlein sein Lesefutter sich selbst besorgt — aus löblicher Fürsicht! Aber Farbe und Duft der Pflanzen verleiden diese Gärtnerarbeit.

Geselliger Ton: — ihn charakterisirt — nicht, was er erlaubt, vielmehr, was er verbietet: vor allem scharfe Ecken, wo Wanderer jählings aufeinanderplatzen. Die scheinbar lästige Fessel wird zum gefälligen Spiel durch Erziehung und Gewohnheit. Wem diese Lehrmeister fehlten, der verschreit die leichte Satzung als künstliche Schranke natürlicher Freiheit. Er übersieht nur eins: jede menschliche Gemeinschaft, Familie, Gemeinde, Staat, setzte stets dem Einzelnen Schranken — zum Wohle des Ganzen. Mancher fühlt, daß ihm versagt bleibt, durch geselligen Schliff als Brillant zu glänzen, darum wählt er das Extrem und thut sich hervor als biderber Sonderling — eine Variation von Cäsar's Grundsatz: lieber anderswo der Erste, als in Rom der Zweite! Bleibt der Plan verhüllt, dann ist das Mittel nicht übel: Originalität wird bemerkt und besticht.

Wie diese mitgetheilten Proben aus dem „A-B-C für Haus und Welt" beweisen, ist der Freiherr Vincke ein feiner Beobachter und gewiegter „Diplomat" der modernen Gesellschaft, dem es nie an witzigen Einfällen fehlt. Zu wünschen wäre nur, daß seine geistvollen Aphorismen in der Form mitunter etwas prägnanter und lapidarischer wären. Sie schlagen nicht selten den Ton allzu langathmiger Geschwätzigkeit an und würden durch Kürzung wesentlich gewinnen.

Feuilleton.

Notizen.

Ernest Renan hat in seiner neuesten Schrift: „La réforme intellectuelle et morale" (Paris 1872) seine beiden Briefe an David Strauß wieder abdrucken lassen, ebenso seinen Artikel aus der „Revue des deux mondes": „La guerre entre la France et l'Allemagne." In diesem Artikel sucht der geistreiche Franzose nachzuweisen, daß die Furcht vor Frankreich der beste Bundesgenosse Preußens gewesen sei, und kehrt die bestehenden scharfen Unterschiede zwischen Deutschland und Preußen heraus: „Am Tage nach seinem Siege", sagt er, „wird sich Preußen einem feindlichen Europa, einem Deutschland gegenübersehen, welches seinen Geschmack für particularistische Neigung wieder aufnehmen wird. Deshalb sage ich mit Zuversicht: Preußen wird vorübergehen, Deutschland wird bleiben. Deutschland aber, seinem eigenen Genie überlassen, wird eine liberale, friedliebende, selbst im legitimen Sinn demokratische Nation sein; ja ich glaube, daß die socialen Wissenschaften ihm beachtenswerthe Fortschritte verdanken werden, und daß mehrere Ideen, welche bei uns die abschreckende Maske der socialistischen Demokratie angenommen haben, dort sich in einer wohlthuenden und lebensfähigen Form zeigen werden." An einer andern Stelle sagt er: „Deutschland hat wie alle Welt das Recht auf ein Vaterland, aber nicht das Recht auf die Herrschaft. Uebrigens muß man darauf hinweisen, daß solche fanatische Anschauungen keineswegs die Sache des aufgeklärten Deutschland sind. Die vollständigste Personification Deutschlands ist Goethe, und wer konnte weniger preußisch sein als dieser? Man versetze diesen großen Mann nach Berlin — welche überströmende Fülle olympischer Sarkasmen würden ihm diese Steifheit ohne Grazie und Geist, dieser dumpfe Mysticismus frommer Krieger und gottesfürchtiger Generale eingeflößt haben! Einmal befreit von der Furcht vor Frankreich werden diese feinfühligen Bevölkerungen Sachsens und Schwabens sich dem preußischen Regiment entziehen, und besonders der Süden wird sein frohes, heiteres, harmonisches und freies Leben wieder aufnehmen." Renan treibt die Gegensätze auf die Spitze, der Verschmelzungsproceß zwischen dem alten preußischen Wesen und der deutschen Idealität hat sich in preußischen Provinzen, wie Schlesien und den Rheinlanden, schon lange Zeit vor dem Kriege von 1866 vollzogen und wird sich überall in Deutschland vollziehen.

Unter dem Titel „Poetische Weltgeschichte. Eine Sammlung deutscher Gedichte zur allgemeinen Geschichte", herausgegeben von Karl Wilhelm Bindewald (Frankfurt a. M., Erras), liegt uns der erste Theil eines Werks vor, welches als eine mit Geschick und Fleiß zusammengesetzte Anthologie Beachtung verdient. Dieser erste Theil enthält unter der Ueberschrift „Das Alterthum" Gedichte, welche die Geschichte der Urvölker, der Israeliten, der Griechen, der Römer und der nachchristlichen Völker bis zur Völkerwanderung zum Gegenstande haben. Unter den Namen der mit Proben berücksichtigten Dichter befinden sich viele, welche längst und zum Theil mit Recht verschollen sind. Dagegen vermissen wir einige Namen der neuesten Lyrik von gutem Klange, so namentlich Hermann Lingg, der gerade für diesen das Alterthum behandelnden Theil des Werks hätte berücksichtigt werden sollen. Dasselbe gilt von Karl Gerok, dem Dichter der „Palmblätter", und einigen andern bedeutenden Poeten der Gegenwart. In das dem Werke vorangeschickte Register haben sich einige entstellende Irrthümer eingeschlichen, so ist Schiller's Todestag dort: 5. Mai 1809, statt: 9. Mai 1805 angegeben, ein Druckfehler, der bei einer zweiten Auflage getilgt werden möge. Zur Unterbreitung bei Declamationsübungen auf den Schulen ist das gut ausgestattete Werk recht empfehlenswerth.

Bibliographie.

Alten, F. v., Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel mit Amalia Herzogin zu Sachsen-Weimar, Friedrich II., Herzog zu Sachsen-Gotha etc. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauer, C., Die Wahrheit über die Internationale. Altona, Bauer. Gr. 4. 7½ Ngr.

Boehmer, H., Geschichte der Entwickelung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in Deutschland. Gotha, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Braubach, W., Neues Fundamental-Organon der Philosophie und die thatsächliche Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit für Jedermann verständlich. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 18 Ngr.

Homberg, Tinette, Auch noch ein Beitrag zur heutigen Frauenfrage. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Kalbeck, M., Wintergrün. Eine Blumensprache in Versen. Breslau, Gosohorsky. 16. 24 Ngr.

Küchle, G., Ein Blütenstrauß. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 1 Thlr.

Kühne, B., Der Zusammenhang der atheistischen Wissenschaft mit dem Sozialismus. Aus den Enthüllungen des Bischofs Dupanloup von Orleans nachgewiesen. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 4½ Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 11ter Bd.: Böse Zungen. Schauspiel. 2te Aufl. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lindau, P., Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken. Leipzig, Barth. Gr. 8. 24 Ngr.

Lohse, J., Jesus Christus und seine Offenbarungen über Zeitliches und Ewiges oder das neue Christenthum. Altona, Hammerich. Gr. 8. 9 Ngr.

Lübke, W., Die moderne französische Kunst. Vortrag. Stuttgart, J. Weise. Gr. 8. 12½ Ngr.

Shakespeare, W., Macbeth. Erklärt von W. Wagner. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 18 Ngr.

Wechßler, A., Der unsichtbare Freier. Lustspiel. Ulm, Ebner. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Johanna Darc. Historisches Trauerspiel. Ulm, Ebner. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der Unbekannte. Lustspiel. Ulm, Ebner. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Weilen, J., An der Pforte der Unsterblichkeit. Dramatisches Gedicht. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Werder, E., Der Fürst von Hochland. Roman aus der Gegenwart. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolter's, A., Ein Blatt aus der Geschichte des Truchseß'schen Krieges. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 16. Mai 1872.

Ein deutscher Buchhändler.

1. Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Erster Theil. Mit einem Bildniß nach Vogel von Vogelstein. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Die Säcularfeier von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Begründer der Firma Brockhaus, welche am 4. Mai d. J. festlich begangen wurde, zugleich mit dem funfzigjährigen Jubiläum des jetzigen ältesten Chefs der Firma Heinrich Brockhaus, gab dem Enkel des Verstorbenen, Dr. Heinrich Eduard Brockhaus, die Veranlassung zur Abfassung einer eingehenden Biographie, von welcher der erste Theil vorliegt. Und obwol der Verfasser dieses Werks in nahen Beziehungen zu d. Bl. steht, so glauben wir doch eine unparteiische Besprechung desselben um so weniger aufgeben zu dürfen, als es nicht blos für die Geschichte des deutschen Buchhandels, sondern auch für diejenige der deutschen Literatur von Interesse ist.

Der Verfasser spricht zunächst von seinen persönlichen Verhältnissen. Er nennt bescheiden das Werk nur den Versuch einer Biographie; er sei nicht berufsmäßiger Schriftsteller, sondern praktischer Geschäftsmann; auch habe ihm die zu einer bessern Lösung der Aufgabe erforderliche Zeit gefehlt, nur seine Mußestunden habe er auf die Lektüre der Tausende von Briefen, sowie der einschlagenden Literatur und auf die Ausarbeitung verwenden können; seit über 20 Jahren dem Geschäft angehörend, habe er von jeher den lebhaften Wunsch gehegt, sich mit dem Leben seines Großvaters näher bekannt zu machen und es dann auch andern zu schildern:

Meine hohe Achtung für ihn und sein Wirken als Buchhändler stieg immer mehr, je vertrauter ich mit seinen Schöpfungen wurde. Ich beschäftigte mich eingehend mit dem troz der Lückenhaftigkeit sehr umfänglichen Material an Briefschaften sowie mit den Verlagsartikeln unserer Firma aus jener Zeit, und es gelang mir auch wenigstens von einigen Seiten wichtige Vervollständigungen jenes Materials zu erlangen. Als diese wichtige Vorarbeit beendigt war, erkannte ich freilich, daß es nur verhältnißmäßig Weniges sein würde, was ich daraus zusammenstellen könnte, doch aber mußte ich mir sagen, daß es zu bedauern wäre, sollte auch dieses Wenige verloren gehen. So ist es mir als Pflicht erschienen, lieber das zu geben, was ich geben konnte, als, vor der Schwierigkeit der Aufgabe zurückschreckend, die bessere Ausführung einer ungewissen Zukunft zu überlassen.

Denn auch die Ueberzeugung mußte ich bald gewinnen, daß ein ferner Stehender oder einer spätern Generation Angehörender noch weniger im Stande sein würde, ein einigermaßen treues Lebensbild meines Großvaters zu entwerfen. Ich habe ihn allerdings nicht mehr persönlich gekannt — er starb sechs Jahre vor meiner Geburt; aber außer meinem Vater theilte mir mein Onkel, Professor Hermann Brockhaus, der mich auch bei meiner Arbeit vielfach durch seinen Rath unterstützt hat, manches Nähere über mir sonst unbekannt gebliebene Verhältnisse mit, und ich konnte dadurch sowie durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Männern, die ihn noch selbst gekannt hatten, jenen für einen Biographen stets mislichen Mangel einigermaßen ersetzen.

Ueber die bei der Ausarbeitung befolgte Methode sagt der Verfasser, daß er es sich zur Pflicht gemacht habe, die Auszüge aus Briefen und andern Aufzeichnungen meist mit den eigenen Worten der Schreiber wiederzugeben, nicht in Bearbeitung:

Dieser wichtigste Bestandtheil der Arbeit ist von meinen mehr als verbindendes Glied dienenden Bemerkungen auch äußerlich durch den Druck unterschieden. Ich weiß, daß von vielen die entgegengesetzte Art, die Verarbeitung von Briefen und sonstigen Actenstücken zu einer selbständigen neuen Schöpfung des Biographen, vorgezogen wird. „Friedrich Perthes' Leben" von dessen Sohne Clemens Theodor Perthes ist das mustergültige Beispiel einer in dieser Weise ausgeführten Biographie. Allein abgesehen davon, daß eine solche Behandlung einen Meister der Biographie verlangt, als welcher sich der Verfasser jenes Werks bewährt und dasselbe zu einer Zierde unserer Literatur gemacht hat, gestattete mir schon die Beschaffenheit meines Materials ein ähnliches Verfahren nicht. Aus manchen Lebensperioden meines Großvaters, zum Theil den wichtigsten, war so gut wie nichts vorhanden, über seine Jugend und sein erstes Mannesalter wesentlich nur ein von ihm selbst verfaßter Rückblick, während aus andern Jahren wieder zahlreichere Mitthei-

lungen vorlagen. So blieb mir nach reiflicher Prüfung nichts anderes übrig, als das wenige, was ich fand, möglichst vollständig und wortgetreu zu veröffentlichen. Daraus erklärt und entschuldigt sich auch die größere Ausführlichkeit mancher minder wichtiger, die verhältnißmäßige Kürze anderer wichtigerer Abschnitte.

Weiterhin fügt der Verfasser hinzu:

Daß ich in dem von mir Geschilderten nicht allein den Gründer unserer Firma, sondern auch meinen Großvater verehre, hat mich nicht abgehalten, die erste Pflicht jedes gewissenhaften Biographen: immer die Wahrheit und zwar die volle Wahrheit zu sagen, auszuüben und obenan zu stellen. Ich habe dies auch in solchen Fällen gethan, wo die Erfüllung dieser Pflicht mir nicht leicht wurde, und alle entgegenstehenden Bedenken fallen lassen. Auch Privatverhältnisse glaubte ich nicht übergehen oder mich auf bloße Andeutungen darüber beschränken zu dürfen, wenn ihre Vorführung zur Schilderung des äußern Lebens oder zur Charakterisirung wesentlich erschien.

Auch einen andern Fehler, in den häufig Biographen verfallen, bin ich bestrebt gewesen zu vermeiden: den von mir oft empfundenen Uebelstand, daß der Geschilderte lediglich verherrlicht und als Mittelpunkt der ganzen Zeit, in der er gelebt und gewirkt, hingestellt wird.

Eine unbefangene Kritik wird dem Verfasser zugestehen müssen, daß er diesen in der Vorrede hingestellten Principien vollkommen treu geblieben ist, daß er nicht bestrebt war, das Bild von Friedrich Arnold Brockhaus mit dem Glorienschein einer bengalischen Apotheose zu umgeben, sondern uns das ehrliche Ringen, selbst die Fehler und Irrthümer des unternehmenden Mannes — der sich in harten Kämpfen durcharbeiten mußte und den Bau seines Geschäfts gründete, wie die Israeliten ihren Tempel, mit dem Schwert in der Hand — ohne Verschweigen und Verschleiern darstellt. Gerade die Mittheilung der zahlreichen Briefstellen und Actenstücke entkräftet jeden Vorwurf der Schönmalerei und läßt die Vorgänge eines bewegten und erfolgreichen Lebens wie in einer dramatischen Inscenirung an uns vorübergehen.

Der vorliegende erste Theil des Werks reicht bis zur Uebersiedelung von Friedrich Arnold Brockhaus nach Leipzig; einem zweiten Theil ist die Schilderung der letzten Epoche, seines Wirkens in Leipzig selbst vorbehalten, eine Epoche, die trotz ihrer kurzen Dauer sehr reich war an literarischen Streitigkeiten, an Kämpfen gegen den Nachdruck und für eine gesetzliche Regelung der deutschen Preßgesetzgebung. Dieser zweite Theil soll dem ersten bald nachfolgen.

Der erste Abschnitt des Werks behandelt die „Anfänge“ im Leben und Wirken von Friedrich Arnold Brockhaus. Derselbe stammt aus einer evangelischen Pastorenfamilie in Westfalen. Mit derselben hängt auch mütterlicherseits der Geschichtschreiber Heinrich von Sybel in Bonn zusammen. Johanna, die Tochter von Adolf Heinrich Brockhaus, hatte sich mit einem Pastor Sybel in Soest verheirathet; ihr Enkel ist Heinrich von Sybel. Unter den geistlichen Vorfahren zeichnete sich Johann Diedrich Melchior Brockhaus (1706—75) durch die Energie seiner Amtsführung aus, die er namentlich in den Conflicten mit einem benachbarten Nonnenkloster bewährte. Dieses Kloster von Cistercienserinnen hatte früher über die Pfarrei das Collationsrecht gehabt und machte später wiederholt den Versuch, durch seine Beichtiger in der Gemeinde Parochialhandlungen vornehmen zu lassen. Wie tapfer sich Melchior Brockhaus zur Wehr setzte, ersehen wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen. Als lutherische Knechte bei einer Procession den sogenannten Himmel und die Fahnen trugen, warnte er sie vor solcher „Abgötterei“ und strafte sie dann öffentlich in der Kirche, indem er sie ins Kirchengebet einschloß. Darauf schickte die „verwegene Aebtissin“ ihm „3 Kerls“ ins Haus, welche ihn darüber zur Rede stellen sollten; doch Melchior nahm den Besen und jagte sie zum Hause hinaus. Bei einer Küsterwahl wollte das Kloster mitvotiren, und schickte deshalb seinen Vogt in die Kirche. Doch der tapfere Melchior schlug ihn mit dem Klingelbeutelstock zur Kirche hinaus. Sehr naiv sind die biographischen Aufzeichnungen des wackern Pastors, und wenn in Friedrich Arnold Brockhaus eine streitbare Ader war, so verdankt er sie offenbar diesem seinem Großvater. Ein Sohn desselben, Johann Adolf Heinrich Brockhaus, widmete sich in der damals Freien Reichsstadt Dortmund dem Kaufmannsstande und begründete hier ein Materialwaarengeschäft; er verheirathete sich 1767 mit Katharina Elisabeth Davidis, Witwe des Dr. med. Kirchhoff. Aus dieser Ehe stammt als zweiter Sohn Friedrich Arnold Brockhaus, geb. am 4. Mai 1772.

Er verlebte seine Jugendzeit in Dortmund, besuchte das dortige Gymnasium und wurde gleichzeitig von seinem Vater in dem Materialwaarenladen beschäftigt. Während der Sohn von frühester Jugend an lebhaftes Interesse für die Literatur zeigte, wünschte der Vater durchaus, daß er dem kaufmännischen Stande treu bleibe, und gab ihn mit 16 Jahren, 1788, nach Düsseldorf bei einem Kaufmann Hoffmann in die Lehre. Infolge eines Zerwürfnisses mit diesem kehrte er 1793 im Alter von 21 Jahren in das älterliche Haus zurück; doch noch weniger als früher sagte ihm jetzt der kleinbürgerliche Verkehr im väterlichen Materialwaarenladen zu. Er bat den Vater, ihn in die Meßstadt Leipzig ziehen zu lassen. Bestimmend für diesen Entschluß war sein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu einer Cousine. Der Vater war der Ansicht, daß der Sohn noch nicht ans Heirathen denken dürfe und schritt energisch ein. Das Mädchen stürzte sich aus Verzweiflung in den offenen Brunnen auf dem dortmunder Markte, sie wurde gerettet und trat, nach einer Zwischenepoche, die sie tiefsinnig in einem soester Stift verlebte, in spätern Jahren noch in die Ehe mit einem Kaufmann in Soest.

In Leipzig besuchte Friedrich Arnold Brockhaus fleißig die Collegien der Universität und betrieb namentlich das Studium der neuern Sprachen und der philosophischen und Naturwissenschaften. Aus jener Zeit stammt auch ein förmlicher Verlagsantrag des jungen Brockhaus, den wir seiner Curiosität wegen auch hier mittheilen wollen:

An die Herren Voß und Comp.

Meine Herren!

Aus dem auf der andern Seite folgenden Prospectus werden Sie den Plan und aus den beifolgenden acht Bogen Manuscript die Behandlung eines Buchs sehen, das ich diese Ostermesse — etwa 20 Bogen in 8. stark — herausgeben möchte.

Ich biete es Ihnen zum Verlag an; muß Sie aber ersuchen, mir bis morgen Ihre Entscheidung darüber zukommen zu lassen; — sollten Sie mündlich mit mir darüber sprechen

wollen, so wird mir Ihr Besuch morgen früh in der Zeit von 10—12 Uhr sehr angenehm sein.

Den 3. März 1794.

Ihr ergebener Diener F. A. Brockhaus.

Wohnt in Nr. 75 im Hay'schen Hause auf der Petersstraße bei dem Friseur Dieterich.

Das Schema dieses resoluten Verlagsantrags, der eine Entscheidung bis zum nächsten Tage verlangt und den Besuch des Verlegers in seiner Wohnung zur bestimmten Zeit vornehm in Aussicht nimmt, dürfte heutigentags auch in der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung große Heiterkeit erregen; man würde hier einem so ungestümen Autor jedenfalls bis zum nächsten Tage den Stuhl vor die Thür setzen. Auch der junge Brockhaus erhielt gewiß einen Refus, eine buchhändlerische Ablehnung, die er zuerst als Passivum conjugiren mußte, später viele hundertmal als Activum conjugirt hat.

Nach Dortmund zurückgekehrt, 1796, errichtete er ein Engros-Geschäft in englischen Manufacturen, verband sich zu diesem Zweck mit einem Freunde, Wilhelm Mallinckrodt; beide nahmen einen dritten jungen Dortmunder, Hiltrop, zum Associé an, der indeß schon 1798 wieder ausschied. Brockhaus heirathete in demselben Jahre die Tochter eines der angesehensten dortmunder Patricier, des Senators und Professors Beurhaus: Sophie Wilhelmine Arnoldine. Leider waren die Beziehungen zu Hiltrop die Veranlassung zu einem Proceß, der mit längern oder kürzern Unterbrechungen bis an das Lebensende von Brockhaus dauerte. Der Verfasser der Biographie gibt uns eine eingehende Darstellung dieses Processes, welche namentlich auf die damalige Rechtspflege und die Wandlungen des Justizwesens, die sich indeß für Brockhaus stets von neuem ungünstig erwiesen, ein eigenthümliches Licht wirft, aber auch als Illustration des Goethe'schen Satzes dienen kann: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort." Der Proceß und das Benehmen des dortmunder Magistrats in demselben wurde die Veranlassung, daß Brockhaus diese Stadt verließ und nach Holland, und zwar zuerst nach Arnheim, dann nach Amsterdam übersiedelte.

Der zweite Abschnitt der Biographie führt uns nach der holländischen Hauptstadt. Die kaufmännische Thätigkeit von Brockhaus, die er hier allein fortsetzte, mußte anfangs mit geringen Mitteln begonnen werden; auch traten häufige Geldverlegenheiten ein, in denen sich Brockhaus mehrfach an seinen einzigen Bruder mit der Bitte um Aushülfe wendete. Neben seinem Manufacturgeschäft errichtete er nun in Amsterdam eine Buchhandlung, seinen längst gehegten literarischen Neigungen folgend; dies Nebengeschäft wurde allmählich zum Hauptgeschäft, obschon auch der Manufacturhandel, wenngleich mit geringerm Schwung, noch während des ganzen Aufenthalts in Amsterdam fortbetrieben wurde. Der Gründungstag der Firma F. A. Brockhaus ist der 15. October 1805. Das erste buchhändlerische Circular wurde mit der Firma „Rohloff und Compagnie" unterzeichnet. Da Brockhaus als Ausländer nicht Mitglied der amsterdamer Buchhändlergilde werden konnte, so wurde das Geschäft auf den Namen des Buchdruckers Rohloff hin geführt; später wurde jeder Name fortgelassen und das Geschäft als „Kunst- und Industrie-Comptoir" charakterisirt. Das Institut sollte außer eigenen Verlagsunternehmungen auch dem Sortimentsbuchhandel gewidmet sein. Anknüpfungspunkte für den ersten Absatz waren gegeben; Freunde des Unternehmens schossen Kapitalien vor; der Verkehr mit dem deutschen Buchhandel, durch einen in Leipzig gewählten Commissionär vermittelt, war sehr verheißungsvoll. Auch die Absicht, eine Buchdruckerei anzulegen, trat bereits hervor, wurde aber damals nicht verwirklicht.

Die erste Verlegerthätigkeit des neuen Geschäfts war eine vorwiegend journalistische; es ist interessant hier gleichsam die Keimzellen jenes Journalismus zu finden, welchen die Firma Brockhaus später vorzugsweise in einflußreicher Ausbreitung vertreten sollte. Diese ersten Unternehmungen waren: eine holländische politisch-literarische Zeitung: „De Ster", eine deutsche zeitgeschichtliche Monatsschrift: Cramer's „Individualitäten", und eine französische belletristische Vierteljahrsschrift: „Le Conservateur".

Das Programm des „Ster" lautete nach dem Wortlaut der Unternehmer:

Das hauptsächlichste Ziel ihrer Zeitschrift soll nicht das sein, die allgemeine Neugierde nach politischen Gegenständen auf die gewöhnliche Art zu befriedigen, vielmehr werden alle sogenannten posttäglichen Zeitungsnachrichten davon ausgeschlossen bleiben. Statt dessen werden die Sammler dahin trachten, ihrer Nation die nähere Verbindung der besondern Weltverhältnisse kennen zu lehren; den Fortschritt oder das Zurückgehen der Cultur und Aufklärung bei andern Völkern zu ihrer Wissenschaft zu bringen und ihr dadurch gewissermaßen einen Prüfstein für ihre eigenen in die Hand zu geben; Nachrichten vom Zustande des Handels, der Manufacturen und Fabriken in andern Ländern mitzutheilen; Bemerkungen über dasjenige, was in dieser Rücksicht in unserm eigenen Vaterlande Neues an den Tag tritt einzuschalten; das lesende Publikum durch geistvolle Aufsätze aller Art angenehm und lehrreich zu unterhalten; endlich durch unparteiische Beurtheilungen einen Versuch zu machen, auf unsere Sitten, gesellschaftlichen Einrichtungen, einige Zweige der Staatsverwaltung von einigem Einflusse zu sein: eine Aussicht allerdings sehr weiten Umfangs, deren Nützlichkeit aber Unternehmer und Redacteurs sich Mühe geben werden, nie aus dem Gesichte zu verlieren.

„De Ster" brachte daher Besprechungen von literarischen und Theaterangelegenheiten, bisweilen auch in französischer und deutscher Sprache. Die Tendenz war gegen Napoleon und die bald erfolgende Umwandlung der Batavischen Republik in ein Napoleonisches Königthum gerichtet. Am 17. Juni 1806 wurde die Zeitschrift deshalb durch königliches Decret unterdrückt. Die Umwandlung des „Ster" oder vielmehr das Forterscheinen desselben unter einem andern Namen fand auch keine Dauer.

Wenn „De Ster" das erste publicistische Unternehmen und als solches der Vorläufer der spätern „Deutschen Blätter" und der noch später im Verlag von F. A. Brockhaus erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung" war, so können Cramer's „Individualitäten" als Vorläufer des „Literarischen Wochenblatt" und unserer aus diesem hervorgegangenen „Blätter für literarische Unterhaltung" betrachtet werden.

Ueber die Persönlichkeit und die Lebensschicksale des Herausgebers, des begeisterten Klopstock-Jüngers Karl Friedrich Cramer, enthält die Biographie einige literarhistorisch interessante Mittheilungen:

Am 7. März 1752 in Quedlinburg geboren, wo sein Vater, der verdiente Kanzelredner Johann Andreas Cramer

(auch als religiöser Dichter und Biograph Gellert's bekannt), damals Oberhofprediger war, kam er mit diesem noch als Kind nach Kopenhagen, dann nach Lübeck und Kiel. Er studirte in Göttingen, wo er Anfang 1773 in den Göttinger Dichterbund aufgenommen wurde, und lebte seitdem in Kiel, wo er erst Privatdocent, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der griechischen Sprache, der orientalischen Sprachen und der Homiletik an der Universität wurde. Als ein leidenschaftlicher Anhänger der Französischen Revolution wurde er 1794 seines Amtes entsetzt und selbst aus Kiel verwiesen. Den nächsten Anlaß dazu scheint er dadurch gegeben zu haben, daß er den bekannten französischen Revolutionsmann Péthion (der erst Jakobiner, dann Girondist war, als Royalist verdächtigt aus Paris entfloh und im Juli 1793 in der Gegend von Bordeaux todt aufgefunden wurde) in einer Ankündigung der Uebersetzung von dessen Werken einen Mann von „menschenfreundlichstem Geiste“, „einen Märtyrer seiner Rechtschaffenheit“ genannt hatte! Nach kurzem Aufenthalt in Hamburg ging er 1795 nach Paris und errichtete dort eine Buchhandlung und Buchdruckerei, scheint damit aber schlechte Geschäfte gemacht und dabei sein ganzes Vermögen eingebüßt zu haben. Eine Zeit lang war er deshalb genöthigt, sich aus Paris zu entfernen. Er wendete sich nun wieder literarischen Arbeiten zu und starb in Paris am 8. December 1807.

Cramer war ein fruchtbarer, talentvoller und kenntnißreicher Schriftsteller, der lange Zeit auch großes Ansehen genoß, aber excentrisch und von einem Hang zum Sonderbaren beherrscht. Anfangs concentrirte sich seine literarische Thätigkeit um seinen fast 30 Jahre ältern Landsmann Klopstock (geb. 2. Juli 1724 in Quedlinburg), der mit Cramer's Vater befreundet war und z. B. 1754 dessen Berufung nach Kopenhagen veranlaßt hatte, nachdem dieser selbst 1751 auf Graf Bernstorff's Veranlassung dorthin gegangen war. Auch war der Göttinger Dichterbund, dem Cramer angehörte, der Mittelpunkt der damaligen begeisterten Verehrung Klopstock's. Cramer schrieb in den Jahren 1777—92 zwei große Werke über Klopstock, das eine aus zwei, das andere aus fünf Bänden bestehend, und übersetzte unter anderm dessen „Hermannsschlacht“ ins Französische. Daß Klopstock auch seinerseits viel auf Cramer hielt, geht schon daraus hervor, daß er eine seiner schönsten Oden an ihn richtete; es ist die 1790 gedichtete Ode „An Cramer, den Franken“, in der er das französische Volk vor neuen Ueberschreitungen warnt, zugleich aber die Fürsten mahnt, sich durch das Gespenst des untergegangenen Königthums warnen zu lassen. Ein zweites Stadium der Schriftstellerlaufbahn Cramer's bildet das bereits erwähnte Werk „Menschliches Leben“, ein drittes umfaßt drei von ihm in Paris geschriebene Werke: ein „Tagebuch aus Paris“ (2 Bde., Paris 1800), die „Individualitäten aus und über Paris“ und ein gleichfalls von Brockhaus verlegtes Buch „Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs vom Jahre 1806 an. Von Pinkerton, Mercier und C. F. Cramer“ (2 Bde., 1807—8), außerdem ein Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache (2 Bde., Braunschweig und Paris 1805) und zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche und umgekehrt, auch aus dem Dänischen, sowie Artikel in französischen und deutschen Journalen.

Das Verhältniß zwischen Brockhaus und Cramer war ein sehr freundliches; über die schöne deutsche Häuslichkeit des erstern und seine Frau, die er wegen ihrer Gutheit, Freundlichkeit und Verstand zu seinen Idealen zählt, geben Cramer's Briefe ansprechende Auskunft. Doch trotz seiner Vorzüge war Cramer nicht der geeignete Herausgeber, Amsterdam und Paris waren nicht die richtigen Ausgangspunkte einer für Deutschland bestimmten literarisch-politischen Zeitschrift. So erschienen statt der anfangs in Aussicht gestellten zwölf Hefte nur vier in dreiviertel Jahren.

Ein drittes journalistisches Unternehmen: „Le Conservateur. Journal de littérature, de sciences et de beaux-arts“, in Monatsheften von 8—10 Octavbogen erscheinend, ward ganz nach Art der französischen Revuen unserer Tage angelegt, brachte zeitgeschichtliche, biographische, kunstgeschichtliche und literaturgeschichtliche Abhandlungen, auch Erzählungen und Gedichte, und fand, abgesehen von dem belletristischen Theil, unter den spätern Verlagsunternehmungen der Firma ein Nachbild in „Unsere Zeit“, namentlich in der Gestalt, wie sie die Neue Folge dieser Zeitschrift zeigt. So war in diesen ersten unsicher tastenden Versuchen schon nach verschiedenen Richtungen hin der Weg vorgezeichnet, den mit größerm Glück und Erfolg die von F. A. Brockhaus begründete Firma später einschlagen sollte.

Außer seiner journalistischen Verlagsthätigkeit war Friedrich Arnold Brockhaus auch auf andern und verschiedenartigen Gebieten als Verleger wirksam, und auch hier sehen wir bereits in den Grundzügen die spätere Entwickelung eines bedeutenden Geschäfts vorgezeichnet. Memoiren-, Brief- und zeitgeschichtliche Literatur, stets ein mit Vorliebe gepflegter Zweig des Brockhaus'schen Verlags, poetische Werke auf dramatischem und epischem Gebiet, dichterische Uebersetzungen und streng wissenschaftliche Schriften bildeten schon damals das Inventar des jungen Verlags, ein Grundstock, an den später eine umfassende gleichartige Literatur anschoß. Unter den ersten belletristischen Verlagsartikeln von Brockhaus finden sich die Cramer'schen Uebersetzungen der Werke der englischen Dichterin Joanna Baillie, das Epos „Parthenais“ von Baggesen, sowie „Heideblumen“ Gedichte von demselben, dann „Aladdin oder die Wunderlampe“, von Oehlenschläger.

In das Gebiet der zeitgeschichtlichen und Memoirenliteratur gehören namentlich die „Rückerinnerungen“ und „Denkwürdigkeiten“ des Obersten von Massenbach, der bekanntlich später eine mehrjährige Festungshaft antreten mußte, weil er 1817 an den preußischen Hof und an den König verschiedene Anträge gestellt hatte, unter der Drohung, im Nichtgewährungsfalle wichtige in seinem Besitze befindlichen Papiere zu veröffentlichen; er wurde deshalb wegen beabsichtigten Landesverraths auf eine Festung gebracht. Der Verfasser sagt von ihm:

> Massenbach war ein geistvoller politischer und militärischer Schriftsteller, und seine Werke haben hohen Werth für die Zeitgeschichte. Indessen litt er an großer Selbstüberhebung, indem er fortwährend darzuthun suchte, daß er durch seine Rathschläge das Unglück des preußischen Staats abgewendet haben würde, wenn sie befolgt worden wären. Außerdem ließ er sich oft zu rücksichtslosen und unberechtigten Angriffen auf die leitenden Persönlichkeiten des preußischen Staats hinreißen.

Außerdem verlegte Brockhaus noch andere zeitgeschichtliche Schriften wie de Villers' „Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois“ über die schrecklichen Ereignisse bei der Erstürmung von Lübeck durch die Franzosen, eine Schrift, die in Frankreich viel böses Blut machte. Auch militärische Schriften und gelehrte botanische und zoologische Werke gehörten zu den ersten Verlagsartikeln von Brockhaus.

In Bezug auf die Ostermeßgeschäfte hatte Brockhaus vielerlei Aergernisse mit seinen damaligen Commissionären. Auf seiner ersten Geschäftsreise nach Leipzig im Jahre 1808 schloß er den für seine Firma wichtigsten Contract ab, den Contract über den Ankauf des „Conversations-Lexikon“:

Brockhaus ist nicht sozusagen der „Erfinder“ des „Conversations-Lexikon“, wie viele meinen; es hat vor seiner Zeit in der deutschen wie in mancher andern Literatur ähnliche Werke gegeben, und selbst dasjenige „Conversations-Lexikon“, das zum Grundstein seines nach harten Schicksalsprüfungen endlich festbegründeten Hauses wurde und seitdem den Mittelpunkt der umfassenden Verlagsthätigkeit desselben gebildet hat, ist nicht von ihm selbst begonnen worden, sondern war in der ersten Auflage bereits fast ganz vollendet, als er es ankaufte, wie auch der Name „Conversations-Lexikon“ nicht von ihm herrührt. Und dennoch ist er als der eigentliche Begründer des Werks anzusehen und gilt auch in der deutschen Literatur mit Recht als solcher, da er erst durch seine Energie, Intelligenz und Umsicht dasselbe zu dem machte, was es für ihn, für sein Geschäft und für die Welt geworden ist. Wenn es überhaupt bei buchhändlerischen Unternehmungen viel weniger auf die erste Idee, als auf die geschickte und praktische Ausführung derselben ankommt, so trifft dies besonders in diesem Falle zu.

Diese erste Auflage des „Conversations-Lexikon“ war im Jahre 1796 unter dem Titel: „Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten“ begonnen worden; der Verleger war Friedrich August Leupold in Leipzig. Sehr pikant heißt es in der Vorrede dieser ersten Auflage:

Vor 30, 40 Jahren habe Hübner's „Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ hingereicht, das Bedürfniß nach politischen Kenntnissen, die damals fast allein Gegenstand der Conversation gewesen, zu befriedigen; jetzt aber, wo „ein allgemeineres Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben“ herrsche, sei „ein dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch“ nothwendig.

Am Schlusse heißt es, daß der Verleger, um auch das „schöne Geschlecht“ auf das Werk aufmerksam zu machen, dasselbe auch unter dem Titel: „Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lektüre“, ausgeben werde, doch scheint dies nicht geschehen zu sein.

Weiter erfahren wir über die Schicksale dieses Werks:

In den Jahren 1796—1800 erschienen die vier ersten Theile, also kaum jedes Jahr ein Theil. Das Werk war damit erst bis zum Ende des Buchstaben R gediehen und schien unvollendet bleiben zu sollen. Endlich, nach einer Pause von sechs Jahren, 1806, wurde der fünfte Theil bei einem andern Verleger, Johann Karl Werther in Leipzig, und wieder zwei Jahre später, 1808, abermals bei einem neuen Verleger, Johann Gottfried Herzog in Leipzig, der sechste und letzte Theil veröffentlicht. Vor der Ausgabe desselben hatte indeß bereits Brockhaus das Werk gekauft, jedoch nicht von dem letzten, auch auf dem Titel genannten Verleger Herzog, sondern von dem Buchdrucker Friedrich Richter in Leipzig. Dieser, der Besitzer des Leipziger Tageblattes, hatte vermuthlich das Werk gedruckt und an Zahlungsstatt behalten müssen; kein Wunder, daß er es gern wieder abgab, als sich ein Käufer fand. Der darüber abgeschlossene Kaufcontract trägt das Datum des 25. October 1808. Das Werk war schon bis zur ersten Hälfte des sechsten (letzten) Theils gedruckt und ausgegeben; es fehlte nur noch die zweite Hälfte (das zweite Heft) desselben und der Verkäufer machte sich selbst bei einer Conventionalstrafe von 100 Thalern verbindlich, dieses Heft, das 16, höchstens aber 20 Bogen umfassen und das Werk zu Ende führen sollte, bis zum 5. December desselben Jahres an den Käufer abzuliefern. Wir stehen nicht an, ohne Rücksicht auf das in solchen Angelegenheiten herrschende Geschäftsgeheimniß, die Kaufsumme zu nennen, für die Brockhaus das „Conversations-Lexikon“, die gesammten (freilich wol nicht bedeutenden) Vorräthe des Werks „mit allen Verlags- und sonstigen Rechten“ erwarb. Sie betrug 1800 Thaler, die in vier Terminen bezahlt werden sollten: blos 100 Thaler sofort, 500 Thaler Ende Februar, je 600 Thaler zur Oster- und Michaelismesse des nächsten Jahres.

Diese erste, bereits großentheils bei dem Ankauf schon vollendete Ausgabe des „Conversations-Lexikon“ ist die Grundlage, auf welcher sich ein von Jahr zu Jahr erfolg- und einflußreicheres Werk aufbaute. Zunächst ließ Brockhaus zwei Bände „Nachträge“ 1809 und 1811 erscheinen. Er gab dann das Werk unter folgendem etwas veränderten Titel heraus: „Conversations-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern und neuern Zeit.“

An Friedrich Bornträger hatte Brockhaus einen tüchtigen Gehülfen gefunden, und als dieser, genöthigt, aus Amsterdam zu entfliehen, um nicht als Conscriptionspflichtiger in das Militär eingereiht zu werden, sich nach Leipzig begeben hatte, so hatte er in ihm einen festen Halt für sein Geschäft in dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Seine Correspondenz mit Bornträger, der sich unter dem angenommenen Namen Schmidt in Leipzig aufhielt, ist erhalten und bildet die wichtigste Quelle für die Lebensgeschichte von Brockhaus in den Jahren 1808—11.

Außer einigen politischen und militärischen Schriften verlegte Brockhaus in dieser Zeit das „Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit“ von Johann Samuel Ersch, das wesentlich von Brockhaus veranlaßt und hervorgerufen wurde. Diese Verbindung mit dem halleschen Professor und Oberbibliothekar Ersch, dem Begründer der wissenschaftlichen deutschen Bibliographie, ist für die weitere Thätigkeit der Verlagsbuchhandlung, namentlich auf dem Gebiete der Bibliographie, von Wichtigkeit geworden.

Ein ausführliches Kapitel widmet der Verfasser den Zerwürfnissen seines Großvaters mit Baggesen. Es handelte sich um die „Parthenais“, da der Verleger der ersten Ausgabe behauptete, daß Baggesen noch nicht das Recht gehabt hätte, eine zweite Ausgabe an einen andern Verleger als an ihn zu verkaufen. Er druckte daher die von Brockhaus mit 150 Louisdor bezahlte zweite Ausgabe vermöge seines angeblichen Rechts nach und setzte sie in ganz Deutschland zur Hälfte des Preises in Circulation. Die Verhandlungen hierüber zogen sich in unerquicklicher Weise in die Länge; die Vermittelungsversuche des pariser Gelehrten Fauriel blieben erfolglos. Ohne Frage befand sich Brockhaus in vollem Rechte, namentlich wenn er von Baggesen die Erfüllung von Zusagen verlangte, welche dieser ihm gemacht und auf welche gestützt er selbst bereits dem deutschen Buchhandel das bestimmte Erscheinen eines neuen Werks von Baggesen, der „Dichterwanderungen“, in Aussicht gestellt hatte. Daß bei Brockhaus das Gefühl indeß auch über die berechtigte Vertretung der geschäftlichen Interessen überwog, das zeigt der Abschluß dieser Händel mit Baggesen. Am 8. December 1809 hatte er seine Frau an den Folgen einer Niederkunft verloren; er schreibt am 24. December:

Sagen Sie Baggesen mein Unglück. Er kannte die Verewigte. Er war vor zwei Jahren Pathe bei unserm Max. Glücklicher Tag! Wie hat sich durch diesen Tod für mich alles — alles — in finstere Nacht verwandelt.

Lassen Sie Baggesen in meinem Namen fünf Exemplare auf Velin anbieten, als ein Zeichen meiner Verehrung und Freundschaft. Die Wehmuth, die jetzt meine Seele erfüllt, läßt mir

keinen Raum mehr für feindselige Verhältnisse irgendeiner Art. Sagen Sie auch dies Baggesen. Er verlor einst ebenfalls eine Sophie! Er ist ein gefühlvoller Mann; er kannte auch meine Sophie! Er weiß also alles, was ich verloren. In solchen furchtbaren Momenten schließen sich menschliche Herzen wieder aneinander. Ich bitte ihn selbst um diese neue Näherung!

Die unmittelbar auf den Tod seiner Frau folgende Zeit bezeichnet der Biograph als die Sturm- und Drangepoche in dem Leben seines Großvaters. In diese Jahre fällt dessen Uebersiedelung von Amsterdam nach Altenburg, der Liebesroman mit der Hofräthin Spazier und schwierige geschäftliche Verwickelungen, welche sogar Arrangements mit den Gläubigern nöthig machten. Die unbefangene Schilderung dieser mislichen Verhältnisse zeigt, wie wir sehen werden, daß der Biograph seiner Verpflichtung zu einer nichts verschweigenden, wahrheitsgetreuen Darstellung vollkommen treu blieb.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Literatur des Materialismus und Darwinismus.

1. Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. Von Ludwig Weis. Erster Band. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes. Zur Orientirung über die Forderungen der modernen Erziehungswissenschaft von R. Möbius. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Darwin's Hypothese und ihr Verhältniß zur Religion und Moral. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. G. Jäger, von C. Schmid. Stuttgart, Belser. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Naturwissenschaft gegen Philosophie. Eine Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit nebst einer kurzen Beleuchtung der Darwin'schen Ansicht über den Instinct. Von G. C. Stiebeling. Newyork, Schmidt. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Geist, Kraft und Stoff. Herausgegeben von Katharina, Adelma und Odön Vay. Wien, Lechner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Auf theoretischem Gebiete haben wol kaum andere Fragen unsere Zeit so stark und anhaltend bewegt, als die durch den Materialismus und Darwinismus angeregten Streitfragen. Jedes Jahr bringt noch immer neue Schriften, theils für, theils gegen diese beiden. Während vom theologischen und philosophischen Standpunkt aus gegen den Materialismus und Darwinismus gekämpft wird, wird andererseits vom materialistischen und darwinistischen Standpunkt aus gegen die Theologie und Philosophie gekämpft. Daneben gehen auch noch mystisch-theosophische, sogar auf „medianimischem Wege" entstandene Schriften her, welche die angeregten Streitfragen durch übernatürliche Erleuchtung zu lösen vorgeben.

Einigermaßen ein Bild dieses hitzigen Kampfs gewähren die fünf genannten Schriften, von denen die erste von einem vermittelnd philosophischen, die zweite und dritte vom specifisch theologischen Standpunkt aus den Materialismus und Darwinismus bekämpfen, die vierte vom materialistisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus nicht blos gegen die neueste, sondern überhaupt gegen alle Philosophie zu Felde zieht, die fünfte endlich eine auf „medianimischem Wege" entstandene Weltanschauung mittheilt, in welcher die Dreieinigkeit von Geist, Kraft und Stoff den Gegensatz zwischen Materialismus und Spiritualismus lösen soll.

Die Schrift „Anti-Materialismus" von Ludwig Weis (Nr. 1) tritt gegen den Materialismus der Naturwissenschaft auf, „weil diese ganze Lehre eine Unmöglichkeit ist und bis auf den heutigen Tag nur subjectiver Idealismus blieb, und dies auch für immer bleiben wird". Da dem Verfasser aber Materialismus überall da ist, „wo das sinnlich Anschaubare, Stoff oder Wort, als das allein Gewißheit Gebende und Wahre behauptet wird", so wendet sich sein Antimaterialismus auch gegen den Materialismus der Theologie, „wo der Buchstabe mehr gilt, als der Geist, den er verkündet". Deshalb freut sich der Verfasser auch, die nahe Beziehung von Naturmaterialismus und Orthodoxismus von einem Theologen selbst, von Professor Lipsius in seinem Vortrag über Glauben und Wissen, ausgesprochen zu finden.

Was nun der Verfasser gegen den Materialismus der Orthodoxie vorbringt, dem können wir beistimmen. Zu jeder Offenbarung, sagt er, gehören zwei: einer, der offenbart, und einer, der nach dem Offenbarten sein Leben einrichtet, der das Offenbarte durch sittliches Thun, durch freie Selbstbestimmung verwirklicht. Ist dies nun anders möglich, als daß der, welcher das Offenbarte erfüllen will, auch weiß was er soll? daß er eindringt in den Geist der Offenbarung, d. h. sie denkend erfaßt?

Gegen die, welche immer nur behaupten, die Offenbarung gibt uns die Wahrheit, sagt der Verfasser:

> Also die Offenbarung gibt uns die Wahrheit? Wo ist sie? Im Judenthum? Im Mohammedanismus? Nun wir bleiben bei uns und es heißt: in der Bibel steht sie, und man nennt sie dictirt durch den göttlichen Geist. Gut. Wir nehmen es freudig an. Aber nun finde ich mich mit Millionen in derselben Lage. Wir hatten noch nicht Zeit, hebräischen und griechischen Urtext zu lesen. Wir müssen uns also auf Uebersetzungen verlassen, aber auf welche? Auf die römische? Die Luther'sche? Die de Wette'sche? Alle unterscheiden sich. Welche ist die richtigste? Fängt nicht also schon fast vor dem Lesen unser Prüfen, unser Urtheilen, unsere Vernunftarbeit an? Wenn wir nun aber auch diese Unterschiede der Uebersetzungen als verschwindend klein ansehen wollen, und annehmen, wir ständen vor dem directesten Urtexte, wäre dann die Offenbarung eine nackt zu Tage liegende! Nein! Sondern das Verkündete muß erst aus der Hülle der Worte herausgeschält werden; der Kern, das Wesen der Sache ist erst zu suchen. . . . . . . Müssen die Worte: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen"; „Ich bin das Licht der Welt" u. s. w.; „Ich bin die Thür"; „Dies ist mein Leib", nach ihrem lautlichen Ausdrucke, wörtlich nach ihrer etymologischen Bedeutung aufgefaßt werden? Oder ist nicht vielmehr der Sinn, der Geist des in den Worten enthaltenen Verkündeten aufzusuchen? Gewiß, das letztere muß stattfinden, und da dies nicht anders möglich ist, als durch die Thätigkeit der Vernunft, das Denken, so sehen wir denn auch ein massenhaftes Denken herfallen über diese Offenbarung, um

den richtigen Sinn aus den Worten zu finden. Aber wer hat den richtigen Sinn gefunden? Rom, Luther, Zwingli, Calvin u. s. w.? Wer ist, der hier Entscheidung gibt? Unser Denken allein. Denn jeder behauptet, die Wahrheit zu besitzen, und fordert uns auf, ihm zu folgen. Unser Urtheil wird aufgerufen, um aus freier Ueberzeugung die Entscheidung zu geben und in Treue zu Gott die Confession auszusprechen. Es ist also unser Urtheil, unsere denkthätige Vernunft, an welche appellirt wird. Denken müssen wir; und die Offenbarung wäre todt, wenn wir ihr nicht denkend gegenüberträten und denkend ihren Geist erfaßten.

Minder glücklich, als in der Vertheidigung des Denkens und der Philosophie gegen die orthodoxen Verächter derselben, ist der Verfasser in seiner Begriffsbestimmung der Philosophie. Seine Schrift ist dem Professor Dr. Friedrich Harms als Zeichen der Hochachtung gewidmet, und demgemäß lehnt sich sein Begriff von der Philosophie auch an diesen Professor an. Der Verfasser sagt:

Die Philosophie ist nichts anderes als Naturforschung, nichts anderes als Theologie, und doch ist sie höher als beide. Ihr Ziel ist (so sagt Fr. Harms in seiner Rede zur hundertjährigen Geburtstagsfeier J. G. Fichte's) die Versöhnung und die Verbindung der Wahrheiten der weltlichen Wissenschaften, der Naturwissenschaften, mit denen der Theologie. Nicht in der Leugnung des lebendigen Gottes, sondern in dem Streben, ihn zu erkennen und mit dieser Erkenntniß zugleich die der weltlichen Wissenschaften zu verbinden, besteht der Wille der Philosophie seit Kant. Sie hat sich nicht einseitig in den Dienst der Theologie oder in den der Naturwissenschaften gestellt, sondern das Band will sie sein, das alle Wissenschaften miteinander verknüpft.

Gemäß diesen Harms'schen Worten erklärt der Verfasser Versöhnung von Theologie und Naturforschung — also die Versöhnung zweier an sich Unversöhnbaren und daher seit Anbeginn gegeneinander in Streit Liegenden — für die Aufgabe der Philosophie. Dieser Begriff ist nicht der unserige; wir können die Theologie nicht als ebenbürtig und gleichberechtigt mit der Naturwissenschaft anerkennen. Wir können daher auch des Verfassers Bekämpfung des naturwissenschaftlichen Materialismus von seinem Standpunkt aus nicht rühmen und ihr keinen besondern Erfolg versprechen.

In seiner Bekämpfung des naturwissenschaftlichen Materialismus wendet sich der Verfasser besonders gegen Vogt, Moleschott, Büchner, er will die eigenthümliche Entdeckung gemacht haben, daß der Materialismus dieser Herren eigentlich Hegelianismus sei. Zunächst Moleschott's Satz betreffend: „Ohne Phosphor, d. i. ohne Eiweiß, ohne Hirn kein Gedanke", so meint der Verfasser, derselbe besage weiter nichts, als was man seit Menschengedenken wußte: „Ohne Menschen kein Gedanke." Das Brilliren mit Eiweiß, Kali und solchen Ausdrücken lasse nur dem Nichtchemiker gegenüber den Satz: „Ohne Phosphor kein Gedanke", als etwas Neueres, Tieferes erscheinen wie den Satz: „Ohne Menschen kein Gedanke." Das Räthsel des Denkens sei auch nicht einen Schritt weiter gelöst. Moleschott sage freilich weiter: „Ich wählte den Phosphor als eigenthümlichen Bestandtheil des Hirns, um so bestimmt als möglich auszudrücken, daß das Gehirn nicht etwa das Mittel ist, dessen sich ein seelisches Wesen zum Denken bedient, sondern im strengsten Wortsinn das Werkzeug des Denkens, die Gedankenthätigkeit, eine Kraftäußerung, welche unzertrennlich an einen stofflichen Träger gebunden ist." Aber wie? wendet der Verfasser hiergegen ein — das Hirn kein Mittel und doch ein Werkzeug, doch ein Mittel? Und wessen? Des Denkens!

Nun, das heißt, daß Moleschott Hegelianer ist; denn nur Hegel knüpft das Denken nicht an ein persönliches Wesen. Wir andern Sterblichen alle.... Wahrheit ist, daß der sinnliche Leib dieselben Atome besitzt wie der Stein, und da unser Ich nur im Leibe denkt, so braucht es den Leib und braucht es den Phosphor. Eine andere Frage ist aber, wo kommt das Ich her? Wird es producirt durch die Atome? Durch Phosphor, Sauerstoff, Kalk u. s. w.? Die Frage ist: Weil keine Pflanze ohne Ackererde lebt, ist dann die Pflanze das Product der Ackererde?... Richtig ist freilich, daß durch Stoff und Form der Ackererde ihre Kraft geändert wird. Aber doch nur ihre ernährende. Der Eichbaum wird nur ernährt, nicht auch producirt durch den Boden, wie es Moleschott annimmt, wenn er die ernährende, d. i. die durch die Sinne Denkinhalt zuführende Kraft des Gehirns auch zu einer Geist und Gedanken producirenden Kraft macht.

Ebenso wie in Moleschott's Satz: Ohne Phosphor kein Gedanke, findet der Verfasser auch in Karl Vogt's: „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniß zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren", Hegelianismus und spricht deshalb von „Vogt-Hegel'scher Roheit". Hegel habe bereits 1806, ein halbes Jahrhundert vor Vogt's Vergleich, in der „Phänomenologie des Geistes" in dem Abschnitte: „Beobachtung der Beziehung des Selbstbewußtseins auf seine unmittelbare Wirklichkeit; Physiognomik und Schädellehre", ähnliche Aussprüche gethan wie Karl Vogt in seinem Vergleich von Gedanken und Urin. Denn:

Bei Hegel ist Denken und Sein dasselbe. Das absolute Denken entäußert sich als Natur in seinem Anderssein und erscheint dabei auch als menschliches Individuum. Dieses stellt sich als ein Inneres und Aeußeres dar. Beides ist dasselbe. Das letztere ist nur der Ausdruck des Innern; dieses hat am Aeußern seine erscheinende Wirklichkeit. Indem nun das menschliche Bewußtsein aus seinem entäußerten Anderssein sich wieder als Selbstbewußtsein zu fassen sucht, bildet es sich zuerst in zwei Seiten aus. In der Form des Fürsichseins im Gehirn und in der Form des Daseins im Schädelknochen. Aber nur die „alberne Vorstellung" bleibt bei dieser Trennung stehen und meint, im Knochen sei alle Wirklichkeit des Geistes ausgedrückt. Das Bewußtsein erhebt sich aus dieser Albernheit und weiß dann, daß es sein Sein in sich selbst hat und daß der Schädelknochen als Dasein, als Wirklichkeit des Geistes, ein rein äußerliches, todtes Ding ist. Diese Verknüpfung nun von Selbstbewußtsein und Vorstellung an das Eine Organ, an Gehirn und Schädelknochen, nennt Hegel („Werke", Berlin 1832, II, 263) „dieselbe Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche die Natur in dem Lebendigen, in der Verknüpfung des Organs seiner höchsten Vollendung, des Organs der Zeugung und des Organs des Pissens, naiv ausdrückt. Das in der Vorstellung bleibende Bewußtsein verhält sich als Pissen". Also das zum Selbstbewußtsein, zur Vernunft vorschreitende Bewußtsein verhält sich als Zeugen.

Nach dieser Darstellung Hegel's fährt der Verfasser triumphirend fort: „Sie sehen, Hegel, der sich so sehr bemüht, das reine Denken sich verwirklichen zu lassen, verdient denselben Vorwurf der Roheit wie Vogt." Er findet zwischen beiden nur folgenden Unterschied. Vogt habe durch sein Menschendeutsch seine Weisheit unter die Masse gebracht, während Hegel's Lehre nur die Gelehrteneinsamkeit begleitete. Beide aber haben nach dem Verfasser dasselbe Princip, beide wollen trotz ihrer Gegensätzlichkeit dasselbe. Hegel, der speculative Idealist, und

Vogt, der Erfahrungsmaterialist, haben denselben Grundgedanken:

Beide haben dasselbe Princip der Identität, daß alles dasselbe ist, als Ausgang hingestellt; bei beiden ist Denken und Sein dasselbe. Nur in dem Anfang des Wegs liegt der Unterschied. Beide steigen an derselben Leiter. Hegel aber sitzt oben und weiß nicht, wie er hinaufkam, und versucht nun herunterzusteigen; Vogt-Moleschott-Büchner sitzt unten und weiß nicht, wie er dahinkam, versucht aber hinaufzusteigen. In der Mitte treffen die Steiger zusammen, verwundern sich, und Hegel a. a. O. ruft: „Es soll dies aber kein Materialismus sein." Vogt-Moleschott-Büchner verwahrt sich, ein speculativer Schwindler zu sein. Man schließt sich daher voneinander ab und bleibt, um mit Hegel zu reden, in der „albernen Vorstellung stehen, daß man hier starre Gegensätze habe". Man erhebt sich nicht zum Begriff, daß die Gegensätze verschwindend sind, daß beide eins sind, insofern sie dasselbe wollen. Beide erstreben eine Entwickelung vom bewußtlosen Sein oder Stoff hinauf zu selbstbewußten Menschen. Und da Denken und Sein dasselbe, da das Sein oder der Stoff das Erste, der Ausgang der (sich manifestirenden) Entwickelung ist, so muß natürlich auch der Stoff oder das Sein es sein, wodurch das Denken producirt wird. Das Denken muß bei Vogt und Hegel, bei letzterm freilich nur das in albernen Vorstellungen sich ergehende, stets ein Wasserabschlagsproceß bleiben. Und Moleschott, von der richtigen Erfahrung ausgehend, daß erregtes Denken auf materielle Absonderung vermehrend wirkt, wird sogar als neuer Lavoisier mit der Wage in der Hand die Kraftanstrengung einer Jungfernrede am gelassenen Harn bestimmen. Im allgemeinen freilich ist ihm und Büchner das Denken ein Product der Atombewegung. Ein Reden, das zwar salonfähig reinlicher, aber noch nicht richtiger ist; nur ein Webstuhlbild, nicht Wissenschaft.

Nun, wir können des Verfassers Gerede weder „salonfähig reinlich", noch wissenschaftlich finden. Seine Vergleichung des Materialismus mit dem Hegelianismus hinkt gewaltig. Zwar hat der Materialismus allerdings dieses mit der Hegel'schen Philosophie gemein, daß er monistisch ist und daher den theologischen Dualismus bekämpft. Aber monistisch ist ja nicht blos die Hegel'sche Philosophie, sondern überhaupt alle pantheistischen Systeme. Abgesehen von dem Monismus aber kann es wol kaum einen schärfern Gegensatz geben, als den zwischen dem Materialismus und der Hegel'schen Philosophie. Das All-Eine des Materialismus ist die Materie, das der Hegel'schen Philosophie die Idee. Der Materialismus ist ein Gegner der Teleologie, das Hegel'sche System ist ein teleologisches. Der Materialismus faßt den Geist als ein Naturproduct auf; die Hegel'sche Philosophie macht einen scharfen Gegensatz zwischen Geist und Natur, indem sie die Natur als das Anderssein der Idee betrachtet und erst im Geist die Idee aus ihrem Anderssein zu sich zurückkehren läßt. Dem Materialismus ist der Geist ein Effect der Naturkräfte, der Hegel'schen Philosophie ist der Geist das Prius und die Wahrheit der Natur, wenngleich er zeitlich erst aus der Natur hervorgeht. Kurz, wenn man auf das Wesentliche und Charakteristische der Hegel'schen Philosophie sein Augenmerk richtet, kann man wol nichts unglücklicher und wahrheitswidriger finden, als des Verfassers Parallele zwischen dem Materialismus und der Hegel'schen Philosophie. Selbst seine eigene, nach der „Phänomenologie" oben gegebene Darstellung ist geeignet, den Gegensatz zwischen dem Materialismus und der Hegel'schen Philosophie zum Bewußtsein zu bringen. Dazu kommt noch, daß die Hegelianer von der rechten Seite, ein Gabler, Rosenkranz u. a., den logischen Monismus Hegel's sogar so auffassen, daß er die Persönlichkeit Gottes und folglich die Transscendenz neben der Immanenz nicht ausschließt. Noch neuerdings sagt Rosenkranz in einem sehr lesenswerthen Artikel der Bergmann'schen „Philosophischen Monatshefte" (Bd. 7, 2. Hälfte, 7. Heft):

Michelet behauptet, daß die Kategorien der Logik nur als von uns gedachte existiren. Sie sind keine Hypostasen. Gewiß. Aber Hegel hat den Begriff der logischen Idee unstreitig als das Prius der realen Welt gefaßt. Leben, Wahrheit, Güte sind die Momente des Absoluten, wie es als weltloses Subject gedacht werden muß. Daher spricht er zuletzt in der Logik von einem Anschauen der Idee und von einem freien Entlassen der Natur als ihrem Anderssein.... Soweit ich Hegel verstehe, ist seine Philosophie nur darum absoluter Idealismus, weil das Denken, das bei sich seiende, Anfang und Ende, die alles durchdringende, alles durchleuchtende Macht ist. Nur weil das Denken das Prius der objectiven Realität, kehrt der Geist aus der Erscheinung zu ihm als seiner Voraussetzung zurück. Wenn Hegel von der Idee der Natur und des Geistes den Ausdruck Proceß gebraucht, so ist derselbe freilich ohne Gott unmöglich, aber, als absoluter Geist, ist er frei von der Erscheinung, in welche das Entstehen und Vergehen aller Endlichkeit fällt. Es wird meiner Auffassung von seiten der Linken der Hegel'schen Schule immer die Immanenz des Systems entgegengehalten, ich habe aber im Begriff der Idee gezeigt, daß Immanenz nur Eine Seite derselben ist, welche ohne den Gegenbegriff der Transscendenz nicht vollkommen richtig gefaßt werden kann.

Nun, daß die Hegel'sche Philosophie überhaupt eine solche Auffassung und Auslegung möglich macht wie diese der Rechten, kann schon beweisen, wie schief des Verfassers Zusammenstellung derselben mit dem Materialismus ist. Statt von „Vogt-Hegel'scher Roheit" zu sprechen, hätte der Verfasser besser gethan, seine eigene Roheit im Vergleichen zu bedenken. Es kann wol kaum zwei verschiedenere Geister geben als Karl Vogt und Hegel. Der Verfasser hat den Sinn, welchen die Identität des Denkens und Seins bei Hegel hat, gar nicht verstanden.

Die Schrift von R. Möbius: „Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung" (Nr. 2), verdient das Lob der Offenheit und Ehrlichkeit, mit welcher der Verfasser seinen theologischen Standpunkt darlegt. Er spricht sich unumwunden gegen den Rationalismus in der Theologie aus, als welcher dem Materialismus eine, wenn auch zunächst von ihm nicht beabsichtigte, Handreichung thue. Wenn auch der Rationalismus sein altes Dreigestirn „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" immer noch den modernen Anschauungen gegenüber retten zu können vermeine, so müsse dennoch je mehr und mehr sein an sich schon matter Schein erbleichen, indem dies System zwar noch einen außer und über der Welt seienden, von ihr aber völlig geschiedenen Gott annehme, damit aber alle Kraft dem Materialismus gegenüber verlieren müsse.

Nicht der Deismus aber, dem es damit huldigt, sondern der Theismus oder der Glaube an einen zwar transscendenten, darum aber immerdar doch mit seiner von ihm erschaffenen Welt in der engsten Verbindung stehenden und sie leitenden Gott vermag dem Materialismus gegenüber siegreiche Waffen zu führen.

Von diesem Standpunkte aus wendet sich der Verfasser gegen Professor Schleiden's dualistische Scheidung zwischen Gott und Natur und sagt:

Hier (bei Schleiden) sehen wir den Naturalismus und Rationalismus schon geeinigt zu einer zwischen Gott und Welt

strenge scheidenden und darum als dualistisch zu bezeichnenden Anschauungsweise, die wir als das Wesen des Deismus schon vorhin bezeichnet haben. Dadurch aber kommt die moderne Naturforschung mit sich selbst in einen von ihr selbst schwerlich zu lösenden Widerspruch. Wenn ihr nämlich auch die Vorstellung von der Welt, als einem mechanischen Kunstwerk, unangemessen erscheint, so will sie doch diese als ein organisches Ganzes betrachtet haben. Ein organisches Ganzes hat aber ebenso wol seine nothwendigen Gesetze als ein Kunstwerk, und setzt darum nicht weniger einen weisen Urheber voraus, wie dies auch Schleiden zugibt; allein auch in jedem Organismus kommen Störungen mancherlei Art ebenso gut als in einem Mechanismus vor. Darum bedarf es denn auch bei der Betrachtung der Welt als eines organischen Ganzen ebenso wol, wie bei der als eines bloßen Mechanismus, immerhin der Einwirkung eines selbstbewußten, von beiden unabhängigen, aber sie stets leitenden Urhebers, indem sie, wie sie nicht ohne ihn entstehen konnten, also auch ohne ihn nicht bestehen und sich fortzuerhalten vermögen. Darin setzen wir dann das Wesen des Theismus, wie wir ihn auch in der Heiligen Schrift überall ausgesprochen finden, und auf dessen Grundlagen allein das Reich Gottes aufgebaut zu werden vermag.

Wir müssen gestehen, hätten wir nur die Wahl zwischen Schleiden's Deismus und des Verfassers Theismus, wir würden jenem den Vorzug geben. Im Deismus ist doch Gott erhabener gedacht als im Theismus. Der Deismus sagt mit Schleiden:

> Unser Gott geht uns nicht verloren, wenn wir die Natur naturwissenschaftlich erklären und verstehen lernen. Wir können ihn entbehren in der Natur, die so vollkommen aus seiner schöpferischen Hand hervorging, daß er nicht mehr, dem schlechten Uhrmacher gleich, dabei stehen muß, um jeden Augenblick die in Unordnung gerathenen Zeiger und Räder wieder zurechtzurücken. Gerade daß wir ihn unmittelbar in der Natur niemals finden, macht ihn unverlierbar groß.

Dagegen spielt der Gott des Theismus keine so erhabene Rolle; er muß fortwährend der Welt assistiren, muß sie gängeln und leiten, muß auch von Zeit zu Zeit Wunder thun, wenn sie nicht in Unordnung und Zerrüttung gerathen soll. Dadurch geräth der Theismus in Widerspruch mit der Naturwissenschaft, während der Deismus, der keine übernatürlichen Einwirkungen in den Lauf der Welt braucht, sehr wohl mit der Naturwissenschaft zusammen bestehen kann. Ueberdies ist es nur Selbsttäuschung, wenn der Verfasser meint, durch den Theismus werde der Dualismus zwischen Gott und Welt überwunden. Der Theismus ist nur ein widerspruchsvoller Versuch, den Dualismus los zu werden, wird ihn aber nicht wirklich los. Consequent monistische Systeme sind nur die atheistischen, also der Materialismus und die pantheistischen Systeme.

Auf die gläubigen und frommen Aeußerungen eines Kepler, Newton und anderer bedeutender Naturforscher hinweisend, meint der Verfasser, darüber könnten wir wol im Reinen sein, daß die Naturforschung sich der besondern Gottesoffenbarung in der Heiligen Schrift nicht zu entfremden brauche, indem ihre Resultate mit dieser keineswegs in einem solchen Widerspruche stehen, daß solches nothwendig geboten sei, wie man wol oft behaupten hört:

> Und wo auch selbst ein solcher Widerspruch noch stattzufinden scheint, bedenke man doch nur, daß ebenso wenig die Schrift- wie die Naturforschung schon eine völlig abgeschlossene ist, sondern vielmehr beide gerade in unsern Tagen in einer mächtigen neuen Entwickelung begriffen sind, welche schon manche scheinbare Gegensätze ausgeglichen hat. Man nehme namentlich nur nicht jede ephemere und pilzenartig auf dem Gebiete der modernen Forschung auftauchende Ansicht gleich für eine volle Wahrheit.... Die selbst von bibelgläubiger Seite oft zu vernehmende Behauptung, daß nur die religiös-sittlichen Ideen in der Schrift als göttliche Offenbarung zu betrachten seien, ist ein voreiliger Rückzug und eine durch nichts bedingte, aber gefährliche Concession an die moderne Wissenschaft, welche nothwendig die Gebiete der Offenbarung selbst aufs tiefste erschüttern muß. Wir müssen es vielmehr als eine Verirrung der modernen Naturforschung erklären, wenn sie in Widerspruch mit der Offenbarung getreten ist und damit dem Materialismus den trefflichsten Vorschub leistet, eine Verirrung, welche ebenso wol in dem Verkennen des Wesens des Glaubens allgemein, wie auch dem der Ziele einer wahren Naturforschung insbesondere ihre völlige Erklärung findet.

Dies ist zwar vom Standpunkt des supranaturalistischen Offenbarungsglaubens aus consequent gesprochen; aber es zeigt auch, wie unvereinbar dieser Standpunkt mit der Naturwissenschaft, ja mit aller Wissenschaft überhaupt ist. Der consequente Supranaturalist muß nicht blos die religiös-sittlichen, sondern auch die astronomischen, geologischen, zoologischen Ideen der Bibel für göttliche Offenbarung nehmen und sie deshalb zur Richtschnur der Naturwissenschaft machen. Was das aber für eine Naturwissenschaft ist, die diese Ideen zur Richtschnur nimmt, brauchen wir wol nicht erst zu sagen. Die des Copernicus, Kepler, Newton u. s. w. ist es nicht, und vergebens beruft sich der Verfasser auf den Glauben dieser.

Der Verfasser verwechselt „das Glauben" mit „der Glaube", indem er nachzuweisen sucht, daß alles Wissen, alles Erkennen, ein Glauben, d. i. Vertrauen, voraussetzt. „Das Wissen, das Erkennen, ist nicht das erste, sondern das Glauben, und das Glauben erst führt zum Erkennen. Daher handelt es sich aber auch gar nicht um Wissen und Glauben als Gegensätze, sondern um Glauben und Nichtglauben." Dies ist Sophisterei. Der Gegensatz zwischen Wissen und Glauben bleibt bestehen, obgleich Wissen nicht ohne das Glauben, nämlich nicht ohne Vertrauen auf die Fähigkeit unserer Sinne, unsers Verstandes und unserer Vernunft zu Stande kommt. Im Gegensatz zwischen Wissen und Glauben ist ja nicht das Glauben, sondern der Glaube, das kirchliche Credo, gemeint, und dieses ist so weit entfernt, eine Bedingung der Wissenschaft zu sein, daß es vielmehr ein Hinderniß derselben ist.

Der Verfasser sieht in den modernen Bestrebungen, welche auf Bildung für alle, auf Trennung der Schule von der Kirche, auf confessionslose Schulen, auf Reinigung des religiösen Glaubens von wissenschafts- und culturwidrigen Dogmen u. s. w. dringen, nur den verderblichen Einfluß des Materialismus. Er zieht im Stile der Kreuzzeitung und Wolfgang Menzel's gegen die modernen Culturbestrebungen zu Felde, die er im Widerspruch findet mit dem „Reiche Gottes", wie er es versteht. So sagt er z. B.:

> Bildung für alle! Das ist eine der vielen und oft so laut zu vernehmenden Phrasen der Gegenwart. Ja was ist dies anders, als eins jener scheinbar so hohen und doch in der That so hohlen Schlagwörter, an welchen unsere Zeit so großen Ueberfluß hat?... Es ist ja unleugbar ein gewaltiger Gegensatz, eine weite Kluft zwischen der christlichen und der „modernen" Cultur, und er kann durch keine versuchte Vermittelung ausgefüllt werden, und das darum nicht, weil sich beide principiell

völlig entgegenstehen. Unter der „modernen Cultur“ haben wir nämlich doch nichts anderes zu verstehen, als die Gesammtheit aller der durch einen lediglich in sich selbst gesuchten natürlichen Entwickelungsgang bewirkten Gefühle, Vorstellungen und Bestrebungen, welche die größern Massen unserer geistig angeregten Zeitgenossen erfüllen und die sie im Leben allseitig zur Geltung zu bringen suchen. Nun haben wir aber nicht blos früher schon ausführlich nachgewiesen, wie die Atmosphäre unserer modernen Zeit mit den Dünsten naturalistischer, pantheistischer, materialistischer, also überhaupt antichristlicher Anschauungen so geschwängert ist, daß sie unheilbringend jeden Augenblick in schweren Wettern über das sittliche, staatliche und sociale Leben hereinbrechen können, sondern es ist auch geschichtlich nachweisbar, von wann die Anfänge solcher widerchristlichen Cultur in der Christenheit sich datiren. Es war seit der Zeit, da man die altclassischen Werke der Griechen und Römer in die christliche Welt nicht blos als ein formales, sondern vielmehr als ein materielles Bildungsmittel wieder einführte, es war die Zeit der sogenannten Renaissance, kurz vor der Zeit der Reformation.

Von diesem Standpunkt aus bekämpft der Verfasser die moderne Aufklärung und die Verbreiter derselben, die Tagesliteratur, den Protestantenverein u. s. w. Das Christenthum im vollen und ungetrübten Glanze seiner göttlichen Offenbarung ist ihm die einzig wahre Quelle aller echten Aufklärung und alles sichern Fortschritts. Rousseau, Lessing, Strauß, Renan, Schenkel — alle diese Geister der Aufklärung und der „nackten Negation“ kommen beim Verfasser schlecht weg; denn sie setzen sich in Widerspruch mit der göttlichen Offenbarung, wie sie in der Bibel gegeben ist. Der Verfasser schließt:

So hätten wir denn mit diesem allen wol zur Genüge erwiesen, daß eine wahre Volkserziehung nur auf den Grundlagen des Reiches Gottes gedeihen kann, wie sie in den Offenbarungen der Heiligen Schrift gegeben sind, jenen gewaltigen und ewig unverrückbaren Gottesoffenbarungen, von welchen das moderne Zeitbewußtsein, wie wir zur vollsten Evidenz nachgewiesen zu haben glauben, gänzlich abgewichen ist.

Für uns hat der Verfasser nur bewiesen, daß zwischen seinem Standpunkt und dem der modernen Wissenschaft und Cultur — was übrigens der Verfasser ehrlich genug ist, selbst einzugestehen — keine Vermittelung möglich ist.

Die Schrift von C. Schmid: „Darwin's Hypothese und ihr Verhältniß zur Religion und Moral“ (Nr. 3), wendet sich gegen Dr. Jäger's Buch: „Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zur Moral und Religion“, welches wir bereits in Nr. 32 und 33 d. Bl. f. 1870 besprochen haben. Dr. Jäger hatte nachgewiesen, daß der Darwinianer sich nicht auf dogmatische Spitzfindigkeiten einlasse, sondern daß er einfach frage: welche Rolle spielt die Religion als Waffe im Kampfe um das Dasein, inwiefern steht sie im Dienste des höchsten Naturgesetzes für belebte Wesen, in dem des Selbsterhaltungstriebes? Von diesem utilistischen Standpunkte aus ging Dr. Jäger die Naturreligionen und die ethischen Religionen durch und kam zu dem Resultate, daß nicht nur die Religion im allgemeinen eine Waffe in dem Kampfe ums Dasein sei, sondern auch die christliche Religion im Vergleich zu allen andern in dieser Hinsicht das Höchste leiste durch Proclamation der Nächstenliebe und durch Beseitigung des Particularismus, sowie auch durch ihre Unsterblichkeitslehre.

Stellt man einmal die Erhaltung in dem Kampf ums Dasein als höchsten Zweck des Lebens hin, dann läßt sich gegen die darwinistisch-utilistische Auffassung der Religion und Moral nichts einwenden. Aber schon Wallace hat gegen Darwin nachgewiesen, daß der Mensch als Mensch von höhern Trieben bewegt wird, als von dem der bloßen Erhaltung im Kampfe ums Dasein, z. B. von dem uneigennützigen Wahrheitstrieb, der im Kampfe ums Dasein eher schädlich als nützlich ist. Es läßt sich gegen die darwinistisch-utilistische Auffassung auch dieses einwenden, was wir bereits in Nr. 43 d. Bl. f. 1871 bei Besprechung des Carneri'schen Buchs „Sittlichkeit und Darwinismus“ gesagt haben, daß, wenn der Kampf ums Dasein den ethischen Maßstab abgeben soll, alsdann die Wilden, die Barbaren in ihrer Schonungslosigkeit gegen schwächliche Kinder und Greise, gegen Krüppel und Kranke sittlich höher ständen als die christlich civilisirten, barmherzigen Völker.

C. Schmid nun bekämpft den darwinistisch-utilistischen Standpunkt besonders von dem Gegensatz aus, der zwischen dem Nützlichen und dem Sittlichguten stattfindet. Er sagt:

Das oberste Princip, der leitende Gedanke, aus welchem der Darwinianer die menschliche Gesellschaft construirt und das Verhältniß der Menschen zueinander regelt, ergibt sich aus dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit. Diejenige Form der menschlichen Gesellschaft, welche für die Selbstvertheidigung die förderlichste ist, hat eben damit auch den unbedingten Vorzug. Dieser Gedanke hat wenigstens das Verdienst, deutlich zu sein. Aber mit der Sittenlehre, die nicht fragt, was ist praktisch? sondern, was ist recht und was ist nothwendig, um die Idee des Guten zu verwirklichen? ist es dann gründlich aus. Um zu wissen, was praktisch ist, oder wo einen der Schuh drückt, braucht man keine Sittenlehre zu fragen, da reicht ein ganz simpler Verstand aus; ja das Praktische finden am Ende auch die Thiere heraus, die sich nach dem Princip der Arbeitstheilung zusammenscharen. Wenn aber für mein Verhalten gegen den Nebenmenschen nur das den Ausschlag geben soll, was mir nützlich und meiner Selbstvertheidigung förderlich ist, so wird damit alles, was die Moral in feste, unverrückbare Ordnungen einfügen will und ohne Rücksicht auf Nützlichkeit fordert, wieder in den Fluß der Bewegung gebracht, und zwar einer Bewegung, deren Ziel niemals abzusehen, deren letzte bewegende Ursache der Zufall ist. Das, was heute praktisch ist, kann es möglicherweise morgen nicht mehr sein, und was dem einen praktisch vorkommt, erscheint vielleicht einem andern höchst unpraktisch.... Während auf dem Boden des Sittengesetzes der Maßstab für das, was sittlich gut oder verwerflich ist, unverändert derselbe bleibt, wandelt sich der Lebensmodus des Darwinianers nach den jeweiligen Bedürfnissen, Moden oder Launen.

Außerdem aber findet der Verfasser, daß Dr. Jäger die eigentliche Aufgabe, die der Titel seines Buchs zu lösen verspricht, nicht gelöst habe:

Wir wünschten dem Versprechen gemäß, welches der Titel Ihres Buchs gibt, zu erfahren, ob die Darwin'sche Theorie die Religion überhaupt als möglich zuläßt, ob in dieser Theorie die objectiven und subjectiven Bedingungen für Religion vorhanden sind, nicht aber, welchen Nutzen nach der Ansicht des Darwinianers die Religion habe, oder inwiefern es von Werth sei, Religion zu haben. Das sind zweifelsohne zweierlei Dinge.

Da nun Dr. Jäger die Vereinbarkeit der Darwin'schen Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschen mit Religion und Moral gar nicht untersucht hat, so schickt sich der Verfasser an, selber sie zu untersuchen, legt aber dabei, wie dies von einem Pfarrer nicht anders zu erwarten ist, seinen theologischen Begriff von Religion und Moral zu Grunde und muß dann freilich zu dem Resultate kommen, daß die Darwin'sche Theorie antireligiös und antimoralisch ist. Denn die Darwin'sche

Theorie bedarf zur Entstehung und Erhaltung und Entwickelung der Welt keines persönlichen Gottes, keines außerweltlichen allmächtigen Schöpfers; die Welt ist, wie in ihrem Ursprung, so auch in ihrem Fortgang sich selbst genug. „Damit ist der Begriff der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt durch den persönlichen Gott aufgehoben.“ Es fehlt also bei Darwin nach dem Verfasser das Object der Religion, der persönliche Gott. Mit dem Subject der Religion aber ist es nach dem Verfasser nicht besser bestellt. Denn wenn Darwin recht hat mit seiner Anschauung von der Entwickelung des Menschen aus thierischem Zustand, so wird die biblische Lehre vom Menschen bis in die Wurzel hinein vernichtet. Der Begriff des göttlichen Ebenbildes entleert sich dann zu einer inhaltlosen Phrase. Wenn der Mensch thierischen Ursprungs ist, so ist Religion bei ihm gar nicht möglich. „Wie sollte es denn möglich sein, daß sich in einem solchen Affenmenschen ganz von selbst Gottesbedürfniß und Gottesbewußtsein gebildet hätte!“ Es steht also nach dem Verfasser fest: wenn Darwin recht hat, so ist weder ein Erfahren Gottes möglich, noch ein Bedürfniß Gottes vorhanden, und damit sind der Religion die objectiven und subjectiven Bedingungen ihrer Existenz entzogen. Mit der Religion ist aber (nach dem Verfasser) selbstverständlich auch die Moral durch die Darwin'sche Hypothese unmöglich gemacht, sobald man ihre Consequenzen zieht; der Egoismus ist das Triebrad der Darwin'schen Lebewelt, und der Egoismus ist in aller Welt der Tod der Moral. Für die Sünde und demgemäß auch für die Thatsache der Erlösung ist im Darwin'schen System kein Raum.

Das Endergebniß dieser ganzen, vom biblischen Standpunkt aus unternommenen Prüfung der Darwin'schen Lehre ist Folgendes:

Darwin's Hypothese (von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschen aus einer Thierform) stellt die religiöse und sittliche Weltanschauung geradezu auf den Kopf. Während die religiöse Weltanschauung das Dasein der Welt durch einen lebendigen Schöpfer gesetzt sein und die Entwickelung der Welt mit einer Vielheit bestimmt geschiedener Arten beginnen läßt, aber so, daß **ein** Gedanke, ein gemeinsamer Weltplan, gleichsam eine geistige Centripetalkraft dem Auseinanderstreben der Weltvielheit wehrt und zuletzt, bei allem Beharren der einzelnen Gattungen in ihrer Eigenart, doch zuletzt die Mannichfaltigkeit zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenfaßt, beginnt der Darwinianer mit einer in ihrem letzten Grund gar nicht erklärten Einheit und läßt dieses ursprüngliche Ganze in endloser Abzweigung und Verästelung zu einer Vielheit einzelner Gestaltungen auseinandergehen, in welcher schließlich die Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit untergeht.... Das Ende der Darwin'schen Theorie ist die absolute Gedankenlosigkeit, ein Vacuum, in dessen grenzenloser Oede und gähnender Langeweile, wie in einem Abgrund, Religion, Moral, sittliche Ordnung der Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst, kurz alle geistigen Lebensmächte der Menschheit ihr gemeinschaftliches Grab finden.

Hat nun der Verfasser wirklich bewiesen, was er beweisen wollte, daß der Darwinismus mit Religion und Moral unvereinbar sei? Nein, er hat nur bewiesen, daß er mit der biblischen Religion und Moral unvereinbar sei. Mit der **biblischen** Religion und Moral sind aber auch andere Systeme als das Darwin'sche unvereinbar. Von jedem pantheistischen, jedem atheistischen System, wenn es auch gerade nicht die Darwin'sche Lehre von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschen acceptirt, müssen wir dasselbe behaupten. Ist aber darum schon jedes pantheistische und atheistische System überhaupt mit Religion und Moral unvereinbar?

Dr. Jäger könnte also dem Verfasser den Vorwurf, nicht bewiesen zu haben, was er beweisen wollte, zurückgeben. Er könnte sagen: du wolltest beweisen, daß die Darwin'sche Theorie mit Religion und Moral unvereinbar sei, hast aber nur, was niemand bezweifelt, bewiesen, daß sie mit der biblischen Weltanschauung, mit der aus dieser hervorgehenden Religion und Moral unvereinbar sei.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Orientfahrten eines berliner Zeichners.

Die Gegenwart ist nun einmal das Zeitalter der Association, und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn die Menschen sich „verhansen“, nicht blos zu gemeinsamer Production, sondern auch zu gemeinsamen Genüssen, wenn sich neben die Actienunternehmungen die Vergnügungsreisen der Gebrüder Stangen stellen. Ein Fußwanderer wie Riehl ist eine vereinzelte, veraltete Erscheinung, für alle jene Dutzendreisende unverständlich, welche sich nur dann wohl fühlen, wenn ihnen nicht zugemuthet wird, sich zu entschließen, wenn sie wie Gepäck sicher und schnell von Station zu Station befördert werden und nach Vorschrift essen, schlafen, denken und fühlen können. Für einen verhältnißmäßig billigen Preis wird ihnen eine große Anzahl schnell wechselnder Natur- und Kunstgenüsse, vielleicht sogar einige sogenannte Reiseabenteuer geliefert; wissenschaftliche Belehrung bietet das rothe Buch zur Genüge, und der Philister ist froh, sich immer von Landsleuten umgeben zu sehen. Die literarischen Erzeugnisse, welche derartige Reiseunternehmungen im Gefolge gehabt haben — es sind ihrer nicht wenige — erinnern in günstigem Falle an Stereoskopensammlungen; sie bieten einzelne Bilder ohne Zusammenhang, führen uns flüchtig durch große Städte und geben hier und da eine Naturschilderung, in der sich die staffagebildenden Menschen möglichst hölzern und charakterlos ausnehmen. Nicht ohne Mistrauen nahmen wir die Beschreibung der letzten im Frühling 1869 von Stangen geleiteten Gesellschaftsreise nach Athen und Konstantinopel zur Hand:

Orientfahrten eines berliner Zeichners. Von Ludwig Pietsch. Erster Band. — A. u. d. T.: Nach Athen und Byzanz. Ein Frühlingsausflug. (April und Mai 1869.) Berlin, Janke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Was wir darin finden zu müssen glaubten, war: Kleinigkeitskrämerei mit etwas Sentimentalität, allerlei langweilige Dampfschiffahrtsgespräche und allgemeine Eindrücke, oft gelesene Schilderungen von Seekrankheit und

südeuropäischem Gasthausleben, daneben vielleicht noch flüchtige Urtheile über Kunstwerke und weibliche Schönheiten. Das Buch bietet aber mehr, vor allem Zeugniß der tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnisse des Verfassers; es gewährt Belehrung mit Genuß.

Diese Reiseskizzen hatte Ludwig Pietsch zuerst gleichlautend in dem Feuilleton der „Vossischen“ und „Schlesischen Zeitung“ veröffentlicht; theils während der Reise noch, theils kurz nach der Heimkehr. Zum Buch zusammengestellt, haben sie nur einzelne Stilverbesserungen erfahren, keine Umarbeitung und Ausführung, damit der Charakter des Unmittelbaren gewahrt bleibe. Denen, welche einst den Verfasser auf seiner Reise nach Konstantinopel begleitet haben, wird diese Sammlung von Reisebildern nicht nur die Erinnerung an alle die Schönheiten, welche sie während der kurzen sechs Wochen gesehen, auffrischen, sondern auch wol zum Bewußtsein bringen, daß die meisten Genüsse der Natur und Kunst nur für denjenigen vorhanden sind, welcher zu sehen versteht. Ludwig Pietsch ist als Maler, oder wie er von sich selbst bescheiden sagt, als Zeichner gereist. Auch wer von seinen künstlerischen Leistungen nichts wüßte, würde bald aus der Art seiner Schilderungen in ihm den Genremaler erkennen. Fast möchten wir glauben, daß einzelne Charakterköpfe, Volksscenen von ihm erst gezeichnet, dann beschrieben worden: er gibt auch da nur Contouren, anscheinend flüchtig und leicht hingeworfen, aber in diesen einfachen Linien Bilder von großer Anschaulichkeit, natürlicher Frische und lebendiger Charakteristik. So, wenn er von den Ruinen der Stoa des Hadrian in Athen erzählt:

Welche Schicksale und Wandlungen hat des kunstfreundlichen Weltbeherrschers Prachtbau durchzumachen gehabt und — welche Staffagen gesehen! Stellenweis decken die Fläche der Quadern noch die mehr oder weniger verloschenen und verräucherten Farben und Vergoldungen byzantinischer Heiligenbilder und über ihnen zeigen sich an der Wand die Spuren ehemaliger Rundbogen. Die modernen Athenienser haben dies Werk zur Hofwand ihrer Cavaleriekaserne gemacht und den Platz an der Säulenhalle und alle diese Trümmer am Boden zur Militärsattler- und Schuhmacherwerkstatt in freier Luft unter offenem Himmel! Wenn Verunglimpfungen kunstvoller Trümmer des Alterthums durch eine von der ursprünglichen Bestimmung und Art des Zertrümmerten gänzlich abweichende Anwendung in den meisten Fällen einen widerwärtigen, in den günstigsten einen betrübenden Eindruck machen, so ist dies hier keineswegs der Fall. Die ganze Scene sieht so originell, so humoristisch und munter aus, daß man darüber gar nicht zu eigentlich unangenehmen Empfindungen kommt. Der Anblick der Arbeit hat immer etwas Versöhnendes, kann nie ganz degoutant werden. Als ich an jenem Morgen zum ersten mal das ungeahnte Schauspiel sah, so gut wie bei jeder seiner häufigen Wiederholungen, die ich mir während unsers atheniensischen Aufenthalts verschaffte, habe ich es nicht anders, als mit herzlichem Vergnügen genießen können. Dieser Schuster mit rothem Fez und ziemlich gelblicher Fustanelle auf seinem korinthischen Capitäle sitzend und seinen Pechdraht ziehend, diese griechischen Sattler und Riemer, braun wie die großen Kalbsfelle, die sie über zierlich gemeißelte, halbversunkene Architrave gebreitet haben, während ihr Handwerkszeug auf gewaltigen Säulentrommeln liegt, die sich unter sie mengenden Soldaten, welche aus der Kaserne Aufträge bringen und nothwendiges Material für ihre Handwerker herbeitragen, ich möchte nichts davon hinwegwünschen, wie ungehörig alle diese Gestalten, diese Gruppen und ihr Thun auch als Staffage für den Hintergrund des Hadrianischen Kaiserbaues immer sein mögen.

Wie prächtig zeichnet uns Pietsch dann die Familie eines athenischen Kaffeewirthes, welcher unweit des Theseustempels aus wenigen Bretern seine Bude zusammengeschlagen hatte:

Ein hübscher schwarzäugiger, junger Bursch, dessen Bekleidung dieselbe Einfachheit der Lebensbedürfnisse documentirt, wie die Einrichtung seines Lusthauses, hantiert dort herum und bringt uns mit gewinnendem Lächeln den bestellten Kaffee, türkischen natürlich, dessen süßer Grund die Hälfte der kleinen Tasse füllt. Aber dieser junge Wirth hat außer jenem Besitzthum noch einen Schatz, der mir zu den Seltenheiten Athens zu gehören scheint: eine bildschöne junge Frau. Wie armselig, schmuzig und verbraucht auch das dünne braune Kattunkleid sei, das um ihre Gestalt schlampt und die niedergetretenen Pantoffeln, die an ihren nackten Füßen schlappen; der Kopf, dessen Oberhaar das gebräuchliche, als Mütze eng anschließend darumgewundene, gelbbunte Kattuntuch bedeckt, zeigt die reinste und lieblichste Schönheit, ein Profil zumal von außerordentlicher Delicatesse der Zeichnung. Daß sich dies bräunliche Gesicht bei jedem schärfern Blick auf dasselbe mit reizendem Lächeln schmückt und mit tiefer Röthe colorirt, ist eine gar anmuthige Zugabe. Der kleine Sprößling des jungen Paars, den Vater und Mutter abwechselnd mit inniger Zärtlichkeit auf den Armen herumtragen, scheint vorläufig wenig davon geerbt zu haben. Bei jenem ersten Besuche fand ich ihn gerade bei seiner Morgentoilette. Die Einrichtungen dafür überbieten an Simplicität sogar noch die in unserm Hôtel d'Orient dafür getroffenen. Zwischen jene unsaglich herrliche, große weibliche Gewandfigur ohne Kopf, durch deren warmgetönte, sonnige Marmorglieder dennoch ein unsterbliches göttliches Leben zu strömen scheint, und jenes theilweise zertrümmerte, kaum minder wundervolle Grabrelief (ein paar weibliche, ganz wohl erhaltene Füße und Hände sind darauf von einer Schönheit, um sie im Staube anzubeten!), die dort beieinander am Boden stehen, hat die sorgliche Mutter den Tiegel, in welchem sie mittags ihre Bohnensuppe kocht, mit Wasser gefüllt hingesetzt, und daneben hockend bearbeitet sie mit dem darein getauchten Lappen oder Schwamm das Gesichtchen ihres Lieblings. Er sieht die Nothwendigkeit davon nicht ein, wehrt sich und schreit aus vollem Halse über die Zumuthung, während das hübsche Weib bald die freundlichsten griechischen Zärtlichkeitslaute, bald einige energischere Ordnungsrufe an den Wasserfeind richtet. Das Goethe'sche: „Du geboren über Resten heiliger Vergangenheit, ruh' ihr Geist auf dir“, kommt mir ungesucht in den Sinn; es liegt so nahe, daß man sich über das „Kommen“ fast schämt.

Es lag im Charakter des Verfassers, daß er Kunststudien den größten Theil seiner Zeit während der Reise widmete und — wie es scheint meist allein, unbehelligtvon theilnahmlosen Reisebegleitern — von den Museen seine Schritte auf die Marktplätze und in die niedern Wirthshäuser richtete, um da unter dem Volke selbst die Typen jener Kunstwerke zu suchen und zu finden, deren volles Verständniß ihm erst in der Heimat ihrer Schöpfer geworden. In den venetianischen Betteljungen erkannte er die Modelle der „göttlichen Buben Tizian's, die bald seinen Madonnen auf dem Schose stehen, bald die zum Himmel auffahrende in Wolken umflattern und umjubeln“, und als er den Dogenpalast, umgossen von rosigem Sonnenuntergangshauch erblickte, da ward er inne, wie unvergleichlich Ziem in seinen Venedigbildern die warmen Tinten des südlichen Abendhimmels zu treffen gewußt hat. Ueberall fühlt man aus dem Buche die tiefe Freude heraus, welche dem feinfühlenden und kunstgeübten Verfasser die Fülle von neuen Anregungen, die jeder Tag ihm geboten, eine kaum zu beherrschende Masse von Studienstoff und die Erinnerung an längst vergangene

große Epochen der Kunstgeschichte an den bedeutsamen Stationen seiner Reise gewährt haben.

Indem Ludwig Pietsch mit Vorliebe die Schätze der bildenden Künste bespricht, welche zu sehen und zu studiren ihm vergönnt gewesen, tritt er doch mit seinem Urtheile so selten hervor, daß es oft scheint, als ob die Größe der Eindrücke ihn nicht habe zum Bewußtsein ihrer Qualität kommen lassen. Und doch ist aus vielen Stellen ersichtlich, daß er nicht ohne ausgedehnte kunsthistorische Kenntnisse Venedig, Athen und Konstantinopel besucht hat. Der Mangel an ästhetischen Reflexionen, gelehrten Citaten und kritischen Erörterungen, an all jenem gelehrten Flitterstaat, der leicht nach der Rückkehr aus jeder größern Bibliothek hätte entlehnt werden können, hat den frischen, unmittelbaren Charakter der Darstellung gewahrt; einzelne unbedeutende historische und geographische Versehen, zum Theil wol erklärlich aus der unruhigen Zeit der Conception dieser Skizzen, dürfen wir dem Verfasser nicht allzu schwer anrechnen, und das Gebundensein an das Reiseprogramm läßt entschuldigen, daß oft Bedeutendes hinter minder Wichtigem in den Schatten getreten ist.

Die Gebrüder Stangen führten die Reisenden zuerst über Wien nach Venedig, „der verstorbenen Königin der Adria", welche auch auf Ludwig Pietsch nicht den Gemüth und Phantasie bewegenden Eindruck einer märchenhaften Ruinenwelt gemacht, sondern mehr den verstimmenden Anblick einer verkommenen, liederlich geführten Wirthschaft gewährt hat:

Die Freude an aller künstlerischen Schönheit und Mächtigkeit in Anlage und Stil der Façaden, in der Durchführung der Decoration, in diesen Säulen, Spitz- und Rundbogen, Balkons und Pforten tritt doch zurück vor der beklemmenden Traurigkeit, mit der ihr Anblick erfüllt. Der edle Leib der meisten steht so geschändet und geschunden aus, die elenden Holzläden schließen die Fenster, jeden Schein des Bewohntseins und der Wohnlichkeit nehmend, Stuck und Marmorbelegung sind an vielen in großen Flächen abgebröckelt, ohne daß jemand dächte, sie zu erneuern, und der verwitterte Ziegelkern blickt kläglich hervor und spiegelt sein trauriges Bild in der grünlichen Flut, die an diese Mauern plätschert. Und schlimmer als alles diese so oft wiederkehrende, an allen Etagen aushängende trocknende Wäsche!

„Ganz Venedig in 48 Stunden!" und doch hat der Verfasser in dieser kurzen Spanne Zeit mehr gesehen, als mancher in ebenso viel Tagen. Von Triest fuhr die Gesellschaft auf dem „Progresso" durch das Adriatische Meer, vorüber an den Küsten und Inseln Dalmatiens nach Korfu, der Insel der Phäaken. Nach nur dreistündigem Aufenthalte ging es weiter; links blieb Ithaka und die Gestade von Elis und Messenien. Der künstlerisch geschulte Blick des Verfassers hat entzückt auf „der nie gesehenen — Eleganz (es ist das einzige Wort dafür), der Schärfe, Präcision, Feinheit und Schönheit in den Profilen der Gebirge dieser Landschaften, in den Graten der Höhen geruht, die sich wol zeichnen, aber nicht schildern läßt — Formen, die sich noch reiner und bestimmter aussprechen dadurch, daß sie fast kahl und öde erscheinen, daß keine jener rundköpfigen Gehölze Gipfel und Abhänge bedecken." In Hermopolis, der schnell erblühten Handelsstadt der Insel Syra im Aegäischen Meere, der großen Station für die Lloyddampfer, ward die „Persia" zur Weiterfahrt nach Athen bestiegen. Die Schilderungen des Volks, der Alterthümer, der landschaftlichen Schönheiten der griechischen Hauptstadt bilden den bedeutsamsten Theil des Buchs.

Wohin der Zufall den Verfasser geleitet, dorthin führt er den Leser; wie sich seine Wanderungen nicht nach dem Grundriß des antiken Athen gerichtet haben, so gruppirt er auch den Stoff nicht nach archäologischen Gesichtspunkten: die malerische Wirkung des Anblicks jener erhabenen Trümmerwelt ergreift ihn mehr, als ihn die Frage nach dem einstigen Zwecke und der Bedeutung dieser Reste antiker Cultur interessirt. Von dem Reize orientalischen Lebens, dem landschaftlichen Charakter der Ufer des Bosporus erzählen die letzten Kapitel des vorliegenden Buchs; fein ausgeführte Genrebilder fügen sich hier zu bunter Reihe zusammen, und die Kunst des Verfassers, auch bei dem flüchtigsten Anblick das Charakteristische aufzufassen, festzuhalten und wiederzugeben, zeigen die letzten Abschnitte des Buchs nicht minder als die ersten.

Eine Uebersetzung Ferdinand Freiligrath's.

Das Waldheiligthum von Felicia Hemans. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 1871. 16. 24 Ngr.

K. E. Overbeck, dessen Uebersetzung der „Jungfrau vom See" wir in Nr. 18 d. Bl. besprachen, kann sich, um unserer Ausstellung wegen reiner oder halb reiner Reime zu begegnen, auf Freiligrath, den gepriesenen Meister der deutschen Uebersetzungskunst berufen. Im „Waldheiligthum" finden wir fast in jeder Strophe unrein assonirende Vocale: ä — ö, eu — ei, ü — i, ö — e u. s. w. Vielleicht zwang ihn die schwierige Spenserstrophe, die er seinem Original nachbildete, dazu, aber er muß in diesen Reimen wol nichts Mangelhaftes sehen, denn sonst würden wir ihnen nicht so oft in seinen Gedichten und sonstigen Uebersetzungen, wo der Reimzwang geringer ist, begegnen.

Die englische Dichterin Felicia Hemans, die ebenso zart und sinnig, wie kräftig und gestaltenreich, den weichen Schmelz des Verses mit energischer Darstellung zu verbinden weiß und vorzugsweise in religiösen Anschauungen lebt, ist, soviel uns bekannt, erst in einzelnen ihrer vortrefflichen lyrischen Gedichte ins Deutsche übertragen worden, es ist also sehr erfreulich, daß ein Dichter wie Freiligrath sein Talent der Wiedergabe eines ihrer bedeutendsten größern Gedichte, welches die Schicksale und geistigen Kämpfe eines in die Urwälder Amerikas geflohenen Spaniers schildert, gewidmet hat. Man fühlt gleich, daß hier ein Dichter übersetzt hat. Den schwungvoll energischen Stellen des Gedichts ist Freiligrath überall gerecht geworden, nur vermissen wir an andern Stellen den weichen melodischen Schmelz der Sprache,

den der Dichter auch in seinen andern poetischen Uebertragungen, wo das Original ihn hat, vermissen läßt. Die Spenserstrophe bietet große Schwierigkeiten; Freiligrath überwindet sie ohne Zwang, aber mitunter auch mit einer Kühnheit, die sich neben sprachlichen Härten sonderbare, oft unverständliche Wendungen erlaubt, sodaß wir mehrmals gezwungen waren, des Verständnisses halber unsere Zuflucht zum englischen Text zu nehmen. Da es sich hier um Ausstellungen gegen eine anerkannte Autorität im Fache der Uebersetzungskunst handelt, müssen wir zum Beleg wenigstens einige Ausdrücke und Wendungen, die uns zugleich gegen den Geschmack zu sündigen scheinen, anführen. S. 37, Strophe 69 heißt es:

Von Furcht gebannt
Harrt' ich des ersten Schreis, die Augen in der Hand.

Im Text steht: „I veiled mine eyes." S. 44, Strophe 83: „So still dein weiß Gewand!" Im Text steht: „So still thy white robes fell." S. 57, Strophe 15: „Ich sah, wie Aton starb und rang den Schmerz zur Erden." Im Text steht: „The strife was won from pain." S. 59, Strophe 19: „Stand ich auf Klippen flutbenetzten Schuhs." Im Text steht: „I stood girt with majestic night, and ancient wood and foaming water." S. 57, Strophe 14: „Männlicher Gepoch heb' erst die Brust ihm, eh' ich das berichte." Im Text steht: „More high his heart in youthful strength must swell."

Ließen sich diese Beispiele des Misgeschicks, in das den Dichter der Reim gestürzt hat, noch bedeutend vermehren, so ließen sich andererseits auch eine Menge Stellen anführen, in denen Freiligrath's vielbewunderte Sprachbeherrschung triumphirt und in Rhythmus und Reim eine große drastische Wirkung hervorruft. Doch das braucht ja bei dem „Meister der deutschen Uebersetzungskunst" nicht erst bewiesen zu werden.

Feuilleton.

Der Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung.

Aus dem vorliegenden zwölften Jahresbericht der Schiller-Stiftung erfahren wir, daß außer der berliner und wiener Zweigstiftung auch die Stiftungen in Darmstadt, Köln, Lübeck und Weimar den Bestand ihrer Mittel vermehrten. Im Herbst, als die lange erwünschte Enthüllung des Schiller-Standbildes in Berlin vor sich ging, veranstalteten sieben Directoren von berliner Theatern Vorstellungen zum Besten der Stiftung; der Kaiser und König bewilligte den Ertrag einer Festvorstellung in dem königlichen Theater am 10. November der Zweigstiftung Berlin. Außer dieser Mehrung des Kapitals, die auf 1500 Thaler angeschlagen werden kann, darf sich die berliner Zweigstiftung rühmen, die Zahl ihrer ständigen Mitglieder an jenem Tage um hundert Neueingetretene (mit einem Jahresbeitrage von 350 Thalern) vermehrt zu haben. Die wiener Zweigstiftung erhielt einen bedeutenden Zuwachs ihres Vermögens durch den „Grillparzer-Fonds", eine Dotation von 5000 Gulden von seiten des verstorbenen Dichters Hofrath Grillparzer. Der Verwaltungsrath bringt den Manen des heimgerufenen großen Dichters den tiefsten Dank für sein großherziges und reiches Vermächtniß dar. Der Kaiser von Oesterreich bewilligte in diesem Jahre, wie bisher alljährlich seit der Gründung der Schiller-Stiftung dem wiener Zweigverein einen Jahresbeitrag von 500 Gulden. Auch die weimarische Zweigstiftung verdankt alljährlich dem hohen Protector der Stiftung, dem Großherzog von Sachsen, die Zuwendung des Ertrags einer Vorstellung im Hoftheater und die Summe von 250 Thalern.

Die Conferenz des Verwaltungsrathes fand am 1., 2. und 3. Juni statt. Ein Antrag des Herrn Dr. Braunfels, betreffend die Intervention der Zweigstiftungen für Bittsteller, führte zu dem Endbeschluß, daß jede Zweigstiftung zwar das Recht habe zu interveniren, der Vorort sich dagegen von Fall zu Fall vorbehalte, den Antrag von seiten des Bittstellers selbst zu verlangen. Der von Dr. Wolfgang Müller entworfene Plan zur Begründung eines dramatischen Schiller-Vereins mußte vorerst beiseitegelegt werden, da sich inzwischen in anderer Form die Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten gebildet hat. Von allgemeinerm Interesse war schließlich ein Antrag Dr. Kompert's behufs einer neuen Versorgung von Witwen und Pensionären der Schiller-Stiftung durch Einkauf in eine Versicherungsbank.

Von den Pensionären der Schiller-Stiftungen sind nicht weniger als acht zu verzeichnen, welche im Jahre 1871 oder kurz vorher ihre irdische Laufbahn beendigten: J. B. von Zahlhas in Wien, Dr. Melchior Meyr in München, Fräulein von Herder in Weimar, Prof. Dr. Rötscher in Berlin, Dr. M. Letteris in Wien, Dr. Karl Töpfer in Hamburg, Dr. W. Häring in Arnstadt, J. H. Mirani in Wien.

An lebenslänglichen Pensionen verwendete die Schiller-Stiftung im Jahre 1871 die Summe von 4164 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. und zwar an nachfolgende 15 Empfänger: Karl Beck in Wien, verwitwete Frau Bechstein in Meiningen, Dr. Karl Gutzkow in Berlin, Dr. A. Jung in Königsberg, Dr. W. Häring (†) in Arnstadt verwitwete Frau Hauff in Stuttgart, Fräulein von Herder (†) in Weimar, K. von Holtei in Breslau, Prof. Mörike in Stuttgart, verwitwete Frau Baronin de la Motte-Fouqué in Berlin, Prof. Prutz in Stettin, Prof. Rötscher (†) in Berlin, L. Storch in Kreuzwerthheim, Dr. K. Töpfer (†) in Hamburg; Dr. L. Wienbarg (†) in Altona. Die Zahl wird sich also im nächsten Jahr auf 10 stellen. Eine Ertheilung von lebenslänglichen Pensionen steht nach den Satzungen nur der Generalversammlung zu.

Die zweite Gruppe von Pensionen bilden die transitirenden, die für ein oder mehrere Jahre bewilligt werden; die Anzahl derselben ist gegen früher bedeutend gewachsen; im ganzen wurde die Summe von 7225 Thalern, und zwar an 43 Empfänger verausgabt. Das Verzeichniß derselben weist namentlich eine große Zahl von Schriftstellerwitwen und Relicten auf; wir finden darunter die Witwen von Dr. Böttger, Braun von Braunthal, Dr. Diezmann, Dr. Duller, Dr. Kottenkamp, Otto Ludwig, Julius Mosen, Theodor Mügge, Musäus, Dr. Ruppius, Decan Stöber, Frau von Zahlhas, Leopold Schefer's, Benedey's, Hermann Marggraff's, Liebert's und Wolfsohn's Relicten, ferner mehrere namhafte Dichter und Gelehrte: Professor Donner, Ludwig Feuerbach, Professor Fischer in Stuttgart, Klaus Groth, Moritz Hartmann, Hermann Lingg, Ignaz Hub, J. L. G. Klein, Alexander Roß, Hermann Kurz, Ernst Willkomm, Zeising, Franz Nissel, Ferdinand von Saar, Elise Schmidt u. a. Daß sich auch der Name des Lustspieldichters Roderich Benedix auf dieser Liste findet, mag die Genossenschaft dramatischer Autoren zu immer erneuten eifrigen Anstrengungen ermuthigen. Ein Dramatiker, der solche Bühnenerfolge in Frankreich aufzuweisen hätte, wie Benedix in Deutschland, würde sich wie Scribe ein prächtiges Schloß gebaut oder wie Sardou einen imposanten alten Herrensitz gekauft haben, während Benedix unter die Pensionäre der Deutschen Schiller-Stiftung mit aufgenommen werden mußte. Die stati-

stischen Rückblicke auf das Theaterjahr 1871, welche die preußischen Hoftheater von Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden veröffentlicht haben, ergeben, daß von allen deutschen Dramatikern Roderich Benedix an diesen Theatern bei weitem am meisten zur Aufführung gekommen ist. Es muß daher etwas in den deutschen Honorarzahlungen von seiten der Bühnen faul sein, wenn der populärste Dramatiker Deutschlands der Unterstützung bedürftig ist, während populäre Romanschriftsteller wie Fritz Reuter sich elegante Villen bauen können. So lange die Tantième nicht eingeführt ist, hätte der Verein dramatischer Schriftsteller wol besonders sein Augenmerk auf die Höhe der von den Bühnen gezahlten Honorare zu richten, die im Vergleich zu dem Etat der Theater, z. B. der Hoftheater in Dresden und Hannover, oder erster Stadttheater wie in Leipzig, unverhältnißmäßig niedrig sind und mindestens um die Hälfte erhöht werden müßten.

Die einmaligen Zuwendungen belaufen sich auf 1100 Thaler und wurden an 12 Gesuchsteller bewilligt. Die Zweigstiftungen haben, soweit die Berichte vorliegen, im ganzen eine Summe von 1576 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. bewilligt. Mit Recht macht der Verwaltungsrath darauf aufmerksam, daß unter den Bedachten ein Name, der des Dr. May in München, sich dreimal findet, und mahnt zur Vorsicht. Mit Ausnahme der am reichsten dotirten Zweigstiftungen, wie Dresden, Wien, Weimar, sollten die übrigen wol vorzugsweise das locale und provinzielle Interesse im Auge behalten, wo ihnen die Controle auch am leichtesten möglich ist.

Die Schiller-Stiftung verausgabt, wie der Verwaltungsrath weiterhin mittheilt, im ganzen jährlich etwas über 20000 Thlr. Da ein Drittel davon (mit Bezug auf Dresden ein Fünftel) von den Zweigstiftungen theils zur Bestreitung localer Bedürfnisse, theils zum Zwecke der Kapitalisirung satzungsgemäß zurückbehalten wird, so bleiben dem Verwaltungsrath jährlich ungefähr 14000 Thlr. zur freien Kapitalisirung, eine Summe, die an sich zwar bedeutend erscheint, doch gegenüber der Anzahl bleibender und jährlich neu hinzutretender Pensionäre allmählich so unzureichend geworden ist, daß zum Bedauern des Verwaltungsraths selbst wohlbegründete Gesuche theils ganz zurückgewiesen werden mußten, theils nur in ungenügender Weise berücksichtigt werden konnten. Die Gründe dieses Nothstandes liegen auf der Hand; die Kriege der letzten acht Jahre mußten, wenngleich sie in der Folge sicherlich auch zu einem Aufschwung der Literatur beitragen werden, doch einstweilen lähmend auf den literarischen Erwerb, namentlich auf belletristischem Gebiet zurückwirken. Und diese Rückwirkung wird dauern, solange noch dem Interesse des großen Publikums die politischen und socialen Fragen des öffentlichen Lebens ihr Uebergewicht über die künstlerische und rein literarische Thätigkeit behaupten werden. Eine beträchtliche Anzahl von namhaften Schriftstellern mußte sich durch diesen Umschwung der öffentlichen Dinge, sowie durch die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse in ihrer Existenz beeinträchtigt sehen. Die Schiller-Stiftung hat, soweit sie es nach den dargelegten Verhältnissen vermochte, vielen derselben ihre helfende Hand gereicht.

Am Schluß bittet der Verwaltungsrath sämmtliche Zweigstiftungen, auf Eröffnung neuer Einnahmequellen, sowie auf Vermehrung ihrer Mitgliederzahl bedacht zu sein; es sind den einzelnen Zweigstiftungen bereits Vorschläge von dem Vorort zugegangen, die Zwecke der Stiftung durch die Heranziehung spendender Gönner zu fördern.

Bibliographie.

Bérézine, Minka v., Aus einem Frauenherzen. Gedichte. Hamburg, Richter. 8. 20 Ngr.

Bertram, Ilmatar, eine commedia turanica. Estnisch und deutsch. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 24 Ngr.

Bloch's, E., Dilettanten-Bühne. Nr. 127: Das verwöhnte Kind. Lustspiel von H. Löwe. Berlin, Lassar. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Börsenglocke. Frei nach Schiller von Julius. Berlin, Gresser. 16. 3 Ngr.

Brenner, Der Welt Untergang oder der Tod unseres irdischen Wohnplatzes. Vortrag. Tuttlingen. Fol. 2 Ngr.

Clepsch, A., Zum Gedächtniss an Jul. Plücker. Göttingen, Dieterich. 1871. Gr. 4. 16 Ngr.

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval". Umgearbeitet und herausgegeben von A. Vollert. Neue Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Crookes, W., Der Spiritualismus und die Wissenschaft. Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft. Nebst bestätigten Zeugnissen von C. F. Varley, A. de Morgan, A. R. Wallace etc. Prüfungs-Sitzungen der D.D. Home mit den Gelehrten zu St. Petersburg und London. Nach dem Russischen und Englischen ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 25 Ngr.

Düntzer, H., Homerische Abhandlungen. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 3 Thlr.

Eucken, R., Ueber die Bedeutung der aristotelischen Philosophie für die Gegenwart. Akademische Antrittsrede, gehalten am 21. November 1871. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Felsthal, M., Siebenbürger Blätter aus dem Tagebuche eines Journalisten. Karlsburg, Frank u. Dreßnankt. 1870. 8. 6 Ngr.

Hibler, F., Analecta Warmiensia. Studien zur Geschichte der ermländischen Archive und Bibliotheken. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 1 Thlr.

Holzwarth, F. J., Die Bartholomäusnacht. Münster, Russell. Gr. 8. 6 Ngr.

Ibsen, H., Der Bund der Jugend. Lustspiel. Nach dem Norwegischen deutsch von A. Strodtmann. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr.

— — Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel. Nach dem Norwegischen. Deutsch von A. Strodtmann. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr.

Keller, G., Sieben Legenden. Stutgart, Göschen. 8. 24 Ngr.

Kohlenegg, L. K. v. (Poly Henrion), Kleine Indiscretionen über grosse Leute. Miniatur-Memoiren. München, Gradinger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kuh, E. M., Epigramme. In Auswahl herausgegeben und biographisch-kritisch eingeleitet von T. Seemann. Dresden, Gilbers. 16. 16 Ngr.

Langerfeldt, G., Kaiser Otto der Vierte, der Welfe. Ein Lebensbild. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lingg, H., Dunkle Gewalten. Epische Dichtungen. Stuttgart, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Longfellow, H. W., Der Sang von Hiawatha. Uebersetzt, eingeleitet und erklärt von K. Knortz. Jena, Costenoble. Gr. 8. 27 Ngr.

Morich, L. T. L., Die freie Gemeinde und ihr vermeintliches Recht. Helmstedt, Beyer. 8. 7½ Ngr.

Müller, J. G., Die Semiten in ihrem Verhältniß zu Chamiten und Japhetiten. Gotha, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Newton's, Sir I., mathematische Principien der Naturlehre. Mit Bemerkungen und Erläuterungen herausgegeben von J. P. Wolfers. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 4 Thlr.

Oesterreichs parlamentarische Größen. Ein Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Otto, Louise, Die Stiftsherren von Straßburg. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pentz, A., Geschichte Meklenburgs. 1ster Thl. Von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Reichenbach, A., Die zehn Gebote in ihrer ursprünglichen und heutigen Bedeutung. Betrachtungen vom Standpunkte des Humanismus. Braunschweig, Häring u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Reichensperger, A., William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Münster, Russell. Gr. 8. 6 Ngr.

Ribbeck, O., Philoctetes des Accius. Aus einer Geschichte der griechisch-römischen Tragödie. Kiel, Schwers. Gr. 4. 12 Ngr.

Sauppe, H., Zur Erinnerung an Meineke und Bekker. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 8 Ngr.

Schack, A. F. v., Lothar. Ein Gedicht in zehn Gesängen. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Die Pisaner. Trauerspiel. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Schlambach, O., Der italische Sklavenaufstand. 74—71 v. Chr. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 10 Ngr.

Schleinitz, Alexandra v., Offener Brief einer Studirenden an die Gegner der „Studentinnen" unter den Studenten und Berichtigung dieses Schreibens. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, B., Gedichte. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Wiesbaden, Notrian u. Röhr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schröder's, W., Haideland un Waterkant. Plattdütsche Geschichten un Gedichten. 3tes und 4tes Bdchn. Berlin, Lipperheide. 16. à 7½ Ngr.

Schwanert, H., Das neue Reich und die Rechtswissenschaft. Rede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

Seemann, T., Agamemnon. Tragödie. Dresden, Gilbers. 8. 10 Ngr.

Seidlitz, C. v., Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 8 Ngr.

Stanse, L. A., Der Klosterbau. Erzählung aus dem romänischen Volksleben. Kronstadt, Frank u. Dreßnankt. 16. 6 Ngr.

Storck, W., Buch der Lieder aus der Minnezeit. Münster, Russell. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Was wir von Frankreich lernen können. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, P. A. v., Das Lehnswesen in den moslemischen Staaten insbesondere im osmanischen Reiche. Mit dem Gesetzbuche der Lehen unter Sultan Ahmed I. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Waldstedt, G., Frühlingsblüthen. Dichtungen. Osterburg, Döger. 16. 7½ Ngr.

Wesenfeld, C. L., Hohenstein. Trauerspiel. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. 8. 18 Ngr.

Winckler, W., Ueber Ursache und Ziel der gegenwärtigen Arbeiterbewegung. Vortrag. Wismar, Hinstorff. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 23. Mai 1872.

Ein deutscher Buchhändler.

(Beschluß aus Nr. 20.)

1. Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Erster Theil. Mit einem Bildniß nach Vogel von Vogelstein. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Seit dem Tode seiner Frau ging Friedrich Arnold Brockhaus mit dem Gedanken um, Amsterdam zu verlassen und nach Leipzig überzusiedeln. Doch waren dabei noch Schwierigkeiten zu überwinden, sowol finanzielle als solche, die seine Familie betrafen; er brachte zunächst seine Kinder einzeln bei dem Großvater und den dortmunder Verwandten unter. Die Zeiten waren damals drückend; die Buchhändler kamen ihren Verpflichtungen großentheils nicht nach und Brockhaus vermochte zahlreiche Rückstände nicht einzutreiben. Bei der jetzigen Ausdehnung des Geschäfts ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie sich Brockhaus damals seine künftige Einrichtung in Leipzig dachte; er schreibt an seinen Geschäftsführer Bornträger:

Ein Gewölbe wie jetzt bedürfen wir nicht. Es ist unbequem, feucht, fatal zum Arbeiten; es ist unmöglich, darin ein ordentliches Comptoir zu halten; es ist dazu theuer. Wir bedürfen nur eines geräumigen Zimmers in einer ersten Etage, das man heizen kann allenfalls und welches man mit Regalen versehen läßt. Es muß darin Raum genug sein, um 20 Exemplare von jedem Verlagsartikel zur Hand zu haben, und sonst Platz, um eingehende Artikel ordnen und packen und weggehende einpacken zu können. In diesem Zimmer könnte allenfalls ein Pult gestellt werden, woran zwei Personen ordentlich arbeiten können, wenn es groß genug wäre, daß man Briefrepositorien, Platz für Bücher u. s. w. auf eine ordentliche Weise daran mit anbringen könnte. Besser wäre es aber noch, wenn ein kleines Comptoir als Nebenzimmer dabei wäre. Außerdem wünschte ich, daß Sie und ich unmittelbar dabei schliefen und wohnten, da dies die Leichtigkeit im Arbeiten so sehr befördert; womöglich alle zwei Schlafzimmer für mich und Sie, und außerdem ein Wohn- oder Besuchzimmer. Also zusammen fünf Piecen, von denen zwei was man in Leipzig Kammern nennt wol sein könnten.

Nach einer nicht unbedeutenden Erkrankung kam Brockhaus im Mai 1810 nach Leipzig, wo er sich vier Monate aufhielt. In diese Zeit fallen die Verhandlungen mit der preußischen Regierung, infolge deren Brockhaus die Herausgabe des vierten Bandes der Memoiren von Massenbach, die der preußischen Regierung in hohem Grade misliebig waren, sistirte. Ein Wunsch des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, den ein anonymer Brief auf eine im Verlag von F. A. Brockhaus erscheinende Schrift mit Anekdoten aus seinem Leben aufmerksam gemacht hatte, die betreffenden Anekdoten fortzulassen, blieb indeß erfolglos. Die Schrift: „Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens", erschien mit dem unveränderten Abschnitt: „Minister Hardenberg." Vielleicht liegt hierin der Grund zu den spätern Conflicten des Verlegers mit der preußischen Staatsregierung und ihrem einflußreichen Lenker. Finanzielle Verwickelungen, namentlich die Zurückweisung eines an die Gleditsch'sche Buchhandlung in Leipzig auf sein amsterdamer Haus ausgestellten Wechsels von seiten des dortigen Gehülfen Krieger, nöthigten Brockhaus, Leipzig zu verlassen und sich nach Altenburg zu begeben, wo er 1810—17 blieb und für sein Geschäft die eigentliche solide Grundlage legte.

Doch war er keineswegs gleich in einen friedlichen Hafen eingelaufen; mancherlei Lebensstürme suchten ihn auch hier heim, über welche das pikanteste Romankapitel der Biographie: „Beziehungen zur Hofräthin Spazier", Auskunft gibt, ein Kapitel, welches zugleich einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik der damaligen Genieepoche gibt, für welche der Ton von Weimar und Jena ausging. ... Hofräthin Minna Spazier, eine Tochter des ...men Tribunalraths Mayer in Berlin und Schwester der Gattin Jean Paul's, seit dem Tode ihres Gatten, Hofraths Spazier, 1805 verwitwet, war eine jener Frauen in dem schwunghaften Lebensstil der Karoline Schlegel und der Freundinnen Goethe's und Schiller's, und

hatte vor vielen derselben noch voraus, daß sie außer durch reichen Geist und Liebenswürdigkeit auch durch hervorragende Schönheit ausgezeichnet war. Brockhaus hatte sie schon 1808 kennen gelernt und später mit ihr wegen Herausgabe der „Urania“ verhandelt; sie war selbst Schriftstellerin, hatte seit 1801 das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ herausgegeben und redigirte dann die ersten Jahrgänge der „Urania“ (1810 und 1812); auch schrieb sie Erzählungen und Novellen und war als Uebersetzerin thätig. In ihrem Lebenswandel huldigte sie den freien Grundsätzen der damaligen schöngeistigen und philosophischen Kreise, welche in der freien Hingabe an die Leidenschaft ein ethisches Ideal sahen. Varnhagen schildert sie in seinen „Denkwürdigkeiten“ als eine lebhafte, liebenswürdige, nicht gleichgültig lassende Frau und fügt hinzu:

Sie bekannte mir ihre ganze Lage, wie ihr Witwenstand sie dazu dränge, sich irgendwo wieder anzuschließen, wie sie einige Bande leichter Neigung festzuhalten gesucht, aber noch unentschieden zwischen mehrern schwanke, die einstweilen gleicherweise von ihr begünstigt wurden; auch ich sollte diese Begünstigung erfahren und an solchem Band oder Bändchen mich gehalten fühlen, allein ich war durch so viele scharfe Geschichten abgehärtet genug, um diesmal ohne Zagen die noch schwachen Fäden gleich wieder abzureißen, obgleich mehr gebunden war und zerrissen wurde, als ich damals ahnte und nachher glauben wollte.

Auch Bornträger warnte seinen Chef vor ihr im Hinblick auf ihren vertrauten Umgang mit andern. Brockhaus, den sie nach Altenburg begleitete, „wie eine Römerin, die begeistert ihr Schicksal zu dem seinigen machen wollte“, fand in ihr eine so treue Freundin, daß er sich allmählich entschloß, sie zu seiner Braut zu machen; ja die Umstände drängten ihn zu dem praktischen Ausweg, sein Geschäft an seine Braut zu verkaufen, ein Scheinkauf, der durch mehrere Circulare constatirt ist, aber bald wieder rückgängig gemacht wurde. Brockhaus beschloß, sich in Altenburg zu etabliren, nachdem er sein anfängliches Sträuben gegen eine Verbindung mit Minna Spazier aufgegeben hatte; er bekennt allerdings, daß die Initiative dazu von ihr selbst ausgegangen war.

In diese idyllischen Aussichten brach wie ein Blitz aus reinem Himmel eine tragische Katastrophe — die Hofräthin Spazier wurde wahnsinnig. In ihrem Wahnsinn hatte sie solche Wuthanfälle, daß sie um sich schlug und biß und einmal selbst den Bräutigam zu erdrosseln suchte; ein andermal schlug sie mit geballten Händen auf ihn ein, daß Ströme Blut ihm aus der Nase stürzten; sie konnte kaum gebunden werden. Doch das war nicht einmal das Schlimmste und verhängnißvoller als diese Attentate der Krankheit wurden die Geständnisse, welche sie während derselben machte. Brockhaus schreibt darüber:

Auch von der Möglichkeit ihrer Genesung abgesehen, könnte Minna doch nie — mein Weib mehr werden. In einer Stunde, die sie glaubte ihre Todesstunde werden zu sollen, hat sie mir über alle ihre seitherigen Verhältnisse die vollständigsten Aufschlüsse gegeben und mir die schriftlichen Belege darüber zu Händen gestellt! Diese Aufschlüsse machen es mir unmöglich — ihr je meine Hand zu geben! O Gott, aus welchem Himmel bin ich gestürzt! Wie bin ich argloser, gutmüthiger Mensch getäuscht, betrogen, hintergangen worden! Diese Aufschlüsse kann ich Ihnen vielleicht — und nur Ihnen — einst mittheilen, wenn, wie ich wünschen muß, Minna sterben sollte! O Gott — Gott — was habe ich in diesen vierzehn Tagen erfahren, geduldet, erlitten! Welch einen Jammer, welch ein Zerreißen in meinem Innern! Diese fürchterlichen Entdeckungen in Minna's Geschichte haben aber auf mein äußeres Benehmen gegen sie in ihrem Unglück ebenso wenig Einfluß gehabt, als sie mich auch sonst nicht bestimmen werden, wenn sie leben bleibt, meine Hand von ihr abzuziehen. Aber für mich ist sie für immer verloren! Denken Sie sich zu diesen meinen Empfindungen nun auch die über ihren jetzigen Seelenzustand oder ihre Krankheit! Ich bin der unglücklichste aller Menschen!

Peinlich waren die Verhandlungen mit dem Vater der Braut, welcher über das Leiden seiner Tochter ein sehr absprechendes und verletzendes Urtheil abgab und meinte, daß der Zustand von Minna nur aus der Exaltation über die persönlichen Angelegenheiten des Bräutigams entstanden sein könne, um so peinlicher, als sich die eigentlichen Ursachen dem Vater nicht mittheilen ließen. Brockhaus selbst war überzeugt, daß im Innersten von Minna's Seele der Keim zu der eingetretenen Desorganisation ihres Seelenzustandes längst gelegen habe und daß dieser früher oder später ausbrechen mußte. Die Ursachen zu diesen Keimen gehörten aber zu den unaussprechlichen Dingen und waren also auch dem Vater, der in seiner Arglosigkeit nichts von ihnen ahnte, nicht mitzutheilen. Brockhaus brachte Minna, als sie auf dem Wege der Genesung war, zu dem Vater nach Berlin. Am 27. Februar 1811 ist er bereits hinlänglich abgekühlt, um über seine Braut an Bornträger zu schreiben:

Gewiß sind Ihre Deutungen über der Hofräthin Betragen in vielen Stücken richtig, und so wehe mir das Geständniß thut, so habe ich jedoch immer noch Vertrauen genug, um mir ein zwiefaches Wesen in ihr zu denken, von dem das eine: die edle, gute und großherzige Minna, das Ursprüngliche wäre, und das andere: die astucieuse, kokette, heuchelnde Hofräthin, die durch die Collisionen mit der Welt, ihrem Blute und verkehrten ästhetischen Richtungen erst gebildet worden sei.

Der Vater selbst entschied sich für die Trennung der Verlobten, und Brockhaus schreibt darüber an Jean Paul's Gattin:

Jene von dem Vater ausgesprochene Entsagung kann auch nicht wieder zurückgenommen werden. Nicht daß Minna aufhörte mir theuer zu sein, nein, gewiß nicht; aber ich betrachte diesen Ausspruch als eine neue Weisung des Schicksals, das schon so oft deutlich über diese meine Verbindung mit ihr gesprochen, die ich diesmal achten und nicht zurückweisen will und dies um so mehr thun muß, da mein Verstand diesen Ausspruch in allen Hinsichten bestätigt. Denn konnte, sagt mein Verstand, eine Ehe glücklich sein, wo von der einen Seite alle schönen und reinen Beziehungen verloren gegangen waren, wo echte innere Hochachtung und Verehrung nicht mehr da sein konnte, wo kein Vertrauen weiter möglich war beinahe, wo alle Energie fürs weitere Leben mußte gebrochen sein, wo jede Rückerinnerung an die Vergangenheit nur mit Vorwürfen oder mit bittern Gefühlen konnte gepaart sein, wo überhaupt der wahre Charakter noch so problematisch?

Brockhaus blieb übrigens mit Minna Spazier in freundschaftlichem, selbst geschäftlichem Verkehr. Ueber ihr weiteres Geschick berichtet der Biograph Folgendes:

Nachdem sie die Jahre 1811—14 im älterlichen Hause in Berlin verbracht, folgte sie einem Rufe nach Neustrelitz als Lehrerin an der dortigen herzoglichen Töchterschule, gab diese Stellung aber bald wieder auf, um die Erziehung zweier Söhne eines Herrn von Jasmund daselbst zu übernehmen. Im Jahre 1816 zog sie nach Dresden und verheirathete sich mit dem dortigen auch als Physiker und Chemiker geschätzten königlichen Hoforgelbauer Johann Andreas Uthe, nach dem sie sich auf ihren spätern Schriften Uthe-Spazier nennt. Hier starb sie am 11. März 1825. Ihr jüngster Sohn erster Ehe, Richard Otto Spazier (geb. 1803), widmete sich ebenfalls der literarischen

Laufbahn. Nach dem Tode seiner Mutter rief ihn sein Oheim Jean Paul im Herbst 1825 zu sich nach Baireuth, um bei einer neuen Ausgabe seiner Werke sich von ihm unterstützen zu lassen, doch starb Jean Paul bald darauf (am 14. November). Spazier schrieb ein kleines Werk über Jean Paul's letzte Tage und Tod (Breslau 1826) und später eine Biographie desselben: „Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken" (5 Bde., Leipzig 1833). Von Baireuth ging er erst nach Nürnberg, 1831 nach Leipzig, wo er lebhaften Antheil an dem Schicksal Polens nahm und eine Geschichte des polnischen Aufstandes der Jahre 1830 und 1831 in drei Bänden schrieb, endlich 1833 nach Paris, wo er sich bleibend niederließ; in sein Vaterland zurückgekehrt, starb er 1854, an Körper und Geist gebrochen.

Diese romantische Episode aus dem Leben des hervorragenden Verlagsbuchhändlers wird die Leser der Biographie um so mehr fesseln, als sie charakteristisch für jene ganze Zeitstimmung ist, die in der classischen und romantischen Schule der Literatur, das heißt in ihren Lebenskreisen herrschte.

Das Sortimentsgeschäft in Amsterdam mit dem ansehnlichen Lager verkaufte Brockhaus an die Buchhändlerfirma von Johannes Müller; doch sah er sich nicht lange darauf genöthigt, mit seinen Gläubigern Vergleiche abzuschließen, die für sie mit größern oder geringern Verlusten verknüpft waren. Später aber, sobald es seine Verhältnisse ihm erlaubten, ersetzte er freiwillig allen, trotz ihres rechtskräftig ausgesprochenen Verzichts, den damaligen Verlust mit Zurechnung aller Zinsen.

Das gesellige Leben in Altenburg wird uns von dem Verfasser in anziehender Weise geschildert. Die Aufzeichnungen von Friedrich Arnold Brockhaus zeugen von einem aufgeschlossenen Sinn für lebendige sociale Beziehungen, wie sich in andern Briefen vom holländischen Meeresstrand ein reger Natursinn offenbart. Er verlobte sich hier mit Fräulein Jeannette von Zschock. Die Hochzeit fand in Altenburg am 26. November 1812 statt.

Sein Geschäft nahm inzwischen einen erfreulichen Aufschwung. An Stelle Bornträger's als vertrauter Gehülfe trat Karl Ferdinand Bochmann, während als literarische und redactionelle Rathgeber und Kräfte Dr. Ludwig Hain und Dr. Sievers ihn unterstützten. Sein Verlag umfaßte jetzt fast alle Gebiete der Literatur. In erster Linie steht dabei das Taschenbuch „Urania"; über dessen verschiedene Jahrgänge, wie über die Theilnahme, die Goethe dem Unternehmen, namentlich den Kupfern und Zeichnungen aus seinen Dichtungen zuwendete, über das erste Preisausschreiben im April 1816 und die spätern erhalten wir interessante Mittheilungen. Das erste Preisausschreiben ist nicht nur deshalb von Wichtigkeit, weil wir demselben ein so poetisches Werk wie „Die bezauberte Rose", verdanken; es enthält feinsinnige ästhetische Bemerkungen, welche auch noch heutigentags Beachtung verdienen, es weist auf literarische Gattungen hin, deren Pflege trotz der Ungunst der Zeiten noch jetzt den dichterischen Talenten zu empfehlen ist; wir theilen dasselbe daher hier als ein literarhistorisches Actenstück vollständig mit:

Jedem Freunde der deutschen Poesie wird sich die Bemerkung aufdringen, daß wir, bei einer Menge von Dichtern, doch wenige Gedichte besitzen, die, zwischen den größern epischen und dramatischen Darstellungen und den kleinen lyrischen Gattungen die Mitte haltend, durch das Interesse eines reichhaltigen Stoffs sowol als durch den Reiz einer gediegenen Kunstform zu stets wiederholtem Genusse einladen und, statt flüchtig und gleichsam spurlos vorüberzugehen, den Verstand und das Gemüth auf gleiche Weise befriedigen. Diese Wahrheit hat sich mir zunächst bei näherer Ansicht unserer Taschenbücher und Musenalmanache dargeboten, in denen wir Lieder, Sonette, Oden, Elegien, Romanzen u. s. w. in Ueberfluß finden, welche allerdings, insofern sie von wahrem poetischen Leben durchdrungen sind, ihren eigenthümlichen Werth behaupten; dagegen fehlt es fast ganz an gehaltvollen Gedichten von größerm Umfang, und wir haben, abgesehen von einzelnen hinreichend bekannten Meisterwerken, in der bezeichneten Art in Vergleich mit der englischen und französischen Literatur verhältnißmäßig nur wenig aufzuweisen. Ohne auf Pope, Buckingham, Roscommon, Boileau, Voltaire, Gresset und andere ältere Dichter von entschiedenem Werth zurückgehen zu wollen, nenne ich nur einige neuere, als Laharpe, Malfilâtre, Delille, Parny, Legouvé, Mollevaut, Millevoye, Victorin Fabre, Hayley, Walter Scott, Byron u. s. w., die, wenn sie auch nicht als höchste Muster gelten können, doch mehr oder weniger wahres Verdienst haben.

Der Wunsch, das bei mir erscheinende Taschenbuch „Urania" mit einem immer reichern und gehaltvollern Inhalt auszustatten, hat mich auf den Gedanken geführt, obige Bemerkung zu einigen Preisaufgaben zum Behuf des genannten Taschenbuchs zu benutzen, und alle, die sich der Gunst der Musen erfreuen und die „Urania" mit ihrer Theilnahme zu begünstigen geneigt sind, zu Versuchen in folgenden drei Gattungen einzuladen:

1) in der poetischen Erzählung, wobei Stoff, Gattung und Einkleidung der Wahl des Dichters überlassen bleibt;
2) in der Idylle, d. h. der poetischen Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschen, sie mag nun rein ideal oder mehr oder minder aus der Wirklichkeit entlehnt sein;
3) in der poetischen Epistel aus dem Gebiet des Lebens oder der Kunst, wobei nur die Heroide ausgeschlossen, dagegen eine didaktische Tendenz als besonders willkommen bezeichnet wird.

Die Wahl der Versart sowie die ganze äußere Form und Einrichtung bleibt billig der freiesten Willkür des Dichters überlassen; in Ansehung des Umfangs, der einem solchen Gedichte zu geben sein möchte, haben mir Pope's „Lockenraub" (798 Verse) und „Versuch über den Menschen" (1304 Verse) vorgeschwebt. Doch kann diese Bestimmung bei den Schwierigkeiten, welche die harmonische Begrenzung eines Kunstwerks hat, die einzig durch sich selbst bedingt wird, nur andeutungsweise gemacht sein, und soll damit keineswegs ein festes Maß angegeben sein.

Für das beste Gedicht in jeder der bezeichneten drei Gattungen, das mir bis zum 1. Januar 1817 mit Beobachtung der in solchen Fällen gewöhnlichen Formen eingesandt wird, bestimme ich, insofern es überhaupt ein gutes ist, einen Preis von 20 Friedrichsdor, nehme dasselbe in die „Urania" für das Jahr 1818 auf und behalte mir das Verlagsrecht auf die nächsten fünf Jahre vor, nach welchen es dem Verfasser als freies Eigenthum wieder anheimfällt. Ueberdies erbiete ich mich, das gelungenste Gedicht nach dem gekrönten in jeder Gattung, sofern es sich zur Aufnahme eignet, mit 4 Friedrichsdor für den Bogen zu honoriren.

Würdige und kunstverständige Männer werden Richter sein; ihre Namen sollen, wenn sie es verstatten, in der noch vor Michaelis erscheinenden „Urania" auf 1817 dem Publikum angezeigt werden.

Infolge dieser Preisausschreibung sandte Ernst Schulze seine „Bezauberte Rose" ein, die nachher in zahlreichen Auflagen im Brockhaus'schen Verlag erschien. Spätere Preisausschreibungen, die sich auch auf Novellen erstreckten, hatten nicht den gleichen Erfolg. Durch die „Urania" kam Brockhaus in Beziehung mit namhaften Talenten, mit Rückert, Grillparzer, dessen „Sappho" anfangs in dem Taschenbuch erscheinen sollte, mit Zacharias Werner, dessen „Vierundzwanzigster Februar" in demselben zum Abdruck kam, mit Amalie von Helvig, geb. von Imhoff u. a.

Ueber die weitern Geschicke der „Urania“ berichtet der Herausgeber der Biographie:

Jedenfalls war es Brockhaus gelungen, die „Urania“ zu einem der besten und gehaltvollsten Taschenbücher seiner Zeit zu gestalten, und die Preisausschreibungen hatten theils direct, theils mittelbar dazu beigetragen. Auf dem Gebiete der Poesie begegnen wir unter den Mitarbeitern den besten Namen, die zum Theil darin zum ersten male auftreten; außer Theodor Körner und Ernst Schulze seien nur folgende genannt; Zacharias Werner (dessen „Vierundzwanzigster Februar“ im Jahrgange 1815 zuerst erschien), Friedrich Rückert, Adam Oehlenschläger, Tiedge, Helmina von Chézy, Graf Kalckreuth, von der Malsburg, Graf von Löben, Wilhelm Müller, Gustav Schwab, Adolf Streckfuß, Graf Platen. Noch reicher ist die Liste der Arbeiter der „Urania“ auf dem Gebiete der Prosa, namentlich der Erzählung und Novelle, die in spätern Jahrgängen immer mehr den Schwerpunkt der „Urania“ bildete. Unter ihnen fehlt kaum einer der beliebtesten Schriftsteller jener Zeit; neben Jean Paul und den früher Genannten erwähnen wir nach: Friedrich Kind, Therese Huber, De la Motte Fouqué, Winkler (Theodor Hell), Mosengeil, Böttiger. Die eigentliche Blütezeit der deutschen Novelle, die in der „Urania“ ihre ausgezeichnetste Vertretung fand: in Ludwig Tieck, Wilhelm Häring (Wilibald Alexis), Johanna Schopenhauer, Leopold Schefer, von Rehfues, Sternberg, Eichendorff, Theodor Mügge, Ludwig Rellstab, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow, Levin Schücking u. a., fällt allerdings erst in die Zeit nach dem Tode des Begründers der „Urania“.

Das Taschenbuch erhielt sich bis zum Jahre 1848, in welchem es von der Verlagshandlung bei der aufgeregten politischen, für derartige Lektüre weniger empfänglichen Stimmung aufgegeben wurde, nachdem es 38 Jahre lang in 35 Jahrgängen einen würdigen Sammelpunkt der besten Erzeugnisse der deutschen schönen Literatur gebildet hat.

Sehr ausgebreitet war in jener Epoche die anderweitige Verlagsthätigkeit von Brockhaus. Er verlegte einzelne Dramen von Ernst August Friedrich Klingemann, von Friedrich Gottlob Wetzel, Wenzel Lembert, satirische Schriften wie den „Schicksalsstrumpf“ von den „Brüdern Fatalis“ (Castelli und Jeitteles), Wetzel's „Prolog zum großen Magen“, die „Stachelnüsse“ von Spiritus Asper, ein Epos von Moritz August von Thümmel: „Der heilige Kilian und das Liebespaar“, dann epische und lyrische Dichtungen: „Die Schwestern von Corcyra“, von Amalie von Helvig, geb. Imhoff, und vier andere Idyllen dieser Verfasserin: „Die Tageszeiten“; des Grafen Otto Heinrich von Loeben „Rosengarten“, das didaktische Gedicht: „Die Heilquellen am Taunus“ von Johann Isaak Freiherrn von Gerning. Von altdeutscher Literatur verlegte die Verlagsbuchhandlung in dieser altenburger Zeit die Uebersetzung der „Nibelungen“ von Büsching und den von Goldmann herausgegebenen „Lobgesang auf den heiligen Anno“. Unter der zahlreichen Uebersetzungsliteratur des Verlags steht die Kannegießer'sche Uebersetzung von Dante's „Divina commedia“ in erster Linie. Shakspeare's „Coriolan“, von Johannes Daniel Falk übersetzt, bildete den ersten Theil einer Sammlung: „Römisches Theater der Engländer und Franzosen“, die indeß nicht weiter erschien; dieser Band war übrigens das Vorspiel zu der spätern umfassenden Shakspeare-Uebersetzung von J. H. Voß, denen sich in neuester Zeit die Bodenstedt'sche anschloß. Außer einer beträchtlichen Zahl von Uebersetzungen aus dem Französischen wurde auch Depping's „Sammlung der besten alten spanischen historischen, Ritter- und maurischen Romanzen“ verlegt.

Eins der bedeutendsten und einträglichsten Werke des Brockhaus'schen Verlags, zu welchem Friedrich Arnold Brockhaus selbst die erste Idee gegeben hatte, war das von Johann Samuel Ersch herausgegebene „Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit“. Professor Ersch wie dessen späterer College Gruber waren thätige Mitarbeiter an der zweiten Auflage des „Conversations-Lexikon“ und begründeten später die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“. Ein dritter hervorragender Schriftsteller, der zu Brockhaus' nähern Freunden gehörte, war der bekannte Historiker und Statistiker Karl Heinrich Ludwig Pölitz, seit 1815 Professor in Leipzig, dessen Hauptwerk: „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren“ im Verlag von Brockhaus erschien.

Die zahlreichen andern Schriften, welche damals aus dem regsamen Verlag hervorgingen, namentlich seitdem Brockhaus auch Pierer's „Literarisches Comptoir“ in Altenburg übernommen hatte, Schriften, theils publicistischen, theils medicinischen Inhalts, theils der Literatur des Mesmerismus angehörig, möge man in der Biographie selbst nachlesen; das betreffende Kapitel enthält einen wichtigen Beitrag nicht blos zur Geschichte der deutschen Bibliographie, sondern auch zu derjenigen der deutschen Literatur.

Einer der interessantesten Abschnitte der vorliegenden Biographie ist derjenige, welcher über die patriotischen Bestrebungen von Brockhaus, über die „Deutschen Blätter“ berichtet, die er kurz vor der Völkerschlacht von Leipzig, als das Hauptquartier der Verbündeten in Altenburg anwesend war, begründete. Von dem Fürsten Schwarzenberg erhielt er infolge von Audienzen, die er bei diesem und bei Kaiser Alexander nachgesucht hatte, den „Befehl“ zur Herausgabe eines periodischen Blattes — gewiß, wie der Verfasser bemerkt, ein in der Geschichte der Journalistik seltener Vorgang. Brockhaus durfte, für den Fall, daß die Franzosen nach dem Wegzuge des Hauptquartiers wieder nach Altenburg kamen, das Schicksal Palm's erwarten, zumal er sofort in der dritten Nummer vom 17. October einen über seine patriotische Gesinnung keinen Zweifel lassenden Aufsatz: „Was ist (war) der rheinische Bund!“ veröffentlichte.

Doch der große Sieg bei Leipzig, der in den nächsten Tagen erkämpft wurde, ließ solche Befürchtungen nicht aufkommen. Die „Deutschen Blätter“ brachten wol die ersten Nachrichten über die große Entscheidungsschlacht. Der Verfasser sagt:

Ihr Herausgeber hatte, mit gewohnter Energie den rechten Augenblick erfassend, sich sofort nach schnell nachgesuchter und erhaltener Erlaubniß dem Hauptquartier angeschlossen, und konnte so seinem neu gegründeten Blatte zugleich als erster Berichterstatter über die wichtigste Schlacht des ganzen Kriegs dienen. Brockhaus war Augenzeuge der Schlacht bei Wachau gewesen und sofort nach der Einnahme Leipzigs von Rötha aus in die Stadt geeilt.

Ein Brief von Brockhaus, der in den „Deutschen Blättern“ veröffentlicht worden war, und welchen der Herausgeber der Biographie mittheilt, gibt uns ein lebendiges Bild des Einzugs der Verbündeten in Leipzig.

Trotz des erhaltenen Befehls hatte Brockhaus große Schwierigkeiten, gegen das Privilegium der königlichen

„Leipziger Zeitung“ anzukämpfen, obwol der Pachter und Redacteur derselben, Hofrath Mahlmann, mit ihm befreundet war. Das Resultat der Correspondenz zwischen beiden Männern war die Erlaubniß, daß die „Deutschen Blätter“ im Einverständniß mit der königlich sächsischen Zeitungsexpedition in Leipzig erscheinen durften. Wegen der größern Censurschereien mußten indeß die „Deutschen Blätter“ später wieder in Altenburg erscheinen. Ein anderer Conflict wurde durch die Erlaubniß hervorgerufen, welche das österreichische Armeecommando dem Buchhändler Herder in Freiburg im Breisgau zur Fortsetzung der „Deutschen Blätter“ gab. Nach dem Erscheinen des neunten Bandes im Februar 1816 schlossen die „Deutschen Blätter“ ab, mit einem schwunghaften Schlußwort, welches die Bedeutung derselben und ihre fördernde Einwirkung auf die Zeit der Befreiungskriege nach Verdienst hervorhebt. Brockhaus schrieb übrigens vielfach selbst in die „Deutschen Blätter“; namentlich ist ein Artikel über den Franzosenhaß von ihm verfaßt, aus welchem wir folgende energische Stellen herausheben, die gleichsam mit der Fracturschrift des Patriotismus geschrieben sind:

Was ist überhaupt Haß, den ein edler Mensch im Busen trägt? Der tiefe, nie erkaltende Widerwille ist es, den er gegen alles Böse, alle Schlechtigkeit und Treulosigkeit empfindet, der ernste, beharrliche Widerstand gegen alles, was den Menschen entehrt, das der edle Mensch um so bitterer fühlt, je höher seine Achtung des Reinmenschlichen ist, ein Widerwille, der sich auch gegen den Bösen, Schlechten und Treulosen in der sorgfältigen Vermeidung aller nähern Gemeinschaft und vertraulichern Annäherung ausspricht, ein Widerstand, der jedem Einflusse des durch seine Grundsätze wie durch seine Handlungen dem Bösen Ergebenen entgegentritt und ihm wehrt und darum selbst das scheinbar Gute verwirft, das aus jenem Einflusse stammen könnte.

Das ist auch der Franzosenhaß, der Widerwille gegen die ungeheuere Entartung, Sittenlosigkeit und Treubrüchigkeit dieses Volks, gegen den fürchterlichen Leichtsinn, der mit allem Heiligen spielt; der Widerstand gegen jeden Einfluß der Grundsätze, der Sitten und Gewohnheiten desselben wie seiner Unternehmungen; ein Widerwille, der alle nähere Gemeinschaft mit den Franzosen, alle vertrauliche Annäherung scheut und vermeidet; ein Widerstand, der allem französischen, durch menschenentehrende Grundsätze verpesteten französischen Wesen sich entgegenstellt und darum selbst das scheinbar Gute oder das wirklich Günstige, was von dorther kommen könnte, verwirft, weil dem Bösen aller und jeder Einfluß abgeschnitten werden muß. Es äußert sich der Franzosenhaß, wie jeder gesunde, gerechte Haß, in einem kräftigen Widerstreben gegen das, was des Hasses würdig, und er ist am tiefsten da, wo die mächtigste Liebe, Liebe des Vaterlandes, der Wahrheit, der Freiheit, und mag da nicht sein, wo diese Liebe nicht ist ....

Wir aber werden hassen das Arge, so lange es arg ist, und uns schämen, die Farbe derer zu tragen und die Sprache derer zu reden, die ihre Farbe und Sprache vor den Augen von ganz Europa geschändet haben. Es soll keine vertrauliche Gemeinschaft sein zwischen ihnen und uns, weil ihr Wesen nicht zu dem unsern stimmt, ihre Falschheit zu unserer Ehrlichkeit keine Verwandtschaft hat, und weil böse Gesellschaft nicht blos gute Sitten verdirbt, sondern auch einen Makel aufheftet jedem, der sich zu ihr hält.

Interessant ist es, daß sich Brockhaus für die damals lebhaft verhandelte Frage der Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen für Deutschland lebhaft interessirte; er brachte einen trefflichen Aufsatz von Professor Zeune in Berlin: „Elsaß und Lothringen für Deutschland durchaus nothwendig“, und befürwortete auch die Wiederherstellung des Deutschen Reichs und Kaiserthums. Gegen die Theilung Sachsens sprach er sich in seinen Briefen mit schmerzhaftem Antheil aus.

Nach den „Deutschen Blättern“ entwickelte Brockhaus zunächst eine eifrige geschichtliche, namentlich zeit- und kriegsgeschichtliche Verlagsthätigkeit, über welche der letzte Abschnitt des ersten Theils nähere Auskunft gibt. Der Biograph begleitet diese Thätigkeit bis zur Uebersiedelung nach Leipzig 1817; der Aufenthalt in dieser Stadt wird den Inhalt des zweiten Theils bilden.

Der Biographie darf man nicht nur die zweckmäßige Vertheilung und Beherrschung des reichen vorliegenden Materials, sondern auch rückhaltlose Wahrheitsliebe und eine ebenso unbefangene wie gewandte Darstellung nachrühmen; wir sehen daher dem Erscheinen des zweiten Theils mit Spannung entgegen.

Außer dieser Biographie von Friedrich Arold Brockhaus verdanken noch folgende zwei Schriften dem am 4. Mai d. J. gefeierten Jubiläum ihren Ursprung, und zeigen uns, welche Thätigkeit die Firma bis in die neueste Zeit hierin entwickelt und welchen glänzenden Aufschwung sie genommen hat.

2. F. A. Brockhaus in Leipzig. Vollständiges Verzeichniß der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Friedrich Arnold Brockhaus im Jahre 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1872 verlegten Werke. In chronologischer Folge mit biographischen und literarhistorischen Notizen. Herausgegeben von Heinrich Brockhaus. (Erste Abtheilung: Bogen a—o und 1—18, die Jahre 1806—31 umfassend.) Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

3. Die Firma F. A. Brockhaus in Leipzig. Zum hundertjährigen Geburtstage von Friedrich Arnold Brockhaus am 4. Mai 1872. Leipzig, Brockhaus. 1872.

Das Verzeichniß (Nr. 2), ein raisonnirender Katalog, durchaus sorgsam gearbeitet, hat einen literarhistorischen Werth und ist reich an bibliographischen und biographischen Daten. Der Herausgeber Heinrich Brockhaus erkennt mit Dank die Hülfeleistungen, welche außer seinen beiden Söhnen, die Herren Piltz, Dürll und der unermüdet aufmerksame Corrector Ackermann ihm bei der Ausarbeitung desselben gewährten. Selbständigen Werth behauptet eine Abhandlung von Oskar Piltz: „Zur Geschichte und Bibliographie der encyklopädischen Literatur, insbesondere des Conversations-Lexikon“, welche die Entstehungsgeschichte desselben, seiner Ergänzungs- und Nebenwerke, die frühern und gleichzeitigen Encyklopädien aller Nationen mit großem Fleiß erschöpfend behandelt.

Die (blos als Manuscript gedruckte und nicht verkäufliche) Prachtschrift: „Die Firma F. A. Brockhaus“ (Nr. 3), von Rudolf Brockhaus zusammengestellt, entfaltet in einem an statistischen Daten reichen Text, der uns die Ausdehnung eines so vielseitigen Geschäfts durch Thatsachen beweist, und in den Illustrationen des Gründers und seiner beiden Söhne Friedrich und Heinrich sowie der wichtigsten Geschäftsräume uns ein erfreuliches Bild des großen Aufschwungs, den ein für die deutsche Bildung so einflußreiches Geschäft genommen hat.

Rudolf Gottschall.

Zur historischen Literatur.

Der Hubertusburger Friede. Nach archivalischen Quellen von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Hirzel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorstehend genannte Buch ist ein würdiges Seitenstück zu dem von uns in Nr. 40 d. Bl. f. 1871 besprochenen Werke von Leopold von Ranke: „Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs." Wenn wir hier mit Meisterhand die verschiedenen Combinationen dargestellt fanden, welche die Mächte des europäischen Continents zur politischen Vernichtung des jugendlich aufstrebenden Preußenstaats verbanden, so haben wir in der in Rede stehenden Schrift eine vortreffliche actenmäßige Schilderung der Friedensverhandlungen, die den blutigen, wechselvollen Krieg zum Abschluß brachten, welcher Friedrich II. zum großen Mann des Jahrhunderts machen sollte und ihm den vollen Besitz aller der Länder garantirte, die er vor dem Kampfe innegehabt hatte.

Der herannahende Winter des Jahres 1762 hatte zwischen Oesterreich und Preußen die Abschließung eines Waffenstillstandes veranlaßt; in denselben waren aber die Länder der deutschen Reichsfürsten und das Reichsheer nicht mit eingeschlossen. Dies setzte den König von Preußen in die Lage, einen Theil seiner nunmehr verfügbaren Truppen unter Kleist in Franken und Baiern einfallen zu lassen, um dadurch den Abfall verschiedener Reichsfürsten von der Allianz gegen Preußen zu veranlassen. Das Kleist'sche Corps streifte bis an die Thore von Regensburg, brandschatzte Bamberg, Nürnberg, Windsheim, Rothenburg a. d. Tauber und zog sich im December über Koburg, Hildburghausen und Arnstadt nach Erfurt zurück. Die österreichische Armee, durch den Waffenstillstand gebunden, sah diesem Handstreiche ruhig zu; die Stände des Reichs mußten somit eine sehr klare Vorstellung von der Bundesgenossenschaft und Loyalität des wiener Hofs erhalten, der sie nach sechsjähriger Kriegsführung für österreichische Interessen hülf- und schutzlos dem ebenso kühnen wie kräftigen Feinde überließ. „Es ist mehr als wahrscheinlich", bemerkt hier unser Autor, „daß Oesterreich auf diese Weise sich seiner Zusicherung einer völligen Schadloshaltung der Reichsstände entledigen wollte." Und fast ist man geneigt, sich zu der Annahme einer solchen perfiden Politik von seiten Oesterreichs zu entschließen, wenn man die ebenso klägliche wie egoistische Rolle ins Auge faßt, welche diese Macht nach der auf das genaueste Quellenstudium gegründeten Darstellung unsers Autors in dem Hubertusburger Frieden Sachsen gegenüber spielte.

Als der obenerwähnte Waffenstillstand zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande gekommen war, verlegte der König von Preußen sein Hauptquartier nach Meißen, während die in Sachsen verbliebene österreichische Armee das ihrige in Dresden nahm. Hier in Dresden befand sich auch der Kurprinz Friedrich Christian, der älteste Sohn des unfähigen Kurfürsten August III., welcher in seiner Eigenschaft als König von Polen während des Kriegs in Warschau residirte. Die Geistesträgheit dieses Fürsten, der bekanntlich ganz unter dem entnervenden Einflusse seines Günstlings Brühl stand, überließ dem Kurprinzen Friedrich Christian, der zwar körperlich sehr gebrechlich war, dafür aber hohe Anlagen des Geistes und des Herzens besaß, im wesentlichen die Leitung der Dinge in Sachsen.

Im Laufe des Kriegs war nun die allgemeine Noth in Sachsen zu einer Höhe gestiegen, daß der Fortdauer der obwaltenden Zustände unter jeder Bedingung ein Ende gemacht werden mußte, sollte anders das unglückliche Land vor dem vollständigen Ruin bewahrt und in die Möglichkeit versetzt werden, sich nach und nach von dem Elend zu erholen. Die Schilderungen und Vorstellungen des Kurprinzen Friedrich Christian hatten daher auch dazu beigetragen, daß die Ueberzeugung, der Friede müsse um jeden Preis errungen werden, an maßgebender Stelle in Warschau Eingang fand. So geschah es, daß die ersten Anregungen zu Friedensunterhandlungen am wiener Hofe durch den von seinem Vater dazu bevollmächtigten Kurprinzen Friedrich Christian und dessen geistvolle Gemahlin Maria Antonia, mit der König Friedrich II. nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs einen langjährigen Briefwechsel unterhielt, gemacht wurden. Die Hauptleitung der Verhandlungen führte von sächsischer Seite der durch seine Ehrlichkeit, seine Kenntnisse und seine umsichtige Energie ausgezeichnete Freiherr Thomas von Fritsch; der preußische Bevollmächtigte war der Geheime Legationsrath Friedrich Ewald von Hertzberg, dessen offener Charakter, humane Denkungsart und feingebildeter Verstand ihm, wie unser Autor der Wahrheit gemäß bemerkt, die Anerkennung und Freundschaft aller erwarben, mit denen er in eine nähere Berührung trat. Hertzberg bewährte sich auch im vorliegenden Falle als ein maßvoller, besonnener und geschickter Staatsmann und erschien vor vielen berufen zur Durchführung von Friedensverhandlungen, in deren Verlauf er „durch weise Mäßigung manchmal die exorbitante Härte seines Königs, die dem wahren Interesse desselben mehr schadete als nützte, zu mildern verstand". Ueber die Antecedentien des österreichischen Bevollmächtigten, Hofraths Heinrich Gabriel von Collenbach, hat der Verfasser nur in Erfahrung bringen können, daß er im Jahre 1736 den Fürsten von Liechtenstein als Gesandtschaftssecretär auf einer Reise nach Berlin begleitet und dort die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen gemacht hatte. „Er war ein Günstling des Grafen Kaunitz, streng geschulter Subalternbeamter, ängstlich, unentschlossen, inconsequent, strenger Katholik und großer Verehrer der Jesuiten." Im ganzen Laufe der Verhandlungen stellt es sich schlagend heraus, wie sehr diese Charakteristik für den österreichischen Diplomaten paßt.

Trotz der schönsten Versprechungen und wärmsten Freundschaftsversicherungen ließ Hr. von Collenbach bei den Friedensunterhandlungen, die durch die Schuld Oesterreichs erst in den letzten Tagen des December 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertusburg stattfinden konnten, Sachsen, welches doch während des ganzen Kriegs stets und überall mit der gewissenhaftesten Bundestreue und aufopferndsten Ausdauer zu Oesterreich gestanden, in der

unverantwortlichsten Art und Weise im Stiche. So äußerte sich z. B. der österreichische Bevollmächtigte einmal, wo Hr. von Fritsch ihm die Pflichten der Bundesgenossenschaft energisch in Erinnerung brachte, folgendermaßen: „Der König von Polen und seine sächsischen Lande seien durch ihren eigenen, der Reichsgrundverfassung gemäßen Willen in dieses Unglück gerathen, hätten aber keinen Tractat mit der Kaiserin-Königin Majestät anzuziehen."

Schließlich erkannte man in Dresden die völlige Grundlosigkeit aller Hoffnungen, durch Oesterreichs Beihülfe von Preußen mildere Friedensbedingungen zu erlangen; und selbst der Kurprinz Friedrich Christian verurtheilte in einem Schreiben vom 12. Februar 1763 an den Grafen Flemming, sächsischen Gesandten in Wien, drei Tage vor dem Friedensabschlusse, ganz ungeschminkt und in der schärfsten Weise die falsche Politik des österreichischen Hofs. Wir können es daher nicht tadeln, wenn der Verfasser die optimistischen Erwartungen, welche Sachsen Oesterreich gegenüber hegte, zurückführt „auf das leider erblich gewordene fatalistische Vertrauen zu der werkthätigen Hülfe und Unterstützung des wiener Hofs". Die Ereignisse des Jahres 1866 rechtfertigen diesen Ausspruch nur zu sehr.

Hr. von Beaulieu-Marconnay, der längere Zeit im Dienste sächsischer Diplomatie stand, nimmt in seiner Schrift, welche eins der wichtigsten Ereignisse des vorigen Jahrhunderts in so rühmenswerther Weise behandelt, fast durchweg einen objectiven Standpunkt ein; zu den Ausnahmen gehört unter anderm die Schlußbemerkung des Werks, die, obschon richtig, doch subjectiv gehalten ist und also lautet: „Wir aber erblicken in der Epoche, welche mit dem Hubertusburger Frieden abschließt und durch ihn ihre staatsrechtliche Garantie erhielt, einen der bedeutendsten von jenen Bausteinen, auf denen ein Jahrhundert später der Thron des neuen deutschen Kaisers aufgerichtet werden konnte."

Den großen Fähigkeiten Friedrich's II. als Feldherr und als Staatsmann läßt der Verfasser überall die verdiente Anerkennung widerfahren.

Eine ganze Reihe diplomatischer Actenstücke ist dem Werke beigegeben; diese Beilagen sind als Belegstellen mit Dank entgegenzunehmen. Die königlichen Archive zu Berlin und Dresden haben dem Verfasser reichen Stoff zu seiner Arbeit geliefert, den er mit strenger Genauigkeit benutzte.

Rudolf Doehn.

Zur Literatur des Materialismus und Darwinismus.

(Beschluß aus Nr. 20.)

1. Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. Von Ludwig Weis. Erster Band. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes. Zur Orientirung über die Forderungen der modernen Erziehungswissenschaft von R. Möbius. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Darwin's Hypothese und ihr Verhältniß zur Religion und Moral. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. G. Jäger, von C. Schmid. Stuttgart, Belser. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Naturwissenschaft gegen Philosophie. Eine Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit nebst einer kurzen Beleuchtung der Darwin'schen Ansicht über den Instinct. Von G. C. Stiebeling. Neuyork, Schmidt. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Geist, Kraft und Stoff. Herausgegeben von Katharina, Adelma und Odön Vay. Wien, Lechner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Während die vorhergenannten Schriften vom theologischen Standpunkt aus kämpften, kämpft dagegen die Schrift G. C. Stiebeling's: „Naturwissenschaft gegen Philosophie" (Nr. 4), vom materialistischen Standpunkt aus, und zwar sind ihre Gegner: von Hartmann in seiner Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit, und Darwin in seiner Lehre vom Instinct. Von Hartmann und Darwin sind dem Verfasser trotz aller Anerkennung der Rolle, welche die Materie und die materiellen Organe spielen, nicht materialistisch genug; denn von Hartmann nimmt mit seinem unbewußten Willen und seiner unbewußten Vorstellung speculative Principien zur Erklärung materieller Vorgänge an, und Darwin hat sich in seiner Lehre vom Instinct noch nicht freigemacht von der Annahme angeborener, apriorischer Fähigkeiten.

Die Polemik des Verfassers gegen von Hartmann schlägt in eine Polemik gegen alle Philosophie überhaupt aus. Naturwissenschaft und Philosophie sind ihm ein unvereinbarer Gegensatz. Denn die Naturwissenschaft erkläre alles materiell, die Philosophie hingegen bediene sich speculativer Principien. Der Verfasser begreift nicht, wie ein Mensch mit normalem Gehirn annehmen könne, daß ein durch einen materiellen Proceß zu Stande Gekommenes ebenso gut durch einen immateriellen Vorgang, wie von Hartmann's unbewußtes Wollen und Vorstellen, entstehen könne. Aber schon vor Hartmann hätten Leibniz, Kant, Schelling, Schopenhauer dieselbe Idee ausgesprochen, nur daß keiner sie so klar hingestellt und in ihren Consequenzen so weit entwickelt, wie von Hartmann.

Der Verfasser wirft Hrn. von Hartmann vor, in seinem Topf befänden sich einerseits speculative Resultate, letzte Principien, andererseits Erscheinungen der Wirklichkeit, Thatsachen, beides Ingredienzien,

welche sich zueinander verhalten, wie Wasser und Oel, und weder durch Hitze, noch durch Kälte, weder durch Deduction, noch durch Induction zu einer gleichartigen Masse verbunden werden können .... Es wird niemals der Messias kommen, welcher die zwischen den Hirngespinsten der Metaphysik und den auf Erfahrung, Beobachtung und Experiment gestützten Resultaten der Naturwissenschaft gähnende Kluft auszufüllen vermag.

Somit sei die Aufgabe, welche sich von Hartmann gestellt, eine Sisyphusarbeit; seine Mühe sei ganz und gar vergeblich. Die in der Naturwissenschaft befolgte Methode, nämlich die inductive von unten nach oben, vom Bekannten zum Unbekannten, stehe ganz mit dem Princip des Nothwendigen, mit der Art und Weise, wie die Vorgänge in der Natur stattfinden (das Folgende, die Zukunft, muß

sich aus dem Vorhergegangenen, der Vergangenheit, entwickeln), in Einklang; beide passen zueinander wie der Handschuh zur Hand. Und das bilde die große unübersteigliche Scheidewand, welche zwischen Naturwissenschaft und Philosophie aufgerichtet ist. Erstere werde auf dem Fundament, das sie in gehöriger Breite angelegt hat, ruhig weiter bauen, sie werde vom Bekannten zum Unbekannten emporsteigen, bis sie, soweit die menschliche Vernunft reicht, nichts Unbekanntes mehr findet; dann sei ihre Aufgabe gelöst. Die Philosophie dagegen, welche durch einen mystischen Luftsprung zu ihren Principien gelangt, finde in der schwindelnden Höhe keinen Halt und stürze in einem Saltomortale, immer schneller und schneller fallend, hinunter, bis sie an der Felsengrundlage der Naturwissenschaft zerschmettert und zerschellt.

Von seinem bornirt materialistischen Standpunkte aus verwirft der Verfasser alle Erklärungen der Naturerscheinungen aus Zweckursachen und polemisirt hauptsächlich gegen von Hartmann's Annahme, daß das Unbewußte nach Zwecken handle:

Es regnet nicht, damit die Erde fruchtbar werde, sondern weil der zu Tropfen verdichtete Wasserdunst vermöge seiner Schwere niederfallen muß. Der Wasserdunst steigt nicht in die Höhe, damit es regnen möge, sondern weil er durch die ihn ausdehnende Wärme specifisch leichter geworden, nicht anders kann. Und diese aus dem Vorhergegangenen resultirende gesetzmäßige Nothwendigkeit erstreckt sich nicht allein auf das Gebiet der unorganischen Natur, sondern beherrscht auch das Pflanzen- und Thierreich.

Daher verwirft der Verfasser die Hartmann'sche Erklärung der Scheidung der organischen Natur im Thier- und Pflanzenreiche. Diese Scheidung müsse nicht als Zweck, sondern als nothwendige Folge aufgefaßt werden. Das Erscheinen des Pflanzen- und Thierreichs auf dem Erdball war nothwendige Consequenz der vorhergegangenen geologischen Entwickelung, und die Weiterentwickelung der niedrigsten organischen Formen zu höhern, erfolgte nach den von Darwin entdeckten Gesetzen:

Alle Veränderungen und Neubildungen traten ein nicht mit Hinsicht auf die Zukunft, sondern mit Rücksicht auf die Vergangenheit, als eine nothwendige Consequenz des Vorherigen. Es ist ganz selbstverständlich, daß die körperlichen Systeme, welche auf diese Weise zu Stande kamen, wenn auch nicht absolut vollkommen, doch relativ zweckmäßig waren, da sie eben immer den äußern Bedingungen entsprechen mußten, wenn nicht ihre Träger in dem Kampfe ums Dasein unterliegen sollten. Ich glaube, die Erklärung der Ursache, weshalb die organische Natur in Pflanzen- und Thierreich getrennt ist, nach dem Princip des Nothwendigen, wird von dem unbefangenen Leser viel leichter acceptirt und verstanden werden, als jene (Hartmann'sche) teleologische Auseinandersetzung, wonach die Pflanze nicht zum Thier wurde, weil sie wegen ihrer ausschließlich vegetativen Thätigkeit nicht Energie genug behielt, um die vorgefundene Materie zu dem künstlichen Bau der Bewußtseinsorgane zu formen.

Von demselben antiteleologischen Standpunkte aus, wie Hrn. von Hartmann's Unbewußtes, bekämpft der Verfasser auch die Darwin'sche Instinctlehre. Darwin habe zwar insofern sich von der alten Anschauung emancipirt, als er den Instinct nicht als eine feststehende, dem Individuum von einem Schöpfer eingepflanzte Eigenschaft, sondern als eine von der Organisation und den äußern Umständen abhängige Function betrachtet. Indessen nach einer andern Seite hin könne er das herkömmliche Vorurtheil nicht los werden, indem er glaube, daß der Instinct, ebenso wie der körperliche Bau, vererbt werde, daß also gewisse Triebe und Geschicklichkeiten angeboren wären. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse seien wir genöthigt anzunehmen, daß jede Thätigkeit des Körpers ursprünglich auf dem Wege des Reflexes entsteht, d. h. durch Reize, welche mittels der Empfindungsnerven von außen nach innen geleitet werden. Da nun die Wirkungen dieser Reize im Gehirn nicht auf der Organisation des Individuums selbst, sondern nur auf ihrer eigenen Qualität beruhen, und da wol erstere, nicht aber letztere vererbt werden kann, so müsse man schließen, daß alle sogenannten angeborenen Triebe und Geschicklichkeiten entweder durch Erfahrung erworben werden, oder auf eine andere Weise zu Stande kommen. Und dies sei in der That der Fall. Alle Thätigkeiten, welche man als Instinct bezeichnet hat, würden theils durch Erfahrung erworben, theils kämen sie auf dem Wege des Reflexes zu Stande, theils hätten sie ihren Grund in der Organisation des Gehirns, der Sinnesorgane oder der Muskeln, Knochen, Extremitäten, und es wäre daher am besten, wenn der Begriff „Instinct" gänzlich aus der Naturwissenschaft gestrichen würde. Als einer der besten Beweise für die Vererbung habe man seit jeher den Trieb der von einer Henne ausgebrüteten jungen Ente angesehen, trotz der Abmahnungen ihrer Pflegemutter ins Wasser zu gehen. Hier sei gewiß von Erfahrung und Unterricht keine Rede. Dennoch lasse sich die Sache ganz natürlich erklären: die Enten haben Schwimmfüße und sehr kurze, weit voneinander abstehende Beine, eine Organisation, welche zum Schwimmen sehr geeignet, zum Gehen aber äußerst unbequem ist. Auf unebenem Grund und bergauf kommt sie nur langsam und mühselig voran, während sie auf einer ebenen und geneigten Fläche leichter und schneller gehen kann. Diesen Einfluß der Bodengestaltung auf ihre Locomotion entdecken die jungen Enten sehr rasch; die Folge davon ist, daß sie, sobald ein Wasserspiegel in ihren Gesichtskreis tritt, ohne Verzug auf denselben zueilen, da er ihnen als ebene Fläche erscheint und der Weg dahin mehr oder weniger geneigt ist; in dem Moment, wo sie ihn betreten, sind sie in ihrem Elemente und schwimmen von selbst.

Die Scheu der Materialisten vor Zweckursachen macht auf den Denker einen komischen Eindruck. Für den Materialisten von reinstem Wasser ist es ein schrecklicher Gedanke, daß die Enten Schwimmfüße haben sollen, um zu schwimmen. Nein, sagt er, weil sie Schwimmfüße haben, darum schwimmen sie; die Organe sind nicht der Verrichtungen wegen da, sondern die Verrichtungen sind eine nothwendige Folge der Beschaffenheit der Organe. Als ob eins das andere ausschlösse! Als ob es ein Widerspruch wäre, das Schwimmen durch die Schwimmfüße bedingt sein zu lassen und die Schwimmfüße ihrerseits aus dem Naturzweck oder Naturwillen, zu schwimmen, abzuleiten! Ist es denn auch ein Widerspruch, wenn ich sage: Die Uhr zeigt die Stunden und Minuten an, weil sie so eingerichtet ist, sie anzeigen zu können und sie ist so eingerichtet, um sie anzeigen zu können? Ueberall, wo Zwecke realisirt sind, lassen sich die wirkenden Ursachen angeben, durch die sie zu Stande gekommen. Sind aber darum die zweckmäßigen Gebilde blos ein Resultat des

Zusammenwirkens der wirkenden Ursachen? Muß nicht das Zusammentreffen und Zusammenwirken dieser den Zweck ermöglichenden Ursachen erklärt werden? Oder ist ihr Zusammentreffen und Zusammenwirken etwa zufällig? Kein Materialist wird sich begnügen, zu sagen: der Wagen ist zum Fahren geeignet, weil an ihm Holz und Eisen so geformt und so zusammengesetzt sind; jeder wird zugeben, daß diese Form und Zusammensetzung durch den Zweck des Fahrens bestimmt ist. Warum nun scheuen sich die Materialisten, dasselbe Verfahren bei Erklärung der zweckmäßigen Naturproducte anzuwenden? Weil sie im Denken roh und ungeübt sind; weil sie einen falschen Gegensatz zwischen der Nothwendigkeit des natürlichen Wirkens und der Zweckthätigkeit machen; weil sie nicht einsehen, daß es eine doppelte Nothwendigkeit gibt, nämlich die nothwendige Folge der Wirkungen aus den Ursachen, und das nothwendige Bestimmtsein der Mittelursachen durch die Zwecke. Zum Theil freilich ist an der Scheu der Materialisten vor der Teleologie auch die frühere physikotheologische und anthropoteleologische Anwendung des Zweckbegriffs schuld. Aus dem Verwerfen erdichteter Naturzwecke folgt aber noch gar nicht, daß die Natur überhaupt keine Zwecke habe.

Schlösse die Naturwissenschaft als solche alle Teleologie aus, dann freilich wäre, wie der Verfasser behauptet, zwischen Naturwissenschaft und Philosophie eine unübersteigliche Kluft. Aber die echte Naturwissenschaft ist nur gegen die Aufstellung solcher Naturzwecke, die nicht durch Induction gefunden sind. Der Verfasser hat einen falschen Begriff von der Naturwissenschaft, wenn er meint, dieselbe müßte antiteleologisch sein. Die inductive Methode, die er als das charakteristische Merkmal der Naturwissenschaft aufstellt, schließt durchaus das Aufsuchen von Naturzwecken nicht aus.

Falsch, wie des Verfassers Gegensatz zwischen nothwendigem und zweckmäßigem Wirken, ist auch sein Gegensatz zwischen Thatsachen und Gedanken. Die Naturwissenschaft hat es nach ihm mit Thatsachen zu thun, die Philosophie mit Gedanken; daher die Unvereinbarkeit beider. Aber abgesehen davon, daß das Denken als eine wirkliche Macht doch auch eine Thatsache ist, folglich auch die nothwendigen Postulate des Denkens in den Bereich der Thatsachen gehören, so ist die Scheidung der Wissenschaften in solche, die es mit Thatsachen, und solche, die es mit Gedanken zu thun haben, eine falsche. In jeder Wissenschaft kommt beides vor: Thatsachen und Gedanken. Keine Wissenschaft kommt ohne Gedanken zu Stande, keine aber auch hat den Werth einer Wissenschaft, wenn ihre Gedanken bloße sogenannte Hirngespinste sind, wenn ihre Gedanken nicht im Realen, in den Thatsachen wurzeln. Der Unterschied zwischen den Specialwissenschaften und der Philosophie ist nur dieser, daß dort der Kreis der Thatsachen und Gedanken ein engerer, hier ein weiterer ist, daß jene es mit einem besondern Erfahrungsgebiet zu thun haben, diese mit der Erfahrung im Ganzen.

Die Materialisten, welche immer auf Thatsachen pochen und das Denken verachten, wissen nicht, wie sehr ihre eigenen Behauptungen Producte des Denkens, wenngleich eines rohen Denkens sind. Oder ist es etwa Thatsache, daß den zweckmäßigen Naturgebilden kein Zweck zum Grunde liegt, daß sie bloße Ergebnisse von zwecklos wirkenden Ursachen sind? Nein, Thatsache ist, daß es zweckmäßige Naturgebilde gibt; daß sie aber, wie die Materialisten behaupten, zwecklos entstanden, oder, wie die Teleologen behaupten, einen Zweck zur Voraussetzung haben: dies ist nicht Thatsache, sondern Gedanke, Speculation. Der Verfasser bewegt sich also so gut auf dem Boden speculativer Principien, wie sein Gegner, Herr von Hartmann, blos daß er naiv genug ist, es nicht zu wissen.

Zwischen antiteleologischem Materialismus und teleologischer Naturphilosophie können nicht Thatsachen entscheiden, sondern nur das Denken, das Philosophiren. Da kommt es nun auf die Qualität des Denkens an. Die Qualität des Denkens der Materialisten aber, die da meinen, das Schwimmen der Enten lasse sich hinreichend aus ihren Schwimmfüßen erklären, scheint uns keine besondere zu sein. Das Denken der Materialisten bleibt an der Oberfläche der Dinge kleben, geht den Dingen nicht auf den Grund. Man könnte den Satz: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, dahin ändern: Ins Innere der Natur dringt kein Materialist.

Die Schrift „Geist, Kraft und Stoff" (Nr. 5) von Katharina Adelma und Odön Vay ist ein Curiosum. Sie hat nicht weniger als drei Vorreden. In der ersten bestätigt Adelma Freiin von Vay, geb. von Wurmbrand, daß die folgenden Kapitel durch sie „auf medianimischen Wege" geschrieben wurden:

> So wie alle Mädchen ihres Standes erzogen, besaß sie eine fromme christliche Erziehung ohne specielle wissenschaftliche Studien. Sie hat durch diese medianimische Arbeit von Dingen gehört, die ihr früher fremd waren. Ihre Denkorgane wurden gradatim drei Jahre lang durch diese geistige Influenzirung erzogen, gebildet, und so als Buch geschrieben. Sie selbst konnte während der ganzen Zeit nichts anderes thun, als sich in Gottes Willen zu ergeben und ohne Unterlaß zu beten. Sie übergibt somit das Erhaltene als heilige Gabe ihren Mitbrüdern — der Menschheit, nach dem sichern Gefühl, hierdurch nach Gottes Willen und Wunsch zu handeln, dem sie unablässig danken wird für die erhaltene Gnade.

Die zweite Vorrede, von V. Odön Vay unterzeichnet, bestätigt, daß derselbe drei Jahre hindurch tagtäglicher Augenzeuge der Art der Entstehung dieses Buchs war. Seine Gemahlin, das Medium, empfand plötzlich das unwiderstehliche Bedürfniß dieses unwillkürlichen mechanischen Schreibens. Durch schöne und erhebende Worte der geistigen Leiter erbaut, durch viele gelungene Curen an Kranken ermuthigt, setzte sie das Ausüben des medianimischen Schreibens fort, bis nach und nach dieses Buch entstand. Die Manifestationen kamen plötzlich, unvorbereitet, und wurden mit solcher Schnelligkeit geschrieben, daß das individuelle Nachdenken dabei, das Combiniren während des Schreibens eine Unmöglichkeit war.

Die dritte Vorrede, nämlich die „der geistigen Leiter des Mediums", mit einem Triangel unterzeichnet, sagt:

> Wir mußten, um den Menschen diese Offenbarungen nach Gottes Willen darzuthun, uns ihrer Ausdrücke, Worte, Begriffe bedienen; diese bezeichnen nur schwach und unvollkommen das, was wir über den Urbeginn der Dinge zu sagen haben.

Es folgen dann einige Worterklärungen, wie:

> Für Erzeugungskraft nahmen wir das Wort Vibration; für Gebärungs- und Empfangungskraft Assimilation; Urlicht bezeichnet den Beginn und die Vergeistigung alles Stoffs, Urstoff war uns hierfür ein zu materieller Ausdruck; die erste

Schöpfung des Urlichts nennen wir Odlicht, welches ein zweites Licht bezeichnen soll u. s. w.

Allen drei Vorreden ist die Nachricht an die Leser vorangeschickt, daß diejenigen Leser, welche irgendwelche Fragen in Beziehung auf dieses Buch an die Herausgeber zu stellen haben, sich an Baronin Katharina Vay, geb. Baronin Geymüller in Golop (bei Tálya) brieflich wenden mögen; sie erhalten nach Verkauf der ersten Auflage dieses Buchs in einer Broschüre ihre Antworten.

Im ersten Kapitel, welches mit den Worten des Evangelisten Johannes: „Im Anfang war das Wort" u. s. w. beginnt, wird uns offenbart: Gott ist Geist, Kraft und Stoff. Gottes stofflicher Ausdruck ist Urlicht. Alle Intelligenz äußert sich durch Etwas, um Effecte hervorzubringen, so äußert sich Gott durch Vibration als Kraft und durch Urlicht als Stoff; diese seine Eigenschaften sind ebenso ewig als sein Geist, da sie immer und ewig unzertrennbar eins sind mit ihm. Aus diesen drei: Geist, Kraft, Urlicht, geht alles hervor, in Verdichtungen und Verwandlungen, welches man Schöpfungen nennt. Vom kleinsten Stäubchen bis zum höchsten Geiste ist alles Geist, Kraft und Stoff, welche darum eins sind in ihren Wirkungen. Kraft und Stoff allein, ohne Geist, wären todt, da eben dieser der Beweger ist. Kraft und Stoff sind jedoch dem Geiste ebenso nöthig zu seinem Wirken und Schaffen, wie er ihnen zur Belebung. Geist ohne Kraft und Stoff wäre unthätig, unfähig; Kraft und Stoff ohne Geist wären leblos — todt; doch alle drei in eins sind Leben, Schaffung. Also sind diese drei in allem Dasein ein nicht zu trennendes Eins, und erscheinen nicht nur bei Gott, sondern überall, in allem, als Dreinigkeiten, im Wurm, sowie im Menschen, in der Molecule, sowie im schönsten ganzen Werk. Gott ist die absolute Dreieinigkeit. Gottes Schaffen ist ebenso ewig wie er selbst, ebenso endlos wie er. Das All hat einen intelligenten Anfang gehabt, und dieser Anfang war etwas ganz Vollkommenes, der Inbegriff von Geist, Kraft und Stoff.

Zur Erläuterung dessen, daß in Gott drei seien, nämlich Geist, Kraft, Urlicht, wird offenbart:

In der Zahl 1 sind auch 3; der Anfang, der Punkt, welcher in seiner Ausdehnung zu einem zweiten Punkt gelangt, dieses ist das Ur 1, welches 3 in sich hat. Einen Anfangspunkt, eine Linie und einen Endpunkt I, d. h. 1 (Gott) ist der Anfang und das Ende. Wäre 1 ein Punkt allein, so wäre es eben blos ein Punkt, keine Zahl; weil aber 1 in sich 3 hat, so ist es eben eine Addition, der Vervielfältigung fähig. Die Zahl 1 ist absolut, die andern Zahlen sind ihr relativ.

Die Zahlen und der Triangel spielen in diesen medianimischen Offenbarungen eine große Rolle. Urlicht, Odlicht, magnetisches Fluid u. s. w. thun auch das Ihrige. Wir erfahren z. B., was wir freilich bisher noch nicht wußten:

Das Ursonnenlicht strömte auf die Embriowelten (sic) und erhellte sie. Das solarische Licht wurde in den Embriowelten ein tellurisches. Das Odlicht strömte aus den Ur-Sonnen auf die Verdichtung der Embriowelten, es strömte filtrirend durchdringend auf diese Verdichtung ein und bildete eine Atmosphäre. So wurde das Odlicht in den Embriowelten Atmosphäre u. s. w.

In Beziehung auf den Menschen sind diese medianimischen Offenbarungen antidarwinistisch:

Der Mensch ist kein gebildeter Affe, denn ein anderes Princip belebt den Affen, ein anderes den Menschen. Der Affe als Thier, als Sinnliches, als Fleischliches, ist Folge des Falls der Geister; als belebtes sinnliches Wesen ist er ein reines Princip, ist der Thiermensch Folge seines eigenen tiefen Falles (sic), die Rassen und Beeigenschaftung der Thiere Folge der Entartung der Geister und ihrer Verdichtungen, welche letztere durch das Lebensprincip im Lauf der Rotation belebt, zu beeigenschafteten Thierrassen wurden.

Das Angeführte mag zur Charakterisirung dieser Offenbarungen genügen. Wen es nach mehrerm gelüstet, mag das curiose Buch selbst lesen. Für uns, die wir uns keiner „Offenbarungen" zu erfreuen haben und an keine glauben, ist dasselbe blos von psychologischem Interesse. Wir können uns mit unserer durch den „Fall der Geister" entarteten Vernunft nicht zu der Höhe der medianimischen Weltanschauung erheben. Uns ist und bleibt die Dreieinigkeit von Geist, Kraft und Stoff, in welcher Kraft und Stoff ohne Geist todt sind, und Geist, der „Beweger", ohne Kraft und Stoff unthätig, also doch auch todt ist, ein Mysterium. Uns ist und bleibt es auch ein Mysterium, wie das All einen Anfang haben kann, obgleich Gottes Schaffen ebenso ewig wie er selbst genannt wird. Wir müssen daher harren, bis uns Erleuchtung „auf medianimischem Wege" zutheil wird.

Julius Frauenstädt.

Romane und Novellen.

1. Malerleben. Roman in drei Büchern von W. Bennecke. Leipzig, Luckhardt. 1871. 8. 1 Thlr.

In dem vorliegenden Roman führt uns der Verfasser in das bunte, wechselvolle Treiben der muntern Jünger der Kunst und nicht nur des Malers Leiden und Freuden werden uns in lebensfrischen Farben geschildert, sondern auch die des Schriftstellers, Dichters und Musikers. Bezeichnender wäre demnach der Titel „Künstlerleben" gewesen, doch wollen wir darüber nicht weiter rechten und gern gestehen, daß die einzelnen Schilderungen über das Malerleben treffend und unterhaltend sind. Wenn wir den vorliegenden Roman nicht in der Erwartung in die Hand nehmen, darin eine Erzählung aus einem Guß, ein harmonisch gegliedertes und abgerundetes Ganzes zu finden, so bietet er doch des Anziehenden genug, denn den buntbewegten Bildern fehlt auch der düstere Hintergrund nicht. Nicht nur der Kampf mit dem Leben und das Ringen des Talents, sondern auch der Conflict des Herzens und der Leidenschaft bildet den Mittelpunkt, um welchen die einzelnen lose aneinandergereihten Bilder sich gruppiren. Phantasie, Humor und scharfe Beobachtungsgabe sind die Quellen, aus denen diese Schilderungen fließen; dagegen vermissen wir die Anmuth der Darstellung, die besonders für die Darstellung gewisser Frauencharaktere entschieden

nothwendig ist, und dem Stil fehlt es an jener knappen, geistvollen Form, die in derartigen, mehr unsern Verstand als unser Herz in Anspruch nehmenden Romanen die Wirkung nur erhöht. Die Farben zu dem Gemälde, das uns der Verfasser in seinem „Malerleben" geben wollte, sind gut gemischt und richtig gewählt, allein sein Pinsel ist zu derb und die feinern Striche suchen wir vergebens auf seiner Leinwand. Den Lesern aber, die eben ein charakteristisches, phantastisches Bild lieben, auch wenn die Ausführung nicht tadelfrei ist, dürfte der vorliegende Roman zu empfehlen sein.

Von demselben Verfasser erschien ferner:

2. Reinhold Lenz. Eine Novelle von Wilhelm Bennecke. Leipzig, Luckhardt. 1871. 8. 1 Thlr.

Bennecke, dessen Stärke gerade in der Zeichnung kecker, phantastischer Charaktere und Situationen liegt und der das Dämonische und Unheimliche besonders treffend zur Anschauung bringt, hat es sich in dieser Novelle zur Aufgabe gemacht, uns ein möglichst treues Bild von dem Leben, Lieben und Leiden jenes livländischen Dichters zu geben, dessen Name so eng mit dem Goethe's verknüpft ist und dessen Schicksal sich unter dem Einfluß dunkler Gewalten so ganz anders als das unsers Dichterfürsten, so furchtbar ernst gestaltete. Lenz vereinigte eine seltene Begabung mit einem ungestümen, leidenschaftlichen Temperament; er besaß wol Genie, aber nicht die Kraft, dasselbe zu bilden und es in jene maßvollen Formen zu kleiden, die den Schöpfungen Goethe's den unwiderstehlichen Zauber verliehen, der uns gefangen nimmt, wie oft wir uns auch in dieselben versenken; Lenz „schmeichelte sich viel", wollte mehr sein und mehr erreichen, als ihm bestimmt war und kaum einen Goethe neben sich dulden. Während dieser voll Hoheit und Würde die Bahnen wandelte, die ihn der höchsten Vollendung entgegenführten, ließ der unglückliche Lenz sich von dem Dämon fortreißen, der in seinem Innern die Stimme der Vernunft übertäubte, wagte den vermessenen Kampf mit dem Liebling der Götter, um ihn aus seinem Himmel zu stoßen, und als er erkannte, wie ohnmächtig, wie verächtlich sein Beginnen war, jagte ihn Verzweiflung in furchtbaren Wahnsinn und einen jammervollen Tod.

Daß die Schilderung eines solchen leidenschaftlichen, schwankenden, zerrissenen Charakters nicht leicht ist, läßt sich wol begreifen, allein der Verfasser hat diese schwierige Aufgabe mit Geist und Geschick gelöst. Der phantastische Hauch, der über diesem düstern Lebensbilde ruht und ein unheimlicher, fatalistischer Zug, der durch die ganze Novelle geht, das sind Erscheinungen, die in der eigenthümlichen Natur des Helden begründet liegen; auch dürfte gerade das Dämonische und Schauerliche viele Leser anziehen, die das Ungewöhnliche lieben und alle Genüsse, die unsere moderne Romanliteratur bietet, bereits gekostet haben.

3. Der Kampf um den Namen. Historisches Sittenbild aus jüngstvergangener Zeit von Karl Schram. Wien, Leo. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Autor behandelt in diesem Sittenbild aus „Metternich's Zeit" eine jener Testamentsunterschlagungen, wie sie so oft, besonders in englischen Büchern, ausgebeutet worden sind. So hat schon die Vorlage der Novelle nicht den Reiz der Neuheit. Wir erwarteten, dem Titel derselben nach zu urtheilen, die Schilderung jener Kämpfe, welche ein Talent zu bestehen hat, ehe es durch Nacht zum Licht dringt, ehe ihm die Anerkennung und der Lohn zutheil werden, die seine Schöpfungen verdienen. Jedenfalls wäre ein solcher Kampf um den Namen zeitgemäßer, und da wir uns heutzutage weniger für gestohlene Testamente, vertauschte Kinder, zornige Väter, ungehorsame Töchter und herrschsüchtige, heruntergekommene Gräfinnen, als für das Ringen eines großen Geistes, einer begabten Natur mit dem Schicksal und dem Leben interessiren, so konnten wir dem vorliegenden Sittenbild keinen besondern Geschmack abgewinnen, wenn es auch den Vorzug hat, uns einen Blick in jene Kreise zu öffnen, die nach außen durch Rang und Ehrenämter ausgezeichnet, doch nach innen die gefährlichsten Feinde hegen und jeder Schändlichkeit Thor und Thür öffnen, wenn es gilt, dadurch zu steigen und zu herrschen, gleichviel ob das Volk darunter leide oder nicht.

Auch Ausdruck und Stil des vorliegenden Romans sprachen uns nicht an; derselbe darf nur auf die Theilnahme nachsichtiger und anspruchsloser Leser rechnen.

4. Die Königin im Traum. Historischer Roman von F. Brunold. Zwei Bände. Leipzig, Pardubitz. 1871. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Da wir uns einmal in die Lektüre geheimnißvoller Situationen und romantischer Verwickelungen vertieft haben, so wollen wir hier die Besprechung dieses Romans folgen lassen, der zwar nicht ganz in dem unheimlichen Ton gehalten ist wie „Reinhold Lenz", doch aber unsere Seele mit phantastischen Gebilden erfüllt und uns in eine Zeit zurückversetzt, in der Wirklichkeit und Poesie ineinanderfließen und die Sage mit der Geschichte Hand in Hand geht. Der gemüthvolle Verfasser schildert uns in diesem Roman die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche des „Wendenvolks", das im „Spreewald" sein Wesen treibt; er führt uns in das Reich des „Wendenkönigs", der neben dem Großen Kurfürsten und dessen Nachfolgern über seinen Stamm herrscht, ohne die Macht jener Fürsten zu scheuen; der sich am Tage den Blicken und Nachforschungen der Menschen entzieht, um in dunkler Nacht seine Gerichtstage zu halten, während seine „Königin" diese geheimnißvolle Herrschaft theilt und sich dann und wann wie ein schönes Bild aus längst entschwundener Märchenzeit profanen Augen zeigt.

Diesen bunten, phantastisch ausgeschmückten Bildern fehlt es jedoch nicht an einer soliden, realen Grundlage; denn, wie bereits angedeutet, führt uns Brunold in die Geschichte Preußens ein, zur Zeit als der Große Kurfürst die Schweden siegreich zurückwarf, als die Türkenkriege die Christenheit in jene kampfesmuthige Begeisterung versetzten, welche ehedem die Kreuzfahrer in den heiligen Streit wider die Ungläubigen trieb; wir werden ferner in die Intriguen und Ränke eingeweiht, welche am preußischen Hofe gegen hohe und höchste Personen geschmiedet wurden — kurz, auch das böse Princip wird in seiner zersetzenden, auflösenden Macht geschildert, und so bilden Sage und Geschichte, Haß und Liebe, Recht und Strenge, Herrschsucht und Ehrgeiz den Kreis, in welchem die

Novelle sich abspielt. Leider ermüdet die Schwerfälligkeit und Breite der Darstellung den Leser und läßt viele poetische Momente nicht zur Geltung kommen.

5. Vom armen ägyptischen Mann. Fellahleben von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es gibt literarische Novitäten, welche die Kritik mit wenig Worten beurtheilt, weil diese Bücher nicht mehr verdienen, als einen bündigen, verwerfenden Tadel; es gibt andererseits aber auch eine lakonische Kürze, welche unumschränktes Lob enthält, ohne den Gegenstand, der in dem zu beurtheilenden Werke behandelt worden, lange anzupreisen und zu detailliren, welche vielmehr einfach die Leserwelt darauf hinweist, sich mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit des Gebotenen zu überzeugen. Dies ist auch mit dem vorliegenden interessanten Roman aus der gewandten, geistvollen Feder Hans Wachenhusen's der Fall. Wir fassen uns in der Besprechung desselben kurz, weil wir sonst zu viel zu sagen hätten und verweisen den Leser, der sich über das gegenwärtige Aegypten unterrichten möchte, „dem Gott so viel Sonne, der Menschen Thun aber so viel Schatten gibt", auf die Lektüre dieses Buchs, das uns Glanz und Elend, Verkommenheit der Menschen und Großartigkeit der Natur, die eben überall vollkommen ist, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, die Tage von Suez und das Leben der Fellahs in Unterägypten in gleich anziehender Weise schildert. Wer nicht nur liest, um die Langeweile müßiger Stunden zu vertreiben, sondern wer wirkliche Theilnahme für die Vervollkommnung des Menschengeschlechts und die Lösung brennender Zeit- und Culturfragen empfindet, wird diesen neuen Roman des mit Recht gern- und vielgelesenen Autors, besonders in der zweiten und dritten Abtheilung mit reger Spannung lesen und es dem Verfasser Dank wissen, daß er uns einen klaren Blick in die Verhältnisse jenes Landes thun läßt, das von den meisten nur als eine Stätte der Wunder, einer geheimnißvollen Vergangenheit betrachtet wird, dem es aber nicht vergönnt sein soll, eine segensvolle, arbeitsreiche, bewegte Gegenwart zu genießen, die Großes für die Zukunft vorbereitet.

6. Heinrich Trost. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert erzählt von Karl Trebitz. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 16 Ngr.

Weniger erbaut legten wir diese Geschichte aus der Hand, denn der mystisch-süßliche Ton dieser Biographie eines würdigen Pfarrherrn, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast dreißig Jahre lang in Ungarn das Evangelium predigte, um dann nach den wunderbarsten Schicksalen wieder in seine Vaterstadt Jena zurückzukehren und hier nach wohlvollbrachtem Tagewerk ein gottseliges Ende zu haben, ist uns zuwider und macht selbst die Schilderungen, welche uns so manchen interessanten Vorgang aus dem damals so bewegten politischen und religiösen Leben geben, langweilig und reizlos.

Um unsere heutige Besprechung jedoch nicht mit einem Mißton zu schließen, lassen wir noch einige Romane Revue passiren, deren Lektüre unsere Verstimmung wieder gehoben, die uns erfrischt und angesprochen haben.

Wir nennen zuerst unter diesen im ganzen wohlgerathenen Kindern der schriftstellerischen Muse:

7. Non possumus. Roman von Frater Hilarius. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

„Wir können nicht", ist das verhängnißvolle Wort, welches der einzelne Mensch in den verschiedenen Entwickelungsphasen seines Charakters, in den Wechselfällen des Lebens ausruft, wenn er fühlt, daß ihm die Kraft versagt ist, gegen das Geschick, seine Leidenschaften, den Irrthum und das Vorurtheil anzukämpfen, wenn ihn die innere Stimme zur Wahl eines Berufs treibt, der nicht in Einklang mit seinen Verhältnissen steht, wenn er durch Verrath und Lüge die Anerkennung und die Ehrenämter sich erwerben soll, zu denen er aus eigener Kraft sich emporschwingen will und die er allein seiner Begabung, seinem Streben zu verdanken hat. „Non possumus!" aber ertönt es auch aus dem Munde des Volks, das in seinen heiligsten Rechten gekränkt, sich wie ein Mann gegen den einheimischen wie fremden Tyrannen erhebt, und ihn energisch in die Grenzen zurückweist, die Gesetz und Völkerrecht ihm angewiesen; „Non possumus!" ruft der Kirchenfürst, der sich die Unfehlbarkeit und die unumschränkte Macht über den Staat und die Gemüther nicht entreißen lassen will; „wir können nicht", ist der Verzweiflungsschrei der Fürsten, die von Schmeichlern, Egoisten und Glücksrittern umringt, nicht die wahre Stimme des Volks zu vernehmen im Stande sind, und ebenso hören wir das inhaltschwere Wort von den Parteiführern, welche die hadernden Parteien nicht zu beherrschen vermögen und der Spielball derselben werden, gerade so wie sie Volksglück und Volksrecht zum Spielball ihrer Launen gemacht haben.

In diesen verschiedenen, hier nur kurz angedeuteten Wendepunkten des politischen wie socialen Lebens führt uns der Dichter das „Non possumus!" in den mannichfachsten Variationen vor, und versteht es recht wohl, unsere lebhafte Theilnahme für sein Thema zu wecken und zu fesseln.

Wir werden in eine kleine Residenz, an den Hof eines schwankenden, wenn auch nicht harten und tyrannischen Fürsten versetzt, wir athmen die berauschende, gefährliche Hofluft, aber wir mischen uns auch in das bunte, frische Volksleben und rasten in der traulichen Behaglichkeit eines schlichten Bürgerhauses, dessen fester, goldener Grund im Handwerk ruht; wir bewegen uns auf dem glänzenden, doch schlüpfrigen Parket des Ministerhôtels, ziehen aber auch mit dem Kunstjünger und Handwerksburschen in die weite Welt; wir hören von den listigen und verschlagenen Planen der Hofintriguanten, belauschen aber auch das einsam ringende, sich durchkämpfende Talent, die verrathene Liebe, den glühenden Haß, den maßlosen Ehrgeiz, und alle diese Motive führen in lebhafter Steigerung zur interessanten Verwickelung und endlichen harmonischen Lösung der Conflicte. Wir legen dieses Werk mit Befriedigung aus der Hand, da es den Vorzug hat, allgemeine und individuelle, persönliche und locale Interessen geschickt zu verschmelzen, und uns Typen der modernen Gesellschaft, sowie des poli-

tischen Lebens eines Kleinstaates zu schildern, die uns lebenswahr und treffend erscheinen, wenn auch die Anklänge an Freytag und Auerbach so deutlich sind, daß sie jedem Leser auffallen müssen.

Die einzelnen Charaktere sind mit vielem Fleiß ausgearbeitet, die Fortentwickelung der Handlung ist spannend und fesselt bis zum Schluß.

8. Jena und Strasburg. Novelle von Paula Herbst. Zwei Bände. Altona, Verlags-Bureau. 1871. 8. 2 Thlr.

Die Verfasserin, welche sich besonders in der Frauenwelt durch viele gemüthvolle und zugleich fesselnde Romane einen guten Namen erworben, will uns auch in dieser Novelle weniger durch die Lösung gewagter Probleme oder geistreiche Combinationen blenden, als durch innige Gefühlstiefe erwärmen, mehr an unser Herz, als an unsern Geist sich wenden. Sie will besonders den Frauen ans Herz legen, daß die Tugend kein leerer Schall, daß das Gute doch endlich das Böse überwindet, und daß im einzelnen Menschenleben die größten Wirkungen auf die kleinsten Ursachen zurückzuführen sind, ebenso wie im Staaten- und Völkerleben oft kaum beachtete Vorgänge die Veranlassung zu welterschütternden Kämpfen werden.

Wie schon der Titel der vorliegenden Novelle erkennen läßt, führt uns Paula Herbst in „Jena und Strasburg“ bei Beginn des Buchs zurück zu den Tagen von Jena und Deutschlands Erniedrigung, und während die tragischen Ereignisse jener Zeit den düstern Hintergrund des Gemäldes bilden, verfolgen wir die Geschicke des Helden, eines älternlosen Franzosenkindes, das sein Dasein unter dem Kanonendonner der Schlacht in einem bescheidenen deutschen Forsthaus im Saalthal beginnt, durch seine Kinder- und Jünglingsjahre, indem zugleich die welterschütternden politischen Bewegungen in anschaulichen Bildern an uns vorüberziehen, bis endlich der Knabe zum Mann geworden, der Mann zum Greis; bis Deutschland sich fühlen gelernt, Elsaß und Lothringen zurückerobert, und dort in Strasburg, wo die Völker miteinander eine alte, heilige Schuld abrechnen, dort trägt auch der inzwischen zu Reichthum und Ehren gelangte Pflegesohn des biedern deutschen Försters die Schuld ab, die er Deutschland, die er seinen Pflegeältern zu zahlen hat.

Einfach und gemüthvoll, sinnig deutsch, patriotisch begeistert ist die Darstellung dieses hier in schwachen Umrissen angedeuteten Lebensbildes, und wer die furchtbaren Schreckenstage von Jena und die glorreiche Glanzzeit von 1870 an sich nochmals vorüberziehen lassen will, dem bietet „Jena und Strasburg“ genug der Anregung und Unterhaltung.

Noch mehr als diese Novelle hat uns der nächstfolgende Roman derselben Vefasserin angesprochen:

9. Heimatlos. Roman von Paula Herbst. Drei Bände. Bremen, Kühtmann und Comp. 1872. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Während die Verfasserin in der eben besprochenen Novelle mehr die Patriotin herauskehrte, bewegt sie sich hier ganz auf dem Gebiet des Weiblichen und wendet sich insbesondere und speciell an die Frauen. Sie will der Heldin, der heimatlosen Isy, zeigen, wie das Weib, das um seiner Liebe willen die Schranken des Anstandes durchbricht, kühn an dem Ehrwürdigen, dem Hergebrachten rüttelt, alte, heilige Formen verletzt, der Heimat und einem bescheidenen, aber glücklichen Familienkreis kalt den Rücken wendet, dereinst unter heißen Thränen sich in diese engen, friedlichen Verhältnisse zurücksehnen wird, und erst nach bangen, schweren Kämpfen, bittern Täuschungen und langer Irrfahrt den Hafen gewinnt, in welchem das müde Herz endlich Frieden findet. Nur groß angelegte Naturen sind fähig, eine große Leidenschaft mit allen ihren ernsten Folgen zu tragen; die anmuthigen, aber mittelmäßigen Erscheinungen, denen wir zum größten Theil in der Frauenwelt begegnen, die bescheidenen Veilchen und Vergißmeinnicht, sie verschmachten in dem Lande der Palme, und vergehen, sobald sie dem heimatlichen Boden, an dem sie mit allen Fasern ihres Wesens festgehangen, entrissen. So welkt auch Isy, die sich um des geliebten Mannes willen freiwillig in die Verbannung begeben, die den Glutblick der Sonne ebenso wenig ertragen kann, wie das wilde Feuer und die skeptische Gottes- und Weltanschauung des Gatten, der an Geist und Bildung so hoch über ihr steht, daß er es nicht für der Mühe werth hält, die geheimsten Vorgänge ihres treuen Herzens zu beobachten und der die deutsche Heideblume in dem heißen Boden einer südlichen Zone heimisch machen will, im fremden Lande dahin, bis sie endlich nach schweren Jahren des Leides und der Reue von treuer Hand in die Heimat zurückgebracht wird. Hier beginnt sie unter dem Einfluß zärtlicher, aber nicht verzehrender Liebe ein neues, schönes Dasein.

Um diese interessante Heldin gruppiren sich noch andere, ebenso treu und treffend gezeichnete Charaktere, und da der Roman reich an spannenden Momenten und überraschenden Wendungen, die Scenerie voll Abwechselung und Geschmack, wie auch der Stil meistens correct und die Sprache eine gemüthvolle, zum Herzen sprechende ist, so sei „Heimatlos“ hiermit besonders allen Frauen warm empfohlen. Wir betonen nochmals die gefühlsinnigen Schilderungen, die jedoch frei von jeder Sentimentalität sind, weil in unserer Zeit jene sittliche Würde und jener weibliche Zartsinn, welche der Frau so viel Reiz und Anmuth verleihen, immer mehr von der nüchternen, kalten, berechnenden, einseitigen Verstandesbildung, die sich geistreich nennt, in den Hintergrund gedrängt werden.

Feuilleton.

Ein deutscher Rhapsode in Amerika.

Wilhelm Jordan's rhapsodische Rundreisen in den nordamerikanischen Freistaaten haben in jeder Hinsicht einen glänzenden Erfolg gehabt, und nicht zu den geringsten Verdiensten des Dichters rechnen wir es, daß er den Sinn für deutsche Sprache und Literatur auch in sonst spröden anglo-amerikanischen Kreisen geweckt hat. Der Dichter hat für Amerika eine besondere, bereits vergriffene Auflage seiner „Nibelunge" erscheinen lassen, und die Hälfte derselben befindet sich in den Händen von Anglo-Amerikanern. Auch in Boston, wo er sich jetzt befindet, in der Hauptstadt des eigentlichen Yankeethums, dem anerkannten Centrum amerikanischer Bildung und Wissenschaft, besteht seine Zuhörerschaft mehr als zur Hälfte aus nichtdeutschen Amerikanern. Schon lange vor seiner angekündigten Ankunft bilden sich temporäre Clubs von Herren und Damen, die sich, unter Leitung eines Sprachlehrers, lesend und übersetzend auf seine „Nibelunge" vorbereiten, seinem Vortrag dann mit dem Buch in der Hand folgen und sich über die Fortschritte freuen, die sie in diesen poetischen Lessons so rasch machen. So erscheint Jordan in Amerika als Missionar deutscher Literatur bei den Yankees, die sich sonst sehr abgeschlossen und unnahbar für deutsche Dichtung zeigen. Vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean hat Jordan seine Rundreise ausgedehnt, den Deutschen ein Apostel aus ihrer schöpferischen Heimat, den Yankees eine Art Phänomen, das sie studiren, da es durch glänzende Erfolge „Mode" geworden ist. Nicht blos die deutschen, auch die englischen Zeitungen Amerikas beschäftigen sich eifrig und angelegentlich mit Jordan's Vorlesungen. Uns liegt die Nummer des „Boston daily Advertiser" vom 22. April vor; wir entnehmen derselben die folgende Kritik:

„Unsere Erwartungen waren nach allem, was wir von Dr. Jordan's Vorlesungen gehört hatten, hoch gespannt, doch wir fanden sie durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen; wir fanden einen Künstler im Besitz einer reichen, klangvollen Stimme, geschickt im Ausdruck der mannigfachsten Erregungen, vortrefflich in der Darstellung des Charakters und Alters der vorgeführten Personen, einen Dichter, der, nachdem er ein großes Epos und noch dazu ein großes nationales Epos geschaffen hat, auch die Fähigkeit besitzt, selbst sein bester Interpret zu sein. Es erinnert den Hörer an die im Gedicht vorgeführten Barden, an Volker, den Sänger der «Nibelungen» oder Horant, der friesischen Barden, welcher Siegfried's Thaten singt vor König Gunther von Burgund und Kriemhild, seiner Schwester. Es wäre schwierig, etwas als das Beste herauszuheben, wo alles von so echter Vortrefflichkeit ist. Die am meisten melodische Stelle war ohne Frage der Sang von Baldr und Nanna («Nibelunge», zweite Abtheilung, S. 173); die zarteste war die von dem Dichter selbst erfundene Episode, wo Siegfried, auf die Jagd eilend, die ihm den Tod bringen soll, den kleinen Sohn der Brunhild trifft, ihm die Blume gibt, welche auf der Mauer blüht, ihn auf sein Pferd nimmt und streichelt, und die in ihrer Großartigkeit ausdrucksvollste Stelle ist der Gesang der Nornen, welcher in dem Augenblick ertönt, wo Siegfried, seiner Schwüre, die er Brunhild gethan, vergessend, Kriemhild, der schönhaarigen Tochter Giebich's, sich verlobt. Diejenigen unserer Leser, welche so glücklich waren, Mrs. Fanny Kemble lesen zu hören, können sich eine Vorstellung machen von der Schönheit des Jordan'schen Vortrags. Ein besonderer Reiz desselben besteht noch darin, daß er weder Buch noch Manuscript benutzt, sondern, vor seiner Zuhörerschaft freistehend, die Worte spricht, als wenn der Quell der Poesie über seine Lippen strömte, ohne Vorbereitung und Ueberlegung. Hier und dort, wo es der Gegenstand erfordert, fügt er eine Erklärung hinzu; doch meistentheils fließt die Dichtung ohne Unterbrechung fort.

„Das Gedicht selbst ist eine großartige Composition, aufgebaut auf den ältesten Ueberbleibseln germanischer Sage. Die Quelle, welcher das mittelhochdeutsche Epos: «Der Nibelunge nôt» entströmt, ist nicht so frisch und rein wie die Sage, welche Sämund Sigfusson (gest. 1133) in der ältern Edda aufbewahrte. Eine Prüfung der vortrefflichen Uebersetzung derselben von Benjamin Thorpe (London, Trübner, 1866) wird diejenigen, welche hierfür Interesse hegen, beweisen, wie vortrefflich Dr. Jordan die reinste und älteste Quelle der deutschen Heldensage zu benutzen verstand. Doch auch andere Quellen hat er benutzt; so gibt ihm z. B. die einfache Mittheilung in der Völsungasage: «Und sie (die beiden Königinnen Kriemhild und Brunhild) versöhnten sich», das Motiv zu einem der schönsten und spannendsten Partien des Gedichts und eine Gelegenheit, mit poetischer Wahrheit und Einsicht die Thatsache zu erklären, daß Brunhild sich auf demselben Scheiterhaufen mit Siegfried verbrennen ließ. Dies Epos mag man eine poetische Wiedergeburt der fragmentarischen Legenden der Deutschen zu einem künstlerischen Ganzen nennen."

Nachdem sich der amerikanische Recensent noch über die Jordan'schen Metra ausgesprochen hat, für deren Erklärung ihm indeß die Kenntniß der altdeutschen Hebungen und Senkungen fehlt, sodaß er von Daktylen und Trochäen mit einer oder zwei kurzen Silben vor dem ersten Fuß, wodurch der Anfang iambisch oder anapästisch zu sein scheine, phantasirt und so, ohne es zu wollen, die Anarchie dieser altdeutschen Metrik für den modernen Standpunkt beweist; nachdem er sich noch zu Gunsten der Jordan'schen Alliteration ausgesprochen hat, welche von diesem Dichter regelmäßiger angewendet werde, als von Longfellow in seinem „Courtship of Miles Standich", bringt er noch die folgende nicht uninteressante Mittheilung: „Wir hatten privatim Gelegenheit, ein Fragment der «Nibelunge» zu hören, welches der Dichter in einer von ihm selbst verfaßten englischen Uebersetzung vorlas und wir waren erstaunt über die Gewandtheit derselben. In seiner englischen Gewandung klingt das Gedicht wie ein englisches Originalgedicht, indem mehrere Stellen nicht sowol Uebersetzung als Neudichtung sind. Auch hier beweist die Alliteration ihre Kraft, und es scheint uns, als würde sie dem englischen heroischen Blanc-vers eine großartige Wirkung geben."

Schließlich rückt der Referent seinen englischen Lesern einige gradus ad parnassum zurecht; er räth ihnen, sich auf die nächste Vorlesung durch die Lektüre der vorzutragenden Stellen vorzubereiten, gibt ihnen an, wo noch Exemplare der Dichtung zu kaufen sind, und fügt die Inhaltsangabe des vierten Gesangs, der vorgelesen werden soll, hinzu. Nachdem die Angloamerikaner ihre Paragraphos wohl einstudirt, werden sie das dulce und utile vereinigen, sich an der Dichtung erfreuen und zugleich die deutsche Sprache lernen.

Jedenfalls ist die Rundreise eines deutschen Dichters und Rhapsoden von einem Ocean zum andern etwas Neues, indem bisher blos deutsche Darsteller an den nordamerikanischen Bühnen Triumphe gefeiert haben; den Adel und die Würde deutscher Cultur wird der Vortrag einer talentvollen Dichtung durch den Dichter selbst nur heben, besonders gegenüber einem sich oft überhebenden Yankeethum.

Notizen.

Der tüchtige Sprachforscher Dr. Daniel Sanders hat ein „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (Berlin, Langenscheidt, 1872) herausgegeben. Wir halten den Gedanken, aus welchem diese Schrift hervorging, für einen sehr glücklichen, und stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er im Vorwort sagt: „Es gibt im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — festgestellt hat, und in denen das Schwanken

bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt sind, oder welche die richtigen oder vielleicht die allein richtige sein dürfte. Diese Zweifelsfälle sind nicht blos zahlreicher, sondern es ist auch die Unsicherheit in denselben größer, als man im allgemeinen glaubt und anerkennt." Sanders sucht nun in seinem alphabetisch geordneten Werk in allen derartigen Zweifelsfällen Auskunft zu geben. Das Alphabetische hat jedenfalls den Vorzug rascher Uebersichtlichkeit — und wenn man ein Wort und eine Wendung auch vielleicht nicht gleich da findet, wo man sie sucht, so wird man doch bei einiger Ueberlegung die rechte Stelle finden, an welche sie der Herausgeber gesetzt hat. Außer den kleinern Artikeln enthält das Wörterbuch auch einige größere Abhandlungen, z. B. über die Declination der Eigenschaftswörter und der Hauptwörter, über substantivirte Eigenschaftswörter, Verkürzung in Conjugationsformen. Das Werk verdient allen Kreisen, auch den Schriftstellern empfohlen zu werden, denen in zweifelhaften Fällen doch hier und dort eine Incorrectheit mit unterläuft.

Die im Shakspeare-Jahrbuch erwähnte lateinische Uebersetzung des „Julius Cäsar" ist jetzt vollständig im Druck erschienen unter dem Titel: „Shaksperi Julius Caesar. Ad textum qualem Nicolaus Delius constituit anglicum in senarios latinos transtulit Dr. Th. Jos. Hilgers, Collegii Hagenoviensis director. Dessaviae. Albertus Reissner sumptus fecit A. MDCCCLXXII."

Der Herausgeber des „Musikalischen Kinder- und Jugendfreundes", Dr. Friedrich Wilhelm Gebhardt hat einen „Musikalischen Schulfreund" herausgegeben, eine Auswahl von Liedern aus den Kriegsjahren 1870 und 1871 mit melodischen Gesangsweisen alter und neuer Zeit für die deutsche Jugend (Leipzig, Roßberg, 1872). Das Werkchen, welches 47 zwei-, 40 drei- und 3 vierstimmige Gesänge, mit geschmackvoller Auswahl der dichterischen Texte enthält, kommt einem von den Schuldirectionen in jüngster Zeit öfter empfundenen Bedürfniß entgegen und wird namentlich zur Hebung patriotischer Feierlichkeiten beitragen.

Bibliographie.

Arnd, E., Geschichte der Gegenwart. 3ter Bd.: Geschichte der Jahre 1867 bis 1871. 1ster Bd. Geschichte der europäischen Staaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

August, F., Untersuchungen über das Imaginäre in der Geometrie. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 15 Ngr.

Bauer, A., Zellengefängniß und Kajüte. Novelle. Bruchsal, Kapff. Gr. 8. 12 Ngr.

Bebber, J. van, Die strengen europäischen Winter vom Jahre 1829 bis 1871. Kaiserslautern, Kohr. Gr. 8. 7 Ngr.

Beer, A., Die Zusammenkünfte Josefs II. und Friedrichs II. zu Neisse und Neustadt. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Gr. 8. $22\frac{2}{3}$ Ngr.

Berger, W., Johannes Hus und König Siegmund. Augsburg. Butsch Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bergsöe, W., Die Braut von Rörvig. Erzählung. Nach dem dänischen Original-Manuscript frei bearbeitet von A. Strodtmann. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernhardi, K., Deutschland und Rom. Katholicismus und Protestantismus. Zwei Betrachtungen aus dem Jahre 1845. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bertram, Neue baltische Skizzen. Helsingfors. 8. 18 Ngr.

Betrachtungen über den Krieg in Frankreich 1870 bis zur Entwaffnung der französischen Armee bei Sedan. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bibliothek für Haus und Reise. 15ter Bd.: Der gute Herr. Eine Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Berlin, Goldschmidt. Br. 8. 10 Ngr.

Brockhaus, C., Aurelius Prudentius Clemens in seiner Bedeutung für die Kirche seiner Zeit. Nebst einem Anhang: Die Uebersetzung des Gedichtes Apotheosis. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Buchmann, F., Ueber und gegen den Jesuitismus. Zwanglose Abhandlungen über die jesuitische Taktik und Vollkommenheit, den jesuitischen Eid und Primat. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 20 Ngr.

Byron, Lord, Die Braut von Abydos. — Der Traum. Zwei Gedichte. Im Versmaß des Originals übertragen von O. Riedel. Hamburg, Grüning. 16. 15 Ngr.

Ditfurth, F. W. Freih. v., Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Wort und Weise gesammelt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. [illegible] Ngr.

Donin, L., Katholische Tugendprobe mittelst der Geschichte dargestellt. Wien, Kirsch. Gr. 16. 12 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., und O. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt. Leipzig, Fries. Lex.-8. 6 Thlr.

Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. 6ter Bd. 1806—1815. Breslau, Trewendt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem Könige Wilhelm. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Gegenwart von einem preußischen Stabsoffizier. 2ter Thl. Die Ereignisse vom 8. August bis zur Einschließung von Metz. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Finger, F. A., Die Schule und die Tagesfragen. Frankfurt a. M., Bälder. Gr. 4. 15 Ngr.

Fircks, Freih. v., Die Vertheidigung von Metz im Jahre 1870 nebst einer Uebersicht der Operationen der französischen Rhein-Armee. 1stes Heft. Berlin, Bath. Gr. 8. 28 Ngr.

Franz, A., M. Aurelius Cassiodorius Senator. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 20 Ngr.

Gensichen, O. F., Blitzableiter. Lustspiel. Berlin, Grosser. 8. 10 Ngr.

Goethe's Briefe an Eichstädt. Mit Erläuterungen herausgegeben von W. Freih. v. Biedermann. Berlin, Hempel. 8. 2 Thlr.

Goltz, Freih. H. v. d., Ein Blick in die idealen Seiten des Katholicismus. Oeffentlicher Vortrag. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 Ngr.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Graf Bruno Degenhart. Socialer Roman. Wien, Kirsch. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haake, A., Der Besitz und sein Werth im homerischen Zeitalter. Eine kulturhistorische Skizze. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 4. 6 Ngr.

Hamerling, R., Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. Hamburg, Richter. 8. 20 Ngr.

Hannah. Von der Verfasserin von „John Halifax, Gentleman." Aus dem Englischen von Sophie Verena. 2 Bde. Leipzig, C. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr.

Horn, E., Die Fragen der Gegenwart und die Volksschule. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 9 Ngr.

Hoefer, E., Goethe's Stellung zu Weimar's Fürstenhause. Eine Vorlesung. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hohenlohe-Ingelfingen, Kraft, Prinz zu, Ideen über Belagerungen. Ein Vortrag. Berlin, Voß. Gr. 8. 10 Ngr.

Höhlbaum, K., Joh. Renner's livländische Historien und die jüngere livländische Reimchronik. 1ster Thl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Holtzendorff, F. v., Das deutsche Reich und die Constituirung der christlichen Religionsparteien auf den Herbstversammlungen im Jahre 1871. Ein Vortrag. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Jensen, W., Eddystone. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Nordlicht. Novellen-Cyclus. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

John, R. E., Ueber Geschwornengerichte und Schöffengerichte. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 8 Ngr.

Lauser, W., Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mauć, P., Zur Frage über die sociale Stellung der Frauen und die weiblichen Bildungsanstalten zur Erwerbsfähigkeit. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Maennel, R., Was ist nach Kant schön? Ein Vortrag. Gera, Strebel. Gr. 8. 5 Ngr.

Herr General-Superintendent Dr. th. C. B. Moll und die sociale Frage in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. Eine kritische Beleuchtung des in Königsberg am 25. Januar 1872 gehaltenen Vortrags von einem Unbefangenen. Königsberg, Theile. 8. 5 Ngr.

Morich, C. T. L., Die nationale Schule. Eine Warnung. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 8 Ngr.

Mundus oder die Weltlage ohne Gott und mit Gott zur Warnung der Völker und ihrer Regierungen. Von Rhollandus. Wien, Kirsch. 8. 12 Ngr.

Muth, F. A., Waldblumen. Lieder. Frankfurt a. M., Hamacher. 16. 10 Ngr.

Pasqué, In Paris. Heitere Geschichten aus den Lehrjahren eines Sängers. 2 Bdchn. Berlin, Behr. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Politik als Weltstadium unter den Politikern und ihren Trabanten. Von einem Politiker. Wien, Kirsch. Gr. 16. 6 Ngr.

Preusker, A., Lexikon der bedeutenderen Schlachten, Belagerungen und Gefechte, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Raabe, A. H., Geschichte und Bild des Nero. Nach den Quellen bearbeitet. 1ste Hälfte. Utrecht, Kemink u. Zoon. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riecke, O., Gedichte. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 1 Thlr.

Robolsky, H., Paris während der Belagerung 1870—1871. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rothenflue, F., Die Maulwürfe. Ein Zeitbild aus der Gegenwart. Luzern, Gebr. Räber. 8. 1 Thlr.

Scherr, J., Hammerschläge und Historien. Zürich, Schabelitz. 8. 2 Thlr.

Stephan, H., Das heutige Aegypten. Ein Abriss seiner physiologischen, politischen, wirthschaftlichen und Cultur-Zustände. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stumpf, T., Die freie Kirche im freien Staate. Vortrag. Bonn, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 2ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Tonani, L., Ignaz von Loyola, der erste Jesuit oder der Schwur auf dem Montmartre. Geschichtliche Erzählung nach bisher unbekannten Quellen. 1stes und 2tes Heft. Elberfeld, Büttmann. Gr. 8. à 4 Ngr.

Villamaria, Rheinklänge. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Voigt, K., Stabilität und Entwickelung. Ein Wort zur Steuer der Wahrheit gegen die Broschüre: Was haben wir von der freien studentischen Vereinigung zu Jena zu erwarten? Jena, E. Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Winter, A., Der Bundesrath und die Reichsoberhausfrage. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 18 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 30. Mai 1872.

Zur Kriegslyrik von 1870—71.

1. Königslieder, alt und neu, von Karl von Holtei. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.
2. Die Harfe im Sturm. Erinnerungen an unsere große Zeit. Von Friedrich Hofmann. Leipzig, Wartig. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Kriegstagebuch in Liedern. Von Moritz Pläschke. Düsseldorf, de Haen. 1871. 8. 7½ Ngr.
4. Hurrah, Germania! Gedichte aus der Zeit des deutschen Heldenkampfes 1870—71 von Eduard Nickles. Karlsruhe, Braun. 1871. 16. 6 Ngr.
5. Deutsche Lieder von Leonhart Wohlmuth. Baireuth, Gießel. 1871. 16. 5 Ngr.
6. Zeitgedichte für Volk und Heer von Theodor Renaud. Stuttgart, Metzler. 1871. 8. 14 Ngr.
7. Zeitspiegel. Des deutschen Reiches Krieg, Sieg und Frieden. Sonette und Lieder. Von Julius Hübner. Dresden, Meinhold und Söhne. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Deutscher Frühling 1871. Politische Dichtungen zum Theil in den Formen des Minnesangs von Franz Leibing. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 6 Ngr.
9. Vor dem Befreiungskriege. Vaterländische Gedichte von Wilhelm Sehring. Karlsruhe, Selbstverlag. 1871. Gr. 16. 17½ Ngr.
10. Lieder aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (aus dem Jahre 1870). Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.

Wir haben heute den Nachtrab der durch den großen deutsch-französischen Krieg mobil gemachten patriotischen Lyrik kritisch zu würdigen. Konnten wir uns gleich beim Beginn der kriegerischen Bewegung, als der Strom der patriotischen Dichtung sich noch in den ersten kräftigsten Wellen ergoß, nicht verhehlen, daß das Flußbett, in dem die deutsche Kriegslyrik dahinflutete, an mehr als einem Punkte bedenklich seichte Stellen zeigte, so treten dieselben bei den sich jetzt immer mehr verlaufenden Wassern der durch die kriegerischen Ereignisse hervorgerufenen Dichtung heute in höchst ernüchternder Weise an den Tag. Verschwommenheit und Rhetorik sind die charakteristischen Merkmale der meisten der uns diesmal zur Besprechung vorliegenden kriegslyrischen und patriotischen Gedichtsammlungen. In vielen derselben herrscht eine Haltlosigkeit und Zerfahrenheit vor, welche weit davon entfernt ist, die großen nationalen Thaten der Jahre 1870 und 1871 poetisch würdig zu accompagniren. Viele dieser Sammlungen suchen vielmehr die zur Erreichung solchen Zwecks nöthige dichterische Energie und Prägnanz durch eine selbstgefällige Geschwätzigkeit zu ersetzen; diese Geschwätzigkeit aber hat, der jedesmaligen dichterischen Individualität gemäß, bald einen senilen, bald einen puerilen Charakter.

Senil in mancher Beziehung sind die patriotischen Gedichte des schlesischen Dichtergreises, mit deren Würdigung wir unsere heutige Revue eröffnen. Karl von Holtei's Lyrik hat niemals über das os magna sonaturum geboten. Man fühlt sich versucht, seine Muse mit derjenigen Hoffmann's von Fallersleben zu vergleichen. Beide Dichter haben eine unverkennbar tüchtige Gesinnung, eine herzgewinnende Redlichkeit und Geradheit; ihre Lebensanschauung verleugnet nirgends eine gewisse robuste Gesundheit, welcher alle schwärmerische und über praktische Ziele hinausschießende Idealität fern liegt; sie haben beide, obwol Holtei sich offen als Royalist bekennt, ein warmes Herz für das Wohl und Wehe des Volks und stets, wo es gilt für das unterdrückte Recht der Menschheit einzutreten, sieht man die greisen Häupter der beiden Dichter im Vordertreffen leuchten — aber dennoch fehlt ihren Poesien jenes Etwas, welches allen poetischen Aeußerungen erst eigentlich den Stempel der Weihe gibt: das vollaustönende und mächtig zu Herzen gehende Pathos einer von den höchsten Ideen wahrhaft inspirirten Dichtung. Der Lyra beider Poeten gebricht der weithinhallende Resonanzboden; alles Schwungvolle und Kräftige liegt ihnen fern, und nur allzu oft gemahnen uns ihre Dichtungen nüchtern und prosaisch. Das gilt auch in mancher Beziehung von Holtei's „Königsliedern" (Nr. 1). Der Königin Augusta gewidmet, knüpfen sie nicht alle unmittelbar an die Großthaten des

letzten Kriegs an, reichen vielmehr ihrer Entstehung und ihrem Inhalte nach von den dreißiger Jahren bis zum Jahre 1871. Fast alle tragen sie den Charakter der Gelegenheitspoesie und feiern meistens die Festtage des preußischen Staats und seiner Herrscherfamilie. Zu den besten unter den „Königsliedern" gehört das nachstehend mitgetheilte, welches den König Wilhelm verherrlicht:

Festlied zum 22. März 1869.

Er war ein Kind, als Friedrich's Sternenehre
In Jenas Sturm am Firmament verblich,
Dem Thron, dem Land, dem Heer zur ew'gen Lehre,
Der ganze Staat aus seinen Fugen wich.
Die Königin der Frauen,
Ein Flüchtling anzuschauen,
Die Mutter, ihre Kinder an der Hand,
Sie suchte Schutz am fernen Ostseestrand.

Er war ein Jüngling, als der dumpfe Friede,
Der schmachbeladne, sich erhob zum Krieg,
Als Breslau ward die große Waffenschmiede
Für Deutschlands Freiheit durch gewalt'gen Sieg.
Hier an des Vaters Seite
Gab er ihm das Geleite
Hinaus, hinaus wol über Elb' und Rhein,
Bis in des Erbfeinds Residenz hinein.

Er war ein Mann, da aus dem Drang der Zeiten
Ein neuer Geist sich kühn hervorgethan,
Da Rechte sich mit Pflichten wild entzweiten,
In Streit geriethen edler Sinn und Wahn.
Doch nie ließ er sich rauben
An Preußens Volk den Glauben,
An diesen stets erprobten sichern Hort;
Ich bin ein Preuße! blieb sein Losungswort.

Er war ein Greis, da galt es zu verflechten
Mit eigner Würde junger Welt Begehr,
Da galt es für ein einig Reich zu fechten,
Gerüstet auf jedwede Gegenwehr.
Mit tiefen Seelenschmerzen,
Fürwahr mit schwerem Herzen
Griff er zum Schwerte, aber wie er's schwang —
Ich bin ein Preuße! scholl sein Schlachtgesang.

Du bist ein Preuße, Herr! Du hast's erfahren,
Daß unserm König Gottes Huld geneigt,
Da dir in blut'ger Schlacht die Heldenscharen
Entgegenjauchzten, wo du dich gezeigt.
Der Segen ist dein eigen,
Wo du dich nur magst zeigen,
Gerecht und tapfer, pflichtgetreu und mild,
Des sel'gen Vaters lebensfrisches Bild.

Dich lieben wir! — Ob schweigend in sich trage
Ihr warm Gefühl des deutschen Mannes Brust,
Es macht sich Luft an deinem Jahrestage,
Da bricht's hervor mit Jubelklang und Lust.
Und immer tönen wieder
Der Vielgetreuen Lieder:
Beglückt ein Volk, dem dieses Heil beschert,
Daß es sich selbst in seinem König ehrt.

Niemand wird sich der Wirkung dieses echt volksthümlichen Liedes entziehen können. Es geht ein Zug freudiger Begeisterung durch dasselbe, welcher jeden Unbefangenen ansprechen muß.

Neben die Holtei'schen „Königslieder" stellen wir die Poesien eines andern Veteranen der Dichtkunst, welcher nicht weniger als der schlesische Sängergreis ein echter Freund und Dichter des Volks genannt werden darf. Wir meinen Friedrich Hofmann's poetische Erinnerungen an die jüngst durchlebte große Zeit: „Die Harfe im Sturm" (Nr. 2). Wie Hofmann's frühere Gedichte beweisen, ist er ein Dichter von edelster Gemüthswärme. Das haben namentlich seine durch eine Reihe von Jahren in die „Gartenlaube" gelieferten Poesien, meistens Gelegenheitsdichtungen, in hohem Maße gezeigt; nichts Menschliches ist ihm fremd. Er hat ein warmes Vaterlands- und Volksgefühl und weiß dieses Gefühl in leichtfließenden, oft höchst sangbaren Versen auszuströmen. So enthält denn auch seine neueste Liedergabe viel des Trefflichen und Anerkennenswerthen: meistens Festgedichte, Prologe von patriotischem Schwunge und genrebildliche Kriegs- und Friedensbilder von plastischer Greifbarkeit, welche theilweise schon aus der „Gartenlaube" bekannt sind. Wir theilen als Probe aus „Die Harfe im Sturm" das folgende schwungvolle Gedicht mit:

Leipzigs Gruß den heimkehrenden Kriegern.

Willkommen, deutsches Heldenheer,
Dem keines gleicht zu Land und Meer
In aller Völker Reichen!
Ob unser Dank den Wolken naht,
Nie kann der Größe eurer That
Des Dankes Größe gleichen!
Euch selbst zum Walle aufgethürmt,
Habt ihr das Vaterland beschirmt
Vor seines Erbfeinds Streichen.

Wie von dem ganzen Vaterland
Sei Dank und Preis mit Herz und Hand
Euch heut' von uns geboten!
Wem auf der Welt wär' es nicht kund,
Wie reich besä't ist unser Grund
Mit aller Völker Todten!
Dank euch, daß nicht, vom Blute satt,
Um unsre alte Schlachtenstadt
Von neuem trieft der Boden!

Der Kränze, die der Krieg uns trug,
Der alten Kränze sind's genug,
Genug nun auch der neuen!
An Ehren steht uns niemand gleich:
Jetzt gilt's im ein'gen neuen Reich
Der Freiheit Saat zu streuen!
Dann wird in seinem heil'gen Schos
Ein Volk sich, deutsch und stark und groß,
Des Siegs und Friedens freuen!

Außer diesem Gedichte, welches in 180000 Exemplaren gedruckt und von dem leipziger internationalen Hülfscomité an alle durch die „Schlachtenstadt" ziehenden Krieger als Erinnerungsblatt vertheilt worden ist, zeichnen wir unter den Poesien dieser Hofmann'schen Sammlung noch den gehaltvollen Prolog „Der Sieg von Sedan", das reizende Genrebild „Mütterleins Feldpostpacket", das rührende Gedicht „Die zwei Schützen vom 108. Regiment", das schöne Lied „Neuer Landesvater" und den gedankenvollen Prolog „Dem Kronprinzen von Sachsen" rühmlich aus und erwähnen nur noch, daß der Dichter diese Sammlung in edler Menschenliebe zum Besten einer Weihnachtsfestgabe für die Waisen, Witwen und Invaliden unserer Krieger in Leipzig und seinen Vorstadtdörfern herausgegeben hat. In einer der Sammlung als Vorrede vorangeschickten „Bitte" spricht der Dichter den Wunsch aus, es möge aus dem mit den vorliegenden Gedichten ge-

machten kleinen Anfange ein sich jährlich erneuender allgemein deutscher „Weihnachtsbaum“ herauswachsen, wie der Dichter in frühern Jahren einen solchen von Hildburghausen aus hatte gründen und Jahre hindurch pflegen helfen. Er überläßt die Ausführung dieses Gedankens jüngern Kräften. Möge dieser Gedanke eines menschenfreundlichen Dichters der deutschen Nation auch hiermit ans Herz gelegt sein!

Das „Kriegstagebuch in Liedern“ (Nr. 3) von Moritz Pläschke, einjährig Freiwilligem im niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39 enthält warm und frisch geschriebene Lieder in meistens ansprechender Form und ist den Kriegskameraden des Dichters zugeeignet. Die Lieder behandeln theils die großen Momente des Kriegs, theils sind sie persönlichen Begegnungen und Stimmungen gewidmet. Zu den Liedern der letzten Art gehört das im Folgenden als Probe hier mitgetheilte, in welchem ein inniges Gefühl in höchst melodischen Versen austönt:

Lebewohl.

Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar,
Du holde Frauenblüte!
Fahr' wohl, fahr' wohl! Und daß dich Gott,
Du Liebliche, behüte!
Der strenge Ruf des Schicksals treibt
Hinaus mich in die Ferne;
O leuchte mir auf finstrer Bahn,
Du freundlichster der Sterne!

Denn wie ein Stern erscheinst du mir
In trüb umhüllten Tagen,
Du lenktest sanft empor den Blick
Von allen Erdenplagen!
Gleichwie den Wandrer hold erquickt
Ein Quell in sand'ger Wüste,
So hast den Fremdling du beglückt,
Da er dich müd' begrüßte!

Begraben lag vor mir in Nacht
Der schwere Ernst der Zeiten,
Sah ich doch freundlich wie im Traum
Vorbei die Stunden gleiten!
Ob Haß die Völker blutig schied,
Wir theilten nicht ihr Hassen —
Und doch — das Schicksal hat's gewollt!
Und so mußt' ich dich lassen!

Nimm denn den letzten Scheidegruß!
Der Wind auf leichten Schwingen
Trag' aus der Ferne dir ihn zu,
Dich leise zu umklingen:
Fahr' wohl, fahr' wohl! Und daß dich Gott,
Du Liebliche, behüte!
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar,
Du holde Frauenblüte!

(St.-Jean de Losne, den 17. Februar 1871.)

Ein hübsches, wenn auch keineswegs bedeutendes Talent bekunden die Gedichte „Hurrah, Germania!“ (Nr. 4) von Eduard Nickles, welche dem Leonidas der Vogesen, dem General von Werder, zugeeignet sind. Sie sind vom echtesten Patriotismus dictirt worden, und wenn in ihnen auch hier und da eine etwas nüchterne Rhetorik die Poesie in den Hintergrund drängt — wir vergessen gern die Scharten des Bechers, wenn, wie hier, Wein, der uns aus ihm credenzt wird, ein das Herz erwärmender ist. Wir theilen ein Sonett als Beispiel für den poetischen Stil von Eduard Nickles mit:

Dem Kriegsherrn Frankreichs.

Du sandtest deine Turkos und Zuaven
Wol als des Heeres edle Vorderglieder,
Das auf den Bannern einmal „Bildung“ wieder
Und „Freiheit“ trug — das arme Volk von Sklaven!

Vernichtend sollten, gleich geschmolznen Laven,
Sie stürzen von den welschen Bergen nieder;
Doch Lob sei Gott: im Herzen treu und bieder
Erbebte drob nicht Einer unsrer Braven!

Du hetztest, statt dich Mann an Mann zu messen,
Auf deinen Feind den Hund zuvor im Sprunge,
So gänzlich allen Rittersinns vergessen.

Laß immerhin in stolzem Redeschwunge
Dich Feldherr nennen; uns bedünkt indessen:
So kämpft noch nicht einmal ein Schlächtersjunge!

Nach Inhalt und Form lobenswerth sind auch die „Deutschen Lieder“ von Leonhart Wohlmuth (Nr. 5), wenngleich ihnen eine wirklich geistige Bedeutung nicht beigemessen werden kann. Sehr warm empfunden sind in dieser Sammlung die Gedichte „Elsaß“ und namentlich „Die Soldatenbraut“, die Hauptzierde dieses Liederbuchs.

Die Emanuel Geibel gewidmeten „Zeitgedichte für Volk und Heer“ von Theodor Renaud (Nr. 6) erscheinen zum Besten der Invaliden und zeichnen sich durch manchen hübschen Gedanken und Prägnanz des Ausdrucks aus. Einen dauernden Werth haben indessen auch diese Gedichte nicht. Das folgende Lied gehört zu den bessern Stücken der Sammlung:

Volkslied.

Der Winter ist gekommen mit Schnee und Eis;
Mareili, am Fenster, was weinst du leis?
O weine!

Die Thränen rinnen in warmem Lauf,
Die Thränen thauen die Scheiben auf.
O weine!

Dein Schatz ist gezogen in blutige Schlacht,
Das Welschland hat ihn ums Leben gebracht!
O weine!

Sie haben ihn schnell nach Soldatenart
Mit vielen Gesellen ins Grab gescharrt.
O weine!

Am sechsten Tag schon begraben er liegt.
Mareili, du weinst und weißt es doch nicht.
O weine!

Eine bedeutendere Dichterkraft als wir sie in den zuletzt erwähnten Sammlungen fanden, spricht aus den unter dem Titel „Zeitspiegel“ (Nr. 7) von dem berühmten Maler Julius Hübner veröffentlichten Sonetten und Liedern. Hübner weiß in einer krystallhellen Form bedeutende Gedanken auszuprägen und so seinen humanen und echt patriotischen Gesinnungen einen würdigen Ausdruck zu leihen. Seine Sonette sind architektonisch abgerundet, seine Lieder haben meistens einen musikalischen Schmelz und oft schwebt der Geist classischer Schönheit über seinen Versen. Hier ein Sonett zur Probe:

An Deutschland.

(12. April 1871.)

Lehr' deine Jugend stolz den Nacken bäumen,
Spartanisch sei die Zucht bei Trank und Mahl,
Dem Joche trotze Arm und Faust von Stahl,
Laß ins Gebiß voll Ungeduld sie schäumen.

Befreie sie vom eitel dumpfen Träumen
Und von unnützen Wissens leerer Qual;
Gereiften Urtheils scharfer Sonnenstrahl
Erhell' das Land, die Schwarzen werden's räumen.

Noch sinnen sie, wie sie dich unterjochen,
Mein Volk, mit arger, stets erneuter Tück
Die bluterkaufte Geisterfreiheit schwächen.

Doch fürchte nichts! Denn einmal ausgesprochen
Der Freiheit Wort, ruft es kein Gott zurück,
Der deutsche Geist wird alle Fesseln brechen!

Unter den übrigen Hübner'schen Gedichten dieser Sammlung zeichnen sich noch die Sonette „Dankgebet" und „Penelope-Germania", sowie die Lieder „Sieg bei Wörth" und „Narren?" durch die Bedeutsamkeit ihres Gehalts aus.

Der „Deutsche Frühling" von Franz Leibing (Nr. 8) stellt sich in mancher Beziehung würdig neben die Hübner'schen Gedichte. Leibing verfügt wie Hübner mit Souveränetät über die dichterische Form und ist wie jener von echter Vaterlandsliebe voll. Wenn er sich aber in der in Rede stehenden kleinen Sammlung die Aufgabe gestellt hat, die Weisen und Formen Walther's von der Vogelweide in die moderne Poesie wieder einzuführen, so muß das mit Entschiedenheit als ein verfehltes Experiment bezeichnet werden. Die kunstvollen, um nicht zu sagen gekünstelten Formen des Minnesangs mögen zu ihrer Zeit eine Berechtigung gehabt haben — heute müssen sie als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden, auf den die moderne Dichtung nicht zurückgehen darf. Sie heute wieder lebendig machen wollen, das hieße das frische und gesunde Reis moderner Poesie auf einen abgestorbenen Stamm pfropfen. Wofür in dem Geschlecht der Gegenwart kein Verständniß lebt, das sollen wir nicht künstlich zum Leben wach rufen wollen. Unmittelbare Begeisterung ahmt überdies niemals nach, und wo ein origineller Gedanke in einem originellen Kopfe nach dichterischer Gestaltung ringt, da findet sich gewiß auch die originelle Form. Ohne Zweifel ist es wahr, daß unsere poetischen Formen an einer gewissen Monotonie leiden. Aber müssen wir deshalb zu den Formen des Minnesangs zurückgreifen? Gewiß nicht! Man schaffe unmittelbar aus dem Bewußtsein der Gegenwart heraus neue Formen! Das ist der einzig richtige Weg. Waren doch auch die Minnesänger in ihren dichterischen Formen originell — und wir wollen es auch sein! Leibing beweist übrigens, abgesehen von seiner Minnesängermanie, ein ganz respectables Talent. Zum Beweise hierfür theilen wir das folgende kleine Gedicht mit:

Auf Wilhelm's von Hohenzollern Krönung.

(18. Januar 1871.)

Die Kron' ist jünger als der König! rühmt mein Lied,
Der Kaiser Wilhelm war sein eigner Kronenschmied,
In funfzig Schlachten ist sein Werk gediehen.
So fest steht sie auf seinem kaiserlichen Haupt,
Wie eines Eichbaums Krone grün und dicht belaubt,
Und keines mag dem andern Glanz entziehen.

Wol streiten beide um den Preis,
Der Edelsteine Glanz, des Haares Silberweiß,
Solch Schmuck mag Volk und Fürsten wohlgefallen.
So einer nun nach Deutschland fragt,
Dem zeigt die Kron' auf jenem Haupt und sagt:
„Das ist der Leitstern unsern Völkern allen."

Einem ansprechenden Gedanken leiht ferner das folgende Sonett Ausdruck:

An die Kaiserin Augusta.

Zur Zeit der höchsten Schmach vor sechzig Jahren,
Da brach Luisens königliches Herz,
Doch sterbend schlug den Blick sie himmelwärts
Und sprach das Wort, das treulich wir bewahren:

„Ob auch des Höllenfürsten wilde Scharen
Die Welt erfüll'n mit Sünde, Schand' und Schmerz,
Ich glaube nicht an die Gewalt von Erz,
Nur an das Recht, es wird sich offenbaren!"

Ein Engel steht am Stuhle Gottes droben
Und sammelt der Bedrückten bittre Zähren:
Aus jener Duld'rin Thränen ward gewoben
Dir, Kaiserin, die höchste, ird'sche Krone —
So trage sie dem ew'gen Recht zu Ehren,
Das sicher immerdar im Reiche wohne.

Leibing, wir wiederholen es, ist ein Dichter von hübschem Talent. Möge er die Idee fahren lassen, daß die poetische Form der Gegenwart sich durch Herübernahme der Weisen der Minnesänger verjüngen müsse, möge er vielmehr, frei von allem Regelzwang, singen wie ihm ums Herz ist — und wir werden Freude an seinen Dichtungen erleben!

Eine tüchtige Gesinnung spricht aus den „Vor dem Befreiungskriege" (Nr. 9) betitelten Gedichten von Wilhelm Sehring. Sie stammen theilweise aus einer sehr frühen Zeit, aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, und reichen bis zum Jahre 1868, sodaß sie, genau genommen, mit dem deutsch-französischen Kriege nichts zu schaffen haben. Aber sie verdanken ihre Entstehung doch zum Theil der Stimmung, welche diesem Kriege voranging. Namentlich lobenswerth sind die fein pointirten Distichen des Dichters, welche oft eine epigrammatische Schärfe haben. Unter den übrigen Gedichten dieser Sammlung verdienen noch das „Dem König Georg von Hannover" überschriebene und das an Justinus Kerner gerichtete auszeichnend genannt zu werden.

Hatten die im Vorstehenden berücksichtigten Dichter in ihren Poesien mehr einem abstracten Patriotismus Ausdruck gegeben, wobei oft genug die Phrase und eine hohle Rhetorik mit unterlief, so tritt uns in den anonym erschienenen „Liedern aus Frankreich" (Nr. 10) ein sich in feingezeichneten und lebhaft und anschaulich geschilderten Genrebildern ausgebender Patriotismus entgegen. Die Lieder haben viel Farbe und Leben und sind Producte eines anmuthigen Talents von Phantasie und Empfindung. Der Dichter hat es verstanden, dem buntbewegten Kriegsleben manches interessante Bild, bald schrecklich, bald anmuthig, wie der Tag es gab, abzugewinnen und es dichterisch zu gestalten. Einzelne solcher Bilder haben einen fast episch gemahnenden Zug, wie z. B. das folgende, welches uns in ein Schloß führt, dessen Bewohner soeben vor den heranrückenden Feinden die Flucht ergriffen haben:

Mitunter glaubt man wohl, man sei am Ziel.
Aus dunklem Laubgewirr blitzt hier und da
Ein weißes Licht; doch hoher Steinwall schließt
Sich rings umher. Du schreitest an ihm hin,

Bis sich ein eisern Gitter, goldgezackt,
Ihm einfügt; festgeschlossen, wie du es
Zuvor gewußt, doch trägst den Schlüssel du
In eigner Kraft: Ein Stoß! und kreischend fliegt
Das Thor verdrossen auf. Ein breiter Weg,
Mit feinem Sand geebnet, sonnbeglänzt,
Doch grabesstill. Nur durch das Laubbosket
Huscht scheu ein Vogel, und ein Falter wiegt
Stahlblaue Flügel um den Sockelstein,
Der auf des Rasens Mitte schweigsam ernst
Kunstvolle Urne trägt, als bärge sie
Die Asche lang' verschollenen Geschlechts,
Das dieses Eden einst belebt. Das dort
Bewundernd vor dem Marmorgliederbau
Apollo's stand — mit Aphrodite hier
Dem Wogenschaum entstieg — und Vaterangst
Nachfühlend, drüben sich dem Schlangenbiß
In lebensvoller Qual, und doch verklärt
Vom ruhevollen Hauch der Kunst entrang.
Nur die Natur scheint noch den ew'gen Kreis
Des Lebens zu erhalten. Funkelnd glüht
Die Blüte, deren Frucht Persophone's
Geschick entschied; die Centifolie nickt
Aus reichem Blätterschmuck; betäubend wogt
Violenduft mit Rosen untermischt —
Und über allem einsam, mittagsheiß
Der blaue Himmel und der Sonne Gold,
Schwerflüssig — wenn ein seltsam Bild erlaubt,
Das doch bezeichnend —: mehrkarätig als
Das mattere Metall, mit dem im Nord
Der Himmel unsern Sommer überfließt.
Da blitzt das weiße Licht, das dich von fern
Zuerst begrüßt, aufs neue durchs Gezweig.
Zwei Schritte noch, du stehst davor. Ein Schloß,
Das blendend flimmert, hochgetreppt, im Stil
Der Zeit, die sich dichtwucherndem Gerank
Des Ungeschmacks entwunden und zurück
Zu einfach edler Form gekehrt. Aus Stein
Gehauen halten Löwen am Portal
Vergeblich Wacht, denn auch die eichene Thür
Weicht der Gewalt. Ein tiefverhängtes Licht
Umschleiert drinnen alles und erscheint
Dem glanzgewöhnten Auge dämmrungsgleich.
Und mählich erst erfaßt der Blick die Pracht,
Die ihn umgibt, zu höherem Genuß
Sinnvoll geordnet und durch Kunst verschönt.
Ein feiner Duft durchzittert noch den Raum:
Du athmest ihn, als hätte unsichtbar
Dich eines schönen Mundes Hauch gestreift —
Und wie du über jene Schwelle trittst,
Ist's dir, als kläng' ein Mädchenlachen noch
Vom Sammetvorhang, der in schwerem Fall
Den hohen Saal vom zierlichsten Boudoir
Abtrennt. Im Luftzug fällt ein Notenblatt
Vom aufgeschlagenen Flügel — auf dem Tisch
Von Rosenholz ein angefangner Brief:
„Ma chère amie" — ein leiser Flötenton
Lenkt deine Blicke ab, und über dir
In goldnem Käfig gaukelt blütenhaft
Ein Kolibri, wie farbig Sinnbild der
Reizvoll beschwingten Anmuth, die dies Haus
Dereinst belebt.
Dereinst? Wie lang' ist's her?
Die Rose, die bei jähem Aufsprung hier
Von schreckdurchwogtem Busen oder aus
Der dunkeln Lockenpracht zu Boden fiel,
Gibt Antwort drauf! Sie liegt noch unverwelkt
Und sagt, daß kaum, vielleicht daß gestern erst
Das ahnungslose Glück hier, aufgescheucht
Von Schreckenskunde, wie ein zitternd Reh
Besinnungslos entfloh — daß plötzlich, wie
Auf Herculanum und Pompeji einst,
Das Ungedachte furchtbar, riesenhaft
Herniederbrach und jeden, wie er stand,
Das nackte Leben zu erhalten trieb!
Nur sie, des Glückes Sinnbild, redend noch
Liegt hier sie im verödeten Gemach:
Wie aus der Asche von Jahrtausenden
Der Meißel farbenfrisch ein Bild zurück
Ans Licht beschwört, das Zeugniß märchenhaft
Von einer Stunde gibt, drin eine Welt
Zu odemlosem Räthsel uns erstarrt.

Es ist etwas von der Farbenpracht und sinnlichen Fülle Robert Hamerling's in diesen Versen. Neben solchen epischen Schilderungen enthält das Buch manches sinnreiche Lied, sogleich das erste: „Nun erbleichet der Tag", ferner: „Daß die nächste Stunde nicht mehr dein", „Doch was drängt der fremde Jammer", „Wir saßen am Grabenhange", „Drum nimm, mein Kaiser" u. a. m. Jedenfalls verdienen diese Lieder die Beachtung des Publikums.

Werden diese Gedichte des talentvollen Anonymus von einer blühenden Frische und sinnlichen Plastik gekennzeichnet, so gemahnt uns eine Reihe anderer uns heute vorliegender Sammlungen allzu abstract und reflectirt. Das Dichterwort von „des Gedankens Blässe" findet auf sie eine passende Anwendung. Wir rechnen zu diesen Sammlungen in erster Linie die folgenden:

11. Unter dem Reichspanier. Strophen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Bassermann. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
12. Kaiser und Reich. Poetisches Tagebuch aus Deutschlands großer Zeit von Hans Köster. Berlin, Hertz. 1872. 8. 16 Ngr.
13. Kreuz und Schwert. Zeitklänge aus den Jahren 1870 und 1871 von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin, Lipperheide. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.
14. Patriotische Lieder und Zeitgedichte von Victor Granella. Bonn, Cohen und Sohn. 1871. 16. 1 Thlr.
15. Ein Baustein zum Wilhelms-Denkmal in Breslau von Max Kalbeck. Breslau, Gosohorsky. 1871.

In allen diesen Sammlungen herrscht das Rhetorische vor. Eine eigenartige geistige Physiognomie tritt in ihnen nirgends zu Tage, und in dem allgemeinen iambischen oder trochäischen Wogenschlage geht alle Prägnanz und Präcision unter. Männliche Gesinnung und patriotisches Gefühl lassen sich allerdings namentlich den drei erstgenannten Sammlungen nicht absprechen. Diese beiden Momente sind vielmehr der eigentliche geistige Mittelpunkt, um welchen die Gedichte von Georg von Oertzen (Nr. 11), Hans Köster (Nr. 12) und Franz Wilhelm von Ditfurth (Nr. 13) ihre concentrischen Kreise ziehen; bei dem letztern ist namentlich seine Polemik gegen die Pfaffen und ihre Uebergriffe in Staat und Leben anerkennenswerth. Ditfurth ist formgewandter und graziöser als der in der Form mitunter etwas schwerfällige Oertzen und der in seinen Versen häufig allzu überladene und wortreiche Köster. Schwungvoll feiern Oertzen und Köster den Frieden. Oertzen singt:

Dankgebet.

Lobet den Herrn!
Weckten Verklärte noch einmal die Leier,
Schmückten sich späte Geschlechter zur Feier,
Tönte der Schall
Allüberall,

Schwebten die Engel vom Himmel hernieder,
Mit uns zu jauchzen ewige Lieder,
Wallte mit Palmen der wachsende Zug,
Nimmer genug, nimmer genug
Sängen und sagten wir:
Lobet den Herrn!

Lobet den Herrn!
Augen voll Klarheit und Herzen und Hände
Rüsteten Bleibendes: aber das Ende,
Aber die Macht,
Die es vollbracht,
Gottes Gedanken, von Menschen gestaltet;
Bis sich die Fülle des Segens entfaltet,
Schauen wir betend und neigen das Haupt,
Stumm, armseliger Worte beraubt.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Köster läßt sich über das gleiche Thema folgendermaßen vernehmen:

Danklied zum Siegesfest.

Victoria!
Halleluja!
Lobsingt dem Herrn, der Tag ist da,
Von Gottes Gnad' uns licht umsäumt!
Lauf', eil' mit vollen Schlägen
Ihm, deutsches Herz, entgegen;
Was du gedacht,
Wie er's gemacht,
So groß nicht hattest du's geträumt!

Victoria!
Halleluja!
Dem Gottes Hülfe war so nah,
Mensch, will dein Dank ihm ferne sein?
Auf ihn stand's — unser Hoffen,
Auf ihn ist's eingetroffen;
Gekriegt, gesiegt,
Wie er's gefügt —
Gott in der Höh' die Ehr' allein!

Victoria!
Germania,
Jauchz' auf, sing' ihm Halleluja,
Still zum Gebete falt' die Hand,
Nicht daß, wie Hagel wettert,
Dem Feind wir's G'nick zerschmettert,
Nicht das; — daß du
In sichrer Ruh'
Jetzt schaust durch dein geeinigt Land.

Victoria,
Germania!
Das Wunder, das an dir geschah,
Wahr's als dein göttlich Gnadenlehn.
Die tausendjähr'gen Krücken
Wirf weg und laß dich schmücken,
Hoch dein Panier,
Mit Kranz und Zier
Zu deiner Hochzeit einzugehn.

Den heil'gen Bund
Mit Herz und Mund
Auf Gottes Treu' leg' seinen Grund,
Sein ist die Macht, Halleluja!
An seines Kleides Falten
Häng' dich, ihn festzuhalten,
Daß sich im Licht
Sein Angesicht
Dir segnend neigt, Germania!

Unter den übrigen Gedichten Oertzen's und Köster's heben wir aus des erstern Sammlung besonders die Lieder: „Das ist die Zeit“ und „Zum Regiment“, sowie die Dithyrambe: „Den Landsleuten in fremden Welttheilen“; aus dem „Poetischen Tagebuch“ des letztern: „An Paris“ und „An die Kaiserin“, rühmend hervor.

Unter den Gedichten Ditfurth's möchte das nachstehend mitgetheilte den Preis verdienen:

Das Strafgericht.

So ist es da, das Strafgericht,
Von Lug und Trug heraufbeschworen:
Das Kaiserthum, im Sturm geboren,
Im Donnersturme geht's verloren —
Gleich einem Schiff am Felsen bricht —
Und niemand weiß, was draus erkoren.

Weil du die Welt ins Sklavenjoch
Mit deinen Schergen sannst zu schlagen,
Dein Schwert in alle Welt getragen:
Hast du gewähnt, dein Siegeswagen,
Vor dessen Nahn scheu alles kroch,
Lass' auch Germania verzagen?

Thor! Schlachtgewaltig ist ihr Speer;
Sie nahm den Kampf auf unerschrocken,
In allem Grimme mit Frohlocken.
Weh, Pharao! Du kommst nicht trocken
Aus ihres Zornes rothem Meer,
Zwingst diese Wellen nicht zum Stocken!

Jetzt vor dem edeln Heldengreis,
Dem höhnend du vor wenig Wochen
Mit bubenhaft gemeinem Pochen
Dein ewig Friedenswort gebrochen,
Stehst du als Bettler; hast ihn leis'
Um seine Gnade angesprochen.

O Nemesis, du bist kein Traum,
Wofür dich der Tyrann gehalten!
Noch wird die ew'ge Ordnung schalten,
Daß Lug und Trug nicht soll erhalten
Den letzten Sieg im Erdenraum,
Doch Recht und Sitte göttlich walten.

Ditfurth versteht den Reim geschickt zu handhaben, wie dieses Gedicht beweist.

Die „Patriotischen Lieder und Zeitgedichte“ von Victor Granella (Nr. 14), mit seinem wahren Namen: W. Tangermann, reichen bis ins Jahr 1848 hinab und lassen bei einer sehr anerkennenswerthen Tüchtigkeit der Gesinnung jene künstlerische Abgeklärtheit vermissen, welche allein im Stande ist, wahrhaft Werthvolles zu leisten. Sie reflectiren über „alle Dinge und einige andere“ und verfallen dabei hier und da in einen Ton der Geschwätzigkeit, welcher, weit entfernt davon, Poesie zu sein, nichts ist als versificirte Prosa. Formell dürfen sie im ganzen gewandt genannt werden.

Aehnliches gilt von Max Kalbeck's unter dem Titel „Ein Baustein zum Wilhelms-Denkmal in Breslau“ (Nr. 15) erschienenen sechs Gedichten, obwol in ihnen die nüchterne Reflexion weniger störend hervortritt als in den vier soeben gewürdigten Sammlungen. Aber auch ihnen wäre im ganzen mehr Gefühlswärme, weniger rhetorisches Pathos zu wünschen gewesen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die deutschen Ostseeprovinzen.

Vor uns liegt wieder eine ganze Reihe von Büchern und Flugschriften voll von Beweisen von den fortdauernden unverdienten Leiden der Balten, von Beweisen, daß man an der Düna und am Peipus noch immer nach der Regel Johann's des Schrecklichen verfährt: „Die Deutschen hauet, das Estenvolk aber nöthigt zum Kreuzeskuß.“ Ebenso viel Beweise werden dabei auch geliefert, daß die Moskowiter noch immer eines Zaren Peter bedürfen, der ihren Fremdenhaß, ihren Dünkel und ihre Culturverachtung bändigt, der, ihrer Ränkesucht unzugänglich, emsig darauf hinarbeitet, Rußland in die Reihe der europäischen Culturstaaten einzuführen, und dazu die Dienste der Deutschen benutzt, indem er durch Achtung vor ihrer geistigen und sittlichen Tüchtigkeit und vor ihrem Recht ihnen selbst den Muth und die Kräfte vermehrt, um ihm zur Erreichung dieses Ziels zu verhelfen. Alexander II. ist kein Peter. Daß es nur an seinem entschiedenen und ausdauernden Willen gebricht, um dem Unwesen in den baltischen Herzogthümern abzuhelfen, das hat sich wiederholt gezeigt, als er in einzelnen Fällen gegen seine zwar sehr begehrlichen oder vielmehr lüsternen, aber durchaus schmiegsamen Russen entschlossen auftrat. Kroch doch vor etwa drei Jahren selbst der wüthendste Deutschen- und Polenfresser Katkow zu Kreuze und verfocht plötzlich in der „Moskauer Zeitung“ das Gegentheil von allem, was er vorher als seine heilige patriotische Ueberzeugung jahrelang ausgesprochen hatte. Und bei dem Sanct-Georgsordensfeste im December vorigen Jahres wurden die Vertreter der preußischen Armee, welche vorher nur Gegenstand der Schmähung gewesen war, in Petersburg und Moskau mit einer Ehrerbietung und einer Begeisterung aufgenommen, wie sie denselben Männern kaum in Berlin geboten wurde. Auch die Ostseeprovinzen haben öfter aus derselben Veranlassung vorübergehende Erleichterungen erfahren. Als im Jahre 1870 der Zar auf Villa Berg durch die Vorstellungen der Vertreter des schweizerischen und französischen Zweigs der Evangelischen Allianz über die Gewissensbedrückungen der baltischen Protestanten überrascht worden war, ließ er auf dem Heimwege den griechisch-orthodoxen Erzbischof von Riga-Mitau nach Dünaburg kommen und fuhr ihn etwas barsch an: „Wie er in Erfahrung gebracht habe, werde in Livland Gewissenszwang geübt. Was ist das?“ (Tschto takoje). Die Folge war, daß „Se. Eminenz“ im Juli eine Rundreise durch seinen Sprengel machte und seine Popen ermahnte, sich jetzt der rückläufigen Bewegung des bekehrten Landvolks gegenüber mehr zurückhaltend zu benehmen.

Doch wir greifen durch diese Anführung vor. Die für unsere diesmalige Charakterisirung uns vorliegenden Schriften theilen wir zuvörderst in solche, welche von Balten zur Orientirung des Publikums in Deutschland über die Verhältnisse ihres Heimatlandes und zur Abwehr gegen russische Anfeindungen und Entstellungen des wahren Sachverhalts geschrieben sind, und in Beleuchtungen desselben Gegenstandes durch Fremde. Ersterer Art sind folgende vier:

1. Livländische Beiträge. Herausgegeben von W. von Bock. Neue Folge. Erster Band. Fünftes Heft. (Supplement.) Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Moskau und St.-Petersburg im Wettkampfe für Bekenntnißfreiheit. Für Kenner sittlichen Gepräges als Avers und Revers desselben dargestellt von W. von Bock. Quedlinburg, Basse. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Evangelische Allianz und russische Diplomatie. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte beider, zugleich auch zur Geschichte der baltischen Landvolksschule und zur Charakteristik des kaiserlich russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow. Von W. von Bock. Berlin, Schneider und Comp. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die Privilegien Livlands. Von C. Baron Kruedener. Berlin, Behr. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Woldemar von Bock bleibt der energischste und gründlichste Bekämpfer des russischen Jochs unter den Balten; er ist jetzt, nachdem J. Eckardt sich mit der Herausgabe älterer gesammelter Aufsätze über die Ostseeprovinzen erschöpft hat, auch der fruchtbarste Publicist unter ihnen. Aber auch noch in anderer Beziehung nimmt von Bock unter den baltischen Publicisten eine hervorragende Stellung ein. An Kenntniß der Landesgeschichte dürfte er wenig seinem Freunde, Professor Schirren, nachstehen; dagegen überragt er ihn an Rechtskenntniß, da er früher hochgestellter Richter war, an Erfahrung im Verwaltungswesen und in parlamentarischen Angelegenheiten, letzteres als früheres Mitglied der livländischen Ritterschaft und des livländischen Landtags. Mit einem ungemein starken Gedächtniß umfaßt er die Sprachen und Literaturen ziemlich aller europäischen Culturvölker, sowie diejenigen der Russen und Esten. Dadurch hat sein Gesichtskreis eine ungewöhnliche Weite erhalten. Man nehme dazu, daß er bei seinen nähern Landsleuten großes Ansehen und Vertrauen genießt und daß ihn eine ebenso warme Vaterlandsliebe als ein tiefer Ingrimm gegen die slawischen Erbfeinde beseelt. Damit sind alle Momente gegeben, um ihn zu einem Staatsmann zu machen, welchem noch eine bedeutende Rolle in der baltischen Frage zu spielen bestimmt ist, wenn diese auf die Tagesordnung der europäischen Politik gesetzt wird. Gegen einen so mächtigen Geist und gewaltigen Charakter kommen die moskowitischen Schwindler, Lügenweber und Ränkeschmiede im Kampfe mit der Feder trotz aller ihrer kleinen Künste nicht auf. Polemik gegen sie ist aber die gewöhnlichste schriftstellerische Form, deren sich von Bock bedient. Mit deutscher Gründlichkeit belegt er seine Aufstellungen aber dann mit Urkunden, die er gewöhnlich in Anhängen folgen läßt. Von den vorstehend angeführten drei Schriften sind besonders Nr. 2 und 3 polemischer Natur; der Supplementband der „Livländischen Beiträge“ ist es, wie die frühern Hefte, hauptsächlich nur in der vorangehenden „Umschau des Herausgebers“. Auch jene Anekdote von der Anrede Alexander's an den Erzbischof von Riga findet sich dort. Der Verfasser spricht dort sogleich seine Vermuthung aus, daß das stille Verhalten des Popen gegen die Esten und Letten, welche aus ihrer Zwangskirche zum Protestantismus zurückkehren wollen, nicht lange vorhalten würde. Und in

der That ging im Herbst 1871, also etwas über ein Jahr nach jener Anrede, schon der Wortlaut einer Verordnung des Civilgouverneurs von Livland, von Lysander, durch die deutschen Blätter, durch welche den Gemeindevorstehern verboten wurde, Protokolle über den Rücktritt zur Landeskirche aufzunehmen. Das war eine einfache bureaukratische Form, den Rücktritt selbst zu verbieten. Auch gingen die Denunciationen der Popen gegen lutherische Pfarrer, welche zurücktretende Convertiten in ihre Gemeinde aufnahmen, und die Anweisung des Landesconsistoriums durch den Generalgouverneur, gegen solche Geistliche mit Disciplinarstrafen (Amtsentsetzung) vorzugehen, ihren Weg fort. Endlich, im September 1870, erklärte das livländische Consistorium, daß es diesen Anforderungen nicht ferner Folge leisten würde. Wenn solcher Widerstand für die Mitglieder dieser geistlichen Behörde keine Verfolgung nach sich gezogen hat, so ist das eine Folge der lebhaften Theilnahme der öffentlichen Meinung Europas an diesen Angelegenheiten, wie sie sich eben durch Abgeordnete der Evangelischen Allianz gegen den Zaren ausgesprochen hatte. Ueber dieses Gespräch in der Villa Berg bringt das Supplement der „Livländischen Beiträge" übrigens die deutsche Uebersetzung eines französischen Protokolls, aufgenommen kurz nach der Audienz von den Abgesandten der Evangelischen Allianz. Außerdem enthält das Buch eine ganze Anzahl anderer Urkunden, besonders Denkschriften über den Zustand des öffentlichen Rechts in jetziger und jüngstvergangener Zeit und der evangelischen Kirche in Livland, z. B. über den neunundneunzigjährigen Pfandbesitz (von Rittergütern, in welcher Form allein vor 1865 in Livland solche Güter von Nichtmitgliedern der Ritterschaft besessen werden konnten); Actenstücke über die von den Ritterschaften um 1865 angestrebte baltische Justizreform, welche jedoch durch die russische Regierung vereitelt worden ist, indem von ihr lediglich die Uebertragung der Reichsjustizverfassung nebst Gesetzbuch auf die Ostseeprovinzen angestrebt wird; die Adresse der estländischen Ritterschaft an den Zaren vom Jahre 1870; das Memorial zu der livländischen Adresse von demselben Jahre; ferner eine Correspondenz aus Livland (Juli 1870) über die Lage der dortigen Kirche. Auch die mitgetheilten Auslassungen der russischen Presse über Deutschland aus der Zeit des Anfangs unsers Kriegs mit Frankreich sind sehr interessant und lehrreich.

Einen eigenthümlichen Nachhall fand die Unterredung auf der Villa Berg in einer Flugschrift des bekannten Vertreters des Moskowiterthums, Juri Samarin; in Deutschland besonders bekannt durch die Abfertigung, welche eine frühere Schrift von ihm gegen die Livländer durch Professor Schirren („Livländische Antwort") erhalten hat. Im Gegensatz zu seiner frühern offenen Parteinahme für alle Russificirungsmaßregeln in den deutschen Provinzen, indem er die Regierung nur einer noch zu großen Lauheit und Rücksichtnahme auf die baltischen Barone anklagte, im Gegensatz zu dieser seiner frühern Stellung nimmt der geschmeidige Publicist in seiner neuen Schrift „Die russischen Grenzgebiete" (drittes Heft) plötzlich die Larve eines eifrigen Vertheidigers der Gewissensfreiheit in Livland an. Wie er früher als Tribun für die „unterdrückten, beraubten" Bauern gegen die baltischen Barone, gewöhnlich „Blutsauger" genannt, auftrat und für sie Land und russische „Cultur" forderte, so erscheint er nun als Marquis Posa. Er fordert von dem „Herrn und Kaiser", er solle, „mit dem Zeichen des Kreuzes sich weihend zu einer neuen, von ihm unerwarteten wahrhaft christlichen That, den Strafcodex, welcher hervorgegangen ist aus der einigen souveränen Gewalt, und für welchen diese Gewalt allein die moralische Verantwortlichkeit zu tragen hat, vor sich aufschlagen und aus ihm die . . . Artikel ausstreichen, mit welchen weder sein, noch unser Gewissen sich jemals aussöhnen wird." . . . „So gebe denn", sagt er an einer weitern Stelle, „die Staatsregierung der Kirche zurück die Freiheit des Gedankens, die Freiheit der Predigt, die Freiheit der innern Verfassung, und rufe ab von ihr ihre bewaffneten Helfershelfer."

Es ist begreiflich, daß Woldemar von Bock den moskowitischen Bühnenhelden die an sich recht ansprechende Rolle nicht ungestört spielen läßt. Zunächst zeigt er, wie Samarin aus der Rolle fällt, wenn er die Lettenbekehrung der ersten vierziger Jahre und deren Aufrechthaltung durch Nikolaus vertheidigt und die Schuld an deren Umkehr den livländischen Gutsbesitzern und Pastoren zuschreibt. Er weist darauf hin, daß der Zar Alexander selbst in der Unterredung auf Villa Berg 1870 jene Bekehrungen verdammt hat. Weiter macht er darauf aufmerksam, daß Samarin verspricht, in spätern Schriften anzugeben, „was man mit den Neubekehrten in Livland anfangen soll, und unter welchen Bedingungen die auf Abfall von der Orthodoxie gesetzten Strafbestimmungen abgeschafft werden könnten". Das beweise keine Achtung vor der Gewissensfreiheit, sondern daß Samarin „die Menschen eben wie Sachen, als Mittel für seine, nicht ihre Zwecke gehandhabt" haben wolle. Durch die Aufstellung, daß der Protestantismus der baltischen Bauern die Russenherrschaft daselbst gefährde, und durch das stetige Drängen diese Herrschaft noch mehr zu befestigen, als sie es schon ist, beweise Samarin, daß er die Bauern durchaus nicht Protestanten bleiben lassen, also auch keine Bekenntnißfreiheit wolle. Schließlich weist W. von Bock aus verschiedenen Umständen nach, daß hinter Samarin der Graf Schuwalow, der Chef der geheimen Polizei, stehe, der es für seine persönlichen Interessen zur Zeit vortheilhaft halte, für religiöse Freiheit ein wenig Propaganda zu machen. Dieses Ergebniß unsers Kritikers stimmt mit anderweitigen Wahrnehmungen und Berichten überein. Eine unabhängige Presse gibt es in ganz Rußland nicht, jedes der namhaften Blätter folgt den Eingebungen einflußreicher und mächtiger Männer, welche noch einflußreicher und mächtiger werden wollen und sich untereinander bekämpfen, indem sie bald diese, bald jene mehr oder weniger edeln und großen Principien als Aushängeschilder gebrauchen, aber sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit wechseln, wenn sie ihnen nicht mehr nützen.

Nicht anders ist das Verhalten des Fürsten Gortschakow in der Unterredung mit den Deputirten der Evangelischen Allianz aus Europa und Amerika in Friedrichshafen am 14. Juli 1871 zu beurtheilen. „Nichts beweist wol besser", sagt von Bock in „Evangelische Allianz und russische Diplomatie", „den Werth, den man in Petersburg auf das völlige Scheitern desselben (des Unternehmens) legte,

als daß man sich entschloß, gegen die Evangelische Allianz die berühmte kaiserlich-russische Diplomatie selbst ins Treffen zu führen." In der Unterredung selbst erklärte der alte Diplomat vor allem, daß er und sein Kaiser „im Princip" vollkommen durchdrungen seien von der Herrlichkeit der „Gewissensfreiheit". Mit Recht macht aber von Bock darauf aufmerksam, daß seine Worte und Ausführungen nur auf die „Cultusfreiheit", nicht auf die verlangte Bekenntnißfreiheit passen. Alsdann zeigt er, daß Gortschakow die 39 achtungswerthen und angesehenen Männer aus der Mitte aller Culturvölker nur nasführte und schließlich in seinem veröffentlichten Berichte an den Zaren verhöhnte. In diesem Bericht vermißt von Bock einen Ausfall des Reichskanzlers gegen die baltischen Deutschen, welchen dagegen ein Ohrenzeuge der „Neuen Preußischen Zeitung" mitgetheilt hat. Er lautet hiernach:

Die Esten und Letten, welche den Gegenstand der Bitten der Deputation bildeten, seien vordem durch die Deutschen im Zustande einer tiefen Erniedrigung gehalten worden, aus dem sie nun durch die Fürsorge Sr. Majestät gehoben würden. Früher sei für Schulen und Unterricht nichts oder wenig geschehen; nun aber sehe der Kaiser darauf, daß sie zu gesitteten Menschen erzogen und von der auf ihnen drückenden Last der Abhängigkeit von den Gutsbesitzern befreit würden.

Was die frühere „tiefe Erniedrigung" der Ureinwohner betrifft, so macht von Bock nur darauf aufmerksam, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen 50—60 Jahre früher geschehen sei als im eigentlichen Rußland, daß die dortigen Kronbauern von dem Zaren nicht einen Tag früher freigelassen wurden, als das auf den Rittergütern geschehen ist, daß der Anstoß zur Freilassung nicht von der Regierung, sondern von deutschen Gutsherren ausgegangen sei, u. s. w. Dann schließt er diese Untersuchung mit folgendem Satze ab:

Aus diesem Bilde, auf dessen Entkräftung russischerseits man mit Recht gespannt sein darf, geht nur das eine hervor, daß die russische Regierung, soweit sie sich in Handhabung der bäuerlichen Verhältnisse der Ostseeprovinzen von der geistigen und sittlichen Leitung maßgebender ritterschaftlicher Ideen sonderrechtlich emancipirte, in den genannten Provinzen nichts angerichtet hat als ökonomische, sittliche und politische Verwirrung und Zerrüttung, Deterioration und Depravation!

Den Unterricht und die Schule betreffend führt von Bock Zeugnisse an, welche wir zum Theil auch schon in d. Bl. bezeichnet haben, „daß die Bildung der Esten und Letten um ein Bedeutendes höher ist als bei irgendeinem Theil des eingeborenen Landvolks innerhalb der Grenzen des russischen Reichs;.... daß diese relative Superiorität der Bildung nicht erst von gestern und am wenigsten von dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers datirt, sondern so alt ist wie die Vereinigung der baltischen Provinzen mit dem russischen Reiche; daß die russische Regierung selbst von 1710—1871 nichts, absolut nichts gethan oder hergegeben hat, um diese Superiorität zu erzielen", daß sie vielmehr ausschließlich das Verdienst der Deutschen ist. Nach russischen amtlichen Quellen gibt von Bock folgende vergleichende Uebersicht über den Schulbesuch in den verschiedenen Theilen des Reichs:

In Sibirien	1 Schulbesuch auf	664 E.
In den 3 südwestlichen Provinzen	1 „ „ „	532 „
„ „ 6 nordwestlichen „	1 „ „ „	486 „
„ „ 35 echtrussischen „	1 „ „ „	471 „
„ „ Weichselprovinzen	1 „ „ „	31 „
„ „ Ostseeprovinzen	1 „ „ „	19 „

Schließlich setzt von Bock dem Fürsten Gortschakow spöttisch einen Preis von 100 Thaler Gold aus, wenn er „der Evangelischen Allianz nachträglich nachweisen sollte, daß aus kaiserlich russischen Staatsmitteln jemals auch nur einziger Kopeken auf die baltischen Landvolksschulen als solche verwendet worden sei".

5. Rußland am 1. Januar 1871. Von einem Russen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
6. Parteien und Politik des modernen Rußland. Aus dem Englischen von Sigismund Ludwig Borkheim. Zürich, Verlags-Magazin. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine unverhoffte Bestätigung gewinnt die deutsche Auffassung der baltischen Verhältnisse durch die beiden vorstehend aufgeführten Broschüren, namentlich durch die erstere. Sehr selten machen sich Russen von nationalen Vorurtheilen über die Ostseeherzogthümer frei. Vor allem können sie sich nicht hineinfinden, daß diese ein Recht auf eine abgesonderte Stellung im Reiche haben, und wenn sie es auch begreifen, so verachten sie das Recht. Der Sinn für dieses ist bei ihnen völlig unentwickelt; Macht und eigener Vortheil ist ihnen Recht, und wer von ihnen fremdes Rechtsbewußtsein, welches der eigenen Macht und dem eigenen Vortheil entgegensteht, mit eiserner Gewalt niedertritt, der gilt ihnen als Held und als wahrer Russe. Es wird noch lange dauern, bis sie die Murawiews nicht verehren, sondern verabscheuen werden. Ebenso selten ist bei ihnen die Einsicht, daß die Deutschen überhaupt, ganz vorzüglich aber die baltischen, um die noch lange nicht vollständig durchgeführte Erhebung des russischen Volks aus der Barbarei und um die allmähliche Ueberführung in die Reihe der europäischen Culturvölker sich die größten Verdienste erworben haben und noch erwerben, daß sie das aber nur im Stande waren und sind, indem sie nicht selbst Russen, sondern eben Deutsche sind, und daß durch die Verrussung der keineswegs ihnen, den Russen, gehörigen, sondern mit ihnen blos das Herrscherhaus theilenden Herzogthümer die Quelle der eigenen Erhebung aufhört. Der Verfasser der starken Broschüre Nr. 5 gehört wenigstens in der letztern Beziehung zu den weißen Raben unter seinen Landsleuten; er erkennt klar den Nutzen, den die Ostseeprovinzen dem Reiche durch ihre Sonderstellung und Eigenartigkeit gewähren, wie aus seiner hier folgenden Beurtheilung der Verhältnisse hervorgeht:

Seit dem polnischen Aufstande hat die Regierung, im Einklange mit der öffentlichen Meinung in Rußland, auch auf die baltischen Provinzen den Grundsatz der Russificirung anwenden wollen, in der Ueberzeugung, daß nur Einheit der Sprache und womöglich der Religion im Stande sei, diese Provinzen an das übrige Reich zu ketten. Uns scheint aber sowol die Richtigkeit als die Ausführbarkeit dieser Idee und selbst die Berechtigung zu ihrer Verwirklichung zweifelhaft. Es ist nicht zu leugnen, daß im allgemeinen eine Bevölkerung von einheitlicher Abstammung, Sprache und Religion fester als eine zusammengewürfelte aneinanderhält. Nie aber läßt sich künstlich und am wenigsten durch Gewalt eine Einheit schaffen, welche die Natur nicht gegeben und der die Geschichte nicht ihren Stempel aufgedrückt.

Aus Deutschen, Letten und Esten, den Bewohnern des baltischen Litorale, Russen machen zu wollen, ist daher vollkommen widersinnig. Der Sprachzwang allein aber schafft, wie schon oben bemerkt, kein Bindemittel. Die Verwerflichkeit religiöser Propaganda braucht nicht bewiesen zu werden. Angenommen aber, daß durch die im Werk begriffene Russifi-

cirung der Zweck einer äußern Annäherung der Ostseeprovinzen an das übrige Rußland erreicht würde, so ließen sich die zu diesem Behufe angewandten Zwangsmaßregeln doch nur aus dem Gesichtspunkt der Selbstvertheidigung rechtfertigen. Ist dieser Gesichtspunkt aber das Motiv jener Maßregeln, so stellt sich die Russificirungspartei damit ein Zeugniß kläglicher Armuth aus. Sie mistraut der Anziehungskraft des mächtigen Rußland auf seine Grenzprovinzen, selbst wo, wie dies bei dem Ostseestrande der Fall, die materiellen Interessen derselben innigst mit dem russischen Hinterlande verknüpft sind.

Einheit der materiellen und geistigen Interessen ist aber oft ein wichtigeres Bindemittel als Sprache und Abstammung. So z. B. waren die Elsasser, obgleich Deutsche, durch politische Interessen fest an Frankreich gekettet, und die Bewohner des schweizer Cantons Tessin, der geographisch, sprachlich, commerziell zu Italien gehört, halten ihre Schweizerfreiheiten so hoch, daß das einheitliche Italien bei ihnen nie die geringsten Sympathien gefunden hat.

Die moskauer Russificatoren gestehen, daß die Bewohner der baltischen Provinzen in den Reihen der russischen Armee von jeher mit der größten Auszeichnung gekämpft und überhaupt ihre Pflichten der Regierung gegenüber stets tadellos erfüllt haben, also in keiner Hinsicht mit den Polen in eine Kategorie gestellt werden können. Sie behaupten aber, daß bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Germanenthums ein Kampf zwischen Slawen und Deutschen auf die Dauer unvermeidlich sei, und daß es darauf ankomme, schon jetzt sich zu demselben vorzubereiten. Zu diesem Zweck sollen die Letten und Esten dem germanischen Einfluß der Deutschen in den Ostseeländern entzogen und womöglich ins russische Lager übergeführt werden. Auf eine Russificirung der 200000 Deutschen in den Ostseeprovinzen hofft in Wahrheit niemand, nur die auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe der Cultur stehenden Letten und Esten glaubt man für die russische Cultur, die für sie noch immer einen Fortschritt enthalte, gewinnen zu können.

Daß dadurch eine Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Millionen systematisch der Verdummung geweiht wird, daß der russische Priester den lutherischen Pfarrer nicht zu ersetzen im Stande ist, der geistig lähmende Einfluß der griechischen Kirche sich überall geltend macht und die russische Schule nur auf dem Papier bestehen bleibt, während die lutherisch-deutsche die befriedigendsten Resultate aufweist — das alles kümmert natürlich die russischen Propagandisten sehr wenig.

Nachdem auf die Anhänglichkeit des baltischen Adels an die Dynastie aufmerksam gemacht worden ist, wird weiter fortgefahren:

In der Absicht, die Sonderstellung der baltischen Provinzen zu brechen, wird alles dort Bestehende unterwühlt, verdächtigt, angegriffen, wobei es natürlich gar nicht darauf ankommt, ob es an sich gut und zweckmäßig ist. Besonders heftig sind die Angriffe, welche gegen das System des bäuerlichen Grundbesitzes in den Ostseeprovinzen von den Russen gerichtet werden. Dieses System unterscheidet sich aber von dem in den russischen Provinzen üblichen dadurch, daß das Land nicht nach der Kopfzahl gleichmäßig unter die Glieder der Dorfgemeinden getheilt wird, sondern daß die Bauerwirthschaften geschlossene Einheiten bilden und sich infolge davon unter den Landleuten selbst die Klasse der Wirthe von der der landlosen Knechte scheidet. Die russischen Socialisten aber dringen auf gleichmäßige Vertheilung des Landes unter alle.

Wir haben bereits oben gezeigt, wie in Rußland selbst die Bauern nur gezwungen das ihnen zugesprochene Land ablösen, häufig sogar das ihnen dargebotene Gut ganz zurückweisen, um ihre Freiheit zu bewahren, d. h. um in den Zustand der baltischen Knechte zu kommen. Daß von diesen viele den Wunsch hegen, aus den landarmen Ostseeprovinzen in das wenig bevölkerte Rußland überzusiedeln, wo sie leicht Eigenthümer werden können und durch anerzogenen Fleiß sich vor ihren russischen Nachbarn stets vortheilhaft auszeichnen, ist sehr natürlich und beweist nur, wie weit die Ostseeprovinzen auch in dieser Beziehung den Nachbarprovinzen vorausgeeilt sind.

Ein zweiter Vorwurf, welcher den baltischen Deutschen gemacht wird, ist die Vertheidigung alter verrosteter Institutionen. Dieser Vorwurf wäre aber nur gerechtfertigt, wenn nicht gerade die gegenwärtige russische Propaganda jeden Fortschritt zum Bessern in dieser Beziehung hinderte, indem sie das einzige Heil für dieselben in der Einführung russischer Institutionen sieht, jede Ausbildung des bestehenden Zustandes in den baltischen Provinzen aber im voraus verdammte. So bleibt diesen nichts übrig, als das Alte, welches sie als die Basis ihrer Entwickelung betrachten, oft widerwillig, hartnäckig zu vertheidigen, nur um nicht noch Schlimmeres sich aufgezwängt zu sehen. . . . .

Der Druck, welcher jetzt auf die Provinzen geübt wird, kann keine andere Wirkung haben, als ihren Widerstand gegen jedwede Annäherung an Rußland zu vermehren. Somit erreichen Regierung und Presse gerade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Es kann aber der Regierung nicht gleichgültig sein, die Zahl der Unzufriedenen im Reich zu vermehren und zu den 15 Millionen in dem Königreich Polen und in den polnisch-russischen Provinzen noch nahe an 2 Millionen hinzuzufügen. Daß infolge der Unzufriedenheit auch die materielle Entwickelung ins Stocken geräth und die Finanzen des Reichs den Rückschlag empfinden müssen, leuchtet ein.

Diese Ansichten sind so unparteiisch, daß wir durchaus bezweifeln würden, sie rührten von einem wirklichen Russen her, wenn nicht anderweitige Nachrichten den Zweifel verscheuchten. Im übrigen beschäftigt sich die Broschüre, wie auch der Titel besagt, nur mit speciell russischen Angelegenheiten, besonders mit den wirthschaftlichen Zuständen des Reichs, mit denen wir es hier nicht zu thun haben.

Die Broschüre „Parteien und Politik des modernen Rußland" (Nr. 6) ist nicht blos dadurch merkwürdig, daß sie den innern Zusammenhang der unumschränkten Zarenherrschaft im Innern mit den Eroberungsgelüsten nach außen, also die nie aufhörende Bedrohung des europäischen Westen durch dieses Halbbarbarenreich nachweist, sondern auch, daß sie von einem Engländer mit großer Sachkunde für Engländer geschrieben ist. Die Abhandlung hat zuerst Anfang 1871 in der inzwischen eingegangenen edinburgher Vierteljahrsschrift „The North British Review" gestanden und ist von dem gründlichen Kenner Rußlands, dessen Aufsätze über die russischen Flüchtlinge und das bummelnde Gauklerthum russischer Publicistik in der „Zukunft" Aufsehen erregt haben, ins Deutsche übertragen worden. Der englische Schriftsteller zeigt, daß es von jeher im System der russischen Herrscher gelegen hat, wenn in ihrem Volke das Verlangen nach Freiheit, nach Theilnahme an der Staatsgewalt oder auch nur nach einzelnen Reformen rege wurde, dessen Aufmerksamkeit auf äußern Glanz, auf Macht gegenüber den Nachbarreichen und auf die Verbreitung des wahren Glaubens durch Waffengewalt abzulenken. Auf diese Weise ist man von einer Eroberung zu der andern übergegangen. Auch der unglückliche Ausgang des Krimkriegs habe dieses System nicht geändert, sondern nur bewirkt, daß man sich sammle und sich durch einige Reformen im Innern und Durchführung der „Reichseinheit" stärke. Die socialistische Partei Rußlands, welche den Bauernstand auf Kosten des allein von der westlichen Cultur einigermaßen ergriffenen Adels erheben will, wird von der Regierung deswegen geduldet und unterstützt, weil sie ihr in die Hände arbeitet.

Die Absicht (der Partei) ist, der unverständigen Masse, mit der Demagogen und Regierungsintriguen spielen können, das

politische Uebergewicht zu verschaffen. Verwirklicht kann dieses Ideal nur werden durch leichtsinnige Verachtung socialer Einrichtungen, die sich durch die Natur, die Geschichte oder durch Besitzverhältnisse empfehlen; leben kann es nur durch die Verhöhnung aller solcher Versuche und Erfolge, die im Widerspruche stehen mit den politischen und socialen Gebilden roher Phantasie. Es kann daher nicht überraschen, daß solche Ideenverwirrung eine den Nihilisten ähnliche Partei erzeugte — eine Rotte von Männern, die, während sie auf russischem Boden Vorkämpfer äußerster Volksbefreiung sind, in Polen, Litauen und der Ukraine mit Kosacken und Gensdarmen in Ausstampfung der leisesten liberalen Bewegung, im Jagen nach geächteten Opfern der Revolution und im Verfolgen und Martern der Katholiken wetteifern. Auch darf es niemand wundernehmen, daß dieselben Männer die politischen Privilegien, das Eigenthumsrecht, die gesellschaftliche Ordnung und den Protestantismus der loyalen baltischen Provinzen angreifen und durch Angeberei und Verleumdung den Weg gebahnt haben, auf dem diese in das düstere Geschick Polens gestoßen werden sollen. Murawiew und Kaufmann, als Henker Litauens und der Ukraine, waren nicht etwa sorgfältig ausgesuchte Werkzeuge der Regierung; sie sind nur Typen einer Partei. Der viehische Despotismus, durch den sie jene Länder planmäßig verwüsteten, bedeutet „Russification" oder Aufnahme in die Reichseinheit, und andere Agenten in ihrer Stelle wären nicht gelinder verfahren. In den harmlosen baltischen Provinzen wird die Russification zwar mit gewähltern Mitteln, aber nicht weniger gründlich betrieben.

Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit Europas, namentlich seiner Landsleute, auf dieses Treiben der russischen Socialisten oder Nationalen, welche eben mit der Regierung unter einer Decke stecken:

Es darf befremden, daß Europa für die innern, sich von 1860—65 vollziehenden Wandlungen Rußlands so wenig Aufmerksamkeit hatte. Seine Vorstellungen von der „neuen Aera" Alexander's waren von dem leuchtenden Bilde der Sklavenbefreiung erfüllt. Der polnische Aufstand brach zu ungelegener Zeit aus und schreckte durch seine spätern socialistischen und communistischen Anläufe die gebildeten Klassen zurück, sodaß Europa nur oberflächlich und mit im besten Falle lauer Sympathie hinblickte. Der öffentlichen Aufmerksamkeit, die mit der drohenden Katastrophe von 1866 beschäftigt war, entging die Wichtigkeit der Beschwerden Polens und der baltischen Provinzen. Man dachte nicht im entferntesten daran, daß das moderne Rußland der europäischen Gesellschaft und Verfassung mehr, und zwar mehr unmittelbar gefährlich werden würde, als es zuvor gewesen war.

Es sind also die Vernichtung der polnischen und deutschen Nationalität, die Ausrottung des Protestantismus und Katholicismus, die Ausschließung westlicher Civilisation und die Einigung der slawonischen (richtiger slawischen) Rasse unter Rußlands Oberleitung nicht länger nur rasende Gelüste einer äußersten Partei. Im Gegentheil, diese Wünsche finden kräftigsten Ausdruck im höchsten Rathe des Zaren, und die Regierung strebt ihre praktische Verwirklichung an. Sobald der Nachfolger Alexander's II. die Zügel ergreift, darf Europa gewärtigen, den Panslawismus förmlich als die politische Idee Rußlands verkündet zu sehen.

Trotz aller gegentheiligen Behauptungen und Berichtigungen, welche zur Beschwichtigung Deutschlands durch interessirte oder kurzsichtige Correspondenten in der deutschen Presse verbreitet werden, halten wir diese Auffassung der Verhältnisse für die richtige.

7. Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen. Von Bertram. Mit einer Karte. Dorpat, Gläser. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

8. Dorpats Größen und Typen vor vierzig Jahren. Von Bertram. Dorpat, Gläser. 1868. 8. 12 Ngr.

Während wir uns bisher in dem Sturm und der Hitze eines Geisteskampfes um die höchsten Güter der Menschheit befanden, versetzen uns die beiden Broschüren des Dr. Bertram, eines livländischen Arztes von anscheinend estnischer Abkunft, in die lauen Lüfte provinzialen Stillebens und in die kühle Temperatur wissenschaftlicher Untersuchungen.

Die erstere von den beiden Schriften ist eine Monographie über den nordöstlichsten Winkel von Livland, dessen mittelalterlichen Namen Wagien der Verfasser aus alten Chronisten wieder auffrischt. Er hat von der kleinen Landschaft durch die mannichfachsten Studien Merkwürdigkeiten genug aufgefunden. Das Merkwürdigste von ihr sind die „Kalewiden-Lager", auf welche zwar Dr. Bertram nicht zum ersten mal aufmerksam macht, von denen er aber zuerst eine Erklärung aufstellt, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Sie haben den Namen von dem Riesen Kalew der estnischen Volkssage, dessen Söhne sie errichtet haben sollen, und bestehen aus fünf auf einigen Quadratmeilen verstreuten, großen, länglichen, zum Theil künstlich geformten Hügeln, die sich von Hünengräbern hauptsächlich durch Hörner, Erhöhungen an beiden Enden, unterscheiden, sowie durch die Wahl der Oertlichkeit. Sie bilden, geographisch betrachtet, eine Ellipse, deren Spitze den Peipussee berührt, und deren Längsdurchmesser sich etwa vierzig Werst weit westlich in das Land hineinerstreckt. Die Ansicht anderer Alterthumsforscher, daß die Hügel Opferplätze oder daß sie Grabdenkmäler gewesen, findet Verfasser ebenso unwahrscheinlich, wie den Glauben der Esten, daß sie dem Riesen als Lagerplätze gedient haben. Er entscheidet sich für die Bestimmung als Versammlungsorte der Urbewohner, wenn unter den Versammelten ein gewisser Dualismus stattfand, wie bei Friedensverhandlungen, streitenden Parteien, Ordalien und Hochzeitsfesten.

Interessant sind ferner die Untersuchungen über den Urzustand der Esten aus ihrer Sprache und über den Einfluß, den Fremde, namentlich die Deutschen, die Schweden und die Russen auf sie ausübten, auf Grund der von ihnen aufgenommenen Fremdwörter. Nach Bertram finden sich unter 6000 estnischen Wörtern nur 117 schwedische oder plattdeutsche, 165 deutsche, 64 lettisch-litauische, 24 russische und 2 zigeunerische. Die Wohnung der Esten ist nach ihm in vorgeschichtlicher Zeit von ihrer jetzigen, die bekanntlich immer noch selten mit Schornsteinen versehen ist, wenig verschieden gewesen. Kennen gelernt haben sie von den Nordgermanen: den Schornstein, die Mauer, die Fensterscheibe, die Küche, von den Russen: das Fenster, von den Deutschen: Ziegel, Keller, Gewölbe, die Kammer, die Stube, den Stall.

Beachtenswerth sind auch die ethnographischen Mittheilungen. Wagien hat eine wahre Musterkarte von Sprach- und Glaubensgenossenschaften. Von russischem Stamme sind Anhänger von nicht weniger als vier Bekenntnissen. Die Sektirer unter ihnen sind sämmtlich vor den Verfolgungen der rechtgläubigen Kirche über den See unter die Herrschaft der duldsamen Deutschen geflüchtet und leben in steliger Feindschaft mit den rechtgläubigen Russen. Auch die Esten, soweit sie nicht zu den Convertiten der vierziger Jahre gehören, reiben sich an diesen, aber auch an den Sektirern.

„Dorpats Größen und Typen vor vierzig Jahren" (Nr. 7) sind das, was der Titel sagt, Charakterzeichnungen von dorpatischen Professoren und andern Angehörigen der Universität. Wennschon die Gelehrten in Deutschland meistentheils Sonderlinge sind, so entgehen dieser Eigenheit die Professoren der abgelegensten Hochschule, an welcher das deutsche Wort von den Lehrstühlen schallt, gewiß am wenigsten, mindestens scheint das „vor vierzig Jahren" der Fall gewesen zu sein. Man weiß bei der langen Reihe von dorpater Originalen nach Bertram's Schilderung nicht, wem man die Palme der größten Absonderlichkeit reichen soll. Als Probe greifen wir „Kruse, Professor der Geschichte", heraus.

Ein kleines, drolliges Männchen mit rothen Wangen und gerötheten Augenlidrändern. Ein Galerensklave der Wissenschaft. Er hatte so etwas Vergnügt-Jämmerliches in seiner Erscheinung. Ungeheuer belesen war er und fleißig wie ein ganzer Ameisenhaufen, aber, ich denke, ohne Urtheil. Er sammelte Gutes und Schlechtes, Wahrheit und Dichtung, und indem er alles ohne Unterschied verwerthen wollte, verfiel er mitunter der Lächerlichkeit. Es wäre vielleicht richtig gewesen, ihn den leichtgläubigsten und zerstreutesten Europäer zu nennen ... Kruse war so verliebt in sein Wissen, daß er alles übrige darüber vergaß; so hörte er beim Examen am liebsten sich selbst sprechen.

Einst zog ein Student zwei Fragen. 1) Mit wem führten die Römer Krieg im Jahre 493 v. Chr.?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. Mit den Volskern. Wie viele Legionen waren dabei?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. Zwei Legionen. Waren es lauter römische Bürger?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. Allerdings waren auch Bundesgenossen dabei, Cam — Cam —

Antwort. Cambrier.

Kruse. Cam — panier! Und wie viele?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. 227. Gut! Jetzt zur zweiten Frage. Beschreibung des Tempels Salomonis. Wie viele Räume waren in dem Tempel?

Antwort. Daß weiß ich nicht.

Kruse. Dreißig. Was stand im ersten Raum?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. Die Schau — Schau —

Antwort. Schaubühne.

Kruse. — — brote! Schaubrote! Was im zweiten?

Antwort. Das weiß ich nicht.

Kruse. Der siebenarmige Leuchter. — Was im dritten?

In dieser Weise ging es durch alle dreißig Räume.

Edwart Kallner.

Musikalische Schriften.

1. Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten im Wintersemester von 1870 auf 1871 an dem, unter dem Protectorat Ihrer kaiserl. königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Victoria-Lyceum zu Berlin von Emil Naumann. Berlin, Oppenheim. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch enthält Aufsätze, welche der Verfasser im Victoria-Lyceum vor Damen gehalten hat. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche sich über die Bedeutung der Musik ausspricht und die geschichtliche Entwickelung derselben kurz als Vorspiel erörtert, folgen Besprechungen über Sebastian Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn und Schumann, Meyerbeer und Wagner, und den Schluß macht eine Skizze über die Gegenwart. Niemand kann dem Verfasser streitig machen, daß er dem Streben aller angeführten Tonsetzer gerecht zu werden sich bemüht, soweit es seine individuellen Ueberzeugungen und Neigungen zulassen. Wenn er Haydn's Symphonien großartige nennt, so ist zwar darüber gespottet worden; für die Zeit indeß, wo dieser Meister lebte und wirkte, mochten sie dieses Beiwort wol verdienen. In dem Munde eines Neuern nimmt es sich allerdings seltsam aus. Ganz willkürlich erscheinen uns Behauptungen wie diese: „Ohne Mozart's Requiem wäre Beethoven's Missa solemnis unmöglich gewesen". Zu dergleichen Aufstellungen ist niemand berufen. Wenn der Verfasser bereits dahin gekommen ist, daß der ideale Mozart ihm nicht nur Beethoven, sondern auch alle seine Vorgänger zu überragen scheint, so ist das freilich sein eigene Sache, wir führen es blos als charakteristisch an.

Ueber Meyerbeer finden wir folgende Aeußerung, die wir anderswo nicht angetroffen zu haben uns erinnern, vielleicht auch nur, weil uns dieser Tonsetzer abstößt und die Literatur über ihn daher für uns wenig Interesse hatte:

In Meyerbeer tritt allerdings der Israelit unverkennbar hervor; jedoch in einer völlig andern Seite als Richard Wagner meint. Als der Sohn einer noch in seiner Jugend hart unterdrückten Nation, hat Meyerbeer dem Aufschrei derselben nach Freiheit und Gleichberechtigung Ausdruck in der Tonkunst verliehen. Und zwar verfuhr er hierbei zugleich als echter Künstler, indem er sich keineswegs dazu herbeiließ, als das Glied einer Partei aufzutreten. Er machte im Gegentheil nicht die Unterdrückung und Verfolgung seiner Glaubensgenossen zum Gegenstande seiner künstlerischen Darstellung, sondern den religiösen Fanatismus überhaupt und in seinem ganzen Umfange; den religiösen Fanatismus sowol in seiner finstern Erhabenheit als in seinen furchtbaren Folgen u. s. w.

Ob Naumann da nicht Meyerbeer Tendenzen unterschiebt, welche ihm fern lagen? Die neueste Musikepoche ist nur oberflächlich berührt.

2. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Zweiter Band. Leipzig, Weißbach. 1872. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Während der erste Band dieses Werks deutsche Tonsetzer in den Bereich der Betrachtung zog, beschäftigt sich der vorliegende zweite mit den fünf italienischen und französischen Componisten: Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu, Berlioz. Den Artikel über letztern haben wir bereits früher in einer Zeitschrift angetroffen; von den andern wissen wir nicht, wiefern sie hier zum ersten mal erscheinen. Wie die Aufsätze des ersten Bandes sind auch die des zweiten mit fleißiger Feder und lebhafter Theilnahme geschrieben, enthalten auch das Wissenswürdigste aus dem Leben der Geschilderten und eignen sich daher, ohne eigentliche musikalische Absicht, den Freunden der Tonkunst zur Unterhaltung und Kenntnißnahme zu dienen.

3. Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches von Ferdinand Hiller. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfassers. Nach einer Originalzeichnung von A. Neumann. Leipzig, Leuckart. 1871. 8. 1 Thlr.

Die Sammlung enthält Aufsätze, auch einige Besprechungen von musikalischen Büchern, der Mehrzahl nach, wie wir uns zu entsinnen glauben, aus der „Kölnischen Zeitung". Hiller hat eine angenehme, fleißige und geistig angeregte Schreibweise, die ihm viele Freunde erworben hat. So wird das zahlreiche Unterhaltung suchende und musikalisch gebildete Publikum auch diese Gabe mit Interesse aufnehmen und nicht ohne Belehrung aus der Hand legen. Hiller hat sich in den mannichfaltigsten tonangebenden musikalischen Kreisen bewegt und besitzt also reichen Stoff genug, um seiner gewandten Feder eine ergiebige Quelle der Darstellung zu liefern. Außerdem genießt er als anerkannt durchgebildeter Musiker den Vorzug, als Fachmann zu urtheilen. Die Hälfte des Buchs nehmen Artikel über Beethoven ein, gelegentlich der Säcularfeier des Meisters. Die Besprechung des Gervinus'schen Monstrums: „Händel und Shakspeare", ragt unter den übrigen Aufsätzen hervor und hat schon bei ihrem Erscheinen vielen Beifall gefunden.

4. Franz Schubert und seine Lieder. Von Joseph Rissé. I. Müllerlieder. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser sucht durch eine vorgängige allgemeine Schilderung der geistigen Zustände in Deutschland, ehe und als Franz Schubert schuf, seinen Studien eine breitere Grundlage zu geben. Den Klagen über die geringe Anerkennung, welche Schubert während seines Lebens geworden, ist entgegenzuhalten, daß andere bedeutsame schaffende Tonkünstler in dem Alter, wo Schubert vom Leben schied, auch noch keine Anerkennung errungen hatten, und dann muß der Verfasser ja selbst zugeben, daß trotzdem das „göttliche Feuer Schubert's ungeschwächt blieb". Es herrscht übrigens noch ein Unterschied zwischen dem künstlerischen Schaffen Mozart's und Beethoven's und dem Schubert's, und bei aller überreichen Begabung des letztern ist eine Zusammenstellung nicht möglich. Der Commentar des Verfassers zu den Müllerliedern ist recht lebendig und eingehend gehalten, wir müssen es den Freunden der Schubert'schen Muse überlassen, ob sie darin finden, was sie etwa suchen möchten. Freilich hat Schubert bei seinem Schaffen wahrscheinlich nicht an den kleinsten Theil dessen gedacht, was ihm untergelegt wird.

5. Offener Brief an Eduard Hanslick. Von Robert Franz. Ueber Bearbeitung älterer Tonwerke, namentlich Bach'scher und Händel'scher Vocalmusik. Leipzig, Leuckart. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine polemische Broschüre gegen Chrysander, welcher die Franz'schen Orchesterbearbeitungen verwirft. Franz weist in dem Accompagnement bei der von Chrysander besorgten Edition der deutschen Händel-Gesellschaft an zahlreichen Beispielen derartige Schallfehler, Quinten- und Octavenparallelen wie sonstige schlechte Harmonien nach, daß es vollständig gerechtfertigt erscheint, wenn er sagt:

> Die Redaction der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", statt die gelegentlichen Bearbeitungen anderer, die doch auch nur auf Verbreitung Händel'scher Kunst gerichtet sind, bei jeder Veranlassung zu verunglimpfen, hätte besser gethan, energisch auf die Tilgung offenbarer Mängel der Klavierbegleitungen einer monumentalen Ausgabe, die ja stets den höchsten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen hat, hinzuwirken.

Es ist offenbar nicht der geringste Grund vorhanden, weswegen man den alten Musiken die Wirkungsmittel, welche ihnen ihre Verfasser, wenn sie in späterer Zeit gelebt, gewiß zugewandt hätten, nicht angedeihen lassen sollte.

6. Die großen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit. Aus persönlicher Bekanntschaft von W. von Lenz. Liszt. Chopin. Tausig. Henselt. Berlin, Behr. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Schrift ist ein weiter ausgeführter Artikel aus der „Neuen Berliner Musikzeitung", welchem noch der Abschnitt über Henselt beigefügt ist. Der Verfasser des bekannten Werks über Beethoven verleiht seinen vorliegenden Silhouetten einen gewissen excentrischen Ausdruck, welcher nothwendig ist, um ihnen etwas Pikantes zu ertheilen; denn im Grunde handelt es sich im allgemeinen doch blos um bekannte oder wenig bedeutsame Dinge, wenigstens nach unserer Ansicht, die wir uns nie zur Vergötterung der Virtuosen haben aufschwingen können. Der Verfasser erzählt, auf welche Weise er die Bekanntschaft der genannten Künstler gemacht hat, und knüpft daran allerlei Specialitäten gelegentlich seiner verschiedenen Berührungen mit denselben. So erzählt er, wie sehr Chopin unter dem Pantoffel der Sand stand, und sich von ihr commandiren ließ, ihr die Fidibus zu ihren Cigarren zu reichen. Das ganze nach Patchouli duftende pariser Salonmusiktreiben hat für uns wenig Anziehendes. Tausig und Henselt führen Hrn. von Lenz freilich nach Deutschland und Petersburg. Von Henselt erzählt er, daß er die Bach'schen Fugen auf einem dazu mit Federkielen abgedämpften Klavier spielt, sodaß nur das directe Anprallen der Hämmer gegen die abgedämpften Saiten gehört wird. Damit schont sich der Künstler Ohr und Nerven, denn er liest zugleich auf dem Notenpult die Bibel. Wir müssen dem Verfasser das Einstehen für die Richtigkeit seiner Erzählungen überlassen.

7. Mozart's Don Juan. Uebersetzung nach dem Originaltext. Von C. H. Bitter. Berlin, Müller.

Die Schrift ist eine Umarbeitung der frühern Uebersetzung des Verfassers, nachdem er sich überzeugt hat, daß man mit den Traditionen des „Don Juan", wie er bisher auf den deutschen Bühnen zu Hause war, nicht durchweg brechen dürfe, wenn eine Uebersetzung praktischen Werth haben soll. Er ist daher mit dem Bewußtsein der Nothwendigkeit zu einer nicht geringen Anzahl der frühern Textanfänge zurückgekehrt. Der Text schließt sich dem alten da Ponte'schen an und ist der Musik so genau angepaßt, daß kein Zweifel über das richtige Unterlegen der Worte wird entstehen können.

8. Aus Beethoven's Briefen. Zur Charakteristik des Meisters von Joseph Schlüter. Leipzig, Engelmann. 1870. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser wollte in dieser ungefähr hundert Seiten langen Broschüre aus den veröffentlichen Briefen des Tonmeisters durch Hervorhebung des Wichtigern eine für sich bestehende, bequem und angenehm zu lesende Schrift herstellen. „An die Freunde", „Lieben und Leiden", „Die Kunst und das Leben", „Bei Beethoven's", so lauten die vier

Kapitel des Schriftchens, das allerdings nichts Neues geben konnte. Wenn der Verfasser die Mißstände von Beethoven's „Bedientenhaushaltung" „fast wie einen Kampf ums Dasein" auffaßt, so ist dies denn doch wol als Uebertreibung zu bezeichnen. Das Kapitel „Lieben und Leiden" ist gar zu gläubig gehalten. Der bekannte Liebesbrief ist durch Thayer's Forschungen als nicht an Juliette Guicciardi gerichtet nachgewiesen, womit freilich eine Masse von Fabeln zusammenstürzt.

9. Die Beethoven-Feier und die Kunst der Gegenwart. Eine Erinnerungsgabe von Ludwig Nohl. Mit Beethoven's Porträt und Autograph. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Nohl haben wir unsere Leser so oft unterhalten, daß wir uns kurz fassen können, noch dazu da die Schriften dieses Autors zwar viel Worte, aber wenig Inhalt geben und immer auf ein und dasselbe: auf die Verhimmelung Wagner's und Liszt's, hinauslaufen. Die eine Hälfte der Schrift ist auch, wie der Titel besagt, diesem Zwecke gewidmet, dem Beethoven nur als Folie dient. Schon in dem Vorwort sind Dinge enthalten, die bedenkliches Kopfschütteln zu erregen geeignet sind. Was soll z. B. folgender Satz heißen:

> Die Erscheinung Beethoven's ist nicht zu ignoriren noch zu umgehen, ebenso wenig wie die Shakspeare's und der Antike. Sie ist nicht blos in der Kunst, sondern überhaupt im höhern geistigen Leben ein gewaltiger Eckstein, an dem alles den Kopf zerschellt und nichts leisten wird, was auf dem Wege der Kunst von der Bewegung und Entwickelung der modernen Menschenseele Kunde geben und uns auf höhere Bahnen des Daseins leiten will.

Damit spricht ja Nohl dem Fortschritt in der Kunst das Todesurtheil, also auch seinen Lieblingen Wagner und Liszt. Phrasen, nichts als Phrasen. Mendelssohn und Schumann hatten keine umfassende geistige Bildung und wirkliche Schöpferkraft, wohl aber Liszt und Wagner. Wenn Schubert schon aus der Symphonie nichts zu machen wußte, wie erst Schumann und Mendelssohn, die blos anmuthige Lieder und Klavierstückchen zu fertigen verstanden u. s. w. Dagegen heißt es von dem zwölfjährigen Gymnasiasten Richard Wagner, daß er damals bereits mit dem ganzen Besitzthum modernen höhern Geisteslebens vertraut gewesen sei. Wahrlich, auf diesen Parteigänger können Wagner und Liszt nicht stolz sein.

Resumiren wir den Inhalt der Schrift: 1) „Beethoven's hundertjähriger Geburtstag"; 2) „L. van Beethoven. Eine biographische Charakteristik"; 3) „Beethoven und Napoleon (die Revolutionsideen, die Eroica, die A-dur-Symphonie u. s. w.)"; 4) „Beethoven und Goethe"; 5) „Beethoven's Tagebuch von 1812—18"; 6) „Beethoven und Oesterreich"; 7) „Das Beethoven-Fest in Wien"; 8) „Beethoven und die Kunst der Gegenwart". Nohl erzählt übrigens, daß bei dem wiener Beethoven-Fest, als er eine Rede halten wollte, ihm aufs bestimmteste erklärt wurde, die Namen Liszt's und Wagner's könnten unmöglich genannt werden. Wir können es den Leuten nicht verdenken, wenn sie sich vor dem Anhören von Absurditäten bewahren wollten, die allgemeine Misstimmung erweckt hätten. Wie hohl erscheint das ganze angeblich biographische und kritiklose Beethoven-Forschen Nohl's den Leistungen Thayer's gegenüber!

Ganz das Gegentheil predigt eine Broschüre, die den Titel führt:

10. Richard Wagner und Jakob Offenbach. Ein Wort im Harnisch von einem Freunde der Tonkunst. Altona, Verlagsbureau. 1871. 8. 7½ Ngr.

in welcher beide als nothwendige Consequenz und gleiche Verderber der Tonkunst gekennzeichnet werden und Wagner noch speciell nachgesagt wird, daß er blos ein Nachahmer Mendelssohn's und Schumann's sei. Das Broschürchen verdient an sich keine Beachtung; verdienen solche aber die dicken Broschüren der einseitigen, alles außer ihrem Gotte herunterreißenden Wagner-Enthusiasten mehr?

11. Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik. Von W. von Bock. Berlin, Schneider und Comp. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser stellt sich in dieser nicht uninteressant abgefaßten Schrift die Aufgabe, die Beziehungen Goethe's zur Musik nach allen Richtungen hin ins helle Licht zu setzen, und legt ihnen eine größere Bedeutung bei, als man sonst wol zugestehen mag. Jedenfalls waren dieselben höchst passiver Natur, überhaupt war Goethe's Musikverständniß ein sehr geringes, und halten wir es daher für wenig begründet, wenn Hr. von Bock den Biographen Goethe's den Vorwurf macht, daß sie seine musikalischen Beziehungen unbeachtet gelassen hätten. Goethe hat wahrlich genug geleistet, als daß es nöthig wäre, ihm auch Eigenschaften zuzuschreiben, die seiner Natur ferner lagen. Daß ein durch seine Stellung so hervorragender Mann wie Goethe doch im ganzen so wenig mit der Tonkunst in Berührung kam, zeigt, wie es sich in Wahrheit damit verhielt.

12. Beiträge zur Geschichte des Oratoriums. Von C. H. Bitter. Berlin, Oppenheim. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser vermehrt hiermit seine verdienstlichen Leistungen in Erforschung des vorigen Jahrhunderts. Nachdem er zuvörderst Mendelssohn's Oratorien höchst anerkennend besprochen, dann die verschiedenen Arten von Oratorien und die Anfänge des deutschen Oratoriums' bis in die erste Zeit des 18. Jahrhunderts klar gelegt, werden unter Belegung mit zahlreichen Notenbeispielen, neben Bach's und Händel's, Keiser's, Telemann's, Mattheson's, Hölzel's, Graun's, Emanuel Bach's, Argicola's, Homilius', Rolle's, Salomon's, Hasse's, Naumann's u. s. w. dahin gehörende Schöpfungen mehr oder weniger ausführlich dem Leser vorgeführt.

Wie sich von selbst versteht, bietet der Gegenstand keine Gelegenheit zu Einzelmittheilungen. Nur drängt sich einem bei Durchsicht der mannichfachen Leistungen in dem speciellen Oratoriumsfache der Gedanke auf, wie viele nichtssagende Musik doch in die Welt gesetzt wird, Musik, die der bloßen Routine ihr Dasein verdankt. Es ist ja Thatsache, daß so mancher Tonsetzer auf dem Gebiete der geistlichen Musik sich einen gewissen Ruf zu verschaffen wußte, der sonst ziemlich ohnmächtig dastand. In unserer Zeit ist freilich die Production unvergleichlich umfangreicher geworden, bewegt sich auf viel mannichfaltigern Pfaden als damals, wo die Kirche vor allem die Thätigkeit der Tonsetzer herausforderte und eine tüchtige Herrschaft über den doppelten Contrapunkt unerlaßliche Be-

dingung war. Der Uebergang von der strengen alten zu der neuen Kunstrichtung mußte allerdings zum Theil von Tonsetzern gethan werden, die sich dabei selbst zum Opfer zu bringen bestimmt waren, denn eine neue Kunstrichtung bedarf erst mannichfacher Versuche, ehe sie wirkliche Erfolge erlangt. Wirkliche große durchschlagende Erfolge in dieser Hinsicht hatten erst Gluck und Haydn, nachdem Emanuel Bach den Vorläufer gebildet hatte. Daß aber in unserer Zeit die Masse der musikalischen Makulatur verhältnißmäßig nicht geringer ist als im vorigen Jahrhundert, darüber wissen die Verleger Auskunft zu geben.

Feuilleton.

Die zeitgenössische Kritik über Schiller.

Wir haben öfters in d. Bl. den Wunsch ausgesprochen, statt vieler oft sehr überflüssiger Commentare möchte die literarische Forschung einmal sich der Tageskritik zuwenden, welche unsern classischen Werken auf der Ferse folgte und uns das Bild unserer großen Dichter auch in diesem Spiegel zeigen. Das geheimnißvolle Werden und Wachsen des Ruhms aus bestrittenen Anfängen würde dann, zum Trost für manche strebende Talente der Gegenwart, um so mehr ans Licht treten. Diese Winke sind nicht unbeachtet geblieben. In der „Station", dem feuilletonistischen Wochenblatt des „Berliner Börsenkuriers" findet sich ein Aufsatz: „Schiller und die zeitgenössische Kritik", welcher die Kritiken der „Vossischen" und „Spener'schen Zeitung" über die Schiller'schen Stücke nach ihrer ersten Aufführung zusammenstellt. Auffallend ist zunächst, daß einige derselben in den berliner Blättern gänzlich unbesprochen blieben, darunter selbst ein „Don Carlos", „Wallenstein", eine „Maria Stuart". Ueber die „Braut von Messina" brachte die „Spener'sche Zeitung" eine Kritik, der zufolge dies Drama „ein Prunkstück voll glänzender Misgriffe" ist. Schiller's „Wilhelm Tell" findet Lob in der „Spener'schen Zeitung"; dagegen behandelt die „Vossische Zeitung" dies Drama ganz mit jenem Ton überlegener Kritik und jener abfälligen Beurtheilung, wie sie noch heutigentags Mode ist. Wir theilen diese Kritik als charakteristische Probe mit:

„Ohne hier den nicht ungegründeten Tadel zu wiederholen, der den Schiller'schen Stücken so oft gemacht worden ist, begnüge ich mich, zu bemerken, daß «Wilhelm Tell» nichts Abweichendes von der Organisation der frühern Dramen desselben Dichters hat. Auch «Wilhelm Tell» ist als Kunstwerk kein eigentliches Ganzes; es steht alles nur nebeneinander, ohne daß es auseinander entwickelt ist, und der fünfte Act ist wiederum eine überflüssige Zugabe, welche der Zuschauer mit Vergnügen entbehrt haben würde, wenn die Hauptperson des Dramas am Schluß des vierten wieder zum Vorschein gekommen wäre. Im ganzen genommen hat der Dichter die Entstehung der Eidgenossenschaft nur dialogisirt. Der Stoff, den er bearbeitet, war in sich selbst poetisch, die Zeit hatte ihn dazu gemacht, insofern sie seit vier Jahrhunderten eine ganz andere Welt herbeigeführt hat. Wollte der Dichter etwas von dem Seinigen hinzufügen, so hätte er alle die Personen, welche uns die Geschichte in so unbestimmten Umrissen darstellt, dem Geiste ihres Jahrhunderts gemäß individualisiren sollen; allein dies ging vielleicht über sein Vermögen. Was er hinzugefügt hat, ist von einer solchen Beschaffenheit, daß die Handlung dadurch mehr verliert als gewinnt. Dahin gehören die Charaktere des Ulrich von Rudenz und der Bertha von Bruneck. Was sollen diese beiden Personen in einer Gesellschaft von Landleuten, welche durch ihre Einfachheit interessiren müssen; was sollen sie, da sie gar nicht contrastiren; dahin gehört ferner der Pfarrer Rösselmann, eine nicht nur sehr überflüssige, sondern auch dem wahren Geist der Handlung sehr nachtheilige Person, weil der Bund der Eidgenossen nothwendig um so mehr Achtung einflößt, je mehr er moralisch und je weniger er religiös ist. . . .

„Die Wirkung einzelner Scenen ist falsch berechnet. Dahin zähle ich den Tod des Freiherrn von Attinghausen, von dem es ungewiß ist, ob er für Alter oder für Gram stirbt, der aber durchaus nicht auf der Bühne sterben sollte, weil der Zuschauer in dem Untergange eines alten Mannes, den er nur in seiner Kraftlosigkeit gekannt hat, nichts bedauern kann. Die Prophezeiung von dem Ausgang der Schlacht von Sempach würde in dem Munde des sterbenden Freiherrn allenfalls einen Schweizer interessiren, aber jeden Nichtschweizer muß sie gleichgültig lassen. Von allen Scenen können überhaupt nur zwei ergreifen: die Zusammenkunft Stauffacher's mit Walter Fürst und dem jungen Arnold von Melchthal, und die, wo Tell auf den Befehl des Reichsvogts seinem Sohn den Apfel von dem Kopfe schießen muß. Die erstere verdiente unbedingte Huldigung bis auf die dem jungen Arnold in den Mund gelegte, beinahe empörende Tirade über den Werth der Augen. Es ist endlich ein Fehler des Stücks, daß Geßler so absolut als Tyrann dasteht und dadurch zu einem eingefleischten Teufel wird. Der Dichter hat sich in Hinsicht seiner durch die Geschichtschreiber verführen lassen, welche nie untersucht haben, was es mit jener Tyrannei eigentlich auf sich hatte. Glaubt der Dichter, all diese Fehler dadurch zu rechtfertigen, daß er eine ganze Begebenheit hat auf die Bühne bringen wollen, so braucht man ihn nur darauf aufmerksam zu machen, daß er sein Werk Wilhelm Tell, nicht die Eidgenossenschaft betitelt hat. Bei solchen Fehlern eines Dramas muß die Kritik alles, was sie über die Schauspieler zu sagen hat, mit Schonung sagen."

„In Bezug auf die Darstellung", wie die «Station» weiter berichtet, „ist Iffland nicht in dem Maße gelobt, wie man dies sonst in den Kritiken jener Zeit gewohnt ist, im Gegentheil versteigt sich der Recensent sogar bis zu einem gewissen Grade des Tadels, der seiner Meinung nach aber weit mehr dem Schauspiel, als dem Schauspieler gilt. «Herr Bethmann», schreibt er ferner, «als Rudenz, fiel oft ins Unnatürliche, doch war dies offenbar die Schuld des Dichters. Madame Fleck als Bertha mußte eine Rolle spielen, in welcher kein Sinn ist.»"

So lautete das Urtheil über Schiller's letztes Stück nach einer Reihe glänzender Productionen — hatte dieser Kritiker eine Ahnung von des Dichters Unsterblichkeit und den Schiller-Monumenten, welche noch dasselbe Jahrhundert ihm errichten sollte?

Bibliographie.

Jäger, G., Nachklaenge. Gedichte. Stuttgart. Neff. Gr. 16. 12 Ngr.

Jütting, W. U., Der 32jährige Lebenskampf eines ostpreußischen Volksschullehrers. Leipzig. Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 4 Ngr.

Jensen, W., Aufräumen! Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. 16. 5 Ngr.

Krauß, P., Gedichte. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kolosky, S., Herr General-Superintendent Dr. th. Carl Bernh. Moll und die sociale Frage. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Krieg von 1870/71. Nach den besten Quellen vom militärischen Standpunkte dargestellt von M. A. 2te Abth. Die Operationen nach der Capitulation von Sedan bis zum Friedensschluß. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2 Thlr.

Langhans, W., Ein Stück Orient. Reisebriefe. Berlin, Oppenheim. 8. 1 Thlr.

Lohse, Johanne, Blumen aus der Fremde. Oldenburg, Schmitt. Gr. 8. 20 Ngr.

Maschmeier, Addison's Beiträge zu den moralischen Wochenschriften. Güstrow.' Gr. 4. 12 Ngr.

Pannenborg, A., Studien zur Geschichte der Herzogin Matilde von Canossa. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 4. 20 Ngr.

Zimmermann, G. R., Ueber Unsterblichkeit und ewiges Leben. Vortrag. Zürich, Höhr. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 6. Juni 1872.

Biographisches.

1. Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Von Eugène Peschier. Frankfurt a. M., Auffarth. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Gervinus. Von Richard Gosche. Zweiter, verbesserter und vermehrter Abdruck. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz. Mit einer Vorrede von Friedrich Nippold. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen. Von Friedrich Daniel Sanio. Mit dem Porträt Dirksen's in Stahlstich. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Zur Erinnerung an Henrich Steffens. Aus Briefen an seinen Verleger. Von Max Tietzen. Mit dem Porträt Steffens' nach Thorwaldsen. Leipzig, G. E. Schulze. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderm Hinweise auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung. Von R. Rothenburg. Minden, A. Volkening. 1871. Gr. 8. 9 Ngr.
7. Eudoxia, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und des Christenthums. Von Wilhelm Wiegand. Worms, Kräuter. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Walter Scott. Ein Lebensbild. Von Felix Eberty. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1871. Br. 8. 3 Thlr.

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“ — so lauten Schiller's sinnige Worte; aber das ist doch nur einzelnen vergönnt, während es die Aufgabe von uns allen ist, treu und eifrig unsere Pflicht zu thun und das Gute zu erstreben. Anregend und ermuthigend, fördernd und erhebend auf der Bahn des Fortschritts ist aber der Ausblick zu Männern, die eben zu den Besten gehören, und deren Wirken die Staffel ist, durch die wir uns zu erheben suchen. Wir nennen heute keine neuen Namen, wir frischen keine verklungenen auf, aber wir lassen uns von berufenen und eingeweihten Federn das Leben und die Thaten von Männern schildern, die wir Deutschen mit Stolz die Unsern nannten und wir erfreuen uns an der belehrenden und frischen Weise, in der das geschieht. Wird uns eines Menschen Geschichte erzählt, so verlangen wir nicht nur die äußern Momente, die sein Leben darbietet, zu erfahren, vielmehr ist uns daran gelegen, wahrheitsgetreu und anschaulich über den innern Zusammenhang seines Denkens und Thuns belehrt zu werden und sein geistiges Entstehen kennen zu lernen. Gerade das ist auch, mehr oder weniger tief erfaßt, der Kern der Biographien, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen.

Während auf Frankreichs Feldern der Tod seine grause Ernte hielt, schied aus den Reihen der Lebenden auch ein Kämpfer, der aber zu seinen Siegen nicht hinausgezogen war in des Feindes Land: in seinem stillen Zimmer, bei der „ewigen Lampe“, die seinen Studien leuchtete, hatte er die schönsten Geisteserfolge und den Lorber des Forschers errungen. Als Lazarus Geiger am 29. August 1870 zu Grabe getragen wurde, da war wirklich ein Kämpferleben zu Ende; und mitten in seinem geistigen Ringen ereilte ihn der Tod.

In der Peschier'schen Schrift: „Lazarus Geiger“ (Nr. 1), deren Anführungen wir folgen, wird des Todten in begeisterter Weise gedacht. Sein äußerer Lebenslauf war ein überaus einfacher. Als Sohn jüdischer Aeltern wurde Lazarus Geiger den 21. Mai 1829 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater genoß als Privatgelehrter großes Ansehen, wollte aber trotzdem nicht gestatten, daß auch sein Sohn sich den Studien widme, und so gab dieser seinen sehnlichsten Wunsch, einzudringen in die Reiche der Wissenschaft, auf und trat in Mainz in die Buchhandlung von Victor von Zabern ein. Aber seine Liebe gehörte nicht dem Geschäft mit Büchern, sondern diesen selbst, und auf dringende Vorstellungen seines Principals entschloß sich der Vater endlich, ihm zu erlauben, wieder auf die Schule zurückzugehen. Er besuchte jetzt

das Gymnasium zu Frankfurt a. M. und später verschiedene Universitäten, bis er 1861 in seiner Vaterstadt eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache, der mathematischen Geographie und des Hebräischen an der israelitischen Volks- und Realschule übernahm, die er bis zu seinem Tode bekleidete.

Mit dieser bescheidenen äußern Stellung verband Geiger die reichste Fülle idealer Wirksamkeit. Steinthal sagt von ihm in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie": „Der Verfasser besitzt eine so umfassende und dabei gründliche Sprachkenntniß wie nur wenige Sprachforscher; übertreffen wird ihn in dieser Beziehung wol niemand" — und dieses Urtheil rechtfertigen seine Hauptwerke: „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft" und „Ursprung der Sprache", vollkommen. Von großem Werthe ist auch einer seiner letzten geistreichen Aufsätze in dem Programm der Anstalt, an der er wirkte: „Die deutsche Grammatik als Lehrgegenstand an deutschen Schulen", in dem er den Grimm'schen Ansichten über die Grammatik als Unterrichtsgegenstand entgegentrat.

Das Leben Geiger's währte nur sehr kurze Zeit, weder durch hohe Stellung noch durch umfangreiche geistige Productivität hat er sich hervorgethan; was bedingt also das Bedeutende, das Bahnbrechende und Schöpferische in seinem Wirken? Peschier hat es richtig gedeutet, indem er sagt:

Er hat es unternommen, was die größten Forscher und Denker, selbst unserer Zeit, als ein in weiter Ferne liegendes Problem erklärten, eine Geschichte der Begriffe, der Bedeutungen zu schreiben, und damit zugleich eine Lehre von der Entwickelung der Bedeutungen, die Lehre von dem in der Sprache, welche außerdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden.

Die berühmten Sprachforscher vor ihm und mit ihm zusammen: Curtius, Bopp, Pott, Lepsius, Schleicher — sie alle glaubten vor der Frage nach dem Ursprung der Sprache zurücktreten zu müssen; Geiger allein hatte den Muth, kühn den Schleier zu lüften, den Versuch zu wagen, das Ungelöste zu lösen, und es wäre ihm wol sicher ganz gelungen, wie es ihm theilweise gelungen ist, wäre sein Leben nicht gar so kurz gewesen. Geiger trennte die Frage nach dem Ursprung der Sprache soviel als möglich von logischen und metaphysischen Problemen und stellte sich dagegen auf den rein historischen Standpunkt. Durch die Geschichte der Sprache versuchte er die Entwickelung der Vernunft historisch zu verfolgen „bis zu einem Anfang, wo wir uns auf einen thierähnlichen Geisteszustand zurückverwiesen sehen". Die Sprache ist für ihn ein Naturproduct, ein Organismus, den man zergliedern kann wie jeden andern, und dessen Gesetze gelernt werden können; aber nicht die Lautgesetze meint er damit, sondern ein viel höheres Ding, die Begriffsgesetze. Nicht ist, nach ihm, die Sprache ein Product menschlicher Uebereinkunft, nicht steht der Laut mit dem, was er bezeichnet, in Zusammenhang, nicht in naturnothwendiger Verbindung mit dem Begriff, nach Geiger entwickelt sich der Laut für sich, der Begriff für sich, und jeder Laut kann jeden Begriff, jeder Begriff jeden Laut bezeichnen. Die Sonderbedeutung, die im Laufe der Zeit der Laut erlangt hat, ist nur ein Resultat des Zufalls, und der Zufall liegt für Geiger der Sprachentwickelung überhaupt zu Grunde:

Die zufällige Entwickelung ist es, von deren Begreifen die Einsicht in das Wesen der ganzen Sprachgeschichte, und von deren empirischer Verfolgung, wenn sie möglich ist, bis zu ihrem Anfang die endliche Erkenntniß von dem Ursprung der Sprache abhängt; es ist dieselbe Zufälligkeit, die in alles, was sich entwickelt, und also alles, was wird, und also alles, was ist, auf allen Punkten der Zeit und des Raums unauflöslich verflochten und daher ein immer wiederkehrendes Theilproblem der ewig vor uns entfalteten Aufgabe des Welträthsels ist.

Es ist staunenswerth, welch eminentes Wissen, welch scharf combinirender Geist in Geiger vor uns tritt. Durch Vergleichung fast aller Sprachen und Literaturen zeigt er deutlich, über welch große Summe von Kenntnissen er verfügt und mit welcher Sicherheit er dadurch die labyrinthisch verschlungenen Pfade der Sprachforschung ergründet. Peschier hat mit kundiger Hand aus dem reichen Material der Werke Geiger's Stellen entnommen, die uns dessen vielseitige Bedeutung bezeugen. Er ist es gewesen, der schon vor dem Engländer Darwin eine Theorie aufgestellt hat, die mit der epochemachenden jenes Forschers fast analog lautet; er hat durch Sätze wie: „Die Sprache ist primär, der Begriff entsteht durch das Wort. Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor ihr war der Mensch vernunftlos. Der erste Sprachlaut war ein thierischer Schrei, dem noch keinerlei Absicht irgendeiner Mittheilung zu Grunde lag", einen neuen und überraschenden Standpunkt, der von umfassender wissenschaftlicher Bedeutung ist, eingenommen; und hätte die Parze eben nicht so bald seinen Lebensfaden durchschnitten, er hätte sicher in seinen beabsichtigten Werken — einer Religionsgeschichte, einer Ethik, einer Astronomie — der Wissenschaft und der Menschheit noch manchen hohen Dienst geleistet. Daß der Forscher in dem Gebiet der Sprache, der Bergmann, der in ihre tiefsten Schachte gedrungen und den Werth mancher ihrer unbekannten Schätze erst ans Tageslicht gefördert hat, auch in der Anwendung ihr Meister geworden, ist die natürliche Vervollkommnung des Bildes Geiger's als eines Sprachheros. Ursprünglich war sein Stil nicht schön, aber mit der Zeit bildete er sich zu einer Reinheit, einer Kraft und einem Schwunge aus, daß er sich mit dem unserer besten Dichter vergleichen kann.

Bei einem bedeutenden Manne interessirt es uns auch, von seinen Eigenheiten zu hören, und eine der sonderbarsten hat uns Peschier von Geiger verzeichnet. Der große Gelehrte drückte seine Gedanken oft auch poetisch aus; aber nicht allein wenn er dichtete, überhaupt immer wenn er ruhig und sicher nachdenken oder fließend sprechen wollte, mußte er mit einem Elfenbeinstäbchen auf seine Lippen schlagen; ohne dies Stäbchen wurden ihm Denken und Sprechen schwer.

Die Peschier'sche Schrift zeichnet sich neben ihrem reichen Inhalt durch eleganten Stil und klare, verständliche Form vortheilhaft aus und erreicht vor allem ihren Zweck, dem Todten den Tribut wahrer Anerkennung zu zollen, in vollem Maße.

Es war nur wenige Monde nach Geiger's Tode, als das deutsche Volk wieder einen seiner besten Söhne verlor. Gerade acht Wochen, nachdem der in zahllosen Liedern gesungene

Wunsch nach einem neuen Deutschen Reich zur Wahrheit geworden war, hat der Tod den dahingerafft, der die Geschichte der deutschen Dichtung wie kein anderer erzählt, und zwei Tage später begrub man ihn — Georg Gervinus. Aber dieses selten schöpferische Leben sollte nicht harmonisch zu Ende gehen; das deutsche Volk konnte den Namen des Dahingeschiedenen, dem es so viel verdankt, nicht mit ungetheiltem Stolze nennen, der Mann, der für die Regungen des deutschen Geisteslebens unendlich feinfühlig und befruchtend war, verstand das nationale Sehnen nicht, wurde sogar ein Gegner des Strebens seines Volks und konnte sich an dessen Wiedergeburt nicht erfreuen. Der Siegesjubel jener Tage, die Hoffnungsfreudigkeit der deutschen Herzen fand in ihm keinen Widerhall, er sah im Gegentheil in dem Gefolge des Erreichten unberechenbare Gefahren, den sichern Zusammensturz, und das sprach er in seinem Vorwort zu der neuesten Auflage seiner Literaturgeschichte in bittern Worten aus. Wohl war es gerechtfertigt, daß da ringsherum die Federn sich rührten, um solche Sätze, von einem Gervinus gesprochen, scharf zurückzuweisen; aber der Parteistandpunkt darf nicht allein der maßgebende bleiben, nur einzelnen ist es vergönnt gewesen, eine Natur, wie die von Gervinus, ganz zu verstehen, und darum muß man ein individuelles Urtheil über jenen Vorgang für das berechtigtere halten.

In diesem Sinne empfehlen wir besonders die Schrift über „Gervinus" von Richard Gosche (Nr. 2), nicht allein weil sie eine eingehende Würdigung und Kritik der Bedeutung Gervinus' enthält, sondern besonders wegen ihrer verständnißvollen Deutung jenes letzten Actes seines thatenreichen Lebens. In einen Causalnexus mit diesem bringt Gosche auf geistvoll-psychologischem Wege das Resultat der Subjectivität von Gervinus, einzelner Momente seines Lebens und die Ereignisse der Zeit, und findet so den Schlüssel zu der antinationalen That.

In Folgendem lehnen wir uns hauptsächlich an die genannte Schrift, die trotz ihres kleinen Umfangs reiches Material zur Kunde von Gervinus enthält.

Georg Gottfried Gervinus, der Sohn eines Weißgerbers, erblickte am 20. Mai 1805 zu Darmstadt das Licht der Welt. Die politischen Begebenheiten seiner Kindheit und seines Jünglingsalters, die Größe und der Fall Napoleon's, das Verfassungsleben seit 1820 in seiner hessischen Heimat, prädestinirten ihn zum Politiker, der er fortan, trotz seiner wissenschaftlichen Vertiefung und oft genug zum Schaden derselben, blieb. Aus freiem Entschluß widmete er sich zuerst einer praktischen Laufbahn und trat in Bonn in eine Buchhandlung ein; nachdem er aber einige Zeit in verschiedenen Geschäften gewirkt, empfand er deutlich, daß der kaufmännische Beruf ihn nicht befriedige, und so entsagte er dem Geschäftsleben und widmete sich mit der Energie, die sein ganzes Leben kennzeichnet, den Studien. Schon 1825, nachdem er die akademische Reife erlangt, bezog er als studiosus philologiae die Universität Gießen und siedelte im folgenden Jahre nach Heidelberg über, wo Friedrich Christoph Schlosser einen für seine ganze Richtung bestimmenden Einfluß auf ihn gewann. Er wurde in vollem Sinne des Worts ein Jünger Schlosser's, in dessen Geiste wurde er groß, und wol konnte er in dem Nekrologe für den hochverehrten Todten sagen, „daß er das Gefühl habe, daß, wenn jemand nichts gethan hätte, als Einem Menschen das zu sein, was Schlosser ihm geworden sei, dies allein ausreiche, einem Menschenleben den vollwichtigsten Werth zu verleihen".

Neben das philologische Studium trat jetzt vorwiegend das der Geschichte; 1828 verließ er jedoch Heidelberg, und nachdem er in Frankfurt a. M. in einer Privatanstalt ein Lehramt angenommen hatte, gab er mit Morstadt und Hertlein eine umfassende Ausgabe des Thucydides heraus. Im Jahre 1830 habilitirte er sich in Heidelberg als Docent der Geschichte mit der Inauguraldissertation: „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick". Zwei Jahre später unternahm er seine erste Reise nach Italien, als deren Resultat eine höchst schätzenswerthe Arbeit über Machiavell anzusehen ist. Im Jahre 1835 erschien der erste Band seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", in der sein geistiges Schaffen entschieden den Höhepunkt erreicht. Er war der erste, der die deutsche Literatur als ein organisches Ganzes darstellte, in sich zusammenhängend und Stufe für Stufe sich aus sich herausbildend. Gervinus selbst bezeichnet seine Aufgabe: der Literarhistoriker hat eines Gedichtes Entstehen zu zeigen „aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen"; und so gruppirte er seinen gewaltigen Stoff auch nur nach gediegen wissenschaftlicher Forschung, nichts galten ihm Beweise literarischer Art. Seine Kritik ist fast zu sehr negativ, und besonders die Bestrebungen der Neuzeit schätzt er so gering, daß er in dem Vorwort zu dem vierten Bande seiner Poesiegeschichte äußerte: er möchte lieber „mit Percy ein Kätzlein sein und miau schreien als Verse machen". Trotzdem aber ist sein Werk ein Compendium der deutschen Literatur, wie es gründlicher noch nie gegeben wurde, und mit gerechtfertigtem Stolze sehen wir Deutsche ihn darin beweisen, daß unsere Dichtung allmählich all ihre zurückbleibenden europäischen Schwestern überholt und sich auf der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts der mustergültigen Hoheit und Schönheit der griechischen nähert.

Wenn man bedenkt, daß dieses mit bedeutendem Erfolg gekrönte große Werk ein Gelehrter unternahm, der noch kaum 30 Jahre zählte, so wird uns klar bewußt, daß wir vor einem Auserwählten stehen, vor einer seltenen Begabung in ihren Eigenschaften — und in ihren Fehlern; das beweist auch Gervinus' weiteres Wirken. Neben ihren großen Vorzügen durchdringt eine Schwäche fast alle seine Werke und läßt sie an reiner Bedeutung verlieren: es ist, daß er überall und immer den eigenen politischen Standpunkt in seine Betrachtungen mengt. In dem politischen Leben des Volks sieht er nicht den Zug der Volksseele selbst, sondern bringt es in unmittelbaren Zusammenhang mit der Geschichte der Poesie, gleichsam als eine Folge davon; dadurch raubt er dem Volke die Selbständigkeit, kommt zu eigener Ueberhebung und wird doctrinär und ungerecht.

Während des Erscheinens dieses Werks war Gervinus auch nach anderer Seite hin rastlos thätig; wir wollen hier nur noch seine Schrift „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel", die das Muster einer historisch-ästhetischen Kritik ist, und die reizende Studie: „Geschichte der

Zeckkunst", die leider unvollendet geblieben ist, erwähnen. Auf Veranlassung Dahlmann's, mit dem er in sehr intimen Briefwechsel stand, erhielt er 1835 einen Ruf nach Göttingen, und hier erschienen die „Grundzüge der Historik", ein hochbedeutendes wissenschaftliches Werk, in dem er den Historiker gleichberechtigt neben den Philosophen und Dichter stellt: nicht in der Forschung, sondern in der Darstellung der alle Einzelheiten zusammenhaltenden Idee, die dem Werke des echten Geschichtschreibers den wissenschaftlichen und künstlerischen Inhalt gibt, sieht er dessen besondern Beruf. Zu bedauern ist, daß dieses inhaltreiche, tiefgedachte Werk wegen der Härte und Schwere seines Stils immer nur zu einer beschränkten Wirkung gelangen wird.

Um diese Zeit bricht aber ein Ereigniß über ihn herein, das ihn mit der rauhen Hand des Lebensernstes ergreift und ihn aus der Bahn gleichmäßigen Fortschreitens in den Strudel der Zeit hinüberriß. Bekanntlich gehörte Gervinus mit zu den „Sieben", die von dem König Ernst August ihrer Aemter als Professoren entsetzt wurden, weil sie es gewagt hatten, wegen einer Gewaltmaßregel des Königs vorstellig zu werden, und Gervinus, der, gleich Dahlmann und Jakob Grimm, freimüthig gestanden, daß er Miturheber des Protestes sei, bekam die Weisung, binnen drei Tagen Hannover zu verlassen. Nach ein paar Jahren Wanderleben ließ er sich 1840 dauernd in Heidelberg nieder und gab bald darauf die letzten Bände seiner Geschichte der Nationalliteratur heraus. Später beschäftigte ihn die schleswig-holsteinische Angelegenheit, und vor dieser die deutschkatholische Bewegung auf das eifrigste, und seine Feder gab seinem lebhaften Interesse mannichfaltigen Ausdruck. Persönlich führte ihn aber erst das Jahr 1848 auf den Schauplatz der Begebenheiten, als er von den Hansestädten als Vertrauensmann zum Bundestag gewählt wurde. Schon das Jahr vorher hatte er, unterstützt von Karl Mathy, Mittermaier und Häusser, die „Deutsche Zeitung", die mit Entschiedenheit für das constitutionelle Repräsentativsystem in Deutschland das Wort ergriff, gegründet, und als er nun in die Nationalversammlung gesandt wurde, wählte er seinen Sitz im rechten Centrum bei der Gagern-Partei. Lange aber fesselte ihn der Parlamentarismus, der nie zur That schritt, nicht, er zog sich bald von der Versammlung zurück; und als dann später die hochgehende Bewegung ein so schrilles Ende nahm, da flüchtete er von den Tagesbegebenheiten zu seinen stillen Studien, als deren Resultat er uns „Shakspeare" bescherte. Es ist das keine umfassende Würdigung der ästhetischen Größe jenes „Homer des Dramas", es ist ein Werk, in dem der Hauptton auf die sittliche Wirkung von dessen Dichtungen gelegt ist.

Kaum war dieses Werk vollendet, als Gervinus' Arbeiten wieder einer größern Schöpfung, einer „Geschichte des 19. Jahrhunderts", die er, im Anschluß an das große Werk Schlosser's, in ihrem innersten Zusammenhange darstellen wollte, sich zuwandte. Zunächst entstand (1853) die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", in der er sich plötzlich als ein radicaler Philosoph und Politiker zeigt und nur von der Demokratie einen Erfolg für die deutsche Entwickelung erhofft. Das Resultat der Veröffentlichung dieses wunderlichsten Werks unserer historischen Literatur war zunächst ein Hochverrathsproceß der preußischen Regierung gegen den Verfasser. Sicher müssen wir in diesem Moment mit die Ursache zu der Abneigung Gervinus' gegen das preußische Staatswesen erkennen, und wenn er auch in seiner Widmung zu der neuen Auflage der „Geschichte der deutschen Dichtung" in aufwallendem Edelmuth versichert, daß er jede Bitterkeit darüber aus seinem Herzen verdrängen will, so konnte ein Gervinus doch eben nie vergessen.

In den Jahren 1855—66 erschienen acht Bände der „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen". Er will hier nach dem Schlosser'schen Beispiel die Behandlung der Geschichte „nach dem Bedürfniß der Zeiten auf gemeinnützige Zwecke richten, sei es durch volksthümliche Bearbeitung ihres Ganzen, sei es durch die Auswahl zeitgemäßer Theile ihres unermeßlichen Stoffs". Es sind ihm die „offenkundigen Bewegungen und Strebungen der Völker beider Erdhälften nach Freiheit und Selbstherrschaft" die Hauptsache, und so wird, wie er glaubt, „der Mitlebende immer das unmittelbare und echte Zeugniß geben können, wenn er sich nur den Dingen gegenüber unbefangen genug hält, sie schlecht und recht zu erkennen und darzustellen". Darum verschmäht er auch hier die Benutzung der Archive, die ihm allerdings auch nur sehr mangelhaft zu Gebote gestanden hätten; aber obgleich er mit entschiedenem Freimuth und mit hervorragender Originalität die Feder führt, so kann doch gerade er sich auch hier nicht über die Subjectivität seiner politischen Ansichten erheben, und überall läßt er dieselben durchblicken. Perlen in dem Ganzen sind einzelne Charakteristiken, die mit plastischer Schärfe und genialen Zügen gezeichnet sind.

Während dessen war Schlosser am 23. September 1863 aus dem Leben geschieden und der einsame Gervinus noch einsamer geworden. Das Rollen des Zeitrades ging zermalmend über manche seiner politischen Ideen, seine politischen Prophezeiungen zu nichte machend, hinweg; schon war der erste Act des weltbewegenden Dramas, von dem wir hoffentlich jetzt den letzten erlebt, zu Ende gegangen, Oesterreich war von Preußen besiegt worden, und der süddeutsche Politiker sah unter dessen Führung die norddeutschen Staaten zu mächtigem Bunde sich einen. Da regte sich in seiner Brust von neuem die zurückgebliebene Bitterkeit gegen jenes Preußen, das ihn einst verfolgt, und abermals flüchtete er sich fort aus dem Strom der Begebenheiten, und sein Werk: „Händel und Shakspeare. Zur Aesthetik der Tonkunst", sollte ihn vergessen machen, daß die Wirklichkeit so ganz anders wurde, als er sie sich gedacht. Jenes Werk kann sich, die Biographie und Charakteristik Händel's betreffend, mit der Arbeit Chrysander's nicht messen, aber es bietet uns ein ziemlich vollständiges System der musikalischen Aesthetik und zeichnet sich durch sorgfältige Untersuchung aus. Wir haben Gervinus überhaupt viel, unsere Händel-Kunde betreffend, zu verdanken. Er half wesentlich dem genialen Standbilde des Meisters zu Halle a. S. zu seinem Entstehen, er war rege thätig für die correcte Ausgabe der Werke Händel's durch die deutsche Händel-Gesellschaft, und die wohlgelungene Uebersetzung der „Susanne" schulden wir ihm.

Eine neue Ausgabe seiner Literaturgeschichte beschäftigt ihn fortan. Sie beweist, wie reich sein schaffender Geist noch sprudelt, aber sie beweist auch, trotz ihrer Größe der Anschauung, in manchen Punkten, daß ihr Schöpfer in brennenden Fragen von dem objectiven Standpunkte sich immer mehr und mehr entfernt. Und nun erschallte der Donnerruf zum deutsch-französischen Kriege, und nun stieg Preußens Aar immer höher, in der Brust des isolirten und verbitterten Gervinus aber war das Echo von all den Siegesfanfaren jener Mißton, dessen wir oben gedacht und der sein Grabgeläute wurde.

Im Grabe des Meisters möge er auch verklungen sein für ewige Zeiten, der Name Gervinus stehe fortan nur auf den ehernen Tafeln, die er der Geschichte unserer deutschen Dichtung gewidmet hat.

Ein Gelehrter ganz andern Geistes und ganz andern Wesens war Leopold Schmid (Nr. 3), der philosophische Theolog oder der theologische Philosoph, wie man will. In einer Zeit, in der im Schos der Kirche solche mächtige Schismen, die man vor kurzem sicher noch für antiquirt oder für anachronistisch gehalten, zum Austrage kommen, ist das Gedenken an einen echten Gottesmann wahrhaft wohlthuend. Die Herren von der Kanzel sind ja wieder zu wahrhaften Streitern geworden, die mit Worten, schneidiger als ein Schwert, untereinander kämpfen, und daß nicht wirklich Blut fließt, verdanken wir wol nur den Fortschritten der Cultur, nicht aber dem, gegen das Mittelalter, verminderten Fanatismus der Diener der Kirche. Es ist uns von neuem sonnenklar geworden, daß der Klerus nicht auf Manneswerth oder christliche Tugenden, nicht auf Sittlichkeit und Humanität in erster Linie sein Augenmerk richtet, sondern nur Gehorsam gegen den Willen der Obern und blinde Werkzeuge „ad majorem Dei gloriam" verlangt. In diesem Sinne konnte allerdings Leopold Schmid, ein Mann der hehrsten Herzenseinfachheit, aber der unerschütterlichsten Gesinnungsfestigkeit, kein Lieblingskind des Vaters der Kirche werden.

Es haben sich, sein Leben zu schildern, Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz vereint, während Friedrich Nippold das Werk durch eine geistvolle Vorrede einleitet, in der in flüchtigen, aber bedeutungsvollen Zügen die klerikale Bewegung unserer Tage skizzirt, und der große Einfluß, den Schmid's „Ultramontan oder katholisch" gewann, dargethan wird und als würdige Nachkommen des edeln Todten uns Männer wie Frohschammer, Huber, Reusch, Tangermann u. a. genannt werden.

Das Leben von Leopold Schmid, das Bernhard Schröder uns schildert, während Friedrich Schwarz uns in die Tiefen des Schmid'schen Denkens einführt und dessen philosophisches System analysirt, äußert sich eigentlich nur in seinem geistigen Schaffen; seine Tage verflossen friedlich, der Markt des Lebens sah ihn wenig und beschäftigte ihn wenig; als ein Apostel seiner Wissenschaft ist er anzusehen; er wurde, trotz seiner glühenden Liebe zu derselben, trotz seiner hervorragenden geistigen Kraft und seiner umfassenden Gelehrsamkeit, nicht ein Reformer, sondern blieb immer nur ihr Verkünder. Welches aber war seine Wissenschaft? War es die Theologie? War es die Philosophie? Hier wie dort leistete er Bedeutendes. Wir glauben aber dennoch, daß die Theologie und die Fragen der Kirche sein eigentliches Element gewesen, und wenn er im Jahre 1850 auch die theologische Facultät verließ und Philosophie docirte, so war das nur möglich, weil er in beiden Wissenschaften die Ethik zum Grundbegriff genommen und durch dieses Gemeinsame die Ueberbrückung gefunden war.

Sein Lebenslauf, wie Bernhard Schröder ihn schildert, weist nicht viel äußere Daten auf. Leopold Schmid wurde den 9. Juni 1808 in Zürich geboren und schon in frühester Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt. Nachdem er zu Ehingen a. d. Donau seine Schulbildung genossen und verschiedene Universitäten besucht hatte, erhielt er 1831 einen Ruf an das Priesterseminar nach Limburg und empfing 1832 die Priesterweihe. Nachdem er schon durch mehrere schriftstellerische Producte seinen Ruf begründet hatte, ging er 1837 auf eigenen Wunsch als Pfarrer nach Großholbach, wo er zum höchsten Segen seiner Gemeinde wirkte, bis man ihn 1839 als Professor der Dogmatik nach Gießen berief. Von nun an waren die Wanderjahre für Schmid vorüber, hier gründete er sein Heim, hier wurde die Stätte seines reichen Wirkens.

Schon im Jahre 1843 erhielt Schmid die landesherrliche Erlaubniß, neben der Theologie speculative Philosophie zu lehren, und in immer weitern Kreisen verbreitete sich der Ruf seiner umfassenden wissenschaftlichen Bedeutung und seines reinen, gottergebenen Lebens. Zu verschiedenen Zeiten wurden ihm auch von mehrern Orten lockende Anerbietungen zu neuen Stellungen gemacht, aber er hatte seinen gießener Wirkungskreis zu lieb gewonnen, um ihn äußerer Vortheile wegen aufgeben zu wollen. Nur einmal hatte er es für seine Pflicht gehalten, ein hohes Amt, das ihm vertraut werden sollte, nicht zurückzuweisen; das war am 22. Februar 1849, als ihn das Domkapitel zu Mainz per majora zum Nachfolger des gestorbenen Bischofs Kaiser wählte. Aber der jesuitischen Partei war Schmid viel zu freimüthig und lange nicht zelotisch und servil genug, darum agitirte sie mit allen Mitteln, auch denen der Verleumdung, gegen die Bestätigung der Wahl durch den Papst. Zuerst versuchte man Schmid zu der Ablehnung der Wahl zu bewegen; als dieser aber fest erklärte, „aus objectiven Gründen" auf ihrer Annahme bestehen zu müssen, negirte sie der Papst durch ein am 7. December 1849 erlassenes Breve folgenden Inhalts:

> Diese Wahl konnte von Uns nicht gutgeheißen werden, da Wir aus mehrern und verschiedenen sowol als gewichtigen und glaubwürdigen Zeugnissen und Documenten, die Uns zugekommen, wissen, daß besagter Priester jener Gaben entbehre, die nach der Vorschrift der heiligen Kanones zur rechten und nützlichen Verwaltung des so schweren bischöflichen Amtes durchaus erforderlich sind. Indeß für die Ehre des genannten Erwählten Sorge zu tragen bedacht, haben Wir ihn auffordern lassen, dieser seiner Wahl freiwillig zu entsagen, in der Hoffnung, daß derselbe solcher Aufforderung nachkommen werde. Da Wir jedoch jetzt erst in Erfahrung gebracht, daß diese Aufforderung nichts bei ihm gefruchtet, so schreiben Wir auch diesen Brief, worin Wir erklären, daß die erwähnte Wahl von Uns verworfen und abgelehnt werde.

Gleichzeitig ordnete der Papst eine Neuwahl an, die ihm „zur Freude und der Kirche zum Frohlocken" gereiche. So wurde der Propst Ketteler aus Berlin, das jetzige Mitglied des deutschen Reichstags, Bischof von Mainz,

Schmid aber schrieb in einem Briefe an den hessischen Ministerpräsidenten:

Was das Oberhaupt der katholischen Kirche mir bietet, glaube ich um sie nicht verdient zu haben. Sowenig sich jedoch dadurch meine Ehrerbietung gegen dasselbe ändert, so halte ich es gleichwol meinerseits für Ehrensache, ihm meine amtliche Wirksamkeit im Katholicismus und auf ihn, welche dem Heiligen Vater unverkennbar unliebsam ist, nicht aufzudringen; daher ist es meine entschiedene Absicht, jetzt aus der katholisch-theologischen Facultät in die philosophische überzusiedeln.

Schon zehn Tage später erhielt er unter anerkennenden Worten die Erlaubniß der Regierung zum Uebertritt in die philosophische Facultät.

Es begannen nun ruhige Tage, nur der Arbeit gewidmet und geschmückt durch die allgemeine Anerkennung. Seine reiche Productivität erwarb ihm bald auch auf philosophischem Gebiete weitverbreiteten Ruf. So wirkte er lehrend und lernend, bis am 20. December 1869 der Tod an den noch Kräftigen und sich voller Gesundheit Erfreuenden herantrat: da war denn ein harmonisch-schönes Leben zu Ende gegangen.

Mit warmer Vertiefung in seinen Stoff hat uns Bernhard Schröder dieses Leben geschildert, mit liebevoller Hingabe hat er Schmid's Werke durchforscht und durch eine Auslese uns in den Stand gesetzt, den Menschen, Theologen und Philosophen Schmid selbst zu erkennen. Ob er vielleicht da, wo es des Verstorbenen philosophisches Vertiefen galt, nicht etwas zu wenig Kritik geübt, wollen wir dahingestellt sein lassen; sicher ist, daß er es verstanden, Schmid als das versöhnende Princip zwischen Katholicismus und Protestantismus, als einen wahren Gottesdiener und Jünger des Christenthums in hellstes Licht zu stellen. Er citirt uns sinniggewählte Worte Schmid's, die uns diesen auch als aufgeklärten Denker, der die Satzungen der Kirche nicht zelotisch auslegt, nicht mit Fanatismus, sondern durch Milde zu wirken sucht, erkennen läßt. Schon in seinen „Kurzen Worten" (1845), in denen er über die deutschkatholische Bewegung spricht, ruft er in Bezug auf die Fanatiker seiner Kirche aus: „Die Krankheit im eigenen Innern verhehlend, sehen sie das Uebel nur in der Umgebung und finden es bequemer, gegen diese zu toben, als auf die Heilung ihrer selbst zu denken!" Und drei Jahre später hört man von ihm den prophetischen Ausspruch: „Der durch die Welt gehende Geist des concreten Katholicismus wird nur denen zu statten kommen, die vor allem sich selbst ihm gemäß organisiren, während alle anarchischen wie absolutistischen Gelüste denen, welche sich durch sie verleiten lassen, früher oder später zum Verderben ausschlagen", ein Ausspruch von dem wir wünschen, daß ihm die Gegenwart bald völlig recht geben möge.

Daß ein solcher Mann von der päpstlichen Partei in Bann und Acht gethan wurde, ist selbstverständlich; hatte er doch offen geäußert: „In meinem Hause verkehren Personen der verschiedensten Richtungen, und es ist darin Sitte, daß jeder Ehrenmann willkommen ist, welchen Standpunkt er auch einnehme"; ging ja aus seinem „Geist des Katholicismus" klar hervor, daß, nach seiner Ansicht, Dogmen durch das Denken entstehen sollen, und nicht als ein für allemal feststehende Wahrheit betrachtet werden dürfen; damit war der klarste Beweis der Häresie gegeben, und einen solchen Mann konnte man unmöglich Bischof werden lassen.

Der zweite Theil des vor uns liegenden Werks ist eigentlich als ganz selbständige Arbeit zu betrachten. Friedrich Schwarz unterzieht das Denken Leopold Schmid's nicht seiner Kritik, aber er verfährt analytisch und läßt in dessen Gedankenwelt keine Ecke dunkel. Er gibt uns ein hellbeleuchtetes Spiegelbild derselben, das sein eigener Geist entwirft, und scheidet mit scharfkundigem Auge die Schätze, die in den bändereichen Werken Schmid's schlummern, zu deutlichem Verständniß aus. Dieser Einblick, den er uns in das Geistesleben Schmid's thun läßt, bekundet aber zugleich die philosophische Fertigkeit des Verfassers; mit logischer Schärfe weiß er Satz an Satz zu reihen und das ein wenig luftige Gebäude des Schmid'schen Systems vor unserm Auge aufzubauen. Gründliches Quellenstudium benutzt er dazu; schade nur, daß er die Gedankenschätze, die er ans Tageslicht zu bringen weiß, nicht in einer Fassung gibt, die jedem strebenden Geiste erlaubt, sich damit zu schmücken. Es gehört schon eine gewisse Uebung in dem Stile der Philosophen dazu, um alles zu verstehen, was hier gesagt ist; wer diese nicht besitzt, wird manchen Satz als fest verschlossenen Schrein, der seinen kostbaren Inhalt nicht verräth, betrachten müssen. Und doch sollte ein Mann, den der Verfasser treffend charakterisirt: „Er war ein wirklicher Charakter, darum bestand seine Philosophie in der klaren Erkenntniß seines Innern und in dem Bewußtsein um die Art und die Gründe seiner Handlungen", und dessen Philosophie nach ihm nichts Geringeres bedeutet als: „Selbstverwirklichung des Menschen zu reiner und voller Menschlichkeit", gerade sehr populär werden. Albert Weigert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Kriegslyrik von 1870—71.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Einen mehr oder weniger dilettantischen Eindruck machen die folgenden Gedichtsammlungen:

16. Vaterlands-Kriegs- und Siegesgedichte 1866 und 1870. Von Marie Ihering. Zweite, durch einen Anhang von 1871 vermehrte Auflage. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.

17. Kriegs- und Siegeslieder aus den Jahren 1870 und 1871 von Adeline Becker. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 10 Ngr.

18. Ephemeren. Zeitgedichte von Hermann Los. Augsburg, Kranzfelder. 1871. 16. 4 Ngr.

19. Sonette eines Feldsoldaten von Friedrich Geßler. Stuttgart, Metzler. 1871. 8. 12 Ngr.

20. Vom deutschen Kaiser. Zeitgedichte von Otto Franz Gensichen. Zweite Auflage. Berlin, Grosser. 1871. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

21. Lorberkränze. Deutschlands tapfern Kriegern gewunden von Karl Siegen. Weimar, Kühn. 1871. 8. 10 Ngr.
22. Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers 1870—71, von Friedrich Weyermüller. Nürnberg, Löhe. 1871. Gr. 16. 9 Ngr.

Die „Vaterlands-Kriegs- und Siegsgedichte" (Nr. 16) von Marie Ihering leihen manchem anmuthigen Gedanken dichterischen Ausdruck. Die Dichterin beweist namentlich da viel Empfindung, wo sie die Trauer schildert, welche der Krieg in so manche Familie gebracht hat, wie in den Gedichten: „Veilchendank der Greisin von St.-Remy", „Der junge Invalide", und in dem hübschen nachstehend mitgetheilten Liede:

Die trauernde Heldenbraut.

Golden schien die Julisonne
Auf die letzte Rosenpracht:
Jugendfrisch, des Herzens Wonne,
Zog mein Liebster in die Schlacht.

Fröhlich, gleich dem Hörnerschalle,
Folgte er des Adlers Flug,
Kühner schien er mir denn alle
In dem stolzen Reiterzug.

Doch mir wollt' das Herz zerspringen
Bei dem letzten Abschiedskuß,
Bei der Hörner lust'gem Klingen,
Bei dem letzten, letzten Gruß! —

Längst schon war der Zug vorüber,
Immer noch schaut' ich ihm nach!
Wolken kamen trüb' und trüber,
Schwer und bang schwand Tag auf Tag.

Und doch konnte ich noch hoffen —
Möglich war die Wiederkehr.
Ach! ins treue Herz getroffen —
Kehrt er nimmer, nimmermehr!

In der goldnen Julisonne
Schied des Lenzes Rosenpracht,
Schied des Herzens sel'ge Wonne,
Zog herauf die Schmerzensnacht!

Herrlich ward erfüllt sein Sehnen:
Deutschlands Glanz ist stolz erwacht!
Doch allein, mit heißen Thränen,
Grüße ich des Reiches Pracht.

Das sind echte Herzenstöne einer Cypressen tragenden Poesie. Einen im ganzen guten Eindruck machen auch die „Kriegs- und Siegeslieder" (Nr. 17) von Adeline Becker. Das Genrebildliche herrscht in ihnen vor. „Des Kriegers Braut" und „Das deutsche Volk" möchten die gelungensten unter diesen Liedern sein.

Die „Ephemeren" (Nr. 18) von Hermann Loé sind in der Form recht gewandt, reichen aber, wie ihr Titel richtig andeutet, ihrem Gehalte nach nicht über das Niveau des poetischen Mittelgutes hinaus. Sie haben einen durchaus dilettantischen Beigeschmack. Trefflich sind übrigens Loé's Gedichte: „Die Todtenhügel bei Sedan" und „An meinen Zögling Georg Drakos". Dieser Drakos war ein junger Grieche, der im Franzosenkriege für die deutsche Sache fiel.

Aus Friedrich Geßler's „Sonetten" (Nr. 19), deren Reinertrag zum Besten der Invaliden verwandt werden soll, theilen wir das folgende originelle hier mit:

Bei Heine's Grab.

Da liegt der Heine und sein Witz begraben! —
In Frankreichs leichte Erde mußten betten
Den losen Dichter muntre Amoretten,
Germania, sie durfte ihn nicht haben.

Zu sauertöpfig für den lust'gen Knaben,
Sang sie bei Tag und Nacht von ihren Ketten,
Da ließ er, sich vor langer Weil' zu retten,
Nach Seinebabel seinen Satyr traben.

Nun Achtung! Bei dem fürchterlichen Krachen
Wird Heine auf dem Père Lachaise erwachen
Und den Parisern in die Ohren raunen:
Nicht euretwegen dröhnen die Kartaunen,
Sie wollen meine modernden Gebeine,
Die Thore auf! Deutschland holt seinen Heine!

Auch die meisten der übrigen Sonette Geßler's sind nach Form und Inhalt ansprechend, gehören aber ebenfalls in die Kategorie des poetischen Mittelgutes. Von der Sammlung „Vom deutschen Kaiser" (Nr. 20) von Otto Franz Gensichen gilt dasselbe; diese Gedichte sind nicht immer correct; so heißt es z. B. in dem „Abendgebet einer Mutter": „dem Mutterherz" (statt: dem Mutterherzen). Hier eine Probe aus Gensichen's Poesien:

Heil im Siegesglanze,
Deutschen Volkes Zier!
Heil im Lorberkranze,
Deutscher Kaiser, dir!
Hell in allen Landen
Jauchzt es weit und breit:
Bist uns neu erstanden,
Deutsche Herrlichkeit!

Eins und vielgestaltig
Steht der neue Staat
Stolz und schwertgewaltig
In der Völker Rath,
Reicht die deutsche Krone,
Reicht den Kaiserthron
Dankbar dir zum Lohne,
Hohenzollernsohn.

Sei ein Allzeitmehrer
Unserm deutschen Reich,
Nicht dem Landverheerer
Barbarossa gleich,
Nicht durch blut'ge Kriege
Weitre unsre Mark,
Durch des Friedens Siege
Mach' uns frei und stark.

Freiheit, Sitte, Treue,
Handel, Wissenschaft,
Kunst und Recht erneue
Unsers Volkes Kraft.
Nicht um Lorberreiser
Ist solch Glück uns feil:
Heil dir, deutscher Kaiser!
Kaiser Wilhelm Heil!

Eine dilettantische Signatur tragen auch die „Lorberkränze" (Nr. 21) von Karl Siegen und die „Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers" (Nr. 22), von Friedrich Weyermüller, aber beide Sammlungen enthalten manches warm empfundene Gedicht, wie „Das Grab von Sedan" von Siegen und „Ein Vaterunser für Deutschland" von Weyermüller.

Niedriger stehen in Bezug auf geistige Bedeutung die folgenden Gedichtsammlungen:

23. Lorber und Cypresse zur Erinnerung an den glorreichen deutschen Krieg von 1870 und 1871 von Julius Conard. Berlin, Wohlgemuth. 1871. 16. 15 Ngr.
24. Kriegsstimmungen eines Daheimgebliebenen. Gedichte von Hans Ellissen. Göttingen, Ellissen. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.
25. 1870. Zeitgedichte von Edmund Judeich. Dresden, Reinhardt. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.
26. Kriegs- und Siegeslieder 1870 und 1871 von Moritz Blanckarts. Düsseldorf, Esser und Reistorff. 1871. 8. 7½ Ngr.
27. Bausteine für Strasburg. Lieder von 1870 von Agnes Kayser-Langerhannß. Fünfte Auflage. Dresden, Schulbuchhandlung. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.
28. Für Deutschlands Krieger. Zwölf Gedichte aus der Kriegszeit von C. Kannengießer. Neubrandenburg, Brünslow. 1871. 8. 2½ Ngr.
29. In der deutschen Frühlingszeit. Siebzehn Lieder aus dem Jahre 1870—71. Von G. C. Dieffenbach. Hannover, Meyer. 1871. 16. 2 Ngr.
30. Frankreich und Deutschland im Sommer 1870. Sechs vaterländische Lieder von Emil Schatzmayer. Offenbach, Forger. 1871.

„Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas", in diese Worte des lateinischen Dichters fassen wir unser Gesammturtheil über diese Kriegs- und Siegeslyriker zusammen. Aus den meisten dieser Sammlungen spricht viel aufrichtig gemeinter Patriotismus; sie alle möchten ihr Scherflein Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederlegen — aber das Können bleibt in den meisten Fällen weit hinter dem Wollen zurück. Bei der Bedeutungslosigkeit dieser Lyrik kann es nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Sammlungen einer eingehenden Würdigung zu unterziehen, sondern wir müssen uns hier in noch knapperer Weise als bei den vorher besprochenen Sammlungen auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Zu den relativ bessern unter diesen Gedichten gehören Julius Conard's „Lorber und Cypresse" (Nr. 23), welche oft einen recht frischen Ton anschlagen, wie in dem Liede „Rheines Leid und Lust" und einigen andern. Aus einer tief elegischen Stimmung heraus ist Conard's Gedicht „An meine Mutter" gedichtet. Auf ungefähr gleicher Werthstufe stehen die Gedichte „Für Deutschlands Krieger" (Nr. 28) von C. Kannengießer, unter denen namentlich das Schlußgedicht „Frieden" Erwähnung verdient, und die Sammlung „In der deutschen Frühlingszeit" (Nr. 29) von G. C. Dieffenbach, in welcher die Stücke „Heil dir im Siegerkranz!" und „Dornrösleins Erwachen" wohl das Beste sind. Schwächer sind die „Kriegsstimmungen eines Daheimgebliebenen" (Nr. 24) von Hans Ellissen, wenngleich ihre Form eine ziemlich gereifte ist, und „1870. Zeitgedichte" (Nr. 25) von Edmund Judeich, denen wir übrigens gern eine besonders warme Empfindung für die Sache des Vaterlandes nachrühmen. Auch die formgewandten „Bausteine für Strasburg" (Nr. 27) von Agnes Kayser-Langerhannß und die „Frankreich und Deutschland im Sommer 1870" (Nr. 30) betitelten sechs vaterländischen Lieder von Emil Schatzmayer haben keine tiefere Bedeutung und werden klanglos in den Orkus hinabsteigen. Aus den „Kriegs- und Siegesliedern" (Nr. 26) von Moritz Blanckarts, von denen einige recht ansprechen, setzen wir das folgende hierher:

Mutter und Kind.

„Sprich, Mutter, wo ist doch der Vater mein?
Ich hab' ihn lang' nicht gesehen!" —
„Der Erbfeind wollte erobern den Rhein,
Da mußt' er zum Kampfe gehen." —

„Mein Vater gehört nicht zum Kriegerstand,
Was hat er im Felde zu schaffen?" —
„Nicht Söldner kämpfen fürs Vaterland,
Es streitet ein Volk in Waffen!" —

„Wann kehrt denn der Vater zurück aus dem Krieg,
Daß Kränze zum Willkomm ich mache?" —
„Dein Vater bezahlte mit Blut den Sieg;
Er starb der heiligen Sache!" —

„Mein Vater gefallen? — O Jammer und Noth!
Und du kannst so ruhig erscheinen?" —
„Ihm wurde als Held der herrlichste Tod,
Und Gott wird uns wieder vereinen." —

„So komm, laß uns schmücken den Leichenstein
Mit frischen Blumengewinden!" —
„Sie scharrten mit seinen Genossen ihn ein,
Die Stelle ist nicht mehr zu finden!" —

„Kein Grab in geweihtem Boden er fand?" —
„Und doch ist er selig gestorben:
Denn wer gefallen fürs Vaterland,
Der hat sich den Himmel erworben!"

Die sich steigernde Spannung in der Entwickelung der Handlung dieses Gedichts verfehlt nicht der Wirkung. Erwähnenswerth ist in der Blanckart'schen Sammlung noch das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott", welches einen tief religiösen Zug hat.

An kriegslyrischen und patriotischen Sammelwerken liegen uns die nachstehend verzeichneten zur Besprechung vor:

31. Deutsche Stimmen aus dem Elsaß. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.
32. Der deutsch-französische Krieg 1870—71 in Liedern und Gedichten. Herausgegeben von Adolf Enslin. Berlin, Th. Enslin. 1871. 8. 25 Ngr.
33. Deutsche Kernlieder aus dem Franzosenkriege. Ausgewählt und geordnet von A. Döring. Berlin, Grote. 1871. 8. 10 Ngr.
34. Vaterländische Gedichte aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen 1870 und 1871, gesammelt und herausgegeben von Gerhard Heine. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Köthen, Heine. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.
35. Kaiserlieder. Im Anschluß an die Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Herausgegeben von Ernst Wachsmann. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 1871. Gr. 16. 3 Ngr.
36. Lieder vom deutschen Vaterland aus alter und neuer Zeit. Gesammelt von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Winter. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.
37. Napolium-Lieder von August Kutschke, Füsilier. Achte vermehrte Auflage. Bremen, Tannen. 8171. Gr. 8. 8 Ngr.

Die „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß" (Nr. 31), welche die besten patriotischen Producte der deutschen Dichterschule des Elsaß zusammenfassen, enthalten einzelne recht hübsche Talentproben, bringen aber in keiner Weise hervorragende poetische Leistungen. Die in diesen „Stimmen" vertretenen Dichter sind die folgenden: Theodor Klein, August Stöber, Friedrich Otte, Gustav Mühl, Adolf Stöber, Ehrenfried Stöber, Eduard Kneiff, August Lamey, Karl Bernhard, Daniel Hirtz, Karl Böse, Friedrich Neßler, Karoline Neßler, Léonce Parmentier, Theodor Parmentier, Marie Delaroche, Ph. Candidus,

Christian Hackenschmidt, Karl Hackenschmidt, Heinrich, Friedrich Wenning und Fürchtegott Rheinländer. Die mitgetheilten Gedichte reichen theilweise bis in die vierziger Jahre hinab. Die letzten großen nationalen Errungenschaften werden nur durch sehr wenige Lieder gefeiert. Eine kurze Einleitung orientirt über die Entwickelungsgeschichte der deutschen Dichterschule im Elsaß. Als die besten unter den Gedichten dieser Sammlung bezeichnen wir: „Kaiser Sigismund in Strasburg" von A. Stöber, „An Ehrenfried Stöber" von Eduard Kneiff, „In der Münsterkrone" von Daniel Hirtz, „Der herbste Schmerz" von Marie Delaroche, und die „Vaterlandslieder eines Elsässers" von Karl Hackenschmidt. Man wird diesen Liedergruß aus unserer wiedergewonnenen Westmark in Deutschland gewiß willkommen heißen.

Die Anthologien „Der deutsch-französische Krieg in Liedern und Gedichten" (Nr. 32), herausgegeben von Adolf Enslin, und „Deutsche Kernlieder aus dem Franzosenkriege" (Nr. 33), herausgegeben von A. Döring, erreichen beide glücklich ihren Zweck, welcher darin besteht, dem deutschen Volke die besten Lieder aus dem großen Kriegsjahre gesammelt in die Hand zu geben. Sie sind gut ausgewählt und zweckdienlich zusammengestellt. Leider können wir den „Vaterländischen Gedichten aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen 1870 und 1871" (Nr. 34), herausgegeben von Gerhard Heine, nicht dasselbe Lob zutheil werden lassen, da diese Sammlung bedeutende Dichter, welche hervorragende Beiträge zum Contingent der neuesten Kriegslyrik geliefert haben, unberücksichtigt läßt, so Julius Grosse, Rudolf Gottschall u. a., dagegen andere weniger durch patriotische Liedergaben ausgezeichnete, wie George Hesekiel und Julius Sturm, allzu sehr bevorzugt. Dasselbe gilt von den „Kaiserliedern" (Nr. 35), herausgegeben von Ernst Wachsmann, in denen wir die neuesten Geibel'schen und einige andere hervorragende patriotische Lieder vermissen. Karl Simrock faßt in seinen „Liedern vom deutschen Vaterland" (Nr. 36) Altes und Neues angemessen zusammen und erwirbt sich durch die Auswahl und Anordnung derselben das Verdienst, ein echtes Volksbuch geschaffen zu haben. Unter den „Napolium-Liedern" (Nr. 37) des vielberühmten Füsiliers August Kutschke, welche unsers Erachtens an einem allzu banalen Humor laboriren, möchten die erträglichsten das an Garibaldi gerichtete und „Wie Kutschke mit Ludezia Versteckens spielt" sein. Mögen diese Lieder des wackern Kämpen endlich einmal begraben werden! Man ist ihrer nachgerade satt.

Wir schließen unsere heutige Revue mit einigen Worten über eine Reihe von Festgedichten, welche ihre Entstehung meistens den officiellen Jubelsäußerungen verdanken, welche durch den Friedensschluß mit Frankreich veranlaßt wurden und über eine mehr humoristische Gedichtsammlung:

38. König Wilhelm's Traum in Rézonville von Richard Weiland. Dresden, Lehmann. 1871.
39. Das Lied vom neuen Deutschen Reich, das Lied vom Kaiser Weißbart von Otto Glagau. Berlin, Vahlen. 1871. Gr. 16. 2⅓ Ngr.
40. Dem neuen Kaiser. Von Johannes Mindwitz. Leipzig, Kollmann. 1871. Lex.-8. 6 Ngr.
41. An Fürsten, Frauen und Dichter Deutschlands. Ein poetischer Dreiklang von Melchior Grohe. Bonn. 1871.
42. Prolog. Anläßlich der Capitulation von Metz, gedichtet von Ferdinand Wilferth. Lindau. 1871.
43. Im Siegesheimzug. Festspiel zur Heimkehr der deutschen Truppen von Oskar Horn. München, Rieger. 1871. Gr. 8. 4 Ngr.
44. Das Kaisermärchen. Festspiel zur Friedensfeier 1871 von Julius Grosse. Weimar, Hofbuchdruckerei. 1871.
45. Zur Heimkehr. Ein preußisches Festspiel von Max Jähns. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 8. 2½ Ngr.
46. Das Lied der Loreley. Festspiel von Adolf Stoltze jun. Frankfurt, Selbstverlag. 1871.
47. Zur Heimkehr. Ein Festspiel zum feierlichen Einzug der Truppen in Berlin von Julius Rodenberg. Berlin, R. Lesser. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.
48. Aus großer Zeit für die große Zeit: Ode Friedrich's des Großen an die Preußen (1752) und Gedächtnißrede Johannes von Müller's auf Friedrich den Großen, gehalten 1807. Herausgegeben von Wilhelm Schröder. Berlin, Kortkampf. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
49. Treu zum Tod. Vaterländische Dichtungen von Hugo Freih. von Blomberg. Berlin, Hoffmann. 1871. 16. 24 Ngr.
50. Bunte Bilder aus dem Kriege flüchtig entworfen von Adalbert Stumpf. Zum Besten der allgemeinen deutschen Invalidenstiftung. Colberg, Post. 1871. 16. 5 Ngr.

„König Wilhelm's Traum in Rézonville" von Richard Weiland (Nr. 38) ist ein schönes, höchst schwungvolles Gedicht, welches namentlich durch die sinnreiche Schlußwendung: die Verwandlung der dem schlafenden Könige erscheinenden Germania in die Königin Luise, eine große Wirkung erzielt. Der Ertrag des Gedichts ist für die deutschen verwundeten Krieger bestimmt.

Von echter Begeisterung getragen ist auch „Das Lied vom neuen Deutschen Reich" von Otto Glagau (Nr. 39), welches durch gewandte Diction und eine reiche Bildersprache excellirt. Nur kommt durch den etwas breiten, allzu häufig wiederholten Refrain eine gewisse Monotonie in das Gedicht. Es ist zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung erschienen.

Einen großen Zug hat das Festgedicht: „Dem neuen Kaiser", von Johannes Mindwitz (Nr. 40). Es verleugnet nirgends die würdige Schule Platen's. In wuchtigem Lapidarstile leiht das Gedicht imposanten Gedanken Ausdruck, und seine grandiosen, mitunter allerdings etwas schwerfälligen Rhythmen haben etwas Monumentales, Granitenes. Der geistige Gehalt dieses Gedichts ist ein durchaus bedeutender.

Der poetische Dreiklang von Melchior Grohe: „An Fürsten, Frauen und Dichter Deutschlands" (Nr. 41), beeinträchtigt durch eine allzu üppig wuchernde Rhetorik den guten Eindruck, den diese Dichtung, wenn sie sich größerer sprachlicher Einfachheit befleißigt hätte, durch die Bedeutsamkeit und Würde ihrer Gedanken machen würde.

Recht wacker, aber ohne tiefern Gehalt ist Ferdinand Wilferth's „Prolog. Anläßlich der Capitulation von Metz" (Nr. 42). Die Verse Wilferth's fließen leicht; ihr Gedankengehalt ist aber weder neu noch besonders imposant.

Bei weitem bedeutender, höchst dramatisch und tief poetisch ist dagegen das Festspiel: „Im Siegeseinzug", von Oskar Horn (Nr. 43). Die in diesem Festspiel auftretenden Personen tragen das frische Roth des wirklichen Lebens auf den Wangen und interessiren durch eine höchst realistische Charakteristik. Das Ganze bewegt sich lebhaft

und ist von einer echten Begeisterung für die großen Errungenschaften des Franzosenkriegs erfüllt. Der Dichter läßt den Ertrag seiner Dichtung dem deutschen Invalidenfonds zufließen.

Der geistvolle Julius Grosse bewährt in seinem Friedensfestspiele: „Das Kaisermärchen" (Nr. 44), welches in höchst sinnvoller Phantastik theils im Himmel, theils auf der Erde spielt und die Geister Blücher's, Stein's, Körner's, Napoleon's I., Humboldt's, Arndt's u. a. citirt, wiederum ein bedeutendes Talent. Dieses Festspiel gehört zu den schönsten poetischen Ausbeuten des großen Kriegs.

Volksthümlicher und männlich kräftiger als die ebenerwähnten Festspiele schreiten die Gestalten einher, welche Max Jähns in seinem preußischen Festspiel: „Zur Heimkehr" (Nr. 45), auftreten läßt. Das Stück hat etwas Frisches, etwas echt Soldatisches, welches so recht die Stimmung der großen kriegerischen Bewegung wiedergibt, der es seine Existenz verdankt.

Effectvoll und poesiereich ist „Das Lied der Loreley" (Nr. 46), ein hübsches Festspiel von Adolf Stoltze jun., welches an die vielfach poetisch verwerthete Sage der gefährlichen Rheinnixe anzuknüpfen weiß, um eine freierfundene Fabel in Scene zu setzen, welche den Frieden verherrlicht.

Last not least: Julius Rodenberg's Festspiel: „Zur Heimkehr!" (Nr. 47). Der phantasievolle Dichter bietet uns in diesem Festgedichte eine Art von allegorisch-phantastischem Gelegenheitsspiele, welches ebenso anmuthig wie geistvoll, ebenso originell wie effectvoll ist und auf der Bühne des königlichen Opernhauses zu Berlin, ausgestattet mit allem Glanz der dort zu Gebote stehenden Mittel, einen wahrhaft großartigen Eindruck gemacht haben muß. Aber auch in der uns vorliegenden Broschürenausgabe heißen wir es gern willkommen; denn es ist gehaltvoll genug, um auch, alles sinnlichen Reizes der Bühnenaufführung entkleidet, durch sich selbst bedeutend zu wirken.

Die unter dem Titel „Aus großer Zeit für die große Zeit" (Nr. 48) zum 16. Juni 1871 von Wilhelm Schröder herausgegebene Festschrift, eine Ode Friedrich's des Großen an die Preußen und eine Gedächtnißrede Johannes von Müller's auf den großen König enthaltend, hat ein mehr antiquarisches als wirklich das Bewußtsein der Zeit treffendes Interesse. Denn die aus dem Jahre 1752 stammende und im französischen Urtext mit beigegebener Verdeutschung abgedruckte Ode des Alten Fritz ist allzu weitschweifig-rococoartig gehalten, um den modernen Leser fesseln zu können, und zu sehr vom Voltaire'schen Geschmacke, mit dem wir längst gebrochen haben, dictirt, um einen andern Eindruck zu machen als den des Forcirten und Affectirten. Höchst gehaltvoll und interessant ist dagegen die Rede von Johannes von Müller. Aber vor dem Richterstuhle der heutigen historischen Wissenschaft wird sie schwerlich bestehen können und überdies wol nur einen kleinen Kreis von Lesern finden; denn wir leben in einer Zeit, welche so sehr mit sich selbst beschäftigt ist, daß sie für die Betrachtung früherer Geschichtsperioden stets nur wenig Zeit erübrigt. Daher halten wir die Herausgabe dieser das Andenken Friedrich's des Großen feiernden Festschrift für ein Unternehmen, welches nicht den Dank ernten wird, den die demselben zu Grunde liegende gute Absicht wohl verdient hätte.

Die vaterländischen Dichtungen: „Treu zum Tod" (Nr. 49), sind das Vermächtniß eines liebenswürdigen Dichters. Der auch als Maler geschätzte Hugo Freiherr von Blomberg, welcher kürzlich in Weimar starb, ist durch seine frühern lyrischen und episch-lyrischen Poesien in weiten Kreisen rühmlich bekannt. Eine gesunde Unmittelbarkeit der Empfindung und eine duftige Frische des poetischen Ausdrucks charakterisirten von jeher die Gedichte Blomberg's; sie haben fast ausnahmslos Kraft und Milde zugleich und sind ebenso sinnlich plastisch wie geistig gehaltvoll, was namentlich von den zahlreichen Balladen des Dichters gilt. Alle diese guten Eigenschaften finden wir in den posthumen vaterländischen Gedichten des zu früh Verewigten wieder. Dazu gesellt sich in ihnen eine warm ausströmende, von der edelsten Gesinnung getragene Vaterlandsliebe. „Die Kronenboten", „Der Sage Erwachen", „Der Pact", „Vor Strasburg!" und „König Wilhelm's eigenstes Werk" sind die schönsten Liederblüten dieser Sammlung, wie auch das im Folgenden mitgetheilte Lied ein beredtes Zeugniß für das hübsche Talent Blomberg's ablegt:

Vor dem strasburger Münster.

(September 1870.)

Rauchwolk' und Flamme wogen
In grauenvoller Pracht:
Hoch ziehn in rothen Bogen
Die Bomben durch die Nacht.
Ich seh' im Feuerscheine
Auf grauem Münsterthurm
Zween Geister im Vereine
Herschaun auf Streit und Sturm.

Der Ein' hat auf vom Grunde
Geführt den mächt'gen Bau,
Daß weit er in die Runde
Herleuchte deutschem Gau;
Der Zweit' hat ihn gepriesen
Mit deutschem Manneswort,
Sein Volk auf ihn gewiesen
Bewundernd fort und fort.

Ihr hehren deutschen Meister,
Sprecht, Wolfgang und Erwin,
Schaun zürnend eure Geister
Herab auf uns und ihn?
Der Brand, der ihn umflutet,
Quoll, ach, aus deutschem Erz:
Bei jedem Schusse blutet
Der Schützen deutsches Herz!

Da klang's vom hohen Bilde
Des Meisters Steinbach gut:
„Ich baut' ihn nicht zum Schilde
Für welschen Frevelmuth!
Laßt schmettern eure Ballen,
Und richtet euer Rohr!
Er mag in Trümmer fallen,
Steigt Deutschland neu empor!"

Man muß den Freunden Blomberg's für die Herausgabe dieser vaterländischen Gedichte des geistvollen Poeten Dank wissen. Aus dem noch sonst vorhandenen literarischen Nachlasse desselben sind, wie wir hören, noch weitere werthvolle Publicationen zu erwarten.

In dem frischen Stil und Vers von „Wallenstein's Lager" führt uns Adalbert Stumpff „Bunte Bilder aus dem Kriege" (Nr. 50) vor, in denen Ernstes und Heiteres sich ablöst, aber der Grundton bleibt immer ein tapferer und kerniger. Es sind Unteroffiziere und Soldaten, Vicefeldwebel und einjährige Freiwillige, die sich im Bivuak vor dem rings umschlossenen Metz und später vor Paris Anekdoten aus dem Kriege erzählen. Wir theilen als Probe aus dem anspruchslosen Gedichtbüchlein, das volksthümlich zu Herzen sprechen und nicht mit dem strengsten ästhetischen Maßstab gemessen sein will, gleich die erste Schlachtanekdote mit:

Ihr seid euch, Kameraden, noch dessen bewußt,
Heiß ging es her am sechzehnten August
In der großen Schlacht bei Mars-la-Tour,
Wo dem Franzmann wir sagten: Marsch retour!
Da hat jeder Krieger zu jeder Zeit
Gethan seine Pflicht und Schuldigkeit;
Jedoch die fünfte Division
Schlug sich allein fünf Stunden schon,
Bevor die andern zur Hülfe kamen
Und die Franzosen aufs Korn nun nahmen.
Als besonders tapfer ich anführe
Die brandenburger Füsiliere
Vom fünfunddreißigsten Regiment,
Das jedermann mit Achtung nennt.
Meist sind es gesunde berliner Jungen
Mit mächtigem Mundwerk, mit prächtigen Lungen,
Mit starkem Arm und nervigter Faust,
Die manchem schon den Kopf zerzaust,
Die beim Sturme auf die düppler Schanzen
Den Danske ließen den Kehraus tanzen,
Die Anno 66 bei Königgrätz
Den Witz gleich machten: dem König geräth's!
Die jetzt schon machen den ersten Versuch
Mit dem Chassepot aufs rothe Tuch —
Na, diese braven Kameraden
Bereiten dem Franzmann vielen Schaden,
Besonders als sie bei Saarbrücken
Ihm tüchtig konnten zu Leibe rücken.
Dort fand nun Zernicke, ein Reservist,
Der aus Schönebeck bei Reinhagen ist,
Auf dem Schlachtfeld unter Gestrüpp und Dorn
Ein preußisches Signalehorn.
Er hat es deshalb aufgelesen,
Weil er selber früher Hornist gewesen,
Und aus alter Liebe zum Instrument
Er von dem Horn sich nicht mehr trennt. —
Als sich die Leute kurz vor der Schlacht
Die Sache etwas bequemer gemacht,
Und wie man's jetzt immer zu thun pflegt,
Gepäck und Tornister beiseitegelegt,
Da faßt er sein Horn mit liebendem Blick
Und läßt's nicht beim Gepäcke zurück.
Hinter dem Kirchhof von Vionville
Da wurde manch Braver für immer still,
Da war's in der That nicht recht geheuer,
Es empfing sie ein mörderisches Feuer,
Da nahmen die platzenden Granaten
Manch lieben, guten Kameraden,
Da fehlten die Mitrailleusen nicht,
Und die Kugeln, sie flogen hageldicht.
Die Franzosen mußten heut' besser zielen,
Weil leider so viel Füsiliere fielen;
Der Tambour, der den Wirbel geschlagen,
Er wurde todt vom Kampfplatz getragen,
Die Hornisten, die so tapfer geblasen,
Sie deckten blutend den grünen Rasen.
Da sprang nun Zernicke vor die Front'
Und blies so kräftig als er konnt',
Um's den Füsilieren zu signalisiren:
„Sechste Compagnie soll avanciren!"
Kaum hören die Braven des Hornes Ton,
Da stürmen sie muthig auch vorwärts schon,
Mit Hurrah stürzen sie im Kugelregen
Dem wohlgedeckten Feind entgegen.
Dem Anprall kann er nicht widerstehn
Und muß mit Verlusten zurückgehn.
Doch er, der mit seinem schmetternden Horn
Für die Seinen gewesen ein mächtiger Sporn,
Bis zum letzten Lebenshauche ein Held,
Er tränkte mit seinem Herzblut das Feld.
Drei tödliche Kugeln trafen die Glieder,
Das Horn in der Hand — so stürzt' er nieder.
So stirbt des deutschen Heeres Zier,
Der brandenburgische Füsilier.
Und als der furchtbare Kampf beendet
Und Gott den Sieg uns zugewendet,
Mit Schmerzen und mit Thränen haben
Die Füsiliere den Tapfern begraben.
Auf dem kleinen Kirchhof zu Vionville
Da ruht nun der brave Trompeter still,
Da schlummert er bis zum Jüngsten Tag,
Wo die Osterposaune ihn wecken mag,
Wo er zu seiner Tapferkeit Lohne
Empfängt die ewige Siegeskrone. —
Als der Vicefeldwebel blickt' in die Runde,
Hing alles gespannt noch an seinem Munde;
In manchem Auge glänzt' eine Thräne,
Und es schien, als ob ein jeder sich sehne,
Für König und Vaterland auch zu sterben
Und Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erben.

Vom Büchertisch.

1. ABC-Buch oder Bilderfibel für die Kinder meiner Zeit. Von Emil Edel. Hildesheim, Gerstenberg. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

In der Art des Andersen'schen „Bilderbuchs ohne Bilder" sucht diese Edel'sche „Bilderfibel" dem Leser eine Serie von ausgesucht typischen Situationsbildern aus der Alltagswelt mit größtmöglicher Greifbarkeit vorzuführen, und so die mannichfachsten Zustände des Lebens, zumal des Lebens der Gegenwart, zu illustriren. Der Humor trägt bei Edel nicht selten den Stempel einer etwas gesuchten Bizarrerie; doch ist eine satirische Ader in dem Büchlein unverkennbar. Mit Geist und Witz wählt der Verfasser die Opfer seines Spottes aus den verschiedensten Sphären der modernen Gesellschaft, und die Quinten und Quarten des Spottes und der Ironie, welche er ihnen mit anerkennungswürdiger Fechterbravour ertheilt, sitzen meistens. Indessen haben seine Bilder in Worten, welche alphabetisch geordnet sind und deren jedem ein Fibelvers vorangesetzt ist, sehr verschiedenen Werth. Zu den besten gehören die unter M, Y und Z rubricirten. Das folgende möge hier als Probe eine Stelle finden:

I.

Vom Igel heißt es weit und breit,
Er sei kein Freund von Reinlichkeit;
Den Ruf beschirmt kein Stachelkleid.

Um eine Gipsbüste zu tragen, ist der neunte Buchstabe als Pfeiler benutzt, welke Oliven- und Lorberzweige schlingen sich um den Pfeiler. Die Büste ist verstümmelt, das Gesicht unkenntlich geworden, aber die Inschrift „Machiavelli" hat den zerbrechlichen Kalk überdauert. Ein an den Fuß des Pfeilers gelehntes Buch mit dem Rückentitel „Principe" scheint die Erkennung der Büste für die Nachwelt sichern zu sollen, falls auch deren namentliche Bezeichnung noch verloren ginge. Das Archiv- oder Conferenzzimmer dort, welches in einem Tische und einigen Sesseln Reste früherer Behaglichkeit bietet, ist nun lediglich ein Schauplatz seltener Unordnung geworden. Bücher, Zeitungen, Actenhefte, Papierrollen, Landkarten liegen in einem großen Haufen durcheinander, darunter schweinslederne Folianten, Mappen, Einbanddecken in allen Farben, „Recueils", „Gesetzsammlungen", „Berichte", „Entwürfe" u. dgl. mit mehr oder weniger leserlichem Titel. Ein Tintenfaß in Form eines Bombenmörsers ist so ausgetrocknet, daß die Feder kerzengerade im Schlamme steckt und der Schimmel hervorquillt. Eine Standuhr mit zerbrochenem Pendel sagt nicht mehr, was die Glocke geschlagen, und dem Kompaß in ihrer Nähe fehlt die Nadel. Umherstehende Kasten und Kistchen sind von bestäubten Spinngeweben überbrückt, deren Meisterinnen verstorben sein müssen, denn keine Fliege scheint hier mehr zu summen. In diesem wüsten und moderigen Stilleben haust nur ein einziges — mit Erlaubniß zu sagen — beseeltes Wesen, ein Igel. Für den oberflächlichen Blick ein gemeiner europäischer Igel, fordert er gerade deshalb eine genauere Beobachtung heraus, und diese entdeckt außer einer unnatürlich großen Schnauze ein ebenso wenig natürliches Stachelkleid, denn die Stacheln bestehen abwechselnd aus Stahlfeder- und Bajonnetspitzen. Der Maler beabsichtigte also geradezu eine Caricatur, denn die Maus, welche der Igel mit großer Begierde verspeist, soll doch wahrscheinlich der Bücher- und Actenberg geboren haben. Der Naturforscher geht achselzuckend vorüber, weil dieses Thier nicht in die vernünftige Weltordnung paßt. Der Geschichtsforscher kennt es und verlegt seine Existenz in ein verflossenes Jahrhundert. Der Diplomat von heute aber lächelt sein sachverständiges Lächeln und findet seinen nächsten Collegen äußerst getroffen.

Dieses Bild ist im ganzen verständlich, im einzelnen bleibt an ihm aber doch einiges räthselhaft, wie denn überhaupt in der Edel'schen Bilderfibel das Räthselhafte, vielleicht absichtlich, vorherrscht. Den Schluß des Buchs bildet eine Reihe von „Buchstabirübungen", d. h. von Epigrammen und Sentenzen, welche durchweg den Vorzug der Originalität für sich haben und oft geistreich und witzig sind. Wir sind versucht, diesen Anhang des kleinen Buchs für den geistig bedeutendsten Theil desselben zu halten.

2. Die Töchter Babels. Vom Verfasser der „Gottes-Mörder". Pesth, Heckenast. 1871. 8. 10 Ngr.

Ein Buch, welches viel zu denken gibt, weniger über seinen im ganzen unbedeutenden Inhalt, als über die Art wie es geschrieben wurde. Es will das Wesen des Weibes, seine Entwickelung in der Geschichte, seine Mission in der Gegenwart und Zukunft ergründen — und das alles auf nur 60 kurzen Octavseiten! Es beginnt ab ovo, indem es die Weiber des Alten und Neuen Testamentes Revue passiren läßt. Das Alte Testament stellt nach des Verfassers Meinung das Weib nur als „listbegabte Vergröberung der Weltvergeistigung" (!) dar. Erst im Neuen Testamente gelangt das Weib zu seinem Rechte.

Maria im katholischen Kleide, die Mutter der eingeborenen Gottesliebe, ist das erste Weib der gesammten Weltliteratur, welche dem ringenden und schaffenden Manne ebenbürtig steht, ja ihn überragt, wie es sich auch gebührt: die Schönheit stehe über der Kraft, die Ahnung über dem Beweise! — Alles vor Maria und nach Maria war Ueberfirnissen der Waare.

Das Buch betrachtet dann in abfälliger Kritik die Frauengestalten der griechischen und vorgriechischen Mythologie: über Isis, Astarte, Ceres, Aphrodite, Pallas Athene, Diana bricht es den Stab — und wirft in diesen mythologischen Hexenkessel der Verdammniß auch die biblische Ruth hinein. Nachdem uns der Verfasser hierauf die Weiber des Mittelalters charakterisirt hat, welche er sehr bequem in die Kategorien „Hexen" und „Nonnen" eintheilt — denn, meint er, welche Frau wurde damals nicht Hexe, oder welche wurde nicht Nonne? — stellt er uns nach einigen allgemeinen Betrachtungen über sein Thema das Weib der Gegenwart vor das geistige Auge, und da ist es denn ein in die schwärzesten Tinten getauchtes Nachtstück, welches er vor uns entrollt. Es ist, wie in dem ganzen kleinen Buche, so auch in diesem Nachtstücke, welches den Schluß desselben ausmacht, viel Wahrheit, aber noch mehr Uebertreibung und Caricatur, viel wirkliches Feuer für die Sache, aber noch mehr künstliches Echauffement und aufgebauschtes Phrasenthum. Die großen Herrscherinnen der letzten beiden Jahrhunderte, die beiden russischen Katharinen, Anna, die englische und russische Elisabeth, Eugenie von Frankreich u. a. werden in den Bann gethan, und nachdem noch ein flüchtiges Licht auf die Frauen der übrigen Gesellschaftsklassen der Gegenwart, von der hochadelichen Salondame bis hinab zur Volkssängerin, geworfen, verurtheilt der Verfasser so ziemlich das gesammte weibliche Geschlecht der Gegenwart und schließt mit den Worten:

Und wie viele ehrliche, sehnsüchtige Herzen glauben an diese Prophezeiung: „Das Weib wird die Welt verbessern!" — Aber alle diese Herzen fragen sich auch entsetzt: „Wer wird das Weib verbessern? die Tochter Babylons, die raffinirt gewordene Eva, welche herrscht, forscht, verführt und ausbeutet!?" ' Ehe die Retterin erstehen kann, muß das Weib gerettet werden!

Wie aus dieser Inhaltsangabe und den mitgetheilten Proben aus den „Töchtern Babels" hervorgeht, enthält das Buch neben manchem Tüchtigen und Wahren viel Unklares und Unhaltbares. Namentlich wäre ihm mehr Einfachheit des Ausdrucks und der Bilder zu wünschen gewesen. Wir begegnen in demselben höchst verschrobenen Vergleichen, wie z. B. dem folgenden:

Zwischen dem verdickten und verweltlichten Idealismus des Mannes und dem verhimmelten und idealisirten materiellen Instinct des Weibes ist derselbe Unterschied, wie zwischen dem Fühlen, welches vom Herzen heraus sich im Lachen äußert, und dem Gekitzeltwerden, welches von den Achselhöhlen aus im Herzen ein Kichern verursacht.

Das heißt denn doch das Gesuchte und Phrasenhafte auf die Spitze treiben. Diese „Töchter Babels" gehören einem auf dem heutigen Büchermarkte immer häufiger werdenden Genre an, welches sich der modernen Sünden, die es zu bekämpfen vorgibt — Unnatur, Raffinement, Koketterie, Gespreiztheit — durch die eigene Darstellung, theilweise auch durch den eigenen Inhalt, schuldig macht. Die Sensationsliteratur — und zu ihr müssen wir leider auch das in Rede stehende kleine Buch rechnen — malt meistens den Teufel nicht um von ihm abzumahnen,

sondern um für ihn unter dem Vorwande des Schreckens um so sicherer zu werben. Ein besonderes Merkmal solcher Schriften ist das, daß sie fast immer anonym erscheinen. So auch das vorliegende Buch.

3. Der Genius der Natur. Harmonien der Natur zu dem Frauenleben der Gegenwart. Eine Gabe für Mädchen und Frauen. Von Luise Otto. Wien, Hartleben. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bekannte Vorkämpferin der Emancipation der Frauen bietet in diesem ihrem neuesten Buche den deutschen Frauen des Wissenswerthen manches — aber die ganze Art und Weise, in welcher dieses Wissenswerthe gegeben wird, kennzeichnet das Buch als das Product eines mit einer gewissen selbstgefälligen polyhistorischen Weisheit kokettirenden Dilettantismus, welcher, ohne die Zügel einer systematischen Dialektik und einheitlichen Composition in der Hand zu haben, allzu oft Gedanken aus den heterogensten Gebieten durcheinanderwirft. Das Streben der Verfasserin ist gewiß ein redliches, ihre Gesinnung eine lobenswerthe, aber sie hätte sich in diesem Buche in Inhalt und Form mehr concentriren sollen. Ihr Stil läßt manches zu wünschen übrig; er hat keine Klarheit und Durchsichtigkeit; er ergeht sich zu häufig in Anakoluthen und Ellipsen und läßt im ganzen die nöthige Prägnanz vermissen. Dazu kommt eine störende Angewohnheit der Verfasserin, welche darin besteht, daß sie mit ihrem eigenen Wesen zu oft in den Vordergrund tritt und dadurch den objectiven Inhalt ihrer Auseinandersetzungen subjectiv färbt. Das geschieht namentlich, wenn sie von ihren persönlichen Liebhabereien, ihrer Lebensweise, ihren Schicksalen u. s. w. spricht, von Thematen, die im Grunde nichts mit den Gegenständen ihres Buchs zu thun haben und deshalb besser demselben fern geblieben wären. Zu den lesenswerthesten Abschnitten dieses Werks von Luise Otto gehören diejenigen, welche „In der Stadt", „Wechsel der Jahreszeiten" und „Trost in der Natur" überschrieben sind; auch enthalten die Artikel: „Naturwissenschaft", „Gärtnerei" und „Unsere Hausthiere" manchen Wink von praktischem Werthe. Der poetische Anhang des Buchs, welcher die beiden Gedichte „Gott ist die Liebe" und „Andacht" bringt, gehört dem Genre einer etwas überladenen Reflexionslyrik an, hat indessen einige Stellen, welche durch Glanz der Gedanken und Schwung des dichterischen Ausdrucks überraschen.

4. Skizzen und Studien von Friedrich Giehne. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese theils in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift", theils in der „Neuen Freien Presse" und andern Blättern abgedruckt gewesenen Skizzen und Studien enthalten außer einem Vorworte: „Studien über J. P. Hebel", „Gesichte und Prophezeiungen", „Zur Naturgeschichte der Reclame", „Betrachtungen über Esel", „Ueber Druckfehler und was drum und dran hängt", „Skizzen aus Oesterreich", „Oesterreich und der Katholicismus", „Zur Geschichte des Rastadter Congresses", „Der Gesandtenmord bei Rastadt" und „Aus der Kriegszeit". Den höchsten Werth möchten unter diesen Studien diejenigen haben, welche geschichtlichen Inhalts sind, namentlich beweisen die Artikel über österreichische Zustände Geist und Gesinnung. Der Verfasser ist großdeutsch gesonnen. Den Krieg vom Jahre 1866 nennt er einen widernationalen. Wird nun der Verfasser mit derartigen Anschauungen mit Recht auf mannichfachen Widerspruch stoßen, so muß doch der wissenschaftliche Ernst, welchen er seinen Thematen angedeihen läßt, und die Würde, mit der er seine Ueberzeugungen verficht, sich jedermanns Achtung erwerben. Sehr fesselnd und in seinen Urtheilen meistens originell ist der Artikel über J. P. Hebel. Gegen den Schluß desselben hin heißt es: „Hebel's alemannische Natur hat seinem Deutschthum keinen Eintrag gethan. Ist doch eben die Verzweigung in Alemannen, Schwaben, Baiern, Sachsen u. s. w. eine deutsche Eigenthümlichkeit, deren Unterschiede darum nicht minder in dem reichen Astwerk des Ganzen zusammenwachsen. Inmitten jenes stark ausgeprägten Stammcharakters aber war Hebel, was gut deutsch ist, auch eine ausgeprägte Individualität, für sich, kernhaft, etwas zäh, in seiner Art abgeschlossen, wenig von außen bewegt, das Fremdartige ablehnend, mit sich einig, ohne Spur einer Zerrissenheit. Was der „Adjunct" als bedingende Eigenschaft namhaft macht, wenn einer Hebel anmuthen sollte, nämlich daß etwas Bodenerde an ihm mußte hängen geblieben sein, das ist bezeichnend für Hebel selbst. Das allgemein Zugeschnittene, Verwischte, Gepräglose stieß ihn bei andern ab, eben weil er selber eine fest umrissene und markig ausgefüllte Persönlichkeit war. Dies ist der Charakter, der in seine Schriften überging; dies war auch der Ausdruck seiner Physiognomie. Bekanntlich ist das nicht immer der Fall. Es kann sich treffen, daß man jemand aus seinen Schriften liebgewinnt, sich unwillkürlich ein Bild von ihm macht und dann von einer seltsamen Ueberraschung betroffen wird, wenn bei persönlicher Bekanntschaft das wirkliche Gesicht nicht dazu passen will. Bei Hebel stimmt alles überein, trägt und ergänzt sich wechselseitig: Leben und Schrift, der äußere und der innere Mensch, die literarische und die wirkliche Physiognomie.

Unter den „Gesichten und Prophezeiungen" ist namentlich „das Prophetische über Napoleon I." interessant. Es enthält manches Neue und einige scharfsinnige Combinationen; auch die unter der gleichen Rubrik sich findenden Betrachtungen über Kunz von Eichstätten bringen einige fesselnde Aufschlüsse über diesen interessanten Gegenstand. Aus der Zahl der übrigen Abschnitte der Giehne'schen „Skizzen und Studien" heben wir noch außer den bereits gerühmten Studien über österreichische Zustände den Artikel „Zur Geschichte des Rastadter Congresses" auszeichnend hervor.

5. Hinterlassene Schriften eines polnischen Juden. Berlin, Gerschel. 1872.

Wie uns die Vorrede des Buchs mittheilt, ist der Name des ungenannten Verfassers: Louis Meyer. Das Buch legt Zeugniß ab von einem edeln, allem Großen und Schönen begeistert zugewandten Herzen. Namentlich der prosaische Theil des Buchs ist lobenswerth, insonderheit leihen die Briefe und Aufsätze verschiedenen Inhalts manchem vortrefflichen Gedanken Ausdruck. Sehr geistreich ist das Fragment des Dramas „Das Parlament

auf dem Parnaß". Unter den Gedichten zeichnen wir „Erinnerung an Berlin", „Am Sterbetage meiner Schwester Blümchen", „Mütterle mit dem Zickel" und „Diogenes und Alexander" aus. Aus der Zahl der unter der Rubrik „Prosaische Aufsätze" mitgetheilten Betrachtungen geben wir die folgende hier wieder:

Die himmlische Liebe.

Als der Schöpfer das Meisterstück seiner Schöpfung, den Menschen, vollendet hatte und ihn zum Beherrscher der ganzen Erde einsetzte, da neideten ihn die himmlischen Wesen und sagten: Fürwahr der Mensch ist kein Mensch; er ist ein Gott auf Erden! Man müsse ein Wesen dahin schicken, das ihn beherrschen solle. Da erwählte der gütige Schöpfer die himmlische Liebe und sandte sie herab zur Beherrschung des Menschen. Und sie erschien ihm im Traum; da sah er eine seiner Rippen sich verwandeln in eine Gestalt voll Anmuth und Schönheit, ausgestattet mit allen Reizen eines Wesens, das zur Liebe geschaffen ist.

Als er nun, hingerissen von Verwunderung und Begierde, diese reizende Gestalt umarmen wollte, erwachte er; und siehe! — er faßte in der Wirklichkeit, was er im Traume gesehen. Voll Erstaunen und voll Liebe umschlang er das Wesen, das ihm zur Beherrscherin bestimmt wurde: „Das ist Fleisch meines Fleisches! und Blut meines Blutes!" rief er aus; „darum soll sie Männin heißen."

An derartigen oft sehr zutreffenden Betrachtungen, eingekleidet in eine symbolische Form, ist der Abschnitt „Prosaische Aufsätze" reich. Auch die „Allerlei Kleinigkeiten" bringen manche epigrammatisch zugespitzte Sentenz von tieferm Gehalt, wie die folgenden Proben aus dieser Rubrik beweisen mögen:

Die Wagschale des sogenannten europäischen Gleichgewichts ist nicht in den Händen der Göttin der Gerechtigkeit, sondern der Göttin der Eifersucht.

Die allergrößte Unordnung ist die Ordnung des Fanatismus.

Das Leben der Pflanzen und Thiere ist ein bloßer Naturtrieb und nichts weiter. Das Leben der Menschen ist, nächst dem Naturtriebe, auch eine Aufgabe, also eine Wissenschaft, oft eine Kunst.

Die preußischen Thaler haben die Randschrift: „Gott mit uns." „Gott mit den Thalern."

Revolutionen, nämlich die vernünftigen, emancipiren die Sklaven von den Herren und die Herren von den Sklaven.

Das Buch mag als das Vermächtniß eines edeldenkenden und feinfühlenden Mannes dem deutschen Lesepublikum empfohlen sein; es ist immer ein wohlthuendes Gefühl, auch unter den nicht eigentlich professionell der Literatur angehörigen Kreisen — der Verfasser war Geschäftsmann — so viele Fähigkeiten zu finden, welche, wenn sie einmal gelegentlich literarisch verwerthet werden, sich in Producten äußern, die eines Literaten von Fach nicht unwerth sind.

6. Das Leben eines Paria. Ein Schmerzensschrei von Karl Landsteiner. 1872.

Ein interessanter Beitrag zu den Privatgeschichten der deutschen Literaturgeschichte. Diese Privatgeschichten sind leider meistens Leidensgeschichten, in denen Mühe, Arbeit, Enttäuschung und alle Qualen des geistigen und materiellen Daseins die Hauptrollen spielen. Nur selten eröffnet uns das Leben eines deutschen Schriftstellers einen Einblick in eine Idylle voll gesunden Sonnenscheins. Das Pathologische herrscht in den meisten solcher biographischen Aufzeichnungen — dank unsern literarischen Zuständen — in erschreckender Weise vor. So auch in dem in Rede stehenden Buche. Karl Landsteiner ist als Schriftsteller weniger bekannt, als seine zahlreichen Werke es verdienen. Er hat Romane, Dramen, Gedichte und wissenschaftliche Arbeiten verfaßt, welche theilweise von Bedeutung sind. Niemand wird diese Selbstbiographie Landsteiner's ohne das Gefühl aufrichtiger Theilnahme an den Geschicken des Verfassers aus der Hand legen; denn der Verfasser ist nicht nur ein Mann von Geist, er ist auch einer von Herz.

7. Die sittliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schiller's Kampf mit dem Drachen, zugleich eine psychologische Studie von C. J. Römheld. Gotha, Schloeßmann. 1871. 8. 24 Ngr.

Das Buch will nachweisen, daß Schiller's Gedicht „Der Kampf mit dem Drachen" eine allegorische Bedeutung habe. Der Verfasser sagt:

Der Kampf, welchen uns der Dichter vorführt, ist kein blos zufälliger, oder willkürlicher, oder vorübergehender, sondern er ist der Kampf aller Kämpfe, der Kampf der christlich sittlichen Weltordnung gegen die sie zerstörenden Mächte, der Kampf der Wahrheit gegen die Lüge, der Freiheit gegen die Knechtung, der Kampf, welcher zu allen Zeiten war und auf dieser Welt zu allen Zeiten sein wird, in stets wachsender Bewußtheit und Entschiedenheit der kämpfenden Theile. Es ist also nicht ein kleines Privaterlebniß, ein unwichtiges Einzelanliegen, das uns hier vor die Seele gestellt wird, sondern eine große Sache, welche alle Völker und Menschen angeht, der Kampf, an welchem alle auf die eine oder andere Weise betheiligt sind. Das ist aber das Kennzeichen des echten Zeitgedichts, daß es nicht blos eine ephemere Bedeutung hat, sondern zu allen Zeiten zutreffend ist und immer mehr wird, daß es eine Weissagung ist, welche, sich in jeder Gegenwart erfüllend, immer neu auf die Zukunft hinweist.

Der Verfasser sieht in dem Drachen die zerstörenden Mächte personificirt, welche der sittlich christlichen Weltordnung entgegenstehen, und in der Besiegung dieses Ungeheuers durch den Ritter findet er die ethische Grundidee des Gedichts. Die Motivirung dieser Deutung hat in ihren Einzelheiten manche feine Züge, deren breitere Wiedergabe uns hier bei dem engen Raum, der uns zugemessen ist, zu weit führen würde. Im ganzen sind aber die Darlegungen des Buchs zu lang gedehnt; auch laufen hier und da einige gelehrte Pedanterien mit unter, welche ihrem Gegenstande zuweilen Gewalt anthun und einen peinlichen Eindruck machen.

Feuilleton.

Medicinisch-cynische Lyrik.

Unter dem Titel: „Fidelibus. Lieder für die Naturforscher und Aerzte auf der vierundvierzigsten Versammlung in Rostock“, ist eine Sammlung von Gedichten erschienen, welche lehrreich ist für die Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Poesie. Der einleitende Prolog von Ernst Ziel faßt dies Verhältniß in schwunghaften Strophen in seiner ganzen Tiefe auf, er verherrlicht die freie Wissenschaft in dem schönen Vers:

Wissen, wissen will die Zeit, nicht glauben,
Will das Urbild, nicht das Bild;
Aus dem Thal, wo der Romantik Trauben
Schwebend hängen in den Dämmerlauben
Klimmt sie zu des Lichtes Hochgefild.
Auf den Herrscherschild
Hebt sie siegende Gedankenklarheit,
Wählt zum Rüstzeug sich die Wissenschaft,
Und zum Ziele sich die letzte Wahrheit.
Ernst am Webestuhl der Zeiten schafft
Sie mit ruhevollen Seherblicken
An den kommenden Geschicken.

In den übrigen Gedichten aber findet sich häufig eine medicinische Lyrik, vor der die Musen und Grazien reißaus nehmen. Die bessern davon haben sich Scheffel's „Gaudeamus“ zum Muster genommen. Die medicinisch-cynischen dagegen stellen Blumauer in Schatten. Eine Probe wird zur Charakteristik genügen:

Typhus abdominalis.

Es träumt ein geschlossner Follikel
Im Dünndarm trüb und still;
Vor ungelöschtem Sehnen
Das Herz ihm brechen will.
Die Zellen, sie dehnen und blähn sich
Im hypertrophischen Glanz:
Ein fieberisch Wehe durchzittert
Die reticuläre Substanz.

Des Nahrungsschlauches Gase
Ziehn frohen Muths vorbei;
In freien, in wogenden Wellen
Hinflutet des Darmes Brei.
Er seufzet hervor aus der Schleimhaut
Verdüstert, sehnsuchtskrank:
„Ich armer geschlossner Follikel,
Ich hab' keinen Ausführungsgang.

„Und soll ich allein hier trauern,
Wo alles andere frei?
Hinaus, ich bahne den Weg mir,
Wohin es auch immer nur sei.“
Er spricht's und exulceriret,
Er platzt — da hat es ein End',
Im Bauchfellsack ist die Sehnsucht
— Bei Abraham ist Patient!

Das ist Humor der Klinik, den glücklicherweise kein Sterblicher, der nicht eingehende Dünndarmstudium gemacht hat, goutiren wird.

Bibliographie.

Zweiunddreissigster Bericht der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. — A. u. d. T.: Vorgeschichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holstein. Mit 5 lithographirten Tafeln. Kiel, v. Maack. Gr. 4. 12 Ngr.

Bibliothek humoristischer Dichtungen, herausgegeben von G. Haller. 10ter Bd.: Das Reserve-Lazareth in Schöppenstedt. Fünfactiges Lustspiel in Versen von H. Loschge. Halle, Barthel. Gr. 16. 10 Ngr.

Biographien der in dem Kriege gegen Frankreich gefallenen Offiziere der bayerischen Armee. Auf Befehl des Königs Ludwig II. von Bayern von Kameraden der Gebliebenen verfaßt. Nürnberg, Soldan. Gr. 8. 24 Ngr.

Vier Herren von Bismarck im Kirchenbann. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bolanden, C. v., Die Mageren und die Fetten. Erzählung aus dem Bauernkriege. Regensburg, Pustet. Gr. 16. 12 Ngr.

Dedenroth, E. H. v., Die Baronin. Criminalgeschichte. 2 Bde. Berlin, Brigl. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Desbassayns de Richemont, Graf, Die neuesten Studien über die römischen Katakomben. Mit einem Briefe des Cavaliere G. B. de Rossi. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutschland in den Tuilerien. Blumenlese aus dem Werke: l'Allemagne aux Tuileries de 1850—70. Collection de documents tirés du cabinet de l'empereur par Henri Bordier. Leipzig, Minde. Gr. 8. 15 Ngr.

Donnenfeld, B., Die Wissenschaft und die Politik der Gegenwart, eine Vorlesung, mit einer besondern Rücksicht auf die Bukowina. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Ebner-Eschenbach, Marie Baronin, Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen. Wien, Rosner. 8. 16 Ngr.

Fechner, G. T., Bericht über das auf der Dresdner Holbein-Ausstellung ausgelegte Album. Mit einigen persönlichen Nebenbemerkungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Freycinet, K. v., Der Krieg in den Provinzen während der Belagerung von Paris 1870—1871. Geschichtliche Darstellung. Autorisirte Uebersetzung nach der 7ten Auflage des französischen Originals. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 2 Thlr.

Glagau, O., Die russische Literatur und Iwan Turgenjew. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 1 Thlr.

Gosche, R., Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Frdr. Zarncke über einen getauften Juden Paulus Aemilius und was mit ihm zusammenhängt. Guben, König. Gr. 8. 6 Ngr.

Hagen, C., Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg. Innsbruck, Wagner. 8. 24 Ngr.

Hamerling, R., Teut. Ein Scherzspiel. 2te Aufl. Hamburg, Richter. Gr. 8. 20 Ngr.

Herbart, Zwei Briefe. Als Beitrag zu seiner Biographie mitgetheilt von R. Zimmermann. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Ngr.

Hirzel, L., Ueber Schillers Beziehungen zum Alterthume. Aarau, Sauerländer. Gr. 4. 10 Ngr.

Köberle, G., Die Theater-Krisis im neuen deutschen Reiche. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Latcus, B., Ringende Mächte. Ein socialer Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 19 Ngr.

Lambel, H., Bericht über die im August und September 1871 in Ober-Oesterreich angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Lasaulx, A. v., Das Riesige und das Winzige in der Geologie. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Lißt, F., Robert Franz. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 10 Ngr.

Loserth, J., Die Geschichtsquellen von Kremsmünster im 13. und 14. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von O. Lorenz. Wien, Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

May, J., Loreley. Dramatisches Gedicht. Wien, Rosner. 16. 16 Ngr.

Marschall, O. v., Liebes-Skizzen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Meyer, C., Das Stadtbuch von Augsburg, insbesondere das Stadtrecht vom Jahre 1276, nach der Originalhandschrift zum ersten Male herausgegeben und erläutert. Augsburg, Butsch. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Pfaff, C. R., Im ewigen Osten. Trost im Leid, als Beitrag zur Euthanasie. Dresden, W. Türk. Gr. 16. 15 Ngr.

Phylax. Ein launiges Gedicht von August. Frankfurt a. O., Borges. Gr. 8. 10 Ngr.

Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Literär-Geschichte in acht Vorträgen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 28 Ngr.

Putlitz, G. zu, Ausgewählte Werke. 1ster Bd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Lorbeer und Palme. Zwei Festspiele zur Erinnerung an die glorreiche Heimkehr unserer Truppen aus Frankreich im Sommer 1871. Berlin, Lipperheide. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ropp, G. v. der, Erzbischof Werner von Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Ruf, S., Der Geigenmacher Jakob Stainer von Absam in Tirol geboren 1621 — gestorben 1683. Eine Lebensskizze nach Urkunden bearbeitet. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 5 Ngr.

Schaching, O. v., Liberale Freunde. Zeitgemäße Erzählung für Ultramontane und Liberale. Deggendorf, Krüll. 16. 3 Ngr.

Scherr, J., Hammerschläge und Historien. Zürich, Schabelitz. 8. 2 Thlr.

Scheuerlin, G., Musiker-Novellen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Schmidt-Sommerfeld, G. A. B., Anna und Diego oder: vorwitzige Neubegier. Drama. Münsterberg, Fest. 16. 5 Ngr.

Schricker, A., Zur Geschichte der Universität Strassburg. Festschrift zur Eröffnung der Universität Strassburg am 1. Mai 1872. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 18 Ngr.

Shakespeare. — Blumenlese aus Shakespeare's Werken. Eine Mustersammlung der erlesensten Gedanken des großen Dichters. Mit beigefügtem Originaltext. Magdeburg, Harder. Gr. 16. 20 Ngr.

Tobien, W., Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller. Elberfeld, Volkmann's Nachfolger. Gr. 8. 18 Ngr.

Poetische Träumereien eines Buchhändlers. Leipzig, Weißbach. 8. 25 Ngr.

Wagner, A., Offener Brief an Herrn H. B. Oppenheim. Eine Abwehr manchesterlicher Angriffe gegen meine Rede über die sociale Frage auf der Octoberversammlung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wallner, E., Die Harmonie und Charakteristik der Farben mit besonderer Anwendung auf Costümirung. Ein Vortrag mit freier Benutzung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 10 Ngr.

Werner, E., Gartenlaubenblüthen. 2 Bde. Leipzig, Keil. Gr. 8. 2 Thlr.

Zillgenz, G., Ein Weg zur Erkenntniß. Unfehlbarkeitsglaube. Altkatholicismus und Protestantismus. Conversationsschrift. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 13. Juni 1872.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Elektricität, Wärme, Licht. Versuch der Lösung des Problems der Weltbildung, Weltbewegung und Welterhaltung von L. von Wedelstaedt. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 18 Ngr.

Auf dem Gebiete der Naturphilosophie zeigt sich schon seit einiger Zeit wieder eine außerordentliche Regsamkeit, welche nichts Geringeres bezweckt, als den Nachweis zu geben, daß die verschiedenen Agentien der Natur, wie Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, chemische Verbindungen u. s. w., auf das innigste miteinander verwandt sind und sämmtlich auf die Atombewegung zurückgeführt werden können. Diese Thatsache hat ungemein viel Anziehendes und erweckt das lebhafteste Interesse bei allen tiefern Denkern, sodaß selbst die hervorragendsten Forscher wie Faraday, Tyndall, Grove, Mayer, Helmholtz, Clausius u. a., es nicht unterlassen haben, ihre Ansichten darüber zu äußern. Ist nun auch in Bezug auf Wärme und Licht schon eine fast vollständige Einigung erreicht, so sind doch die Meinungen über das eigentliche Wesen aller übrigen Naturkräfte und ihrer Beziehungen zueinander noch so zusammenhangslos, daß es nicht blos schwer, sondern geradezu unmöglich fällt, das Ganze zu einem Einheitsbegriffe zu verbinden. Wir konnten daher eine gewisse Verwunderung nicht unterdrücken, als wir in dem vorliegenden Werke auf einmal erklärt fanden, alle Schwierigkeit sei vollständig gehoben. Bei näherer Prüfung hat sich denn auch ergeben, daß der geistreiche Verfasser zwar den Gegenstand zu einem höchst interessanten Einheitsgemälde verarbeitet hat, aber doch noch nicht so weit führen konnte, daß alle Zweifel und Bedenken völlig beseitigt erscheinen. Wir freuen uns indeß, mittheilen zu können, daß der hier betretene Weg Hoffnung gibt, das Ziel wirklich zu erreichen. Es ist in der That ein guter Versuch, der es verdient, sorgfältig beachtet zu werden. Das kürzlich auch deutsch erschienene vortreffliche Werk von Grove: „Die Verwandtschaft der Naturkräfte", erstrebt mit dem vorliegenden ein ganz ähnliches Ziel, wählt aber andere Wege und Mittel und ist in vielen Punkten vorsichtiger und weniger kühn als dieses.

Der Anfang des Werks macht den Leser etwas stutzig, denn hier ist überall von Aether und Aetherschwingungen die Rede, ohne daß man darauf aufmerksam gemacht wird, daß darunter nicht der jetzt allgemein in Miscredit gekommene imponderable alte Weltäther zu verstehen ist. Erst später erfährt man, daß der Verfasser unter Aether einen Stoff versteht, der aus der unendlichsten Verdünnung der Elemente des ganzen Weltalls zusammengesetzt ist und daher auch wieder dazu zurückgeführt werden kann. Durch eine solche Hypothese kommt der Verfasser in streng logischer Folge zu der Ueberzeugung, daß es in der gesammten Natur nur Einen Stoff und nur Eine Kraft gebe, welche in jenem Stoffe wirkt und aufs innigste damit verbunden ist, und daß alle uns Menschen wahrnehmbaren Erscheinungen und Eigenschaften nichts weiter seien als Modificationen jenes Stoffs und jener Kraft. Man kann nicht leugnen, daß eine solche Synthesis in der Beweisführung ungemein viel Vorzüge vor der bisher geübten Analysis besitze, aber es möchte auch sehr schwer fallen, das Postulat so schnell für wahr zu halten, wie es der Verfasser gethan hat. Er muß sich auf gewichtige Einreden gefaßt machen. Aber geistreich ist das Ganze, das läßt sich nicht bestreiten.

Nachdem auf die vielfachen Widersprüche und Unzuträglichkeiten in allen frühern Lehren und Hypothesen hingewiesen worden ist, bleibt nach der Ansicht des Verfassers nichts weiter übrig, „als die Annahme der Entstehung sämmtlicher Körper aus dem Aether durch eine größere oder geringere Verdichtung oder, was dasselbe ist, die Definirung des Aethers als eines aus der unendlichsten Verdünnung sämmtlicher Elemente des Weltalls bestehenden Stoffs". In Bezug auf die Einheit der Kräfte

ist ferner festgestellt worden, daß es Kräfte außer dem Stoffe nicht geben könne, daß sie vielmehr aufs engste mit diesem zusammenhängen müßten und als Resultate der Aetherbewegung zu betrachten seien:

Durch Verdichtung des Aethers werden jene Bewegungskräfte concentrirt, und setzen sich nach Bildung gesonderter Massen zu Massenkräften zusammen. Jede Massenkraft ist also aus den Bewegungskräften der unendlich kleinen Aethertheilchen combinirt. Es entwickelt sich bei zunehmender Verdichtung eine Centripetalkraft, der die Eigenbewegung der Aethertheilchen entgegenstrebt und diese demnach einschränkt und regulirt, da sich sonst alles in einem dichten Klumpen vereinigen müßte. Diese Expansionskraft wirkt bei einer eingetretenen Rotation als Centrifugalkraft. In gleicher Weise ist bei einer fortschreitenden Bewegung nach einer Seite hin Anziehung, nach der andern Abstoßung thätig, wodurch die Körpermasse zusammengehalten wird und übermäßige Vergrößerungen und Zusammenstöße großer Massen vermieden werden. Aus diesen so combinirten Massenkräften resultirt die Bewegung der Weltkörper.

Es wird auch zu beweisen versucht, daß es nicht richtig sei, die Weltkörper als todte träge Masse zu betrachten, welche sich nur wie die Räder eines guten Uhrwerks bewegten; im Gegentheil müsse man sie, mit lebendigen unvergänglichen Kräften begabt, als Organismen betrachten, die aus sich selbst eine Fülle anderer hervorbringen könnten. Damit greift der Verfasser natürlich auch unsere neueste Theorie der himmlischen Mechanik an:

Aus einigen scheinbar richtigen Bewegungsgesetzen auf eine Mechanik des Himmels zu schließen und in dieser Weise davon zu sprechen, muß als eine menschliche Verirrung und Anmaßung bezeichnet werden, besonders in Anbetracht der kurzen Beobachtungszeit, die verschwindend klein im Verhältniß zum Weltkörperleben ist und kaum in Betracht kommen kann. Wenn ein Thier, welches in dem Blute eines Menschen eine Stunde zu leben hätte, aus dem regelmäßig wiederkehrenden Blutstrom auf einen ganz mechanischen Organismus schließen und demnach den Menschen als einen Mechanismus auffassen wollte, so würde dies sogar noch viel berechtigter sein als die menschliche Meinung von einer Mechanik des Himmels.

Das ist eine sehr derbe absprechende Sprache, welche um so weniger gerechtfertigt erscheint, als der Verfasser ganz vergißt, daß er nur einen bescheidenen Versuch machen will mit dem Aufbau einer neuen Hypothese. Wir wollen ihm diesen Misgriff auch nicht zu hoch anrechnen, da er im übrigen wohl weiß, wie seine Theorie noch mancherlei Lücken besitze und Correcturen erfahren werde. Der Verfasser sagt am Schlusse seines Werks:

Die Astronomie, welche bisher völlig gesondert von den übrigen Wissenschaften ihren eigenen Weg ging und alle Bewegungen der Weltkörper in rein mechanischer Weise auffaßte, konnte, von diesem Standpunkte aus, dem Streben nach Einheit und Zusammenhang gar nicht entgegenkommen, und doch kann nur von ihr eine richtige Erkenntniß der Körper und Kräfte ausgehen. Ohne Reformirung der astronomischen Wissenschaften ist daher an ein Auffinden der Einheit und des allgemeinen Zusammenhangs gar nicht zu denken. Aus diesem Grunde ist auch hier der Versuch gemacht worden, eine neue den erkannten Kräften entsprechendere Theorie der Weltkörperbewegungen und der Entstehung derselben aufzustellen, die freilich in ihrem Detail wol noch mannichfacher Correcturen bedürfen wird. Es kann unmöglich besondere Kräfte — rein irdisch mechanischer Natur — für die Weltkörperbewegungen geben, die völlig getrennt und verschieden sind von den organisch wirkenden Kräften auf den Weltkörpern selbst. So kam ich zu der Ueberzeugung, daß es nur einen Stoff und nur eine Kraft gebe, welche in jenem Stoffe lebt und auf das innigste mit ihm verbunden ist, und daß alle Erscheinungen der für uns Menschen sichtbaren Welt nur Modificationen jenes Stoffs und jener Kraft seien.

Diese Mittheilungen werden genügen, dem Werke die Aufmerksamkeit zu schenken, welche der Verfasser wünscht und auch verdient.

2. Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher liegt als der erste. Kosmogenisches Gedankenbild, bewiesen durch die Data der Natur und Wissenschaft. Von Simon Backhaus. Zweite Auflage. Berlin, Cohn. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Sprache in diesem Schriftchen ist sehr kurz und zuversichtlich bündig gehalten. Eine Warnung vor zu leichtfertiger Gläubigkeit an die vom Verfasser gegebene Wahrsagung dürfte nicht gerade nöthig sein, da die Schrift schon selbst hinreichend dafür gesorgt hat. Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das Zodiakallicht und kritisirt die bisher darüber aufgestellten Hypothesen. Er erklärt sie alle für unhaltbar, bis er zuletzt auf seine Meinung kommt, daß dies Thierkreislicht ein Gasring sei, welcher um die Erde geht und nur wenige Meilen von derselben entfernt ist:

Dieser Gasring kann nicht ewig als solcher um die Erde kreisen, da, wie die Beleuchtung darthut, die Dichtigkeit schon jetzt an verschiedenen Stellen eine sehr verschiedene ist. Es muß endlich eine Zeit eintreten, wo er an der dünnsten Stelle platzt. Alsbald werden beide Arme in ungeheuerster Schnelligkeit auseinandergehen, es wird eine Gaskugel entstehen, und diese wird sich sofort als einen neuen Mond für die Erde präsentiren; der Umfang wird zuerst sehr groß sein, die leuchtende Kraft jedoch weniger, es müßte denn — was allerdings möglich ist — die Kugel sogleich aus dem Gaszustande in den flüssigen übergehen. Wie viele Jahrtausende aber nöthig sein werden, bis der neue, das heißt der zweite Mond ein rigider Körper sein wird, wie lange es dauern muß, bis er (wenn überhaupt noch athembare Luft in seiner Atmosphäre bleibt oder aus seinem Bauche hervorgetrieben wird) der Wohnsitz lebender Wesen werden kann — das darf keine Speculation der jetzigen Aera werden.

Läßt der Verfasser indeß auch die Speculation über die Zeit einstweilen ruhen, so gewährt er derselben doch einen unbedingten Spielraum in Bezug vieler andern Fragen. Er träumt von sichtbaren Bauten, welche die Architekten des neuen Mondes ausgeführt haben werden, von den rasch hintereinander folgenden vielen Sonnen- und Mondfinsternissen, weil der neue Trabant der Erde eine viel kürzere Umlaufszeit haben werde als der alte:

Der Landmann, der dann vielleicht noch immer keine Taschenuhr bei sich trägt, wird dieselbe leichter entbehren können, indem er die Zeit aus der Stellung des Mondes sofort berechnen wird. Auf die Schiffahrt wird dieser Mond einen bedeutend größern Einfluß üben als der alte, indem er größere Ebbe und Flut hervorruft und die Berechnung derselben wegen der Concurrenz beider Monde etwas schwierig werden wird. Das Wetter wird sich vielleicht dann gegen alle Erwartung der Berechnung des Wetterpropheten gemäß zeigen, da solches bisher fast immer in entgegengesetzter Weise eingetroffen ist, nunmehr aber das in gerechter Weise zu erwartende Wetter gerade durch den neuen Mond umschlägt.

Wir wollen diese Phantasiebilder nicht weiter fortsetzen, sie enthalten viel Ueberflüssiges und Oberflächliches, wenig Gedankentiefe und entbehren auch der Würze des feinern Witzes, um ein Seitenstück zu Münchhausen's und Lichtenberg's Mondbetrachtungen abgeben zu können. Der Verfasser denkt auch nicht daran, uns mit Scherz zu belustigen. Nein, er redet nach innerster Ueberzeugung und

belehrt uns, daß das, was bisher als Weltentod angesehen wurde, nichts anderes sei als die Geburt einer neuen Welt:

Man glaubt, daß alle Vorgänge in der Fixsternwelt Jahrtausende gebrauchen, und wundert sich über die so schnell wechselnde Erscheinung. Aber auch in der Lebenswelt dauert die Schwangerschaft mehrere tausendmal so lang wie der Geburtsact, der oft das Weib durch seine Geschwindigkeit überrascht. Wenn daher eine Weltenschwangerschaft auch Jahrtausende dauert, so kann doch eine Weltengeburt sehr plötzlich eintreten und schon nach ein paar Jahren vollendet sein.

Man sieht, der Verfasser liebt in seinen Gedankengängen das Handgreifliche.

3. Die fünf Sinne des Menschen. Eine populäre Vorlesung gehalten im akademischen Rosensaale in Jena am 9. Februar 1870 von W. Preyer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Im Gegensatz zu der vorhergehenden Schrift ist in dieser alles klar und schön und wissenschaftlich würdig gehalten. Der Verfasser tritt hier mit der Zuversicht eines Fachgelehrten auf, der es für seine Pflicht hält, die wichtigsten Resultate der neuesten Wissenschaft dem denkenden großen Publikum so vorzuführen, daß es dieselben begreifen und fürs Leben fruchtbar machen kann. Das Werk erinnert in mehr als einer Hinsicht an die geistreichen Vorträge, welche der berühmte Physiologe Czermak in demselben Locale zu denselben Zwecken gehalten hat, als er noch in Jena war. Es behält seinen physiologischen Standpunkt als Hauptgrundlage fest inne, versäumt aber daneben auch nicht, die Beziehungen auf Anthropologie, Psychologie, Pädagogik u. s. w. mit einzuflechten, wodurch das Ganze eine sehr interessante Lektüre für jeden gebildeten Denker wird. Und gerade in dieser scheinbar gelegentlichen Anwendung auf Seelenkunde legt der Verfasser ein ebenso umfangreiches wie gründliches Wissen an den Tag.

Das Werk beginnt damit, die hohe Bedeutung der Sinne zur allgemeinen Anschauung zu bringen. Durch sie sammeln wir Erfahrung, die wichtigste Grundlage zu aller Wissenschaft und Bildung, ein. Um dies zur klaren Erkenntniß zu bringen, wird auf einen Menschen hingewiesen, dem alle Sinne fehlen. Ein solches Wesen kann offenbar nichts lernen, es ist der Sprache nicht mächtig, ahnt nichts, weil es nichts hören, sehen, empfinden kann. Sobald aber einem solchen unglücklichen Menschen nur ein Sinn zu Gebote steht, wird ihm sogleich eine Bedingung zur geistigen Entwickelung gegeben. Dieser Fall ist nur einmal in der Wirklichkeit vorgekommen:

Die taubstumme Laura Bridgman verlor, als sie zwanzig Monate alt geworden war, ihr Gesicht, ihr Gehör und ihren Geruchssinn vollständig, ihren Geschmack beinahe und behielt nur ihr Tastgefühl, während der früherhin schlechte Gesundheitszustand sich besserte, ohne daß jedoch eine Erinnerung von dem anfänglichen Vorhandensein der Sinne ihr verblieb. Sie lebte noch vor mehrern Jahren und erfreute sich eines ungetrübten Wohlseins. Ihre Körperbeschaffenheit war normal. Trotz der Grabesruhe und Dunkelheit ihres Innern hat sie unter der Führung eines scharfsinnigen Taubstummenlehrers (Dr. Howe) in intellectueller und sittlicher Hinsicht eine unglaublich hohe Stufe der Ausbildung erreicht.

Im zehnten Jahre unterschied sie schon genau Recht von Unrecht, konnte die Elemente der Zahlenoperationen durchführen, schrieb eine leserliche Hand und wußte das Fingeralphabet mit überraschender Geschicklichkeit in Anwendung zu bringen. Ihre Gesichtszüge deuten auf Intelligenz, besonders in den Unterrichtsstunden. Sie zeichnet sich aus in allen Handarbeiten, besitzt ein feines Gefühl für den Anstand und ein gutes Benehmen:

Sie hatte schon zu jener Zeit eine Vorstellung vom Tode, mit dem sie stets die der Kälte und des Begrabens verband. Ihr Zeitsinn war auffallend entwickelt. Sie ging punkt sieben Uhr nach ihrer eigenen Bestimmung zur Ruhe, ohne daran erinnert zu werden. Ihr Urtheil über Entfernung und Ortsbestimmungen ist sehr genau, sie steht von ihrem Sitze auf, geht geradeswegs auf eine Thüre zu, streckt gerade zur rechten Zeit ihre Hand aus und ergreift die Klinke mit Genauigkeit. Sie nimmt das Herannahen von Personen durch die Bewegung der Luft gegen ihr Antlitz wahr, und sie kann den Schritt derer erkennen, die hart auftreten und den Boden erschüttern. Wenn ihr freisteht, zu thun was sie will, so wird sie fortwährend nach Gegenständen fühlen, sich über deren Größe, Gebrauch zu unterrichten, mit unerschütterlicher Wißbegier nach Kenntnissen gehen.

Das ist eine wunderbare Thatsache, daß ein einziger Sinn ausreichte, um mit Hülfe eines geistreichen Lehrers und durch den Umgang mit gebildeten Menschen Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe zu entwickeln, wie sie zum Denken und Handeln im Leben nöthig sind. Man erkennt daraus, daß damit schon eine Gehirnthätigkeit entwickelt werden kann, welche dem Menschen Verstand, Vernunft und überhaupt Bildung zu geben vermag. Der Verfasser macht hierbei mit Recht darauf aufmerksam, wie der Umgang mit gebildeten Menschen ein Hauptgewicht in sich schließe, und unterläßt es nicht, auf die beklagenswerthen Beispiele hinzuweisen, wo die Menschen ohne eine solche Beihülfe zu unvernünftigen Wesen herabsinken mußten:

Das wilde Mädchen, welches in der Champagne hauste und 1731 gefangen wurde, holte, selbst nachdem sie ein Jahr in einem Kloster zugebracht, einen Hasen auf freiem Felde ein und sog ihm das lebenswarme Blut aus. Ihre Körperkraft setzte jeden in das größte Erstaunen. Der wilde Knabe, welcher 1847 in Ostindien in Gesellschaft von Wölfen gesehen und gefangen wurde, verweigerte gekochte Nahrung, nahm nur rohes Fleisch, verweigerte Kleidung, heulte und biß um sich, lächelte und lachte nie, lief auf Händen und Füßen. Aber sprechen können solche Thiermenschen nicht, sie unterscheiden nicht Recht und Unrecht, von Vernunft ist keine Spur bei ihnen zu entdecken.

Ebenso wird auch auf die Unglücklichen hingewiesen, welche von Jugend auf eingesperrt und von allem Umgang mit Menschen fern gehalten sind. Die verwilderten Menschen sind völlig verthiert, unfähig die Sprache zu erlernen, unfähig sich eine humane Bildung anzueignen, und wenn dies bei der andern Art nicht gerade unmöglich, so ist es doch schwer, ein gutes Ziel zu erreichen. So kommt man zu dem Schluß, daß ohne Sinne jede Erziehung unmöglich und Unvernunft herrschend ist; daß volle Sinne ohne Erziehung zu demselben Resultate führen, daß jedoch schon ein einziger Sinn es möglich macht, bei guter Erziehung eine fürs Leben ausreichende Bildung zu geben. Obgleich dies feststeht, so muß man sich dennoch sehr hüten, meint der Verfasser, daraus zu folgern, daß die Vernunft durch die Ausbildung der Sinne neben einer guten Erziehung in jedem Kinde erst jedesmal aufs neue erzeugt werde, sie werde vielmehr dadurch

entwickelt. „Sie schläft gleichsam in dem unvernünftigen Kinde. Sie kann nicht anders als angeboren sein, in der Anlage, wie alles Angeborene nur in der Anlage, gleichsam als ein entwickelungsfähiger Keim, welcher verkümmert und untergeht ohne die sorgfältigste Pflege, und welcher zur schönsten Blüte sich entfaltet, wenn die Sinne und die Erziehung ihn nähren." Mit solchen Ansichten gewinnt er alle neuern Seelenforscher, alle verständigen Erzieher unserer heutigen Jugend, also auch alle Aeltern und Lehrer, denen die Erziehung der Kinder wahrhaft am Herzen liegt. Denn was uns die Erziehungslehren eines Basedow, Campe, Pestalozzi, Salzmann, Diesterweg u. s. w. so anziehend macht und ihnen unsere volle Zustimmung verschafft, das ist ja gerade die Maxime, der Jugend überall Gelegenheit zu einer freien selbständigen geistigen Entwickelung zu geben, den von Natur ererbten Keim zur Bildung zu hegen und zu pflegen, damit er durch sich selbst zur Blüte und zur reifen Frucht gedeihen könne.

In Hinsicht der Zahl der Sinne beschränkt sich das Werk wie gewöhnlich auch auf fünf, wovon jeder eine in sich abgeschlossene organische Selbständigkeit besitze. Dabei wird aber bemerkt, daß es in unserer gesammten Lebensthätigkeit Erscheinungen gebe, welche noch einen sechsten, einen siebenten Sinn wahrscheinlich machten, weil sie sich nur unnatürlich und gezwungen in die einmal eingebürgerten fünf Formen hineinbringen ließen. So gebe es ein Gefühl der Muskelerschlaffung nach angestrengten Märschen, körperlichen Arbeiten, einen eigenthümlichen Muskelschmerz und andere Merkmale, welche recht gut die Annahme eines besondern Muskelsinnes zulassen. Auch seien Hunger, Durst, Ekel nicht gut in die Rubrik des Tastsinns zu bringen. Der Verfasser ist aber weit entfernt, auf diese Art der Vermehrung der Sinne viel Gewicht zu legen, und sagt selbst:

> Da aber alle Erscheinungen, auf welche sich diese Sonderung stützt, noch sehr mangelhaft untersucht sind, namentlich unbekannt ist, welche Nerven sie vermitteln, so kann die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daß es sich dennoch hier nur um verschiedene Formen von Tastempfindungen oder Hautgefühlen handele. Jedenfalls werden im allgemeinen die von andern als den bekannten fünf Sinneswerkzeugen bedingten Empfindungen nicht auf Dinge außerhalb des Körpers, sondern nur auf Veränderungen innerhalb, auf Zustände einzelner Theile desselben, von dem Empfindenden bezogen. Hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Licht-, Schall-, Druck-, Temperatur-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen.

Der Verfasser geht dann an die specielle physiologische Untersuchung der Sinne selbst, wobei man ihm mit lebhaftem Interesse folgt, und kommt schließlich noch einmal auf die Hülfe zurück, welche diese organische Thätigkeit der geistigen Entwickelung leistet. Dabei unterläßt er aber nicht, vor Ueberschätzung derselben zu warnen, indem uns die Sinne täuschen können und man am Ende nichts für unbedingt wahr halten dürfe, weil es nicht anders als mit Hülfe der Sinne zu unserm Bewußtsein zu bringen sei. So beruhe die Logik und Mathematik streng genommen nur auf geistiger Erkenntniß:

> Wer auch an diesen rütteln will, behauptend, sie beruhten doch schließlich nur auf sinnlich wahrgenommenen — also möglicherweise falschen — jedenfalls auf unbeweisbaren Thatsachen, der vergißt, daß beweisen nichts anderes ist als das Zurückführen verwickelter, zweifelhafter Sätze auf einfache, niemand zweifelhafte Sätze, und zwar mit Nothwendigkeit zurückführen nach den allen Vernünftigen gemeinsamen Denkgesetzen, und der übersieht, daß die logischen und mathematischen Axiome nur deshalb unbeweisbar sind, weil sie eben jene einfachsten Sätze enthalten, in denen alle Vernünftigen übereinstimmen. Sie bedürfen also keines Beweises. Denn das — und zwar nur das — worin alle Menschen ohne weiteres einig sind (z. B. daß die gerade Linie der kürzeste Weg ist zwischen zwei Punkten, und daß das Merkmal eines Merkmals eines Dinges auch ein Merkmal des Dinges ist), ist ohne weiteres, ist absolut wahr.

Der Verfasser stellt sich daher auf den sogenannten englischen Standpunkt der philosophischen Induction, wie dieselbe von Mill klar ins Licht gestellt worden ist; dies ist für alle Naturphilosophie der einzig wahre Standpunkt und kann der sorgfältigsten Nachfolge nicht warm genug empfohlen werden. Dann finden wir uns alle in eine Welt, wie sie wirklich ist, oder uns doch als wirklich erscheint, und es gibt für den Menschen nur diese eine Welt, wie sie ihm durch seine Sinne und seinen Verstand zum klaren Bewußtsein kommt. Es ist gar nicht nöthig, sich noch ein höheres Ideal durch Abstraction zu verschaffen, da dies vollkommen ausreicht für alle himmlischen und irdischen Erforschungen und Bewunderungen, für alles Göttliche, Poetische, Große, Schöne und Gute.

4. Hauswirthschafts-Lexikon. Ein Nachschlagebuch für zahlreiche Vorkommnisse des täglichen Lebens. Von Karl Ruß. Breslau, Trewendt. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir haben von dem Verfasser in letzter Zeit zu wiederholten malen naturwissenschaftliche Werke zur Besprechung gebracht, welche vorzugsweise für die Frauen bestimmt waren, aber auch für den denkenden Mann eine vielfache Anwendung finden konnten. Dies waren z. B. ein Rathgeber auf dem Wochenmarkt, eine Waarenkunde für die Frauenwelt, naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben u. s. w. Es hat uns große Freude gemacht, diese Arbeiten warm empfehlen zu können, sie helfen einem tiefgefühlten Bedürfniß gründlich und vollkommen befriedigend ab. Daneben waren von dem Verfasser auch noch sehr viele naturgeschichtliche Belehrungs- und Unterhaltungsbücher erschienen, welche sich ohne Ausnahme alle einen großen Kreis von Freunden verschafft haben, da der gelehrte Verfasser es ganz vortrefflich versteht, überall das Interessanteste herauszuwählen und anziehend zu behandeln. Es sind daher die Werke von Karl Ruß zu Lieblingen des denkenden großen Publikums geworden. Das vorliegende Werk hat den ganz besondern aber sehr praktischen Zweck, ein Wegweiser für alle vom Verfasser erschienenen Schriften zu sein. Es behandelt daher seinen Gegenstand nur kurz charakterisirend und verweist zum weitern Nachlesen auf die Bücher, wo ausführlicher davon gesprochen ist. Der Verfasser hat übrigens das Kapitel der naturwissenschaftlichen Hauswirthschaft in mehrern Zeitschriften, in Trewendt's „Volkskalender", in dem „Buch der Welt" von C. Hoffmann in Stuttgart behandelt, wodurch sich das Material zu einem selbständigen Werke angesammelt hat.

Das, was wir nun von dem vorliegenden Buche vorzugsweise rühmen können, ist seine ungemeine Reich-

haltigkeit in Betreff aller Fragen der Küche, des Kellers, des Hauses, des Kochens, Waschens, Plättens, Aufbewahrens, Einmachens u. s. w., sowie auch seine kurze präcise Sprache. Es ist ein Hausschatz, der über alles Rath weiß und vollständig zu belehren versteht, was der Hausfrau und dem Hausvater nur irgendwie am Herzen liegen kann. Wer das Buch zur Hand nimmt, findet überall etwas, das ihn anzieht und worüber er die Belehrung mit Dank entgegennimmt. Der Inhalt besteht aus zwei Theilen. Im ersten Theile wird Auskunft, werden Rathschläge, Hinweise, Vorschriften und Recepte gegeben über alles, was die Hauswirthschaft nur irgendwie berühren kann. Der zweite Theil bespricht die Geräthe, Apparate, Werkzeuge und allerlei Geschirre für die Hauswirthschaft.

Wir wollen etwas aus dem Buche zur Mittheilung bringen. Ueber Gemüse, welche in Büchsen aufbewahrt werden, sagt dasselbe:

Erbsen und Bohnen erfordern die wenigste Sorgfalt, Spargel dagegen am meisten, und vorzüglich einen ganz trockenen Aufbewahrungsort ohne alle Feuchtigkeit. Am besten in einem kalten aber frostfreien Zimmer. Wenn dieselben, namentlich Spargel, zu verderben drohen, so ist Folgendes zu beachten: Ist die Sauce, in der die Gemüse liegen, und auch die äußere Seite derselben schon etwas dumpfig, so müssen die Stangen herausgenommen und mit lauem Wasser abgewaschen werden, und dann auf frisch ausgeglühte Holzkohlen (die man beim Bäcker bekommen kann) und die etwas zerstoßen werden, gelegt werden, nachdem man etwas Musselin über die Kohlen gebreitet hat, um den Spargel rein zu erhalten. Die Stangen wendet man alle 4—5 Stunden um. Innerhalb 24 Stunden wird hoffentlich die gewünschte Wirkung eintreten. Wenn nicht, so ist die Zersetzung schon zu weit vorgeschritten.

Es wird in diesem Artikel auch mitgetheilt, wie dem eingemachten Gemüse eine haltbare schöngrüne Farbe zu geben ist, wie das Einmachen grüner Erbsen in Rußland und Nordamerika geschieht, und wie man das Weitere hierüber in dem „Rathgeber auf dem Wochenmarkte" nachzulesen habe. Bei der Kaffeebereitung empfiehlt der Verfasser einen Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron, auch theilt er die Liebig'sche Methode mit. Es sei allgemein bekannt, meint er, daß der Kaffee in Prag und Wien ganz vortrefflich schmecke, welches daher komme, daß man sich hier stets des Mineralwassers bediene, welches den Kleber ausziehe, Caffeïn auflöse und das Aroma freimache. Das Lösch- oder Filtrirpapier, welches zum Durchseihen des Kaffees u. dgl. benutzt wird, muß mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden, da dasselbe in neuer Zeit oft aus alten Tapeten bereitet wird, welche arsenikhaltige und andere giftige Farben enthalten.

Man beachte daher die Vorsicht, billiges graues Löschpapier für die genannten Zwecke gar nicht zu kaufen oder vor dem Gebrauche von einem Chemiker untersuchen zu lassen. Im allgemeinen kann man das Löschpapier auch selber untersuchen, wenn man es in einer Spiritusflamme anbrennt, dann wieder ausbläst und prüft, ob der Rauch knoblauchartig rieche. (Näheres hierüber im Anhange des „Rathgebers auf dem Wochenmarkte".)

So findet man überall, wo man auch das Buch aufschlagen mag, Artikel, welche praktisch belehren oder hinweisen auf die Werke, in denen dies bereits geschehen ist. Daher möchte es besonders von denen mit Beifall aufgenommen werden, welche alle vorhergehenden praktischen Haushaltsschriften des Verfassers schon im Besitz haben.

5. Voces variae animantium. Ein Beitrag zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Basel, Bahnmaier. 1869. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der ehrwürdige Verfasser hat sich in seinen ausgezeichneten Forschungen als Germanist schon längst einen berühmten Namen errungen. Wenn sich derselbe hier auch auf dem Gebiete der sprachlichen Naturkunde versucht, so geschieht dies in so eigenthümlicher, sinniger Art, daß ihm der ungetheilte Beifall der Sprachkundigen wie der Naturforscher nicht fehlen dürfte. Es ist dies ein neuer Schritt zur gegenseitigen Verständigung zwischen den sogenannten Humanisten und Materialisten. Die unnatürliche Kluft zwischen beiden Lagern ist bekanntlich immer noch vorhanden, obgleich die Hoffnung allmählich mehr Boden zu gewinnen scheint, daß sie zuletzt ganz beseitigt werden möchte. Wir begrüßen daher das vorliegende Werk mit besonderm Beifall.

Die Schrift hat es sich zur Aufgabe gestellt, die verschiedenen Wege zu erforschen, auf denen die menschliche Sprache die Laute der außermenschlichen Natur, namentlich der Thierwelt, wiedergibt und in sich aufnimmt. Eine solche Naturgeschichte der Sprache besitzt ein großes eigenthümliches Interesse für jeden denkenden Menschen, und wir können daher nur wünschen, daß dieselbe eine recht allgemeine Beachtung finden möge. Der Verfasser beginnt seine Arbeit mit dem Vorführen zweier sinniger Kindermärchen aus dem nördlichen Zürichgebiet und aus den alten Thiersagen des Aargaus, wobei dem Hahn und seinen Hühnern auf die anmuthigste Weise Worte in den Schnabel gelegt werden.

Die Märchen-, Spruch- und Liederdichtung der Kinder aus dem Volk ist reich an solchen Scherzen: in dem „Deutschen Kinderbuch" von Simrock und in der ähnlichen Sammlung, die blos aus dem Alemannischen der Schweiz Rochholz angelegt hat, finden wir Reihen von Seiten, unter den Märchen der Brüder Grimm das 171. ganz mit dergleichen angefüllt; noch anderes mehr, zunächst für den Nordosten Deutschlands, gewährt die fleißige und sinnvolle Arbeit Karl Schiller's: „Zum Thier- und Kräuterbuche." Als besonders anziehend möchten aus diesem Vorrathe diejenigen Stücke zu bezeichnen sein, die mehrere Thiere oder sonstige Wesen hintereinander und um so deutlicher jedes einzelne nach seiner Eigenart sprechen lassen, oder zwar nur eins, aber dies eine mehrmals, mit Zwischenräumen, in wechselndem Tempo und doch immer aus dem gleichen Tone: in den verschiedenen Darstellungen der Sage vom Müller kommt beides vor.

Damit möchte schon ziemlich genau das ganze Wesen des Buchs beurtheilt werden können, wenn man noch hinzufügt, daß auch alle möglichen andern Sprachen herbeigezogen werden, um die Vergleiche durchzuführen, und daß noch sechs allerliebste Gedichte als Beilagen angehängt sind, worüber die Untersuchung weiter geführt wird. Zum bessern Verständniß ist auch ein ausführliches Wörterverzeichniß mit Hinweis auf die betreffenden Seiten zugegeben.

6. Lehrbuch der Physik. Ein Leitfaden für Studirende und Freunde der Naturkunde. Von J. Schucht. Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Das Werkchen von Schucht ist ein sogenannter Wegweiser, wie deren in demselben Verlage schon eine große

Reihe ausgegeben worden ist; es beschränkt sich auf die wesentliche Grundlage der Wissenschaft und erfüllt seine Dienste als Vorschule vortrefflich. Der Verfasser haßt aber die Franzosen aus seiner innersten Seele:

An Arroganz, Frivolität und an den furchtbarsten Mordwerkzeugen, den höllischen Erfindungen ihres blutgierigen Despoten, waren die Franzosen uns überlegen. An Intelligenz, Kenntnissen und demzufolge auch an höherer Sittlichkeit stehen die deutschen Heere hoch erhaben da gegen die französische Mord- und Raubgesellschaft, die aus Dummheit und Schlechtigkeit ihr eigenes Land mehr verwüstet, als der ordnungsliebende deutsche Krieger. Bedarf es nach solchen mächtigen, welterschütternden Ereignissen noch der Versicherung, daß nur die Wissenschaft und Aufklärung die Völker groß und stark macht?!

Wir freuen uns über diese echt deutsche Entrüstung, können sie aber nur schwer mit dem Plane des Werks in Einklang bringen, da es eigentlich erst zu geben gedenkt, was es in jenem Ausspruche schon als längst bekannt voraussetzt. Doch abgesehen von diesem etwas zu hoch lodernden Vorwort können wir nur wünschen, daß das Büchelchen recht fleißig vom Volke studirt werden möchte. Die von ihm gebotene erste Grundlage der Physik sollte keinem fehlen, der sich zu den Gebildeten zählen will.

Heinrich Birnbaum.

Neue Romane und Novellen.

1. Mrs. Gerald's Nichte. Von Lady Georgiana Fullerton. Drei Bände. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Russel. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dies Werk ist ein Tendenzroman in des Wortes verwegenster Bedeutung. Mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit in Kirchengeschichte und Dogmatik, mit gründlichstem Eingehen in Wesen und Form der verschiedenen confessionellen Bekenntnisse Englands, die in ausführlichen Discussionen pro und contra erörtert werden, sucht die geistreiche Verfasserin darzuthun, daß die einzige wirkliche und wahrhafte Befriedigung des religiösen Bedürfnisses nur im Schose der „alleinseligmachenden“ römisch-katholischen Mutterkirche zu finden sei.

Gleichsam den praktischen Beweis hierfür muß die Bekehrung der jugendlichen Heldin des Romans liefern, eine Bekehrung, die sich einzig und allein aus innerstem Bedürfniß vollzieht, ohne die geringste Nöthigung oder Anreizung von außen, ja sogar im härtesten Kampfe mit den Forderungen des Herzens, denn Ita setzt dabei die Liebe und selbst den fernern Besitz ihres mit aller Leidenschaft angebeteten Gatten, eines den anglokatholischen, resp. puseyitischen Reformbestrebungen zwar eifrig ergebenen, nichtsdestoweniger aber den Romanismus principiell verabscheuenden hochbischöflichen jungen Geistlichen, aufs Spiel. Wie Edgar Derwent, der im Beginn des Romans „zu Anfang Juli“ noch „mit dem Studium der Rechte beschäftigt“ ist und „Ende Juli“ den „Entschluß faßt sich dem geistlichen Stande zu widmen“, bereits „Anfang September“ in Oxford „den erforderlichen akademischen Grad“ erlangt haben und als Geistlicher ordinirt werden kann, alles in einem und demselben Semester — müssen wir der Verantwortlichkeit der Erzählerin überlassen, die mit den Zuständen ihrer englischen Heimat jedenfalls vertrauter ist als wir. Uebrigens ist die Dichterin nicht grausam genug, es bis zu dieser äußersten Prüfung ihrer liebenswürdigen Convertitin kommen zu lassen, sie belohnt dieselbe im Gegentheil, indem sie allmählich in Ita's Gatten, der ja doch nur auf dem Pfade des Irrthums wandelt, das Herz über seinen Glaubenseifer siegen und ihn schließlich sogar ebenfalls den Weg „der Wahrheit und des Heils“ finden läßt. Während aber Ita's Bekehrung, die den geistigen Mittelpunkt des Romans bildet, sich organisch aus deren innerster Natur entwickelt, erscheint der schließlich im Handumdrehen erfolgende Uebertritt ihres Gatten, nach dessen hartnäckigem Antagonismus gegen die römische Kirche, den er die ganzen drei Bände hindurch bis unmittelbar zu den letzten paar Seiten consequent behauptet, mehr wie ein rein äußerlicher, unkünstlerischer Schlußeffect.

Kaum gründlicher motivirt dünkt uns die nur wenige Seiten früher und kurz vor ihrem Tode erfolgende Conversion der dritten Hauptperson, der protestantisch gesinnten Annie, jener bemitleidenswerthen jungen reichen Erbin, die nicht blos das Herz ihres Verlobten an Ita verliert, sondern später auch, als beim Hinscheiden der Tante Gerald, die der Frühverwaisten eine zweite Mutter war, sich ergibt, daß nicht Annie, sondern Ita deren wahre Nichte ist, noch obendrein ihren prächtigen Besitz Holmwood und damit zugleich die ihr noch gebliebene einzige Lebensfreude, dem verlorenen, mit Glücksgütern nicht gesegneten Geliebten wenigstens wohlthun zu können. Annie's tiefverletztes und verschüchtertes Gemüth wird aber durch diese letzte Schicksalswendung so zerrüttet und zermartert, daß man ihr Zufluchtsuchen in dem Schos der „alleinseligmachenden“ Kirche und noch dazu unter dem Einfluß einer in Italien wiedergefundenen leiblichen Mutter, einer frommen Katholikin aus dem Volke, wenigstens nicht befremdlich finden kann. Das rechtgläubige Gebet dieser bedauernswürdigen, an der Schwindsucht oder vielmehr am gebrochenen Herzen sterbenden Annie für das Seelenheil ihres noch immer heißgeliebten einstigen Verlobten wirkt denn auch das Wunder seiner plötzlichen Bekehrung am ersten Jahrestage ihres Hinscheidens und während der für sie abgehaltenen Todtenmesse. Außer diesen drei Hauptbekehrungen, die sich vor unsern Augen vollziehen, spielen noch mehrere andere episodisch und hinter der Scene in den Roman hinein, sodaß uns in dieser Beziehung denn doch des Guten zu viel auf einmal geboten wird.

Wenn diese aufdringliche römische Tendenz in Lady Fullerton's Roman den poetischen und künstlerischen Werth desselben wesentlich beeinträchtigt, so bleibt doch, von den schon obenerwähnten Mängeln abgesehen, in hohem Grade anerkennenswerth die psychologische Wahrheit der Charakterzeichnung, die sich außer bei Ita, Annie und Edgar besonders noch bei der Tante Gerald bemerkbar macht, die

minutiöse Sorgfalt der Motivirung, namentlich auch in der Entwickelung der an und für sich etwas auf die Spitze gestellten romantischen Fabel von der Vertauschung zweier aus einem Schiffbruch geretteten kleinen Mädchen, die behagliche Anschaulichkeit der ungezwungen sich entwickelnden Situationen, der anheimelnde Zug von Gemüthlichkeit, der durch die verschiedenen Schilderungen englischen Land- und italienischen Reiselebens geht, sowie die geistvolle Führung des in einem religiösen Tendenzroman begreiflicherweise eine hervorragende Rolle spielenden Dialogs, der die ungemein scharfe Dialektik Lady Fullerton's von der glänzendsten Seite zeigt.

Die autorisirte Uebersetzung ist flüssig bis auf einige merkwürdige Monstrositäten des Ausdrucks, wie z. B.: „Bist du eine würdige Eignerin dieser entzückenden Bücherei?" oder: „Ich meinte, Sie wären verlänglich zu wissen" u. a. m., die um so auffälliger sind, je leichter sie zu vermeiden waren.

2. Ein Landedelmann. (A county family.) Roman von James Payn. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein ziemlich grobkörniger Sensationsroman, der im Grunde mehr abstößt als anzieht. Ist doch der verbrecherische Held desselben, der Landedelmann William Blackburn, ein ganz gemeiner, cynischer, durch und durch materieller Charakter, der bei seinem Eintritt in die Erzählung bereits das Zuchthaus absolvirt hat und seine Schande unter fremdem Namen auf einer entlegenen Fischerinsel verbirgt, aber angesichts sich ihm plötzlich eröffnender günstiger Chancen, unter böslicher Verlassung seiner ihm lästig gewordenen treuen Gattin, die sein Exil getheilt hat, in die Welt zurückkehrt, dieselbe für todt ausgibt, um einer reichen Erbanwartschaft zu Liebe eine neue Bewerbung anzuknüpfen, und, als er diese durch das plötzliche Erscheinen der fern geglaubten Gattin bedroht sieht, seine freche Lüge in empörendster Weise zur Wahrheit macht, indem er die unglückliche Beß — ersäuft. Und dieser Held soll uns interessiren? Aber auch die übrigen Charaktere erregen wenig Theilnahme. Der frivole junge Roué Stanhope und der durchtriebene Schwindelfinanzier Waller, die beide durch theilweises geheimes Wissen oder Errathen von Esquire William's schlechten Streichen diesen in widerwärtigster Weise schrauben und als Mittel zur Erreichung ihrer eigenen, gleichfalls unlautern Zwecke benutzen, sind ebenso eingefleischte Egoisten wie William selbst, nur daß sie feiner zu Werke gehen und sich äußerlich wenigstens anständiger gebaren. William's Vater, der alte Squire Anthony Blackburn, der uns im ersten Bande durch Charakterfestigkeit einigermaßen imponirt, fällt im zweiten, wo ihn die Schlechtigkeit seines Sohns aufs Kranken-, respective Sterbelager wirft, begreiflicherweise mehr und mehr ab. Letzteres gilt auch von dessen jugendlicher Enkelin Ellen Blackburn, der weiblichen Hauptgestalt, der in der zweiten Hälfte des Romans ihre Freundin Lucy Waller im Interesse beim Leser offenbar den Rang abläuft. Und Ellen's Liebhaber, der Ingenieur John Danton, ist zwar ein sehr wackerer, aber zugleich ein sehr alltäglicher junger Mann.

Trotz der herkömmlichen englischen Breite der Darstellung, die auch den vorliegenden Roman kennzeichnet, ist die Motivirung nicht immer genügend. So bleibt es dem Leser ein Räthsel, wie am Schluß John Danton die Leiche der von ihrem Gatten ersäuften Beß „recognosciren" kann, da in der ganzen Erzählung selbst nicht die entfernteste Andeutung vorkommt, daß er diese arme Beß bei ihren Lebzeiten auch nur ein einziges mal gesehen. In andern Fällen ist die Motivirung unkünstlerisch, d. h. sie erfolgt nicht an der richtigen Stelle. So muß den Leser z. B. in der geheimen Unterredung Stanhope's mit William Blackburn in der Parkallee, am Ende des ersten Bandes, nothwendigerweise des erstern Kenntniß von des letztern verbrecherischer Vergangenheit befremden, und erfährt er erst später, nachdem diese Situation bereits das Interesse verloren, nachträglich, woher jene Kenntniß Stanhope's stammt.

Am vortheilhaftesten zeigt sich der Erzähler in der Situationsschilderung, namentlich beim Wettrennen von Goodwood, bei der schauerlichen Promenade William's auf dem Felsenkamm seiner Exilinsel, beim Kampf um das Testament des sterbenden Anthony und bei der verhängnißvollen Ueberschwemmung des Curlew, von welcher als der rächenden Nemesis auch der Gattinmörder ereilt wird.

3. Die letzte Reckenburgerin. Roman von Luise von François. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 2 Thlr.

Der Roman enthält die Geschichte eines altadelichen Fräuleins, das durch menschenfreundliche Ehrenrettung einer ihrer Herzensschwäche erliegenden kleinbürgerlichen Freundin in seltsamer Verkettung der Umstände einem grausamen Quidproquospiel des launigen Schicksals verfällt, trotzdem aber bis zum letzten Athemzuge und mit aufopferndster Selbstverleugnung ihr Geheimniß und die Ehre der Freundin durch alle Wechselfälle wahrt. Das sittlich haltvolle, ernst verständige und vornehm reservirte skeptische Freifräulein Eberhardine und ihr liebenswürdiger Schützling, die sinnlich lebensfrohe Kellermeisterstochter, das treuherzig unbefangene Naturkind Dorl — „die Rose und ihr Blatt" — diese beiden Hauptcharaktere des im letzten Viertel des vorigen und im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts im sächsischen Elbgebiet spielenden Romans bilden einen ungemein interessanten, meisterlich durchgeführten Gegensatz. Um sie gruppiren sich in nicht minder prägnanter Charakteristik die unheimliche alte „schwarze Gräfin", ein Vermächtniß des „galanten Sachsens", der junge excentrische Prinz August, der energische Autodidakt „Mosjö Per—sé", alias Dr. Siegmund Faber, der nach seiner vermeintlichen vornehmen Mutter abenteuernde verkommene Invalide der Freiheitskriege, das wackere, etwas zopfige Aelternpaar Eberhardinens, die getreue „Muhme" Justine, der humanistisch philosophische Waisenklosterpropst, nebst so manchen andern weniger hervortretenden, aber stets mit frappanter Lebenswahrheit gezeichneten Figuren. Diese Lebenswahrheit wird noch wesentlich erhöht durch das treue Colorit des culturhistorischen Hintergrundes und Costüms sowie durch die biographische Form, in welcher — bis auf die „Einführung" und den „Nachtrag des Herausgebers" — die Verfasserin „die letzte Reckenburgerin"

ihre Geschichte selbst erzählen läßt. Die Plastik, die gesunde, originelle Frische in Darstellung und Stil, die harmonische Verquickung von tiefer Empfindung und ironischem Humor sind von bestrickendem Reiz und würden selbst einer männlichen Feder zur Ehre gereichen. Irren wir nicht, so ist Luise von François, die Dichterin dieses vortrefflichen Romans, der hiermit den Liebhabern gediegener Unterhaltungslektüre aufs wärmste empfohlen sei, die Witwe des im jüngsten Franzosenkriege gleich anfangs, beim blutigen Sturm auf die Spicherer Höhen (6. August 1870) so rühmlich gefallenen preußischen Generallieutenants von François.

4. Aus dem Bauernkriege Oberösterreichs. Historische Novelle von Karl Zetter. Graz, Moser. 1871. 8. 8 Ngr.

Ein gutgemeinter Versuch, den von den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs begünstigten oberösterreichischen Bauernaufstand vom Jahre 1626, welcher zum örtlichen Mittelpunkt vorzugsweise die lachenden Gestade des Gmundener Sees hatte und nach manchen wechselnden Erfolgen, auf seiten der damals unter bairischer Herrschaft stehenden Empörer sowol wie der Unterdrücker dieser gefährlichen religiös-social-politischen Erhebung, der vereinigten bairischen und kaiserlichen Executionstruppen, endlich durch die blutigen Entscheidungssiege des berühmten Generals Pappenheim seinen Abschluß fand, zur geschichtlichen Grundlage einer romantischen Erzählung zu machen. Leider gewährt diese poetische Bemühung, an welcher sich übrigens ein fleißiges Studium des historischen Materials nicht verkennen läßt, dem Leser nur wenig Befriedigung. Charaktere, Situationen und Darstellung erheben sich weder nach der Seite des geschichtlich Gegebenen, noch nach der des romantisch Erfundenen über das Niveau des Allergewöhnlichsten. Von sämmtlichen Gestalten dieser Novelle erweckt ein lebhafteres Interesse nur der halbwüchsige Fischerssohn Franz, der sich durch eine Reihe von Gefahren für das von seinem Bruder, dem wüsten Bauernanführer Georg, hartbedrängte ritterliche Liebespaar Kuno und Else in rührender Uneigennützigkeit aufopfert und schließlich seine Treue mit dem Tode besiegelt. In der künstlerischen Behandlung zeigt sich der Verfasser noch entschieden auf dem Standpunkte des Dilettantismus, indem er das geschichtliche Element mit dem romantischen, d. h. der dichterischen Erfindung, bei weitem nicht genügend verquickt hat, und in Ermangelung dessen nur allzu häufig genöthigt ist, die Illusion, die er beim Leser glücklich in dem einen Augenblick hervorrief, in dem andern schon wieder durch eine trockene, rein historische Einschaltung und obligate kritische Erläuterung zu zerstören.

5. Neue Novellen von Elise Polko. Zwölfte Folge: Freudvoll und leidvoll. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch in dieser neuesten Gabe bewährt die fleißige Novellendichterin jene Eigenschaften, die ihre frühern Productionen kennzeichnen und ihr seit langer Zeit die Theilnahme namentlich der jüngern weiblichen Lesewelt erworben haben: die genaue Kenntniß des weiblichen Herzens, den idealen Zug ihrer meist der Künstler-, Dichter- und Gelehrtensphäre entnommenen Helden und Heldinnen, den warmblütigen, sympathischen Stil. Mitunter freilich wäre diesen so ansprechend erzählten Liebesgeschichten, die sich mit Vorliebe um den „ewig neuen“ Conflict zwischen Herz und Welt drehen, etwas mehr Mannichfaltigkeit der Erfindung zu wünschen. Die drei größern modernen Novellen „Unser armer Junge“, „Leonore“, „In der Heimat“, welche letztere mit ihrer stimmungsvollen Meeresscenerie wir als die Perle der vorliegenden Sammlung bezeichnen möchten, nehmen im Grunde ganz den nämlichen Verlauf: durch Convenienz oder Intrigue getrennte erste Liebe kommt schließlich doch zum erwünschten Ziel. Ein tragisches Ende hat die kleinere Novelle: „Die Tochter des Ribera“, die zugleich ein kunstgeschichtliches Interesse erhält durch das Charakterporträt dieses ebenso berühmten wie stolzen und ehrgeizigen italienischen Malers des 17. Jahrhunderts, von welchem es heißt, daß ihn der Gram über die Entführung seiner heißgeliebten Tochter, die hier durch den kühnen spanischen Helden Juan d'Austria erfolgt, in den Tod gejagt habe. Leider zeigt aber gerade diese Arbeit manches Sprunghafte und Unvermittelte in der künstlerischen Ausführung.

Weit mehr befriedigt in dieser Beziehung eine zweite Künstlernovelle, die reizende kleine idyllische Erzählung „Trennung“, die uns einen tief gemüthlichen Einblick in das Kunst- wie in das Herzensheiligthum eines deutschen Malers unserer Tage gewährt. Von den vier unter dem Gesammttitel „Frauenköpfe“ leicht und flüchtig hingeworfenen biographischen Charakterskizzen rechtfertigen ihre Aufnahme in diese Novellensammlung einigermaßen durch mehr oder weniger novellistische Behandlung nur die drei ersten: „Die braune Kaiserin“ (Eleonore Maria Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg und dritte Gemahlin des deutschen Kaisers Leopold I.), „Clotilde de Surville“ (französische Dichterin aus der Zeit der Jungfrau von Orleans, bei dessen Belagerung dieselbe in der Blüte ihrer Jahre ihren Gatten, das Idol ihres Herzens und ihrer Dichtungen, verlor), „Therese Pichler-Monti“ (die talentvolle Schülerin ihres Vaters Johann Pichler, des berühmtesten Steinschneiders des 18. Jahrhunderts, und Gattin des kaum minder berühmten italienischen Dichters Vincenzio Monti). Die vierte Charakterskizze: „Argula von Grumbach“ (die begeisterte Zeitgenossin und Anhängerin Luther's, die neuerdings durch Gutzkow's großen geschichtlichen Roman „Hohenschwangau“ unverdienter Vergessenheit entzogen wurde), macht in ihrer auffallend kahlen, auf vier Seiten sich beschränkenden summarischen Abfertigung geradezu den Eindruck eines Lückenbüßers und wäre daher besser weggeblieben.

Biographisches.

(Beschluß aus Nr. 23.)

1. Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Von Eugène Peschier. Frankfurt a. M., Auffarth. 1871. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
2. Gervinus. Von Richard Gosche. Zweiter, verbesserter und vermehrter Abdruck. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz. Mit einer Vorrede von Friedrich Nippold. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen. Von Friedrich Daniel Sanio. Mit dem Porträt Dirksen's in Stahlstich. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Zur Erinnerung an Henrich Steffens. Aus Briefen an seinen Verleger. Von Max Tietzen. Mit dem Porträt Steffens' nach Thorwaldsen. Leipzig, G. E. Schulze. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderm Hinweise auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung. Von R. Rothenburg. Minden, A. Volkening. 1871. Gr. 8. 9 Ngr.
7. Eudoxia, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und des Christenthums. Von Wilhelm Wiegand. Worms, Kräuter. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Walter Scott. Ein Lebensbild. Von Felix Eberty. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1871. Br. 8. 3 Thlr.

Gleichfalls von einem Gelehrtenleben und Schaffen, dessen Wirken aber in speciellem Kreise sich erfüllte, berichtet uns Friedrich Daniel Sanio in seiner Schrift: „Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen" (Nr. 4). Es läßt sich nicht viel Thatsächliches mittheilen von dem Lebenslauf des verdienstvollen Rechtshistorikers, er lebte das übliche Professorenleben, seine Tage gehörten dem Dienste der Wissenschaft, und als seine Lebensaufgabe erschien ihm, mit dem Sammelfleiß der Bienen weiter zu bauen an dem nie vollendeten Gebäude der Forschung. Fast noch Jüngling, im Alter von 22 Jahren, begann er schon das große Werk, seine Wissenschaft zu lehren, und so wirkte er fort bis zum späten Abend seines Lebens in reger geistiger Kraft und mit nie gemindertem Eifer, ein Leben, das einzig getrübt wurde von dem Uebelwollen manches Einflußreichen und einer mächtigen ihm abgeneigten Partei.

Auf Dirksen wendet Sanio treffend die Worte Savigny's an: „Jedes Zeitalter hat seine eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile, und in keinem einzelnen ist der Geist der Wissenschaft ganz und ungetheilt wirksam." Auch in unserer Gegenwart ist der Geist der juristischen Wissenschaft ein anderer geworden, und der Name Dirksen hat von seinem Klang verloren, aber wer seine Schriften gelesen, wird in ihm den scharfsinnigen Civilisten und gründlichen Kenner des classischen Pandektenrechts und der Rechtsquellen der civilistischen Literatur immer rühmen, und der Werth seines Wirkens in der Geschichte seiner Wissenschaft darf nicht über neuern glänzenden Thaten vergessen werden.

Sanio hat, neben der pietätsvollen Würdigung des Lebens und des Schaffens seines hochverehrten Lehrers, seiner Schrift durch Commentirung der darin skizzirten Werke Dirksen's einen besondern Werth verliehen. Mit hervorragender Belesenheit berichtet er in zahlreichen Parallelen von denselben; seine Kritik ist immer wissenschaftlich begründet, er widerlegt den ungerechtfertigten Tadel und motivirt das verdiente Lob. Dirksen war ein eifriger Anhänger seines Lehrers Savigny; seine Methode war hauptsächlich eine analytische, er war weniger Dogmatiker und Systematiker als Rechtshistoriker und Kritiker, er verfuhr weniger synthetisch als inductiv. Schon frühe empfand er Zuneigung zu dem juristischen Berufe, und wenn er selbst in einer allgemeingültigen Bemerkung lehrt: „Woran sollen wir unsern Beruf erkennen? An dem unwiderstehlichen Drange zu produciren und an der Leichtigkeit, mit der wir das Material beherrschen, insofern beides sich als das Ergebniß ernster gründlicher Studien darbietet", so ist das sicher aus seinem eigenen Leben gegriffen, und den Beweis dafür finden wir in seinem überraschend reichen Schaffen, zu dem ihm bei seiner großen Bescheidenheit kein äußerer Grund, kein anderes Motiv als die Liebe zu seinem Beruf veranlaßte.

In zwei Anhängen verzeichnet uns Sanio die Schriften und Abhandlungen Dirksen's und dessen handschriftliche Zusätze zum „Manuale latinitatis", betreffend die Artikel des Buchstabens A. Während uns der erste von dem unermüdlichen Fleiße des Gelehrten Kunde gibt, beweist uns der zweite die tiefe Gründlichkeit seines Arbeitens und läßt uns zugleich auf die Möglichkeit einer vermehrten und verbesserten Ausgabe des sehr werthvollen „Manuale" hoffen. Jedenfalls aber ist die juristische Welt dem Professor Sanio, der sich jetzt auch mit den Dirksen'schen hinterlassenen Schriften beschäftigt*), zu großem Dank verpflichtet, daß er die Nachrichten über einen verdienstvollen Gelehrten, der auch jetzt noch häufig citirt wird, gesammelt zur Kenntniß seiner Epigonen bringt.

Aus gleichem Grunde freuen wir uns über das Schriftchen von Max Tietzen: „Zur Erinnerung an Henrich Steffens" (Nr. 5), das ein Beitrag zur Steffens-Kunde ist. Nicht viel anders denn als ein „J'y pense" kann die Sammlung Briefe, die es bringt, bezeichnet werden, aber sie frischen die Erinnerung an einen der liebenswürdigsten und tiefgebildetsten Männer der ersten Hälfte unsers Säculums in anregender Weise auf, und wenn sie auch nicht Bedeutendes enthalten, so sind sie doch immerhin für Steffens charakteristisch. Dem Herausgeber scheint nicht viel Material für seine Veröffentlichung zu Gebote gestanden zu haben, denn so freundschaftlich auch die Beziehungen Steffens' zu seinem Verleger Joseph Max in Breslau gewesen sind, so erstreckten sie sich doch nicht weit genug über den geschäftlichen Verkehr hinaus, um allgemein Interessantes zu bieten, und wir meinen, es wäre ein Leichtes gewesen, ungleich inhaltreichere Briefe aufzufinden und dadurch die Sammlung zu bereichern. So wie sie uns hier gegeben ist, spricht sich am deutlichsten darin die

*) Der erste Band ist bei Teubner in Leipzig bereits erschienen.

große Bescheidenheit des Gelehrten aus, die wie ein leuchtender Faden überall hervortritt. Ohne alle Prätension, aber mit dem wärmsten Interesse spricht er von seinen Werken; und während er sich oft der Lässigkeit im Arbeiten zeiht, bewundern wir dagegen seinen unermüdlichen Fleiß und den edeln Eifer, mit dem er sich von allen äußern Anforderungen und von seinen hohen Verbindungen loslöst, um immer wieder seinen wissenschaftlichen Aufgaben sich zuzuwenden.

Die Briefe werfen auch flüchtige, aber doch interessante Streiflichter auf das Verhältniß von Steffens zu Tieck, Schelling, Schleiermacher und zu dem König Friedrich Wilhelm IV., und das ihnen beigefügte Verzeichniß der Werke von Steffens, das mit Sorgfalt und Treue zusammengestellt ist, spricht beredt von dem regen Schaffen eines für die Wissenschaft und Bildung erglühten Geistes.

Schelling sagte von Steffens: „Steffens ist ein Mann der begeisterten, der prophetischen Intuition — ein Mann der Zukunft", und diese Worte kennzeichnen auch treffend den Mann, dem wir uns jetzt zuwenden, „Friedrich Ludwig Jahn" (Nr. 6). Das Denkmal, das er sich gesetzt, ist dauernder als eins von Erz oder Marmor, es wird bestehen, solange von deutschen Lippen frische Turnerlieder klingen. Trotzdem freut es uns, daß man endlich diesem Volksmann von echtem Schrot und Korn auch die äußere Anerkennung gewährt und in nächster Zeit schon sein Standbild die Hasenheide bei Berlin zieren wird. Gerade zur rechten Zeit lenkt also R. Rothenburg die Aufmerksamkeit auf den Vater Jahn zurück, und wir können der Weise seiner Darstellung nur unsere Anerkennung zollen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die populärste Seite Jahn's sein Verhältniß zur Turnerei ist, daneben aber vergißt man allzu sehr, daß er auch ein wahrer Apostel des Deutschthums war, daß er nicht nur für die gesunde Entwickelung des Körpers durch die „ars turnaria" eine Methode schuf, sondern auch für die nationale Ausbildung des deutschen Geistes durch seine pädagogischen Lehren nicht ohne Einfluß blieb. Er konnte mit Recht von sich sagen: er habe als Kind für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gestritten und gelitten. Einen Patriotismus wie den seinigen findet man sicher nur in deutscher Brust. Während er mit fanatischer Liebe an dem Vaterlande hing, all sein Denken und Trachten nur dessen Größe galt, hegte er, trotz dieser Leidenschaft, die gemäßigtsten politischen Ansichten, war im Herzen ein ergebener Royalist und wurde sicher mit dem größten Unrecht ein Opfer der blinden Reaction.

Aus seiner Lebensgeschichte entnehmen wir folgende Daten: Am 11. August 1778 wurde er in dem Dorfe Lanz, wo sein Vater Prediger war, geboren. Von den Jugendjahren Jahn's ist leider nur wenig bekannt; er selbst hat keine Aufzeichnungen hinterlassen, und aus dem engen Kreise, in dem er groß wurde, ist natürlich kein Bericht bis zu uns gedrungen. So wissen wir nur, daß er am 8. October 1791 auf das Gymnasium zu Salzwedel, und von dort in das Graue Kloster zu Berlin kam, welches er aber schon nach einem halben Jahre heimlich wieder verließ. Wie es ihm nun dennoch gelang, daß er, kaum ein Jahr darauf, in Halle inscribirter studiosus theologiae geworden, erfahren wir aus seiner Biographie nicht. Die Theologie ließ er übrigens bald beiseite und widmete sich Geschichts- und Sprachstudien, denen er besonders während seines letzten halben Jahres in Halle, wo er in einer Höhle an der Saale, unterhalb des Giebichensteins, wohnte, sehr eifrig oblag. Von hier ging er nach Greifswald, um E. M. Arndt zu hören, mußte aber bald per consilium abeundi diesen Ort wieder verlassen. Damit schloß die stürmische Jugendzeit Jahn's, fortan sehen wir ihn mit seinem ganzen Thun der großen Idee einer Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes ergeben.

Seine erste Schrift, die er unter dem Namen O. Höpffner veröffentlichte, trug den Titel: „Ueber die Beförderung des Patriotismus." Im Jahre 1805 gab er eine zweite Arbeit: „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes", heraus; 1806 ließ er sich in Göttingen als Docent nieder, war später Augenzeuge der traurigen Schlacht bei Jena, und lebte nach dieser eine Zeit lang unstet und flüchtig, ohne aber die feste Zuversicht auf eine Zukunft des Vaterlandes zu verlieren. „Meine Hoffnung für Deutschland und Deutschheit lebt", schrieb er in seinem Vorwort zum „Deutschen Volksthum" im Jahre der Schmach 1808, und unablässig war er bemüht, dazu beizutragen, daß durch eine volksthümliche Jugenderziehung das aufwachsende Geschlecht stark genug werde, den Schimpf der Väter zu rächen. Im Jahre 1810 führte Jahn, der damals Lehrer am Grauen Kloster zu Berlin war, auf Spaziergängen mit seinen Schülern die ersten turnerischen Uebungen ein. Schon ein Jahr darauf wurde der erste Turnplatz eröffnet, und hier herrschte bald ein so begeistertes Treiben, daß Karl von Raumer davon sagte: „eine solche Erscheinung sei auf dem Gebiete der Pädagogik noch nicht dagewesen". Sicher ist es, daß auf den Turnplätzen der Geist großgezogen wurde, der später es bewirkte, daß, als der König rief, „alle, alle kamen". Jahn war der erste Freiwillige, der sich in Breslau dem König stellte, und wurde der Schöpfer und die Seele der Lützow'schen Schar. Es ist falsch, wenn behauptet wird, ihm habe der persönliche Muth gefehlt, das Gegentheil wird von glaubwürdigster Seite berichtet*), er erhielt bei Mölln das Eiserne Kreuz, und der Kaiser von Rußland verlieh ihm „wegen der im Laufe dieses Feldzugs bewiesenen Tapferkeit" den St.-Wladimir-Orden.

Nach Beendigung des Feldzugs kamen glückliche Jahre für Jahn. Er war der allverehrte Volksfreund, er hielt Vorlesungen über deutsches Volksthum, die zahlreiche Zuhörer anzogen und hoffte fester als je auf die Verwirklichung seiner Sehnsucht nach einem Deutschen Reiche. Bald aber wurde die Sonne, die bei Leipzig aufgegangen war, durch den Schatten der Reaction verdunkelt, und natürlich erhoben sich nun auch Verdächtigungen gegen Jahn als „Jugendverführer" und „Revolutionär". In der Nacht vom 13. zum 14. Januar 1819 wurde er verhaftet, nach Spandau geführt und dort sogar eine Zeit lang in Ketten gelegt. Obgleich es nicht gelang, ihn

*) So schreibt z. B. der General von Pfuel: „Ich habe den Professor Ludwig Fr. Jahn als einen thätigen und vor dem Feinde entschlossenen Offizier kennen gelernt."

irgendeines Verbrechens zu überführen, wurde er nach Kolberg gebracht, durfte aber dort wenigstens seine Frau und seine Kinder wiedersehen. Von seinem Aufenthalt in Kolberg berichtet Dr. Pröhle:

Man erblickte in den Straßen Kolbergs einen Mann von sonderbarem und ungewöhnlichem Aeußern. Er trug einen schwarzen oder grauen kurzen Rock, hinten an den Schößen ungetheilt, mit kurzem stehenden Kragen, mit einer einzigen Reihe von Knöpfen, bis oben hin zugeknöpft, Beinkleider von derselben Farbe wie der Rock; hatte weder Halstuch noch Binde um, sondern ging bloßen Halses wie Knaben, mit einem weißen Hemdkragen über den Rock. Sein Gang war fest und kräftig; sein Ansehen ernst und streng. Eine hohe, schon etwas gerunzelte Stirn ging aus in eine bis zum Hinterhaupte sich erstreckende kahle Platte; aber das hintere und Seitenhaar des Kopfes, schon ein wenig in Grau übergehend, hing in langen Locken über die Schultern. Der Blick war durchdringend, aber nicht erschreckend; ein Bart war nicht nur oberhalb der Oberlippe oder an beiden Backen, sondern hing weit auf die Brust herab. Der begleitende Wärter deutete auf einen Festungsgefangenen. Wer konnte das sein? — Jahn war es.

Ungeduldig wartete der Gefangene auf seinen Urtheilsspruch, den das Oberlandesgericht zu Breslau fällen sollte, und als dieses auf zwei Jahre Gefängniß erkannte, appellirte Jahn und wurde endlich am 15. März 1825 von dem Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. gänzlich freigesprochen. Nun verfügte aber Friedrich Wilhelm III.: „daß demselben in Zukunft der Aufenthalt weder in Berlin und in einem Umkreise von 10 Meilen, noch in einer Universitäts- und Gymnasialstadt erlaubt werde, und derselbe da, wo er seinen Wohnsitz wählt, unter polizeilicher Aufsicht bleibe, ihm dagegen, solange er diese Bedingungen hinsichtlich seines Aufenthalts pünktlich erfüllt und solange sein Betragen tadellos bleibt, die Pension von 1000 Thalern, die er jetzt bezieht, belassen werden solle."

Damit war Jahn's Kraft gebrochen; seine Natur bedurfte der Freiheit, um fruchtbar zu werden, und mit dem Zügel, den man ihm anlegte, fesselte man auch seinen Geist und seine Thatkraft. Ziellos lebte er ein Leben der Einsamkeit, das er selbst ein „Briefleben" nannte. Eine natürliche Bitterkeit hatte sich seiner bemächtigt, er wollte auswandern: „Ich will mir ein Land suchen, wo man kein Denken in Gedanken verdammt, und wo meine Gebeine ruhen dürfen. Doch nie werde ich etwas gegen den Staat unternehmen, nie dessen Schwächen aufdecken."

Diesen Entschluß auszuführen, brachte er aber doch nicht über das Herz, er liebte seine Heimat zu sehr; und so baute er sich am Schloßberg zu Freiburg an der Unstrut ein Haus, und dort arbeitete er und lebte seiner Familie und seinen Blumen. Endlich im Jahre 1840 erhielt er auf seine Eingabe den Bescheid, daß er nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht stehe und einen beliebigen Wohnort wählen könne; auch das bisher vorenthaltene Eiserne Kreuz wurde ihm ausgehändigt. Jahn aber blieb ruhig in Freiburg, bis er im Jahre 1848 in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt wurde. Mit hellem Jubel hörte er hier über die Wahl des Deutschen Kaisers debattiren, und die Worte, die er bei dieser Gelegenheit in der Paulskirche sprach, fanden regsten Anklang. Der „Vater Jahn" paßte aber nicht mehr recht zu den jungen, feurigen Politikern, und als nun Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone ausschlug, da hatte Jahn seine Lust am Parlament verloren und ging nach seinem stillen Freiburg zurück.

Das war die letzte öffentliche politische That des alten Jahn, von jetzt an rührte er sich nicht mehr aus seinem Heim: „Meine Zeit ist gewesen, und das verlöschende Licht meines Lebens mag still verglimmen!" so schrieb er in einem Briefe, und das Schicksal erfüllte seinen Wunsch, sein Leben ging zu Ende ohne eigentliche Krankheit und ohne Kampf; am 15. October 1852 schlief der Vater Jahn des Abends ein und erwachte auf Erden nicht wieder.

Einfach und würdig hat uns Rothenburg von dem Leben des „getreuen Eckart" der Deutschen erzählt, und mit geschickter Hand weiß er aus dessen Werken zu entnehmen, was lauter für ihn spricht als das volltönendste Wort. Ist seine markige Weise, sind seine drastischen Worte auch nicht mehr ganz zeitgemäß, so ist doch sein Geist eines echten deutschen Mannes Geist, und an dem kann die Zeit nichts ändern. Jahn besaß die Gabe der populären Beredsamkeit in hohem Grade, und wenn wir z. B. die zündenden Worte, die er das preußische Heer dem deutschen Volke entgegenrufen läßt, lesen, so können wir wohl begreifen, wie sie in der Erregtheit der damaligen Zeit gleich dem Funken im Pulver wirkten und die Flamme zum Lodern schürten. Jahn sagte:

Wir kommen zurück aus dem Elende und der Knechtschaft, aus den Trümmern unsers ehrwürdigen Vaterhauses, um es mit euch vereint schöner und dauerhafter wieder aufzubauen. Oeffnet die Augen und seht: die Handelsstraßen sind Steppen, die Ströme Wasserwüsten, die Messen Kram und Trödel; das Meer ist gesperrt, die Schiffe verfaulen in den Häfen, auf den Staden wächst Gras. Meineid wird Staatsdienst, Hochverrath wird Dienstpflicht! Alles in allem — ihr seid ohne uns, wir sind ohne euch verloren; es ist uns nicht allein um uns, es ist uns auch um euch zu thun. Darum seid einig mit euch, seid einig mit uns — empört euch!

Charakteristisch für Jahn ist auch sein maßloser Haß gegen die Franzosen: „Frankreich hat allemal alle und alles verdorben und Deutschland und die Deutschen von Grund aus", war seine feste Ansicht, und war auch der blinde Franzosenhaß nur erzeugt durch den Fanatismus der Zeit und fand eben seine Begründung nur in diesem, so weht uns doch aus manchen Sätzen Jahn's ein merkwürdig gesunder, fast hellsehender politischer Sinn entgegen, wie wenn er sagt:

Wir Deutschen gönnen jeglichem Volke die Erringung einer vernünftigen Freiheit, begehren aber dafür mit Recht, daß man auch uns ungestört in unserm eigenthümlichen Wesen lasse.... Sollte aber der Geist der Eroberungen und die Sucht zur Ueberziehung wieder aufleben und die Franzosen das linke Rheinufer begehren, so sei unser Feldgeschrei: „Deutsch-Lothringen und Elsaß!" Einst wird Preußen als Vorfechter Deutschlands Recht behaupten müssen. Das wird großen Widerspruch geben. Die gerechte Sache wird siegen.

Auch sein pädagogisches System, das in seinem Werke „Deutsches Volksthum" niedergelegt ist, birgt manchen kerngesunden Gedanken, von dem wir wünschten, daß er noch heute in Haus und Schule verkündet würde. Wir finden Sätze hier von ewiger Wahrheit, die lebendig bleiben, solange reiner Sinn und Streben zum Guten noch keine Mythe sind.

Auch aus seinen „Runenblättern" wollen wir einige

Aussprüche ihres eigenthümlich prophetischen Charakters wegen erwähnen:

Kleinstaaten können sich im Frieden nicht regen, im Kriege nicht retten — im Frieden vertreten, im Kriege zertreten, ist ihre Geschichte.

Und wie das richtig ist, haben wir erlebt, ebenso wie die Wahrheit:

Soll Deutschland endlich einmal seiner hohen, weltbürgerlichen Bestimmung zur Mittlerschaft nachkommen, so müssen seine Sprach- und Stammgenossen Reichsgenossen Einer Staatengemeinde werden.

Der Moment wird auch erscheinen, wo die Hand einer gewaltigen Nemesis das große, jetzt noch immer mehr anwachsende Weltreich erreichen wird. Nicht anders als gewaltsam und erschütternd wird dessen Fall sein —

so ruft er drohend dem französischen Kaiserreich zu; möge er auch recht haben, wenn er emphatisch verkündet:

Nur eine große physische Revolution, die einen Theil des europäischen Continents, wie weiland die große Insel Atlantis, in Meer verwandeln und aus den Tiefen des Oceans ein neues Weltviertel hervorgehen ließ, könnte alsdann dem neuen „germanischen Reiche" sein Ende herbeiführen.

Jahn's Leben gehörte ganz seiner patriotischen Idee, sein größter Stolz war, daß er „beschuldigt" wurde, die „höchst gefährliche" Idee von der Einheit Deutschlands verbreitet zu haben, und wol hat er es verdient, daß die deutsche Nation immer frische Kränze der Erinnerung zu seinem Grabe trägt; als einen der am besten gewundenen betrachten wir das vor uns liegende Buch.

Der Schrift von Wilhelm Wiegand: „Eudoxia. Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II." (Nr. 7), die wir jetzt von unserm Büchertische greifen, gebührt nur in sehr beschränktem Maße die Bezeichnung einer Biographie, und sie wird von dem, was wir oben über deren Wesen gesagt, gar nicht berührt. Wir vereinen sie aber dennoch mit den schon genannten, weil ihr Kern immerhin auch ein Lebensbild ist und ihre didaktische Wirkung zum Theil durch den geschilderten Wechsel im Leben der „Tochter Leontius" hervorgerufen wird. Kleine Bedenken über die Form dieses Werkchens können wir nicht unterdrücken. Der Verfasser nennt es selbst eine Art von Novelle, doch nicht eine blos angenehm unterhaltende — was aber denn? Soll es eine belehrende sein? Es ist nicht zu leugnen, der Verfasser verräth eine tüchtige Belesenheit in der griechischen Literatur. Seine Schilderung der Culturzustände, seine Wiedergabe der philosophischen Systeme sind ein sprechender Beweis, daß er mit philologischer Gründlichkeit in die Tiefen der griechischen Classiker eingedrungen ist; etwas Neues gibt er dem Eingeweihten darum doch nicht, und um den, der noch Neophyt ist im Getriebe der Geschichte der Welt, dem die Zeiten der Griechen, ihre Politik und ihre Bildung, der Einfluß des Christenthums und der Völkerwanderung noch eine terra incognita sind — um den zu belehren, dazu sind die Knoten zu leicht geschürzt und Ursache und Wirkung eben doch zu novellistisch behandelt. Also nicht zu belehren, sondern das Interesse für die großen Fragen und Vorgänge in Cultur und Historie anzuregen, mag die Tendenz jener historisch-novellistischen Skizze sein, dazu aber scheint uns, offen gestanden, die Form zu wenig schmackhaft. Es ist dem Ernst der philosophischen und religiösen Fragen nichts von ihrer Tiefe genommen, wir müssen, um ihnen hier folgen zu können, gerade so viel unsere geistige Kraft anstrengen, als wenn wir sie im Plato oder Sokrates, im Evangelisten Johannes oder im Kirchenlehrer Martyr selbst lesen wollten, und das novellistische Gewand ist zu einfach zugeschnitten, um die Schwere des Inhalts in gefälliger Weise zu verdecken.

Der Verfasser nennt seine Studie auch „ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und des Christenthums", und seine Arbeit ist in der That ein interessanter Beitrag zur Lösung dieser brennenden Frage. Die Kluft zwischen Humanismus und Religion im Sinne der Gläubigen, zwischen Wissenschaft und Christenthum, und Materialismus und Idealismus ist in der Neuzeit eine unheilvoll tiefe geworden, und wir begrüßen freudig jeden Versuch zum Ausgleich, von welchem Standpunkt aus er auch immer unternommen werde. Der Verfasser läßt nun seinen Leontius, den dem Heidenthum nur noch äußerlich angehörigen Lehrer der neuplatonischen Schule, mit erhabener Beredsamkeit den geistigen Gehalt der großen griechischen Philosophen in einer Weise darstellen, daß wir ihn wiederfinden in den christlichen Lehren, und in deren innerstem Inhalt gewissermaßen nur den geistigen Fortschritt und die höhere und reinere Auffassung der Klärung und Entwickelung der Zeit erkennen. Damit ist der ethische Boden des Christenthums von dessen kirchlichen Dogmen getrennt und als über jede Skepsis erhaben hingestellt.

Zum Schluß wollen wir die Aufmerksamkeit noch auf eine zweite Auflage des Lebensbildes „Walter Scott" von Felix Eberty (Nr. 8) lenken. Es ist des wahrhaft trefflichen Buchs in Nr. 36 d. Bl. f. 1861 schon ausführlich gedacht worden, und da sich der Verfasser in der neuen Auflage nur darauf beschränkt, Ungenauigkeiten des Ausdrucks zu verbessern und einige Wiederholungen zu beseitigen, so wollen wir es uns auch genügen lassen, ihm noch einmal unsere ganze Anerkennung für sein Werk auszusprechen, das an Form und Inhalt Hervorragendes bietet und eine ebenso ansprechende wie belehrende Lektüre ist.

Albert Weigert.

Philosophische Schriften.

1. Ueber die Zeit. Philosophische Untersuchung von Max Eyfferth. Mit 18 Holzschnitten. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Resultat der vorliegenden Untersuchung läßt sich so wiedergeben, daß weder in der Substanz, ohne Thätigkeit gedacht, Zeit gefunden werden könne, noch daß solche in den von dem zu Grunde liegenden Wesen abgelöst gedachten Erscheinungen zu finden sei, sondern daß sie eine Beziehungsform zwischen dem essentiellen Subject und seiner Erscheinung sei. So sehr man diesem Resultat von der metaphysischen Voraussetzung aus, daß Schein ohne Wesen unmöglich sei, zustimmen muß, so würde es doch hinfällig werden, falls Buddha mit seinem absoluten Illusionismus, mit seiner Leugnung jedes Wesens hinter dem Scheine recht hätte; denn auch dann würde die Zeit in der Scheinwelt immer empirische Thatsache bleiben. Eyfferth verkennt, daß der Begriff der Zeit schon in dem Begriff der Thätigkeit ohne weiteres mitgesetzt ist, und bildet sich ein, daß ein Subject, welches nicht mehrere, sondern nur eine Thätigkeit vollziehen würde, keine Zeit setzen würde. Auf einer ebensolchen Einbildung beruht seine Definition der Dauer, als Zeitfolge gleicher Thätigkeiten, als ob eine solche ohne innere Veränderung oder rhythmische Gliederung möglich wäre. Auf solchen Voraussetzungen wird ein höchst umständlicher Apparat von Auseinandersetzungen errichtet, um zu dem obigen ganz selbstverständlichen Resultat zu gelangen.

Unterwegs kommen gesuchte und wunderliche Seitensprünge vor, z. B. über den Begriff der Zeitlosigkeit und über die Gleichzeitigkeit als zweite Dimension der Zeit neben der Zeitfolge. Letztere Bezeichnung ist deshalb ganz verkehrt, weil der Begriff der Dimension eine variable Größe voraussetzt, die Gleichzeitigkeit aber eine invariable Bestimmung ist, welche durch die für verschiedene Ereignisse gleiche Bestimmung der variabeln Größe in der Dimension der Zeitfolge erschöpfend ausgedrückt wird. Eine vollständige Verwirrung richtet Eyfferth in der philosophischen Terminologie hinsichtlich des „Dinges" oder „Dinges an sich" an, welche aus dem Misverständniß Kant's entsprungen ist. Kant kennt nur Eine Erscheinungswelt, nämlich die, welche verschwindet, wenn das Subject hinweggenommen wird, d. h. die subjective Erscheinungswelt; was hingegen bestehen bleibt, wenn man das vorstellende Subject aufhebt, das ist das vom Subject unabhängige Sein, die Welt der Dinge, wie sie an sich sind. Eyfferth hingegen versteht, wenn Kant von „Erscheinungswelt" spricht, darunter das, was wir jetzt „objective Erscheinungswelt" nennen, nämlich die von der Vorstellung des sie betrachtenden Subjects unabhängige Summe von an und für sich gesetzten Manifestationen des Absoluten, also dasselbe, was Kant die Welt der Dinge an sich nennt. So wird Kant ein Begriff imputirt, den er gar nicht kannte und den er, wenn er ihm vorgelegt worden wäre, nach seinen Principien für in sich widersprechend, für ein hölzernes Eisen hätte erklären müssen.

Dies gibt natürlich große Confusion, und es ist hiergegen festzuhalten, daß der Gegensatz von „Ding an sich" nichts weniger als „Erscheinung" schlechtweg, sondern nur „subjective Erscheinung", d. h. „vorgestelltes Ding" oder „Ding als Vorstellung" ist, während der Gegensatz von „Erscheinung" (im Sinne der objectiven Erscheinung) gar nicht mehr durch das Wort „Ding" oder ein daraus gebildetes Compositum, sondern nur noch durch das Wort „Wesen" zu bezeichnen ist. „Ding an sich" und „Wesen" mußte bei Kant deshalb zusammenfallen, weil er alles jenseit der subjectiven Erscheinung Liegende für unerkennbar, also auch für ununterscheidbar erklärte; sobald man aber einmal dieses Jenseits in das substantielle Wesen und die (objective) Erscheinung, in der das Wesen sich manifestirt, spaltet, so muß man auch den Unterschied zwischen dem Ding an sich und dem Wesen wiederherstellen, da ersteres eine erkenntnißtheoretische, letzteres eine metaphysische Kategorie ist, und muß anerkennen, daß in erster Reihe unsere nunmehrige objective Erscheinung das ist, was Kant das Ding an sich nannte.

2. Die schöpfungsoffenbarte Gotteslehre, wie sie dem Buche des Verfassers: das erkennende wie schöpferische Sichbewußtwerden entnommen und hier in weiterer Darlegung entwickelt worden von Friedmund von Arnim, Verfasser der „neuen Heillehre" und deren Ergänzung „Gottes naturgesetzliche Heilung alles Krankseins". Blankensee bei Gerswalde in der Ukermark. 1871. 8. Preis nach des Käufers eigener Werthschätzung. Wird auf Verlangen franco unter Kreuzband zugesandt.

Der Titel zeigt schon, daß wir es hier mit einem wunderlichen Kauze zu thun haben; der Inhalt ist jedoch besser, als der Titel erwarten läßt. Der Verfasser hat in vielem ganz gesunde Ansichten und eine oft treffend naturwüchsige Ausdrucksweise. Der christlichen Ethik gegenüber, welche den Menschen auf Geduld im Leiden und auf künftigen Lohn verweist, übt er eine schonungslose Kritik, und behauptet, daß die Menschen im Stande und zugleich verpflichtet seien, die Uebel der Erde zu bessern und ihnen vorzubeugen. Ebenso sagt er Treffendes gegen die Auswüchse des Socialismus. Dennoch ist das Ganze unerquicklich und werthlos, weil ein pietistisch-theologischer Melthau über jeder Seite liegt und die ultrareactionären Vorurtheile in politischer und socialer Hinsicht dem ukermärkischen Junker eine unbefangene Beurtheilung der modernen Verhältnisse unmöglich machen.

3. Populäre Philosophie, oder gemeinverständliche Weisheits- und Wissenschaftslehre für alle Bildungsfähige verfaßt von Ferdinand Amersin. In drei Büchern. Gratz, Verlag „Leykam-Josefsthal". 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese populäre Philosophie soll nur den ersten Band eines umfassendern Werks bilden, betitelt: „Weisheit und Tugend des reinen Menschenthums in den Formen der Lehre und der Dichtung." Der zweite Band soll unter dem Titel: „Das Land der Freiheit", eine schlichte erzählende Dichtung enthalten. Der Verfasser bekennt, am meisten mit dem System von Kirchmann's übereinzustimmen. Wenn dieser bei gänzlichem Mangel an Tiefsinn und genialer Conception wenigstens über ein hohes Maß juristisch distinguirenden Scharfsinns gebietet, so scheint der Verfasser weder das eine noch das andere zu besitzen,

übertrifft dagegen Kirchmann an Trockenheit und Schematisirungssucht. Ein Product aus solchem Kopfe konnte natürlich nur oberflächlich und noch weniger anziehend als sein Muster werden; der Zusatz „populär" ist deshalb völlig ungerechtfertigt und bloßes Aushängeschild, wie etwa der Zusatz „Volks"-Schauspiel bei schlechten Stücken. Für das Volk ist nur das Beste gut genug; dieses soll ihm aber in einer Form geboten werden, welche nicht nur nicht durch befremdende Terminologie abstößt (wie der Verfasser in hohem Maße thut), sondern auch den Leser so zu fesseln und mit fortzureißen weiß, daß es ihn unwillkürlich zwingt, über sein gewöhnliches Niveau hinauszugehen und Gedanken mit- und nachzudenken, die ihm, in anderer Form geboten, als über seinen Gesichtskreis hinausgehend erscheinen würden. Zu einer solchen das Interesse spannenden und das Denkvermögen zur Anstrengung lockenden Schreibweise gehört aber Geist, und der fehlt dem höchst nüchternen Verfasser durchaus. Obenein ist sein Resultat ein recht dürftiger resultatloser Skepticismus, um dessentwillen man das Volk wirklich nicht mit so trockenen Büchern zu bemühen braucht. Einzelne verständige und brauchbare Gedanken und Bemerkungen können an diesem Gesammturtheil nichts ändern.

4. Der Unterschied in der Auffassung der Logik bei Aristoteles und bei Kant von Friedrich Zelle. Berlin, Weber. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

5. Die Aristotelischen Kategorien von Wilhelm Schuppe. Berlin, Weber. 1871. Gr. 8. 12½ Ngr.

Aristoteles faßt unter dem, was man seine Logik genannt hat, Erkenntnißtheorie, Logik und wissenschaftliche Methodenlehre zusammen, und mengt in den Kategorien sprachliche und metaphysische Elemente ohne strenge Sonderung hinein. Kant hat zuerst die Trennung von Erkenntnißtheorie und Logik, und bemüht sich, das Sprachliche von dem Logischen fern zu halten, worüber er von Herder und Hamann heftig getadelt wurde. So wird Kant der Schöpfer der formalen Logik im engern Sinne, welche der Verfasser von Nr. 4 nicht nur für einen Fortschritt gegen die Aristotelische, sondern auch für die wahre Auffassung der Logik hält. Kant's unzulängliche und unrichtige Erkenntnißtheorie verhindert aber das Verständniß der übergreifenden Bedeutung der logischen Formen in die Welt des Seins, die erst Hegel wiederherstellte, wenngleich er dabei über das Ziel hinwegschoß. Andererseits hinderte Kant's formalistischer Standpunkt in der Erkenntnißtheorie die richtige Werthschätzung der inductiven Methode und somit auch die einer wissenschaftlichen Methodenlehre als der Anweisung zur rechten Art und Weise des Fortschreitens in inhaltlicher materialer Erkenntniß, im Gegensatz zu dem rein formalen Charakter der formalen Logik (und Mathematik). Dieser zweite nothwendige Fortschritt über Kant hinaus ist namentlich von John Stuart Mill in Angriff genommen.

Die Kategorien bilden eins der wichtigsten Momente sowol in der formalen Logik als in der Erkenntnißtheorie; als Denkformen, die das Erkennen selbst in seinen niedrigsten Stufen ebenso wol erst ermöglichen wie den logischen Proceß des Denkens, sind sie zugleich die einzige Brücke, welche die Sphäre des Bewußtseins mit der Sphäre des unabhängig vom Bewußtsein an sich Seienden verbindet. Ihre Behandlung ist daher von großer Wichtigkeit, und hat Aristoteles das Verdienst, zuerst den Gedanken ihrer Aufstellung gefaßt zu haben, zuerst nach den primären Grundbestimmungen alles Seins gefragt zu haben. Da aber seine Kategorientafel ihrem Inhalt nach als völlig verunglückt zu betrachten ist, so kann auch die fleißige Studie Nr. 5 weniger ein philosophisches als vielmehr ein philologisches und historisches Interesse in Anspruch nehmen.

6. Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkte dargestellt von Karl Werner. München, Lentner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Unter speculativer Erkenntniß versteht der Verfasser eine „in sich begründete Erkenntniß", welche einerseits das menschliche Erfahrungswissen, andererseits das religiösgläubige Erkennen zu ihren lebendigen Voraussetzungen hat. Die Anthropologie ist ihm das Fundament der Philosophie, und die speculative Anthropologie hat die physikalische und die christlich-kirchliche Anthropologie zur Voraussetzung, aus deren lebendiger Wechseldurchdringung sie resultiren soll. Ein starkes Drittheil des Buchs gibt eine fleißig gearbeitete historische und literarische Orientirung über die bisherigen Leistungen auf den bewährten Gebieten, während die systematische Darstellung in einen „kosmisch-physikalischen", einen „psychisch-ethischen" und einen „pragmatischen" Theil zerfällt. Tendenz des Ganzen ist „eine tiefergehende Vermittelung der Errungenschaften des wissenschaftlichen Zeitbewußtseins mit den dem christlichen Gedanken und Gefühle geltenden ewigen Wahrheiten und Ideen". Die Versicherung des Verfassers, „daß das christliche Interesse und der christliche Gedanke sich nirgends unvermittelt eindrängen und nur mit den Mitteln philosophischen Erweises sich zur Geltung bringen wolle", kann indessen so wenig selbstverständlich acceptirt werden, daß gerade dies das Endurtheil über das Buch sein muß. Biblische und kirchliche Anschauungen als Beweismaterial mit naturwissenschaftlichen Thatsachen in eine Reihe stellen wollen, setzt ohnehin schon ein völliges Verkennen wissenschaftlicher Methode voraus. Die biologische Descendenztheorie, welche auch in die Anthropologie einen völligen Umschwung gebracht hat, weiß der Verfasser so wenig zu würdigen, daß er sie mit einer Seite abfertigen zu können glaubt. Man kann nur bedauern, so viel Fleiß und Kräfte auf einen selbst für sein Ziel verkehrten Weg vergeudet zu sehen. Wenn irgendein Gebiet der Philosophie es nahe legt, daß auf ihm jeder andere Weg als der naturwissenschaftlich-inductive ausgeschlossen bleiben muß, so ist es die Anthropologie; daher muß schon der Titel dieses Buchs Bedenken erwecken, die durch seinen Inhalt auf das schlimmste bestätigt werden.

7. Handbuch der Psychologie von Wilhelm Kaulich. Gratz, Verlag des Leykam. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch gehört zu der zahlreichen Klasse der Handbücher für Vorlesungen, die von ihren Verfassern nebenher auch zum Selbstunterricht bestimmt sind. Auf eine wissenschaftliche Behandlung des Zusammenhangs der Psychologie mit der Metaphysik verzichtet der Verfasser ausdrücklich zu Gunsten der Popularität, ist dafür aber

um so eifriger bemüht, die Wahrheit des Theismus aus den psychologischen Problemen aufzuzeigen und dadurch auf Versöhnung der Wissenschaft mit den Grundideen der christlichen Weltanschauung hinzuarbeiten. Hierdurch geht in Bezug auf Zusammenstellung des Thatsächlichen natürlich jene Unbefangenheit verloren, wie sie z. B. die Psychologie des trefflichen alten Jessen auszeichnet. Neue oder originelle Gedanken sind in dem Buch nicht enthalten, daher erscheint eine eingehendere Kritik nicht angezeigt. Es sei nur erwähnt, daß der Verfasser den Thieren das Denken, das Urtheil und die Sprache abspricht, und Vernunft und freien Willen für specifische Prärogative des Menschen erklärt, der vom ersten Exemplare an vollkommen fertig (auch mit vollkommener menschlicher Sprache begabt) war. Wären nicht die erkenntnißtheoretischen Schriften Kaulich's von entschieden höherm Werthe, so möchte man fast seine Klagen über dreizehnjährige Zurücksetzung von seiten des in Oesterreich ausschließlich maßgebenden Herbartianismus ungerechtfertigt finden.

Feuilleton.

Nekrologe.

Die rheinische Poesie hat einen ihrer anmuthigsten Vertreter durch den Tod verloren, den am 7. Mai dieses Jahres einem langjährigen Siechthum erlegenen **Georg Hick**. Als Dramatiker, Lyriker und Epiker sowie als Romanschriftsteller und Publicist hat Hick sich einen ehrenvollen Namen erworben und auf allen Gebieten seines Schaffens Anerkennenswerthes geleistet. Seine Werke, welche sich durch Geist und Anmuth auszeichnen, werden ihn gewiß überleben.

Georg Hick wurde am 14. Juli des Jahres 1829 zu Köln a. Rh. geboren und empfing seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt. Sich dem kaufmännischen Berufe widmend, schied er als Obersecundaner aus dem Gymnasium und theilte von da ab seine Zeit zwischen seinen Berufsgeschäften und dichterischen Versuchen. Wahrscheinlich war es ein Gefühl des Mangels an Befriedigung am mercantilischen Leben, welches ihn in die Bahnen der Publicistik trieb. Er trat der „Kölnischen Zeitung" nahe und wurde in der Redaction derselben als geschäftlicher und administrativer Mitarbeiter angestellt. Später trat in dieser Stellung seine active publicistische Mitwirkung an dem Blatte immer mehr in den Vordergrund. Er lieferte im Laufe der Jahre sehr gediegene Beiträge zu dieser Zeitung, unter denen seine Referate und Berichte vom Fürstencongreß zu Frankfurt im Jahre 1863, seine Briefe aus Leipzig über das in demselben Jahre stattgehabte Jubiläum der Völkerschlacht und seine witzigen Mittheilungen und Randglossen über das bonner Universitätsjubiläum wol obenan stehen. Dichterisch hat Hick sich, wie gesagt, mannichfach bethätigt. Er debutirte als Lyriker mit mehrern Gedichten im „Düsseldorfer Künstleralbum" und trat mit einer größern Sammlung lyrischer Poesien zuerst im Jahre 1862 auf. Dieselbe betitelt sich „Accorde der Seele" und enthält des Schönen und Geistvollen manches. Das nächste Jahr brachte das Erstlingswerk des Dichters auf dramatischem Gebiete. Sein Drama „Shakspeare und Southampton oder die letzten Jahre der großen Königin" kam am 30. December 1863 auf dem kölner Stadttheater zur Aufführung und wurde dort mehrmals wiederholt. Auch die berliner und leipziger Bühnen setzten es in Scene. Ein Jahr später trat Hick mit seinem Lustspiel zur dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Shakspeare's vor das Publikum, welches in Köln Beifall fand. Unter seinen sonstigen dramatischen Producten nennen wir noch das kleine Lustspiel „Theorie und Praxis", welches das Victoria-Sommertheater in Köln brachte, und das bedeutende historische Trauerspiel „Huß und Hieronymus", welches unsers Wissens niemals das Licht der Lampen erblickt hat, was um so mehr zu beklagen ist, da es den eigentlichen Zenith in der Entwickelung unsers Dichters bezeichnet. Gedruckt erschien es in einem Hefte der „Deutschen Schaubühne" (Jahrgang 1868). Manchen Moment von höchster dichterischer Schönheit enthält Hick's 1868 veröffentlichte Dichtung in ottave rime: „Ein Wintermärchen", welche dem gleichnamigen Shakspeare'schen Schauspiele nachgedichtet ist. Im Jahre 1869 erschien ein zweiter Band von Hick's lyrischen Gedichten, welcher den Titel „Was mir die Stunden brachten" führt, und dem einige didaktische und dramatische Poesien beigegeben sind. Mit seinem letzten Werke betrat der Dichter das Gebiet der erzählenden Prosadichtung. Es war dieses sein dreibändiger Roman: „Die Parias der Gesellschaft" (Jena, Costenoble). Hick erlag einem langjährigen Lungenleiden, das vermuthlich durch die übergroßen Anstrengungen verschlimmert wurde, welche sich der Dichter auferlegte. War er doch neben seinen dichterischen Arbeiten rastlos als Publicist thätig. Namentlich die „Kölnische Zeitung", deren langjähriger Mitarbeiter er war, ist ihm zu Dank verpflichtet. Er lieferte, wie bereits gesagt, für dieses Blatt eine Reihe interessanter Artikel.

Zu Bern verschied unlängst der schweizerische Schriftsteller **A. Bitter**, mit seinem wahren Namen Samuel Haberstich. Zu Ried, einem kleinen Dorfe im Canton Bern am 21. October 1821 geboren, erhielt er den ersten Unterricht auf der Primärschule seines Geburtsortes. Im Jahre 1835 kam er zu einem Rechtsagenten in Langnau im Emmenthal in die Lehre; zwei Jahre darauf siedelte er in die französische Schweiz über, wo er längere Zeit hindurch bei einem dortigen Beamten eine Stellung innehatte und mit Eifer und gutem Erfolge die Erlernung der französischen Sprache betrieb. Zwanzig Jahre alt, also im Jahre 1841, ging er nach Bern, wo er eine Anstellung auf der Kanzlei des bernischen Finanzdepartements erhielt und sich hierdurch wie durch andere glückliche Umstände in der Lage sah, seinem schon längst erwachten Bildungstriebe gerecht zu werden, indem er an der dortigen Universität juristische und philosophische Collegia mit großem Fleiße besuchte. Nachdem er sich so nicht unbedeutende Kenntnisse erworben hatte, trat er aus seiner Stellung auf der berner Kanzlei aus und lebte nun ausschließlich seinen literarischen Neigungen. Der Beifall, welchen einige von ihm in einem schweizerischen Unterhaltungsblatte veröffentlichte Novellen gefunden hatten, gab ihm die Anregung zu diesem Schritte. Während der Bewegungsjahre 1848 und 1849 war er thätiger Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Seine Berichte für diese Zeitung über die Auflösung des Sonderbundes und die sich daran knüpfenden Ereignisse waren es, welche ihn einem größern Publikum zuerst bekannt machten. In den Jahren der Reaction war er Redacteur des „Schweizerischen Charivari", eines Witzblattes von radicaler Richtung. Infolge dieser Thätigkeit wurde er aus dem Canton Bern ausgewiesen. Später leitete er zu Langnau die humoristische Zeitschrift „Emmenthaler Joggeli". Wir nennen unter der Zahl der Bitter'schen Werke mit Auszeichnung seine „Geschichten aus dem Emmenthale" und den unter dem Namen eines Jeremias Gotthelf jun. herausgegebenen „Patriotenspiegel".

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 20. Juni 1872.

Essays und Porträts.

1. Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit von Julian Schmidt. Neue Folge. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei der Lektüre dieser Studien Julian Schmidt's wird man das Bedauern nicht unterdrücken können, daß der Autor, durch ein falsches Princip der Literaturgeschichtschreibung verleitet, die Kunst der Porträtirung, die er unleugbar besitzt, in seinen literarhistorischen Werken gar nicht anwendet, sondern dieselben in ein Conglomerat von Notizen auflöst, in denen sich jedes individuelle Bild verzettelt. Auch in der Neuen Folge der „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" tritt uns das Talent zusammenhängender Charakteristik, welche das Totalbild eines Autors zu entwerfen versteht, entgegen; freilich nur in zwei bis drei Aufsätzen, während die übrigen ein zusammengerafftes Feuilleton sind, dessen Berechtigung, in Buchform zu erscheinen, man billigerweise bezweifeln darf. Wir meinen, daß nicht jedes fliegende Blatt in das Album einer Sammlung eingeheftet werden darf, daß der Aufsatz, der hierauf Anspruch machen kann, mindestens eine größere geschlossene und zusammenhängende Entwickelung bieten und sich als kleines Ganzes in ein größeres einfügen muß. Die Notizblätter der großen Männer mag die Nachwelt sammeln, und es geschieht auch dies leider im Uebermaß. Die Mitwelt nimmt kein Interesse an zusammengestellten Feuilletonartikeln und prüft auch sehr vorsichtig, wenn es sich um große Männer handelt, die Legitimationen.

Der Aufsatz, der uns am meisten die Befähigung Julian Schmidt's zur Porträtmalerei literarischer Charakterköpfe beweist, ist die sehr eingehende und mit vieler Liebe ausgeführte Charakteristik von Charles Dickens, die wir derjenigen von Friedrich Althaus in „Unsere Zeit" an die Seite stellen dürfen. Julian Schmidt nimmt einen warmen Antheil an dem britischen Humoristen, und gerade daß die Beschäftigung mit dessen Schriften ihm eine Art von Herzenssache war, gibt seiner Darstellung desselben so viel Wärme und Frische. Gleichwol bleibt diese von einer Apotheose weit entfernt, und schon in dem allgemeinen Grundriß, in der Skizze, die er dem sorgfältiger ausgeführten Bilde vorausschickt, findet sich Licht und Schatten gewissenhaft vertheilt. Dickens wird als eine wirkliche und große Kraft, ja als die erste poetische Kraft unserer Generation bezeichnet, eine Kraft, die, wenn man nur das Elementare in Rechnung zieht, den Wetteifer mit den großen Poeten der Geschichte nicht scheuen dürfe. Doch die Poesie sei nicht blos elementarer Art, sie werde von den Ideen getragen, welche die Welt bewegen, und wenn diese sich der elementaren Kräfte nicht bemeistern, so verwandle sich leicht zum Zweck, was nur Mittel hätte sein sollen. Voll ertönt das Lob von Dickens in folgender Stelle:

> Er verfügte über die Mittel der Poesie mit einer Kraft und Sicherheit, die immer mehr in Erstaunen setzt, je gründlicher man ihn studirt. Ihm war der Blick gegeben, der nicht nur den ganzen Glanz des Lebens, das Licht, das auf der mannichfaltigen Oberfläche spielt, umfaßt und doch in den feinsten Nuancen überschaut, er hatte auch das Wort in seiner Gewalt, das diese Anschauung nachschafft. Es schien für ihn keine Unmöglichkeit zu geben. Wenn er wollte, so konnte er mit ein paar unbedeutenden Strichen in dem Leser die complicirteste Vorstellung hervorrufen, eine Vorstellung, an der sämmtliche Sinne betheiligt waren, und die man nie vergaß. Wenn er wollte, so konnte er, was im wirklichen Leben nur einen Moment ausmacht, durch die Kraft des Traums zu einer unabsehbaren Reihe von Vorstellungen ausdehnen, wie der Prophet Mohammed, der, ehe er das Glas Wasser in die Schale ausgoß, alle sieben Himmel durchwandert und beschrieben hatte. Er wußte die Seele in dem heftigsten Schwindel mit sich fortzureißen, ohne daß die einzelnen Eindrücke an Deutlichkeit verloren. Seine Gestalten wirken mit der Kraft einer Hallucination, man kann sich ihrer nicht erwehren, und man wird ihren Eindruck nicht wieder los. Nicht minder mächtig als seine Anschauung war seine Stimmung. Was für ein Gefühl er auch erregen will, es kommt heraus; die Tonart, die er anschlägt, die Saiten der Seele antworten ihr in entschiedenen Nachschwingungen, wie sehr auch der Verstand, wie sehr zuweilen

selbst das Gewissen sich sträuben mag. Es ist in diesen Melodien selten ein großer über das Irdische hinausstrebender Zug; er ist an die Mächte der Erde gebunden, aber welcher Reichthum in den Variationen! Tolle Ausgelassenheit, stille Wehmuth und Rührung, Thränen und Lachen, Grauen und Entsetzen: er ist mit einer Gewalt begabt, der man sich fügen muß. Unmöglichkeiten gibt es für ihn nicht, er stellt sich mitunter die unsinnigsten Aufgaben, gerade wie Franz Liszt mit seinem Fingersatz, aber das Instrument gehorcht.

Worin, fragt Julian Schmidt weiter, lag nun bei aller Macht seiner Phantasie die Schwäche seiner Seele, die ihm die Herrschaft über seine Geister raubte? Die Wahrheit sei ihm nicht das höchste Gesetz, nicht der kategorische Imperativ gewesen. Uns ist diese Wendung in der That unverständlich und wird noch unverständlicher, wenn wir den Zusatz als Erläuterung finden: „Die Festigkeit des Willens kann man im poetischen Wirken ebenso erheucheln als im realen Leben.“ Was wir von diesen Wendungen verstehen, scheint uns darauf zu deuten, daß der Kritiker, wie es bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen Brauch ist, die Gewichte der Moral in die ästhetische Wagschale wirft. Das höchste Gesetz des künstlerischen Schaffens ist nicht die Wahrheit, sondern die Schönheit, und wie man von poetischen Werken als solchen „Festigkeit des Willens“ verlangen kann, ist uns nicht einleuchtend. Allen Respect vor dem kategorischen Imperativ, wo er hingehört — aber für ein humoristisches Genie scheint er uns ein sehr ungeeigneter Maßstab. Weiterhin spricht Julian Schmidt seine Meinung klarer aus:

In Dickens' Gemüth war ein reicher Fonds von Liebe; die Thränen der Rührung, die er hervorruft, entspringen aus echt menschlichen Zügen, die er zu zeigen versteht. Aber seine Liebe war weder stetig noch allumfassend; sie wechselte schnell im Grad ihrer Wärme, zeigte Spuren von Laune und Willkür, und es kommen in seinen Werken Züge so grenzenloser Verstimmung und Verbitterung vor, daß man sie mit der schönen Physiognomie seiner Dichtung schwer in Einklang zu setzen weiß. Sein Ideal war ein beschränktes: er zeigte die Fülle des Lebens nur, um vor ihr zu warnen. Das Höchste, was er als Dichter pries, war ein reines gutes Herz, das sich dem Weltgewühl entzog. Dies Ideal des Dichters war nicht das Ideal des lebendigen Menschen, und durch diesen Mislaut zweier Ideale kommt ein gewisser Unfriede in seine spätern Dichtungen.

Noch treffender heißt es: „Wo Dickens malt, ist er glänzend; aber wo er urtheilt, namentlich über Dinge von größerer geistiger Tragweite, fühlt man häufig den Mangel an Berechtigung.“ „Unsere Ideale zu vertiefen, ist seine Bildung zu schwach, aber er besitzt die gewaltige Kraft, unsere Fähigkeit des Willens zu erweitern und in fruchtbare Anwendung zu bringen.“ „Eine der großen Aufgaben unserer Zeit ist, uns immer tiefer einzuführen in das Gesammtleben der Natur, und darum soll sein Angedenken gesegnet sein; denn er hat zu diesem großen Tempel des Naturgottesdienstes reiche und prachtvolle Bausteine zusammengefügt.“

Der allgemeinen Charakteristik des englischen Humoristen läßt Julian Schmidt eine eingehende Darstellung desselben folgen, welche namentlich einzelne Züge heraushebt und durch zahlreiche Beispiele aus seinen Schriften zu erläutern sucht. Er betont, daß Satire und Humor bei ihm oft ein Durcheinander bilden, aus welchem Fehler der Charakteristik hervorgehen. Daß die Beispiele immer glücklich zum Beweise der Behauptungen gewählt sind, können wir indeß nicht finden. Nur ist der Tadel begründet, daß Dickens oft chargirt und carikirt, wie dies bei der zahlreichen Galerie seiner Heuchler und Kriecher der Fall ist, die er nichts empfinden läßt, was nicht Heuchelei und Kriecherei wäre. Besser schildert er uns die Vertreter der „erbarmungslosen Brutalität“, die sich häufig bei ihm finden. Treffend ist die Bemerkung von Julian Schmidt, daß der Autor, der früher Parlamentsreporter für eine Zeitung war, später stets lebhaften Ekel an den täglich wiederkehrenden Redensarten und an dem Phrasenthum des Parlamentswesens empfunden habe. In der That geht dieser Zug durch die meisten Romane von Dickens hindurch, und er selbst schiebt die Schuld auf eine „unvollkommene Entwickelung seines Ehrfurchtsorgans“ und bekennt, daß er beim Anblick eines gesetzgebenden Körpers nie zu Thränen freudigen Stolzes gerührt worden sei, daß er das Haus der Gemeinen ertragen habe wie ein Mann und im Hause der Lords keiner Schwäche nachgegeben als der Schläfrigkeit. Auch hebt Dickens die Ohnmacht politischer und staatswissenschaftlicher Institutionen hervor, die Menschheit besser und glücklicher zu machen. Dickens' Satire richtet sich gegen Gesetzgebung, parlamentarisches Treiben, ja auch gegen das Selfgovernment. Die Friedens- und Polizeirichter wie die Geschworenen und die gerichtlichen Misbräuche werden von Dickens mit blutiger Satire verfolgt.

Julian Schmidt analysirt weiterhin die einzelnen Romane von Dickens, eine Analyse, in welcher sich viele treffende Bemerkungen finden. Er macht darauf aufmerksam, daß z. B. in den „Pickwickiern“ und auch sonst bei Dickens die Hauptcharaktere anfangs als so fratzenhafte Chargen auftreten, daß man in ihnen kaum noch etwas allgemein Menschliches finden kann, bis dann unvermerkt ein menschlicher Zug nach dem andern bei ihnen hervortritt; dann erwähnt er die Vorliebe des Autors für die Zeichnung solcher Figuren, die schon in ihrem Geschäft etwas Fratzenhaftes haben, und meint, daß Holtei lange nicht gegen Dickens in der Zeichnung der Vagabunden aufkomme. Wir behaupten, daß Holtei in seinen „Vagabunden“ aus einem Schatz reicherer Erfahrung schöpft als Dickens, und daß seine Gestalten weniger fratzenhaft, aber lebenswahrer sind. Julian Schmidt hebt den Witz im höhern Sinne als die Stilform hervor, welche Dickens am geläufigsten ist, weil ihm ein unermeßlicher Reichthum von Analogien zu Gebote stehe:

Seine Sprache ist fast ein durchgehender Witz, nicht in dem berliner Sinn, daß die Worte miteinander contrastiren, sondern der Contrast liegt vielmehr in den Sachen und Stimmungen. Seine Witze wirken durch ihre sinnliche Wucht. Wenn Swiveller in seiner Verzweiflung den Hut vom Kopfe reißt und ihn mit einem Blick betrachtet, als ob nur pecuniäre Rücksichten ihn abhielten, ihn mit Füßen zu treten: wer hat sich nicht einmal auf einer ähnlichen Stimmung ertappt! Daher sind diese Einfälle auch so unglaublich populär geworden; alle Welt zehrt davon. Manche von seinen Figuren sind nur die Verkörperung eines solchen Witzes, was freilich nicht die richtige Art der Charakterbildung ist, aber durch den Glanz des ersten Einfalls besticht.

Dickens liebt die Zersetzung des Denkens durch elementare Mächte zu schildern: Nervenfieberphantasien, Scenen der Betrunkenheit, Reden des Wahnsinns; er ist ein Meister in der Fähigkeit, Thiere reden zu machen, sowie in dem-

jenigen, was man in der Malerei Interieur nennt; er zeichnet eine Menge von Genrebildern treuherziger und wohlwollender Menschen, bald von kritikloser Gutmüthigkeit, bald kluge und gescheite Jungen. Außer dieser Genremalerei hebt Schmidt bei Dickens die Kunst in der Durchführung spannender Sensationsmalerei hervor. Den Tod des jungen Lords, das Ende des Wucherers im „Nickleby", die Stimmungen des zum Tode verurtheilten Juden Fagin und den Mord Nancy's, sowie das Ende des Mörders in „Oliver Twist" nennt Schmidt Scenen, die man dreist mit den Leistungen der größten Dichter in Vergleich stellen kann. So rühmt er von Dickens:

Die Gabe, ein Bild mit allen Details festzuhalten, ist unglaublich: es sieht zuweilen so aus, als ob er noch andere Organe der Empfindung habe als alle übrigen Menschen. Sonst wendet der Dichter wie jeder andere Beobachter seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf eine besondere Seite des Gegenstandes, und wenn er die andern Seiten schneller und lebhafter empfinden muß, um eine correcte Darstellung zu geben, so merkt man doch einen Act des Willens: er sucht, bevor er findet. Aber bei Dickens scheint es, als ob nicht blos die gewöhnlichen fünf Sinne, sondern daneben ein ganz merkwürdiges Divinationsvermögen, ohne das Zuthun seines Willens, thätig wäre, ihm das verborgene Leben der Natur zu zeigen. Das Dasein drängt sich in einer solchen Vielseitigkeit seinem Nervensystem auf, daß man meint, er höre das Gras wachsen. In einer gleichen Fülle habe ich diese Gabe, die bis zu einem gewissen Grad die Voraussetzung jeder dichterischen Kraft ist, nur bei den allergrößten Dichtern angetroffen. Daher kommt es, daß uns, ganz abgesehen vom Stoff, seine Erzählung mit der Gewalt eines wirklichen Erlebnisses fesselt. Alles einzelne, was er gibt, beschäftigt so unabweisbar unsere Phantasie, daß wir nicht blos dem ganz Unbedeutenden, sondern auch dem Unmöglichen Interesse abgewinnen.

Als Beispiel der Naturschilderungen führt Schmidt die Einleitung aus „Martin Chuzzlewitt" an, die Jagd des Sturmwinds auf die fallenden Blätter. Wir finden diese Ouverture sowie die von Julian Schmidt an einer frühern Stelle hervorgehobene Schilderung eines „Schweins" und seiner Weltanschauung gesucht und manierirt, ein Hauptfehler bei Dickens, der die von Schmidt beliebten Parallelen des Autors mit den größten Dichtern als unberechtigt zurückweisen läßt. Ihm fehlt nicht nur das reine Schönheitsgefühl, sondern auch sein Humor hat etwas Verzwicktes und Forcirtes. Die Freude am Grotesken und Fratzenhaften sowie die Häufung häßlicher, widerwärtiger Scenen, namentlich in „Bleak House" und den folgenden Romanen, hebt Julian Schmidt selbst hervor; er erwähnt den Naturalismus der Bildung bei Dickens und die Armuth seiner Gedanken neben dem Reichthum und Glanz seiner Bilder und Stimmungen. Damit scheint es denn doch in Widerspruch zu stehen, wenn Schmidt weiterhin sagt:

Seine Werke werden immer ein Schatz der englischen Nation bleiben, sie sind das Werthvollste auf belletristischem Gebiete, das im Laufe eines Menschenalters hervorgebracht ist. Goethe und Schiller haben in einer Xenie von dem Reichthum Jean Paul's gesprochen, den dieser nur nicht zusammenzuhalten wisse: was will dieser Reichthum gegen den Reichthum von Dickens sagen; gegen diesen Schatz von glänzenden Einfällen komischer und rührender Art, gegen dieses Ueberquellen von Physiognomien und Landschaften, von Bildern und Stimmungen!

Jean Paul besaß aber einen solchen Reichthum an Gedanken, daß sich Dickens hierin nicht entfernt mit ihm messen kann. Auch liegt eine Ueberladung in der Aeußerung des Kritikers, daß sich keiner der Neuern seinem Einfluß entziehen könne. Dickens ist eine Specialität, noch dazu eine englische. Sein Einfluß ist in Deutschland nur bei einigen Autoren unverkennbar. Die Romane von Freytag und Hackländer verleugnen das Vorbild von Dickens nicht und verdanken gerade denjenigen Partien, welche Dickens nachgezeichnet und in seinem Stil gehalten sind, größtentheils ihre Erfolge. Im übrigen ist der Einfluß der Dickens'schen Romane auf die neuere deutsche Romanproduction ein geringer. Die starken Sensationsmotive, die sich bei ihm finden und auch in unsern neuen Romanen beliebt sind, gehören ihm nicht ausschließlich an, sondern sind seit den Schöpfungen der Radcliffe, deren Manier erst durch Walter Scott geläutert wurde, eine Eigenthümlichkeit englischer Romandichtung.

Der zweite Aufsatz der „Bilder aus dem geistigen Leben": „Fernan Caballero und Altspanien", ist an Gehalt mit der Charakteristik von Dickens nicht entfernt zu vergleichen; er ist eine Feuilletonmosaik und im Grunde ein Conglomerat von Orientirungsversuchen über spanische Literatur, die uns der Autor aus seiner Studienmappe oder vielmehr aus seinem Notizbuche mittheilt. Der Aufsatz beginnt mit einer possirlich klingenden Bemerkung:

Wenn man sich ein Land vorstellt, das man nicht aus eigener Anschauung kennt, schieben sich der Phantasie gewöhnlich gewisse volksthümliche Charaktertypen unter. Wenn in den letzten Jahren Spanien erwähnt wurde, dachte man nicht an die Politiker der Hauptstadt, sondern an Pepita, Lola Montez, allenfalls an die schöne Kaiserin der Franzosen.

Wir meinen doch, daß der Autor hier zu sehr aus eigener Erfahrung spricht, und daß andere Sterbliche bei der Erwähnung Spaniens nicht gerade an diese Trias berühmter und berüchtigter Frauen gedacht haben. Damit wir für dies naive Bekenntniß entschädigt werden, theilt uns Julian Schmidt nun alles mit, was er über Spanien weiß und gelernt hat: die Beziehungen der deutschen Literatur zu der spanischen, die Aneignung spanischer Dichtwerke, eine Charakteristik Calderon's und der neuen Romanschriftstellerin Fernan Caballero, und schließt diese Ollapotrida mit einer Betrachtung über die spanische Throncandidatur des Hauses Hohenzollern und den deutsch-französischen Krieg. Die Weltanschauung Calderon's wird wol richtig analysirt, aber in den treffenden Bemerkungen findet sich wenig Neues. Die Contraste in den Schriften und dem Charakter der Fernan Caballero werden durch eine Analyse ihrer Hauptwerke: „Die Möve", „Lagrimas", „Clementia", nachgewiesen. Mit Recht meint Julian Schmidt, daß in dieser Dichterin ein gutes Stück von der Gräfin Hahn-Hahn stecke. Ihre religiös-politische Tendenz ist diejenige der äußersten Rechten, sie hat einen wahren Haß gegen alles, was in der Politik oder Religion nach Liberalismus schmeckt. Wenn Fernan Caballero die moderne Gesellschaft und Cultur wegen ihrer Unsittlichkeit, ihres Mangels an Physiognomie, ihres Unvermögens, sich zu einem Glauben, zu einer Ueberzeugung zu fixiren, und ebenso die französische Literatur, den Spiegel dieser Gesellschaft, haßt, so macht sie doch mit

Balzac, gerade dem raffinirtesten Vertreter des Rationalismus, eine Ausnahme:

Auch die scheinbare Gleichgültigkeit, welche sie den Vorzügen eines äußerlich reich ausgestatteten Lebens entgegenbringt, ist mehr Weisheit als Empfindung. Sie würde als stolze Seele wol bereit sein, sich in das rauhe Nonnengrau zu kleiden, aber in ihrer Phantasie nehmen glänzende Toiletten und vornehm ausgestattete Wohnungen einen unverhältnißmäßigen Raum ein. Sie ist vornehm in ihren Neigungen, vornehm in ihren Ansichten: das ist vielleicht der Hauptpunkt, den man für und gegen sie anführen kann. Vor allem aber: sie ist eine wirkliche Existenz, und darum werth, daß man sie kennen lernt.

Bei einer „wirklichen Existenz" können wir uns mancherlei denken, doch ist der Ausdruck unklar. Es gibt sehr schlechte Autoren, die auch „wirkliche Existenzen" sind und an deren Bekanntschaft doch wenig gelegen ist.

Der Aufsatz über „Lamartine" enthält eine Revision des Urtheils, welches Schmidt in seiner französischen Literaturgeschichte (1858) über diesen Dichter gefällt hat. In der Analyse einzelner Gedichte finden sich anziehende Darlegungen, freilich auch manche schiefe Behauptungen. Namentlich ist der Gegensatz zwischen Victor Hugo und Lamartine nicht klar und scharf gefaßt. Victor Hugo soll es für die Aufgabe der Poesie halten, paradoxe Figuren, Empfindungen und Gedanken darzustellen, Figuren, die außerhalb des Herkommens stehen; ganz im Gegentheil soll Lamartine's Streben überall auf „Humanität" gerichtet sein. Dies ist bei Victor Hugo ebenso der Fall — der Gegensatz zwischen einer allgemeinen Tendenz, wie Humanität, und einer Darstellungsweise, wie die paradoxe, ist überhaupt keiner; denn ein Gegensatz besteht nur zwischen gleichartigen Begriffen. Dann soll Lamartine nie über den anerkannten Umfang des französischen Sprachschatzes hinausgegangen sein; dies ist verständlich. Wenn es aber dagegen heißt, „Victor Hugo's Sprache und die seiner Schüler ging aufs Imitative, er bemühte sich, an Stelle der Phrasen und Umschreibungen, wie die Akademie sie verlangte, das nackte und derbe Wort zu sagen", so versteht man in der That nicht, was denn an dem nackten, derben Wort „imitativ" sei, da dies doch nichts nachahmt, sondern unmittelbar bezeichnet. Man kann sich daher der Einsicht nicht verschließen, daß Julian Schmidt nicht nur überflüssige und sonderbare Fremdwörter, sondern dieselben auch falsch gebraucht.

Gleich der folgende Abschnitt führt die Ueberschrift: „Pariser moralische Velleitäten." Was sind „Velleitäten"? That- und kraftlose Willensregungen — so erläutert sie auch Sander. Die Beleuchtung literarischer Charakterköpfe vom moralischen Standpunkte kann man doch nicht eine Darstellung von „Velleitäten" nennen! Ueberhaupt — welche gezwungene Wendung für einen deutschen Literarhistoriker! In der Einleitung zu diesem Abschnitt heißt es:

Eben sehe ich wieder an, was ich im vorigen Bande über Erckmann gesagt. Wie viel lebendiger wird alles jetzt, wo seine Vaterstadt Pfalzburg von neuem die deutschen Kanonen vernommen hat! Wird er, der innerlich zu uns gehört, seine alten französischen Sympathien so weit überwinden, um dem Geschick seines Heimatlandes zu folgen? Ich fürchte, nicht. Wie dem auch sei, wenn das Buch in seine Hände fällt, möge es ihm einen recht herzlichen Gruß sagen!

Wenn man die Gesinnungen Erckmann's nach seinem neuesten Werk „L'histoire du plébiscite" beurtheilen darf, so wird man über den herzlichen Gegengruß dieses mittelmäßigen elsässer Dorfgeschichtenschreibers, in dem die Realisten weiß Gott was für einen Psychologen der Volksseele erkannten, nicht im Zweifel sein. Ihm ist Julian Schmidt ein Deutscher wie die andern, das heißt der Sohn eines raubsüchtigen, nur mit Essen und Trinken beschäftigten Volks von höchst serviler Gesinnung, das mit Maulschellen und Fußtritten tractirt wird und sich dies mit Freuden gefallen läßt. Die vielen thatsächlichen Unrichtigkeiten, welche diese flüchtigen Kohlenskizzen von pariser Autoren enthalten, sind Julian Schmidt schon von Paul Lindau nachgewiesen worden, namentlich wo er über Molière, den jüngern Dumas und die Demi-Monde spricht. Alfred de Musset wird nur nach seiner „Confession d'un enfant du siècle" charakterisirt; von Feydeau's „Fanny" heißt es: „Man denke sich den Geruch aus allen Kloaken zusammengehäuft und durch Bisam, Moschus und andere Wohlgerüche verstärkt, so hat man die Atmosphäre dieses Buchs." Victor Hugo wird ein frivoler Abenteurer „im Reich des Empfindens, Denkens und Dichtens" genannt — eine bedauerliche Unterschätzung, da der Dichter durchaus ein Apostel großer Humanitätsideen ist; und wenn er oft als ein wunderlicher Heiliger erscheint, so liegt dies mehr in der phantastisch-barocken Form als in dem geistigen Kern seiner Schöpfung. „Victor Hugo's Dichtung", sagt Julian Schmidt, „ist, abgesehen von seinen reichen Kunstmitteln, die Dichtung der Phrase, d. h. die Verwandlung der Paradoxie in Gemeinplätze." Diese Erklärung der Phrase hat jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich. Es scheint, als ob dem Kritiker der Ausspruch Schopenhauer's vorgeschwebt habe: „Der Wahrheit ist nur ein kurzes Siegesfest beschieden zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als parador verdammt und als trivial geringgeschätzt wird." Die Verwandlung des Paradoxen in den Gemeinplatz kann nur durch die Länge der Zeit, aber nie durch die dichterische Phrase geschehen, die niemals einen paradoxen, stets einen trivialen Inhalt ausdrückt. Außerdem charakterisirt Julian Schmidt Victor Cherbuliez, in dessen „Prosper Randoce" er eine allerliebste Satire auf den Geisterwahnsinn sieht, Prosper Mérimée, Flaubert, dessen „Madame Bovary" er gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz nimmt, und den ältern Dumas, den er für viel talentvoller hält als den jüngern und für einen der talentvollsten unter den neuern Dichtern Frankreichs, und dem er überdies nachrühmt, er sei so rein und ungemischt Franzose wie kein anderer Dichter des Jahrhunderts.

Gegenüber diesen flüchtigen Studien ist die Charakteristik Heinrich Heine's wieder eine umfassende Abhandlung, die sich an Strodtmann's Biographie anlehnt, im ganzen aber wenig Neues bringt. Sie beginnt übrigens wieder mit dem Axiom: „Vor allen Dingen ist Heine eine Existenz", eine Lieblingsphrase des Kritikers!

Die berliner Plaudereien sind sehr flüchtiger Art. Diese leichte Form paßt überhaupt nicht für einen Autor, dem es an pikanter Beweglichkeit und an glänzendem Esprit fehlt und der immer mit schwerem Geschütz herangefahren kommt. Braun und seine Opuscula, Bismarck, Twesten, Waldeck, dann wieder Hans Makart, Richard

Wagner, Karl Gutzkow, der Krieg gegen Frankreich sind die Gegenstände dieser Plaudereien. Das Streben, gegen einzelne Autoren, wie Gutzkow, gerechter zu sein, weniger gehässig als früher, verdient Anerkennung. Nicht immer trifft Schmidt den Nagel auf den Kopf, bisweilen wie bei Richard Wagner indeß, man könnte sagen, den Kopf auf den Nagel. Die Vorurtheile und Einbildungen hervorragender Köpfe weiß er wohl herauszuheben. Um mit der Kohle aber sprechende Profile zu zeichnen, muß man ein Apelles sein. Schmidt braucht für seine Bilder eine ganze philosophische Palette. Er malt daher, wo er skizziren will, einzelne Züge mit Farbenaufwand aus und seine Kürze besteht oft in Farbenklecksen.

2. Porträts und Studien von Rudolf Gottschall. Vier Theile. Erster und zweiter Theil: Literarische Charakterköpfe. Dritter und vierter Theil: Paris unter dem zweiten Kaiserreich. Culturbilder. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 6 Thlr.

Dieser Sammlung eigener Essays gegenüber kann sich der Unterzeichnete selbstverständlich nur referirend verhalten. Die beiden ersten Theile sind meist literarisch-kritischen Inhalts, sie versuchen ein abgeschlossenes Gesammtbild von Dichtern und Philosophen neuerer Zeit zu geben. Gleich in den beiden ersten Essays: „Byron und die Gegenwart" und „Victor Hugo als Lyriker" stellt der Verfasser sich auf den Standpunkt polemischer Abwehr, indem er der Ansicht ist, daß die beiden größten Dichter des neuen England und des neuen Frankreich von unserer deutschen Kritik durchaus unterschätzt werden — man braucht blos an das Urtheil eines Gervinus über Byron und eines Julian Schmidt über Victor Hugo zu denken. Solche Kritik wie jede kritisirt sich am meisten selbst. Was ihr fehlt, spricht sie durch solche Urtheile offen aus — ihr fehlt die Empfindung für die Bedeutung des dichterischen Talents und Genies; sie geht mit fremden Maßstäben an die Productionen heran, verwechselt meist das Aesthetische und Moralische, reitet auf dem kategorischen Imperativ und andern Steckenpferden deutscher Wissenschaft herum, weiß uns aber nicht zu sagen, worin der hinreißende Zauber besteht, der einem Byron und Victor Hugo die Bewunderung der Zeitgenossen gesichert hat. Eine Kritik, der das Nachempfinden dichterischer Schönheit fehlt, wird in ihren Urtheilen durchaus fehlgreifen. Auf der organischen Base der Pflanzenstoffe beruht die Macht und das Geheimniß ihrer Wirksamkeit; diese Basen sind ein letztes, das sich chemisch nicht weiter zersetzen läßt. Eine solche organische Basis ist das Talent, eigenthümlich, vielfach geartet, einsam, aber nicht weiter der Analyse zugänglich. Der Unterzeichnete hat es unternommen, Byron's und Victor Hugo's Bilder wieder auf das Piedestal zu stellen, von welchem die Bilderstürmerei der deutschen Kritik des gesunden Menschenverstandes oder des akademischen guten Geschmacks sie herabzustürzen suchte. Seine Kritik dieser Dichter ist keine Analyse, sondern eine Synthese; aus den einzelnen dichterischen Schönheiten und geistig bedeutenden Zügen stellt sie das Gesammtbild dichterischer Persönlichkeiten wieder als das imposanter geistiger Großmächte her, wie sie ihrer Nation und ihrer Epoche vorleuchteten. Selbst der Aberwitz der französischen Selbstvergötterung, wie er aus den neuesten Versen und Manifesten von Victor Hugo spricht, kann an dem Urtheil über seine dichterische Bedeutung nichts ändern.

Das Porträt Rückert's erhält am Schluß die folgende Unterschrift:

Rückert gehört zu den Dichtern, die mehr aus zweiter Hand gekannt sind. Seine große sechsbändige Gedichtsammlung, wie die meisten seiner westöstlichen Aneignungen haben nur immer eine kleinere andächtige Gemeinde um sich versammelt. Ohne Frage überwog bei Rückert Witz und Phantasie mit allen ihren Spielformen über die schlichte Empfindung und die Gabe der Gestaltung. Was sein eminentes Formtalent betrifft, so war seinen Gedichten dennoch ein leichter melodischer Fluß versagt, ja seine Metrik keineswegs tadellos oder nur gefällig, desto glänzender seine Virtuosität in der Behandlung des Reims; hierin hat er in Deutschland keinen Nebenbuhler. Meister war er in der didaktischen Poesie, die bei ihm Poesie blieb. Welches Genre ihm in der Lyrik am meisten gelang, das spricht er in seinem Gedicht „An die Musen" mit großer Selbsterkenntniß aus:

Nicht aufregende,
Wild bewegende
Leidenschaft,
Ruhig glättende,
Friedlich bettende
Lebenskraft.

Sturmbemeisternde,
Gottbegeisternde
Himmelsruh
Haucht, ihr Günstigen,
Euerm brünstigen
Priester zu.

Auch am Niedlichen
Habt ihr Friedlichen
Freude gern;
Nur das Häßliche
Und das Gräßliche
Bleibt euch fern.

Zwar das Spitzige,
Eitel Witzige
Liebt ihr nicht,
Doch das spielende,
Leise zielende
Sinngedicht.

Der modernen Literatur stand er fremd gegenüber, und verhielt sich ablehnend oder indifferent gegen die immerhin mächtige Bewegung, welche seit 1830 auf dem deutschen Parnaß mit dem Anspruch auftrat, eine neue literarische Aera einzuleiten. Doch trotz mancher Angriffe im einzelnen ließ diese Aera Rückert's Ruhm im ganzen ungefährdet bestehen, indem besonders die „Oestlichen Rosen" mit ihrer flotten Lebensweisheit auch bei den jüngern Epigonen fortknospeten. Als Pfleger der Goethe-Herder'schen Weltliteratur, als Fortbildner deutscher Sprache, der unter seiner Hand zahlreiche neue und doch auf indogermanischem Urstamm wachsende Wendungen entsprossen, als deutscher Patriot von unbeugsamer Gesinnung hat Rückert einen nachhaltigen Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt, und wenn er auch unendlich mehr des Vergänglichen als des Bleibenden gedichtet, so genügt dies Bleibende doch, ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Walhalla zu sichern.

Die Charakteristik Heine's schließt sich, ebenso wie die von Julian Schmidt, an die Biographie von Strodtmann an; doch sucht sie in dem Entwickelungsgang von Heine drei Epochen nachzuweisen, die in der Regel übersehen werden: die erste die seiner unsterblichen Jugendlyrik, die zweite die journalistische und satirische, die dritte die elegisch-cynische, die in der Literatur aller Zeiten nicht ihresgleichen findet. Am Schluß der Abhandlung heißt es:

Viel geschmäht und viel bewundert schwankt noch sein Bild in unserer Literaturgeschichte. Eine Epoche, die mit Recht nach ganzen Kunstschöpfungen hindrängt, wird kaum geneigt sein, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: doch eine spätere Zeit wird von ihm sagen: er war einer der begabtesten Vorkämpfer unserer modernen Literaturepoche; einzelne seiner Lieder tragen den Stempel schöner Unvergänglichkeit; als humoristischer Schriftsteller gehörte er in Vers und Prosa zu den Meistern des Stils; er hat viel geirrt und gefehlt, geschwankt und gefrevelt, doch er ist einzig in seiner Eigenthümlichkeit, und was Byron von Sheridan sagt, gilt von ihm: die Natur zerbrach die Form, nachdem sie ihn geschaffen.

Sehr eingehend ist die Beurtheilung Hebbel's, die zwischen der blinden Vergötterung dieses Dichters und der wegwerfenden Misachtung, welcher seine Schöpfungen sehr oft begegnen, die rechte Mitte zu halten sucht.

Die neuen Aufschlüsse über das Leben von Charles Sealsfield machten eine neue Beleuchtung dieses Autors möglich; die nachgewiesene österreichische Herkunft desselben gab Veranlassung, denjenigen Zügen in seinen Schriften nachzuspüren, welche auf den österreichischen Stammescharakter hinweisen:

Der Aufenthalt in Wien ist die letzte Spur Karl Postel's, welcher damit von der Bühne abtritt, um später als Charles Sealsfield wieder aufzutauchen, und zwar unter so veränderten Lebensverhältnissen, daß man vergeblich nach einem Faden sucht, welcher aus dieser ersten Lebenshälfte in die zweite hinüberführt. Der Bruch mit der Vergangenheit war so vollkommen, daß selbst bei einer buddhistischen Seelenwanderung die Erinnerung an die Präexistenz nicht so verschwunden sein kann wie in Sealsfield's Romanen. Kaum eine Spur, welche auf österreichische Zustände, auf das Leben eines katholischen Ordens, auf die Conflicte freistrebender Geister mit den Schranken der Kirche zurückwiese; nirgends eine Ausbeutung des sich von selbst darbietenden Contrastes zwischen den freien Zuständen Nordamerikas und der damaligen Polizeiwirthschaft des Metternich'schen Systems; nirgends eine Idylle mährischen Volkslebens, aus dessen Mitte der Autor hervorgegangen; nirgends Anklänge an das Slawenthum, welches an der Stätte, wo seine Wiege stand, sich mit dem Deutschthum in so origineller Weise mischt. Es ist kein Zweifel, der Autor vermeidet absichtlich und ängstlich jeden Hinweis auf seine Heimat; er hat seine Kindheit und Jugend im Buche seines Lebens durchgestrichen. Nun gibt es freilich Spuren dieser Heimat, die sich nicht so leicht auslöschen lassen, die der sorgfältigen Betrachtung immer sichtbar bleiben. Der großartige Horizont, die innerlich umgestaltende Berührung mit dem transatlantischen Leben, der außerordentliche Reichthum der dort aufgenommenen Bilder und Anschauungen, der Geist der englisch-amerikanischen Gesellschaft und Literatur mußten freilich das eigenthümliche Gepräge der deutsch-österreichischen Heimat und ihrer literarischen Production fast bis zur Unkenntlichkeit verwischen. Dennoch wird man bei Sealsfield unter dem Mikroskop Eigenheiten des Stils erkennen, die nicht Folge seiner Sprachmengerei und seiner oft „englisirten" Ausdrucksweise sind, sondern auf seine österreichische Heimat zurückweisen. Ja, jener Sinn für das Leben der Natur, den wir in Adalbert Stifter's „Studien" finden, und in welchem sich ein aus patriarchalischen Staatszuständen hervorgehendes Genügen mit dem kleinen Haushalt der Natur ausspricht, ist auch unserm Autor, gegenüber dem Ocean, den Prairien und dem Urwalde, nicht verloren gegangen.

Was Adalbert Stifter selbst betrifft, so werden seine Verdienste als Oesterreichs erster Prosaiker und als Meister in der Darstellung landschaftlichen und geistigen Stillebens warm anerkannt, obschon sein optimistisch-schönseliger „Nachsommer" und seine altfränkisch trockene böhmische Chronik „Witiko" eine scharfe Beurtheilung erfahren.

Der zweite Theil der „Porträts und Studien" wendet sich nach einer Charakteristik einiger neuerer bedeutender dichterischer Talente, wie Lingg, Hamerling, Jordan, und nach der kritischen Zurückführung des überschätzten Albert Lindner'schen Preisstücks „Brutus und Collatinus" auf seinen wahren Werth als unfertige Probe eines markigen Talents, der Charakteristik einer genialen Persönlichkeit zu, Ferdinand Lassalle's, dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit namentlich aus seinen beiden großen, im ganzen wenig bekannten Hauptwerken nachgewiesen wird. Aus den politischen Broschüren Lassalle's geht übrigens zur Genüge hervor, daß er das preußenfeindliche Gebaren der jetzigen Socialistenführer und ihre Koketterie mit Frankreich oder gar mit dem deutschen Particularismus durchaus nicht gebilligt hätte, sondern die kommenden Vorgänge richtig prophezeite und eine Wiedergeburt Deutschlands durch Preußen mit Freuden begrüßt haben würde.

Die Charakteristik von Renan, Strauß und Schenkel weist die verschiedenen Standpunkte der Biographen Jesu in ihren Contrasten und Parallelen nach, während der Aufsatz über die Unsterblichkeitstheorien der neuen Philosophien sich skeptisch und kritisch gegen die Beweise der Unsterblichkeit verhält, die von gewisser Seite mit der Prätension der Unfehlbarkeit verkündigt werden. Moritz Müller in Pforzheim hat den Verfasser in einer Broschüre wegen seines Skepticismus heruntergekanzelt — es gehört indeß in der That eine nicht geringe Genügsamkeit dazu, sich mit jenen Beweisen der Unsterblichkeit abspeisen zu lassen. Etwas anderes ist es, an sie zu glauben; denn der Glaube ist frei und stets in seinem vollen Rechte; aber schiefen Analogien und Deductionen wollen wir deshalb keine Beweiskraft beimessen, weil sie zufällig mit unserm Glauben übereinstimmen.

Die zwei letzten Theile der „Porträts und Studien" enthalten Schilderungen von Paris aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs. Im Nachwort zu dem Werke heißt es:

Was die beiden letzten Bände, die Culturbilder „Paris unter dem zweiten Kaiserreich" betrifft, so wird es vielleicht befremden, daß der Verfasser dieselben nicht einer neuen Redaction unterzog, wie sie die politische Umwälzung der Gegenwart an die Hand zu geben schien. Doch gerade als treue Zeugnisse einer jetzt der Geschichte angehörigen Epoche sollten sie nicht diesen Reiz der Unmittelbarkeit durch eine spätere Umarbeitung einbüßen; der Leser sollte das kaiserliche Paris vor seinen Augen sich bilden und wachsen sehen, wie es vor den Augen des Autors, bei seinen mehrfachen Besuchen in der Weltstadt, in stets veränderter Gestalt erschien; leichtere Skizzen und ernstere Abhandlungen sollten in willkommenem Wechsel sich ablösen. Diese Frische der Eindrücke und des Selbsterlebten wäre durch eingefügte Betrachtungen vom Standpunkte der jüngsten Tage, welche den Zusammensturz des Kaiserreichs gesehen, nur getrübt worden.

Daß diese „Culturbilder" kein erschöpfendes Gesammtbild des second empire geben, bedarf kaum der Erwähnung, namentlich blieb die Politik und die Darstellung des historischen Ganges der Ereignisse ausgeschlossen. Doch als Beiträge zur Sittengeschichte dieses Kaiserreichs dürfen sie wol einen bescheidenen Werth in Anspruch nehmen, während die Darstellung des französischen Theaters und Dramas dieser Epoche wol das Vollständigste und Eingehendste ist von allem, was bisher in Deutschland und Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Möge der soeben abgeschlossene Friede den Gedanken eines „Rachekriegs" bei dem besiegten Feinde nicht aufkommen lassen, bei den beiden Nationen aber, die diesmal in so verhängnißvoller Weise eine nähere Bekanntschaft miteinander machen mußten, die Kenntniß und Schätzung ihrer Eigenthümlichkeit und ein sich ergänzendes Zusammenwirken für den Fortschritt der Cultur zur erfreulichen Folge haben!

Die „Pariser Briefe", „Das neue Paris" und die „Skizzen aus Paris und London" sind meistens im Feuilletonstil gehalten, aber als Frucht unbefangener Beobachtung wohl geeignet, von der äußern Gestalt des kaiser-

lichen Paris wie von dem Leben und Treiben unter dem second empire ein Bild zu geben. Der Aufsatz „Der französische Journalismus" knüpft an Eugène Hatin's historische und kritische Bibliographie der periodischen französischen Presse an und enthält eine Menge statistischer Thatsachen. Seitdem hat die Presse von Paris wieder eine andere Physiognomie angenommen; die Zeit der Commune hat eine große Masse ephemerer Blätter im Stil des Père Duchesne ans Licht gebracht. Die eingehende Charakteristik des französischen Theaters und Dramas schildert zunächst die äußern Verhältnisse der Bühnen, der Schauspieler und dramatischen Schriftsteller in Frankreich, die für die neuern deutschen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete nicht ohne Interesse sind; dann werden Ponsard, die école de bon sens und die Realisten und das Volksschauspiel eingehend gewürdigt. Von den Dichtern wird Victorien Sardou höher gestellt, als das in Frankreich selbst gegenwärtig der Fall ist. Es heißt von ihm:

> Die Urtheile über Sardou gehen weit auseinander; die vornehme Kritik der Revuen behandelt ihn als einen nicht ebenbürtigen Schriftsteller; die Theaterblätter vergöttern ihn. Uns scheint, daß bisher nicht der Punkt getroffen wurde, welcher der Quellpunkt für die Eigenthümlichkeit dieses Autors ist. Sardou hat von allen neuen französischen Dramatikern die größte Begabung für das echte Lustspiel, aber sein scharfes satirisches Talent liegt fortwährend mit den Anforderungen der comédie larmoyante im Streit. Der für ein französisches Publikum unerlaßliche Beisatz des Rührenden liegt nicht in seiner Sphäre. Er ist ein Meister in der Schilderung der Lächerlichkeiten; als englischer und deutscher Dramatiker würde er sich dieser Meisterschaft mit Behagen hingeben können, als französischer muß er auf die Schnupftücher des Publikums Rücksicht nehmen. Indem er eine ernstere, auf das Gemüth wirkende Handlung in seine satirischen Erfindungen hineinbaut, eine Handlung, die ihm selbst wenig sympathisch ist, erhalten seine Stücke den Charakter des Zusammengestückelten; es fehlt seinen Compositionen die Einheit, nicht blos die Einheit der Handlung, wie die französischen Kritiker ihm mit Leidenschaft vorwerfen, sondern was noch weit schlimmer ist, die Einheit der Stimmung.

Durch die Ereignisse des letzten Kriegs ist die Theilnahme an französischem Wesen und geistigem Streben gewiß nicht in den Hintergrund gedrängt worden. Das Cultur- und Literaturleben des second empire gibt den Schlüssel zu Frankreichs militärischen und politischen Niederlagen. Die französischen Schriftsteller beschäftigen sich jetzt mit seltenem Eifer mit deutschen Zuständen, auch mit unserer neuern und neuesten Literatur; wir Deutschen dürfen die Theilnahme an den geistigen Bestrebungen eines so wichtigen Culturvolks nicht über der gespannten Situation des Augenblicks einschlafen lassen.

Rudolf Gottschall.

Fanny Lewald.

Fanny Lewald's gesammelte Werke. Neue von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe. — A. u. d. Titeln: Band 1—3: Meine Lebensgeschichte. — Band 4—7: Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman in zwei Abtheilungen. — Band 8: Clementine. Auf rother Erde. Zwei Erzählungen. — Band 9: Jenny. Roman. — Band 10: Eine Lebensfrage. Roman. Berlin, Janke. 1871—72. 8. 15 Thlr.

Von Fanny Lewald's „Gesammelten Werken" liegen uns die ersten zehn Bände vor. Was in vergangener Zeit zu den Seltenheiten gehörte, daß es einem Schriftsteller vergönnt ward, bei seinen Lebzeiten unter eigener Mitwirkung eine Gesammtausgabe seiner Werke in geschmackvoll gediegener Ausstattung besorgt zu sehen, das wird heutigentags jedem irgendwie hervorragenden und beliebten Autor zutheil. Auf dem eigenen Pulte, an den Schaufenstern der Buchläden steht er in Reihe und Glied die mächtige oder dünnere Phalanx seiner Schriften in blitzender Rüstung aufgepflanzt, das leuchtende Schild der Titel vor dem Kauflustigen präsentirend. Freilich ist oft nur der Tagesgeschmack der gebieterische Commandeur, der diese Büchercolonnen in Bewegung setzt und sie eine erfolgreiche Attake auf den Geldbeutel der Zeitgenossen ausführen läßt; ist schon nach der mühevollen Campagne der ersten Auflage der Sturm von seiten des Publikums einigermaßen zurückgeschlagen, und der Rest der nur mäßig gelichteten Reihen noch so bedeutend, daß das Ersatzgeschäft für einen etwaigen zweiten Feldzug auf lange Frist verschoben werden muß. Viele Versprengte oder auf dem Transport leicht Verwundete kehren aus den Lazarethen und von den Sammelpunkten der Buchläden der Provinzen zur Hauptstadt in die geräumigen Kasernen des Verlegers zurück, ohne vielleicht je wieder von den lärmenden Trompeten der Messe zu neuem Kampfe um die Gunst der spröden Lesewelt gerufen zu werden. Nur weniges in Wahrheit überdauert in der Literatur den Wechsel der Zeiten und den Wechsel des Geschmacks, und dieses wenige wird mehr oder minder, in Form und Inhalt, das Gepräge der Classicität verrathen. Zu welcher Klasse einst die uns vorliegenden „Gesammelten Werke" von Fanny Lewald gehören werden, ob zu den von der Mode geworbenen, kürzere Zeit das Feld behauptenden Truppen oder zu den wirklich stehenden Heeren, die ihre Lücken von Jahr zu Jahr ergänzen und, bald in Folio, bald in kleinerm Format, ihre Rüstung wechseln und erneuern, das wagen wir nicht zu entscheiden. Ueberdauert doch häufig das minder Gepriesene, während die vorlauten Posaunen der Reclame oft schon nach wenigen Jahrzehnten ohnmächtig verstummen. Jedenfalls aber liegt in Fanny Lewald's Arbeiten ein so gesunder Kern, des wahrhaft Tüchtigen und Reizvollen so viel verborgen, daß es sich wohl verlohnt, einen überschauenden Blick auf das Gesammtwirken der Schriftstellerin zu werfen und in knappen Zügen zusammenzufassen, was der Zeit nach fern auseinanderliegt, die schüchternen Erstlinge des Talents und die gereiftern Gaben der besonnenen, ihrer selbst gewissen Muse. Das aus solcher Betrachtung resultirende Charakterbild der Schriftstellerin möge dazu beitragen, von neuem auf die Vorzüge ihres künstlerischen Schaffens aufmerksam zu machen und alten Verehrern neue hinzuzugesellen!

Unter den uns vorliegenden Bänden, die mit der Lebensgeschichte der Verfasserin recht passend eröffnet werden, erscheint uns diese Autobiographie selbst als das bedeutendste Werk Fanny Lewald's, durch welches sie ihren Beruf als Schriftstellerin auf das schlagendste documentirt hat, und welches uns der leidigen Mühe überhebt, von neuem auf die oft aufgeworfene Streitfrage einzugehen, wie und inwiefern und ob überhaupt die Frauen berufen und befähigt seien, mit der Männerwelt auf dem Gebiete der künstlerischen Production in die Schranken zu treten. Fanny Lewald selbst hat für die Berechtigung ihres Geschlechts, sich auf die eigenen Füße zu stellen und rücksichtslos die selbstgewählte Bahn zu verfolgen, vielfach die Feder ergriffen, und sie durfte sich um so mehr gleichsam als die Chorführerin der verwandten Bestrebungen fühlen, als sie den größten Theil ihrer schriftstellernden Genossinnen um Hauptеslänge überragt und an Tiefe und Wahrhaftigkeit des Strebens weitaus überflügelt. Im allgemeinen freilich können wir uns der Ansicht nicht verschließen, daß die meisten unserer Schreiberinnen das ohnehin so überwiegende literarische Mittelgut nur vermehren, ja oft nicht einmal erreichen, und somit besser thäten, auf zweifelhafte schriftstellerische Lorbern zu verzichten und sich den häuslichpraktischen Zielen am Familienherde mit wärmerm Interesse zu widmen. In Fanny Lewald hingegen tritt uns eine feste, sich ihrer Ziele klar bewußte Individualität entgegen, welche die harte Arbeit des Denkens nicht scheut, den Beruf des Autors von der ernstesten Seite erfaßt und ihre Productionen mit dem angestrengtesten Fleiße künstlerisch zu gestalten und abzurunden unternimmt. Fanny Lewald schreibt, weil sie etwas zu sagen hat, während andere etwas sagen, um nur zu schreiben; ihre Arbeiten verfolgen eine bestimmte Idee, die sie zu verwirklichen strebt, während andere von einer unbestimmten Idee verfolgt werden, die sie nicht zu beherrschen wissen; weit entfernt, mit vagen Empfindungen zu tändeln, bietet sie uns Durchdachtes auch in dem Erdachten, und weiß ihre Gedanken oft zu klar ausgeprägten Sentenzen und Maximen abzurunden, die uns über die flüchtigen Minuten der Lektüre hinaus beschäftigen. Es fehlt ihr weder an Anmuth noch an Kraft des Ausdrucks; ja, dieser steigert sich mitunter zu einer Herbigkeit, die uns wohlthut, weil alles Weichliche, nur frauenhaft Sentimentalische in einem Grade darin absorbirt erscheint, daß man zuweilen — in diesem Falle mehr Lob als Tadel! — die Sprache lyrischer und poetischer wünschte. Diese Vorzüge nun lassen unsere Autorin das Recht beanspruchen, mit einem dem männlichen Schriftsteller gleichen Maße gemessen zu werden. Denn indem sie die Hüllen des ausschließlich Weiblichen durchbricht, ohne dies jedoch einseitig zu verleugnen, erringt sie zwar nicht den höchsten Triumph männlichen Könnens, da die verlassenen Schranken stets noch den Saum ihres Gewandes festhalten, erscheint aber auch nicht in ihrem Wesen als ein abstoßendes Mannweib, weil ihr geläuterter Geschmack sie vor allen Uebertreibungen und vor jeder unweiblichen Derbheit und Ueberkraft des Ausdrucks bewahrt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik sei es uns vergönnt, auf die einzelnen Werke noch einmal zurückzukommen. In der Autobiographie ist es zunächst die Beherrschung des Stoffs, welche die größte Anerkennung verdient. Denn obwol das eigene Leben der Verfasserin ihr nicht die Schwierigkeiten eines der Geschichte entlehnten oder frei erfundenen Stoffs bieten konnte, hat der Autobiograph gleichwol mit der geschickten Composition des überreich verfügbaren Materials zu kämpfen. Das allzu Geringfügige ermüdet, das Ueberwuchern einer allzeit redseligen Reflexion spannt ab, und die Breite der Darstellung steht nur allzu oft mit dem untergeordneten Interesse des Darzustellenden in Widerspruch. Fanny Lewald vermeidet diese Klippen mit dem glücklichsten, feinfühligen Takte. Zwar verschmäht sie das Kleine und Kleinliche nicht ganz, aber sie zieht es meist nur dann herbei, wenn es von individuellem und darum anziehendem Gepräge ist, wie sie denn überhaupt in der Einleitung des Werks, an eine Bemerkung Goethe's anknüpfend, das Individuelle als das Mittheilenswerthe hervorhebt. Die angezogenen Worte Goethe's lauten:

> Das Individuum geht verloren; das Andenken desselben verschwindet, und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde. Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht. Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeschiedener selbst unbedeutender Menschen. Die Frage, ob einer seine Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen. Wenn sich einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut. Es ist gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft sei, oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thut; sondern nur, daß etwas geschehe, was dem andern nützen oder ihn erfreuen kann.

Wenn irgendein Motto, so paßt dieses für die Autobiographie. Wo Fanny Lewald individualisirt, auch das anscheinend Unbedeutendste, ist sie immer anziehend und interessant; wo über dem breiten Strom allgemeiner Reflexion das eigenthümlich Besondere einmal vergessen wird, erlahmt das Interesse des Lesers um so leichter.

Ferner aber ist neben der seltenen Treue des Gedächtnisses, welches der Autorin die Erlebnisse ferner Vergangenheit mit ursprünglicher Frische vor die Seele zaubert, die hohe Objectivität zu betonen, mit der die Verfasserin ihre eigene Persönlichkeit einer oft mikroskopischen Betrachtung unterwirft. An ihrer eigenen Entwickelungsgeschichte zeigt sie uns die Entwickelung einer hoch beanlagten deutschen Jungfrau im allgemeinen. Sie schont sich nicht und geht oft energisch mit sich ins Gericht, und wir bewundern die redliche Wahrhaftigkeit, mit welcher sie die Thorheiten ihrer Jugend keineswegs entschuldigt, sondern vielmehr geiselt und bloßstellt. Sie durchblättert die Seiten ihres Lebens nicht allein, um sich zu finden, wie sie gewesen ist, sondern wie sie hätte sein müssen. So gestaltet sich das Werk gewissermaßen zu einem Lehrbuch der Selbsterziehung, dessen praktische Winke sicherlich schon mancher Leserin von hohem Nutzen gewesen sind.

Der erste Band: „Im Vaterhause", reicht bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre der Verfasserin. Obwol

naturgemäß die Schilderung der Jugend eine reiche Handlung nicht entfalten kann, so entschädigt uns für das Stilleben der Ereignisse vollauf die liebenswürdige Darstellung des Vaterhauses, die Schärfe der Beobachtung, die Anschaulichkeit der gezeichneten Individuen und Situationen und die Kunst einer Miniaturmalerei, die in frischen und kecken Zügen die kleinen Genrebilder des mütterlichen Herdes, Töpfe und Kessel, Wäschschrank und Speisezettel, Küche und Keller mit gleicher Geschicklichkeit auf das Papier wirft, wie die Leiden und Freuden der ersten Schuljahre, die meisterhaft umrissenen Porträts der Pädagogen und der kleinen Mitschüler und Mitschülerinnen. Einen echt epischen Hintergrund für diese lebensvolle Detailmalerei bilden die düstern Ereignisse der Kindheitszeit der kleinen Fanny, Napoleon's Zug nach Rußland und der Rückzug der Trümmer des geschlagenen und vernichteten Heers.

Sinnig und gemüthvoll ist das Verhältniß der heranreifenden Jungfrau zu dem jungen Gelehrten Leopold geschildert. Hocherfreulich und erquickend sind die Stellen, in denen Fanny von ihrer unerschütterlichen Liebe und Verehrung für den Vater spricht, einer Persönlichkeit, die zumeist unser volles Interesse in Anspruch nimmt. Will uns zuweilen das patriarchalisch-absolute Regiment desselben ein wenig befremden, so gewinnt er doch wieder unsere ganze Liebe als helfender und rathender Freund der Familie, der die Menschen kennt und das Menschenherz, voll Nachsicht, reich an Kenntnissen und Erfahrungen des Lebens, ein Mann aus einem Guß, energisch, willensstark und doch bei aller Strenge von der innigsten Liebe zu Weib und Kind erfüllt.

Der zweite Band „Leidensjahre" umfaßt die Zeit vom einundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Jahre der Verfasserin. Hier bewährt sich dieselbe als eine Seelenmalerin von hoher Bedeutung. Wir sehen sie auf ihrer ersten Reise begriffen. Mit einer glücklichen Naivetät schildert sie den ersten Eindruck, den Berlin auf sie gemacht hat, wie sie sich so wichtig und interessant erschien in der neuen Umgebung, als liege die ganze Welt nun offen vor ihr da, als müsse ihr nun gleich das Beste und Allerschönste begegnen; und wie sie sich nun gar in dem neuen Reisenégligé in das Fenster legte, um mit verwunderten Augen das alterthümliche Schloß und die Statue des Großen Kurfürsten anzustaunen, da würde sie sich nicht im mindesten gewundert haben, wenn drüben an dem Fenster des Schlosses irgendein vornehmer und schöner junger Mann gestanden und sich stracks sterblich in sie verliebt hätte.

Je mehr indeß ihre Verwandten an ihr zu kritteln und zu modeln fanden, und je weniger der berliner Gesellschaftston nach ihrem Geschmacke war, um so mehr erfrischte sie sich an den Eindrücken, welche Theater und Kunst, vor allem das Neue Museum zu Berlin auf sie ausübten. Die Fortsetzung der Reisebeschreibung eröffnet uns eine ansehnliche Galerie fesselnder Landschafts- und Städtebilder und berühmter Persönlichkeiten, Porträts, die mit sicherm Pinsel entworfen sind und überall den Reiz unmittelbarer Begegnung widerspiegeln. Auch der Politik und Literatur gedenkt die Verfasserin mehrfach mit klarem Blick und gesundem Urtheil. Sehr anziehend ist der Aufenthalt in Baden-Baden geschildert, wo Fanny in der Familie ihres breslauer Onkels Friedrich Jakob Lewald verweilt, dessen einstige Begegnungen mit Goethe ihre Theilnahme beanspruchen, mit Börne und Ludwig Robert in Verkehr tritt und das damals stattfindende Hambacher Fest auf die junge Seele wirken läßt. Später reist sie mit der Familie ihres Onkels nach Breslau. Hier schließt sie Bekanntschaft mit den bedeutendsten Männern und nimmt lebhaften Antheil an jener literarischen Bewegung, welche Börne und Heine und die übrigen Tonangeber des Jungen Deutschland nicht minder wie die Dichter und Sänger der Romantik ins Leben riefen. Zu Heinrich Simon, ihrem Vetter, der in den Jahren 1848 und 1849 eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen war, faßt sie eine innige Neigung, die ohne Hoffnung schien.

Mit der Rückkehr in das Vaterhaus zu Königsberg beginnt nun jene obenerwähnte Seelenmalerei, deren Object der Zwiespalt in der Seele der Verfasserin selbst bildet. Diese psychologische Studie gehört zu den Glanzpunkten der Biographie. Fanny hat die Welt kennen gelernt, einen reichen Schatz neuer Anschauungen gesammelt, ihr Herz ist von junger Liebe schmerzlich erfüllt, ungeahnte Wünsche und Hoffnungen sind in ihr erwacht: so kehrt sie aus der Fremde in das Vaterhaus zurück, um im Vaterhaus — eine Fremde zu werden. Die Ihrigen sind unverändert geblieben, während sie selbst sich durchaus verändert hat. Eine verzehrende Unzufriedenheit bemächtigt sich der Seele Fanny's. Ihr Wesen und Betragen reizt die Angehörigen, denen sie jetzt nur mit halbem Herzen angehört, und diese lassen sie ihre Befremdung wieder empfinden. Ihre Gefühle und Empfindungen haben kein Echo im Vaterhause, sie gelten vielmehr für ungesund; die Bedürfnisse ihres Geistes nennt man überspannt, ihr Streben nach freier Selbstbestimmung wird als Herrschsucht, ihr Misbehagen als Undankbarkeit gedeutet. Es ist die alte und doch ewig neue Mär von dem Propheten, der nichts gilt in seinem Vaterlande, von dem höherstrebenden, nach Licht und Freiheit ringenden Herzen, das unverstanden, einsam in der Umgebung der Lieben schlägt, die es beglücken möchte und denen es doch nur Weh bereitet. Die hieraus entspringenden innern und äußern Conflicte und Seelenleiden werden mit überzeugender Wahrheit dargestellt, und wiederum ist es die Abwesenheit aller weichlichen Sentimentalität, aller nichtigen Gefühlsschwärmerei, was uns so angenehm berührt; die starke, willenskräftige Natur Fanny's verläßt sie in ihren Kämpfen nie ganz; sie vollzieht an sich die Selbstheilung und Selbstbefreiung, welche nur denen gelingt, die ihre Schmerzen nicht als ein unantastbares Heiligthum hüten und pflegen. So finden wir sie am Ausgange dieses Lebensabschnittes auf derjenigen Stufe der Entwickelung angelangt, für welche die Leidensjahre als eine Vorbereitung erscheinen, nach welcher, bewußt oder unbewußt, alle Phasen ihrer innern Wandlungen zielten: der Wunsch ihrer Seele ist zu leuchtender Klarheit gereift, Fanny Lewald tritt mit vollem und erhebendem Bewußtsein in die Künstlerlaufbahn ein.

Zu diesen innern Kämpfen kamen noch mannichfache andere Leiden. Immer zwar blieb es der Vater, der am

besten und vorurtheilslosesten in der Seele seines Kindes zu lesen wußte, aber auch mit ihm hatte sie infolge der Zurückweisung eines von ihm warm empfohlenen Heirathsantrags schweren Kampf zu bestehen. Dazwischen erfreuen uns wieder die Bilder bedeutender Künstler, die nach Königsberg kamen, Charakteristiken von Holtei, Frau Crelinger, der Schröder-Devrient und andern. Im Januar 1839 erhielt sie die erschütternde Nachricht, daß ihr Vetter Heinrich Simon, ebenso hoffnungslos wie sie selbst, eine Andere liebe. Einfach und doch tief ergreifend ist die Schilderung der diese Nachricht begleitenden Umstände. Fanny Lewald darf mit Recht am Schlusse des sechzehnten Kapitels des zweiten Bandes von sich sagen:

Damit man aber solche auf das innere und äußere Leben gerichtete Memoiren schreiben könne, sind drei Vorbedingungen unerlaßlich. Es gehört dazu ein durch die Phantasie nicht bestochenes und nicht zu beirrendes Gedächtniß, wie die Natur es mir verliehen. Es gehören dazu ein fester Glaube an die überzeugende Kraft und Macht der Wahrheit, und ein Lebensweg, dessen man sich, trotz seiner Irrthümer, mit all seinen Leiden und Freuden nicht zu schämen hat.

Eine zweite Reise nach Berlin ist reich an interessanten Schilderungen. Besonders anmuthend aber ist der Schluß dieses Buchs, die Darstellung der kleinen Ereignisse, die Fanny in die Schriftstellerbahn lockten, und der Jubel der Empfindung, mit diesem Entschlusse einen unverrückbaren Leitstern für alle Irrwege des Lebens gefunden zu haben.

Der dritte Band der Biographie endlich: „Befreiung und Wanderleben“, bietet zu den vorhergehenden womöglich noch eine Steigerung. Die allgemeinen Betrachtungen, die eingestreuten Mittheilungen über Zeitgenossen und Zeitverhältnisse überragen die der frühern Bände an Bedeutsamkeit. Es ist ein überaus feiner Zug der Verfasserin, mit den reifenden Jahren, mit dem Wachsthum der Beobachtung und des Urtheils auch die Kapitel ihrer Lebensgeschichte reifen und wachsen und sich vertiefen zu lassen. Der Band umfaßt die Jahre von 1840—45. Der Lebenswunsch der Verfasserin ist erfüllt: äußere und innere Selbständigkeit der Existenz, der materielle Erwerb aus eigener Kraft und der Triumph über die der Freiheit des Weibes wehrenden Vorurtheile. Die Entstehungsgeschichte ihrer Erstlingswerke „Clementine“ und „Jenny“ wird uns erzählt; die Familienereignisse, die zum Theil eine düstere Färbung annehmen, werden mit einer nahezu plastischen Anschaulichkeit geschildert; erneute Ausflüge nach Breslau, Teplitz, Franzensbad und Berlin, der Antritt der italienischen Reise erweitern und vertiefen die Weltanschauung der Erzählerin, und wiederum sind es die feinen Charakteristiken namhafter Zeitgenossen, vor allen die eines Varnhagen von Ense, Wilibald Alexis, Theodor Mundt, Theodor Mügge, Berthold Auerbach, Dr. Julius Waldeck, der Hofräthin Herz, Sara Levy aus den berliner Kreisen, eines Johann Jacoby, Ludwig Crelinger, Karl Rosenkranz, Ludwig Walesrode aus den königsberger Begegnungen, ferner des mehrfach erwähnten Vetters Heinrich Simon, von Georg Herwegh, Moritz Hartmann, Justinus Kerner, August Lewald, Franz Liszt, Sabine Heinefetter u. s. w., die uns ein Stück zeitgenössischer Entwickelungsgeschichte aufrollen, ohne Schmeichelei, stets mit dem Gepräge der Wahrhaftigkeit, meist die Eigenart der Persönlichkeiten betonend. Auch die ruhige, leidenschaftslose Darlegung des freiern, auf Selbstdenken beruhenden religiösen Standpunktes der Verfasserin kann nur unsere Achtung vor dem Charakter derselben vermehren.

Wir haben bei dieser Autobiographie um so länger verweilen zu müssen geglaubt, weil einerseits das Wirken eines Schriftstellers nur vollständig aus den Lebensumständen desselben begriffen werden kann, und weil wir andererseits — wir wiederholen es — dieses Werk für die bedeutendste Schöpfung Fanny Lewald's halten müssen. „Wahrheit und Dichtung“ gibt uns die Verfasserin insofern, als der objectiv erfaßte, wahrheitsgetreue Inhalt des Werks in einer dichterisch vollendeten Form zur Erscheinung kommt. Form und Gehalt verschmelzen sich auf das schönste. Eine Sammlung von „Lichtstrahlen“ aus dieser Biographie müßte um so willkommener sein, als die mannichfachen, beherzigenswerthen Reflexionen über Erziehung, Kunst und Leben in kurzer Aufeinanderfolge erst recht den Gedankenreichthum der Dichterin offenbaren würden.

Die nächsten vier Bände der Gesammtausgabe bildet der große Doppelroman: „Von Geschlecht zu Geschlecht.“ Auch hier ist die Composition im großen und ganzen wol zu rühmen, wiewol hier und da eine gewisse redselige Breite der Darstellung den straffern Gang der Handlung beeinträchtigt. Hätte sich die „revidirende“ Hand der Verfasserin vielleicht entschlossen, einige umfangreichere Kürzungen des Romans vorzunehmen, einiges unbedeutende Beiwerk auszuscheiden, es würde dem Ganzen sicherlich zugute gekommen sein. Nicht der Umfang eines imposanten Bauwerks bedingt dessen ästhetische Bedeutung, sondern die Harmonie seiner Theile. Was man aber diesem Romangebäude mit Fug und Recht wird nachrühmen dürfen, das ist die Solidität der ethischen Fundamente, auf denen es sich aufbaut, die lichtvolle Durchführung des Grundgedankens, die consequente und logische Durchbildung der geschilderten Charaktere, die Würde und Anmuth der Sprache, die saubere Correctheit des Stils, die Tiefe der niemals seichten Reflexion, das glückliche Hervorheben alles Individuellen und Eigenartigen, was nur dem gelingen kann, der selbst eine eigenartige Individualität besitzt.

Die letzten drei Bände bringen die ersten Arbeiten der Verfasserin, die Erzählungen „Clementine“ und „Auf rother Erde“, sowie die Romane „Jenny“ und „Eine Lebensfrage“. Diesen Bänden hat Fanny Lewald eine Vorrede vorausgeschickt, „weil das Interesse, welches sie vom Leser beanspruchen, jetzt zum Theil bereits ein historisches ist“. Sodann fährt sie fort: „Ueber die Entstehungsgeschichte der drei Romane gibt meine eigene Lebensgeschichte weitläufigern Aufschluß, und ich habe diesem eigentlich hier nur noch hinzuzufügen, daß es mich jetzt, als ich diese meine ersten Dichtungen, behufs des Neudrucks, nach einem Menschenalter wieder einmal gründlich durchnahm, selbst überrascht hat, bis zu welchem Grade sie Tendenzschriften gewesen sind.“ Wenn sie dann weiterhin bemerkt, daß jeder größern oder kleinern Dichtung ein bestimmter, leitender und durchdringender Gedanke innewohnen müsse, und daß diejenigen Dichtungen in uns am mächtigsten wirken und nachwirken, die in unserm Geiste einen uns

zusagenden oder fördernden Gedanken zurücklassen, und daß die ältern classischen wie die besten neuern Romane alle sammt und sonders einen festen ethischen Grundgedanken haben, von dem aus sie sich auferbauen, so müssen wir dieser Ansicht nicht allein beipflichten, sondern auch zugestehen, daß es der Verfasserin gelungen ist, in ihren eigenen Romanen, vor allem in ihrem Werke „Von Geschlecht zu Geschlecht", aber auch nicht minder in ihren kleinern Schöpfungen, wie in der „Clementine", den tendenziösen Grundgedanken so zu verarbeiten, daß er sich nicht einseitig und absichtlich überall hervordrängt und auf diese Weise belästigt, sondern vielmehr in dem Stoffe der Erzählung, in den Handlungen und Dialogen der Personen gleichsam krystallisirt erscheint. Das Tendenziöse in diesen Romanen gemahnt nicht wie das leere, prahlerische Etikett auf der Flasche, sondern bildet vielmehr den eigenthümlichen Duft und Gehalt des in derselben enthaltenen, von der Glut eines bestimmten Jahres gezeitigten Weins. Tendenz und Erzählung klaffen nicht auseinander, sondern die letztere ist das Kleid der erstern, durch welches diese hindurchschimmert, wie die Körperformen einer griechischen Statue durch die Gewandung hindurchleuchten. In diesem Sinne erheben sich die Schriften Fanny Lewald's weit über das Niveau bloßer Gelegenheitsliteratur und dürfen einen dauernden Werth beanspruchen als Merksteine der Kämpfe früherer Tage, „als Denkmale unsers frühern Ringens wie unserer Fortschritte auf dem Wege zu geistiger und sittlicher Befreiung".

Dies erschließt uns eine neue Seite in den Bestrebungen der Verfasserin. Sie weiß, daß des Schriftstellers Beruf über die Unterhaltung hinaus auf die Fortentwickelung seines Vaterlandes gerichtet sein muß. Und wahrlich, unserer Dichterin gebricht es keineswegs an diesem künstlerischen Patriotismus. Die Läuterung des Volksgeistes, die Lösung ethischer und socialer Fragen liegen ihr am Herzen. Dabei tritt sie nicht als eine doctrinäre Moralistin auf oder als eine sentimentale Kassandra, sondern sieht den Dingen, wie sie wirklich sind, keck in das Gesicht, mit sittlichem Ernst und männlichem Freimuth, die Begeisterung für die hohen Ziele des deutschen Volks schürend und immer ringend, die erkannte Wahrheit mit furchtloser Wahrhaftigkeit zu verkünden.

Und diesem Streben ist sie treu geblieben. Was sie z. B. in ihrer Jugendarbeit „Clementine" aus vollem Herzen über die Stellung des Weibes gesprochen, das hat sie auch in der spätern Zeit nie aufgehört zu verfechten. Doch über diese Emancipationsschriften sowol wie ihre touristischen Arbeiten ein gerechtes Urtheil abzugeben, wird erst dann möglich sein, wenn auch diese kleinern Schöpfungen Fanny Lewald's in der Gesammtausgabe der Werke und in ihrer Vollzähligkeit werden aufgenommen worden sein.

Ernstes Erfassen des schriftstellerischen Berufs, gewissenhafter Fleiß, ein warmer Herzschlag ür die jemaligen Interessen der Gegenwart, ein ungewöhnliches Compositionstalent, die glückliche Gabe der Individualisirung ihrer erfundenen oder dem Leben entnommenen Charaktere, ein durchgebildeter Stil, strengste Wahrhaftigkeit in Inhalt und Ausdruck — das sind die großen Vorzüge, die den Werken Fanny Lewald's so allgemeine und verdiente Anerkennung erworben haben. Nur wer immer nach dem Besten strebt, der wird das Gute leisten.

In Fanny Lewald überwiegen die Kräfte des Verstandes den lyrischen Schwung der Phantasie. Sie ist keine Dichterin in dem Sinne lyrischer Poeten: es mangelt ihr der hinreißende Schmelz der Diction, die leidenschaftliche Glut des Ausdrucks, die stets nach neuen Bildern greift und in kühnen Metaphern sich Luft macht; aber sie ist eine Dichterin in ihrer Intuition, eine Dichterin in der Gestaltung ihrer darzustellenden Handlungen, in der psychologisch-divinatorischen Enthüllung des Menschenherzens, in dem genialen Blicke, der die Bedürfnisse der Zeit erräth und ihnen entgegenkommt, in dem Streben, den unruhigen Pulsschlag der Gegenwart künstlerisch zu besänftigen.

Wie auch die Urtheile einer spätern Generation über Fanny Lewald lauten mögen, auch die misgünstigsten werden ihr zugestehen müssen, was sie am Schlusse des zweiten Bandes ihrer Lebensbeschreibung über ihr Streben in den schönen, ehrenvollen Worten sagt:

> Es war kein unbewußtes Hineindämmern in die Zaubergärten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volks und von der Gewalt des Wortes über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder wie gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit hieß. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten!

Emil Taubert.

Römische Lyriker.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet die formale Entwickelung der römischen Lyrik. Nachdem der epische Hexameter in die römische Verskunst nicht nur eingeführt, sondern mit genauer Abwägung der Silbendauer künstlich und künstlerisch durchgeführt worden war, trat eine ganze Dichtergeneration mit unablässigen Versuchen hervor, die auf Einbürgerung der leichten und zierlichen griechischen Lyrik gerichtet waren. Von diesen Versuchen sind uns Bruchstücke erhalten, welche hinlänglich bekunden, wie viel Arbeit erforderlich war, bis die schwerfällige Sprache Roms sich in das leichte Rhythmenspiel der hellenischen Dichter fügte. Auch die Lieder des Catull zeigen noch Spuren des Kampfes zwischen der altrömischen Spracheigenthümlichkeit und der siegenden griechischen Versart. Indessen steht Catull schon sehr nahe der Formvollendung, welche wir an Horaz, Tibull, Properz, Ovid bewundern.

Es ist leicht erklärlich, daß sich unter den hellenisirenden Dichtern eine gewissermaßen schulmäßige Tradition in Verwendung der sprachlichen und rhythmischen Darstellungsmittel ausbildete. Und so sehen wir denn wirk-

lich nicht nur eine Verwandtschaft der poetischen Technik, sondern geradezu Wiederholung und Reminiscenz in dem erwähnten Dichterkreise vielfach auftauchen. Die wenigsten Vergleichungspunkte bietet Horaz, was in den von ihm cultivirten Dichtungsarten seinen Grund hat. Dagegen auffallend ist die Wiederkehr gleicher Figuren in Sprache und Rhythmus bei den vier Elegiendichtern.

Lehrreich ist die Erörterung, welche Anton Zingerle dieser Erscheinung gewidmet hat.

1. Ovidius und sein Verhältniß zu den Vorgängern und gleichzeitigen römischen Dichtern von Anton Zingerle. Erstes Heft: Ovid, Catull, Tibull, Properz. Innsbruck, Wagner. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Seine Untersuchungen gelten hauptsächlich dem Ovid und heben die Anklänge und Wiederholungen in dessen eigenen Gedichten, sowie mit Bezug auf die Werke seiner Vorgänger durch reichhaltige Beispielsammlungen hervor. Die Verwandtschaft der vier Elegiker zeigt sich indessen nicht nur in der metrischen Form, sondern auch in der Behandlung gleicher oder ähnlicher Stoffe, in der Verwendung derselben Motive und, mit Ausnahme des Tibull, in der Anlage größerer Schilderungen. Ueber Ovid fällt Zingerle das Urtheil, daß er, „wenn er auch viel und manchmal, wol ohne es zu bemerken, zu viel auf fremdem Boden steht, immer mit einem gewissen Glücke gerade das vorzugsweise nachahmt, was seiner ganzen Manier am besten entspricht: wir könnten Ovid in dieser Beziehung nicht unpassend mit einem Paradoxon als originellen Nachahmer bezeichnen".

Wie Ovid durch äußere, glänzende Technik, so zeichnet sich Catull durch innere poetische Kraft aus. Letzterer verdient und erwirbt sich daher wärmere Zuneigung. Zu den Versuchen, diesen Dichter unserm Gefühle recht nahe zu bringen, ist jüngst ein neuer getreten:

2. Des Quintus Valerius Catullus Dichtungen in rein deutschem Gewande von J. H. C. Delagrise. Nebst Einleitung und sachlichen Erläuterungen, hauptsächlich von M. Haupt, aus dessen Leipziger Vorlesungen über Catull. Helmstedt, Bruhn. 1870. 8. 20 Ngr.

Die Einleitung liest sich nicht glatt, sie bewegt sich nicht in wohlausgeführter Darstellung, sondern setzt Behauptungen oft abrupt nebeneinander, ohne erleichternde Bindeglieder zu bieten, die einem nicht-philologischen Leser das Verständniß vermitteln könnten. Auch vermißt man ungern in einer literarhistorischen Einleitung die wichtigen, im letzten Decennium gewonnenen Resultate der Catull-Kritik. Die Uebersetzung dagegen ist glatt, leicht und enthält manches Gelungene. Den Gedichten sind zum Theil moderne Ueberschriften gegeben, und auch die Darstellungsmittel sind möglichst modern. Z. B.:

Apropos!

Vor Südwind, Furius, ist, vor Nord mein Gut geborgen,
Wie vor dem Abendwind und vor dem Wind aus Morgen;
Doch funfzehntausend und zweihundert Thaler sind
Als Hypothekschuld auch ein ganz verfluchter Wind.

Außer der Uebersetzung und Einleitung enthält das Buch noch den Aufsatz von Fröhlich über die Anordnung der Gedichte des Quintus Valerius Catullus, Erläuterungen und die Verdeutschung des Säcularliedes von Horaz.

W. Brambach.

Aus dem Elsaß.

Deutsche Sage im Elsaß von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Kröner. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wieder ein Zeugniß der lebhaften Thätigkeit, womit die deutsche Wissenschaft ihrerseits die schöne, aber schwere Aufgabe der Wiedervereinigung des Elsaß zu lösen sich bemüht. Wir hoffen, daß es auch bei unsern überrheinischen Landsleuten die verdiente Beachtung findet, um so mehr, da es überall auf den trefflichen Vorarbeiten der elsasser Localforscher ruht. Was einst August Stöber, Ludwig Schneegans, Strobel, Muhl u. a. gleichsam als die letzten heiligen Reliquien deutscher Art gesammelt hatten, um es vor der scheinbar unaufhaltsam einreißenden Verwelschung wenigstens in den Schutz der deutschen Wissenschaft zu retten, das trägt für uns, denen das unvergleichliche Glück zutheil geworden ist, das Jahr 1870 mit vollem Bewußtsein zu erleben, eine andere Physiognomie. Auch jetzt sind es noch Trümmer und zwar spärliche eines unendlich reichen untergegangenen Schatzes echt volksmäßiger Weltanschauung und poetischer Gestaltung der Wirklichkeit, wir schauen jetzt aber nicht mit verzweifelter Resignation darauf zurück, sondern mit der befriedigten Genugthuung, daß der Kern des Wesens, aus dem heraus alle diese wechselnden Gebilde erzeugt worden sind, doch ein unzerstörbar deutscher geblieben ist. Denn seine halb schnackische, halb widerliche Verhüllung durch die abgetragenen Fetzen einstigen pariser Modetandes kann ja kein schärfer blickendes Auge täuschen. Man muß nur ruhig die Zeit abwarten, bis alle unsere guten Landsleute, deren echt deutsche Schwergründigkeit und Hartnäckigkeit sich auch in der Possenreißerei nicht verleugnet, des Firlefanzes selbst überdrüßig werden und sich seiner als kindisch zu schämen beginnen.

Ist ja doch selbst in dem angeblich so ganz verwelschten Elsaß die deutsche Sagenbildung so wenig verdorrt auch in unserer materialistisch-nüchternen Gegenwart wie das echte deutsche Volkslied. Beide treiben noch immer die gesundesten Sprossen, und der ganze Unterschied von früher besteht nur darin, daß die Erinnerungen einer frühern Zeit, die einst durch eine Reihe von Jahrhunderten in dem wenig bewegten Volksgemüth fast unverändert sich fortpflanzen mochten, heute dem raschern Gange der Geschichte gegenüber und vor den massenhaften neuen Eindrücken, welche von allen Seiten bis in jene einst ganz passiven oder indolenten Volksschichten hineinzittern, nicht mehr in ihrer alten Form sich erhalten können. Aber sie verändern nur die Form, nicht ihre Substanz, und die neuen Sagengebilde sind genau nach dem Typus und Wesen der alten gestaltet. Deshalb wäre es eine ebenso dankbare Aufgabe, wie die von so vielen fleißigen Händen ergriffene der Sammlung aller Trümmer der Vergangenheit und ihrer

historisch genetischen Analyse, auch einmal an die Erforschung der eigentlich dauernden Typen zu gehen, nach denen der deutsche Volksgeist die Thatsachen der Geschichte, die auffälligsten Erscheinungen des äußern Lebens, in Sage und Lied umsetzt. Es wäre das ein sehr wichtiger Beitrag zu der Erkenntniß der an und für sich feststehenden Construction der deutschen Volksseele und der Gesetze, nach denen sie sich zu bewegen gewohnt oder genöthigt ist.

Unser vorliegendes Buch gibt nach dem Vorbild so vieler tüchtiger Vorgänger, die alle zusammen doch auf die epochemachenden deutschen Sagen der Brüder Grimm zurücklaufen, eine systematisch geordnete Uebersicht des gesammten elsasser Sagenmaterials, nebst gelehrten Excursen, von denen manche, z. B. der über die bekannte, auch in Elsaß localisirte Legende des hundert Jahre im Zauberschlafe oder wachen Traume entrückten Mönchs, oder des Helden der Schiller'schen Ballade vom Gang nach dem Eisenhammer, in die jetzt so unermeßlich erweiterten Fernen der vergleichenden Sagenforschung mit Glück einzudringen versuchen. Ueberall ist die vollständige Benutzung des reichen Apparats der modernen Wissenschaft ersichtlich, von dessen unendlichem Horizonte erst die vergleichende Sprachwissenschaft und ihre Tochter, die vergleichende Mythologie, eine Ahnung gegeben hat. So wird das, was man einst mit eng beschränktem Blicke nothwendig als ein Erzeugniß des Bodens ansehen mußte, auf dem es von der Hand des Sammlers und Forschers gepflückt wurde, jetzt fast immer exotisch oder kosmopolitisch. Aber sowenig unsere prächtigen Kastanien- und Nußbäume, oder unsere Rosen und Lilien deshalb aufhören echt deutsch zu sein, weil wir von ihnen mit urkundlicher Gewißheit nachweisen können, daß es einst eine Zeit gab, wo sie noch nicht den deutschen Boden schmückten, ebenso wenig thut es der deutschen Signatur der Gebilde des dichtenden Volksgeistes irgendwie Eintrag, daß er die Motive dazu einstmals in einer meist nicht zu fixirenden Urzeit aus irgendeinem fremden Boden herübergeholt hat, oder daß sie ihm von dort wie Samenkörner durch die Luft zugeflogen sind.

Ueberblickt man das gesammte elsasser Sagenmaterial, so ist neben den allgemein durch ganz Deutschland hindurchgehenden Grundzügen, die natürlich überall und auch hier eine locale Anschmiegung an Namen von Personen und Oertlichkeiten oder Zufälligkeiten der Localgeschichte erfuhren, des Besondern relativ nicht sehr viel. Aber so ist es überall auf deutschem Boden: je tiefer unsere Forschung in das eigentliche Grundelement der deutschen Entwickelung, es sei auf welchem Gebiet es wolle, eindringt, desto entschiedener treten überall, in Sprache und Sitte, in Recht und Glauben, die einigenden oder einheitlichen Züge hervor. Aber, und dies ist eine andere, leichter zu erfassende, weil mehr an der Oberfläche liegende Eigenthümlichkeit dieser Volksart, ihre Erzeugnisse sind bei aller innern Einheitlichkeit völlig frei von aller äußern Einförmigkeit, wie sie z. B. bei unendlich ausgedehnten Massen der Slawen herrscht. Dort ist das Verhältniß umgekehrt: der oberflächliche Blick sieht überall nur ein und dieselbe Physiognomie, und die wirklichen unausgeglichenen und unausgleichbaren Dissonanzen in der Volksseele bleiben darüber verborgen. Die überschwengliche Reichhaltigkeit der äußern Formgebung in den Erzeugnissen des naiven deutschen Volksgeistes könnte dagegen zu dem Irrthum verführen, daß er überhaupt sozusagen particularistisch oder atomistisch angelegt sei. Auf politischem und socialem Gebiete hat uns dieser von feindseligen Mächten ausgebeutete Wahn schwere, beinahe an das Leben — wenn dies nicht unzerstörbar wäre — tastende Opfer gekostet, und eine gewisse Sorte ebenso verkehrten wie schädlichen Doctrinarismus kann sich noch jetzt nicht davon losmachen. Indessen bürgt die Vernunft der Dinge, die stärker ist als die Beschränktheit einiger Querköpfe, dafür, daß der Schade kein dauernder sein wird. Jeder aber, der noch zu lernen befähigt ist, möge doch auch aus diesem Buche ersehen, wie stark die zusammenhaltenden Mächte unsers deutschen Volksthums sind.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Johann Heinrich Voß" von W. Herbst sagt die „Saturday Review" vom 20. April d. J.: „Wenige Männer, die nicht mit schöpferischem Genius begabt waren, haben die Literatur ihres Vaterlandes mehr gegen sich verpflichtet als Johann Heinrich Voß, und sein Leben bietet eine hinlängliche Zahl von Ereignissen und charakteristischen Zügen, um die Mühe eines Biographen zu lohnen. W. Herbst hat im vorliegenden Bande einen trefflichen Anfang dazu gemacht; sein einziger scheinbarer Fehler ist nur der, daß er von der gewöhnlichen Schwäche der kritiklosen Bewunderung allzu frei ist und seinen Helden kaum so hochstellt, wie er es billigerweise könnte. Es muß zugegeben werden, daß der vortreffliche Voß ausnahmsweise prosaisch für einen Poeten war; allein der gediegene Werth und die rauhe Selbständigkeit seines Charakters imponiren, wo sie nicht anziehen können. Die solide, aber hausbackene Beschaffenheit seines Geistes hat mit der seines englischen Zeitgenossen Crabbe große Verwandtschaft; gleich diesem verdankt er seine Berühmtheit weniger irgendeiner besonders hervorragenden Eigenschaft seines Genius, als vielmehr der glücklichen Entdeckung eines vor ihm noch nicht behandelten und seinen Kräften gänzlich angemessenen eigenthümlichen Kunstzweigs. Crabbe fand, daß das alltägliche Leben des englischen Bauers noch zu schildern übrigbleibe, und schilderte es. Voß entdeckte die Leichtigkeit, mit welcher allein unter den neuern Sprachen die biegsame und volltönende deutsche Sprache sich der Wiedergabe der classischen Versmaße anpassen ließe, und er verlieh seiner vaterländischen Literatur die Fähigkeit, sich die Literatur Griechenlands und Roms anzueignen. Seine nachlässige Versificirung mag von seinen Nachfolgern übertroffen worden sein; allein seine Stelle in den Annalen der deutschen Literatur, wie Niebuhr es trefflich ausgedrückt hat, ist nicht die eines Copisten, sondern eines zweiten Schöpfers der classischen Literatur. Seine Idylle «Luise», obschon bald nachher von einem größern Dichter übertroffen und jetzt nicht

viel gelesen, bildet dennoch eine Epoche in der deutschen Dichtung, indem sie den Sieg der Natur über Pedanterie nicht weniger entschieden bezeichnet, als die ähnlichen Werke Cowper's bei uns. Rechnet man zu diesen Leistungen noch seine erfolgreiche Redaction des «Musenalmanach», seine philologischen Arbeiten und mannichfaltigen Beziehungen zu den hervorragenden Männern seiner Zeit, welche letztern verschiedene höchst lebhafte und hartnäckige Streitigkeiten in sich schließen, hinzu, so wird es einleuchten, daß hier Stoff genug zu einer vorzüglichen literarischen Biographie vorliegt, und Herbst hat ihn auch durch treffliche Anordnung und eine körnige Diction gut benutzt.... Der im allgemeinen interessanteste Abschnitt ist die Schilderung des biderben, gesunden, aber durchaus prosaischen Charakters der Personen und Dinge zu Otterndorf, dem Orte, welcher vor allen andern der eigenthümlichen Gemüthsart Voß' am meisten verwandt war."

In der „Academy" vom 1. April schließt Hr. Pattison eine Besprechung der „Zehn ausgewählten Essays" u. s. w. von Hermann Grimm mit folgenden Worten:

„Wenn indessen hier gewisse Zeichen angedeutet sind, die der englische Kritiker in Gemeinschaft mit der nichtdeutschen Welt für Zeichen unvollkommener oder unrichtig gezogener Wahrnehmung hält, so geschieht das mit vieler Zurückhaltung des Urtheils und mit einem dringenden Wunsche, die werthvollen Eigenschaften des Grimm'schen Buchs gebührend hervorzuheben. Niemand, der es liest, wird ermangeln zu sehen, wie frei es von Prätensionen und Phrasenmacherei ist, oder sich von der Art und Weise angezogen zu fühlen, wie die Hauptzüge jedes Zeitalters skizzirt, von der Kraft, mit welcher er jeden Einzelnen individualisirt, ihn mit seiner Zeit in Verbindung bringt und in seinen Werken ihn liest."

Ueber „S. Clarke's Leben und Lehre" u. s. w. von R. Zimmermann sagt Mr. Sidgwick in demselben Blatte, es sei diese „sorgfältige Studie" über den einen englischen Aprioriker, wie Zimmermann ihn nenne, eine beachtenswerthe Ausnahme von der allgemeinen Vernachlässigung englischer Metaphysik — abgesehen von der einzigen Entwickelung des Empirismus von Locke bis Hume —, welche unter deutschen Forschern der Geschichte der Philosophie herrscht. Den Hauptmangel dieser Monographie findet er darin, daß sie nicht Clarke's Verhältniß zur englischen Philosophie im allgemeinen genügend beleuchte. Zimmermann z. B. sehe in Clarke einen Gegner Locke's, wogegen in Wahrheit zwischen Locke's Beweis vom Dasein Gottes und dem entwickeltern und präcisern Clarke's so viel Uebereinstimmung stattfindet, als zwischen zwei Denkern, die derselben Schule zugezählt werden, gewöhnlich herrsche. Wie sehr man übrigens Kant jetzt drüben pflegt, mag man daraus ersehen, daß soeben bei Longman der erste Band eines größern Werks betitelt: „Kant's Critical Philosophy for English Readers", von Professor J. P. Mahaffy erschienen ist, und daß Professor Robertson von der londoner Universität sechs Vorlesungen über die Kant'sche Philosophie anzeigt. Dieselbe Nummer enthält eine eingehende und anerkennende Besprechung des „Lord Byron" von K. Elze, das als ein sehr zeitgemäßes Werk begrüßt wird.

In „The Illustrated Review" vom 1. Mai d. J. finden wir eine zweite Notiz über „Johannes Olaf" und dessen Verfasserin, worin es heißt: „Lassen Sie mich auch hinzufügen, daß, wenn ich sie als unsern «George Eliot» bezeichnet habe, dies nicht buchstäblich genommen werden dürfe. Ihr eben erwähnter höchst bemerkenswerther Roman beschäftigt sich, wie die «Saturday Review» richtig hervorgehoben hat, mehr mit Ereignissen als mit Charakterschilderung. Es ist indessen bei der im vorliegenden Werke entfalteten Tüchtigkeit kein Zweifel, daß die Verfasserin ganz ebenso fähig sein würde, uns einen Charakterroman zu geben, d. h. noch minutiöser auf die Analyse ihrer Charaktere einzugehen; in «Johannes Olaf» aber scheint sie die reichen und mannichfaltigen Erfahrungen oder Beobachtungen ihres ganzen Lebens niedergelegt zu haben; denn sie hat einen solchen Schatz von Gedanken darin aufgespeichert, daß sie nothwendigerweise in vielen Fällen genöthigt ist, sich darauf zu beschränken, blos über die Oberfläche der Dinge hinzugleiten, statt einen der vielen berührten Gegenstände erschöpfend zu behandeln. Weit davon also, ermüdet zu werden, wird der Leser unter so bewandten Umständen oft in die Lage des Tantalus versetzt und sehnt sich nach einer ausführlichern Schilderung der mannichfachen Scenen, die an ihm vorübergeführt werden. Uebrigens machen die hochgestimmten Betrachtungen und scharfsinnigen Bemerkungen, die sie ihren Charakteren in den Mund legt, den Roman höchst anregend."

Ueber den vierten Band von Honegger's „Grundsteine der allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" sagt die „Saturday Review" vom 18. Mai: „Die streng chronologische Eintheilung dieses Werks hat zwar ihre Vortheile, zerstört aber die Einheit des Gegenstandes. Die Thronbesteigung Ludwig Philipp's traf zufällig mit dem Beginn einer neuen Literaturepoche zusammen; sie wurde aber nicht mit seinem Sturze beendet, und die Beschränkung der Kritik auf diejenigen Werke, welche gerade innerhalb dieses willkürlich abgegrenzten Zeitraums veröffentlicht wurden, ist ebenso ungerecht gegen die Schriftsteller wie gegen die Literaturen, die sie vertreten. So kann man sich z. B. keine richtige Vorstellung von dem allgemeinen Kennzeichen der heutigen englischen Novellistik ohne eine ausführliche Berücksichtigung von Thackeray und George Eliot bilden, die gleichwol infolge der chronologischen Schranken des Verfassers ausgeschlossen sind. Seine eigenen Beurtheilungen sind, wenn auch nicht originell und schlagend, doch im allgemeinen verständig und sachgemäß; sein Werk ist indessen als Ganzes zu fragmentarisch und unverhältnißmäßig, um seinen Zweck als vollständigen Ueberblick der geistigen Cultur des Zeitalters zu erfüllen."

Von „Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker" von Jürgen Bona Meyer sagt dasselbe Blatt: „Diese Vorlesung ist unparteiisch und darf sogar als großmüthig in ihrer Nachsicht gegen einen philosophischen Gegner gehalten werden, dessen Persönlichkeit so viele Angriffspunkte darbietet. Nichtsdestoweniger scheint der Verfasser sich von der Macht des Schopenhauer'schen Charakters und von seiner eigenthümlichen Bedeutung als europäischer Vertreter der Geistesrichtung, welche die am weitesten verbreitete der orientalischen Religionen — den Buddhismus — hervorgebracht hat, eine nur unzulängliche Vorstellung gebildet zu haben."

Ueber „Shakspeare-Studien" von Otto Ludwig heißt es ebendaselbst: „Der verstorbene Otto Ludwig, der für einen der hoffnungsvollsten Dramatiker des heutigen Deutschland angesehen wurde, hat in einer Masse hauptsächlich auf Shakspeare sich beziehenden Bemerkungen und Betrachtungen, die nach seinem Ableben für würdig befunden wurden veröffentlicht zu werden, einen befriedigenden Beweis von dem Eifer hinterlassen, mit welchem er seine Kunst gepflegt hat. Als Aufzeichnungen eines Dramatikers von Fach zu dessen eigenem Gebrauche kann sie ihre praktische Bezugnahme auf die Bühnenökonomie der Beachtung dramatischer Schriftsteller empfehlen; zugleich gewähren sie ein nicht uninteressantes psychologisches Studium in Bezug auf die Art und Weise, wie der deutsche Geist ästhetische Forschungen anstellt. Der gewöhnliche Leser wird das Buch schwerlich anziehend finden. Der allgemeine Zweck desselben ist, den poetischen Idealismus mit den Grundsätzen der realistischen Schule der dramatischen Poesie in Einklang zu bringen, und dies scheint nach des Herausgebers ausführlicher Einleitung auch das Ziel gewesen zu sein, welches sich der Verfasser in seinen eigenen dramatischen Versuchen gesetzt hatte."

Bibliographie.

Alexis, W., Vaterländische Romane. Neue wohlfeile Ausgabe in Halbbänden. 1ster Halbband. Berlin, Janke. 8. 7½ Ngr.

Aus vielen Meeren. Fahrten und Abenteuer eines deutschen See-Offiziers. Herausgegeben von P. Emrich. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baumbach, Arnold von Selehofen, Erzbischof von Mainz. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Bastian, Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Russlands. Herausgegeben von E. Herrmann. — A. u. d. T.: Russland unter Peter dem Grossen.

Nach den handschriftlichen Berichten J. G. Vockehordt's und O. Pleyer's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 28 Ngr.

Blanckertz, E., Die soziale Reform durch die Justirung des Geldes und der Waare oder die Lösung der Arbeiterfrage liegt in der Organisation des Handelsverkehrs, nicht der Arbeit. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 Ngr.

Bloch's, E., Dilettanten-Bühne. Nr. 69: Drei Zeitungs-Annoncen. Posse von C. Helmerding. Berlin, Lassar. 8. 7½ Ngr.

— — Theater-Gartenlaube. Begründet von W. Friedrich. Fortgesetzt unter Mitwirkung von C. A. Görner, Th. Gaßmann, C. Helmerding &c. Nr. 138: Das eiserne Kreuz. Lebensbild von E. Wichert. Berlin, Lassar. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Volks-Theater. Nr. 25: Lebende Bilder. Familiengemälde von M. Bauermeister. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Blumenfeld, W. A., Laub und Blumen zum Ehrenkranze für das glänzend erstandene deutsche Reich. Kassel, Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Brentano, L., Die Arbeitergilden der Gegenwart. 2ter Bd. Zur Kritik der englischen Gewerkvereine. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Offener Brief an die deutschen Fürsten und das deutsche Volk. Dresden, Krassewski. Gr. 8. 5 Ngr.

Brockhaus, H., Vollständiges Verzeichniss der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Fedr. Arn. Brockhaus im Jahre 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1872 verlegten Werke. In chronologischer Folge mit biographischen und literarhistorischen Notizen. 1ste Abth. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Bruhns, K., Atlas der Astronomie. Leipzig, Brockhaus. Qu. gr. Fol. 1 Thlr.

Collins, Wilkie, Fräulein oder Frau? Eine Erzählung. Aus dem Englischen von C. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, E. J. Günther. 8. 25 Ngr.

Conradi, Johanna, Kleine Schriften für das Haus. Neue Folge. Mitau, Behre. Gr. 8. 10 Ngr.

Ditfurth, F. W. Freih. v., Die historischen Volkslieder vom Ende des siebenjährigen Kriegs 1763 bis zum Brande von Moskau 1812. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleon's nach St. Helena 1815, bis zur Gründung des Nordbundes 1866. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 25 Ngr.

— — Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870—1871. 2ter Thl. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 25 Ngr.

Elvers, R., Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. 1ster Thl. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Fridankes Bescheidenheit von H. E. Bezzenberger. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Friedberg, E., Das deutsche Reich und die katholische Kirche. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedrich, F., Fromm und frei. Roman. 3 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 4 Thlr.

Friedrich der Große, Oden. Im Versmaße des Originals übersetzt von Emilie Schröder. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gefechte und Züge des IX. Armeecorps im Feldzuge 1870—71. Aufzeichnungen eines Offiziers des IX. Armeecorps. Flensburg, Expedition der Flensburger norddeutschen Zeitung. Gr. 8. 16 Ngr.

Gerding, T., Die Werkstätte der Natur. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Gründungsfeier der Universität Straßburg am 1. Mai 1872. Straßburg, Schmidt. 8. 8 Ngr.

Keetser, H., Erlebnisse und Gestaltungen. Novellen. 1ster Bd. Berlin, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köpke, R., Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur. Gesammelt und herausgegeben von F. G. Kiessling. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kunda, G. v., Im Sturm der Zeit. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Krohn, A., Zur Kritik Aristotelischer Schriften. I. Brandenburg, Müller. Gr. 4. 10 Ngr.

Lochner, G. W. K., Leben und Gesichte der Christina Ebnerin, Klosterfrau zu Engelthal. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 10 Ngr.

Luthe, W., Beiträge zur Logik. 1ster Thl. Berlin, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.

May, J., Zwei Bräute. Ein sociales Trauerspiel. Königsberg, Braun u. Weber. 8. 24 Ngr.

Meyer, J. B., Weltelend und Weltschmerz. Eine Rede gegen Schopenhauer's und Hartmann's Pessimismus. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Möbius, T., Ueber die altnordische Sprache. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Moser, O., Der blaue Teufel oder Schach und Matt. Historisches Zeitgemälde nach pikanten Momenten romantisch geschildert. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Scherl. Gr. 8. à 4 Ngr.

Neustadt, P., Die Gottes- und Unsterblichkeitslehre. Kurzgefaßte Uebersicht über die Gottes- und Unsterblichkeitsbegriffe der vorzüglichsten orientalischen Völker, mit einem Hinblick auf diese Lehren des Judenthums. 1ster Theil. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Nieritz, G., Selbstbiographie. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Notizen über Organisation und Stärke der französischen Armee und Flotte im Monat März 1872. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Opel, J. O., Der niedersächsisch-dänische Krieg. 1ster Bd. Der niedersächsische Krieg 1621 — 1623. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 3 Thlr.

— — Das Tagebuch des Rathsmeisters Marcus Spickendorff von Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 4. 10 Ngr.

Pallmann, R., Die Schlacht bei Grossbeeren und General von Bülow. Ein Beitrag zum Quellenstudium der neueren preussischen Geschichte. Berlin, Weber. Gr. 4. 12 Ngr.

Pfalz, F., Ein Wort über den Urkundenschatz der Handwerksladen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Pfleiderer, O., Moral und Religion nach ihrem gegenseitigen Verhältniss geschichtlich und philosophisch erörtert. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pirazzi, E., Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Im Lichte der Gegenwart dargestellt. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 24 Ngr.

Quaritsch, Geschichtliche Uebersicht und Grundbegriffe der Nationalökonomie. Nebst Anhang: Ueber die Banken. Berlin, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Die legitimen und historischen Rechte Croatiens und der Ausgleich mit Ungarn. Agram, Suppan. Gr. 8. 12 Ngr.

Reichner, A., Clotilde. Original-Roman aus der Gegenwart. München. 16. 15 Ngr.

Riehl, A., Ueber Begriff und Form der Philosophie. Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 17½ Ngr.

Samarow, G., Um Szepter und Kronen. Zeitroman. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schaefer, A., Norddeutsch, Süddeutsch und Undeutsch. Rede. Bonn, A. Marcus. 8. 4 Ngr.

Schil, J., Oesterreichische Flugblätter. (3ter Bd.) Prag, Meurel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schindler, J., Johannes Hus. Prag, Hunger. 8. 8 Ngr.

Schippel, Elise, Lieder der Zeit. 2te Aufl. Marburg, Elwert. 16. 10 Ngr.

Schleininger, N., Der moderne Indifferentismus und die wahre Toleranz. Münster, Russel. Gr. 8. 3 Ngr.

Schlüter, J., Der deutsche Krieg von 1870/71 im deutschen Lied. Festrede. Coblenz, Denkert u. Groos. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmid, H., Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. 1ste Hälfte. München, Oldenbourg. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schmitt-Blank, K., Zu Lied und Lehre. Gedichte. Mannheim, Schneider. 16. 25 Ngr.

Scholz, B., Eine moderne Million. Schauspiel. Wiesbaden, Nodrian u. Möhr. 1870. 8. 20 Ngr.

— — Hans Waldmann. Historisches Trauerspiel. Wiesbaden, Nodrian u. Möhr. 1869. 8. 24 Ngr.

Schütz, L., Das Thier hat keine Vernunft. Münster, Russell. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Steinacker, G., Friedrich Fröbel und der Volkskindergarten. Vortrag. Cassel, Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Stein, A., Der Mönch vom Berge. Eine Dorfgeschichte für's Volk erzählt. Halle, Fricke. Gr. 8. 24 Ngr.

Shakspeare. — Goldene Worte aus Shakspeare's dramatischen Werken. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 1 Thlr.

Spicker, G., Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniss der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft. Freiburg im Br., Troemer. Gr. 8. 2 Thlr.

Streckfuß, A., Der verlorene Sohn. Roman. 3 Bde. Berlin, Brigl. Gr. 8. 2 Thlr.

Sybel, H. v., Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Temme, J. D. H., An der Memel. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Der Quälgeist auf dem Weißenstein. Roman. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Theophil oder Wahrheit und Liebe. Ein Roman. Berlin, Voß. Gr. 8. 24 Ngr.

Titius, E., In Frieden und Krieg. Gedichte. Rastenburg, Schlemm. Gr. 8. 3 Ngr.

Todtenbuch der Geistlichen der böhmischen Brüder herausgegeben (in böhmischer Sprache) von J. Fiedler. Aus dem Böhmischen übersetzt. Neusalz, Lange. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber den Antheil des 3ten hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 79 an dem Feldzuge von 1870—71. Kurze Zusammenstellung der Thätigkeit des Regiments in chronologischer Reihenfolge, nebst einigen Beilagen. Hildesheim, Lax. Gr. 8. 6 Ngr.

Leberecht Uhlich in Magdeburg. Sein Leben von ihm selbst beschrieben. Gera, Strebel. Gr. 8. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Die Genieperiode. Ein Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vischer, F., Der Krieg und die Künste. Vortrag. Stuttgart, J. Weise. Gr. 8. 20 Ngr.

Vom Rhein zur Loire. Reime aus dem Tagebuche eines preußischen Husaren, den Kameraden gewidmet. Berlin, Voß. Gr. 8. 20 Ngr.

Wagner, B. A., Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Literatur. Berlin, Weber. Gr. 4. 10 Ngr.

Walter, J., Sprudelsteine. Ein Carlsbader Bilderbuch. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Walz, G., Erlebnisse eines Feldarztes der badischen Division im Kriege 1870—71. Heidelberg, Winter. 8. 20 Ngr.

Wecklein, N., Studien zu Aeschylus. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weikert, G., Erinnerungen aus dem Kriege 1870—71. Görlitz, Wollmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Wilamowitz-Möllendorff, U. v., Zukunftsphilologie! Eine erwiderung auf Frdr. Nietzsches „geburt der tragödie." Berlin, Borntraeger. Gr. 8. 10 Ngr.

Wilbrandt, A., Die Maler. Lustspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 27. Juni 1872.

Das Buch vom Grafen Beust.

Friedrich Ferdinand Graf von Beust. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken. Von Friedrich W. Ebeling. Zwei Bände. Leipzig, Wöller. 1870—71. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Nur wer Beust versteht, kann Bismarck richtig würdigen; deshalb empfehlen wir, jetzt Beust zu studiren. Beust ist originaler, als die öffentliche Meinung, namentlich in Preußen, anzunehmen pflegt. Bismarck ist die Fortsetzung eines Grafen Herzberg, die Gipfelung des Friedericianischen Geistes, die Consequenz und Vollendung der seit 300 Jahren herangelebten Mission des brandenburgisch-preußischen Staats durch eine moderne, parlamentarische Regeneration des Deutschen Reichs. Beust aber ist eine, wenngleich weniger siegreiche und glänzende, so doch nicht weniger eigenthümliche Erscheinung, die bei aufmerksamer Beobachtung mehr noch überrascht, ebenfalls der Sieg einer seculären Richtung deutscher Geisteskämpfe, aber in einer diplomatischen, versöhnlichen Gestalt.

Bismarck hat die kolossalsten Unternehmungen der Weltgeschichte gewagt, zwei Kriege gegen zwei Kaiserreiche, und fast nichts ernstlich Gewolltes in seinem Leben scheint ihm fehlgeschlagen zu sein. Beust dagegen, der nur Vermittelungen versucht hat, hat fast nur mislungene Unternehmungen aufzuweisen, und doch war es ihm bestimmt, unter mächtigen Gegnerschaften und Miserfolgen zu glänzenden Ehren zu steigen und in immer wichtigern Staatsentscheidungen seine Bedeutung zu erweisen.

Beust ist der erste Staatsmann, der aus einem andern Staatswesen plötzlich in das geheimnißvolle Allerheiligste der österreichischen Exclusivität gelangt ist; er war der erste Protestant in einem österreichischen Ministerium, und somit in seiner Weise auch ein Sieg, ein endlicher Sieg des liberalen, protestantischen, rein germanischen Reichselements über den vierhundertjährigen habsburgischen Ultramontanismus. Indem Beust als sächsischer Minister einen Krieg verlor, eroberte er sich und der aufgeklärten Intelligenz den obersten Posten der österreichischen Monarchie.

Beust und Bismarck sind beide diplomatische Capacitäten, aus der Bundestagspolitik nach 1849 hervorgegangen, in divergirenden, sich befehdenden und dennoch einander ergänzenden Richtungen. Beide suchten ihre Aufgabe in der Reform der Bundesverfassung, Beust, um sie nach Möglichkeit zu conserviren, Bismarck, um sie aufzulösen und durch eine neue Schöpfung zu ersetzen. Beust ist der in stetem Mislingen vorbereitende, Bismarck der in wenigen großen Thaten vollendende Genius. Auch Beust war nie für Stagnation, in jenem funfziger Jahrzehnt sogar rühriger als Bismarck. Während Bismarck damals, zurückhaltend, kaum etwas Wichtiges provocirend, scheinbar energielos, wie in gekränktem Grolle, unthätig dem Ameisentreiben des Bundestags zusah, spielte schon damals der immer vielgeschäftige Beust ein Reformproject nach dem andern an, aber keins, um es zu einem Resultat gelangen zu lassen. Beust war es, der damals zunächst das Lebensprincip der Geschichte, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit politischer Entwickelung, denn doch aufrecht erhielt. Er war nicht immer der absolute Gegner und Antipode der Richtung des spätern preußischen Heros; er war sozusagen dessen Acher, wie Gutzkow dies talmudische Wort so poetisch in seinem „Uriel Acosta" als der „ewig Andere" auslegt, sein innerlichst verwandter Gegensatz, sein contrapunktirtes Widerspiel in gegenüberstehenden Verhältnissen. Aus der gesammten politischen Wirksamkeit Beust's erkennen wir den sich selbst überlassenen und in seiner Unfähigkeit zur Selbständigkeit hin- und hertastenden Lebenstrieb des einmal aufgeregten Nationalbewußtseins. Das schätzbare Material, welches durch Beust's Rührigkeit an den Tag gelegt wurde, war nichts Geringeres als der moralische und staatsrechtliche Ueberrest des historischen Reichsbegriffs. Indem er diese vereinzelten staatsmännischen Bestrebungen nach autonomer deut-

scher Reichseinheit mit dem centralisirten Preußenthum amalgamirte, schuf dann Bismarck in der That die neue Form des regenerirten Reichs.

Freiherr Friedrich Ferdinand von Beust ist 1809 in Dresden geboren, Bismarck 1813 in Brandenburg. Der erstere machte zunächst schnellere Carrière; nachdem er 1836 nach Berlin, 1838 nach Paris als Legationssecretär gesandt war, wurde er 1841 der Geschäftsträger für Sachsen in München und 1848 Ministerresident in London, während Otto von Bismarck, wie es scheint, nur als Auscultator a. D. und als Rittergutsbesitzer an den Vereinigten Landtagen Preußens von 1847 und 1848, sowie an der zweiten Kammer in Berlin von 1848 und an dem Erfurter Unionsparlamente von 1850 theilgenommen hat. Erst 1851 wurde er Legationssecretär, und zwar mit dem Range eines Geheimen Legationsraths, bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestage zu Frankfurt.

Nach der uns vorliegenden Biographie Beust's vom herzoglich sächsischen Archivrath Friedrich W. Ebeling, die uns zu diesem Artikel Veranlassung gibt, führen die historischen Antecedentien des sächsischen Staatsmanns mit denen des preußischen auf einen gemeinsamen localen Ausgangspunkt zurück. Die Familie von Beust stammt ebenfalls aus der Mark Brandenburg, und zwar knüpft sich seltsamerweise an den Namen der Stadt Stendal, in welcher Bismarck's ältester Ahne Rula hundert Jahre vor dem Regierungsantritt der Hohenzollern (1411) nachzuweisen ist, auch die älteste Erinnerung des Namens der Beuste, da sie zur selben Zeit schon im Kreise Stendal auf dem Stammgut „Büste", nach welchem sie sich nannten, existirten.

In den sächsischen Landen erscheint 1418 ein Hans Beust zu Großenhain. In der Schlacht bei Sievershausen im Braunschweigischen (1553) fiel ein Beust zugleich mit Kurfürst Moritz von Sachsen, dem Helden der protestantischen Gewissensfreiheit und der historischen Selbständigkeit des Reichs gegen das übermächtig emporwachsende Haus Habsburg. Der Stammvater sämmtlicher jetzigen Beuste war ein angesehener Rath unter eben diesem Kurfürst Moritz sowie unter seinem Bruder und Nachfolger, Kurfürst August.

Für unsern heutigen Freiherrn von Beust war das Jahr 1848 insofern ein bewegungsreiches, als er, eben erst als Gesandter nach London geschickt, im Mai desselben Jahres schon die sächsische Gesandtschaft in Berlin übernehmen mußte, von wo er am 24. Februar 1849 zur Uebernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nach Dresden berufen wurde. Die nächsten „auswärtigen Angelegenheiten", die der neue, gerade vierzigjährige Minister damals erlebte, waren freilich sehr inländische. Eine der ersten Handlungen des Ministeriums, dessen Premier Dr. Held war, war die Vollziehung der vom vorausgegangenen Märzministerium Braun verweigert gewesene Publication der von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. beschlossenen Grundrechte des deutschen Volks. Als nun aber als Consequenz davon in den sächsischen Kammern und von einem großen Theile der öffentlichen Meinung, welcher die hervorragendsten Errungenschaften des Jahres 1848 als historisch berechtigte Thatsachen aufrecht erhalten wollte, auch die Anerkennung der frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 dringend verlangt wurde, war Beust in die gewissermaßen tragische Situation gedrängt, als Rath der Krone diese Anerkennung für unmöglich erklären zu müssen. Die Majorität des Ministeriums dagegen war merkwürdigerweise für die populären Forderungen und verlangte ihren Abschied. Nur Beust und der Kriegsminister Rabenhorst blieben im Amte. Die königliche Familie zog sich auf die romantische Bergfestung Königstein an der Elbe zurück, und Beust hatte die schwere Pflicht, durch Requisition preußischer Militärmacht den gewaltsamen Aufstand in der Residenz niederschlagen zu müssen.

Die Darstellung, die der Biograph diesen Ereignissen widmet, ist keine brutal gegnerische; sie spricht von Beust's „ministeriellen Marterwochen" und hebt es hervor, wie Beust, frei von den Gefühlen irgendeiner Empfindlichkeit und unbekannt mit dem Bedürfniß auch nur der kleinsten Rache, es durchgesetzt hat, daß, trotz der blutigen Vorgänge, in Sachsen kein Standrecht proclamirt und kein Todesurtheil vollstreckt worden ist.

Dieser Maiaufstand kann aufgefaßt werden als der desperate Schmerzensschrei eines intelligenten Volks, welches seinen Enthusiasmus und den seiner Gesinnungsverwandten für den Glauben an eine neue und große Zeit nicht der Acht anheimfallen lassen will. Das Knattern der Flinten der dresdener Insurgenten und der Donner der sächsischen und preußischen Geschütze bilden freilich eine seltsam contrastirende Introduction zu der Amtsthätigkeit, die der Restaurationsminister unmittelbar darauf mit einer unbeschreiblich zarten Vorsicht, mit einem im eigentlichen Sinne des Worts vollendet diplomatischen Takte, stets geschäftig und doch nie fast wirklich handelnd, stets vorwärts drängend und doch nie zu einem dauernden Resultate gelangend, als Chorführer jener mittelstaatlichen Interessen nun in Bewegung setzt, die, während Preußen vom Bundestage nicht das Majorisiren dulden mochte, ihrerseits bekanntlich von Preußen nicht minorisirt werden wollten.

Beust ist zunächst am 30. Mai 1849 der Mitunterzeichner des „Dreikönigsbündnisses" zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, welches die Einigungsziele der Reichspolitik, die in revolutionärer Gestalt in Frankfurt gescheitert waren, nun in legaler Weise von seiten der Regierungen zur Verwirklichung bringen will, und zwar als eine Wiederbelebung des 1785 von Friedrich dem Großen und Graf Herzberg intendirten „Fürstenbundes", zugleich aber in zeitgemäßem Verständniß eine solche „Union" mit parlamentarischen Institutionen umgebend. Aber Beust's reservirende Finesse war der Stein des Anstoßes, an dem das Gelingen dieses Reformversuchs scheiterte. Denselben sächsischen Landtag, dessen Parteinahme für die frankfurter Professorenverfassung einen revolutionären Aufstand provocirt hatte, konnten die gewandten Reden des auswärtigen Ministers in der Saison von 1849 auf 1850 gegen die preußischen Vorschläge einnehmen. Diese Reden sind in der Biographie in ganzer Ausdehnung mitgetheilt. Das Grundverhältniß war dieses: daß die sächsische Regierung sich in einen Bundesstaat fügen wolle, daß sie für die hohen Opfer einer solchen Unterordnung dann aber auch zur Bedingung

machen müsse, daß das Ziel der deutschen Einheit damit wirklich erreicht werde; die Ausschließung Oesterreichs wolle man sich allenfalls gefallen lassen; da aber auch Baiern den Eintritt in diesen neuen Bund verweigerte, so sei das Ziel der gesammten Einigung, dem allein die hohen Opfer zu bringen seien, unerreicht, und somit wolle die sächsische Regierung diese Opfer nun überhaupt nicht bringen. Die preußische Partei des sächsischen Landtags erreichte in der That keine Majorität, als sie die Veranstaltung der Wahlen zum Erfurter Unionsparlament verlangte.

Während dieses norddeutsche Particularparlament auf den 20. März 1850 ausgeschrieben war, hatte schon Ende 1849 der hannoversche Minister Stüve mit den Regierungen von Sachsen, Baiern und Würtemberg Unterhandlungen in München angeknüpft, und Beust trat dem am 27. Februar 1850 unterzeichneten „münchener Reichsverfassungsentwurfe", dem großdeutschen „Vierkönigsbündnisse" bei, welches, im directen Gegensatze zu dem ebenerwähnten Projecte eines zunächst Norddeutschland ins Auge fassenden Bundes, eine engere Vereinigung der vier Königreiche mit Oesterreich, bei Ausschließung Preußens, erstrebte.

Ehe indeß diese auswärtigen Bestrebungen zu einem Ziele führten, sah sich Beust im Innern zu einem Staatsstreiche veranlaßt. Infolge der Opposition der Kammern gegen seine Politik wurden dieselben am 1. Juni 1850 aufgelöst; die im Mai und November 1848 gegebenen liberalen Verfassungsgesetze wurden aufgehoben, und indem er auf den frühern Statusquo zurückging, führte Beust die alten Stände und die Verfassung vom 4. September 1831 in Wirksamkeit zurück. Dies heißt seine „Junithat", welche ihm von der liberalen Partei mit Recht nicht verziehen wird. Von dem dagegen erhobenen Proteste des Senats der Universität Leipzig gibt Ebeling ausführlichen Bericht.

Er bringt ferner Actenstücke über die ablehnende Haltung Beust's zu den von Preußen genährten Conflicten über die dänische Friedens- und die kurhessische Verfassungsfrage; ist dann aber in seinem Berichte über die am 23. December 1850 eröffneten dresdener Ministerialconferenzen wenig ausführlich, und theilt uns dafür über die Unvermeidlichkeit der durch Bundesbeschluß vom 2. April 1852 erfolgten Auflösung der sogenannten deutschen Flotte eine Beust'sche Kammerrede vom 4. Mai mit.

Die beiden nächsten Kapitel behandeln die Zollkrisis von 1852—53 und die Beziehungen Beust's zum orientalischen Kriege (1853—56), die in der That von beachtenswerther Bedeutung sind, da Sachsens Stimme auf der bamberger Conferenz (25. Mai 1854) für die friedliche Haltung der Mittelstaaten entscheidend gewesen ist, und da eine Reise Beust's nach Paris (Ende October 1855) zu den Präliminarien des Friedens vom 30. März 1856 möglicherweise in naher Beziehung steht. Noch ist zu bemerken, daß Freiherr von Beust außer dem Ministerium des Auswärtigen noch das des Cultus, in welchem er die orthodoxe Richtung förderte, übernommen hatte, dasselbe aber 1853 mit dem des Innern vertauschte, und daß er bald darauf zum Premierminister avancirt war.

Und nun kommt der Biograph zu derjenigen europäischen Krisis, durch welche die mittelstaatliche Politik, deren Seele Beust neben dem (auch aus Sachsen stammenden) bairischen Minister von der Pfordten war, in ihrem Schwanken zwischen den beiden deutschen Großstaaten zunächst zu einer diplomatischen und in den Consequenzen der nächsten sieben Jahre auch zu einer kriegerischen Entscheidung gedrängt werden sollte.

Wir ziehen hier zunächst die oben begonnene Parallele zwischen den beiden Vorkämpfern der sogenannten großdeutschen und der sogenannten kleindeutschen Diplomatie nochmals herbei und bringen in Erinnerung, daß der letztere, Otto von Bismarck, sofort mit Ausbruch des italienischen Kriegs aus dem Getümmel der Beust'schen Gesinnungsgenossen in Frankfurt als preußischer Gesandter nach Petersburg versetzt wurde. Er war damals noch eine unberühmte Persönlichkeit, von welcher allenfalls ein paar herausfordernde Kammerbonmots, etwa im damaligen Sinne der anticonstitutionellen Kreuzzeitung, vorübergehend Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Aber schon vierzehn Tage nach seiner Ankunft in der Zarenstadt — am 12. Mai 1859 — schrieb er an seinen Chef, den preußischen Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Schleinitz, jenen später veröffentlichten Brief, der jetzt als erste Kundgebung seines Verfassers in dem Sinne der neuen, realen und genialen Politik, aus welcher über die damaligen Parteidifferenzen hinaus die Gründung des Norddeutschen Bundes und dann die des neuen Deutschen Kaiserreichs erwachsen sollte, unvergeßlich bleiben wird.

Von diesen Ereignissen an entwickeln sich die verschiedenen Richtungen der Beust'schen und der Bismarck'schen Parteipolitik Schritt für Schritt zu jenem immer bedeutungsvollern und feindseligern Gegensatze, der im Kriege von 1866 eine gewaltsame Entscheidung finden sollte. Um in den Grundverhältnissen der Sachlage, von denen Beust's Taktik ausging und bestimmt wurde, keinen wesentlichen Punkt zu übersehen, müssen wir auch auf die Verwandtschaftsverhältnisse der königlichen Dynastie hinweisen, deren Repräsentant er im Sinne des modernen constitutionellen Staatsrechts war. Während die protestantische Regentenfamilie, deren Diener Bismarck war, den in Italien zur Entscheidung kommenden Thron- und Besitzfragen völlig unbetheiligt gegenüberstand, stand die sächsische Königsfamilie — abgesehen davon, daß sie durch ihre Religion zu den italienischen Entscheidungen in unmittelbare Mitempfindung gezogen werden mußte — zu allen den durch den französisch-piemontesischen Angriff bedrohten Machthabern vielfach in der nächsten Verwandtschaft.

Wenn es ein Recht des Biographen ist, für seinen Helden unmittelbar Partei zu ergreifen, so kann man dennoch dieser Darstellung der „Deutschen Politik unter dem Einflusse des italienischen Kriegs" *) nicht den Vorwurf übertriebener feindseliger Schroffheit gegen die entgegengesetzte Parteirichtung machen. Der Verfasser begnügt sich damit, 1859 zu bezeichnen als ein „Jahr, reich an großen Thorheiten, welches das Bild unserer

*) Eine empfehlenswerthe Broschüre dieses Titels, zur Rechtfertigung der Neutralität, vermuthlich ministeriellen Ursprungs, ist 1860 in Berlin erschienen.

Zerrissenheit wiederum recht grell der Welt zur Schau stellte". Der Verfolg der Darstellung ist dann zwar natürlicherweise eine Anklage der preußischen Neutralitätspolitik des Freiherrn von Schleinitz; aber es gibt dennoch Stellen darin, die aus der hindurchblickenden Logik der Thatsachen sich fast wie eine verkleidete Rechtfertigung der Napoleonischen Politik lesen lassen. Während bei der Schilderung der berühmten unerträglichen Zustände Italiens vor dem Kriege eine offenbare Vorliebe für die österreichische Verwaltung vor der bourbonischen vorherrscht, wird es fernerhin hervorgehoben, daß Beust von allen deutschen Staatsmännern damals am entschiedensten und unbedingtesten für die Unterstützung Oesterreichs von seiten des gesammten Bundes gewesen ist. Auch über Berlin und Preußen, wo die Neigung für die Neutralität die Oberhand hatte, hinausblickend auf die Politik der übrigen deutschen Staaten, findet der Verfasser kein Anzeichen, daß im Rathe ihrer Fürsten bis zu der Frist des Congreßvorschlags (durch Rußland, 21. März) eine von der preußischen vortheilhaft abstechende, deutliche Erkenntniß der Sachlage und also eine ihr entsprechende Voraussicht geherrscht habe. Das allein will er den Staatsmännern in Mittel- und Süddeutschland zugestehen, daß sie entschlossen waren, in der „Stunde der Noth" sich thatkräftig um Oesterreich zu scharen, theils „weil", theils „trotzdem" es Oesterreich betraf, theils mit, theils ohne Hintergedanken. Einen der unwiderleglichsten Beweise für die Verkennung der Sachlage von seiten jener Regierungen findet Ebeling schon darin, daß sie noch im März die Ansicht des Freiherrn von Schleinitz und leider auch des Grafen Buol (damals Minister des Auswärtigen in Wien, bis 17. Mai 1859) theilten, wonach die „Stunde einer wirklichen Noth" für Deutschland noch nicht geschlagen, wonach also die Herbeiführung eines Bundesbeschlusses für gewisse Eventualitäten vorzeitig erschien.

Nur einen einzigen der leitenden Staatsmänner Deutschlands will Ebeling in dieser Hinsicht als Ausnahme bezeichnet wissen: eben seinen Helden Beust, von dem er erzählt, daß er zur Orientirung über die italienische Frage für seinen König eine für spätere Veröffentlichung vielleicht noch vorbehaltene Denkschrift damals verfaßt habe, und daß diese von Beust's bis ins kleinste scharfspüriger und leider in der Folgezeit nur zu sehr bewährter Auffassung der europäischen Situation sowie von seiner deutschen Gesinnung Zeugniß gebe. Und nicht blos ein vertrauliches Mémoire, ebenso eine lebhafte, seit Januar mit Frankfurt und Wien gepflogene Correspondenz existirt zur Bekundung von Beust's klarer und eindringlicher Erkennung der großen Tagesfrage, indem er daran festhielt, „daß es nicht der Beseitigung persönlicher Verstimmungen, vereinzelter Differenzen und eines isolirten Kriegsfalls gegen Oesterreich gelte, sondern daß es sich um Vorbeugung einer Zersetzung Gesammtdeutschlands und im letzten Ziele um Verhinderung einer von Frankreich erstrebten Weltlage handele, in der letzteres sich zum Disponenten über Europa aufschwinge, wodurch dann jeder Friede und jedes gute Recht fortwährend gefährdet sei". Deshalb arbeitete Beust mit allem erdenklichen Eifer für ein schleuniges Eintreten des Bundes für Oesterreich, nach dem unabänderlichen Grundsatze der Unantastbarkeit des österreichischen Territorialbesitzes in Italien, und rieth nach Wien vergeblich zur einfachen Annahme des Congreßvorschlags.

Vom 9. April wird eine Reise Beust's nach Berlin berichtet, woselbst er Conferenzen mit dem Prinz-Regenten, sowie mit dem Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenzollern und mit dem Freiherrn von Schleinitz hatte. Indem er dann die im Jahre vorher beschlossene Vermählung des zweiten Sohnes seines königlichen Herrn, des Prinzen Georg, mit der Prinzessin Maria Anna von Portugal betrieb, wie solche am 11. Mai in der That vollzogen wurde, machte Beust am 17. April eine Reise über München nach Paris, woselbst er alsbald die bei dem Kaiser der Franzosen nachgesuchte Audienz erhielt. Ohne Uebertreibung behauptet der Biograph sagen zu können: „In derselben Stunde, wo der einzige Staatsmann, der nicht blos das Unheil der Jahre 1859 und 1866 verhindert, sondern auch die kühnsten Träume wahrer Patrioten erfüllt haben würde, wäre es ihm beschieden gewesen, der oberste Leiter einer der beiden deutschen Großmächte zu sein, während ihn eine grausame Ironie des Schicksals an die Spitze der Geschäfte eines nach außen hin an sich ohnmächtigen Staats bannte; in derselben Stunde", so erzählt Ebeling, „befand sich Deutschland am Wendepunkte seiner Zukunft." In dieser Schilderung liegt denn doch eine Ueberschätzung des Staatsmannes und des geschichtlichen Moments.

Freiherr von Beust stellte in dieser Audienz dem Kaiser der Franzosen den Enthusiasmus der deutschen Nation für Oesterreich gegen Napoleon in einer erschütternden Rede dar, wobei jedoch der Biograph die — freilich nur aus Beust's eigenem Eingeständniß mögliche — Bemerkung macht, daß „Beust's scharfer Vorblick nicht ganz die Zuversicht theilte, mit welcher er dem französischen Kaiser die gefährliche Prognose stellte, daß es aber seine Schuldigkeit war, jeden Zweifel an derselben zu verhehlen: seine Schlußfolgerung ermangelte nicht jedweder gewagten Prämisse; wo jedoch der Patriot dem Diplomaten so aushalf wie hier, unterschied sie sich seinem Zuhörer nicht von einem Axiom".

Aus der Thätigkeit Beust's in dieser Zeit, aus seiner Opposition gegen die Napoleonische Idee, „an Stelle des bisherigen europäischen Staatsrechts das faule Recht der Nationalitäten und die Chimäre des souveränen Volkswillens zu setzen", wird ferner berichtet von der „Insolenz, mit welcher sich der russische Premier Fürst Gortschakow erdreistete, unter dem 15./27. Mai den Deutschen Bund durch die Adresse des sächsischen Ministers des Auswärtigen zur Ruhe zu verweisen, da er als eine seinem Grundgesetze nach defensive Macht sich an dem italienischen Kriege, der die deutschen Bundesgrenzen keineswegs unmittelbar bedrohe, nicht betheiligen dürfe". Beust erwiderte darauf am 15. Juni in einer Depesche an den sächsischen Ministerresidenten, die Ebeling vollständig mittheilt. Aus ihrer maßvollen Haltung und aus der Thatsache, daß eine selbständige Kriegsaction der Mittelstaaten für Oesterreich schließlich doch nicht zu Stande kam, möchte man schließen, daß aus jener russischen „Insolenz" doch auch zugleich ein Gefühl der Sicherheit für die Bundesstaaten hervorging.

Wie viel Schuld an dem damaligen Unglücke Oester-

reichs dennoch der Biograph des Freiherrn von Beust der Haltung Rußlands zuschreibt, geht hervor aus einer Stelle eben dieses Kapitels, wo erzählt wird, daß „schon in den ersten Tagen des Mai der «Nord» (ein früher in Brüssel, dann in Paris erscheinendes Blatt) meldete, Preußens militärische Maßnahmen hätten zunächst vornehmlich den Zweck, diejenigen Regierungen in Schach zu halten, welche den Bund zu einer Parteinahme für Oesterreich zu drängen suchten. Toll schalt man damals diese Nachricht, und es ist evident, daß es dem außerpreußischen Deutschland schier unmöglich sein mußte, an diese wie ein deus ex machina hervorspringende Motivirung der preußischen Kriegsbereitschaft zu glauben. Doch der «Nord» schöpfte seine Mittheilungen aus den unmittelbarsten Quellen in Petersburg wie in Berlin; er litt nicht an Verrücktheiten."

Freiherr von Beust hatte „in Rücksicht auf die eingetretenen politischen Verhältnisse" am 23. Mai einen außerordentlichen sächsischen Landtag einberufen, auf welchem er, unter lebhaftester Zustimmung, ebenfalls ein energisches Eingreifen der Bundesmacht in den allerdings von Oesterreich zuerst begonnenen Kampf verfocht, wodurch „sich dann Deutschland ein Anrecht darauf erwerbe, beim Friedensschlusse gehört zu werden und wichtige Interessen wahrzunehmen".

Der Mann, der etwa die Kriege erfunden hat, hat seinerzeit sicherlich nicht daran gedacht, daß einst eine Zeit kommen würde, wo Großstaaten in den Krieg ziehen müßten, um liberal zu werden. Oesterreich ist nach Villafranca, was Norddeutschland ihm vor Villafranca gerathen hatte, in der That liberal geworden. Alle die von den wohlmeinenden Bruderstaaten und Bruderstämmen geforderten „Garantien" hat der Kaiserstaat, mit einer damals für absolut unmöglich gehaltenen Resignation und Folgsamkeit, nach innen und nach außen, gegen Italiener und Deutsche, gegen Magyaren, Czechen und Slawen in politischer, confessioneller und volkswirthschaftlicher Hinsicht erfüllt und kann sich mit gutem Gewissen vor die Brust schlagen und fragen: „Deutscher Liberalismus, was willst du mehr?"

Als Anfang 1859 von Paris aus die diplomatische Opposition gegen die österreichische Suprematie über Italien und Deutschland den Weltfrieden zu stören drohte, da wurde gegen die Majorität im pentarchischen Großmachtssysteme Europas die „öffentliche Meinung" als „sechste Großmacht" angerufen und ihr Gewicht gegen Oesterreich und seinen Conservativismus in die Wagschale der Entscheidung geworfen. Seitdem ist Piemont, das noch im März 1859 zu dem vorgeschlagenen pentarchischen Congresse nicht Zutritt haben sollte, thatsächlich eine sechste europäische Großmacht geworden; aber wenn man in neuen Conflicten an die „öffentliche Meinung" nochmals als ausschlaggebende Großmacht appelliren wollte, würde sie nochmals um gegen Oesterreich stimmen und pathetisch nationale „Reservationen" zu declamiren, unerschöpfliche philosophische und historische Argumente aufweisen können?

Schon die Proclamation des Kaisers Franz Joseph aus Laxenburg vom 15. Juli an seine Völker, welche „Entwickelung der reichen geistigen und materiellen Kräfte" und sogar „Verbesserung der Gesetzgebung" verhieß, erklang wie eine leise liberale Dissonanz in das langgewöhnte Concert des Systemconservativismus. Eine Stütze der Reaction, Minister Bach, schied schon im August aus der Staatsleitung, um im Gesandtschaftsposten in Rom einen Trost für die Zukunft zu suchen. Ein kaiserliches Patent vom 1. September 1859 ordnete die Staatsverhältnisse der protestantischen Confession; ein zweites vom 5. März 1860 verstärkte den Reichsrath (dessen Verhandlungen aber nicht öffentlich waren) und concedirte ihm Mitwirkung bei der Gesetzgebung sowie Controle des Staatshaushalts; ein drittes vom 20. October 1860 trennte die Competenz dieses centralistischen Reichsraths von der autonomen Befugniß der föderativen Provinziallandtage. Am 13. December 1860 trat Schmerling, eine Reminiscenz von 1848, damaliger Reichsminister in Frankfurt unter Reichsverweser Erzherzog Johann, bekannt als constitutioneller Gegner des Metternich'schen Systems, ein Anhänger der Centralisation mit liberaler Färbung, in den wiener Ministerrath ein. Am 26. Februar 1861 wurde eine Reichsverfassung mit Zweikammersystem für den Gesammtstaat erlassen, und am 8. April 1861 durch kaiserliches Patent das Verhältniß der Protestanten nochmals verbessert, sodaß sie z. B. zum ersten male das Recht der Niederlassung in Tirol erhielten.

Nachdem das Entweder-Oder der deutschen Hegemoniefrage zwischen Preußen und Oesterreich durch die Neutralitätsdebatten von 1859 als das politische Problem der nächsten Zukunft aufgestellt war, fand das dritte Element des Deutschen Bundes, das der mittelstaatlichen Politik, natürlich neue Veranlassung, sich geltend zu machen und auf die bevorstehende Entscheidung in seinem Interesse vorbereitend einzuwirken. Freiherr von Beust war der Leiter dieser Bestrebungen des eigentlichen historischen Reichs. Darum sind die Kapitel, die im Buche Ebeling's nun darüber folgen, werthvolle Beiträge zur Geschichte der Entstehung des neuen deutschen Kaiserthums; sie führen die Ueberschriften: „Ministerberathungen zu München und Würzburg" (September und November 1859); „Drei deutsche Fragen auf dem sächsischen Landtage von 1860—61" (die der kurhessischen Verfassung, die der Herzogthümer Schleswig-Holstein und die einer deutschen Centralgewalt mit Volksvertretung); „Beust's Bundesreformproject" (vom 15. October 1861); „Das Delegationsproject, Beust's Stellung zum französisch-preußischen Handelsvertrage und zum österreichischen Bundesreformproject"; „Zum deutsch-dänischen Streit seit der Aufhebung des Bundesbeschlusses vom 7. Februar 1861 bis zum Beginn der Londoner Conferenzen behufs Beilegung dieses Streits"; „Die Londoner Conferenzen"; „Neue Rechtscollisionen und neue Demüthigungen"; „Aus dem Jahre vor dem deutschen Bundeskriege"; „Im letzten Semester des Deutschen Bundes".

Das Beust'sche Bundesreformproject vom 15. October 1861, welches er bei Oesterreich und bei Preußen zu gleicher Zeit einreichte, war ein großdeutsches Project, eine „Gliederung Deutschlands" bezweckend, infolge deren das Präsidium eines wandernden Bundestags zwischen Oesterreich und Preußen wechseln sollte. Auch dieser Vorschlag hatte kein directes Resultat. Aber die Beust'sche Vielgeschäftigkeit hatte doch den Erfolg, daß, als im Jahre 1862, infolge des Conflicts zwischen Regierung und Ab-

geordnetenhaus über die Armee-Reorganisationsfrage, König Wilhelm von Preußen sich nach dem Repräsentanten eines neuen kräftigern Systems umsah, die Wahl zwischen Beust und Bismarck zu entscheiden war. Dem Könige — so erzählt Ebeling — lag daran, einen Mann an die Spitze der Regierung zu stellen, welcher den Zwiespalt mit der Kammer zu beseitigen vermöchte, auf alle Fälle die Geschäfte mit Kraft und Umsicht so lange führe, „bis mit der Zeit die Action der Geschichte eine Versöhnung der brennenden Gegensätze" vornehme. Er war bereit, in viele Forderungen der liberalen Parteien zu willigen, sofern die Militärfrage in seinem Sinne von ihnen erledigt würde. Nur in diesem Stücke sollte nicht nachgegeben werden. Das war die conditio sine qua non. Sein Auge fiel aber nicht sofort auf Bismarck, weil er sehr wohl wußte, daß die Wahl dieses in der ungeheuern Mehrheit der preußischen Bevölkerung im höchsten Grade unpopulären Mannes den vorhandenen Conflict lediglich verschärfen konnte; der König dachte zuvörderst an ein Ministerium — Beust.

Dies ist dem Biographen als zuverlässige Thatsache mitgetheilt. Ueber die Details der deshalb gepflogenen Verhandlungen indeß wie über die Motive, welche den sächsischen Premier zur Ablehnung eines preußischen Portefeuille bestimmten, erklärt er, zu wenig unterrichtet zu sein, sodaß er die einfache Erwähnung jenes Factums als das angemessenste erachtet. Nachher erst, so berichtet Ebeling, entschloß sich der König zur Berufung Bismarck's in das Staatsministerium (23. September 1862) und übergab ihm dann außer dem Vorsitze in der Regierung die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten (8. October).

So sah sich Beust's diplomatische Thätigkeit für die immer dringlicher erkannte Bundesreform auf die großdeutschen Projecte mit Anschluß an Oesterreich verwiesen. Auf seine Veranstaltung kam am 17. August 1863 der Fürstentag in Frankfurt a. M. zusammen, an welchem bekanntlich, trotz der persönlichen Verwendung des Königs Johann von Sachsen, der König Wilhelm von Preußen, infolge des Abrathens von seiten Bismarck's, nicht theilnahm. Dagegen stand bei dieser parlamentarischen Vereinigung von Souveränen dem präsidirenden Kaiser von Oesterreich der liberale Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha rathend zur Seite, derjenige deutsche Fürst, der dem „Nationalverein" (gestiftet im September 1859) in Koburg ein Asyl gewährt, der die Protection des 1861 in Gotha gestifteten „Schützenbundes" übernommen, zugleich aber auch im Frühjahr 1861, als der erste der deutschen Souveräne, mit Preußen eine „Militärconvention", zum Muster für die spätere Militärverfassung des Norddeutschen Bundes, abgeschlossen hatte.

Ein Punkt, bei welchem die divergirenden Tendenzen der damaligen Diplomatie der deutschen und europäischen Staaten bezeichnend zu Tage treten, ist das verschiedene Verhalten derselben zur Anerkennung des Königreichs Italien. Für Deutschland wurde diese Frage eine dringende, als der Zollverein im „Jahre vor dem deutschen Bundeskriege" den officiellen Abschluß eines Handelsvertrags mit Italien betrieb, der von Preußen in einem Rundschreiben an die Zollverbündeten vom 22. Mai vorgeschlagen war. Mehrere Bundesregierungen, namentlich Baiern, hatten zunächst entschieden abweisende Erklärungen gegeben. Die Opposition Beust's war eine bei weitem zurückhaltendere. Die Unterzeichnung des Handelsvertrags zwischen Italien und dem Zollverein von Preußen, Baiern, Sachsen und Baden für sich und im Namen des Zollvereins fand am 31. December 1865 in Berlin statt.

Sehr ausführlich, auf mehr als 200 Seiten, mit Belegen von Actenstücken und Kammerreden, schildert Ebeling im zweiten Bande die Betheiligung der Beust'schen Amtsthätigkeit am dänisch-deutschen Conflicte wegen der Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig-Holstein, vor und nach dem preußisch-österreichischen Allianzkriege von 1864, wobei Baron Beust im mittelstaatlichen Interesse für das Erbrecht des Prinzen von Augustenburg eintrat. Nach der gemeinschaftlichen Eroberung der Herzogthümer von seiten Preußens und Oesterreichs trat die Differenz zwischen den beiden Großstaaten über das Object der Eroberung ein, und es entbrannte, nachdem Preußen die Verträge von 1815 gerade 50 Jahre gegen Oesterreich respectirt hatte, der Bundeskrieg von 1866. Preußen ging nun über die reservirte Haltung der Neutralität von 1859 weit hinaus zur offenen kriegerischen Offensive. Es kam nun doch noch eine Allianz Preußens mit dem „vulkanischen" Königreich Italien gegen Oesterreich zu Stande. Und als Oesterreich, jetzt nach Süden und Norden in Krieg verwickelt, von beiden Seiten zurückgedrängt, zu Verlusten und Concessionen nach beiden Seiten gezwungen war, da wurde Freiherr von Beust, der, nachdem infolge seiner Politik das Königreich Sachsen an der Niederlage von Königgrätz theilgenommen, sein sächsisches Portefeuille aufgegeben hatte, sofort von König Johann und dem Kronprinzen Albert dem Kaiser Franz Joseph empfohlen. Freiherr von Beust ging in den österreichischen Staatsdienst über. Am 30. October 1866 trat er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats an und bald darauf auch noch das Ministerium des kaiserlichen Hauses; er wurde in den Grafenstand erhoben und im Juni 1867, bei der Krönung Franz Joseph's als König von Ungarn, zum österreichisch-ungarischen Reichskanzler ernannt.

Die neue liberale Aera, die damit für Oesterreich angebahnt war, schildert uns das „Buch vom Grafen Beust" unter der Ueberschrift: „Drei Jahre österreichischer Politik". Seit Ende 1871 ist der ehemalige Reichskanzler der Botschafter Oesterreichs am englischen Hofe.

Neue Romane.

1. Priesterthum und Cölibat. Roman von P. Isenkern. Braunschweig, Westermann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist gewiß das gute Recht des modernen Schriftstellers, die Stoffe seiner Darstellung selbst der jüngsten Zeit zu entlehnen, und wir wären die letzten, ihm dieses Recht streitig machen zu wollen. Nur müssen die gewählten Themata die Allgemeinheit und nicht blos bestimmte Kreise interessiren, denn sonst sinkt eine derartige Arbeit zur Tendenzschrift herab und hat als solche eine sehr zweifelhafte Berechtigung. Das gilt von dem vorliegenden Roman, der lediglich als das Plaidoyer eines Katholiken für Aufhebung des Cölibats und zugleich als persönlicher Protest gegen das Dogma der päpstlichen Infallibilität erscheint. Für diesen Zweck hätte sich unserer Meinung nach die Form einer Broschüre entschieden mehr geeignet als die eines Romans, auf dessen Gebiet sich der Verfasser obendrein, um mit Goethe zu reden, nicht bequem zu betten weiß.

Ein junger Priester, Winterhagen, kommt als Erzieher in das Haus eines bairischen Grafen, der a priori ein Verehrer des neuen Dogmas ist. Der Graf schriftstellert auch gelegentlich und hat sich in Rom ein zeitgemäßes Thema für eine Schrift erbeten, denn, sagt er, wie sollte unsereins das ausfindig machen! (!) Als Thema wird ihm die Unfehlbarkeitsfrage gegeben, und zur Ausarbeitung der Abhandlung soll der neue Hauslehrer behülflich sein. Dieser entschließt sich auch dazu, obgleich er der Infallibilität abgeneigt ist. Die beiden Männer kommen indeß über die Vorarbeiten nicht hinaus und entfremden sich durch die Verschiedenheit ihrer Anschauungen in der Folge mehr und mehr.

Inzwischen erwacht in Winterhagen ein gelindes, nach und nach eingestandenes Interesse für die im Schloß lebende Schwester der Gräfin, die junge verwitwete Baronin Gudula, die ihn anfangs abgeschmackt findet, sich aber im weitern Verlauf, offenbar unter der Einwirkung der Langenweile, einredet, ihn zu lieben. Die Zuneigung zu Gudula und die Abneigung gegen das Dogma, welche durch den Verkehr mit einem aufgeklärten Geistlichen völlig entwickelt wird, rufen bei Winterhagen einen bedenklichen Conflict hervor und bewegen ihn schließlich, den Grafen um sofortige Entlassung zu ersuchen. Diese wird ihm nach einigem Sträuben gewährt, und Winterhagen bereitet seine Abreise vor. Beim Einpacken besucht ihn Gudula auf seinem Zimmer, die gegenseitige Liebe kommt zum Durchbruch, und nach einer kurzen Scene liegen sich beide mit den üblichen Schwüren in den Armen. Sie entfliehen noch an demselben Abend und zwar auf Gudula's Drängen nach Paris, wo Winterhagen sich durch Ertheilung von Sprachunterricht und Abfassung von Zeitungsartikeln gegen die Unfehlbarkeit einen leiblichen Erwerb schafft.

Gudula sagen die beschränkten Verhältnisse auf die Dauer leider nicht zu, sie erkennt, daß sie Winterhagen eigentlich nie geliebt hat, und wird — aus leidenschaftlichem Verlangen nach Genuß — die Maitresse eines Marquis. (!)

Winterhagen verläßt infolge dessen, im Innersten gebrochen, Paris, zieht, da gerade der Krieg von 1870 ausbricht, als Krankenpfleger mit ins Feld und wird vor den Mauern von Paris durch einen Leichenräuber erdolcht. Gudula geht später in ein Kloster.

Das Beste an diesem Roman sind unstreitig die Schilderungen des pariser gesellschaftlichen Treibens, welche auf eigener Anschauung des Verfassers basirt zu sein scheinen und denen auch eine gewisse Gegenständlichkeit nicht fehlt. Der Stil ist schwerfällig und docirend, und die Sprache nicht frei von Plattheiten und Verstößen gegen die Grammatik.

2. Die Parias der Gesellschaft. Roman von Georg Hick. Mit einem Vorwort von Gustav vom See. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Parias der Gesellschaft sind nach dem jüngst verstorbenen Verfasser die modernen Schauspieler, und er hat die Absicht — wenigstens ist das die am meisten berechtigte Vermuthung —, für sie eine Lanze, zu brechen. Leider gelingt ihm das nicht, ja er ironisirt unbewußt seinen Vorsatz, indem er uns als Repräsentanten jenes Standes Leute vorführt, deren Gesinnungen und Thaten durchaus nicht geeignet sind, uns Achtung abzugewinnen. Der Verfasser irrt sich, wenn er meint, daß der Schauspieler auch jetzt noch der Paria um des Schauspielers willen sei. Das war im vorigen Jahrhundert allerdings der Fall, trifft aber in der Gegenwart nicht mehr zu. Heutzutage wird unserer Meinung nach der Schauspieler nur unter derselben Voraussetzung verachtet wie jeder andere Sterbliche auch, d. h. wenn er sich der gesellschaftlichen Achtung unwerth gezeigt hat.

Die Geschichte, die uns Georg Hick erzählt, ist trotz der drei Bände ziemlich inhaltlos und behandelt im Grunde nichts weiter als die Liebe eines Schauspielers zu einer werdenden Schauspielerin. Der Roman strotzt von Episoden, die im losesten Zusammenhang mit der Handlung stehen und zum größten Theil von sehr unglücklicher Erfindung sind, wie: die Raub- und Mordgeschichte, welche den Roman eröffnet und schließt; die Rache der Schauspieler an dem Recensenten, die, genau betrachtet, auf einen Bubenstreich hinausläuft; endlich, von vielen andern abgesehen, die Scene zwischen der Bäckersfrau und dem Theaterdirector, die an Albernheit ziemlich einzig dasteht. Man bedenke: Eine ehrbare Bürgersfrau kommt zu einem Theaterdirector, um ihn zu bestimmen, die Begräbnißkosten einer alten im Elend verstorbenen Schauspielerin zu tragen. Der Director hat dazu keine Neigung und sucht die Petentin von der Idee dadurch abzubringen, daß er sie bittet, das Costüm einer Balletttänzerin, welche nicht zur Anprobe gekommen, einmal anzulegen. Die gutmüthige und eitle Frau geht darauf ein — Balleteleven eilen aus einem Nebenzimmer, umtanzen die corpulente Venus, und diese, vergessend wo und weshalb sie da ist und daß in ihrem Hause die Leiche der Schauspielerin liegt, tanzt schließlich mit ihnen um die Wette!

Der Held selbst ist ein echter Romanheld, d. h. er

handelt so wenig als möglich, und wenn es geschieht, hat man sich zumeist zweideutiger Handlungen zu versehen. Er wird gleich zu Anfang in eine Affaire mit einem Lieutenant verwickelt, die seiner Ansicht nach nur durch ein Duell auszugleichen ist. Er entschließt sich auch, seinen Gegner zu fordern — aber es eilt ihm damit nicht besonders. Dann vindicirt er sich gelegentlich das Recht, als Sohn über seinen allerdings verbrecherischen Vater zu Gericht zu sitzen. Endlich überfällt er in Begleitung zweier Bekannten denselben Lieutenant, mit dem er sich geschlagen und der aufs neue, diesmal indirect, seinen Zorn hervorgerufen hat, und mishandelt ihn! Heißt das wirklich für den Schauspielerstand Propaganda machen? Wenn derartige Dinge von einem civilisirten Schauspieler begangen werden — und das soll der Held ja sein —, was darf man dann wol von einem uncivilisirten erwarten!

Die Darstellungsweise ist dilettantisch, d. h. sie behandelt Nebensächliches mit behäbiger Breite und Hauptsachen flüchtig. Um ein Beispiel zu citiren: Das Duell zwischen dem Lieutenant und dem Schauspieler wird bis zur Ermüdung des Lesers vorbereitet. Der Autor kommt wiederholt und nachdrücklichst darauf zurück, und man erwartet nun mit Recht die Schilderung eines unerhörten Zweikampfs. Darüber erfahren wir indeß nicht das Geringste, und nur ganz beiläufig wird uns später mitgetheilt, daß das Duell stattgefunden habe und der Schauspieler leicht verwundet worden sei. Ein anderes Beispiel ist dieses. Ein junger Maler hat sich in Italien in eine junge Dame verliebt, aber infolge eigenthümlicher Umstände keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Er schildert uns sehr eingehend die Entstehung seiner Neigung, diese selbst und die Plane, die er mit einem Freunde entwirft, die Geliebte zu entführen, falls sie ihn, was er bis jetzt nicht weiß, wiederlieben sollte. Offenbar fürchtet er nun langweilig zu werden, wenn er etwa über die Inscenesetzung dieser Plane und die nothwendigerweise dabei zu Tage tretenden Gesinnungen des Mädchens etwas verlauten läßt — er sagt daher ganz kurz und vergnüglich: „Unsere List gelang ganz vortrefflich, Beatrice theilte meine Gefühle und ließ sich gern nach der Villa meines Freundes entführen.“ Das ist allerdings die einfachste Art, einer unbequemen Entwickelung aus dem Wege zu gehen.

Georg Hick haßt das Hergebrachte und strebt nach Originalität. So haben ihm auch die traditionellen Liebeserklärungen, „die herkömmlichen Betheuerungen, welche der unkundige, effecthaschende Dichter den Liebesgestalten seiner Phantasie in den Mund legt“, nicht zugesagt. Was bietet er nun dafür? Wir setzen die Scene wörtlich her:

Nach einer längern Pause, während welcher die beiden Liebenden ihren Gedanken nachhingen, nahm der Schauspieler das Gespräch wieder auf, indem er sagte: „Mein liebes Fräulein, ich könnte Sie um Ihren Aufenthalt in der Stille des Landlebens beneiden, und es gibt Stunden, in denen sich mein Gemüth nach dieser Stille sehnt, aber die Aufgabe des Mannes ist es, mitten im Leben zu stehen und die Befriedigung seines Innern allein in der Erfüllung oft sehr strenger Pflichten zu suchen. Aber wunderbar beglückend muß es für einen Mann sein“, fuhr er erregt fort, „innerlich so verstanden zu werden, wie Sie die Menschen Ihrer Umgebung verstehen. Dieselbe Einsicht, welche Sie vorhin für das Unwahre eines Verhältnisses zweier Ehegatten bekundeten, würden Sie gewiß auch für das Wahre und Beseligende eines solchen Verhältnisses hegen.“ „O, es muß etwas Schönes, etwas Wunderbares um zwei Wesen sein“, versetzte Henriette, ohne den Blick zu erheben, „welche so ganz füreinander geschaffen sind, zwischen welche sich auch nicht ein Hauch von Unwahrheit drängt! Aber selten, selten sind wol solche Verhältnisse, und nur dem Dichter mag es vergönnt sein, unter geistiges Auge durch den Zauber einer idealen Liebe gefangen zu nehmen. Paul und Virginie, Hermann und Dorothea, Romeo und Julia — ach, ihre Vorbilder leben wol nur in den idealen Träumen dichterisch begabter Naturen!“ „Und das behaupten Sie?“ fragte der Schauspieler leidenschaftlich, indem er, stehen bleibend, Henriettens beide Hände faßte und ihr ins Antlitz schaute. „Das behaupten Sie?“ fragte er nochmals in sanfterm Tone, „Sie, deren Seele ganz dazu geschaffen ist, eines Dichters Phantasie mit einem neuen Ideale zu bereichern? O, wäre ich ein Dichter! Meine Gedanken würden einzig nur um das Wesen kreisen, welches den Reichthum seiner Empfindungen gar nicht ermessen kann! Ich bin kein Dichter, Henriette, mir hat die Natur nur die Gabe des Nachempfindens dichterischer Schönheiten verliehen, aber glauben Sie mir's ohne Schwur und Betheuerung: ich empfinde es tief in der Seele, was der Schöpfer gewollt hatte, als er dein Herz formte, dessen ungestümes Pochen mir wie eine Sprache des Himmels klingt. (!) Wenn die Seligkeit der Liebe darin besteht, verstanden zu werden, tief verstanden zu werden, auch dann, wenn uns keine andere Seele auf Gottes weiter Erde versteht, o so gönne deinem Herzen diesen Genuß der Liebe, mein süßes Mädchen! Ich verstehe dich, ja, ich verstehe dich ganz!“ Henriette war während dieser Worte mit thränenerfüllten Augen an Lafleur's Brust gesunken und hauchte nur die Worte hin: „Ja, du verstehst mich!“ Lange hielten sich die Liebenden umschlungen, ohne ein Wort zu reden. Ein einziger langer Kuß besiegelte den Bund zweier seligen Herzen. Die Vesperglocke mahnte nun die Liebenden zur Heimkehr, und langsam und schweigend schreiten sie nebeneinander hin. Lafleur's Blicke schweiften empor zum Himmel, als wollte er sein Glück den seligen Geistern da droben erzählen und ihrer Gefühle spotten, welche weit hinter den seinigen zurückblieben (!). Henriettens Augenlider senkten sich, sie schaute nieder zur Erde u. s. w.

Der Anfang dieser Liebesscene ist so alltäglich wie der von tausend andern, der Verlauf aber in Wahrheit originell. Während es bisher Sitte war, daß der Liebende der Geliebten seine Neigung bekannte, abstrahirt er hier davon ganz und sagt, in einfache Worte übersetzt: Mein Mädchen, ich weiß, was Gott mit dir beabsichtigte, ich weiß auch, daß du mich liebst, aber fürchte nichts, denn ich verstehe dich ganz! Die Geliebte ist von diesem Verständniß durchaus befriedigt und wiederholt die letzten Worte.

An verunglückten Bildern und grammatischen Incorrectheiten hat auch dieser Roman keinen Mangel.

Endlich sehen wir keinen Grund dafür, daß der Verfasser seinem Helden, als dem Repräsentanten der deutschen Schauspieler, den französischen Namen Lafleur gegeben hat.

Jedenfalls hatte der zu früh verstorbene Verfasser mehr Begabung für die Lyrik als für die epische Darstellung.

3. Achtzig Stufen hoch. Roman von Adelheid von Auer. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Adelheid von Auer hat gewisse gute Stunden, in denen ihr die eine oder andere Passage gelingt; zur Composition eines großen Romans mangelt ihr sowol die Kraft als die schöpferische Phantasie. Von künstlerischen Intentionen in Bezug auf Architektur wie energische

Durchführung eines leitenden Gedankens ist bei ihr keine Rede. Ebenso scheint es ihr an tieferer Menschenkenntniß zu fehlen. Ihre Figuren sind zumeist nur in der Entwickelungsperiode wirkliche Menschen, später aber entweder Ungeheuer oder Engel. Damit ist zugleich angedeutet, wie weit das Talent der Verfasserin reicht. Ihr Gebiet ist unserer Ansicht nach die einfache Novelle, die mit der Verheirathung schließt. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Frisch und zierlich sind z. B. die Kinderscenen des vorliegenden Romans, sinnig und anmuthend ist die Darstellung der jungen Liebe Eckard's zu seiner Cousine. In dieser Hinsicht verdient der erste Band, bis zu dessen Schluß auch ein gewisser Zusammenhang der Ereignisse gewahrt ist, die freundlichste Anerkennung. Der zweite erhebt sich sprachlich und bietet an mehr als einer Stelle recht hübsche Gedanken und Bilder. Um so unangenehmer berührt die hier beginnende Zerfaserung der Composition, die sich in den folgenden Bänden zu vollkommener Wüstheit steigert, und die Verwilderung und Verwirrung der Charaktere und Situationen. Der Held tritt mehr und mehr zurück und macht einer Menge von Figuren und Begebenheiten Raum, bei denen man vergeblich nach ihrer Legitimation fragt. Alle Verhältnisse, die uns in der Folge geschildert werden, sind auf die Spitze getrieben und werden entweder durch Brutalität oder Hypersentimentalität der Handelnden herbeigeführt.

Achtzig Stufen hoch wohnt eine Witwe mit zwei Kindern zur Miethe und fristet kümmerlich ihre Existenz. Der Junge, Eckard, hat eines Tags Gelegenheit zu einem Heldenstück. Er rettet der Tochter des Hausbesitzers, Valeria, die aus dem Fenster fällt, glücklicherweise aber an den Zacken des daran befindlichen Gitters hängen bleibt, das Leben. Herr Herzberg, der Vater des Mädchens, ein Rentier und gutmüthiger Mann, dem nichts auf der Welt höher steht als Romanlektüre, hat die Absicht, dem jugendlichen Retter die Gerettete zur Frau zu geben, sobald die Kinder etwas mehr als Kinder sein werden. Eckard seinerseits hat sich drei Dinge vorgenommen, die er im Verlauf seines Lebens auszuführen gedenkt. Erstens will er Arzt werden, zweitens Dichter, und drittens heirathen. Von diesen drei Vorsätzen, die uns ungemein an die üblichen drei Wünsche in den Märchen unserer Kindheit erinnert haben, bringt Eckard zwei zur Ausführung. Zur Verwirklichung des dritten, und zwar der Verheirathung, läßt es die Verfasserin nicht kommen, und das ist entschieden zu bedauern. Wir hätten es wenigstens viel lieber gesehen, wenn Eckard sich verheirathete und dafür etwa die Dichterei aufgäbe, die sich mit seinem ärztlichen Berufe nicht verträgt und für die er nebenbei auch nicht befähigt zu sein scheint. Freilich hat er in der Liebe kein sonderliches Glück. Die beiden Versuche, die er in dieser Richtung macht, schlagen fehl. Als Student verliebt er sich in seine schöne Cousine Alida, die zwar ein eigenthümliches Erziehungsproduct, im übrigen aber, und vielleicht gerade deshalb, die interessanteste Figur des ganzen Romans ist. Es kommt auch zu einer ganz originell herbeigeführten Verlobung, bis eines schönen Tags Alida die Abwesenheit des Vaters und ihres Verlobten benutzt, um mit Leopold von Favern, ihrem eigentlichen Geliebten und Eckard's Freund, dem ihr verhaßt gewordenen Vaterhause zu entfliehen.

Eckard vollendet in der Folge seine Studien, reist dann mehrere Jahre und läßt sich endlich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Inzwischen ist seine Mutter gestorben, seine Schwester erblindet, und Valeria, die ihm seitens des Rentiers zugedachte einstige Lebensgefährtin, nach und nach herangewachsen. Eckard hat seine erste Liebe überwunden und liebt nun zum zweiten mal. Es ist seine Absicht, um Valeria zu werben, sobald er eine gesicherte Praxis haben wird, doch kommt ihm auch hier sein sauberer Freund Favern zuvor, der Alida schändlich betrogen hat und nun die reiche Rentierstochter mittels Ueberrumpelung gewinnt. Der alte Rentier hat nichts einzuwenden und bedauert nur, daß dieser Lebensroman nicht so verläuft, wie er es eigentlich von vornherein wünschte.

Von hier an geht die Trägerschaft der Hauptrolle auf Leopold über, der mit seiner Frau eine sehr unglückliche Ehe führt, seinen Schwiegervater durch grenzenlose Verschwendung ruinirt und sich schließlich, als man ihn auf der Flucht vor seinen Gläubigern verhaften will, durch einen Pistolenschuß entleibt. Der Rentier ist durch den Bankrott seines Bankiers und den Brand seines Hauses, den gleichfalls der Leichtsinn seines Schwiegersohns verschuldet, vollends verarmt und fällt sammt seiner Tochter nun Eckard zur Last, der sich ihrer in aufopferndster Weise annimmt. Dieser selbst, zum zweiten male um sein Glück betrogen, entsagt allem Anspruch darauf und gründet später eine große Klinik, der er seine besten Kräfte widmet.

Und die Moral der Geschichte? Sie liegt wahrscheinlich tiefer, als wir uns träumen lassen!

4. Erna oder „Ich habe gelebt und geliebet". Ein Seelengemälde von T. S. Braun. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1871. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

T. S. Braun besitzt ohne Zweifel Erzählungstalent und auch ein gewisses künstlerisches Streben. Schade nur, daß ihr unseliger Hang zur Sentimentalität, der beinahe Manie genannt werden muß, ihre guten Intentionen paralysirt. Um diesem Hange zu genügen, erfindet die Verfasserin eine, gelinde ausgedrückt, undenkbare Fabel mit ebenso undenkbaren Figuren, ja der ganze Roman erscheint lediglich als die geräumige Form, in welche sich ihre überströmende Sentimentalität ergießt. Natürlich kann unter solchen Umständen von einem Kunstwerk keine Rede sein, und alle Anstrengungen der Verfasserin, uns in dieser Hinsicht eines Bessern zu belehren, sind erfolglos.

Der Roman bietet die Geschichte einer psychischen und später auch physischen Krankheit. Zwei Bände desselben unterhalten uns ausschließlich von der Schwindsucht einer sentimentalen jungen Dame, welche sich dieses Leid durch beharrliche Seelenpein zugezogen hat und am Ende auch daran stirbt. Man wird uns einräumen, daß dies selbst starken Nerven das Aeußerste zumuthen heißt. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß die psychologischen Schilderungen der Verfasserin unwahr seien, aber das an sich Wahre ist durchaus nicht zugleich auch das Schöne.

Ein Gerichtsrath und späterer Gerichtsdirector heirathet in vorgeschrittenen Jahren seine Jugendgeliebte,

Therese von Rauch. Beide sind vorher verheirathet gewesen und bringen zwei Mädchen in die Ehe, die einander ungefähr so ähnlich sind wie der Tag der Nacht. Erna, die Tochter Therese's, ist ganz Liebe; Silvia, die Tochter des Gerichtsraths, ganz Egoismus. Erna hat den glühenden Wunsch, ihrer mistrauischen Stiefschwester durch eine recht große That ihre schwesterliche Liebe zu beweisen, und Silvia nimmt sie beim Wort. Beide sind zum Besuch einer Tante nach der Residenz gereist. Dort lernt Silvia einen Grafen Seebeck kennen und ist alsbald fest entschlossen, ihn möglichst bald zu heirathen. Da derselbe jedoch nichts weiter besitzt als den Ruf eines argen Wüstlings, besorgt Silvia mit Recht, daß ihr Vater diese Heirath niemals billigen würde, und kommt dabei auf den Gedanken einer heimlichen Ehe. Der Thatsache gegenüber werde der Papa weder seine Zustimmung noch seine materielle Unterstützung versagen können.

Zur Trauung des Paares fehlt ein Zeuge, und dazu preßt Silvia ihre Schwester, indem sie dieselbe an ihren früher geäußerten Wunsch erinnert. Zugleich nimmt sie ihr den Schwur ewigen Schweigens ab. Der Graf hat dieser Scene ungesehen beigewohnt, Silvia's entsetzlichen Egoismus erkannt und ist von seiner Liebe zu ihr geheilt. Silvia aber soll gezüchtigt werden, und deshalb beschließt er, man höre: sie zu heirathen und nach einigen Wochen zu verlassen. Zunächst findet die Trauung statt, und unmittelbar darauf reisen die Vermählten nach der Schweiz, während den Aeltern daheim vorgespiegelt wird, Silvia begleite eine Baronin auf einer Vergnügungsfahrt. Das ist also das Geheimniß, an welchem Erna erkrankt. Sie kehrt allein nach Haus zurück und quält sich nun Tag und Nacht. Ihrer reinen Seele ist der Betrug entsetzlich.

T. S. Braun macht Erna somit zum Opfer schwesterlicher Liebe; aber sie übersieht dabei vollständig, daß ihre Heldin die höherstehenden Pflichten gegen die Aeltern aufs gröbste verletzt. Erna's Pflicht war es, Silvia's Vorhaben zu vereiteln, nicht aber, dasselbe zu unterstützen. Sie kannte außerdem Silvia's Charakter zur Genüge, um zu wissen, daß dieselbe das dargebrachte Opfer als ein selbstverständliches betrachten und dadurch keineswegs von der Liebe Erna's überzeugt werden würde. Wenn sie sich nun gar eines solch unwürdigen Wesens halber zu Tode quält, so wird damit Unnatur und gleichzeitig auch der Unwille des Lesers auf die Spitze getrieben.

Besser ist der Verfasserin der Aufbau und die Darstellung gelungen. Die Handlung schreitet stetig und ohne Sprünge fort und gipfelt am Schlusse sehr geschickt in der Enthüllung des unglücklichen Geheimnisses.

T. S. Braun und Adelheid von Auer schreiben übrigens ein correcteres Deutsch als ihre Collegen P. Isenlern und G. Hick.

Oskar Elsner.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Drei Sommer in Tirol von Ludwig Steub. Zweite vermehrte Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
2. Bilder mit Staffage aus dem kärntner Oberlande. Von A. von Rauschenfels. (Mit einem kurzgefaßten Fremdenführer als Anhang.) Klagenfurt, v. Kleinmayr. 1871. 8. 1 Thlr.

Ein volles Vierteljahrhundert ist verflossen seit dem Erscheinen der ersten Auflage von Ludwig Steub's „Drei Sommer in Tirol" (Nr. 1); damals waren die Seitenthäler des Inn und der Etsch von Touristen noch gar wenig besucht, und manches Joch, welches jetzt auch dem weiblichen Geschlechte übersteigbar geworden, galt für einen anstrengenden und gefahrvollen Weg. Die Schienenwege, die jetzt Tirol durchschneiden, und in ihrem Gefolge die rothgebundenen Reisehandbücher haben dem Lande der Glaubenseinheit den Charakter der Abgeschlossenheit genommen und es zum Ziele derer werden lassen, welche die Reize der Alpenwelt auch ohne schweizerische Gasthofsrechnungen glauben genießen zu können. L. Steub hat seinen redlichen Theil dazu beigetragen; er ist kein Hochtourist; er schaut lieber zu den Bergen hinauf, als daß er am Seile des Führers über Schnee und Eis klettere; auch sind ihm die Menschen lieber als die todten Felsen, und das einfache Mittagsmahl beim Pfarrer des letzten Dörfleins im Hochthale angenehmer als die reichbesetzte Table-d'hôte. In sieben Sommern hat er die Thäler Tirols durchstreift, nachforschend den ethnographischen Verhältnissen des Landes, dem Ursprunge der Ortsnamen, den Geschichten und Sagen, welche sich an Kapellen und Burgen knüpfen; seinem Werke aber ist der alte Titel geblieben, obgleich zwei Drittel desselben den letzten Jahren ihren Ursprung verdanken. Den Leser führt der Verfasser zuerst in das Unterinnthal und dessen Nebenthäler; am längsten verweilt er bei Brixlegg, dem bedeutendsten Sommerfrischort in Nordtirol und dem Concurrenten von Oberammergau. Der zweite Band gibt Schilderungen aus dem Oberinnthal und dem Pusterthal; der dritte ist Südtirol gewidmet. Der Thalkessel von Botzen und das Land zwischen dem Einfluß des Eisack und der Passer mit seiner wunderbar gemischten Bevölkerung, seinen großen historischen Erinnerungen und der fast unzählbaren Menge von Burgen, die von allen Bergvorsprüngen in das Thal blicken, hat Steub fast eine Ueberfülle von Stoff zu geschichtlichen, ethnographischen und politischen Betrachtungen geboten und die südliche Natur jener halbitalienischen Thäler seiner Sprache einen oft blendenden Glanz verliehen. Luserna, die letzte deutsche Sprachoase an der Grenze Italiens, ist das letzte Bild, welches er dem Leser vorführt und zugleich eine Mahnung an ihn, mitzuwirken, daß jene äußersten Wachtposten deutscher Nationalität auszuhalten vermögen im Kampfe gegen das von allen Seiten andringende Romanenthum. Steub verräth sich schon durch seine Sprache als Schüler Fallmerayer's; selbst in einzelnen Wortformen und Satzbildungen könnte sich der Einfluß der „Fragmente aus dem Orient" nachweisen lassen; eins aber hat er vor seinem

tüchtigen Meister voraus — einenlieb enswürdigen Humor, welcher auch die tiefsten Schatten in dem Charakter der Menschen zu erleuchten weiß.

Die Literatur über die Centralalpen, die wissenschaftliche sowol wie die belletristische, hat von Jahr zu Jahr in so außerordentlicher Weise zugenommen, daß es eben gelehrter Männer und zugleich trefflicher Stilisten, wie Ludwig Steub ist, bedarf, um über oft gesehene und vielbeschriebene Orte Neues und Fesselndes zu bringen. Günstiger war Anton von Rauschenfels daran, welcher „Bilder mit Staffage aus dem kärntner Oberlande" (Nr. 2) uns vorlegt. Bisher ist Kärnten meist nur der Abstieg von der Tauernkette gewesen; wer an dem Großglockner vorbei oder über das Naßfeld in das Möllthal gekommen war, der vertraute sich gewöhnlich dem Postwagen an und ließ sich bis Villach fahren, von wo er auf der Eisenbahn bequem über den Semmering nach Wien gelangen konnte. Jetzt aber führt längs der Drau und der Rienz von Villach nach Franzensfeste der Schienenstrang, und es ist an der Zeit, daß ein Kenner der kärntner Alpenwelt auf die Schönheiten dieses von den Touristen ziemlich stiefmütterlich bedachten Theils der Ostalpen aufmerksam macht. Der Fremdenzufluß wird sich in den nächsten Jahren infolge des leichtern Verkehrs auch in den Thälern der Drau und ihrer Nebenflüsse steigern, und manchem Gebirgswanderer wird dann das Büchlein von A. von Rauschenfels ein um so willkommenerer Begleiter sein, als der Verfasser demselben einen gedrängten „Fremdenführer" als Anhang beigegeben hat. Sollte der Reisende in einem abgelegenen Gebirgsdorfe einzuregnen das Unglück haben, so kann er sich an dem novellistischen Beiwerk ergötzen. Im übrigen zeigt das Schriftchen von frischem Sinn und mancherlei anerkennenswerthen Kenntnissen in der Geschichte des Landes.

3. Wanderstudien aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. Dritter Band. Schaffhausen, Hurter. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Ueber den St.-Gotthard. Reiseskizzen von A. W. Grube. Berlin, R. Lesser. 1871. 8. 1 Thlr.

Eduard Osenbrüggen hat den beiden ersten Bänden seiner „Wanderstudien aus der Schweiz" eine neue Folge hinzugefügt (Nr. 3) und sich durch die anregende Frische der Darstellung, wie durch die vielfachen Hinweise auf culturgeschichtliche Verhältnisse im voraus den Dank und die Anerkennung derer gesichert, welche ihr Interesse nicht blos der Natur, sondern auch dem Volksthum der Schweiz zuwenden. Wollte man von dem Volke, welches an den großen schweizerischen Touristenstraßen wohnt, auf den Charakter der Eidgenossen im allgemeinen schließen, so würde dieses Urtheil in manchen Beziehungen zu günstig, meist aber ungerecht erscheinen. Dorthin, wo der massenhafte Fremdenverkehr die nationalen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung verwischt und den Dollar und Rubel zum Maßstab für die Beurtheilung des Reisenden hat werden lassen, geleitet uns der Verfasser nicht; indem er echte, unverfälschte Schweizer zu suchen ausging, kam er in die abgelegenen Thäler von Toggenburg und St.-Gallen; er hat Obwalden und den Jura durchstreift und gibt uns ansprechende Bilder von Rheinfelden und Einsiedeln. Mit Recht nennt er den Inhalt seines Buchs „Wanderstudien"; in diesen kurzen Aufsätzen steckt eine tiefe Gelehrsamkeit, und wenn es auch nicht auf dem Titel geschrieben stände, daß der Verfasser Professor der Rechtswissenschaft in Zürich sei, auch der Leser, welcher von Osenbrüggen's Werken zur Geschichte des deutschen Rechts nichts gehört hat, wird merken, daß der Blick des Verfassers sich geschärft hat am Anschauen der Vergangenheit, und daß derselbe von der Geschichte der von ihm durchwanderten Landschaften unendlich mehr wissen muß, als er dem großen Publikum vorzulegen für gut befunden hat. Und diese Ergebnisse gelehrter Studien sind in vortrefflicher Weise mit der Gegenwart in Verbindung gebracht; diese wird durch die Vergangenheit beleuchtet, erklärt und in vielen Fällen auch entschuldigt. Zwischen den Thälern der obern Reuß und des Rheins liegen die Gegenden, welche Osenbrüggen vorzugsweise durchstreift und durchforscht hat; jene Cantone, in welchen das romanische Element das deutsche durchdringt oder gar verdrängt hat, der französische und italienische Südwesten und Südosten haben dem Verfasser noch keinen Stoff zu Wanderstudien geboten; dort hat er am liebsten geweilt, wo sich altgermanische Rechtsverhältnisse im Volke am längsten erhalten haben. Ein patriotischer Sinn durchweht das Ganze, und an vielen Stellen wird der enge Culturzusammenhang zwischen der Schweiz und Deutschland in schönen Worten hervorgehoben.

Eine bekannte Straße ist A. W. Grube gegangen; sein Buch „Ueber den St.-Gotthard" (Nr. 4) gibt dem, welcher in die alpine Literatur tiefer als der gewöhnliche Tourist geblickt hat, nicht viel Neues, hat aber doch das Verdienst der lebendigen Darstellung und zeigt in der Anordnung und Verarbeitung des Stoffs das pädagogische Geschick des bekannten Verfassers der geographischen und geschichtlichen Charakterbilder. Grube ist den großartigen Weg zwischen dem Vierwaldstättersee und dem Lago-Maggiore zu Fuß gewandert und hat mehrere Tage im Hospiz des St.-Gotthard zugebracht, um von hier aus das Tritthorn und die Sibbia zu besteigen. Die Schilderung der Natur dieses Alpenpasses und seiner Bergumgebung bildet den Kern des Buchs; der südliche Abfall ist weit weniger ausführlich behandelt. Einen wissenschaftlichen Werth beanspruchen Grube's Reiseskizzen nicht; sie wollen dem Reisenden mit allerhand historischen Notizen an die Hand gehen und den St.-Gotthard auch als Ausgangspunkt für Hochgebirgswanderungen empfehlen. Im großen und ganzen wird dieser Zweck erreicht werden und das Buch wol manchen Freund finden, welchen die Unterhaltungsgabe des Verfassers die falschen Citate und die mislungene Rettung des historischen Charakters der Tell-Sage vergessen läßt.

5. Ruhr und Lenne. Eine Fahrt durch das südliche Westfalen von Gustav Natorp. Iserlohn, Bädeker. 1871. Gr. 8. 22½ Ngr.

Westfalens Natur, Volksthum und Geschichte hat eine so reiche Literatur hervorgerufen, daß nur wenige andere deutsche Lande mit ihm concurriren können. Das altsächsische Stammesbewußtsein ist lebendig geblieben, es zeigt sich gleichmächtig in Justus Möser's „Phantasien" wie in Freiligrath's und Schücking's poetischer Verherrlichung

ihrer Heimat; die an bedeutsamen Momenten überreiche Vergangenheit ist von kundigen Gelehrten nach allen Seiten durchforscht und dargestellt; die industriellen und socialen Verhältnisse liegen uns vor in gründlichen statistischen Werken, und Bild und Wort geben Kunde von den eigenthümlichen Schönheiten jener Flußthäler, welche sich nach dem Rhein, der Ems und der Weser zu öffnen. Während „Das malerische und romantische Westfalen" eine umfassende Darstellung von Land und Volk gibt, beschränkt sich Natorp's Schrift auf das Ruhrgebiet, jene burgen- und fabrikenreiche Landschaft, welche „Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus, geröthet von der Hämmer Glut, umblitzt von Schlacken und gefärbt von Kohlen" durchziehen. Mit Mühe und Fleiß hat der Verfasser eine Menge statistischen, historischen und naturgeschichtlichen Stoffs zusammengetragen, und seinem Localpatriotismus möge man verzeihen, wenn er hier und da weitschweifiger wird, als es dem nichtwestfälischen Leser nöthig erscheinen könnte. Anstatt stilistisch zu bauen, häuft er nicht selten unbehauene Steine unverbunden übereinander, und um historische Verhältnisse recht gründlich zu erläutern, verliert er sich oft in Einzelheiten, welche den Fernerstehenden ermüden. Doch dies sind Ausstellungen, welche nur die Art der Behandlung treffen; in dem Buche Natorp's wird so viel Interessantes und Wissenswerthes geboten, daß eine weite Verbreitung über die Grenzen Westfalens hinaus ihm zu wünschen ist. Aus dem reichen Inhalt heben wir nur eine kleine Geschichte hervor, die ebenso belustigend wie lehrreich ist. Die Abtei Werden war bis in dieses Jahrhundert reichsunmittelbar, doch hatte schon im Anfang des vorigen Preußen ihr gegenüber eine schutzherrliche Stellung eingenommen und sie, wie man sich damals auszudrücken pflegte, als Dependence behandelt. Im Jahre 1794 sollte es jedoch mit jenem Staate zu ernsten Conflicten kommen, veranlaßt durch eine Verordnung, nach welcher öffentliche Auctionen in der Stadt Werden nicht vom Magistrat, sondern allein vom Landgericht vorgenommen werden durften. Ein werdenscher Bürger hatte sich um diese Verordnung nicht gekümmert und sein Grundstück in der Essenschen Zeitung auf eigene Hand öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Das werdensche Landgericht trat zwar diesem Selbstact mit möglichster Schonung nur durch einen Protest in derselben Zeitung entgegen, aber das längst drohende Verhängniß brach über das Ländchen herein. Jene Verordnung wurde von preußischer Seite aufgehoben, „weil nicht dem Abte, sondern Sr. Majestät dem Könige von Preußen die Landeshoheit über Werden und folglich auch das Recht der Gesetzgebung zustehe". Diese Verfügung wurde an allen Stadtthoren und Kirchthüren angeheftet. Der Landrichter Müller erhob dagegen Protest, und der Kanzleidirector Dingerkuß entfernte das Placat von der Thüre der Münsterkirche. Beide wurden darauf von den Preußen in das Staatsgefängniß von Wesel abgeführt. Der Abt leitete nun beim Kaiser Klage ein gegen das Verfahren seines mächtigen Nachbars, und jener rettete seinem „geringen, aber getreuen Reichsstande" noch einmal seine Würde und Selbständigkeit, aber nur für kurze Zeit. Der Anfang des folgenden Jahrhunderts verschmolz auch die Abtei Werden mit der preußischen Monarchie.

6. Reiseskizzen und Federzeichnungen von H. C. Andersen. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. 8. 1 Thlr.

Der berühmte dänische Dichter hat eine Anzahl von ältern Aufsätzen, welche wahrscheinlich zuerst in Zeitschriften veröffentlicht worden, gesammelt, leider aber in A. W. Peters einen Uebersetzer gefunden, dessen Kenntnisse in der deutschen Grammatik einer Nachhülfe recht dringend bedürfen. Dennoch wird auch dieses Werk Andersen's in Deutschland Leser und Freunde finden; weiß doch der Verfasser mit einer liebenswürdigen Naivetät zu erzählen und in wenigen Strichen allerhand kleine hübsche Genrebilder zu zeichnen, fast im Stile Ludwig Richter's, mit blühenden Rosensträuchern und lachenden Kindergruppen. Auch seine Naturschilderung ist Kleinmalerei; sein Gemüth ist nicht gestimmt für die Eindrücke einer Hochgebirgsnatur, und matt und kraftlos erscheinen die Aufsätze über Luzern und Ragatz. Wenn Andersen aber von den Reizen seiner nordischen Heimat erzählen kann, dann erhalten seine Worte Wärme, Schwung und Anschaulichkeit; meisterhaft ist seine Skizze von dem einförmigen, sandigen Skagenhorn, dem Nordende der jütischen Halbinsel; dort ist auch ihm der Traum von der großen skandinavischen Union gekommen. Vielen wird die Schilderung eines Besuchs bei Charles Dickens willkommen sein; das weiche Gemüth Andersen's ist erfüllt von Begeisterung über die Herzlichkeit, mit welcher er in dem Landhause des englischen Dichters aufgenommen worden, über das traute Familienleben, in das er eingetreten, und über die großen Eigenschaften seines größern Freundes. Die biographischen Mittheilungen über den dänischen Componisten Hartmann und den Dichter Ingemann sind überschwenglichen Lobes voll; zu Charakteristiken bedarf es einer kräftigern Pinselführung, als sie Andersen gewöhnt ist.

Die letzte Hälfte des Buchs erzählt von einem Besuche in Portugal. Auch da wird der Leser durchfühlen, daß der Verfasser sich an der Natur des Südens nicht recht hat erwärmen können; er bleibt Däne, auch dann, wenn er deutsche Sprichwörter citirt und der deutschen Literatur seine Huldigung darbringt. Mit der großen politischen Umgestaltung der Länder südlich der Königsau scheint er sich noch nicht befreundet zu haben.

7. Ein Ausflug nach Calabrien von G. vom Rath. Mit einer lithographirten Tafel und einem Holzschnitte. Bonn, A. Marcus. 1871. Gr. 8. 25 Ngr.

Im April des vorigen Jahres hat G. vom Rath in geologischen Interessen eine Reise nach Süditalien unternommen, durch deren Beschreibung die geographische Literatur eine schätzenswerthe Bereicherung erfahren hat; wir stehen nicht an, denen, welche italienische Reiseeindrücke zu schildern sich anschicken wollen, diese inhaltreiche Schrift von wenigen Bogen zu eingehendem Studium dringend zu empfehlen; in ihr vereinigt sich scharfes Urtheil mit der Kunst durchsichtiger Darstellung, vielseitiges Wissen mit lebendigem Naturgefühl; sie gibt dem Ethnographen nicht weniger Belehrung als dem Geologen und gewährt einen tiefen Einblick in die socialen Verhältnisse der südlichsten Halbinsel Italiens. Die Unterstützung der Behörden und die Theilnahme der Gebildeten an den wissenschaftlichen Zwecken der Reise haben die Studien des

Verfassers vielfach gefördert, erleichtert und beschleunigt; und wohlthuend ist es zu vernehmen, daß gerade die Nationalität dem Reisenden überall als Empfehlung gedient hat. „In meinem Alter", erzählte dem Verfasser sein Gastfreund in Siderno, „muß man sich beschränken, deshalb lese ich schon seit mehrern Jahren nur in vier Büchern, davon wir zwei den Geistesheroen Euerer Nation verdanken: Humboldt's «Kosmos», die Dichtungen Goethe's, di quel vostro gigante, unsers großen Dante, und endlich die Bibel." Die Calabresen werden uns als ein geistig begabtes, von den Regierungen aber arg vernachlässigtes Volk geschildert. Die bourbonische Herrschaft hat auch hier viel gesündigt; viele Städte und Dörfer mit mehrern tausend Einwohnern hatten gar keine Schulen, und Orte wie Siderno und Gerace mit 6—7000 Einwohnern, welche nur eine Meile voneinander entfernt sind, keine Straßenverbindung. Die jetzige Regierung schreitet in Reformen rüstig vorwärts und läßt sich die Hebung des Nationalwohlstandes angelegen sein. Die Vernichtung des Brigantaggio hat ihr aber noch nicht gelingen wollen; denn diesem Krebsschaden liegen sociale Schäden zu Grunde: der Brigante führt als Proletarier Krieg gegen die Besitzenden, er ist der herabgekommene Colone, welcher dem Gutsherrn weit gefährlicher wird als dem Reisenden. Die trostlosen Agrarverhältnisse haben die Cultur niedergedrückt und jene Gegenden veröden lassen, wo in den großgriechischen Zeiten Handel, Ackerbau und Wissenschaft blühten. Kaum erkennt man die Stätten wieder, wo Kroton und Sybaris gestanden, und die griechischen Bestandtheile des Dialekts und der Tracht weisen wol auch mehr auf die mittelalterliche griechische Einwanderung als auf die glorreiche Colonisation des Alterthums zurück. Der Verfasser hat von Reggio aus den Weg an der Ostküste hin genommen, dann sich nach Cosenza gewendet und in Tarent seine süditalischen Forschungen abgeschlossen. Der kleine Ort Stilo gewährte ihm den überraschenden Anblick eines öffentlichen Passionsschauspiels, welches er also schildert:

Es ist ein bis in frühe Jahrhunderte zurückgehender, in einigen Orten Calabriens erhaltener Brauch, durch eine dramatische Aufführung dem Volke die Leidensgeschichte des Herrn zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Die Vorstellungen sind unentgeltlich und werden so oft (drei- bis viermal) wiederholt, bis alles Volk von Stilo denselben beigewohnt hat. Zu diesen Schauspielen dient ein kleines Theater, das älteste in ganz Calabrien. Gegen 8 Uhr begaben wir uns hin, indem wir die Ehre hatten, die Frau Baronin zu führen. Beim Scheine einer Laterne stiegen wir die steile Straße hinab und betraten, uns durch eine dichte Volksmenge drängend, das Theater, welches den höchsten denkbaren Grad von Schmucklosigkeit darbot. Das Parterre war dem Volke eingeräumt, und zwar der Mittelraum den Männern, der äußere durch eine Barrière abgetrennte Theil den Frauen. Der Bühne gerade gegenüber waren durch die Sorge unsers Wirths uns drei Stühle hingestellt. Als wir uns niedergelassen, begann die Aufführung, um 8 Uhr; sie endete kurz vor Mitternacht und war sowol an sich, als auch zur Charakterisirung des Volks für uns von großem Interesse. Die erste Scene stellt den jüdischen Rath unter Kaiphas dar. Vergeblich ist Joseph von Arimathia bestrebt, einen für Christum günstigern Entschluß zu erwirken. Es folgt die Darstellung der Fußwaschung und des Abendmahls. Christus spricht im ganzen Passionsspiel von Stilo nur wenige Worte, „weil die Würde der Erscheinung durch viele Worte würde beeinträchtigt werden", lautete die uns gegebene Erklärung. Der Verrath des Judas, Verhör bei Pontius Pilatus, Geiselung, Kreuzestod bilden die folgenden Scenen; der Schluß des Ganzen ist der Darstellung der schrecklichen Seelenqualen des Judas gewidmet, welcher schließlich von zwei Teufeln geholt und in die Hölle, welche sich auf der Bühne zu öffnen scheint, geworfen wird. Die Rollen der beiden Frauen, Maria und Maria Magdalena, werden gleichfalls durch Männer gegeben. Christus erscheint vorzugsweise in solcher Stellung, in welcher ihn alles Volk aus bildlichen Darstellungen kennt. Das bedeutendste Gewicht ist auf die Rolle des Judas gelegt, dessen Seelenkämpfe in langen Monologen zur Darstellung kommen. Der Text dieses Passionsspiels ist nicht gedruckt, sondern Manuscript und wol von hohem Alter. Wahrhaft bewundernswerth war Spiel und Redegewandtheit der Actoren, unter denen drei Schneider, ein Zimmermann, ein Koch, ein Gemeindebote u. s. w. waren. Vollendet in Vortrag und Geberde wurde namentlich die Rolle des Judas gegeben. Ueberaus anmuthsvoll wirkte in dem Passionsspiel der Gesang von vier bis sechs kleinen Knaben, welche als Engel costümirt in leichtem Flügelgewande namentlich diejenigen Scenen zu verherrlichen bestimmt waren, in denen der Erlöser erschien. Sie sangen mit ihrer hellen Stimme alte Hymnen. Oftmals haben wir auf unserer fernern Reise ausgerufen: „Ach könnten wir noch einmal den Hymnengesang der Kinder von Stilo hören."

8. Reisebilder aus dem Orient. Von Hermann Dalton. Petersburg, Röttger. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein empfehlenswerthes Buch, dessen äußere Ausstattung seinem innern Werthe entspricht. Der Verfasser gehört nicht zu jener Gattung von Palästinareisenden, welche es für eine Gotteslästerung halten, wenn die Frage über die biblischen Stätten, insbesondere über die „heiligen Orte" Jerusalems nicht mit dem nackten Glauben an die Ueberlieferung abgethan, sondern mit den Wissenschaften der Alterthumskunde und Geschichte zu lösen versucht wird; er kennt gründlich die reiche Literatur über Palästina, urtheilt mit Scharfsinn und Geschmack und weiß in höchst anschaulicher Weise darzustellen. Die ersten vier Abschnitte sind dem Gelobten Lande und Damaskus, die beiden letzten Aegypten gewidmet. Wenn wir auch nicht die sanguinischen Hoffnungen theilen können, welche Hermann Dalton an die evangelischen Missionsbestrebungen in Syrien und vorzüglich an die Judenmission knüpft, so erkennen wir doch an, daß der Verfasser recht hat, den Werth dieser Versuche nach den Erfolgen auf dem Gebiete der Humanität zu messen. Das Buch beherrscht ein tief religiöses Gefühl, das aber ebenso weit von einem anspruchsvollen Vordrängen, wie von süßlicher Frömmelei entfernt ist. Und auch das sei als Vorzug dieser Reisebilder vor ähnlichen Schriften erwähnt, daß des Verfassers Persönlichkeit immer nur als nebensächliche Staffage in den großartigen historischen Landschaftsbildern erscheint, und daß er von seinen eigenen Stimmungen schweigt, wenn er die gewaltige Sprache der Natur und Geschichte verdolmetscht.

9. Fata-Morgana aus Aegypten und Unteritalien. Reiseeindrücke von Robert Avé-Lallemant. Zwei Bände. Altona, Mentzel. 1872. Br. 8. 3 Thlr.

10. Aus dem Lande der Aegypter. Von Robert Watt. Aus dem Dänischen deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann. 1871. 8. 20 Ngr.

11. Reisebriefe aus Aegypten. Von Luise Mühlbach. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1871. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Drei Werke, welche die Eröffnung des Suezkanals veranlaßt hat. Der Referent hat sie nicht nach-, sondern

nebeneinander gelesen und dabei die ihn allerdings nicht sehr überraschende Bemerkung machen müssen, daß nicht allein die Wege, sondern auch die Anschauungen und Urtheile der drei Verfasser im großen und ganzen parallel laufen. Die Abweichungen sind geringfügig: Nr. 9 und Nr. 10 nehmen die Route von Marseille nach Alexandrien, Nr. 11 von Triest; jene erfreuen sich guten Wetters, Frau Luise Mühlbach hat das Glück, das erste Kapitel mit der Schilderung eines Seesturms füllen zu können. In Alexandrien nimmt das Hôtel-de-l'Europe Nr. 9, 10 und 11 auf; Spaziergang durch die Stadt mit nicht ganz neuen Betrachtungen über die alten Griechen und die Liebesabenteuer der Kleopatra; Nr. 11 spricht dabei mit weiblicher Kennermiene über die Durchsichtigkeit der classischen Gewänder von Kos. Darauf Fahrt nach Kairo bei Nr. 9 und 11, Reise nach Suez bei Nr. 10; Blick von der Citadelle; Schilderung des Straßenlebens, einer Nilfahrt und der Pyramiden, daneben noch einer Audienz beim Vicekönig und eines Haremsbesuchs von Luise Mühbach; letztere scheint den Festlichkeiten in Suez nicht beigewohnt zu haben. Freilich ist es schwer, über das heutige Aegypten viel Neues zu schreiben; da sucht man nach neuen Formen für den alten Inhalt; der Stil muß wirken und den Leser glauben machen, daß die Urtheile des Verfassers originell, seine Erlebnisse charakteristisch und seine Kenntnisse gründlich seien. Die Eröffnung des Suezkanals war ein großes politisches Spectakel und ein fein angelegtes Börsenmanöver. Die Wüstenwinde, welche gewaltige Sandmassen in den jungen Kanal treiben, haben den Rausch bald verweht; mit Glück und Erfolg nimmt die Pacificbahn den großen Kampf mit dem Kanal von Suez auf. Heute können die Speisekarten der Diners des ägyptischen Vicekönigs nicht mehr imponiren, und die Beschreibungen der kostspieligen Feste am Nil und am Strande des Rothen Meers ein nur sehr untergeordnetes Interesse in Anspruch nehmen. Als aller Augen sich voll Erwartungen und Hoffnungen auf jene merkwürdige Stelle der Erde richteten, wo drei Continente sich am meisten nähern und zwei Oceane nur durch eine schmale Landenge geschieden werden; als man glaubte, infolge der Wasserverbindung dieser beiden Meere einen gewaltigen Umschwung des Welthandels voraussehen zu können, da hätten die obengenannten Werke auf größere Theilnahme rechnen dürfen; die Gegenwart ist nüchterner geworden, sie hat all jenes Aufputzes und Pompes vergessen und läßt sich nicht mehr blenden durch die Millionen, welche die ägyptische Regierung für diese „admirable Mise-en-scène" verausgabt hat. Die „Reisebriefe" der Luise Mühlbach und Robert Watt's Schilderungen „Aus dem Lande der Aegypter" sind schon bei ihrem Erscheinen veraltet; nur des bekannten Reisenden Avé-Lallemant „Fata-Morgana" möchten wir ein längeres Leben, eine größere Bedeutung zuerkennen; seine Gabe für Landschaftsschilderungen ist bekannt und er hat durch frühere Werke bewiesen, wie er versteht, den flüchtigen Eindruck in scharfmarkirten Umrissen darzustellen und das Charakteristische im Natur- und Völkerleben in oft glänzenden und poetischen Worten zu kennzeichnen.

12. Die zweite deutsche Nordpolarfahrt 1869—70. Vorträge und Mittheilungen, herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt zu Bremen. Mit einer Uebersichtskarte der Entdeckungen der Expedition. Berlin, D. Reimer. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

13. Reise der Hansa ins nördliche Eismeer. Reisebriefe und Erinnerungsblätter von G. C. Laube. Prag, Calve. 1871. Br. 8. 15 Ngr.

Dem großen Werke, welches, vorbereitet von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt zu Bremen, eine ausführliche Beschreibung jener wunderbaren Fahrten der Hansa und Germania und die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses Unternehmens geben soll, gehen von seiten der Polarfahrer selbst kleinere Schriften voraus, welche bestimmt sind, das deutsche Volk im allgemeinen über die Schicksale und Erfolge der zweiten Nordpolfahrt zu orientiren.

Das erste der obengenannten Bücher (Nr. 12) trägt einen officiellen Charakter; es enthält die kurzen und doch so inhaltreichen Berichte der beiden Kapitäne über die Fahrt ihrer Schiffe, zwei Arbeiten von Copeland und Payer über die ostgrönländischen Gletscher, Aufsätze von Börgen und Freeden zur allgemeinen physikalischen Geographie und zwei Abhandlungen von Pansch über die Bewohner, das Klima und das Pflanzen- und Thierleben auf Ostgrönland. Ueberflüssig wäre es, über den wissenschaftlichen Werth dieser „Vorträge und Mittheilungen" zu sprechen; es möge genügen, auf den reichen Inhalt dieser Schrift hinzuweisen und auf ihren billigen Preis, welcher die weiteste Verbreitung derselben ermöglicht.

Das Büchlein von G. C. Laube: „Reise der Hansa ins nördliche Eismeer" (Nr. 13), erscheint manchem vielleicht ansprechender als die gedrängte, schlichte Sprache der Schiffskapitäne; es erzählt in gewandter Form von Einzelerlebnissen, schildert Stimmungen und Eindrücke und läßt individuelle Gefühle mehr in den Vordergrund treten. Es sei den Frauen empfohlen, welche von diesen Helden der deutschen Wissenschaft hören wollen; sie werden daraus nebenbei noch gar manches über die Geographie der Polarregionen lernen können, ohne im Lesen durch den trockenen Ton der Wissenschaft gehemmt zu werden.

14. Innerhalb zehn Jahren. Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke aus den Jahren 1857—67. Von Anna Löhn. Zweite ergänzte und vermehrte Auflage. Gera, Issleib und Rietzschel. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rom, Oberitalien, Salzburg, Tirol, Oldenburg und Thüringen hat die Verfasserin bereist und zu schildern versucht. Die zweite Auflage dieses Buchs, welches zum Theil aus Aufsätzen zusammengesetzt ist, die von verschiedenen Zeitschriften schon früher veröffentlicht worden, beweist, daß der leichte, frische Ton der Darstellung und vielleicht auch die Stellung der Verfasserin diesen Reisebildern manchen Freund erworben hat.

Reinhart Zöllner.

Feuilleton.

Notizen.

Die neuestlateinische Poesie, vertreten in ernsten Formen durch Felix Dahn, in gelungenen satirisch-humoristischen Schlagversen von Schwetschke, findet einen neuen Repräsentanten in dem Professor **Adelbert Herrmann** in Celle, in dessen Sammlung: „Zeitklänge. Nachtrag zu den Echoklängen aus Venusia und freien Klangspielen" (Leipzig, H. Schultze), sich als Anhang eine lateinische Kaiserode und lateinische Heldenepigramme finden. Die übrigen Kriegs- und Marschlieder der Sammlung sind durchweg frisch und fließend, gefeilt in der Form; die Gedichte „Königgrätz", „Maximilian", „Lincoln" zeigen eine würdige Getragenheit des Ausdrucks. Die alcäische Ode: „Schleswig-Holsteins Dank", hat schwunghafte Strophen, verleugnet aber auch hier und dort nicht die Gezwungenheit, welche die reimlosen antiken Odenstrophen im Deutschen als ein besonderes Verdienst in Anspruch nehmen.

Die Schlußverse der umfangreichen lateinischen Ode lauten:

Salve ergo, Caesar, gloria Teutonum,
Auguste, salve, quem omnipater dedit,
Tu laurea et virtute macte,
Imperii veteris propago.

Sceptrum, corona atque imperii globus
Quam lucide ornant et caput et manus,
Priscorum Othonum Stauffiorum ut
Sacra redisse putentur aeva.

Salute frontem diva manus Tibi
Heroicam ne cingere desinat,
Porrecta majestas Tua atque
Imperii intima vota adaequet.

O Tu diu ergo laetus et integer
Adsis, o Caesar, deliciae et decus
Usque imperans beansque fauste
Principibus populoque amanti.

Qualis nam inaurat Sol radians agros
Germanicae Tu sic patriae nites
Potentiae famaeque pompam
Ut nova jam veterem coronet.

Wir fügen die deutsche Uebersetzung dieser Strophen bei:

Drum Heil dir, Cäsar, Deutschlands erhabnem Licht,
Gesalbter, Heil dir, welchen uns Gott geschenkt,
Durch Ruhm und Tugend du Geweihter,
Neue Erstammung des alten Reiches.

Wie schmückt des Reiches Apfel, des Scepters Glanz,
Die Krone leuchtend Haupt dir und Hand. Es scheint
Der grauen Staufen und Ottonen
Heiliges Alter zurückgekommen.

O kränze fürder segnend die Heldenstirn
Mit jedem Heil dir Gottes erhabne Hand!
Des Reiches Majestät und deine
Reiche so weit als der Wunsch der Liebe.

Ja walle du noch glücklich durch lange Flucht
Der Jahre, Cäsar, unsere Wonn' und Zier,
An Segen reich und glücklich herrschend
Unter des Volks und der Fürsten Liebe.

Gleichwie die Sonne golden bestrahlt die Flur
Besonnest du dem Deutschen das Vaterland,
Daß dessen Macht und Ruhmesglanz schon
Strahlend erneut den vergangnen krönen.

Außer den zahlreichen im Buchhandel erschienenen Gedichtsammlungen zur Kriegslyrik, die wir bereits besprochen haben, sind auch manche einzelne Gedichte in fliegenden Blättern verbreitet worden, die zum Theil Beachtung verdienen und solche auch, selbst im Auslande, gefunden haben. Dies gilt z. B. von dem Gedicht: „Der Deutschen Kaiserlied", Nationalgesang von **Robert Küttner**, Delegirtem im Feldzuge von 1870, welches von dem Dichter **Emanuel Hiel** ins Holländische übersetzt worden ist.

Paul Heyse läßt eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheinen (Berlin, W. Hertz), von welcher bisher vier Bände vorliegen. Der erste Band enthält „Gedichte", der zweite und dritte „Novellen in Versen", mit dem vierten beginnen die Prosanovellen des Autors. Die Sammlung ist auf zehn Bände berechnet; auf die bisher wenig bekannten „Gedichte" werden wir näher zurückkommen.

Bibliographie.

Alrebi, Berta, Frauenbildung und Frauengenossenschaftshäuser. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 4 Ngr.

Ambros, A. W., Robert Franz. Eine Studie. Leipzig, Leuckart. 8. 7½ Ngr.

Bezold, F. v., König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten bis zum Ausgang des 3ten Kreuzzugs. München, Ackermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Blösch, E., Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte. 1stes Heft. Bern, Dalp. Gr. 8. 12 Ngr.

Boeckh's, A., Gesammelte kleine Schriften. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Akademische Abhandlungen vorgetragen in den Jahren 1836—1858 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, nebst einem Anhang epigraphischer Abhandlungen aus Zeitschriften enthaltend. Herausgegeben von **E. Bratuscheck** und **P. Eichholtz**. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Fels von Erz. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Braune, R., Sieben Monate unter dem rothen Kreuze. Kriegsbilder für's Volk erzählt. Görlitz, Vollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Brockhaus, H. E., Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen. In zwei Abtheilungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr.

Buddenbrock, Mathilde v., Margot's Lebensbuch. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 20 Ngr.

Calvino, P., Die Waldenser und die Evangelisation Italiens. Ein Vortrag. Berlin, E. Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Cerri, C., Ein Glaubensbekenntniß. Zeit-Strofen. Wien, Czermak. 16. 8 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von **F. Pfeiffer**. 3ter Bd.: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von **K. Bartsch**. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Lucas Cranach der Aeltere, der Maler der Reformation. Eine biographische Skizze zum Gedächtniß der 4ten Säcularfeier seines Geburtsjahres 1472. Aus den vorhandenen Quellen zusammengestellt von einem dankbaren Enkel. Wittenberg, Kölling. Gr. 16. 7½ Ngr.

Deter, C. G. J., Kurzer Abriß der Geschichte der Philosophie. Berlin, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Dichtergrüße aus Nord-Böhmen. Reichenberg, Schöpfer. Gr. 16. 9 Ngr.

Eberty, G., Ueber das Verhältniß des Staats zur Volkserziehung. Berlin, Henschel. 8. 5 Ngr.

Eichelkraut, F., Der Troubadour Folquet de Lunel. Nach den Pariser Handschriften herausgegeben. Berlin, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.

Elmhausen. Charakter- und Lebens-Bilder gezeichnet von Frauenhand. Halle, Fricke. Gr. 8. 24 Ngr.

Eras, W. H., Der Prozeß Bebel-Liebknecht und die officielle Volkswirthschaft. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 8 Ngr.

Eraw, Moses und die Materialisten. Eine theologisch-naturwissenschaftliche Studie zur Rechtfertigung der biblischen Schöpfungsgeschichte. Nebst einem Anhang: wie es kam, daß der dumme Affe eine vernünftige Seele empfing, oder wie die vernünftige Wissenschaft umkehrt. Braunschweig, Zwißler. Gr. 8. 12 Ngr.

Fecht, K. G., Das Kloster Allerheiligen. Karlsruhe, Trube. Gr. 8. 17 Ngr.

Fels, E., Titania. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Fischer, Die 17te Infanterie-Division im Feldzuge 1870—1871. Nach officiellen Quellen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Fricke, W., Pädagogische Feldzüge. Eine patriotische Beisteuer zu dem geistigen Kampfe der Gegenwart. Gera, Strebel. Gr. 8. 10 Ngr.

Gätschenberger, S., Geschichte des Kampfes der Jesuiten gegen den modernen Staat in Bayern und allen andern Staaten Europa's und die Mittel zur Abwehr. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Goltz, Freih. T. v. der, Die sociale Frage. Vortrag. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schnorr von Carolsfeld, F., Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs. Notizen und Litteraturproben aus den Dresdner Handschriften des Hans Sachs und anderer Meistersänger. Berlin, F. Lobeck. Gr. 8. 15 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler v., Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Luneburg. Urkundliche Nachträge zu dem nachgelassenen Manuscript. Zusammengestellt aus Materialien seines Nachlasses und des Kriegs-Archivs des Herzogs Ferdinand, und herausgegeben von **F. O. W. H. v. Westphalen**. 4ter Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Zessner, Baron H., Einige Worte über die Beweise des Christenthums. Prag, Dominicus. Gr. 8. 5 Ngr.

Zunz, Die Monatstage des Kalenderjahres, ein Andenken an Hingeschiedene. Berlin, Poppelauer. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1872.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1872.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1872.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1872.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Charakteristik des päpstlichen Katholicismus.

1. Ein ernstes Wort zum Verständniß der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Von Theodor Ritter von Pachmann. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Springprocession und die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Willibrord in Echternach. Von J. B. Krier. Luxemburg, Brück. 1871. 8. 10 Ngr.
3. Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis. Von Paulinus. Leipzig, T. O. Weigel. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
4. Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu. Urkundlich dargestellt von Theodor Weber. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Tagebuch. Während des vaticanischen Concils geführt von J. Friedrich. Nördlingen, Beck. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die genannten Schriften sind insgesammt von der Art, daß jede derselben den römischen Katholicismus in einem besondern Lichte erscheinen läßt und eine charakteristische Eigenthümlichkeit desselben zur Anschauung bringt. Die erste kann als ein Musterbild von katholisch-gläubiger oder vielmehr ultramontan-katholischer Wissenschaftlichkeit gelten. Die zweite zeigt uns, wie auch der gröblichste, sinnloseste Aberglaube noch jetzt aufrecht erhalten wird und in der That in voller Blüte steht. Die dritte führt uns in den Mittelpunkt der päpstlichen Kirche und läßt uns in das Getriebe eines ungeheuern Betrugs blicken, den man in Rom seit Jahrhunderten gegen die fromme Einfalt und die gläubige Verehrung vermeintlicher Reliquien von christlichen Märtyrern mit reichem Geldgewinn gespielt hat und noch spielt. Die vierte macht uns bekannt mit dem eigentlichen Nerv der raffinirten Organisation der Gesellschaft der päpstlichen Prätorianer, dem Gehorsam der Jesuiten, wie er nicht blos alles Recht und alle Würde des Menschen aufhebt, sondern auch den vollen Gegensatz zu jener geistigen Freiheit und jenem directen Kindesverhältniß zu Gott bildet, welche doch das eigentliche Wesen des Christenthums ausmachen. Endlich das fünfte läßt uns einen Blick thun in das ganze hierarchische Kirchenwesen, das bei dem vaticanischen Concil in Rom versammelt war und der Welt ein klägliches Schauspiel von intellectueller und moralischer Schwäche, von rücksichtsloser und intriguanter Herrschsucht, blinder Gefügigkeit und ohnmächtiger Opposition bei den Vertretern der römischkatholischen Hierarchie zeigt.

Wir beginnen mit einem gewissermaßen naiven Product blinder Papstgläubigkeit, mit welchem Theodor Ritter von Pachmann, k. k. Regierungsrath und Doctor sämmtlicher Rechte, unter Vermittelung der Sartori'schen „Päpstlichen und Primatial-Buchhandlung" in Wien die katholische Welt heimgesucht hat. Das „Ernste Wort" (Nr. 1) wird natürlich für unbedingte päpstliche Unfehlbarkeit gesprochen und hat hauptsächlich den Zweck, die Einwendungen zu widerlegen, welche die Schrift „Der Papst und das Concil" von Janus dagegen vorgebracht hat. Eigentlich hätte der Verfasser nach seiner ganzen Geistesverfassung eine so ausführliche Widerlegung gar nicht schreiben sollen; die Sache konnte ganz kurz abgemacht werden etwa so: Der Papst ist in der katholischen Kirche das Oberhaupt, dem die höchste Autorität zukommt und dem daher jeder Katholik Unterwerfung und Gehorsam schuldig ist. Nun erklärt der Papst sich für unfehlbar und beansprucht directe absolute Herrschaft in der ganzen Kirche; also ist es Pflicht jedes Katholiken, sich dem gehorsam gläubig zu unterwerfen, und es ist seine Pflicht, jeden Zweifel daran zu unterdrücken und alle historischen Thatsachen und rationellen Gründe, die dagegen Zeugniß geben, als unrichtig, nichts beweisend, verfälscht, als Erfindungen des Teufels u. s. w. zu

betrachten. Er hat also Vernunft und Wissenschaft in die Gefangenschaft der päpstlichen Autorität zu geben, beides dieser zum Opfer zu bringen. Dies genügt schon. Es kann noch hinzugefügt werden: Alle Einwendungen der Vernunft und Wissenschaft können schon deswegen nichts bedeuten gegenüber dem Anspruche des Papstes, weil dieser allein unfehlbar ist, kein Gelehrter dagegen mit seinen wissenschaftlichen Resultaten auf Unfehlbarkeit Anspruch machen kann. Dies ist einfach und klar, und eigentlich liegt dieser so einfache und schöne Cirkelbeweis auch allen gläubigen sogenannten wissenschaftlichen Begründungen und Vertheidigungen der päpstlichen Unfehlbarkeit zu Grunde. Dies ist auch bei unserm Verfasser der Fall. Indeß glaubte er doch ein Uebriges thun zu sollen, und so nimmt er die Einwendungen gegen das neue Dogma vor und widerlegt sie in seiner Weise. Wir wollen nur einiges zur Charakteristik seines wissenschaftlichen Verfahrens hervorheben.

Die sogenannte Construction a priori wird zwar besonders von den „positiv" Gläubigen als ein bodenloses „rationalistisches" Unternehmen der Philosophie zum schweren Vorwurf gemacht und als verwerflich geschildert; gleichwol greifen selbst die Rechtgläubigsten zu derselben, wenn sie ihren Meinungen und Interessen Dienste leisten kann. So geschah es, daß besonders die römisch-katholischen Kanonisten seit geraumer Zeit zu Gunsten der päpstlichen Allgewalt und absolutistischen Herrschaft den reichlichsten Gebrauch davon gemacht haben; ja man kann sagen: das ganze absolutistische Papstsystem mit allen Vollmachten und Ansprüchen beruht auf solcher kanonistischer Construction, nämlich auf chimärischen Aufgaben, die man der kirchlichen Hierarchie gestellt hat, und auf Postulaten, die man darauf gründet — ohne in den Lehren und Thaten Christi und selbst der Apostel den mindesten Anhalt dafür zu haben. Die Hierarchie warf sich zur Quelle der Wahrheit auf und zur Wächterin derselben, belud sich mit der Verantwortlichkeit für den rechten Glauben der ganzen Welt und jedes einzelnen insbesondere, machte daher aus der Wahrheit ein äußerliches Gesetz, aus der Verkündung eine Gesetzgebung, umgab sich mit allen Attributen derselben und die äußerliche weltliche Kirchenherrschaft ward bald fertig gebracht. Aus der gestellten Aufgabe wurden dann fort und fort neue Ansprüche und Vollmachten abgeleitet oder postulirt, die übernommene Allerwelts-Verantwortlichkeit berechtigte zu immer strengern, grausamern Maßregeln. Und während Gott seine Sonne aufgehen läßt über die Gerechten und Ungerechten, corrigirten die Päpste dieses göttliche Verhalten, und alles vor ihren Augen Ungerechte sollte im Namen des nämlichen Gottes mit Feuer und Schwert ausgerottet werden. Wenn die Päpste diese oder jene Vollmachten nicht hätten, diese oder jene Gewaltthat nicht vollziehen dürften, so könnten sie unmöglich ihre erhabene göttliche Mission erfüllen:

Und wenn das erst' und zweit' nicht wär',
Das dritt' und viert' wär' nimmermehr.

Von solcher Art ist nun auch das Verfahren unsers Verfassers. Die christliche Wahrheit betrachtet er als ein äußerliches Gesetz, das man befolgen, dem man sich unterwerfen und dessen Uebertretung bestraft werden müsse. Papst und Bischöfe sind verantwortlich hierfür. Sie sind nicht Glaubensboten, „Apostel", sondern vielmehr Gesetzgeber, Richter der Gläubigen. Denn jeder, der das Glaubensgesetz nicht als fix und fertig gelten läßt und annimmt, oder wer sich irgendeinem Anspruche der kirchlichen Autorität widersetzt, oder wer irgendetwas behauptet oder leugnet ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung, verfällt dem Gerichte und der Strafe und seine Ansicht der Verdammung als Ketzerei. Ist dies nun einmal als Aufgabe der kirchlichen Autorität festgestellt, so ist es nicht einmal gar zu schwer, nachzuweisen, daß ein unfehlbarer, absolut herrschender Papst am besten geeignet wäre, solch eine Aufgabe zu erfüllen, straff zu herrschen und vom absolutistischen Centrum aus eine durchgreifende polizeiliche Ueberwachung einzurichten und auszuüben. So werden denn die neuen Ansprüche des Papstes aufs beste begründet aus der Aufgabe der hierarchischen Autorität und Herrschermacht. Es muß eine Autorität da sein mit unbedingter Vollmacht, jeden Augenblick und überall einzugreifen, wo es noth thut; und die Gläubigen, deren ewiges Heil ja davon abhängt, daß sie genau die kirchlich vorgeschriebenen Formeln ihrem Gedächtniß einprägen und dieselben wenigstens nicht ausdrücklich leugnen, wenn sie ihnen auch aus dem Gedächtniß wieder verschwinden — diese Gläubigen müssen eine Behörde haben, bei der sie jeden Augenblick volle Gewißheit verlangen, wenn jemand Zweifel erregen oder eigenthümliche Deutungen einführen wollte. Die allgemeinen Concilien genügen dazu nicht, denn sie können nur selten stattfinden, da sie mit vielen Umständlichkeiten und Kosten verbunden sind. Durch sie ist also den augenblicklichen Bedürfnissen und entstehenden Gefahren in der Kirche nicht zu begegnen. Die Päpste aber vermögen dies nur dann, wenn sie mit absoluter Autorität und Unfehlbarkeit ausgestattet sind, also nicht blos vorläufige, provisorische Entscheidungen geben können bis zur Abhaltung eines neuen allgemeinen Concils, sondern absolute, irrthumslose, jeden Zweifel und Vorbehalt ausschließende. Man muß gestehen: wenn die Prämissen einmal zugegeben sind, nämlich daß in der Kirche absolute Wahrheit gegeben ist in der Form von Gesetzen, denen man sich unterwerfen muß, daß es deren Aufgabe sei, diese zu erhalten und allenthalben geltend zu machen und jeden Widerspruch theoretisch und praktisch zu bewältigen — so hat das Raisonnement des Verfassers zu Gunsten der permanenten päpstlichen Dictatur vieles für sich. Die Opposition, welche die gleichen Prämissen annimmt und der Kirche die gleiche Aufgabe stellt, hat insofern einen schweren Stand den papistischen Vorkämpfern gegenüber, wenn sie auch freilich historische Thatsachen in Fülle anführen kann, welche beweisen, daß auch die Päpste Irrthümer begangen, die Kirche geschädigt und corrumpirt haben, statt sie rein und unversehrt zu erhalten. Wir müssen daher gestehen, diese beiden entgegengesetzten Parteien haben zugleich recht, in dem wenigstens, was sie einander vorwerfen oder aneinander bestreiten; unrecht aber in dem, was sie für alleinige Geltung ihres Systems, sei es des päpstlichen oder des episkopalen, geltend machen. Hoffentlich werden sich beide gegenseitig so lange bestreiten und discreditiren, bis endlich allgemein erkannt wird, daß beide unrecht

haben und unberechtigt sind, daß eine absolute unfehlbare Autorität gar nicht besteht und schon deshalb nicht bestehen kann, weil kein wirklicher Träger derselben sich in der Kirche als thatsächlich nachweisen läßt.

Doch betrachten wir an ein paar Beispielen, wie der Verfasser die Unfehlbarkeit des Papstes historisch und biblisch begründet und die historischen Schwierigkeiten hinwegzuräumen sucht. Er ist so glücklich, schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts ganz deutliche Spuren des Glaubens an die päpstliche Unfehlbarkeit und der Ausübung derselben zu entdecken, und beginnt daher auch mit diesem höchst interessanten historischen Funde sein Werk. Die sogenannte Pelagianische Lehre nämlich wurde zuerst durch zwei Synoden afrikanischer Bischöfe 416 verurtheilt und die Beschlüsse derselben an den römischen Bischof gesandt, „damit", wie die Bischöfe von Karthago aus schrieben, „ihre Beschlüsse durch das Ansehen des apostolischen Stuhls größere Kraft erlangen". Papst Innocenz I. erklärte sich auch bestätigend für die Synodalurtheile. Damals äußerte Augustinus in einem Kanzelvortrage, es seien in den Pelagischen Angelegenheiten zwei Conciliarbeschlüsse nach Rom abgegangen und von dort her auch die entsprechenden Rückschreiben angelangt, die Sache sei abgethan. (Daraus hat man bekanntlich für den römisch-katholischen Hausgebrauch das famose: „Rom hat gesprochen, die Sache ist beendet", zugestutzt und legt es dem heiligen Augustinus ohne weiteres in Schriften und auf Kanzeln in den Mund.) Indeß die Sache galt nicht für abgethan, weder in Rom bei dem Papste, noch in Afrika bei den Bischöfen. Des Pelagius Freund, Cölestius, legte in Rom dem Papste ein Glaubensbekenntniß vor, um sich zu rechtfertigen. Und in der That, Papst Zosimus, der Nachfolger Innocenz' I., billigte dasselbe in einer Consistorialsitzung und drückte den afrikanischen Bischöfen sein Misfallen aus über die Verurtheilung des Cölestius und des Pelagius, der ebenfalls sich in Rom gerechtfertigt hatte. Aber auch die afrikanischen Bischöfe gaben ihrerseits nicht nach, traten wieder in Berathung und wußten zuletzt den Papst wieder umzustimmen und eine andere Entscheidung desselben zu veranlassen. In dem allen erblickt unser Verfasser einen deutlichen Beweis der schon damals geltenden Unfehlbarkeit des römischen Papstes. Daß nämlich die afrikanischen Bischöfe ihren Beschlüssen durch das Ansehen des römischen Bischofs größere Kraft geben wollten, sei ein Zeugniß dafür; denn daß Cölestius vor allem den römischen Bischof für sich zu gewinnen suchte, setze diesen Glauben ebenfalls voraus, und Augustinus' Ausspruch ohnehin bezeuge dasselbe. Wir andern indeß können in dieser Geschichte nirgends eine geglaubte oder geübte Unfehlbarkeit erblicken, sondern nur ganz und gar das Gegentheil. Höheres Ansehen des römischen Bischofs ist uns nicht gleichbedeutend mit absoluter Gewalt und Unfehlbarkeit. Daß das Wort des Augustinus keine päpstliche Unfehlbarkeit bedeuten sollte, hat er selbst mit aller Entschiedenheit bewiesen, indem er in Verbindung mit den übrigen afrikanischen Bischöfen die Entscheidung des Papstes Zosimus als eine unrichtige zurückwies; daß ferner Cölestius nicht auf einen bestehenden Glauben an päpstliche unfehlbare Lehrautorität speculirte, ist klar, wenn er beabsichtigte, den Papst zu täuschen, und daß der Papst wirklich nicht untrüglich war, ist erwiesen, wenn er in Glaubenssachen in die Irre geführt werden konnte. Endlich, daß die Päpste selbst sich nicht für unfehlbar hielten, geht daraus hervor, daß einer des andern Entscheidungen in Glaubenssachen umstieß und einer seine Ansichten respective Entscheidungen änderte. Die ganze Geschichte zeigt also, daß damals der römische Papst weder für unfehlbar gehalten wurde, noch sich als unfehlbar erwies, noch auf Unfehlbarkeit Anspruch machte.

Aus diesem einen Fall mag man schließen, wie der Verfasser mit den übrigen historischen Thatsachen umgeht. Wir wollen auch seine biblische Auslegungskunst an einem Fall kennen lernen. Bei dem Evangelisten Lucas (Kapitel 22) findet sich bekanntlich eine Stelle, welche die Unfehlbarkeitsgläubigen als biblische Begründung für ihr neues Dogma anzuführen pflegen. Christus sagt zu Petrus: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht ermangle (wankend werde, schwinde), und wenn du verwandelt (bekehrt) sein wirst, stärke die Brüder." Nun aber hat kurz nach dieser Rede Petrus seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet — was doch ein schlechtes Zeichen für dessen Unfehlbarkeit ist. Petrus versichert und schwört, daß er mit Jesus keinen Umgang gehabt, ja daß er den Menschen gar nicht kenne. Diese Verleugnung scheint doch ein Abfall vom Glauben zu sein? Gott bewahre, sagt unser Verfasser:

> Vom Verleugnen ist da freilich die Rede, aber was verleugnete Petrus? Daß er den „Menschen" kenne, den die Häscher eingebracht; daß er mit ihm gewesen. Das war eine Nothlüge, die sich auf das äußere Verhältniß seines Umgangs bezog, seinen Glauben aber gar nicht berührte. Um diesen hatte ihn niemand gefragt, warum sollte er davon reden oder auch nur Bezug darauf nehmen? Sein Glaube an die Messiaswürde Jesu blieb unverrückt derselbe, wie er ihn einst infolge göttlicher Offenbarung laut genug ausgesprochen.

So unser Verfasser. Die ganze Unfehlbarkeitsliteratur enthält wol kaum eine Stelle, die charakteristischer wäre als diese. Der Verfasser verdient dafür wenigstens Ehrenmitglied der Jesuitengesellschaft zu werden oder eine noch höhere Stelle in der päpstlichen Kirche zu erlangen. Wir aber können solch einer Sophistik gegenüber nur sagen: Armer Petrus, zu welch einem sophistischen Misgeschöpf, zu welch einem erbärmlichen Wicht sucht man dich zu machen, um nur deinen angeblichen Nachfolger in Rom für unfehlbar ausgeben zu können! Petrus soll fest geglaubt haben, daß sein Herr und Meister, dem er nachgefolgt, wirklicher Messias, d. h. im Sinne des Verfassers, wesensgleicher Sohn Gottes sei (wie die Bischöfe es später festgestellt haben), also daß Jesus wirklicher Gott sei, und doch soll er ihn verleugnet, ja geschworen haben, er kenne den „Menschen" gar nicht. Dies in solcher Situation zu thun ist einfach unmöglich. Hat er jenes lebendig geglaubt, so war er solch einer „Nothlüge" nicht fähig, noch weniger aber solch jesuitischer Sophisterei, daß er nur den „Menschen" meine. Wie? So viele Tausende von Märtyrern sind freudig oder wenigstens standhaft für das Bekenntniß Christi gestorben, ohne zu einer Nothlüge zu greifen, ja so viele Tausende von „Ketzern" sind standhaft in den Tod gegangen, und Petrus, der „Apostelfürst", sollte zwar fest

an die Messiaswürde und Gottheit Jesu geglaubt, dennoch aber durch eine Nothlüge sich von ihm losgesagt haben? Vertraute er nicht darauf, daß Jesus als Gott augenblicklich Hülfe bringen werde, oder sollte er nicht bereit gewesen sein, mit seinem für Gott gehaltenen Meister zu sterben? Es hätte in solcher Lage nicht einmal einer besondern Hoheit der Gesinnung bedurft, es zu thun. Petrus hat während seiner Verleugnung den ihm zugeschriebenen Glauben nicht besessen und war noch weniger solch ein Sophist, wie der Verfasser meint, und sicher war ihm solche jesuitische Raffinirtheit fremd.

Der Verfasser aber fährt in seiner Weise fort, Thatsache nach Thatsache aus dem Wege zu räumen, die gegen die päpstliche Unfehlbarkeit Zeugniß geben. Man weiß nicht, soll man das Verfahren als naiv oder als dreist bezeichnen. Es kann als Mischung von beiden gelten und läßt sich kaum anders erklären, als aus der gläubigen Verblendung, durch welche das jesuitische System die Geister gefesselt hält und zu Diensten zwingt, nachdem sie den reinen Sinn für einfache Wahrheit und die Achtung vor der menschlichen Vernunft eingebüßt haben. Dieses System, das als Ausdruck göttlicher Offenbarung geltend gemacht wird, scheint in der That vorauszusetzen, daß der größte Fehler in der Schöpfung in dem Dasein und der Thätigkeit der Vernunft bestehe, und der Schöpfer nun all sein Streben darauf richte, diesen Fehler zu corrigiren, die menschliche Vernunft zu vernichten. So wird denn mit aller Macht von den Menschen das Opfer dieser Vernunft gefordert. Unter diesen Umständen ist es auch vergeblich, dem Verfasser und seinen Gesinnungsgenossen, nachdem sie auf selbständigen Vernunftgebrauch verzichtet haben, wenn auch mit noch so viel Klarheit auseinanderzusetzen: daß eine kirchliche oder päpstliche Unfehlbarkeit nicht thatsächlich, nicht möglich, nicht erkennbar, also vergeblich und ohne Nutzen sei, und endlich sogar schädlich wäre, wenn sie wirklich in der Geschichte vorhanden wäre, vollends aber dies in enormem Maße sein müsse, wenn sie unwahrerweise den Menschen als Idol hingestellt und Unterwerfung verlangt wird. Referent muß es sich versagen, hier näher auf dieses einzugehen, und er kann es um so mehr, da er schon andernorts die Sache eingehend erörtert hat. („Recht der eigenen Ueberzeugung", 1869, S. 46—98.)

Die Schrift von J. B. Krier (Nr. 2) gibt uns nähere Kunde über ein seltsames Vorkommniß in unserm frühern deutschen Bundeslande Luxemburg, mit dem alljährlich die Zeitungen wenigstens durch kurze Notizen ihre Leser in Erstaunen setzen: „Die Springprocession in Echternach." Der Verfasser ist ein eifriger Freund derselben, der sie als ein schönes, hervorragendes Zeugniß von echter christlich-katholischer Gläubigkeit gegenüber dem leider so sehr überhandnehmenden Vernunftcultus und aufgeklärten Rationalismus bewundert und preist und für Aufrechterhaltung derselben eifert. Er bearbeitet seinen Stoff in zwei Abtheilungen, wovon die erste dem Leben und der Verehrung des heiligen Willibrord, die zweite der Springprocession selbst als ganz besonderer Verehrungsart dieses Heiligen gewidmet ist. Willibrord ward im Jahre 637 in Northumberland (England) geboren, erhielt von frühester Jugend im Kloster Ripon die übliche Klostererziehung, wurde selbst Mönch und Priester, ging als Missionar über den Kanal herüber und ließ sich endlich zu Echternach nieder, wo er ein Kloster gründete und erst 739 im höchsten Alter starb als Bischof und gleichgesinnter Zeitgenosse des Bonifacius. Die Lebensbeschreibung ist ganz in dem legendenhaften und salbungsvollen Stil gehalten, der für Erbauungszwecke üblich ist. Von historischer Kritik keinerlei Spur; Wunder in Fülle und von seltsamster Art. Natürlich beginnen sie schon vor der Geburt Willibrord's, denn seine Mutter hatte Gesichte, welche auf die künftige Größe ihres Kindes hindeuteten. Solche Träume wären noch erträglich, aber der Verfasser erzählt selbst die abgeschmacktesten Dinge mit salbungsvollem Ernste und gibt sie den Lesern als baare Münze. Der Heilige läßt ohne weiteres Wasserquellen entstehen, um die Durstigen zu befriedigen. Auch den Wein wunderbar zu vermehren, stand in seiner Macht. Welche Absurditäten man zur Erbauung den Lesern bietet, mag Folgendes zeigen:

> Einmal kam der Heilige nach Echternach zu seinen Brüdern. Mit väterlicher Sorgfalt erkundigte er sich nach allen ihren Bedürfnissen und besichtigte das ganze Haus. Er kam auch in den Keller und fand dort nur ein wenig Wein in einem Faß. Betend steckte er seinen Stock hinein und setzte seine Visitation fort. Des Nachts aber wuchs der Wein im Faß, daß dieses überfloß. Der Kellner erkannte gleich das Wunder und wollte es bekannt machen; der heilige Abt aber wehrte es ihm und verbot, davon zu reden bis nach seinem Tode. Zur Erinnerung an diese Wunder (der Weinvermehrung) wird der heilige Willibrord gewöhnlich mit einer Flasche oder mit einer Tonne abgemalt.

Man sieht, der Verfasser erzählt ganz ernsthaft in unserm Jahrhundert, was vor tausend Jahren vielleicht jemand als Product humoristischer Laune den Kindern zum besten gegeben hat! Nach dem Tode Willibrord's vermehrten sich natürlich die Wunder, wie es zu geschehen pflegt, und damit die besondere Verehrung des Heiligen in der ganzen Gegend. Besonders aber blühte der Gipfel derselben mit bestem Gedeihen: die Springprocession. Kein Wunder, daß diese gesegnete Gegend auch vor der Reformation bewahrt blieb. Wir müssen hierüber den Verfasser selbst hören:

> Es kam die traurige Zeit der Reformation, wo so viele Länder und Städte von den ränkesüchtigen Neuerern in den Strudel des Irrthums und der Gottlosigkeit mit hinabgezogen wurden. Die Einwohner des luxemburger Landes und der angrenzenden Eifel scharten sich, um das beste Erbgut ihrer Ahnen, den heiligen katholischen Glauben, auf das äußerste besorgt, mit desto größerer Aengstlichkeit um das Grab dessen, der ihnen zuerst die so trostreichen Lehren desselben gebracht, und die Ketzerei ließ sie gänzlich unberührt von ihrem giftigen Pesthauche.

Der Glaube der protestantischen Kirche erscheint dem Religionslehrer am Progymnasium in Echternach als ein giftiger Pesthauch, dessen Bekenner natürlich von Gott nur ewig verworfen sein können — woraus leicht zu schließen ist, wie es den Bekennern der übrigen gar nicht christlichen Religionen ergehen mag. Der Gott dieses fanatischen Lehrers der Jugend scheint die Welt nur geschaffen zu haben, um die Hölle mit Verdammten zu füllen; und es ist nicht zu verwundern, daß dieser Gott auch gerade am Tanzen und Springen der kranken und preßhaften Menschen ein besonderes Wohlgefallen hat! Doch wenden wir uns zu der „Springprocession" und den „springenden Heiligen" selbst.

Die wunderliche Procession findet alljährlich am Pfingstdienstag statt. Es kommen dazu fromme Pilger aus der ganzen Nachbarschaft in weitem Umkreise und beginnen ihr Werk, nachdem sie durch verschiedene religiöse Acte vorbereitet und noch insbesondere durch eine entsprechende Predigt dazu begeistert worden sind. Die Theilnehmer, wozu auch die Schulkinder gehören stellen sich in Reih und Glied, auf ein gegebenes Zeichen, sagt der Verfasser,

fällt die Musik mit ihren rauschenden Tönen ein und spielt die herkömmliche Weise des Willibrordus-Tanzes, und siehe da: alles regt sich und bewegt sich, alles wogt und wallt, alles springt und hüpft und tanzt. Der Tanz ist ein cadenzirter, rhythmischer Sprung, nach den Klängen der Musik geordnet, fünf Schritte vorwärts und wieder zwei zurück, oder drei vor- und einen rückwärts. Auch war es wol zur Zeit Sitte, gar nicht rückwärts zu springen, sondern die Tänzer machten drei bis vier Schritte zur Rechten und ebenso viel zur Linken in schräger Richtung, sodaß der Zug sich immer vorwärts bewegte. Bei diesem Anblick wird einem eigenthümlich zu Gemüthe: von weitem erscheint dieses Aufhüpfen und Wimmeln der Mitspringenden wie die Wellen und Wogen eines lebendigen Meers, oder wie das Aufwallen von siedendem Wasser in einem großen Kessel.

Die Kinder beobachten am besten den herkömmlichen Rhythmus.

Nach ihnen kommen gruppenweise und ohne bestimmte Rangordnung die fremden Pilger, immer vier bis sechs, etlichemal nur drei in der Reihe, sich mit den Händen fassend oder vielmehr sich wegen freierer Bewegung mit Tüchern aneinanderhaltend. Scharen von Jünglingen und Männern wechseln ab mit Scharen von Frauen und Jungfrauen. Nicht selten sieht man einen Vater seinen leidenden Sohn an der Hand führend, oder eine ganz in Schweiß gebadete Mutter ihr krankes Töchterlein auf dem Arme tragend unter ungeheuerer Kraftanstrengung mittanzen.

So geht der Zug durch die Straßen der Stadt nach der Pfarrkirche, und „selbst die 62 Stufen zählende Kirchtreppe hinauf dauert der Tanz". Und mehr als zwei Stunden braucht man, um den vorgeschriebenen Weg zurückzulegen, und in der Kirche noch umspringen sie das Grab des heiligen Willibrord. Unser Verfasser ist von alledem natürlich höchst erbaut. Er gesteht zwar, daß einem wehmüthig ums Herz wird, und daß man tiefes Mitleid mit den armen Springern empfindet, aber er fügt bei: „Man beneidet sogar dieselben wegen ihres lebendigen Glaubens und man preist in seinem Innern Gott, der in unsern so herzlosen und kaltsinnigen Zeiten noch solches Feuer in den Herzen unserer Mitmenschen aufbewahrt hat."

Die Springenden sind wol größtentheils Gesunde; aber auch viele Gebrechliche, körperlich Leidende nehmen theil am „heiligen" Springen. Die Theilnahme erfolgt nämlich größtentheils infolge eines Gelübdes, das gemacht wird, um durch Fürbitte des heiligen Willibrord von Gott Befreiung von eigenen Uebeln zu erlangen, oder für sittliche Verschuldung zu büßen, oder auch um für andere Leidende selbst auch für das Vieh wunderbare Hülfe von Gott unter Vermittelung des Heiligen zu erwirken.

Ueber den Ursprung dieser Procession sind die Ansichten verschieden, sowol was die Zeit als was die eigentliche Veranlassung betrifft. Bestimmte historische Zeugnisse über sie kommen erst im 16. Jahrhundert vor, in denen von ihr allerdings als von einem schon Bestehenden die Rede ist. Die Volkstradition, der sich auch die Jesuiten Brower und Berthollet anschließen, gibt ihren Ursprung so an: Kurz nach dem Tode des heiligen Willibrord sei eine furchtbare Krankheit unter dem Vieh ausgebrochen in der Gegend von Echternach. Die Pferde und Kühe, Schafe und Ziegen tanzten und sprangen ohne Unterlaß in den Ställen, und weder Nahrung noch Heilmittel konnten helfen. In dieser Bedrängniß gelobten die Leute dem heiligen Willibrord, nach Echternach zu wallfahrten und dort springend und tanzend den Weg um sein Grab zurückzulegen, damit so der Himmel sich wieder beschwichtigte und sie gerettet würden aus ihrer großen Bedrängniß. Und siehe, kaum hatten sie dieses gelobt und ausgeführt, so wurde das Vieh ruhig. Später, so lautet die Tradition weiter, habe man diese Uebung einigemal unterlassen, und wirklich habe auch das Vieh wieder zu hüpfen und zu springen begonnen wie ehedem, bis abermals ihre Besitzer das Gelübde gethan und gelöst, in Echternach dem heiligen Willibrord zu Ehren mitzuspringen. Der Verfasser prüft diese Volkssage sehr ernsthaft, kann sich aber doch zuletzt nicht damit befreunden. Es erscheint ihm solcher Ursprung nicht würdig genug und der heutigen Praxis nicht entsprechend, da „man heute meistens nach Echternach wallfahrtet wegen Fallsucht, Veitstanz, Siechthum, selten für Krankheit beim Vieh".

Andere bringen den Ursprung dieses Tanzes mit den sogenannten Flagellantenzügen oder Geislerfahrten in Verbindung, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts infolge der furchtbaren Seuche „der Schwarze Tod" entstanden waren. Auch dieser Annahme tritt der Verfasser nicht bei. Ebenso wenig einer andern, welche dieses „heilige" Springen infolge einer Tanzkrankheit oder Tanzwuth, „Johannes- oder Veitstanz", entstanden sein lassen; eine Krankheit, welche gegen Ende des 14. Jahrhunderts diese Gegenden heimsuchte. Wieder andere nehmen an, die Procession sei aus einem heidnischen Brauche, den man habe entfernen wollen, entsprungen durch christlich fromme Umwandlung des Zwecks. Nach des Verfassers Ansicht ist der Anfang derselben noch in die Lebzeiten des heiligen Willibrord zu setzen. Sie soll nämlich ursprünglich eine Aeußerung des Volks gewesen sein, das seine Freude, seinen Jubel damit ausdrücken wollte über alle Wohlthaten, welche der große Landesapostel ihm gebracht hat.

Die beiden letzten Ansichten lassen sich leicht vereinigen und dürften denn den Ursprung dieser Procession am leichtesten und richtigsten erklären. Zur Zeit als das Christenthum durch Willibrord zu den Deutschen gebracht wurde, bestanden noch vielfach Tänze mit religiösem Charakter, und es ist wahrscheinlich, daß Willibrord einen solchen bestehen ließ, indem er ihm einen christlichen Charakter zu geben suchte, wie dies ja auch mit andern heidnischen Gebräuchen vielfach geschah. Es war offenbar das Freudenfest des Frühlings, das durch Johannisfeuer, durch Springen und Tanz noch jetzt vielfach gefeiert wird, freilich ohne religiöse Zuthat. In jener Gegend aber ward die alte Feier mit Tanz und Springen eigentlich christianisirt, und da die Heilige Schrift für alles Gründe und Belege gibt, so ward denn auch hier der heidnische Freudentanz als eine Nachahmung des Königs David betrachtet, als welcher seine Freude durch Tanzen vor der Bundeslade her zum Ausdruck brachte. Das Fest des

Springens und Tanzens war also ursprünglich ein Freudenfest und hatte insofern noch einigen Sinn, denn durch Springen die Freude auszudrücken, ist wenigstens noch natürlich, wenn auch für christlichen Gottesdienst wenig passend. Dies ursprüngliche Freudenfest aber verwandelte sich allmählich in ein Buß- und Bittfest und ist dadurch vollständig sinnlos, widernatürlich und abergläubisch geworden. Denn um Buße, Schmerz, Trauer u. s. w. auszudrücken, ist doch das Springen kein natürlicher Ausdruck, sondern gegen alle Natur und Vernunft, gegen die Würde der Religion und Gottesverehrung. Und es ist wirklich empörend, wenn solch einer abergläubischen Herabwürdigung des gesunden Menschenverstandes und des religiösen Glaubens noch jetzt das Wort geredet wird. Tänze mit solchem Zweck setzen eine so vollständig verkehrte Ansicht von Gott und seiner Wirksamkeit voraus, daß sie kaum noch bei Wilden zu finden sind. Man scheint in dieser Gegend an einen besondern Localgott zu glauben, der mit seinem heiligen Willibrord eine besondere Schwachheit für das Tanzen und Springen hat und sich dadurch zur Gewährung dessen bestimmen läßt, was auf andere Weise nimmermehr von ihm zu erreichen gewesen wäre — daher den Leidenden nichts übrigbleibt, als trotz ihres Elends am Springen theilzunehmen und ihren Gott auf diese Weise zum Wunderwirken zu bewegen. Wo ist ein vernünftiger Mensch, der seine Hülfe, wenn er sie sonst gewähren kann, von solch sinnlosem und unter Umständen sehr gefährlichem Gebaren abhängig machen möchte? Und hier bürdet man ein solches Verfahren dem christlichen Gott auf; dem Gott, den Jesus gelehrt und verehrt hat als gütigen Vater der Menschen und fürsorgenden Spender dessen, was dem Menschen wahrhaft frommt!

Man wird vielleicht sagen: diese Leute springen nicht in dem Wahne, als ob Gott eine besondere Vorliebe oder Schwäche für das Tanzen hätte, sondern weil sie darin eine besondere Art der Verehrung Gottes durch die Demüthigung oder durch dieses Opfer des Springens erblicken und durch Geloben und Leisten desselben die Gunst oder Begnadigung des Heiligen und Gottes für sich und andere zu erlangen hoffen. Mag sein, daß dies die eigentliche Meinung der Springenden ist; aber immerhin, welch eine unwürdige Wahnvorstellung von Gott, zu glauben, daß er am ehesten durch ein so widernatürliches, sinnloses Thun, wie das Tanzen ist als Ausdruck von Schmerz, Buße, Demuth u. s. w., günstig gestimmt und seine Hülfe gewonnen werde. Wenn Gott solch sinnlosem Treiben sein besonderes Wohlgefallen zuwendet, dann haben ihm die Heiden sicher besser gefallen müssen als die Christen in den meisten Ländern, denn daran ließen und lassen jene es fürwahr nicht fehlen! Aber ein Gott dargebrachtes Opfer ist doch dieses Springen. Ja wohl, wenn thörichtes Thun je ein Opfer sein kann!

Freilich wird das christliche Volk noch immer angeleitet, besonders in der katholischen Kirche, zu glauben, daß Gott ein besonderer oder der größte Gefallen erwiesen werden könne dadurch, daß jedes Sinnlose und Abgeschmackte geglaubt und gethan, daß die Vernunft möglichst unterdrückt, gehaßt oder verkehrt werde. Und wenn dieses Springen wirklich ein Opfer sein soll — wozu natürlich erst die böse Welt gehört, die es geringschätzt und dadurch zum Opfer der Demüthigung macht —, welch ein unbedeutendes klägliches Opfer als äußerliches Thun im Vergleich zu so manchen heidnischen Opfern! Was will dieses Tanzen sagen im Vergleich mit den Opfern, welche phönizische und karthagische Mütter der Gottheit brachten, wenn sie ihre Kinder dem Moloch in die glühenden Arme legten, um sie zu verbrennen! Man sage nicht, diese Opfer seien eben werthlos, weil sie einem Götzen gebracht wurden. In der Meinung dieser Menschen war Moloch eben ein wahrer Gott, und ihr Opfer muß als ein wirkliches angesehen werden, wenn es ja doch vor allem auf die gute Meinung ankommen soll — wie man zur Rechtfertigung so vielen Aberglaubens stets vorzubringen pflegt. Uebrigens wollen aller Religionen Bekenner nur den wahren Gott glauben und verehren. Dies ist aber nur in dem Maße der Fall, als Glaube und Verehrung vernünftig, sittlich und würdig sind.

Der Verfasser preist die Springprocession als ein herrliches Zeugniß eines noch lebendigen, kräftigen Glaubens in unserer rationalistischen Zeit. Ja wohl, wenn Sinnlosigkeit zum Glauben gehört und Vernunft ihm widerstreitet! Die Menschen übrigens, welche nun einmal in diesen Wahnglauben sich hineingelebt haben und ihm gemäß handeln, verdienen immerhin unsere Achtung, wie jede menschliche ernsthafte Ueberzeugung und deren Uebung. Es handelt sich auch nicht um plötzliche und gewaltsame Aufhebung dieser Procession, nachdem das Volk der ganzen Umgegend sich seit Jahren und Jahrhunderten in den Glauben an dieselbe eingelebt und sie zur Gewohnheit gemacht hat; sondern vor allem kommt es darauf an, diesem Volke bessere Belehrung und religiöse Bildung zutheil werden zu lassen, statt es in seinem Wahne immer noch zu bestärken. Warum nehmen die Geistlichen nicht selbst theil am Springen, wenn sie es für ein so schönes Glaubenszeugniß und für ein so verdienstliches Werk vor Gott halten? Sie belasten das Volk fortwährend mit einer Bürde, welche, wie es scheint, sie selbst mit keinem Finger berühren mögen!

Natürlich geschehen nach unserm Verfasser bei dieser Procession noch immer auch Wunder, wunderbare Heilungen. Möglich, daß hier und da eine Person durch die gewaltsame Erregung und Erschütterung an Leib und Seele eine heilsame Wirkung erfährt oder zu erfahren meint, dies wird dann zum Wunder gestempelt. Von den Tausenden, die keine Wirkung erfahren, und von den vielen, die ihren Zustand durch das beschwerliche Springen, zumal die 62 Stufen hohe Treppe an der Kirche hinauf gefährlich verschlimmern, sagt man natürlich nichts!

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Die Springprocession soll hauptsächlich Hülfe gegen die fallende Sucht bringen, die in jener Gegend sehr heimisch zu sein scheint, dann gegen den Veitstanz und ähnliche Uebel. Es wäre wol an der Zeit, näher nachzuforschen, ob nicht gerade durch die Procession diese Uebel in jener Gegend genährt und forterhalten werden. Wenn man in Erwägung zieht, wie sehr dergleichen religiöse Springereien auf das Gemüth und das ganze Nervensystem wirken, wie ansteckend sie sind — wie ja auch die sogenannten Revivals in Nordamerika bezeugen —, so kann dies von vornherein keineswegs als unwahrscheinlich bezeichnet werden. Wenn

die Mütter theilnehmen oder wenigstens zuschauen, selbst während sie noch ihre Kinder ungeboren im Schose tragen, wenn dann Generation um Generation alljährlich von Jugend an Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch unter dem Einfluß dieser Procession aufwächst und fortlebt, wie sollte nicht allmählich eine krankhafte Disposition in dieser Richtung sich bilden und das zur Hauptursache der in dieser Gegend herrschenden Krankheit geworden sein, was man als Mittel dagegen fortwährend üben zu müssen meint? Die Sache verdient jedenfalls, scheint mir, ernste Untersuchung, und wenn es sich auch nur als höchst wahrscheinlich erweisen läßt, daß es sich wirklich so verhalte, so wird sicher die Stadt Echternach gern auf den immerhin etwas zweifelhaften Ruhm verzichten, Schauplatz einer so seltsamen religiösen Uebung zu sein, welche, abgesehen davon, daß sie der christlichen Religion sicher keine Ehre macht, dem geistigen und physischen Wohle des ganzen umwohnenden Volks schwere Schädigung zufügt.

J. Frohschammer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Poetische Uebersetzungen.

1. Byron's Manfred. Erklärt und übersetzt von L. Freytag. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.

Die berühmte Dichtung Byron's ist in letzter Zeit wieder häufig zum Gegenstand von Untersuchungen und Auslegungen gemacht worden, hauptsächlich auf Anlaß der Beecher-Stowe'schen Enthüllungen zu Gunsten Lady Byron's. Der Uebersetzer sagt darüber:

Wir kennen die geschwätzige Offenherzigkeit des Dichters, der einem jeden die geheimsten Falten seines Herzens bloßzulegen gewohnt war; er durfte sich kaum beklagen, wenn das Publikum eine solche Vertraulichkeit schließlich als sein gutes Recht reclamirte. Aber hier schoß man übers Ziel hinaus. Man erwartete eine Art von Generalbeichte, die der Dichter seinen theuern Landsleuten ablegen wolle, und so wühlte man im „Manfred" nach möglichen und unmöglichen Andeutungen und Aufklärungen über seinen Familienskandal. So trieb man die boshafte Interpretation auf eine schamlose Höhe. In unserer Dichtung kommt eine Schwester vor, die mit ihrem Bruder im Incest gelebt hat: man besann sich, daß Byron zwar keine Schwester, aber doch eine Stiefschwester habe, daß außerdem der Name Astarte so gut mit einem A anfing wie Auguste (Byron's Stiefschwester von väterlicher Seite), daß zudem der Dichter dieser Stiefschwester stets zugethan gewesen — kurz es war sonnenklar, daß Byron und seine Stiefschwester in verbotenem Verhältniß zueinander gelebt. Wir brauchen über dies elende Geschwätz kein Wort zu verlieren.

Eine recht wohlgelungene Uebersetzung des Gedichts „An Augusta" ist beigefügt, um die Unverfänglichkeit der geschwisterlichen Beziehungen zu veranschaulichen. Zur Probe theilen wir die erste und die letzte Strophe mit:

O meine Schwester! Könnt' ich dich benennen
Mit einem reinern Namen, wär' er dein.
Doch ob uns Berge auch und Meere trennen,
Wirst du dein treues Herz mir immer weihn.
Wo ich auch bin, du wirst mich nie verkennen;
Was wär' ich, wäre dieser Trost nicht mein?
Zwei Dinge hat das Schicksal mir gegeben:
Ein Heim bei dir — und durch die Welt zu streben!

In deinem Herzen, Schwester treu und gut,
Darf ich (wie du in meinem) sicher weilen;
Zusammenhalten wir in festem Muth,
Was uns auch die Geschicke zuertheilen.
Ob wir vereint, ob Land uns trennt und Flut,
Bis unsre Tage einst zum Ende eilen,
Ob früh, ob spät das Ziel uns winken mag:
Das erste Band hält bis zum letzten Tag!

Die durch Frau Beecher-Stowe wieder angeregte unerquickliche Frage nach den Vorgängen, welche sich in den Selbstanklagen Manfred's abspiegeln sollen, hat auch bei jener letzten heftigen Zeitungspolemik keine genügende Antwort gefunden. Man kann sie füglich auf sich beruhen lassen, zumal nichts zu der Annahme berechtigt, daß Byron vorzugsweise eigene Erlebnisse zum Inhalt seiner Dichtungen machte, vielmehr das Gegentheil sehr leicht nachweisbar ist. Wollte man, wie dies in Betreff der Rückbeziehung des „Manfred" auf Goethe's „Faust" oft geschehen ist, auf ein schon anderweitig dichterisch verwerthetes Verhängniß zurückweisen, das wol zur Entstehung des „Manfred" den Anstoß gegeben haben konnte, so brauchte man nur auf die unselige Leidenschaft zurückzugehen, welcher die Tochter des Goethe'schen Harfners das Leben verdankt. Gegen die Anlehnung an „Faust" hat sich Byron bekanntlich öfter entschieden ausgesprochen, unter anderm in seinem Briefe an Murray vom 23. October 1817: „Ein Amerikaner, der kürzlich aus Deutschland kam, sagte dem Hrn. Hobhouse, daß «Manfred» aus Goethe's «Faust» genommen sei. Der T....l hole beide Fauste, den deutschen und den englischen — ich habe keinen von beiden benutzt."

Goethe selbst sagt darüber:

Eine wunderbare und nahe berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel „Manfred" von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen „Faust" in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise dazu benutzt, sodaß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Die Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft. Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigener Qual geborenen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt; und kaum hat irgendjemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Uebrigens bewunderte Goethe, wie er sich später gegen Henry Crabb Robinson aussprach, die Unbeugsamkeit, mit welcher Byron den Charakter Manfred's ausgestattet hat. Der Uebersetzer charakterisirt das Gedicht im wesentlichen mit gutem Verständniß ungefähr folgendermaßen: Der Titel des Stücks, vom Verleger gewählt, ist „ein dramatisches Gedicht", also ein Gedicht in dramatischer Form, wobei

die letztere nicht Hauptsache ist. Und so hat es der Dichter selbst aufgefaßt. Die dramatische Form ist in der That rein äußerlich. Eine dramatische Handlung ist gar nicht vorhanden, individuelle Figuren und Charaktere ebenso wenig. Manfred ist die einzige wirkliche Gestalt. Ein Jäger und ein Geistlicher und ein paar Diener figuriren freilich unter den Personen; sie sind aber nur geschaffen, um die dramatische Form des Stücks überhaupt zu ermöglichen. Die Geister bilden eine Art von antikem Chor. Manfred allein ist es, der auf der Bühne handelnd oder vielmehr redend thätig ist. Aeußerlich finden wir den Dialog; in Wirklichkeit ist es nichts als ein Monolog, den Manfred mit sich selber hält. So sind auch die Scenen zwischen Manfred und dem Gemsenjäger, zwischen Manfred und der Alpenfee, zwischen Manfred und den Geistern, zwischen Manfred und dem Abt beschaffen. Manfred leitet die Sache mit kürzern oder längern Worten ein und hat dann die Aufgabe zu reden eigentlich allein. Die andern auf der Bühne anwesenden Personen haben nur zuzuhören und durch ihre Einwürfe und Zwischenfragen ihm die Fortsetzung seines Monologs zu erleichtern.

Das ist aber nicht mit „Manfred" allein der Fall; der Dialog und die Handlung in allen dramatischen Gedichten Byron's leidet (wie Macaulay richtig hervorhebt) an derselben Schwäche. In dieser Beziehung bietet Byron den reinen Gegensatz zu Shakspeare, bei dem jeder Pferdeknecht, jeder Kellner eine aus dem Leben gegriffene und jedesmal kurz und scharf gezeichnete Figur ist. Byron war kein Dramatiker; er war ein vollendeter Lyriker und seine Dramen ließen sich fast alle ohne sonderliche Mühe in lyrische Dichtungen umsetzen.

Die vorstehenden Bemerkungen des Uebersetzers sind durchaus richtig, doch ist es nur billig, gleichzeitig zu erwähnen, daß Byron — wenn auch vielleicht nur zum Schein — wenigstens in Betreff „Manfred's" in Abrede stellte, das Stück für die Bühne geschrieben zu haben. An Murray schreibt er: „Daß man an eine Aufführung des Stücks nicht denken kann, werden Sie auf den ersten Blick sehen; ich zweifle selbst an seinem Erscheinen im Druck. . . . Ich schrieb es in der That unter dem Einfluß eines Abscheus vor der Bühne und in der Absicht, jeden Gedanken an Aufführung unmöglich zu machen" u. s. w. Trotzdem ist es, wie Eberty versichert, in Wien und auch in München aufgeführt worden.

Als Probe aus der mit Sorgfalt ausgeführten Uebertragung geben wir die Stelle, in welcher Manfred der Alpenfee das Bild seiner Schwester ausmalt:

Manfred.

Ihr Wesen war dem meinen gleich: ihr Auge,
Ihr Haar, ihr Antlitz, alles, selbst der Ton
Der Stimme war (so sagte man) mir ähnlich;
Jedoch gemildert war's bei ihr zur Schönheit.
Sie liebte stille Gänge, stilles Denken,
Verborgnes Wissen gleich wie ich; ihr Geist
Umfaßte weit das Weltall. Doch nicht dies
Allein; ihr wohnten inne sanftre Mächte,
Mitleid und Lächeln, Thränen (die ich nie
Besaß) und Zärtlichkeit (die hatt' ich wohl
Für sie) und Demuth, die mich nie beseelte;
Mein war ihr Fehler, ihre Tugend nicht.
Der Theuren bracht' ich Tod — —

Alpenfee.

Mit deiner Hand?

Manfred.

Nicht mit der Hand. Mein Herz, es brach das ihre;
Mich starrt' es an und welkte. Wohl vergoß
Ich Blut, doch nicht das ihre; und doch ward es
Vergossen, und ich konnt' es nicht mehr stillen.

Alpenfee.

Und um ein Wesen jenes Stamms, den selbst du
Verachtest, stößest du zurück, was dich
Zu uns erheben würde? Du verschmähst
Die Gaben unserer Erkenntniß, sinkst
Zurück zu feiger Sterblichkeit? Hinweg!

Manfred.

Tochter der Luft, ich sage dir, seitdem — —
Doch nichts sind Worte.

2. Die Ueberwinterung auf Nova Sembla. Gedicht von H. Tollens. Aus dem Holländischen übersetzt von Albert Harger. Amsterdam, Binger. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber den in Deutschland wenig bekannten Dichter möchte das Folgende vorauszuschicken sein. Hendrik Tollens wurde am 24. September 1780 in Rotterdam geboren. Bereits in seinem dritten Jahre verließ er das älterliche Haus, um in Amsterdam bei seinem Onkel, einem bemittelten Manne ohne Kinder, seine Erziehung zu genießen. Da er dazu bestimmt war, seinem Vater in dessen Handel beizustehen und dereinst sein Nachfolger zu werden, lernte er dort nicht viel mehr als Schreiben, Rechnen und die Anfangsgründe der französischen Sprache. Mit seinem funfzehnten Jahre kehrte er in das älterliche Haus zurück. Es war damals die Zeit, wo die Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, in Holland die größte Begeisterung hervorriefen. Er wurde Secretär einer revolutionären Gesellschaft, in deren Versammlungen seine Liederversuche unter stürmischem Beifall vorgelesen wurden. Der dichterische Trieb entfaltete sich nun zwar immer reicher und kräftiger, und bei patriotischen Liedern blieb es nicht mehr; auch schrieb er im geheimen ganze Trauerspiele. Doch waren vor allem diese sehr schwach, da dem Knaben jede gründliche Schulbildung fehlte und er auch als Poet keinen Führer hatte.

Erst im Jahre 1797 fand er einen solchen in der Person des Buchhändlers Uylenbroek, der das nicht gewöhnliche Talent des jungen Mannes erkannte und ihn mit Rath und That unterstützte. Tollens studirte nun eifrig neuere Sprachen und fing an französische Trauerspiele ins Holländische zu übersetzen, namentlich von Racine, Voltaire und Ducis, welche in Amsterdam bei Uylenbroek erschienen. Dann verliebte er sich in Gerbranda Katharina Rivier. Unter dem Eindruck dieser Leidenschaft schrieb Tollens seine „Proeve van sentimenteele geschriften", die im März 1799, also in seinem neunzehnten Jahre, erschienen; ferner die „Proeve van Minnezangen en Idyllen", wovon der erste Theil im Februar 1800 herauskam. Er widmete dies Buch seiner Geliebten, welche später seine Gattin wurde. Die Rückerinnerung an dieselbe entlockte nach 54 Jahren dem dreiundsiebzigjährigen Greis noch manche Strophe seiner „Laatste Gedichten".

Es folgten seine „Dichtlievende Mengelingen“ (1802) und „Tuiltje van geurige Dichtbloemen op franschen bodem geplukt“ (1803). Auch war er der einzige holländische Dichter, der den Muth hatte, sich mit Loots um den Preis zu bewerben, welcher von der Bataafsche Maatschappij van taal- en dichtkunde für das beste Gedicht auf Hugo Grotius (Huig de Groot) ausgeschrieben worden war.

Tollens erhielt die silberne Medaille als zweiten Preis, doch fühlte er dessenungeachtet die Fehler seines Gedichts so gut, daß er es nicht herausgab. Im Jahre 1805 hatte er das Glück, den ersten Preis für ein Gedicht auf den Tod Egmond's und Hoorn's zu erwerben; und wenn durch diese Ehrenbezeigungen sein Name bereits in ganz Holland bekannt und beliebt geworden war, so wurde dies noch mehr der Fall, als im Jahre 1807 in dem zweiten Theil der Werke der Bataafsche Maatschappij „Het gevallen meisje“ erschien, ein Gedicht, welches zu der Hoffnung berechtigte, daß er einst einen der ersten Plätze in der Reihe der holländischen Dichter einnehmen würde. Dies bewährte sich beim Erscheinen seiner „Gedichte“, welche sechs starke Auflagen erlebten, ein Erfolg, der in einem so kleinen Lande allerdings außergewöhnlich ist.

Den Gipfel seines Ruhms erreichte Tollens jedoch durch seine „Overwinterung der Hollanders op Nova Zembla in 1596 en 1597“, die im Jahre 1819 von der Hollandsche Maatschappij van fraaije kunsten en wetenschappen“ mit der goldenen Medaille gekrönt wurde.

Im Jahre 1832 gab er seine „Liedjes van Claudius“, freie Uebersetzungen des bekannten Wandsbecker Boten, heraus; 1839 „Dichtbloemen by de naburen geplukt“, und 1840 „Verstrooide gedichten“ nebst einzelnen patriotischen Liedern, welche während des Kriegs mit Belgien nicht wenig dazu beitrugen, das Nationalgefühl zu heben und zu entflammen.

Mit den zunehmenden Jahren wurde bei ihm der Wunsch immer lebhafter, wie er sich in seiner „Avondmijmering“ ausdrückt, „het slaafsche koopbedrijf“, das er wol mit Widerwillen, jedoch mit großer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit zur Erhaltung seiner Familie fortgeführt hatte, aufzugeben und seine letzten Lebensjahre in ländlicher Ruhe und Zurückgezogenheit zu verleben.

Mit seinen beiden Töchtern bezog er denn auch nach dem Tode seiner Gattin im Jahre 1846 in dem Dorfe Rijswijk ein freundliches ländliches Tusculum. „Dort“, so sagt sein Biograph, „wenn er im Sommer im Schatten der rauschenden Buchen den lieblichen Duft der Blumen einathmete, oder wenn er im Winter durch die schneebedeckten Felder schweifte, umschwebte ihn als treuer Schutzengel der Geist der Poesie, und daß dort manches liebliche Lied seinem Busen entströmte, davon geben seine «Laatste Gedichten» genügendes Zeugniß.“

Am 21. October 1856 ist er in dieser seiner traulichen Siedelei gestorben. Wie bei den meisten Holländern war Vaterlandsliebe ein Hauptcharakterzug des Dichters. Wenn von dem Muth, der Freiheit und den ruhmvollen Thaten der großen Männer seines Vaterlandes die Rede ist, erhebt sich sein Gesang immer zu seinen höchsten und kräftigsten Klängen. In seiner Jugend eifriger Republikaner, wurde er später ein treuer Anhänger des Hauses Oranien, dem er in vielen Gedichten gehuldigt hat. Dieses zeigte sich denn auch nicht undankbar. Sein Vaterland ehrte ihn hoch. Wol schwerlich besteht in Holland und Belgien eine namhafte Gesellschaft, die sich nicht beeifert hätte, dem greisen Sänger ihre Verehrung durch Titel und Diplome zu bezeigen, und mit Recht wird ihm der Name eines Volksdichters gegeben.

Das Gedicht, dessen Uebersetzung uns zur Besprechung vorliegt, besteht aus fünf Gesängen und schildert die Reise zweier holländischen Schiffe. Da nämlich während des niederländischen Freiheitskriegs der Seeweg nach Ostindien längs der feindlichen Küste und um das Cap für die Holländer sehr unsicher war, so setzten die Generalstaaten im Jahre 1596 einen Preis von 25000 Gulden für denjenigen aus, welcher einen Weg nach Indien durch das Nördliche Eismeer entdecken würde, nachdem zwei früher zu diesem Zweck unternommene Expeditionen die Möglichkeit des Bestehens eines solchen nicht ganz in Zweifel gestellt hatten.

Demzufolge wurden in Amsterdam zwei Schiffe ausgerüstet und der Befehl darüber den beiden Seefahrern Jakob Hendrikzoon Heemskerk und Jan Corneliszoon Rijp übertragen. Am 10. Mai 1596 verließen die Schiffe Amsterdam. Am 22. Mai waren die beiden Fahrzeuge auf der Höhe von Hitland (Shetland) und Fayerilland oder Fair-Isle noch beieinander, verloren sich im Anfang des Juni aber aus den Augen. Rijp wurde durch Sturm und Eis gezwungen, in die Bucht von Cola, einer Stadt Lapplands, zwischen den Flüssen Tumola und Cola, am Meerbusen gleichen Namens, einzulaufen, wo er überwinterte. Heemskerk setzte seine Reise unter großen Schwierigkeiten und Gefahren mehr nordöstlich fort, bis sein Schiff im August an der Küste von Nova-Sembla strandete und von den Eisschollen zertrümmert wurde.

Nachdem die Schiffbrüchigen auf der unwirthbaren Küste 82 Tage die Sonne nicht gesehen hatten und die Hungersnoth am höchsten gestiegen war, dämmerte den unter dem Schnee Vergrabenen endlich wieder der Morgen. Sie faßten nun den Entschluß, auf der gebrechlichen Schaluppe ihres Schiffs, die sie aufbewahrt hatten, den Versuch zu machen, einen bewohnten Ort und von dort die Heimat zu erreichen; stachen in der Mitte des Sommers 1597 in See und wurden, nachdem sie unter unsaglichen Gefahren wochenlang im Weißen Meere umhergeirrt waren, am 2. September nach Cola verschlagen, wo sie Rijp fanden, der sich eben anschickte, nach Holland zurückzukehren, und nun die todtgeglaubten Gefährten mit offenen Armen aufnahm.

Als Probe der Uebersetzung sowol wie der poetischen Lösung der von dem Dichter gewählten Aufgabe geben wir aus dem zweiten Gesang die Schilderung des arktischen Winters:

Und alles dröhnt und kracht und schäumt und kocht und braust.
Es naht; — ein jeder kniet und hebt empor die Hände . . .
Es saust am Bord vorbei, streift Takelwerk und Wände
Und taumelt weiter fort, bis sich's in Nacht verlor.
Doch brausend wallt das Meer nun aus dem Spalt hervor,
Daß alles bebt und dröhnt; die Wogen und die Schollen
Umdrängen wild das Schiff mit dumpfem Donnerrollen

Und schleudern mit Gewalt aus eis'ger Felsenkluft
Den Spiegel unters Eis, das Bugspriet in die Luft.
Es berstet Plank' und Naht, und alles bricht in Splitter,
Das Seevolk stürzt aufs Deck, betäubt wie vom Gewitter,
Greift taumelnd hier den Block, nach Seil und Tauwerk dort,
Doch wird vom heft'gen Stoß geschleudert über Bord.
Der Schrecken leiht jedoch den starren Gliedern Flügel,
Sie eilen übers Eis und aufgewehte Hügel,
Sie waten durch den Schnee, den noch kein Fuß gedrückt,
Nur Wildniß starrt sie an, so weit ihr Auge blickt —
Doch dort, o Hoffnungsstrahl, mit Jubelruf vernommen,
Dort streckt das Land sich aus! Sie nähern sich! Sie kommen!
Wie um mit flücht'gem Schritt dem Tode zu entfliehn,
Eilt alles schnellen Laufs zum Rettungsufer hin.
Auf Felsen hochgethürmt und senkrecht aufgespalten,
Sucht sich in Kluft und Riß der müde Fuß zu halten;
Doch endlich nahen sie, sie springen kühn ans Land
Und Nova-Sembla sieht nun Menschen auf dem Strand.

Hier sitzt der Winterfürst auf seinem eis'gen Throne;
Hier blüht kein Frühling mehr, hier ist des Todes Zone.
Das Licht, das matt und bleich aus trübem Dunste bricht,
Erhellt die Schneeflur wol, doch schmilzt den Eisblock nicht;
Die Luft hängt grau und schwer auf diesen Nebelstranden,
Hier herrscht der starre Tod, hier kommt kein Norman landen,
Kein andrer Ort, wie arm auch, auf der weiten Erd',
Wol mehr als dieses Land der Lebenskraft entbehrt.
Hier ward der Grund zu Stein, um nimmer aufzuthauen,
Nur Schnee und Hagel fällt hier aus der Luft, der grauen.
Das todte Weiß, das man ringsum erblickt allein,
Hüllt wie ein Leichentuch die kalte Erde ein.
Nur Klippen starren rings, so weit die Blicke tragen,
Und Felsen Eises nur aus finsterm Meere ragen,
Die von der Flut zerwühlt, zerklüftet bis zum Grat,
Mit Tod und Untergang bedrohen, wer da naht.
So sah der Landstrich aus, der Menschheit noch verschlossen,
Den Heemskerk jetzt betrat mit seinen Reis'genossen,
Der unbewohnte Grund, auf dem er niederfällt
Und dem Allmächt'gen dankt, der alle noch erhält.
Er drückt sie an die Brust, läßt dann die Blicke schweifen
Durchs unermeßne Feld, so weit sie können streifen,
Und zittert.

Ebenso theilen wir aus dem fünften Gesang das Wiederzusammentreffen mit den verloren geglaubten Genossen und die Heimkehr mit:

Leb' wohl, unsel'ger Ort, entblößt von jedem Segen!
Kein Fuß drück' deinen Grund, kein Hauch weh' dir entgegen!
Bleib' unbewohnt und wüst, verstoßen von der Erd'...
Leb' wohl! Uns nur allein durch Heemskerk's Leiden werth!

Der bange Zug fing an von unerhörten Leiden
Und Noth und Tod umgraust. Unsicher, wenn sie scheiden,
Wohin sie gehn, da Weg und Abstand niemand weiß;
So schleifen sie das Boot durchs weite Feld von Eis.
Welch Schauspiel sehn sie hier! Rings Schollen, da die Stürme
Und Wellen aufgehäuft wie halbverfallne Thürme.
Welch schrecklich Donnern, welch Geprassel und Gekrach,
Wenn Block an Block sich drängt, macht rings das Echo wach!
Sie wälzen sich heran gleich Wolken beim Gewitter,
Sie stapeln sich zu Hauf, zerschelln in tausend Splitter
Und sinken tief in Kolk und Wirbel dann hinab;
Doch tauchen wieder auf aus ihrem nassen Grab.
Welch Chaos der Natur! Hier Thäler und dort Höhen,
Zerrissen und zerstückt, sind ringsumher zu sehen!
Welch Tosen, welch Gewühl! Es donnert, kracht und braust,
Wo Robb' und Walroß lebt, der grimme Haifisch haust!
Dort hört das Chaos auf, es ragen stolze Reste
Von Säulen aus der See und hohe Prunkpaläste;
Und Kirchen, Stadt und Schloß mit Zinnen, Thurm und Wall
Stehn auf der Flut gebaut von schimmerndem Krystall.
Die kühne Phantasie entfaltet dann die Schwingen:
Dort dehnt sich Katwijks Strand, dort dämmert Scheveningen,
Hier funkelt Utrechts Dom, dort Harlems Häuserkranz.
Dort ragt die Ijstadt selbst mit Thor und Wall und Schanz'.
Wie hehr! Doch schrecklich auch für die, die hier nun schweifen
Und matt das schwere Boot durch Schnee und Eisflur schleifen,
Die irrend hier in Angst, welch Los das ihre sei,
Nach einem Ausweg spähn aus dieser Wüstenei.
Kein Lootse bringt sie hier nach sonnerwärmter Küste,
Kein Ort, der sie beschützt, wenn nachts sie gehn zur Rüste;
Es war, ob die Natur sich hätte starr und kalt
Zu einem Eisblock hier um ihren Leib geballt. —
Noch mancher bleibt zurück, um auf dem Schnee zu sterben
Und durch des Raubthiers Klau' in Elend zu verderben.
Nach namenloser Noth und maßlos bitterm Weh
Braust endlich wild und hohl vor ihnen nun die See.
Doch übergeben sie getrost den finstern Wogen
Sich und das Fahrzeug; Gott nur weiß, warum sie zogen.
Sie irren planlos auf dem Meer, bald hier, bald dort;
So geht es Tag und Nacht viel lange Wochen fort.
Ein jeder Morgen läßt die Hoffnung neu erwachen,
Die abends wieder schwand. Die Felsen, die der Nachen
Erreicht, sind unbewohnt; doch klettern sie hinauf
Und suchen Löffelkraut und Moos und Eier auf.
Dann geht es wieder fort zu neuem Leid und Qualen
Bis in das Weiße Meer. Vielleicht zu tausendmalen
Vom Tod bedroht. Es treibt der Wellenschlag sie fort
Nach Lapplands Ufer hin. Die Sonn' umglüht den Bord,
Der Tag ist hell, es deckt kein Nebel Meer und Küsten,
Ein Freudenruf erschallt! 'S war Land, das sie begrüßten.
Sie sehn mit Raa und Mast ein Schiff am grünen Strand,
Und eine Flagge weht — die Flagg' vom Vaterland!
Die Freude macht sie stumm, es lassen schlaff die Sehnen
Der Faust das Ruder los; ihr Auge steht voll Thränen;
Der Wimpel, der geweht mit Ehr' an jeder Küst',
Ist auf den Mast vielleicht an Texels Strand gehißt! —
Sie rudern näher, halb in Zweifel noch versunken,
Sie winken, rufen laut und jauchzen freudetrunken.
Sie legen an ans Schiff, ergreifen Tau und Seil
Und klettern dann hinauf die Treppe, hoch und steil —
O Wunder, nie geahnt! O Freud' nach so viel Schmerzen!
Es ruht der biedre Rijp an Heemskerk's treuem Herzen!
Rijp war es selbst, den einst, als erst begann der Zug,
Des Sturmes grimme Wuth an jene Küste trug,
Der, da der Winter wich, die Sturmflut nicht mehr grollte,
Zur Fahrt nach Hollands Strand die Segel nun entrollte,
Um Heemskerk's frühen Tod zu melden dann dem Staat —
Rijp ist's, der wieder ihm mit Freundesherzen naht.
Man sieht die Männer sich die biedern Hände pressen,
Und Jubel schallt ringsum, das Elend ist vergessen;
Matros' und Kapitän, Freund, Fremder, Knab' und Mann
Umarmen sich so warm wie treue Liebe kann.
Der Anker wird gelicht't mit doppelt kräft'gen Händen,
Und nach der Heimat sie den spitzen Steven wenden;
Und die Erzählung von so vielen Tagen Leids
Kürzt ab die Fahrt; es glänzt der Dünen Wall bereits
Am Strand, es dehnt das Land sich aus mit Dom und Thürmen,
Das Deck ist voll, man sieht das Volk zur Brüstung stürmen,
Der Anker fällt, es bringt das Boot sie an das Land,
Sie knieen und es küßt der Mund den heil'gen Strand.
Erstaunt empfängt er sie; willkommen! hört man klingen,
Wohin mit freud'ger Hast auch ihre Schritte dringen.
Das Volk umringt sie dicht, und oft bespricht die Schar
Der Männer kühnen Muth, die Rettung wunderbar.
Das Vaterland umfängt mit ehrenreichen Banden
Dankbar die Kinder jetzt, die wie vom Tod erstanden,
Vergilt was sie gethan, bekränzt mit Lorbern sie,
Fragt nicht, was sie erreicht, doch lohnet ihre Müh'.

Trotz der mangelhaften Verdeutschung, die in dem Buche selbst durch eine „vereinfachte deutsche Rechtschreibung" der bedenklichsten Art noch fühlbarer wird, haben die mitgetheilten Proben wol poetische Seiten des holländischen Dichters erkennen lassen, welche alle Anerkennung

verdienen. Er verfügt über eine sehr anschauliche Ausdrucksweise, und was er schildert, hat etwas von der nüchtern ehrlichen Naturtreue Ostade's. Daneben fühlt man ihm an, daß sein ganzes Herz bei der Sache ist, und wo er Accorde frommen Gottvertrauens anschlägt, ist er selbst von Gottesfurcht erfüllt und durchdrungen. Echt holländisch-realistisch ist auch das Ablehnen aller poetischen Zuthaten. Die ganze Dichtung ist ein versificirtes Logbuch. Im ersten Gesang wird die Ausfahrt und das Festfahren im Eise beschrieben; im zweiten das Verlassen des Schiffs und die Flucht an die eisbedeckte Küste; im dritten kommen die Eisbären aufs Tapet, und die Sonne nimmt Abschied; im vierten beginnt die Hungersnoth, das Nordlicht bescheint die fast der Verzweiflung Erliegenden, einer ihrer kundigsten Führer stirbt; im fünften sind sie im Begriff einander zu verspeisen, aber die Sonne kehrt endlich zurück, und so wagen sie die Heimfahrt.

Von irgendeiner Herzensbeziehung, soweit sie nicht die dahringebliebene Familie oder das Vaterland selbst betrifft, ist in dem ganzen Gedicht nicht die Rede. Einmal macht Tollens einen Versuch, seine Vortragsweise zu steigern:

> Laß, Muse, den Gesang nun rauschen durch die Saiten,
> Folg' Hollands Wimpel nach durch unermessne Weiten,
> Besing' das Wagestück, das man so schwer gebüßt,
> Und deiner Kunst zum Lohn wol eine Thräne fließt.

Doch ist er verständig genug, es bei dieser einen Abschweifung von der ihm geläufigern schlichten Ausdrucksweise bewenden zu lassen.

Dem Uebersetzer gebührt immerhin Dank und Anerkennung für seine Bemühung. Nur zu lange blieb Hollands Literatur der diesseitigen Würdigung entzogen, da die holländische Sprache selbst den nächsten Nachbarn des kleinen und doch so wichtigen Landes nicht geläufig ist. Möge der Vorgang des Uebersetzers Nachahmung finden.

Robert Waldmüller.

Politische Broschüren.

1. Fürst Bismarck-Schönhausen und die nationale Bewegung des deutschen Volks 1815—71. Dargestellt von Gustav Quade. Anklam, W. Dietze. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Referent erlaubt sich, die Leser an jene Hinweisung auf die historische Charaktererscheinung des hauptsächlichsten Gründers unsers neuen deutschen Kaiserreichs zu erinnern, welche er in der Besprechung von Ebeling's Werk über den Grafen von Beust (in Nr. 26 d. Bl.) an die Charakteristik dieses seines sächsisch-österreichischen Rivalen geknüpft hat. Der Thatbestand zu meiner dortigen Auffassung ist auch in diesem popularwissenschaftlichen Bändchen (von 386 Seiten) niedergelegt. Ein paar einzelne Punkte daraus sei es erlaubt hier hervorzuheben. Wir finden hier jenen denkwürdigen Brief des jetzigen Fürsten vom 12. Mai 1859 abgedruckt, in welchem er an den damaligen Minister des Auswärtigen in Berlin, den Freiherrn von Schleinitz, aus Petersburg, woselbst er soeben seinen preußischen Gesandtenposten angetreten hatte, zum ersten male die von der damaligen Solidarität der conservativen Interessen entschieden abweichende antiösterreichische Wendung seiner Gesinnung documentirt. Bismarck kommt dabei auf die Wahrnehmung zu sprechen, die er nicht blos an der „Kreuzzeitung" gemacht habe, welche Alleinherrschaft sich Oesterreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat. Der Bahnbrecher der preußischen Autonomie sagt:

> Es ist so weit gekommen, daß kaum noch, unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung, ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Oesterreich zu diesem Zwecke niemals fehlen. Die meisten Correspondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zu ihrem Hauptzweck, und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Oesterreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten, oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

Referent dieser Zeilen, preußischer Unterthan, hat zu eben jener bedenklich kritischen Zeit, als Mitarbeiter an einer achtungswerthen politischen Zeitung im außerpreußischen Deutschland, nach Möglichkeit für die Neutralitätspolitik des Ministeriums von Schleinitz Partei ergriffen; er kann deshalb die Bemerkung nicht unterlassen, daß er niemals — wenigstens nicht wissentlich — von den hypothetischen Zwanzigern einen zu sehen bekommen hat.

Im übrigen ist an der Quade'schen Broschüre unter anderm dankenswerth anzuerkennen, daß sie die oft misverständlich angewandten sprichwörtlichen Redensarten von „Blut und Eisen" und „Macht geht vor Recht" mit Correctheit referirt. Da ältere Angaben den Reichskanzler im Jahre 1813 geboren werden lassen, so ist als das richtige Datum seines Geburtstags der 1. April 1815 hervorzuheben.

Nach dem Jahre 1866 läßt der Biograph einen neuen Abschnitt in seiner Darstellung eintreten, da es voreilig wäre, Bismarck's jüngste Thätigkeit in ähnlicher Weise wie die frühere zu charakterisiren, „weil dieselbe Aufgaben umfaßt, deren Lösung erst angebahnt ist und voraussichtlich erst in ferner Zeit zum Abschluß gedeihen wird".

2. Titanen und Pygmäen. Wanderungen auf wissenschaftlichen, politischen und socialen Gebieten. Von Leonhard Freund. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Aufgabe dieses Buchs ist keine andere als die, vom Standpunkte einer ursprünglich an die katholisch kanonische Wissenschaft sich anlehnenden Cultur- und Geschichtsbetrachtung sozusagen die Brücke zu schlagen zum heutigen modernen Humanismus und geradezu zum regenerirten parlamentarischen Staate. Es fußen diese Betrachtungen auf dem philosophischen Systeme Franz von Baader's (gest. 1841), des münchener Concurrenten von Fichte, Schelling und Hegel, und sie bringen dessen „Grundzüge der Societätsphilosophie" (zuerst erschienen in Würzburg

1837) in Anwendung bei einer weitumfassenden Studie über Kirche, Staat und Gesellschaft vom heutigen Standpunkte sowol der wissenschaftlichen Anschauungen als auch der thatsächlichen Culturentwickelung. Der Verfasser beansprucht also nur, vorhandene speculative Axiome auf die Gegenwart anzuwenden und, wir dürfen sagen — da er vor einem „Feuilleton" an sich selbst Respect äußert, z. B. vor dem der „Neuen freien Presse" in Wien —, ein Feuilleton der Philosophie oder eine Philosophie des Feuilletons zu entwerfen, in welchem er die Maßstäbe der Baader'schen Principien an ein paar tausend Beispielen literarischer Citate oder öffentlicher Persönlichkeiten zur Prüfung anlegt.

Den Titel „Titanen und Pygmäen", der übrigens nicht die Basis seiner Disposition bezeichnet, sondern nur zur Kennzeichnung seiner äußern Pointen dient, hat der Verfasser gewählt, weil er unter den großen und kleinen Leuten der Gegenwart in Politik und Literatur eine Musterung halten wollte, wobei es ihm natürlicherweise passirt sein mochte, daß manches anerkannt Große ihm nicht immer imponirte und manches Sichselbstbeschränken ihm Achtung abgewinnen konnte; so sagt er selbst:

Mancher (bedenkenden) Erwägung können wir uns leider selbst dann nicht entziehen, wenn wir von den vielen großen Männern (der Politik) lesen, welche die geschäftige Einbildungskraft bereitwilliger Evangelisten des Erfolgs innerhalb des letzten Decenniums zu entdecken wußte. Auch hier gibt es geniale Titanen und stümperhafte Pygmäen. Wir sondern beide nicht (!), um den gesammten Troß und Schweif der Heroen ohne Unterschied bewundern zu dürfen. Der kritische Scharfblick des naiven märkischen Romantikers Hesekiel fesselt uns, der bienenmäßige Sammlerfleiß des gemüthlichen sächsischen Hofraths Ebeling zwingt uns nicht minder Achtung ab, der mythenbildende Geist des französischen Esprit in superfeiner Qualität mit deutschem Ernste vereinigenden Publicisten Bamberger übt auf unsere Phantasie einen magischen Reiz. Dieser extraordinäre negotiorum gestos im harmlosen Reiche der Börse wie auf dem dornenvollen Gebiete der Politik zeigt durch das, was er als polyglotter Regisseur des Heroencultus leistet, daß er selber an den Vorstellungen einer mit Göttern erfüllten Welt leidet, in der — um mit seiner Sprache zu reden — jede kategorische Abstraction seines Denkvermögens als buntgekleidete Persönlichkeit herumspringt.

Zur Erklärung seines Titels citirt der Verfasser ferner Ludwig Walesrode in dessen „Demokratischen Studien" (Hamburg 1860):

Niemals haben die Thatsachen mit dem Bewußtsein der Zeit in so paradoxem, unversöhnlichem Widerspruch gestanden als in der Gegenwart. Denn ein Titan schreitet der Zeitgeist des 19. Jahrhunderts durch die Weltgeschichte; aber bei jedem Schritte stolpert er über die ihm unausgesetzt zwischen die Beine gerathenden Zwerge. Er hat den Kampf mit dem Himmel aufgenommen; die Zwerge hat er nicht zu besiegen gewußt.

Als ein wirklicher Titane gilt für den Verfasser Franz von Baader, „einer der bedeutendsten Heroen unter den Denkern der Romantik", der „katholische Philosophie der Natur, der bürgerlichen und religiösen Societät" lehrte. Aber er ist ihm schätzbar als eine „centrifugale" Potenz, denn er charakterisirt ihn als den „süddeutschen Hamann". Unter den Aposteln Baader's tritt natürlich zunächst Franz Hoffmann hervor, der seine „Grundzüge der Societätsphilosophie" 1865 mit Anmerkungen und Erläuterungen in Würzburg neu herausgegeben und einen Grundgedanken derselben unter anderm in dem Satze definirt hat: „Gott ist die Ursocietät, und das ganze Universum ist bestimmt, durch Eintritt in die göttliche Lebensgemeinschaft die allvollendete Societät herzustellen." Ein zweiter, noch mehr enthusiastischer Apologet Baader's ist Alexander Jung, der Protestant und christliche Optimist, der in den Schriften des münchener Mystikers das große Geheimniß des „Hinüberleitens der speculativen Dogmatik in die Societätswissenschaft" nachgewiesen hat. Aber Leonhard Freund, gleichfalls ein münchener Philosoph, muß diesem königsberger Humanisten vorwerfen, er sei von seinem Enthusiasmus für Baader so „betäubt", daß er in seinen politischen Deductionen den jüdischen Staat, mit dem christlichen verwechsele und die Consequenzen seiner Behauptungen nicht sorgsam erwäge.

Braniß, der „Schleiermacher" unter den Philosophen, wird herbeigezogen mit den Sätzen („Hodegetik", Breslau 1848): „Nur der constitutionalmonarchische Staat ist in Wahrheit der christliche, der absolutistische soll sich nicht so nennen", und: „Nicht der Beamtenklerus, sondern die bürgerliche Gemeinde ist der Staat, und nicht die Tradition, sondern die Heilige Schrift der lebendigen Geschichte muß der alleinige Quell der politischen Glaubenslehre sein."

Dem wird gegenübergestellt als ein Beispiel der religiösen Anschauung, die Christenthum und Constitutionalismus für unvereinbar hält, der bekannte ultramontane, concordatseifrige Cardinal Rauscher in Wien, mit seinem „an unheilbarem Anachronismus leidenden" Hirtenbriefe vom Jahre 1853, nebst Gesinnungsgenossen wie Rudigier in Linz und Senestrey in Regensburg.

Der Verfasser offenbart ferner eine Gesinnungsgenossenschaft mit Friedrich dem Großen, denn er ist Antimachiavellist, obgleich der schwerbegreifliche Florentiner im Grunde doch auch als eine „centrifugale" Potenz aufgefaßt werden kann, und polemisirt gegen Lasson und Heinrich von Treitschke, während der Engländer Buckle ihm eine genehme Intelligenz ist. Lassalle wird der moderne Hutten genannt, und die zweite Hälfte des Buchs findet ihren Mittelpunkt in der Darstellung der politischen Anschauungen von Rudolf Gneist, der somit als ein anerkennenswerther Titane hervorgehoben wird.

Dagegen wird auf koburgische Hofräthe angespielt, die als „lustige Räthe" wol zu den Pygmäen gezählt werden sollen, was unter Umständen noch immer weniger fatal sein mag, als etwa ein Titane wider Willen sein zu müssen. Statt des im übrigen mephistophelisch klingenden Citats aus Dante's „Paradies", mit dem der Verfasser seine Rundschau schließt, citiren wir hier noch seine schönen Worte, zu der ihn ein Titane der Reformation begeistert:

Deutsche Jugend — so müßte man sie täglich mahnen —, deutsche Jugend unserer Tage, der Tage des Egoismus und des lieblosen Genießens, in denen die Begeisterung für das Große aussterben will und nur noch das Nützliche gilt, gehe hin zu Ulrich von Hutten's Grab und lerne, wenn du ihrer noch fähig bist, uneigennützige Liebe zum Vaterlande und zum Volke! Lerne Begeisterung für große Gedanken!

3. Skizzen und Studien. Von Friedrich Giehne. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zu dem ebenbehandelten philosophischen Feuilleton kommt hier ein historiographisches. In jenem streckt der

Verfasser aus dem Lager der Orthodoxie dem Liberalismus die Hand entgegen; hier blickt moderne Bildung nach jener Richtung hinüber. Im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" in Wien, zu deren beliebtesten Mitarbeitern F. Giehne gehört, treffen beide Tendenzen zusammen. Da wir gemeldet, wie L. Freund in München dieses Feuilleton mit Respect behandelt, so ist damit die Aufmerksamkeit auf diese Studien, die zum Theil in demselben abgedruckt gewesen, an sich schon gerechtfertigt. Was der Verfasser in dem Abschnitte „Oesterreich und der Katholicismus" berichtet, daß Oesterreich und Wien trotz Frivolität, Liberalismus, neuer Aera u. s. w. denn doch im Grunde immer katholisch sind, ist eine Thatsache, die auch andern schon seit 1859 einleuchtend geworden ist.

4. Die Völkerbewegungen der Gegenwart auf socialem, religiösem und politischem Gebiete und unsere Aufgabe. Oder: Die sociale Arbeiterfrage der Gegenwart, ihre Entstehung und gründliche Lösung. Ein Zeit- und Charakterbild des 19. Jahrhunderts. Beleuchtet und herausgegeben von einem Fabrikarbeiter. Basel, Riehm. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Dies ist eine theosophisch-socialistische Studie eines Autodidakten über die Lage seines eigenen Standes. Es ist ebenso mit Dank anzuerkennen, daß der Buchhandel solche Stimmen aus dem Volke in die Oeffentlichkeit gelangen läßt, als andererseits das Studium solch eines naturwüchsigen Zeitsymptoms, auch mit einer kaleidoskopischen Buntheit der Principiensituation, dem Nationalökonomen, dem Culturhistoriker und jedem wohlwollenden Arzte unserer Zeit angelegentlichst anzuempfehlen ist.

Romane und Novellen.

Vier Bände Novellen, zwei Künstlerromane, ein Familienroman und ein sogenannter religiöser Roman — das sind die Kategorien, in welche die zur Besprechung vorliegenden Unterhaltungsschriften sich ordnen. Wir beginnen mit der Besprechung des letztgenannten Buchs.

1. Die Glöcknerstochter. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Das genannte Buch reiht sich an die Zahl der Romane, welche die Verfasserin seit ihrer Bekehrung zur römischen Kirche veröffentlicht hat und die der Verherrlichung derselben gewidmet sind. Wir sind es von den Convertiten gewohnt, daß sie, indem sie die Stufen des neuen Altars hinanschreiten, gern noch einige Steine gegen die eben verlassene Gemeinschaft hinter sich schleudern. An solchen Stößen gegen die protestantische Kirche fehlt es auch hier nicht, doch sind es diesmal vorzüglich die Juden und Deutschkatholiken, die mit dem Haß der Verfasserin bedacht werden. Diejenigen Personen des Romans, die als Vertreter des römischen Katholicismus angesehen sein wollen, sind Muster der Vollkommenheit, die der gegenüberstehenden Religionsgemeinschaften sind durchweg frivol, haltlos und religiös verkommen. In dieser ungleichen Vertheilung von Licht und Schatten liegt die sittliche wie poetische Ungerechtigkeit des Buchs. Im übrigen wollen wir gern anerkennen, daß es nach Art der übrigen Romane der Verfasserin geistvoll geschrieben, daß keine einzige Seite darin zu finden ist, die langweilig und uninteressant genannt werden dürfte, daß zwar keine Steigerung ihrer besondern Begabung, Welt und Menschen mit flüchtig scharfem Griffel geistvoll darzustellen, sich bemerkbar macht, aber auch keine auffallende Verminderung. Mit dem Gesagten kann jedoch eine erschöpfende Kritik nicht gegeben sein. Eine Kritik, die in gewissenhafter Weise der Wahrheit zu dienen bestrebt ist, wird sich vielmehr bei Beurtheilung eines Tendenzromans, wie der vorliegende ist, die Frage vorzulegen haben: was ist das für ein Geist, der dieses Buch eingegeben hat? Und sie wird zu dieser Frage um so mehr berechtigt sein, wenn der Autor in seinem Buch seine eigene Persönlichkeit so scharf exponirt, als es hier geschieht. Wohlan also — was ist das für ein Geist, der dieses Buch eingegeben hat? Ist es der Geist der Religion, der hier eine Gestalt gewonnen hat? Ist es insbesondere der Geist des Christenthums, der von einer erstiegenen Höhe aus Welt und Menschen beherrscht und darstellt? Mit nichten — nichts weiter als der Geist römischer Agitation. Kann das der Geist des Christenthums sein, der auf alles, was nicht seinen Glaubensansichten oder kirchlichen Parteibestrebungen conform ist, das Gift seines Hasses und seiner Verachtung ausspritzt?

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Diese Zeilen des alten Angelus Silesius erinnern uns, daß für die Verfasserin die Zeit der klaren und stillen Liebe immer noch nicht gekommen ist. Und was hat nun ihre Conversion für eine Frucht für sie selbst gehabt? Eine Frage, die eine ruhige und besonnene Kritik bei Gelegenheit dieses neuesten Buchs sich vorlegen darf. In dem Buche fragt ein Jude bei dem Gedanken eines möglichen Uebertritts zum Christenthum einen Christen: „Ist es wahr, daß Juden, die sich zum Christenthum bekehren, Priester und Ordensmänner werden können? Und daß sie dann ebenso geachtet und geehrt, ebenso betrachtet und behandelt werden, als ob sie im Christenthum geboren wären?" Auf die bejahende Antwort des Christen fährt der Jude weiter fort: „Ich weiß jetzt, daß unsereiner durch euern geistlichen Stand ganz, durch den weltlichen nur so etwas verchristlicht und christlich ebenbürtig gemacht wird."

Wenn wir diese Worte auf die Verfasserin und ihre Bekehrung zur römischen Kirche anwenden, so geben uns ihre Bücher die Ueberzeugung an die Hand, daß auch sie durch diese Conversion — nicht etwa, mit einem höhern und reinern Geiste geweiht, eine Christin in des Wortes edelster Bedeutung geworden, sondern auch nur so verkatholisirt worden ist.

2. Die Familie Nordorf. Roman von H. F. Ewald. Nach dem Dänischen bearbeitet von A. Brunelewki. Drei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 8. 4 Thlr.

Ein Familienroman, der die Schicksale, Trennungen und schließliche Wiedervereinigung der Glieder einer dänischen Familie erzählt. Manche Partien des Buchs, wie

z. B. die Wahl eines politischen Abgeordneten in einem dänischen Landbezirk, sind keineswegs originell genug, andere, wie die Aufführung von Shakspeare's „Wie es euch gefällt", viel zu weit ausgeführt. Da der Roman in Ton und Inhalt eine gewisse Gediegenheit anstrebt, so würde es um so nöthiger gewesen sein, auf gewisse Vorbilder des Familienromans zurückzublicken. Goldsmith's „Pfarrer von Wakefield" würde neben mancher andern Lehre auch die einer größern Beschränkung des Umfangs gegeben haben; so aber gibt dieser dreibändige Roman trotz der guten Seiten, die ihm nicht aberkannt werden sollen, ein neues Zeugniß dafür, daß die epische Prosadichtung der Gegenwart in Gefahr steht, in dem breit dahinfließenden Strom der Darstellung sich zu verflachen.

In das Gebiet der Künstlerromane gehören die folgenden beiden Erzählungen:

3. Der Nixenfischer. Eine Geschichte vom Starnbergersee von August Becker. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 3 Thlr.

Der Nixenfischer ist ein Maler, Namens Fischer, der, weil er seinen Künstlerruhm einem von ihm gemalten Nixenbilde verdankt, den obengenannten Namen erhalten hat. Die Erzählung gibt aus dem Leben des Künstlers die Geschichte einer Liebe und liefert zugleich den Commentar zur Entstehung seines Bildes. Wegen dieses episodenhaften Charakters würde sie deshalb weniger in die Reihe der Romane als in die der Novellen zu stellen sein. Im ersten Theile lahmt die Handlung ein wenig, ebenso wird der Augenblick der Lösung zu lange hingezögert. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn der Autor, die Lösung hinhaltend, seinen Leser immer noch als den naiv Unwissenden behandelt, während dieser, hinlänglich eingeweiht, der Lüftung des Schleiers kaum noch bedarf. Es kommt hier auf die Kunst der Taktik an, die auch im Roman Verwickelung und Lösung, Menschen und Zustände zur rechten Zeit auf- und eintreten zu lassen hat. Im übrigen ist die Erzählung leicht, frisch und gefällig geschrieben.

4. Der Münzthurm. Historischer Roman in zwei Abtheilungen von Georg Hiltl. Erste Abtheilung. Das Erzbild des Kurfürsten. Drei Bände. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. Br. 8. 3 Thlr.

Breiter angelegt und mit der Tendenz, ein culturhistorisches Bild der Zeit zu geben, führt uns der Roman an den Hof des letzten Kurfürsten von Brandenburg und behandelt die künstlerische Nebenbuhlerschaft zwischen Andreas Schlüter, dem Schöpfer des Standbildes des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke zu Berlin, und seinem Gegner, dem königlichen Baumeister Eosander von Göthe. Intriguen über Intriguen, die sich im letzten Grunde sämmtlich um die Frage drehen, welchem von den genannten beiden Künstlern durch die Macht seiner Schöpfungen und die Gunst des Herrschers der Sieg über den andern zutheil werden wird, den dann schließlich Schlüter, vorzüglich durch den gelungenen Guß des erwähnten Standbildes davonträgt. Es ist interessant zu sehen, wie der Verfasser zu Werke geht, um uns die Zeit am Schluß des 17. Jahrhunderts künstlerisch vorzuführen. Er besitzt nichts von der Fähigkeit des Genies, das mit einem einzigen Blitz eine ganze Gegend erhellen kann. Vielmehr ist hier das geschichtliche Material mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragen, um so ein historisches Bild und dann auch historische Luft zu erzeugen. Es ist gute solide Arbeit, die wir vor uns haben, aber dem Leser theilt sich unwillkürlich etwas von der Mühe und Schwere mit, mit der ein Stein zum andern gefügt ist. Freilich will der Leser den Bau in seinem stufenweisen Werden verfolgen, aber aus der Ferne, mit dem Gedanken — der Arbeit selbst will er nicht nahe treten, mit Kalk, Mörtel und Staub will er nicht behelligt sein, und von dem Schweiß, den der Bau kostete, soll der Künstler ihn nichts wissen lassen. Erst am Schluß des Buchs, im Gießhause, als die letzte Hand an das gelingende Werk gelegt wird, erreicht der Roman einen künstlerischen Höhepunkt. Aber welch einen weiten und zum Theil mühevollen Weg hat der Leser zu gehen, ehe ihm der Genuß dieser Stelle geboten wird.

5. Kloster Roßdyk. Palette und Krone. Zwei Novellen von Hans Tharau. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. 8. 20 Ngr.
6. Herbstzeitlose. Novelle von Hans Tharau. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. 8. 20 Ngr.
7. Leidenschaft und Liebe. Novelle von Hans Tharau. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. 8. 20 Ngr.
8. Amata. Novelle von Hans Tharau. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. 8. 20 Ngr.

Die fünf Novellen der vier Bände sind nach Inhalt und Anlage wirkliche Novellen, d. h. sie behandeln interessante Abschnitte aus dem Leben einer Person mit raschem Situationswechsel, einfacher und klarer Gruppirung und sind deshalb geeignet, den Unterschied zwischen Roman und Novelle klar zu legen. Suchen wir uns in diesen fünf Novellen den Kern der Erzählung, so finden wir, daß sie sämmtlich eine merkwürdige Familienähnlichkeit haben und immer um dasselbe Thema herumstreifen. Immer ist es die Liebe, die suchend, leidend oder wählend in der Mitte steht zwischen Pflicht und Neigung, Leidenschaft und wahrer Hingebung, oder in ehelicher Treue die Nachwirkungen einer frühern Liebe zu überwinden sucht. Diese Aehnlichkeit in den ursprünglichen Gesichtszügen wird jedoch verdeckt durch die Verschiedenheit der Charaktere und des Schauplatzes, auf dem sie sich bewegen. Der Verfasser verlegt den Schauplatz seiner Erzählungen gern in die höhern und höchsten Kreise der Gesellschaft und bewegt sich hier mit Geist und Sicherheit. Wo er Charaktere und Scenen aus den niedern Schichten der Gesellschaft vorführt, wird er leicht trivial. Das Beste, was er gibt, reiht sich jedoch dem Guten an, das in dieser Gattung vorhanden ist.

Feuilleton.

Nekrologe.

Wieder hat die deutsche Literatur einen sehr schmerzlichen Verlust zu beklagen. Am 21. Juni d. J. starb zu Stettin am Schlagfluß Robert Prutz. In ihm ist einer der geist- und gemüthvollsten Dichter der Gegenwart, zugleich ein Gelehrter von umfassendem Wissen und ein Volksmann und Politiker von edelster Gesinnung aus dem Leben geschieden. Er gehörte zu den poetischen Propagandisten der freiheitlichen Bestrebungen des Jahres 1848, und sein Name ist unlöslich mit den Erinnerungen an jene zwar mannichfach falsche Ziele verfolgende, aber doch von dem Feuer echtester Begeisterung durchwehte Zeit verbunden.

Robert Prutz wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren und besuchte, nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolvirt hatte, als Student der Philologie, Geschichte und Philosophie die Universitäten Berlin, Breslau und Halle. In letztgenannter Stadt betheiligte er sich später an den „Hallischen Jahrbüchern“. Seine schriftstellerische Thätigkeit zog ihm mancherlei Verfolgungen seitens des Staats zu, und so sah er sich genöthigt, seinen Wohnort oft zu wechseln. Halle, Dresden, Jena, wiederum Halle, Berlin, wo er kurze Zeit literarhistorische Vorlesungen an der Universität hielt, Hamburg, wo er die dramaturgische Leitung des Stadttheaters übernommen hatte, wiederum Dresden und Berlin, dann endlich Stettin — alle diese Städte waren Stationen seines Wanderlebens, bis er im Jahre 1849 als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte nach Halle ging. Er hatte diese Stellung bis zum Jahre 1859 inne und zog sich dann in seine Vaterstadt Stettin zurück, wo er bis an sein Ende lebte. Von dort aus machte er jene häufigen Reisen in die deutschen Städte, welche seinen Ruf durch die auf ihnen gehaltenen Vorträge über Literaturgeschichte und neue Zeitgeschichte wesentlich gehoben haben.

Unter den wissenschaftlichen Werken von Robert Prutz nennen wir die folgenden: „Der göttinger Dichterbund“ (1841), die Fragment gebliebene „Geschichte des deutschen Journalismus“ (1845) und die „Kleinen Schriften zur Politik und Literatur“ (1847) mit Auszeichnung. Seine poetischen Werke sind zahlreich. Die nachstehend verzeichneten gehören zu den bedeutendsten unter ihnen: „Gedichte“ (1841), „Neue Gedichte“ (1849), „Dramatische Werke“ (1847—49), das aristophanische Lustspiel „Die politische Wochenstube“ (1845), der Roman „Das Engelchen“, endlich die spätern lyrischen Sammlungen „Aus der Heimat“ (1858), „Aus goldenen Tagen“ (1861) und „Herbstrosen“ (1864) und „Buch der Liebe“ (1870).

Am 31. Mai starb zu Braunschweig der durch seine zahlreichen Romane in weitesten Kreisen bekannte Friedrich Gerstäcker. Er erblickte am 10. Mai 1816 zu Hamburg, wo sein Vater, der beliebte Tenorist Samuel Friedrich Gerstäcker, damals am Theater engagirt war, das Licht der Welt. Er war nacheinander Kaufmann, Landmann und Weltreisender. Nach Amerika ging er zuerst 1837 und führte daselbst ein gefahrvolles und abenteuerreiches Leben. Im Jahre 1853 kehrte er in die Heimat zurück. Von nun an widmete er sich auf Grund seiner transatlantischen Erlebnisse der Romanschriftstellerei. Seine ersten Werke: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas“, „Die Regulatoren in Arkansas“, „Die Flußpiraten des Mississippi“ u. a. bekunden ein selten lebhaftes Colorit und fesseln durch ihre buntverwobene Handlung. Im Frühling 1849 ging er abermals nach Amerika, diesmal über Rio de Janeiro, Buenos-Ayres und Valparaiso nach Californien, durchstreifte von dort den ganzen Erdtheil und kehrte über Java in die Heimat zurück. Zum dritten mal war er 1860 in Amerika, und zwei Jahre später begleitete er den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha auf dessen Reise nach Aegypten und Abyssinien. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine sich in fast zahllosen Romanen documentirende. Bis an sein Ende war er rastlos thätig. Sein letzter in Mexico spielender Roman führt den Titel „Ein Plagiar“. Die meisten Romane Gerstäcker's sind ins Holländische, Englische und Französische übersetzt worden.

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf, Selbst errungen. Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Armand, Die Fürstentochter. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Aus Moscheles' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Berlins sittliche und sociale Zustände. Nach Berliner Berichten dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Die Kinder der Gauner. Roman. 3 Bde. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bracke jun., W., Der Braunschweiger Ausschuß der socialdemokratischen Arbeiter-Partei in Lötzen und vor dem Gericht. Mit einem photographischen Gruppenbilde. Braunschweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 20 Ngr.

Versailler Briefe. Nebst einer Sammlung vaterländischer Aufsätze und Gedichte aus dem letzten Kriege von F. K. M. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Cramer, W., Das Wiedererwachen des deutschen Heldengesanges. Drei an Wilh. Jordans Sigfridsage sich anschließende Vorträge. Mülheim, v. Kamp. Gr. 8. 10 Ngr.

Grieben, H., Rheinische Wanderlieder. Cöln, Hafferburg u. Mann. 16. 10 Ngr.

Grimm, R., Kriegs-Denkmünzen in Gedichten. Potsdam, Cabos. 8. 20 Ngr.

Grimme, F. W., Die deutschen Dichter der Gegenwart und ihr Publicum. Münster, Russell. Gr. 8. 3 Ngr.

Grosse, J., Erzählende Dichtungen. 3 Bdchn.: Das Mädchen von Capri. Ein italienisches Idyll. — Owasa. Ein Bild aus dem Westen nach Armand. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 1 Thlr.

Grün, K., Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Grunert, J., Meine Verhandlungen mit dem Bischofe von Ermland Dr. Philippus Krementz über die päpstliche Unfehlbarkeit. Insterburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Gutberlet, C., Die Pfahlbauten und ihr Zusammenhang mit dem Alter der Menschheit. Münster, Russell. Gr. 8. 3 Ngr.

Hannken, H. v., Zum innern Frieden im Reiche. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 1 Thlr.

Heemstede, L. v., Die lauretanische Litanei. 49 Sonette. Aachen, Tepe. 5 Ngr.

Heine, K., Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seen. Heimatsstudie aus der Grafschaft Mansfeld. Halle, Hendel. 8. 7½ Ngr.

Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied. Herausgegeben mit der alten lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Lipperheide. Gr. 4. 20 Ngr.

Hickmann, H., Der sociale Krieg. Vortrag. Dresden, Naumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hiltl, G., Um Thron und Leben. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hubert, J. F. C., Der christliche Glaube und die Einsprüche seiner Gegner. Apologetische Abhandlungen. Berlin, E. Beck. 8. 15 Ngr.

Huhn, A. F., Samenkörner. Meditationen. Leipzig, J. Naumann. Gr. 16. 20 Ngr.

Klein's, J. L., dramatische Werke. 7ter Bd.: Richelieu. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Koberstein, A., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5te umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch. 1ster Bd. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kirchhoff, A., Die Anfänge kirchlicher Toleranz in Sachsen. August der Starke und die Reformirten. Zwei Vorträge. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Kohut, A., Etwas über die Moral und die Abfassungszeit des Buches Tobias. Breslau, Schletter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kramář, J. C. U., Das Problem der Materie. Olmütz, Kramar u. Prochazka. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Krieg von 1870/71. Grotesk-komische Darstellung in alt-ägyptischer Manier mit Hieroglyphen und humoristischem Text in Versen. Berlin, Lichtwerk. Gr. Fol. 22½ Ngr.

Krüger, J., Ein erfüllter Traum. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 10 Ngr.

Kuhn, E., Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker. Eine Skizze. Berlin, Henschel. 8. 7½ Ngr.

Kühne, A., Erzählungen meiner Großmutter. Zerbst, Luppe. 16. 5 Ngr.

Lagerström, Angelika v., Biographisches Gedenkbuch. 4tes Quartal. October bis Dezember. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Laien-Vorträge, zur Zeit des Krieges in einem preußischen Landhause gehalten. Bevorwortet von Wichern. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Möschel, H., Blätter und Blüten. Gedichte. Reichenberg, Schöpfer. Gr. 16. 15 Ngr.

Peip, A., Das Credo der Kirche und die Intelligenz des Zeitgeistes. Vortrag. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 28. —— 11. Juli 1872.

Kleinstaatliche Romane.

1. Fritz Ellrodt. Roman von Karl Gutzkow. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.
2. Allzeit voran. Roman von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Staackmann. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das neue Deutsche Reich hat mehrere deutsche Kleinstaaten absorbirt, die Selbständigkeit der andern wesentlich beschränkt; man darf wol sagen, daß die Kleinstaaterei im alten Stil jetzt der Vergangenheit angehört. Vielleicht liegt hierin gerade ein gewisser poetischer Reiz, der unsere Romanschriftsteller anlockt, die Elegie der kleinen deutschen Höfe zu schreiben. Doch gewiß nicht der einzige; denn schon Jean Paul hat seine größten Romane an kleinen Höfen spielen lassen, und auch vor 1866 haben Edmund Hoefer, Gustav Freytag und andere deutsche Novellisten denselben Hintergrund für ihre romanhaften Erfindungen gewählt.

Jetzt begegnen sich zwei unserer namhaftesten Romanautoren in der Wahl verwandter Stoffe aus diesen Kreisen, nur daß der Roman Gutzkow's im vorigen Jahrhundert, derjenige Spielhagen's in der neuesten Zeit, vor Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs und während desselben spielt. Während indeß der Roman Gutzkow's durch sein culturhistorisches Interesse einen anziehenden Reiz ausübt, ohne daß man ihm eine tiefere Bedeutung zusprechen kann, gehört derjenige von Spielhagen offenbar zu den schwächsten Productionen dieses Autors, sodaß man in Verlegenheit geräth, in demselben hier das hervorragende Talent desselben herauszufinden.

Der Held des Gutzkow'schen Romans (Nr. 1) ist ein junger, schöner und geistreicher Diplomat des vorigen Jahrhunderts, der frühere baireuthische Gesandte in Wien, später Premierminister eines Staats, dessen Existenz jetzt eine gänzlich verschollene ist und der schon in jener Zeit, wo der Roman spielt, nahe daran ist, auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden. Der Fürst von Culmbach-Brandenburg wird, bald nach Eröffnung der Romanbühne, von Hamburg-Wandsbeck als regierender Herr in das baireuther Fürstenthum herübergeholt; er steht mit seinen Sonderbarkeiten, seinen despotischen Launen, seinem Anti-Voltairianismus, der Abhängigkeit von seinen Günstlingen im Mittelpunkte der Handlung. Seine Misregierung, die Regierung eines Despoten, der sich darin gefällt, seine Umgebung zu mishandeln, mit einem Anstrich von Frömmigkeit, die mit dem damaligen Stockregiment nicht allzu selten verbunden war, hat etwas Barockes, das aber ganz im Geschmack des vorigen Jahrhunderts ist; seine Creaturen, die Stickerin, die ihn beherrscht und noch die beste von allen ist, der frühere Hühneraugenoperateur, spätere Leibmedicus Schröder, die bestechlichen Landesbeamten und Junker, die Trützschler, Weechmar u. a., bilden eine Hofmenagerie, deren merkwürdigste Species damals sich an vielen Höfen vertreten fanden. Durch diese Misregierung, welche anfangs das Land von den Italienern und Franzosen, den Trägern und Lieblingen des frühern Régime, säuberte, wird Fritz Ellrodt und sein Vater, der Premierminister, beiseitegedrängt, ja der letztere sogar verhaftet und zur Rechenschaft gezogen. Gegen das Regiment des neuen Markgrafen häufen sich indeß die Klagen in Berlin; Friedrich der Große mischt sich durch Bevollmächtigte in die Landesregierung seines Verwandten; seine Minister greifen willkürlich ein; ja am Schluß wird der Landesherr kaum vor der Gefahr gerettet, durch seinen Schwager, den Prinzen von Anhalt, im Einverständniß mit den preußischen Ministern, gewaltsam entführt und auf eine Festung gebracht zu werden. Um eine zeitgemäße Variante der neuen Annexionen werden wir indeß dadurch gebracht, daß nach dem Tode des Markgrafen zuerst noch die Zwischenregierung eines Ansbachers eintritt, ehe die Länder mit Preußen vereinigt werden.

Fritz Ellrodt, der Held dieses Romans, würde sich für den Helden eines Dramas gewiß nicht eignen; es

muß selbst fraglich erscheinen, ob sein Eingreifen in die Begebenheiten gewichtig genug ist, um ihm in hinlänglichem Maße die Theilnahme zuzuwenden, die ein Romanheld in Anspruch nehmen darf. Wol folgen wir der innern Entwickelung eines solchen mit wachsendem Antheil, selbst wenn sie nicht in spannende Begebenheiten verstrickt ist; aber welche Entwickelung, die unsern lebhaften Antheil heischen könnte, macht denn Ellrodt durch? Er ist ein Vertreter freisinniger Principien, ein blutjunger, schöner, noch studentischer Diplomat, ein Frauenheld, der Eroberungen macht, in den wiener Salons gern gesehen ist, mit der Fürstin Liechtenstein eine liaison d'esprit, mit einer schönen und geistreichen Jüdin ein schöngeistiges und schönseliges Verhältniß hat, dann ein schönes Grafenkind heirathet — doch welche Bedeutung hat dies alles für eine kleinstaatliche Politik, für die neuen zukunftsvollen Bahnen der Reform, die wenigstens dem für das Josephinische Oesterreich begeisterten Diplomaten am Herzen liegt? Seiner Beredsamkeit gelingt es, dem Lande den despotischen Markgrafen aufzubürden, indem er der Hauptsprecher der an ihn gesendeten Deputation ist; es ist dies sein hauptsächliches Eingreifen in die Handlung des Romans, denn nachher wird er nicht nur von dem Fürsten, sondern auch von dem Dichter an den Rahmen geschoben. Seine letzte Handlung ist eine That der Humanität; er versucht, einem auf den Hirsch gebundenen Wilddieb das Leben zu retten, erkältet sich bei diesem Unternehmen, indem er sich ins Wasser stürzt, und stirbt, nachdem es ihm vorher gelungen, hinter eine geheime Intrigue zu kommen, welche der Wilddieb vor seinem Tode bekennt und welche eben die gewaltsame Entführung des Markgrafen zum Zweck hat. Sein erstes Auftreten besteht darin, daß er für Baireuth sich diesen Markgrafen erbittet, und sein letztes darin, daß er ihn seinem engern Vaterlande zu erhalten sucht. Ein Staatsmann von liberalen Ideen konnte wol nicht unglücklicher debutiren und von der Bühne abtreten, als wenn er einen Duodezdespoten seinem Lande anfangs zu gewinnen, später zu erhalten bemüht ist. Fritz Ellrodt ist jedenfalls ein geistreicher Diplomat, aber aus einer spätern Schule, aus der Schule der Gentz und Wilhelm von Humboldt, welche das Verkehren mit schönen Jüdinnen als einen Theil ihrer fein durchgebildeten Lebenskunst betrachtete; er ist ein Salondiplomat, hat mehr Tendenzen als bestimmte Zwecke und handelt, wo er ausnahmsweise dazu gelangt, im Grunde zweckwidrig.

Es ist indeß in modernen Romanen oft der Fall, daß der Held eine jener schönen Seelen ist, die mehr durch Reflexe der Stimmung beleuchtet werden, in den anziehendsten Geistreichigkeiten opalisiren, aber nicht jene warme Theilnahme zu erringen vermögen, die der bedeutsam und zweckvoll eingreifenden Thatkraft nicht entgeht, daß aber die andern Charaktere mehr auf ihren eigenen Schwerpunkt gestellt sind und durch ihre schärfern Umrisse für die etwas verschwommene Liebenswürdigkeit des Haupthelden entschädigen. So ist es auch in Gutzkow's „Fritz Ellrodt", und obschon der Roman sich als eine Folge musivischer Arabesken aus der Zopfperiode gibt, ohne einen durchgängigen Faden, so sind doch die Medaillonporträts, welche aus den Umrankungen geistreicher Reflexionen hervorblicken, fein und scharf geschnitten, und der wunderlich krause Humor jener Culturepoche steht ihnen gut zu Gesicht.

Die Rolle, welche Meersmann, der für Preußen begeisterte Beamte des Markgrafen spielt, hätten wir lieber dem Helden des Romans selbst gegönnt; es wäre dies eine zukunftsvollere Politik gewesen, und die energische Vertretung, welche ihr der zuletzt zu König Friedrich II. selbst reisende Meersmann zutheil werden läßt, hätte die Bedeutung des mit Oesterreich liebäugelnden Helden sehr gehoben. Das ist ein Charakter von echtem Schrot und Korn, ausgestattet mit curiosen Eigenheiten, die ihn alsbald in lebensvoller Erscheinung uns vor Augen führen. Dergleichen etwas cynisch-sarkastische Naturen, aber von männlicher Entschiedenheit, fanden sich zu allen Zeiten in der deutschen Bureaukratie. Trefflich ist auch der alte Reichsgraf von Ellrodt geschildert, ein Mann der Voltaire'schen Epoche, welche der neue Markgraf nun mit eisernem Besen aus seinem Baireuth herausfegen will. Zur schönen Jüdin Lea hat vielleicht Henriette Herz in ihrer Glanzepoche Modell gesessen, obschon die Geistreichigkeit dieser berliner Modeschönheit nach den neuern Mittheilungen Varnhagen's bezweifelt werden darf. Zu den trefflichsten Charakterzeichnungen des Romans gehört die Stichertin, die einflußreiche Beherrscherin des Markgrafen, der Leibmedicus und Oberbergrath Schröder, dessen erste Hühneraugenoperation über das künftige Schicksal des Landes Baireuth entscheidet, der preußische, kurz angebundene Polterer Plotho und andere Hofintriguanten und Intriguantinnen. Ein Genre, das selten in einem Gutzkow'schen Roman fehlt, dessen hervorstechendster Typus Hackert in den „Rittern vom Geiste" ist, wird in dem neuen Roman durch Zeuner vertreten, den wir gleich, nachdem der Vorhang in die Höhe gezogen ist, als Opfer in einer Spießruthenexecution erblicken und dessen Tod durch den unfreiwilligen Ritt auf dem Hirsch, die Strafe des Wilddiebes, verursacht wird. Diese Abenteurer bringen in die Gutzkow'schen Romane einige packende Sensationsmotive, welche die feinern Genre- und Charakterbilder und die Vertiefung in geistige Richtungen ablösen.

Dem Roman, dessen Totaleindruck nicht befriedigt, weil sein Held sich mehr von den Zufälligkeiten des Tags schaukeln läßt, als ein energisches Streben nach festen Zielen bekundet, sind viele jener geistreichen Lichter aufgesetzt, welche die Muse Gutzkow's charakterisiren; es finden sich gelegentlich sinnreiche und frappante Bemerkungen, kleine Züge, welche von großer Menschenkenntniß zeugen, treffende Schilderungen mit geringem sprachlichen Aufwand ausgeführt, freilich alles in Atome zerrieben, die indeß das Aromatische des Gutzkow'schen Geistes nicht verleugnen. Sein Markgraf ist nicht blos ein echter Rococofürst des vorigen Jahrhunderts mit allen seinen handgreiflichen Seltsamkeiten, nicht blos ein Zappelmann, den die Anekdote am Faden zieht; er hat auch tiefsinnige Anwandlungen, die wiederum geistige und religiöse Richtungen des Jahrhunderts spiegeln:

Bereits jetzt griff der Prinz nach einem seiner Erbauungsbücher. Im „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius standen Sprüche, die seinen ganzen innern Menschen ergriffen. Sonst mochte er diesen gottrunkenen Mystiker nicht,

der katholisch geworden und ein Pantheist war, ja zuweilen (für ihn) ein Blasphemist — denn zu sagen, wie Angelus Silesius gesagt: „Ich bin Gott so gut nöthig wie Gott mir —“ das ging ihm denn doch bei aller Pietisterei über seinen Begriff von menschlicher Demuth und göttlicher Größe. Aber ein Wort wie das, worauf er heute wieder mit dem Finger getippt hatte, konnte ihn den ganzen Rest des Tags hindurch beschäftigen:

> Wenn du die Dinge nimmst ohn' allen Unterscheid,
> So bleibst du still und gleich in Lieb' und auch in Leid —

Ohn' allen Unterscheid die Dinge nehmen! Da erblindete ihm alles, was sich auf Erden Glanz und Herrlichkeit nennt —! Da sanken alle stolzen Paläste in Trümmer, und die Könige legten ihre Kronen an der Schwelle einer Hütte nieder —! Da blies die weithin schallende Tuba der Göttin des Ruhms die rauhen verstimmten Töne eines Dorfhirten, der seine Kühe aus den Ställen sammelt —! Da ist alles dasselbe, und eines ist immer zugleich das andere —! Freude ist Schmerz, und Schmerz ist Freude. — Die thaufrische Rose bricht ab am Stiel, und der Dornstrauch, der allein treibt jene Blüten, die vielleicht die wahren sind, die den Menschen erquicken sollen! Markgraf in Baireuth, oder hier Prinz in Wandsbeck — es ist alles eins! Dazu denn noch — der Straßenkehricht im Winkel des Schlosses, der von den Kehrbesen der hochmüthigen Schloßbedienten verschont gebliebene — Unrath und darauf die ungestört gewachsene, kornreiche, schwer sich wiegende grüne Gottesfrucht, die Aehre —! Die Frage: Wer hatte denn das edle Saatkorn dorthin geworfen —? bestimmte ihn, die Hände zu falten und zu beten.

Oft finden wir geistreiche Lebensbetrachtungen, wie sie der Lehrer Meinhard ausspricht:

Das Herz des Mannes ist ein Held, es wagt, es fordert heraus, mißt seine Kraft. Es ist ihm Bedürfniß, hoch zu schlagen. Wer hat sie denn erfunden die Gesetze, denen man den Nimbus der Heiligkeit gegeben? Was ist denn eure Civilisation? Ich nenne sie mit allem Respect nur eine edle Selbstbeschränkung! Eine Stählung der zurückbehaltenen Kraft! Die Virtuosität der Entbehrung! Aber unter den Institutionen dieser Civilisation hinweg müssen die Ströme der ewigen Triebkraft der Natur frei und unangefochten wallen! Die Sitte, die Regel darf nicht versteinern, nicht verknöchern! Endlich kommt denn doch die Zeit, wo die Natur, bald sanft und leise und friedlich, bald die Decke des Veralteten mit Erdbeben abhebend, die Neugestaltungen sichtbar macht! Rousseau, den ich da auch unter Ihren Büchern sehe, hat diese Berechtigung des Naturzustandes der Menschheit, dem Gesetze des Uebereinkommens gegenüber, für alle Nationen, auch für uns ausgesprochen. Ich erwarte noch Großes von dem Geist, in dem er schreibt. Noch ist es nicht der Geist der Dichtkunst. Aber auch diese wird davon gewinnen. Die Form, der unerlaßliche Einband des Gedankens, wird auch dem Rousseau'schen Geiste kommen. Was finden Sie bei Petrarca, Ariost, Tasso, Rafael, Michel Angelo wiedergegeben — was anders — als die Philosophie Plato's, die Maximen großer Menschen, wie ein solcher der Hohenstaufe Kaiser Friedrich II. war!

In der Schilderung der Lustschlösser aus jener Gegend wetteifert Gutzkow mit Jean Paul, der dort zu Hause war; wir werden zwar durch die fortwährenden Besuche neuer Lustschlösser ermüdet, die Schilderungen geben dem Roman einen touristisch zersplitterten Charakter und heben oft die Spannung auf, die weit besser durch einheitliche Localität zusammengehalten wird; aber sie sind an und für sich lebendig und stimmungsvoll, wie z. B. folgende:

Zu dem nur im heißen Sommer einladenden Schlößchen Lindenreuth gehören nur wenige Bauerhäuser, die in einem nahegelegenen größern Dorfe eingepfarrt sind. Das einfach gebaute Schloß liegt wie eine Kanzel auf einer von einem Lindenpark besetzten Anhöhe. Auf gartenartig gehaltenen Schlängelpfaden gelangt man an einen ziemlich umfangreichen See. Im Grunde unten zur Linken ragt über einem dichten Walde das Pfarrdorf auf, zu welchem Lindenreuth als Filial gehört; rechts sieht man die Kette der blauen Fichtelgebirge, mit welcher ein nähergerückter Bergzusammenhang parallel läuft. Eine reizende Wirkung macht die Abendsonne, wenn die nähere, waldgrüne, zuletzt von Dörfern und alten Schloßruinen unterbrochene Bergkette schon im Schatten und der „Ochsenkopf“, der „Schneeberg“, die „Hohe Metze“, der „Rauhe Kulm“ noch im vollen Abendsonnenglanze liegen. Zum Alpenglühen kommt es nicht. Doch bei regnerischem Wetter, drohend heraufziehenden Gewittern, in Herbst- und Wintertagen stellen sich Lichteffecte ein, wo hier noch alles dunkel ist, violett dämmert und dort scheint es wie im Widerschein einer Feuersbrunst zu flammen. Im nächsten Umkreis des kleinen zweistöckigen Schlosses bieten Korn- und Gerstenfelder, Wiesen, durch die sich, mit schattigen Erlen an den Ufern, Bäche schlängeln, Wege zur Erholung und Zerstreuung. Denn etwas von einem großen, wenn auch wohlgemeint gedachten Naturgefängniß hat der Aufenthalt doch. Aber wie oft kann es nicht dem Gemüth willkommen sein, in einer begrenzten Welt verweilen und sich gerade für einen Gefangenen halten zu dürfen —!

Auch aus den Städten finden sich Schilderungen, in denen die Localfarbe trefflich wiedergegeben ist, zugleich mit Bewahrung der säcularen Unterschiede:

Es ist so schön in Wien bei eingebrochener Nacht. Die Donau flutet dahin mit ihren Strudeln. Die ganze Stadt scheint zu rauschen und zu murmeln und wie bewegt von dem mächtigen Pulsschlag der in ihr wohnenden Lebenslust. Die Glocken von den Kirchthürmen geben Zeichen, die allen verständlich sind. Da rauscht ein Brunnen, geschmückt von eisernen Gruppen, auf deren Höhe ein goldenes Kreuz thront oder eine Marienkrone glitzert. Die alten Paläste mit den kolossalen Säulen an den Eingängen, die Häuser, schon in alter Zeit schwindelndhoch angelegt, liegen feierlich ernst, sicher begründet und wie allem Wechsel der Zeiten trotzend. Da, wo die Schatten die dunkelsten sind, erschrickt man vor den hohen stämmigen Gestalten ungarischer Grenadiere, die an Thüren und Winkeln, die man kaum überblickt, Wache halten. Nun erschallt ein Glöcklein in der Nähe. Ein Geistlicher im Ornat, überdacht vom Baldachin, eilt, das Sakrament zu einem Sterbenden zu tragen. Von der Bastei aus — die anregenden Blicke auf die damals noch spärlich erleuchteten, magisch im Nebel schwimmenden Häusermassen! Auf dem Glacis eine Dorflandschaft mitten in der Stadt, Wiese und Bach, Busch und Allee.

Was uns bisweilen in dem Roman stört, sind die mitgetheilten cultur- und literargeschichtlichen Notizen, die uns in einer Dichtung — und auch der historische Roman muß doch als solche betrachtet werden — zu aufdringlich erscheinen; wir wollen die Blätter aus der Mappe des Polyhistors in den Romankranz nicht mit hineinverflochten sehen. Gutzkow sagt an einer Stelle seines Romans:

An der Schwelle des Tempels der historischen Muse sitzt eine phantastische, zigeunerhaft gekleidete Gestalt, die Dame Pseudo-Klio, die Erfinderin von historischen Dingen, die nur geahnt, nur erträumt, nie in den Quellen der Geschichtsforschung anzutreffen sind. Manchmal sind diese Dinge wahrscheinlich und gar nicht unmöglich.

Diese Pseudo-Klio ist die vollkommen berechtigte Muse des geschichtlichen Romans, der selbst immer einen bedenklichen Rippenstoß erleidet, wenn jene durch die echte Klio aus dem Sattel gehoben wird. Notizen, welche das „Thatsächliche“ irgendeiner Erzählung hervorheben, wie sie bei Frau Luise Mühlbach sich fortwährend, leider auch bisweilen bei Gutzkow finden, berühren uns unsanft und unterbrechen den dichterischen Zusammenhang durch die störende Mahnung an seine geschichtliche Unterlage. Hier-

her sind auch eben jene Noten zu rechnen, namentlich wenn sie auf spätere Zeit sich beziehen. Gleich im zweiten Kapitel des Romans heißt es:

Dort hinter Altona liegt das Dörfchen Ottensen. Klopstock wurde da begraben. Mit seiner Meta harrt er in Ottensen, wie die Inschrift sagt, „dem Tage der Garben". Klopstock, Lessing, Claudius, die hamburger Schaubühne unter Koch und Ackermann sollten erst noch kommen, um die Gefühle des Volks auch in Hamburg zu verfeinern. Die knöcherne Orthodoxie der Pastoren war eine schlechte Abwehr gegen die Verwilderung des Gemüths, die Sinnenlust, die Gier nach starken Emotionen. Aber was Klopstock! Was die Musen! Hier bei Ottensen herrschte heute Göttin Bellona.

Dergleichen Notizen bringen uns gänzlich aus der Stimmung heraus; es sind Zuthaten des Dichters, den wir eben über seinem Werke vergessen wollen. An einer andern Stelle heißt es:

Lea, überwältigt, führte die Perspective nicht aus in eine Zeit, wo gerade durch den vervollkommneten und höher potenzirten Meinhard, Friedrich Schlegel, Juden- und Christenthum in solche Berührung kommen sollten, daß selbst eine Tochter Moses Mendelsohn's dem — alleräußersten Extrem des Christenthums, der sich zur „Andacht zum Kreuze" bekehrenden Romantik, verbunden werden sollte!

Dergleichen Reflexionen des Dichters, der hinter dem Rücken seiner Personen Geschichtsphilosophie auf eigene Hand treibt, oder sie gar noch tadelt, daß sie nicht die Perspectiven in eine ihnen verhüllte Zukunft ausführen, versetzen uns aus der Situation und dem Jahrhundert stets in unwillkommener Weise in das Studirzimmer des später geborenen Autors.

Der Stil Gutzkow's ist in diesem Roman lebendig und frisch und hat das Bezeichnende und Prägnante, das ihm eigen ist. Doch fehlt es auch nicht an gezwungenen Wendungen; namentlich macht der häufige substantivische Gebrauch der Participia passiva und solcher Composita, wie das „Wohnenmüssen", „Scheidenmüssen", oft den Eindruck des Manierirten und Schleppenden zugleich; ebenso schleppend erscheint die Ueberfrachtung einzelner Hauptwörter mit vorausgehenden Bestimmungen, z. B.: „Ueberhaupt dürfte man bezweifeln, ob die dem jungen von den Göttern wahrhaft mit Liebesblicken ihrer Gunst angesehenen Grafen eigene Neigung zum Scherz" u. s. w. Möchte der Autor, der seine zweiten Auflagen fleißig durcharbeitet, diese stilistischen Härten in der nächsten Auflage des Romans beseitigen.

Friedrich Spielhagen ist anerkannt als ein Autor von Geist, doch nicht immer glücklich in seinen Erfindungen. Schon sein Adelsroman: „Die von Hohenstein", erinnerte bei seinem grellen Colorit an fashionable aufgeputzte Räuberromane, und sein neuer Roman: „Allzeit voran" (Nr. 2), dem man solche herausfordernde Grellheit nicht zum Vorwurf machen kann, leidet an dem entgegengesetzten Fehler einer interesselosen Mattheit. Es ist dem Autor nicht gelungen, uns für irgendeine der auftretenden Personen ein tieferes Interesse einzuflößen; das Ganze gleitet an uns vorüber wie ein Schattenspiel an der Wand, und wenn wir es nicht gerade mit problematischen Naturen zu thun haben, so doch mit problematischen Verhältnissen. Wir befinden uns an einem kleinen Hofe zur Zeit des ausbrechenden französischen Kriegs. Der particularistisch gesinnte Fürst scheint nicht übel Lust zu haben, mit den Franzosen ein Separatbündniß abzuschließen; doch die Bewegung der Zeit geht über ihn hinweg, und ein Agent, ein preußischer Offizier, der Vertreter des „Allzeit voran", wird der Fürst des Landes. Er kämpft rühmlich in dem französischen Kriege, wird schwer verwundet und von seiner Pflegerin Hedwig mit einigen wohlgemeinten Rathschlägen entlassen, welche bezwecken, den starren Aristokraten zu einer liberalern Richtung zu bekehren.

Diese Hedwig steht im Mittelpunkte des Bildes, welches uns der Autor entrollt. Wenn Lessing in seinem „Laokoon" an dem Beispiel der schönen Helena des Homer, welche die trojanischen Greise entzückt, nachzuweisen sucht, daß der Dichter die Schönheit nach ihren Wirkungen schildern solle, nicht durch eine Mosaik einzelner Züge, so entspricht Spielhagen dieser kritischen Weisung; wir bekommen von der Schönheit seiner Hedwig dadurch ein sehr lebendiges Bild, daß wir alle Helden des Romans von ihr entzückt sehen. Gesellschafterin im Hause des Grafen, hat sie zuerst das Herz des Grafen erobert, dann das Herz des alten Fürsten, der sie zum Aerger der Familie in morganatischer Ehe zu seiner Gattin erhebt. Der Graf widmet ihr noch jetzt einen wärmern Antheil, als seiner eigenen Gemahlin Stephanie willkommen ist; ein französischer Marquis Florville macht sie zum Gegenstand seiner Galanterien. Sie selbst aber hat eine verschwiegene Herzensneigung zu einem jungen demokratischen Arzte, und nachdem der alte Fürst, dem die Ueberzeugung hiervon das Herz bricht, durch das wohlmeinende Fatum aus dem Wege geräumt ist, nachdem Hedwig als Krankenpflegerin im Kriege eine Magdalenenstation durchgemacht hat, werden wir am Schluß mit der Hoffnung entlassen, daß der Arzt über lang oder kurz die morganatisch verwitwete Fürstengattin zu seiner bürgerlichen rechthändigen Ehefrau machen wird.

Das sind nun die Regungen und Stimmungen, welche die Hauptkapitel des Romans beherrschen! Das ist aber ein so discretes Hin- und Herspielen, so wenig tritt eine vollbewußte Leidenschaft hervor, so wenig erhebt sich alles über das Niveau der Hofliebeleien und Hofintriguen, daß selbst der französische Feldzug mit seinen ernstern Schlußtableaux, so gutmüthig er seine Schlachtfelder und Spitäler dem Dichter für einen großartigern Abschluß borgt, uns über die Filigranarbeit des ganzen Romans und das psychologische Dämmerlicht, in dem er gehalten ist, nicht zu täuschen, noch eine mehr begeisterte Stimmung einzuflößen vermag. Einzelne Verwickelungen und Verwechselungen, wie diejenigen, welche die Nachtpromenade des Grafen im Garten zur Folge hat, gehören mehr in die Rococokomödie und würden in einem Lustspiele wie „Die Hochzeit des Figaro" an ihrem Platze sein; andere Abenteuer, wie dasjenige mit dem wilden Hirsch, haben die Romantik einer Parforcejagd und würden jedenfalls mehr interessiren, wenn nicht alles immer sans conséquence verliefe und der ganze Aufwand dieser Katastrophen, zu denen selbst das Thierreich mobil gemacht wird, die Herstellungskosten verlohnte. Jedenfalls am lebendigsten ist noch die Schilderung des Schlachtfeldes, obgleich sie uns an Victor Hugo's „Les misérables"

und dessen Darstellung des Schlachtfeldes von Waterloo nach dem großen Reiterkampfe gemahnt.

Der Held dieser Situation und des ganzen Romans fällt eigentlich aus dem Kreise heraus, aus dem Spielhagen seine Helden zu wählen liebt, und gehört einem andern an, aus dem der Autor sonst, wie in dem Roman „Die von Hohenstein", nur seine Caricaturen zu entnehmen pflegte. Indeß ist der Fortschritt gegenüber früherer Einseitigkeit doch theuer bezahlt; der Held ist dem Autor selbst nicht sehr ans Herz gewachsen und wird dadurch in eine zweifelhafte Beleuchtung gerückt. Seine echt männliche Energie hat doch wieder etwas brüsk Zugreifendes, und für den Gedankenkreis dieses Grafen hegt Spielhagen selbst nur eine geringe Sympathie. Hedwig katechisirt und schildert ihn zugleich in einem Gespräch, in welchem sie das ganze schwere Geschütz gegen das Ideal ihrer Jugend ins Feuer schickt:

„Lassen Sie es sich sagen, daß ich eine Ehre darin sehe, in Ihren Augen verächtlich zu sein. Wer ist denn in Ihren Augen nicht verächtlich? Ist es nicht jeder, der nicht, wie Sie und die paar Auserwählten, zum Herrschen geboren, und Sklav, wie er ist, die sklavische Neigung hat, etwas Herrliches und Heiliges über sich anzuerkennen, dem er sich willig opfert? Oder wäre Ihnen die Menge nicht verächtlich, die jetzt mit ihrem plebejischen Geschrei den Schloßhof erfüllt, und die Sie längst weggeschickt hätten, wenn Sie nicht überlegten, daß es doch schließlich dieselben Menschen sind, mit denen Sie die Schlachten schlagen, in welchen Sie sich Ihre Orden holen?" — „Oder den Tod!" sagte der Graf. — „Der auch andere trifft, mit dem Unterschiede, daß er für sie einfache Pflicht, und keineswegs eine Auszeichnung ist, welche der ganzen Familie zugute kommt, besonders den Herren Söhnen im Avancement." — „Oder dem Staat", sagte der Graf. — „Dem Staat, den Sie kennen; dem Staat, in welchem Sie nichts weiter als eine ungeheuere Domäne zum Nutzen und Frommen Ihrer Familie sehen. Hätten Sie eine Ahnung davon, daß aus diesem Kriege, den Sie seit Sechsundsechzig herbeigewünscht und herbeigesehnt, den Sie und Ihresgleichen, hier und drüben, haben machen helfen, wenn nicht einzig und allein gemacht haben — hätten Sie eine Ahnung, daß aus diesem Kriege Deutschland frei und glücklich hervorgehen könnte im Sinne jener von Ihnen so tief verachteten Schwärmer und Ideologen — Sie würden lieber Ihren Degen zerbrechen, als ihn in solcher Sache ziehen. Das ist Ihr Patriotismus und Ihr Heldenmuth!"

Der schwer verwundete Fürst Heinrich stirbt nun freilich bekehrt, mehr noch durch eigene Betrachtungen und die großen geschichtlichen Ereignisse als durch den Zuspruch der Krankenpflegerin. Durch seine Verwundung von dem Felde der Schlacht hinweggedrängt, auf dem allein er sich heimisch fühlte, durfte er sich wol fragen, was für ihn übrigblieb:

Die Landwirthschaft im großen Maßstabe — was wußte der Fürst von der Landwirthschaft im großen oder kleinen? Die Verwaltung eines fürstlichen Vermögens — war das so leicht wie Schuldenmachen? Die Muße eines großen Herrn auf seinen Schlössern, in der Residenz, auf Reisen — sie mußte zur öden Qual der Langenweile werden für jemand, der keine andere Wissenschaft kannte als die des Kriegs, keine andere Kunst als etwa die der Belagerung. Hatte er doch jenes plebejische Können, jenes demokratische Wissen von jeher gern denen überlassen, die ihre Geburt dafür bestimmte: Bürgerlichen oder herabgekommenen Adelichen: den Horst, den Zeisel. Sollte er mit den Horst, den Zeisel concurriren? — Aber concurrirten sie denn nicht bereits mit ihm? Waren sie und ihresgleichen nicht alle auf dem Plan, den er und seine Standesgenossen als ihre Domäne ein für allemal in Anspruch nahmen? Daß man nicht ganz ohne sie fertig werden konnte, hatte er freilich immer gewußt: es war eben eine traurige Nothwendigkeit; aber er und sie, das war doch immer ein Unterschied, wie zwischen Reiter und Roß, zwischen Arm und Schwert. So war es ihm immer erschienen: im Kriege mit Dänemark, selbst im böhmischen Feldzuge; diese klugen Herren Liberalen waren der träge Stein gewesen, der immerdar die mütterliche Erde sucht; es hatte des kriegerischen Adels bedurft, diese Trägheit zu überwinden, den Stein dem Feinde ans Haupt zu schleudern. — War es diesmal anders? — Es war ihm nicht so erschienen, solange er in voller Kraft zu Pferde gesessen, von seinem Pferde herabgeblickt hatte auf das Treiben unter ihm. Die Weiber und Kinder hatten beim Ausmarsch gejammert, wie sie es immer gethan; die Bürger hatten Hurrah geschrien und ihre Töchter mit den Tüchern gewinkt, wie das so Sitte war; man hatte sich auf allen Stationen beeifert, die durchpassirenden Truppen reichlich zu bewirthen, viel zu eifrig und zu reichlich für die Disciplin, die darunter nur leiden konnte; und was die Mannschaften selbst betraf, so war die Linie immer gern ausgerückt, die Landwehr hatte die alte gedrückte und hie und da renitente Stimmung gezeigt; und wenn die Leute die Strapazen des Marsches diesmal etwas williger zu tragen schienen, wenn sie etwas ruhiger im Feuer standen und mit größerer Bravour zum Angriff vorgingen, so war ihnen eben der Franzose verhaßter als der Däne oder Oesterreicher. — Jetzt erschien ihm das alles in einem neuen fremden Lichte: vielleicht nur, weil er so viel Blut verloren und so hülflos und elend dalag; aber wenn er jetzt an die Eindrücke und Erlebnisse der letzten vier, fünf Wochen zurückdachte, war es ihm, als habe er vorher nur immer das Spiel der Oberfläche im Auge gehabt und die mächtige Grundwelle nicht beachtet, welche die Windwelle trägt; als sei er von dieser mächtigen Welle getragen worden wie die andern auch; als sei in diesem Kriege eine Kraft entfesselt, an die er nie gedacht, auf die er nie gerechnet, deren ungeheuere Wirkung er auch nicht berechnen konnte und die ihm deshalb unheimlich und grauenhaft vorkam.

So ist der Boden gelockert für Hedwig's letzten Bekehrungsversuch:

Und dies nun ist mein schwesterlicher Rath und Wunsch, daß Heinrich von Roda die köstlichen Gaben, welche ihm eine gütige Natur in die Wiege legte, nun, da ihn das Schicksal auf sich selbst gewiesen, verwerthen möge für den unendlichen Kreis, den das Glück ihm erschlossen. Ja, unendlichen Kreis! Wenigstens vermögen meine Blicke nicht zu ermessen, was ein Fürst von Roda — der Besitzer eines solchen Vermögens, der natürliche Beschützer, Lenker, Leiter so vieler Menschen — zu leisten vermag, bis zu welchem Umfang er seine Machtsphäre erweitern kann, wenn er die Zeichen seiner Zeit versteht. Und, Heinrich, Sie sind der Mann, diese Zeichen zu verstehen und was Ihr scharfer Verstand erfaßt und Ihr starkes Herz aufgenommen hat, mit eisernem Willen ins Werk zu setzen. Sie sind hier unendlich besser gestellt, als unser verstorbener, unglücklicher, edler Freund. Er war zu alt geworden, um neu zu lernen, und was er einst gelernt, war das Fürstenthum von Gottes Gnaden in den Händen eines weichen Gemüthsmenschen, der in seinen Träumereien eine Welt hat, die ihm die wirkliche für immer verdeckt. Sie werden nicht träumen, Sie werden wachen, handeln, Sie werden so glücklich sein, wie ein Mensch auf dieser Erde glücklich sein kann.

Wir haben die Stellen herausgehoben, welche wir für die Tendenz des Romans bezeichnend finden — schade nur, daß diese Tendenz erst am Schluß hervortritt, daß wir zweifelhaft bleiben, ob der Held für seine Lazarethgedanken nach der Genesung einstehen wird, und daß das etwas verzwickte Verhältniß der alten Durchlaucht zu seiner vielumworbenen jungen Gattin mit all seinen Beklemmungen, Herzensergüssen und Gardinenpredigten fortwährend im Vordergrund steht, ohne daß die verschie-

denen Rührungen der Betheiligten auch den Leser in eine gerührte Stimmung zu versetzen vermögen.

Gleichwol finden sich, innerhalb dieser Sphäre, in psychologischer Zeichnung und geistvoller Reflexion viele jener Feinheiten, die Spielhagen auch in seinen schwächern Producten nicht verleugnen wird. Ueberdies ist die stilistische Gewandung fast durchweg elegant und anmuthend.

Doch Spielhagen schildert nicht blos die Hofkreise, er schildert auch die Kleinstädterei, die unter den Einflüssen des Hoflebens steht. Und hier müssen wir freilich die Ungleichartigkeit der Behandlung tadeln. Wie in Freytag's Roman: „Die verlorene Handschrift“, die Hutmacher- und Hundescenen gänzlich aus dem Stil herausfallen, in welchem die Situationen des Hoflebens und der Gelehrtenwelt geschildert sind, und mehr an den Stil der Langbein'schen Schwänke und Erzählungen erinnern, so ergeht es auch Spielhagen in diesem letzten Roman, und die kleinbürgerlichen Scenen sind von einer Trivialität, daß man durchaus an einen Autor dritten Rangs glauben möchte als ihren Verfasser. Eine hausbackene Nüchternheit, eine hausbackene Satire, die so mit vollen Backen drauflos bläst, ohne irgendwelche feine ironische Lichter aufzusetzen, macht alle diese Kapitel wenig genießbar; es ist keine Frage, daß Autoren wie Kohlenegg derartige kleinstädtische Klatsch- und Kaffeegesellschaften viel lebendiger schildern, als Spielhagen dies gethan hat. Man lese z. B. die Introduction im ersten Kapitel des zweiten Bandes:

„Denn wenn man schon einmal ein Viertelstündchen übrig hat“, sagte Frau Zeller, „plaudert es sich nirgends besser als bei Ihnen, liebe Frau Hippe, in Ihrer prächtigen Laube, die alle Tage dichter wird, daß man wie in einer Stube sitzt und doch alles sehen kann, was in der Welt vorgeht. Ich habe heute verliebtes Gericht, wissen Sie, liebe Frau Hippe; das ist nun meines Mannes Leibgericht und er muß es die Woche mindestens einmal haben, und das kocht denn nun so ruhig weg, ohne daß man danach zu sehen braucht, und so habe ich denn Lust, ein Viertelstündchen, wenn Sie nichts Besseres ...“ — „Eine alte kinderlose Frau wie ich“, sagte Frau Hippe; „aber wollen Sie nicht Platz nehmen, liebe Frau Nachbarin? — die hat immer Zeit.“ — „Alt?“ sagte Frau Zeller, der Aufforderung schleunig Folge leistend. „Ich möchte doch wissen, wer von uns so frisch und munter wäre wie Sie; und was das Zeithaben anbetrifft, nun, ich habe freilich nur zwei Kinder, und die sind schon so gut wie erwachsen; aber da sehen Sie die Frau Findelmann, die hat sechs, von denen zwei noch nicht sprechen können, und da kommt sie denn doch auch. Ich möchte wissen, wo die Frau ihre Zeit hernimmt.“ — „Liebste, beste Freundinnen“, sagte Frau Findelmann, „wie geht's, wie steht's? Ich habe freilich keinen Augenblick Zeit, aber wie ich euch hier so behaglich sitzen sehe, da dachte ich, Flickerei hin, Flickerei her, was zu viel ist, ist zu viel; die Großen sind in der Schule, die Kleinen schlafen; ein Viertelstündchen willst du dir auch einmal gönnen.“ — „Wollen Sie nicht Platz nehmen, liebe Frau Nachbarin“, sagte Frau Hippe; „wer so eifrig ist wie Sie, darf sich schon eine Erholung gönnen.“ — „Und dann die engen Räume“, sagte Frau Findelmann, „und bei der Hitze! Da hat es unsere liebe Körnicke besser in der großen lustigen Fabrik. Nun aber, wenn man vom Wolf spricht, ich glaube wahrhaftig, da kommt unsere liebe Körnicke!“ — „Ja, wahrhaftig, das ist sie!“ sagte Frau Zeller. „Den weiten schattenlosen Weg! Was mag die nur herführen?“ — „Ihr habt es gut“, sagte Frau Körnicke, die mit einem Körbchen im Arm ganz athemlos und echauffirt in die Laube trat. — „Wollen Sie nicht Platz nehmen, liebe Frau Inspector?“ sagte Frau Hippe. — „Nur für einen Moment“, sagte Frau Körnicke; „danke, danke, ich sitze hier ganz vortrefflich. Ja, ihr habt's gut, ihr könnt euch sehen und sprechen, wann ihr wollt; um mich draußen bekümmert sich niemand, ich könnte ja wol sterben und verderben und ihr merkt es nicht. Da muß man denn wol von Glück sagen, wenn man nothgedrungen einmal in die Stadt muß, um Einkäufe zu machen, und einen der Weg gerade hier auf den Markt führt.“ — „Das ist ja prächtig!“ sagte die gute Frau Hippe. „Wollen die Damen mir nur erlauben, daß ich etwas Sodawasser kommen lasse und ein wenig Kirschsaft.“ — „Aber bitte, bitte — derangiren Sie sich doch nicht — nur keine Umstände!“ riefen die drei Damen. — „Es ist ja alles bei der Hand“, sagte die gute Frau Hippe. „In einer Apotheke, wissen Sie ...“ — Das Sodawasser und der Kirschsaft waren gebracht, die Gläser gefüllt und beinahe schon wieder geleert, und noch immer herrschte in der Laube ein Schweigen, das durch die gelegentlichen gleichgültigen Bemerkungen über das heiße Wetter, welches urplötzlich eingetreten war, nur noch drückender wurde.

Und so weiter mit und ohne Grazie in infinitum! Daß die Phantasie der Unterthaninnen, angesteckt durch die morganatische Ehe des Fürsten, seltsame Blasen wirft und die Tochter des Herrn Kanzleiraths Issler zu der Einbildung gelangt, sie sei auserwählt, zur linken Hand mit dem Fürsten, nach Scheidung seiner ersten Ehe, getraut zu werden, ist kein unglückliches komisches Motiv, doch die Ausführung desselben ist durchaus possenhaft, ein neuer Beweis für die Stillosigkeit auch unserer bessern Romanschriftsteller. Dergleichen kommt nur in Deutschland vor; einer George Sand wird es niemals einfallen, einzelne Kapitel im Stil von Paul de Kock zu schreiben. Diese Fräulein Issler in ihrem Nixencostüm, mit dem sie den Fürsten überraschen will, unter dem Regenmantel, die Verse vor dem Hofmarschall, dem Dichter derselben, zur Probe declamirend, wäre vielleicht bei fein komischer prägnanter Durchführung eine ergötzliche Figur gewesen; doch die Breite, mit der die Situation und alle ihre Vorbereitungen behandelt sind, das Geschwätz der Näherin Frau Wiesebrecht, die ziemlich witzlosen Correcturen, welche die Damen in dem vorgetragenen Gedicht anbringen — das erinnert alles an Langbein und an Anekdotensammlungen zur Erschütterung des Zwerchfells — das übrigens hier in keinerlei Schwingungen versetzt wird — und macht einen befremdenden Eindruck in den Kapiteln eines Romans, der im höhern Stil gehalten ist. Wie himmelhoch steht doch der Humor Jean Paul's über diesen humoristischen Excursen unserer neuern gefeierten Romanschriftsteller dadurch, daß er das Höchste und Geringste gleichmäßig beherrscht und durchdringt, während bei diesen so häufig das Platte und Triviale vorschlägt.

Hoffentlich erhebt sich Spielhagen in seinem nächsten Werke wieder auf das Niveau seiner bessern Romandichtungen: „Problematische Naturen“ und „Hammer und Amboß“. Die Vielschreiberei wird auch hervorragenden Talenten gefährlich. Es ist doch gerade nicht unumgänglich nöthig, daß jedes Jahr ein mehrbändiger Roman das Licht der Welt erblickt.

Rudolf Gottschall.

Zur Charakteristik des päpstlichen Katholicismus.

(Beschluß aus Nr. 27.)

1. Ein ernstes Wort zum Verständniß der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Von Theodor Ritter von Bachmann. Wien, Sartori. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Springprocession und die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Willibrord in Echternach. Von J. B. Krier. Luxemburg, Brück. 1871. 8. 10 Ngr.
3. Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis. Von Paulinus. Leipzig, T. O. Weigel. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
4. Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu. Urkundlich dargestellt von Theodor Weber. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Tagebuch. Während des vaticanischen Concils geführt von J. Friedrich. Nördlingen, Beck. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Von einer noch schlimmern Seite zeigt uns den päpstlichen Katholicismus die folgende Schrift: „Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis" von Paulinus (Nr. 3), denn sie zeigt uns nicht blos crassen Aberglauben, sondern selbstsüchtige Ausbeutung des eifrig geförderten Aberglaubens, und zwar im Mittelpunkt der römisch-katholischen Kirche, in Rom selbst, unter den Augen des Oberhaupts derselben, zum Theil sogar auf dessen Veranlassung, jedenfalls mit dessen Zulassung oder Beistimmung. Paulinus ist übrigens Pseudonym; der Verfasser ist ein jüngerer katholischer Geistlicher in Baiern, der es aber aus begreiflichen Gründen vorgezogen hat, seinen wahren Namen zu verschweigen.

Es ist bekannt, welch eine große Rolle die Reliquien der Heiligen, insbesondere der Märtyrer im Cultus der katholischen Kirche gespielt haben und noch spielen. Zwar ist die Sucht nach solchen Reliquien nicht mehr so groß und so allgemein wie in früherer Zeit, wo nicht blos Kirchen und Klöster, sondern Fürsten, Städte und angesehene Privatpersonen mit größter Begierde und mit großen Kosten danach strebten, ja oftmals sogar Gewalt, Raub und Diebstahl nicht scheuten, um in deren Besitz zu kommen; immerhin aber ist das Bedürfniß heute noch ein fortdauerndes und großes. Für alle Kirchen und Kapellen sind nämlich Reliquien nothwendig nach kirchlicher Vorschrift; für jeden Altar ist ein Stein nothwendig, in dem Reliquien eingeschlossen sind, und kein Priester darf, ohne eine „Todsünde" zu begehen, auf einem Altar die Messe lesen, welchem solche fehlen. Die Nachfrage nach Reliquien ist also fortdauernd stark, und es ist die Frage, ob das Angebot derselben entspricht und Genüge leisten kann. Heilige und Märtyrer gibt es seit Jahrhunderten doch nur sehr wenige, zumal in manchen Ländern, z. B. in Deutschland, Nordamerika u. s. w. Solche Länder können also ihren Reliquienbedarf nicht selbst decken und sind auf Import derselben angewiesen. Auch in dieser Beziehung nun sorgt Rom für die ganze katholische Welt, denn es hat eine unerschöpfliche Quelle solcher Märtyrer-Reliquien eröffnet in den Katakomben, aus welchen sie für große Summen nach allen Weltgegenden seit Jahrhunderten versendet werden.

Sind dies aber auch wirklich Gebeine von Märtyrern, von heiligen Blutzeugen für den christlichen Glauben? Sind sichere Merkmale vorhanden, sie als solche zu erkennen und von andern Gebeinen mit Gewißheit zu unterscheiden? So frug man endlich und begann die nähere Untersuchung hierüber, deren Resultate die genannte Schrift dem Leser kurz vorführt. Der Verfasser beginnt seine Schrift mit einigen geschichtlichen Bemerkungen über die Entstehung der sogenannten christlichen Katakomben und deren Schicksale bis zum Beginn der nähern wissenschaftlichen Erforschung und großartigen Ausbeutung ihres Inhalts im 16. Jahrhundert. Die ersten christlichen Märtyrer wurden hauptsächlich von frommen und begüterten Frauen in ihren Privatbegräbnißstätten begraben, welche ebendeshalb begreiflicherweise Stätten der Versammlung und Verehrung wurden und gewünschte Ruhestätten für die übrigen Christen. Ohnehin erhielten die Christen in Rom als Gesellschaft ihre staatliche Genehmigung zuerst nur unter dem Titel einer Begräbnißbrüderschaft, wie deren auch unter den Heiden bestanden. Die Verfolgungen veranlaßten, daß die Grabstätten, mehr und mehr verborgen, vor plötzlichem Eindringen und Ueberrumpelung möglichst geschützt wurden, was natürlich auch zum Verfall von manchen beitragen mußte. Nach den Zeiten der Verfolgung begann man alsbald mit Aufsuchung der Leiber der Märtyrer. Sie wurden theils aus ihren Grabstätten hinweggeführt an andere Orte, theils in Gesammtgrabstätten vereinigt, in denen dann ihre Verehrung stattfand. Unsicherheit über die echten und unechten Gebeine mußte aber schon früh entstehen theils dadurch, daß auch später noch Gläubige sich in diesen Stätten begraben ließen, theils durch die Verwüstungen der hereinbrechenden Feinde und Eroberer. Die Katakomben geriethen immer mehr in Verfall und Vergessenheit und wurden nur noch allenfalls benutzt, um Reliquien daraus zu beziehen. Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an datirt sich das Aufhören der Verehrung und des Besuchs der Katakomben; von da an kommen zwar noch hier und da vereinzelte Spuren davon vor, aber im allgemeinen sinken sie immer mehr und mehr der Vergessenheit anheim. Der darauf überhandnehmende Zug nach dem Besitze von Reliquien ließ in ihnen höchstens noch eine theils wahre, theils ersonnene willkommene Fundstätte gelten, aus der man um theueres Geld Reliquiensuchende befriedigte. Wie dies schon damals mitunter geschah, geht daraus hervor, daß ein Abt des Klosters St.-Michael im Verdunschen, der im 11. Jahrhundert nach Rom gekommen war, um sich einen heiligen Leib zu holen, dem Abte von St.-Valentin auf sein Anerbieten unumwunden antwortete: er wisse nur zu gut, wie in diesen Dingen seine Landsleute in Rom betrogen würden; er wolle aber nichts zahlen, bevor er nicht hinreichende Bürgschaft habe, daß er nicht hintergangen worden sei.

Aber die Glanzzeit des Geschäfts mit Reliquien, sowie auch die wissenschaftliche Forschung über die alten Grabstätten begann erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. „Am 31. Mai 1578 fanden Arbeiter beim

Ausgraben von Puzzolana in der Vigna Sanchez beim Zweimeilensteine rechts an der Salaria nova zufällig ein altes Cömeterium mit Krypten und Cubiculen und von diesem Tage an schreibt sich die neue Erforschung der Katakomben her." Der Fund machte großes Aufsehen; man hatte von den alten Katakomben wol noch die historischen Traditionen bewahrt, aber über ihre Lage, Ausdehnung und Einrichtung war man vollständig im Ungewissen, und mit Ausnahme der unterirdischen Anlagen von St.-Sebastian an der Via Appia hatte man so ziemlich alle Spuren davon verloren. Bald kamen Künstler und Gelehrte, um sich der bloßgelegten Schätze für die Alterthumswissenschaft zu bemächtigen und getreue Bilder davon zu bewahren. Für die Römer indeß war die praktische Verwerthung wichtiger. Man fing bald an, in alle Theile der Welt aus dieser Fundgrube Reliquien der heiligen Märtyrer zu verkaufen. Aber es machte sich ein großer Uebelstand geltend: man wußte nicht, woran man die echten Gebeine der Märtyrer zu erkennen und von den übrigen Ueberresten zu unterscheiden vermöge. Es war von dem gesammten Alterthum nicht mit einer Silbe der besondern Erkennungszeichen gedacht, wodurch man die Gräber der Heiligen von denen der gewöhnlichen Leute unterschied. In Ermangelung alter und beglaubigter Zeugnisse war man auf Vermuthungen angewiesen und den guten Glauben jener, welche diese Gräber fanden und öffneten. Diese waren zuerst Privatpersonen, die für jene arbeiteten und suchten, welche vom Papste specielle Erlaubniß erhalten hatten, in den Katakomben Reliquien zu sammeln. Diese Privatunternehmungen waren besonders zu Anfang des 17. Jahrhunderts sehr bedeutend. Auch die Jesuiten hatten ein solches Privilegium. Sie ließen als Merkmale für Erkenntniß der Märtyrergräber gelten: die Zeichen von Marterwerkzeugen, der Palme und des Blutgefäßes. Gräber, welche diese Zeichen hatten, galten ihnen als heilige, deren Reliquien sie erhoben. Vor der Mitte des 17. Jahrhunderts war man noch weniger wählerisch und ließ als Zeichen des Märtyrertodes (indicia martyrii) gelten: Kreuz, Monogramm, ein römisches Interpunktionszeichen, das ein gestieltes Blatt vorstellt und für ein Herz gehalten wurde, Taube, Lamm, den guten Hirten u. dgl.

Die meisten dieser Zeichen ließ man fallen, je mehr man mit den Gewohnheiten der ersten christlichen Zeit und ihren Monumenten sich vertraut machte. Freilich, die auf diese als falsch erkannten Märtyrerzeichen hin erhobenen und versandten Leichen und deren Verehrung wurden nicht beseitigt auch nach Erkenntniß von deren Zweifelhaftigkeit oder Falschheit. Man hielt sich fernerhin nur an die drei Merkzeichen der Jesuiten: Marterwerkzeuge, Palme und Blutgefäß. Aber auch diese hielten der wissenschaftlichen Prüfung nicht stand. Man entdeckte durch Vergleichung verschiedener Inschriften, daß das, was man für Marterwerkzeuge hielt, in vielen Fällen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Hausgeräthe der Alten verrieth, und kam zuletzt darauf, daß solche Abbildungen vielmehr den Stand und das Handwerk des Beigesetzten bezeichneten oder zuweilen noch eine specielle Anspielung auf seinen Namen enthielten. Es blieben also nur noch zwei Märtyreranzeichen übrig: Palme und Blutgefäß, und diese beiden wurden durch ein Decret der Congregation der Riten vom 10. April 1668 als solche auch officiell anerkannt. Indeß auch diese konnten die Kritik nicht lange bestehen. Die Palme oder Cypresse ward auch schon von den Heiden als ein geläufiges Symbol gebraucht, die Gräber zu schmücken. Man konnte also dadurch nicht einmal ein christliches Grab von einem nichtchristlichen unterscheiden. Außerdem aber bedeutete die Palme bei christlichen Gräbern nicht nothwendig einen Sieg durch Märtyrertod, sondern war überhaupt ein Zeichen des muthig bestandenen Kampfes und endlich errungenen Siegs über die Welt, über Tod und Sünde. Zuletzt ließ man also auch die Palme fallen und machte auch officiell nur noch das Blutgefäß als Märtyrerzeichen geltend. Es war besonders der berühmte französische Oratorianer Mabillon, der durch seine Schrift: „Ueber die Verehrung der unbekannten Heiligen" (De cultu SS. ignotorum) zur Aufklärung in dieser Angelegenheit wirkte. Als Gräber von Märtyrern wurden nun in den Katakomben nur noch jene betrachtet, welchen Blutgefäße beigesetzt waren. Papst Benedict XIV. (1740—58) sprach sich in diesem Sinne aus. Aber die Kritik ruhte noch immer nicht, und es ist jetzt dahin gekommen, daß auch die Blutgefäße nicht mehr als solche Merkzeichen angesehen werden können. Schon das ist zweifelhaft, ob diese Gefäße wirklich Blut enthielten. Einige Chemiker meinen, daß die Sache sich nicht mehr chemisch bestimmen lasse; andere erklären, daß der Inhalt der Phiolen nicht Blut, sondern Eisenoxyd zeige; noch andere halten den Inhalt für Ueberreste rothen Weins. Auch kommen solche Gefäße häufig bei Kindern vor von solchem Alter, daß sie nicht als Märtyrer gelten können; ebenso bei Gräbern, denen Bemerkungen über die Begrabenen beigefügt sind, ohne daß eines Märtyrertodes Erwähnung geschieht. Endlich finden sich sogenannte Blutgefäße auch bei Gräbern von Todten, die erst nach Konstantin lebten und starben, also zu einer Zeit, wo von Verfolgung und Martertod keine Rede mehr sein kann. Obwol die früher officiell festgestellte römische Theorie und Praxis noch im Jahre 1863 von Papst Pius IX. neu bestätigt ward ohne alle Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungsresultate, kann man doch mit Bestimmtheit behaupten, daß es gar kein sicheres Zeichen gibt, die Märtyrergräber und -Gebeine in den Katakomben von den übrigen zu unterscheiden; und man könnte also selbst bei dem besten Willen nicht mit Sicherheit wirkliche unzweifelhafte Reliquien in die Welt versenden. Da aber die Gewinnsucht sehr dabei ins Spiel kommt, so ist nicht einmal stets der gute Wille vorhanden, wirkliche Heiligenreliquien zu versenden. Der Unfug in der Praxis ist kolossal. Noch im vorigen Jahre fand eine Untersuchung statt wegen eines großartigen Reliquienbetrugs und ward die Sache in den öffentlichen Blättern viel besprochen. Indeß abgesehen davon, selbst bei normaler, vorschriftmäßiger Gewinnung der zu versendenden Reliquien ist das Verfahren ein absurdes, das mit dem Glauben und der Ehrfurcht der Gläubigen nur ein Spiel treibt. Die Gebeine werden ausgegraben, und da kein Mensch weiß oder ahnen kann, wem sie angehörten, so werden sie mit beliebigen Heiligennamen belegt, „getauft", dann als kostbare theuere Reliquien versandt und der

Verehrung ausgesetzt. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß in Rom künstlich Knochen fabricirt und als Heiligenreliquien verkauft wurden. So kamen 1668 fünf Kästchen mit Reliquien von Rom nach Paris, bestimmt für ein großes Spital. Sie waren verschlossen mit dem Siegel des Papstes Alexander VII. und mit authentischen Urkunden ganz vorschriftmäßig versehen. Eins dieser Kästchen enthielt einen Schädel (den Kopf des heiligen Fortunatus), der sich bei näherer Untersuchung als vollständige Papparbeit erwies.

Wir brauchen all diesem kein Wort der Kritik beizufügen. Da das Bedürfniß nach Reliquien so ungemein groß ist in der katholischen Kirche und durch officielle Vorschriften aufrecht erhalten wird, die neuern Zeiten aber sehr wenige Heilige hervorbringen, so ist man gewissermaßen gezwungen, Reliquien zu fingiren oder zu fabriciren und zu versenden, also Betrug zu üben, um den vorschriftmäßigen Cultus in der ganzen Kirche fortwährend einrichten und aufrecht erhalten zu können!

Aus den gegebenen Andeutungen wird auch zur Genüge klar sein, daß der Verfasser dieser Schrift einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Charakteristik des römisch-katholischen Kirchenwesens geliefert hat.

Dasselbe gilt von der nächsten Schrift: „Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu", von Theodor Weber (Nr. 4). Die bittersten Feinde der deutschen Geistescultur sowie des neuen Deutschen Reichs mit seinem protestantischen Kaiser sind zweifelsohne die Jesuiten. Die ganze Macht des Papstthums und die der romanischen Völker, soweit sie es vermögen, werden sie aufbieten, um im unablässigen Kampfe im großen und im kleinen (im Guerrillakrieg) beides zu vernichten oder wenigstens in aller Weise zu hemmen und zu schwächen. Es ist gut, einen solchen Feind möglichst genau kennen zu lernen in seinem Wesen, seiner Organisation, seinen Mitteln, durch welche es hauptsächlich ihm vor Jahrhunderten gelang, bei den romanischen Völkern den Protestantismus vollständig wieder zu vertilgen und das deutsche Volk, das bis auf einen kleinen Theil schon der Reformation gewonnen war, zur Hälfte wieder unter die Botmäßigkeit des Papstthums zurückzubringen. Der Verfasser hat sich speciell ihren eigenthümlichen Gehorsam und ihre durch denselben bedingte Organisation zum Gegenstand der Untersuchung gewählt. Längst schon sind die Jesuiten in ihrem Verhältniß zum Papste und zur Kirche mit den alten Prätorianern und deren Verhältniß zu den alten römischen Kaisern verglichen worden. Diese waren die Creaturen der prätorianischen Leibgarden, obwol sie ihrerseits Herren der Welt waren und sich vergöttern ließen. So geberden sich die Jesuiten als die besondern Vertheidiger der päpstlichen Macht und Herrschaft, als die hingebendsten Diener des Papstes und als die unterwürfigsten Werkzeuge desselben, während sie in der That ihn beherrschen und seine Macht und vergöttlichte Autorität aufs äußerste für ihre Zwecke ausbeuten.

Der Verfasser will zeigen und zur Kenntniß in weitern Kreisen bringen, von welcher Art der Gehorsam sei, zu dem die Jesuiten sich verpflichten, und in welchem Grade sie in ihrem Thun und Lassen inmitten der modernen Gesellschaft durch ihre Ordenszwecke bestimmt seien. Er schöpft dabei aus den zwei vollkommen authentischen Hauptquellen, nämlich aus den „Regeln der Gesellschaft Jesu" und dem aus dem Jahre 1553 stammenden Brief des Ignatius von Loyola, des Stifters der Gesellschaft, über die „Tugend des Gehorsams". In allen andern Dingen mögen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu von andern religiösen Orden sich übertreffen lassen, durch Fasten, Nachtwachen und harte Lebensweise; aber an wahrem und vollkommenem Gehorsam, an Verleugnung des eigenen Willens und Urtheils sollen sie selbst allen übrigen voranleuchten und vor ihnen sich hervorthun. In dem Briefe des Ignatius werden drei Stufen oder Formen des Gehorsams unterschieden. Die unterste, noch sehr unvollkommene Form desselben ist diejenige, welche die Befehle nur im Werke ausführt; sie ist des Namens der Tugend nicht würdig. Um Tugend zu werden, muß der Gehorsam wenigstens zu einer zweiten höhern Stufe sich erheben. Diese besteht darin, daß der Untergebene auch den Willen des Obern zu dem seinigen macht und mit demselben in einer solchen Uebereinstimmung sich befindet, daß nicht nur in der Wirkung die Ausführung, sondern auch in der Gesinnung die Beistimmung erfolgt und so beide ein und dasselbe wollen und nicht wollen. Der dritte und höchste Grad des Gehorsams verlangt, daß man außer dem Willen auch noch die Erkenntniß oder die Intelligenz zum Opfer bringe: der Untergebene muß nicht blos dasselbe wollen, sondern auch dasselbe denken wie sein Vorgesetzter; er hat das eigene Urtheil dem Urtheil des Vorgesetzten zu unterwerfen, insoweit ein ergebener Wille die Intelligenz umzubiegen vermag. Die Beschränkung, die der Gehorsamspflicht beigefügt ist, daß er einzutreten habe in allen Dingen, welche nicht mit einer „offenbaren Sünde" verbunden sind, hat demgemäß nicht viel Bedeutung, nachdem doch auch auf die urtheilende Intelligenz verzichtet ist. Der verlangte Gehorsam ist also ein vollständig blinder, urtheilsloser. Der Untergebene ist nur ein willen- und urtheilsloses Instrument in der Hand des Obern, ist wie der Stab in der Hand des Greises, ist wie ein Leichnam, der Beliebiges mit sich machen läßt, nachdem Wille und Intelligenz gleichsam als Opfer geschlachtet sind.

Mit Recht bezeichnet der Verfasser einen solchen Gehorsam als unchristlich, ebenso wie als staatsgefährlich — von der Unwürdigkeit ganz abgesehen, die darin für ein vernünftiges, zur Willensfreiheit geschaffenes Wesen liegt. In der That ist derselbe ein wahrer Hohn auf das wahre Christenthum, das der Menschheit den Geist der Freiheit der Kinder Gottes, nicht den der Knechtschaft gebracht hat. Hat doch Christus gerade dies unaufhörlich in Wort und That verkündet und bezeugt, daß jeder Mensch zu Gott in einem unmittelbaren Verhältniß stehe, wie das Kind zu seinem Vater, und daß er demgemäß innig vertrauend sich verhalten dürfe. Die Jesuiten aber sollen von Christus und selbst von Gott nichts mehr wissen und denken, sondern ihren Gott nur in dem Obern erblicken, diesen als Gott betrachten und ihm ihre ganze Menschenwürde opfern. Da sie Gott nur noch in ihrem Vorgesetzten erblicken dürfen, ist es ein Wunder, wenn zuletzt ihr Gottesgedanke selbst zu einer Caricatur zusammenschrumpft, wenn sie in demselben eben nur noch einen launischen, herrschsüchtigen „Obern" erblicken oder

einen orientalischen Despoten, den man sich durch dieselben Mittel wie diesen geneigt machen solle und könne, gegen dessen Strenge und Laune man sich vor allem um einflußreiche Protection umsehen müsse! Der maßlose Heiligen- und vor allem Marienultus steht offenbar damit in Verbindung.

Der Gehorsam wird zum Ein und Alles gemacht, wird vergöttlicht, zum Gott gleichsam erhoben — wie die indischen Brahmanen das Gebot vergöttlicht, ja zum Gott selbst (Brahmanaspati) personificirt haben. Die Theologen pflegen noch immer gegen Fichte zu polemisiren, daß er die moralische Weltordnung gleich Gott gesetzt habe; sie haben weit mehr Grund gegen diesen mönchischen Gott, zu dem man den blinden Gehorsam erhoben, sich zu entrüsten und zu streiten, da die moralische Weltordnung doch als ein objectives, gebietendes, vom Menschen unabhängiges Gesetz aufgefaßt werden kann, der blinde Gehorsam aber ein nur untergeordnetes, auch den Thieren gemeinsames Thun ist und seine Vergötterung heidnischer Vergötterung niederer Naturvorgänge vergleichbar erscheint. Kommt es nicht auf Inhalt des Glaubens und Thuns, sondern auf Unterwerfung, Gehorsam an, so war das Judenthum mit seiner Gesetzesherrschaft und das Heidenthum mit seinen grausamen Opfern besser als das Christenthum. Und ist die Haupttugend des Christen Demüthigung, Herabwürdigung seiner vernünftigen Natur, Verzichten auf Vernunft und freies Wollen, so möge man zum alten Naturdienst zurückkehren, sich vor dem Apis demüthigen oder sonst irgendetwas möglichst Unvernünftiges ersinnen und den Menschen zumuthen, um sie zu recht großer Vollkommenheit zu führen!

Die Staatsgefährlichkeit einer so organisirten, zur Maschine gemachten Gesellschaft ist nicht gering anzuschlagen, wenn man bedenkt, daß jedes Glied persönlicher moralischer Verantwortlichkeit entbunden und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist gegen einen Obern, der außer Landes lebt und den Staatsgesetzen nicht erreichbar ist; wenn man zugleich die enge Verbindung des Ordens mit dem Papstthum und dem Episkopate erwägt, dessen ganze Macht ihm dienstbar ist, und wenn man endlich die drastischen Mittel betrachtet, durch welche der Orden auf das Volk wirkt und es an der Handhabe seines religiösen Glaubens und noch mehr seines Aberglaubens zu fassen versteht. Der moderne Staat hat alle Ursache, vor der Agitation dieses Ordens und seines dienstbaren Anhangs auf der Hut zu sein; vor allem aber muß die gebildete Gesellschaft sich ermannen, dies ungesunde Element zurückweisen und sich von ihm reinigen. Von niemand sind die Grundsätze des modernen Liberalismus mehr gehaßt und angefeindet als von den Jesuiten, und niemand hat sie mehr ausgebeutet zu seinen Gunsten und von denselben Gewinn gezogen als diese Gesellschaft. Sie treibt ihr Spiel dabei. Ihre eigenen Grundsätze sind die der Gewalt, des Zwangs, der Verfolgung; sie nehmen für die Kirchenbehörden das Recht selbst körperlicher Strafen in Anspruch gegen alle, die sich ihren Ansichten und Vorschriften nicht unterwerfen, und sie streben in aller Weise diese ihre Grundsätze, die der Syllabus enthält, zur Geltung zu bringen und die entgegenstehenden des modernen Liberalismus, die Grundsätze der Toleranz, der Gewissensfreiheit, des persönlichen Rechts eigener Ueberzeugung in Theorie und Praxis wieder zu vernichten. Werden sie nun aber bei diesem Streben irgendwie durch Maßregeln beschränkt oder gehemmt, bringt man gegen sie nur in geringem Maße das in Anwendung, was sie vertheidigen und einführen wollen, so rufen sie so laut als möglich über Verletzung der Grundsätze und Praxis des Liberalismus, die sie doch bekämpfen, und beklagen sich bitter über Anwendung von Grundsätzen und Maßregeln gegen sie, welche sie doch selbst als die allein richtigen behaupten und gegen jedermann anwenden würden, wenn es möglich wäre. Man wird schließlich diesem Spiel ein Ende machen und zuletzt gegen sie so verfahren müssen, wie sie gegen den Staat, die Wissenschaft und alle Andersgläubigen verfahren wollten, wenn sie es vermöchten. Der Liberalismus muß grundsätzlich allenthalben Recht und Freiheit gewähren und sichern; aber er kann vernünftigerweise nicht gestatten, daß man eben diese Freiheit beanspruche, um eben diese Freiheit bequem erwürgen zu können!

Wir kommen endlich noch zu dem bemerkenswerthen Beitrag, den J. Friedrich zur Geschichte des vaticanischen Concils durch sein „Tagebuch“ (Nr. 5) geliefert hat. Friedrich war zu Anfang des Concils vom Cardinal Fürsten Hohenlohe als Theolog, d. h. theologischer Rathgeber nach Rom berufen worden und hatte in dieser Eigenschaft volle Gelegenheit, mit vielen einflußreichen Personen und Concilsvätern in Beziehung zu treten oder wenigstens in Berührung zu kommen. Er konnte also sowol über die Vorgänge bei den officiellen Acten des Concils vieles erfahren, als auch die privaten Ansichten und persönlichen Stimmungen der Theilnehmer vielfach kennen lernen. Das „Tagebuch“ enthält daher theils Referate über officielle Vorgänge und Vorlagen, theils Berichte über Schriften und Gespräche einzelner, theils endlich und hauptsächlich die eigenen empfangenen Eindrücke und Urtheile über Personen, Dinge und Vorgänge.

Selbstverständlich unterläßt der Verfasser nicht, all die Machinationen der römischen Curie zur Erreichung ihrer Absichten, die persönlichen Einwirkungen des Papstes zu Gunsten der Dogmatisirung seiner eigenen Unfehlbarkeit und das Gebaren der Bischöfe der Majorität gebührend zu kennzeichnen und zu würdigen. Da er sich indessen doch hauptsächlich in den Kreisen der oppositionellen Minorität, insbesondere des deutschen Bruchtheils derselben bewegte, so werden wir durch ihn hauptsächlich mit den Meinungen, Strebungen und Persönlichkeiten dieser bekannt gemacht. Der Blick, der uns in dieses Stück Conciliengeschichte eröffnet wird, ist ein solcher, daß er nur eine geringe Meinung von diesen Männern und nur Hoffnungslosigkeit bezüglich ihres Strebens erwecken kann; und man wird dem Verfasser recht geben können, wenn er fortwährend über die Unentschiedenheit, Muthlosigkeit und Halbheit der Mitglieder dieser Partei Klage führt, welche die Sache der Wissenschaft, der gesunden Vernunft, der christlichen Wahrheit und endlich ihrer eigenen Rechte führen sollten. Welchen Muth sie besitzen, für das einzustehen, was sie als Wahrheit erkannten, haben sie später durch ihre Unterwerfung unter das römische Machtgebot hinreichend gezeigt. Sie zeigten klar, daß die katholische

Kirche aufgehört habe, der Wahrheit und dem Rechte auch nur dienen zu wollen, geschweige denn wirklich zu dienen, und daß sie eine Anstalt der Willkür und des schrankenlosen Despotismus, eine Unterwerfungsmaschine für die Völker und eine Ertödtungsstätte des menschlichen Geistes geworden sei; ein Maschinerie, für welche eigentlich gar nichts mehr als wichtig erscheint denn die Einheit, weil eben diese Stärke und Herrschaft verleiht.

Von den einzelnen Concilsvätern werden mancherlei seltsame Ansichten und Aeußerungen mitgetheilt. Der Erzbischof von München z. B. hört einmal bereits den Flügelschlag des Heiligen Geistes bei dem Concil (der Heilige Geist hat nämlich für solche geistreiche Leute unweigerlich die Gestalt einer Taube). Der Cardinal Pietro behauptete den Forderungen mehrerer Bischöfe gegenüber, daß man Reformvorschläge nicht blos bezüglich der Bischöfe, sondern auch bezüglich der Cardinäle machen solle: in Bezug auf die Cardinäle könnte eine Reform lediglich in Verbesserung ihrer finanziellen Lage bestehen, sonst sei da nichts zu reformiren! Der Cardinal Fürst von Schwarzenberg, Erzbischof von Prag, räth von entschiedener Opposition bei der Abstimmung über das Schema de fide am 24. April 1870 ab aus dem Grunde, weil man nicht nutzlos jetzt schon das Pulver verschießen solle: ein Rath, der ungefähr so viel bedeutet, als wenn ein Feldherr seinen Soldaten rathen wollte, in der ersten Schlacht nicht viel zu schießen, sondern lieber gleich davonzulaufen oder sich gefangen zu geben, um das Pulver für die zweite Schlacht zu sparen. Wie wenig das gewissenhafte Sparen des Pulvers am 24. April, wo über Geistesfreiheit und Knechtschaft entschieden wurde, genützt hat, das zeigte sich, als es zur Abstimmung über die Unfehlbarkeit des Papstes kam am 18. Juli 1870. Sie sparten auch da ihr Pulver dem Feinde gegenüber; die einen flohen geradezu das Zusammentreffen, d. h. die Abstimmung, die andern gaben sich gefangen, d. h. stimmten mit Ja. Und welch ein Verständniß der Sache setzt es voraus, wenn man die Abstimmung am 24. April über Glauben und Wissen, über Autorität und Freiheit der Forschung für eine Sache von untergeordneter Bedeutung hält, während doch Hemmung und Entwickelung des ganzen geistigen Lebens, Aberglaube und Erkenntniß, Barbarei und Cultur der Völker weit mehr von dieser Entscheidung abhängig ist, als von der über die Unfehlbarkeit des Papstes. Denn nicht darauf kommt es endgültig an, wer die kirchenherrschaftliche Machtfülle ausübt, ob Papst oder Episkopat, sondern darauf, welche Ansprüche diese kirchliche Autorität überhaupt erhebt, und welche Rechte dem Geistesleben und der Wissenschaft gegenüber sie in Anspruch nimmt und ausübt.

Auch der Verfasser scheint uns in dieser Beziehung von Einseitigkeit und Misverständniß nicht frei zu sein. Wenigstens beschäftigt ihn fast immer nur die projectirte Unfehlbarkeit des Papstes, während er dem Gegenstand der Entscheidung vom 24. April nur geringe Theilnahme zu gewähren scheint. Dies hängt wol zusammen mit seinen kirchenhistorischen Studien, bei welchen den wissenschaftlichen Grundprincipien weniger Aufmerksamkeit gewidmet wird als bei philosophischem oder auch nur dogmatischem Studium. Insbesondere aber dürfte es zu erklären sein daraus, daß Döllinger sich mit jenen principiellen Fragen über das Recht der Wissenschaft nie beschäftigt und sich nicht entschieden dafür, sondern eher dagegen ausgesprochen hat, mit Ausnahme etwa der Kirchengeschichte, welcher er allerdings weit mehr als jeder andern Wissenschaft eine selbständige Stellung gegenüber der Kirchenautorität vindicirt. Unser Verfasser aber scheint nur dem besondere Bedeutung beizulegen, wofür Döllinger sich interessirt und sich ausgesprochen hat, sowie überhaupt dieser der einzige deutsche Schriftsteller für ihn zu sein scheint, der irgend Beachtung verdient oder auf den allein es ankommt — obwol das Concil sich auch mit andern deutschen Autoren beschäftigt hat. Damit in Verbindung steht dann, daß fast nur die dogmatisirte päpstliche Unfehlbarkeit ihm anstößig ist und er auf seiten der Altkatholiken steht, die bisjetzt nur dieser Anerkennung versagen, in alles übrige aber, wie es scheint, sich fügen wollten. Wir hoffen, daß der Verfasser bald zur Erkenntniß kommen werde, daß das ganze hierarchische Kirchensystem vom Uebel sei und sich widerlegt habe durch dieses Concil selbst (das leicht auf frühere schließen läßt); daß es eine Unfehlbarkeit der Kirche selbst nicht geben kann, schon weil es keinen Träger dafür gibt, und daß eine Kirche, in welcher die höchste entscheidende Autorität sich so viele Jahrhunderte hindurch eine absolute Herrschaft widerrechtlich angemaßt hat, unmöglich die absolut wahre, von Christus gestiftete und für Christenthum und Menschheit unentbehrliche sein könne.

J. Frohschammer.

Vom Büchertisch.

1. Ein' feste burgk ist unser got. Der neuaufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530. Eine von dem großen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem kursächsischen Kapellmeister Johann Walther verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze. Zum ersten male in ihrer hohen Bedeutung für die Geschichte des evangelischen Gemeindegesangs gewürdigt und mit musikalischen Beilagen, sowie getreuen Nachbildungen der Handschriften begleitet von Otto Kade. Eine Denkschrift für evangelische Christen und Freunde Luther's dargebracht im Jahre der Wiederherstellung des deutschen Reiches 1871. Erstes Heft. Dresden, Schrag. 1872. Qu. 4. 9 Ngr.

Die Denkschrift gilt einem Notenmanuscripte, welches zahlreiche deutsche und lateinische Kirchenlieder enthält und aus Luther's Nachlasse stammt. Luther hatte dasselbe von dem damaligen kursächsischen Kapellmeister Johann Walther im Jahre 1530 zum Geschenk bekommen. Augenblicklich befindet sich dieser Codex im Besitze des Verlegers der Denkschrift, des Herrn Heinrich Klemm in Dresden. Die beiden ersten uns heute vorliegenden Hefte enthalten außer den einleitenden Worten die Abschnitte „Luther und Johann Walther als Begründer des evangelischen Gemeindegesangs“ und „Beschreibung des Manuscriptbandes“ (Luther-Codex), welcher letztere Abschnitt den Codex nach seiner äußern Ausstattung, seiner innern Einrichtung und Beschaffenheit, seiner Echtheit,

seinem Inhalte und seiner Verwandtschaft mit andern Quellenwerken würdigt. Die kleine Schrift wird namentlich in musikalischen Kreisen ihre Freunde finden. Die Ausstattung derselben ist eine durchaus luxuriöse. Die beigegebenen Nachbildungen der Handschriften geben die Originalien getreu wieder und gereichen der Schrift zu einer wesentlichen Zierde.

2. Der Montcenis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen. Von Julius Schanz. Wien, Hartleben. 1872. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der sowol als geistvoller Dichter wie auch als gründlicher Kenner und gewandter Uebersetzer italienischer Literaturwerke bereits rühmlichst bekannte Verfasser hat sich durch Veröffentlichung dieses Buchs über den Montcenis-Tunnel ein wirkliches Verdienst erworben. Das dem Kronprinzen Albert von Sachsen gewidmete Werk enthält außer Mittheilungen über die Erbauer des Tunnels topographische, historische und statistische Nachrichten über die Thäler der Dora Riparia und des Arc, über die Entstehung des Tunnels und über die Arbeiten, welche zu seiner Herstellung nöthig waren. Ein Anhang bringt ein Kapitel aus der „Dora" von Giuseppe Regaldi. Alle diese Themata werden in dem interessanten Buche mit Scharfsinn und Geist, mit Sachkenntniß und Unbefangenheit des Urtheils behandelt und legen in ihrer erschöpfenden sachlichen Vollständigkeit ein glänzendes Zeugniß für den ausdauernden Fleiß des Verfassers und seine schriftstellerische Bedeutung ab. Zwei gut entworfene Karten und fünfundzwanzig in den Text gedruckte Holzschnitte erhöhen den Werth dieses fesselnden Buchs, welches in der Reihe der die Großthaten dieses Jahrhunderts feiernden Werke einen Ehrenplatz verdient. Verherrlicht es doch einen folgenschweren Sieg des menschlichen Geistes und der menschlichen Ausdauer in würdiger Weise. Der Abschnitt „Die Poesie des Montcenis-Tunnels" enthält zwei in schwungvollen Hexametern abgefaßte Uebersetzungen italienischer Gedichte, von denen das eine unter der Ueberschrift „Der Durchstich der Cottischen Alpen" von Giuseppe Regaldi, das andere „Der Alpentunnel" von Anna Mander-Cecchetti verfaßt ist und welche beide von einem echt dichterischen Geiste durchweht sind. Wir theilen hier aus dem erstgenannten Gedichte die Schlußverse mit, welche also lauten:

Mög' der geebnete Weg sich niemals schließen, wie ehmals
Vor dem Getümmel des Mars sich schloß der Tempel des Janus.
Sei dem Erblühen des Handels der Friede geneigt und erhalt' er
Nun, da zwischen dem Arc und längs der Dora die Bahn frei,
Franken und Italiener in brüderlicher Gemeinschaft,
Wie sie vor Jahren der Tag von Magenta, wie sie verbunden
San Martino zum dauernden Ruhm des lateinischen Namens.
Mögen Hymnen erschallen und mögen der Altacomba
Und der Superga Gräber sich aufthun und die verklärten
Schatten erhabener Fürsten im Angesichte des Frejus
Sich versammeln, die einst die Alpen so tapfer beschützet.
Allen andern voran hinwandle der Schatten des Herrschers,
Dem das gigantische Werk zuerst in der Seele geleuchtet.
Froh nun sieht er's vollbracht von dem Sohn, der es wacker verstanden,
Was sein Erzeuger begann, zu rühmlichem Ende zu führen.
Feuer und Luft vereinen sich nun mit dem Wasser im Bunde
Zu der Belebung der Kunst, die fürder die Seele der Arbeit.
Neuer Erfindungen Ruhm unermüdlich fördert zu Tag sie,
Und der menschliche Geist, im unendlichen Meere der Wesen
Forscht er und will der Natur ihr göttlich Geheimniß entreißen.
Freue dich, menschlicher Geist, du steigst in die Himmel und sinnest
Ihren Bewegungen nach und die Elemente durchforschend
Kennst und enthüllst du von allen die unbekannte Bestimmung.
Aber noch mehr, es liest und erkennt dein Auge die Vorzeit
In den wechselnden Schichten des offenkundigen Erdreichs.
Meere vereinest, Gebirge durchgräbst du, riesige Strecken
Kürzest und allerlei Volk aus der Ferne führst du zusammen,
Während feurige Boten zwei Hemisphären verkünden,
Daß dein denkender Geist der Herr und Gebieter von beiden.
Bildner erhabner Systeme, kämpf', Weltwandrer, und wage,
Alles noch wirst du erfahren, welch unaussprechliche Kraft du
Tief im Innersten hegst, und wirst in dem Brausen der Schöpfung
Deinen Ursprung zuletzt noch erlauschen und deine Bestimmung.

Wir sind der Meinung, daß dieses Gedicht, welches eines kosmischen Geistes voll ist, zu den schönsten Blüten der neuesten italienischen Lyrik gehört. Ein Bändchen neuerer Dichtungen wird soeben von Regaldi zum Drucke vorbereitet. Wir bemerken noch, daß diesen Dichtungen, wie uns das Schanz'sche Buch belehrt, die im zwölften Bande des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" (elfte Auflage, XII, 356—357) enthaltenen Notizen über Regaldi in einer italienischen Uebersetzung vom Professor Vicenzo de Castro in Mailand vorangehen werden.

3. Kriege zwischen Deutschland und Frankreich seit 300 Jahren. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, Kastner. 1871. 16. 15 Ngr.

Wenn Ferdinand Schmidt, der beliebte Jugend- und Volksschriftsteller, mit einem neuen Product in die literarische Arena tritt, dann ist es stets ein gediegenes Werk, welches er uns bietet. Schmidt hat in hohem Grade die Gabe, den Lehrstoff auf den verschiedenen Gebieten des Wissens in einer allgemein verständlichen Form dem Volke und der Jugend mundgerecht zu machen und die großen Goldmassen der einzelnen Disciplinen der Wissenschaften in die gangbare kleine Münze auszuprägen, eine Gabe, welche bei richtiger Anwendung und maßvoller Begrenzung in ihrer Thätigkeit geeignet ist, ein wesentliches Ferment der Bildung einer Nation zu werden. Schmidt hat es meisterhaft verstanden, seine Gabe, die Wissenschaft zu popularisiren, in diesem Sinne anzuwenden, und der Erfolg seiner bisherigen Schriften, namentlich seiner „Jugendbibliothek", räumt ihm einen der ersten Plätze auf der Rangliste der modernen Jugend- und Volksschriftsteller ein.

Das heute von uns zu würdigende Buch von Ferdinand Schmidt zerfällt in zwei Theile, deren erster: „Gewalt und List Frankreichs gegen Deutschland seit 300 Jahren", die Abschnitte „Die Franzosen", „Raub der deutschen Bisthümer Metz, Tull (Toul) und Verdun (1552)", „Verlust des Elsaß an Frankreich" und „Wie Strasburg dem deutschen Reiche verloren ging" enthält, während der zweite: „Der deutsche Krieg von 1870 und 1871", die folgenden Kapitel bringt: „Vorspiel des Kriegs", „Weißenburg, Wörth, Spicheren", „Die Schlachten um Metz; Sedan", „Einschluß von Paris, Strasburg, Metz", „Kämpfe gegen Armeen, welche Paris entsetzen sollten" und „Paris". Gründliche Ausnutzung des einschlagenden Stoffs, richtige Beschränkung desselben in Rücksicht auf den Zweck des Buchs, klare und übersichtliche Anordnung

des Ganzen, Schlichtheit und Einfachheit in der Sprache und echt patriotische Begeisterung in der Darstellung — das sind die glänzenden Vorzüge dieses Schmidt'schen Buchs. Es schließt mit den Worten:

Die Helden, die den Feind auf fernen Gefilden aufs Haupt schlugen, sie werden uns helfen, den Sitten und Denkart schädigenden Geist zu bekämpfen, den der Romanismus gebar, möge er unter uns auftreten im anmuthigen Gewande des Pariserthums oder im geistlichen Gewande des Ultramontanismus, welcher letztere, heidnische Gelüste hinter dem Scheine christlicher Frömmigkeit bergend, wieder und wieder danach strebt, uns das Joch der Knechtschaft aufzuerlegen. Du aber, deutscher Jüngling, deutscher Knabe, gedenke Hannibal's, der, als neunjähriger Knabe von seinem Vater Hasdrubal zum Altar geführt, diesen umfassend, den Römern ewige Feindschaft schwur. Gelobe du, deines Vaterlandes Größe dadurch fördern zu helfen, daß du alles, was dir von den edelsten Männern deines Volks und zugleich von deinem Gewissen als hold und hehr bezeichnet wird, zunächst an dir selbst und danach auch in deiner Umgebung aus allen Kräften pflegst! Eine solche heilige Arbeit an dir wird dir selbst reichen Segen bringen. Du wirst aber auch dadurch die Zeit vorbereiten helfen, in der die innere Befreiung des Germanismus vom Romanismus vollendet und das heute noch nicht genügend beachtete Seherwort seine Erfüllung gefunden haben wird:

Nicht mehr dann trennt uns Süd und Norden:
Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden,
Ein Deutschland hoch und schön!

Wir wünschen dem ebenso instructiven wie fesselnden Buche des wackern Ferdinand Schmidt die weiteste Verbreitung, ein Wunsch, von dem wir um so mehr hoffen dürfen, daß er in Erfüllung gehe, als das Buch für einen sehr niedrigen Preis feil ist. Die beiden demselben beigegebenen Titelbilder machen einen guten Eindruck.

4. Vom neuen Babylon. Pariser Skizzen von Hans Wachenhusen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der gewandte Feuilletonist zeigt uns in diesem Buche das belagerte und von allen Schrecken der Revolution und Anarchie heimgesuchte Babylon—Paris in den verschiedenen Stadien des deutsch-französischen Kriegs. Die Bilder, welche Wachenhusen aus dem wild und wüst bewegten Kriegs- und Revolutionsleben Lutetias herausgreift, tragen die glühenden Farben der aufgeregten Zeit, welcher sie entstammen, und verbinden die Vorzüge der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit mit denjenigen der Lebenswahrheit und historischen Treue. Der Verfasser hat ein reiches Material zur Schilderung jener schweren Zeit der französischen Metropole zusammengebracht und dasselbe in erschöpfender Weise ausgebeutet. Die ganze Verworfenheit und Corruption der pariser Gesellschaft tritt uns aus diesen Sittenschilderungen und Porträts in fesselnder Unmittelbarkeit entgegen; sie completiren durch mannichfach eingeflochtene Notizen aus dem Gebiete der Statistik und der verwandten Wissenschaften die historischen Acten des großen Kriegs namentlich nach der socialen Seite hin in dankenswerther Weise. Der Stil Wachenhusen's hat, wie seine frühern Roman-, Essay-, Reise- und Skizzenwerke bereits bewiesen haben, Elasticität und Eleganz, Glätte und leichten Fluß. Daß diesem Stile alles Schwunghafte und Pathetische fehlt, liegt in der Natur der von Wachenhusen vorzugsweise gewählten Stoffe. Das fesselnde Buch mag der Beachtung der deutschen Lesewelt empfohlen sein.

5. Die moderne französische Kunst. Vortrag von Wilhelm Lübke. Stuttgart, J. Weise. 1872. Gr. 8. 12½ Ngr.

6. Ueber Kunstpflege. Rede am Geburtstagsfeste Sr. Majestät des Königs Karl von Würtemberg, gehalten im Festsaale der Kunstschule zu Stuttgart, von Wilhelm Lübke. Stuttgart, J. Weise. 1872.

Ebenfalls mit den französischen Zuständen beschäftigt sich ein Vortrag von dem berühmten Kunsthistoriker Wilhelm Lübke unter dem Titel „Die moderne französische Kunst". Der Verfasser findet, indem er die französische Kunst mit der deutschen vergleicht, den Grund der Verschiedenheit beider vornehmlich darin, „daß die Franzosen wesentlich auf das äußere Leben, die Deutschen mehr auf das innerliche gestellt sind". Nachdem er dann nachgewiesen, daß, was die Kunst betrifft, in der frühesten Zeit des Mittelalters die „einzelnen Nationen sich gleichberechtigt nebeneinander entfalteten", verfolgt er die französische Kunstentwickelung durch ihre spätern Phasen bis in unsere Tage hinab. Vortrefflich ist in dem Lübke'schen Vortrage namentlich die Schilderung der Kunstzustände in Frankreich unter Ludwig XIV. und XV. Ueber diese Periode sagt der Verfasser unter anderm:

Jene Tendenz der rein höfischen Kunst, die nur zum bon plaisir der vornehmen Herren da ist, entwickelt sich in begreiflicher Weise in der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts bis zur höchsten Spitze, unter Ludwig XIV. zuerst das theatralisch Aufgedonnerte, Großsprecherische des modern französischen Charakters ausprägend, um dann später unter Ludwig XV. nach jener üppigen, verführerischen Seite auszuarten, in welcher ebenfalls der specifisch französische Geist zu Tage tritt, wo aber doch der Lebensinhalt schon ein durch und durch wurmstichiger ist. Dennoch war die Zeit reich an schöpferischen Kräften; aber wenn wir betrachten, was die französischen Maler in jener Epoche — um vor allen Dingen die tonangebende Kunst zu erwähnen — geschaffen haben, so stehen edlere Naturen wie Poussin, Lesueur, Claude Lorrain vereinzelt da, während die Vorliebe der Zeit sich in den pompösen, aber kalten Compositionen eines Lebrun, besonders aber in den prachtvollen Porträts eines Rigaud, eines Mignard, eines Philipp de Champaigne zu erkennen gibt.

Von den Zeiten der Französischen Revolution datirt Lübke, wie das durchaus richtig ist, die Periode des herrschenden modernen Geistes in der französischen Kunst. Die Entwickelung dieser vom modernen Geiste beherrschten Kunst gliedert sich ihm in drei große Epochen: in die der Revolution und des darauf folgenden Kaiserreichs, welche eine Zeit des Classicismus ist, in die der Julidynastie, welche als eine Periode der Romantik bezeichnet werden kann, und in die des zweiten Kaiserreichs, welche durch einen vorherrschenden Realismus charakterisirt wird. Als den bedeutendsten Künstler der Revolutionsepoche stellt Lübke den geistvollen Jacques Louis David hin. Das Banner der Romantik erhob, nach Lübke, zuerst Géricault und in noch energischerer Weise Eugène Delacroix, in welchen beiden die Instincte des französischen Volks in der Form der Empörung gegen den Classicismus herrschten. Unter den spätern glänzenden Namen hebt der Verfasser diejenigen des edeln Paul Delaroche, Horace Vernet und Leopold Robert hervor und charakterisirt den genialen Ingres als einen Künstler, welcher gegenüber den mehr naturalistischen Tendenzen die idealen

Bestrebungen vertrat. Aus der Zahl der Malergrößen des zweiten Kaiserreichs führt uns der Verfasser besonders Meissonnier und Gerôme vor, welche die französische Kunst auf jenem Punkte repräsentiren, wo fast alle Stoffgebiete sich auflösen. Neben ihnen vertreten Breton und Millet die Darstellung des schlichten Volks- und Naturlebens. An sie knüpft die moderne französische Landschaftsmalerei an. Auf diesem Gebiete nennt Lübke mit Auszeichnung die Namen eines Theodor Rousseau, Daubigny, Dupré. Zur Betrachtung der französischen Architektur übergehend, bezeichnet der Verfasser dieselbe als im Anfange der modernen Epoche auf der Bahn des classischen Alterthums gehend, aber innerhalb dieser Bahn mit großer Ausschließlichkeit sich im Sinne der römischen Antike bewegend. Er meint:

Ueberall auch da kommt es dem Franzosen auf äußern Effect an; er will wirken .... Selbst die gediegensten Meister, Duban und andere, vermögen nicht jenen edeln Eindruck unbewußter Anmuth zu erzeugen, der schließlich doch im Charakter allein wurzelt.

Als Muster der später an die Stelle der römisch-antiken Richtung tretenden mittelalterlichen Schule treten dann im Lübke'schen Vortrage Meister wie Lassus und Viollet le Duc in den Vordergrund. Am Schlusse seines geistvollen Vortrags gedenkt Lübke dann des Kunsthandwerks, welches im Zusammenhange mit dem besonders auf das Formale gerichteten Talente der Franzosen in der Jetztzeit die eigentliche Domäne unserer westlichen Nachbarn ist. Die Frage, was außer der natürlichen Begabung der Franzosen ihrer Kunst eine so große Intensität und seltene Wirkung auf das Ausland verschafft hat, beantwortet der Verfasser dahin: daß vor allem die sorgfältige Pflege der Kunst in Frankreich zum Gedeihen derselben das Ihrige beigetragen habe, daß aber besonders die Regierungen Frankreichs die Kunst förderten, indem sie es von Franz' I. Zeiten an stets als eine Staatsaufgabe betrachtet haben, künstlerischen Bestrebungen alle Unterstützung zutheil werden zu lassen. Der geistvolle und höchst lehrreiche Vortrag des berühmten Kunsthistorikers schließt mit den Worten:

Darin aber wollen wir den Franzosen nicht nachahmen, daß uns äußere Erfolge, daß uns Kriegsruhm und politische Machtstellung als das Höchste gelten. Sie sollen uns nur Mittel zum Zweck sein. Höchstes Ziel alles Völkerlebens ist allein, die lebendigen Kräfte der Nation ungefesselt zu entfalten und in freiem Culturleben allen voranzustreben. Die feinste Blüte der Cultur ist aber das freie Schaffen in Wissenschaft und Kunst; was ein Volk innerlich werth ist, davon legen die Werke seiner Künstler unsterbliches Zeugniß ab. Im Verlaufe der jetzt anhebenden Entwickelung wird hoffentlich auch das gesammte Culturleben der deutschen Nation tief befruchtet und neu belebt werden. Und wenn wir daran hin die beste Hoffnung für die fernere Entwickelung der deutschen Kunst anknüpfen, so wollen wir schließlich auch noch der benachbarten, wenn auch jetzt feindlich von uns abgewendeten Nation, welcher diese Betrachtung gewidmet war, wünschen, daß sie aus den furchtbaren Katastrophen der Gegenwart geläutert hervorgehe, um im edeln Wettkampf der Cultur mit uns ferner an der großen Sache der Menschheit zu arbeiten.

Die Rede „Ueber Kunstpflege" aus der Feder desselben Verfassers weist nach einem längern historischen Rückblick darauf hin, daß die Pflege der Kunst durch Privatpersonen im allgemeinen in Norddeutschland mehr gefördert werde, als dies in Süddeutschland der Fall ist. Der Verfasser hofft von dem Einflusse des großen deutsch-französischen Kriegs, daß er auch günstig auf das Leben der Kunst und die Kunstpflege einwirken möge. Diese Rede Lübke's, welche gelegentlich des Geburtstagsfestes des Königs Karl von Würtemberg gehalten wurde, legt neben dem soeben gewürdigten Vortrage über die moderne französische Kunst aufs neue Zeugniß ab von der glänzenden Begabung und dem reichen Wissen des gefeierten Gelehrten.

7. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 135—138 und 141—144. Berlin, Lüderitz. 1872. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Es liegen uns heute von dieser Sammlung die Hefte 135—138 und 141—144 zur Berücksichtigung vor. Der in Heft 135 enthaltene Vortrag „Goethe in Strasburg" von Ernst Martin zu Freiburg i. B., entwirft ein anschauliches und mannichfach interessantes Bild von dem sonnenhellen Leben des wachsenden Dichtergenius in der „wunderschönen Stadt Strasburg" und liefert einiges Neue für die Literaturgeschichte.

Die Naturwissenschaft wird bereichert durch den Vortrag des um die Mineralogie und Geologie vielfach verdienten Friedrich Zirkel in Leipzig: „Die Umwandlungsprocesse im Mineralreich" (Heft 136), durch F. Hoppe-Seyler in Tübingen: „Ueber die Quellen der Lebenskräfte" (Heft 138), und durch G. Berendt: „Geognostische Blicke in Altpreußens Urzeit" (Heft 142), drei Arbeiten von tief wissenschaftlicher Bedeutung, welche in den betreffenden Kreisen in hohem Grade werden willkommen geheißen werden und der Sammlung zu einer wahren Zierde gereichen.

Historischen Inhalts ist unter den uns heute vorliegenden Vorträgen nur derjenige von Ludwig Diestel zu Jena, welcher unter dem Titel „Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums" (Heft 137) manches Interessante zur Aufklärung dieses Themas bringt. Halb auf historischem Gebiete steht auch die verdienstvolle Arbeit „Eroberungen und Eroberungsrecht" (Heft 144) von dem geistvollen Mitherausgeber dieser Vorträge Franz von Holtzendorff in Berlin, von der wir die Schlußsätze hier folgen lassen. Sie lauten:

Die edelste Frucht, welche auf großen Schlachtfeldern reifen kann, ist diese, daß die Gerechtigkeit in den Völkerbeziehungen lebhafter empfunden, klarer erkannt und entschiedener geübt werde. In Deutschland haben alle Siege, die es erfochten, nicht die Ruhmsucht erhöht, sondern die Friedensliebe gesteigert. Es hat sich selbst und der Welt das Gelübde gegeben, daß der Glanz seiner Waffen es nicht blende oder in die Bahnen leite, auf welcher der Waffenruhm Ludwig's XIV. und Napoleon's I. Frankreichs Geschicke geführt hat. Was die edelsten Geister in Deutschland für Frankreich wünschen müssen, ist ein den frühern Jahrhunderten entgegengesetzter Verlauf seiner Geschichte. Wie der Misbrauch seiner Siege und der niemals vollkommen verleugnete Vorbehalt weiterer Eroberungskriege gegenwärtig als ein Beginn des wirren Verfalls für Frankreich gedeutet werden dürfen, so möge es aus einer verschuldeten und verdienten Niederlage die Kraft schöpfen, sich ebenbürtig neben uns zu erheben, uns gleich zu werden in der harten Uebung geistiger Arbeit und in der Stärke unserer Friedensliebe.

Der Vortrag „Ueber Realismus und Realschulwesen"

(Heft 141) von Friedrich Kreyssig bewährt aufs neue die an dem Verfasser der „Vorlesungen über Shakspeare“ und der „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ bekannten Vorzüge eines scharfen Geistes und seinen Kopfes. Gleiches gilt von dem Aufsatze „Die zeitliche Auseinanderfolge der Gedanken“ (Heft 143) von Ludwig Strümpell zu Dorpat, einer Arbeit, welche sich durch Klarheit und Correctheit auszeichnet.

Feuilleton.

Moritz Hartmann.

Auf dem israelitischen Kirchhofe in Währing bei Wien hat sich am 15. Mai d. J. das Grab über einem nicht nur der geist- und talentvollsten, sondern auch der edelsten und liebenswürdigsten Dichter der Gegenwart geschlossen, welcher in der deutschen, zumal der österreichischen Literatur immer einen Ehrenplatz behaupten wird. Der da hinabgesenkt ward ins Grab, war kein Geringerer als Moritz Hartmann. Er starb nach langen, qualvollen Leiden am 13. Mai in Oberdöbling bei Wien, nachdem er seit lange zu den stumm gewordenen Sängern gehört hatte; denn Leid und Weh ließ den Quell seiner Lieder versiegen.

Am 21. October 1821 zu Duschnik in Böhmen als Sohn wohlhabender Aeltern geboren, wurde er gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt. Liebe zur Literatur und Wissenschaft ließ ihn bald diesem Lebenswege entsagen und führte ihn nach Prag, wo er Studien verschiedener Art trieb, und in Gemeinschaft mit gleichgestimmten jungen Dichtern seine ersten Poesien verfaßte. Glaser's „Ost und West“ brachte häufig Gedichte des jungen Hartmann. Neunzehn Jahre alt ging er nach Wien und erwarb sich dort die besondere Gunst und Freundschaft Nikolaus Lenau's. Eine Zeit hindurch war er als Hauslehrer in der Familie Lieben in Wien thätig. Grund seiner Uebersiedelung aus der österreichischen Kaiserstadt nach Leipzig war vorzüglich die Beanstandung der Herausgabe seiner ersten Gedichtsammlung seitens der wiener Censur. Die Gedichte „Kelch und Schwert“ (Leipzig 1845), kamen während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Leipzig heraus und lenkten die Blicke Deutschlands auf den talentvollen jungen Dichter. Daheim in Oesterreich machten sie bei der Obrigkeit und dem Publikum böses Blut und zogen ihrem Verfasser eine dauernde Ausweisung aus den österreichischen Staaten zu. Seine „Neuern Gedichte“ (Leipzig 1847) erhöhten die Misstimmung der maßgebenden Kreise in Oesterreich gegen den kühnen Poeten, und als er, von Sehnsucht getrieben, dennoch heimlich in die Heimat zurückkehrte, entging er kaum den Häschern der österreichischen Regierung. In Berlin, wohin er geflohen war, wurde er durch die Nachricht von der Niederschlagung des gegen ihn anhängig gemachten Processes angenehm überrascht; er kehrte in die Heimat zurück. Als er sich indessen zum Schillerfeste nach Leipzig begab, wurde eine neue Untersuchung gegen ihn eingeleitet, welcher erst die Bewegungen des Jahres 1848 ein Ende machten. Im Frankfurter Parlament, in welches er als Abgeordneter für Leitmeritz gewählt worden war, gehörte Hartmann bekanntlich der äußersten Linken an. Mit Robert Blum und Julius Fröbel bildete er die Gesandtschaft des Parlaments nach Wien. Er entging der Verurtheilung zum Tode durch das Standgericht nur durch die Flucht. Mit dem Rumpfparlament ging er nach Stuttgart. Seine Flucht aus Wien beschreibt er in einer seiner Erzählungen, das Ende des Rumpfparlaments in einem von ihm in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Artikel. Von der österreichischen Regierung steckbrieflich verfolgt, floh er in die Schweiz. Hier verfaßte er zu einem großen Theile seine „Chronik des Pfaffen Mauritius“ (Frankfurt 1849), eine von Witz und Sarkasmen sprudelnde Dichtung im Chronikenstil, welche mit durchdringendem Scharfsinne Silhouetten und Caricaturen aus der Paulskirche bringt und, wenn auch nicht frei von Einseitigkeiten und Uebertreibungen, ohne Frage eine der bedeutendsten politischen Satiren, vielleicht die bedeutendste der gesammten deutschen Literatur ist. Von der Schweiz ging Hartmann nach England und im Herbste des Jahres 1850 nach Paris, dem südlichen Frankreich und der Bretagne. Der „Chronik des Pfaffen Mauritius“ ließ er, von einem Extrem ins andere übergehend, die gemüthvolle Idylle „Adam und Eva“ folgen, welche im Jahre 1851 erschien. Diese in Hexametern geschriebene Idylle gehört zu dem Vortrefflichsten, was in diesem Genre in Deutschland geleistet worden ist. Eine ähnliche harmlose Färbung haben seine bald nach dieser Idylle erschienenen poetischen Erzählungen „Schatten“. In Frankreich schrieb er sein farbenprächtiges „Tagebuch aus der Provence und Languedoc“ (Darmstadt 1852). Nach mancherlei Schicksalen im Orient, in Dänemark, der Schweiz, Italien und Deutschland ließ er sich im Jahre 1860 in Genf nieder, wo er Vorlesungen über deutsche Literatur und Geschichte an der Akademie hielt. Nachdem er sich dort am 14. Juli desselben Jahres vermählt hatte, ging er mit seiner jungen Frau im Jahre 1862 nach Stuttgart, wo er die Redaction einer neuen Zeitung, der „Freya“, übernahm. Das Unternehmen konnte nicht bestehen, und Hartmann trat, nachdem das Blatt eingegangen war, an die Spitze der Redaction der im Jahre 1867 gegründeten „Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung“. Im Jahre 1868 ging er als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ nach Wien, an welchem Blatte er bis an sein Ende als Feuilletonist thätig gewesen ist.

Unter den poetischen Werken Hartmann's nennen wir noch seine Gedichtsammlung „Zeitlosen“ (Braunschweig 1858) sowie seine mit Szarvady übersetzten „Gedichte Petöfi's“ (Darmstadt 1851) und die von ihm und Pfau übertragenen „Bretonischen Volkslieder“. Romane und Novellen hat Hartmann zahlreich verfaßt. Die folgenden sind unter ihnen die hervorragendsten: „Der Krieg um den Wald“ (Frankfurt 1850), „Erzählungen eines Unsteten“ (Berlin 1858), „Erzählungen meiner Freunde“ (Frankfurt 1860), „Bilder und Büsten“ (Frankfurt 1860), „Nach der Natur“ und „Die letzten Tage eines Königs“ (Stuttgart 1866).

Moritz Hartmann bildete mit Karl Beck und Alfred Meißner die glänzende Trias der österreichischen Dichtung der Gegenwart. Seine Poesie hat einen weniger dithyrambischen Schwung als die Beck's und Meißner's, aber in der künstlerischen Plastik, in der Schlichtheit des dichterischen Ausdrucks übertrifft er sie. Beck und Meißner sind genialer, origineller, leidenschaftlicher, feuriger als Hartmann es war, aber er war im ganzen gemüthswärmer, unmittelbarer, naturfrischer und inniger als jene. Dazu war er von einer eisernen Unbestechlichkeit der Gesinnung, welche seinen Poesien einen Werth von ethischer Bedeutung gibt.

Bibliographie.

Beer, A., Andrea del Castagno. Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Gerstenberg, K. v., Johann Huß. Tragödie. Bern, Huber u. Comp. 8. 24 Ngr.

Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. 1ster Jahrgang. 1871. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamann's, J. G., Schriften und Briefe. Zu leichterem Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von M. Petri. 1ster Thl. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haebler, C. G., Wie sollte das deutsche Volk nach den Siegen von 1870 und 1871 auf das Drama der Vergangenheit blicken? Wie sollte es das seiner eigenen Zukunft gestalten? 35 Sätze. Leipzig, Mutze. 8. 3 Ngr.

Halm, F. (Eligius Freih. v. Münch-Bellinghausen), Neueste Gedichte. Nachlaß. Herausgegeben von F. Pachler und E. Kuh. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Hermann, T., Wilhelm Wolfschild. Ein Roman aus dem baltischen Leben. Mitau, Behre. Gr. 8. 2 Thlr.

Höhlbaum, K., Die jüngere livländische Reimchronik des Bartholomaeus Hoeneke 1315—1348. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 18. Juli 1872.

Philosophische Schriften.

1. Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Begründung und die geschichtliche Entwickelung der Idee über beide. Von H. von Brucken, genannt Fock. Zwei Bände. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Philosophie im Umriß von Adolf Steudel. Erster Theil: Theoretische Fragen. Stuttgart, Metzler. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.
3. Isis. Der Mensch und die Welt. Von C. Radenhausen. Zweite Auflage. Vier Bände. Hamburg, O. Meißner. 1870. 8. 4 Thlr.

Dem Verfasser des zuerst genannten Werks: „Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Begründung und die geschichtliche Entwickelung der Idee über beide", H. von Brucken, ist schon das als Verdienst anzurechnen, daß er in seiner Durchführung wirklich philosophirt, und zwar vom Anfang bis zum Ende. Bringt man es heute doch leider oft genug in Erfahrung, daß auf dem Titel Philosophie angekündigt wird, die hinterher keine ist. Das, was wir dafür antreffen, ist dann Geschichte der Philosophie, die aber auch wieder alles andere eher sein mag als eben dieses. Mag Derartiges eigenliebige Selbsttäuschung sein oder gar absichtliche Mystification des Lesers, in beiden Fällen kann es nicht stark genug gerügt werden. Es wäre das dem zu vergleichen, wenn uns ein Theolog sein Buch als eine Dogmatik vorlegte und uns statt deren mit einer Geschichte der Dogmen bedächte, oder wenn ein Historiker uns mit einer neuen Weltgeschichte überraschte, und uns mit einem bloßen Raisonnement über historische Ereignisse regalirte, mit einer Geschichte, die keine wäre.

Nicht so unser Autor. In seiner ganzen Art des Verfahrens drückt sich eine bestimmte Eigenthümlichkeit aus, die sich von jeder andern vortheilhaft unterscheidet, nie beabsichtigt wird und doch sich überall in streng objectiver Haltung bewährt. Es sind ureigene Constructionslinien, die der Verfasser zieht, aus welchen er mit scharfer Consequenz fast immer richtige Schlüsse gewinnt. Bereits in der Einleitung gibt er sich so, daß wir ihm mit aller Aufmerksamkeit folgen. In der begrifflichen Entwickelung laufen die Unterschiede nie ineinander, daher es denn auch der Grundcharakter dieses ganzen Philosophems ist, daß Gott, Welt und also auch Mensch nie in moderner Beliebtheit pantheistisch ineinanderfließen, sich zwar gegenseitig fordern, aber nie unklar und chaotisch verwechselt und vermischt werden. Schon am Anfange kündigt sich das erfreulich an, indem unser Denker zwischen „Anschauen, Denken und Erkennen" präcis unterscheidet. Er stellt mit allem Recht der Gegenwart die Aufgabe, Glauben und Wissen in vollen Einklang zu bringen, und löst dieselbe im Folgenden durch ein wahrhaft rationelles Verfahren. Man sagt nicht zu viel, wenn man mit Bezug auf Lessing, der auch metaphysische Probleme stets in sich bewegte, das vorliegende Buch eine „metaphysische Erziehung des Menschengeschlechts" nennt.

Was den Inhalt des ersten Bandes betrifft, so zerfällt derselbe in drei Bücher, diese gliedern sich wieder nach verschiedenen Abtheilungen. Wir heben nur einzelne Momente hervor, um dem Leser kurz die Wichtigkeit der Untersuchungen vor Augen zu bringen: „Die Begründung des Wesens Gottes und der Welt." Erstes Buch: „Das Wesen der Welt." Aus den einzelnen Abschnitten: „Bestimmung des Wesens im allgemeinen"; „Jedes Wesen hat die Beschaffenheit der niedern Wesen zu seinem Inhalt"; „Das Wesen des niedern Wesens ist in den höhern zu den Eigenschaften des höhern Wesens erhoben"; „Das Wesen im Wesen"; „Das Wesen der Natur"; „Das allgemeine Wesen"; „Es muß ein geistiges persönliches Wesen letzter Grund der Welt sein".

Zweites Buch: „Gott"; „Das Wesen Gottes". Aus den einzelnen Abschnitten: „Gott ist von Ewigkeit her und in Ewigkeit"; „Das Wesen Gottes als Geist"; „Die Persönlichkeit Gottes"; „Die Natur Gottes"; „Die Organisation Gottes"; „Die Nothwendigkeit der Welt als Folge des Wesens Gottes"; „Es ist nur eine Idee der Welt möglich"; „Die Idee der Welt ist eine relativ voll-

kommene"; „Der Weltzweck"; „Die Wirklichkeit der Schöpfung durch Gott".

Drittes Buch. Aus den einzelnen Abschnitten: „Das allgemeine Wesen der Welt und seine Beziehungen zu den Besonderwesen"; „Die unorganischen Wesen"; „Die organischen, beseelten, geistigen Wesen"; „Das Wesen des Geistes"; „Das Gewissen"; „Freiheit"; „Die Vermittelung mit Gott"; „Das Gute"; „Das Böse"; „Die Versöhnung mit Gott"; „Die Uebel"; „Fortdauer nach dem Tode"; „Das Weltgericht".

Man ersieht also schon aus diesen Grundlinien, daß, obwol der Forscher „die Begründung des Wesens Gottes" voranstellt, er doch zuerst, wenn auch nur vorläufig, auf die Metaphysik der Welt eingeht, um darauf das Wesen Gottes zu vollständiger Darstellung zu bringen, und sodann zum Schlusse die verwirklichte Schöpfung und ihre besondern Wesen in Betracht zu ziehen; eine Folge, die ebenso gründlich wie lichtvoll ist. Was die speciellere Methode unsers Autors betrifft, so springt er nie vom ruhigen Gange der Untersuchung ab, er läßt sich nie auf Extravaganzen ein, um durch Ungeheuerlichkeiten solchen Ausschreitens mit der Eroberung neuer Gebiete zu prunken. Wir finden bei ihm kein um sich tobendes Spiel der Dialektik, weder mystische noch speculative Ausschreitungen, welche jedes dialektische Verfahren, ungeachtet der größten Meister in dieser echt wissenschaftlichen Kunst, in neuerer Zeit so verdächtigt haben. Und dennoch hat er seine eigene Dialektik, die aber züchtig, keusch, solid wie seine ganze Darstellung ist, die weder in gewaltsamer Verdeutschung noch in der Prüderie gegen fremdländischen Ausdruck sich gefällt und doch in reinem Deutsch sich vernehmen läßt. Seine treffliche Methode, die sich durchweg bewährt, ergibt sich zwanglos aus einer dreifachen Unterscheidung des Wesens, aus dem sie erwächst und die reifsten Früchte zeitigt. Die Stelle seines Buchs, welche dieses besagt, ist sehr zu beachten und lautet: „Das Wesen muß den dreifachen realen Unterschied in sich haben, der von sich erfaßt werden kann, der sich erfaßt und der so in diesem Erfassen durch sich selbst das Ganze bildet. Wäre der Inhalt des Wesens totale Gleichheit, so wäre kein Unterschied und keine Möglichkeit in demselben, sich selbst zu erfassen, sich auf sich selbst zu beziehen."

Aus Mangel an Raum müssen wir leider die vortreffliche Exposition des Wesens der Welt übergehen, und dürfen es um so leichter, da sie erst eine vorläufige ist. Nur dieses können wir nicht unerwähnt lassen: die selbständige, streng objective Lösung seiner Aufgabe ist unserm Denker mit Recht so sehr Hauptsache, daß er in dem ersten Bande nirgends die Standpunkte anderer Philosophen namhaft macht oder auch nur wichtige Ereignisse auf dem Felde anderer Wissenschaften, z. B. der neuesten Naturforschung, an berühmte Namen knüpft, und gleichwol erkennt man es sofort, wo er dergleichen andeutet, was ihm im einzelnen vorschwebt, da es eben auf seinem Wege ihm begegnet.

Es ist rühmlichst charakteristisch für den Verfasser, daß gerade da, wo seine Speculation die Idee Gottes im zweiten Buche erreicht, wo er also bis zur Vollkommenheit des Seins vordringt, auch seine Darstellung sich jedem Kundigen in ihrer Vollendung zeigt. In der That, diese ganze Durchführung ist der Gottesidee würdig, ja sie erhebt sich über die ganze Region bloßer Ideen. Die meisten Darlegungen des Wesens Gottes leiden an anthropomorphistischen Beschränkungen, d. h. der Mensch mißt Gott nach seinem eigenen menschlichen Maß, oder sie leiden an Ausweitungen, die sich nicht blos ins Weite, sondern ins Oede, d. h. zuletzt in nichts verlieren. Das menschliche, in seiner Endlichkeit befangene Individuum fixirt einen Inhalt, über den Gott vollständig hinaus ist. Das Naturell unterwirft Gott einem Proceß, in dem Gott ebenso zerfließt, wie alle Einzeldinge der Körperwelt zerfließen. Günstigenfalls wird Gott dort eine räumliche Monas, hier versinkt er gar in ein Chaos der antikosmischen Gestaltlosigkeit. So geschieht es, daß die reichste, die unerschöpflichste Idee, die aber nicht Idee, sondern unumschränkte Person, Bewußtsein und Selbstbewußtsein von Uranfang ist, dem empirischen Menschen so eng wie seine individuelle, blos zeitlich räumliche Erfahrung erscheint, und daß sie dem pantheistischen Träumer als absolute Gedankenleere sich ankündigt. Vom Geiste hat dann weder der eine noch der andere auch nur die entfernteste Ahnung, geschweige von dem unerschöpflichen Reichthum der Idee Gottes, der von außen keines Zuflusses bedarf, der ist, weil er Gott ist. Es gehört große Schwäche im Denken dazu, wenn man nicht gewahr wird, daß das menschliche Individuum ohne einen letzten Grund der Welt sich von sich selbst ablöst, und mit der gesammten Erscheinungswelt in einen Abgrund spurlos versinkt, der zugleich das offene, bodenlose Grab für Gesetz, für Sittlichkeit, Wahrheit, Schönheit ist. Es gehört aber auch dieselbe Gedankenschwäche dazu, um zu wähnen, es gebe eine Höhe der Weltanschauung, welche nichts anderes als der Aether einer abstracten Allgemeinheit sei, da in diesem doch kein Leben fortzukommen vermag und sogar keins aufzukommen vermochte. Auch die Welt der Erscheinungen ist nicht denkbar ohne ein Wesen, welches den Schein wirft, und auch das Ding an sich setzt ein Wesen voraus, welches Person für sich, Bewußtsein von sich wie von der Welt sein muß, sodaß Unbewußtes nur verloren gegangenes und wieder zu erlangendes Bewußtsein sein kann, in welchem das Inner- und das Ueberweltliche zugleich sind, und nun erst von einem Totalzwecke der Welt die Rede sein kann, da jeder Zweck unmöglich ist, wenn der Bezweckende nicht weiß, wer er ist und was er will, und die Macht hat, diesen Willen durchzusetzen.

Man braucht noch lange nicht bis zur Kant'schen Transscendenz fortzugehen, sondern schon innerhalb der menschlichen Vernunft und ihres exacten Erkennens machen sich die obigen logischen Forderungen in unausweichlicher Nothwendigkeit geltend. Auch der in Rede stehende Denker bewegt sich innerhalb der angegebenen, scharf rationellen Consequenzen. Es gehört jene verstockte physische Uebersichtigkeit des heutigen Materialismus dazu, um an so festen Unterschieden immer vorbeizusehen und zu meinen, daß die Physik auch nur einen Schritt in der exacten Wissenschaft zu thun im Stande sei, wenn sie sich auch nur einen Augenblick von der metaphysischen Controle lossagt. Man vergleiche den vortrefflichen Abschnitt in Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" (dritte Auflage, „Ergänzungen", zweiter Band), und zwar:

„Ueber das metaphysische Bedürfniß des Menschen", wobei wir jedoch bemerken müssen, daß auch Schopenhauer sehr oft an speculativer Uebersichtigkeit litt, daher er denn an Gott immer vorbeisah.

Aus der meisterhaften Darstellung unsers Denkers resultirt, daß Gott keine bloße Idee, sondern aus seiner vollkommenen Idealität heraus auch das realste Wesen ist. In ihm ist kein Werden, er ist Sein und Bewußtsein als solches. In ihm ist daher auch kein Proceß. Jeder Anthropomorphismus, jeder Pantheismus ist hier ein für allemal ausgeschlossen, weil Gott nicht erst mit dem Universum ist, weil er das All nicht blos aus sich heraussetzt, sondern auch außer diesem Setzen ewig schon Gott ist. Die Idee des Vollkommenen ergibt sich dem Verfasser daher auch erst aus dem Wesen Gottes. Er sagt: „Gott muß das vollkommenste Wesen sein, das überhaupt möglich ist. Deshalb ist dem menschlichen Wesen die Idee Gottes die der absoluten Vollkommenheit. Da der menschliche Geist die Vollkommenheit aber nur auf seine beschränkte Weise denken kann, so muß Gott viel vollkommener sein als der vollkommenste Gedanke des geschaffenen Geistes von Gott und seiner Vollkommenheit." Kurz, diese ganze Darstellung des Wesens Gottes ist ein speculatives Prachtstück des Verfassers in allem, was er darüber zur Sprache bringt. Was das Verhältniß Gottes zur Natur betrifft, auch derjenigen Natur, welche einige der hervorragendsten Denker in Gott selbst gesetzt haben, so ist es interessant, unsern Autor mit Schelling und Franz von Baader zu vergleichen, wo sich denn ergibt, daß er näher zu Baader als zu Schelling zu stehen kommt. Trafen wir schon manches, was zur Berichtigung Darwin's dienen kann, so dürfte sich auch aus den tiefen Erörterungen über die Schöpfung durch Gott vieles ergeben, was dahin einschlägt.

Mit dem Beginn des dritten Buchs, wo der Verfasser auf die Weltwesen des Speciellern eingeht, sehen wir den reichen Ertrag seiner Lehre von Gott zuerst in aller Vollkraft sich ergießen, nur daß im Verlauf einige Anstauungen entstehen, die, aber nur in einzelnen Momenten, einiges zu wünschen übriglassen. Schon in Ansehung einer frühern Stelle im zweiten Buche müssen wir einiges Bedenken äußern, da sich in der „Verwirklichung der Schöpfung" jetzt Einzelheiten geltend machen, die etwas anders formulirt werden müßten. Wenn nämlich unser scharfsinniger Denker dort aussagt: „Da die Vollkommenheit Gottes unendlich ist, so ist auch die Zeit dieses Erkennens unendlich, und es kann schon deshalb der relative Geist selbst nicht mit einem Ende gedacht sein", so ist das in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele vollständig richtig, aber die Vervollkommnung der relativen Geister kann nicht in einer unendlichen Reihe bloßer Zeitmomente bestehen, denn dann erreichte sie nie ihr Ziel, und der Weltzweck Gottes würde nie vollständig realisirt, die relative mit der absoluten Vollkommenheit nie versöhnt, die Zeit ins Unendliche ausgedehnt, denn endlose Zeit ist doch keineswegs Ewigkeit. Gegen das Ende des vortrefflichen Werks erhält dasselbe immer mehr einen religions-philosophischen Charakter. Auch hier fehlt es nicht an tiefgedachten, ideenvollen Abschnitten, so „Das Wesen des Geistes", „Das Gewissen", „Freiheit", vor allem „Die Fortdauer nach dem Tode", „Das Weltgericht". Dagegen genügt uns keineswegs, was hier von der „Vermittelung mit Gott", vom „Guten", „Bösen", von der „Versöhnung", von den „Unvollkommenheiten" beigebracht wird, ja das ganze Problem vom Ursprung des Uebels, eine der schwierigsten Aufgaben der Philosophie wie speculativen Theologie, bleibt beim Verfasser vollständig ungelöst. Kurz, die Lehre von den letzten Dingen, ungeachtet eines ebenso wahren wie erhabenen Gesichtspunktes, verengt sich gegen das Ende des Buchs immer mehr, sodaß wir nicht anders können, als hier von einer stark umwölkten Perspective sprechen, wie wahrhaft wissenschaftlich auch der Gang der frühern Untersuchung gewesen ist. Hier drängt sich uns wieder aufs neue unsere alte Ueberzeugung auf, wie noth es thut, eine wissenschaftliche Umgestaltung und Neugeburt in der Religionsphilosophie, mit aller Consequenz streng rationeller Mittel, der bisherigen Christologie und Eschatologie vorzunehmen und durchzuführen.

Wenn selbst ein solcher Denker von Beruf, der fast überall den tiefsten, echt speculativen Gehalt kundgibt, wie wir bereits andeuteten, hier und da, gegen das Ende, in jene kleinen Rationalismen verfällt, welche den Dingen nicht vollständig auf den Grund kommen, wie wird es erst mit dem bloßen Dilettantismus aussehen, der sich in unsern Tagen so selbstzufrieden breit macht und über die inhaltschwersten Gegenstände, wie Erbübel, Erbsünde, Vermittelung, Versöhnung, Erlösung, höhnisch abspricht! Wir geben zu einiger Aufhellung daher noch Folgendes zu bedenken. Es gehört nicht viel dazu, um einzusehen, daß alle Menschen, in der Abfolge der Generationen, eigentlich ein Mensch sind, daher eben Gutes wie Böses sich forterben. Darin steckt denn auch die tiefverborgene Wurzel des Mitleids, der Mitbetheiligung aller Geschöpfe an einer und derselben Urschuld, daher Zurechnungsfähigkeit, wie denn selbst Schopenhauer solche Wahrheiten nirgends in Abrede stellt, und so etwas von Nothwendigkeit einer positiven Erlösung, trotz seiner sonst so kecken Negationen, unverkennbar herausahnt. Erwägt unser Autor das, so hoffen wir zuversichtlich, er werde bei späterer Vermehrung, Erweiterung seines Philosophems auch diesen durchaus mangelhaften Entwickelungen der letzten Abschnitte noch eine Umgestaltung wesenhafter Art zutheil werden und nirgends das Rationelle und dessen Unumstößlichkeit in bloße Verstandesengen ausarten, sich verlieren lassen. Derselbe Schopenhauer, der menschliche Vernunft oft so geringschätzt, ohne zu bedenken, daß sie, im Unterschiede vom abstracten Verstande, in der wahren Wissenschaft nie irren kann, derselbe Schopenhauer ist es, welcher den Rationalismus und sein fades, längst überlebtes Getreibe in der Theologie mit Recht verwirft und ihn mit scharfer Geisel bedenkt, wo er nur irgend Gelegenheit dazu hat.

Ganz in unserm Sinne sagt der wackere Autor gegen das Ende unter anderm:

Aus der allgemeinen Bildung und Entwickelung des Geistes geht einestheils ein höheres Glauben an und ein höheres Wissen von Gott hervor, anderntheils macht diese höhere Bildung des Geistes wiederum denselben fähiger und geeigneter, das, was er als recht und als auf einem höhern Willen beruhend anerkennt, auch zu verwirklichen. Nur bei einer gewissen Herrschaft über die Sinnlichkeit treten höhere und

vollendetere Auffassungen mit Nachhaltigkeit hervor, und eben weil sie hervortreten und hervortreten können, schreitet der Geist in der Beherrschung seines niedern Wesensinhalts sicherer vorwärts. Das Erkennen Gottes ist also einerseits mit dem Fortgang der eigenen Ausbildung unmittelbar verbunden, anderntheils macht diese letztere wieder allein die Verwirklichung jenes erkannten höhern Willens möglich.

Wahrlich, der Verfasser hat sich mit seinem Werke und besonders mit seiner würdig gefaßten Gotteslehre eine Feste gebaut, die von Bestand sein wird, und selbst wenn er sich entschließen sollte, einige seiner Außenwerke mehr einzuziehen oder weiter vorzuschieben, keiner seiner etwaigen Belagerer wird ihm etwas anzuhaben vermögen. Selbst wenn er im zweiten Bande, der historische Darstellungen enthalten wird und inzwischen erschienen ist, sich genöthigt sähe, von seinem festen Standorte aus gegen diesen oder jenen andern Denker zu operiren, Ausfälle zu machen gegen andere Weltansichten und Systeme, er wird, wie wir ihn kennen gelernt haben, überall mit scharfen, vielleicht sogar überlegenen Waffen fechten. Wir empfehlen sein Werk angelegentlich Philosophen, Theologen, aber auch allen Gebildeten, die ohne Nachdenken mit ihrem Seelenleben nicht zu bestehen wüßten.

Gehen wir nunmehr zu dem zweiten philosophischen Werke über, welches wir oben für unser Urtheil in Erwähnung gebracht haben: „Philosophie im Umriß" von Adolf Steudel. Man kann bei so voluminösen Bänden wie der vorliegende wieder einmal an jene Fernröhre holländischer Astronomen früherer Zeit erinnern, die da meinten, je länger ein solches Instrument eingerichtet wäre, desto tiefer werde man mit demselben in das Firmament und dessen Geheimnisse eindringen. Was hier also Länge erreichen sollte, das bei jenen Bänden deren Dicke. Oder, um in einer andern Metapher zu sprechen, man wird bei derartigen Büchern an die umfangreichen Mörser der Artillerie gemahnt, die von so kolossalem Kaliber sind, daß man meint, sie müßten schon durch ihre Dicke den Feind erschrecken, wenigstens ihm imponiren, Bresche auf Bresche schießen und die Festung erobern. Immer trifft das freilich nicht zu, und nun gar corpulente Bücher sind oft sehr dünn an Seele und Geist. Doch, bekennen wir es sogleich, das letztere darf man, ohne ungerecht zu sein, von dem uns eben beschäftigenden keineswegs behaupten, im Gegentheil, es beweist angelegentliche Liebe zur Philosophie und ist ebenso reich an seelischem wie geistigem Gehalt.

Wie sehr es anfangs scheinen will, daß wir hier ein Werk vor Augen haben, dessen Verfasser uns das Ergebniß vieljähriger und vielseitiger philosophischer Lektüre auf eklektischem Wege zuführt, so überzeugen wir uns sehr bald, daß dem doch nicht so ist. Der Eklektiker als solcher hat in der Regel nichts, was er das Seinige nennen könnte, er prüft in der Philosophie die einzelnen Systeme, eignet sich von dem einen dieses, von einem andern wieder jenes an, bekennt sich zu keinem, gibt jedoch auch nichts, was auf ein eigenes System schließen lassen könnte. Es fehlt ihm an jedem selbständigen Urtheil. Nirgends aber läßt es unser Autor an einem solchen mangeln, wenn wir es auch aus der Ueberzahl von Stimmen, die hier laut werden, oft mit einer gewissen Mühe und Anstrengung heraushören müssen. Kurz, er steht bedeutend höher, als je ein Eklektiker gestanden hat, und wenn wir sein sehr beachtenswerthes Werk auch als eine musivische Arbeit zu bezeichnen haben, so ist diese doch mit unendlichem Fleiß, mit Sauberkeit ausgeführt, und wir können aus diesen Zusammenstellungen, aus seiner vergleichenden Umschau, aus seiner vorurtheilslosen Kritik sehr viel lernen. Unter allen Umständen gebührt dieser „Philosophie im Umrisse" eine hohe Achtung, sie verdient aufrichtig respectirt, geehrt zu werden, weil sie, nach dem, was uns über das Entstehen dieser Arbeit mitgetheilt wird, das Resultat eines ganzen Menschenlebens ist. Noch dazu hatte der Verfasser zur Ausführung seines Werks die Zeit von anderer Geschäftsthätigkeit sich abzumüßigen, und gleichwol, trotz aller Unterbrechungen, brachte er es zu Stande.

Wir haben hier aber sogleich, bevor wir übersichtlich verfahren, über das Ganze und einiges Detail unser Urtheil feststellen, einen Umstand zu berühren, der unserm Verfasser zu großem Vortheile gereicht, wie viele auch anderer Meinung sein werden. Wir haben daran jedoch eine kleine Polemik zu knüpfen, die bei uns aus keinem Uebelwollen hervorgeht, sondern die wir der Philosophie selber schuldig sind und durch die wir unserm Denker einen Standpunkt zuerkennen, gegen den er vielleicht aus falscher Bescheidenheit protestirt. Wir halten es nämlich für bedenklich, sogar mit einiger Gefahr verbunden, daß man sich, in welcher Wissenschaft es auch sei, unbedingt und ein für allemal einem andern System hingibt oder innerhalb des eigenen Systems für immer mit sich und der Menschheit abschließt. Die eigene Weltanschauung, die jedes denkende, intelligente Individuum stets haben und fortwährend cultiviren müßte, geht darüber meist zu Grunde.

Hören wir indessen erst unsern Denker selbst. Er sagt: „Man hat es bisher nicht nur als ein unangefochtenes Dogma hingenommen, daß die Philosophie eine Wissenschaft sei, sondern es hat sogar ein wahrer Wetteifer in der Behauptung stattgefunden, daß sie die Wissenschaft κατ' ἐξοχὴν, gewissermaßen die einzige echte Wissenschaft, ja, wie wir dieses bei Ulrici gesehen haben, die Wissenschaft der Wissenschaften sei." Ferner werden Kant, Schelling, Hegel, Troxler für diese letztere Ansicht aufgeführt. Dann heißt es bei Steudel weiter: „Solche hohe Worte nehmen sich seltsam aus gegenüber der Thatsache, daß die Philosophie es nicht nur noch in keinem einzigen Hauptpunkte (nach unserm Dafürhalten in unzähligen) zu einer allgemeinen Uebereinstimmung gebracht hat, daß es in ihr nicht Einen Satz gibt (nach unserm Dafürhalten unzählige), der als objectiv feststehend anerkannt wäre; sondern daß nicht einmal rücksichtlich ihres Objects Einigkeit herrscht, indem die einen als diesen Gegenstand allein das Denken oder das Bewußtsein, die andern das objective Sein hinstellen, die einen sie als die Wissenschaft des Absoluten, d. i. des absoluten Geistes, bestimmen, die andern jeden Geist geradezu negiren."

Dann steigert sich solche Paradoxie beim Verfasser immer absonderlicher. So in den Worten: „Wol aber erscheint es als eine allgemeine philosophische Aufgabe, Grundlagen zu ermitteln, bei welchen nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Hoffnung gegeben wäre, daß sich in Betreff ihrer eine allgemeine Uebereinstimmung bilden könnte, und

auf welchen sich daher die ersten Bausteine einer wirklichen und gesicherten Wissenschaft legen ließen."

Das alles nun ist zu unserm Bedauern etwas stark, d. h. hier allerdings schwach, und der Verfasser stellt sich damit viel tiefer als er es verdient und als wir selbst ihn bereits gestellt haben. Wir müssen ihn daher — ein seltener Fall in der Kritik eines Buchs — in Schutz nehmen gegen sich selbst, nach dem, was er in vorliegendem Buche wirklich des Erfreulichen geleistet hat. Auch betrachten wir Obiges bei ihm nur für eine Anwandlung von skeptischer Zaghaftigkeit, die er jedoch später überwindet, und zwar gegen das Ende stets mehr, wo er ein Bewußtsein darüber gewonnen hat, was er trotz aller Unbedeutendheit der Philosophie als Wissenschaft denn doch zu leisten vermochte. Die eben angeführten Stellen betrachten wir als momentane Uebereilungen, die wir aber des Ernstes der Sache wegen nicht so ohne alles Weitere hingehen lassen dürfen.

Was ist denn also Philosophie? Nach dem Verfasser ist sie keine Wissenschaft. Sie könnte allenfalls künftig einmal eine solche werden. Bisjetzt hat sie sich nur als eine Reihe von Systemen documentirt, von denen jedoch das eine vielfach den andern widerspricht. Sie ist eine bloße Zusammenstellung von Meinungen, subjectiven Ansichten, Hypothesen. Ein solch philosophisches System ist aber, nach Steudel, keineswegs schon ein Lehrgebäude, sondern nur erst Baumaterial zu einem solchen. Nicht einmal ist die Philosophie, nach seiner Meinung, so weit gediehen, daß sie den Grund gelegt hat zu einem Lehrgebäude. Jede Philosophie liefert nur erst „Bausteine" zu einem derartigen Aufbau. Daraus müssen wir schließen, daß auch unser Autor lediglich Steine heranfährt, daß wir es in seinem Werke nur mit einem Gerölle zu thun haben, dessen Conglomerate erst wieder zu trennen, zu behauen, anders zu verbinden, zu fügen sind, sodaß wir ihm, nach ihm, eine viel zu große Ehre anthaten, wenn wir oben sein Werk eine musivische Arbeit nannten. Kläglich genug, wenn dem wirklich so sein sollte.

Was ist denn aber Wissenschaft? Wir werden Frage und Antwort vereinfachen, wenn wir wiederum fragen: was ist ihr Zweck? Wissenschaft ist das Unternehmen, Wahrheit zu ergründen, das, was sie ist, über allen Zweifel hinauszurücken. Man darf auch den Plural brauchen, man darf von einzelnen Wahrheiten sprechen, aber alle Wahrheiten gehören zueinander, fordern sich gegenseitig, und es gibt daher eigentlich nur Eine Wahrheit. Ist nun die Philosophie keine Wissenschaft, so hat sie auch nichts mit der Wahrheit zu thun, am wenigsten daß sie ergründen könnte, was Wahrheit sei. Welches andere Gebiet außer der Philosophie wäre also Wissenschaft? Etwa die Jurisprudenz, die Geschichte, die Physik im weitesten Sinne des Worts? Kann etwa die Rechtswissenschaft aus sich selbst oder auch nur aus ihrer bisherigen historischen Genesis ergründen, was Recht ist? Nicht das Naturrecht, das historische, das Völkerrecht, sondern das Wesen des Rechts. Nein. Sie müßte bis zur Idee des Rechts aufsteigen, und auch dann hätte sie noch nicht alles das erreicht, was die Wissenschaft erreichen muß, nämlich den letzten Ursprung des Rechts. Und wenn die Jurisprudenz in ihrer Forschung bis zu solcher Höhe gelangte, so wäre sie schon, nach dem was wir sogleich beibringen werden, Philosophie geworden. Und ebendasselbe gilt von der Geschichte. Soll die Geschichte Wissenschaft sein — was ihr, leichtfertig genug, Schopenhauer bekanntlich abspricht —, so darf sie streng genommen nicht bei den Ereignissen, dem Nacheinander derselben, bei ihren Charakteren stehen bleiben, sie muß auch wissen, was der Nexus von Ursache und Wirkung bedeutet, sie muß wissen, ob es eine Freiheit des Willens, eine Zurechnungsfähigkeit und demnach eine Nemesis gibt, sie muß bis zum Ursprung der Freiheit und alles Geschehens fortgehen, und dann wäre auch sie Philosophie geworden. Und nun die Physik. Der Naturforscher hat es mit dem recht eigentlich zu thun, was in die Sinne fällt, was diesen wahrnehmbar ist; er hat die Phänomene aber auch auf Gesetze zurückzuführen, auch er hat den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nie außer Acht zu lassen, sich um die strengste Nothwendigkeit zu kümmern, aus der das alles unwandelbar vor sich geht. Er müßte jedoch auch, um gründlich wissenschaftlich zu verfahren, ergründen, was Materie, was Stoff und Kraft zu bedeuten haben, er müßte das Urphänomen, dessen Ursprung, erreichen, dann wäre aber auch der Physiker schon Philosoph geworden. Alle die Genannten, der Jurist, der Historiker, der Physiker handeln allerdings weise, sich auf diese letzten Untersuchungen gar nicht einzulassen, und man erkennt auch hier „an der Beschränkung den Meister", aber so viel erhellt aus dem Gesagten, daß alle einzelnen Wissenssphären auf eine Gesammtsphäre hinweisen, die ein und dasselbe Centrum, die Centralsonne eines universellen Systems, die Wissenschaft als solche ist. Alle wahrhaften wissenschaftlichen Forscher, seien sie Juristen, Historiker, Physiker oder Theologen, Politiker, Philologen, die nicht bloße Handlanger bei der Grundlegung, beim Ausbau eines Lehrgebäudes der Gesammtwissenschaft sind, werden das Gesagte unbedingt zugeben, nur die rohen Materialisten, die einseitigen Empiriker, die gedankenlosen Naturalisten, die halbgebildeten Dilettanten werden es verneinen, und der Verfasser möge zusehen, was er anstiftet, wenn er in dem, was er oben äußerte, diesen Arbeitern mit der bloßen Hand noch zu Munde spricht, ihnen, die schon arrogant und auflehnerisch wie tagelöhnerisch genug sind. Ansichten, wie sie unser Autor in obigem Citate vorbringt, reißen die Kluft stets weiter zwischen dem Idealen und Realen, die übrigens nur in den hirnkranken Köpfen bloßer Fachgelehrten besteht und an sich gar nicht vorhanden ist.

Wahrlich, man erkennt den Verfasser, der später so treffliche Erörterungen gibt, kaum wieder, wenn er so armselige Geständnisse wie schon zu Anfang macht. Es bekommt mindestens den Anschein, wenn er der Philosophie den Charakter der Wissenschaft abspricht, als habe er diese nur immer in einem einzelnen Fache gefunden. Demnach wäre die Gesammtwissenschaft nur ein Repositorium, ein Fachwerk aus Fächern bestehend, ein Möbel, eine Vorrichtung, wie der Gewürzkrämer sie hat: in dem einen Fache ist Zimmt, in dem andern Salz, im dritten Zucker vorräthig. Wie dagegen wir die Philosophie ihrem eigentlichen Wesen nach fassen, so ist damit keineswegs dem Philosophen ein höherer Rang zuertheilt als jedem andern

wissenschaftlichen Forscher. Haben doch auch beide eine gleich schwierige Aufgabe zu lösen. Vom Philosophen ist zu fordern, daß er auf allen andern Feldern der Wissenschaft ebenso bewandert sei wie auf dem eigenen. Vom Juristen, Historiker, Physiker und wie sie alle heißen, daß jeder von ihnen im Besitz philosophischer Bildung sei, aber auch wisse, welches Verhältniß seine Wissenschaft zum Gesammtwissen hat. Wie alle Religionen einander ebenbürtig sind, und doch im Christenthum, welches Gott und Mensch zwar unterscheidet, aber auch in eins bildet, die Religion als solche sich offenbart, wie alle Künste gleiche Würde in Anspruch nehmen, und doch die Poesie durch die Macht des Worts die Kunst als solche uns vergegenwärtigt: ähnlich ist der Werth der Wissenschaften ein und derselbe, und dennoch ist es die Philosophie, welche das universelle Wissen vorzugsweise darstellt und es zur unfehlbaren Gewißheit bringt, daß in einer Wahrheit alle Wahrheiten enthalten sind. Das, was man oft so ausschließlich Exactheit nennt, ist jeder Wissenschaft eigen, sofern sie wirklich Wissenschaft ist. Hypothesen widersprechen dem nicht, auch hat man sie der Philosophie keineswegs allein zuzuschieben. Oder haben die Physiker, trotz ihrer Thatsachen, nicht ebenfalls in Menge zu Hypothesen ihre Zuflucht genommen? Solange sich keine Wissenschaft von der Vernunft lossagen darf, haben sie auch alle vor der Vernunft sich zu rechtfertigen. Alle Verstandesunterscheidungen und -Begriffe gravitiren nach der Vernunft und in die Vernunft, welche die Gesetzgeberin des Weltalls ist, unter der Voraussetzung Gottes. Der Mathematiker sogar, er mag noch so scheinbar unabhängig construiren und calculiren, er weiß aber zunächst noch gar nicht, was er an seinen Constructionslinien, Figuren, Zahlen, kleinen und großen Größen hat; will er dieses wissen, so muß er fragen, wie er zu seinem Punkte, zu seiner Linie, zu seiner Beweisführung kommt, kurz, er muß auf die Philosophie seiner Wissenschaft zurückgehen, d. h. zur Philosophie selbst. Von der Philosophie leben alle Wissenschaften, und sie lebt wieder von ihnen. Die Philosophie ist schon deshalb Gesammtwissenschaft, weil sie nur eine Wahrheit kennt, aus der freilich alle mit strengster Evidenz folgen. Die Philosophie hat daher auch mit Hülfe aller einzelnen Wissenschaften nicht ihre aparte Wahrheit, eine Wahrheit so in abstracto, auch nicht alle Wahrheiten in abstracter Isolirtheit zu ergründen, sie hat eine wissenschaftliche Erklärung über das Wesen der Existenz abzugeben; sie ist die Wissenschaft als solche, denn es gibt nur eine Wissenschaft. Alle Wissenschaften kommen aus einem gemeinsamen Ursprunge her, verfolgen dann ihre einzelnen Richtungen, bis sie zuletzt wieder bei ihrem Ursprunge anlangen, so jedoch, daß sie alle durch ihren Entwickelungsgang zu gleicher Würde und Reife des Bewußtseins gediehen sind und gemeinsam die eine und selbe Wissenschaft vertreten und constituiren, welche allerdings die Philosophie ist und bleibt.

Nach diesem allen können wir, im Gegensatze zum Verfasser, es nur gut heißen, daß Ulrici, Kant, Schelling, Hegel, Troxler der Philosophie eine so hohe und unerschütterliche Stellung anweisen, die allein der angemessene Ausdruck ihrer Würde ist, zugleich aber auch die gleiche Würde den andern Wissenschaften zuerkennt. Die Philosophie hat sich längst über ihren festgefugten Grund erhoben zu einem Königsbau, den Säulen tragen, welche von mannichfaltiger Schönheit, aber von gleicher Gediegenheit sind; und wenn solcher Bau auch einst dem Gange der Zeiten äußerlich, geschichtlich unterliegt, das, was er bedeutet, wird in verklärter Gestalt verbleiben und dem Reiche Gottes angehören, auf welches auch die größten Denker prophetisch hingedeutet haben, wie denn gerade die Genien aller Jahrhunderte, auch wenn sie zeitlich im Widerstreite waren, doch einigerweise einander stets ergänzten.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zwei Dichtungen aus dem hohen Norden.

1. Die Könige von Salamis. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen ins Deutsche übertragen von Hermann Paul. Helsingfors. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Peivash Parneh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland von Bertram. Helsingfors. 1872. 8. 10 Ngr.

Der geniale finnisch-schwedische Dichtergreis Johann Ludwig Runeberg, in Deutschland namentlich durch sein romantisches Gedicht „Nadeschda" (Helsingfors 1841) und seinen Romanzencyklus „Fähnrich Stähl" (Helsingfors 1844) rühmlichst bekannt, bietet dem Publikum in seinem neuesten Werke, dem Trauerspiel „Die Könige von Salamis" (Nr. 1), ein Dichtwerk von hoher poetischer Bedeutung dar, welches in allen seinen Theilen das Gepräge griechisch-classischer Schönheit trägt. Wie Goethe, hellenischen Geistes voll, auch unter dem nüchternen Himmel Deutschlands den südlichen Farbenton und den gewaltigen Wurf der Zeichnung fand, um in seiner „Iphigenie" die glänzenden Tinten und die ruhig-schönen Wellenlinien attischer Dichtung wiederzugeben, so ist es auch Runeberg gelungen, in den fast arktischen Regionen seiner finnischen Heimat ein poetisches Product zu zeitigen, welches uns wie eine Dichtung aus den sonnenhellen Tagen der Blüte Griechenlands gemahnt. „Die Könige von Salamis" ist ein Drama großen Stils. Der höchste Adel der Humanität ist über dieses Gedicht ausgegossen; psychologisch fein in seinen Charakteren, bedeutend in seinem Gedankengehalt, harmonisch abgerundet in seiner künstlerischen Technik, edelschön in seiner leichtflüssigen Sprache, tritt es an uns heran mit der echten Weihe eines wahren Kunstwerks, ein ebenso beredtes Zeugniß für das große Talent des Dichters, wie ein glänzender Beweis für die fortgeschrittene geistige Bildung desjenigen Volks, aus dem der Dichter hervorgegangen, eines Volks, welches in der Literatur bisher nur wenig Bedeutendes aufzuweisen hatte.

Die Fabel der „Könige von Salamis" ist in kurzen Zügen die folgende: Um das neunte Jahr nach Been-

digung des Trojanischen Kriegs herrscht auf der Insel Salamis der König Leokritos. Er hat den Thron auf Kosten des verschollenen Eurysakes, eines Sohnes des Ajax und der Tekmessa, usurpirt. Da erscheint Eurysakes, vom Schiffbruche verschlagen, plötzlich auf der Insel. Leontes, der Sohn des herrschenden Königs Leokritos, ein edler Jüngling, dem Dike, die Göttin der Gerechtigkeit, die höchste unter den Himmlischen ist, entscheidet sich in der schmerzlichen Wahl zwischen dem geliebten Vater, der einen angemaßten Thron widerrechtlich behauptet, und dem von der Hand der Götter nach Salamis geleiteten Fremdlinge, der einen gerechten Anspruch auf das ihm angeerbte Reich erhebt, zu Gunsten des letztern. Um der gerechten Sache zu dienen und zugleich ein Leben zu enden, das für ihn hinfort nur ein schmerzliches sein kann, wechselt er, nachdem er sich offen für die Sache des Eurysakes bekannt hat, mit diesem beim beginnenden Kampfe den Helm und den Harnisch und leitet so die tödlichen Waffen des getäuschten feindlichen Heeres von dem Haupte des Eurysakes ab, indem er sich selbst ihnen preisgibt. Das Schlachtenglück schwankt längere Zeit; endlich entscheidet es sich zu Gunsten des Leokritos. In der letzten Entscheidung der Schlacht erschlägt Leokritos den in den Waffen des Eurysakes steckenden Leontes: er nahm den geliebten Sohn für den gehaßten Feind. In diesem Momente trifft die Nachricht von einer neuen Wendung der Schlacht ein: Eurysakes steht als Sieger vor dem an der Leiche des Sohnes trauernden Leokritos. Von dem Bewußtsein, den eigenen Sohn getödtet zu haben, schmerzlich übermannt, stürzt sich Leokritos in sein Schwert. Eurysakes ist Herrscher von Salamis.

Runeberg hat diese höchst einfache Fabel zu einer künstlerisch gegliederten, spannend fortschreitenden Handlung auszuspinnen und sie zu einem Vehikel bedeutender psychologischer Processe zu machen gewußt. Alle Charaktere des Dramas sind groß und edel angelegt und in ihrer Tiefe durchaus lebenswahr; die Krisen, welche sie durchzumachen haben, sind gewaltig und erschütternd, und der Dichter hat es verstanden, diese Krisen mit jener echt künstlerischen Verve herauszugestalten, welche, feurig und objectiv zugleich, die Leidenschaft des bewegten Gefühls und die maßvolle Ruhe eines souveränen, sich selbst bestimmenden Handelns gleichmäßig zur Geltung kommen läßt. Groß ist in dem Drama der Moment, wo in der zwölften Scene des vierten Actes Leontes sich zu opfern beschließt, indem er in die Worte ausbricht:

Wohlan, die Würfel sind geworfen, mag es sein:
Stahl gegen Stahl, Trotz gegen Trotz, dem Schicksal kühn
Entgegen mit der stärksten Macht, der Macht des Rechts!
Du aber, junges, warmes Leben, fahre hin,
Fahr' hin! Jetzt deine honigsüße Blüte in
Des Todes Winter zu beschließen, ist Gewinn.
Hinweg doch, nichtige Gedanken, flieht! Jetzt ruft
Die That. Von allen Seiten strömt das Volk hierher.
Mit bunt gewählten Waffen; Greise, Jünglinge
Und Männer, alle, alle eilen sie herbei;
Sturm, Aufruhr, Kampf ist nah.

Groß ist ferner die Katastrophe und die auf sie vorbereitenden Scenen. Als eine schwache Stelle des Dramas müssen wir die allzu breite Anlage der Exposition bezeichnen.

In Bezug auf die Wahl des Stoffs ließe sich vielleicht manches gegen dieses Drama einwenden. Allein so sehr wir im allgemeinen geneigt sind, gegen das sogenannte „akademische Drama" Front zu machen — und stofflich betrachtet gehören „Die Könige von Salamis" allerdings in diese Kategorie, denn der ihnen zu Grunde liegende Stoff findet, an sich betrachtet, keine Sympathien im Bewußtsein der Gegenwart und flößt nur ein akademisches Interesse ein —, so lassen wir denn doch Ausnahmen gelten, wo ein großes Talent einen solchen Stoff ergreift, und das ist hier der Fall. Für einfach und groß ausgeprägte psychologische Motive sind gerade die antiken Stoffe sehr geeignet, weil sie solchen Motiven in den wir möchten sagen keuschen Linien ihrer Handlungen eine adäquate Folie zu einfach großartiger Entfaltung entgegenbringen. Das beweisen in hervorragender Weise Runeberg's „Könige von Salamis". In ihnen ist alles groß, erhaben — und zu einem guten Theile ist es das, weil die Handlung schlicht, keusch und einfach ist. Das Erhabene ist stets einfach.

Runeberg hat sein Drama in schwedischer Sprache geschrieben. Die uns vorliegende Uebersetzung desselben ins Deutsche stammt von dem durch andere Uebertragungen aus der nordischen Poesie vortheilhaft bekannten Hermann Paul. Wir können zum Lobe des Uebersetzers nur sagen, daß seine treffliche Verdeutschung dieses Dramas den Eindruck eines Originals macht.

Neben Runeberg's Drama stellen wir hier Bertram's episches Gedicht: „Peivash Parneh, die Sonnensöhne" (Nr. 2). Greift jenes in die Urzeiten griechischen Lebens zurück, so entnimmt dieses seinen Stoff den dunkeln Mythen des Nordens. Es ist ein nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland verfaßtes deutsches Originalwerk eines in Petersburg lebenden Dichters. Das Gedicht wurde, wie wir dem beigefügten Nachworte entnehmen, im Jahre 1850 vom Pastor Fjelder in Lappmarken aus dem Volksmunde aufgezeichnet und erschien zuerst in Stockholm, dann in Helsingfors (1850) in Zeitschriften. Bertram hat nun versucht, dieses im Kjölen gewachsene poetische Product durch die allerdings etwas gewagte und sich auf keinen Paragraphen der Poetik stützende Verbindung von Reim, Alliteration und Assonanz dem deutschen Verständniß zu vermitteln, und wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß dieser Versuch infolge der sehr gewandten Versification Bertram's ein im ganzen glücklicher genannt werden muß.

Man könnte diese deutschen Variationen über ein lappländisches Volksthema sehr wohl „ein nordisches Argonautenlied" nennen; überhaupt liegen, wie der Dichter im Nachwort auseinandersetzt, die Anklänge dieser lappländischen Ueberlieferungen an die altgriechischen Sagenstoffe auf der Hand. Die ethnographischen Brücken aber, welche von diesen nordischen Mythen zu jenen griechischen hinüberführen, hat die moderne Wissenschaft noch nicht aufzufinden gewußt.

Der Inhalt der „Sonnensöhne" ist dieser: „In des Mittags lechzendem Land" lebt der Held Peiwar; er hört von der Riesenjungfrau, der schönen Kalla im nordischen Lande Kalewala, und beschließt, um sie zu werben. Er segelt, das Land der Sonnensöhne verlassend, unter

mancherlei Abenteuern gen Norden, wie der erste Gesang schildert. Im zweiten Gesange finden wir ihn am Ziele seiner Fahrt. Auf die Frage der schönen Kalla, was er im Lande Kalewala suche, antwortet er:

Ich suche durststillenden Born,
Zärtliche Zähmung im Zorn,
Ich such' einen Freund in der Noth,
Treu mir im Leben und Tod,
Im Glück einen zwingenden Zügel,
Im Unglück den rettenden Flügel,
Im Herzenskummer Ersatz,
Im Elende einen Schatz,
In Armuth einen Verbleib,
Mit einem Wort:
Ich suche ein Weib! —

Nachdem Peiwar im dritten Gesange Kalla's Vater, Kalew, durch List im Ringkampf besiegt hat, führt er die schöne Braut im vierten heim. Aber Kalla's „bösblickende Brüder" verfolgen die Fliehenden, wie der fünfte und sechste Gesang schildern. Der Sonnengott, mitleidig mit den Liebenden, verdirbt indessen die verfolgenden Brüder: er verwandelt sie in Felsen.

Weit in des Waalmeers graugrünen Wüsten
An des Kjölens klaffenden Küsten,
An der Erde riesigem Rande,
In dem Nordlichtlande
Schaun die Starken, dreifach geeint,
Vom Sonnengotte versteint,
Vom einsamen Eiland hernieder,
Geheißen: die Kallabrüder,
Stummstarrende Massen,
Immer noch heiß vom Hassen,
Furchtbar anzuschauen,
Gierigen Geiern ein Grauen.
Nie wagt des Meeres Gefieder
Auf sie zu senken sich nieder,
Nur ein rauh krächzender Rabe
— Entstiegen Kalewa's Grabe —
Fliegt ängstlich von Stein zu Stein:
Heira! Heira! hört man ihn schrein.
Es ist des Riesen klagender Geist,
Der um die steinernen Söhne kreist.

Im siebenten Gesange sehen wir das gerettete Paar glücklich im „sonnigen Süden" angelangt.

Die Kritik darf Bertram's „Sonnensöhne" als eine aromatische Frucht vom Baume nordischer Urpoesie willkommen heißen; denn es weht den Leser aus diesem Gedicht wie die frische Harzluft der nordischen Wälder an. Es ist uns, indem wir die leichtfließenden Verse Bertram's lesen, als hörten wir die Wasser des inselreichen Enarasees unter den Schatten ihrer düstern Ufertannen rauschen, wie märchenhafte Stimmen der Edda.

Zur Literaturgeschichte.

Auf dem Büchertische des Berichterstatters haben sich zu gemeinsamer Besprechung eine Anzahl von Bänden und Heftchen zusammengefunden, welche nicht sowol Neues bieten, als Altes und Bekanntes in neuer Gestalt bearbeiten, auf dem weiten Felde der Literatur Nachlese oder Vorschau halten.

1. Goethe's Sprüche in Prosa. Zum ersten mal erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von G. von Loeper. Berlin, Hempel. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Goethe's „Sprüche in Prosa", dieser wunderbar reiche Schatz eigener und angeeigneter Gedanken über Ethisches, Kunst und Natur sind hier als Sonderabdruck aus Hempel's Gesammtausgabe erschienen, und zwar mit Einleitung und Anmerkungen von Georg von Loeper. Jene Sprüche enthalten bekanntlich neben des Dichters eigenen Gedanken gar manches geistvolle Wort, das er hier oder dort gelegentlich seiner Studien auffand und bald es einfach anerkennend, bald sich ihm polemisch gegenüberstellend, unter seine Aufzeichnungen aufnahm. Georg von Loeper hat sich nun die schwierige Aufgabe gestellt, nachzuweisen, woher Goethe jenes Angeeignete entnommen, oder auf welche Aeußerung, welches Werk er sich bezogen, Vergleichstellen aus den Prosaschriften, Briefen und Xenien beizufügen, alles mit einer ganz erstaunlichen Belesenheit. Wenn es ihm nicht geglückt ist, jedes Dunkel aufzuhellen, den Ursprung jedes angeeigneten Spruchs nachzuweisen, so wird auch dieses mit der Zeit wol annähernd vollständig gelingen. Wer aber sich an Goethe's reifer Weisheit in handlicher Gestalt und mit den wünschenswerthen und erreichbaren Erläuterungen erfreuen will, dem wird die Arbeit willkommen sein.

2. Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten, herausgegeben von Karl von Holtei. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eigentlich ein wunderlicher Gedanke des Herausgebers, eine Anzahl von Blättern, welche der Zufall in seine Autographensammlung zusammengeweht hat, durch den Druck zu veröffentlichen; eine Menge mehr oder minder bedeutender Menschen, ohne Rücksicht auf Zeitfolge oder auf die Richtung der Thätigkeit, nach dem A-b-c geordnet von Abbt bis Zschokke, gehen an dem Leser vorüber; jeder neue Name führt uns in einen neuen Gedankenkreis, in eine andere Zeit; vieles ist bedeutsam und anziehend, aber nirgends ein Zusammenhang. Dagegen läßt sich auch die Sache von einer andern Seite betrachten. Ich spreche nicht vom Standpunkte der Autographensammler, zu deren Zunft auch der Berichterstatter selbst gehört. Ueberschaut der Sammler diese lange Reihe glänzender Namen, der ersten Größen am deutschen Dichterhimmel des vorigen Jahrhunderts, vertreten theilweise durch mehrere lange und inhaltreiche Briefe, dann sieht er nicht die Druckschrift, sondern die wohlbekannten Federzüge der Verfasser und beneidet den Besitzer so köstlicher und seltener Schätze. Doch auch abgesehen davon ist die hier gebotene Sammlung von größerm Interesse, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die hier zusammengestellten Briefe oder wenigstens eine ansehnliche Zahl derselben sind aus der Verlassenschaft bedeutender Künstler oder Schriftsteller entnommen, sodaß sie hin und wider sich in ganz natürliche Gruppen auseinanderlegen; dabei sind sie mit geringen Ausnahmen auch inhaltlich anziehend und bedeutsam. Es sei mir gestattet, hier eine Anzahl

der vertretenen Namen zu verzeichnen: Abbt, Alxinger, Arndt, Michel Beer, Benda, Börne, Boie, Bürger, Chamisso, Claudius, Eichendorff, Fichte, Vater und Sohn Forster, Fouqué, Garve, Gellert, Geßner, Gleim, Goethe, Gottsched, Hamann, Heinse, Herder, Hippel, Hölderlin, Hölty, A. und W. von Humboldt, Iffland, Jung-Stilling, Kant, Karschin, Klinger, Klopstock, Kotzebue, Leibniz, Lenz, Lessing, Lichtenberg, Merck, Mosen, Maler Müller, Platen, Jean Paul, Salis, Schenkendorf, A. W. und F. Schlegel, Schleiermacher, Schubart, Seume, Thümmel, Tieck, Uz, Vater und Sohn Voß, Karl August von Sachsen-Weimar, Wieland — welche Reihenfolge bedeutender Namen, denen sich eine beträchtliche Menge kaum weniger bedeutsamer anreihen ließe.

So verschiedenartig diese Dinge sind, so ergänzen sie sich doch theilweise gegenseitig; wie man denn unter andern aus den hier mitgetheilten Briefen von Maler Müller, Merck, Hahn, Bürger, Claudius, Klinger, Lenz, Miller, Schubart u. s. w., alle aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, einen keineswegs blos oberflächlichen Einblick in die literarische Bewegung der Geniezeit gewinnt; so beleuchten andererseits die hier mitgetheilten Briefe Alexander von Humboldt's aus seiner baireuther Beamtenzeit und aus Jena einen sonst wenig bekannten Abschnitt seines Lebens in dankenswerthester Weise; dieselben sind nicht nur äußerst interessant, sie zeigen auch die allumfassende Arbeitskraft, das staatsmännische Geschick, die feine Laune und das treffliche Herz des unvergleichlichen Mannes in seltener Weise. Der Brief Gottsched's an Borowsky läßt uns den sonst so steifleinenen alten Herrn in behaglicher Heiterkeit und politischer Antheilnahme ganz anders erscheinen, als wir gemeiniglich ihn anzusehen geneigt sind.

Diesen Beispielen läßt sich noch manches anreihen. Andere Blätter freilich hätten ohne Nachtheil auch ungedruckt bleiben können, doch ist die Zahl solcher verhältnißmäßig nicht bedeutend. Es ist erstaunlich, welche Fülle literargeschichtlichen und biographischen Materials noch in deutschen Handschriftensammlungen verborgen liegt, und nur zu wünschen wäre es, daß das wirklich Bedeutsame in solcher Weise der Vergessenheit entzogen und der Wissenschaft nutzbar gemacht würde; jedenfalls werden künftige Herausgeber von Briefwechseln oder Verfasser biographischer Arbeiten über bedeutende Männer des deutschen Schriftlebens gut thun, die Sammlung zu vergleichen, ob sie nicht etwas für ihren Zweck enthält. Auf einzelnes einzugehen ist hier unmöglich; nur darf der Berichterstatter, auf die Gefahr hin, zu „den allmächtigen Eseln der Recensenten" gezählt zu werden, wie der grobe Johann Reinhold Forster unsereinen nennt, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der verehrte Herausgeber hin und wieder gut gethan hätte, einen in der deutschen Literaturgeschichte etwas bewandertern Freund zu Rathe zu ziehen; er wäre dann z. B. nicht in die Lage gekommen, bei der scherzhaften Ode von Hölty an Braga die Anmerkung zu machen: „Welcher von den Hainbundsbrüdern den Beinamen Braga geführt, blieb mir unerforschlich." Es ist ganz einfach die Rede von Braga, dem Apoll der nordischen Mythologie, mit dem sich Klopstock und seine Nachtreter viel zu schaffen machten, wie denn in Holtei's eigener Sammlung Maler Müller seinen Freund Hahn „Bruder in Braga" nennt: der in einem Briefe Boie's erwähnte Kanonikus von Pauer ist der gelehrte Niederländer Cornelius de Pauw; Fouqué's Schriftstellername ist Pellegrin, nicht Pellerin; Alexander von Humboldt hat nie in Homburg, wol aber ein Jahr in Hamburg zugebracht; Lessing's neue Tragödie 1772 war nicht die „Sara Sampson", sondern die „Emilia Galotti". Doch ich breche ab, aus drei Gründen, wie ein längst gestorbener Freund allemal zu sagen pflegte; diese Bemerkungen sind doch jetzt überflüssig, der wissenschaftliche Benutzer wird diese kleinen Ungenauigkeiten leicht selbst berichtigen, und schließlich möchte der Berichterstatter nicht zu den „überwitzigen Recensenten" gehören, denen Holtei in seinem Vorworte einen sanften Hieb ertheilt.

3. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Band 30—35. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Die Brockhaus'sche „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" ist den Lesern d. Bl. bereits so bekannt, daß an dieser Stelle die jüngst erschienenen sechs Bände derselben einer eingehendern Betrachtung nicht bedürfen. In derselben Weise, wie es bei den frühern Bänden der Fall gewesen, ist jedes der hier neu veröffentlichten dichterischen oder Prosawerke mit einer biographischen oder sachlichen Einleitung und, wo erforderlich, mit Anmerkungen versehen; die Bearbeitung derselben liegt in den Händen sachkundiger Männer, deren Namen theilweise zu den besten unserer Schriftstellerwelt gehören; manche der hier neu herausgegebenen Schriften können ihrer ganzen wissenschaftlichen Haltung nach ohne eine Einführung in die Umstände, welchen sie ihre Entstehung verdanken, oder ohne Anmerkungen, die sich auf den Inhalt beziehen, nicht völlig verstanden werden. So ist diese wissenschaftliche Neubearbeitung dem bloßen Textabdruck entschieden vorzuziehen.

Gellert's „Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder", welche den dreißigsten Band der Nationalbibliothek bilden, sind eingeführt durch den gründlichen Kenner des 18. Jahrhunderts, Karl Biedermann. Man möchte meinen, Gellert läge weltenweit hinter uns, und doch, wenn man diese alten Geschichten mit ihrer lächelnden Weisheit, diese Lieder mit ihrer freudigen Frömmigkeit liest, erkennt man erst, wie Gellert auf seine Zeit eine so bedeutsame Wirkung üben konnte, und ergeht sich mit Vergnügen in dieser untergegangenen leidenschaftslosen Welt.

Band 31 bringt Fichte's „Reden an die deutsche Nation", mit einer umfassenden Einleitung von des großen Philosophen Sohn Immanuel Hermann Fichte. Ueber die hohe Bedeutung des Werks selbst ist hier kein Wort zu sagen; nur hervorheben müssen wir, daß das Vorwort den hohen Werth der Reden auch für die Gegenwart eingehend begründet, und zwar in vortrefflicher Weise, wenn wir auch das verlangte ewige Bündniß mit Oesterreich nicht für ausführbar und, wenn ausgeführt, für ebenso wandelbar halten wie andere ewige Bündnisse und Friedensschlüsse.

Justus Möser's „Patriotische Phantasien" bilden den Inhalt von Band 32 und 33, herausgegeben von Reinhard Zöllner. Das umfangreiche Vorwort bringt eine sorgfältige Darstellung von Möser's Leben und Bedeutung; die

Aufsätze selbst sind, ungleich der Originalausgabe, nicht der Zeit der Entstehung folgend ordnungslos durcheinandergeworfen, sondern je nach dem Inhalt zusammengeordnet. Haus und Familie, Dorf und Stadt, Handel und Gewerbe, Recht und Verfassung, Religion und Kirche, Aesthetisches und Moralisches, nach diesen sechs Abtheilungen ist die bunte Mannichfaltigkeit der Aufsätze des wackern advocatus patriae gefällig zusammengestellt, eine sehr verständige und schätzenswerthe Einrichtung. Dem Berichterstatter ist Justus Möser seit vielen Jahren ein lieber Freund, aber manches, was sich auf Verfassungs-, Rechts- oder Handelsverhältnisse bezieht, erscheint uns doch jetzt einseitig oder veraltet, während die Sittenschilderungen ihre Jugendfrische bewahrt haben; es ist angenehm, ohne Mühe dasjenige zusammengestellt zu finden, was den Leser je nach seinem Geschmack besonders anspricht. So sind auch die auf die wundersamen vorsündflutlichen Verfassungs- und Besitzverhältnisse des osnabrücker Landes bezüglichen kurzen Anmerkungen zum Verständniß unentbehrlich.

Moritz Carriere hat in Band 34 Schiller's „Tell" herausgegeben. Das Vorwort betrachtet die Befreiung der Waldstätte in der Geschichte, die Tell-Sage in ihrem mythischen Ursprung und ihrer fortschreitenden Weiterentwickelung, die frühern denselben Stoff behandelnden Dramen und schließlich die Entstehung von Schiller's „Tell"; das urner Volksschauspiel von 1511 ist als Gegenstück und Einleitung zu dem reifen Kunstwerke sehr lehrreich. Die Einleitung bringt dergestalt alles, was zum Verständniß der Dichtung erforderlich ist, in maßvoller und klarer Darstellung; die Anmerkungen sind kurz, auf das Nothwendige beschränkt. Nur als Correcturfehler läßt es sich erklären, wenn es heißt: „Heinrich VIII. (VII.?) verbriefte 1231 (1309?) den Männern von Uri, daß sie reichsunmittelbar bleiben sollten", oder: „Flüelen liegt am Nordende des Sees, von da südwärts liegt Treib und Rütli."

Band 35 bringt Blumauer's „Travestirte Aeneide". Der Herausgeber, Eduard Grisebach, gibt als Einleitung eine von ungemeiner Belesenheit zeugende Abhandlung über „die Parodie und die Parodisten", über das Leben Blumauer's und die verschiedenartige Aufnahme, welche sein Werk bei den Zeitgenossen fand. Der Berichterstatter gehört zu denen, welche dem Humor Blumauer's keinen Geschmack abzugewinnen wissen, und schließt daher diese kurze Besprechung mit den Worten des allem Anschein nach ziemlich ebenso gesinnten Herausgebers: „Der Literaturfreund hat also hier das Werk, das unsere Väter mit solchem Plaisir gelesen und zum Theil auswendig wußten und uns recitirten, in der echten und vollständigen Gestalt. Wer sich noch heute daran erfreuen mag, erfreue sich daran; sonst stehe es als Literaturdenkmal in der Bibliothek."

4. Friedrich Schiller. Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt. Von P. W. Schmidt. Berlin, Henschel. 1872. 16. 15 Ngr.

Das Büchlein ist Ferdinand Schmidt, dem Volksschriftsteller, gewidmet. Der Verfasser verfolgt in neun Aufsätzen den Gang der religiösen Entwickelung des Dichters, indem er eine Reihe bedeutsamer Stellen aus Schiller's Dichtungen, Prosaschriften und Briefen anzieht. Der Verehrer Schiller's wird in der zwar nur skizzenhaften, aber frischen und belebten Darstellung der wechselnden religiösen Ansichten unsers großen Dichters manches Neue und Ansprechende finden.

5. Die Poesie im neuen Deutschland. Studie von Karl Friedrich Schubert. Leipzig, Knobloch. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hebt an mit der Frage: „Welchen Einfluß wird die Einigung Deutschlands auf die Poesie äußern?" „Einen guten", antwortet er, „wenn die Behauptung, welche man die letzten Jahrzehnte oft hören konnte, wahr ist, daß der Verfall der Poesie und namentlich ihrer höchsten Gattung, der dramatischen, von dem Mangel eines großen einigen Vaterlandes herrühre." Dieser Ansicht tritt der Verfasser entgegen, obwol er mit freudigem Herzen die gewaltigen politischen Wandlungen der Gegenwart anerkennt. Er entwickelt, daß die höchste Aufgabe des Dichters Objectivität sei, dem echten Dichter jede Tendenz, jede Absichtlichkeit, jeder Zweck fremd sein müsse. Die Geschichte der schönen Literatur lehrt, daß ihr Gedeihen in keinem directen und einfachen Verhältniß zu der politischen Entwickelung eines Volks steht, daß politische Machtvergrößerung nicht nothwendig einen Aufschwung der Poesie erzeugt; die Kunstidee selbst bleibt an sich durchaus ideal, unabhängig von Zeit und Vergänglichkeit; Poesie und Kunst stehen ihrem innersten Wesen nach hoch über subjectiven und nationalen Schranken; den Poeten und Künstler kümmert nicht, was gerade gegenwärtig, in der kurzen Spanne seines zufälligen Jetztlebens geschieht. Unsere Zeit dagegen ist durchaus subjectiv. Das Jagen nach Geld, die Großmannssucht, der wahnsinnige Ehrgeiz, das leidenschaftliche über das Können hinausgehende Wollen, die furchtbare Selbstsucht, welche wie ein Fieber den Zeitgeist schüttelt, die crasse Subjectivität hat die Menschheit auf allen Gebieten der Aesthetik eine Stufe zurückgestürzt, die Objectivität und mit ihr die Befähigung poetisch zu schaffen und zu genießen verkümmert. Wie der Dichter die Welt objectiv betrachtet, so hat der Philosoph die Aufgabe, sich selbst objectiv zu betrachten. Nach einer Abschweifung auf Kant, Schopenhauer und den Materialismus unserer Zeit kehrt Schubert zurück zu der innern Verbindung zwischen Philosophie und Poesie, zu dem Einfluß, welchen die Religion auf die Poesie übt. Das christliche Dogma in seiner mittelalterlichen Starrheit ist besonders der dramatischen Poesie nicht förderlich, und solange das Staatsprincip Preußens der Kirche gegenüber nicht selbständig ist, solange die Philosophie keinen unabhängigen Lehrstuhl auf den norddeutschen Hochschulen findet, solange eine vernünftige Trennung zwischen Kirche und Staat nicht hergestellt ist, wird ein neuer selbständiger Aufschwung der Poesie nicht möglich sein. Wo keine Gewissensfreiheit besteht, gibt es keine Philosophie und keine echte Poesie; Poesie und Kunst müssen nach allen Seiten hin völlig frei und unbeeinflußt auftreten und selbst keinerlei absichtlichen Einfluß üben wollen; das Deutsche Kaiserreich muß das welterlösende Wort „Gedankenfreiheit" zur That machen; die Forderung an den Dichter, vor allem patriotisch zu sein, welche die Zumuthung in sich schließt, daß er seine Stoffe der vaterländischen Geschichte oder dem socialen Leben seiner Nation, womöglich aus der jüngsten Ver-

gangenheit oder Gegenwart entnehme, ist widersinnig. Die Dichter, welche beim Beginn und im Verlauf des großen Kriegs mit Frankreich in patriotischer Wärme in die Trompete stießen und zum Kampfe bliesen, haben der allgemeinen Meinung beredten Ausdruck gegeben, die Opferfreudigkeit und Hingabe der Nation höher aufflammen gemacht und dadurch der Sache des Vaterlandes genützt; aber ungeachtet aller hochflammenden Glut und der bis aufs Aeußerste gespannten nationalen Begeisterung erzeugte die Poesie nichts poetisch Werthvolles, für alle Zeiten Bleibendes. Die Darstellung einer großen herrlichen Sache, einer bewunderungswürdigen Volksthat, wenn auch noch so heiß empfunden und in den feurigsten Worten gegeben, ist eben noch lange keine Dichtung, kein Kunstwerk. Das wahre Gedicht ist nicht ausschließlich nationalen Inhalts, sondern universell; es ist Pflicht der Dichter, der Schriftsteller, der Künstler, objectiv zu bleiben, die entzweiten Nationen wieder hinaufzuheben zu Einem Menschenthum, zum Reiche des ewig Schönen. Wir Deutsche sollen eingedenk bleiben, daß allein unser Idealismus, unser kosmopolitischer Sinn, unsere Objectivität es uns ermöglichte, freier und tiefer zu philosophiren als andere Völker, sodaß wir in Poesie und Kunst das Höchste erstreben konnten; diese geistige Objectivität, dieses edelste Gut sollten wir uns um keinen irdischen Preis verkümmern lassen.

Im Vorstehenden ist der wesentliche Inhalt von drei Vierteln der Schrift auszüglich mit eigenen Worten gegeben. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser darin viel Eigenthümliches gedacht, viel Richtiges entwickelt hat, wenn uns auch seine Anschauung der Gegenwart etwas zu schwarzgallig erscheint. So kann sich der Berichterstatter im großen und ganzen den Ausführungen des Verfassers mit vollem Herzen anschließen und doch im einzelnen Bedenken aussprechen. Er kann nämlich jenen gerügten Druck des Staats auf die dichterische Hervorbringung, jene beschränkte Begünstigung des Nationalen und Patriotischen in keiner Weise finden. Wer beschränkt heutzutage Poesie und Kunst dergestalt, daß sie nur innerhalb der Nationalidee sich bewegen dürfen? Wer verkümmert dem Dichter das Recht, objectiv zu sein, seine Stoffe nach Belieben zu wählen? Kämpft der Verfasser hier nicht gegen Windmühlen? Schiller mußte sich aus einem unsaglich quälendern Drucke der Umstände emporarbeiten als irgendein Dichter der Gegenwart; er hatte gegen das Machtgebot seines fürstlichen Brotherrn, gegen die Pein der Armuth und Heimatlosigkeit zu kämpfen und rang sich doch durch; Goethe mußte seinen „Götz“, wie Schiller seine „Räuber“, dem deutschen Volke mit eigenen Opfern zum Geschenk machen; Lessing hatte nicht allein gegen die Noth des Lebens, sondern auch gegen die Gleichgültigkeit Friedrich's des Großen, gegen die Ränke des braunschweiger Hofs, die Gehässigkeit beschränkter Glaubenseiferer zu ringen; die Fürstenwillkür, die Büchercensur, der Nachdruck, die völlige Nichtbeachtung von seiten der Hoftheater, die ärmlichen Geldverhältnisse der Wanderbühnen, die Theilnahmlosigkeit des großen Haufens, die Beschränktheit des Buchhandels, der Mangel jeder nationalen Zusammenfassung, jedes literarischen Rechtsschutzes, es waren das Hindernisse für den Dichter und vornehmlich den dramatischen Dichter, wie sie jedenfalls heutzutage nicht entfernt in demselben Maße vorhanden sind; und doch haben sich diese Dichter emporgerungen. Wenn also diese Dichter, etwa das Glückskind Goethe ausgenommen, unter den denkbar schlechtesten Umständen zu so großen Dichtern geworden sind, wenn andererseits unsere Zeit trotz keineswegs minder günstiger Bedingungen ihresgleichen nicht hervorgebracht hat, so scheint mir der Grund weniger in dem Unterschiede der Zeiten, als im Unterschiede der Persönlichkeiten zu liegen. Unsere dramatischen Dichter stehen auf einem schwerlich minder vortheilhaften Boden allgemeiner Bildung, sie haben die Früchte der poetischen und philosophischen Bestrebungen unsers classischen Zeitraums geerntet, sie sind in der Möglichkeit des Schaffens wie der Darstellung des Geschaffenen mindestens ebenso frei wie die Alten; und doch sind die Jungen den Alten nicht gleich, wenn man nicht annehmen will, daß gerade die besten Dichter unter unsern Zeitgenossen unerkannt dahingehen. Es muß also doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden sein, für dessen Art und Entstehung uns der Schlüssel fehlt; und in diesem Sinne hat auch das für unsere Zeit gebrauchte Wort „Epigonenthum“ eine gewisse Berechtigung, wenn man anders damit lediglich die Thatsache bezeichnen will, daß auf die Hochflut literarischer Schöpferthätigkeit eine Ebbe, auf die mächtigste Spannung aller dem Idealen zugewandten Kräfte die Abspannung derselben, das Vorwalten des Realismus gefolgt ist und folgen mußte. Das ist wenigstens des Berichterstatters Glaubensbekenntniß in dieser schwer zu entscheidenden Frage.

Doch zurück zu unserer Schrift, in deren letztem Theile der Verfasser näher auf die Theaterfrage eingeht. Denjenigen, welche der Ansicht sind, es gebe heutzutage gar keine Mittel mehr, die Poesie in ihrer freien Entwickelung zu hemmen, erwidert Schubert, es gebe allerdings eine Censur in Deutschland, welche einen furchtbaren Druck auf die Poesie ausübt, sie zwingen kann, der nationalen Idee allein zu dienen, aus sicherm Versteck der Poesie die Todeswunde versetzen kann. Die deutschen Theater, einst der Hort wahrer Freiheit und Schönheit, sind die Anstalten, welche den Baum der Dichtung, dessen Triebe frei aufwachsend eine Welt voll Schönheit aus sich erzeugen würden, in eine elende Treibhauspflanze verwandelten. Die deutschen Bühnen sind nicht mehr den echten, objectiv erfaßten Dramen und Tragödien wahrer Dichter, sondern in erster Linie den mit bloßem Verstande ausgeklügelten Machwerken der Routine zugänglich. An der Spitze der Bühnen stehen gemeiniglich Höflinge, welche vor der Freiheit erzittern, womit der Dichter das wahre Leben auf die Bühne bringt; der Dichter wird mit dem Worte „nicht bühnengerecht“ ein für allemal aus dem Theater verbannt. Herabgestiegen sind die Theaterleitungen zum rohen Naturalismus, dem jedes Verständniß der Kunst fehlt; die Theaterleitungen, anstatt das Publikum nach und nach durch Bildung seines Geschmacks zur edlern Kunst heranzuziehen, geben vielmehr dem Hange desselben zu kindischer Unterhaltung nach; die Tragödie im hohen Stil findet keine Berücksichtigung mehr; das oberflächliche französische Drama hat sich auf der Bühne eingebürgert; mit der dramatischen Poesie geht auch die Schauspielkunst unrettbar zu Grunde. Ohne Protection oder Hülfe des

Zufalls ist es einem bisher unbekannten Poeten fast unmöglich, ein Stück auf die Bühne zu bringen, wie vortrefflich es auch sei. Die Intendanten haben keine Zeit, vielfach auch keine Urtheilsfähigkeit, die Lesecomités haben beides in noch geringerm Maße. Der Verfasser sieht diesen Uebelständen gegenüber nur Ein Auskunftsmittel, nämlich darin, daß jede größere Bühne einen philosophisch und ästhetisch gebildeten Beamten, einen literarischen Rath anstelle, der sich ausschließlich mit dem Lesen und dem Studium der eingesandten Novitäten zu beschäftigen habe. Je nach seinem Urtheil werden die poetisch gänzlich werthlosen Stücke ohne Bemerkung dem Verfasser zurückgeschickt, die mittelmäßigen nach den etwa nothwendig erscheinenden vom Verfasser vorgenommenen Aenderungen aufgeführt; die bescheidene Zahl schließlich der Stücke von hervorragendem poetischen Werthe gelangen, auch wenn sie nicht bühnengerecht sind, ohne Aenderung zur Aufführung, es sei denn, daß eine solche Aenderung mit Gutheißung des Verfassers erfolge. Der literarische Rath muß sich, damit jede Cameraderie verhindert werde, eidlich verpflichten, über die eingereichten Stücke weder schriftlich noch mündlich mit andern als dem Verfasser zu verhandeln. Stellten nur zehn größere deutsche Theater einen solchen literarischen Rath an, meint Schubert, werde nur einmal auf fünf Jahre der Versuch gemacht, so werde dadurch das poetische, rein literarische Element auf allen Bühnen angeregt; es läge im Interesse derselben, durch ein Theatergesetz sich zu verpflichten, poetisch werthvolle Dramen, die an drei Bühnen einen durchschlagenden Erfolg errangen, in ihr stehendes Repertoire aufzunehmen. Im neuen deutschen Kaiserreich wäre es so leicht, der Poesie die sichere Wohnung zu erbauen. Wehe der Nation, die keine großen Tragödien mehr versteht, die sich nicht mehr aufzuschwingen vermag zur objectiven Betrachtung und Erkenntniß der großen Welttragödie, welche die Menschheit selbst dichtet und lebt, zu der Idee des Menschenthums!

Der Berichterstatter hat sich bemüht, den Gedankengang der Schrift möglichst vollständig zusammenzufassen. Daß dieselbe viel Frisches, Richtiges, Gedankenreiches enthält, daß sie von der höchsten Anschauung der Poesie ausgeht und das Gedeihen derselben bezweckt, darüber kann kein Zweifel sein; ob es aber so leicht ist, im neuen Deutschen Kaiserreich der Poesie die sichere Wohnung zu erbauen, ob des Verfassers Vorschläge praktisch durchführbar sind, ob sie den gehofften Erfolg haben werden, darüber wird mancher anderer Ansicht sein. Immerhin wäre es nur wünschenswerth, wenn dem Vorschlage gemäß wenigstens einmal auf fünf Jahre ein solcher Versuch gemacht würde, der dramatischen Poesie die sichere Wohnung zu erbauen; es würde sich dann wenigstens herausstellen, ob in der hergestellten Wohnung auch die Poeten einkehren, und ob der Zuspruch des Opfers werth ist.

6. Die Frau auf dem Gebiete des modernen deutschen Romans. Literarhistorische Contouren von **Fedor Mamroth**. Breslau, Schletter. 1871. 8. 10 Ngr.

Ein wunderliches Schriftchen. Der Verfasser ist nicht nur ein belesener Mann, wie er hin und wieder mit einiger Selbstgefälligkeit an den Tag legt, sondern daß er auch geist- und gedankenreich ist, läßt sich aus diesen in übermüthiger Laune hingeworfenen Blättern erkennen. Er beleuchtet, inwiefern die Frauen vornehmlich an der deutschen Romandichtung der Gegenwart Antheil genommen haben, mit voller Anerkenntniß ihrer Berechtigung, mit warmem Lobe hier und dort, wie anderswo mit scharfen schneidigen Geiselhieben. Eine wissenschaftlich erschöpfende Darstellung des Stoffs ist nicht beabsichtigt; die humoristische Haltung des Schriftchens, die witzige wenn auch hier und da etwas strapazirte, in dithyrambischem Uebermuth sich ergehende Darstellung halten den Leser fest. Lernen können wir nichts, aber eine kurze Weile uns ganz gut unterhalten, und schließlich geben wir trotz der seltsamen Sprünge dem Verfasser doch in seinen Anschauungen recht.

7. Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur und Kunst. Nach der Anschauungsmethode von **Wilhelm Fricke**. Leipzig, Klinkhardt. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der als verdienter Schulmann wohlbekannte Verfasser will in diesem Tabellenbüchlein der Jugend einen leicht zu handhabenden Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Literatur darbieten. Diese Tabellen sollen nicht in todter Weise auswendig gelernt werden; um zugleich beim Lernen durch Ohr und Auge zu wirken, sind die Namen der Dichter gruppenweise sichtbar hervorgehoben, in der Zusammenstellung ein gewisser Tonfall bestrebt, einzelne Ziffern der Jahreszahlen, einzelne Buchstaben der Namen oder Werke durch besondern Druck hervorstechend gemacht. Es ist gegen derartige mnemonische Hülfsmittel nichts einzuwenden, wenn sie auch bisweilen etwas wunderlich zu Tage kommen. Die Tabellen sind nicht einfach nach der Reihenfolge der Jahre geordnet, was dem Schulgebrauch nicht dienen kann, sondern die Dichter, gruppenweise zusammengestellt, haben jeder bei Leben und Werken die erforderlichen Zahlen erhalten. Dergestalt wird das Büchlein, wenn man die Hauptgestalten heraushebt und manches Ueberflüssige ausscheidet, der Schule gute Dienste leisten können. Zur Berichtigung wäre mancherlei Anlaß. Zunächst wäre wünschenswerth, daß wenigstens eine für die Schule bestimmte Arbeit den Namen des größten deutschen Dichters richtig Goethe, nicht, wie übrigens unter den in diesem Aufsatz besprochenen Schriften auch diejenigen von Schubert, Mamroth und Beck, Göthe schriebe. Seines Verhältnisses zu Christiane Vulpius würde ich als Schulmann lieber nicht gedenken, als dasselbe unter dem Jahre 1788 kurzweg unrichtig als Verheirathung bezeichnen. Entschieden ist Verwahrung dagegen einzulegen, daß zum Zwecke trochäischer Gruppirung gleichzeitiger Dichter, ausdrücklich die Aussprache Chamisso vorgeschrieben werde; derartige Namen haben wir nicht das Recht zu germanisiren, dürfen also keineswegs nach Fricke's Anweisung Chamisso, Montésklö aussprechen. Freiligrath's Gedichte werden kurz und nicht gut charakterisirt als „geographischen Inhalts". Roquette ist nicht 1862 zu Karlsruhe gestorben, sondern lebt seit Jahren wohlbehalten als Professor am Polytechnikum zu Darmstadt. Händel soll England mehr angehören als Deutschland; das ist unrichtig. Chamisso gilt uns als deutscher Dichter, weil er in deutscher Sprache und in deutschem Geiste dichtete; Händel bleibt deutscher Componist, weil es keine englischen Noten gibt und er von den Engländern nicht

das Geringste zu lernen hatte. Der berliner Bildhauer Schadow hieß Gottfried und nicht Peter. Wenn Spohr charakterisirt wird: „Lyrisch, aber zu wenig dramatisch. Indogermanischer Geist“, so werden die Schüler mit diesen seltsamen Räthselworten nicht eben viel anfangen können.

8. Literatur und Gesellschaft in Frankreich, zur Zeit der Revolution 1789—94. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Ferdinand Lotheissen. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn das Buch von Lotheissen an letzter Stelle eine Besprechung findet, so ist der Grund keineswegs etwa darin zu suchen, daß es an Bedeutung hinter den früher erwähnten Arbeiten zurückstehe, sondern lediglich darin, daß es keinen Stoff aus der deutschen Literaturgeschichte behandelt; im übrigen ist es unter den hier vorgeführten Schriften ohne Frage das gediegenste.

„Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution“, so hat der Verfasser sehr zweckmäßig den Titel seines Buchs gewählt; denn bei einem so rasch vorüberrauschenden, die verschiedensten Kräfte entfesselnden, von Jahr zu Jahr neue Erscheinungen zeigenden Abschnitte der Geschichte, wie die Französische Revolution es war, kann von einer eigentlichen Literaturgeschichte der Revolutionszeit nicht die Rede sein; die Männer, welche in jenen Jahren besonders hervortreten, wurzeln zum guten Theil in der frühern Zeit oder gehen in das Kaiserreich hinüber. Es handelt sich also hier um die Aufgabe, die bedeutsamsten literarischen Erscheinungen der Revolutionszeit übersichtlich zusammenzustellen, und sie aus den politischen und socialen Zuständen, in welchen sie entstanden, zu erläutern.

Auf einen einleitenden Abschnitt folgt zunächst eine Schilderung der Gesellschaft jener Sturmzeit; sie gibt Gelegenheit, das Bild des philosophischen Lebemanns und Weltverächters Chamfort und des Feuilletonisten Mercier zu zeichnen, dessen Schilderungen von Paris während der Revolution sehr bezeichnende Gegenstücke zu den Vorgängen bieten, welche wir vor kurzem selbst erlebt; wie es denn ungemein lehrreich ist, jene Zeit mit der Gegenwart zu vergleichen, um zu erkennen, wie derselbe Hang zur Phrase, derselbe Leichtsinn, dieselbe Ueberfülle von Theatern und Tageblättern die Zeit der ersten Revolution und die jüngste pariser Schreckenszeit charakterisirt; es fehlt jetzt nur die gewaltige Kraft, welche dem Geschlecht der alten Zeit innewohnte. Der Abschnitt über die Frauen in der Revolution gibt Gelegenheit zu eingehender Betrachtung der Madame Roland, wie derjenige über die parlamentarische Beredsamkeit zu einer lebendigen Schilderung Mirabeau's und seines Widerparts, des Abbé Maury; als glänzendster Redner der Gironde erscheint Vergniaud; mit dem Erlöschen der Revolution, unter dem Dröhnen der Kanonen Bonaparte's, erstirbt auch die parlamentarische Beredsamkeit. Sehr interessant ist der Abschnitt über die Presse und das Zeitungswesen, die verschiedenen Parteirichtungen und hauptsächlichsten Parteischriftsteller, bis endlich in der Schreckenszeit nur noch die Blutblätter der Jakobiner zum Worte kommen; Camille Desmoulins und Marat, dann wieder der königstreue Mallet du Pan werden eingehend und lebhaft dargestellt. Vier Abschnitte sind dem Theater vor und während der Revolution gewidmet; Beaumarchais, dessen „Figaro“ den Angriff der Bühne gegen die zerrütteten gesellschaftlichen Verhältnisse eröffnet, Marie Joseph Chénier, dessen „Karl IX.“ im Jahre des Bastillensturms das erste Beispiel einer durch und durch politisch gefärbten Tragödie aus der vaterländischen Geschichte gibt, finden eingehende Erörterung; kürzere Legouvé, Arnault, Collin d'Harleville und der als Danton's Kampf- und Todesgenosse bekannter gewordene Fabre d'Eglantine; besonders ausführlich behandelt der Verfasser André Chénier, den als das bedeutendste lyrische Talent der Revolutionszeit jetzt hochgefeierten, damals völlig übersehenen Bruder des Dramatikers. Der neunte Abschnitt: „Shakspeare in Frankreich“, schildert in ergötzlicher Weise, wie der große Brite von dem jungen Voltaire bewundert ward, wie dieser aber in spätern Jahren durch die stets zunehmende Begeisterung der Shakspeare-Verehrer stutzig und eifersüchtig gemacht, sich mit geharnischten Worten gegen den Eindringling erklärte; wie Ducis die edelsten Werke des britischen Dichters aufs jämmerlichste verunstaltete, zusammenstrich, erweiterte, in die Zwangsjacke der drei Einheiten und des Alexandriners quälte und doch noch einen gewaltigen Erfolg errang. Bernardin de St.-Pierre, sein abenteuerreiches Jugendleben, seine verfehlten schriftstellerischen Erstlingsversuche, bis er endlich auf dem Gebiete der sentimentalen Idylle und der Naturbeschreibung durch die Pracht seiner Darstellung rasch zu hohem Ruhm emporsteigt, dies bildet einen gesonderten Abschnitt. Daran schließt sich eine Betrachtung der lyrischen Poesie von den Gassenhauern bis zur Marseillaise; dann wirft der Verfasser einen kurzen Blick nochmals auf A. Chénier und die Lyrik des Gefängnisses. Unter der Ueberschrift „Das Ideal in der Revolution“ sind schließlich zwei philosophische Schriftsteller zusammengefaßt, Volney und Condorcet, der letztere eins der edelsten Opfer jener blutigen Zeit. Den Schluß bildet ein Anhang über die deutsche Literatur in Frankreich zur Zeit der Revolution. Wir begegnen hier außer einer beträchtlichen Anzahl von Uebersetzungen des „Werther“ einer greulichen, in der herkömmlichen Theatersprache gesündigten Verballhornung von Lessing's „Nathan“ durch M. J. Chénier und der vor etlichen Jahren durch eine gute Einzelschrift bekannt gewordenen Bearbeitung der Schiller'schen „Räuber“.

Im Vorstehenden ist der Versuch gemacht, von dem reichen Inhalte des Buchs einen kurzen Abriß zu geben; näher auf einzelnes einzugehen, müssen wir uns versagen, so verführerisch es wäre, hier oder da ein Charakterbild, diese oder jene der zahlreichen ergötzlichen und bezeichnenden Einzelheiten herauszuheben. Der Verfasser hat es verstanden, in frischer lebensvoller Darstellung uns die literarischen Gestalten und Hervorbringungen der Revolutionszeit vor die Seele zu stellen, diese wunderliche Mischung von glänzendem Talent und roher Gemeinheit, von weicher Sentimentalität und rücksichtslosem Fanatismus, von bodenlosem Leichtsinn und philosophischem Ernst. Das Allermeiste ist spurlos dahingegangen, wie ein Theil der hier genannten Dichter und Schriftsteller durch das Fallbeil oder eigene Hand umgekommen sind; wenn aber

von den Hervorbringungen jener Jahre nichts übrig wäre als Bernardin's „Paul und Virginie“, Chénier's „Junge Gefangene“ und Rouget de l'Isle's „Marseillaise“, so wäre das genug, um jene Zeit einer nähern Betrachtung würdig zu machen.

Schulprogramme gehören im Grunde nicht zu den in diesen Blättern besprochenen Schriften; indeß sind zwei uns vorliegende nach Ausdehnung und Inhalt den eben betrachteten Schriftchen zum mindesten ebenbürtig, sodaß sich eine kurze Besprechung sicherlich rechtfertigen wird:

Das Programm der Klosterschule Roßleben für 1871 bringt als wissenschaftliche Abhandlung briefliche Plaudereien über norddeutsche Natur und norddeutsche Dichter von Arnold Steudener. Es ist sehr erfreulich, in dem Jahresbericht eines Gymnasiums anstatt der unvermeidlichen Quaestiones Livianae oder Thucydidae einem Philologen zu begegnen, welcher für die deutsche Dichtung ein warmes Herz hat und einen frischen flotten deutschen Stil schreibt. Das Thema ist an und für sich interessant genug, und die Einkleidung in Briefform gibt der Behandlung des Ganzen etwas besonders Belebtes, wenn auch bei einem Spaziergang durch die deutsche Literatur die gerade Heerstraße nicht immer eingehalten werden kann oder werden soll. Der Verfasser entwickelt, in welcher Weise das Volk und der Dichter durch den Anblick des gestirnten Himmels, durch Gebirg und Ebene in ihrer Stimmung beeinflußt werden, und inwiefern solches hauptsächlich sich bei den norddeutschen Dichtern ausspreche; das gibt denn Anlaß zu einer Reihe locker aneinandergefügter Betrachtungen über die Naturanschauung Goethe's, Klopstock's, Herder's, der Romantiker u. s. w. Das alles ist frisch, eigenartig, kenntniß- und gedankenreich, und doch ohne eine Spur gelehrter Wichtigthuerei behandelt, sodaß man den Verfasser auf seiner bequemen und doch anregenden Wanderung mit Vergnügen begleitet.

Das gießener Gymnasialprogramm für 1871 hat als wissenschaftliche Beigabe Betrachtungen eines Schulmannes über Goethe's „Faust“, von F. A. Beck. Der Verfasser geht davon aus, daß dem um sich greifenden Materialismus nicht allein durch das Studium des Alterthums entgegengearbeitet werden müsse, sondern daß es auch gilt, „solche Bildungselemente als Stützen der altclassischen Humanitätsstudien ausfindig zu machen, welche nicht blos das Typische der Menschennatur in gleicher Weise wie die Schriften der alten Griechen und Römer erkennen lassen, sondern auch unserer modernen Denk- und Anschauungsweise nahe stehen“. Als solche classisch-moderne Bildungselemente betrachtet Beck zunächst Shakspeare und Goethe. Inwiefern zunächst das genauere Studium von Goethe's „Faust“ einen ästhetisch und sittlich bildenden Einfluß auf die das Gymnasium besuchende Jugend üben könne, diese Auseinandersetzung bildet den eigentlichen Kern der Arbeit. Dem Gange des Dramas folgend, entwickelt der Verfasser, wie Faust einestheils eine typische Menschenfigur ist, so unverfälscht, als nur eine das Alterthum aufzuweisen hat, und andererseits wie dieses Drama ganz eigentlich eine philosophische Dichtung ist, welche die Autonomie des Geistes, die Willensfreiheit, in den wichtigsten Lebensmomenten eines bedeutenden Menschen sichert. Der Berichterstatter kann sich mit dieser Auffassung des Gedichts und ihrer pädagogischen Nutzanwendung nur einverstanden erklären. Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Das heutige Aegypten“ von Heinrich Stephan sagt die „Saturday Review“ vom 15. Juni d. J.: „Der Zustand von Aegypten, ein Gegenstand von Wichtigkeit für alle leitende europäische Staaten, ist in besonderm Grade die Sache Englands, während die Verbindung deutscher Interessen mit demselben eine verhältnißmäßig entfernte ist. Nichtsdestoweniger sind wir außer Stande, auf irgendein englisches Werk hinzuweisen, welches sich genau diejenige Aufgabe gestellt hätte, die ein deutscher Schriftsteller, Heinrich Stephan*), jetzt so glücklich gelöst hat. Wir haben eine Unzahl Reisebeschreibungen, worunter viele vortrefflich in ihrer Art sind und viel Belehrung über die Verwaltung, den Ackerbau und den Handel des Landes enthalten; es scheint indessen Stephan vorbehalten gewesen zu sein, ein Werk ausschließlich zu diesem Zweck auszuarbeiten, welches den Verlockungen orientalischer Sitten und Archäologie widersteht und alle zugänglichen Daten in engen Grenzen, doch in vollkommen lichtvoller Darstellung in sich faßt. Es macht den Eindruck außerordentlichen Fleißes, einer gründlichen Bekanntschaft mit dem Gegenstande und einer bei Behandlung von Fragen, wo Privatinteressen so stark betheiligt sind, ungewöhnlichen Unparteilichkeit. Der jetzt in Aegypten ausgeführte Versuch ist von großer Wichtigkeit und kann als die schonungslose Anwendung europäischer, industrieller und finanzieller Ideen auf die Verwaltung eines orientalischen Landes angesehen werden, während man die entsprechenden sittlichen und politischen noch entfernt hält. Die Aufgabe ist daher eine wesentlich andere als die, welche sich die Regierung in Indien und selbst in Japan gestellt hat, wo der unabhängige Geist des Volks jeden solchen systematischen Druck der arbeitenden Massen zum Vortheile der reichen, wie er unstreitig in Aegypten herrscht, verhindern würde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ismael-Pascha's Politik durchaus egoistisch und vielmehr auf seinen eigenen persönlichen Gewinn abgesehen ist, als es bei Mohammed-Ali der Fall war, um Aegypten eine höhere Stellung unter den Völkern zu verschaffen. Der zu entscheidende Punkt dabei ist der, ob nicht die Entwickelung der Hülfsquellen des Landes einen hinreichenden Ersatz gewährt, ob nicht der Vortheil des Herrschers den des Volks thatsächlich mit in sich schließt. Dies scheint im ganzen Stephan's Ansicht zu sein, und in der That ist der Nutzen vieler der wichtigen öffentlichen Bauten, welche der Khedive ausgeführt hat, unstreitig. Erziehungs- und ähnliche Anstalten sind indessen zu oft blos als Blendwerk für die öffentliche Meinung Europas beabsichtigt, und der Verfasser bezweifelt, ob selbst die industrielle Thätigkeit der letztern Jahre in allen Hinsichten eine verständige Richtung gehabt hat. Die Zuckerfabrik z. B., für welche ein enormes Kapital angelegt worden ist, wird durch den hohen Preis des Brennstoffs gehemmt, während der bereits für Maschinerie ausgegebene Betrag den Unternehmer nöthigt auszuharren. Mangel an Brennstoff ist überhaupt eine

*) Des Verfassers Stellung als Generalpostdirector des Deutschen Reichs scheint dem Referenten unbekannt zu sein.

der größten Schwierigkeiten des Landes; eine zweite ist der Mangel an Dünger, welcher, indem er der Pflanze den zu ihrer Vollkommenheit nöthigen Phosphor versagt, Aegypten daran behindert, wie ehedem die Kornkammer der Völker zu sein. Beide Hindernisse zum Wohlstande könnten zwar durch Geduld und Methode beseitigt werden; allein die herrschenden Mächte verlangen raschen Gewinn. Ernten, die von den befruchtenden Ablagerungen des Nils abhängen, fallen wie ehedem gut aus, so auch neuere Einführungen, und die seit Jahrtausenden unveränderte Landschaft weist jetzt acclimatisirte Neuheiten, wie Zucker, Baumwolle, indisches Korn und Indigo auf. Der Verfasser bespricht den Handel des Landes sehr ausführlich und mit so viel statistischer Genauigkeit als möglich; auch sucht er nach besten Kräften Licht auf die Geheimnisse ägyptischer Finanzen zu werfen, welche auf das Princip gegründet zu sein scheinen, alte Schulden dadurch zu bezahlen, daß man neue macht. Ein interessantes Kapitel über das Gerichtswesen ist von Betrachtungen über den Zustand und die Aussichten der mohammedanischen Religion begleitet, von welcher der Verfasser, wie es scheinen will, glaubt, sie gehe in Ländern, welche so unmittelbar wie Aegypten dem Einflusse der westlichen Cultur ausgesetzt sind, dem Erlöschen entgegen. Nach seiner Meinung ist die Erscheinung, die sich eben jetzt in der römischen Kirche offenbart, im Islam bereits eingetreten. Die Theologen haben über die Philosophen gesiegt, und indem sie ihren Sieg errungen, haben sie ihren Glauben zu einem caput mortuum des unwissenden Fanatismus reducirt, wobei jede Möglichkeit des Fortschritts oder der Entwickelung ausgeschlossen ist. Dies höchst interessante und belehrende Werk schließt mit einem Kapitel über Suez, welches indessen weniger positiv Neues enthält als das übrige Buch."

Dasselbe Blatt sagt über „Euripides und die bildende Kunst" von G. **Kinkel**: „Professor Kinkel ist ein warmer Verehrer von Euripides und behauptet, der Geist des Zeitalters des Perikles sei am treuesten in jenes Dichters Werken dargestellt. Ohne dem Genius oder der geistigen Bedeutung desselben zu nahe treten zu wollen, dürfte es wol richtiger sein, ihn statt als den Vorläufer einer neuen Epoche, eher als den Ausleger seiner eigenen Zeit zu bezeichnen. Sicherlich hat er mehr Verwandtschaft mit seinen Nachfolgern als mit seinen Zeitgenossen, und zahlreiche Gründe berechtigen uns zu dem Schluß, daß er während seiner Lebzeiten vielmehr das Schoskind einer Coterie als der Liebling des Publikums war. Dieser Punkt berührt indessen nicht den eigentlichen Zweck dieser kleinen Abhandlung, welche ihn aus seinen Schriften als Kenner der Malerei und Bildhauerei nachzuweisen versucht. Ein anderes Kapitel zählt Kunstwerke auf, deren Schöpfer dem Dichter die Anregung dazu verdankt zu haben scheinen. Die ganze Abhandlung ist eine reizende Studie, in der sich Gelehrsamkeit ohne Pedanterie, Scharfsinn ohne paradoxe Behauptung und das feinste Kunstgefühl vereinigt finden."

Ferner heißt es ebendaselbst über **Wilhelm Lübke's** „Geschichte der deutschen Renaissance": „Wilhelm Lübke hat sich in Deutschland eine Stelle als populärer Kunsthistoriker errungen. Der Renaissancestil ist so recht seinem Geschmacke, der mehr für das Bequeme und Zierliche als für das Ausdrucksvolle in der Kunst ist, angepaßt. Sein Werk über die deutsche Renaissance verspricht daher durchaus befriedigend zu sein. Die Renaissancekünstler werden in der Hauptsache nach ihrem eigenen Gesichtspunkte beurtheilt, und die Schönheit der Illustrationen, die praktische Anordnung des Werks und die verständige Behandlung im ganzen entsprechen vollständig dem praktischen Geiste des geschilderten Zeitraums. Der hervorragendste Zug der Kunst jener Zeit ist ihr luxuriöser Prunk, welcher auf einen kräftigen Genius deutet, der mit Recht seiner Ausführungskraft traut, aber nicht von jener Ehrfurcht vor dem ungeschriebenen Gesetze des Zartgefühls und der Selbstbeschränkung, welche den Stolz der classischen Kunst mäßigte, erfüllt ist. Das Verhältniß der Werke der Renaissance zu denen der Antike ist in der That beinahe dasselbe wie das der mythologischen Gemälde von Rubens zu denen Rafael's. Der deutsche Zweig der Schule war ursprünglich eine Verpflanzung von Italien, nahm aber rasch seinen eigenen specifischen Charakter unter einem energischern Volke an, das einerseits zu Ausschreitungen aller Art geneigter, aber andererseits weniger fein organisirt ist. Lübke hat seiner Abhandlung sehr einsichtsvoll ein Kapitel über die Sitten der Zeit vorangeschickt, wozu das Material hauptsächlich gleichzeitigen Schriftstellern entlehnt ist. Trotz der großen religiösen Bewegung, welche die damalige Gesellschaft in krampfhafte Aufregung versetzte, sind wenige Zeiträume weniger asketisch und mehr antipuritanisch gewesen. Es war ein Zeitalter geistiger Thätigkeit, materiellen Wohlstandes, überfließender Lebenskraft und rücksichtsloser Verschwendung. Diese Merkmale wirkten ungünstig auf die Kunst, welche allmählich einen immer bizarrern und überschwenglichern Charakter annahm, bis sie in jener gänzlichen Erlahmung aller geistigen Thätigkeit, welche der Erschöpfung der nationalen Hülfsquellen im Dreißigjährigen Kriege folgte, erlosch."

Die „**Academy**" vom 15. Mai d. J. enthält längere Besprechungen über Auerbach's Uebersetzung des Spinoza, Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" (vierter Theil, zweite Abtheilung, letztere von Hermann Hüffer) und über Ranke's neueste Werke von R. Pauli. In der Nummer vom 1. Mai bespricht H. Lawrenny in einem fünf Spalten langen Artikel neben A. Mezière's „W. Goethe, Les Oeuvres expliquées par la vie" auch „Frau Rath, Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe" von Robert Keil; H. F. Tozer bespricht „Dante's Göttliche Komödie nach Inhalt und Gedankengang übersichtlich dargestellt" von Rudolf Pfleiderer, und F. Hüffer Varnhagen von Ense's „Biographische Porträts".

Bibliographie.

Hoefer, E., Stille Geschichten. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Ostpreußische Humoresken. Nr. 1. Rastenburg, Schlemm. Gr. 8. 1½ Ngr.

Jähns, M., Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhistorische Monographie. 2ter Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Vierzehn Jahre an der Spiel-Bank. Erinnerungen eines Croupier. Herausgegeben von J. Ch. Gl. Wiesbaden, Rodrian u. Röhr. Gr. 8. 20 Ngr.

Kehrein, J., Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker für Freunde der Geschichte und Poesie. Geest, Nasse. Gr. 8. 20 Ngr.

Körner, F., Thierseele und Menschengeist. Ein Versuch zum Ausgleich der materialistischen und idealistischen Weltanschauung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kriegl, G. L., Die deutsche Kaiserkrönung. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Liebesproben. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 10 Ngr.

Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 5ter Bd. 2te Abth.: Geschichte der deutschen Renaissance von W. Lübke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 2 Thlr.

Langhorn, H. H., Historische Nachrichten über die dänischen Moltke's. Gesammelt und herausgegeben. Kiel. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Marillac Saint Julien, Freih. T. v., Psychologie der Natur zum Selbstunterricht und als Leitfaden für eine religiöse Erziehung des Volkes. Wiesbaden, Rodrian u. Röhr. Gr. 8. 20 Ngr.

Marpurg, O., Briefe über religiöse Dinge. 1ste Folge. (3. Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Mayer, S., Geschwornengerichte und Schöffengerichte. Ein Beitrag zur Reform des Strafverfahrens. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Monti, V., Aristodemos. Trauerspiel. Aus dem Italienischen. Wien, Wallishausser. 8. 20 Ngr.

Müller, F. M., Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft. Vorlesung. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 8 Ngr.

Muth, J. B., Ueber das Verhältniss von Martin Opitz zu Dan. Heinsius. Inaugural-Dissertation. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Nach dem Vaterhause! Von der Verfasserin von: „ein Blatt auf Brony's Grab." Bremen, Müller. 8. 6 Ngr.

Neubürger, E., L. Geiger's populäre Schriften. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Noë, H., Dies irae! Jugend-Erinnerungen. München, Gummi. 8. 10 Ngr.

Rentsch, O., Friedrich von der Trenk. Trauerspiel. Hannover, Meyer. Gr. 16. 15 Ngr.

Ruß, K., Der Kanarienvogel. Seine Naturgeschichte, Pflege, Zucht. Hannover, Rümpler. 8. 15 Ngr.

Sander, Dante Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie. Vortrag. Hannover, Meyer. 16. 7½ Ngr.

Schall, H., Studien über die Festungsfrage für Laien und Fachmänner. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 14 Ngr.

Scheffer-Boichorst, P., Herr Bernhard von der Lippe als Ritter, Mönch und Bischof. Münster, Regensberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall**.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 25. Juli 1872.

Neue Gedichte und Dichtungen.

1. **Dunkle Gewalten.** Epische Dichtungen von Hermann Lingg. Stuttgart, Göschen. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Madrisa, Fee Selferella, Semiramis, Melusine — welche Fülle von fremdartig gemahnenden, feen- und märchenhaften Frauengestalten, die uns gleich auf den ersten Blick in diesen Dichtungen entgegentreten! Dunkle Gewalten und dunkle Gestalten — wir kennen ja die Rembrandt'sche Beleuchtung, welche Hermann Lingg so liebt. Exotisch-Orientalisches, märchenhaft Barockes, phantastisch Aufblühendes, philosophisch Anklingendes — das löst sich alles ab in bunter Folge oder ist ebenso bunt in- und durcheinandergewirkt. Bisweilen glaubt man, die Muse von Clemens Brentano sei noch einmal aufgetaucht mit ihrer unklaren und unheimlichen Romantik, mit ihrem Symbolisiren und Hineingeheimnissen, mit ihrer barocken Verwilderung!

Bei unleugbaren einzelnen Schönheiten ist doch der Gesammteindruck dieser „Dunkeln Gewalten" ein schwächlicher. Es fehlt den Begebenheiten und der Darstellung an Prägnanz; sie verschwimmen in einer düstern Beleuchtung; die überdunkle Schraffirung der Lingg'schen Skizzirung hat etwas Monotones.

Gleich „Der Junker von Bergün" hat Brentano'sche Lieblingsmotive. Der Junker verliebt sich nach dem Tode des Oheims in ein keckes welsches Mädchen, die sich als resolute Dirne im Stil Brentano'scher Schönheiten gleich von Haus aus einführt:

> Seid Ihr der neue Herr? O gut!
> Ihr scheint mir ein zu junges Blut,
> Und sollt es uns nicht glauben machen,
> Als ob wir heut' nicht dürften lachen,
> Da der ist todt, der Euch so arg
> Wie uns gepeinigt hat. Wir geben
> Ihm einen Tritt auf seinen Sarg
> Und einen Fluch ins ew'ge Leben!

Der Junker führt sie auf sein Schloß und freut sich ihrer Liebe. Die Welschen dringen ins Land in lichten Haufen, „zu rächen eines Vaters Schmach, dem Herrenlust sein Kind entehrt". Das wilde Mädchen führt die Scharen, wird von den Bündnern gefangen und zum Tode verurtheilt, die Dazwischenkunft des Junkers rettet sie vom Galgen, er erklärt sie für seine Braut. Doch der freigesprochenen Dirne folgt der Henker Schritt für Schritt nach, der ihr den Pokal credenzt und zum Schlafgemach den Leuchter trägt. Das wird nun möglichst schauerlich ausgemalt. Doch der Henker ist nicht das Schlimmste. Der todtgeglaubte Oheim hat sich nur zum Schein begraben lassen und sperrt nun den Junker mit seiner Liebsten auf lange Jahre in ein Thurmgemach:

> Genießet, bis ihr satt geworden,
> Der Sinne Lust, und wenn ihr's seid,
> Mögt ihr euch wie die Spinnen morden.
> Das ist des greisen Ohms Bescheid.

Es begibt sich ähnlich, wie der Ohm vorausgesagt; doch während dieser glaubt, der Junker habe sein Liebchen ermordet, hat das Umgekehrte sich ereignet, und die wilde welsche Schönheit hält, ehe sie sich in den Abgrund stürzt, dem Hingeopferten die folgende Leichenrede:

> Er ist es, ja, und ich, ich bin
> Die Mörderin, nicht wahr, ich treffe?
> Was starrst du so, er ist's, dein Neffe.
> Es ist nicht klug gehandelt, ihn,
> Den Löwen bei der Tigerin
> In einem Käfige zu lassen.
> Du hast gewähnt, er soll mich hassen?
> Er hat geliebt mich bis zum Grab,
> Und Liebe war's, die diese Hand
> Bewaffnet und die Kraft ihr gab,
> Daß ich den Kampf mit mir bestand,
> Daß ich den Tod ihm konnte geben,
> Den ich geliebt mehr als mein Leben.
> Doch ihm war das kein Leben mehr,
> In diesem Kerker hinzukranken,
> Wo keines Tages Wiederkehr
> Ihm Nahrung brachte für Gedanken.

Ich sah's, was konnt' ich sündig Weib
Ihm bieten mehr als meinen Leib.
Als Lust ihm keine Lust mehr bot,
Hatt' ich ihm fürder nichts zu geben
Als einen raschen, sanften Tod.
Das that ich, nehmt nun auch mein Leben!
Sinnt Aergstes aus, verbrennet, hängt,
Verviertheilt mich, ich sterbe froh.

Brentano sucht sein „Treulieb" am Galgen, da findet auch Lingg das Liebchen für seinen Helden. Die Dichtung ist phantasmagorisch, in Einzelheiten grell und craß; der Gedanke, wie blos sinnliche Liebe sich selbst verwüstet und aufzehrt, würde schärfer hervortreten, wenn nicht der Apparat der vorbereitenden Ereignisse viel zu gewichtig wäre und sich zu geräuschvoll in den Vordergrund drängte.

Von den welschen Dirnen und ihrem dämonischen Zauber führt uns der Dichter zu den anmuthig zaubernden Alpenseen. Da ist eine solche Fee, Madrisa, welche einem jungen Senn die schönsten Heerden Milch und Molke vom Besten schafft. Der junge Senn vergißt darüber die Rückkehr, der Vater sucht ihn auf, und die aus ihrem Schlummer erweckte Fee verschwindet für immer. Das kleine Märchen ist in anmuthigen, fließenden iambischen Dreifüßlern erzählt, welche das Elfenparadies lebendig schildern.

„Fee Selferetta" ist eine Metamorphose à la Ovid, doch ohne die plastische Klarheit des römischen Lieblings der Grazien. Zwei im Mondlicht strahlende Gletscher sind früher Feen gewesen und führten die Namen Selferetta und Vereina. Der Ritter von Scharenn erblickt Selferetta; sie entflammt sein Herz zu heißer Leidenschaft, doch die Fee verwehrt es ihm, sie wiederzusehen. Dennoch läßt es ihm keine Ruhe, er sucht sie wieder auf, er ruft sie. Da erscheint sie wie ein Riesenbild, stolz, schreckensvoll; sie weiht ihn dem Tode, wenn er sich nicht durch ein Opfer rettet. Er will in sinnloser Liebe Glut das Opfer bringen. Ein junges, Blumen sammelndes Erdenkind kommt oft auf einen nahen Felsen; er soll es tödten. Es geschieht — der Ritter tödtet seine eigene Tochter:

Voll Graus, entsetzt zurückgewendet
Erblickt er Selferetta stehn,
So schneebleich, daß ihr Schaun ihn blendet,
Daß Todesschauer ihn umwehn —
Vor ihr zu Boden in das gleiche
Erblassen sinkt er, eine Leiche.

Und langsam, unter Donnerdröhnen,
Indem es ringsum widerhallt
Als ob die ält'sten Felsen stöhnen,
Erstarrt zugleich der Fee Gestalt,
Sie steht gehüllt in ewig Eis
Und wird ein Gletscher silberweiß.

Doch das entschuldigt nur die eine Dame; wo bleibt Vereina, und weshalb ist auch sie in einen Gletscher verwandelt worden? Darauf bleibt der Dichter die Antwort schuldig; warum hat er sich nicht von Haus aus mit Einem Gletscher begnügt und malt uns auch Vereina's reizende Gestalt aus:

In deren ganzem Wesen lebte
Der Huld und Schönheit Allgewalt.

Hat sich auch Vereina eine so gletscherhafte Grausamkeit zu Schulden kommen lassen? Eine derartige Composition ist doch zu schlotterig, um künstlerisch berechtigt zu sein.

Eine gar merkwürdige Geschichte ist die eines „Zieler". Schweizer Junker schießen über den See hinüber nach einer Scheibe. Der Zieler läßt den Hauptgewinn, einen Nix, in die Höhe springen, als der Schwager seiner Liebsten schießt, obgleich dieser den Nix nicht getroffen hat. Bei der Fahrt des Zielers zum Schützenhaus taucht ein Nix aus den Fluten, schaut ihn lachend an, und als der Zieler den Nix in die Tiefen des Sees zurückscheucht, da klopft es unten ans Bret an: „Ich pochte dem, der mich nicht mag." Der Zieler liebt die Muhme der Wirthin, ein hübsches Mädchen, dem die feinen Junker den Hof machen; er schießt den einen nieder, als er sein Liebchen umarmt, springt in den See und entflieht. Die Geliebte wird in Haft genommen. Da kommt der Feind und bedroht die Stadt. Der Zieler zeigt ihm die schwächste Stelle der Mauer im Nebel. Die Feinde dringen ein; er selbst sieht ein Leichenbegängniß — es ist seine Geliebte, die infolge der Aufregung und Kerkerhaft dahingestorben. Da ruft er selbst vom Mauerrand die Bürger und warnt sie, und sinkt von einer Kugel getroffen:

Verhauchend sank er hin zur Stelle,
Es brach sein Blick; zugleich erscholl
Weit draußen, wo die Brandung quoll
Ein tückisch Lachen aus der Welle,
Und dreimal hob im bleichen Schimmer
Des Nebellichts der Wassermann
Sein Haupt empor, und tauchte dann
Hinunter und verschwand für immer.

Das ist alles in der Art von dissolving views erzählt, die Motive sind nicht scharf hervorgehoben; grelle Bilder, das Hochgericht auf der öden Sandinsel, die Begegnung mit dem Räuber im Schloßgraben, Bilder, die blos des Colorits wegen da sind, machen den Eindruck vollständig, daß ein Epigone von Clemens Brentano diese phantastische Dichtung verfaßt habe.

„Astorga", der Kirchencomponist, in seinen Lebensschicksalen an Ovid und Tasso erinnernd, von dem Hofe zu Parma verbannt wegen der vermeintlichen Liebe zu der Tochter des Herzogs, ist der Held einer kleinen poetischen Skizze, eines Stimmungsbildes, das sich nicht novellistisch gliedert, aber nicht ohne dichterischen Reiz ist. Wir sehen Astorga, nach der liebevollen Begegnung von seiten der Herzogstochter und nach dem Befehl der Verbannung, welche der Herzog über ihn verhängt hat, in die fürstliche Kapelle zur Orgel treten:

Noch ist es Nacht, und durch die Fensterscheiben
Blitzt hell das Sternenlicht, an dem
Gewitterwolken schwer vorübertreiben,
Wie Sorgen um ein strahlend Diadem.
Und vor Astorga's Blicken taucht
Sein Vaterland empor, Trinakria,
Vom Licht der Fee Morgana überhaucht;
An blauer Meerbucht liegt es vor ihm da,
Voll Sonnenglut und Mittagsstille,
Ein Friedensbild der ältesten Idylle,
Mit Hirtenflöten, mit Gesang und Tanz,
Und heitrer Villen Marmorglanz;
Terrassen, Statuen darüber her,
Aus Gärten dunkelnd, blütenschwer,

Orangenwälder, Pinien, Lorberbäume;
All dies und längst versunkne Träume
Der Kinderjahre stellen sich ihm dar.
Ein schmerzlich Sehnen wogt in seiner Brust,
Die Qual der höchsten Lust
Und jene Schwermuth, welche nur im Grunde
Der Freude lauert. Endlich tritt die Stunde,
Das Bild des großen Schmerzes tritt vor ihn
Im gleichen Augenblick, da wie ergänzend
Der Morgenstrahl durchs Fenster glänzend
Das Stabat Mater am Altar beschien,
Wie hier beim Kreuz die Mutter Gottes,
So sah er seine Mutter einst im Schmerz vergehn,
Von Henkern hingehalten stehn
Am Fuße des Schaffotes,
Auf dem sein Vater starb; ein Orgelklang
So herzzerreißend wie sein Schmerz ertönte,
Als ob ein Schrei aus tiefstem Busen drang
Und laut aufgellend in die Nacht verstöhnte.
Die Hand noch auf den Tasten, stund der Meister,
Als gegenüber an der Wand
Ein Vorhang, leise wie durch Macht der Geister,
Von unsichtbarer Hand
Zurückgezogen ward, zugleich
Im Betstuhl eine kniende Gestalt
Das Haupt empor und todtenbleich
Zum letzten Gruß sich still verneigte,
Indem sie auf das Bild des Altars zeigte.

Ein merkwürdiges Gedicht ist „Semiramis“, mystisch-theosophisch, doch ohne schlaghafte Pointe. Alljährlich mit dem Frühling steigt Bal, der große Gott der Sonnenbahn, zur Erde nieder, zur schönsten von den Töchtern Babylons. Semiramis, die dies von den Priestern erfährt, will selbst des Gottes Liebe erringen, obgleich sie hört, daß der Gott nur das Stammeln, das die Unschuld spricht, nur das Opfer, nicht das Bündniß will. Sie harrt des Gottes; da erscheint an den Stufen des Altars ein Kind mit der Leier, den goldenen Kranz in den Locken und stimmt das Saitenspiel zu Melodien:

Semiramis, betroffen und entzückt,
Wagt weiter nicht zu nahn, sie athmet kaum,
Sie birgt, die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Ihr Antlitz in des Mantels Purpursaum,
Und lauscht den Tönen jenes Preisgesanges,
Dann ernst und stolz und würdevollen Ganges
Steigt sie die Treppe von dem Thurm herab,
Und tritt zu Ninus, ihres Gatten, Grab.

„Vergib mir“, spricht sie; „an den fernsten Grenzen
Der Macht, die du gegründet, lebt noch frei
Ein großes Volk, ich will das Reich ergänzen,
Daß alles unterjocht und unser sei.“
Sie spricht's — von Aufgang um der Wolken Thron
Erheben sich des Sturmes Flügelrosse,
Und durch die Nacht wirft über Babylon
Der Himmel seine hellsten Blitzgeschosse.

„Melusine“ behandelt die bekannte Sage in anmuthigen Strophen, denen wir in dieser Sammlung den Preis ertheilen möchten. Die Schlußparabase des Dichters lautet:

Tief im Schatten rauscht die Quelle
Bergend ihre lautre Flut
Vor der Mittagsglut,
Blumen blühn um ihre Welle,
Alles schweigt und alles ruht.
Ueber Leid und Untergehen
Lächelst du, du lächelst nur,
Ewige Natur!
Deine großen Blicke sehen
Immer die Verjüngung nur.
Ob dein Lächeln uns versöhne,
Oder ob das Herz uns bricht,
Danach fragst du nicht,
Wandellos in gleicher Schöne
Strahlt dein lächelnd Angesicht.

„Tempelstimmen“ bringen uns ein sonderbares Gespräch der Tempelsäulen von Pästum, von Syrakus, Aegina, Akragas und Selinus, eine Art von Traumbildnerei, doch durchaus verworren, ohne einen klar sich erhebenden Gedanken, es ist antike Romantik, classische Walpurgisnacht.

„Der Schüler des Paracelsus“ dagegen ist ein größeres Gedicht, das wieder an Brentano anklingt, und zwar an sein Lied vom „Rosenkranz“. Es wird uns von all diesen magischen Geschichten so dumm, als ging' uns ein Mühlrad im Kopf herum: geheimnißvolle Leichenfiguren, welche von einer Kugel getroffen, dem Lebenden, dem sie nachgebildet sind, den Tod bringen, wunderbare Mixturen und Tincturen und eine Fülle magischer Weisheit, die an die Kabbala einer veralteten Naturphilosophie erinnert; der tiefere Gedanke, der zu Grunde liegt, von Arabesken überwuchert und ganz an den Rahmen gedrängt — welche harmonische Befriedigung kann eine solche Dichtung gewähren? Von der großen Unbeholfenheit der dichterischen Darstellung, welche einzelne Partien des Gedichts charakterisirt, mag die folgende Stelle Zeugniß ablegen:

Doch heißt's, in späterm Zeitverlauf
Trat gegen Paracelsus' Lehren
Dereinst ein Widersacher auf.
Als er, den Gegner selbst zu hören,
In jene Stadt gekommen war,
Da habe, wird erzählt, ihn dort
Zu Tod getroffen offenbar
Von jenem Mann ein eignes Wort;
Denn als er von der Reise wieder
Nach Hause kam, im Herzen wund,
So sank er bald aufs Siechbett nieder
Von dem er nimmer auferstund.
Drauf als er fand, es nah' sein Ende,
Berief er seinen Diener her,
Gab ihm ein Fläschchen in die Hände,
Mit dem Befehle, daß er's leer',
In einen See, der nah' lag, gieße,
Weil eher nicht sein Leben schließe,
Als bis auch dies geschehen sei,
Als wär' dann eine Schuld vorbei.

Welche schleppenden Constructionen, welche prosaischen Verbindungsglieder, welche harten Apostrophen, welche metrischen Härten!

Nicht viel Besseres läßt sich von der Novelle in Versen: „Im Elsaß“, sagen, die sich auf dem Gebiete Erckmann-Chatrian's bewegt und an den neuen französischen Roman „L'amour et la patrie“ erinnert, obwol sie natürlich vom deutschen, nicht vom französischen Standpunkt aus geschrieben ist. Welche Poesie indeß in derselben herrscht, davon einige Proben:

Der Reiter aber sprach: „Ah, meine Herrn!
Es ist nicht möglich, daß Sie weiter reisen,
Und daß Sie bleiben, ist gefährlich. Gern
Möcht' ich mich Ihnen hülfreich hier erweisen,
Allein nur eine kurze Zeit ist mein.“
— — — — — — — — — —

„Ach", rief sie wieder, „seht ihr denn nicht ein,
Daß ihr es werdet zu bereuen haben,
Es heißt: ihr laßt die selbst ihr Grab sich graben,
Die ihr erschießt, könnt ihr so grausam sein,
So seid es, wenn ihr dürft, doch nehmt auch mich,
Wenn die da schuldig sind, so bin's auch ich."

Die humoristische Arabeske: „Frappirt", ein Ball- und Kirchhofabenteuer, ist ziemlich barock. Wir erwähnen noch „Die Perle des goldenen Horns" und die „Tagebuchblätter", letztere an Paul Heyse's Lieblingsthemata erinnernd. Es bleibt bedauerlich, daß Lingg sich so wenig Muße gönnt, seine Schöpfungen klar, sauber, plastisch herauszuarbeiten; die Folge davon ist, daß er in den wunderlichen Mysticismus des zweiten Aufgebots der romantischen Schule verfällt. Auch viel Tiefes, das er in seine Dichtungen hineingeheimnißt, erscheint so absonderlich und halb unverständlich. Ein Blumengarten, wo bei einzelnen Blüten von prächtigem Duft doch alles ins Kraut schießt und durcheinanderwuchert — so erscheinen diese „Dunkeln Gewalten"; ihr Dunkel ist oft Mangel an der nothwendigen Klarheit, mehr Verworrenheit als Tiefe.

2. Lothar. Ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1872. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gegenüber der verworrenen Dichtweise von Lingg berührt die künstlerisch geläuterte, durchsichtig klare von Adolf Friedrich von Schack stets wohlthuend, mag ihr auch das Gepräge einer tiefergehenden Originalität fehlen, welche wiederum in diesen neuesten Lingg'schen Gedichten durch die Trübheit des Ausdrucks beeinträchtigt wird. Schack's „Lothar" klingt an die Byron'schen Dichtungen, an „Childe Harold" und „Don Juan" an, indem an wechselnde Erlebnisse des Helden sich eine lebendige Schilderung von Ländern und Völkern knüpft, die aber stets den poetischen Hauch bewahrt und nie in eine öde Ethnographie oder blos descriptive Landschaftsmalerei verfällt.

„Lothar" ist eine ältere Dichtung von Schack, wie aus der Widmung des Gedichts an Ferdinand Gregorovius in Rom hervorgeht:

> Indem ich in kurzen Zwischenräumen verschiedene Dichtungen herausgebe und noch weiter herausgeben werde, wünsche ich, daß Sie dieselben nicht für Früchte einer übereilten Thätigkeit der letzten Jahre halten mögen. Obgleich ich bis vor kurzem nur mit literarischen Werken anderer Art hervorgetreten bin, habe ich mich doch von Jugend auf der poetischen Production mit Begeisterung gewidmet, und manches von dem, was jetzt erscheint, ist schon vor geraumer Zeit entstanden. So dieser „Lothar". Derselbe ist eine Frucht meiner frühern Wanderungen durch jene Länder, in welchen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben und die, auf äußern Anlaß, von neuem zu besuchen ich mich eben jetzt anschicke. Ich schrieb ihn zum größten Theil angesichts der Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der herrlichen, über dem Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuern Trümmer des hunderthorigen Theben. Einiges von dem factischen Inhalt, namentlich die afrikanischen Abenteuer in der Episode des sechsten Gesangs, beruht auf den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen.

Lothar, einem edeln Geschlecht entsprossen, dessen Stammschloß am Fuße der waldigen Hardt steht, dessen Vater als Patriot und Genosse der Arndt und Stein nach Rußland geflüchtet ist, Schüler eines würdigen Pfarrers Eberhardt, durch enge Jugendfreundschaft mit dem Mitschüler Hugo verbunden, studirte in Heidelberg, besucht, in burschenschaftliche Umtriebe verwickelt, das Schloß seines aristokratischen Oheims, verliebt sich in dessen Tochter Adele, hat aber das Unglück, im Duell, zu dem er provocirt wird, den Bruder derselben, einen Hofherrn und wüthenden Demagogenfeind, zu erschießen. Auch die Schwester sagt sich infolge dessen von ihm los. Lothar flüchtet und betheiligt sich an den Freiheitskämpfen der Spanier unter Riego gegen die französische Armee des Herzogs von Angoulême. Aus drohender Gefahr durch das edle Opfer eines spanischen Mädchens gerettet, fällt er in die Hände der Muselmanen, wird vom Bei von Oran zum Sklaven gemacht, erlebt buntwechselnde Abenteuer in den Wüsten Afrikas; dann, wieder befreit, betheiligt er sich nach einer Nilfahrt und einer Reise durch Palästina am griechischen Freiheitskampfe gegen die Türken, wird bei der Erstürmung von Missolunghi gefangen; aus der Gefangenschaft errettet durch die Geliebte und den Freund seiner Jugend, kehrt er in seine Heimat zurück:

O nimm mich wieder auf an deinem Herde,
Mein deutsches Land, du herrlichstes der Erde;
Wo wär' ein edler Volk, als deins
Vom traubenduftenden Gestad' des Rheins
Bis zu der Ostmark fernsten Gauen?
Wo strahlt der ganze Himmel so aus blauen,
Aus unergründlich klaren Tiefen wieder,
Wie aus den Augen deiner Frauen?
In deinem Schos dereinst die müden Glieder
Zu betten gönne mir! Allein nicht eher
Laß schließen mich die Augenlider,
Bis jenen neuen Morgen, den als Seher
Mein Vater sterbend prophezeite,
Ich über dich, das einige, befreite
Aufsteigen sah! — Verraucht ist mir der Wahn,
Der nur vom allzerstörenden Orkan
Verjüngung hofft; doch jener Genius,
Der früh auf mich gedrückt den Flammenkuß,
Ich fühl's, umrauscht mich noch mit seinen Schwingen
Und mahnt mich, neu zu streben und zu ringen,
Damit das heiße Sehnen deiner Söhne
Die endliche Erfüllung kröne.
Er leihe Milde mir zur Stärke
Und weises Maß zum Thatendrang —
Dann nach vollbrachtem Tagewerke,
Wie sollt' ich zagen vor dem letzten Gang?
Ein froher Zeuge noch im Tod
Von meines Volkes Auferstehn,
In seiner Größe Morgenroth
Werd' ich beglückt von hinnen gehn.

Der Held dieser Dichtung ist weder ein blasirter Childe Harold, noch ein abenteuerlustiger Don Juan; er hat nichts von der wüsten Genialität, nichts von dem Spleen eines britischen Lords; er ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen mag, den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Was an Byron erinnert, ist die stimmungsvolle Landschaftsmalerei, in welcher die Schilderung stets von der Reflexion durchschlungen ist, ist die Weltwanderung, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft, ist der Haß gegen die Machthaber der Restaurationsepoche, gegen welche auch Byron seine

anbeißende Satire: „Das eherne Zeitalter“, geschleudert hat, ist der Geist des Philhellenismus, der unsern Helden wie den Dichter des „Childe Harold“ dazu führt, sich am griechischen Befreiungskampfe zu betheiligen.

Wenn Friedrich von Schack diese Dichtung in neuester Zeit verfaßt hätte, so zweifeln wir nicht, daß ihm die großen politischen Bewegungen derselben andere Anhaltspunkte für seine Erfindung gegeben hätten als diejenigen, die er jetzt eben dem Restaurationszeitalter entnommen hat. Wir können uns für die Großthaten desselben nicht mehr recht erwärmen, die europäische Politik ist in eine so durchaus neue Phase gerückt, daß jene krampfhaften Befreiungsversuche in einer sonst dem politischen Tode verfallenen Zeit die Unmittelbarkeit des Interesses eingebüßt haben. Freilich, der Geist, in dem der Dichter diese Ereignisse darstellt, hat nichts Veraltetes; die freudige nationale Freiheitsbegeisterung hat stets die gleiche Frische, und so kann der Dichter, wie es auch Redwitz in seinem „Lied vom Neuen Deutschen Reich“ gethan hat, die Freiheitsbestrebungen der Burschenschaft am Schluß mit der glorreichen Erneuerung des Deutschen Reichs verknüpfen.

Die dichterische Form des „Lothar“, der in Reimiamben mit freiwechselnder Zahl der Füße geschrieben ist, hat eine Krystallklarheit und Durchsichtigkeit, welche durchaus wohlthuend wirkt. Die Kindheit- und Jugenderinnerungen haben das traulich Anmuthende, welches für das deutsche Gemüth in solchen Schilderungen liegt; die mehr novellistische Partie der Dichtung, die Liebe und das Duell mit dem Vetter, ist lebendig dargestellt, obschon derartige Begegnungen und Abenteuer sich in der Prosanovelle spannender gestalten lassen als in den Versen, in denen namentlich die Feinheiten und Schlagwörter des Dialogs ausgeschlossen sind. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerrillakämpfe sind dagegen im wärmsten Colorit gehalten; der ausgezeichnete Kenner der spanischen Literatur findet die richtigen Farben und das glänzendste Licht für seine Bilder. Den Preis möchten wir indeß den Wüstenscenen des sechsten und siebenten Gesangs ertheilen; sie behandeln theils die Erlebnisse des Helden, theils die eines mitgefangenen Franzosen und athmen eine afrikanische Glut der Schilderung, deren interessante Farbengebung an Freiligrath's Wüstenbilder erinnert, ohne daß sie durch die epische Breite der Darstellung gegen die Energie jener geschlossenen Bilder zurücktreten. Wie der Franzose bei seiner Wüstenwanderung einen Negerknaben Aguri errettet, in dessen Begleitung sich dann in die Wüste flüchtet: das sind Situationen, die unsere wärmste Theilnahme erregen; die Phantome und Schrecken der Wüste aber sind mit Meisterschaft geschildert:

Vor uns auf der bewegten, gelben Flut
Welch Glitzern in der Mittagsglut?
Nah, näher nun das dörrende Gebein
Von sturmverschütteten Kamelen,
Halb aufwärts ragend aus dem Sand,
Erkennen wir, und drauf in langen Reihn
Mit weißem flatternden Gewand
Die Reiter, aus den leeren Augenhöhlen
Herniederstarrend noch von den Skeletten.
Als das wir sahn, wie uns zu retten,
Wir Weltverlassnen, hätten wir gehofft?
Schon voll von banger Ahnung schaut' ich oft,
Wie über uns, die nahe Beute witternd,
Ein Geier sich auf schwarzen Flügeln wiegte,
Und bang, an allen Gliedern zitternd,
Aguri sich an meine Seite schmiegte,
Indessen nah und näher stets die Schwingen
Des Knaben sinkend Haupt umschatteten.

In meinen Armen den Ermatteten
Forttrug ich, denn sich selbst emporzuringen
Blieb keine Kraft ihm mehr. Ein Flammenhauch
War allumher die Luft; als flösse
Ein Feuerstrom, gemischt mit Schwefelrauch,
Wirbelnd hervor aus einer Esse,
Sah ich den gift'gen Dampf am Boden lecken,
Und Tod schien jeder Athemzug.
Wohin den Blick das Auge schlug,
Nicht eine Zufluchtsstätte zu entdecken!
Kein Quell, um noch ein letztes mal
Dem Sterbenden des Durstes Qual
Zu lindern; keiner Palme Dach,
Um unter ihrem Schatten ihn zu betten!

Ob fast ich auch zusammenbrach,
Doch trieb die Hoffnung, ihn zu retten,
Mich weiter auf dem Pfad. Die Zunge lechzend
Am trocknen Gaumen festgeklebt
Und von dem Geier fort und fort umschwebt,
Wankt' ich dahin, im Arm mir ächzend
Der unglücksel'ge Knabe. Dann entkräftet
Sank auf den Boden ich zurück
Und lag verzweifelnd da, den Blick
Starr auf den gelben Sand geheftet.
Auf einmal vor mir auf der öden Fläche
Was für ein Glanz? Kaum traut' ich meinen Sinnen.
Ich sah an grünen Ufern Silberbäche
Dahin mit klaren Wellen rinnen
Und mit der Flut, der frischen, kühlen, feuchten,
Zum Trunke ladend, mir herüberleuchten.
Das rieselte, das schimmerte und quoll
In langen Strömen hin und überschwoll
Der Ufer Borde. Quellen von Krystall
Rannen und murmelten im hurt'gen Fall
Herunter zu den blühenden Gestaden,
Und Fruchtbaumwipfel senkten Ast an Ast,
Mit goldnen Aepfeln schwer beladen.
Aufrafft' ich mich mit meiner Last,
Und nach dem vielersehnten Naß vor mir
Streckt' ich die Rechte mit Begier;
Doch vor den Augen blaß und blasser
Schwand hin, was ich gesehn; da war kein Wasser,
Kein Grün und keine Früchte mehr zu schaun.
Dürr wieder lag und kahl und braun
Die Wüste vor mir; ferneher
Am Himmel zog's empor verderbenschwer;
Zuerst ein kleiner Punkt; dann hoch und höher
Hob sich der Sand in dichten Knäulen,
Und durch den Staub hin schossen Feuersäulen.
Das war der Samum; nah und näher
Kam mit dem lohen Flammenodem
Todbringend er herangeschnaubt.
Aguri mit mir reißend, Haupt an Haupt
Mit ihm das Antlitz preßt' ich auf den Boden
Und fühlte über mich die heißen Wellen
Hinfluten und des Wüstendämons Flug,
Wie er den Staub mit seinen Flügeln schlug
Und Katarakten gleich in Wirbelsäulen
Den Sand ergoß. Auf dem Verheerungszug
Dann trugen weiter ihn die Schwingen.

Aus Aegypten, dem Heiligen Lande und Hellas erhalten wir prächtige Landschaftsbilder; doch sie sind nicht, wie schon erwähnt, todte Decorationsmalerei, sondern geistvoll beseelt. In einer Betkapelle an den Ufern des durch

Steingerölle dahinsickernden Kidron z. B. betet Lothar, und dies auf den Index zu setzende Gebet spricht den Geist der Humanität, der die ganze Dichtung durchdringt, am prägnantesten aus:

O Heiligster, Gottähnlichster von allen,
Die diese niedre Erde noch betreten!
Hier, wo im Geist ich in des Tempels Hallen
Mit dir und deinen Jüngern oft geweilt
Und in Gethsemane dein Weh getheilt,
Darf ich dir wieder nahn? Bei dieser Zähre
An meiner Wimper schwör' ich's, jene Lehre,
Die auf des Berges Höhen du verkündet,
Der Liebe und der Milde heil'ges Wort,
Im Herzen trug ich's fort und fort!
Doch ach! die sanfte Glut, die du entzündet,
Wie hat der Mensch sie zum Zerstörungsfeuer
Verwandelt, daß der Name Christ
Zum Fluche ward! Du selbst, Erhabner, bist
Vom Glaubenswahn, dem Ungeheuer,
Zum Götzen umgeschaffen worden,
Vor dem im Stumpfsinn ganze Völker knien!
Dich rufen sie, wenn sie zum Morden
Von Andersgläubigen das Würgschwert ziehn,
Und hoch des Scheiterhaufens Flamme
Bei des Tedeum Klang zum Himmel leckt.
Ein eis'ger Giftbaum ist dem Kreuzesstamme
Entsprossen, dessen Wipfel, weitgestreckt,
Die halbe Erde überdeckt,
Und wo du Freiheit, Licht und Recht gewollt,
Entstand ein Reich der Knechtschaft und der Lüge,
Ein nächtig dunkles, das des Himmels Züge
Gottlästernd äfft. Wol heiß vom Auge rollt
Die Thräne dir und deine Wunden brennen
Aufs neue, wenn du denkst, wie Heuchelei
Und blinder Wahn sich frevelnd Glauben nennen,
Und solche, die mit Lippen dich bekennen,
Dich selber gern nochmals mit Wuthgeschrei
Ins Grab verfolgten. Aber wende
Dein Antlitz nicht von uns, o Herr! Entsende
Ein Heer von Jüngern, das dein Werk vollende!
Dein erstes, oberstes Gebot,
Die Liebe einzig, sei Gesetz auf Erden,
Und alle Religionen werden
Erblassen vor dem großen Morgenroth!
Nicht Kirchen, drin ein unverstandner Glaube
Der Menge dumpfen Sinn gefangen hält,
Dein Tempel sei das hohe Himmelszelt,
Der Berge ew'ge Säulenlaube,
Die Menschheit die Gemeinde, die dich preist,
Und du bis an den Schluß der Zeiten
Bei ihr in Wahrheit und im Geist,
Um auf den Weg des Heiles sie zu leiten!

Die ganze Dichtung hat das Gepräge eines edeln und gebildeten Geistes, der nirgends ins Platte verfällt, wenn ihm auch die Paradoxien genialer Eigenart fern liegen.

3. Werinherus. Gedicht in zwölf Gesängen von Alfred Meißner. Leipzig, Grunow. 1872. 16. 16 Ngr.

Nach längerer Zeit, in welcher Alfred Meißner sich der beliebtern Romanschriftstellerei mit Erfolg ergeben hat, ist er wieder zur Poesie zurückgekehrt und veröffentlicht ein feinsinniges Gedicht: „Werinherus", welches gegenüber den weltweiten Perspectiven des Schack'schen „Lothar" seine Kraft in der Beschränkung sucht. Der Held des Gedichts ist der Scholastikus Wernher oder Werinher, der zur Zeit Friedrich's II. des Hohenstaufen im Kloster zu Tegernsee wohnte, wegen eines Vergehens aber im Kloster zu Salzburg zurückgehalten wurde, bis ihn Tegernsee zurückforderte. Hier pflegte er in einem Winkel des Gartens bis an sein Lebensende Blumen und Sträucher. Seine Autorschaft des „Meier Helmprecht" ist übrigens nicht so zweifellos, wie Meißner in den „Anmerkungen" zu seiner Dichtung anzunehmen scheint.

Meißner's Gedicht ist fein empfunden; der Gegensatz zwischen dem Christenthum des Mittelalters und dem allmählich neuerwachenden Heidenthum der antiken Welt zieht sich als der Gegensatz zweier Weltanschauungen, welcher phantasievollen und denkenden Geistern gefährlich wird, durch die Dichtung. Mönch Werinher gibt dem Grafen von der Wollfartsburg auf einer Reise nach Salzburg das Geleit; die Gräfin und ihre Nichte Maria machen die Reise mit. Werinher, Gelehrter und Künstler zugleich, berichtet über die neu sich erschließende ferne Zauberwelt vom alten Griechenland, über die Mythologie von Göttern und Heroen, die Geschichte Trojas und der Argonauten, Homer, Virgil, die „Metamorphosen" des Ovid, diesen Bildersaal mit ewig jungen Rosen, der Venus Heil'genchronik. Die Gräfin fragt ihn etwas herausfordernd, ob er nie geliebt habe:

Und Werinher zu ihr:
„Auf solche Frage
Ob ich wol fasle, sag' ich dennoch: ja!
Und meines Sinnes Dolmetsch sei die Sage
Des Heidenthums von Venus Cypria.
Ihr hat der Vater einen Krug gegeben
Mit Süßigkeit und Thränen angefüllt,
Er steht im Saale, wo die Götter leben,
Von einer goldnen Wolke halb verhüllt.
An ihn will jeder seine Lippen setzen,
Und setzt sie auch, und süßer Rausch wird sein,
Doch, so viel süße Tropfen ihn draus letzen,
So viele Thränen weint er dann hinein.
Dies gilt noch heute, und beruhigt lebt
Nur wer zum Kruge nie den Blick erhebt.
Und kauft' ich nichts mir ein mit diesem Kleide,
Ist's, daß ich so viel bittre Lust vermeide!"

Als der Mönch den Weg zum Convent wandelt, begegnet ihm eine aufgeregte Menge, welche ein Steinbild vernichten will, das sie aus der Erde herausgegraben, ein herrliches Weib, in welchem Werinher das wunderbare Bildniß der meerentstiegenen Cythere erkennt. Um das Bild vor der Wuth des Volks zu retten, gibt er es für ein Heiligenbild, für das der Maria Magdalena aus und rettet dasselbe in seine Klosterzelle.

Doch ist es gefährlich, die Göttin der Liebe zu retten und bei sich zu bergen. Das Steinbild beherrscht sein Leben und bringt ihm Verderben. Zu Maria, der Gräfin Nichte, die er im Klostergärtlein des Nonnbergs trifft, entbrennt sein Herz in heißer Liebe; sie will Gottes Magd werden, der Onkel ist in den Krieg gezogen, die Muhme ist ihr nicht geneigt. Sie läßt ihm den Kranz von weißen Rosen, den sie flicht, und flieht vor der in ihrer Brust erwachenden Regung:

Ihm pocht das Herz, sie zittert,
Nur ihre Seufzer sprechen, und ihr Blick
Streicht durch die Wimper wie durch ein vergittert
Gefängnißfenster.
„Ach, ich muß zurück."
Sie sagt's und geht. Der Kranz ist ihm geblieben,
Ihm sind es Blumen aus dem Paradies.
Denn lieben muß er, unaussprechlich lieben
Sie, die ihn flocht und ihm ihn überließ.

Doch auch die üppige Gräfin ist in Liebe zu Werinher entbrannt; sie sucht ihn zu erobern, indem sie sich von ihm in freier griechischer Tracht malen lassen will, doch er spielt dieser Potiphar gegenüber den keuschen Joseph, nicht weil ihn sein Gelübde, sondern weil ihn eine andere Liebe schützt, und er ruft ihr mahnend zu: „Einkehr und Gebet!"

Zum zweiten mal hat er inzwischen seine geliebte Novize im Klostergärtlein aufgesucht, es ist zum Geständniß gekommen:

Durch alle seine Adern schießt die Glut,
Mit ihr, für sie das Aeußerste zu wagen.
Glück scheint ihm jedes Leid, mit ihr getragen,
Und ihr Besitz das höchste Erdengut.
Er sagt's, sie fühlt die Wahrheit jedes Lautes —
Er hält sie fest im Arm, sie blickt ihn an —
Da ist's geschehn: sie ist sein Lieb, sein trautes,
Und er ihr theurer, vielgeliebter Mann!

Im Garten dort, viel Röslein, wunderlind,
Versprühen ihren Duft im Abendwind.
Die beiden Buhlen wissen nichts davon.
Sie hören nicht den Nachtigallenton,
Wie sie umschlungen sitzen auf der Bank,
Halb liebesselig und halb liebeskrank.
Da bricht durch das Geäst, das regenfeuchte,
Der Mond herein, die sanfte Silberleuchte,
Das Glöcklein ruft — das weckt sie, und sie scheiden,
Zu träumen voneinander und zu leiden.

Erhitzt das Antlitz und die Locken naß
Von Thau und Thränen, schleichet Werinher
Den Klosterhof entlang in sein Gelaß —
Da blickt von fern das Venusbild daher.
Ist's nur das Mondlicht und der Blätter Beben?
Das weiße Marmorbildniß scheint zu leben,
Zu winken, und ein blauer Lichtschein brennt
Geheimnißvoll herab vom Postament.

„Was ist das? Sollten wirklich Zauber walten?
Helft mir, ihr Bücher! hilf mir du, Gebet!
Es schwankt die Erde und nichts blieb beim Alten,
Seitdem das Heidenbild im Kloster steht!"

Der Mönch will die Geliebte entführen; doch die Entführung misglückt; beide werden verhaftet; die Gräfin, des Klosters Schirmfrau, kommt dazu; die Liebenden flehen sie um Schutz an, doch sie läßt ihren Rachegefühlen freien Lauf:

„Mir hat mein Eh'gemahl dies Kind vertraut,
Und hat's bestimmt zu einer Gottesbraut.
Hast du mit gift'gem Hauche sie umstrickt,
Wardst du der Würger dieser jungen Seele,
Hast du die Blume ihres Seins geknickt,
So hoffe nie Verzeihung deiner Fehle.
Von allen Furien der Reu' zerrissen
Sei bis zur letzten Stunde dein Gewissen.
Und wie ich diese Fackel hier zerstampfe
Verlösch dein Licht, ersterbe und verdampfe!"

Seitab vom Strome ragt ein grauer Zwinger,
Sie weist auf ihn mit ausgestrecktem Finger:
„Siehst du den Thurm mit Gitterfenstern dort?
Dort sitz' und weine! Dort im jammerkalten
Gelaß magst du die Einkehr in dich halten —
Euch beiden werd' nach des Gesetzes Wort."

Werinher verweilt in langer Klosterhaft, bis ihn die Mönche von Tegernsee zurückfordern; die Geliebte ist inzwischen im Gefängniß einem hitzigen Fieber erlegen. In Tegernsee pflegt Mönch Werinher bis zu hohem Alter seinen Garten und seine weißen Rosen.

Eine liebliche Dichtung, sinnig im Inhalt, melodisch in der Form, künstlerisch abgeschlossen. Der Dichter des „Ziska" hat damit die keineswegs abgeschwächte Frische seines Talents bewiesen, die um so mehr hervortritt, als das kleine Gedicht aus dem Quellpunkt seiner Weltanschauung hervorgeströmt ist. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 29.)

1. Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Begründung und die geschichtliche Entwickelung der Idee über beide. Von H. von Brucken, genannt Fock. Zwei Bände. Berlin, Heuschel. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Philosophie im Umriß von Adolf Steudel. Erster Theil: Theoretische Fragen. Stuttgart, Metzler. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.
3. Isis. Der Mensch und die Welt. Von C. Radenhausen. Zweite Auflage. Vier Bände. Hamburg, O. Meißner. 1870. 8. 4 Thlr.

Wir wenden uns nun dem speciellern Inhalte des Werks von Adolf Steudel zu, dessen erster Theil — in zwei Abtheilungen sich scheidend — „Theoretische Fragen" uns vorlegt, während der zweite Theil „Praktische Fragen" aufwerfen und zumal die Idee der Freiheit einer genauern Analyse unterziehen wird. Wir heben aus Mangel an Raum auch wieder nur Hauptpunkte aus den verschiedenen Sectionen hervor. So aus der Einleitung: „Orientirung über den Gegenstand" und zwar „Begriff und Aufgabe der Philosophie", „Thatsachen des Bewußtseins". Im Weitern: „Von der Form der Philosophie und der Art und Weise des Philosophirens", „Wissenschaft", „System", „Princip", „Methode", „Einiges über die Zukunft der Philosophie". Erstes Buch: „Von der Erkenntniß"; „Das Bewußtsein, Selbstbewußtsein, das Erkennen und das Denken"; „Verstand und Vernunft"; „Denkregeln"; „Von den Ideen". Zweites Buch: „Vom Seienden im allgemeinen"; „Das Sein, das Wesen, Subject und Object"; „Raum und Zeit"; „Materie und Geist"; „Von der Natur"; „Organisches und Unorganisches"; „Von der Lebenskraft"; „Entstehung der Organismen"; „Theorie Darwin's"; „Die Atomenfrage". Drittes Buch: „Vom Menschen"; „Die Seelenfrage"; „Vom reinen Ich"; „Persönlichkeit". Viertes Buch: „Gott und die Welt"; „Gottesbeweise"; „Näheres über das göttliche Wesen"; „Die Welt und Gott"; „Der Mensch und Gott"; „Wahrer Pantheismus".

Unser Autor verfährt im Fortgange nun so, daß er über die einzelnen Gegenstände, Ideen, Begriffe, um die es sich handelt, andere Denker sich aussprechen läßt, worauf er dann selbst seine Zustimmung, Abweichung oder

auch seine gänzliche Opposition kundgibt. Besonders reich ist die neuere und neueste Zeit vertreten. Diese Methode hat ihre gute, aber auch ihre ungünstige Seite. Der Leser, der sich dem Studium der Geschichte der Philosophie nicht gründlich widmen kann, wird doch mit den Ansichten, Erklärungen einzelner hier bekannt. Aber es hat dieses Vernehmen zahlloser Stimmen, dieser laut werdende Sprechsaal auch etwas Verwirrendes, Betäubendes. Des Verfassers große Belesenheit ist vollauf anzuerkennen, ebenso wie er die häufigen Widersprüche jener Behauptungen nachweist, den Streit schlichtet, eine Vereinigung herbeizuführen weiß und nicht selten da, wo dieses nicht gelingen will, sein eigenes Gutachten spricht, dessen Neuheit und Tiefe uns an mancher Stelle überrascht und fördert.

Da begegnen wir gleich anfangs einer Aeußerung, die wir freilich bekämpfen müssen. Sie findet sich in der ersten Abtheilung in dem Abschnitte: „Sprache und Darstellung". Wer wollte dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er auch in der philosophischen Sprache auf Klarheit und Popularität dringt; indessen wird er auch zugeben, daß solch populäre Schreibart, die es allen mundrecht machen will, oft an unendlicher Flachheit und Leerheit laborirt. Ein gesuchter, ein nachgeahmter Stil ist nie der wahrhaft schöne Stil. Der echte Stil beruht immer auf der eigensten Eigenthümlichkeit, er ist einfach und doch mannichfaltig aus sich selbst, weil er, wie stets beim Genie, schöpferisch ist. Gegen dieses Schöpferische aber schreien am meisten die, welche sich in der Nachahmung, in der Gewöhnlichkeit behagen, und die auch in der Sprache nur der Mode huldigen. Dies ist dann der Ursprung der Phrase. Jeder Genius insbesondere bringt seinen Stil mit auf die Welt, und niemand hat daran zu rühren, niemand ihn darüber zur Rede zu stellen. Noch nie hat ein bloßes Talent die Sprache seiner Nation vorwärts gebracht. Es kann an ihr modeln, es kann sie glätten, berichtigen, aber es wird sie nie befruchten.

Wir wollen das, was wir in der Abweichung vom Verfasser meinen, an Hegel deutlich machen. Unser Autor sagt unter anderm: „Auch bei Hegel offenbart sich diesfalls eine mangelhafte Naturanlage, welche ihm bei der Unklarheit seiner Sprache zu einiger Entschuldigung gereichen könnte; man ersieht aus jedem seiner Sätze, daß es ihm an einem Sprachsinn vollständig gefehlt hat." Dieses Urtheil ist ebenso ungerecht wie unrichtig. Hat je ein deutscher Philosoph Stil gehabt, so ist es Hegel, allerdings einen ureigenen. Dieser Stil ist fein treffend, scharf zerlegend, dann wiederherstellend. Die Analyse folgt bei ihm aus dem schneidenden Verstande, die Synthese daraus, daß seinen Abstractionen stets concrete Anschauungen zu Grunde liegen, wie es ihm denn immer um die Sache selbst zu thun ist, um die er nie ausweichend blos herumgeht. Belege dafür sind seine Kritiken, seine Charakteristiken in diesen, in denen er zwar unausgesetzt das Buch als Object vor Augen hat, aber auch, fast unbeabsichtigt, das Subject des Verfassers, welches er in den kleinsten Zügen, sogar im Privaten, lebenswahr trifft; wir nennen nur Hamann, „den Magus aus Norden". Wie malt er uns das Schroffe, Unzugängliche, das sich Entgegensträubende im Umgange des großen königsberger Sonderlings mit dem einen Worte: „widerborstig". Dann aber Hegel's Stil in seinen Hauptwerken. In ihnen malt er nicht blos, sondern er ist musikalisch, plastisch, grandios in jedem Betracht, voll sprachschaffender Phantasie. So meist schon in seinen Einleitungen, in der berühmten Vorrede der „Phänomenologie", bis zum Dithyrambischen. Er braucht keinen Namen zu nennen, wir erkennen einen jeden; ganze Zeitalter, schwere Ereignisse in der Philosophie legt er bloß, bringt sie herauf aus dem tiefen, so ruhigen Grunde seiner Bewegung. Und das ist erst Fahrwasser, wie wird es auf dem hohen Meere seiner Speculation sein! Und ebenso eminent ist seine Sprachgewalt außer der „Phänomenologie", die ein erhabenes, speculatives Kunstwerk auch des Stils ohne ihresgleichen ist. Dasselbe gilt von der Logik, Encyklopädie, der Philosophie der Geschichte, des Rechts, der Religionsphilosophie, Aesthetik, der Geschichte der Philosophie. Auch die in neuester Zeit so vielfach angegriffene Dialektik Hegel's, bei ihm selbst ist sie stets voll kostbarer Gedankenschätze, deren Träger dieses mit Accuratesse gearbeitete, kolossal gefugte, dennoch sicher und leicht hinsegelnde Sprachschiff ist. Wenn die windigen Ziergondeln, die drum und dran hangen und schaukeln, oder die sich abmühen, in dem gleichen Rhythmus ihrem Führer nachzukommen, leer an jedem Inhalt sind, so kommt solches auch in stilistischer Hinsicht nicht auf des Meisters Rechnung. Auch die kleinste Abweichung vom gebräuchlichen Sprachsatz ist bei Hegel voll Tiefsinns und von außerordentlicher Schönheit. So besonders in seinen nachgelassenen, gedruckten Vorlesungen. Da ist oft ein ungewöhnlicher Ausdruck, eine lakonische Wendung, eine harmlos hingeworfene Nebenbemerkung überreich an Sarkasmus und offenbart die ganze Ueberlegenheit des stets aus ganzem Stück, aus überströmender Substanz schaffenden Denkers. Wer wollte da von abnormer Wortstellung, von unregelmäßiger Construction noch viel Aufhebens machen. Dergleichen hat meist seinen Grund nur in der Schnelligkeit des Schaffens, welche dem hochgesteckten Ziele entgegeneilt und nicht Zeit hat, um Accidentelles sich pedantisch zu kümmern. Ist doch auch unserm Verfasser, der doch die Sprache so durchaus in seiner Gewalt hat, oben dergleichen begegnet. Denn es müßte in der angezogenen Stelle doch eigentlich heißen: „Auch bei Hegel offenbart sich diesfalls Unklarheit seiner Sprache, welche ihm bei mangelhafter Naturanlage (!) zu einiger Entschuldigung gereichen könnte." Denn offenbar wollte der Verfasser doch sagen: Die Unklarheit der sprachlichen Darstellung ist bei Hegel zu entschuldigen, da es ihm an Naturanlage dazu fehlte. So wäre die Folge, die Wirkung logisch aus der Ursache hergeleitet und begriffen, während dort bei unserm Autor die Naturanlage als Wirkung aus der Unklarheit der Sprache als Ursache begriffen werden soll. Im übrigen: „mangelhafte Naturanlage" und „Hegel", hier kommen ein hölzernes Eisen und ein weißer Mohr zugleich zum Vorschein; im Traum ist so etwas möglich, im Wachen schlägt es unserer Einsicht vor den Kopf.

Weiterhin in den beiden Abtheilungen des vorliegenden ersten Theils gibt uns Steudel da, wo er selbst als Schiedsrichter der verschiedenen Begriffsbestimmungen

anderer Denker auftritt, die trefflichsten Erörterungen in Bezug auf metaphysische wie naturwissenschaftliche Gegenstände. So namentlich über das menschliche Ich, das Bewußtsein, Selbstbewußtsein. Bei den Kategorien können wir freilich nicht ganz mit ihm übereinstimmen. Sie sind bei ihm von einem starken Zweifel angezehrt, wie sich denn solche Skepsis durch sein ganzes Buch zieht, wodurch es allerdings nur um so anregender wird. Ueber Raum und Zeit dagegen treffen wir auf tiefgeschöpfte Darlegungen, deren Consequenzen zu den erfreulichsten Resultaten führen müssen. Ebenso ausgezeichnet sind die Erörterungen über Materie und Geist, wie der ganze, dem sich anschließende Abschnitt von der Natur, zumal die Auseinandersetzungen über „Entstehung der Organismen und der verschiedenen Arten derselben insbesondere (generatio aequivoca, Theorie Darwin's)". Von höchster Wichtigkeit ist ferner, wie der Verfasser im dritten Buche die Seelenfrage stellt und beantwortet, endlich das ganze vierte Buch: „Gott und die Welt." Hier befinden wir uns in dem Heiligthum der eigentlichen Metaphysik, und unser Denker beweist vollauf, was er vermag. Hier macht er uns aber auch so viel zu schaffen, daß wir ihm oft mit innerster Seele beipflichten, dann uns jedoch auch wieder ganz und gar abgestoßen sehen, bis er uns gegen das Ende wieder in hohem Grade anzieht und uns mit reicher Ausbeute überrascht.

Wir müssen uns daher über den hervorragenden, dann in Abgründe sich verlierenden, dann wieder allmählich zu ungewöhnlicher Höhe ansteigenden Abschnitt: „Der Mensch und Gott", hier des Nähern auslassen. Fürs erste ist es die Unsterblichkeitsfrage, die hier bei unserm Denker in ein arges Gedränge kommt. Es ist aber nicht so schlimm wie es anfänglich aussieht, wie es denn überhaupt zur Methode Steudel's gehört, das, was er scheinbar für immer verneint, später in höherm Sinne zu bejahen. Aber nicht blos die menschliche Seelenfortdauer wird hier stark beanstandet, sondern der Verfasser ergeht sich genugsam in der Darstellung des Pessimismus der Existenz nebst Nachweisung ihrer „Illusionen", die hinter denen Schopenhauer's und Hartmann's kaum um etwas zurückbleiben. Läuft es doch — aber nur vorläufig — bei unserm Skeptiker und Pyrrhoniker, wenigstens im Anbetracht des Menschen, darauf hinaus, daß das menschliche Ich und die Unzahl menschlicher Iche nur tanzende Irrlichter auf dem Sumpfe der Materie seien, die auftauchen, hin- und herschießen und wieder spurlos verschwinden, oder Mückenschwärmen vergleichbar, die heute im Sonnenstrahle spielen, morgen schon wieder völlig dahin sind. Nur Gott, als das allein reale, als das vollkommene Sein und Selbstbewußtsein, steht unwandelbar fest über diesem rastlosen Taumel der Erscheinungswelt. Doch lassen wir den Verfasser zunächst selbst sprechen, damit wir ihm kein Unrecht thun. Er sagt:

> Das menschliche Ich ist kein eigenes selbst und für sich seiendes Wesen, sondern nur eine eigenthümliche und vorübergehende Erscheinung Gottes, aus der sich, gerade sofern sie dieses individuelle menschliche Ich ist, das Bewußtsein Gottes zurückgezogen hat, welches Bewußtsein Gottes aber gleichwol, nur dem Ich selbst unbewußt, gleichmäßig in allen Ichen ist. Ich bin sonach eigentlich nicht Ich, sondern Gott ist mein Ich und lebt sich in mir als dieses individuelle, isolirte Ich dar, er lebt in mir das durch diese Ichheit bedingte buntbewegte psychische Leben, und lebt ein solches besonderes psychisches Leben in jedem menschlichen Ich. Während aber so in Wahrheit Gott mein Ich ist, bin ich, sofern und solange ich Ich bin, nicht Gott, sondern von ihm zeitlich losgelöst und entfremdet. Gott also, indem und sofern er isolirtes menschliches Ich ist, erscheint auch nur als solches und nicht als Gott.

Sodann verneint der Verfasser die Präexistenz.

Wenn es schon aus dem Citirten erhellt, daß von Unsterblichkeit der Seele, des menschlichen Ich bei unserm Autor wenigstens vorderhand nicht die Rede sein kann, bis er sich später — man traut den eigenen Augen nicht — eines andern besinnt, so motivirt er jenes Leugnen dadurch, daß er andeutet, der einzelne Mensch mit seinem Ich sei ein so leeres, wenigstens bettelarmes Wesen, daß er sich es nicht beikommen lassen darf, unsterblich sein zu können. Wir haben darauf mit aller Entschiedenheit Folgendes zu erwidern.

Es ist nicht Anspruchslosigkeit, nicht Bescheidenheit oder Demuth, die so spricht, es ist nur eine Art von Dünkel, Hochmuth, Bettelstolz, die sich Gott gegenüber also vernehmen läßt. Nicht daß wir auf den durch und durch edeln, bescheidenen Verfasser solche Prädicate auch nur entfernt anwenden, aber sie schleichen sich bei ihm unbewußt ein, blos auf dem Wege seiner Theorie, deren Praxis, glauben wir zuversichtlich, im zweiten Theile des Werks anders lauten wird. In jenem Theorem aber gibt unser Denker als speculativer Forscher eine Verachtung, mit der Ablehnung menschlicher Unsterblichkeit, kund, die nur eine andere Art von theoretischer Anmaßung und metaphysischer Verblendung ist. Wer aber, verblendet, das kleinste Sonnenstäubchen für unmöglich erklärt, der behauptet, daß alle Sonnensysteme unmöglich seien. Wer das menschliche Ich verachtet, der verachtet, ohne daß er es weiß und will, Gott selbst. Was ist damit gesagt, wenn unser Autor an einer Stelle bemerkt, die Winzigkeit des menschlichen Ich und Individuums, sein völliges Verschwinden im Vergleich mit Gott erhelle schon daraus, daß der Mensch stets nur einen Gedanken zu haben vermöge, während Gott das All der Gedanken immer gegenwärtig sei. Einmal ist jenes, was den Menschen betrifft, nicht gegründet, wie schon die Idee der Identität, der speculativen Trinität, die Ideen der Unendlichkeit, des Universums, vor allen aber die Idee Gottes beweisen. Und sodann, sind nicht in jedem echten Gedanken alle Gedanken, in jeder Idee alle Ideen enthalten, wie in jeder einzelnen Wahrheit alle Wahrheiten? Daher auch jede einzelne Wissenschaft zu allen Wissenschaften nicht blos führt, sondern jede einzelne Wissenschaft ist bereits, wenn man sie in ihrem Wesen erfaßt, die Wissenschaft als solche.

Was soll es also heißen, das menschliche Ich könne schon deshalb nicht von Bestand sein, weil es vor Gott nichts sei? Und doch ist es göttlichen Ursprungs, Geist vom Geiste. Aus Gleichem geht Gleiches hervor! Auch scheint unser Denker nach frühern Aussprüchen keineswegs jede Schöpfungstheorie zu verwerfen. Wenn ihm nun mit Recht Gott allein das vollkommene Sein ist, so wird es ihm auch bekannt sein, daß nicht blos Religiöse, sondern schon die größten Denker des Alterthums das Wesen Gottes in der Liebe zusammenfaßten, wie denn der grie-

chische Eros kein sinnlicher Tändelgott wie der römische Amor, sondern bereits der Ausdruck des Erhabenen ist. Nun vollends aber die Liebe, im heiligsten Sinne des Wortes, im Christenthum! Und wenn nun der wahrhafte Gott mit absolutem Bewußtsein ein ihm Verwandtes zum Bewußtsein, zur Ewigkeit wach ruft, und wenn der Wachgerufene dagegen spricht: für Unsterblichkeit danke ich; ich bin ein viel zu erbärmliches, bettelarmes Wesen, als daß ich wie du, o Gott, ewig sein könnte; ich verschwinde vor deiner Ueberfülle; ich bin auch in der auftauchenden Erscheinung nichts und bleibe nichts: ist das nicht falsche Demuth der Theorie, Dünkel, Besserwissenwollen? Ist das nicht wenigstens Schein eines unbewußten Bettlerstolzes? Sodaß wir hier die Vigilie eines deutschen Dichters citiren müssen, da sie auf den vorliegenden Fall ihre volle Anwendung findet:

Kommt ein Bettler in mein Haus,
Lad' ich ihn zur Nacht,
Ziehe ihm die Schuhe aus,
Liebevoll und sacht;
Wasche ihm die Füße gern,
Blickt er stolz darein,
Stolzer, als ich ihn entfern',
Soll kein König sein!

Merkwürdig ist es, daß wir auch bei unserm Autor einen Hader des menschlichen Verstandes — den er überhaupt sehr hochstellt, ihm Ruhe, Umsicht, Nüchternheit, alle Besonnenheit beilegt — und der menschlichen, in die Leiblichkeit versenkten Psyche in Erfahrung bringen, freilich ganz anders gestaltet wie bei Schopenhauer und Hartmann, und doch beiden im Grunde verwandt, denn was ist doch auch bei Steudel der Verstand anders als der Intellect bei jenen? Bei Steudel ist der Bruch (fast Ehebruch) zwischen Verstand und Psyche voller Eclat und ist so ein kleiner Skandal, der viel von sich reden machen wird, wenn die rechten, berufenen Leser über das Buch kommen sollten. Nämlich so. Der Verstand, gleichsam der Eheherr der sinnlich afficirten Psyche, sieht ein, daß das nicht länger gehen werde, wenn das so fortbesteht. Psyche, sein Weib, ist leichtsinnig, genußsüchtig, leidenschaftlich, unbesonnen. Die Ehre der Familie steht auf dem Spiele. Er ist der Besonnene, er sieht alles Unheil voraus. Sie aber läßt sich nicht rathen, nicht warnen, nicht zügeln. Und doch, er vermag trotz alles Polterns nichts gegen sie. Bei allem Protest gegen solche Wirthschaft steht er doch unter ihrem Pantoffel, muß thun, sogar leiden, was sie will; er muß selbst ihren Gelüsten nachgeben, er wird von ihr dupirt, sie setzt ihm Hörner auf. Der von ihr Beherrschte, Genarrte muß sich alles von ihr gefallen lassen, ein Auge zu ihren Liebhabereien zudrücken. Kurz, wie sehr er sich in die Brust wirft, sie tyrannisirt nach wie vor ihn, nicht er sie.

Unter solchen Umständen und Vorgängen waren wir besorgt, wir gestehen es aufrichtig, daß es auch mit unserm Buche, nämlich mit der zweiten Abtheilung des ersten Theils, ein trauriges Ende nehmen werde. Wir besorgten, der Verfasser werde schachmatt werden, sich selbst matt setzen, und werde im Gefühle seiner eigenen Ichschwindsucht, um sein Denkerleben und Autorthum für den zweiten Theil noch einigermaßen zu fristen, in die freie Natur, in reine Gebirgsluft sich flüchten, um nur unbehindert noch aufzuathmen. Auch nimmt es wenigstens eine ähnliche Wendung am Schlusse dieser ersten Abtheilung. Aber schon vorher wandelt unser Autor sich ganz wider all unser Erwarten. Er wird sich aufs neue der ganzen Würde, des hohen Ursprungs des Menschen bewußt. Gleichwol kommt es bei ihm wieder zu Rückfällen, so wenn uns die Herrlichkeit Gottes und des Innewerdens derselben von seiten des Menschen, ja Gott selbst wieder ins Unendliche entrückt wird. Doch besinnt sich unser Denker und nimmt einen neuen Anlauf und Aufschwung. Spricht er doch einmal sogar von einem „Heimweh", welches allerdings unaustilgbar zur Natur des Menschen gehört. So schwankt der Verfasser hin und her zwischen Wissen und Nichtwissen. Wir bleiben aber mit ihm völlig ausgesöhnt, obgleich er ein arger Skeptiker ist. Nur sehen wir bis dahin nicht, wie er für gewisse nun folgende Gesichtspunkte und erhabene Anschauungen noch einen festen Standpunkt einzunehmen vermag, da er sich früher wiederholt den Boden unter den Füßen weggezogen hat. So wenn er mit Recht ganz transscendent wird und sagt: „Der wahre Philosoph wird Trost finden in der Erkenntniß, daß dieses Leben ja nur eine vorüberschwindende Phase des ewigen Gottes selbst ist, und daß hinter dieser bunten Phantasmagorie die reine göttliche Wahrheit west, in welcher er, wenn der Vorhang dieses Lebensdramas fällt, sich wieder sammeln wird." Wir fragen, wer wird sich dort sammeln? Es ist als hätte unser Denker das Subject in der citirten Stelle absichtlich etwas in die Ferne gerückt, wenigstens was das Hauptwort betrifft, um seinen Zweifel damit anzudeuten, denn streng grammatikalisch kann doch nur „der wahre Philosoph" das entsprechende Subject sein. Nun aber hat ja der Verfasser im Frühern erörtert, daß jedes Ich, und also doch auch das des Philosophen, ein für allemal in nichts zerfließe, und nicht blos das Ich als einzelnes, sondern alle Iche. Wer also soll sich nach der Aussage und etwaigen Aussicht obiger Stelle in der „reinen göttlichen Wahrheit sammeln"? Mindestens ist auch diese Partie vom Verfasser skeptisch gehalten. Aber einige Genugthuung hat uns dennoch der Denker mit jenem Bekenntniß gegeben.

Was unser Autor in Bezug auf Astronomie sagt, und zwar gegen gewisse Aeußerungen neuerer Naturphilosophie und die Ansicht Hegel's, wie vieler starr orthodoxen Theologen, hat unsern gänzlichen Beifall. Was den Gedankenkosmos betrifft und die Darstellung solcher Gedanken, welche großentheils aus Seelenkämpfen hervorgehen, so verweisen wir unten den Verfasser zu sorgsamem Vergleichen auf zwei Werke, die ebenfalls auf solchem Wege entstanden sind.*)

Unser Endurtheil schließen wir damit ab: Der hier in Rede stehende edle Denker wird doch vor lauter Skepsis zuletzt Pantheist, nur lehrt er einen Pantheismus, in dem zwar alle Dinge in das All zerfließen, wie das All in sie zerfließt, aber Gott steht über dem Fluß, über allem Kommen und Gehen in absoluter, selbstbewußter Persönlichkeit und Vollkommenheit. Das Finale des Buchs, wie

*) Alexander Jung's „Das Geheimniß der Lebenskunst", und zwar besonders: „Der Gedankenkosmos", dessen „Bewältigung" (Theil I), sowie desselben Autors „Rosmaria" (Leipzig, 1858 und 1862).

der Denker nun wirklich in die allumfangende Natur sich sehnt, um in frischer Gebirgsluft alle unreinen Dünste der Erde unter seinen Füßen zu haben, gemahnt uns an Empedokles und dessen erhabenen Tod, wie an Hölderlin und den Aether. Der Verfasser hat uns so ausdauernd gefesselt und doch auch wieder befreit, daß wir im höchsten Grade durch ihn gespannt worden sind auf den zweiten Theil seines reichhaltigen Werks.

Wir gehen jetzt auf das dritte der obengenannten Bücher über: „Isis. Der Mensch und die Welt“, von C. Radenhausen. Es ist nicht leicht, den Eindruck zu beschreiben, den dieses weitschichtige Werk auf uns macht, damit auch der Leser schon im voraus sich einigermaßen orientire. Wir könnten sagen, es sei eine „natürliche Magie“ des 19. Jahrhunderts, wie sie weiland Johann Christian Wiegleb im 18. Jahrhundert schrieb, oder es sei ein Inbegriff alles Wissenswerthen, Aufklärenden, Nützlichen, ein allezeit ausreichender Rathgeber und Lehrmeister für jung und alt, für vornehm und gering. Es sei so recht geeignet, die gewaltigen Fortschritte der Gegenwart ins hellste Licht zu setzen, somit an die Stelle der alten, vergilbten Hauspostille zu treten. Der Vater braucht die Söhne und Töchter gar nicht mehr ferner in die Schule zu schicken, wenn sie nur lesen, und auch das nicht einmal, wenn sie nur hören gelernt haben. Der Vater selbst braucht von keinem andern Buche mehr Notiz zu nehmen. Er erhält Radenhausen's „Isis“ heftweise zugesendet, er setzt sich abends an den Familientisch; Vater, Mutter, Kinder und Kinderchen, alles ist heißhungerig nach Belehrung, nach Kenntnissen, die man hier in reichen Spenden aufgetischt erhält. Schade nur, daß keine Bilder zugegeben sind!

Dieses Werk: „Isis. Der Mensch und die Welt“, kann man eine Wasserleitung im kolossalsten Stil nennen, deren Röhren das ganze Haus mit dem reinsten, trinkbarsten Wasser der Aufklärung versorgen, und zwar durch alle Stockwerke hindurch, unten vom Kellergeschoß bis hinauf in jede Mansarde, in jede Dachluke, oder noch besser eine Wasserheilanstalt, wie sie bis dahin noch keine Weltstadt aufzuweisen hatte. Leidet, woran ihr wollt, am Zipperlein, an Gedächtnißschwäche, an Unfähigkeit zum Verständniß, an Urtheilsmangel, an Gleichgültigkeit gegen Wahrheit, an sittlicher Lauheit, an Stumpfsinn fürs Schöne, leidet an Gemüth und an Verstand, an Aberglauben, an Herzens- und Seelenschwindsucht, an Willensschwäche und Lebensüberdruß, und gebt euch bei Frau Isis in Pension, lest täglich vorgeschriebenermaßen euer Pensum in diesem Buche, nur nicht auf einmal zu viel — denn alles Zuviel und also auch zu viel Wasser taugt nichts —, und ihr werdet genesen von jedem euerer Uebel, besonders von dem der Unwissenheit oder wol gar Geisterfurcht. Dieses nützliche Buch ist ein wahrer Antimagnetismus. Hat der thierische Magnetismus schon manche dumme Streiche gemacht, mit oder ohne Wissen des magnetisirenden Arztes, mit seinen Strichen in die Nähe und in die Ferne, so macht vorliegendes Buch lauter kluge Gegenstriche des gesunden Menschenverstandes gegen allen Ueberschuß an Phantasie.

Wir treten jetzt selbst in die Anstalt, um ihre innere Einrichtung kennen zu lernen und eine kleine Topographie für kommende Gäste zu versuchen. C. Radenhausen ist unser Führer. Wir können natürlich in dem labyrinthischen Gebäude nur einige Gemächer, Bade- und Trinkzimmer — ein Waschhaus ist mit in das ganze Institut eingebaut — namhaft machen. Der ersten Etage erste Zimmerflucht hat an der Eingangsthür in riesigen Buchstaben die Inschrift: „Entstehung der Vorstellungen und Begriffe.“ Das klingt philosophisch, sogar als werde hier praktische Logik docirt, wenigstens auf logischem Wege deutlich gemacht, wie sich jeder Kranke zu verhalten habe, um der Cur nicht entgegenzuarbeiten. Die stark Nervösen haben aber nichts zu besorgen, daß sie etwa auf eine abstracte Diätetik herabgesetzt werden könnten, oder Langeweile fühlen würden, indem sie, in nasse Handtücher gehüllt, stockstille sitzen oder gar auf einem Streckbette liegen, oder gar auf einem Fuße stehen müßten, um dem Körper Spannkraft zu geben. Vielmehr, es gibt in Kühle und Schweiß hier Abwechselung der Curunterhaltung genug, denn welche größere Mannichfaltigkeit und Darreichung von modernstem Parfüm, um Ohnmacht zu verhüten (für Kranke doch aber sehr gewagt), will man denn, als da sind: „Nerven; Sinne; Sehen; Mängel der Sinne; Gedächtniß; Mängel des Verstandes; Uebermächtige Verhältnisse; Schwierigkeiten der Heranbildung.“ Zweite Flucht der Zimmer. Inschrift: „Gott in der Geschichte.“ Wieder nur einige Stuben: „Thierdienst; Fetischdienst; Meerherrscher und Flußherr; Feuerherr; Götterehen; Götterkämpfe; Eingottglaube; Gottesvorstellung Jesu; Wesen Gottes; Bekenntnisse der Europäer.“ Dritte Flucht. Inschrift: „Der Mensch und die außersinnliche Welt.“ Zimmer: „Fasten; Besessensein durch Geister; Opfer, Lobgesänge und Gebete; Eidschwur; Dämonen.“ Die Zimmer aber nehmen kein Ende. Noch dazu, in einigen dieser Stuben fangen, trotz Aufklärung, die Poltergeister an zu spuken. Uns wird ganz unheimlich zu Muthe, über all diese Wassernixen und Meeresungeheuer zu berichten, und wir begnügen uns hinfort mit den Inschriften über den Eingangsthüren wie: „Geist und Unsterblichkeit“; „Böse und gut.“ Zweite Etage: „Pflicht, Sünde, Gewissen“; „Strafe und Lohn“; „Erlösung“; „Christenthum“; „Wissenschaft und Religion“; „Vater und Sohn“; „Gespräch über Gott und Unsterblichkeit.“ In diesem letztern Zimmer geht es arg, ja unglaublich her. Es kommt zu einem ebenso lustigen wie grotesken Auftritt. Dritte Etage: „Liebe und Ehe“; „Das Leben im Verbande“; „Heranbildung der Menschheit.“ Vierte Etage: „Heranbildung der Welt“; „Verhältnisse der Welt“; „Glück und Unglück“; „Alte und neue Welt“; „Schlußfolgerungen“. Hier seien wieder einige Zimmer namhaft gemacht: „Die Welt ist Selbstbildung; die Welt ist einheitlich und unendlich; die Erde ist unsere Welt; der Urzustand der Erde läßt sich erkennen in Weltkörperchen.“ (Dieses Verkleinerungswort ist etwas auffallend und drollig. Ist damit etwa so eine kleine Rumpelkammer gemeint, in die man veraltetes Geräth zu bringen pflegt, um die neueste, eleganteste Mode nicht zu beleidigen?) Ferner: „Die Menschheit ist höchste Gestaltung der Erde; jeder Lebende ist Erbe am Schatze der Menschheit; das Glück liegt im Streben nach Fortbildung der Menschheit.“

Wir gestehen unserm Autor gern zu, daß er nicht

ohne Geist ist, daß er Gelehrsamkeit, daß er die Geschicklichkeit der Compilation, auch sonstige Gewandtheit besitzt, daß er viel und vielerlei gelesen und studirt hat, daß er sich populär auszudrücken versteht, daß er sein Werk in die Welt geschickt hat, um Kenntnisse gemeinnützig zu machen, dem Aberglauben zu steuern, den Ueberglauben abzuwehren, einen mäßigen, ja wohl einen mäßigen, Glauben aufrecht zu erhalten, die Aufklärung, die seit Nicolai und Biester mit Recht verrufen genug ist, in ein höheres Stadium zu rücken. Weitere Zugeständnisse aber dürfen wir ihm beim besten Willen nicht machen. Wir lesen überall aus seinem Buche ein encyklopädisches Wissen, Dafürhalten, Meinen heraus, aber kein gründliches, solides, welches jedem Zweifel standhält, jeder Opposition mehr als gewachsen ist; sondern dem Verfasser imponirt sichtlich jede neue Entdeckung, Erfindung, jedes Experiment auf den Gebieten der Mechanik, der Naturwissenschaft, der Geschichte mehr und dauernder als alles, was die Gesammtwissenschaft, die Philosophie, ein für allemal gewonnen hat, und woran alle Forscher der bloßen Erscheinungswelt, mögen sie auch noch so glücklich combiniren, chemisch zerlegen, mit Thatsachen der Beobachtung sich brüsten, vergebens rütteln werden. Noch dazu hat im Vergleich mit jeder Encyklopädie in alphabetischer Abfolge unsers Autors Werk den Nachtheil und die bedenkliche Seite, daß der Unkundige, der über Nacht ein Aufgeklärter werden will, darin fort und fort liest und so viele Uebereilungen, Flachheiten, Irrthümer einsaugt in cursorischer Weise, während er in einer encyklopädischen Darstellung nur diesen oder jenen Artikel, unter dem und dem Buchstaben, nachschlägt, dann wieder das Buch beiseitestellt, um anderer Lektüre, andern Arbeiten obzuliegen, sodaß bei solcher Unterbrechung das lediglich Behauptete, für wahrscheinlich blos Ausgegebene, vollends das Unrichtige, Falsche sich nicht so stark einwurzeln kann.

Ferner erhellt aus dem Ganzen keineswegs genugsam, nach welcher Idee oder auch nur aus welchem Princip, nach welchem Plane der Autor sein Werk ausgearbeitet hat. Denn Nützlichkeit, Aufklärung um jeden Preis sind doch keine Ideen. Daher auch das häufige Springen und Abspringen von einem Gegenstand auf den andern, von der Philosophie auf die Geschichte, von dem Menschen auf den Aberglauben, dann wieder mitten in die Metaphysik hinein, zu ihren schwersten Problemen, weiter in die Ethik, in das Gebiet der Orakel, in die Erlösung, in das Christenthum, in die Wissenschaft, in die Geschlechtsliebe, in den Socialismus, wieder in die Culturgeschichte, in die Philosophie, in den Materialismus, in die Geologie, dann wieder in die Metaphysik, in die Politik, in den Jesuitismus, den Eudämonismus, in die Gegenwart, schon wieder in die Philosophie, um mit dem Glück zu enden.

Uns wird vor solcher Laterna-magica, vor solcher grellen Aufeinanderfolge der Gestalten ganz kunterbunt vor den Augen. Wir glauben, je weiter wir uns hineinlesen, auf einer Redoute zu sein. Durchaus fabelhafte, dann wieder modernste Masken huschen an uns vorüber und zischeln und raunen uns, wer sie sind und doch nicht sind, ins Ohr. Ja viele dieser dicht Vermummten haben sicher schon einmal uns ihre Reverenz gemacht, dann wirbeln sich wieder neue auf, Masken wie wandernde Völker, Götter, dann schüttet wieder die Kirchengeschichte Mönche, Bilder, Reliquien vor uns aus. Dann ist es wieder der Protestantismus, der personificirt an uns herantritt. Dann kommen heilige und profane Männer in buntestem Gemisch, Denker der Neuzeit bis auf Reiff und Schopenhauer. Dann klingen wieder Lobgesänge uns entgegen. Kurz, man wird wüst im Kopfe und sucht aus diesem Larventanze vor Mitternacht, der Aufklärung bewirken soll, noch zu guter Zeit hinwegzueilen.

Dann und wann gibt der Verfasser auch wol ein tieferes, geistreiches Wort flüchtig kund, er setzt sich und den Leser aber sobald wie möglich wieder auf die Oberfläche der Dinge und der Ereignisse. Sogar Bemerkungen kommen uns schon am Anfang in den Weg gelaufen, die man mindestens doch trivial nennen muß, denn: „altklug" wäre von uns doch zu verschwenderisch. So wenn es in Band 1, Heft 1, S. 34 heißt, zur Berichtigung des Aberglaubens: „Aus Mängeln entstand meist alles, was Aberglaube heißt. Es haben z. B. Jäger wiederholt erfahren, daß wenn ihnen am Morgen beim Ausgange zur Jagd ein altes Weib begegnete, blieb die Jagd erfolglos; sie zogen daraus die Folgerung, daß alte Weiber Jagdunglück bewirkten." Wie kann man solch fades Gewäsch auch nur noch aufnehmen in sein Buch, aber wie kann man es gar noch zu widerlegen sich bemühen!

Aehnlich trivial ist nach unserm Geschmack, wenn der Autor, bereits als er sich durch seine Production doch noch nicht zu sehr angestrengt hatte, im Stande ist, Folgendes zum besten zu geben: „Die Augen sind mangelhaft in ihren Bewegungen, können weder senkrecht noch wagerecht gerade Richtungen auffassen. Die Augen der einzelnen Menschen sind nicht gleich(!): das Sehgebiet ist verschieden, je nachdem das Auge kurzsichtig(!), ebenso dessen Empfänglichkeit für das Licht, das Auffassen der Farben u. a., sodaß niemals zwei Menschen gleiche Eindrücke empfangen; auch verschieden die Fähigkeit im selben Menschen, sich ändernd das ganze Leben hindurch je nach Alter und Gesundheit."

Oft aber auch da, wo der Autor seinen Scharfsinn beweisen will, in der Kritik religionsphilosophischer oder geradeswegs theologischer Ansichten, wo er große oder kleine Auseinandersetzungen, Reflexionen uns vorführt, sind es, näher betrachtet, lauter kleine, unansehnliche, künstlich ausgeheckte Küchlein, hervorgegangen aus dem großen chinesischen Ofen und Heckherde neuerer, noch immer sehr beliebter Mythenerklärung.

Wir vermissen in dieser „Isis" jede exacte, tiefe Naturwissenschaft, und von eigentlicher, gediegener, gründlicher Philosophie kann ebenfalls nicht die Rede sein. So wiegt das Werk, obwol voluminös, auf der Wage der Physik wie Metaphysik sehr leicht; dagegen als Satire wäre es nicht übel gerathen.

Alexander Jung.

Ein neuer Roman von Hackländer.

Geschichten im Zick-Zack. Von F. W. Hackländer. Vier Bände. Stuttgart, Krabbe. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman von Hackländer! Und einer, der einen so originellen Titel trägt: „Geschichten im Zick-Zack"! Was man sich dabei alles denken kann!

Die Leser und Leserinnen der Hackländer'schen Romane, die Freunde des vielkundigen und beliebten Autors werden sich nicht enttäuscht fühlen, wenn sie, selbst eine unüberwindliche Abneigung vor vier dicken Bänden besiegend, sich in die Lektüre der „Geschichten im Zick-Zack" versenken. Wir selbst, die wir vor dem Lesen jedes neuen und mehrbändigen Werks des stuttgarter Dickens einen gelinden Schauder vor der Achillesferse des Dichters — der ermüdenden Breite — empfinden, wir waren freudig überrascht, daß der Weg, den uns Hackländer im Zick-Zack führt, sehr anmuthige, fesselnde Partien und nirgends wüste Sandflächen aufzuweisen hat. Hatte sich auch der Roman schon zickzackartig durch die Spalten des Hallberger'schen „Ueber Land und Meer" gewunden und sicher sich schon dort viele Freunde erworben, so sparten wir uns seine Bekanntschaft doch bis auf das Erscheinen in Buchform auf. Wahrscheinlich wird, da diese Zeilen in den Druck gehen, der Verleger schon seine Freude an dem neuen Roman des Herausgebers seiner illustrirten Zeitung gehabt haben, der er vielleicht als zweite Auflage sichtbare Gestaltung gibt.

Wenn Hackländer sich, wie im vorliegenden Prosa-Epos, auf dem Parket des Hofs und der Aristokratie bewegt, so steht ihm dies, der in Stuttgart, in der nahen Umgebung des Fürsten eine hohe Schule des Hoflebens durchgemacht hat, besser zu Gesicht, als andern deutschen Schriftstellern, z. B. Auerbach in „Auf der Höhe". Hier ist Hackländer nun einmal competent, ebenso wie in der Militärbelletristik. So führt er uns denn gleich in einen Rout ein, den der Geheimerath Felsing dem König zu Ehren gibt. Auf diesem virtuos, mit technischer Vollendung geschilderten Rout werden die feinen Fäden gesponnen, die das Gewebe der Handlung des Romans bilden. Der Mittelpunkt des Hofs, an dem ein trefflicher Monarch (sicher ein Anklang an den hochseligen König Wilhelm von Würtemberg), ein schwärmerischer, leidenschaftlicher, in erster Jugendblüte stehender Kronprinz den Ton angeben, ist in gewissem Sinne der witzige, pikante Herr von Rosenthal, der Liebling des Königs, der Unentbehrliche des Kronprinzen, der Gefürchtetste und Bestgehaßteste am Hofe. Rosenthal besitzt in seinem Wesen ein Gemisch von Liebenswürdigkeit und Malice, das ihn unwiderstehlich und unausstehlich machen kann. Rücksichtslos auch gegenüber den allerhöchsten Herrschaften, weiß er sich, schlau wie er ist, den Schein unbegrenzter Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit zu geben, vermittels deren er alle Höflinge beherrscht und selbst dem Monarchen zu imponiren weiß. So wird er denn von diesem zur Vertrauensperson in einer delicaten Angelegenheit erwählt. Der Kronprinz hegt eine glühende Neigung zu einer etwas zweideutig in die Erzählung eingeführten jungen Dame, natürlich einer Schönheit, die, da nun einmal etwas Englisch Mode und als sportslike gilt, eine Engländerin ist. Als armes, zerlumptes Mädchen hat sie Rosenthal, der seiner Herkunft nach, obwol wir darüber im Clairobscur bleiben, auch ein Abenteurer ist, beim Derbyrennen aufgefunden, sie erziehen lassen und für sie Sorge getragen; er hat das schöne Mädchen aber nur für sich herangezogen und bewahrt sie nun in einem abgelegenen Gartenhause der Residenz. Der Kronprinz hat sie kennen und lieben gelernt, obwol Ellen ihn ebenso kalt behandelt wie Rosenthal, nur mit dem Unterschiede, daß sie diesen, dessen egoistische berechnende Natur sie verabscheut, verächtlich behandelt, während sie dem prinzlichen Anbeter mit reservirter Achtung begegnet. Der König bekommt von dem misliebigen Verhältniß seines Sohnes Kunde; er will ihn mit der Prinzessin eines Nachbarstaats vermählen, und die Neigung des Sohnes ist das einzige Hinderniß, das sich diesem Vermählungsproject entgegenstellt. Rosenthal erscheint nun dem König als der geeignetste Vermittler, um Ellen dem Prinzen aus den Augen zu rücken. Der Monarch stipulirt eine Abfindungssumme; der geldbedürftige Abenteurer nimmt dieselbe in Ellen's Namen an, ohne daß diese eine Ahnung davon hat. Sie geht selbst fort von der Residenz, um ihre Neigung für einen jungen Maler Namens Arthur zu bekämpfen und sich aus dem unwürdigen Verhältniß zu Rosenthal zu lösen; und so bleibt letzterm die Abstandssumme allein. Rosenthal, der nun wie der Mohr, der seine Arbeit gethan hat, gehen kann, fühlt, daß seine Stellung bei Hofe, die immer ein Mittelding von Hofnarr und Favorit gewesen, wankend wird; auch er will sich von der Bühne des Hofs entfernen und beiseitegehen, wird aber durch ein Duell daran verhindert, das ihm die rasende Eifersucht eines jungen Offiziers aufdrängt. Der bieder und gutmüthig, aber etwas beschränkt geschilderte junge Held liebt einen reizenden kleinen Goldfisch, eine Erbin aus einer reichen Bürgerfamilie, und Rosenthal, der bei Backfischen vermöge seiner geistreichen überlegenen Art, die er wo es noththut auch ein wenig amaranthgoldschnittartig mit der nöthigen schwärmerischen Sentimentalität verbrämen kann, hat nun einmal über das poetisch empfindsame Herz des Backfisches — Helene heißt er — große Herrschaft erlangt. Das Duell geht vor sich, Rosenthal wird anscheinend erschossen, lebt aber nachher aus seiner scheintodtähnlichen Erstarrung wieder auf und telegraphirt als Reconvalescent an Ellen, daß sie ihn pflegen kommen möge. Und richtig, der dämonische Einfluß des seltsamen Menschen, vermischt mit einem gewissen Dankbarkeitsgefühl gegen ihn, ist so stark, daß Ellen kommt. Nun entwickelt sich, auf dem entlegenen Landsitz, in der Pflege des Arztes, dem Rosenthal's Behandlung anvertraut ist, der zweite friedlichere aber auch schwächere Theil des Romans, der die Führung, die bisher Rosenthal's Persönlichkeit hatte, theils an Ellen, die durch ihre Schönheit und Geistesanmuth Eroberungen macht, theils an ein secundirendes Liebespaar höfisch-aristokratischer Färbung (Graf Leo und Gräfin Hildegard) abtritt. Schließlich lösen sich alle Dissonanzen in harmonisches Hochzeitsgeläut auf: Leo und Hildegard, Milton und Helene,

Arthur und Ellen begeben sich, wie dies bei nicht weltschmerzlichen Romanen üblich, in den Hafen der Ehe; und Rosenthal — eigentlich der Held der Geschichte — gewinnt wieder die Gunst des Königs, und auch der Kronprinz, der glücklich mit der ihm bestimmten Prinzessin vermählt ist, wird ihm wol nicht mehr zürnen.

Dieser abenteuernde, blasirte, und doch im Grunde echt cavaliermäßig gezeichnete Rosenthal nimmt für sich selbst am Schluß die Pritsche der alten Hofnarren in Beschlag, von denen der König zu Rosenthal bemerkt, daß sie (die Hofnarren) den Fürsten nicht allein zur Kurzweil dienten, sondern ihnen den Spiegel der Wahrheit vorhielten und sie mit der Pritsche des Spottes geißelten, worauf Herr von Rosenthal erwidert, das wäre ein Amt, das ihm unter anderer Benennung zusagen könnte. Rosenthal ist die Seele der Action des Romans; er hat etwas vom Mephisto, und auch wieder etwas Gemüthliches, Bonhommistisches. Dazu ist er ein ganz moderner Charakter mit seiner Kaustik, seiner Selbstironie und seinem berechnend praktischen Blick. Wir erklären diese Figur geradezu für eine der besten, ja vielleicht für die originellste, die Hackländer in seinen Romanen geschaffen. Nur gegen den Schluß hin werden sich der Autor und Rosenthal untreu; dieser liebenswürdig boshafte Schwerenöther — der übrigens eine treffliche Theaterfigur abgeben würde — wird nachher zu matt und inconsequent, mit einem Wort, der wilde Glücksjäger ist zuletzt ganz zahm geworden.

Ueberhaupt macht der ganze Roman gegen den Schluß hin den Eindruck des Ueberstürzten, Ueberhasteten; die Skizze ist da nicht mehr mit vollen Farben ausgeführt, und wir irren wol nicht mit der Annahme, daß der Abschluß des betreffenden Quartals oder Bandes des Hallberger'schen Journals, das gleichzeitig den Roman abschließen sollte, die Schuld daran trägt.

Als Glanzpunkte von Hackländer's Erzählergenie documentiren sich die Scenen bei Hofe, das Kaffeekränzchen der Königin, die königlichen Vorzimmerschilderungen, sowie die Charakterisirungen der verschiedenen Hofgrößen. Auch das Wirbel'sche Haus, mit den verschrobenen alten Jungfern, die durch die barocke Gestalt des verrückten Tapezierergehülfen ein wirksames Relief erhalten, und der lieblichen, treu nach der Natur gezeichneten Helene, erscheint in geschicktester Beleuchtung. Die technische Anordnung des Ganzen läßt allerdings, so vortrefflich sie zu Anfang angelegt ist, in der zweiten schwächern Hälfte des Werks manches zu wünschen übrig.

Die dialogischen Momente sind meist fein, sprachlich untadelhaft und mit viel Geist gearbeitet. Die Stellung Rosenthal's zu Helenen, die Unterredungen mit dem jungen Mädchen, die projectirte kleine Entführung im Wagen — das alles gemahnt übrigens stark an Spielhagen. Dieser oft hypermoderne Autor liebt es ja bekanntlich ganz besonders, schwärmende Backfische an die Angelruthe pikanter Routiniers anbeißen zu lassen. Die ganze Gestalt Rosenthal's ist übrigens entschieden aus der Spielhagen'schen Atmosphäre genommen und mit manchen problematischen und nichtproblematischen Naturen, die freilich Lackstiefel und untadelhafte Handschuhe tragen müssen, verwandt.

Daß der Autor in den Kapitelbezeichnungen das Gleichniß des Wegs im Zick-Zack consequent festgehalten hat, ist weniger originell, als vielmehr der crasse Effect, den er à la Vampyr von Marschner mit dem scheinbar todten und dann später zur größten, wir können wol sagen freudigen Ueberraschung der Leser wieder lebendigen Rosenthal bewirkt hat. Dieser nach dem Duell geschilderte Rosenthal redivivus ist ein so seltsamer, ja schauerlicher Versuch, theatralische Effecte in den Roman zu bringen, daß er zwar als geglückt, aber auch als sehr gewagt bezeichnet werden muß.

Der literarischen Curiosität halber wollen wir unsern Lesern doch die bezügliche Stelle, die gar zu grell an das Finale des ersten Actes in Marschner-Wohlbrück's „Vampyr" erinnert, anführen. Rosenthal ist eben, von seines Gegners Kugel getroffen, zusammengesunken, und es heißt nun:

„Noch eine — Bitte — Arthur, flüsterte der Sterbende — wenn jene Herren sich entfernt haben, so wenden Sie — mich so — daß der Strahl des Mondes — mir in die Augen fällt — ich — flehe — dar — r — r — r —."

Statt dieses Wort zu vollenden, stieß er einen tiefen, eigenthümlich klingenden Seufzer aus, der zuletzt nur noch wie ein leises Zischen klang, dann streckte er sich aus.

„Doctor!" schrie Arthur entsetzt.

Der Regimentsarzt sprang herbei, kniete neben Rosenthal nieder, fühlte nach seinem Puls, horchte an seinem Herzen und sagte dann achselzuckend: „Er ist todt."

Drüben hatte sich die leuchtende Scheibe des Mondes hell und strahlend aus dem Dunstkreis am Horizont erhoben, und da Rosenthal im letzten Augenblicke seinen Kopf auf die Seite gewandt hatte, so fielen die weißen Strahlen ohne weiteres Zuthun in die weit offenstehenden starren Augen des Todten, und als ihn Arthur, aufs tiefste erschüttert, betrachtete, kam es ihm gerade so vor, als verziehe sich der Mund des Todten zu einem heitern Lächeln.

Täuschung — Täuschung; sein Herz hatte aufgehört zu schlagen, seine Hände waren kalt und steif.

Dieser Todte aber lebt, wie bereits erwähnt, noch ein und einen halben Band lang; das Gewagte des Effects tritt um so mehr hervor, als der Autor Rosenthal direct als Todten wiederholt bezeichnet und den Leser durch zweideutige Ausdrücke keinen Augenblick in Ungewißheit läßt.

Im großen und ganzen läßt aber der Hackländer'sche Roman keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die deutsche Lesewelt es hier wiederum mit einem belletristischen Werk zu thun hat, das an gediegener Charakterschilderung, Reichthum der Situationen, treuer Zeichnung nach Natur und Leben, ja sogar an neuen originellen Romancharakteren keinem der beliebtesten Romane Hackländer's nachsteht, ja manche des letzten Decenniums noch weit übertrifft.

Franz Hirsch.

Feuilleton.

Eduard Maria Oettinger.

Am 26. Juni d. J. starb zu Blasewitz bei Dresden nach langen Leiden Eduard Maria Oettinger, ein Schriftsteller, dessen Thätigkeit namentlich auf drei Gebieten lebhaft in die Production der Zeit eingegriffen hat. Als Herausgeber verschiedener Zeitschriften und Tagesblätter, des „Eulenspiegel" in Berlin (1829), des „Figaro" ebendaselbst (1831), des „Deutschen Postillon" in Manheim (1839) und namentlich des „Charivari" in Leipzig (1841), bewies er eine seltene satirische Schärfe und seine Fühlung für die Zeitinteressen; im Roman einen glücklichen, stets geistvollen Epikuräismus; in seinen compilatorischen und bibliographischen Arbeiten ein bewunderungswürdiges, fast von niemand erreichtes polyhistorisches Wissen.

Oettinger wurde am 19. November 1808 zu Breslau geboren und erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium Maria Magdalena. Dann war er in Wien und Berlin journalistisch thätig und lebte später in gleichen Functionen zu verschiedenen malen in München, abermals in Berlin und Wien, in Stuttgart, Mainz, Manheim, Leipzig, Paris, Brüssel, Dresden und an andern Orten.

Zu seinen hervorragendsten Romanen gehören „Onkel Zebra" (Leipzig 1842—47), „Rossini" (Leipzig 1847), „Sophie Arnould" (Leipzig 1847), „Potsdam und Sanssouci" (Leipzig 1848), die „Venetianischen Nächte" (zweite Auflage, Leipzig 1851) und „König Jerôme Napoleon und sein Capri" (Leipzig 1852). An Gedichtsammlungen veröffentlichte er: „Das Buch der Liebe" (Berlin 1832), „Das neue Buch der Liebe" (Dresden 1852) und „Bacchus, Buch des Weins" (Leipzig 1853).

Von weitgreifender Bedeutung sind seine compilatorischen und bibliographischen Werke „Archives historiques" (Karlsruhe 1841), „Bibliographie biographique" (Leipzig 1850) und „Moniteur des dates" (Dresden 1866—68), welche die Wissenschaft wahrhaft bereichern und ein fast unentbehrliches Material liefern für den Handgebrauch jedes Gebildeten.

Bibliographie.

Arndt, F., Mütter berühmter Männer. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Stande. Gr. 8. 12½ Ngr.

Arons, S., Zur Reform der Volksschule. Ein Wort an die zur Zeit im Kultus-Ministerium tagende Schul-Conferenz. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 3 Ngr.

Azzac, F. v., Erinnerungen aus vergangenen Zeiten. Für Jung und Alt erzählt. Nach dem Französischen. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Beer, J., Memoiren einer Berliner Wickelfrau. Berlin, Levit. 16. 10 Ngr.

Friederichs, C., Kunst und Leben. Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich, J., Ueber die Geschichtschreibung unter dem Kurfursten Maximilian I. Vortrag. München, Franz. Gr. 4. 13½ Ngr.

Gedichte und Lieder freisinniger und sozial-demokratischer Tendenz. Mit einem Anhang, enthaltend Mittheilungen aus den principiellen Beschlüssen der internationalen Arbeiterassociation, sowie der socialdemokratischen Parteigruppen in Deutschland, Oesterreich und in der Schweiz, nach den authentischen Quellen. Zusammengestellt und mit Erläuterungen herausgegeben von J. Franz. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 10 Ngr.

Das Graubartslied (Harbardsliod) Loki's Spottreden auf Thôr, Norrœnisches Gedicht der Sæmunds Edda kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt von F. W. Bergmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Grünhagen, C., Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—1435. Breslau, F. Hirt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Habermann, G., Studien über Agrar-Gesetzgebung und die Pflege der landwirthschaftlichen Interessen in Oesterreich. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hermann, A., Bruder Ludwig, der Waßgauer. Eine Chronikdichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hiltl, G., Der Münzthurm. Historischer Roman in 2 Abtheilungen. 2te Abth. — A. u. d. T.: Der Sturz des Meisters. 2 Bde. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 3 Thlr.

Hudemann, E. E., Die Bauernaufstände in Gallien während der römischen Kaiserzeit. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 4. 8 Ngr.

Kalisch, L., Bilder aus meiner Knabenzeit. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. IX.: Geschichte des spanischen Drama's. 2ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Lange, W., Die deutsche National-Volksschule. Vortrag. Hamburg, Boysen. 8. 3 Ngr.

Lange, J. P., Die protestantische Kirche und der Protestanten-Verein. Epigrammatische Gedichte. Bonn, A. Marcus. 8. 10 Ngr.

Lenz, W., Das zehnte Armee-Corps im Kriege gegen Frankreich 1870—1871. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 25 Ngr.

Lindner, A., Brutus und Collatinus. Trauerspiel. 2te Aufl. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Mann, F., Skizze einer Psychologie und Geschichte der Naturforschung. Frauenfeld, Huber. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Menzel, C., Trost an Kindergräbern. Sammlung von Gedichten. Frauenfeld, Huber. 16. 16 Ngr.

Mohr, E., Capitolin. Trauerspiel. Amsterdam, Seyffarth. 8. 15 Ngr.

Monsterberg, Eugenie v., Kriegs- und Friedensklänge aus dem großen Jahr 1870—71. Bonn, Weber. 8. 9 Ngr.

Munz, A., Immergrün. Anspruchslose Blätter meinen Freunden gewidmet. St. Gallen, Huber u. Comp. 16. 12 Ngr.

Noll, F. C., Das Thal von Orotava auf Teneriffa. Schilderung seiner Vegetation nach den verschiedenen Regionen. Breslau, F. Hirt. Gr. 4. 12 Ngr.

Novellenschatz des Auslandes herausgegeben von P. Heyse und H. Kurz. 1ster und 2ter Bd. München, Oldenbourg. 8. à 15 Ngr.

Obermüller, W., Ueber den Ursprung der Basken. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 2 Ngr.

Pfeiffer, F. W., Die Volksschule des 19. Jahrhunderts in Biographien hervorragender Schulmänner. Im Verein mit mehreren Freunden herausgegeben. 1ste Lief. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Religion und Theologie. Lose Blätter der Zeit von einem Lehrling im Dienste der Anthropologie. 1. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schenbe, H., Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. Culturgeschichtliche Lebens- und Charakterbilder. Berlin, Berggold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Untersuchungen über die Salzseen im westlichen Tibet und in Turkistán. 1ster Thl.: Rúpchu und Pangkóng, das Gebiet der Salzseen im westlichen Tibet. München, Franz. Gr. 4. 25 Ngr.

Schmidt, H., und K. Stieler, Aus deutschen Bergen. Ein Gedenkbuch vom bairischen Gebirge und Salzkammergut. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. Fol. 15 Ngr.

Schmidt-Cabanis, R., Allerlei Humore. Komische Novellen und Humoresken. 2 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. à 10 Ngr.

Scholten, J. H., Der Apostel Johannes in Kleinasien. Historisch-kritische Untersuchung. Aus dem Holländischen übersetzt von B. Spiegel. Berlin, Henschel. 8. 18 Ngr.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 12ter Jahrgang. 1871. Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1871 von W. Oncken. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwalb, M., Luther's Lehre während seiner Sturm- und Drangperiode. 1517—1525. Vortrag. Berlin, Henschel. 8. 5 Ngr.

Schwarz, A., Der jüdische Kalender historisch und astronomisch untersucht. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sedlnitzky v. Choltitz, Graf L., Selbstbiographie. Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben. Mit Aktenstücken. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

See, G. vom, Fränzchen Sebastiani. Nebst einem Anhang: Aber heut S. Bernhard. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sepp, Deutschland und der Vatikan. Staats- und Volksmännern, sowie Kirchenobern zur ernsten Erwägung. München, Gummi. 8. 20 Ngr.

Sievers, G., Hamburg am Schlusse des 17. Jahrhunderts. Eine Studie. Hamburg, W. Mauke. 16. 10 Ngr.

Spiller, P., Homo sapiens. Der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Entwickelung. Eine Volksschrift. Berlin, Imme. Gr. 8. 15 Ngr.

Stein, L. v., Die Lehre vom Heerwesen. Als Theil der Staatswissenschaft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinworth, H., Ein Tagebuch für die Reise durch's Jahr. Hannover, Meyer. 16. 10 Ngr.

Stockmar, E. Freih. v., Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freih. Chrn. Friedr. v. Stockmar. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Strauß, D. F., Voltaire. Sechs Vorträge. 3te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Streckfuß, A., Ein Familiengeheimniß. Novelle. Berlin, Vrigl. Gr. 8. 25 Ngr.

Thiel, A., Leben des Domdekan Dr. Anton Eichhorn (gest. den 27. Februar 1869). Königsberg. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Traut, P. T., Skizzen und Studien zur deutschen Literaturgeschichte für gebildete Leser. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber nationale Erziehung. Vom Verfasser der „Briefe über Berliner Erziehung". Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wasserschleben, H., Die deutschen Staatsregierungen und die katholische Kirche der Gegenwart. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 8 Ngr.

Weber, W., Gewerbe und Gemeinde. Ein Vortrag. Gera, Strebel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Wehrkraft der Schweiz. Eine historische Skizze von einem schweizerischen Stabsoffizier. Gotha, Schloessmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Wormstall, J., Ueber die Wanderung der Bataver nach den Niederlanden. Festschrift zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Th. B. Welter. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Wissenswürdigste der Gegenwart. Uebersicht der neuesten Begebenheiten und Fortschritte auf dem Gebiete des Staatslebens, der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Industrie. Ergänzungsblätter zu jedem Konversationslexikon. 1ster Bd. 24 Nrn. Leipzig, M. Schäfer. Hoch 4. 1 Thlr.

Ein Wort zur Landwirthschafts-Politik. Halle, Petersen. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen
eines
ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Buchs gibt in den Erinnerungen aus seinem Jugendleben die Eindrücke wieder, welche der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten umgarnten Aelternhause, in dem Privatinstitute eines deutschen Jesuiten, in der Pension zu Freiburg, endlich während seines mehrjährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom empfing. Er liefert so ein auf strengster Wahrheit beruhendes Bild von den Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innern Einrichtungen, ein Bild, dessen Vorführung gegenwärtig erneutes Interesse gewinnt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von
Baron Joseph Eötvös.

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht blos von seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirthschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Politisches Handbuch.
Staats-Lexikon für das deutsche Volk.

Zwei Bände.

Lexikon-Octav. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr. Geb. 6 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 17 Heften zu je 10 Ngr. zu beziehen.)

Dieses „Staats-Lexikon für das deutsche Volk", soeben vollendet und daher auch die neuesten Ereignisse berücksichtigend, ist als Nachschlagebuch jedem zu empfehlen, der sich über die Tagesfragen orientiren will. Die hervorragendsten Organe der deutschen Presse haben sich wiederholt in der anerkennendsten Weise über den Werth und die praktische Brauchbarkeit des Werks ausgesprochen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Siebenter Band. Erstes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Das Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg. (1809.) — Edward S. Ruloff. (Nordamerika. 1839—1870.)

Bisher wurde allgemein angenommen, Lord Bathurst, großbritannischer Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien, der am 25. November 1809 in Perleberg spurlos verschwand, sei auf Befehl des Kaisers Napoleon aufgehoben worden; die neuern hier mitgetheilten Entdeckungen führen zu einer andern Erklärung des geheimnißvollen Vorfalls. Einer der merkwürdigsten Verbrechercharaktere, von seinen Landsleuten „der Mann mit zwei Leben" genannt, wird in dem Amerikaner Edward Ruloff juristisch und psychologisch dargestellt.

Der „Neue Pitaval" ist in Heften zu 15 Ngr., die auch einzeln verkäuflich sind, oder in Bänden zu 2 Thlr. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Frau Rath.
Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe.

Nach den Originalen mitgetheilt von
Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bisjetzt waren von Goethe's Mutter und an dieselbe nur einzelne Briefe bekannt geworden, die zerstreut in verschiedenen Werken zur Mittheilung gelangten. Dem Herausgeber des vorliegenden Werks ist es nun gelungen, eine größere Zahl (34 Briefe von und 53 an Frau Rath) theils im Original, theils in sorgfältiger Copie neu aufzufinden, sodaß hier ein chronologisch geordneter Briefwechsel veröffentlicht werden konnte, der nicht nur zu einem getreuen Lebens- und Charakterbilde dieser seltenen Frau sich gestaltet, sondern auch höchst werthvolle Urkunden zur Geschichte unse. r classische. Literaturperiode darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.
Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Schriftstellerin Therese Robinson, geb. von Jakob, erhält die deutsche Lesewelt hiermit einen neuen fesselnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Englische übersetzt wurden, bewährt die geistvolle Verfasserin auch in diesem ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens sowie ihre Kunst, das Leben in den höhern Gesellschaftskreisen mit feinem Takt und treuer Anschaulichkeit zu schildern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 1. August 1872.

Neue Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 30.)

4. Aus frischer Luft. Gedichte von J. G. Fischer. Neue Folge. Stuttgart, Grüninger. 1872. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese neue Sammlung des stuttgarter Dichters besteht aus drei Abtheilungen: „Aus eigenem Leben"; „Aus der Zeit. 1870"; „Vom Dorf".

Wir ertheilen unbedingt der ersten Abtheilung den Vorzug; sie enthält nach unserer Ansicht überhaupt die besten Gedichte, die J. G. Fischer bisher veröffentlicht hat. Seine Muse hat eine etwas herbe Eigenart; sie ist oft knorrig in den Verknotungen ihrer Gedankengänge, oft dunkel in den Träumereien ihrer Naturmystik; wo es ihr aber gelingt, dies Harte und Dunkle zu überwinden, wo sie weichern Schmelz und beweglichern Fluß gewinnt, da haben ihre lyrischen Ergüsse das Anziehende, welches in der Verbindung geistiger Tiefe mit melodischer Form liegt.

In den Liedern und Hymnen der ersten Abtheilung ist dem Dichter diese Verbindung meistens geglückt. Gleich die erste Hymne: „Am Herzen der Mutter", hat jenen vollen Zug der Goethe'schen Hymnen, jene anmuthend-hinreißende Sprachgewalt:

Wie gesund ist's hier!
Wie athmet sich's voll
Und ruht sich tief
Bei den frischen Brüchen
Am Waldbachsturz,
Wo aus Ueberhängen
Rieselnder Boden
Zwischen der Wurzeln
Entblößten Armen
Herniedergleitet.

Ein Brauttag ist,
Deinen Frühling begehst du,
Ewige Mutter
Und ewige Jungfrau
Erde, heut.
Und ich bin bei dir,
Allein bei dir,
Und habe genug.

Ich will nur dich,
Vernehme nur dich,
Deine Quellen alle
In einem Quell.

Das Auge drück' ich
Und alle Sinne
Mir selber zu;
Ich will sie nicht sehen
Deines starken Himmels
Eh'rne Umarmung,
Nicht oben im Aether
Deine stolzen Aare
Die Flügel spreiten,
Noch drunten deines
Schmeichelnden Meeres
Bewegliches Werben.

Ich liebe nur dich,
Dein Herz nur hör' ich,
Dessen Blut ich bin,
Seine tausend Adern
Klopfen an meinem:
Du bist mein Kind!
Meine tausend Pulse
Pochen an deinem:
Ich bin dein Kind!
Und ein Strom erfaßt mich
Aus ewigen Tiefen,
Deines ganzen Odems
Herrliches Rauschen,
Seele der Erde,
Mutter du!

Ein Empfinden, das im Mittelpunkt der Welt seinen Schwerpunkt findet, beherrscht auch die übrigen Hymnen und Lieder dieser Abtheilung; wir theilen statt jeder Charakteristik noch die folgenden zwei Proben mit:

Lerchenlied.

Flurenstille frühlingweckend,
Grüne Erde, blauer Raum,
Vor der Sonne weilt bedeckend
Einer grauen Wolke Saum.

Doch die Lieder trägst dem Himmel,
Aetherfrohe Lerche du,
Und ihr schwirrend Klanggewimmel
Deinen Saaten wieder zu.

Bringst herab ein Himmelswehen,
Daß die grüne Erde meint
Ohne Himmel zu bestehen —
Bis die Sonne wieder scheint.

Mai.

In Blütenschleiern,
Vom Ost erhellt,
Ein großes Feiern
Beginnt die Welt.

Wer darf sich wagen
In diese Ruh?
Wer zu dir sagen:
Er sei wie du?

Ich will mich neigen
Der Herrlichkeit
Und schweigen, schweigen
Zu solcher Zeit.

Selten sind einzelne störende Wendungen, wie in dem ersten Gedicht: „Klanggewimmel", oder veraltete poetische Majuskeln wie: „Du weißt es, du, dieweil du weißest".

Die zweite Abtheilung: „Aus der Zeit", bringt einige Gelegenheitsgedichte und Kriegslieder, welche aber an Bedeutung hinter jenen Naturhymnen zurückstehen. Die Gedichte: „Zur letzten Frist", „Aus beiden Lagern", enthalten einige triviale Wendungen, die wie Blasen ihren poetischen Guß verkümmern. Am bedeutendsten, obgleich hyperbolisch keck in einzelnen Zügen, ist das Gedicht: „König und Kaiser", welches die Begegnung Wilhelm's und Napoleon's nach der Schlacht bei Sedan schildert; doch liegt eine gewisse Größe in der Darstellungsweise:

Wenn jetzt die Erde bräche! — Nein, sie hält,
Er lebt, er kommt, geschehen läßt's die Welt;
Das lebte noch kein Menschenauge mit,
Wie vor den König dieser Kaiser tritt.

Das ist ein Schicksal — einzig fürchterlich,
Jedwede Milde Skorpionenstich,
Großmuth und Härte gleicher Donnerschlag,
Und jeder Sonnenaufgang jüngster Tag.

So schwindelnd angestaunt — und so zerschellt
Die Sphinx der Morgen- und der Abendwelt,
So lange wie des Schicksals Gott gescheut —
So unbefragt, so unbewundert heut!

An Felsen schmiedete der Götter Haß
Den Heldentrotz, der sich zu hoch vermaß,
Doch die Geschlagnen blieben auch im Joch —
Die Götter wußten's — blieben Helden noch.

Und boten sich im Kampf wie Aar und Aar
Die Stirn der Römer und Germane dar,
So schütterten Jahrhunderte es nach,
Wie der den Feind, wie dieser ihn zerbrach.

Nicht also du! — Das ist die Höllenqual,
Daß, wenn die Lüge große Namen stahl,
Sie zu des eignen Gaukelspiels Beschluß
Sich selbst entlarven und entleiben muß.

Die dritte, größte Abtheilung der Sammlung enthält Dorfidyllen, Dorfgeschichten in Versen, Genrebilder, Porträts von Dorfgrößen u. s. w. Dem Dichter selbst mögen die Erinnerungen an seine Kindheit die poetische Muse gewesen sein, die ihn begeisterte; wir müssen bekennen, daß uns diese Dorfidyllik, die zwar nicht pretiös aufgeputzt, sondern im knorrigen, volksthümlich hainbuchenen Stil gehalten ist, durchaus der Poesie zu entbehren scheint, ja uns fehlt selbst das Organ, den Humor aus diesen realistischen Lebensbildern herauszufinden. Frische, lebendige Anschauung des Dorflebens und des Naturlebens, soweit es sich auf den rusticalen Horizont visiren läßt, wollen wir diesen Idyllen gern nachrühmen; doch uns muthet die Geschichte des „Mähnebubs Johannes", des spätern Knechts beim „Kirchenbauer" trotz all seiner Heldenthaten wenig an; die Geschichte von „Tuch und Leder" kommt uns ziemlich ledern vor, und auch die Lebensweisheit des Zimmermanns vermag uns nicht zu imponiren; wir bescheiden uns indeß gern, daß dies ein Fehler in unserer Organisation ist, welche für Dorfgeschichten nicht die geringste Empfänglichkeit besitzt. „Lederne Hosen" können unter Umständen sehr komisch wirken, und wenn die betrunkenen Jünglinge auf dem Brocken in Heine's „Reisebildern" die Schrankthüre öffnen statt des Fensters und die lederne Hose für den Mond halten und poetisch anreden, so übt das in der That eine zwerchfellerschütternde Wirkung aus, der sich nur ein arger Hypochonder verschließen könnte. Wenn aber der aus dem französischen Feldzug heimkehrende Zimmermann ein Loblied auf die ledernen Hosen singt, so wissen wir nicht, wo hier, um mit Falstaff's Freunde zu sprechen, der Humor von der Geschichte ist:

Fort mit diesen langen Lumpen,
Fort mit diesen Lotterhosen,
Die uns Frankreich angelehrt hat;
Denn bei einer solchen Hose
Fällt mir nichts als all der Wind ein,
Den der Welsche macht, bis einer
Ihm den Schlauch zerreißt und jeder
Sieht, daß nichts dahinter ist.
Und so lang ich lebe, soll mir
Keinem meiner Buben eine
Solche Hose an den Leib.
Auch die alten hänfnen kurzen
Sollten sterben, denn sie sind ein
Denkmal all der Schmach und Armuth,
Drinnen wir gefangen lagen.
Jetzt ist andre Zeit; wir haben
Den Napoleon und mit ihm
Schmach und Knechtschaft überwunden —
Dessen soll ein Zeichen leben.
Und weil eh'dem uns die Hirsche
Kraut und Korn und Rüben fraßen,
Soll inskünftige der Hirsch mit
Satten Hosen uns bedienen.
Leder, dauerhaftes Leder,
Nicht die Schlenkerfetzen, wie die
Wetterfahnen im Aprilen,
Leder, dauerhaftes Leder,
Welches deckt und trutzt und aushält
Wie ein Mann in Sturm und Wetter,
Sei der Stolz von dieser Zeit.

Eine Muse in lederner Hose wäre vielleicht eine passende Vignette für die Dorfgeschichte; man könnte ihr dann zurufen wie Goethe in den „Musen und Grazien aus der Mark":

Mädchen, Mädchen, laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark —

denn sie ist zu solcher Wanderung besser gerüstet; auf dem Parnaß aber sollte man den passe-partout der Dorf-

geschichte endlich einmal aufheben; die Fischer'sche Sammlung wird nach unserer Ansicht durch diese biderb-ungelenken Dorfgeschichten, die außerdem auch in rhythmischen Incunabeln erscheinen, entstellt.

5. Strophen und Stäbe. Von **Wilhelm Jordan**. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Dichter des modernen Nibelungenepos betrachtet lyrische Ergüsse nur als flores und amoenitates seiner Nebenstunden. Darüber läßt uns die Widmung der „Strophen und Stäbe", die an den schon verstorbenen Dichter Karl Siebel gerichtet ist, keinen Augenblick im Zweifel. Die Poesie, „umstrickt von des Schriftwalds geilenden Ranken", entbehrte der Luft und des Lichts; Jordan will ihr durch den Vortrag seiner Heldendichtung die langversiegelten Lippen lösen, und weigert sich seit fünfundzwanzig Jahren,

> Ein Partner zu sein bei der Schaupoesie, beim gedruckten lyrischen Scharsang.

Weiterhin heißt es:

> Doch ich bin kein Zelot. Habt ihr Muße genug und versäumet nicht heilige Pflichten,
> So möget ihr euch ein Leid, eine Lust zur Erinnrung in Verse verdichten,
> Wie man gern unter Glas eine Locke bewahrt, vom Brautkleid der Liebsten ein Streifchen,
> Eine Edelweißblüte der Alpenfahrt, ein seidenes Cotillonschleifchen,
> Und wehmuthbeglückt der Freude gedenkt, wann vorüber die glückliche Zeit ist.
> Nur stellet nicht aus zum Reliquiendienst, was häuslicher Andacht geweiht ist!
> Reliquien euch, sind sie Kehricht der Welt, verwesende Fetzen und Knochen,
> Solange noch nicht für bedeutsame That euer Volk euch selig gesprochen.

Und noch schärfer spricht sich der Dichter in den folgenden Anapästen aus:

> Doch der Züchtigung längst mit eisernem Stab eracht' ich den lyrischen Quark werth,
> Der, unendliche Kraft vergeudend, als Krebs an Deutschlands edelstem Mark zehrt.
> Denn ich wette darauf, zehn Meilen gewiß erbauten wir Straßen mit Schienen
> In mäßiger Frist mit den Summen allein, die wir deshalb nur nicht verdienen,
> Weil Tausende stets, wohlbegabt, wohlgeschult, den Heerbann des Friedens zu leiten,
> Um reicheren Segen dem Erdenschos, der beherrschten Natur zu entstreiten,
> Statt dessen, gezwängt in ein kümmerlich Los, in der Klause sitzen und brüten,
> Um zu mehren den Berg versauernden Heus von tauben lyrischen Blüten.

Er selbst hat keinen Beruf zur Lyrik:

> Aus Irrthum vielleicht nenn' ich Eitelkeit nur, was heut' als Lyrik sich brüstet;
> Doch das weiß ich gewiß, daß mich die Natur nicht zu lyrischen Thaten gerüstet.
> Auch die Dichtung ist mir eine bildende Kunst, die, anstatt mit Farben und Steinen,
> Mit der Verse Musik zwar Stimmungen weckt, doch mit dem, was sie sagen und meinen,
> Den Hörenden zwingt mit Erinnerungskraft sich die Zauberbühne zu bauen,
> Um wechselnde Scenen, Geräthe und Tracht und bewegte Gestalten zu schauen,
> Zu Hoffnung und Furcht, zu Mitleid und Haß verstrickt, ihr Lieben und Streiten,
> Als ob ihr Geschick sein eigenes sei, bis zum Sieg oder Sturz zu begleiten.

Wenn ihn ein Bild der Natur ergreift, eine Frau ihn entzückt und er sich verführen lassen will, diesen Eindruck in ein Einzelgedichtchen zu fassen, so ruft ihm sein führender Gott zu, auf Gelegenheit zu warten, diesen Eindruck bei der Schilderung seines Etzel, seiner Krimhild und Brunhild zu verwerthen.

Doch wenn man in der Zukunft von dem Sänger, „der das ewige Lied der Ahnen erneuert gesungen", „den die Sage gewählt ihr Mund zu sein", erfahren möchte, wie das Herzblut heroischer Zeit noch einmal flüssig wurde, wie die reizende Krimhild und die hehre Brunhild erlebt werden — dann wird man auch vielleicht dem Geklimper von Stäben und Strophen lauschen wollen, denn man findet dabei „die Schalen vom Ei, aus welchem der Sigfrid geschlofen".

Wir haben den Rhapsoden in seiner einleitenden Epistel bisher nicht unterbrochen, wenn wir es gleich auffallend finden, daß er dem Publikum ein Gericht lyrischer Eierschalen vorsetzen will, eine Art Vorschule zu den „Nibelungen", einen Commentar zu dem großen Epos. Wenn er sich selbst das Talent zur Lyrik entschieden abspricht, so ist es auch wol überflüssig, das Publikum in seine Versuche und Studien auf diesem Gebiete einzuweihen. Nicht blos eine Sammlung lyrischer Gedichte, auch jedes einzelne hat das Recht auf Selbständigkeit und will als freie Schöpfung genossen werden, nicht blos im Hinblick auf eine größere Dichtung, der es als ein Beitrag zum Werdeproceß des Dichters zur Erläuterung dient. Auch läßt sich der Werth der Poesie nicht nach der Elle messen, und ein Gedicht von acht Zeilen kann höhern poetischen Werth haben als ein Epos von acht Gesängen. Ueberhaupt ergeht es der armen Lyrik schlecht; die Realisten wenden sich mit Verachtung von ihr ab; doch auch die Epopöendichter hofmeistern vom hohen Pferd herab die lyrische Muse und halten die Herzensergüsse für „Kehricht".

Gleichwol verlangt auch sie die sorgsamste künstlerische Pflege, und wenn man in Anapästen dichtet, so müssen sie rein und nicht durch eine Spondeenfülle holpricht gemengt sein, wie dies unserm Nibelungendichter passirt, der bei seinen Hebungen und Senkungen den Sinn für den feinern Rhythmus der Neuzeit verloren hat. Daktylen wie „Holzklotzblock" bleiben nicht blos für Platen ungenießbar. Ein Vers wie:

> Zum Abschiedstrunk und festlichen Mahl um den fahrenden Sigfridsrhapsoden —

gibt uns ein neues Beispiel hierzu und an ähnlichen unmöglichen Daktylen fehlt es in der Epistel nicht. Wir stellen Jordan's Talent als epischer Dichter hoch und haben die Vorzüge seiner „Nibelunge" stets mit Wärme anerkannt; wir gehen darin allerdings nicht so weit wie der Dichter selbst, der sich in eine Linie mit Homer und Sophokles, Dante und Shakspeare stellt, wie in dem einen Sonett der Sammlung:

> Mit diesen Leuten, die zuerst in Scherben
> Das Große schlagen, dann es kleinlich meistern
> Und sich ihr Kleid von euern Schnitzeln kleistern,
> Mit diesem Pack willst du die Zeit verderben?

Ein kleiner Kreis von auserwählten Geistern
Gestattet dir, von ihrem Schatz zu erben,
Und ruft dich auf, um einen Stuhl zu werben
Auf lichter Höhe bei des Liedes Meistern.

Homer und Sophokles, den Hiobsdichter,
Den ernsten Dante und den Avonschwan,
Sie alle siehst du dir die Hände reichen.

Durch uns empor zu uns ist deine Bahn,
Komm her zu uns, nur wir sind deine Richter,
So rufen sie, und sei bei deinesgleichen.

Mit diesem Sonett hat Jordan diejenigen von Platen und Schlegel, er hat Horaz und alle Plateniden geschlagen; doch er kann nicht verlangen, daß auch wohlmeinende Recensenten solchem kühnen Schwunge folgen. In der Lyrik wenigstens, zu der er sich selbst das Talent abspricht, ist seine Dichtweise zu schwerfällig, sie entbehrt zu sehr des Flusses und des Schmelzes, sie ist in der Form oft zu uncorrect, als daß seine Gedichte einen hohen Rang beanspruchen könnten, obwol ein gediegener Gedankeninhalt ihnen nicht abzusprechen ist und oft auch die Ausdrucksweise einen eigenartigen Reiz hat. Doch auch in einer Gedichtsammlung kann ein Autor eine durchaus bedeutsame und selbständige Physiognomie zeigen. Das ist bei Jordan nicht der Fall; diese Gedichte sind in der That Hobelspäne, die er auf der Tischlerbank seiner Epopöe nebenbei verlor; sie bilden eine Mosaik von Gelegenheitsgedichten, poetischen Apostrophen an Kaiser und Könige, an Künstler und Künstlerinnen, von einigen mehr liederartigen Klängen, Nachbildungen englischer Gedichte und der Psalmen und von rhapsodischen Vor- und Nachspielen.

Sinnreich ist das erste Gedicht: „Zuruf", mit der schönen, nur durch unreine Daktylen entstellten Schlußstrophe:

Breite entgegen die Schmetterlingsschwingen,
Psyche, des Daseins freundlichem Glanze.
Bis du, ermüdet nach muthigem Ringen,
Reulos zurücksinkst ins nachtende Ganze,
Lerne vereinigen Trauern und Scherzen,
Wehmuth empfindend in jauchzender Brust,
Wehmuth, die heimliche Freude der Schmerzen,
Wehmuth, den heimlichen Schmerz in der Lust.

„Mittsommerabendlied" beginnt mit der anmuthenden Strophe:

Wie sich Lust mit leiser Klage
Wunderbar im Herzen mischt,
Wann der längsten Sommertage
Spätes Abendroth erlischt!

Die andern Strophen sind zum Theil schwerfälliger; Spondeen in so leichtgeflügelten Vierfüßlern, namentlich im ersten Fuß, klingen hart:

Aus weit offnen Rosenschalen
Steigt der Erde Opferduft.

Doch auch in diesen Liederblüten ist das Naturgefühl durch die Betonung literarischer Tendenzen getrübt; mit einem Wort, es ist, was fast von allen diesen Strophen und Stäben gilt, zu viel „Edda" in ihnen:

Herzensblüten, Seelengluten,
Hinter Nordens goldnem Rand,
Jenseits ferner Meeresfluten
Such' ich euch ein Märchenland.

Sehr ansprechend ist das folgende Gedicht mit seiner buddhistischen Tendenz:

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Das Gedicht: „Dunkle Betrachtung", beginnt mit tiefsinnigen mythologischen Geschichtsfresken à la Lingg und endet mit einer epigrammatischen Pointe à la Heine, die aber den einheitlichen Ton des Ganzen stören. In der „Beichte" spricht der Poet von seiner nach „Allgenuß hungrigen" Brust und erklärt, daß er es verschmähe, sich gegen Verleumdung und Lügen zu vertheidigen. „Rastlos" ist aus Rückert'schen Reimversen geschnitzelt; doch sind nicht alle schön, schon die ersten Strophen klingen prosaisch:

Wie voll Hast
Alles rennt!
Für die Rast
Kein Moment!
Glücklos fühlt sich, wer ein Glück in seiner Macht hat.

Auch die Liebesgedichte: „Beredtes Schweigen", „Die welke Rose" u. a., athmen nicht den Hauch glühender Empfindung, obgleich sie anschauliche Situationen darstellen. Oft geht der Dichter in dieser epischen Anschaulichkeit so weit, daß der lyrische Reiz aufhört; so z. B. in dem Gedicht „Scheiden":

Die Räder auch verhallten
Schon längst, die dich entführt;
Die Schiene fühl' ich kalten,
Die lauschend noch mein Ohr berührt.

Dieses, wir möchten sagen physikalische Bild ist zwar richtig, aber in seiner Anschaulichkeit trivial. Dies gilt noch mehr von folgender Strophe, die wie ein versificirter Paragraph aus einem Lehrbuch der Physik gemahnt:

Noch nicht die Sorge für sein Aermelfutter
Benimmt man einem völlig ohne Schaden:
Ein Kraftatom wird seiner Last entladen,
Und die Belastung ist der Tragkraft Mutter.

Die letzte Verszeile gilt keinesfalls in der Poesie; eine derartige Belastung mit prosaischen Kunstausdrücken lähmt ihre Tragkraft.

In „Deutsam" ist das winterliche Situationsbild in kunstvoll gehaltener rhythmischer Form ausgeprägt; nur ist die letzte Strophe wieder zu eddahaft und gemahnt uns zur Unzeit daran, daß der Dichter die Welt immer sub specie seines Nibelungenepos ansieht:

Nicht lange mehr, so wird der Schnee verschwinden
Von unsrer Spur,
Der Maiwind flüstern durch das Laub der Linden
Was ich erfuhr:
Von dornumhegten glutumlohten Bräuten
Die Melodie;
Doch niemand weiß die holde Mär zu deuten
Als ich und sie.
Denn mein Geheimniß ruht in hohen Bildern
Lebendig todt;
Der Schattengang, die Laube wird verwildern
Auf ihr Gebot.
Schon wurde zum Juwelenschrank
Die Bank;
Das Pförtchen rostet und der Schlüssel ruht
In tiefer Flut.

Auch einer Schönheit weiß er nichts Angenehmeres zu sagen, als daß sie ihm zu seiner Krimhild gesessen hat:

Ich lehrte dich kennen
Den Dichterkunstgriff,
Schimmernde Schönheit
Und leuchtendes Leben
Zu leihen den Schatten
Der fernen Vorzeit.
Nun bin ich bange,
Du wirst mir böse
Krimhildens halber.
Denn ich habe gehalten
Was einst ich gelobte:
Dir ewiges Leben
Im Liede zu leihn.

Schön und tiefsinnig ist das Gedicht: „Laurentiusthränen", aber in der Form oft zu schwer, wie überhaupt die Vorliebe des Dichters für die Spondeen, und zwar an Stellen, wo sie den Fluß des Verses lähmen, seiner metrischen Gewandtheit hinderlich wird.

Die dem „König Max" geweihten Terzinen, das Gedicht an „Kaiser Wilhelm", das an eine persönliche Begegnung anknüpft, haben die Wucht ernster Gedanken, die aber für ein Kriegslied, wie das „Reichslied", sich zu schwer erweist.

Daß es den zahlreichen Gelegenheitsgedichten nicht an Gedankenfülle, den Uebersetzungen nicht an Formgewandtheit fehlt, darf man bei einem so geistreichen Dichter und meisterhaften Uebersetzer von vornherein annehmen. Erst ganz in seinem Element fühlt sich indeß der Dichter, wenn er in rhapsodischen Gesängen das alte Schlachtroß der Edda tummeln kann und aus den in der Edda zerstreuten Bruchstücken und Splittern einzelne Gedichte wie: „Die Götterdämmerung", „Des Hammers Heimkunft", „Die Entführung Idun's", zusammenfügt. Es gemahnt uns bei diesen Gedichten uralterthümlich; doch fehlt dem düstern Olymp des Nordens die Schönheit von Hellas, und wenn wir gleich in den ersten Zeilen erfahren, wie Loki im Leichenwalde liegt, gefangen gehalten in Fesseln aus Därmen, so wird uns etwas unappetitlich zu Muthe. Die Fülle der alten Götternamen und Mythen, der Gegenwart nur durch gelehrte Vermittelung verständlich, macht einen befremdenden Eindruck auf eine moderne Nation, welche den Kinderschuhen der Sage, und wenn es auch die Siebenmeilenstiefel einer in das Gigantische verliebten Phantasie wären, längst entwachsen ist.

Unter den oft schönen und gedankenreichen Abschiedsrhapsodien des Sängers der „Nibelunge" von seinen Hörern findet sich auch ein allegorisches Räthsel- und Runengedicht, in welchem er seine Werbung um die echt germanische, altdeutsche Muse schildert. Diese ruft ihm zu, als er sie zum Tanze führen will:

Sieh her, da stehn meine alten Stiefel
Aus den Jahren der Jugend. Zwar sind sie mir jetzo
Ein wenig zu knapp um Waden und Knöchel;
Denn du weißt es, mein Wachsthum war wundergewaltig.
Auch sind sie nicht modisch. Doch die alten Meister
Wußten, was ich will. Sie kannten mein Wesen
Und verstanden sich gut auf meine Gangart.
So befrei' mir die Sohle vom fremden Gesetze,
Vom schleppenden Taktschritt auf hohem Kothurne,
Von den schneidenden Schnüren der Schnabelschuhe,
Die mir steife Hofherrn, Stubenhocker
Und mönchische Meister nach ihm gemodelt
Auf gelahrtem Leisten, sodaß ich zuletzt schon
Gelitten an Leichdorn und künstlicher Lähmung.
Laß mich heiter hüpfen wie mir ums Herz ist
Und wiederum walzen nach heimischer Weise.

Wir meinen, daß dieser Vergleich hinkt. Nicht zu knapp sind diese alten Stiefel, sondern, umgekehrt, für die Riesenfüße von Hünengestalten gemacht und müssen, wenn wir einmal bei dem Leisten dieses Bildes bleiben wollen, nicht vergrößert, sondern verengert werden nach modischem Maß.

Der Geleitbrief des Schlusses wiederholt den anapästischen Prolog am Anfang, und ist wieder eine Verherrlichung des rhapsodischen Vortrags:

Daß der Dichter sein Amt am Schreibtisch daheim erfüllt glaubt, wann er die Zeilen
In Takte gesetzt, mit Reimen versehn und geglättet durch sorgsames Feilen,
Und, wann er nun meint, so dürfte das Werk der erreichbaren Trefflichkeit nah sein,
Nur Eins noch begehrt und eifrig erstrebt: sein druckpapierenes Dasein,
Als wenn Poesie schon sei, wann sie prangt als ein Band von vergoldetem Leder: —
Ich stürzte vielleicht noch eher ein Reich als den Wahn — mit der Spitze der Feder;
Denn es hat der Gebrauch Jahrhunderte durch fast geheiligt die heillose Dummheit:
Erst mit Worten Musik zu machen und dann die Musik zu verdammen zur Stummheit.

Gewiß ist diese Mahnung vollberechtigt; doch kann sie nicht ausschließlich gelten. Wie viele Dichter gibt's, deren rhapsodischer Vortrag den Eindruck ihrer Dichtungen von Grund aus vernichten würde, weil ihnen Organ, die Fähigkeit der Recitation, überhaupt alle Mittel zu einer rhapsodischen Wirkung fehlen. Thut dies indeß dem Werth ihrer Gedichte Eintrag? Er ist davon ganz unabhängig, und wenn Schiller seine Trauerspiele zu Schanden las — blieben sie deshalb nicht doch unsere hervorragendsten dramatischen Dichtungen?

6\. Dichtungen eines rheinischen Poeten. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Erster Band: Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Zweiter Band: Rheinfahrt. Ein Gedicht in neun Gesängen. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wolfgang Müller ist ein einfacher, anmuthiger Liedersänger, der Poet der Rheinlande κατ' ἐξοχήν, und als solcher zeigt er sich in dieser Sammlung früherer Gedichte, welche zum Theil in erneuter und wesentlich umgewandelter Gestalt erscheinen. Kein Sphinxantlitz blickt uns aus diesen Gedichten entgegen, keine geheimnißvolle Tiefe, nichts Skeptisches oder Dämonisches, keine Fragen an den Weltgeist und an das Schicksal, doch ein gesunder Sinn verherrlicht das Anheimelnde und harmonisch Schöne des Naturlebens, das Große der Geschichte in heiter dahinfließenden Linien. Wolfgang Müller ist frei von jedem Größenwahnsinn, er singt wie es ihm ums Herz ist; er hat nicht immer die Gewalt, uns in seine poetische Stimmung zu versetzen, aber auch dann empfinden wir wenigstens heraus, daß seine Lieder aus solcher Stimmung hervorgegangen sind.

Alle diese Lieder sind an den Ufern des funkelnden Rheinstroms, unter seinen Rebenlauben erwachsen. Das Liederbuch zerfällt in die Abschnitte: „Junge Lieder",

„Sonette", „Melodien", „Stillleben der Natur", „Im Mai des Lebens", „Beim Wein am Rhein", „Hochsommertage", „Fahrende Gesellen", „Im Herbst des Lebens", „Von Haus und Herd". Die Lieder preisen die schöne Natur des Rheinlandes, singen von der Liebe und dem Wein; doch die Geliebte erscheint immer als das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund; alles in diesen Gedichten ist rheinländisch verzaubert; nur der Sonettencyklus, der eine verlorene Jugendliebe besingt, erscheint von dem Boden des Rheinlandes am meisten losgelöst.

Unter den jüngern Liedern findet sich viel gärender Most, nicht in Bezug auf die fast durchweg ausgegorene Form, sondern auf den an fremde Muster anklingenden Inhalt. Das erste Gedicht: „Mein Herz ist am Rheine", ist dem Gedichte von Burns: „Mein Herz ist im Hochland", nachgedichtet:

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O, wo ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz ist am Rhein!

„Frühlingsaufstand" erinnert durchaus an das ähnliche Anastasius Grün'sche Gedicht: „Die Spaziergänge eines wiener Poeten"; „Abschied" und andere an Heinrich Heine.

Unter den „Melodien" findet sich viel Sangbares; Gedichte wie: „Ueber Nacht" und „Die Heide ist braun", haben den Refrain schottischer Balladenverse; einzelne Lieder sind stimmungsvoll wie z. B.:

Die Todtenstadt.

Ich zieh' auf Heiden öd' und leer,
Im Westen glüht das Abendroth,
Drein baun von Wolken dumpf und schwer
Sich Thürm' und Zinnen schwarz und todt.

Mir ist das Herz so müd' von Qual,
Ich bin der alten Pein so satt:
O könnt' ich ziehen übers Thal
In jene dunkle Todtenstadt!

Es findet sich allerdings auch mancher Singsang, der keine echte Stimmung erregt, unter diesen „Melodien".

Die besten Gedichte der Sammlung enthält der Abschnitt: „Stillleben der Natur", namentlich die „Bilder der Heide", welche zwar an lebendiger Detailmalerei mit dem einer Droste-Hülshoff nicht wetteifern können, aber doch die landschaftliche Stimmung dichterisch treu wiedergeben, wie gleich das erste Gedicht beweist:

Weit, unabsehbar rings, eintönig braun,
So dehnen sich dahin die dürren Sennen,
Begrenzt im Süd durch weite flache Au'n,
Im Nord durch Hügel, die im Abend brennen.

Am Himmel ziehn geballte Wolken schwer,
Hier roth beglüht, dort massenhaft umdüstert;
Der Sturmwind jagt gewaltig sie daher,
Das dürre Kraut zu meinen Füßen flüstert.

Gedorrte Blätter fliegen mir ums Haupt. —
Wo wuchsen sie auf grünen Waldeswegen,
Die, von den Mutterwipfeln frech geraubt,
Verlorne Kinder, durch die Lüfte fegen?

Mir wird so trost- und heimatlos zu Muth,
Wie ich verhüllt dem Sturm entgegenstreite,
Als weht' ich, solch ein Blatt, aus Sonnenglut
Fort in die todte, herbsteserstarre Weite.

Auch die „Strandmuscheln" haben zwar nicht ganz die glückliche Unmittelbarkeit der Heine'schen Meereslieder, nicht ihren kecken, blitzenden Wurf; Wolfgang Müller braucht immer mehr Farbenaufwand, aber er ruft doch mit demselben dann die gewünschte Wirkung hervor. „Sommerblumen" und „Herbstblätter" sind poetische fliegende Blätter aus dem Album der Jahreszeiten.

Der Abschnitt: „Im Mai des Lebens", enthält meistens schlichte Liebeslieder ohne scharf hervorstechende Physiognomie. Dagegen tragen die Weinlieder des nächsten Abschnitts einen sehr frischen Charakter; Moselwein und Asmannshäuser erhalten ihre poetischen Etiketten; Gedichte wie „Staatsweisheit beim Becher", „Religion des Trinkers", haben etwas Anmuthendes in ihrer harmlosen Munterkeit.

Aus den spätern Abschnitten heben wir hervor das Gedicht: „Seliges Sterben", das einen dithyrambischen Zug hat, wie die erste und letzte Strophe beweisen mögen:

Ein stiller Gang im tiefen Wald
Zwischen moosigen Riesenbäumen,
Wo laut das Lied der Nachtigall schallt
Und silberne Bäche schäumen,
Dann Blitz und Donner im funkelnden Schein
In die Wildniß hinein:
Das wäre ein seliges Sterben!

— — — — — — — — — —

Eine heiße Nacht an geliebter Brust
Unter wildem Küssen und Kosen,
Die höchste unendliche menschliche Lust
Im Garten der Liebesrosen,
Dann Blitz und Donner und funkelnde Glut —
Und alles ruht!
Das wäre ein seliges Sterben!

Dann das sanftinnige Gedicht:

Abendfrieden.

Es geht der Tag zur Neige,
Die Sonne sinkt im West,
Das Vöglein im Gezweige
Schlüpft in das traute Nest,
Und rings zu Haus und Herde,
Zieht es aus Strom und Feld,
Stumm wird die weite Erde,
Still wird die große Welt.

Rothgoldne Gluten weben
Weit durch die warme Luft,
Die Fernen all verschweben
Im blauen Dämmerduft,
Am Fels noch ein Gefunkel,
Die Wälder rauschen sacht,
Und dann macht alles dunkel
Geheimnißvoll die Nacht.

Du holde stille Stunde,
Wie labest du das Herz!
Du schließest jede Wunde,
Du heilest jeden Schmerz.
Du bist ein Heil beschieden
Dem ärmsten Erdengast,
Du frommer Abendfrieden,
Du sel'ge Tagesrast!

Vom irdischen Getriebe
Löst sich die Seele los,
Sie fliegt der ew'gen Liebe
Sehnsüchtig in den Schos.
Dort klinget eine Weise,
So tief, so groß, so weit:
Mir ist, als spürt' ich leise
Den Hauch der Ewigkeit.

Von den humoristisch volksthümlichen Gesängen heben wir das Gedicht „O Lotte“ hervor:

Vier Körbe! das macht mir noch keine Noth:
Die Liebe ist todt,
Die Liebe, die Liebe, sie lebe!
Vier Mädchen zerbrachen mir rüstig die Treu',
Dir trau' ich aufs neu',
Dir, der ich mich selig ergebe!
Du Kind aus dem Volk, ruh' mir an der Brust,
Den falschen Dirnen zum Spotte,
Wir schaffen und küssen und singen in Lust,
O Lotte,
Du lustige, lachende, flotte!

Und die mir zuerst am Herzen geruht
In seliger Glut,
Sie war vom ältesten Adel,
Doch als durch die Mutter den Stand sie erkannt,
Da ward ich verbannt.
„Der Bürger!“ das war mein Tadel.
Von Wappen und Stammbaum denkst du nicht groß,
Es naget allwärts die Motte.
Du liebst mich, den Ritter Namenlos,
O Lotte,
Du lustige, lachende, flotte!

So geht es denn weiter von Strophe zu Strophe, Lotte liebt den Ritter Thunichtgut, Habenichts, Weißnichtviel, dem Freiheit und Liebe die einzige Lust erscheinen.

Der Charakter der ganzen Sammlung ist der des Harm- und Anspruchslosen, Liederartigen, einfach Sinnigen. Die Klippe des Trivialen ist allerdings nicht immer vermieden, auch würde eine schärfere Selbstkritik bei der Auswahl der Sammlung von Nutzen gewesen sein.

Der zweite Band enthält ein Gedicht in neun Gesängen: „Rheinfahrt.“ Ein so umfangreiches Gedicht, das nichts anderes sein soll als ein Rheinpanorama in Versen, muß von Haus aus das Bedenken erregen, ob mit demselben nicht ein Beitrag zu jener beschreibenden Poesie geliefert werde, wie sie Haller's „Alpen“, Neubert's „Gesundbrunnen“ und andere der Aechtung moderner Aesthetik verfallene Dichtungen vertreten. Freilich, wir haben auch Muster einer so stimmungsvollen Behandlung der Landschaft und einer, wir möchten sagen historischen Landschaftsmalerei in Byron's „Childe Harold“, daß wir bei einem derartigen Thema nicht gerade an jene ältern negativen Muster zu denken brauchen.

Ueber die Entstehungsgeschichte und das Versmaß der Dichtung berichtet Wolfgang Müller in seinem Nachwort Folgendes:

Die Anfänge der „Rheinfahrt“ fallen in meine Studentenjahre zu Bonn. Schon damals faßte ich den Gedanken, ein Lied zum Lob und Preis des geliebten Heimatstroms zu singen. Das erste Bruchstück wurde im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht. Erst später in Düsseldorf nahm ich den alten Plan wieder auf, und gelangte im Jahre 1846 so weit, daß ich die Dichtung in der Literarischen Anstalt zu Frankfurt a. M. erscheinen lassen konnte. Meine Landsleute nahmen sie mit Wohlwollen und Freude auf. Nach einer Reihe von Jahren machte mir der Verleger den Vorschlag, eine neue Auflage zu veranstalten. Ich war aber inzwischen aus den socialen und politischen Anschauungen herausgewachsen, welche die Arbeit begleitet hatten, denn durch das Jahr 1848 wurde unser Volk und auch ich in andere geschichtliche Bahnen gelenkt. So beschloß ich denn eine neue Bearbeitung zu unternehmen, und einerseits die allzu leidenschaftlichen Ergüsse meiner Sturm- und Drangperiode auszumerzen, andererseits aber die Schilderungen, welche dem Rhein von Mainz bis in die Niederlande folgten, auf den Lauf des ganzen Stroms auszudehnen. So erlitten die Gesänge denn allmählich eine gänzliche Umgestaltung, an welcher jahrelang immer aufs neue gemodelt, geändert und gebessert wurde. Wenn ich es nun auch keineswegs an Fleiß und Mühe fehlen ließ, so kann ich doch auch heute nicht sagen, daß ich mein Ziel erreicht habe. Indeß einmal muß der Abschluß gemacht werden; und so möge denn mein Buch, an dem ich fast ein ganzes Leben geschafft habe, in der neuen Gestalt, welche es erhalten hat, die Wanderschaft antreten. Jedenfalls erhält der freundliche Leser nicht mehr den Versuch eines Jünglings, sondern das Werk eines Mannes.

Da mir in der Kritik früher oft wunderliche Ansichten über die Strophe meines Gedichts entgegengetreten sind, so bemerke ich einfach, daß dieselbe aus drei Terzinen mit dem gebräuchlichen Schlußvers besteht und also auf guter Grundlage beruht. Dabei entspricht sie ganz und gar dem altdeutschen Strophenbau, denn die ersten zwei Verse bilden den ersten, die zwei folgenden den zweiten Stollen und die übrigen sechs den Abgesang.

Um über den Werth der Dichtung zu entscheiden, wollen wir erst das Panorama selbst sich vor uns entrollen lassen.

Der erste Gesang beginnt mit einer Verherrlichung der Schweiz. Wir begleiten vom St.-Gotthard den Rhein bis in den Bodensee; den Mönchen von St.-Gallen, dem Sieg des Christenthums über das Heidenthum, dem Bruder Ratbert, dem jungen Hohenstaufen Konstantin werden eigene Strophen gewidmet. Konstanz gibt Veranlassung, das Concil und Huß zu besingen. Nach dem Scheiterhaufenbrand von Konstanz folgt der Rheinfall von Schaffhausen. Jeder Nebenfluß des Rheins erhält sein gutes Recht: die Aar und auch die Reuß und Limmat. Das Rütli, Wilhelm Tell und die Waldstätte werden von der vorübereilenden Muse des Dichters nicht mit Schweigen übergangen.

Der zweite Gesang führt zu Excursen über den Elsaß, von der römischen Tuba bis zu den Werder'schen Trompeten. Erwin, Gottfried von Strasburg, Geiler, Murner, Brant werden nicht vergessen; Baden-Baden und der Schwarzwald erhalten die dichterische Weihe, und da ein Abstecher in die Schwäbische Alp zu verlockend ist, so besuchen wir auch die Burgen der Hohenzollern und Hohenstaufen, die zu geschichtlichen Parallelen wie zur Verherrlichung des jüngsten Kriegs willkommene Veranlassung bieten. Am Neckar ward Friedrich Schiller geboren — wir erhalten eine poetische Schillerrede. Dann wird das heidelberger Schloß besungen.

Wir wollen die Bilderchronik jetzt kürzer andeutend vorführen:

Dritter Gesang: Das Frankenland, die Pfalz mit Kaiserreminiscenzen, der Dom zu Speier, die Kreuzzüge, Richard Löwenherz auf Burg Trifels, Luther in Worms, die Nibelungen, Gunther, Krimhilde, Brunhilde, Hagen, Etzel, das Lied von Walther und Hildegunde.

Vierter Gesang: Das Fichtelgebirge und der Main, die Regnitz und Nürnberg, die alten Maler, Albrecht Dürer, Bamberg, Würzburg und der Bauernkrieg, Wolfram von Eschenbach, Konrad von Würzburg, Jean Paul, Rückert, Platen, Berg- und Waldmärchen aus dem Spessart und Odenwald, Frankfurt a. M., Goethe, der Taunus.

Fünfter Gesang: Mainz und der Rheingau, Geschichte von Mainz, Johannes Gutenberg, Johann Fischart, Heinrich Frauenlob, die schönen Frauen des goldenen Mainz, der Niederwald, die Rheinweine, die Ritterburgen des Rheinthals und die Zeit des Faustrechts, die alte Sage und die Lorelei.

Sechster Gesang: Koblenz, die Lahn, die Nassauer und Minister Stein, die Mosel, Luxemburg, Trier, der Stolzenfels, Joseph Görres.

Siebenter Gesang: Der Westerwald und die Eifel, das Siebengebirge, die Löwenburg, der Drachenfels, die deutschen Freiheitskriege und Napoleon I., Bonn und Beethoven.

Achter Gesang: Köln und seine Geschichte, Friedrich von Spee, der Kölner Dom, der Carneval in Köln, Aachen, Düsseldorf, Cornelius und seine Jünger, Robert Schumann, die Ruhr und ihre Industrie, Kleve und Otto der Schütz.

Neunter Gesang: Die Niederlande, Geschichte, Malerei, Amsterdam, holländische Volks- und Landschaftsbilder.

An Fülle und Abwechselung der dargebotenen Stoffe fehlt es in diesen Gesängen gewiß nicht; was aber bei einem Wegweiser ein Vorzug ist, kann einer Dichtung zum Nachtheil gereichen, die doch kein Wegweiser in Terzinen sein darf. Der Rhein bildet das einzige Verbindungsglied dieser bunt wechselnden Bilder. Es ist jedenfalls gefährlich, einen dichterischen Stoff in seiner äußerlichen Fülle erschöpfen zu wollen; hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Doch die Panoramenmalerei schließt schon an und für sich solche Beschränkung aus. Hätte der Dichter wenigstens nicht das ganze Stromgebiet des Rheins in den Bereich seiner Muse gezogen, sodaß auch alle Nebenflüsse illustrirt werden — die geschichtlichen, literatur- und culturgeschichtlichen Excurse gewinnen dadurch eine überwuchernde Breite. Fast die Hälfte deutscher Geschichte spielt sich ja im Bodengebiete des Rheins ab.

Die Darstellungsweise schwankt zwischen derjenigen unserer descriptiven Poesie und derjenigen einer stimmungsvollen und historischen Landschaftsmalerei; wir finden öde und todte Partien, in denen die nackte Geographie und Topographie eine Rolle spielt; wir finden auch wieder stimmungsvolle und schwunghafte Gesänge, die ein poetischer Hauch durchweht. Das ganze Werk ist nicht aus einer eigenartigen Persönlichkeit herausgewachsen, nicht von einer glänzenden Subjectivität durchdrungen, wie etwa der „Childe Harold"; dafür entschädigt aber der Kern einer tüchtigen und gesunden Gesinnung und die Wärme des patriotischen Gefühls, welches die Dichtung beseelt.

Die Klippe einer solchen Panoramendichtung ist die prosaische Verknüpfung und triviale Wendung, denn was der Guckkastenmann sehr einfach mit den Worten: Rrr, ein anderes Bild! ankündigt — dafür muß der Dichter die schwierige Verbindung suchen. Im ganzen ist indeß eine frische dichterische Rheinluft an allen Partien der Dichtung herauszufühlen. Die Strophen, die das Schleppende der Terzinen nicht immer verleugnen, sind meist wohllautend, die Darstellungsweise ist schlicht, sich an das einfache Empfinden wendend, oft auch gehoben und lebendig. Als Probe theilen wir einige Strophen der dem Rhein gewidmeten Parabase mit:

Leb' wohl, du schöner Strom! Ich bin am Schluß.
Dank dir, o Rhein! Seit meinen jungen Jahren
Betrat manch fremdes Land mein irrer Fuß,
Auf mancher Meeresflut bin ich gefahren;
Doch wo ich war, du liebes Heimatland,
In öder Einsamkeit, in lauten Scharen,
Die Sehnsucht webte stets ein süßes Band
Nach deinen grünen lustdurchrauschten Auen,
Nach Städten, Dörfern, Burgen rings am Strand,
Nach Rebenhügeln, Wäldern, Fels und Auen.

Das ist der Heimat wunderbar Gefühl,
Es läßt sich nicht zerstören und verdrängen,
Es kommt dir ungerufen im Gewühl
Beim lauten Klang von rauschenden Gesängen,
Im goldgeschmückten üppigen Gemach,
Wo alle Sinnenreize gern dich zwängen;
Und ziehst du zu der Armuth stillem Dach,
Weinst mit den Weinenden du trüb und schmerzlich,
Das holde Bild der Heimat folgt dir nach,
Erinnerungen winken hold und herzlich.

Du siehst wie in dein liebes Heimatthal,
Den Lindenbaum am Hause hörst du rauschen,
Den Sims umkreist die Schwalb' im Sonnenstrahl,
Die Tauben auf dem Dach Girrlieder tauschen,
Dein Blick starrt sinnend, lange horcht dein Ohr,
Bekannte Stimmen wähnst du zu erlauschen,
Nach lieben Blicken schauest du empor,
Du möchtest lachen und du möchtest weinen,
Wenn dir die Angedenken rings im Chor
Als Geistesgrüße alter Zeit erscheinen.

7. Emanuel d'Astorga. Erzählendes Gedicht von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Heidelberg, G. Weiß. 1872. 16. 20 Ngr.

Diese Dichterin hat früher „Gedichte" (zweite Auflage, 1867) und „Neue Gedichte" (1869) erscheinen lassen, in denen sich eine sinnige Lebensanschauung und Lebensweisheit in anmuthenden Formen ausprägt. Ihr erzählendes Gedicht „Astorga" behandelt dasselbe Thema, welchem auch Lingg eine seiner lyrisch-epischen Fresken gewidmet hat. Der Componist des „Stabat mater", der seinen Vater in Palermo auf dem Schaffot sterben, seine Mutter als Augenzeugin der schrecklichen Scene ebenfalls infolge höchster Aufregung aus dem Leben scheiden sah, der später mit der Tochter des Herzogs von Parma, seiner Schülerin, ein Liebesverhältniß hatte, das ihn in die Ferne trieb, bringt für den Helden einer poetischen Erzählung manche entscheidende und pikante Lebenswendung mit, die sich für dichterische Behandlung eignet. Die Gräfin Wickenburg hat diese Hauptsituationen phantasievoll erfaßt und geschildert; so z. B. die Hinrichtungsscene in Palermo. Der Aufenthalt im Kloster von Astorga, wo der musikalische Genius dem Jüngling seinen Weihekuß ertheilte, ist mit sympathischer Wärme der Kunstbegeisterung dargestellt; auch die nur schüchtern aufblühende Liebe des Componisten zu seiner fürstlichen Schülerin in Parma ist mit entsprechender Innigkeit der Empfindung geschildert. Die Dichtung ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, die meist reimlos sind, gelegentlich aber doch in Reimen aufblühen, und auch hin und wieder mit ganz kurzen Verszeilen wechseln, wie bei der Schilderung der Hinrichtung, wo dieser Wechsel aus dem

richtigen Instinct für eine, wir möchten sagen, dramatische Wirkung hervorgeht:

Er sinkt aufs Knie, kreuzt auf die Brust die Hände
Und beugt das Haupt. — Ein dumpfer Schall,
Ein Fall,
Vom Blutgerüst ein geller Todesschrei —
Es traf der Streich
Zugleich
Der Leben zwei!
Und wo in seinem Blut
Der Gatte ruht,
Da liegt in starrer Marmorbleiche
Die Gattin: eine Leiche!

Am Schluß verschwindet der Held, wie von Parma so auch aus der Dichtung, und es bleibt von ihm nur das folgende Lied zurück:

Wenn der Morgensonne Gluten
Färben dieser Berge Rand,
Treiben mich des Lebens Fluten
Fernab vom geliebten Strand.

Aber wie sich Well' an Welle
Bis ins Uferlose reiht,
Und das Meer an keiner Stelle
Raum der kleinsten Kluft verleiht:

Also meines Wesens Wogen
Reihn sich aneinander fest,
Bis von Sehnsucht hingezogen
Ihre Flut das Ufer näßt.

Und die Wellen, die da brandend
Dir am Herzen jubeln laut,
Sind der Lieder Flut, die landend
Ueber deine Seele thaut.

Ernst und still und weltvergessen
Leb' ich träumend dir allein —
Ach, wozu die Ferne messen?!
In der Seele bist du mein.

Tönen werden meine Lieder,
Aber wie des Echos Klang,
Denn die Welt sieht ihn nicht wieder
Den Verborgnen, der sie sang.

Mit Ausnahme der dritten und vierten Strophe, in welcher das weit ausgeführte Bild verschwommen und unklar wird, hat das Lied den Fluß echter Inspiration und poetischen Hauch.

Rudolf Gottschall.

Historische Werke.

1. Kaiser Friedrich I. von Hans Prutz. Zweiter Band. 1166—77. Danzig, Kafemann. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende zweite Band des Werks von Hans Prutz, dessen ersten Band wir bereits in Nr. 50 d. Bl. f. 1871 besprachen, enthält die Fortsetzung und das Ende des Kampfes zwischen dem Kaiser und Alexander III. bis zur Katastrophe von Legnano und dem Frieden von Venedig, eine Epoche an sich im höchsten Grade interessant und doppelt zum Studium einladend in einer Zeit wie die gegenwärtige, wo neue heftige Kämpfe zwischen dem Staat und der römischen Kirche bevorzustehen scheinen. Die Verhältnisse wurden damals verwickelter, einmal durch die wichtige und wechselvolle Stellung, welche die Herrscher von Frankreich und England zu Alexander III. einnehmen, und dann durch die Verbindung, welche sich die Curie genöthigt sieht mit den communalen Freiheitsbestrebungen der Lombarden einzugehen, und wodurch schließlich alle frühern Erfolge für Friedrich wieder verloren gehen und er auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete eine vollständige Niederlage erleidet. Freilich sind es nicht die äußern Feinde allein, an denen er scheitert, seine Macht zerbröckelt gleichzeitig von innen heraus, infolge der wachsenden Unlust der deutschen Fürsten an den langen Kämpfen im fremden Lande und für ihnen doch im ganzen ziemlich fern liegende Zwecke, und vor allem an dem Ungehorsam Heinrich's des Löwen, den Friedrich durch die stärksten Bande der Dankbarkeit an sich gefesselt glaubt, dessen gewaltiger Wirkungskreis daheim ihm aber gerade den Frieden nach außen zum dringendsten Bedürfniß macht und ihm Aufgaben stellt, die mit den Absichten Friedrich's durchaus unverträglich sind. Einen Theil dieser Dinge hatte der Verfasser schon früher in seiner Schrift über Heinrich den Löwen behandelt, aber hier weist er in Forschung, Auffassung und Darstellung gleich große Fortschritte auf.

Im übrigen ist über den zweiten Band dasselbe zu sagen wie über den ersten. Der Verfasser erzählt durchweg gut, hier und da freilich ein wenig zu breit, und vereinigt die Forschung damit in glücklicher Weise, bei der er freilich gerade hier in Hermann Reuter („Geschichte Alexander's des Dritten") einen ausgezeichneten Vorgänger hatte. Ein Anhang enthält Excurse über schwierige und streitige Fragen und dreizehn Urkunden aus italienischen Archiven.

2. Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. IV. Das Jahr 1870. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1870. Berlin, Springer. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer täglich in den Zeitungen den Gang der Ereignisse verfolgt, ohne doch aus der Politik ein eigentliches Studium zu machen, der wird nur zu oft die Bemerkung gemacht haben, daß ihm im Laufe der Zeit die Erinnerung an die Anfänge und die ursprüngliche Veranlassung der Vorgänge, welche sein Interesse auf sich ziehen, entschwunden oder wenigstens nicht mehr deutlich genug ist, um sich ein klares Urtheil darüber bilden zu können. Ebenso wird es ihm oft begegnen, daß er Dinge für wahr hält und sogar seine Anschauung beeinflussen läßt, welche in Wirklichkeit gar nicht oder doch nicht in der Weise geschehen sind, wie sie ihm vorschweben. Er hat die später erfolgenden Berichtigungen der ersten Nachrichten entweder übersehen, oder sie haben der Bestimmtheit und den lebhaften Farben der frühern Darstellungen gegenüber keinen dauernden Eindruck auf ihn hervorgebracht. Kann man doch z. B. heute noch häufig genug hören und sogar gedruckt lesen, daß die Franzosen Saarbrücken in Brand geschossen hätten, während diese Thatsache erwiesenermaßen nur in der Phantasie des Concipienten der einzigen trügerischen deutschen Kriegsdepesche bestanden hat. Ebenso wird man bemerken, daß die Menge und Mannichfaltigkeit der Nachrichten, die wir

täglich empfangen, uns den Ueberblick über dieselben und die Auffassung des Zusammenhangs der einzelnen erschwert, zumal da nur wenige Gelegenheit und Lust haben, ältere Zeitungen wieder durchzusehen. Welche Schwierigkeit es vollends hat, das Material zusammenzubringen, um sich über eine vor wenigen Jahren vorgefallene Begebenheit zu orientiren, liegt zu sehr auf der Hand und ist allen, die dazu genöthigt waren, zu sehr bekannt, als daß wir es erst besonders hervorzuheben brauchten.

Es ist daher von Anfang an mit großer Freude begrüßt worden, als — irren wir nicht im Jahre 1860 — zuerst der Schultheß'sche Geschichtskalender erschien, der die Ereignisse des jedesmaligen letzten Jahres, leidlich verarbeitet und nach allem zugänglichen Material berichtigt, chronologisch und sachlich geordnet, denen, die sich dafür interessiren, nochmals vor Augen führte. Seit einigen Jahren hat sich ein ähnliches Unternehmen dazu gesellt, die „Politische Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller in Tübingen. Wie schon der Titel sagt, unterscheidet es sich nicht unwesentlich von dem ältern Genossen. Während dieser unter ethnographischen Rubriken rein chronologisch von Tag zu Tag referirt, will die „Geschichte der Gegenwart" den Versuch machen, die Zeitgeschichte pragmatisch zu behandeln und die Ereignisse in ihrem Zusammenhange zu erzählen. Man sieht leicht, daß beide Unternehmungen recht gut nebeneinander bestehen können, weil es ihnen — wenigstens in erster Linie — auf ganz andere Klassen von Lesern ankommen muß. Dem großen Publikum wird die „Geschichte" nicht nur genügen, sondern sie wird auch seinen Bedürfnissen und Neigungen weit mehr entsprechen, da es nicht nur nach Stoff verlangt, sondern auch nach Form, nicht blos nach Thatsachen, sondern auch nach ihrer Verknüpfung. Hat sich doch auch Schultheß neuerdings veranlaßt gesehen, seiner Chronik einen übersichtlich erzählenden Bericht vorausgehen zu lassen. Auf der andern Seite wird es auch nie an solchen fehlen, die alles Raisonnement bei einem derartigen Buche für vom Uebel halten, die nichts wünschen als die Facta, und die fürchten, daß die Treue des Berichts unter dem Einflusse der Individualität des Darstellers leiden könnte.

Daß ein Rückblick auf die Geschichte von 1870 für die Zeitgenossen doppelt interessant sein muß, daß jedes Buch, welches uns die große Zeit, die wir durchlebt haben, mit dem Anspruch auf Treue und Wahrhaftigkeit erzählen will, hoch willkommen geheißen wird, liegt in der Natur der Sache und zeigt sich nur zu sehr in dem reißenden Absatz, welchen die werthlosesten Kriegsgeschichten nicht blos in den untern Schichten der Gesellschaft finden. Daß das vorliegende Buch mit jenen Machwerken nichts zu schaffen hat, sondern eine ernste und gewissenhafte Arbeit ist, braucht nicht erst ausdrücklich versichert zu werden.

Es zerfällt in zwei ziemlich gleich starke, aber ihrem Inhalt nach sehr verschiedene Abtheilungen, entsprechend dem so sehr verschiedenartigen Charakter der beiden Hälften des Jahres überhaupt. Der erste Theil berichtet über die innern Vorgänge in Frankreich bis zu Anfang Juli, über das vaticanische Concil, die Verhältnisse in Oesterreich, dem Norddeutschen Bunde und Süddeutschland bis zum Ausbruch des Kriegs, und endlich, kürzer aber doch zur Uebersicht genügend, über die andern europäischen Staaten und Amerika. Den zweiten Theil füllt ausschließlich die Schilderung der Kriegsereignisse mit einem Anhang über die Stellung der Neutralen während des großen Kampfes. Die militärischen Vorgänge sind — und gewiß mit Recht — nicht in aller Ausführlichkeit, sondern mehr im großen Stil dargestellt worden; ein anderes Verfahren würde das Buch unförmlich gemacht und wahrscheinlich auch blos mit Irrthümern und subjectiven Meinungen angefüllt haben. Dagegen ist die Schilderung des kurzen diplomatischen Vorspiels und der politischen Verhandlungen während des Kriegs recht weitläufig und bietet alles, was zur Kunde des nicht zünftigen Publikums gelangt ist. Sehr dankenswerth finden wir es, daß die Ereignisse vor dem Kriege mit derselben Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt sind, als gehörte das Jahr 1870 zu den absolut friedlichen. Sie sind im Publikum schon vielfach fast vergessen, und doch sind sie nicht nur an sich, sondern auch zur Erklärung der nachfolgenden Begebenheiten höchst wichtig; manche von ihnen fangen sogar erst jetzt an ihre eigentliche weitgreifende Wirkung zu zeigen.

Die erste Forderung, die man an ein Buch wie das vorliegende zu stellen hat, ist Zuverlässigkeit in den Thatsachen, und wir glauben, daß man sich in dieser Rücksicht durchaus befriedigt finden wird, vorausgesetzt, daß man nicht zu hohe Ansprüche an eine Arbeit erhebt, welche auf ein Quellenmaterial von sehr verschiedener Güte und namentlich großer Unvollständigkeit gebaut werden muß. Nachträge und Berichtigungen ließen sich aus dem, was seither bekannt geworden, in Menge geben, so würde z. B. eine eingehende Berücksichtigung der neuern Literatur über das vaticanische Concil den betreffenden Abschnitt nicht unwesentlich modificiren. Allein in der Hauptsache bleibt die Darstellung als richtig bestehen und die begangenen Fehler sind jedenfalls nicht Schuld des Verfassers.

Die Erzählung selbst ist nirgends pathetisch, aber auch nirgends unklar, einfach und schlicht, hier und da von wohlthuender patriotischer Wärme. Da sie kein tieferes Eingehen in den Charakter der Zeit erstrebt, so läßt sie die Thatsachen um so sicherer wirken, ohne das Urtheil zu trüben, sie entspricht also ihrer Aufgabe vollkommen. Daß trotzdem die politische Anschauung des Verfassers in der Auffassung der Dinge vielfach hervortritt, ist nur natürlich, ebenso natürlich freilich, daß man oft über diese Auffassung rechten möchte. So ließe sich z. B. über das französische Ministerium vom 2. Januar auch ein ganz anderes Urtheil begründen. Die deutschen Verhältnisse sind vom Standpunkte des Nationalliberalismus geschildert, ein Standpunkt, der zwar augenblicklich für den allein „correcten" gilt, aber von dem aus man doch wol manches gar nicht, manches andere nicht von der charakteristischen Seite sieht. Allein dieser Nationalliberalismus ist überall naiv und inoffensiv und wird daher auch Leser von andern politischen Parteien nicht verletzen.

Vom Büchertisch.

1. Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Reinhold Baumstark. Freiburg im Br., Herder. 1871. Gr. 8. 27 Ngr.

Dieses dem Dr. Alban Stolz, Professor zu Freiburg, gewidmete Buch stellt sich ausdrücklich in den Dienst der katholischen Kirche, ohne indessen blind zu sein für das Gute und Wahre in den Lehrsätzen anderer Confessionen. Wenn es bezweckt, alles über das Leben und die Werke Quevedo's heute noch Wissenswerthe dem Leser mitzutheilen und dabei auf gelehrte Auseinandersetzungen zu verzichten, so hat es diese lobenswerthe Aufgabe glücklich gelöst und sich den Dank des Publikums erworben. Quevedo war bisher in Deutschland wenig bekannt; um so mehr verdient das Unternehmen Baumstark's Anerkennung. Die in Rede stehende Schrift gründet sich auf ein eingehendes Studium der Werke Quevedo's und seiner Zeitgenossen. Der Verfasser benutzte außer der von Aureliano Fernandez-Guerra y Orbe herausgegebenen Sammlung von Quevedo's Werken (Madrid 1852) diejenige, welche bei Ibarra in Madrid 1772 herauskam, und stellte unter Benutzung der in dem Schlußbande der letztgenannten Ausgabe befindlichen Lebensbeschreibung Quevedo's ein Buch her, welches das deutsche Publikum sowol über die Werke wie über das Leben des großen spanischen Schriftstellers und Staatsmannes in scharfsinniger und lichtvoller Weise orientirt. Interessant ist in dem Buche namentlich manches über Quevedo's Werke Gesagte, was oft zugleich die gesammte gleichzeitige spanische Literatur kennzeichnet. Neben dem scharfgezeichneten Charakterbilde Quevedo's selbst gibt das Buch einzelne interessante Züge zu den Porträts anderer bedeutender Männer der damaligen Zeit: Philipp IV., Olivarez und andere werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Das Werk wird in gelehrten und ungelehrten Kreisen willkommen sein.

2. Die neuen Schreckenstage in Paris. Von F. A. Baciocco. Teschen, Prochaska. 1872. 8. 12½ Ngr.

Unter den zahlreich erschienenen Büchern und Büchlein zur Geschichte der letzten gewaltsamen Vorgänge in Paris gehört das vorliegende nach Inhalt und Form zu den bessern. Es schildert in einfacher und klarer Sprache die pariser Insurrection von ihrem Beginne bis zum Communistenproceß in Versailles und bietet ein übersichtliches Gemälde der Schreckensscenen in und um Paris. Einen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth erhebt das kleine Buch nicht; aber es ist sehr wohl geeignet, zu belehren und — so frivol das Wort in seiner Anwendung auf ein so ernstes Thema auch klingen mag — zu unterhalten.

3. Der Krieg im Lichte der christlichen Moral. Ein Vortrag gehalten von Ernst Achelis. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser wirft in dieser kleinen Schrift die Frage auf, ob der Krieg, mit dem Maße des Christenthums gemessen, berechtigt sei oder nicht, und beantwortet dieselbe zuerst auf biblischem, dann auf philosophischem Wege. Die Bibel hat Beispiele für und wider die Berechtigung des Kriegs. Achelis führt für beides zahlreiche Sprüche aus dem Alten und namentlich dem Neuen Testamente an. Ferner sagt der Verfasser:

> Dem christlichen Gemeinsinn wird es nun zur Beruhigung gereichen, daß die Norm aller christlichen Moral, die Heilige Schrift, in einer andern, jenen ersten Aussprüchen (denjenigen, welche gegen den Krieg sprechen) geradezu entgegengesetzten Reihe von Aussagen zu der Untersuchung auffordert, ob nicht durch tieferes Eingehen in die christliche Moral einerseits ein Ergebniß sich gewinnen lasse, welches die Aussagen und Forderungen des christlichen Gemeinsinns dennoch rechtfertigt und als pflichtmäßig darstellt.

König David, Johannes der Täufer, der Hauptmann von Kapernaum, der Hauptmann Cornelius zu Caesarea maritima werden als biblische Beispiele, welche den Krieg rechtfertigen, hingestellt. Aus spätern, nachbiblischen Zeiten werden noch der Landsknechtführer Assa von Kram, an welchen Luther gelegentlich seines Tractats „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" anknüpfte, ferner Gustav Adolf von Schweden, Ziethen, der Kaiser-König Wilhelm und General von Roon als fromme Krieger erwähnt, welche die Berechtigung des Kriegs illustriren. Hieran anknüpfend sagt der Verfasser:

> So setzt sich die Verbindung vom tapfern Soldatenmuth und hervorragender Kriegstüchtigkeit mit herzlicher evangelischer Frömmigkeit, welche Verbindung mit dem David, dem Könige ohnegleichen, begann, bis in die neueste Zeit fort; will man diese Erscheinung nicht als eine unerklärliche zur Seite stehen lassen, sondern sie verstehen, so wird man unsers Erachtens nicht umhin können einzuräumen, daß das Kriegshandwerk, mannhaften und gesunden Sinnes aufgefaßt, das religiöse Leben eher befördert als hindert, daß also der Krieg selbst vor dem Richterstuhle christlicher Moral wahrscheinlich dennoch ein nicht gar zu ungünstiges Urtheil werde zu erwarten haben.

Als Brücke zum Ziel — eine freilich nicht ganz ohne eine gewisse Willkür in der Dialektik zu Wege gebrachte Brücke — dienen dem Verfasser, welcher hiermit in den philosophischen Theil seiner Abhandlung eintritt, die Begriffe der Individualität, der Selbstbehauptung oder Selbstbejahung und der Volksindividualität. Von dem Boden der Volksindividualität aus rechtfertigt er dann den Krieg, indem er an dem Beispiele des letzten deutsch-französischen Kriegs nachweist, wie oft der Krieg eine Nothwendigkeit, eine Pflicht ist, welche von der christlichen Moral geboten wird.

> Der Krieg — das ist unser Kanon — ist gerechtfertigt vor der christlichen Moral in demselben Maße, als es sich bei ihm um die Rettung, Wahrung oder Ausgestaltung und Geltendmachung der wahren von Gott gegebenen und ewigen Volksindividualität handelt, und in demselben Maße ist dann auch in solchem Kriege die Gewinnung hoher sittlicher Güter sowol für die Nation im ganzen als auch für den einzelnen verbürgt... Vor allem aber kann und wird in solchem Kriege es nicht fehlen, daß die Grundlage aller christlichen Moralität, das religiöse Leben, das Gottvertrauen und die Ehrfurcht vor Gott, der christliche Glaube und die christliche Hoffnung, neu gestärkt und befruchtet daraus hervorgehen, daß das Volk im ganzen, wie es zu sich selbst kommt, so auch zu Gott sich wendet und in Gott, dem lebendigen und ewigen, die Bürgschaft seines Gedeihens, die Bürgschaft seines Werthes für die Völkergeschichte wie für das ewige Reich Gottes findet. Damit hat denn aber ein solcher Krieg selbst eine ewige und ewig segensreiche Bedeutung erlangt, eine Bedeutung für die kämpfende Nation und eben darum für den Völkerorganismus der Erde, eine Bedeutung, welche wie kaum

etwas anderes dazu beiträgt, die Kriege der Zukunft seltener und nach und nach unmöglich zu machen, und das ist ein Erfolg, von dem aus, weil er auf keinem andern Wege zu erreichen war, der Krieg keiner ausdrücklichen Rechtfertigung vor der christlichen Moral mehr bedarf.

Das Achelis'sche Buch über die moralische Berechtigung des Kriegs ist in einem echt christlichen Sinne geschrieben und verdient sowol wegen seiner humanen und frommen Gesinnung wie wegen seiner philosophischen Feinheit das Lob der Kritik. Nur wäre ihm hier und da eine etwas knappere Form der Darstellung zu wünschen gewesen.

4. Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. Eine Festgabe von Alice Salzbrunn. Leipzig, Friese. 1870. 16. 15 Ngr.

Fromm im besten Sinne wie das eben gewürdigte ist auch dieses Buch, welches seine Entstehung dem Wunsche der Verfasserin verdankt, dem Sohne einer befreundeten Familie eine Festgabe zur Confirmation zu widmen. Dasselbe enthält in Versen und Prosa Selbstzeugnisse der Bibel, Aussprüche von Kirchenlehrern, Reformatoren, Philosophen u. s. w., sowie Gedichte von ältern, neuen und neuesten Dichtern. Es macht durch den einheitlichen Geist, der es durchweht, den Geist echten und schlichtgläubigen Christenthums, einen sehr guten Eindruck und mag wegen seiner hübschen und sachgemäßen Anordnung des Stoffs als eine der ansprechendsten Anthologien geistlicher Prosa und Poesie der Beachtung empfohlen sein. Namentlich in Frauenhänden würde diese Sammlung von Frauenhand einen ihrer würdigen Platz finden.

5. Vergelbte Blätter, ein Tagebuch aus früherer Zeit. Berlin, Hertz. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Der ungenannte Herausgeber dieses Tagebuchs fand dasselbe auf, ohne zu wissen, von wessen Hand es stammt. Nie hat er etwas Bestimmtes über die Entstehung desselben erfahren können; doch scheint es, als stamme es aus den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Säculums. Das „Tagebuch“, welches von einer Dame aus der höhern Gesellschaft geschrieben zu sein scheint, enthält Blätter voll Reflexionen und Aphorismen, Tagesnotizen, literarische und andere Reminiscenzen und hinterläßt im ganzen die Empfindung, daß es der Ausdruck einer Seele ist, die, wie der Herausgeber in der kurzen Vorrede bemerkt, in der Religion nicht den Trost und die Kraft finden konnte, die allein uns aufrecht erhalten. Eine eigentlich geistige Bedeutung können wir demselben nicht beimessen. Aber es ist fesselnd und unterhaltend geschrieben.

6. Aus Mußestunden. Von S. M. Ernst. Wiesbaden, Niedner. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

Aufsätze contemplativen Inhalts. Es sind die folgenden Themata, welche in dem kleinen Buche behandelt werden: „Ideal und Wirklichkeit“, „Die Täuschungen in und außer uns“, „Die Schatten der Erde“, „Müssen wir alt werden“, „Großes im Kleinen“, „Die Lichtblicke des Lebens“, „Weshalb sind wir egoistisch“, „Geist oder Herz“, „Die Emancipation der Frauen“. Ernst, welchem wir bereits früher in den „Stillen Gedanken“, einem Buche von ähnlicher geistiger Signatur wie das heute vorliegende, gern begegneten, beweist in seinen „Mußestunden“ Geist und Empfindung und eine gewisse Eigenartigkeit und Selbständigkeit des Denkens, welche interessante Themata sinnvoll zu behandeln weiß. Wenn auch hier und da einige müßige Betrachtungen mit unterlaufen, so machen die Ernst'schen Aufsätze doch einen durchaus erfreulichen Eindruck, was in erster Linie von den Abschnitten „Die Schatten der Erde“, „Großes im Kleinen“ und „Geist oder Herz“ gelten mag. In dem erstgenannten Aufsatze heißt es unter anderm:

Schatten ist ein Segen für die Menschen. Wahrscheinlich, daß in höhern Regionen ein ewiges Licht ertragbar und verklärtern Zuständen angemessen sein wird; aber hier auf Erden, wo die Menschen sind und sein sollen, würde ewiges Licht uns versengen. Alles, was in einem längern Zeitraume in gleichmäßiger Einförmigkeit auf Menschen einwirkt, stumpft in irgendeiner Weise Körper oder Geist zuletzt ab. ... Schatten müssen sein, sie sind die Nothwendigkeiten unserer menschlichen Existenz. Ein schattenloses Leben wird zur Wüste, in dem nirgends ein Höhepunkt ist, an dem unsere Kraft sich üben, unser Geist sich erheben, unsere Gesinnung sich bewähren kann. Für einen irdischen Körper und einen menschlich beschränkten Geist ist das Einerlei ein Gift, das langsam aufzehrt, die Nerven zerstört und den Geist hinfällig macht, ihn zuletzt einer gleichgültigen Stumpfheit preisgibt. Schatten sind die wohlthätigen Stürme, die neue Frische in die Schwüle des Sommers bringen; Schatten sind der segnende Thau, der dem dürren Boden wieder neue Nahrung zuführt.

Diese und ähnliche Passagen des kleinen Werks sind nicht frei von paradoxen Aussprüchen und schiefen Bildern und Vergleichen, aber kein Blatt in diesen Betrachtungen Ernst's ist auch ohne einen anmuthigen und geistreichen Gedanken oder eine poesievolle und originelle Bemerkung. Darum verzeiht man im Hinblick auf die Vorzüge des Buchs gern seine Schwächen.

7. Auch eine Ansicht von der Todesstrafe. Von einem Laien. Berlin, Springer. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieses Buch ist recht gut gemeint, leidet aber an mehr als einer Stelle an Unklarheit der Deductionen. Der anonyme Verfasser, welcher das oft behandelte Thema der Todesstrafe hier noch einmal behandelt, beleuchtet zwar in anerkennungswerthem Streben das Für und Wider der Todesstrafe nach allen Seiten hin, soweit das einem Laien — als einen solchen bezeichnet er sich ausdrücklich — möglich ist, beweist aber doch durch die ganze Art der Behandlung, welche er diesem wichtigen Thema zutheil werden läßt, daß zur richtigen Würdigung desselben mehr erforderlich ist als das Wissen eines Laien, daß vielmehr nur eine gelehrte Feder das Thema endgültig behandeln und bewältigen kann. Im allgemeinen ist der Verfasser geneigt, für die Anwendung der Todesstrafe zu plaidiren. Er sagt am Schlusse seiner Broschüre:

Wir beurtheilen es als ein Zeichen der Schwäche unserer Zeit, daß bei dem Gedanken des Todes, der den aggressiven innern Feind treffen soll und muß, allgemeines Entsetzen laut wird. Während man mit dem größten Scharfsinn und unerhörten Aufwand von Kosten darauf bedacht ist, Riesen-Mordinstrumente zu erfinden und ins Werk zu setzen, um dadurch ganze Legionen braver Feinde niederzuschmettern — zögert man in sentimentaler Schwachheit, dem einzelnen verderblichen Feinde das elende Leben abzukürzen — um statt dessen, in falsch verstandener Humanität, ihm den Marterzustand des lebenslänglichen Kerkers mit all seinem Greuel zu erhalten.

Der von dem Verfasser im Ernst ertheilte Rath, die Verbrecher an ihrem Leibe zu brandmarken, wird hoffentlich überall auf Widerspruch stoßen.

8. Der Unterricht in der Muttersprache und seine nationale Bedeutung. Von Albert Richter. Leipzig, Brandstetter. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Sehr bescheiden spricht der Verfasser des kleinen Werks sich in der Vorrede dahin aus, daß er die durch den Titel angekündigte Untersuchung keineswegs zum Abschluß gebracht zu haben glaube, daß im Gegentheil manche seiner in diesem Buche ausgesprochenen Ansichten noch der Präcisirung oder Berichtigung bedürftig seien. Er will aber seine Meinung nicht zurückhalten, sondern lebt der Hoffnung, daß er durch Publication derselben zu einem fruchtbringenden Gedankenaustausche Veranlassung geben werde. Von der richtigen Anwendung der Ergebnisse der neuern Sprach- und Literaturforschung in der Volksschule und einer Geltendmachung der volksthümlichen Elemente innerhalb derselben erwartet er einen segensreichen Aufschwung des Volksschulunterrichts. Wie aber die Einordnung dieser pädagogischen Momente in den Plan des Unterrichts zu bewerkstelligen sei, darüber sucht die kleine Schrift in klarer und übersichtlicher Weise aufzuklären. Dazu bedarf es, wie der Verfasser darthut, vor allen Dingen noch einer Vermehrung der Hülfsmittel für die Lehrer. Der Verfasser hat zur Herbeischaffung solcher Hülfsmittel das Seinige gethan, indem er in seinen bereits in weitern Kreisen bekannten Werken: „Deutsche Heldensagen des Mittelalters" (zweite Auflage, Leipzig, Brandstetter, 1870) und „Deutsche Sagen" (ebendaselbst 1871), der Schule solche Hülfsmittel geliefert hat. In einem dem gegenwärtigen Buche beigefügten Anhange gibt er eine dankenswerthe Probe aus einem nächstens von ihm zu erwartenden Werke, welches den Titel „Deutscher Sprachschatz" führen wird und dem Lehrer als Unterlage für den grammatischen Unterricht dienen soll.

Es fehlt uns hier an Raum, eines Genauern auf den Inhalt des Richter'schen Buchs einzugehen. Nur so viel sei bemerkt, daß dasselbe ein besonders den deutschen Lehrern in jeder Beziehung empfehlenswerthes ist, ein Lob, welches das Buch namentlich durch die Gründlichkeit in der Behandlung seines Themas, durch die Klarheit seiner Auseinandersetzungen und die scharfsinnige Anwendung seiner pädagogischen Maximen auf den praktischen Unterricht in hohem Grade verdient.

9. Erfahrungen und Ansichten des Lebens von Johann Kaspar Boell. I. Weißenburg, Wentzel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Briefe und Aufzeichnungen eines Mannes, den die Vorrede des ungenannten Herausgebers einen weisen nennt. Das Buch ist der erste Band einer größern Zahl von Bänden, von denen bisher nur dieser Vorläufer erschien. Es enthält Briefe und Aufzeichnungen des am Ende des Jahres 1833 in Weißenburg im Elsaß verstorbenen Rechtsgelehrten und ehemaligen Präsidenten des weißenburger Gerichts Johann Kaspar Boell. Wir glauben, daß die posthume Autorschaft dieses bisher unbekannt gebliebenen Briefstellers und Philosophen demselben wenig Freunde gewinnen wird; denn seine Schriften, soweit das aus diesem ersten Bande ersichtlich ist, bieten trotz mancher geistvollen Bemerkungen im ganzen des Bedeutenden wenig. Sie enthalten jedenfalls nur weniges, das den Leser der Gegenwart interessiren könnte. Beachtenswerth sind die in dem Briefe an Rector Bartholdy vom 8. Februar 1789 über den Begriff „Schönheit" ausgesprochenen Gedanken, sowie dasjenige, was die Briefe an Abegg in Heidelberg vom 6. December 1789, vom 16. Januar 1790 und vom 5. März 1790 über die Kant'sche Philosophie sagen. Unter den Reden aus den neunziger Jahren möchte diejenige über die Frage: „Was ist Religion?" die interessanteste sein, in der es unter anderm heißt:

> Nach dem wahren Sinne des Worts ist Religion der Inbegriff unserer Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und unserer künftigen Bestimmung. Aus diesen Ideen entstehen hernach beim denkenden Menschen Pflichten, und wer diese Pflichten erfüllt mit beständiger Hinsicht auf seine eigene künftige Bestimmung und auf die allgemeinen Gesetze aller vernünftigen Wesen, von einem solchen Menschen sagt man, er habe Religion. Diese wahre Religion ist weder in eine Kirche, noch in eine Synagoge, noch in eine Moschee eingesperrt. Ihr Tempel ist das ganze Weltall.

Von den Frauen hatte Kaspar Boell einen sehr niedrigen Begriff. Die Geringschätzung, mit welcher er von dem weiblichen Geschlecht, z. B. in dem kurzen Aufsatze: „Ueber weiblichen Umgang", spricht, gemahnt uns an ähnliche, freilich bei weitem geistreichere Excurse bei Schopenhauer. Sätze wie die folgenden sind durchaus verschroben und unwahr:

> Des Weibes höchster Triumph ist, daß sie einen Mann zu sich herabzieht, ihn zum artigen Narren, zum gefälligen Gecken zu machen, der als Sklave ihrer Winke und Capricen endlich zu ihr als seiner Gebieterin hinaufseufzt, anstatt daß sie dazu geschaffen, geboren und bestimmt ist, ihm zu dienen, ihn als ihren Herrn und Gebieter zu ehren und zu fürchten. Die Vernunft allein soll in allem und über alles herrschen: das Weib aber hat höchstens Verstand, selten etwas Vernunft; ja, sie wird von den allermeisten Weibern so arg gehaßt als der Tod. Daß auch bei den meisten Männern so wenig Vernunft anzutreffen ist, dies kommt gerade von dem beständigen weiblichen Umgange her u. s. w. Wollen Sie sich zu einem jämmerlichen Zwittergeschöpfe ausbilden, so suchen Sie, und vernachlässigen Sie das ja nicht, den weiblichen Umgang — wollen Sie aber nützliche und gründliche Kenntnisse, als bleibende Nahrung für Ihre Vernunft sammeln und ein achtungswerther Mann werden, so meiden Sie bis zum Jahre und womöglich bis zum Monate Ihrer Verheirathung allen weiblichen Umgang, soweit sich's thun läßt, sogar mit Verwandten u. s. w. und auch alle weiblichen Correspondenzen.

Solche Sentenzen, weit davon entfernt, das Richtige zu treffen, stehen vielmehr in strictem Widerspruche mit allem, was das tägliche Leben, die Werke unserer Classiker und das eigene Herz uns als wahr lehrten, und beweisen nichts weniger als einen erleuchteten Kopf. Diese und ähnliche Betrachtungen hätten sehr wohl aus der Sammlung der Schriften Boell's fortbleiben können.

10. Mädchenerziehung und Frauenleben im Aus- und Inlande. Mit einem Anhange: Deutsche Frauenthätigkeit während des Kriegs 1870—71. Von Gotthold Kreyenberg. Berlin, Guttentag. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gotthold Kreyenberg wirkt, wie uns das Buch mittheilt, als Pädagog der weiblichen Jugend seit Jahren an einer preußischen Erziehungsanstalt und hat zum Zwecke

seiner weitern pädagogischen Ausbildung umfangreiche Reisen in die europäischen Culturländer unternommen. Die heute von uns zu besprechende Schrift ist eine Ausbeute dieser seiner pädagogischen Reisen und bringt über den Stand der weiblichen Erziehung und das Leben der Frauen in Deutschland, England, Nordamerika, Italien, der Schweiz und Frankreich manche interessante und belehrende Notizen. Den Verfasser leitete bei der Publication dieses Buchs, wie er in dem Vorworte sagt, der richtige Gedanke, „daß eine Lösung der noch immer schwebenden Frauen- und Mädchenerziehungsfrage nicht durch Systeme, sondern durch eine unparteiische Vergleichung der thatsächlichen Verhältnisse des Aus- und Inlandes, sowie Benutzung der Erfahrungen, welche verschiedene Nationen auf diesem Gebiete gemacht haben, am besten angebahnt werden könne“. Dieser Beitrag zur pädagogischen Literatur der Gegenwart hat die Vorzüge einer ausführlichen und gewissenhaften Behandlung seines Themas, wie einer klaren und übersichtlichen Darstellung für sich. Am instructivsten und fesselndsten sind die Abschnitte: „England“ und „Italien“, in welchen uns manches Neue über die dortigen gesellschaftlichen Zustände mitgetheilt wird. Im Schlußabschnitte des Buchs behandelt der Verfasser die Thätigkeit der deutschen Frauen während des Kriegs 1870—71 auf Grund eines reichhaltigen statistischen Materials, welches die verschiedenen deutschen Städte ihm zu diesem Zwecke lieferten. Diese Revue über die segensreiche Thätigkeit unser Frauen während des großen Kriegs ist unsers Erachtens ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Humanität in unserm Jahrhundert und verdient als fleißige und geschickte Zusammentragung des einschlagenden Materials alle Anerkennung.

Feuilleton.

Ein französischer Feuilletonist über deutsche Literatur.

Während Graf von Gasparin in seinem Werke: „La France“ und Bourloton in seinem Werke: „L'Allemagne“ den Vorzügen deutschen Wesens volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, stellt sich einer der „geistreichen“ Feuilletonisten, dessen „eleganter“ Stil schon lange von den Parisern bewundert worden ist, Paul de Saint-Victor, in seinem Werke: „Barbares et bandits. La Prusse et la Commune“ (Paris, Levy Frères, 1871), ganz auf den Standpunkt der Deutschenfresserei und des Rachekriegs, den er in schwülstigen Phrasen vorherverkündigt. Die Deutschen sind die „Barbaren“, die Communisten die „Banditen“ des Titelblatts.

Wir Deutschen werden gleich von der Ueberschrift des ersten Kapitels überrascht sein, sie lautet: „Henri Heine et la Prusse.“ Das Kapitel beginnt mit dem Bekenntniß: „In dem Krieg der Ideen und der Waffen, welchen Frankreich gegen Preußen führt, haben wir zum Bundesgenossen einen der größten Dichter Deutschlands. Heinrich Heine war zu jeder Zeit Preußens tödlicher Feind und schleuderte auf seinen schwarzen Adler die schärfsten Pfeile seines goldenen Köchers.“ Dies zu beweisen stellt der Dichter eine Anthologie aus Heine's prosaischen und poetischen Schriften zusammen. Alles was der pariser Aristophanes gegen Preußen gesündigt hat, selbst die keckften Verse seines „Wintermärchen“, müssen hier in Reih und Glied ausmarschiren, um im französischen Dienst die Waffen zu tragen. Jedenfalls beweist diese Anthologie, daß Heinrich Heine in Frankreich zu den bekanntesten deutschen Dichtern gehört. Wir glauben indeß, daß es den Dichter selbst sehr unangenehm berühren würde, seine satirischen Ergüsse auf einmal in diesem letzten frivolen französischen Krieg gegen das eigene Vaterland benutzt zu sehen. Nimmer hätte er die Partei des ihm tief verhaßten Napoleon III. genommen, nimmer den Franzosen recht gegeben, als sie diesen Krieg so übermüthig vom Zaune brachen. Paul de Saint-Victor ist indeß mit der Bundesgenossenschaft Heine's nicht zufrieden; er sucht die Alliirten Frankreichs noch höher hinauf in der deutschen Walhalla: „Es ist ein Ruhm für Frankreich, zu jeder Zeit die großen Geister dieses heute gegen uns vereinigten Deutschland mit seinem Genie und seinem Einfluß sich verbündet zu haben. Schiller begrüßte seine Revolution mit Enthusiasmus, und der Nationalconvent ertheilte ihm das französische Bürgerrecht; Beethoven sang unsere Siege; Goethe, mitten in den grausamen Kriegen des Kaiserreichs, weigerte sich, seine große Stimme mit dem Geschrei der Wuth zu vermischen, das unsere Eroberungen verursachten ... Heinrich Heine suchte in Frankreich das Vaterland seiner Wahl und seines Geistes. So ist die Elite von Deutschland, alles was dort berühmt und erhaben ist, stets der Bundesgenosse Frankreichs gewesen. Wir haben heute gegen uns seine Horden; in der Vergangenheit wenigstens ist seine heilige Schar für uns.“

In dem Feuilletonalbum Paul de Saint-Victor's, welches sehr bunte Blätter enthält, finden wir einen Essay über Friedrich Wilhelm I., Charakteristiken von Prosper Mérimée und Regnault, politische Studien über Deutschland und Preußen, über die „rothe Orgie“, welche Paris verwüstet hat, über den heiligen Haß und den Rachekrieg; Paul de Saint-Victor kommt nochmals auf deutsche Literatur zu sprechen, und zwar nicht in dem Kapitel: „Nos bons Allemands“, in welchem der deutsche Nationalcharakter als moderner Vandalismus mit größter Gehässigkeit an den Pranger gestellt wird, sondern in einem Abschnitt: „Némésis“. Hier nennt er die Deutschen ein Volk, das sich kaum aus der Barbarei emporgearbeitet hat, das zuletzt gekommene in der Welt der europäischen Civilisation. Im 17. Jahrhundert „wurde seine Literatur die servile und demüthige Vasallin von Frankreich. Dies Jahrhundert Ludwig's XIV., das seine Pedanten so anmaßlich jetzt zu verachten vorgeben — wie linkisch trug es einst dessen Perrüke unter seinem Doctorhut, seine Sprache entstellend, um sie der unserigen nachzubilden. Im 18. Jahrhundert ging dies Preußen, welches jetzt uns in die Schule schicken will, in diejenige unserer Philosophen. Sie kamen es zu civilisiren und zu unterrichten. An der Flamme Voltaire's erwärmte sich diese Schlange. Damals freilich, unter einer Conjunctur nicht vorhergesehener Gestirne, erstand in Deutschland eine Gruppe bewundernswürdiger Dichter und Denker: Goethe, Schiller, Herder, Kant, Lessing. Doch diese großen Männer waren Weltbürger, voll Humanität und Sympathie; sie achteten und liebten Frankreich; sie haben in ihren Werken prachtvoll der Erkenntlichkeit Ausdruck gegeben, welche ihre Genies diesem Volke dankten. Welchen Zorn hätte in Schiller's edler Seele das feudale Räuberthum des heutigen Preußen hervorgerufen! Welche olympische Ironie hätte Goethe auf die berliner Junker geschleudert! Diese Aera literarischen Glanzes war hellleuchtend, aber nur von kurzer Dauer. Seit vierzig Jahren scheint der deutsche Genius aufs tiefste erschöpft. Kein Roman, kein Gedicht, welches ruhmvoll seinen Weg über den Rhein nehmen und sich bei den fremden Nationen einbürgern könnte. Der letzte große Poet Deutschlands, halb Franzose durch seinen Geist, war es ganz durch sein Herz. Als er sich in Paris niederließ, als in der Heimat seiner Wahl, erklärte er sich stolz für einen »befreiten Preußen«.

„Selbst die Philosophie ist todt in Deutschland, oder kann

man behaupten, daß die deutsche Sophistik je gelebt habe? Nebel- und flatterhaftes Phantom wandelte sie unaufhörlich ihre Scheinexistenz. Sie war die Wolke Hamlet's, in welcher Polonius rasch hintereinander einen Walfisch, ein Kamel und ein Wiesel erblickte. Der Blick des Beobachters unterschied ebenso nacheinander in dieser schwebenden Masse das Für und Wider, den Geist und die Materie, das Ich und Nicht-Ich, die Nothwendigkeit und den freien Willen.

„Jeder neue Windstoß warf das System um und verwandelte dasselbe. Kant und Fichte, Schelling und Hegel umarmten der Reihe nach die täuschende Wolke und verschwanden in ihrem Dunkel. Wie der alte Saturn hat die deutsche Philosophie, in ihrer nebelgrauen Sphäre ins Leere hineingähnend, ihre eigenen Kinder verschlungen. Heute nach so vielen transscendenten Träumen, chimärischen Himmelfahrten, ist sie in das Chaos eines groben Pantheismus verfallen. Das so gerühmte Ideal findet sein Ende in dem Materialismus Büchner's, in Bismarck's «Gewalt, die vor Recht geht» und in den Kanonen der Krupp'schen Gießerei."

Nur ein einziges Gebiet räumt Paul de Saint-Victor noch den Deutschen ein, das der Gelehrsamkeit. „Ein ganzes Volk von Gelehrten ist da, geduldig und peinlich wie die Gnomen, vertieft in die Nachgrabungen der Sprachen, umherkriechend in den Irrgängen der Mythologien und bisweilen dort Schätze findend. Doch wie viele Legirungen und Schlacken mischen sie hinein!" Dann zieht der Feuilletonist die trostlose Summe seiner Untersuchungen über die neuere deutsche Literatur; literarische Ohnmacht, philosophischer Verfall, unzusammenhängende und verworrene Wissenschaft — das ist die Bilanz des heutigen Deutschland. Nicht ein Poet, außer Goethe und Heine, der einem Victor Hugo und Lamartine die Schuhriemen lösen könnte; nicht ein Romanschriftsteller, dessen Namen man hundert Fuß unter diejenigen eines Balzac und einer George Sand schreiben könnte; ein nichtssagendes und unfruchtbares Theater, welches von unsern Abfällen und Wiederholungen lebt; eine emphatische und hohle Malerei, die nichts anderes ist als colorirte Ideologie; die geflügelte, erhabene Musik eines Weber und Beethoven zur schreienden Hexe geworden, die ihren Sabbat in Richard Wagner's Opern feiert. Dahin ist es mit dem Volke gekommen, das unsern Untergang decretirt.

Wir haben bereits in der Folge von Artikeln, die wir in „Unsere Zeit" über „Die französische Presse und Deutschland" erscheinen ließen, und in denen wir alle die wichtigsten Werke der neuern französischen Literatur über Deutschland und sein Verhältniß zu Frankreich, sowie die Hauptartikel der angesehensten pariser Zeitschriften die Revue passiren ließen, unser Bedauern darüber ausgedrückt, daß Paul de Saint-Victor bei seiner entstellenden Darstellung doch in zwei Punkten den Schein der Wahrheit für sich hat. Einmal in Bezug auf die geistlose, Material zusammenschleppende Ameisengelehrsamkeit, die sich immer mehr in Specialitäten zersplittert und das geistige Band zu verlieren droht, dann mit Bezug auf das deutsche Theater, da einige erste Bühnen in Deutschland in der That den Abfall des französischen Theaters uns bieten. Nicht die in edelm Stil gehaltenen Stücke eines Ponsard wie „La bourse" und „Le lion amoureux" hat die dramaturgische Richtung, als deren Hauptvertreter Heinrich Laube gelten muß, auf deutsche Bühnen gebracht, sondern in der That viele Abfälle der untergeordneten Bühnenschriftstellerei. Jene Rüge des Franzosen sei uns ein warnender Finger!

Bibliographie.

Becker, B., Der alte und der neue Jesuitismus, oder die Jesuiten und die Freimaurer. Eine Klostergefängniß-Arbeit. Braunschweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Berthold, C., Betrachtungen der Natur im Lichte des Christenthums, der Geschichte, Wissenschaft und Kunst. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 Thlr.

Berthold, G., Die Todtenhand, oder Monte Christo's letzter Weltgang. Roman. 1stes bis 13tes Heft. Gr. 8. à 3 Ngr.

Die Bildungsfrage gegenüber der höheren Schule. Von einem Schulmann. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Concil und die deutsche Wissenschaft. Nach Friedrich's Tagebuch beleuchtet. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hermann Adalbert Daniel. Ein Lebensbild. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 Ngr.

Donelan, A. M., Flora Adair. Ein Roman aus der Gegenwart. Frei nach dem Englischen von P. N. 2 Bde. Köln, Bachem. Gr. 8. 2 Thlr.

Drbal, M. A., Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde und Seelenlehre. Nebst einer Uebersicht der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Für Lehrerbildungsanstalten sowie für das gebildete Publikum. In 3 Thln. 1ster Thl. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Droese, A., Anthropologie das ist Somatologie und Psychologie nebst einem Anhang Logik enthaltend. Als Grundwissenschaften der neueren Pädagogik. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 18 Ngr.

Eucken, R., Die Methode der aristotelischen Forschung in ihrem Zusammenhang mit den philosophischen Grundprincipien des Aristoteles. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feill, F., Cardinal Salm und seine Friedenswerke. Ein Beitrag zur Geschichte Kärntens. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 16 Ngr.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10ten Gründungstages im Jahre 1871. Herausgegeben vom Ausschusse des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Fitger, A., Albrecht Dürer in Bologna. Johann Kepler. Zwei Festspiele. Aufgeführt im Künstler-Verein zu Bremen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.

Fock, O., Rügensch-pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. 6ter Bd.: Aus den letzten Zeiten pommerscher Selbständigkeit. Wallenstein und der große Kurfürst vor Stralsund. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr.

Frederichs, Der phaenomenale Idealismus Berkeley's und Kant's. Eine kritisch-philosophische Abhandlung. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.

Grimm, H., Das Leben Raphaels von Urbino italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar von H. Grimm. 1ster Thl. Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 Thlr.

Grosse, J., Erzählende Dichtungen. 4tes Bdchn.: Farek Musa. Ein morgenländische Novelle. — Die Sphinx. Ein Phantasiestück aus dem 17. Jahrhundert. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 1 Thlr.

Hartmann, A. v., Gott und Naturwissenschaft, Irrthum und Wahrheit. 1ste und 2te Aufl. Halle, Fricke. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Haustein, H., Die Geschäftswelt im Lichte der Wissenschaft. Zwickau, Haustein. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Holzwarth, F. J., Napoleon der Erste und Pius der Siebente. Gerichte Gottes in der Geschichte. Ein Mahnruf für Fürsten und Völker. Mainz, Kirchheim. 8. $3\frac{1}{2}$ Ngr.

Horwicz, A., Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Ein Versuch zur Neubegründung der Seelenlehre. 1ster Thl. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Klein, J., Aus dem Kriege. Neisse, Graveur. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kühne, Julie, Die Frauenvereine der Gegenwart und die sittliche Berechtigung der Frauenfrage. Vortrag. Berlin, Staude. Gr. 16. 5 Ngr.

Kuhn, E., Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker. Eine Skizze. Berlin, Henschel. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Löwenstein, A., Humor in der Medizin. Medicinisch-humoristische Vorträge, Gedichte, Räthsel, Epigramme rc. Berlin, Stanke. Gr. 16. 15 Ngr.

Mock, F., Das Leben Jesu. Für das Volk bearbeitet. 1ster Thl. A. Die Jugendgeschichte. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 12 Ngr.

Mücke, A., Die heutige Unionscontroverse mit dem modernen Lutherthum außer der Union. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, O., Der Fall von Konstanz. Roman aus dem 16. Jahrhundert. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr.

Nathusius-Ludom, P. v., Conservative Partei und Ministerium. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Reichensperger, P., Ueber das Verhältniß des Staates zur Kirche in Hinblick auf die Jesuitendebatte im deutschen Reichstage. Berlin, Moeser. Gr. 8. 5 Ngr.

Roblano, L. v., Die Rose von Heidelberg. Historischer Roman aus dem Pfälzerkriege 1683 — 1693. 4 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 5 Thlr.

Romann, A., Poetische Aphorismen. Berlin. Gr. 16. 15 Ngr.

Schlüter, J., Germania. Die deutsche Kriegsdichtung 1870/71. Auswahl für Schule und Haus. Münster, Coppenrath. 8. 20 Ngr.

Schramm, H., Die allgemeine Bewegung der Materie als Grundursache aller Naturerscheinungen. 1ste Abth. Wien, Braumüller. Gr. 8. 14 Ngr.

Schröder, W., Haideland un Waterkant. Plattdüdsche Geschichten un Gedichten. 3tes Bdchn.: Niemels und Döntjes. Spaßige Geschichten un Klöönkram. Berlin, Lipperheide. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Stahr, A., Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. 2ter Bd. Biographisches und Kritisches. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Stein, C. v., Vom kleinen Graal. Eine Erinnerung aus Warnemünde in sechs Stücken. Wismar, Hinstorff. 16. 10 Ngr.

Suñer y Capdevila, F., Gott. Aus dem Spanischen nebst einer Einleitung von Hedwig Henrich. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 6 Ngr.

Temme, J. D. H., Der Pole. Criminalgeschichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Der Studentenmord in Zürich. Criminalgeschichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Willkomm, M., Streifzüge durch die baltischen Provinzen. Schilderungen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung der Wälder und der Forstwirthschaft. 1ster Thl. Liv- und Kurland. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 2 Thlr.

Wucher, P., Schul- und Volkszustände im Algäu. Wohlgemeinter Mahnruf an das bayerische Landvolk. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 2 Ngr.

Zum Andenken an Prof. Dr. Eduard Vilmar zu Greifswald, gestorben den 30. März 1872. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges

Bibelwerk für die Gemeinde.

Von Christian Karl Josias Bunsen.

Neun Bände. 8. Geheftet 20 Thlr. Gebunden 23 Thlr. Bibelatlas 1 Thlr.

(Neue Ausgabe in 30 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Erste Abtheilung (Bibelübersetzung). Vier Bände. Geh. 10 Thlr. Geb. 11⅓ Thlr.
Zweite Abtheilung (Bibelurkunden). Vier Bände. Geh. 8⅓ Thlr. Geb. 9⅔ Thlr.
Dritte Abtheilung (Bibelgeschichte). Ein Band. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 2 Thlr.
Bibelatlas von Henry Lange (10 Karten) cartonnirt 1 Thlr.

Das berühmte Werk liegt jetzt vollendet vor und ist vollständig auf einmal, geheftet und gebunden, aber auch nach und nach in 9 Bänden, in 3 Abtheilungen (die auch einzeln abgegeben werden), oder in 30 Lieferungen zu beziehen.

Bunsen's Bibelwerk, das schon während seines allmählichen Erscheinens eine weite Verbreitung gefunden hat, ist trotz einzelner Anfeindungen von katholischer und orthodoxer protestantischer Seite allgemein als ein höchst verdienstliches Unternehmen anerkannt worden, das die vollste Beachtung nicht nur der theologischen Welt, sondern der weitesten Kreise des deutschen Volks verdient.

In demselben Verlage erschien:

Bunsen's Bibelwerk nach seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet von Bernhard Baehring. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Diese bereits in zweiter Auflage vorliegende Schrift ist allen zu empfehlen, die sich mit Bunsen's Bibelwerk näher bekannt machen wollen, indem sie mit Klarheit die Beziehungen hervorhebt, wegen deren dasselbe für unsere Zeit von so hoher Bedeutung ist.

Soeben erschien im Verlag von A. Kröner in Stuttgart und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Venus Urania.

Satyrisches Epos von

Ernst Eckstein.

14 Bogen klein 8. — Preis 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Die früher erschienenen humoristischen Dichtungen Ernst Eckstein's („Schach der Königin“ — „Der Stumme von Sevilla“) haben bei allen Freunden der heitern Muse so lebhaften Beifall gefunden, daß auch dieses neueste Werk des jungen Poeten, welches überdies nach Form und Inhalt einen bedeutenden Fortschritt bekundet, sicher mit Interesse aufgenommen werden wird.

Biographien Stein's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 2 Thlr.

Heinrich Friedrich Karl

Freiherr vom und zum Stein.

Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes.

Von Franz Mauritius.

8. Geh. 5 Ngr.

Bei Gelegenheit der Enthüllung des Stein-Denkmals sei auf diese zwei trefflichen Volksbücher von neuem aufmerksam gemacht. Das Stern'sche Werk schildert den großen Mann, den „Edelstein der Deutschen“, mitten aus seiner Zeit heraus und gestaltet sich so zu einem umfassenden, farbenreichen Geschichtsbilde. Franz Mauritius entwirft im engern Rahmen das wahrheitsgetreue Porträt des kühnen Vorkämpfers deutscher Freiheit und Einheit, dessen Verdienste um das Vaterland ihm den Dank und die Bewunderung der Nachwelt gesichert haben.

Verlag von Albert Reissner in Dessau.

Untersuchungen

über Shakespeare's „Sturm“

von

Johannes Meissner.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser, der sich bereits als Mitarbeiter des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ vortheilhaft bekannt gemacht hat, bietet hier ein Werk, welches durch die Fülle des benutzten Materials — worunter mehrere neue Quellen — sowie durch seine scharfsinnigen, keineswegs auf den „Sturm“ allein bezüglichen Untersuchungen, unstreitig zu den besten Erscheinungen der neuern Shakespeare-Literatur gehört.

Globus

Soeben erschienen die ersten Nummern des 22. Bandes.

Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig.

Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 8. August 1872.

Humoristische Dichtungen.

1. Teut. Ein Scherzspiel in zwei Acten von Robert Hamerling. Hamburg, Richter. 1872. 8. 20 Ngr.
2. Das Reservelazareth in Schöppenstedt. Fünfactiges Lustspiel in Versen von Heinrich Loschge. Halle, Barthel. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Diese beiden Versuche auf dem Gebiete des aristophanischen Lustspiels, welches von der Bühne der Gegenwart absieht, zeigen das rühmenswerthe Bestreben, den Ton des Lustspiels über das Niveau der prosaischen Alltagskomödie und des bürgerlichen Dialogs zu erheben. Gleichwol halten wir es nicht für angemessen, die aristophanische Form nachzuahmen, welche stets für die Gegenwart etwas Fremdes sein wird und nur ein Blatt der akademischen Studienmappe. Dagegen sollte der Geist des Aristophanes, die scharfe Satire auf Zeitgebrechen, der freie, im poetischen Aether schwebende Humor sich diejenigen Formen der jetzigen theatralischen Dichtung aussuchen, welche sich ihm zwanglos darbieten oder eine nicht tiefer greifende Umgestaltung verlangen. Die bestimmten Bühneneinrichtungen einer Epoche sind etwas historisch Gewordenes; man braucht sie nicht revolutionär auf den Kopf zu stellen, um Bedeutendes zu schaffen. Shakspeare schloß sich ganz der üblichen Bühnenform an; Dryden und Davenport, die das altenglische Theater nach französischen Mustern umgestalteten, haben nichts Hervorragendes geschaffen. Man möge die Form der neuen, auf den Theatern heimischen Posse mit ihren scenischen Wunderthaten und ihren Couplets benutzen, man möge das moderne oder historische Lustspiel mit aristophanischem Geiste durchdringen; aber man möge darauf verzichten, Buchkomödien zu schreiben, welche keiner Wirkung auf unsern Bühnen fähig sind, man möge sich auch durch das glänzende Vorbild Platen's nicht dazu verführen lassen.

Robert Hamerling hält zwar sein Schauspiel: „Teut" (Nr. 1), wie aus einer Note hervorgeht, für aufführbar, auch würden scenische Schwierigkeiten nicht gerade im Wege stehen; aber von einer Wirkung auf der Bühne könnte bei so phantastischer Composition durchaus nicht die Rede sein. Ein Bühnenstück verlangt den durchgehenden Faden einer Handlung, die irgendeinen Antheil einzuflößen vermag; ein einziger Einfall, den der Dichter dramatisirt und inscenirt, reicht dazu nicht aus. Bei der Hamerling'schen Dichtung haben mehrere Poeten Gevatter gestanden: zunächst Platen, dem die parodistische Form und die trochäischen Achtfüßler, sowie die Anapäste, die Träger eines stilvollern Humors, entlehnt sind; dann Tieck mit seinen phantastischen Spielen, und schließlich Grabbe mit seinen dramatischen Burlesken; es ist das ganze Aufgebot, der ganze Aufwand unserer „literarischen" Komödie, die in den Literaturgeschichten eine Rolle spielt, aber nicht ins Volk gedrungen ist. So stehen diese aristophanischen Nachahmungen in auffallendem Gegensatze zu ihrem Vorbilde, das in hohem Maße volksthümlich, ja aus dem atheniensischen Geiste herausgeboren war, als die höchste Blüte seines Volkshumors, bei allem Widerspruch gegen herrschende Tagesmeinungen. Auch Hamerling's „Teut" ist nichts weniger als volksthümlich; wenn wir ihn aber in eine Gruppe mit den Dichtungen von Tieck, Platen und Grabbe stellen, so müssen wir doch hinzufügen, daß er nicht in einer Linie mit denselben steht, sondern nur das Barocke und Absonderliche mit Tieck und Grabbe, das sehr sporadisch zur Geltung kommende Streben nach geläuterter Kunstform mit Platen gemein hat, in Bezug auf komische Wirkung und classisches Gepräge aber tief unter ihnen steht.

Die Komik des Werks beruht wesentlich auf dem Anachronismus, der doch nur eine Form für die parodistische Komik und zugleich eine wohlfeile und leicht zu handhabende Form ist. Varus und seine römischen Centurionen treten zugleich mit dem Schulmeisterdichter Bacherl im Teutoburger Walde auf. Die Römer haben

Zahnschmerzen, Bacherl spricht vom „Allgemeinen deutschen Reimlexikon“, Platzcommandant Vitellius von der vermessenen Sprache der deutschen Journale, des „Detmolder Anzeigers“, des „Rheinboten“, des „Draubboten“, des „Sauboten“; Telegramme aus Rom laufen ein; Sänger und Turner erscheinen, um ein Fest zu feiern; die neuesten Volksdialekte werden gesprochen; Comitémitglieder halten Festreden u. s. f. Man lacht wol über einen gelegentlichen Anachronismus, aber wenn er schablonenhaft wiederkehrt, so verliert er seine erheiternde Wirkung.

Der komische Grundgedanke des Stücks ist, daß Teut, der Urvater der Deutschen, bei dem Wanderzug aus Asien ein wichtiges Packet verloren hat, in welchem sich der politische Verstand des deutschen Volks befand. Dies Packet hat ein Geier, wie Teut und wir mit ihm später von dem Boten des Wodan erfahren, in seinem Schnabel davongetragen und es dann fallen lassen im pommerschen Sande, und zwar in Varzin; dort wird es nach tausend Jahren ein Mann finden, dem alles gelingt, nachdem er das kleine Ding aufstipizt hat. Teut erhebt sich dann mit dem Boten Wodan's, eine Parabase von sich gebend, ins Gewölk. Diese komische Grundidee ist eigentlich nur Anfang und Ende des Stücks. Auf der Bühne selbst sehen wir die Vorbereitungen zur Hermannsschlacht, wir begrüßen die Sieger. Hat denn Hermann nicht politischen Verstand genug bewiesen und beweist ihn auch in unserm Stücke? Was hat denn die Hermannsschlacht mit jener komischen Grundidee zu thun? Und warum sollen wir uns auf einmal „chronologisch“ einrichten, uns an den Mann von Varzin erinnern lassen, der nach tausend Jahren erscheinen wird, während bisher ganz anachronistisch Sänger, Turner, Comitémitglieder aus der allerneuesten Zeit auftreten, sodaß nichts im Wege steht, auch den Finder des politischen Verstandes selbst, den Fürsten Bismarck, in der Dichtung auftreten zu lassen?

Es gehört zu den romantischen Schrullen, die erhabene Freiheit der Poesie und des Humors da zu suchen, wo alle Logik aufhört. Dies ist durchaus falsch — selbst in unsern Träumen ist oft Logik und Spannung, der Traum ist aber im übrigen kein Vorbild für die Poesie. Das Bedürfniß nach logischem Zusammenhang ist dem Menschen so tief eingeboren, daß, wo solcher vermißt wird, auch auf dem Gebiete des Humors nothwendig Unbefriedigung eintritt. Diese Logik braucht in freiern Phantasieschöpfungen nicht so aufdringlich zu sein, daß sie, wie sonst im prosaischen Zusammenhang des Lebens, überall sichtbar hervortritt; aber sie muß den freiesten Phantasiespielen zu Grunde liegen, man muß dieselben auf ein Schema zurückführen können, welches auch verständiger Einsicht Befriedigung gewährt. Der Aberwitz, das sinnlose Durcheinander, die Hypergenialität, die in Abgeschmacktheit umschlägt, können nicht die Karyatiden einer komischen Dichtung höhern Stils sein.

Wenn unserer Nation nach Robert Hamerling das Packet mit politischem Verstande verloren gegangen ist, so haben unsere romantischen, pseudoromantischen und kraftgenialischen Dichter jedenfalls einen andern Verlust zu beklagen, den des Packets mit poetischem Verstande. Der Dichter selbst ist indeß, wie sein Vorwort beweist, überzeugt, daß ein tieferer Sinn in seiner Dichtung liegt, der bei zweimaliger Lektüre auch dem Kritiker aufgehen wird. Nachdem er erwähnt, wie eine hochgestellte Dame bei ihm ein Satyrspiel als „Festspiel“ bestellt habe, fährt er fort:

Der Dichter ging ans Werk. Er travestirte,
Wie's ihm verzeihn wird keine Nähmamsell.
Sein Armin ward ihm zum Pantoffelhelden,
Und Frau Thusnelda gar zur Modedame,
Die für die röm'sche „feine Bildung“ schwärmt,
Genau wie heutzutag' die deutschen Damen
Für feine Frankensitte, Frankentracht
Und Frankensprache schwärmen oder schwärmten.
Und Teut? Ach, Teut! als Urbild steht er da
Des urgermanischen Pechvogelthums,
Das über zwei Jahrtausende gebreitet
Den Schatten, unter dem der deutsche Mann
Sein Bier getrunken . . . Und dazwischen treibt
Gemeines Volk sich um; der Dialekt
Des Nante fügt zur Wechselrede sich
Mit Lauten, heimisch klingend an der Wien —
Und alt' und neue Zeit ist toll gemischt —
Mit einem Wort, es ward gewagt, gewagt,
Was Langer, Berg und Costa nicht gewagt,
Nur Tieck und Platen — Aristophanesse
Des deutschen Musenbergs, doch unbekannt
Der Nähmamsell, die ins Theater geht,
Nicht lesend schnöde Buchkomödien.
So schrieb der Dichter — achtend keine Satzung,
Als seiner tollgelaunten Dame Wink.
Doch — warum drucken lassen solch Product?
Der gier'ge Buchverleger trägt die Schuld,
Der keck mit einem jener Honorare,
Mit welchen man die deutschen Dichterködert,
Des Autors spröden Sinn zuletzt bezwang.
Verhüte Gott nur eins: daß einen Tropf
Es gibt im deutschen Land, der deutelnd meint,
Daß hinter meinen Helden Leute stecken —
Daß Hermann Hinz und Varus Kunz bedeutet.
Das wär' im Bild mir ein verdammter Klecks!
Nur Typen braucht' ich, Rassen — „Leute“ nicht.
Den ersten Act, Kunstrichter, überspringt,
Der Vorspiel nur und magres Kopfstück ist!
Doch findet ihr das größre Schwanzstück auch
Saftlos und schal — dann ist euch nicht zu helfen,
Und meine letzte Hoffnung schwindet hin,
Daß ihr erklärt wohlmeinend, was gefreut
Mich hätte zu vernehmen, „Teut“ gehöre
Zu jenen gar nicht seltnen Büchern eben,
Die, wenn bedenklich im Beginn sie scheinen,
Man ehrlich lesen muß ein zweites mal,
Bis auseinander schlägt den härnen Mantel
Der Geist des Werks, und lächelnd aus den Lappen
Die weißen Glieder streckt ein weggelegtes,
Doch leidlich frisches Kind der Jungfrau Muse.

Wir sehen wol den härenen Mantel und die Lappen, aber das leidlich frische Kind der Jungfrau Muse erscheint uns doch als ein Wechselbalg, erzeugt in der wilden Ehe hypergenialer Starkgeisterei mit den „Aristophanessen“ unserer neuern Literatur. Das Scherzspiel enthält zwar manchen drolligen Einfall, namentlich sind die Familienscenen bei Hermann nicht übel: die römisch angeflogene Thusnelda, die gern an der Spitze der Civilisation marschiren möchte, und der verwöhnte unartige Thumelilus sind ganz gute komische Figuren, auch Hermann, der sich zur Hermannsschlacht wendet; aber die Wechselgespräche der deutschen Stämme im Dialekt enthalten sehr viel

Witzloses und Triviales, die Reden der Herren Doctor Zipfelhuber, Kernbeißer, Blechmayer, Gunkel und Munkel über das schwarz-roth-goldene Banner und die Zusammenstellung der Farben, Reden, in denen die Kleinigkeitskrämerei, Pedanterie und Uneinigkeit der Deutschen mit viel zu breiter und witzloser Satire gegeißelt ist, diese ganzen parlamentarischen Debatten wirken mit der Wiederholung desselben komischen Motivs, des Austrittes der starken Minoritäten, einförmig und ermüdend. Die komische Steigerung, welche darin liegt, daß die beiden letzten sich prügeln und der allerletzte mit sich in solchen innern Zwiespalt geräth, daß er keinen andern Ausweg weiß, als sich aufzuhängen, erinnert an Aehnliches, was wir bei Grabbe in „Scherz, List und Rache" finden.

Der durch die ganze Dichtung hindurchgehende Bacherl ist ebenfalls eine unerquickliche Figur; es ist eigentlich nur ein einziges komisches Motiv, welches in derselben breitgetreten wird.

Nur an wenigen Stellen, namentlich wenn Vater Teut selbst das Wort nimmt, greift Hamerling voll in die Platen'schen Saiten; diese Reden des Teut sind jedenfalls das Beste in einer Dichtung, welche den sonst wohlverdienten Ruf des Dichters nicht erhöhen wird. Teut fleht Wodan in achtfüßigen Trochäen um das verlorene Packet an:

O was hab' ich angehöret, o was hab' ich angesehen!
Eine That ist, eine That ist, eine deutsche That geschehen!
Plötzlich einig sind die Deutschen in des Jubels Lustgeberden,
Und es kann ein Jahr vergehen, eh' sie wieder uneins werden —
(nachdenklich)
Freilich, ach, was hilft's, solang wir des Bewußten noch entrathen?
Ach, was nützen Glanzerfolge, was die allerschönsten Thaten,
Wenn der alte Fluch zurückkehrt, wenn die alten Würfel rollen,
Wenn die alten deutschen Köpfe wieder was Besondres wollen,
Wenn bald jeder neu verbissen in ein Lieblingstheorem ist,
Mit der Stirne durch die Wand rennt, weil die Thür ihm nicht genehm ist,
Sich aus einem Schweinsohr durchaus will 'ne Sammetkappe schneidern,
Einen Regenwurm als Schnürband brauchen will an Schuhn und Kleidern —
Wenn, sobald es einmal Glück schneit, unterduckt der deutsche Töffel,
Und, wenn's süßen Mehlbrei regnet, flennend schreit nach seinem Löffel? —
Vater Wodan, hab' Erbarmen, nimm den Alp von meiner Seele,
Meiner Schuld nicht länger zürne, und nicht länger mir verhehle,
Was ist aus dem Hort geworden, aus dem schnöd' verlornen Hort,
Ohne den mein Volk erreichen nimmer kann den sichern Port?
Welcher Ort hält ihn begraben, welche lichtlos dumpfe Gruft?
Hat ein Erdspalt ihn verschlungen? birgt ihn eine Felsenkluft?
Liegt er auf des Meeres Grunde, von beflosster Schar umzingelt?
Trug ein Aar zu seinem Nest ihn? hält ein Lindwurm ihn umringelt?
In die blauen Lüfte konnt' er spurlos nicht verwehn, verschwinden,
Für ein Sonntagskind doch muß er irgendwo noch sein zu finden.

Die folgenden Anapäste der Schlußparabase dürfen sich an Krystallklarheit der Form nicht mit den Platen'schen messen:

Ade denn, Verehrte! auf Wiedersehn, wenn's den pangermanischen Schmaus gibt,
Und in sich der Eigner von Varzin geht, und das Päckchen, das heil'ge, herausgibt! —
Aufnimm mich jetzt, Goldwolkengefährt, mich zurück gen Walhall zu tragen!
Bin ich nur erst wieder bei Wodan dort, so will zum Gruß ich ihm sagen,
Ihm selbst und den Göttern und Helden zumal in Walhalls schimmerndem Saale,
Wenn kreisen die Krüge mit schäumendem Meth beim leckeren himmlischen Mahle,
Will traulich berichten zum Willkommgruß, wenn nach neuester Kunde sie fragen,
Daß eben geschehn eine deutsche That, der Cherusker den Welschen geschlagen!
Deß freuen sie herzlich sich alle sodann — in den Augen aufzüngelt's wie Flammen,
Sie heben die Krüge mit schäumendem Meth und schlagen die Schwerter zusammen,
Und rufen im Chorus, daß Walhall bebt, ein markiges „Bravo, Germanen!"
Und Wodan lächelt mit hellem Gesicht und spricht: „Was die Kühnsten nicht ahnen,
Geschehniß wird's, es gedeiht langsam, was die ewigen Mächte bereiten:
Germanische Kraft, titanisch gereift, wird ragen am Ende der Zeiten!" —
So tönt mir's dort. — Dann harr' ich des Tags, indessen die Zeiten verrinnen,
Der nieder mich ruft zum letzten mal von Walhalls leuchtenden Zinnen.
Hurrah, Germania! Winkender Aar, ausbreite die tönenden Schwingen,
Und laß von Klängen der Zukunft mich, Aufschwebender, lieblich umklingen!

Das zweite aristophanische Stück, das Lustspiel von Loschge (Nr. 2) fliegt nicht ins Gewölk auf, wirft nicht Altes und Neues anachronistisch durcheinander, hat keine mythologischen Figuren, keine Götter, Götterboten und Heroen als Mitwirkende aufzuweisen, sondern es behandelt eine Specialfrage der militärischen deutschen Lazarethverwaltung in Kriegszeiten in verständigem Zusammenhang; die Satire ist durchweg faßlich und schlagend, der poetische Stil weit einheitlicher, sodaß sie hierin jedenfalls den Vorzug vor der Hamerling'schen in viele Allgemeinheiten zerflatternden Arabeskenpoesie hat. Freilich ist sie nur eine Reihe von Genrebildern, und wie Hamerling's Dichtung hypergenial verworren, so ist diese prosaisch nüchtern. Die Misbräuche, die bei einem Reservelazareth eingerissen sind, das Sichvordrängen Unberufener, wie des Doctor Eisenbarth gegenüber dem von der höhern Behörde zur Leitung des Lazareths bestimmten Doctor Faber, welcher in dem Stück das edle Princip vertritt zugleich mit seiner Schwester Anna, der Diakonissin, die Wichtigmacherei der Herren Null, Nullnull und Nullnullnull, der Executivcommission des Hülfsvereins, und die Willkürlichkeiten des Obersten z. D. Spatz von Spatzendorf, der einmal dem ganzen Lazareth Urlaub ertheilt, sodaß auch die Syphilitischen sich in der Stadt vergnügen — das alles wird satirisch in Sechsfüßlern und Anapästen gegeißelt, und es ist wol keine Frage, daß dem Autor irgendeine Lebenserfahrung die begeisternde Muse war, und daß er diesen satirischen Vexirspiegel zu dem praktischen Zweck aufgestellt hat, daß man höhern Orts die Urbilder zu den vorübergaukelnden Gestalten der Phan-

tasie aufsucht und künftig für solche Misbräuche Abhülfe schafft.

Die Verwundeten, die in das Lazareth gebracht wurden, schildern ihre Schicksale im Kampf, und so wird auch manches poetische Schlachtbild ungezwungen in die Dichtung verwebt. Wenn der Dialog derselben im ganzen sich einfach hält mit einem gewissen sachlichen Tic, dabei mit fließender Behandlung des Sechsfüßlers, so dürfen die eingelegten selbständigern Dichtungen, die Prologe, Epiloge und Parabasen, welche letztere meistens dem Lazarethgehülfen Perle in den Mund gelegt sind, auf auszeichnende Würdigung Anspruch machen, da sie in Bezug auf Formgewandtheit und Gedankengehalt alles Lob verdienen und zum Theil einen edeln patriotischen Schwung athmen, wie z. B. gleich der „Prolog":

Euch Deutsche alle grüßt dies Lied, wer ihr auch seid und wo ihr seid,
Ob euch im Denken, ob im Schweiß des Angesichts versliegt die Zeit,
Ob ihr am Ostseestrande, ob ihr hauset im Salzkammergut,
Ob euch der Wigwam steht erbaut fern an des Mississippi Flut!
Ja wenn ihr weit in Hongkong auch, ja selbst wenn ihr in Sidney weilt,
Vielleicht daß euch dies Lied auch dort in stiller Stunde einst ereilt.
Durchblättert es und denkt an uns! Verzeihet, was nur Spiel und Scherz,
Doch was das Lied von Deutschland spricht, das gehe euch ans Bruderherz,
Denn weil ihr deutsche Sprache sprecht, weil deutschem Blute ihr entstammt,
So seid und bleibt in treuem Sinn ihr unsre Brüder insgesammt,
Und bauet unsre Zukunft mit und haltet fest an deutscher Art,
Und dankt mit uns im Herzen Gott für diese große Gegenwart,
Die Ordnung gibt dem Vaterland, die alles Dunkel scheucht und klärt
Und deren Segen fortbesteht, solange die Geschichte währt.
Uns folgten eure Augen, als zum Kampf wir zogen, Schritt für Schritt,
Und als wir schlugen auf den Feind, da schlugen eure Herzen mit,
Mit sorgten eure Hände. Wo ihr wart in weiter, weiter Welt,
In Deutschland wart ihr, jedes Haus von Deutschen war ein Kriegerzelt!
Weil auf die ernste That des Kriegs jetzt folgt des Friedens ernste That,
Jetzt hau'n wir mit vereinter Kraft zu Boden bübischen Verrath,
Ob sie in leisen Schuhen schleicht entlang den schönen deutschen Strom,
Ob seine Waffen wieder paart banditenhaft Paris mit Rom,
Denn statt des geographischen Begriffs gibt's jetzt ein Deutschland nur,
Durch Einheit stark. Das ist die Frucht der unterbrochnen Badecur!

Die erste Parabase des Lazarethgehülfen ergeht sich über das folgende Thema: Denn, o Welt, wie vorgeschrittener Phrasen du dich auch bedienst, alles ist doch, wie's gewesen, Cliquendienst und Claquendienst. Die zweite Parabase feiert in Platen'schen, meistens sehr wohlgelungenen Anapästen den neuen deutschen Kaiser:

O des prächtigen Tags, der für dich anbricht, wie nach greuerisch ängstlichen Zeiten
Aufblitzt majestätisch die Sonne, mit Roth die entfliehenden Wolken noch säumend,
Deutschland, hochherrliches Vaterland, der Friedriche Reich und Ottonen,
Von den Alpen zum Meer ein Reich, ein Volk, ein Wille, zu bleiben in Eintracht —

Der Chorus des dritten Actes in ottave rime ist ein feierliches Lob würdiger Heilkunst, anknüpfend an die alte Mythe des Aesculap, und wir können nicht umhin, diese Platen'sche Nachdichtung wegen der Vorzüglichkeit ihrer fast durchweg krystallklaren Form und ihrer edeln Haltung hier mitzutheilen:

In Epidaurus ragen Tempelhallen,
Umringt von Linden, Pinien und Buchen,
Weihvolle Priesterworte hörst du schallen,
Doch nie goldgier'ger Krämer Schrein und Fluchen;
Denn allen, die das Tempelthor durchwallen,
Weil Hülfe diese, jene Lehre suchen,
Erfüllt den Sinn der Gott des heiligen Ortes
Mit dem Geheimniß seines ewigen Hortes.

Ob auch Koronis zärtlich sich vergangen,
Bethört von Ischys' Flehn und Frevelmuthe,
Apoll, der schöne Gott mit Rosenwangen,
Wie konnt' er zürnen seinem eignen Blute?
Huldvoll entsandte er zwei kluge Schlangen,
In deren Schutz der zarte Knabe ruhte,
Bis Chiron, heimgekehrt von weiten Reisen,
Erschien, das Götterkind zu unterweisen.

O Aesculap, der Siechen Trost und Matten,
Noch steht dein Haus fern am Aegäermeere
In sanftbewegter Wipfel Schirm und Schatten,
Und nächtlich rauscht die Flut zu deiner Ehre.
Die sich getrost dorthin geflüchtet hatten,
Ergeben dir und deiner strengen Lehre,
Sie dürfen sich mit ungehemmtem Denken
In deiner Weisheit Forschergeist versenken.

Es macht doch endlich Eris wieder Pause. —
Sind dann geheilt die Siechen und die Kranken
Und rufst du zu dir, die im Kriegsgebrause
Dem schwarzen Tode nicht zum Opfer sanken,
Ruf' dann auch uns nach deinem stillen Hause,
An deinen Urquell schaffender Gedanken,
Erlös' uns wieder, die du einst verbanntest,
Weil unsrer Seelen Reinheit du verkanntest.

Die Parabase des vierten Acts gilt der pariser Commune; die Schlußparabase ist dem Fürsten Bismarck gewidmet.

3. Der Stumme von Sevilla. Komisches Epos von Ernst Eckstein. Stuttgart, Kröner. 1871. 8. 20 Ngr.
4. Die vornehme Gesellschaft von Ludwig von Mertens. Wien, Perles. 1872. 8. 28 Ngr.
5. Kalospinthechromokrene oder der Wunderbrunnen von Is. Ein „Ritt ins alte romantische Land" mit manchen Rösselsprüngen in die modernste Gegenwart. Ausgeführt als epische Dichtung in zwölf Gesängen von Messer Lodovico Ariosto Helvetico. Frauenfeld, Huber. 1872. 16. 24 Ngr.

Wir haben in unserer „Poetik" wiederholt auf das komische Epos hingewiesen als auf eine Dichtgattung, welche für die Wiedergeburt im modernen Geiste vorzugsweise geeignet sei. In der That hat die neueste Zeit wieder zahlreiche Versuche auf diesem Gebiete aufzuweisen, sodaß entweder unsere Mahnung selbst Früchte getragen hat, oder mindestens ihre Berechtigung durch das Streben der Zeitgenossen bestätigt wird. Doch ist es unverkennbar, daß das moderne komische Epos noch keinen selbständigen Stil gefunden hat, und daß überhaupt in den meisten derartigen Dichtungen die Komik nicht eine

das Ganze beherrschende Macht ist, sondern überflüssige lyrische Ergüsse oder epische Schilderungen im ernstern Stil sich breit hineinschieben, oft mit dem Anspruch auf selbständigen Werth. Byron's „Don Juan" war hierin ein verderbliches Muster. Das Heil für das komische Epos sehen wir in der Rückkehr zu den Vorbildern des vorigen Jahrhunderts, besonders zu Pope's „Lockenraub"; eine graziöse, aber schlaghafte Komik, getragen durch eine frei erfundene komische Mythologie, in einer nicht zu langathmigen Dichtung, mit einem satirischen, die Zeitthorheiten geiselnden Grundgedanken — das erscheint uns als das erstrebenswerthe Ideal des modernen komischen Epos.

Es versteht sich von selbst, daß nicht jeder versgewandte, auch nicht jeder talentvolle Poet, der einem Ariosto oder Byron nachzudichten versteht, schon deshalb Beruf für das komische Epos hat. Dazu gehört eine satirische und humoristische Ader — sonst erhalten wir nur zusammengequälte Producte, in denen Komus und Jocus nur mit einem künstlich erkitzelten Lächeln erscheinen.

Ernst Eckstein, der Dichter des Epos „Der Stumme von Sevilla" (Nr. 3), hat bereits in einem größern Werke den Beweis geliefert, daß er der komischen Schilderung und der humoristischen Reflexion mächtig ist, obgleich der Komik und namentlich der Composition des Ganzen die wünschenswerthe Prägnanz fehlte. Sein neues komisches Epos erinnert im Grundton weniger an Lord Byron als an jene Trochäen, in denen einzelne Gedichte von Heinrich Heine die spanische Grandezza parodiren. Das Ganze ist eine Burleske im Ton der opera buffa, doch ist dieser Ton nicht ganz rein gehalten, es spielt auch etwas Romantik aus den italienischen Epen mit herein, und die schöne Kriegsheldin Helene erinnert an Tasso's Clotilde oder ähnliche Gestalten des Ariosto.

Das Gedicht ist ein Lied von weiblichem Uebermuth, weiblicher Laune und ihrer Bestrafung. In Donna Petronella ist ein Jüngling, Don Remilgo, namenlos verliebt, aber die spröde Schöne will ihm jetzt nur einen Kuß und später größere Gunst bewilligen, wenn er vorher feierlich verspricht, die von ihr gestellte Bedingung zu erfüllen; und nachdem er diesen Schwur gethan, sagt sie zu ihm:

Bis das Jahr im Lauf der Horen
Sich zum dritten mal gefüllt hat,
Sollt Ihr schweigen, schweigen, schweigen!
Nicht die dünnste, kleinste Silbe
Purzle Euch vom Rand der Zähne,
Sonst verletzt Ihr Euren Eid!

Keine Seele darf erfahren,
Was die Zunge Euch gefesselt,
Was zur Stummheit Euch verdammt hat,
Sonst verletzt Ihr Euren Eid.

Geht nun, wackrer Sevillaner,
Geht, und kommt, bevor die Prüfung
Streng und pünktlich absolvirt ist,
Nicht auf neunundneunzig Schritte
In den Umkreis meiner Wohnung,
Sonst verletzt Ihr Euren Eid!

Don Remilgo sieht sich zur Stummheit verurtheilt, glaubt aber in dieser Lage doch noch Heldenthaten ausführen zu können, und er beeilt sich, unter König Karl VII. von Frankreich tapfer gegen die Engländer zu kämpfen. Der ruhmgekrönte „Schweiger" wird zwar nicht an die Spitze des Generalstabs gestellt; aber der König bietet alles auf, um ihn von seiner Stummheit zu heilen, da in Frankreich ein Held, der nicht über eine glänzende Suade gebietet, um sich selbst zu verherrlichen, nur ein halber Held ist. Es finden sich eine so große Menge Quacksalber ein, daß der Fürst zuletzt in alle Lande die Botschaft ergehen läßt, wer sich vermesse, den edeln Don Remilgo zu curiren und die Heilung nicht vollende und dem wahren Hülfebringer den Weg versperre, der solle dem Schwert des Henkers verfallen sein. Da erscheint die edle Petronella, welche im Besitz des unfehlbaren Mittels zu sein glaubt, dem Helden die Sprache wiederzugeben und überdies den berühmten Feldherrn jetzt für würdig ihrer Liebe hält. Sicher ihres Triumphs und deshalb das Henkerbeil nicht fürchtend, führt sie sich bei dem „Stummen von Sevilla" ein und entbindet ihn seines Schwurs; doch Don Remilgo verharrt in seinem Schweigen trotz ihrer wachsenden Angst, denn dies Schweigen verurtheilt sie zum Tode. Sie wird indeß dazu begnadigt, den Henker zu heirathen, der kein anderer ist als der edle Goldschmied Don Eusebio aus Sevilla, der, bankrott geworden, diesen wenig anziehenden Nahrungszweig ergriffen hatte, derselbe Don Eusebio, von dem uns der vierte Gesang das folgende Bild entworfen hatte:

Häßlich war der gute Goldschmied
Von der Zehe bis zum Scheitel —
Häßlich, häßlich wie die Nacht!

Seines angeschwellten Bauches
Plumpe, pöbelhafte Rundung
Glich dem aufgedunsnen Kürbis,
Den die Mutterbrust der Sonne
Säftesprudelnd großgesäugt.

Grünlich blitzte seiner Augen
Ueberzwerch verschrobnes Feuer,
Und von schlappverhangner Lippe
Träufte sickernd ihm das Naß.

Watschelnd waren seine Schritte
Wie der Gang der wilden Ente,
Und die plattgetretnen Füße
Mahnten ultrakolossalisch
An des Mammuths Ungestalt.

Ach! und knorrig wie die Gurke,
Blau und purpurn angelaufen,
Ragte derb der dunkle Rüssel
Ihm aus fettbeglänztem Antlitz,
Wie aus sturmgepeitschter Woge
Rauh und schroff die Klippe ragt.

Furchtbar war der wackre Goldschmied
Bei des Mahls gehäuften Schüsseln:
Irokesisch, kannibalisch,
Knödelbairisch hieb er ein!

Schinken, Würste, Carbonaden,
Spargeln, Kohl und Schweinebraten,
Hummern, Lachse, Drosseln, Gänse,
Alles, alles galt ihm gleich.

Alles schwand vor seiner Gabel
Spitzem, strammgeschwungnem Dreizack,
Wie der See empörte Geister
Vor dem Götterstahl Poseidon's:
Hartgesottne Taubeneier
Fraß er stündlich fünfundzwanzig
Ungeschält und ohne Salz. —

Göttlich war der biedre Goldschmied,
Wenn es galt, im dunklen Weine
Edlen Freunden und Verwandten
Brüderlich Bescheid zu thun!

Sechzehn wohlgefüllte Kannen
Goß er täglich durch die Gurgel,
Und an Sonn- und Feiertagen
Ward das zweite Dutzend voll.

Don Remilgo aber heirathet des Goldschmieds schöne Tochter Helene, die unerkannt in Ritterkleidung ihm in den Kampf gefolgt war und ihm das Leben gerettet hatte — eine romantische Episode, die auf poetischen Werth Anspruch macht, aber auch den Fortgang des „komischen Epos" und sein burleskes Behagen unterbricht. Die Fabel des Gedichts ist gut erfunden, und sehr viele dieser Trochäen schlagen komische Purzelbäume, die für die humoristische Ader des Autors vollgültiges Zeugniß ablegen; doch andere sind wiederum ernst gemeint und haben den schleppenden und einförmigen Gang der spanischen Romanze, deren feierliches Pathos hier doch nur parodistisch zur Geltung kommen soll.

Ludwig von Mertens hat der „Modernen Gesellschaft", die wir bereits in Nr. 10 d. Bl. f. 1871 besprochen haben, eine „Vornehme Gesellschaft" (Nr. 4) folgen lassen, welche uns ein satirisches Gemälde der Rococozeit, damit aber zugleich ein Spiegelbild der innerlich leeren und hohlen, von Vorurtheilen erfüllten Gesellschaft des heutigen Salons vorführt. Das Gedicht ist eine Novelle in Versen wie die „Moderne Gesellschaft", und sowenig wir dort irgendwelche komische Situationen oder eine drastische vis comica entdecken konnten, sowenig gelingt uns dies auch in dem neuen Werke, das eher Anspruch auf den Vorzug einzelner lebendiger poetischer Schilderungen machen kann.

Ein junger Graf wird, ohne von seiner adelichen Abkunft zu wissen, bei einem Müller erzogen und verliebt sich in dessen Nichte Poldine. Seine Herkunft kommt indeß zu Tage, er wird in das Schloß seiner Väter eingeführt und in die vornehme Gesellschaft, in der er sich anfangs etwas ungeschickt benimmt. Allmählich gewinnt er indeß mehr Routine, und an Liebesabenteuern mit Gräfinnen und Herzoginnen fehlt es ihm nicht. Doch eine Begegnung mit dem Prinzen Eugen weckt in ihm den Keim zu edlern Bestrebungen; er leistet Tüchtiges, beglückt seine Gutsunterthanen und heirathet die hübsche Poldine, nachdem diese durch eine resignirte gräfliche Freundin, die den jungen Grafen lieber selbst geheirathet hätte, etwas geistigen und gesellschaftlichen Schliff erhalten hat.

Diese Fabel würde für eine Prosanovelle zu trivial sein; in Versen, wo die dichterische Zuthat über den Kern der Handlung täuscht, ist man geneigter, von dem letztern abzusehen. Doch auch die Behandlungsweise ist im ganzen zusammenhanglos; die entscheidenden Motive sind nie in das volle Licht gerückt; die Zahl der zu jeder Gunstbezeigung bereiten Damen ist zu groß, als daß wir für die einzelnen Vertreterinnen der vornehmen Gesellschaft, in welcher Ganzwelt und Halbwelt so wunderbar verschmelzen, auch nur den Antheil empfinden sollten, den wir zauberisch verlockenden Sirenen schulden. Sie sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich und haben eine große Vorliebe dafür, die Plastik ihrer Schönheit so unverhüllt wie möglich zu zeigen:

Die Gräfin Mollart saß im runden Saale,
Sie blickte träumend nach der großen Uhr,
Und seufzte tief — bereits zum zehnten male.
Wo blieb ihr derber, schöner Vetter nur?
Wie reizend war — von Spitzen leicht bedeckt
Und leichtestem Batist, das holde Weib!
Der vollen Rose glich der junge Leib,
Die glänzend unter Blättern sich versteckt,
Doch im Gekose schmeichlerischer Winde
Durch Duft bezeugt, wie wohl sie sich befinde.

Die Gräfin zeigte blendendweiße Zähne,
Sie lachte gern, ihr Lachen war so hold,
Von ihrer Stirne quoll der Haare Gold
Gelöst herab, daß man sie falsch nicht wähne.
Der Schnürleib war entfernt, ein seidnes Band
Umschloß die Brust; o wonniges Behagen,
Den Hals, den Arm, den Nacken freizutragen,
Es war ein Traum von altem Götterstand.
Die Gräfin wollte durch ein Beispiel zeigen,
Natürlichkeit sei auch den Damen eigen.

Doch die Donna Raphaela hat denselben Geschmack wie die Gräfin Mollart:

Wie hold umfing mit weichen, weißen Armen
Die Maid den Jüngling, und sie küßt' ihn wieder!
Der Jüngling schien im Tiefsten zu erwarmen
Und sank an ihren Busen seufzend nieder:
„O Raphaela! Kannst du mich verlassen?
Das Glück verschmähen, das die Liebe gibt?
Du bist mein Weib, und lieben oder hassen
Mußt du den Mann, der schrankenlos dich liebt!
Es gibt kein Zweites mehr für dich auf Erden,
Es kann mein Weib des Herzogs Weib nicht werden."

Die Maid verhüllte sich die Lilienbrust
Mit ihrem Taschentuch, so gut es ging,
Der Silberstoff, der ihren Leib umfing,
Gewährte frei dem Auge jede Lust.
Und tausend Reize spielten um die Wangen,
In ihrem Blicke kämpfte Lust und Schmerz,
Es war ein süßes, glühendes Verlangen,
Es gab in voller Liebe sich das Herz.
Doch Raphaela hob sich rasch und bannte
Mit stolzem Blick den Blick, der kühn entbrannte.

Es sind dies die etwas matten Nachbilder der Byron'schen Lady Fitzfulk! Einige historische Personen sind in den Gang der Handlung verwebt: die Auffahrt des Kaisers Karl und der Kaiserin wird geschildert, ebenso Prinz Eugen als galanter Cavalier und die Lady Montague, die berühmte häßliche Reisende, deren Bemerkungen über die wiener Damenwelt jedenfalls zum Pikantesten gehören, was die Dichtung bietet.

Die etwas einförmige Frivolität, mit welcher unser Dichter den wiener Rococosalon ausstattet, bringt es durchaus zu keinen schlagkräftigen Wendungen; wir geben daher denjenigen Partien des Werks den Vorzug, in denen die Dorfidyllik in den Vordergrund tritt. Hier herrscht zwar wenig oder gar kein Humor, aber doch der Hauch einer gesunden Frische:

Es war ein heitrer Sonntagnachmittag;
Des Frühlings erste stille Feier lag
Auf Wald und Weingeländ, die Sonne schien
So funkelnd nach dem ersten warmen Regen,
Als brächte jeder Strahl des Himmels Segen.
In einem grünen Thal, nicht fern von Wien,

Da trat der Müller Veit aus seinem Haus;
Behaglich schritt er ganz den Garten aus.
Er schmunzelte, die Hand auf seinem Rücken,
Denn was er sah, das mehrte sein Entzücken.

Die reiche Pflanzung lag im Sonnenschein
So warm, geschützt vor jedem rauhen Wind,
Der blaue Himmel glänzte still und rein,
Die Lüfte wehten sommerlich und lind.
Hier stand ein Apfelbaum in reicher Blüte,
Der Müller pries ihn stets mit lautem Wort,
Am klaren Bächlein sproß in seltner Güte
Das zarteste Gemüs', und hier und dort
Umschlang die Rebe wuchernd Ast und Hecken
Und schien im Spiel den lauen West zu necken.

Der hohe Nußbaum, der inmitten stand,
Des Gartens Kreis beherrschend hehr und mächtig,
Beschattete der kleinen Wiese Rand
Gesund und stark, in grüner Fülle prächtig.
Seit hundert Jahren spielten froh die Kinder
Und träumten Maid und Jüngling hier im Schatten,
Des Hauses Gründer saßen hier als Gatten,
Doch er nur blieb des Todes Ueberwinder.
Geruhig läßt er Blatt um Blatt sich neigen,
Und hundert Vöglein singen auf den Zweigen.

Wenn diese Verse sich leicht und anmuthig bewegen, so stelzen andere wieder auf etwas verzwickten Schnabelschuhen:

Es neigte sich der Schönheit edles Bild
In allem Reiz der holdgeformten Glieder.
So voll ergossen ruht Empfindsamkeit
Im schlanken Körper, in der runden Brust,
Und schlingt mit weichem Arm und Leichtigkeit
Sich um des Mannes Kraft in freier Lust.

Empfindsamkeit pflegt man in der Regel nicht mit einer „runden Brust" zusammenzubringen; doch hat die hohe Aristokratin hierin nichts vor dem Dorfmädchen voraus:

Poldine war so reizend anzuschaun,
Da sich die weiße runde Brust erhob.

Der junge Graf kommt daher in dieser Hinsicht nicht zu kurz, als er seine Jugendgeliebte heimführt.

Wir vermissen in allen diesen Dichtungen, welche sich doch als Kinder der komischen Muse anzeigen, sowol die Einheit des Tons als auch die Schlagkraft des Witzes. Dies gilt ebenso von der „Kalospinthechromokrene", oder der Wunderbrunnen von Is" (Nr. 5), dessen Verfasser, der schweizerische Meister Lodovico Ariosto Hevetico, wol kein anderer ist als Joseph Victor Widmann, ein Dichter, dessen formenschöne Dramen und Epen, dessen „Iphigenie in Delphi" und „Buddha" wir nach Verdienst schätzen. Doch obwol hier in den sauber gehaltenen ottave rime sich der gleiche künstlerische Formensinn offenbart, so vermissen wir doch in der Dichtung die eigentliche komische Ader, während ihr Zusammenhalt fortwährend durch die Rösselsprünge in die modernste Gegenwart unterbrochen wird. Durch diesen Anachronismus beliebiger Reflexionen, die aus der romantischen Zeit in die unromantische Gegenwart herüberspielen, verliert das Gedicht die künstlerische Einheit, die auch das komische Epos bewahren muß, und für welche der Reiz phantastischer Willkürlichkeit keine Entschädigung bieten kann.

Wir befinden und bewegen uns in der schönsten Ritterzeit — Turniere, Klausner, schmucke Königstöchter, dazu Zauberschlüssel und Gespenster, im Rauchfang aufgehängte Leichname, die gelegentlich wieder lebendig werden: das ist das tolle Zeug des schweizerischen Meisters Ariosto. Der Held der Geschichte hat sein Rittergut verkauft, um bei einem Turnier den ausgesetzten Preis, die schöne Königstochter Azenor, zu gewinnen. Unterwegs kauft er einem Ritter sein Pferd ab, unter der Bedingung, daß dieser die Hälfte des Turnierpreises erhalte. Da der Graf in der That im Turnier siegt, so kommt der gespenstige Ritter in der Brautnacht, die Hälfte des Preises sich zu holen; doch ist dies nur ein spukhafter Scherz, denn nachdem er dem jungen Brautpaar den nöthigen Schrecken eingejagt hat, empfiehlt er sich wieder.

Die liebenswürdige Azenor hat eine geistreiche Schwester Dahüt, welche in Eifersucht entbrennt und eine dämonische Rache zu üben beschließt. Im Besitze eines Schlüssels, den sie dem König, ihrem Vater, selbst entwendet und der einen verschlossenen Wunderbrunnen zu erschließen vermag, sodaß, wie männiglich in der thürmereichen Stadt Is bekannt ist, dann die Sündflut aus dem Meere sich verheerend über die Stadt ergießt, zwingt sie König und Volk und das ganze zitternde Publikum, ihren Wünschen zu gehorchen; nur der gräfliche Schwager, dem sie unter der Drohung, die Sündflut zu entfesseln, gebietet, nicht länger die Schwester zu umarmen oder zu küssen, trotzt ihrem Gebot und geht erzürnt auf sie zu; sie öffnet die Pforte des Unheils, und — es passirt nichts, gar nichts. Während alle Zuschauer von den wechselnden Gefühlen der Angst und des Staunens erfaßt sind, hält es die geistreiche Zauberin für das Beste, zu verschwinden und sich im Walde zu verlieren. Dort findet sie ihren frühern Lehrer, dem sie grausam mitgespielt hat, als Klausner wieder; die Situation ist Amor's Planen günstig, auch hier wird ein glückliches Paar vereinigt.

Amor ist übrigens hier nicht blos Begriff und Phrase des Recensenten; er ist der Maschinist der ganzen Handlung, und diese mythologische Buntheit macht den ganzen Wunderkram noch bunter. Einzelne Schilderungen, wie diejenige des Aufenthaltsorts der Träume oder des Medardus, erinnern deutlich an das Muster der italienischen Dichtung, die zwar für ihre Zeit eine ironische Bedeutung hatte, aber welche jetzt nachzudichten, gerade wegen des Mangels solcher Bedeutung, ebenfalls eine Laune ist, deren Frucht in den Bereich der akademischen Musen fällt. Der Reiz des Phantastischen, der einzelnen Partien der Dichtung eigen ist, wird zwar stets seine Wirkung nicht verfehlen; aber das Ungeordnete, das Hereinspielen einer Bedeutung, die sich nicht klar ausprägt, erinnert doch zu sehr an die Sprünge des romantischen Phantasus, um einer Zeit zu genügen, welche auch für die Dichterpferde Hufeisen verlangt, damit sie auf der festen Erde schreiten können.

Die Rösselsprünge des Humors in die modernste Gegenwart sollten eigentlich wol das pikante Gewürz des romantischen Gerichts bilden; in den meisten derselben können wir indeß nur wenig Humor finden. Sehr geschmacklos und taktlos ist die Anspielung auf die deutsche Kaiserkrönung, die durch den Namen „Simson" noch auffallender wird. Auch an literarisch-kritischen Excursen fehlt es nicht:

Sehr unästhetisch wär' es jetzt, zu schildern,
In welchem Zustand man den Leichnam fand.
Ihr Musen, laßt mich niemals so verwildern,
Obwol längst der Hellenen Takt entschwand,
Daß ich Vergnügen find' an solchen Bildern,
Wie sie der Pitaval in jedem Band,
Wie sie die Criminalnovellen bringen!
Ein Futter, das selbst Frauen jetzt verschlingen.

Ich hätte Lust, darob Randal zu schlagen,
„Die Welt hat Eselsohren" laut zu rufen,
Die Frauen scharf vor allem anzuklagen,
Wie sie zufrieden auf den tiefsten Stufen
Sich niederlassen, statt den Flug zu wagen
Nach jenen Höhn, wo hehre Tempel schufen
Zur lichten Wohnung aller reinen Geister
Der alten und der spätern Zeiten Meister.

Schon ist euch Armen das Gehör erfroren
Im Frostgefild prosaischer Romane,
Sodaß des Verses Wohllaut euch verloren!
Den eignen Mangel deckt ihr mit dem Wahne,
Das „Versgeschreibsel" sei allein für Thoren.
Fürwahr, die Zeit ist nahe schon — ich ahne —
Wo ihr von Goethe selber nichts mehr wißt,
Als daß von ihm der Text zu Kaulbach ist.

Auch die Schilderung selbst ist durchweg modernisirt, und die Charakteristik des Helden selbst duftet nach dem Parfum Goethe'scher Romane:

Ganz schuldlos war er nicht, der junge Graf,
An seiner Armuth, da er, hochbegeistert
Für Reisen aller Art, sich schon recht brav
Umhergetrieben und gewilhelmmeistert,
Wenn er ein hübsch Philinchen etwa traf;
Nur daß er dieses Thun nie überkleistert
Mit sogenannter Künstlerschwärmerei;
Er folgte der Natur allein dabei.

Wol sind einzelne Schilderungen in der Dichtung ganz ergötzlich, z. B. wie Dahüt auf ihrem Philosophen spazieren reitet; einzelne haben dichterischen Werth, wie die Erzählung Amor's von Paris und Oinone; doch das Ganze ist, trotz der herumgewundenen, oft schwerfälligen Arabesken, echte Renaissancepoesie; wir leben aber nicht mehr in der Zeit der Renaissance. Goethe würde diese Dichtung als einen „Tragelaphen" bezeichnen, jedenfalls aber sich den Vergleich mit seinem „Faust" verbitten, dem er das gleiche Etikette angeheftet hat.

6. Fritz Hofmann's Fröhliche Heldengedichte. Nr. 1. Die Eselsjagd. Mit Bildern von A. Grafen von M.-P. und G. Sundblad. Leipzig, Wartig. 1872. 16. 5 Ngr.

Dies erste der „fröhlichen Heldengedichte", die der Autor zu veröffentlichen gedenkt, ist keine Renaissancepoesie, kein „Tragelaph", sondern ein echter deutscher Schwank, der sich an die Lachlust wendet und dem gegenüber die Kritik nichts Ungeeigneteres thun könnte, als sich auf das hohe Pferd zu setzen. Wie die Bürgler auf die Eselsjagd gehen, welche Abenteuer die Tapfern erleben bei der Erlegung des Thiers, und was schließlich aus seinem Fell wird, das singt uns der Homer und Rhapsode dieser großen Ereignisse, Fritz Hofmann, in naiv schalkhaften und dabei fließenden Versen, die als moderne Nibelungenstrophen sich majestätisch genug bewegen, und die wackern Zeichner helfen der Phantasie der Leser durch drollige Bilder nach. Wir theilen als Probe den Schlußgesang: „Letztes Schicksal und schönes Ende", mit:

Es bleibet nach Gebühren durch meine Poesie
Zu Ende noch zu führen der Haut Biographie.
Es freut sich am Besitze die Stadt, wie einst am Sieg,
Bis ausmarschirt der Fritze zum Siebenjährigen Krieg.

Da fanden sie die Preußen noch an der alten Stell',
Da ist sie avanciret zu einem Trommelfell
Und hat sofort sich tapfer, wie einst, zum Kampf gestellt;
Bei Roßbach flohn die Feinde „wie Hasen übers Feld".

Bei Jena, ach bei Jena, fiel sie in Feindes Hand,
Bis Blücher an der Katzbach sie endlich wiederfand.
Da rasselte sie prächtig voran dem Siegeslauf,
Paris selbst that sein Stadtthor vor dieser Trommel auf.

Dann lag sie still in Ehren im Zeughaus zu Berlin.
Zur Wachtparade brauchte sie nicht mit auszuziehn.
Doch hat man oft vernommen ihr Brummen in der Nacht:
Die Hasenmutter träumte von einer großen Jagd.

Als ich die seltne Märe von diesem Traum vernahm,
Erstaunt' ich nicht so sehre; ich dacht' an Bileam.
Wie dazumal sein Langohr viel mehr als er gesehn,
Ist's mit der Hasenmutter uns selber jetzt geschehn.

Sie trommelte im Traume voraus der großen Zeit,
Die kam mit ihren Schauern auf uns hereingeschneit.
Wir sahen, wie der Preuße aufstand da rasch zur Stell'
Und auf ein neu Gehäuse aufspannt das alte Fell.

O bürgler Jagdtrophäe, wie dich gefürchtet hat
Bei Düppel und bei Alsen der tappre Landsoldat.
So bist du auch ingleichen ein arger böser Schreck
Bei Königgrätz gewesen dem General Benedek.

Doch alles war nur Vorspiel zur unerhörten Jagd,
Die im berliner Zeughaus der Traum dir angesagt:
Der sagte: Es begibt sich demnächst ein großer Stoß!
Und richtig! Anno Siebzig ging's Donnerwetter los.

Von Weißenburg bis Sedan gab's keinen scharfen Zug,
Zu dem nicht unsre Trommel den wilden Wirbel schlug.
Sie wirbelte sich heiser vor Lust zu jener Stund',
Als der Franzosenkaiser „im Kampf nicht fallen" kunnt'.

Drum hat's gar wohl verdienet der Hasenmutter Vlies,
Daß es zum zweiten male mit einzog in Paris,
Und daß es stolz durchrasselt beim Siegereinzug hat
Die Via triumphalis der jüngsten Kaiserstadt.

Das ist das Ende. Ruhe fortan in Frieden aus!
Wer aus der Rathhaustruhe des Kaisers Waffenhaus
Als letzten Sitz erschwungen in Sieger Reih und Glied,
Dem ward mit Recht gesungen dies schöne lange Lied.

Das ist die Poesie des gesunden deutschen Schwanks, an der man sich erbauen und ergötzen mag, ohne vornehm die Nase darüber zu rümpfen. Hierzu hat man um so weniger Recht, als die dichterische Form sehr rein und sauber gehalten ist.

Rudolf Gottschall.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 2 Thlr.

Mit Recht bemerkt W. H. Riehl, in dessen bewährte Hände der greise Altmeister der deutschen Geschichtschreibung die vier Jahrzehnte hindurch von ihm geführte Redaction des „Historischen Taschenbuch“ seit zwei Jahren niedergelegt hat, in dem Vorworte, welches er als „erweitertes Inhaltsverzeichniß, als erläuternde Anmerkung nicht sowol zum Buche als zum Register des Buchs“, dem neuesten Bande des in unserer historischen Literatur längst eingebürgerten und als verdienstvoll allgemein geschätzten Sammelwerks vorausschickt, daß dieser neue Jahrgang desselben sich durch eine gewisse formale Einheit auszeichne, die solchen periodischen Schriften, welche nur größere Beiträge enthalten und „auf lange Sicht“ laufen, allezeit am schwierigsten zu geben sei. Denn von den sieben Abhandlungen, welche uns hier vereinigt geboten werden, beschäftigen sich nur zwei mit Stoffen, die im strengen Sinne des Worts historische genannt werden müssen und sich vorzugsweise an das Interesse der Fachmänner wenden.

W. Stricker gibt einen lehrreichen Beitrag „Zur Geschichte der französischen Colonien in Deutschland“, der namentlich auch angesichts der jüngsten Vergangenheit und der dadurch bedingten Verhältnisse zwischen der deutschen und der französischen Nation unsere Theilnahme zu erwecken geeignet ist. Die auf reiches statistisches Material gegründete Untersuchung dreht sich hauptsächlich um die Frage, wie es hat geschehen können, daß, während sonst so kleine Gruppen von Einwanderern, wie die gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland aufgenommenen flüchtigen französischen Reformirten sie bildeten, inmitten einer großen culturmächtigen Nation schnell aufzugehen und sich ihrer Umgebung zu assimiliren pflegen, diese französischen Colonien sich über ein Jahrhundert hinaus abschließen und ihr französisches Wesen so lange und gründlich bewahren konnten; mit Schärfe und Klarheit werden die sich mannichfach kreuzenden Motive confessioneller, politischer und wirthschaftlicher Engherzigkeit aufgedeckt, aus deren Zusammenwirken allein sich jene absonderliche Erscheinung erklären läßt:

> Aber der confessionelle und nationale Hader, welcher Fremde und Einheimische so oft und lange entzweite, ist längst erloschen und vergessen, und selbst da, wo die Gemeinden helvetischen und augsburgischen Bekenntnisses noch getrennt nebeneinander wohnen, leben sie in Eintracht. Die Nachkommen der Franzosen, denen unsere Vorfahren ein Asyl gaben, haben sich in allen deutschen Kämpfen als untadelige Patrioten bewährt, und mancher berühmte, echt deutsche Mann trägt in seinem französischen Namen das einzige Merkzeichen, daß er von jenen fremden Colonisten abstamme.

C. A. Cornelius, dem wir schon eine ganze Reihe werthvoller Beiträge zur Geschichte des Aufruhrs der Wiedertäufer in Münster verdanken, bietet unter dem Titel: „Die Eroberung der Stadt Münster im Jahre 1535“, eine kritische Untersuchung über einige dunkle und durch die Ueberlieferung nach keiner Seite hin aufgeklärte Vorgänge in dem nächtlichen Kampfe, durch welchen Münster am 24. Juni 1535 in die Hände der Belagerer fiel, und sucht die ungenügende und zum Theil mit sich selbst in Widerspruch gerathende Darstellung der Quellen durch eine neue Hypothese zu beseitigen, welche das Interesse und namentlich den zustimmenden Beifall der Fachleute finden wird.

Von diesen beiden kleinern Beiträgen abgesehen, herrscht in dem neuen Jahrgange des „Historischen Taschenbuch“ — und darauf bezieht sich die angeführte Bemerkung des Herausgebers — das biographische und memoirenhafte Element entschieden vor, denn auch Eduard Kolloff's geistvoller und feinsinnig geschriebener Aufsatz: „Leben und Wirken des Teufels“, rechnen wir mit Riehl als „Memoiren des Teufels“ zu der Gruppe der biographischen Denkmäler, welche, völlig unabhängig voneinander entstanden, hier vereinigt dem Bande ein ungewöhnlich einheitliches und harmonisches Gepräge verleihen, weil sich nun durch denselben ein Gedanke, ein alles einigender geistiger Faden hindurchzieht, sodaß von dem Besondern und Einzelnen verschiedener Personen und Zeiten sich uns immer ein Blick auf das Große und Ganze, auf das Allgemeine der Menschheit und ihre Cultur eröffnet und wir uns des Zusammenhangs mit ihr jederzeit bewußt bleiben.

Der Natur des Stoffs entsprechend wird ohne Frage Kolloff's Studie über die Geschichte des Teufels das allgemeinste Interesse erwecken. Absehend von den verschiedenartigen Gestaltungen, welche dem bösen Principe in den Religionen des Heidenthums gegeben wurden, beschäftigt sich Kolloff nur mit dem Teufelsglauben der christlichen Zeit: er macht dabei Gebrauch von dem uralten und von dem Volksgeiste selbst besiegelten Anrechte des Teufels, humoristisch behandelt zu werden, und es muthet uns daher im Gegensatze zu dem ernsten Tone der vier übrigen Lebensbilder in diesem ein frischer und natürlicher Humor höchst behaglich an. Historisch werden die verschiedenen Zeiten angehörigen Vorstellungen von dem Leben und Wirken des Teufels durchgegangen: das Geheimniß des Ursprungs des Teufels beleuchtend, erweist der Biograph zunächst, daß sein Held gerade wie der Mensch zu allen Zeiten nur gedacht wurde als gefallene Creatur, die zur Strafe für ihren Fall auf Erden ein neues und trostloses Leben zu führen verdammt ist; die verschiedenen Gestalten, unter denen die verschiedenen christlichen Zeiten ihn sich dachten, sowie die Charaktereigenschaften, die man ihm zuschrieb, werden durchgegangen; dann geht es an die humoristisch sogenannte Erzählung seines Lebens von dem Tage an, wo das erste Weib seiner Arglist unterlag, bis zu dem Momente, wo er selbst von dem Gespötte Voltaire's überwältigt wurde. Schrittweise wird der Teufel durch alle Phasen seines öffentlichen und amtlichen Lebens verfolgt und in der Abwickelung desselben eine Anzahl scharf abgegrenzter Perioden unterschieden:

> Vor der Ankunft des Heilands streitet er wie ein gewaltiger Nebenbuhler mit Gott um die Anbetung der Völker; beim Eintreten des Christenthums vertheidigt er die Altäre der heidnischen Welt; im Mittelalter plagt er Mönche und Nonnen, hilft zahllose Verbrechen begehen und befördert alle Ketzereien und Kirchenstreitigkeiten, in die er sich auch später hineinmischt, abwechselnd Papist, Albigenser, Waldenser, Hussit, Lutheraner, Calvinist, Possen- und Zotenreißer.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir der durch ihren liebenswürdigen Humor doppelt anziehenden und an interessantem Detail außerordentlich reichen Darstellung Kolloff's in die Fülle der Einzelheiten folgen, so sehr der Gegenstand und die mannichfache Aufklärung, die einzelne dunkle Partien in dem geistigen Leben des Volks von hier aus erfahren, dazu auffordern: wir sehen daraus, eine wie ungeahnt große Rolle der Teufel und alles, was mit ihm zusammengehört, zu allen Zeiten gespielt hat und — noch heutigentags spielt. Treffend bemerkt in dieser Hinsicht unser Teufelsbiograph gegen den Schluß seiner Abhandlung:

Das Wort „Gott" entschlüpft aus unserm Munde nur in feierlichen Stunden, bei großen Gefahren, bei großen Schmerzen, im letzten Augenblicke, und häufig wie eine Lästerung. Dagegen gebrauchen wir das Wort „Teufel" bei jedem Anlaß, und abwechselnd Ausruf, Gleichniß, Adverbium oder Substantiv, erinnert es uns an die ganze Vergangenheit des Teufels durch gewöhnliche und allenthalben gangbare Redensarten. In alten Folianten steht sein Name auf jedem Blatte. Die Kirchenväter und Scholastiker, alle Engel der Schule widmen ihm wenigstens ein Kapitel, und seine Psychologie ist gewissermaßen der Anhang zu jeder Darlegung der Güte und Gerechtigkeit Gottes. Proklus und die Alexandriner handeln von seiner Substanz, Michael Psellus von seinem geheimnißvollen Wirken, der heilige Thomas von seinem ganzen Schicksal, Torquemada und Michaelis von seiner Boshaftigkeit und Arglist, Pierre de Lancre von seiner Wankelmüthigkeit. Im 17. Jahrhundert vermacht der Engländer John Dee an die oxforder Bibliothek die Geschichte seiner Unterredungen mit den höllischen Geistern; König Jakob VI. vergißt über der Beschäftigung mit den Staaten Satans sein eigenes Reich; Del Rio und die Inquisitoren, die zur Bekräftigung ihrer Syllogismen die Hexen in Masse verbrennen lassen, erklären die Teufelsleugner für Gottesleugner, und diese vom Teufel besessenen Juristen und Theologen, Oberstaatsanwälte Beelzebub's, wie sie Voltaire nennt, schreiben das Gewohnheitsrecht der Hölle. Sogar die Philosophie, wenn sie in die höchsten Regionen hinaufsteigt, bekümmert sich noch um den Teufel, und Leibniz schenkt ihm eine Seite in der Theodicee; auch Schelling und Hegel machen sich mit ihm, nach ihrer Art zu reden, mit dem dunkeln Grunde der Existenz Gottes, ganze Bogen lang zu schaffen.

Und daran schließt sich weiterhin die treffende Bemerkung:

Etwas wirklich Bemerkenswerthes und Klägliches ist: unerhört abergläubische Vorstellungen häufen sich um das christliche Lehrgebäude wie die schlechten Häuser an den gothischen Münstern, und wenn der kritische Geist erwacht, vergreift er sich am Hauptdogma, an dem Fundament des Glaubens und respectirt die abergläubigen Ansätze und Nebensachen. Die Heterodoxie bestreitet abwechselnd die Gottheit Christi, die Sakramente, sogar die Moral des Evangeliums, verschont aber den Teufel, steigert seine Größe und erweitert sogar die Grenzen seines Reichs. Seine Existenz ruht fest im Glauben; zu früh stellen sich im 16. Jahrhundert Johann Weier, im 17. Balthasar Bekker und Friedrich von Spee ihm entgegen; sein Thron beginnt zu wanken, behält aber seine Macht und seine Höflinge. Da kommt Voltaire, der Mann des rechten Augenblicks, dabei ebenso schlau als Satan, und bekriegt ihn mit sarkastischem Scherz und beißendem Spott wirksamer, als die vorhergehenden Schriftsteller es mit philosophischen und biblischen Gründen gethan hatten. Seitdem besang Béranger den Tod des Teufels; kann man aber mit voller Gewißheit sagen, daß der Teufel gestorben ist?

In die beiden Epochen der großartigsten geistigen Umwälzung, das Zeitalter der Reformation und die französische Aufklärungs- und Revolutionsperiode, führen den Leser zwei biographische Denkmäler in dem neuen Jahrgange des „Historischen Taschenbuch". Der Gegensatz beider, in manchen Richtungen doch wieder miteinander verwandter Entwickelungsepochen tritt uns hier in zwei Frauenleben in ungesuchter, aber um so wirkungsvollerer Weise entgegen. August Kluckhohn schildert das einfache und schlichte, äußerlich an Ereignissen nicht eben reiche, dafür aber um so innerlichere und geistig und gemüthlich um so gehaltvollere Leben der Pfalzgräfin Maria, der Gemahlin Friedrich's des Frommen von der Pfalz. Es ist ein höchst anmuthendes, anziehendes und durch die Fülle edler Weiblichkeit, die uns entgegentritt, erhebendes Bild, das uns von diesem in beschränkter Weise und unter beschränkten Verhältnissen sich abspielenden, aber doch so inhaltreichen Leben entworfen wird: auf ein allgemeineres Interesse aber hat dasselbe namentlich deswegen zu rechnen, weil die Erlebnisse der Gemahlin Friedrich's des Frommen mit den Vorgängen eng verflochten sind, welche dem Vorkämpfer der reformirten Kirche eine welthistorische Bedeutung gegeben haben:

Aber während das Wirken des Urhebers des heidelberger Katechismus je nach der Stellung, die man zu den dogmatischen Fragen einnimmt, verschieden beurtheilt werden mag, wird man auch vom anticalvinischen Standpunkte aus seine volle Theilnahme einer Fürstin zuwenden, die nach langem Kampfe zwischen Glaubenstreue und Gattenliebe zu einer höhern Auffassung des religiösen Lebens sich erhob, indem sie, ohne die äußern Formen des Bekenntnisses zu verachten, in dem gotterfüllten Herzen den sichern Grund des Heils und des Friedens fand. Mochten andere aus dem wüsten Hader um kirchliche Lehrsätze Erbitterung schöpfen: Maria ging daraus ohne Trübung ihrer liebeerfüllten, echt christlichen Gesinnung hervor.

Am 11. October 1519 als älteste Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach geboren, wuchs Maria ohne besondere Erziehung und Bildung auf unter den beschränkten Verhältnissen eines kleinen, oft auch von materiellen Sorgen bedrückten deutschen Fürstenhofs. Im Jahre 1537 wurde sie mit dem zweiundzwanzigjährigen Pfalzgrafen Friedrich vermählt, einem Manne von feingebildetem Geiste und Gönner humanistischer Studien, der bei seiner ernsten Geistesrichtung und seinem tiefen sittlichen Gehalt von der Nothwendigkeit einer gründlichen Besserung des kirchlichen Lebens überzeugt, bald ein eifriger Anhänger der Reformation wurde. Das Bild, welches uns von dem Leben der jungen Fürstin an der Seite dieses tüchtigen und zu einer bedeutenden Rolle berufenen Gemahls entworfen wird, ist nicht eben sonnig heiter. Das mit reichem Kindersegen beglückte Paar hat jahrelang mit Armuth und oft geradezu drückender Noth zu kämpfen gehabt. Klagen über Schulden und drängende Gläubiger, Bitten um ein Darlehn meist nur von wenigen hundert Gulden — das sind stehende Gegenstände in der Correspondenz Maria's. Erst als ihr Gemahl, dem früher schon das pfälzische Fürstenthum Simmern zugefallen war, nach dem Tode Otheinrich's die pfälzer Kurwürde nebst den reichen dazugehörigen Landen erhielt, wurde das fürstliche Paar aus diesen drückenden Verlegenheiten befreit. Dafür aber traten nun neue und größere Schwierigkeiten ein, die eine Zeit lang sogar das häusliche Glück und innige Zusammenleben der Gatten zu gefährden schienen. Der Gegensatz zwischen der Zwingli'schen und der Lutherischen Reformation kam zuerst gerade

in der Pfalz scharf und schroff zum Ausdruck: mit Furcht und Sorge sah Maria, eine eifrige, aber von aller Starrheit freie Lutheranerin, ihren fürstlichen Gemahl mehr und mehr zu der Lehre des schweizer Reformators neigen und endlich ganz zu derselben übergehen. Schwere innere Kämpfe und heißes Ringen hat es gekostet, ehe Maria diese Zweifel überwand und sich von ihrem lutherischen Standpunkte aus zu einem sichern und freiern durchaus arbeitete, von dem aus sie sich zu der Ansicht bekannte, „daß die Wahrheit der Lehrsätze der christlichen Religion nicht von der Autorität irgendeines Menschen, wer er auch sein möge, abhänge, und daß nicht darauf zu sehen sei, was dieser oder jener auch noch so vorzügliche Gelehrte, sondern was Christus, der über allen steht, gelehrt habe“. Von wahrer Liebe, von edelster Weiblichkeit erfüllt, hat die Pfalzgräfin Maria die Union der beiden reformirten Bekenntnisse an sich und in sich gleichsam vorbildlich vollzogen. Ein reines und warmfühlendes, von der zärtlichsten Liebe zu dem Gemahl und ihren zahlreichen, stattlich versorgten Kindern — nur eine Tochter wurde als Gemahlin Friedrich's des Mittlern in ein sturmbewegtes, zerrüttetes Leben gerissen — erfülltes, im edelsten Sinne des Worts weibliches Herz spricht aus den schlichten und einfachen, im besten Sinne des Worts naiven und eben dadurch hier und da geradezu rührenden Briefen Maria's, aus denen der Biograph eine Reihe von Proben mittheilt. Rührend ist auch das herzinnige Einverständniß, das zwischen den beiden Gatten herrscht, das wehmüthige, schmerzliche Klagen des vereinsamten Kurfürsten, als ihm am 31. October 1567 die treue Lebensgefährtin nach langen Leiden durch den Tod entrissen worden war.

In allen Punkten ein schroff entgegengesetztes Gegenstück zu diesem sittlich reinen, tiefreligiösen und wahrhaft erhebend wirkenden Frauencharakter bildet des Referenten Beitrag zu dem neuesten Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“: „Die Marquise du Deffand. Ein Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert.“ Im Anschluß an die 1865 von M. de Lescure herausgegebene Correspondenz der Marquise du Deffand wird hier das Leben einer Frau geschildert, wie die Zeit der Vorbereitung auf die Revolution, die Zeit, wo der Zersetzungsproceß des alten Frankreich auf socialem und literarischem Gebiete begann, um dann auch das politische Gebiet zu ergreifen, deren mehrere aufzuweisen hat, darunter freilich kaum eine, in welcher die jene Uebergangszeit charakterisirenden Gegensätze der tiefsten sittlichen Verworfenheit und der höchsten geistigen Feinheit, die eigentlich aus der Gesellschaft ausgestoßen sind, und der Herrschaft in den gebildetsten und feinsten Kreisen in so auffallender Weise vereinigt wären wie gerade in der Vorsteherin des eine Zeit lang europäischen Ruf genießenden Salons im St.-Josephkloster. Von diesem allgemeinern literar- und culturhistorischen Interesse aber abgesehen, bietet das Leben der Marquise du Deffand noch ein außerordentlich anziehendes psychologisches Problem dar: dieselbe Frau, die jung und schön ihre Frauenwürde mit Füßen getreten und sich am Hofe des Regenten und Ludwig's XV. einen der berüchtigtsten Namen erworben hatte, für welche Liebe etwas völlig Unbegreifliches gewesen war, wurde als erblindete Greisin von einer verzehrenden Leidenschaft ergriffen zu dem kalten und egoistischen, ihrer spottenden englischen Sonderling Horace Walpole, welcher die letzten Jahre ihres Lebens in der psychologisch wunderbarsten Weise erfüllte. Die durch eine lange Reihe von Jahren mit nie abreißender Gleichmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit geführte Correspondenz der Marquise mit Horace Walpole eröffnet uns einen sehr lehrreichen Blick in das Detail des literarischen und socialen Lebens, dessen Sitz damals Paris war und das mit seinem Einfluß weit über die Grenzen Frankreichs hinausreichte. Zugleich aber lassen uns die in diesen Briefen niedergelegten Ansichten die ganze sittliche Verwilderung jener Zeit erkennen, und wir begreifen von hier aus erst recht die unheilbare Fäulniß, den unaufhaltsam fortschreitenden Zersetzungsproceß, dem das sociale, literarische und politische Leben Frankreichs schon lange vor dem Ausbruche der Revolution verfallen war und in dem es mit Nothwendigkeit zu Grunde gehen mußte; besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht die Lebensphilosophie der Marquise du Deffand, welche der Referent am Schlusse seiner Studie aus den zerstreuten Aeußerungen derselben zusammenzustellen versucht hat und die er mit Recht als eine Philosophie der Langenweile bezeichnen zu können glaubte. Das Gesammtergebniß daraus ist ein trauriges:

Eine solche Denkweise konnte nichts Großes und Edles aufkommen lassen, sie band und beherrschte den Willen und machte ihm jede Bewegung in der Richtung zum Bessern unmöglich. In solchen Gedanken, die man noch dazu für philosophische ausgab, zu leben, hieß das Denken überhaupt verbannen.

Von hier aus glaubte Referent denn auch über die Salons und deren Bedeutung für die Entwickelung des 18. Jahrhunderts überhaupt zu einem andern Urtheile gelangen zu müssen, als das gemeinhin darüber abgegeben zu werden pflegt:

Die neue geistige Richtung, welche unter dem Einfluß der englischen Aufklärungsliteratur, namentlich durch Voltaire, großgezogen war, hatte in der Gesellschaft des alten, höfisch galanten Frankreich keine Stelle; sie fand eine Heimat in den Kreisen, welche sich von dem Hofe lossagten und aus dem Treiben desselben zurückzogen; die Mittelpunkte dieser Kreise waren Frauen, die für kurze Zeit in dem Glanze des sittenlosen Hoflebens gestrahlt hatten, deren Gestirn dann aber ebenso schnell gesunken war, und welche die erst durch den Zauber ihrer Schönheit und die Freiheit ihres Benehmens geübte Herrschaft in die Regionen übertrugen, welche ohnehin von einer entschieden oppositionellen Luft erfüllt sein mußten. Diese Frauen standen nicht über ihrer Zeit, sondern waren durch und durch Kinder derselben und in jeder Fiber ihres Lebens mit derselben verwachsen. Sie rächten sich sozusagen an den Kreisen, an deren Genüssen sie kurze Zeit theilgenommen, in denen sie sich jedoch nicht gehalten hatten, sie beförderten so das Werk der Zerstörung, dem eine solche Zeit und eine solche Gesellschaft zum Opfer fallen mußte. Sie waren Werkzeuge gleichsam der historischen Entwickelung, im Dienste des unaufhaltsamen Fortschritts, aber auch eben nur Werkzeuge, nicht bewußt und einsichtig mitarbeitende und mitschaffende Organe. So traf sie denn auch das Schicksal, dem abgenutzte oder zu einer sich verfeinernden Arbeit unbrauchbar werdende Werkzeuge immer verfallen; sie wurden beiseitegeworfen, und die Entwickelung, die sie einst zu beschützen gemeint, die sie sich dienstbar gewähnt hatten, ging, eines solchen Schutzes nicht mehr bedürftig, über sie selbst hinweg, sie ebenso wie die entartete Zeit, aus der sie zu solcher Bedeutung emporgewachsen, rücksichtslos zermalmend.

In die politische und literarische Entwickelung der allerjüngsten Vergangenheit führen uns jene Abhandlungen ein, die wir uns bis zuletzt aufgespart haben, wie man das Beste und Schönste so lange wie möglich zurückzuhalten sucht. Das ist einmal der Aufsatz des Herausgebers W. H. Riehl: „König Maximilian II. von Baiern. Aus der Erinnerung gezeichnet" — ohne alle Frage das Beste, Pietätvollste, dabei auch Unparteiischste und Verständnißvollste, was bisher über den so verschiedenartig beurtheilten, hochverdienten Monarchen gesagt worden ist: ein Denkmal, wie es schöner und ehrender demselben nicht errichtet werden konnte. Aus langjährigem, persönlichem Umgang und vertrautem Verkehr zeichnet uns Riehl das Bild des edeln, so früh entschlafenen Fürsten, der nur eine Leidenschaft kannte, nämlich die zu lernen, und faßt die reiche Fülle lebensvoller Züge, die er vorbringt, schließlich zusammen in folgendes knappe, aber krystallklare Bild:

Er förderte und ehrte Kunst und Wissenschaft, indem er mit Künstlern und Gelehrten arbeitete und lernte. Die Aristokratie des Geistes stand ihm höher als die Geburtsaristokratie. Seiner Natur nach ein humaner, aufgeklärter Absolutist, regierte er constitutionell, und wurde zuletzt ein freisinnig constitutioneller Monarch aus Pflichtgefühl und Rechtssinn. Er bedurfte der Anerkennung, aber er suchte sie nicht, und als er sich selbst am meisten verleugnete, kam sie ihm von selbst entgegen. Er zeigte die Liebe zu seinem Volke, indem er es mit rastloser Hingabe studirte und den eigenen Frieden an den Frieden mit seinem Volke setzte. Er regierte zu einer Zeit der Reaction, welche trotzdem die mächtigsten Fortschritte des nationalen Geistes vorbereitete. In solchem Sinne mag man ihn einen ausgesprochenen Typus jener Zeit nennen. König Max war nicht der letzten einer unter den eifrigen Hütern des deutschen Geistes in schwüler Zeit. Und wenn sich das bairische Volk in den schwersten Stunden des Jahres 1870 als echt, treu und deutsch erprobt hat, wenn jetzt ein ganz anderer Geist im Lande weht als vor Jahrzehnten, wenn Baierns Volk und Staat im neuen Deutschen Reich eine würdigere und bedeutendere Rolle gewonnen haben, als jemals im alten Deutschen Bunde — dann vergesse man angesichts alles dessen nicht, daß König Max es war, der mit redlicher, mühevoller Arbeit zu solchen Früchten den Boden bereiten half.

Einem andern Gebiete angehörig aber nicht weniger ein Meisterwerk in seiner Art und ein Denkmal so schön und würdig, wie kein anderes gedacht werden kann, sind die „Erinnerungen an Rudolf Köpke", in denen uns der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit, Wilhelm von Giesebrecht, das Bild des deutschen Geschichtschreibers und Literarhistorikers, seines intimen Jugendgespielen und Freundes entworfen hat, in liebenswürdig plaudernder, anmuthiger Erzählung, dabei mit so innigem Verständniß für die intimsten Regungen dieses vielseitigen und rastlos regen, dabei nach allen Seiten hin das edelste Maß haltenden Geistes, der mit einem so warmen, so schön patriotisch schlagenden, so jugendlich thatkräftigen Herzen gepaart war. Ein deutsches Forscherleben im besten Sinne des Worts wird vor uns entfaltet, schlicht und einfach, ohne besondere Ereignisse, aber tief und treu und wahr, widerspiegelnd alles Edle und Große, was das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten irgend bewegt hat. Referent hat in seiner Studienzeit dem von Giesebrecht so liebevoll geschilderten Rudolf Köpke als Schüler nahe gestanden: unter Köpke's Augen und Anleitung, durch seine ermunternde Theilnahme gefördert, sind seine ersten größern selbständigen Arbeiten entstanden —, und wie er so die Giesebrecht'schen Erinnerungen las, da ist ihm die Persönlichkeit des verehrten Lehrers in wunderbarer Lebendigkeit wieder vor Augen getreten, und er hat sich von diesem scharfen und klaren, dabei so milden und wohlwollenden Geiste ordentlich wie umweht gefühlt — und das ist ohne Zweifel zugleich das vollgültigste Zeugniß für das hohe Verdienst des Biographen.

Hans Prutz.

Zur Unsterblichkeitsfrage.

Die naturgemäße Lösung des größten Lebensräthsels oder die Art und Weise der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes und ihre welterlösenden Consequenzen. Zürich, Verlags-Magazin. 1871. 8. 20 Ngr.

Eins der weltrettenden Bücher, hervorgegangen aus pessimistischer Anschauung der gesellschaftlichen Zustände, an welchen Büchern die Gegenwart vielleicht nur zu reich ist! Nachdem der Verfasser, wie er versichert, seine Forschungsresultate in dreizehn verschiedenen Schriften niedergelegt, kam er endlich zu seiner „neuen Idee", welche sich auf den von der Naturwissenschaft festgestellten Stoffwechsel „aller mit geistigen Kräften unzertrennlich verbundenen Stoffe stützt". Nach dem Tode werden alle menschlichen „Collectivgeister", d. h. die aus dem Zusammensein der Stoffe gebildeten Geister — denn andere gibt es nicht — immer wiedergeboren und ernten die unausbleiblichen, durch Jahrtausende sich fortpflanzenden Folgen ihrer im frühern Leben verbreiteten Satzungen und vollbrachten Werke als gute oder schlechte Früchte, in welchen sie ein menschenwürdiges oder unglückliches Dasein zu erwarten haben, sodaß durch Machtmisbrauch oder ungerechte Erwerbung von Reichthum der Grund für das Elend, die Armuth und Knechtschaft künftig Lebender gelegt wird und endlich die schon drohende moralische Sündflut hereinbricht, vor der sich niemand in einen überirdischen Himmel retten kann. Daher müssen sich die intelligentesten Menschen zu einem allgemeinen Friedensbunde und zur kräftigen Niederhaltung der weltzerstörenden Machtmisbräuche der „Ultraegoisten", nämlich der Fürsten, Priester und Geldmenschen, fest vereinen. Die immer sich wiederholenden Riesenkämpfe der rivalisirenden Ultraegoisten müssen durch Auflösung der stehenden Heere und internationale Schiedsgerichte unmöglich gemacht werden. Die bisherigen ernstlichen Warnungen des Verfassers seien als unerreichbare unpraktische Ideale unberücksichtigt geblieben und die en larvten kirchlichen und weltlichen Hauptsünder hätten sie todtzuschweigen oder zu unterdrücken gesucht. Das unermeßliche Lehrgeld an Gut, Blut und Leben hätte den Bewohnern Europas erspart werden können, wenn die seit 1854 wiederholten, einmal sogar an hoher

Stelle gemachten Besserungsvorschläge des Verfassers wären beobachtet, beziehungsweise nicht zurückgewiesen worden.

Trotz fanatischer Verfolgung der orthodoxen Pfaffen sei die Naturwissenschaft jetzt zur klaren Erkenntniß des ewigen Wechsels der Materie und der damit verbundenen geistigen Kräfte gelangt, durch welchen die Schöpfung sich ewig verjüngt und die sich bald verbindenden, bald trennenden Stoffe Pflanzen-, Thier- oder Menschengeister bilden, die mit dem entsprechenden Organismus wieder zerstäuben und vergehen. Daraus ergibt sich die Nichtexistenz individuell-unsterblicher Menschengeister, und es zerfällt der von schwärmerischen Priesterphantasien geborene Glaube an eine Fortdauer derselben in einem Himmel oder einer Hölle in nichts. Es gibt also keine individuellen Menschengeister, sondern nur Collectivgeister als Product der sich zu einem Organismus verbindenden und wieder trennenden Stoffe. Besonders belebende Substanzen erzeugen hohe Geistesthätigkeit, die alltäglichen Speisen nur gewöhnliche, wobei der Verfasser freilich vergißt, daß ein großer Theil der herrlichsten Geisteswerke im ärmlichen Zimmer und bei kärglichem Leben entstanden ist. So weit geht der consequente Verfasser mit seinen Collectivgeistern, daß solche für ihn auch in einer Militärmusik, einem Sturme, einem Brande vorhanden sind. Nach ihm kann es deshalb keine Fortdauer der menschlichen Individuen, sondern nur des Menschengeschlechts geben; daß der Glaube an jene wie mancher ähnliche sich erhalten konnte, wurde nur durch raffinirte List und fanatische Gewalt der kirchlichen und weltlichen Herrscher, der Ultraegoisten möglich, unter welchen in vorderster Linie Napoleon III. und Pius IX. stehen. Indem die Ultraegoisten ihre Macht und ihre Reichthümer immer höher aufthürmen, wird an vielen Orten absolute Knechtschaft und Totalverarmung herbeigeführt und nur eine Radicalreform in Kirche, Staat und Gesellschaft kann davor bewahren, daß die immer wechselnden, wieder neue Collectivgeister erzeugenden Urstoffe nicht in ewiger Selbstverfolgung und Selbstpeinigung beharren. Das von Eroberern eingeführte gegenwärtige Militärwesen ist der allerverderblichste Misbrauch aller Kraftstoffe sowie der menschlichen Vernunft. Die Geldkönige, die Rechtsverdreher, die feilen Publicisten sind eben solche gemeinschädliche Sünder wie die Militär-, Pfaffen- und Hofcamarillen. Freigemeinden, Maurer und die ganze wahrheitsliebende Presse müssen darauf hinwirken, daß solche im ultraegoistischen Interesse geführte Kriege wie der letzte deutsch-französische ferner nicht mehr möglich sind. Jedes Volk oder Individuum, welches den Besserungsforderungen der allwaltenden Naturgesetze widerstrebt, verfällt rettungslos seinem Untergang; lebt ihnen hingegen die Menschheit nach, so tritt sie in das „bessere Jenseits" ein; bisjetzt hat die Gottheit ihr permanentes Weltgericht überall und immer abgehalten und jahrtausendelang unerbittlich gestraft.

Während der Verfasser die herrschenden Gewalten in Kirche und Staat unbarmherzig verurtheilt, indem sie nach ihm die Schuld an dem jetzigen opfer- und leidensreichen Totalverfall der meisten Staaten tragen, findet Gnade die übrige Menschheit auf dem gewerblichen, künstlerischen und wissenschaftlichen, namentlich naturwissenschaftlichen Gebiete, als wenn auf diesem Irrthum, Trug, Schwindel gar nie stattfänden, und als wenn nicht auch auf den tiefern Lebensstufen der Egoismus zu Hause wäre. Daß im Gegensatz zur Monarchie die Demokratie als die alleinseligmachende Staatsform auf den Schild erhoben wird, darf vom Verfasser nicht befremden, ebenso wenig, daß nach ihm Selbsthülfe auf dem kirchlichen, politischen und socialen Gebiet ganz unentbehrlich ist und zuletzt die Republik Siegerin bleibt.

Als vor etwa 20 Jahren die Stoff- und Kraftliteratur begann, konnte man die Consequenzen voraussehen, welche viele aus den neuen Lehren ziehen würden. Für sie existirte von da an nichts mehr als die kraftbegabten Atome, durch deren Zusammengesellung nicht nur alle Erscheinungen der physischen, chemischen und organischen Welt, sondern auch die geistigen zu Stande kommen sollten. Obwol sehr bedeutende und umsichtige Naturforscher auf die Schranken und Befugnisse unserer Wissenschaft hinwiesen und den Bereich andeuteten, in welchem ihr die Entscheidung zustehe, trat doch der erregte Strom, von vielen trüben Wassern geschwellt, über seine Ufer und überflutete ringsum die angrenzenden Gebiete. Weil, zum Theil infolge der Einwirkung der neuen Lehren, viele nicht mehr an eine ewige Bestimmung des Menschen glauben, so sollten alle am irdischen Dasein ihre Befriedigung finden, entgegen der mehrtausendjährigen Erfahrung, daß dieses eine solche nicht gewähren könne, sondern nach einem ewigen Gesetz stets ein unvollkommenes bleiben werde. Es ist hier nicht der Ort, näher zu erweisen, daß die Prämissen, welche der Verfasser für felsenfest hält und auf die er sein System baut, die von ihm gemachte Anwendung nicht gestatten. Das Seelenleben läßt sich niemals aus einem „Collectivgeist" erklären, sondern setzt ein einheitliches Wesen voraus, das durch Auflösung des Organismus weder vernichtet, noch in seiner innersten Natur wesentlich alterirt wird. Durch sein Zusammensein mit monadischen Einheiten niedrigerer Ordnung entsteht der menschliche Organismus, dessen relativ höhere Vollkommenheit durch das Centralwesen bedingt ist. In diesem ist die Person begründet, welche ungeachtet des fortwährenden Stoffwechsels das ganze Leben hindurch die gleiche bleibt und als solche sich fühlt und weiß.

Einseitig und ungerecht ist es, den herrschenden Mächten in Staat und Kirche vorzugsweise das Böse und Unheilvolle zuzuschreiben; Priester, Gesetzgeber und hervorragende, zum Herrschen geborene oder hierzu erzogene Menschen, mögen sie nun den Namen Fürsten oder einen andern führen, waren überall Träger und Erhalter der Cultur, haben die Größe der Völker begründet und deren Leistungen ermöglicht. Als Menschen waren sie allerdings mehr oder minder unvollkommen, haben sich öfters in Zwecken und Mitteln geirrt, und es fehlt unter ihnen auch nicht an solchen, welche ihr eigenes Interesse über das der Gesammtheit stellten. Wie kann man jedoch dem Thatbestand gegenüber von einem „Totalverfall" der Völker Europas sprechen, deren Menschenzahl sich seit funfzig Jahren verdoppelt, deren Macht und Reichthum sich vervierfacht hat, deren Bildung eine staunenswerthe Zunahme zeigt? Auch die viel seltener gewordenen Kriege müssen, wenn sie nothwendig werden, keineswegs zum Untergang

führen, sondern können auch ein neues, gereinigtes, auf bessern Grundlagen ruhendes Volksleben erzeugen.

Wir können nicht einsehen, wie die Schuldigen nach dem Verfasser damit bestraft sein sollen, daß andere „Collectivgeister“ in künftigen Zeiten und etwa an andern Orten für die Sünden jener leiden müssen. Die Strafe der Schuldigen erfolgt nach unserer Ansicht viel sicherer durch die Stimme der Zeitgenossen, durch das Urtheil der Geschichte und durch die Qualen des Gewissens. Wir vermögen in der vorliegenden Schrift nur einen der vielen Beweise von Verirrung zu finden, zu welcher auch Erkenntnisse der Wissenschaft verleiten können, wenn sie unrichtig oder einseitig aufgefaßt werden.

Maximilian Perly.

Feuilleton.

Dramaturgische Thesen.

Die deutsche Theaterreform ist in vollem Gange; vieles, was sich dabei zu Tage drängt, ist todtgeboren, vieles aber auch zukunftsvoll. Meistens handelt es sich um rechtliche und finanzielle Fragen; doch auch das Dramaturgische wird direct oder indirect mit berührt. Eine der wichtigsten Fragen ist indeß weder bei den Congressen der Directoren, noch bei denen der Schauspieler, noch bei denen der dramatischen Dichter zur Sprache gekommen — die Frage der Repertoirebildung, zunächst eine Lebensfrage der Directionen, die aber von diesen oft mit vielem Leichtsinn behandelt wird. Ein gediegenes Stammrepertoire ist bei den wenigsten Bühnen zu finden; das Zurückgreifen in die Vergangenheit ist oft principloses Experimentiren; einzelne neue Stücke werden bis zur Abgegriffenheit abgespielt und immer wieder eingeworfen, wie Futter für Pulver, weil es an einer taktisch geordneten Reserve fehlt. Werthvolles bleibt unbeachtet, Werthloses wird infolge alten Schlendrians immer wieder mit fortgeschleppt.

Eine Revision der Repertoires thut noth; Anhalt dafür bieten die dramaturgischen Thesen von Gotthelf Haebler, welche von diesem Autor zwar keck hingeschleudert sind, aber doch viel Zutreffendes enthalten, und namentlich durch die Selbständigkeit ihrer Urtheile, die vielfach von dem Hergebrachten abweichen, Beachtung verdienen. Der Titel der kleinen Schrift lautet: „Wie sollte das deutsche Volk nach den Siegen von 1870 und 1871 auf das Drama der Vergangenheit blicken? Wie sollte es das seiner eigenen Zukunft gestalten? 55 Sätze von Karl Gotthelf Haebler“ (Leipzig, Mutze, 1872). Die Thüren der Zukunft, welche viele literarhistorische Pförtner dem deutschen Volk vor der Nase zuschlagen, öffnet Häbler weit mit seiner zweiten These: „Der Gedanke, daß nach den unvergeßlichen Leistungen Goethe's und Schiller's von den Volksgenossen dieser großen Männer auf Jahrhunderte hin gleich Großes nicht erwartet werden dürfe, ist erstens anmaßend als philosophischer Satz, weil sich die Fülle dessen, was das geistige Leben hervorbringen kann, überhaupt nicht berechnen läßt; ferner unberechtigt von historischem Standpunkte, weil höchste Leistungen eines Volks in der Kunst sonst nicht aus Zuständen hervorgegangen sind, wie die Deutschlands in den Tagen jener Männer waren, und endlich beleidigend gegen das deutsche Volk, weil es jene Männer in mancher Befangenheit ihrer Auffassungen schon hinter sich gelassen hat, und weil es, unter dem Eindrucke so gewaltiger Ereignisse und in der jetzigen, nie zuvor dagewesenen Zusammenfassung seiner Kraft, in der mächtigen Bewegung seiner Geister und in der überwiegenden Gesundheit und Frische seines sittlichen Lebens, für befähigt gelten muß, an jede Größe der Vergangenheit mit seinen Schöpfungen hinanzureichen.“

Was Haebler über die alt- und neuclassischen Vorbilder sagt, darüber kann man mehrfach mit ihm rechten. Sehr bedauerlich ist die folgende These: „Von Schiller sollte man jedenfalls endlich wegthun die «Räuber», wegen Rohheit und Unreife, «Cabale und Liebe» wegen krankhafter Sentimentalität, und wenn Posa's Phrasen endlich verstummten, so wäre auch nicht viel verloren.“

Und wenn Haebler weiter sagt: „«Fiesco», ein herbes Sühnungsdrama, ist von Schiller's Jugendwerken wol das gesundeste“, so muß man dagegen behaupten, daß „Fiesco“ das schwächste der Schiller'schen Jugenddramen ist, und die beiden andern ihm an dramatischem Zusammenhalt, an Spannung und Wirkung weit überlegen sind. Auch „Don Carlos“ ist viel bedeutender als „Fiesco“. Von Goethe heißt es:

„Goethe's «Götz» ist wohl zu unruhig für unsere Bühne, «Tasso» zu weich in der Haltung, zu peinlich im Ausgang, unerträglich im vierten Act; «Clavigo» ist wegzuthun als ein Werk, das weder Goethe's noch unserer Bühne würdig ist. «Egmont», «Iphigenia» und «Faust» sind Perlen, von denen unserer Bühne keine fehlen darf.“

Gegenüber der Ueberschätzung Heinrich von Kleist's und neuerdings auch Grillparzer's mögen solche nach der andern Seite hin ausschreitenden Urtheile wie die folgenden mehr ins Gewicht fallen: „Heinrich von Kleist ist im ernsten Drama durchgängig krankhaft. Sein «Hermann» ist ein anmaßender Geck, sein «Wetter von Strahl» ein Gimpel, sein «Prinz von Homburg» eine Memme, und «Thusnelda» und «Kätchen» sind Fratzen. Berechtigt ist der «Zerbrochne Krug».

„Grillparzer's «Ahnfrau» ist, bei einzelnen Schönheiten, doch nichts als eine Wiederholung romantischer Greulichkeiten; daß sie noch aufgeführt werden kann, ohne ausgepfiffen zu werden, ist ein wahrer Schimpf für unsern Geschmack. Seine «Sappho» und ähnliches ist ein matter Nachklang des Iphigenia-Stils; daß es lebenskräftig sei, ist kaum zu glauben; mag man es geben, wenn es begehrt wird!“

Von den neuern Autoren heißt es:

„Laube hätte Novellen schreiben sollen statt seiner Dramen. Daß er die Technik kennt und gewandt zu üben weiß, kann ihm weder die tragische Wucht noch den lyrischen Schmelz ersetzen, die ihm beide fehlen. Die dreimalige Verwendung derselben ziemlich werthlosen Figur in «Monaldeschi», «Struensee» und «Essex», und Urtheile, wie sie in der Pflege von Grillparzer's «Ahnfrau» und in der Bevorzugung des «Clavigo» sich aussprechen, bezeichnen seine Richtung als eine bedauerliche.

„An Gutzkow's Dramen ist, wie an allen seinen Werken, bei einer gewissen Unbestimmtheit des Aufbaus, doch höchst ehrwürdig das Streben, geistige Bewegungen der Zeit künstlerisch zu gestalten. Seine Helden, so auch Uriel Acosta, sind bisweilen bei Charakterschwäche anspruchsvoll; gleichwol ist Schmidt's Urtheil zu schroff. «Werner», «Ein weißes Blatt» und «Ottfried» sind geistvolle und berechtigte Erörterungen socialer Fragen, «Zopf und Schwert» und das «Urbild des Tartüffe» sind mit Recht beliebt; den «Königslieutenant» sollte man fallen lassen; aber der Tragödie «Pugatschew» und dem Lustspiel «Lorber und Myrte» sollte man eine eifrige Pflege widmen.

„Hebbel ist wenig brauchbar. Seine Charaktere sind zu reflectirt; sein ausgesprochener Grundsatz, daß er mit der Kunst martern wolle, um Weltverbesserung zu befördern, ist frevelhaft zu nennen. Otto Ludwig, obwol er ihn verleugnet, hat doch wol viel von ihm gelernt und ist ihm in seinen Fehlern sehr verwandt.

„Heyse mag das leichtere Drama und das Lustspiel pflegen; aber Geibel soll Lyrisches und Didaktisches schreiben,

«Brunhild» und «Sophonisbe» sind ohnmächtige Versuche, tragisch zu sein.

„Von Prutz sollte wenigstens «Kurfürst Moritz» und «Karl von Bourbon» gepflegt werden.

„Von Freytag sind «Valentine» und «Journalisten» reicher an Vorzügen als an Fehlern; die «Fabier» sind verkünstelt, die Technik ist ein ungesundes Buch.

„Gottschall hat jedenfalls mit «Mazeppa» und «Pitt und Fox» Ausgezeichnetes geleistet. Ihm wird seine Macht über die Form gefahrvoll; doch wird, was er schafft, immer Beachachtung verdienen."

Mit Recht beklagt sich Haebler über die unmittelbare Verwendung neuester französischer Lustspiele für die deutsche Bühne: „Was Franzosen beklagen oder bewundern, das beklagen oder bewundern wir wol oft auch; aber was der Franzose belacht, das liegt dem Deutschen in der Regel fern. Wir bekommen in solchen Werken meist nur den häßlichen Kitzel der Unsittlichkeit; ihr Bestes bleibt bei der Uebersetzung im Original haften."

Ueber die Preisvertheilungen und ihre Resultate sagt der Autor: „Die Absicht der Preisvertheilungen ist gut. Mit Heyse's «Sabinerinnen» aber hat München einen Zwitter, der weder antik noch modern ist, gekrönt; und Berlin hat mit Hebbel's „Nibelungen" ein nicht eben dramatisch, wenn auch poetisch verdienstliches Werk, mit Lindner's «Brutus und Collatinus» sehr jungen Most, mit Geibel's «Sophonisbe» wohlklingende Ohnmacht bekränzt. Die besten neuern Dramen hat man zuverlässig mit diesen Kränzen nicht geehrt; aber man kränze nur weiter! Diamanten im Kiese suchen ist schwer, und irren ist menschlich."

Der zweite Theil der kleinen Schrift wendet sich, nach der Revision der Vergangenheit, auf die Gestaltung der Zukunft; er verlangt von dieser eine Verherrlichung der Siege von 1870 und 1871 in halb dramatischen Festspielen, ernstlichere Beschäftigung mit vaterländischer Geschichte, aber nicht Chronik in Gesprächsform, eine neue Gestaltung des Lustspiels, protestirt gegen den Begriff Trauerspiel, verlangt das „Verherrlichungsdrama" und Liebesdrama und ein Lustspiel, das tiefe Ergründung des Seelenlebens mit lebendigster Ironie und glänzendster Märchenpracht vereinen müßte. Am Schluß betont er die Pflicht der Gebildeten, durch Besuch erster Aufführungen sich ernstlich an der Ausbildung junger Bühnendichter zu betheiligen, und verlangt, daß jede Bühne, die aus öffentlichen Mitteln unterstützt wird, verflichtet sein solle, unter 100 Acten je 5 aufzuführen, die noch nie und nirgends gegeben worden wären, und 15 andere, die in den letzten fünf Jahren erschienen seien und am besten gefallen hätten.

Es ist in allen diesen Vorschlägen zunächst das Streben anzuerkennen, mit dem alten Schutt, der sich auch auf den Bühnen ansammelt, aufzuräumen und auch der Zukunft bestimmte Ziele hinzustellen. Unsere Bühne bedarf aber auch einer neuen Reform; die Reformbestrebungen für die Neugestaltung der finanziellen und Rechtsverhältnisse sind sehr anerkennenswerth, aber der Kern und das Wesen unsers Theaters werden dadurch wenig berührt.

Bibliographie.

Anno 1972. Zum Besten der Gegenwart vorausgeschrieben von Karlchen Mießnick. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2½ Ngr.

Albert, M., Die Candidaten. Ein Bild aus dem Leben des siebenbürgisch-sächsischen Volkes. Hermannstadt, Michaelis. Gr. 8. 12 Ngr.

Belot, A., und J. Dautin, Der Muttermörder. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von R. Springer. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Betrachtungen über den Krieg in Frankreich 1870 bis zur Entwaffnung der französischen Armee bei Sedan. 2te Lief. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bindewald, K. W., Poetische Weltgeschichte. Eine Sammlung deutscher Gedichte zur allgemeinen Geschichte. 2ter Thl. Das Mittelalter. Frankfurt a. M., Expas. Gr. 8. 1 Thlr.

Bibliothek sämmtlicher deutscher Volksbücher. Erste Subscriptions-Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Minde. Gr. 16. 3 Ngr.

Bilharz, W., Der Basler Todtentanz. Gedicht in allemannischer Mundart. Basel, Schneider. Gr. 8. 12 Ngr.

Bothmer, C. v., Politische und unpolitische Dichtungen. Hannover, Schulze. 16. 22½ Ngr.

Der Conflict zwischen Staat und Kirche in Bayern. Eine kirchenstaatsrechtliche Studie von einem katholischen Juristen Dr. *. Mit brieflicher Einführung des Predigers Arald. Huhn. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 13 Ngr.

Eckstein, E., Venus Urania. Satyrisches Epos. Stuttgart, Kröner. Gr. 16. 20 Ngr.

Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Feldzuge 1870—1871 von einem bayerischen Soldaten. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 10 Ngr.

Féré, O., Doctor Vampyr. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von R. Springer. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, J. G., Aus frischer Luft. Gedichte. Neue Folge. Stuttgart, Grüninger. 16. 1 Thlr.

Gaedertz, T., Hans Holbein der Jüngere und seine Madonna des Bürgermeisters Meyer. Lübeck, Bolhoevener. Gr. 8. 15 Ngr.

Gervais, E., Lessing's Kritik über die dramatische Poesie. Königsberg i. P. 1871. Gr. 4. 10 Ngr.

Grillparzer's sämmtliche Werke. In 10 Bdn. 1ster und 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Jäger, E. L., Der Uebergang zur Goldwährung. Eine nationalökonomische Skizze. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 15 Ngr.

Jansen, K., Uwe Jens Lornsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Volkes. Kiel, Homann. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Kehrich. Eine Dichtung nach Rheinsagen von A. M. in C. Aachen, Mayer. 8. 25 Ngr.

Kielmansegg. — Familien-Chronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmansegg. Zusammengestellt von Eduard Georg Ludwig Howe Grafen von Kielmansegg und Erich Friedrich Christian Ludwig Grafen von Kielmansegg. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Koberstein's, A., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5te umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch. 2ter Bd. Vom Anfang des 17. bis zum 2ten Viertel des 18. Jahrhunderts. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Kohlenegg, L. K. v., (Poly Henrion), Der Roman einer Göttin. 1ste bis 4te Lief. Stuttgart, Stöckhardt. 8. à 4 Ngr.

Konewka, P., Allerlei Thiergeschichten. Silhouetten. Text von J. Trojan. Straßburg, Schauenburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. 1stes Heft. Die Ereignisse im Monat Juli. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 26 Ngr.

Krüger, J., Die Zuchthäuslerin. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Kuh, E., Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Pest, Heckenast. 8. 2 Thlr.

Mitzenius, A., Johannes. Idylle in zehn Gesängen. Darmstadt, Schorkopf. Gr. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Die Gesellschaft Jesu. Geschichtliches Lehr- und Warnbuch für das Volk. Königsberg, Theile. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, H., Anwendung der Darwinschen Lehre auf Bienen. Berlin, Friedländer u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pauli, C. W., Lübeckische Zustände im Mittelalter. II. Lübeck, Bolhoevener. Gr. 8. 1 Thlr.

Ponholzer, B., Judith, die Heldin von Israel. Biblisches Schauspiel mit Gesang. Augsburg, Schmid. 8. 4 Ngr.

Reinmar, W., Weihnachtsschnee und Frühlingsglanz. Eine stille Geschichte. Braunschweig, J. H. Meyer. 16. 22½ Ngr.

Richter, J. W. O., Die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters. Vorträge. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 16. 1 Thlr.

Rovenhagen, L., Deutschlands Erhebung unter Preussens Führung. Einige Jahre Geschichte in Gedichten. Aachen, Jacobi. Gr. 16. 12 Ngr.

Schäfer, D., Dänische Annalen und Chroniken von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, mit Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu schwedischen und deutschen Geschichtswerken kritisch untersucht. Hannover, Hahn. Gr. 8. 16 Ngr.

Schlosser, G., Pädagogische Fragen. I. Ueber nationale Erziehung. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schöpfung und Mensch. Vom Verfasser von „Naturgesetz und Menschenwille." 2ter Bd. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Sendschreiben an den geistigen Adel deutscher Nation. Vom Verfasser der Concil-Lieder. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Silberstein, A., Glänzende Bahnen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, Henriette, Sewahi. Ein dramatisches Gedicht. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 25 Ngr.

Tennyson, Ausgewählte Gedichte. Im Versmaaß des Originals übertragen von M. Rugard. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Valentin, V., Die hohe Frau von Milo. Eine ästhetische Untersuchung. Berlin, G. Reimer. Imp.-4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Venzmer, C. G., Volkszählung und Auswanderung. Eine ernste Frage der Zeit nebst einem Vorworte. Rostock, Kuhn. Gr. 8. 8 Ngr.

Verkrüzen, T. A., Norwegen, seine Fjorde und Naturwunder. Eine naturwissenschaftliche Reise unternommen im Sommer 1871. Cassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waal, A. de, Meister Faustgerecht. Schauspiel. Mit Musikbeilage von F. X. Haberl. Kempten, Kösel. Gr. 16. 5 Ngr.

Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Litteratur bis zum dreissigjährigen Kriege. Supplement. Basel, Schweighauser. Hoch 4. 6 Ngr.

Warum glauben wir nicht an die päbstliche Unfehlbarkeit? Offener Brief eines Altkatholiken an seine neukatholischen Mitbürger. Erlangen, Besold. Gr. 8. 4 Ngr.

Wilhelmi, Auguste, geb. Grimm, Aus dem Lazarethe. Wahrheit und Dichtung. Karlsruhe, Macklot. Gr. 16. 21 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 15. August 1872.

Neue lyrische Gedichte.

1. Nacht und Sterne. Neue Gedichte von Albert Möser. Halle, Barthel. 1872. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Vom Himmel zur Erde. Von Theodor Hofferichter. Berlin, Heimann. 1871. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Daheim in Deutschland und Romänien. Dichtungen und Uebersetzungen von R. Neumeister. Quedlinburg, Basse. 1871. 8. 20 Ngr.
4. Gedichte von Gottfried Krasemann. Wismar, Selbstverlag des Verfassers.
5. Mein Liederbuch. Von Hortens Oberton. Wismar, Hinstorff. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.
6. Veilchenstrauß. Neue Gedichte von Paul Matthies. Berlin, Volksbuchhandlung. 1872. 8. 5 Ngr.
7. Gedichte von F. Brunold. Zweite Auflage. Leipzig, Pardubitz. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
8. Poesien des Urwaldes. Von Kara Giorg. Einsiedeln, Benziger. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
9. Bilder vom Genfersee. Von Klara Tittmann. Stuttgart, Grüninger. 1871. 16. 10 Ngr.
10. Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen von Gisbert Freiherrn Vincke. Münster, Brunn. 1869. 16. 1 Thlr.
11. Wladimir. Eine russische Geschichte in drei Gesängen von Gustav Weck. Würzburg, Kellner. 1871. 16. 10 Ngr.
12. Kassandra. Episch-lyrisches Gedicht von Agnes Rättig. Berlin, Schlingmann. 1871. 16. 1 Thlr.

Der bekannte böhmische Dichter Alfred Meißner leitet seine nach den Papieren seines Großvaters herausgegebenen „Rococobilder" mit den folgenden zutreffenden Worten ein:

Als Xerxes sein Heer von der Spitze des Athos überschaute, soll er bei dem Gedanken geweint haben, wie wenige von dieser ungeheuern Zahl am Leben bleiben werden. Ein ähnliches Gefühl der Wehmuth muß den Literarhistoriker überschleichen, wenn er von seiner Höhe aus die Scharen auf dem Felde der europäischen Literatur übersieht. Wie wenige von denjenigen, die jetzt in voller Thätigkeit begriffen sind, überdauern eine kurze Zeit! Wie viele müssen noch bei Lebzeiten das Grab ihres Glanzes sehen! Was bleibt nach funfzig oder gar nach hundert Jahren an Erinnerungen sogar von denjenigen übrig, die nicht gemeine Krieger, sondern Hauptleute waren und auf ihrem Helm einen wallenden Federbusch trugen?

Diese Betrachtung Meißner's findet in der deutschen Literaturgeschichte leider nur allzu oft ihre Bestätigung; zumal auf dem Gebiete der Lyrik, wo ein frühzeitiger Tod die Reisigen zu Scharen in das Grab der Vergessenheit rafft — und mancher von ihnen trug einen wallenden Federbusch auf seinem Haupte!

Solchen wallenden Federbusch trägt als Zeichen echten Ritterthums der Poesie und adelicher Geistesart auch derjenige Dichter auf seinem Helm, mit dem wir heute unsere kritische Revue eröffnen — Albert Möser. Möge ihm der frühzeitige Hinsturz in das große Grab der Vergessenheit erspart bleiben, welchem zu einem großen Theile die heute von uns zu würdigenden Lyriker nicht unverdient anheimfallen werden, noch ehe sie die ersten Stufen des Parnasses erklommen. Albert Möser ist ein Dichter großen Stils, ein Dichter von classischem Gepräge. Bei ihm ist alles subjectiv — und darum ist er ein echter Lyriker: aber es ist ein groß angelegtes, in die Weltweiten blickendes Subject, welches uns aus seinen Poesien anspricht, ein Subject, welches, allem Kleinen und Kleinlichen abhold, stets die Dinge sub specie aeternitatis sieht und mit wahrhafter Genialität dem eigenen Fühlen und Denken eine allgemein menschliche Bedeutung zu geben versteht. Wie Möser's frühere „Gedichte" (Leipzig, Matthes; zweite, vermehrte Auflage, 1869), so empfangen auch die uns heute unter dem Titel „Nacht und Sterne" (Nr. 1) vorliegenden ihre Farbe von jenem sich im schmerzlichen Gegensatze gegen die Freiheit des höchsten Wesens erfassenden Gefühle creatürlichen Wehs, welches man „Weltschmerz" genannt hat. Düster und herbe erscheint dem Dichter das Leben; denn der Inhalt dieses Erdendaseins zeigt sich ihm als nichtig, sein Ausgang als dunkel. Lebenswerth wird es ihm nur durch die Hingabe an zwei Gefühle, welche, süß und köstlich, auf Minuten den Schmerz des Daseins in Schlummer lullen: durch die Hingabe an das Gefühl der Liebe und an dasjenige der Begeisterung für das Schöne, speciell für die Kunst. Was will solche

Poesie des Weltschmerzes in dieser Zeit der rüstigen Thatkraft, welche eisenklirrend dahinschreitet und ihr „sic jubeo, sic volo!" in die Welt hinausruft? Es sind Stimmen laut geworden, welche über diese Poesie des Weltschmerzes als eine antiquirte den Stab brechen und ihr das Pantheon der Gegenwart verschließen. Gewiß mit Unrecht. Denn zu allen Zeiten hat das dichtende Subject das Recht, sich in allen Tonarten auszuklingen, welche dem Gemüthe des Menschen natürlich sind, und der Weltschmerz ist dieser Tonarten eine. Er ist uralt und wird ewig dauern: von den Psalmen Salomo's bis hinab zu den Dichtungen Byron's und Leopardi's, Nikolaus Lenau's und Platen's finden wir seine Spuren in den Dichtwerken aller Perioden und aller Völker, und in derjenigen Zeit, wo ein Schopenhauer den Weltschmerz der Wissenschaft aneignete, indem er ihn in ein philosophisches System brachte, darf auch Albert Möser seine vom gleichen Schmerz erfüllten Canzonen, Hymnen und Lieder singen. Und ist es nicht eine jedem feiner organisirten Menschen von der Natur eingeimpfte Eigenschaft, ist es nicht insonderheit das eigentliche Zeichen des Genius, daß er, mehr als die Menschen des Alltags, mit wundem Herzen dieses lastenden Daseins Elend und Gebrechlichkeit empfindet? Jedem wahren Dichter „faßt der Menschheit ganzer Jammer an", und der ist es nicht, in dessen Versen nie die Passionsblume menschheitlichen Wehs blühte. Möser leiht diesem Weh einen oft hinreißenden, monumentalen Ausdruck. So in den von Goethe'schem Geiste getragenen hymnenartigen Gedichten „Prometheus" und „Gesang der Titanen", so ferner in den schwungvollen Gesängen „Die Vögel", „Am Grabe meiner Mutter" und „An meinen Zeisig". Die ganze Weihe, der ganze Ernst der Möser'schen Dichtung, ihre Gedankentiefe und Melancholie, liegt in dem folgenden Gedicht ausgesprochen:

Genie und Welt.

O selige Lust,
Dem Weltdrang fern
Eine große Seele
Zu gießen in Rhythmen,
Oder des Busens
Schwankende Bilder
In Farben zu bannen
Und leuchtenden Marmor!

Aber welch Leid
Kommt gleich dem einen:
Zu schaffen vermögen,
Was keiner noch schuf,
Und wirken zu müssen,
Was jeder vermag;
Für kärglichen Sold,
Um zu fristen den Leib,
Karren im Joch der Alltäglichkeit
Und verleugnen des Genius Gottesberuf.
Denn wenigen nur
Gönnt gnädig ein Gott
In schaffender Muße
Sich selbst zu leben;
Die anderen aber
Zwingt schnödes Bedürfniß
Im Reiche der Zwecke
Zu sklavischem Dienst.

Drum fronen sie nun
Mit weinender Seele
Und wandeln auf Erden
In Knechtsgestalt.

Wie die Schatten am Styx
Odysseus umschwirrten,
Gelockt von des Bluttranks
Beseelender Kraft,
So umschweben den Künstler
— Wie Nebelbilder —
Die ungeborenen,
Des Geistes Gestalten:
„Erweck' uns zum Leben!"
So flehen sie stumm;
Doch Nothdurft zwingt ihn,
Sie rückwärts zu scheuchen,
Sie weichen erblassend
Und schwinden in nichts.

Wol lockt ihn die Sehnsucht
In himmlische Fernen,
Er dürstet, zu baden
Im ewigen Licht;
Doch ob ihn Begeisterung
Aufwärts trägt,
Zurück stets zieht ihn
Die irdische Schwere;
Die Erde verschmähend,
Dem Himmel fern,
Von Göttern verlassen,
Den Menschen fremd,
Fühlt er erlahmen
Des Geistes Flug;
Er wankt und sinkt,
Und in nächtliche Tiefen
Stürzt er vernichtet
Wie Phaëton.

Die anderen aber,
Die Nüchternen, vielen,
Stehn sicheren Fußes
Auf fester Erde;
Sie blicken nicht aufwärts,
Sie schaun nicht ins Weite,
Der spähende Blick
Hängt suchend am Boden;
Und rührig sich regend
Im engsten Kreis
Einsammeln sie emsig
Die Güter der Erde,
Und zwingen die Welt
Mit rüstiger Faust,
Und spotten der armen,
Die seitwärts stehen,
Der schönheitstrunkenen,
Traumverlornen,
Der Geistesrecken
Mit Kinderherzen,
Der selig-unseligen Göttersöhne.

Hätte Möser nichts geschrieben als dieses eine Gedicht, er wäre schon wegen dieser Talentprobe werth, unter den jüngsten Lyrikern der Gegenwart als einer der bedeutendsten bezeichnet zu werden. Neben solchen groß dahinwogenden, nicht zu scandirenden freien Strophen finden wir in „Nacht und Sterne" Lieder von höchstem Schmelz und reinster Klangfülle wie das nachstehend mitgetheilte:

Nachtseufzer.

Es dunkelt im Thalesgrunde,
Das Klosterglöcklein läutet sacht,
Es rauscht in weiter Runde
Der Wald in Blütenpracht.

Die Sterne zur Mitternachtsstunde
Ziehn hoch im Blau als Liebeswacht:
O heile der Sehnsucht Wunde,
Klingende, leuchtende Nacht!

An süßen Mädchens Munde
Laß still mich ruhn und gluentfacht;
Daß ich vom Weh gesunde,
Zeig', Liebe, deine Macht!

Die Sterne zur Mitternachtsstunde
Ziehn hoch im Blau als Liebeswacht:
O heile der Sehnsucht Wunde,
Klingende, leuchtende Nacht!

Das erotische Element, welches in diesem Liede nur leise durchblickt, tritt in den Möser'schen Poesien neben der elegischen Sehnsucht nach den reinen Formen echter Schönheit lebendig hervor. Schönheit und Liebe sind die beiden Pole, zwischen denen die Klänge der Lyra unsers Dichters hin- und herwogen. Hier und da gewinnt seine Erotik ein allzu sinnlich-lüsternes, fast bacchantisches Colorit; sie geht dann fast über die Grenze des ästhetisch Erlaubten hinaus, wie z. B. in dem fünften der zahlreichen Sonette. Auch diese Sonette Möser's bewähren übrigens wiederum die an ihm gewohnte Formgewandtheit. Sie sind von einer Kunst der strophischen Architektonik, welche sich nur mit den Platen'schen Poesien gleicher Gattung vergleichen läßt. Wir zeichnen unter den „Sonetten" dieser Sammlung das „Vor einer Mumie" aus. Ueber die gedanken- und gefühlstiefe Canzone „Todtenopfer" (ein dem bei Mars-la-Tour gefallenen Grafen Lothar von Hohenthal gesetztes poetisches Denkmal) haben wir bereits in Nr. 34 d. Bl. f. 1871 sehr anerkennend geurtheilt. Ein weiteres Denkmal setzt der Dichter seinem zu früh dahingegangenen Freund und Schüler in der gegenwärtigen Sammlung mit dem schönen Liedercyklus „Lothar", welcher zu den kostbarsten Perlen dieser neuen Gedichte Möser's gehört. Unter den „Ghaselen" unsers Dichters findet sich, der manierirten Formverzwickung dieser Dichtgattung gemäß, wenig Ansprechendes. Wir können in ihnen trotz der Virtuosität, mit der Möser dieselben behandelt hat, nichts sehen als halbmisglückte Studien, welche wol aus der Sammlung hätten fortbleiben können. Desto Bedeutenderes enthalten die „Distichen", eine Sammlung von fein pointirten Epigrammen und graziös gemeißelten Gemmen. Bewies Möser in der Hymne einen großartigen Gedankenflug, im Liede eine einschmeichelnde Melodik, im Sonett ein seltenes Ebenmaß der Anordnung der Gedanken und der Form, so zeigt er in seinen „Distichen", die wir mit zu dem Besten dieser „Neuen Gedichte" rechnen, eine überraschende Schärfe des Urtheils und gesunde Beobachtungsgabe, soweit diese Distichen das Leben und die Menschen zu ihrem Gegenstande haben, Bildungsreife und einen feinen ästhetischen Sinn aber, soweit sie sich mit den Ideen der Kunst, der Literatur und überhaupt des Menschlich-Schönen beschäftigen.

Den Schluß der Sammlung „Nacht und Sterne" bildet die formschöne Canzone „An das Glück", welche sich in jeder Beziehung würdig neben die früher von unserm Dichter einzeln publicirte Canzone „An den Tod" (Leipzig, Matthes, 1866, später aufgenommen in die „Gedichte", 1869) stellen darf. Sie zeigt Bedeutsamkeit des geistigen Gehalts und Uebersichtlichkeit der künstlerischen Composition. Das Vollendetste leistet Möser aber ohne Frage in den in freien Strophen geschriebenen Gedichten großen Stils, wie das oben mitgetheilte „Genie und Welt" beweist. Wir können uns nicht versagen, hier zum Schluß noch eine Möser'sche Gedankensymphonie aus dieser Rubrik hervorzuheben. Sie lautet:

An die Freude.

Oft nicht zogst du ins Herz mir ein,
Und treu war mir einzig
Die Jahre des Lebens
Mein ew'ger Genosse:
Der Schmerz.

Doch ob du mich flohst
Und nur selten erwähltest,
Doch bist du vertraut mir
Wie keinem der Menschen.

Du schwelltest mein Herz
Und wecktest mir Jubel,
Wenn leuchtend des Alpsees
Spiegel mich wiegte:
Auf hohem Verdeck
Saß ich stundenlang
Und lauschte der Wogen
Melodischem Liede,
Während gezackt
Und sich kühn übergipfelnd
Die Alpenriesen
Von fern mich grüßten.

Dein Nahn verspürt' ich,
Wenn hoheitsvoll,
In Marmor gebannt
Von Hellenenhand,
Urewige Formen
Mein Aug' entzückten;
Oder wenn klangreich
Und lieblich bestrickend
Der Dichter Gesänge
Den Sinn mir rührten;
Oder eurhythmisch
Auf Toneswellen
Das Göttliche schmeichelnd
Ins Herz mir schlüpfte.

Doch stets am gewaltigsten
Griffst du mich an,
Wenn leuchtend und hehr
In lebend'ger Gestaltung,
Verkörpert in lieblicher Menschenblüte,
Erhabene Schönheit
Mein Herz bezwang,
Daß es süß erbebend
Und willig sich beugend
In heiliger Liebe
Gebannt erglühte;
Dann schloß sich erschauernd
Die Seele dir auf;
Und ob auch Enttäuschung
Mich erdwärts zog
Und der liebliche Traum
Trugvoll entschwand,
Minutenlang doch
Spürt' ich göttlichste Wonne
Und war beglückt.

Die grimmigsten Schmerzen,
Sie waren mein;
Doch auch das Höchste,
Ich hab' es genossen.

Mich rührte Natur,
Mich entzückte die Kunst,
Es weckte mir Schönheit
Berauschende Liebe,
Und ob auch die Zukunft
In Nacht sich hüllt:
Ich habe gelebt.

Man muß gestehen, diese Strophen documentiren eine bedeutende dichterische Kraft, welche den Stempel edelster Geistesart an der Stirne trägt — denn sie ist zugleich macht- und maßvoll, leben- und ruhevoll; sie verfügt über Leidenschaft und Würde zugleich; sie erhebt und rührt. Albert Möser hat vor andern Dichtern der Gegenwart den vollklingenden Ton einer Lyrik angeschlagen, welche wir im besten Sinne eine moderne nennen dürfen, einer Lyrik, welche, gleich frei von ungesundem Pathos wie von trivialer Nüchternheit, nicht nur von der ästhetischen Vertretung der humanitären Ideen dieses Jahrhunderts, sondern auch von der dichterischen Propaganda dessen, was wir das Allgemein-Menschliche, allen Zeiten Gemeinsame nennen, getragen wird. Möge das Lesepublikum von heute über diesen Poesien eines hochbegabten Dichters nicht zur Tagesordnung übergehen! Es richtet sich selbst, wenn es neben manchem andern Poeten, der Beachtung verdiente, auch Möser zu den Vergessenswürdigen wirft.

Was den Möser'schen Gedichten eine imposante Größe gibt, die Begeisterung und Leidenschaft im Ausdruck der Empfindung und des Gedankens, das fehlt den uns unter dem Titel „Vom Himmel zur Erde" (Nr. 2) vorliegenden Sonetten von Theodor Hofferichter, obwol auch in ihnen ein gesunder, echt moderner Geist waltet. So lobenswerth ihre Gesinnung ist, so mittelmäßig ist ihr poetischer Werth. Sie polemisiren gegen die Verkehrtheiten, namentlich der religiösen Anschauungen unserer Tage und gehen besonders den Pfaffen empfindlich zu Leibe. Aber bei aller Tüchtigkeit des Denkens, bei aller Schlaghaftigkeit und Schärfe des Urtheils gemahnen sie allzu nüchtern und prosaisch-abstract, um dichterisch wirken zu können. Dazu sind sie von einer unglaublichen Gründlichkeit in der Explication ihres Ideengehalts; sie demonstriren alles ab ovo und machen, um ihre Themata durch Beispiele zu illustriren, alle Wissenschaften mobil: sie plündern zu diesem Zweck alle mythologischen, historischen, dogmatischen, ethnographischen, naturgeschichtlichen und technologischen Compendien, sodaß man den Wald vor Bäumen nicht sieht — und das in nicht weniger als 400 Gedichten in der schon an sich ermüdenden Form des Sonetts. Manche der Sonette sprechen beherzigenswerthe Wahrheiten in gedrungener, aber freilich oft auch höchst unpoetischer Form aus, wie z. B. das Sonett 91 und besonders die Sonette 112, 133, 166, 391 und 400, welchen insgesammt ein achtungswerther Freimuth im Ausdruck der Gesinnung ihres Verfassers nachgerühmt werden muß. Wir setzen hier zur Probe des Hofferichter'schen Stils das folgende Sonett her:

Was todt — ist todt und wird nicht wieder leben;
Unsterblich ist allein die ewige Welt.
Das Einzelsein — es kommt, besteht, zerschellt,
Muß seinen Stoff an andre Wesen geben.

Such' hier das Ziel, den Abschluß für dein Streben!
Hier ist dein Wirkungskreis, dein Arbeitsfeld —
Und hast du das nicht gut, mit Fleiß bestellt,
Wirst du dich nicht zu neuem Sein erheben.

Wir leben weiter nur in That und Wort,
In der Erinnerung von unsersgleichen,
Die unser denken, wenn wir längst schon bleichen.

Ihr träumt vom Jenseits — doch es gibt kein Dort.
Such' hier das Gute, Schöne zu erreichen
Und leb' in deinen Werken ewig fort!

Klingt dieses Sonett, obgleich der in ihm ausgedrückte Gedanke hier in der Form ohne Rest aufgeht, schon einigermaßen nüchtern, so überbieten hierin dennoch viele der andern Sonette das mitgetheilte um ein Bedeutendes, wie z. B. diejenigen unter 70 und 217 der Sammlung eingereihten. Kaum ein einziges der Hofferichter'schen Sonette bringt es zu einer wahrhaft poetischen Wirkung; aber stets hat man die Empfindung, diese an sich höchst schätzenswerthen und in ihrem rationalistischen Grundgedanken höchst gesunden Betrachtungen hätten, wenn sie ihres mythologischen und sonstigen Staffagenbeiwerks entkleidet und in wohlklingender Prosa ausgedrückt worden wären, des Eindrucks gewiß nicht verfehlt. Die echte poetische Darstellung aber verlangt mehr Empfindung und Leidenschaft und daneben mehr Prägnanz und Präcision als diese allerdings formell meistens correcten Sonette sie bieten. Ueberdies ist die Sammlung viel zu compendiös. Wer findet heutzutage Zeit und Geduld, 400 Sonette zu lesen?

Aehnliches wie von den Hofferichter'schen Sonetten gilt von „Daheim in Deutschland und Rumänien" (Nr. 3) von R. Neumeister. Diese Sammlung, deren Gedichte theilweise bereits in den vierziger Jahren entstanden sind, enthält viel Wohlgemeintes, ist aber allzu evangelisch-rhetorisch gefärbt und laborirt hier und da an einer wortreichen Mystik, bei welcher die Vernunft reißaus nimmt, wie in dem Gedichte „Ein Ideal." Das Gelungenste bietet wol die Abtheilung „Still-Beschauliches", aus welcher wir nachstehendes Gedicht herausgreifen:

Ein Brief.

Den ersten Brief, den mir mein Vater schrieb,
Den hab' ich noch; er bleibt mir immer lieb.
Mein Vater schreibt darin: Gedenke mein!
Dann wirst du fromm stets und zufrieden sein.

So oft ich diesen holden Brief erblickt,
Worauf sein Namensiegel er gedrückt,
Gedacht' ich stets der Worte, die darin,
Und immer froh und heiter war mein Sinn.

Jüngst wacht' ich auf in einer Sternennacht,
Und hab' an meines Vaters Brief gedacht.
Mit Sehnsucht sah ich zu den Sternen hin,
Da kam mir dieses Gleichniß in den Sinn:

Die Sterne, die in hoher Pracht dort stehn,
Ist's doch, als ob wie Flammenschrift sie sehn (!);
Ein Vater schreibt darin: Gedenke mein!
Dann wirst du fromm stets und zufrieden sein.

Der erste Brief, den aller Vater schrieb,
Der Himmel ist's, der Himmel ist uns lieb.
Ein Siegel auch ist drauf, wer kennt es nicht?
Die Sonne ist's. Des Vaters Name: Licht.

Derartige Gedichte sind freilich nichts weniger als Staffeln, auf denen man zum Parnaß steigt, aber der kindlich fromme Sinn, welcher uns aus ihnen anweht, wird naive Gemüther vielleicht ansprechen. Ihre Einfalt ist ihr einziges Verdienst. Auf die poetische Begabung ihres Verfassers lassen sie keinen allzu günstigen Schluß machen. Die der Sammlung angeschlossene „Blütenlese aus romänischen Dichtern", sowie die „Freien Bearbeitungen nach dem Romänischen" enthalten einige hübsche Stücke.

Den Eindruck durchaus dilettantenhafter Producte machen die drei Sammlungen „Gedichte" (Nr. 4) von Gottfried Krasemann, „Mein Liederbuch" (Nr. 5) von Hortens Oberton und „Veilchenstrauß" (Nr. 6) von Paul Matthies. Die Krasemann'schen Gedichte sind in der Form correcter als die oft gegen die Grammatik sich versündigenden von Oberton und die prosodisch allzu salopen von Matthies. Krasemann, ein einfacher Handwerker, ein zweiter Hans Sachs, hat sich, wie seine Poesien zeigen, eine für seinen Stand achtungswerthe Bildung erworben und bekundet in seinen Gedichten eine christlich gläubige Gemüthsrichtung und viel herzgewinnende Wärme der Empfindung. Von Oberton (wol ein Pseudonymus aus Mecklenburg?) gilt ein Gleiches; in dem Cyklus „Daheim" haben die dem Tode der Gattin gewidmeten Lieder dieses Dichters etwas ungemein Herzliches und Rührendes. Bei Matthies, der einzelne hübsche Lieder darbietet, wiegt das Erotische vor. Er trifft oft den rechten Ton, und seine Verse sind nicht selten melodisch, wenn auch nicht immer ganz correct und rein. Allein seine Liebespoesie richtet sich an zu viele Adressen, um anders als tändelhaft wirken zu können. Ein eigenartiges Gedankenleben und eine selbständige dichterische Physiognomie fehlt allen drei Poeten. Wir theilen als Proben die folgenden drei Gedichte mit, und zwar von Krasemann, welcher in seinen Versen zu viel reflectirt und dadurch oft, wie z. B. in dem Gedicht „Die Bühnenwelt", trocken und nüchtern wird, das nachstehende:

Trostgedanke.

Maria! Beata! Euch beide
Deckt frühe der Rasen schon zu,
Nichts fühlt ihr vom irdischen Leide,
Nichts stört euch in seliger Ruh';
Doch aber(!) auch irdische Wonne
Durchdringt nicht das modernde Herz,
Nicht wecken die Strahlen der Sonne
Euch freundlich zum kindlichen Scherz.

O Vater im ewigen Lichte!
Du riefst als Knospen sie ab,
Nicht daß sie auf immer vernichte
Das zeitige finstere Grab.
Dir, Urquell des geistigen Lebens,
Vertraue ich willig sie an.
Du gabst nicht die Hoffnung vergebens,
Der Geist steigt zu dir himmelan.

Von Oberton stehe hier das seinem todten Weibe gewidmete, tiefempfundene Lied:

Ich komme bald.

Ich komme bald!
Warte nur unter dem Rasen!
Schon hör' ich die Posaune blasen.
Ich komme bald!

Ich komme bald!
Nur noch eine kleine Weile!
Mich treibt es mit Sturmeseile.
Ich komme bald!

Ich komme bald!
Mein Herz hat nicht Rast noch Ruhe,
Schon zimmert man meine Truhe.
Ich komme bald!

Ich komme bald!
Dann sind wir wieder vereinet,
Ueber uns beide man weinet.
Ich komme bald!

Endlich setzen wir von Matthies das folgende, an Joseph von Eichendorff gerichtete stimmungsvolle Gedicht hierher:

Dein Lied ist wie der abendliche Wald,
Wo plätschernde Cascaden heimlich rauschen,
Aus blauer Fern' ein Posthorn grüßend schallt
Und klugen Augs die schlanken Rehe lauschen.

Dein Lied ist wie der abendliche Wald,
Vom Silbermondschein märchenhaft beschienen,
Wo hold die Königstochter träumend wallt
Und lust'ge Elfen tummeln sich im Grünen.

Dein Lied ist wie der abendliche Wald,
Durchwürzt vom Zauberhauch der duft'gen Rosen,
Wo leis' vom Berg die Hirtenflöte schallt,
Mit Blatt und Blumen Zephyrdüfte kosen.

Dein Lied ist wie der abendliche Wald,
Verklärt vom Sternenkranz der Sommernächte,
Den Lieb' und Sehnsucht wählt zum Aufenthalt
Und wo man ewig, ewig weilen möchte.

Wie diese Beispiele beweisen, haben die Gedichte von Krasemann, Oberton und Matthies keinen Anspruch auf eine höhere Rangklasse als höchstens die des poetischen Mittelguts.

Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus der alten Geschichte und Cultur.

Schon im vorigen Jahrhundert regt sich unter den Freunden des Alterthums das Streben, die Cultur der Griechen und Römer außerhalb der Gelehrtenkreise zur lebendigen Anschauung zu bringen. Franzosen und Engländer gingen in diesem Streben voran. Auch in Deutschland kam man allmählich dazu, den Schulstaub von den Füßen zu schütteln und culturgeschichtliche Untersuchungen nicht ausschließlich im gelehrten Gewande erscheinen zu lassen. Nach und nach machte sich dann das Bedürfniß geltend, die Resultate der Alterthumswissenschaft überhaupt zu popularisiren. Heutzutage besitzen wir bereits eine ganze Literatur von populären Darstellungen aus dem griechischen und römischen Alterthum, die sich mit jedem Jahre vermehrt und die für die verschiedensten Bedürfnisse sorgt, für den Jugendunterricht in der Volks- und Mittelschule sowie für Belehrung und Unterhaltung der Erwachsenen.

Für die Jugend ist das Alterthum in lebendigen Farben geschildert in der mit vieler Anerkennung aufgenommenen

1. Weltgeschichte für Haus und Schule. Von Ferdinand Schmidt. Mit Illustrationen von G. Bleibtreu. Berlin, Goldschmidt. 1869—72. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Die Geschichte der Aegypter, Chinesen, Inder, Phönizier, Babylonier, Assyrier, Meder, Perser, Israeliten, Griechen und Römer ist in einem Bande unter dem Titel „Geschichte des Alterthums" (Berlin 1870) besonders herausgegeben worden.

Specieller auf die Studien in unsern Mittelschulen berechnet sind:

2. Bilder aus dem altgriechischen Leben von H. W. Stoll. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Bilder aus dem altrömischen Leben von H. W. Stoll. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

„Obgleich der Verfasser bei Ausarbeitung der vorliegenden Aufsätze auch an Leser aus allgemeinern Kreisen gedacht hat, welche ein Interesse für das Alterthum haben, so ist das Buch doch vorzugsweise für die Schüler unserer Gymnasien und höhern Schulen überhaupt bestimmt." Es ist allerdings wünschenswerth, daß die schulmäßige Lektüre der griechischen und römischen Classiker, die naturgemäß nur eklektisch das Beste den Schülern bieten kann, eine ausgedehntere Verwerthung und Vervollständigung finde. Da die wenigsten Zöglinge unserer Mittelschulen in der Lage sind, nach abgelegtem Abiturientenexamen den alten Autoren Zeit und Arbeit zu widmen, so ist ein zeitiger Ausbau ihrer Anschauungen vom classischen Alterthum für den ganzen Bildungsgang von Wichtigkeit. Was in dieser Richtung durch gute Uebersetzungen der nicht in der Schule gelesenen Classiker zu erzielen ist, sollte man nicht gering anschlagen. Daneben dienen zusammenfassende Schilderungen der antiken Cultur zur allseitigen Verwerthung der Lektüre, zumal wenn sie so verständig und lesbar geschrieben sind wie die Stoll'schen „Bilder".

Gewisse Probleme der Alterthumswissenschaft haben seit langer Zeit in dem weitern Kreise der Gebildeten eine Anziehungskraft ausgeübt. Es sind natürlich solche, zu deren Lösung weniger fachmäßiges Studium der alten Sprachen und Denkmäler, als vielmehr ein gesundes Urtheil über die allgemein zugängliche Tradition erforderlich ist. So ist die Charakterisirung der absterbenden römischen Republik ein altes Problem, an welchem sich die geistreichsten Gelehrten und Staatsmänner vielfach versucht haben. Und es ist als wenn das Problem unerschöpflich wäre; denn trotz der großen Literatur, welche sich um diese Frage gruppirt hat, treten immer wieder neue Lösungsversuche auf. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die Begründer der römischen Kaiserherrschaft nach und nach eine günstige Beurtheilung finden, wie sie ihnen in den verflossenen Jahrhunderten nicht zutheil wurde, als noch in Europa weit weniger von Freiheit und Volksrechten die Rede war. Trotzdem heutzutage „Cäsarismus" ein Schlagwort von übelster Bedeutung ist, haben dennoch die römischen Staatslenker, von denen das Wort und der Begriff des Cäsarismus entnommen ist, beredte Vertheidiger und Vertreter gefunden.

Diese Erscheinung läßt sich gleichwol auf einfache Ursachen zurückführen. Einerseits beruht das günstigere Urtheil über die Begründer des römischen Kaiserreichs auf dem persönlichen Uebergewicht, welches sie in wohldurchdachten, zum Theil genial erfundenen und ausgeführten politischen Unternehmungen über ihre Zeitgenossen geltend machten. Derselbe Zauber, den sie auf ihre Mitwelt ausübten und dem ihre doctrinären, unpraktischen oder unfähigen Gegner zum Opfer fielen, wirkt auch auf eine späte Nachwelt, zumal auf die Geister eines Jahrhunderts, in welchem ähnliche Phänomene in der Politik die Schicksale ganzer Staatencomplexe entscheiden. Andererseits ist auch eine kältere Auffassung der sogenannten römischen Freiheit, das heißt der republikanischen Staatsform im Gegensatze zur monarchischen, eingetreten. In der That bedeutet Freiheit in unserm Jahrhundert etwas ganz anderes, als die Vertheidiger der römischen Republik gegen Cäsar und die ersten Kaiser darunter verstanden. Denn ein gleich- oder verhältnißmäßig vertheiltes Selbstbestimmungsrecht unter allen Gliedern des römischen Reichs, welche durch persönliche Leistungen, Abgaben, Militärdienst die Existenz des Staats bedingten, war durchaus nicht das Ziel der letzten namhaften Republikaner. Vielmehr handelte es sich für diese hauptsächlich um Vertheidigung von Standesrechten, die zum Theil auf Kosten ganzer Provinzen ausgeübt wurden, es handelte sich um das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Zahl von römischen Bürgern, welche in der Hauptstadt thatsächlich das Regiment des großen Reichs führten.

Die Beurtheilung der maßgebenden Persönlichkeiten ist unter solchen Umständen erschwert, zumal da die Quellen unsers Urtheils selbst durchaus nicht frei sind von subjectiven Einflüssen. Neben der fragmentarischen Literatur der Historiker, welche selbst ihre Zu- und Abneigungen haben, liegt uns ein reiches Material in der Ciceronischen Correspondenz und Redensammlung vor. Es laufen die vertraulichsten Mittheilungen, officiellen

Erklärungen, tendenziösen Darstellungen vor unsern Augen zusammen, und es liegt der Stoff sowol für eine Scandalchronik als für ein Proceßverfahren gegen die hervorragenden Politiker der untergehenden Republik in bester Form vor.

Mit Hülfe dieser Acten ist denn auch eine Art von inquisitorischem Verfahren angestellt worden, welches am härtesten den Cicero betroffen hat. Seit Drumann die Charakterschwächen des großen Redners schonungslos aufgedeckt hat, ist die einseitige Verdammung Cicero's vielfach Mode geworden; man glaubt freilich in der raisonnirenden Verurtheilung des ehedem so gefeierten Mannes zuweilen mehr den Advocaten zu hören, welcher auf Verdammung plaidirt, als den Historiker, der ein objectives Bild der Situation zu geben bemüht sein sollte. Es wird sich in der Beurtheilung Cicero's der Weg als der richtige erweisen, welcher in der Politik gewöhnlich der verkehrte ist und für Cicero selbst verhängnißvoll war, die Berücksichtigung subjectiver Gefühle und Neigungen. An Vertheidigern hat es natürlich dem Liebling der lateinischen Stilisten auch nicht gefehlt. Aber abgesehen von den wirklichen und unbestreitbaren Vorzügen Cicero's, seiner Meisterschaft in der Sprache, seiner vielseitigen Bildung, seinem warmen Interesse für das intellectuell und moralisch Gute, kommen viele Umstände in Betracht, welche die Fehler seiner Politik und seines Charakters in mildem Licht erscheinen lassen. Wollte man das Verfahren, welches gegen Cicero angewendet worden ist, gegen alle hervorragenden Politiker durchführen, und stände ein solches Material vertraulicher, aus der Laune des Augenblicks entsprungener Meinungsäußerungen, Herzensergießungen, harter und weicher Gefühlsausbrüche zu Gebote, so würde man zu einem Resultate kommen, welches wol geeignet wäre, Menschenverachtung und Menschenhaß in gefährlicher Weise zu befördern. In der entgegengesetzten Tendenz ist folgendes interessante Buch geschrieben:

4. Cicero und seine Freunde. Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit von G. Boissier. Deutsch bearbeitet von Eduard Döhler. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat keine neuen Resultate für die Geschichte Cicero's gesucht, auch keine eindringenden Studien über die socialen Zustände des römischen Reichs zu Cäsar's Zeit vorgelegt, sondern er ist bestrebt, aus den bekannten Quellen ein anschauliches Bild des Lebens zu gewinnen, wie es in den Kreisen des Cicero und Cäsar heimisch war. Auf die Individualität geht er in einer Weise ein, welche den Menschen Cicero dem modernen Gefühle nahe rückt und ihn manchem Leser wol gar sympathisch macht. Interessant wird das Buch namentlich durch Parallelen aus moderner Zeit, welche der Verfasser geschickt und ungezwungen einfügt. Die Darstellung hat einen frischen Fluß, sie streift an den Ton geistreicher Unterhaltung.

Frappanter noch als die Widersprüche in der Beurtheilung Cicero's ist die Reaction, welche sich gegen die traditionelle Charakterisirung einzelner Cäsaren geltend gemacht hat. Sie fallen in das Kapitel der nicht unverfänglichen „Rettungen". Am bekanntesten ist die Rettung des Kaisers Tiberius von Adolf Stahr geworden, sowol durch die Anerkennung als durch den Widerspruch, den sie gefunden. Widerspruch mußte sie namentlich bei Philologen und Historiographen finden, weil sie den als Geschichtschreiber so hochgefeierten Tacitus seines Glorienscheins zu berauben droht. Indessen ist Stahr nicht der erste und nicht der einzige, welcher an der Zuverlässigkeit des Tacitus in seinen Berichten über „den großen Claudier" zweifelte. Sogar zwei klangvolle Namen unter den Geschichtschreibern Roms theilen das zu Gunsten des Tiberius modificirte Urtheil, der Engländer Merivale und unser Landsmann Wilhelm Ihne. Um das Endurtheil dem großen Kreise der Gebildeten zu ermöglichen, hat Stahr neuerdings die Acten allgemein zugänglich gemacht, indem er die ersten sechs Bücher der Taciteischen Annalen übersetzte und mit Anmerkungen über ihre Glaubwürdigkeit versah:

5. Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius. (Annalen, Buch 1—6.) Uebersetzt und erklärt von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Leser wird vorbereitet durch eine Einleitung, in welcher der politische Standpunkt des Tacitus dargelegt ist. Der Abschnitt über die Lebensumstände des Geschichtschreibers hebt dessen Beziehung zu den Flavischen Kaisern und zu Trajan mit der Tendenz hervor, auf die Integrität des Tacitus einige charakteristische Schlaglichter fallen zu lassen. Thatsachen und Vermuthungen sind geschickt zu einem Anklageact gegen Tacitus gruppirt.

Für Deutschland und zumal für die Rhein- und Donaugegenden hat die erste Kaiserzeit noch ein besonderes, ein Localinteresse. Der ersten Cäsarenfamilie gehörten die Eroberer deutschen Bodens an. Die Einzeluntersuchung der römischen Feldzüge in Deutschland hat eine große Zahl von Gelehrten beschäftigt, und die Literatur über diesen Gegenstand ist endlos. Die antiquarischen Vereine produciren in ihren Zeitschriften jahraus jahrein kleinere Beiträge zu der deutsch-römischen Kriegsgeschichte, und nebenher laufen nicht wenige Einzelschriften. Die niederrheinischen Forschungen lehnen sich meistens an die stattliche Reihe der durch den bonner Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande veranstalteten Publicationen an. Das Hauptverdienst dieser Publicationen liegt mit Bezug auf die römische Herrschaft in der Herausgabe und Erklärung der antiken Denkmale. Auf letztere stützt sich mit Sicherheit die Geschichte der römischen Occupation. Nur nördlich vom rechtsrheinischen Grenzwalle, von Neuwied bis Holland, sind die Römerspuren spärlich und vieldeutig, sodaß der interessanteste Theil der Operationen, die Feldzüge gegen diejenigen deutschen Stämme, welche ihre Freiheit dauernd behaupteten, in ein nicht ganz zu lichtendes Dunkel gehüllt ist. Die römischen Schriftsteller geben darüber zu allgemein gehaltene Nachrichten, aus denen kein sicheres Bild gewonnen werden kann.

6. Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in das nordwestliche Germanien. Von A. Dederich. Köln, Schwann. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Unter den niederrheinischen Forschern, welche die Römerspuren des rechten Ufers untersucht und für die

Kriegsgeschichte verwerthet haben, nimmt Dederich einen ehrenvollen Platz ein. Derselbe hat seit dem Jahre 1844 eine Reihe größerer und kleinerer Schriften über die römisch-germanischen Unternehmungen veröffentlicht. Hier bietet er eine zusammenfassende Arbeit, in welcher seine Resultate über die Feldzüge des Drusus und Tiberius, sowie über topographische Fragen, die damit zusammenhangen, niedergelegt sind. Die Schrift verfolgt zugleich den Zweck, die früher gewonnenen Resultate gegen unberechtigte Ausnutzung von fremder Seite zu sichern.

Eine größere Aufgabe hat sich gestellt:

7. Geschichte der Sigambern und der von den Römern bis zum Jahre 16 n. Chr. im nordwestlichen Deutschland geführten Kriege. Von M. F. Essellen. Mit 2 Steindrucktafeln und einem Anhange: Die Leichenfelder im Kreise Beckum betreffend. Leipzig, Grunow. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch führt gewissermaßen die Acten über alle, die Sigambrer betreffenden geschichtlichen Fragen sowie über die römischen Feldzüge jenseit des Niederrheins dem Leser vor und setzt ihn in Stand, die topographischen Untersuchungen unter Zuhülfenahme einer Karte selbst mitzumachen. Es ist in dieser Beziehung eine recht dankenswerthe Leistung, zumal da es einem fernerstehenden Leser schwer fällt, sich von der einschlägigen Literatur Kenntniß zu verschaffen.

8. Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen von J. F. A. Mücke. Erste Abtheilung: Julian's Kriegsthaten. Zweite Abtheilung: Julian's Leben und Schriften. Gotha, F. A. Perthes. 1867—69. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die obern Rheinufer, südlich von Mainz, waren in der ersten Kaiserzeit nicht Schauplatz wichtiger Kriegsoperationen. Um so größer wird ihre Bedeutung seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. Hier ist aber die Localforschung weit weniger gepflegt als am Niederrhein. Als Beispiel können die interessanten Feldzüge des Kaisers Julian dienen, deren letzter Geschichtschreiber J. F. A. Mücke sich in Beziehung auf Topographie Ungenauigkeiten und Fehler zu Schulden kommen läßt. Freilich hatte er für den Elsaß und Baden keine neuern genügenden Vorarbeiten; aber auch das Vorhandene und namentlich die vortreffliche ältere Literatur ist von ihm nicht ausgebeutet worden. Auch sonst hat das Buch, welches mit dem anerkennenswerthen Streben nach einer unparteiischen Beurtheilung Julian's des Abtrünnigen geschrieben ist, in Methode und Darstellung unangenehme Mängel.

Werke über Culturgeschichte des Alterthums pflegen heutzutage nicht auf den engern Kreis der Philologen berechnet zu werden. Wie ihr Gegenstand auf vielseitige Theilnahme Anspruch machen darf, so werden sie meist auch in der Form des schulmäßigen Anstrichs entkleidet. Sie können dabei nicht minder gründlich sein.

Unter den Bearbeitern der hellenischen Alterthümer ist B. Büchsenschütz besonders rüstig und thätig. Es ist indessen an dieser Stelle nicht die Absicht, seine größern Untersuchungen zu besprechen, sondern die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine kleine Schrift zu lenken:

9. Traum und Traumdeutung im Alterthume. Von B. Büchsenschütz. Berlin, Calvary u. Comp. 1869. 8. 20 Ngr.

Es werden hier in ansprechender Form die Anschauungen der Alten vom Traume vorgeführt: was das Volk davon dachte, wie die Weltweisen darüber speculirten, wie die Aerzte sich aussprachen, und wie man zu ermitteln suchte, was der Traum bedeute. Die alte Theorie der Traumdeutung ist nach dem Werke des Artemidoros geschildert und durch einige Beispiele erläutert.

Es fehlt uns in der neuesten Zeit auch nicht an Büchern, die vorwiegend für fernerstehende Liebhaber der classischen Bildung geschrieben sind. Von dieser Art ist das Werk:

10. Culturbilder aus Hellas und Rom von Hermann Göll. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Drei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt eines modernen Gebildeten, welcher sich, ohne philologische Kenntnisse zu besitzen, über sociale und politische Zustände des Alterthums unterrichten will. Der gelehrte Apparat ist ganz ausgeschlossen; auch ist keine systematische Ordnung der einzelnen Abhandlungen gewählt, sondern es folgen in buntester Reihe Darstellungen des antiken Erziehungs- und Unterrichtswesens, verschiedener Künste, der Reisen, der geselligen Spiele und gesellschaftlichen Unterhaltungen, der Geldgeschäfte, der Gesundheits- und Armenpflege, religiöser und abergläubischer Gebräuche und anderer allgemein menschlicher oder staatlicher Einrichtungen.

Vielfach geht Göll von der Vergleichung moderner Verhältnisse aus, um zu zeigen, ob im Alterthum entsprechende oder verschiedengeartete Zustände herrschten. Da er als Ziel eine dem Laien interessante, möglichst verständliche und anschauliche Beschreibung des griechischen und römischen Lebens im Auge hat, so muß es ihm gestattet sein, moderne Kunstausdrücke und Schlagwörter auf antike Verhältnisse zu übertragen, wenn eine hinlängliche Aehnlichkeit vorhanden ist. Vollkommen passende Bezeichnungen für das Alterthum findet man in der Nomenclatur des heutigen politischen und socialen Lebens natürlich selten; man muß sich daher mit ungefähr zutreffenden Schlagwörtern begnügen, wenn man dem modernen Leser durch einen einzigen Ausdruck eine der Gegenwart vergleichbare Situation aus der alten Zeit vorführen will. Uebrigens hat Göll dieses in unsern Tagen so beliebte Mittel der Darstellung mit Maß angewendet.

Dient ein moderner Kunstausdruck gleich als Ueberschrift einer Abhandlung, so erweckt er bei dem Leser leicht andere Erwartungen, als der Schriftsteller zu erfüllen im Stande ist. So überschreibt Göll den zehnten Abschnitt des ersten Bandes: „Actiengesellschaften im Alterthume." Aber er muß den Leser gleich darauf aufmerksam machen, daß im Alterthume Actien, im landläufigen Sinne des Worts, nicht existirten:

Insofern man unter Actien verkäufliche Verbriefungen über den Geldantheil versteht, welchen jemand an einer gemeinschaftlichen Unternehmung mehrerer hat, kann freilich ebenso wenig von ihnen in der Zeit vor der Entstehung des

neuen Geldwesens die Rede sein wie von eigentlichen Wechseln; wenn man aber findet, daß bereits bei Griechen und Römern sich ganze Gesellschaften vereinigt haben, in welchen jeder nach Verhältniß des von ihm eingeschossenen Kapitals seinen Antheil am Gewinn (Dividende) bekam, und an welchen eine ziemlich ausgebildete Organisation der Verwaltung nicht zu verkennen ist, so dürfen dieselben dennoch einen Vergleich mit den modernen Actiencompagnien aushalten.

Der zehnte Abschnitt des zweiten Bandes führt den Titel: „Wein und Bier.“ Der Verfasser muß aber, wenn er zum antiken Bier führen will, uns aus der hellenischen und römischen Welt hinaus zu den Barbaren geleiten:

Wo bleibt nun aber bei dieser Allgemeinheit des Weingenusses im Alterthume das edle Bier? Auf diese Frage des geneigten Lesers muß man freilich erwidern, daß weder Griechen noch Römer sich des Biers oder anderer Surrogate bedient haben, und daß Plinius blos dem Weine nachsagt, daß die Menschen es ihm verdankten, allein von allen Geschöpfen trinken zu können, ohne Durst zu haben! Wie konnte er auch ahnen, daß einst eine Zeit erscheinen würde, wo die Bierconsumtion sich tief in die Weingegenden hineindrängte, wo die Ruhe ganzer Länder theilweise von dem Preis des Gerstensaftes abhinge? Aber wenn die echte Gabe des Dionysos auch in Hellas und Rom alle Nachahmungen überflüssig machte, so verfiel der Erfindungsgeist der von der Natur weniger begünstigten Länder schon in früher Zeit auf die Gerste als Ersatzmittel des Weins, ja Diodor von Sicilien, ein Zeitgenosse August's, erzählt, daß Dionysos selbst den aus Gerste bereiteten Wein erfunden haben sollte, „der an Wohlgeruch nicht viel hinter dem Wein zurücksteht“. Gerade die ältesten Culturvölker, die Inder und Aegypter, haben das Bierbrauen verstanden. Herodot erwähnt es, daß die Aegypter aus Mangel an Weinbergen sich Gerstenwein bereiteten. Athenäus erzählt dasselbe und fügt hinzu: „Die den Gerstenwein genießen, werden dort so fröhlich, daß sie auch singen und tanzen, und alles thun, was wir an Weinberauschten wahrnehmen.“ Die berühmteste Bierstadt Aegyptens scheint das als der Schlüssel des Landes bekannte Pelusium gewesen zu sein. Wenigstens nennt Columella die Mohrrüben und Lupinen als Reizmittel bei den Pokalen des pelusischen Biers, wobei wir unwillkürlich an den in den eigentlichen Biergegenden unentbehrlichen Rettich denken!

So zieht Göll gelegentliche Parallelen aus der Neuzeit herbei, wodurch seine Darstellung belebt wird. Er hat die Quellenschriftsteller des Alterthums und die Hülfsmittel der heutigen Philologie fleißig ausgenutzt und seine Resultate in ein leichtes Gewand gekleidet. Für die günstige Aufnahme von seiten des Publikums zeugt das Erscheinen der zweiten Auflage, und in der That ist das Werk allen denjenigen zu empfehlen, welche auf leichte Weise eine Anschauung des antiken Lebens und Treibens gewinnen wollen, ohne sich eine ausgebreitete Kenntniß der classischen Autoren verschaffen zu können.

Mit ungleich größern Ansprüchen nach Form und Inhalt tritt ein Werk von Forbiger auf, welches den Leser unmittelbar in das römische Leben versetzt:

11. Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer von Albert Forbiger. Erste Abtheilung: Rom im Zeitalter der Antonine. Erster Band. Leipzig, Fues. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Grieche reist nach Rom, führt ein Tagebuch, in welchem er nicht nur das, was er sieht und hört, sondern auch das, was er über Roms Verhältnisse durch Bücher erfährt, sorgfältig verzeichnet. Dieses Tagebuch legt Forbiger vor, versieht es aber mit einer großen Menge von Beweisstücken, die den Schriftstellern, Inschriften, Kunstdenkmälern des Alterthums entnommen sind.

Es liegt auf der Hand, daß die Form der Reisebeschreibung lebendiger und für einen größern Leserkreis anziehender ist als eine systematische Behandlung des gleichen Stoffs. Aber der natürliche Verlauf einer Reise würde nicht genug Gelegenheit bieten, alles das zu betrachten, was ein Culturhistoriker in den Kreis seiner Untersuchung zieht. So verräth der reisende Grieche des 2. Jahrhunderts n. Chr. auch zuweilen, daß er für ein deutsches Publikum des 19. Jahrhunderts sammelt. Der Verfasser gesteht es selbst gleich im Vorwort (S. III fg.) ein. Uebrigens hat er eine lebhafte Phantasie und weiß sich in die eigenthümlichen Schwierigkeiten seiner Aufgabe gut zu schicken.

Das Tagebuch beginnt mit der Landung in Brundisium an einem 5. Mai und führt uns gleich im ersten Kapitel über Capua nach Rom. Hier wohnt der Grieche bei einem Gastfreunde, dem reichen und angesehenen Senator Gaius Sulpicius Crassus. Zu seiner Verfügung ist ein Freigelassener desselben, der Buchhändler Gaius Sulpicius Narcissus gestellt, welcher ihn auf seinen Entdeckungsreisen im großen Rom begleitet. So ist er denn in die Lage versetzt, in die hohe Gesellschaft durch den Gastfreund, in das Leben des niedern Volks durch seinen kundigen Begleiter eingeführt zu werden. Diese günstige Position nützt er auf das gewissenhafteste aus. Aber nicht nur die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, mit dem großen Verkehr und Luxus, mit ihren guten und schlechten Zerstreuungen durchwandert und beschreibt der Fremdling, er geht auch auf das Land, betrachtet die Villa des Reichen und die Hütte des armen Bauern.

Die Farben sind überall frisch aufgetragen, und die Darstellung bekundet in angenehmer Weise des Verfassers Liebe zur Sache. Der gelehrte Apparat ist aus dem Texte verwiesen; er füllt einen ziemlich großen Theil des Buchs und ist den einzelnen Kapiteln anhangsweise nachgeschickt.

Es sei gestattet, die Erwähnung eines Buchs hier anzuknüpfen, welches sich mit dem modernen Rom beschäftigt. Der ehemalige Redacteur der katholischen „Kölnischen Volkszeitung“ hat seine Erlebnisse und Betrachtungen im päpstlichen Rom zu einem interessanten Buche zusammengefaßt:

12. Bilder römischen Lebens. Von Fridolin Hoffmann. Münster, Russell. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als die hier gebotenen Schilderungen entstanden, war der Verfasser mit der zeitigen Hierarchie in der katholischen Kirche offenbar noch nicht so zerfallen wie nach dem Vaticanischen Concil. Der scharfe, schneidige Ton, mit welchem Hoffmann jetzt in dem altkatholischen „Rheinischen Mercur“ auftritt, findet sich noch nicht in den „Bildern römischen Lebens“. Vielleicht wäre sogar einiges hier anders dargestellt worden, wenn der Verfasser schon in Rom so gedacht hätte, wie er sich im

„Rheinischen Mercur“ zuweilen über römisch-päpstliche Zustände ausspricht. Aber man wird ihm zugestehen müssen, daß er keine verblendeten Augen hatte. Auch weiß er launig zu erzählen. Seine anspruchslos auftretenden Bilder werden gewiß viele Leser ergötzen. Hier eine Probe:

Wie man's macht, um sich ehrlich durchzubringen.
(Aus dem Gespräche zwischen einem fremden Miether und seiner Hausmeisterin.)

„Wo ist Gasparetto“ (der Hausmeister)? — „Er ist im Theater Argentina, wo er die Logen- und Parterre-Billete abnimmt. Er muß zeitig von hier weg, weil er für den Orchesterdirigenten auch die Musikalien und die Geige hinträgt und für zwei andere Musiker die Posaune und das Fagott. Ueberdies hat er die Garderobe zu verwahren.“ — „Nun, da muß Euer Mann ja ein hübsch Stück Geld verdienen?“ — „Er plagt sich recht und ist, Gott sei Dank, für alles zu gebrauchen. So z. B. besorgt er nebenbei den Papagai der ersten Tänzerin, wofür er wöchentlich seine drei Paul einstreicht, abgesehen von dem, was er erübrigt an den Brezeln, dem Honigseim und den eingemachten Pinien, was die Dame täglich für den Vogel kaufen läßt. Die reichen Leute würden ihr Vieh zu Tode füttern, wenn nicht jemand sich dazwischenlegte, der die Sache versteht. Dann führt Gasparetto jeden Tag den Windhund der ersten Sängerin eine Stunde lang auf dem Pincio und in der Villa Borghese spazieren. Diese Hündin hat ein silbernes Halsband an, und Gasparetto leitet sie an einer rothseidenen Schnur; wenn es etwas kühl ist, bedeckt er sie mit einer Schabracke aus himmelblauem Sammt oder aus gewürfeltem Kaschmir. Die Dame gibt ihm beim Fortgehen stets einen Paul, damit er ihrem Liebling Zwieback und Kuchen kaufe. Denken Sie sich, Excellenz! ein Thier, das ohnehin so leicht Würmer bekommt und crepirt, für zehn Bajoch' Zwieback! Mit einer Brezel für einen hat es übersatt, und die neun andern steckt Gasparetto in die Tasche; ihm kommen sie zugute. Wenn ihm dann der Marchese Ajuti oder der Graf Lavanja und der Baron Blasewitz begegnen, so nehmen sie das kleine Windspiel auf den Arm und streicheln es, und dann gibt ihm der eine einen einfachen, der andere einen doppelten Paul. «Da nimm!» sagen sie, «wenn du über den Spanischen Platz kommst, kaufst du dem Thier Königskuchen.» Dankend steckt Gasparetto es in die Tasche.“ — „Auf diese Art erwischt Euer Mann mit Nebenverdiensten mehr, als sein Gehalt als Hausmeister beträgt.“ — „Es sind schlimme Zeiten, Excellenz, und unsereins hat Mühe, sich ehrlich durchzubringen“ ...

So geht es weiter, aber die glänzendsten Beweise der Ehrlichkeit häufen sich erst gegen den Schluß des komischen Zwiegesprächs.

Wilhelm Brambach.

Von der Dritten Armee.

Unter der großen Zahl derjenigen auf den Krieg von 1870/71 bezüglichen Schriften, welche auch dem nichtmilitärischen, dem diesen Krieg nicht gerade studirenden Leserkreis ein entschiedenes Interesse einzuflößen die vollste Berechtigung haben, steht eins bei weitem obenan dadurch, daß es, auf streng historischer Grundlage verfaßt, den Werth als Geschichtswerk und die Annehmlichkeit eines höchst anziehend geschriebenen Unterhaltungsbuchs in seltener Art verbindet. Es ist das in Rede stehende Werk:

Von der Dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—71. Von Paul Hassel. Mit 10 Blättern in Farbendruck, nach Originalaufnahmen von Hauptmann Grafen G. von Seckendorff. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hat das Glück gehabt, während der ganzen Zeit des Kriegs der Dritten Armee folgen zu dürfen; „er befand sich in der Begleitung des Hauptquartiers von dem Tage an, wo dasselbe Berlin verließ“, bis zu dem Abschlusse der Friedenspräliminarien und der Räumung von Versailles. Schon in diesen Monaten sah derselbe seine Aufzeichnungen, „zu denen die Anwesenheit im Kriegslager, eigene Beobachtungen während der Gefechte, Besuch der von den Truppen eingenommenen Positionen, persönliche Verkehrsbeziehungen der mannichfachsten Art Anlaß gaben“, in vielen der bessern und bedeutendern Organe der deutschen Presse aufgenommen, so namentlich auch im „Königl. preußischen Staats-Anzeiger“, aus welchem sie, getragen durch das Ansehen des Organs der Staatsregierung, in die englische und belgische, die niederländische, italienische, skandinavische, russische und amerikanische Presse übergingen. Dieser Umstand mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Verfasser den Wunsch hegte, seine verschiedenen Aufzeichnungen in einem Ganzen gesammelt zu sehen, und in einem solchen, „den Führern wie den Truppen der Dritten Armee auch in weitern Kreisen des Volks ein Denkmal glorreicher Erinnerung zu stiften, deren sie, wie die übrigen Theile des deutschen Heeres, durch den Wettstreit in Hingebung für die Sache des Vaterlandes in so hohem Maße würdig sind“. Mit diesem Wunsche schließt der Verfasser das Vorwort seines Werks, und wir glauben, daß dieser Wunsch erfüllt, daß seine Absicht ihm entschieden gelungen ist.

Hassel's Werk zerfällt in zwei Theile, deren jeder in sieben Abschnitte gegliedert ist, eine Trennung, die in so treffender Art in den wenigsten Büchern über den Krieg vorgenommen ist. Wir durften in dieser Hinsicht allerdings das Beste von dem Verfasser erwarten, da seine Stellung als Privatdocent der Geschichte an der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin uns von vornherein als Bürgschaft für eine historische Auffassung des Stoffs galt. Das erste Buch umfaßt den „Einmarsch in Feindesland bis zur Schlacht von Sedan“, das zweite „Die Deutschen vor Paris, Kämpfe und Belagerung, Friedenspräliminarien“. Die erste dieser Ueberschriften, namentlich deren erstes Wort „Einmarsch“ scheint uns nicht ganz glücklich gewählt zu sein, da gerade der Einmarsch der Dritten Armee schneller als der der andern beiden deutschen Heeressäulen in den Tagen von Weißenburg und Wörth seinen Abschluß fand, überdies aber fast der dritte Theil dieses ersten Buchs die politische Lage, also die Zeit und die Ereignisse vor dem Einmarsche behandelt. Wir verkennen keineswegs, daß es sehr schwierig ist, die Einleitung zu einem Buche über den deutsch-französischen Krieg in richtiger Kürze zu geben, daß es namentlich für den

Historiker von Fach äußerst verlockend sein mag, über die dem Kriege von 1870/71 vorhergehenden Zeitumstände sich eingehender auszusprechen, glauben aber doch, daß dieser erste Abschnitt des Hassel'schen Werks etwas zu ausgedehnt ist. Freilich ist dem Autor die genaue Beschreibung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich seit Napoleon's III. Regierung in diesem Abschnitte ganz besonders gelungen; er liefert uns eine historische, auf ernstestem Studium beruhende Beschreibung der politischen Lage, wie eine solche mit gleicher Schärfe und Klarheit uns in keinem andern Buche über den letzten Krieg zu Gesicht gekommen ist. Wir könnten aus dieser streng geschichtlichen Darstellung Seite für Seite historische Wahrheiten herausschreiben, in denen Hassel den Nagel auf den Kopf trifft, wie z. B.:

Aber wahrlich, das deutsche Volk hatte recht, wenn es nach solchen Erfahrungen die alte Erbfeindschaft nicht vergaß. Weder der Mäßigung der französischen Nation noch der Friedensliebe seiner Regierungen war es zuzuschreiben, wenn die Absicht eines räuberischen Anfalls der deutschen Lande zweimal innerhalb kurzer Zeit aufgegeben worden war. Wo immer hernach das Lied vom freien deutschen Rhein gesungen wurde — man entsann sich des Anlasses seiner Entstehung.

Wir erwähnten schon, daß jedes der zwei Bücher in sieben Abschnitte zerfällt. Das erste behandelt, nach „der politischen Lage", den „Ausbruch des Hauptquartiers (Speier und Landau)", „Weißenburg und Wörth", den „Zug durch die Vogesen und das Lager von Nancy", den „Marsch auf Châlons und die Abschwenkung gegen Norden", „die Schlacht von Sedan" und schließlich „die Capitulation von Sedan und das Ende des französischen Kaiserthums". Alle diese Kapitelüberschriften zeigen schon, wie der Verfasser das reiche Material, das er zu bewältigen hatte, übersichtlich zu ordnen verstand. Wenngleich er in der Lage war, fast überall als Augenzeuge auftreten zu können, hat er dennoch dem Reize zu widerstehen vermocht, sich als selbstredend und erzählend einzuführen:

Vor der Größe der Ereignisse und ihrer Erfolge tritt die einzelne Persönlichkeit, zumal wenn sie an dem Kriege nicht unmittelbar betheiligt war, so sehr zurück, daß es etwas Widersprechendes hat, die Denkwürdigkeiten des Kriegs gerade in diese persönlichste Form der Wiedergabe zu kleiden.

Ausgezeichnet ist die Schilderung des Terrains der beiden ersten Schlachten des Kriegs welche der Verfasser im dritten Kapitel seines Werks gibt, wie auch die Darstellung der Truppenaufstellungen der beiderseitigen Heere und die ganze Entwickelung der Schlachten selbst entschieden beachtenswerthe Beiträge zur Kriegsgeschichte bilden. Daß ab und zu kleine Irrungen in Anwendung militärischer Ausdrücke vorkommen, thut dem Werthe des Ganzen ebenso wenig Abbruch, wie der Umstand, daß zuweilen allzu viele Details angeführt sind, um den Namen eines persönlichen Bekannten, dem zufällig ein Pferd erschossen wurde, u. dgl. m., der Vergessenheit zu entreißen: eine kleine Schwäche, die wir um des kameradschaftlichen Gefühls willen, dem sie entspringt, gern entschuldigen mögen.

Im sechsten und siebenten Kapitel des ersten Buchs vereinigt Hassel in gelungenster Weise seine Stellung als Berichterstatter und als Docent der Geschichte: er gibt zunächst eine Kritik der Beschlüsse, welche Napoleon zur Abschwenkung seiner Armee nach Norden bewogen haben, eine Kritik, welcher man anmerkt, daß der Verfasser lange Zeit im Hauptquartier selbst gelebt und verkehrt, daß er viele Gespräche mit Offizieren des Generalstabes gehabt und vieles aus denselben gelernt hat. Ueberhaupt tritt in dem ganzen Werke sichtlich zu Tage, wie der Verfasser in seine militärische Berichterstattung sich sozusagen hineingearbeitet hat, da man kleine Irrthümer auf militärischem Gebiete, wie sie im Anfange des Buchs hier und da vorkommen, in dem zweiten Theile des Werks nicht mehr bemerkt. Die Schlacht bei Sedan und schon die derselben vorhergehenden Kämpfe sind trefflich, lebendig und patriotisch, der Empfang des Generals Grafen Reille beim König Wilhelm, das Zusammentreffen des Kaisers Napoleon mit dem preußischen Major von Bronsart wahrheitsgetreu und offenbar nach Originalaufzeichnungen geschildert. Nicht minder gut, in historischer Hinsicht betrachtet vielleicht noch besser, ist der Schluß des ersten Theils. Der Verfasser schreibt klug und vorsichtig; er verurtheilt nicht, beurtheilt nicht einmal die Männer des 4. September, er schreibt eben wie ein Geschichtschreiber, und so hatten wir bereits nach dem Durchlesen der ersten Hälfte des Werks unser Urtheil dahin gewonnen, daß wir entschieden eins der besten, wenn nicht vielleicht das beste aller über den letzten Krieg geschriebenen Bücher — abgesehen natürlich von den officiellen Mittheilungen des Generalstabes — vor uns hatten.

Das zweite Buch des Werks beginnt mit dem Abmarsch und Marsch der Dritten Armee „bis vor Paris", bringt dann den „Einzug der Hauptquartiere in Versailles", wendet sich darauf zu den „ersten Lebenszeichen der Loirearmee" und zur „Cernirung von Paris bis Ende October", behandelt die „Versuche zur Entsetzung von Paris und die großen Ausfallgefechte vom 30. November bis 2. December", die „Krisis von Paris und die Lösung der deutschen Frage", die „letzten Kämpfe und die Friedenspräliminarien" und im letzten Kapitel den Friedensschluß.

Wir können nicht auf jede einzelne Beschreibung besonders aufmerksam machen, die beim Studiren des Hassel'schen Werks dazu auffordert. Das aber sei erwähnt, daß die landschaftliche wie die strategische Beschreibung der Südlinie um Paris zu dem Anschaulichsten in dieser Art gehört, daß die detaillirte Schilderung des ersten Loirefeldzugs uns das größte Interesse abgewonnen hat, und daß die Feierlichkeiten bei Empfang der Deputation des Norddeutschen Reichstags und bei der Kaiserkrönung mit seltener Treue und Genauigkeit, mit gleich großem Geschick wie mit belebender Wärme aufgezeichnet sind. Gerade aus dem letzterwähnten Abschnitte des Buchs spricht die Befähigung des Verfassers, derartige Beschreibungen mit historischem Blicke zu liefern; wir freuen uns, daß eins der größten weltgeschichtlichen Ereignisse der vaterländischen Geschichte in so würdiger Fassung unsern Nachkommen überliefert wird.

Was die dem Werke beigegebenen zehn Blätter in Farbendruck betrifft, die nach Originalaufnahmen des

Hauptmanns Grafen G. von Seckendorff ausgeführt sind, so können wir dieselben als eine belebende und höchst interessante Beigabe des auch sonst trefflich ausgestatteten Werks ansehen; sie stellen meist Orte dar, in denen das kronprinzliche Hauptquartier gelegen hat, so die Villa les Ombrages in Versailles als Titelbild, Schloß Boursault, Schloß Montmirail, ferner eine Straße von Wörth nach der Schlacht vom 6. August in eigenthümlichster Beleuchtung, das am 17. Juli 1871 niedergebrannte herzogliche Palais von Nancy, Sedan, Schloß Bellevue in der Nähe dieser Festung, die Cour royale des Schlosses von Versailles, die Ruinen des Schlosses St.-Cloud und den Aquäduct von Marly, letztere mit der Aussicht auf die Forteresse du Mont-Valérien.

So legen wir denn Hassel's Werk für heute aus der Hand: mit Befriedigung, wie uns kaum eins der Bücher über den Krieg sie gewährt, mit Dank an den Verfasser, der uns ebenso kundig belehrt wie ansprechend unterhalten hat. Mögen die großen Vorzüge, welche das Hassel'sche Werk durch klare Auffassung, übersichtliche Gruppirung und lebendige Schilderung vor den meisten ähnlicher Art voraushat, ihm einen reichen Leserkreis gewinnen.

Hugo von Kosciclski.

Vom Büchertisch.

1. Beiträge zur Beantwortung der Frage nach der Nationalität des Nikolaus Kopernicus von R***. Breslau, Priebatsch. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die fleißige Arbeit kommt nach umständlichen Untersuchungen über das Geburtsland, die Vaterstadt und die Aeltern des Kopernicus zu dem Schlusse, daß er, geboren in einem polnischen Lande (Preußen), aber in einer überwiegend deutschen Stadt (Thorn) und zwar von einem polnischen Vater und einer deutschen Mutter, durch seine Abstammung mit beiden Nationen verwandt war, allein sich sein ganzes Leben hindurch als Pole gefühlt habe. Wir lassen es unentschieden, ob der Verfasser mit dieser Auffassung im Recht ist, können aber das Buch selbst wegen seines mannichfach fesselnden und instructiven Inhalts der Beachtung der weitesten Kreise empfehlen.

2. Lukas Cranach der Aeltere, der Maler der Reformation. Eine biographische Skizze zum Gedächtniß der vierten Säcularfeier seines Geburtsjahres 1472. Aus den vorhandenen Quellen zusammengestellt von einem dankbaren Enkel. Nebst einem Porträt in Holzschnitt. Wittenberg, Kölling. 1872. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Vorzüge, die dem eben gewürdigten Buche eigen sind, zeichnen auch die dem Leben und Wirken Lukas Cranach's des Aeltern gewidmete Schrift aus. Sie entwirft in klarer und pietätvoller Darstellung und unter Benutzung alles einschlagenden Materials ein lebendiges Bild jenes Meisters aus der Zeit der Jugend der deutschen Malerei und vervollständigt das bisher über ihn Gesagte nach mehr als einer Seite hin, sodaß sie als eine wirkliche Bereicherung der Geschichte der deutschen Kunst betrachtet werden darf.

3. Leberecht Uhlich in Magdeburg. Sein Leben von ihm selbst beschrieben. Mit Uhlich's Bild und Facsimile in Lichtdruck. Zweite Auflage. Gera, Strebel. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Leberecht Uhlich ist todt! Der wackere Kämpfer für Licht und Wahrheit, der Mitbegründer und langjährige Förderer der Freien Gemeinden, gehört zu den edelsten Männern seiner Zeit. Sein Wahlspruch: „Mit voller Manneskraft nach dem Höchsten streben und dabei einfach bleiben wie ein Kind, das ist die Aufgabe", war zugleich die Devise, welcher er nachlebte und die er durch sein Leben illustrirte. Die vorliegende Biographie aus seiner eigenen Feder ist ein getreues Abbild seines Wesens; sie ist einfach und tief, wahr und innig geschrieben. Am Schluß derselben heißt es:

Lebe wohl, lieber Leser. Hat dich meine einfache Lebensbeschreibung zum Nachdenken über das Höchste und Beste angeregt, so laß diese Anregung nachwirken; du bist gut, und jeder Mensch ist zu vornehm, um seine geistige Kraft blos an Geld und Brot und Geschäft und Sinnengenuß zu setzen. Dein Denken braucht ja nicht hoch hinauf, nicht weit zurückzuschweben, sich nicht in unergründliche Tiefen zu versenken; über dich selbst denke nach, und wenn du das mit rechtem Ernst thust, so werden dir wichtige, heilige Stimmen nicht schweigen, die jedem Menschen tief in seinem Innern für seinen Lebensweg mitgegeben sind. Schwillt dir dann aber das Herz und zuckt's dir in den Muskeln, um nicht blos zu deiner eigenen Veredelung, sondern auch zum Besten deiner Mitmenschen deine Kraft zu versuchen, da noch so viel Dunkel zu erleuchten, Wust hinwegzuräumen, Plage zu beseitigen ist, so lege Hand an; wie kann man ein kurzes Leben besser verwerthen, als wenn man an der ewigen Aufgabe der Menschheit mitarbeitet!

Man muß den Mann liebhaben, der so schreibt. Uhlich's Gedächtniß wird in Deutschland fortleben von Geschlecht zu Geschlecht.

4. Paris während der Belagerung 1870—71. Von Hermann Robolsky. Mit einem Plan von Paris und Umgebung. Berlin, Seehagen. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Literatur über das belagerte Paris ist zu einem immensen Umfang angewachsen. Zu den bessern Werken, welche sich diesem Gegenstande zuwenden, rechnen wir das vorliegende. Es zieht die gesammte kriegerische Constellation von 1870—71 in den Rahmen seiner Schilderung und entwirft ein getreues und bis ins Detail ausgeführtes Bild der belagerten Seine-Metropole. Dabei wird der Gegenstand seiner Betrachtung oft in ein neues Licht gestellt, das in wesentlichen Punkten von den Anschauungen anderer Darstellungen abweicht. Das Buch ist, abgesehen davon, daß es durch eine lebhafte Sprache und Schilderung zu interessiren weiß, höchst lehrreich durch seine statistischen und andern Notizen, die dem Texte zahlreich eingefügt sind. Was das verarbeitete Material betrifft, so darf dasselbe als ein nahezu vollständiges betrachtet werden, wenigstens ist keine wichtigere Quelle zur Geschichte der Belagerung von Paris unbeachtet geblieben.

5. Zur Geschichte der Universität Strasburg. Festschrift zur Eröffnung der Universität Strasburg am 1. Mai 1872. Von August Schricker. Strasburg, Schmidt. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.

Gewiß ein zeitgemäßes Thema! Die kleine Schrift gibt in Kürze, aber mit großer Klarheit ein anschauliches Bild der Entwickelung der Stadt und Universität Strasburg, verfolgt ihr Blühen und Wachsen, ihren Verfall und ihr endliches Wiedererblühen bis auf die heutigen Tage und macht uns mit ihren Einrichtungen, ihren Personal- und sonstigen Verhältnissen bekannt. Möge das Buch seine Leser finden!

6. Versailler Briefe. Nebst einer Sammlung vaterländischer Aufsätze und Gedichte aus dem letzten Kriege von F. K. M. Berlin, Hertz. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Briefe und Aufsätze sind theilweise aus der Zeitschrift „Deutschland" und der Spener'schen und augsburger „Allgemeinen Zeitung" bereits bekannt. Sie verbreitete sich mit Geist und Geschick über die Zustände Frankreichs zur Zeit des großen Kriegs und sind von dem Geiste wahrer Humanität erfüllt. Namentlich unter den Aufsätzen findet sich manches Werthvolle. Aus der Zahl der Gedichte, welche übrigens in der Form hier und da etwas zu wünschen übriglassen, theilen wir das folgende als Probe an dieser Stelle mit:

Tod und Todesgöttin.

Nachts überm Schlachtgefild, von blutigrothen
Brandfackeln rings beglänzt, schwebt hoch und hehr
Ein Geisterpaar und zählt das Doppelheer
Der deutschen hier und dort der welschen Todten:

Ein Gott und eine Göttin, heil'ge Boten
Des ew'gen Willens beide, schicksalsschwer;
Doch licht, ein Cherub der Verheißung er,
Sie eumenidengleich, zur Sühn' entboten:

Sie spricht: „So heiter du?" — „Siehst du das Ziel",
Ruft er, „des Kampfes nicht im Morgenlichte?" —
„Ich sehe nur das nächt'ge Trauerspiel!" —

„Wem fiel dein Todtenheer?" — „Weh, dem Gerichte,
Vergangner Schuld und Sünden!" — „Meines fiel
Dem Genius der werdenden Geschichte!"

Unter den übrigen Gedichten nennen wir noch: „Der Einzug in Rheims", „Der Königin", „Elsaß und Lothringen" und „Das war Preußens loderndes Auferstehn!" mit Auszeichnung.

7. Der Krieg und die Künste. Vortrag von Friedrich Vischer. Stuttgart, J. Weise. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der geniale Aesthetiker führt uns in dieser am 2. März im Saale des Königsbaues zu Stuttgart gehaltenen Rede in zutreffender Weise das Verhältniß der einzelnen Künste zum Kriege vor. Wie sie den Krieg darstellen, wie die nachgestaltende Wiedergabe der einzelnen Seiten des Kriegs dieser oder jener Kunst besonders angemessen ist, wie die Alten und die Neuen den Krieg künstlerisch dargestellt u. s. w. — alles das macht Friedrich Vischer zum Gegenstande seiner geistvollen Rede. Ueber die Lyrik sagt er:

Die lyrische Poesie, die Poesie der Stimmung, wird dem Kriege nicht nur nachfolgen, um ihn zu besingen, sondern sie wird mit ihm gehen; von ihr gewiß nicht gilt das Wort, daß im Kriegslärm die Musen schweigen. Sobald einmal der Krieg aufhörte thierisch-wilder Kampf zu sein, hat jedes Volk seine Lieder der Anfeuerung gehabt, und Tyrtäus, der den Spartanern Muth einsang, war nicht der erste, auch bei den Griechen nicht der erste Kriegsdichter, wie Simonides, von dem jene in ihrer schlichten Kürze so erhabene Inschrift auf dem Grabmal der Termopylen stammt, nicht der erste, der vollzogene Thaten der Helden besang. Heldenlieder singend gingen die alten Deutschen in die Schlacht, den Normannen schritt bei Hastings Tailleser voran und sang das Rolandslied. Neues Leben, höheres Feuer hauchen große, geistig bewegte Zeiten in den Kriegsgesang; die Marseillaise, drangvoll, pathetisch, declamatorisch vorwärts stoßend, trägt wie auf Flügeln des Sturms die Franzosen in die Revolutionskriege, aber nachdem sie aus Freiheitskriegern Eroberer geworden, dringt aus der Seele des von schwerem Schlaf erwachten deutschen Volks ein anderer Ton dem Laute der sprühenden Leidenschaft entgegen: ein voller, inniger Herzenston, der reine, helle Klang der Lieder unsers Körner, des jugendlichen Sängers, dem es beschieden war, den Heldentod zu sterben, unsers Schenkendorf, Arndt, Rückert, Uhland, und wie Trompetenschall schmettert dazwischen Schiller's Reiterlied.

Wir halten diese Vischer'sche Rede für eins der schönsten Werke auf ästhetischem Gebiet, welche der Krieg und seine wissenschaftliche und philosophische Würdigung hervorgerufen haben. Man muß es dem Redner danken, daß er durch die Veröffentlichung seiner Rede durch den Druck die großen und schönen Gedanken, welchen er in derselben Ausdruck geliehen hat, einem größern Publikum zugänglich gemacht hat.

8. Sehr Verschiedenes je nach Zeit und Ort. Drei Vorträge von Erdmann. Berlin, Hertz. 1872. Gr. 16. 12 Ngr.

Ebenfalls gedruckte Reden. Der sehr sonderbare Titel des kleinen Buchs erklärt sich aus der Zusammenstellung der drei Reden, die hier vorliegen. Es sind nämlich die folgenden: „Natur, Naturforschung, Naturphilosophie. Vortrag, gehalten zum Stiftungstage der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft am 10. Juli 1870"; ferner: „Friedrich Wilhelm III. Akademische Festrede, gehalten in Halle am 3. August 1870", und endlich: „Müssen und Können. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1871." Lichtvolle Darstellung, gründliche wissenschaftliche Durchdringung des Stoffs und selbständige Behandlung desselben sind Vorzüge, welche an dem geistvollen Verfasser dieses Buchs längst bekannt und welche auch hier unverkennbar sind. Das Buch verdient die allgemeinste Verbreitung; denn es enthält, namentlich in der ersten und dritten Rede, viel des Lehrreichen und Anregenden.

9. Gaudeamus igitur. Eine Studie von A. H. Hoffmann von Fallersleben. Nebst einem Sendschreiben und Carmen an denselben von Gustav Schwetschke. Zweite Auflage. Halle, Schwetschke. 1872. Gr. 8. 4 Ngr.

Der liederkundige Hoffmann von Fallersleben untersucht in dieser kleinen Studie die Entstehung und das Schicksal des unter dem Titel der Ueberschrift seiner Schrift bekannten Studentenliedes. Er meint, daß der Text des Liedes in seiner jetzigen Gestalt vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nachzuweisen sei und daß das Lied aus den Zeiten der Fahrenden Schüler stamme. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts komme eine deutsche Bearbeitung des Liedes vor. Gedruckt finde es sich erst im Jahre 1781 und zwar in einer theilweisen Umarbei-

tung von Kindleben. Später, nämlich im Jahre 1812, hätte der leipziger Professor Krug zeitgemäße Aenderungen mit dem Liede vorgenommen. Wenige Jahre darauf sei das inzwischen in die meisten deutschen Commersbücher übergegangene Lied dank den Maßregelungen der Regierungen wieder verschwunden; namentlich seit dem Jahre 1819 wurde dem Liede obrigkeitlich nachgestellt. Hoffmann wünscht am Schlusse der Schrift, es möge sich nun, da eine große Zeit heraufgekommen sei, ein Dichter finden, der ein neues zeitgemäßes Gaudeamus dichte. Der von Gustav Schwetschke beigegebene Brief an Hoffmann enthält ein lateinisches Gedicht unter dem Titel: „Patri patriae", welches treffliche Gedanken in volltönenden Versen enthält.

Feuilleton.

Edgar Bourloton über neuere deutsche Literatur.

Ein freiwilliger Zuave der Garden im Jahre 1870, später Kriegsgefangener in Deutschland, hat hier seine unfreiwillige Muße dazu benutzt, Land und Leute näher kennen zu lernen, und das Resultat dieser Studien in einem Werke: „L'Allemagne contemporaine" (Paris 1872), niedergelegt. Edgar Bourloton ist bei weitem vorurtheilsfreier, als es die Weisen der „Revue des deux mondes" sind, und nimmt keinen Anstand, Deutschland in vieler Hinsicht seinen Landsleuten als Muster hinzustellen; er geht in seinem Werke auf Charakter und Sitten der Deutschen näher ein, ebenso auf das deutsche Unterrichtswesen, die militärischen Einrichtungen, Handel und Industrie, Kunst und Literatur, indem er durch genaue und meistens richtige statistische Angaben und nicht blos durch oberflächliche Raisonnements seinem Gemälde deutschen Wesens bestimmte Contouren zu geben sucht. Auf dem Gebiete der Literatur indeß, wo ihn die statistischen Angaben im Stich lassen und er mehr auf das eigene Urtheil angewiesen ist, finden sich die meisten Unrichtigkeiten, obschon Bourloton auf der andern Seite mit den einzelnen Autoren besser vertraut ist, als dies im Durchschnitt bei den neuen französischen Literaten der Fall ist.

Auch er vertritt die Anschauung, nach welcher die deutsche Poesie sich mit unsern Classikern erschöpft habe, und jetzt keine hervorragende Individualität mehr erscheine, sondern die Literatur und Poesie durch die Masse vertreten werde — eine Ansicht, welche einem Todesurtheil über die neuere deutsche Poesie um so mehr gleichkommt, als damit zugleich die Talentlosigkeit aller jetzt auftretenden Dichter proclamirt wäre; denn Talent und Genie sind durchaus individuell, ja die höchste Blüte der Individualität, und können nie der Masse angehören. Doch zollt Bourloton den einzelnen Autoren eine wärmere Anerkennung, als sich mit diesem allgemeinen Urtheil verträgt. Für die romantische Schule acceptirt er Goethe's treffenden Ausdruck der „forcirten Talente", der uns zugleich darauf hinführt, daß die Romantik in den „forcirten Talenten" eines Hebbel, Ludwig, Lindner sich bis auf die neueste Zeit fortsetzt. Ein sehr geheimnißvoller Autor, Otto Müller, durchaus nicht mit dem Verfasser der „Charlotte Ackermann" zu verwechseln, auch nicht mit Ottfried Müller, da jenem die Lichtung der Nebel des „deutschen Mittelalters" zum Verdienst angerechnet wird, erscheint als Stifter einer Schule, welcher auch die neuern Romanschriftsteller angehören. Diese passiren zunächst im allgemeinen Revue, und ihnen wird das wärmste und lebhafteste Naturgefühl zugeschrieben, vor allem auch Gustav Freytag, der sich als moderner Jean Paul sehr befremdlich vorkommen muß, und in „Soll und Haben" weniger ein warmes Naturgefühl, als ein warmes Gefühl für Colonialwaaren an den Tag gelegt hat. Nach dieser allgemeinen Revue folgt eine etwas genauere Analyse der „langen und ernsten" deutschen Romanwerke, die zu belehren suchen, und in denen die Liebe nicht größern Raum einnimmt als im praktischen Leben:

„Von einem einzigen der neuen deutschen Romandichter, von Gutzkow, könnte man behaupten, daß er in sich die Tendenzen der gegenwärtigen Epoche vereinigt, denn er hat sich in den beiden Hauptformen der Literatur, dem Drama und Roman, versucht und die verschiedenen Seiten des socialen Problems ins Auge gefaßt. Er gab anfangs dem Theater beachtenswerthe Stücke, und nach einem verdienten Erfolg, den er mit einer neuen Incarnation des Typus von Tartufe davontrug, verließ er die Scene für den Roman. Der Erfolg blieb ihm auf seinem neuen Wege treu, trotz der Ungleichheiten seines Talents, der Kühnheiten und Inconsequenzen seiner Doctrinen und der epischen (?) Form seines Stils, die mehr für die bewegte Handlung des Dramas geeignet ist, als für die ruhige Erzählung des Romans. Gutzkow steht an der Spitze der fortgeschrittenen Schule, welche energisch die politischen und religiösen Institutionen unserer Zeit angreift; die Handlung des Romans verliert sich oft in der Fülle der praktischen Fragen, die er aufstellt, und hat kein anderes Band als die sociale These, die er verfolgt. Sein Roman in neun Bänden: «Die Ritter vom Geiste», beabsichtigt die Laster und Unordnungen jeder Klasse der Gesellschaft zu geißeln; er bietet seltsame Muster derselben dar, denen gegenüber seine politische Leidenschaft ihn kaum vor dem literarischen Ridicule rettet, z. B. jenen preußischen Fürsten, der sich in Paris zum Socialismus bekehrt hat, und der in Deutschland als Tischlergesell verkleidet umherreist; der Zweck ist eine Reform der Gesellschaft durch die individuelle Freiheit, gegenüber den veralteten und ohnmächtigen Versuchen des Staats und der Kirche. In den «Söhnen Pestalozzi's» schildert Gutzkow die Wohlthaten, welche die Erziehung auf den Menschen ausübt; aber sein polemischer Eifer fühlt sich mehr heimisch auf dem Gebiete der religiösen Kämpfe, deren bedauerliche Eingebungen die «Diakonissin» und «Der Zauberer von Rom» sind. Der Autor glaubt die Intriguen zu enthüllen, welche von der römischen Kirche angewendet werden, um ihre Herrschaft in Deutschland und besonders in Preußen zu sichern; er bekämpft mit etwas blind zugreifender Gewaltsamkeit, was man in der Demokratie «das weiße Gespenst» nennen würde. Dies Thema, für Deutschland ganz dem Reich der Phantasie angehörig, zieht gegenwärtig den scharfen und reizbaren Geist der meisten Romanschriftsteller an: die religiöse Debatte erschöpft alle Formen der Literatur, und es ist eine der seltsamsten Erscheinungen der Zeit, daß gerade die Romanschriftstellerinnen sich mit solchem Eifer auf diese Frage werfen; wir erwähnen hier nur die bekanntesten: Fanny Lewald, die hartnäckige Vorkämpferin der Frauenemancipation, beschäftigt ihre Phantasie, der es weder an Kraft noch an Anmuth fehlt, damit, den gewaltigen Kampf der religiösen und der politischen Idee darzustellen. Gemäßigter und verständiger erscheint die demokratische Propaganda in den Romanen Auerbach's, dessen «Dorfgeschichten aus dem Schwarzwalde» ein glänzendes realistisches Talent gewissenhafter Darstellung offenbaren; seine Gemälde ländlicher Sitten, die «Kriegspfeife» und «Die Frau Professorin» sind ernste Werke, durchdrungen von der praktischen und resignirten Philosophie des deutschen Charakters.

„Der moderne Streit der Aristokratie und Bourgeoisie auf dem praktischen Gebiet der Industrie und des Geschäftslebens wird von Freytag in «Soll und Haben» mit der strengen Präcision der Thatsachen dargestellt. Sein gerechter, maßvoller Geist zeichnet mit Feinheit die charakteristischen Züge: die stolze und hochmüthige Unfähigkeit des Barons von Rothsattel, verbunden mit dem gegenwärtig weit verbreiteten Ehrgeiz, sein Vermögen durch Speculationen zu vermehren, die skrupellose und egoistische Thätigkeit des Kaufmanns Schröter, die unermüdliche und wenig zartfühlende Habgier des Juden Ehrenthal.

Es ist dies ein Werk der Tendenz, mehr ein Bekenntniß als ein Vorwurf; das moralische und politische Uebergewicht des Tiers-Etat wird in demselben mehr constatirt als bewiesen.

„Schärfer wird die sociale Frage von Spielhagen behandelt, dessen Ideen und dessen Stil sich besonders an Leser aus dem Volke wenden; die fruchtbare und pikante Feder von Hackländer zeichnet mit leichten Umrissen heitere Erinnerungen aus dem preußischen Soldatenleben, oder humoristische Einzelheiten aus dem Laden und Comptoir des Kaufmanns; ein talentvoller Romandichter, Otto Ludwig endlich, wendet sich der Analyse der Empfindungen zu und zeigt dabei eine tiefe und zartfühlende Beobachtungsgabe, die aus seinem Roman «Zwischen Himmel und Erde» fast den Ausgangspunkt einer neuen Schule machte.

„Der anekdotische Roman wird vertreten von Reuter, dessen heitere Munterkeit und spaßhafte Bonhomie in der originellen Sprache, die der Autor anwendet, dem Plattdeutsch, den malerischen und phantasievollen Ausdruck finden, der sie hervorhebt."

Weit lückenhafter ist die Darstellung der neuern Lyrik; Uhland, der ein düsterer und gedankenvoller Poet der Melancholie genannt wird und damit unglücklich genug charakterisirt ist, und Heine werden eingehend behandelt, Tiedge wird der deutsche Millevoye genannt, Freiligrath's wohltönende, aber gedankenarme Phrase gerügt, Arndt und Rückert als tüchtige Patrioten bezeichnet, der letztere behaupte durch den Glanz seiner Bilder und die hinreißende Macht der Gedanken einen hervorragenden Werth unter den deutschen Dichtern. Dem Herausgeber d. Bl. wird eine reiche und mächtige Phantasie zugestanden, doch sein Sensualismus, seine exaltirten politischen Principien in der „Göttin", in „Madonna und Magdalena" getadelt. Bourloton kennt daher nur die Jugendwerke des Autors und scheint aus Vapereau's „Dictionnaire" seine Weisheit geschöpft zu haben, welche dieser wiederum großentheils Julian Schmidt verdankt. Noch wird Daumer erwähnt und Hamerling, dessen „Ahasverus in Rom" als das einen großen Dichter verkündigende Werk mit allgemeinem Enthusiasmus begrüßt worden sei. Wir vermissen in dieser sehr flüchtigen Skizze neuerer Lyrik nicht nur alle österreichischen Dichter, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, sondern auch Herwegh, Bodenstedt, Redwitz, Rittershaus, ja selbst Emanuel Geibel, was indeß weniger befremden dürfte, wenn man erwägt, daß dieser Dichter auch in der dreibändigen Literaturgeschichte von Julian Schmidt, d. h. in der neuesten Auflage derselben, keine Erwähnung findet.

Sehr beachtenswerth ist, was Bourloton über das neue Drama der Deutschen sagt, nicht aber wegen gründlicher Charakteristik der Dichter — denn auch hier herrscht dieselbe Lückenhaftigkeit; Hebbel, Laube, Friedrich Halm, Otto Ludwig u. a. werden gar nicht erwähnt —, sondern wegen der in den neuern französischen Werken sich wiederholenden Auffassung, daß unsere deutsche Bühne von dem Abfall der französischen lebe. Dies Aergerniß ist durch Bühnenlenker wie Laube gekommen und durch ihre in die literarische Tuba stoßende Clique, welche oft genug verkündet hat, daß unsere deutsche Dramatik bei der französischen in die Schule gehen müsse. Bourloton sagt:

„Die dramatische Literatur wird natürlich wenig bei einem Volke gepflegt, für welches in Sachen der Kunst die Idee und die Intention über die Handlung überwiegen. Die Individualität der dramatischen Person, die Energie der ins Spiel kommenden Leidenschaften gönnen der persönlichen Betrachtung des Zuhörers nicht so viel Platz, wie ein Deutscher in Anspruch nimmt; der Autor selbst entflieht dieser beengenden Form, die seine Begeisterung hemmt; Gutzkow vertauscht das Theater mit dem Roman, und das Genie von Gottschall und Rückert wird abgeschwächt, wenn sie dasselbe in die conventionelle Tretmühle des Dramas oder der Tragödie einzuschließen suchen. Freytag stellt, mit geistreicher Feinheit, die Regeln einer dramatischen Geometrie auf; der Gang des Dramas wird durch eine gebrochene Linie dargestellt, deren schärfste Winkel das am höchsten gesteigerte Interesse ausdrücken; aber diese seltsame Theorie, so viel Beifall sie gefunden hat, gibt ihrem Urheber nur banale Werke ein, in denen man den geistreichen Romanschriftsteller nicht wiedererkennt. Das deutsche Theater lebt in der That von Traditionen und Uebersetzungen; außer von den Stücken der neuen französischen Bühne, die man bei dem Uebergang in eine andere Sprache etwas zurechtmacht und oft mit erklärenden Erläuterungen versieht, wird die deutsche Bühne von den classischen Werken des ältern nationalen Theaters von Lessing und Schiller beherrscht, deren lange, lehrhafte Declamationen so viel Reiz für die Zuschauer haben."

Auch die neue deutsche Wissenschaft wird flüchtig skizzirt. Was die Gebiete der Fachwissenschaft betrifft oder die großen Namen eines Humboldt und Ritter, so sind diese in den gelehrten Kreisen Frankreichs hinlänglich gefeiert; die flüchtigen Skizzen eines Publicisten können zu ihrem Ruhme nichts beitragen. In Bezug auf die Philosophie sucht Bourloton den Zusammenhang Hegel's mit altindischer Weltweisheit nachzuweisen, erwähnt Rosenkranz, der den Hegel'schen Pantheismus glänzend vertreten — Rosenkranz ist im Gegentheil Theist —, spricht von Schopenhauer's „doctrines spiritualistes" und rühmt den jüngern Fichte, der im Gegensatz zu den bedauerlichen Ausschreitungen der Hegel'schen Linken auf die Versöhnung der Vernunft und des Glaubens einen religiösen Spiritualismus begründe.

Trotz der Lücken und Verstöße verdient Bourloton's eifrige Beschäftigung mit deutscher Literatur volle Anerkennung; solche „Zuaven" lassen wir uns in Deutschland gefallen; ihnen gegenüber müssen sich die Gelehrten der „Revue des deux mondes" unter den „Turkos" anwerben lassen.

Bibliographie.

Ahlefeldt, L. v., Zur Geschichte der Familie von Rantzau (Linie Neuhaus.) Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Erbherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzeß von Hessen-Homburg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 16. 6 Ngr.

Braddon, M. E., Der Capitän des Vultur. Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Frei nach dem Englischen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brückner, G., Historische Skizze von Burg und Bad Liebenstein. Meiningen, Brückner u. Renner. 8. 6 Ngr.

Büchner, L., Physiologische Bilder. 1ster Bd. 2te, vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Thomas. 8. 2 Thlr.

Gneist, R., Der Rechtsstaat. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grant, J., Schwere Prüfungen. Roman. Aus dem Englischen. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Geffcken, F. H., Die Alabamafrage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, W. R., Orthodoxe Angriffe auf Goethe. Eine Abwehr. Breslau, Max u. Comp. 8. 8 Ngr.

Holtzmann, H. J., Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe auf Grund einer Analyse ihres Verwandtschaftsverhältnisses. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Karl, H., Der Weltäther als Wesen des Schalles. Sigmaringen, Tappen. Gr. 8. 15 Ngr.

Kinkel, G., Der Grobschmied von Antwerpen in sieben Historien. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr.

Koerner, T., Der Beruf des Staates und der Gemeinde in der socialen Frage. Ein Beitrag zur Lösung derselben im deutschen Rechtsstaate, unter Anschluss an bestehende Verhältnisse entworfen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 10 Ngr.

Lippert, P., 200,000 Pfund Sterling. Original-Novelle. Berlin, R. Lesser. 8. 15 Ngr.

Peny, A., Geschichte Mecklenburgs. 2ter Thl. Von der Reformation bis auf unsere Tage. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Riedel, A., Natur-Bilder. Dichtungen auf christlicher Anschauung. Augsburg, Kollmann. 16. 5 Ngr.

Ritter, J., Johann Caspar Lavater als Menschen- und Vaterlandsfreund geschildert. Basel, Bahnmaier. 8. 6½ Ngr.

Nostocki, O., Aus alter und neuer Zeit. Dichtungen. Herausgegeben von H. Schmidt. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr.

Weil, J., Die Frauen im Recht. Juristische Unterhaltungen am Damentisch. Berlin, Staude. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wega, H., Sedaneia oder wahrheitsgetreue und überdies in Verse gebrachte Beschreibung des deutsch-französischen Krieges von seiner ersten Entstehung an bis zur Reise des Kaisers Napoleon nach Wilhelmshöhe. Straßburg, Schauenburg. 16. 10 Ngr.

Welden, L. Freih. v., Der Krieg von 1859 zwischen Oesterreich und Frankreich von Anfang Mai bis zum Friedensschlusse. Aus officiellen Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Militairische Zeit- und Streitfragen. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 22 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 22. August 1872.

Deutsche Literaturgeschichte und Literatur des 15.—17. Jahrhunderts.

1. Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte, enthaltend Charakteristiken der Perioden und Gattungen der Poesie und Prosa, wie auch Angaben der Denkmäler und Schriftsteller, nebst eingefügten Episoden und Skizzen. Für höhere Schulen, insbesondere Fortbildungsanstalten, von H. T. Traut. Halle, Schwetschke. 1871. Gr. 8. 28 Ngr.
2. Sebastian Brand's Narrenschiff, in neuhochdeutscher Uebertragung von Karl Simrock. Mit den Holzschnitten der ersten Ausgabe und dem Bildniß Brand's aus Reusner's Icones. Berlin, Lipperheide. 1872. Hoch 4. 4 Thlr.
3. Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Sechster Band. — A. u. d. T.: Dichtungen von Hans Sachs. Dritter Theil: Dramatische Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.
4. Johann Rist und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von Theodor Hansen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir stellen hier eine Anzahl von Schriften zusammen, die durch kein anderes Band innerlich verknüpft sind, als das etwas lose ihrer Zugehörigkeit zu dem Bereiche der deutschen Literaturwissenschaft. Sie hier zu verbinden veranlaßt uns nur der Umstand, daß die vier hauptsächlichsten Richtungen, in denen sich die ungemein rege Thätigkeit auf diesem Felde jetzt vorzugsweise bewegt, an ihnen zur Anschauung gebracht werden können: die allgemeine Geschichte der deutschen Literatur an der ersten, die Specialgeschichte und monographische Darstellung an der vierten, die exacte Herausgabe und Erklärung der literarischen Urkunden an der dritten, die directe Uebersetzung älterer Denkmäler in die heutige Sprache an der zweiten. Die von uns gewählte Ordnung stellt, wie billig, die allgemeinste Branche voran und folgt im übrigen dem chronologischen Faden als dem natürlichsten und faßlichsten.

Der ausführliche Titel des ersten Buchs läßt, wie es früher mehr Sitte war als jetzt, die eigentliche Absicht des Verfassers mit vollständiger Deutlichkeit erkennen. H. T. Traut ist Lehrer an einer Schule mit ganz bestimmten Aufgaben, der für die Bedürfnisse gerade seiner Schüler schreibt. Insofern entzieht sich sein Buch einer Kritik, die von einem allgemeinern Standpunkt, dem der literarhistorischen Wissenschaft überhaupt, auszugehen pflegt, und es ist mehr Sache der theoretischen Pädagogik, zu entscheiden, ob nach den gegebenen Verhältnissen hier das Richtige geleistet ist. Um hierüber zu einem endgültigen Urtheil zu gelangen, müßte man selbst inmitten des praktischen Wirkungskreises stehen, den der Verfasser vertritt und für den er schreibt. Dies vermögen wir von uns nicht zu sagen, und wenn wir dennoch mit einigen Worten hier in eine Besprechung eintreten, so geschieht es nur, um gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die auch für Separatzwecke maßgebend sein müssen, in Erinnerung zu bringen. Da unsere Gegenwart eine so unendlich reiche Productivität gerade auf solche für eine ganz bestimmte Sphäre bestimmte literarhistorische Lehrbücher verwendet, so erscheint es von dem allgemeinen Standpunkt der Bildung und dem begrenztern der deutschen Literaturwissenschaft gerathen, nicht in jedem einzelnen Falle, aber doch bei passender Gelegenheit die großen allgemeinen Gesichtspunkte, von denen diese specialisirten Leistungen ausgehen müssen, wenn sie anders ihren Zweck erreichen sollen, herauszukehren, und daran das wirklich Verdienstliche oder Unzureichende des Einzelnen zu prüfen. Auf diese Art glauben wir in unserer Weise, ohne uns ein Urtheil über die eigentlich pädagogische Brauchbarkeit anmaßen zu wollen, doch auch der Praxis wie der Wissenschaft selbst förderlich zu sein.

Der oberste Grundsatz eines praktischen Unterrichtsbuchs sollte unserm Erachten nach sein, dem Lernenden gerade nur so viel, nicht mehr, noch minder mitzutheilen, als er nach den Bedürfnissen seiner besondern Bildungsansprüche aufnehmen kann und soll. Der Lernende darf

weder mit irgendetwas, was für ihn todter Ballast wäre, beschwert werden, noch soll er in selbstwilligem Eklekticismus aus seinem Lehrbuche das eine zum Behalten herausnehmen, das andere als ihn gleichgültig oder unbrauchbar beiseitelassen. Fast alle Unterrichtsbücher, die uns bekannt sind, verstoßen gegen diesen, sollte man meinen, so selbstverständlichen Fundamentalsatz: auch dies vorliegende gibt wol mehr an bloßem Material, als in seinem Kreise, der kaufmännischen Fortbildungsschule, verarbeitet werden kann.

Ein zweiter Fundamentalsatz scheint uns, daß nur thatsächliches Wissen, nicht subjective Reflexionen des Verfassers oder der Autoritäten, von denen der Verfasser selbst geistig abhängt, den Lernenden überliefert werden dürfe. Die eigentlichen Thatsachen, falls sie, wie vorausgesetzt wird, wahr sind, bilden einen wirklichen Zuwachs zu dem geistigen Besitz des Lernenden. Je nach den mehr oder minder begünstigenden Umständen sind sie entweder als ein unter sicherm Verschluß befindliches Reservekapital des Geistes, das, richtig verwahrt, sich weder verzehren noch verschimmeln kann, oder als eine unmittelbar productive Vermögensanlage zu betrachten. Aber um das eine oder das andere sein zu können, dürfen sie nicht als eine Beschwerde des Geistes, zunächst seiner receptiven Kräfte, des Gedächtnisses und der Phantasie, sondern als eine gesunde Bereicherung derselben geboten und empfangen werden. Bloße Reflexionen, d. h. die mehr oder minder concentrirte Summe abstracter Betrachtungen über einen bestimmten Kreis concreter Erscheinungen dem Lernenden, der dieselben entweder nur unvollständig oder gar nicht, jedenfalls nur durch die Vermittelung anderer kennt, aufzudrängen, erscheint uns ebenso vom psychologischen wie vom ethischen Standpunkt des Lernens und Erziehens als grundverkehrt, und es wird dadurch nicht richtiger, daß alle hier einschlagenden Lehrbücher, nur das eine in bescheidenern Grenzen wie das andere, also auch dieses, sich einem solchen Verfahren, ohne, wie wir glauben, darüber nachgedacht zu haben, hingeben.

Eine dritte Fundamentalforderung ist, daß die Verfasser solcher Lehrbücher ihren Stoff als wirkliche Kenner beherrschen. Es sollte kein anderer als ein selbständig forschender Meister das unendlich schwere, wenn auch unscheinbare und so leicht undankbare Wagniß einer solchen Arbeit unternehmen. Nur der wirkliche Meister, wie ein Goedeke, Koberstein, Wackernagel ist im Stande, mit eigenstem Urtheile aus der Masse der noch in kritischem Flusse befindlichen Probleme der Forschung den geläuterten Gehalt wirklicher und feststehender Wahrheit herauszufinden. Daß aber nur dieser, weder die Controversen selbst, noch weniger das, was noch als Hypothese der weitern Sichtung unterliegt, als elementarer Lernstoff für das ganze Leben mitgetheilt werden darf, liegt so offen auf der Hand, daß es keiner weitern Bemerkung darüber zu bedürfen scheint. Und doch wird gegen diese Fundamentalforderung so oft und so stark verstoßen. Auch das vorliegende Buch erweckt den Eindruck, daß sein Verfasser zwar in einzelnen Theilen unserer Literatur, wie man zu sagen pflegt, recht wohl zu Hause ist, daß er aber in andern Gebieten, namentlich in denen, die nicht mehr unmittelbar lebendig, sondern geschichtlich geworden sind, sich nicht auf eigene selbstthätige Kenner- und Meisterschaft stützen kann, sondern sich auf die Autorität anderer verlassen muß. Daß sein Buch daneben manche große und kleine Versehen zeigt, theilweise wohl blos des Drucks — wie z. B. S. 56 nahe nebeneinander Labes für Laben, Laufenberg für Stauffenberg steht, oder die Rabenschlacht S. 17 und S. 49 zweimal als zwei verschiedene Gedichte, das eine mal in einer Art von lobender Erwähnung, das andere mal in schärfstem Tadel vorgeführt wird, trägt wenigstens nicht dazu bei, den Lernenden ein exactes Wissen einzuprägen.

Simrock's Uebersetzung des „Narrenschiff" (Nr. 2), fällt schon durch ihr stattliches Aeußere vortheilhaft auf. Es ist ein gutes Zeichen für die Stimmung unsers lesenden und bücherkaufenden Publikums, daß selbst ein solches, jedenfalls doch nicht in erster Reihe zählendes Literaturproduct unserer Vergangenheit in so würdiger Gestalt auftreten kann. Vor zwanzig, dreißig Jahren, ja vielleicht noch vor zehn wäre es undenkbar gewesen. Als besonderer kostbarer Schmuck sind ihm die sorgfältig ausgeführten Copien der hochberühmten Holzschnitte der beiden ersten Originalausgaben zugefügt, gewiß nicht zu seinem Schaden, weil der Text, um dies gleich vorweg zu bemerken, etwa nach Art der „Biblia pauperum", des „Speculum salvationis" und ähnlicher moralisirender Volkserbauungsbücher in strengstem innerm Zusammenhang mit dem Bilderschmucke steht. Ja man darf behaupten, die Bilder sind eigentlich die Grundpfeiler des Ganzen, und der Text ist nur als hier sehr ausführlicher und selbständiger Commentar dazu gedacht. Die Leser, an die sich Brand richtet, waren noch ganz von der frischen Schaulust des Mittelalters erfüllt. Sie wollten nicht blos mit dem innern Sinne, sondern auch mit dem körperlichen Sehorgane Gestalten in sich aufnehmen. Selbst die gänzliche Veränderung des volksthümlichen Denkens und Empfindens, welche die Reformation zu Wege brachte, hat doch diese Augenlust nicht sofort zu ertödten vermocht. Das ganze 16. Jahrhundert wird noch von ihr beherrscht, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß ihre eigentliche frische Naivetät allmählich erlischt. Das Eindringen der Renaissance in alle Kunstformen des höhern und niedern, auch des eigentlich populären Gebietes, in Tracht, Geräthe, Bewaffnung u. s. w. beweist, daß wenn auch die Receptivität der Sinne noch immer lebendig genug war, doch die entsprechende originale Productivität, wodurch sich das 15. Jahrhundert ausgezeichnet hatte, mehr und mehr versiegt.

Brand selbst, der hierin wie in seiner ganzen Substanz noch durchaus der vorreformatorischen Periode angehört, ist zwar selbst kein Zeichner gewesen, sowenig wie unsere mittelalterlichen Dichter, die bei der Anordnung ihres Textes sogleich auch einen Raum für den Maler aussparten. Selbstverständlich arbeitete ein solcher nach den Ideen, welche sie ihm gaben, gerade so wie der Schreiber, der doch auch meist eine andere Person als der Verfasser gewesen ist, Wort für Wort und Silbe für Silbe dem Dictat des Meisters zu folgen hatte. Brand war in der glücklichen Lage, wie für seinen Text den schon zu vollendeter Technik entwickelten Bücherdruck, so für seine Bilder eine auf fast noch größerer Höhe

befindliche Kunst des Holzschnittes benutzen zu können, und es ist kein Zweifel, daß ein großer Theil des wahrhaft überwältigenden Erfolgs seines „Narrenschiff" auf Rechnung dieser besondern Gunst seiner Zeit gesetzt werden muß. Die Holzschnitte selbst gehören, wie allgemein zugegeben wird, zu den besten Producten der damaligen Periode, d. h. also zu dem Besten, was diese Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Es wäre nur zu wünschen, daß von seiten unserer jetzt so emsigen Kunstforschung noch etwas Genaueres über ihren Ursprung und ihre Meister ermittelt würde. Bisher aber hat unsers Wissens nur Zarncke in seiner bekannten Textesausgabe dieser wichtigen Frage einige Aufmerksamkeit zugewandt, ohne daß seine Resultate für uns wenigstens eine genügende Lösung gebracht hätten. Es scheint uns nämlich, als wenn ein und dieselbe Hand des Zeichners durch alle Platten unverkennbar hindurchginge, ob auch eines und desselben Formschneiders, der ja sehr wohl von dem Zeichner getrennt sein konnte, wie die meisten großen Holzschnittwerke der Zeit beweisen, wollen wir nicht behaupten. Einer der gründlichsten Kenner, der verstorbene Rudolf Weigel, wollte für eine Anzahl davon an die Hand Martin Schön's von Kolmar denken, was uns fast unglaublich scheint. Denn die allgemeine Aehnlichkeit des Stils und der Technik, die allerdings nicht geleugnet werden kann, genügt doch nicht, um über die großen Unterschiede, die zwischen den sonst bekannten Erzeugnissen Martin Schön's und diesen Platten bestehen, hinwegzuhelfen. Noch weniger scheint die baseler Schule, aus der unter anderm die Platten zu Holbein's Todtentanz hervorgingen, hier herangezogen werden zu dürfen. Conception, Stil und der ganze Apparat der Technik sind, so viel wir beurtheilen können, von ganz anderm Gepräge. Obwol es nicht möglich ist, diese Vermuthung ausreichend zu begründen, so erlauben wir uns doch darauf hinzuweisen, daß, wenn nicht ein bisjetzt unbekannter strasburger Meister dafür thätig war, eine große innere und äußere Verwandtschaft mit gleichzeitigen Producten der ulmer und augsburger, also der eigentlichen oberschwäbischen Schule zu bestehen scheint. So viel wir von den Verbindungen Brand's wissen, ist er zwar weder selbst mit diesen Orten in lebhaftem Verkehr gewesen, am wenigsten während seiner akademischen Thätigkeit in Basel, wo das „Narrenschiff" entstanden und publicirt ist, noch findet sich in dem Kreise seiner bekannten baseler oder strasburger Freunde irgendein aus Schwaben zugewanderter Zeichner oder Formschneider. Indessen möchte schon das negative Resultat, zu dem wir oben gelangt sind, als eine nicht unwesentliche Förderung des interessanten Problems zu betrachten sein, selbst wenn unsere positive Conjectur wegen Mangel beweisender Urkunden weniger Beifall finden sollte. Jedenfalls aber sei der Gegenstand noch einmal der Aufmerksamkeit der eigentlichen Fachkenner dringend empfohlen, da er sie im höchsten Maße verdient.

Simrock ist in seiner Uebersetzung seinem eigensten Berufe treu geblieben, dem Goethe's bekannte Worte bei dem ersten Erscheinen seiner „Nibelungen" für alle Zeiten den Stempel classischer Weihe gegeben haben: „Der neue Bearbeiter ist so nah als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben. Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firnis von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen." Und die Aufgabe war hier nicht leicht. Wer das Original nicht kennt, möchte glauben, daß ein Erzeugniß vom Ende des 15. Jahrhunderts von der heutigen Sprache kaum so weit abstehen könnte, um eine eigentliche Umformung in dieselbe nöthig zu machen. Aber wer auch nur einen Blick in die schöne und correcte Ausgabe des Originals von Zarncke geworfen hat, wird anderer Meinung sein. Die Sprache Brand's ist freilich kein Mittelhochdeutsch mehr, wie wir es bei Walther oder Wolfram lesen: in ihren Formen, auch in dem Wortvorrath trägt sie im allgemeinen schon den modernen Typus, aber nur im allgemeinen. Im einzelnen färbt die oberrheinische Localmundart diese Sprache so eigenthümlich, daß sie an vielen Stellen für das unmittelbare Verständniß unzugänglich wird. Dazu kommt noch die damalige „Verwilderung" des Versbaues, d. h. die für unser mehr oder minder Opitzisch geschultes Gehör unerträgliche Freiheit des Metrums und Reims. Endlich bedürfen sehr viele thatsächliche Verhältnisse, auf die der Dichter oft mehr anspielt als eingeht, einer förmlichen Erklärung. Dies alles zusammengerechnet, beweist, daß wenn man das „Narrenschiff" nicht als Object philologischer Studien behandeln will, es nur mittels einer Uebersetzung wieder lebendig gemacht werden kann.

Hans Sachs' „Dramatische Gedichte" (Nr. 3), in einer allerdings sehr compressen Auswahl — zwölf von den 208, die der Dichter selbst 1567 und wahrscheinlich nicht vollständig aufzählt — geben, ganz wie die beiden vorhergehenden Bände, der erste von Goedeke bearbeitet, die Meisterlieder, überhaupt die Lieder, der zweite, von Tittmann, die Spruchgedichte enthaltend, wenigstens einen annähernden Begriff von der unerschöpflichen Productivität ihres Verfassers. Darin ist ihm ja von jeher der erste Rang vor allen seinen andern deutschen Kunstgenossen bereitwillig zugestanden worden, während es erst der neuesten Zeit vorbehalten war, ihn auch von einer bessern Seite würdigen zu lernen. Denn Goethe's jugendliche Begeisterung für ihn konnte wol den von ihm beherrschten frankfurter und darmstädter Kreis mit erfassen, auf das deutsche Publikum hat sie nicht gewirkt, nicht einmal auf die berufenen Literatoren. Erst seitdem man gelernt hat, an die volksthümliche Literatur des 16. Jahrhunderts andere Anforderungen zu stellen, als an die kunstmäßig geschulten Erzeugnisse, die einst allein als der Beachtung werth galten, ist auch Hans Sachs wieder zu Ehren gekommen. Nicht die Form, nicht die Technik ist es, durch die er und seine Genossen wirken, sondern der Stoff und die Gesinnung. Die Poesie freilich bedarf, um wirklich vollendet zu sein, der einen ebenso gut wie der andern, und in diesem Sinne könnte man überhaupt die Existenz einer deutschen Poesie in dieser Zeit leugnen. Ist aber nur das eine oder das andere vorhanden, so neigt unsere gegenwärtige Anschauungsweise entschieden dahin, dem Gehalt und der innern Bedeutung vor der bloßen Technik der Form und der Ausbildung der künstlerischen Routine den Vorzug zu geben. Wir fühlen uns gegenwärtig viel stärker hingezogen zu den formlosen aber gehaltvollen

Erzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts, als zu den mit aller Virtuosität durchgeführten gehaltlosen Kunststücken etwa der spätern italienischen Literatur, oder, um auf eigenem Gebiete stehen zu bleiben, eines Konrad von Würzburg und seiner Nachfolger. Uebrigens gilt der gemeinsame Zeitcharakter der Formlosigkeit doch nicht so unbedingt für Hans Sachs. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß er in einem nicht ganz engen Bereiche von Stoffen sich auch als ein vollkommener Meister der Form bewährt. Als Lyriker ist es ihm selten gelungen, am ersten noch in seinen nicht sehr zahlreichen geistlichen Liedern, während die weltlichen entweder nach der trockensten Schablone der meistersingerischen Unkunst rein fabrikmäßig, aber optima fide gefertigt sind, und das andere, was bei ihm in lyrischen Formen auftritt, eigentlich nur als poetische Concepte betrachtet werden muß, deren völlige Ausführung der Dichter aus irgendeinem Grunde entweder ganz unterlassen oder auf eine andere Gelegenheit verschoben hat, wo er denn auch eine richtigere Form dafür zu finden verstand. Seine eigentliche Kunsthöhe hat er in einer Reihe seiner Spruchgedichte erreicht, und zwar nicht blos in denjenigen von wesentlich komischer Haltung, die wir mit ihm und seiner Zeit als Schwank bezeichnen, sondern ebenso sehr, ja insofern das Genre und die Tendenz eine höhere ist, noch mehr in einer Anzahl ernsthafter Stücke, in denen die Tiefe des Gemüths, der Adel der Gesinnung, die Fülle der Welt- und Menschenkenntniß nicht stammelnd und roh, sondern im klarsten Flusse und geläutertster Durchbildung zum Vorschein kommt. Sie gehören nicht blos zu dem Besten was Hans Sachs, sondern was seine Zeit überhaupt geschaffen hat, und übertreffen die ähnlichen Leistungen des einzigen auf deutschem Boden in jener Periode ihm ebenbürtigen Geistes, Fischart's, an Gehalt und Form um ein Merkliches.

Aber so geschickt auch der Dichter in vielen seiner Spruchgedichte die Form des Dialogs zu handhaben weiß — wie er sie denn auch in jenen merkwürdigen vier Dialogen, deren correcte Ausgabe wir R. Köhler verdanken, prosaisch zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hatte, was bei dem damaligen Stand der deutschen Literatur viel schwieriger war als ihre poetische Handhabung —, die Kunst des Dialogs macht noch keinen Dramatiker, auch nicht die Wahl eines dramatischen Stoffs! Hans Sachs, so hoch er als Spruchdichter alle seine Zeitgenossen überragt, steht doch als Dramatiker, selbst nach den bescheidenen Anforderungen, die man an das damalige deutsche Drama zu stellen berechtigt ist, nicht in erster Reihe. Höchstens einige seiner Fastnachtsspiele, und darunter eigentlich doch nur eins, die bekannten „Ungleichen Kinder Evae" zeigen, daß er gelegentlich einen Begriff von den ersten Erfordernissen einer dramatischen Composition besaß. Und wenn sich noch mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, daß diese „Kinder Evae" nichts weiter als die Reproduction eines ältern beliebten deutschen Fastnachtsspiels oder Dramas sind, so liegt die Vermuthung nicht ferne, daß sie ihren Vorzug nicht dem neuern Meister verdanken. So lange wir ihre Grundlage nur aus dürftigen Notizen kennen, ist es unmöglich, diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, aber sie auszusprechen, widerstreitet nach unserer Meinung nicht der anerkennungsvollen Theilnahme, die wir sonst gegen den größten deutschen Volksdichter seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten hegen.

Ja schon unter den Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts, wie sie jetzt in der Sammlung von Keller handlich vor uns liegen, läßt sich viel mehr dramatischer Schick und dramatisches Gefühl erkennen, als Hans Sachs zeigt. Zur Erklärung dieses seltsamen Umstandes wollen wir uns nicht auf ein selbst unerklärbares Etwas, die eigenthümliche Begrenzung der poetischen Individualität und Anlage des spätern Meisters berufen. Wir glauben vielmehr, daß er es sich durch die überall sichtbare Tendenz, auch das Drama und dieses vorzugsweise, zu didaktischen Zwecken zu verwenden, selbst unmöglich gemacht hat, mit der behaglichen Freude in die Ausführung der einzelnen Momente seiner Stoffe einzugehen, die als die erste Vorbedingung auch eines bloßen naturalistischen und dilettantischen Gelingens angesehen werden muß. Im Spruche gelang es ihm, seinem eigenen tiefen Sinne und dem auf die reflectirende Betrachtung der Welt hinneigenden Geiste seiner, der Reformationszeit, gerecht zu werden, indem er Stoff und Gedanken völlig ineinanderarbeitete. Im Drama klafft beides auseinander. Der Stoff ist, obgleich begreiflich an Zahl der Verse und Seiten um vieles ausgedehnter, doch nur das Accidenz, die Moral die Hauptsache, wegen deren das andere nur als nothwendiges Substrat zum Dasein gelangt.

Jedenfalls verdient aber auch in diesem Bande die Sorgfalt, die Sachkenntniß und das warme Interesse des Herausgebers dasselbe Lob, das wir schon früher auszusprechen uns gedrungen fühlten. Welch ein Fortschritt liegt doch zwischen diesen drei Bänden Dichtungen von Hans Sachs und etwa dem Hans Sachs des wohlmeinenden, aber so ganz unvorbereiteten Büsching von 1816! Es gibt wenig Bücher, an denen sich die innere Wandlung unserer nationalen Literaturforschung und Wissenschaft so drastisch darstellt wie an diesen beiden.

„Johann Rist und seine Zeit" von **Theodor Hansen** (Nr. 4) ist die wohlgemeinte und fleißige Arbeit eines Berufs- und Gesinnungsgenossen des bekannten „cimbrischen Schwans". Rist's Name gehört nicht zu denen, die sich eines besonders glimpflichen oder gar ehrenvollen Gedächtnisses in unserer Literaturgeschichte rühmen dürfen. Von einer lebendigen Nachwirkung des Dichters kann überhaupt nicht die Rede sein: hat er ja doch in seiner eigenen Gegenwart mehr den conventionellen Beifall einer bestimmten literarischen Coterie erworben als einen wirklichen Einfluß auf das Publikum. Nur als geistlichem Dichter ist es ihm gelungen, in einer Anzahl von Gesangbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts einen verhältnißmäßig breiten, wenn auch nicht hervorragenden Platz einzunehmen; indessen ist, seitdem unter dem Einflusse der modernen Aufklärung und der Classicität des vorigen Jahrhunderts die Gesangbücher eine so durchgreifende Umgestaltung über sich ergehen lassen mußten, auch sein Name mit denen der meisten geistlichen Kunstdichter seiner Zeit fast ganz aus ihnen verschwunden. Nur einige seiner unzähligen Lieder wie etwa: „Sei getrost, der Herr weiß Rath", „Laßt uns mit Ernst betrachten", „Auf, auf, ihr Reichs-

genossen", „Ermuntre dich, mein schwacher Geist", „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen" u. s. w., finden sich wol noch in den Gesangbüchern der Gegenwart und meist in wenig veränderter Gestalt, weil, von der Orthographie und einigen Idiotismen abgesehen, sein sprachlicher Ausdruck im Vergleich mit dem seiner meisten Zeitgenossen ein sehr gewandter und, was noch mehr in Betracht kommt, ein relativ einfacher und planer zu sein pflegt, der dem modernen Geschmack lange nicht so fern steht wie die geblümte Rhetorik der Dichter aus der schlesischen Schule oder die gezierte Tändelei der Pegnitzschäfer. Den Zeitgenossen freilich galt das, was wir als Vorzug, wenigstens als einen negativen würdigen, als ein Mangel.

Es gehört also ohne Zweifel eine ganz besondere Liebe zu dem Stoffe und der Persönlichkeit des Dichters dazu, um sich beiden mit der Intensität hinzugeben, ohne welche eine monographische Arbeit undenkbar ist. Auch läßt sich wohl erkennen, daß nicht eine bloße Laune des Zufalls, sondern ein innerer Zug des Gemüths den Biographen Rist's bestimmt hat. Dem Leser aber ist es nicht leicht gemacht, die innere Wärme des Verfassers nachzufühlen, denn sein Buch ist mehr zu einer Abhandlung aus dem Bereiche der literarhistorischen Statistik als zu einem eigentlichen Lebens- und Charakterbild gerathen. Es ist wahr, das urkundliche biographische Material ist außerordentlich dürftig und es ist auch den sorgfältigsten Nachforschungen des neuesten Bearbeiters nicht gelungen, etwas Erhebliches zuzufügen. Es scheint diesem Leben an allen jenen dramatischen Momenten gefehlt zu haben, welche die Phantasie des Beschauers zu reizen vermögen. Rist stammt aus einem ehrsamen geistlichen Hause und ist selbst auf dem gewöhnlichsten Wege zu dem Berufe eines Landpfarrers fortgeschritten, in dem er bis zu seinem Lebensende beharrte. Seine Lebenszeit, von 1607—67, fiel zwar in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und hätte darum nur allzu viel Veranlassung zu den erschütterndsten Katastrophen geboten, wie sie damals unzählige gerade von seinen nächsten Berufsgenossen erfahren mußten. Rist aber blieb in seinem Vaterlande Holstein, das er überhaupt nur während seiner akademischen Studienzeit verließ, davor geschützt, wie denn bekanntlich diese Landschaft — die Jahre 1629 und 1630 und später 1644, 1645 abgerechnet — von den eigentlichen Greueln der Verwüstung nicht erfaßt wurde, sowenig wie ihre natürliche Hauptstadt Hamburg, deren mercantile und bald auch geistige Blütezeit gerade vom Dreißigjährigen Kriege datirt. Das schlichte Leben eines Landpfarrers, der, seinem Berufe zunächst hingegeben, doch noch Muße genug übrigbehielt, um allen seinen literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen, konnte natürlich wenig Spuren hinterlassen.

Dennoch hätte sich aus dem vorhandenen Material etwas Anschauliches und Gehaltvolles gestalten lassen, wenn der Verfasser es nicht vorgezogen hätte, dasselbe, wie schon gesagt, als bloßer literarischer Statistiker zu verarbeiten. Die zahlreichen poetischen und prosaischen Schriften Rist's gewähren des Stoffs in Fülle, um daraus die Besonderheit seiner gemüthlichen Anlage und seiner Lebensauffassung, kurz seinen ganzen innern Menschen zu zeichnen. Ebenso fehlt es nicht an zahlreichen Notizen über sein äußeres Leben, in seinem Berufe als Landpfarrer, wie in seinem Verkehr im Hause und mit seinen Freunden. Vollends reichlich strömen die Quellen, wenn es gilt, seine literarischen Beziehungen zu erörtern. Ist auch in alledem nichts, was von besonderer Bedeutung und vorragender Originalität wäre, so ließe sich doch durch eine geschickte Zusammenfassung und Gruppirung des Details das Bild einer lebendigen Individualität gewinnen, die auf jeden Beschauer einen im ganzen nur wohlthuenden Eindruck machen würde. Hätte der Verfasser z. B. nur die Monatsunterredungen dazu verwenden wollen, so würden ihm gewiß viele Leser seines Buchs, denen das Original immer unzugänglich bleiben wird, dankbar sein. Ein gutes Stück der Sitten- und Culturgeschichte der Zeit im Spiegel eines Einzellebens ist in ihnen enthalten, und zwar gerade einer Seite desselben, die dem modernen Verständniß sehr nahe liegt. Man sieht, wie ihr Verfasser, ohne sich dessen bewußt zu werden, sich aus den Fesseln der Autorität der lutherischen Orthodoxie und der von ihr beherrschten Weltanschauung zu feinerer oder humanerer Auffassung aller möglichen Lebensverhältnisse entwickelt hat, nicht als Revolutionär oder als negativer Geist, sondern in dem vollen gesättigten Gefühle einer tüchtigen und gesunden Persönlichkeit, die ohne allen Anstoß es über sich gewinnt, die Welt und ihre Zustände mit eigenen Augen und nach den Bedürfnissen des eigenen Herzens und Verstandes zu beurtheilen.

Wäre es aber dem Verfasser darum zu thun gewesen, blos die literarische Individualität seines Helden darzustellen, so würde auch dies eine dankbare Aufgabe gewesen sein. Es hätte vor allem die Frage gelöst werden müssen, worauf der unleugbar große Einfluß des Mannes bei seinen Zeitgenossen sich gründete. Selbst im Sinne seiner Zeit kann es nicht die Originalität seiner Producte gewesen sein, denn daran fehlt es denselben, auch alle sonstigen Vorzüge zugegeben, mehr als allen den andern namhaften Leistungen von damals, selbst wenn man einen Angelus Silesius, Paul Flemming, oder von den Prosaikern einen Moscherosch und Grimmelshausen ganz außer Vergleichung läßt. Aber es imponirte der damaligen literarischen Zunft seine leichte und gewandte Productivität, durch die er die meisten seiner Mitstrebenden übertraf. Auch war es in der damaligen Situation der deutschen Literatur wirklich ein Verdienst, wenn das Verdienst eines Dichters nach der Elle gemessen werden konnte. Denn es kam, wie es der Instinct allen Betheiligten sagte, wirklich zunächst darauf an, daß die literarische Production in der deutschen Poesie möglichst in Fluß blieb. Das Wie, welches uns die Hauptsache scheint, ist für eine wahrhaft geschichtliche, d. h. die besondern damaligen Verhältnisse verstehende Betrachtung in der That die Nebensache. Ein deutsches Lesepublikum war nicht vorhanden, sondern nur eine über ganz Deutschland verbreitete freie Association aller productiven Kräfte, die nicht in der allgemeinen Ertödtung der nationalen Lebenskraft untergegangen oder in ihrem Glauben an die Zukunft des deutschen Geistes wankend gemacht waren. Dieses wahrhaft heilige Feuer in seiner Weise geschürt zu haben, wird dem Stifter des Elbschwanordens immer unvergessen bleiben, auch wenn längst kein Vers von ihm mehr lebendig in unser Ohr klingt.

Heinrich Rückert.

Neue lyrische Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 33.)

1. Nacht und Sterne. Neue Gedichte von Albert Möser. Halle, Barthel. 1872. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Vom Himmel zur Erde. Von Theodor Hofferichter. Berlin, Heimann. 1871. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Daheim in Deutschland und Romänien. Dichtungen und Uebersetzungen von R. Neumeister. Quedlinburg, Basse. 1871. 8. 20 Ngr.
4. Gedichte von Gottfried Krasemann. Wismar, Selbstverlag des Verfassers.
5. Mein Liederbuch. Von Hortens Oberton. Wismar, Hinstorff. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.
6. Veilchenstrauß. Neue Gedichte von Paul Matthies. Berlin, Volksbuchhandlung. 1872. 8. 5 Ngr.
7. Gedichte von F. Brunold. Zweite Auflage. Leipzig, Pardubitz. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
8. Poesien des Urwaldes. Von Kara Giorg. Einsiedeln, Benziger. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
9. Bilder vom Genfersee. Von Klara Tittmann. Stuttgart, Grüninger. 1871. 16. 10 Ngr.
10. Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen von Gisbert Freiherrn Vincke. Münster, Brunn. 1869. 16. 1 Thlr.
11. Wladimir. Eine russische Geschichte in drei Gesängen von Gustav Weck. Würzburg, Kellner. 1871. 16. 10 Ngr.
12. Kassandra. Episch-lyrisches Gedicht von Agnes Kättig. Berlin, Schlingmann. 1871. 16. 1 Thlr.

Ein hübsches Talent bekunden, namentlich in der Ballade und Romanze, die uns in zweiter Auflage vorliegenden „Gedichte" von F. Brunold (Nr. 7). Die Zusammenstellung der Sammlung hätte jedoch mit mehr Wahl und Selbstkritik geschehen sollen; das Brunold'sche Buch enthält neben recht erfreulichen poetischen Proben zu viel des Mittelmäßigen und Dürftigen. Die Lieder unsers Dichters haben oft viel Metall im Klange und fordern lebhaft zur musikalischen Composition auf; mit Vorliebe und Geschick gibt er in ihnen Naturschilderungen. Es liegt häufig, wie in „Morgenfrühe" und „Friedhof im Walde", der ganze Duft und Zauber landschaftlicher Malerei über solchen Brunold'schen Schilderungen ausgegossen. Oder er malt Charaktergemälde, wie z. B. in den trefflichen Gedichten: „Gebt mich frei", „Ein Spielzeug" und in der Ballade: „Die letzte Bewohnerin von Nantums." Brunold beweist in den Linien solcher Charaktergemälde große Feinheit, in der dichterischen Gestaltung derselben eine Plastik, welche nie der Wirkung verfehlt. Zu solchen Charaktergemälden gehört unter andern Beispielen das Gedicht:

Ein stilles Gemüth.

In dem frohsten, lautsten Kreise
Siehst du oft ein still Gesicht,
Das so seine eigne Weise
Hat beim Lächeln, wenn es spricht.

Nicht ein träumend Sichvergessen
Dieser Stimme Wohllaut gab;
Sie erklingt, wie wenn Cypressen
Säuseln um ein liebes Grab.

Wie beim Nachtigallenschlage
Mond aus düstern Wolken bricht,
So verhaltne, leise Klage
Aus der Brust beim Sprechen bricht.

Schau, die Menge geht vorüber
An dem einsamen Gemüth,
Das sich trüb und immer trüber
In sich selbst zurückezieht.

Nur die Kinder, nur die Kleinen
Schmiegen sich an dieses Herz;
Denn sie wissen, daß ihr Weinen
Findet hier verwandten Schmerz.

Daß ihr Wort, auch nicht gesprochen,
Wird erkannt, vom Mund geküßt —
Denn solch Herz, das Lieb' gebrochen,
Weiß, was Schmerz und Liebe ist.

Unter den Balladen und Romanzen Brunold's zeichnen wir „Die Sonne hat ihn getödtet", „Henning Wulf, der dithmarsische Tell", „Birger Jarl", „Kloster Maulbronn" und „Zauberklänge" aus, von welchen wir das letztgenannte Gedicht hier wiedergeben:

Mitternacht! Vom weichen Pfühle starrt die Jungfrau auf, erschreckt.
Hat ein böser Traum sie wieder aus dem süßen Schlaf geweckt?
Hat der Sturmwind dort die Lade an dem Fenster aufgethan?
Daß der Mond durchs Weinlaubgitter in das Stübchen schauen kann?

Schlummertrunken starrt die Jungfrau in die träum'rischstille Nacht;
Kann es selber gar nicht fassen, was sie plötzlich wach gemacht;
Welch ein Sehnen, welch ein Drängen in die trunkne Seele drang;
Welch ein Klingen, welch ein Singen zaubervoll herüberklang.

Sinnend ruht sie; aber müde wird das Aug', allmählich schon —
Horch! Da tönt aufs neue wieder zaubrisch der bekannte Ton.—
Wie der Windharf' leises Rauschen, wie ein fernes Glockenspiel,
Wie der Schwalben Frühlingssingen dringt der Klang zum weichen Pfühl.

Und die Jungfrau kann nicht rasten, still hat sie sich aufgemacht,
Schreitet wie in Zauberbanden durch die stille warme Nacht.
War's doch, ob vom Fliederbaume, wo der Stieglitz morgens singt,
Nachts die Nachtigallen schlagen, jener Ton herunterklingt.

Nein! Vom Berge, wo der Wildschütz singend zu der Liebsten geht,
Wo die Lerchen jubelnd schmettern, dorther Wind die Klänge weht.
Oder wär's von nahem Walde, wo die alten Eichen stehn,
Wo die Hirsche in den grünen, ewig kühlen Gründen gehn?

Immer weiter lockt das Singen sie hinweg vom Vaterhaus,
Immer weiter geht sie sinnend in die stille Nacht hinaus.
Dort vom See, sie hört es deutlich, dringt es von der blauen Flut,
Wo auf spiegelglatten Wellen märchenhoft der Mondschein ruht.

Wasserlilien schwanken leise auf den Wellen auf und ab,
Echo wol des Liedes Weisen von den Bergen wiedergab.
Lauter tönen jetzt die Klänge so melodisch wunderbar,
Wie das Herz sie nie vernommen, wie's noch nie ergriffen war.

Gleich der Turteltaube Girren, gleich der Abendglocke Klang,
Gleich des fernen Waldhorns Klängen tönt der zaubrische Gesang.
Und der Jungfrau wird so eigen sehnsuchtsvoll bei diesem Gruß,
Tritt zum See, dem trügrisch-stillen, setzt in den Kahn den Fuß.

Sieh, die Wasserbinsen schwanken und der Wind rauscht auf dem Land,
Mit den hellen klugen Augen stehn die Hirsche an dem Strand.
Auf dem See, dem schilfumrankten, schwanket leise, still der Kahn,
Helle Kreise, lichte Furchen ziehend auf der Wasserbahn.

Und noch einmal tönt das Singen — stille wird es wie im Grab —
Wasserkönig zog die schöne Jungfrau in sein Schloß hinab.
Mit dem Klingen, mit dem Singen hat er es ihr angethan.
Auf dem Wasser liegt der Mondschein, einsam schwankt der leere Kahn.

Wenn nun freilich derartigen Balladen Brunold's mit düsterm Naturcolorit und dämonisch lockenden Stimmen der Nacht die eigenartige Signatur fehlt, so wissen sie doch durch Bilderreichthum und Stimmung zu fesseln. Es ist schwer, heutzutage in der Ballade neue Töne anzuschlagen. Unsere Dichter haben, worauf es bei dieser Dichtgattung in erster Linie ankommt, der Natur jeden Laut, jeden Athemzug bereits so gründlich abgelauscht und diese Klänge in der Poesie so zahlreich, so mannichfach variirt wiedergegeben, daß neue Naturlaute zu finden und dichterisch zu verwerthen fast ein Unding ist. Unsere Dichter früherer Perioden haben das Geschick des Menschen mittels so mannichfacher Erfindungen mit den Naturgewalten poetisch verflochten (denn hierin liegt bekanntlich die Aufgabe der Ballade), daß die heutigen Balladendichter sich jenen ältern gegenüber fast mit Nothwendigkeit in der Lage befinden, in welcher sich die Dons vom spanischen Hofe dem das Ei auf die Spitze setzenden Columbus gegenübersahen. Wer kann auf einem so angebauten Terrain noch Neues bieten?

Unter den liederartigen Poesien Brunold's nennen wir „Die Heimat", „Friede" und besonders „Kanaan" mit Auszeichnung. Endlich erwähnen wir als vortrefflich noch das Gedicht: „Ein tiefer Schmerz." Was die poetische Form Brunold's betrifft, so hätten einige unechte Reime, die häufigen unnöthigen Inversionen, namentlich aber zahlreiche unmögliche Elisionen vermieden werden sollen. Brunold's Talent verdient Beachtung.

Wie Blumen aus einer fremden Hemisphäre gemahnen die „Poesien des Urwaldes" von Kara Giorg (Nr. 8), einer in Amerika lebenden Dichterin. Dieselben bestehen ihrer größten Zahl nach aus episch-lyrischen Gedichten, welche durch die Fremdartigkeit, mit welcher ihre Stoffe an den europäischen Leser herantreten und den eigenthümlich exotischen Duft, welcher sie durchweht, interessiren, denen aber doch bei dem ihnen eigenen allzu breiten Wurfe in der dichterischen Ausführung eine knappere Form, etwa eine romanzenhafte Incarnation zu wünschen gewesen wäre. Sie sind meistens der Sage, der Geschichte und dem socialen Leben Amerikas entnommen und fesseln durch ihren die transatlantischen Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen kennzeichnenden Inhalt, geben aber auch auf vielen Seiten ein unerquickliches Bild von der amerikanischen Roheit und Wildheit. Ein hübsches Zeugniß für die deutschen Sympathien der Verfasserin legt die letzte Abtheilung der Gedichte durch die Poesien ab, welche den deutsch-französischen Krieg behandeln. Kara Giorg beweist in dieser Sammlung ein gewandtes Erzählertalent, welches in metrisch und prosodisch reinen Formen meistens einen sich zu einem harmonischen Ganzen abrundenden Inhalt bietet, dem nur, wie bereits erwähnt, oft eine knappere und präcisere Fassung zu wünschen wäre. Auch hätte die Dichterin, in der Wahl ihrer Themata wählerischer, Bedeutendes von Unbedeutendem sondern sollen. Diese Zeit fordert, daß in allen Bereichen des Schaffens nur die Goldkörner ans Licht treten; sie fordert das, gerade weil wir auf allen Gebieten des Schaffens durch die massenhafte Ueberflutung mit Producten der Mittelmäßigkeit so ermüdet worden sind. Die Masse, die heute auf dem Schauplatze des wirklichen Lebens dominirt, hat auf dem Gebiete des geistigen Producirens ihr Recht verloren — wir wollen nur die Quintessenz des Schaffens. Hätte Kara Giorg das bei Veröffentlichung ihrer „Poesien des Urwaldes" beherzigt, sie hätte auf ein freundlicheres Entgegenkommen des Publikums rechnen können. So aber — wer wird heutzutage, da jede Stunde so theuer ist, nicht ermüdet werden durch so zahlreiche Variationen über dasselbe Thema, wie die vorliegende Sammlung sie bietet, Variationen, welche von sehr verschiedenem dichterischen Werthe sind? Zu den besten Stücken dieser Poesien rechnen wir „Graf Zinzendorf", „Die Sykomore am Big Barren", „Die Frau des Pionniers", „Die Auswanderer", „Piasa", „Winona", „Nodowaqua", „Das Marmor-Canoë" und das längere Gedicht in neun Abtheilungen: „Logan der Mingohäuptling", welches sich recht spannend liest. Unter den angehängten „Losen Blättern" sind lobenswerth die Gelegenheitsgedichte: „Beim vierten Jahresfeste des nordamerikanischen Schützenbundes" und „Zum Sängerfest-Picknick", sowie die Gedichte: „Dem ersten Napoleon", „Für die Waisen" und endlich „An mein Vaterland". Eine Stelle möge hier schließlich folgendes Gedicht finden:

Der Abschied.

Vor dem Dorf am klaren Bache
Hält der Indianer Zug,
Aus den Augen glüht die Rache,
Auf den Lippen bebt ein Fluch.

Den der stolze Schmuck der Feder
Als des Stammes Häuptling ziert,
Dem mit Ehrfurcht lauscht ein jeder,
Spricht zu Thränen fast gerührt:

„Reißt die Zelte jetzt zusammen,
Füllet euer Muskimut,
Alles andre gebt den Flammen,
Nehmt nur mit des Hasses Wuth.

„Manitu hat uns verlassen,
Uns geraubt ward alles Land,
Uebrig bleibt uns nur das Hassen,
Fluch der nimmersatten Hand!

„In des Urwalds dunkeln Gründen
Baut sein Haus der weiße Mann,
Bald der Aexte Schläge künden,
Daß sein feindlich Werk begann.

„Und die schlanken Riesen fallen
Seinem Hieb zum Opfer bald,
Und mit seinen stillen Hallen
Schwindet mählich Wald auf Wald.

„An der Flüsse Ufern heben
Blühnde Städte sich empor
Und ihr rührig lautes Leben
Schreckt des Wilden lauschend Ohr.

„Aus den Wäldern, wo den Bären
Wir erlegt mit sicherm Rohr,
Aus den Thälern, wo mit Ehren
Wir bekämpft den Feind zuvor,

„Von den Gräbern unsrer Väter,
Aus der Heimat stillem Ort,
Treibt der listige Verräther,
Treibt sein starker Arm uns fort.

„Nur des Westens ferne Steppen
Bieten freundlich ein Asyl,
Mühsam müssen wir uns schleppen
Nach der Hoffnung letztem Ziel.

„Reißt die Zelte denn zusammen,
Füllet euer Muskimut,
Alles andre gebt den Flammen,
Nehmt nur mit des Hasses Wuth!“

Schon verglühn der Sonne Strahlen,
Dunkle Nacht bedeckt das Thal,
Birgt des rothen Mannes Qualen —
Da wird's hell mit einem mal.

Aus den Zelten bricht die Flamme,
Wüthend wächst des Feuers Brand,
Leuchtend auf den Weg dem Stamme
Bei dem Zug ins fremde Land.

Diese exotische Elegie hat echt dichterischen Gehalt.

Die Theodor Hilgard in Washington gewidmeten „Bilder vom Genfersee“ von Klara Tittmann (Nr. 9) verdienen das uneingeschränkte Lob der Kritik. Sie enthalten Lieder, Oden, Hymnen und Reimstrophen von großer Schönheit, beweisen viel Naturgefühl und bekunden auf jeder Seite einen reifen, allem Schönen und Guten offenen Geist. Am vortrefflichsten sind unter diesen Gedichten die Landschaftsbilder, welche meistens frische Farben und energische Contouren haben. Man höre das folgende Gedicht, welches als ein Beispiel solcher Landschaftsbilder aus der Feder Klara Tittmann's dienen mag:

Winterlandschaft.

Bleischwarz wogen die Wasser
In schwerrollenden Wogen,
Wie im Orkus drunten
Wogt der dunkle Cocytus.

Bleischwarz hängen die Wolken
Ueber den wogenden Wassern,
Wie nachtdunkele Gedanken
Ueber trauernden Herzen.

Bleischwarz ragen die Berge
Auf in nachtdunkeln Wolken,
Wie ein riesiges Denkmal
Schrecklich unsagbaren Unheils.

An der Pforte des Südens
Stehn zwei gewaltige Riesen,
Hüllen die mächtigen Glieder
Tief in Trauergewande,
Decken die mächtigen Häupter
Trauernd mit Leichendecken.

Weiße wallende Nebel,
Zwischen Wogen und Wolken,
Weben ein seltsam Gewebe;
Gleich einem Leichenschleier
Fällt es über der Berge
Schroffe, zerklüftete Zacken;
Niederwallend zur Mitte,
Als ein gewaltiger Gürtel,
Webt es in dunkle Gewandung
Berge und See und Gestade.

Nicht ein einsamer Nachen
Wankt auf bleiernen Fluten,
Nicht ein harrender Fährmann
Weilt am verödeten Strande.

Weiter zum sonnigen Süden
Sind die Schwäne gezogen,
Oder sie bergen sich fröstelnd
Tief in den schirmenden Buchten.

Nur die kreischende Möve
Ziehet in seltsamen Kreisen
Hin durch den flatternden Nebel
Zwischen Wogen und Wolken,
Niederschießend zur Woge
Mit den schwarzgrauen Gefährten,
Schwebend über den Wassern,
Sturm verkündend und Unheil.

Sind es der alten Titanen
Riesengeborne Geschlechter,
Welche, den Himmel stürmend,
Niedergeschmettert zur Erde,
Nieder zum Orkus geschmettert,
Hier Vernichtung gefunden?
Thürmten die ewigen Götter
Ueber gefallene Größe,
Ueber zermalmte Glieder,
Berge empor zum Denkmal? —

Oder waren es Menschen,
Schönere, frohere Menschen,
Göttergleiche, die selig
Einst auf der Erde Gefilden
Wohnten in goldenen Zeiten?
Stürzte der Neid der Götter
Sie in Tod und Vernichtung,
Ihren Stolz zu bestrafen?

Ueber zerbrochene Herzen,
Ueber zertrümmerte Schönheit,
Thürmten die ewigen Götter
Berge empor zum Denkmal? —

Schonet, ihr ewigen Götter,
Schonet der Menschen gequälte
Kummervolle Geschlechter,
Welche die Erde bewohnen!
Gönnet ihnen der Sonne
Liebende, leuchtende Strahlen,
Gönnet ihnen des Mondes
Milden, erfreuenden Schimmer!
Wendet, ihr ewigen Götter,
Wendet unsagbares Unheil!

Außer diesem Naturgemälde verdienen unter den Gedichten der Sammlung hervorgehoben zu werden: „Mondnacht am See“, „Glion“, „Sonnenuntergang“ und das an Heine anklingende Gedicht in freien Strophen „Sturmnacht“. Störend sind in den Versen der talentvollen Dichterin die häufig vorkommenden unreinen Reime. Diese „Bilder vom Genfersee“ werden gewiß zahlreiche Freunde finden.

Unter dem Titel „Reisegeschichten“ (Nr. 10) publicirt der durch andere dichterische Arbeiten bekannte Gisbert Freiherr Vincke ein Novellenbuch in Versen, welches er dem Humoristen Fritz Reuter und dessen Frau Luise zueignet. In Form des „Decamerone“ des Boccaccio abgefaßt, enthält dasselbe eine Serie von Novellen und Geschichten, theils ernsten, theils humoristischen Inhalts und excellirt durch prägnante Charakterzeichnung der geschilderten Personen und eine höchst gewandte, sich mit dem glänzendsten Sprühfeuer des Witzes schmückende Darstellung,

ohne in der Composition der einzelnen Stücke immer glücklich zu sein. Die Art der Aneinanderreihung der Erzählungen ist die, daß der Verfasser, hierin seinem italienischen Vorbilde glücklich nachstrebend, eine Gesellschaft auf der Reise zusammentreffen und Erlebtes und Erdachtes sich gegenseitig vortragen läßt. Zu den besten Erzählungen der Sammlung gehören „Der Manolibrunnen" und ganz besonders „Der Poetenwinkel", ein Muster feinpsychologischer Charakterschilderung in dem engen Rahmen eines knapp ausgeführten Situationsbildes. Dieses in fließenden Hexametern geschriebene Gedicht ist ohne Frage die Perle der Vincke'schen „Reisegeschichten" und sucht an Lebenswahrheit und glücklichem Wurfe der Composition seinesgleichen. Neben diesen beiden Gedichten behandelt der Dichter in seinem Novellenbuche Stoffe aus allen Zeiten und allen Zonen: in dem dramatischen Gedichte „Das Adonisfest" (nach Theokrit) werden wir in das Alterthum versetzt; „Eine Bilderchronik", welche die Geschichte der Stadt Münster zum Gegenstande hat, führt uns ins Mittelalter; dagegen sind die „Flitterwochen am Rhein", „Junge Burschen — alte Herren" und andere Stücke dem modernen Leben abgelauscht. Echten Balladenstil hat das Gedicht: „König Edgar." Wesentlich beeinträchtigt wird die künstlerische Wirkung dieser Novellen, Erzählungen und Charaktergemälde durch einen gewissen, hier und da, namentlich in den beiden ersten Abschnitten des Buchs, hervortretenden geschwätzigen Ton der Erzählung, welcher oft in eine ermüdende Breite ausartet. Nichtsdestoweniger fesseln diese „Reisegeschichten" durch gesunden Humor und gewandte Darstellung, sowie durch die dem Verfasser ohne Frage in hohem Grade eigene Feinheit und Schärfe in der Beobachtung des Lebens und der Menschen.

Recht ansprechend ist das Gedicht in drei Gesängen: „Wladimir" von Gustav Weck (Nr. 11). Der Dichter erzählt in fließenden vierfüßigen Jamben eine in Rußland spielende Geschichte folgenden Inhalts: Ein junger russischer Fürstensohn kehrt nach langer Trennung vom Heimathause zu seiner als Witwe lebenden Mutter zurück; er findet in ihrer Umgebung ein ihm fremdes junges Mädchen von seltenen Reizen. Er liebt sie — aber er liebt in ihr, ohne es zu wissen, seine eigene Schwester, ein Kind der Liebe, eine natürliche Tochter seiner eigenen Mutter. Die Schwester stirbt — er geht, nachdem er die Schuld der Mutter erfahren, Verachtung gegen diese im Herzen, als Mönch in ein Kloster. Das Gedicht schließt mit einer spätern Versöhnung der Mutter mit dem Sohne ab und ergibt somit als ethisches Facit den Grundgedanken, daß Toleranz das höchste Princip aller Humanität ist. Man darf dem „Wladimir" unsers Dichters außer einer sehr gewandten poetischen Form voll Klang und Schmelz eine concise Composition und viel Spannung in der Entwickelung der Handlung, interessante Charakterschilderung der handelnden Personen und echt dichterische Färbung des Ganzen nachrühmen. Ein besonderes Interesse gewinnt das hübsche Gedicht durch die mannichfach eingestreuten Details zur Sittengeschichte Rußlands. Gewidmet ist dasselbe dem Grafen Nikolaus Morcoff, dem Zöglinge des Dichters.

Wir schließen unsere heutige Revue mit der Würdigung eines andern kleinen Epos, der „Kassandra" von Agnes Rättig (Nr. 12). Dieses Gedicht ist das echte Werk einer Frau. Damit ist im Grunde alles gesagt. Die Composition der „Kassandra" leidet an Zerfahrenheit und einem peinlichen Mangel an geistiger Einheit und Concentration. Das Gedicht enthält Längen über Längen, welche mit dem Ganzen in keiner organischen Verbindung stehen; dagegen sind die Einzelheiten desselben von oft überraschender lyrischer Schönheit — ein Urtheil, welches in Tadel und Lob eine alte Erfahrung der literarischen Kritik bestätigt, die in den tiefsten Gesetzen der Natur ihre Erklärung findet und sich kurz also formuliren läßt: die Frau, wenn sie dichterisch producirt, zeigt im ganzen weniger Geschick für die Form als für die Farbengebung in der Poesie: aufbauen, organisiren, componiren ist nicht ihre Sache, aber im Coloriren und allem, was damit zusammenhängt, mit einem Worte: in dem, was Sache der Empfindung ist, übertrifft sie oft den Mann, der ihr im dichterischen Schaffen meistens in Bezug auf Geist und Scharfsinn überlegen ist: seine poetischen Producte pflegen mehr den Eindruck des mit Bewußtsein architektonisch Aufgebauten, die ihrigen mehr denjenigen des mit feinem Instincte malerisch Hingehauchten zu machen. Mit der durchaus weiblichen Signatur der Composition der „Kassandra" hängt denn auch ein Mangel zusammen, welcher darin besteht, daß im Laufe der Handlung des Gedichts manches angeknüpft wird, was später nicht ausgesponnen, geschweige denn abgeschlossen wird: Beziehungen flechten sich ein, die alsbald wieder aus dem Rahmen der Erzählung verschwinden; Ereignisse werden eingeleitet, ohne weitergeführt zu werden u. s. w. Die Sprache des Gedichts ist meistens sehr poetisch; nur treten hin und wieder falsche oder gewagte Reime hervor, welche in den sanften Fluß der Verse wie eine herbe Dissonanz hineinfallen; auch kommen syntaktische Incorrectheiten vor. Wegen Mangels an Raum möge uns ein Eingehen auf die Fabel des Gedichts hier erspart bleiben.

Der „Kassandra" sind eine Reihe von Liedern, Balladen und Sonetten angehängt, welche das Prädicat edler Musengaben voll Gemüthswärme und Klangfülle verdienen, obwol sich unter ihnen hin und wieder einige unaufgebrochene Liederknospen finden, welche noch allzu tief von dem dunkeln Gestrüppe mystischer Lyrik umwuchert und beschattet werden. Zu den ansprechendsten Gedichten von Agnes Rättig rechnen wir: „Aus der Spinnstube", die Sonette: „An Ludwig Uhland", die drei Gedichte: „Am Meer", von denen das letzte wol das beste ist, und das nachstehend mitgetheilte Sonett:

Zum Hügel war ich heut' emporgedrungen,
Am Friedhof sank der Sonne Strahl herab,
Dort ruhen meine Liebsten, Grab an Grab,
Ach, ewig weinende Erinnerungen!

Ein jubelnd Tönen kam zu mir geklungen,
Zum Feste zog, vorbei an Grab und Tod,
Ein Schnittervölkchen. Prangend weiß und roth
Um Hut und Sense Kranz und Band geschlungen.

Und wunderbar bewegte mich die Schar
Wie eine Botschaft kündend, mild und klar,
Daß die vom Druck befreite Seele betet:

„Die Thräne deinen Todten still und heiß,
Doch muthig Wirken in des Lebens Kreis
Bis sanft der Abend deine Garben röthet.'

Schließlich finde hier noch ein kleines Lied Raum, welches durch schlichten Gefühlsausdruck und fromme Einfalt anspricht. Hier ist es:

Gott grüßet dich!

Gott grüßet dich, betrübtes Herz,
Mit seinem Sonnenschein,
Er spricht: „Geheiligt soll der Schmerz,
Die Schuld vergeben sein."

Er grüßet dich so treu und warm
Aus seinem blauen Zelt
Und spricht: „Wer ist verwaist und arm,
Den meine Liebe hält?"

Er wird dich grüßen für und für,
Wenn du ihm nur vertraust,
Und selber öffnest ihm die Thür
Und fröhlich nach ihm schaust.

Möge unsere Dichterin in ihren Liedern dahin streben, ihren Gedanken und Empfindungen größere Klarheit und Einheit, dem poetischen Ausdruck derselben aber mehr Prägnanz und jenes Colorit einer eigenartig ausgeprägten Individualität zu geben, welches der Lyrik, die das ganze und volle Hervortreten des dichtenden Subjects fordert, in demselben Maße unentbehrlich ist, wie die wahre Epik ohne objective Darstellung und plastisch-sinnliche Incarnation ihrer Gestalten nicht denkbar ist. Ernst Ziel.

Lustspielsammlungen.

Die letzten Zeiten haben den Kreisen unserer Lustspieldichter einige schwere Schläge beigebracht. Wir besitzen freilich immer noch eine gute Anzahl altbewährter Kräfte, wir besitzen daneben eine nicht kleine Schar strebsamen Nachwuchses. Aber leider trifft bei jenen die Reife mit nachgerade bedenklicher Ueberreife zusammen, und bei vielen der Jüngern bleibt es zweifelhaft, ob ihre Versuche werden durch reife Werke gekrönt werden. Wenige, nur sehr wenige gelangten mit der Ausdauer im Schaffen in der vollen Schaffenskraft zugleich zur Reife des Talents. Zu diesen wenigen zählt in erfreulichster Weise Gustav zu Putlitz.

1. Lustspiele von Gustav zu Putlitz. Neue Folge. Vier Bände. Berlin, Behr. 1869—72. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese „Neue Folge" enthält nicht weniger als vierzehn Stücke, kleinere und größere Lustspiele, Familienbilder, historische Zeitbilder, Schwänke, dramatische Scherze, Märchen. Viele derselben erfreuten sich auf den verschiedensten Bühnen unzweifelhaften Erfolgs, alle streben nach Bühnenmäßigkeit im besten Sinne des Wortes. Weniger Geschmacksrichtungen, mehr Zeitströmungen spielen oder spielten mit, wenn einzelne nur vorübergehend Anklang fanden; einige aber sind unter ihnen, durch welche unser Lustspielrepertoire eine werthvolle Bereicherung erfahren hat. Bewährte Putlitz sein Talent früher gerade in kleinern, einactigen Lustspielen, so darf er jetzt, in dieser neuen Folge, auf die größern Stücke hinzeigen, in denen sich Feinheit und Lauterkeit des Dialogs mit geschickter Gliederung und Entwickelung des Stoffs zur wirksamen Durchführung der dramatischen Idee vereinigt. Wir schieben, wie gesagt, diesen Fortschritt nicht zum kleinsten Theile auf die glückliche Reife seines Talents. Wir finden bei diesen Lustspielen keinen Widerspruch zwischen der Wirkung von der Bühne herab und dem Eindrucke nach der Lektüre. Derselbe gefällige Abschluß dort wie hier, dasselbe Behagen, daß wir uns in gemüthvoll anständiger, gebildeter Gesellschaft, unter lebenswahren Menschen und in möglichen Situationen bewegen.

Freilich ward es Putlitz leichter als vielen andern Dramatikern, sein Talent zur Geltung und in den seiner Individualität gesteckten Grenzen zur vollen Reife zu bringen. Ihm waren die Pforten der Theater leichter geöffnet, er lernte die verschiedensten Gesellschaftskreise, so namentlich die höhern aristokratischen, schneller und bequemer kennen, er lernte sich freier und sicherer auf dem glatten Parquet bewegen und zugleich zu unterscheiden zwischen der Wahrheit des dramatischen Tons, wie sie nur als Fiction in dem Kopfe des Lustspieldichters existirt, und der, wie sie den Kreisen der guten Gesellschaft wirklich entspricht. Die Grenzen seines Talents bewahrten ihn vor forcirt ursprünglichen, sozusagen genialen, dabei aber bühnlich vollständig unbrauchbaren und deshalb werthlosen Versuchen. Da es bei unsern Dramatikern immer mehr Mode wird, recht tief in die socialen Fragen unterzutauchen und sich namentlich in Betreff der Liebe, des Verhältnisses der beiden Geschlechter zueinander u. s. w. mit sittlichen Conflicten bis zur Ermüdung abzuquälen, so könnte man Putlitz hier und da den Vorwurf machen, daß seine Menschen nichts weiter als sogenannte Sonntagsmenschen wären. Allein einmal darf niemand über die Grenzen seines Talents hinaus verpflichtet werden. Und dann, etwas wie Anheimelndes hat nicht die Putlitz'sche Art und Weise? Ist's nicht das Gefällige, das Anmuthige, das Wohllautende, das gemüthlich Joviale, was sie uns lieb und werth macht? Wahrlich zur Werthstellung dieser Art und Weise wären wir geneigt einen Vers aus einem Paulinischen Briefe zu citiren, in welchem eines Lobes, einer Tugend gedacht wird, der wir nachstreben sollen. Wahrlich ein sehr negatives Lob für einen Dichter, er habe die Muse nicht als liederliche Dirne behandelt; welcher Werth aber für den Dramatiker in der Festhaltung der Frau Muse als eines ehrenwerthen, keuschen Weibes liegt, das beweist uns Putlitz in der Reife seines Talents nur zu augenscheinlich.

Von den größern Lustspielen erwarben sich den meisten Beifall das fünfactige „Um die Krone" und das dreiactige „Spielt nicht mit dem Feuer", jenes ein Intriguenstück aus der Zeit der zweiten Katharina, dieses eine Komödie aus der bürgerlichen Sphäre, wie sie Benedix und Bauernfeld vorzugsweise zu lieben pflegen. Dem letztern schließt sich das gleichfalls dreiactige „Gut gibt Muth" an. Schon aus den Titeln sind die Ideen

in den beiden letztern erkenntlich, gute Lustspielideen, doch leidet die Idee in dem „Gut gibt Muth" etwas unter der Ausführung; es dünkt uns nämlich Licht und Schatten in der Zeichnung einiger Charaktere nicht so vertheilt, als daß nicht stellenweise ein etwas monotones Grau hervortreten sollte. Möglicherweise wurde Putlitz da und dort zu sehr durch die Rücksicht auf bestimmte schauspielerische Kräfte gebunden. Denn daß z. B. Doctor Weller in „Spielt nicht mit dem Feuer", desgleichen Justizrath Bitter in „Gut gibt Muth" nicht mit Rücksicht auf bestimmte Künstlerpersönlichkeiten gezeichnet sein sollten, läßt sich kaum annehmen. Kann nun durch das auf den Leib Schneiden einer Rolle — wir betonen dies hier nicht als eine verwerfliche Gewohnheit — in einactigen Stücken, wie z. B. in dem Familienbilde „Die böse Stiefmutter", der Werth der Charakterzeichnung erhöht werden, so kann dagegen in größern Stücken die zu starke Betonung schauspielerischer Eigenartigkeit zu chargirter Manierirtheit führen. Hiervor wurde Putlitz in „Um die Krone" durch das historische Colorit bewahrt, während in dem kleinen historischen Bilde „Die Schlacht bei Mollwitz" die Figur der Frau von Rocoulle durch die Verbindung des historischen Charakters mit schauspielerischer Specialität eine so eigenthümliche frappante Färbung gewinnt.

Alles in allem möchte der dritte Band den drei übrigen etwas nachstehen. Er bietet nur einactige Stücke. Der „Schlacht bei Mollwitz" gedachten wir schon soeben. Trotz der harmlosen, heitern Art, mit der in dem Genrebilde specifisch preußische Reminiscenzen betont werden, leidet es wie fast alle derartigen Sachen an der speciellen Tendenz, etwas verherrlichen zu wollen, was in diesem Rahmen nicht mehr verherrlicht zu werden braucht.

Die „Zwei Tassen" könnte man für ein Lustspiel nach französischem Muster — selbstverständlich nach einem guten — halten, so gefällig, leicht und fein ist die Behandlung, und doch spricht etwas in der tiefen Gemüthlichkeit der Pointe für den deutschen Charakter des Stückchens. Am wenigsten lassen wir uns an dem „Unerträglich" genügen, obgleich der Backfisch Margarethe in seiner frischen Lebenswahrheit unwillkürlich zur Heiterkeit stimmt. Sicherlich wird sich das Lustspiel „Die alte Schachtel" überall da zur Geltung bringen, wo der Scherz, die Anspielungen auf das Altjungfernhafte, frei von outrirter Manier gegeben wird; im übrigen zählen wir dieses zu den schwächern Stücken. Dem speciellen Bedürfnisse der Kindervorstellungen mag das Weihnachtsmärchen „Der gestiefelte Kater" sein Dasein verdanken, eine anspruchslose Gabe, welche in knappem Rahmen den dramatisch-phantastischen Inhalt leicht und ungeziert zur Anschauung bringt.

Auch die übrigen drei Theile bieten uns eine nicht geringe Zahl kleinerer, einactiger Stücke. Unter ihnen fesselt das Familienbild „Die böse Stiefmutter" immer wieder die Zuschauer des berliner Hoftheaters. Das historische Zeitbild „Der Aufruf an mein Volk" schließt sich den dramatischen Gaben an, mit welchen die Dichter in erregter Zeit den patriotischen Aufschwung zu begleiten lieben. Auf den dramatischen Scherz „Ein Ständchen" legen wir nicht mehr Gewicht als der Dichter selbst. In dem historischen Lustspiele „Brandenburgische Eroberungen" aber möchten wir auch wieder etwas zu viel von dem scharf ausgeprägten Localpatriotismus finden, welcher derartigen Stücken, mögen sie im übrigen dankbare Rollen enthalten und bühnlich vollständig genügen, von vornherein eine große Anzahl Bühnen verschließt. Legte Putlitz in dem Lustspiele „Die Zeichen der Liebe" auf die feine Wendung und Durchführung der Idee Gewicht, so streift er dafür in dem Schwanke „Das Schwert des Damokles" in das Gebiet des Grotesk-Drastischen, ohne damit seinem Talente auch nur das Mindeste zu vergeben.

Kommen wir noch einmal auf die drei größern Lustspiele zurück, so haben wir uns hauptsächlich an der zwanglosen Art der Schürzung und Lösung der Knoten zu erfreuen. Das wäre zu viel verlangt in der Exposition und im Fortgange des Stücks bei Putlitz etwas Neues suchen zu wollen. Und auch das Intriguenspiel in „Um die Krone" könnte mit größerm Raffinement ausgebeutet sein. Aber, was ins Gewicht fällt, es herrscht Einheit zwischen Anfang, Mitte und Ende. Putlitz verspricht nicht eine Aufgabe, die er nicht lösen könnte. Freilich verzichtet er ab und zu nicht auf die bequeme Art, seine Personen gerade dann, wenn sie gewünscht werden, wie durch Zufall bei der Hand sein zu lassen; allein rechten wir deshalb nicht zu scharf mit ihm. Denn wo es sich wie namentlich in „Spielt nicht mit dem Feuer" um Scherz und Spaß in ausgedehntestem Maße handelt, erhöht die Zufälligkeit den Reiz des dramatischen Spiels. In der Zeichnung der Personen behandelt er die eigentlich humoristischen mit Vorliebe. Ueberall wo er das Kleinbürgerliche, das Beschränkte nach der verschiedensten Richtung, nicht gerade ins Lächerliche zieht, sondern nach dem Leben humoristisch treu vorführt, erfreut er durch eine gesunde, immerhin aber milde vis comica. Wir hätten eine ganze Reihe solcher Figuren aufzuzählen, wollen aber nur auf das eine Prachtexemplar, den Fürsten Daschkoff, den halben Narren in „Um die Krone" hinzeigen, um die Kraft seiner humoristischen Ader und seine Vorliebe für die Genrezeichnung gebührend zu beleuchten.

2. Gesammelte dramatische Bluetten (mit besonderer Auswahl für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen) von L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion). Zwei Bände. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1872. 8. 2 Thlr.

Kohlenegg findet es nöthig, die Bedeutung seiner Sammlung mit dem Zusatze: „mit besonderer Auswahl für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen" zu umgrenzen oder einzuschränken. Wir sind nicht geneigt, auf diese Einschränkung Rücksicht zu nehmen. Denn welch falsche Annahme, daß für Dilettantenkreise noch vollständig taugte, was sich auf einer öffentlichen Bühne für zu schwach oder zu dürftig erwiesen hätte! Ein solches testimonium paupertatis wird sich der Verfasser mit seinen einactigen Stücken nicht haben ausstellen wollen. Wenn aber der Autor meint, seine Sammlung enthalte leicht darstellbare und deshalb den Dilettantenkreisen bequeme Sachen, so irrt er, denn viele seiner Stücke können nur durch sehr gewiegte Darsteller getragen werden und huldigen außerdem, was schwerer wiegt,

einer blasirten Weltanschauung, welche wir gerade aus heitern Dilettantenkreisen verbannt wissen möchten, um so mehr, als man in gewissen exclusiven Kreisen bei Privatvergnügungen überzuckertes Gift zu lieben pflegt. Soll aber endlich in der Einschränkung eine captatio benevolentiae der Kritik liegen, so appelliren wir einfach an die Schriftstellerehre des Verfassers, welcher seiner Befähigung nach die Kritik nicht zu scheuen hätte, sollte sie ihm auch scharf zusetzen. Fürchtet er diese, so ist das seine eigene Schuld, die Schuld der Vielschreiberei, und diese Schuld wiegt in der Gegenwart, in der neuen Zeit, in welcher wir alle mit unsern Leistungen strenger ins Gericht gehen müssen, schwerer als in früherer Zeit.

Wie Putlitz, so darf sich auch Kohlenegg über Vernachlässigung seitens der Bühnen nicht beklagen. Im Gegentheil, diese sind ihm bereitwilliger als mancher bedeutendern Kraft entgegengekommen. Von vergeblichem Harren und Hoffen auf Bühnenerfolg darf er also nicht reden. Freilich, damit seine Stücke etwas mehr als blos Stücke wären, welche abgespielt und dann beiseitegeworfen werden, seine Lustspiele sich also auf der Höhe erhielten, für welche sie eigentlich bestimmt sind, thäte ihm eine Vertiefung seines beweglichen Talents gut und vor allem, daß er dem edlern Geschmacke und dem feinern Tone Rechnung trüge.

Für die Geschmacksrichtungen unserer Bühnen ist es nicht ohne Interesse, auf welchen Theatern die einzelnen Stücke zur ersten Aufführung gelangten. Da sehen wir das berliner Hoftheater die beiden Lustspiele „Liebesdiplomaten" und „Ein unschuldiger Diplomat" (dieses nach Delavigne bearbeitet) auswählen, das wiener Hofburgtheater die dramatische Kleinigkeit „Für nervöse Frauen". Weniger wählerisch verfahren das Stadttheater zu Prag mit „Ihr erster Kuß", das Stadttheater zu Mainz mit „Mylord Cartouche" und das berliner Wallnertheater mit „Kammerwahlen im Carneval" und „Bribibi", am wenigsten wählerisch aber das Carltheater in Wien, welches sich an die ausgelassenen Schwänke „Geheirathet", „Paragraph drei", „Meine Memoiren", „Castor und Pollux" hält. Der dramatischen Historiette „Il barbiere di Siviglia" schließlich, einem Genrebildchen, in welchem Rossini als berühmter Mann die unvermeidliche Brautwerberrolle spielt, scheinen die Bühnen kein sonderliches Vertrauen entgegengebracht zu haben.

Das wäre also ein volles Dutzend Stücke, unter denen drei der ersten Bühnen würdig befunden wurden. Wir meinen, wem es mit seinen „Bluetten" so glückte, der sollte sich auch stets erinnern, daß er gegen die dramatische Literatur Verpflichtungen übernommen hat und diesen Verpflichtungen durch Vertiefung seines Talents gerecht zu werden wenigstens versuchen müsse. Allerdings müssen wir bekennen, daß es uns schwer fällt, dem Humor Kohlenegg's Geschmack abzugewinnen. Mit Ausnahme der Schlußwendung in „Für nervöse Frauen" und in Summa in der tollen Farce „Bribibi" haben wir uns über die komischen Situationen nicht aus vollem Herzen freuen können. Der Autor versucht zu persifliren, zu satirisiren, aber dieses wie jenes gelingt ihm nicht recht, weil er selbst nicht über seinen Personen steht. In allen Stücken handelt es sich um kleine oder kleinliche Liebesaffairen, Ehestandsscenen und dergleichen. Fällt der Vorhang, so finden wir den Zwist, den Conflict zwar äußerlich beseitigt, die Liebenden vereinigt, aber wir glauben nicht recht an die dichterische Macht, denn die Conflicte beginnen gewiß hinterher aufs neue sich geltend zu machen; und so läßt uns schon vor dem Fallen des Vorhangs die Reflexion: wozu ein solches Spiel! nicht zum vollen harmlosen Genusse kommen.

Eine sinnige Idee finden wir in „Für nervöse Frauen", auch in „Ihr erster Kuß"; fesseln können uns die drastischen Gegensätze in „Meine Memoiren" und in „Geheirathet"; und was die beiden auf dem berliner Hoftheater zuerst gegebenen Stücke betrifft, so herrscht in ihnen ein gewählterer Dialog vor, wenn wir die beiden Diplomaten in „Ein unschuldiger Diplomat" auch gar zu sehr à la Krähwinkel verwerthet finden. Einige der Stücke sind nach ältern oder französischen bearbeitet. Da kann nun der Autor für diese und jene Situation Indemnität fordern — freilich nur in geringem Maße. Denn die Form gehört ihm jedenfalls an. Andere Dramatiker suchen die komischen Wendungen in Verlegenheitssituationen, Kohlenegg leider zu sehr in der Unaufrichtigkeit, der Lügenhaftigkeit seiner Personen, wie auch in pöbelhaften Randglossen über Dritte während des Beiseitesprechens. Wenn ein gebildet sein wollender Mann wie Romfeld in „Paragraph drei" auftretend spricht: „Eigentlich ist es schändlich von mir, aber . . . .", d. h. ich habe meine Frau nun einmal belogen, folglich muß ich sie weiter belügen, so danken wir ergebenst für die Gesellschaft eines solchen Menschen, und wir müssen die Dilettantenkreise, welche in der dramatischen Literatur keine bessern Aufgaben der Darstellung sollten auffinden können als ein solches, von Frivolitäten strotzendes Lustspiel, aufrichtig bedauern. Wende uns der Verfasser nicht ein, wir hätten in dem Stücke nur eine Satire auf die Frivolität und die Leichtfertigkeit im ehelichen Leben zu finden. Wir sagten schon, wie er sich zu seinen Personen stellt, und schließlich sehen wir ihn über dieses va banque in der ehelichen Treue wol gar sich vergnügt die Hände reiben! Wirkliche Persiflage und Satire finden wir nur in der nach Henri Rochefort bearbeiteten tollen Farce „Bribibi". Da mögen wir aus vollem Herzen mitlachen, da wir wissen, als was wir das Ganze zu fassen haben. Bei dem Genrebildchen „Il barbiere di Siviglia" schließlich fällt es uns auf, daß Kohlenegg als gewiegter Bühnenpraktikus der vollen Wirkung durch die endlose Redseligkeit des Maëstro Rossini Eintrag gethan hat.

3. Dramatisches von T. Gaßmann. Hamburg, Richter. 1872. 8. 1 Thlr.

Im October 1869 setzte der Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg einen Preis für ein relativ bestes, für ein, unbeschadet höhern Werthes, wirklich bühnenpraktisches Stück, gleichviel ob in drei oder in fünf Acten, aus. Unter 84 Concurrenzstücken zeichneten die Preisrichter die „Schwabenstreiche", fünfactiges Lustspiel von T. Gaßmann, als das preiswürdigste aus. Der Verfasser sollte den Widerspruch zwischen dieser Auszeichnung und dem Erfolge auf der Bühne nicht mehr erleben. Er hatte sein Stück nicht erst infolge jener

Concurrenz geschrieben, und noch weniger es mit demselben auf eine Tendenzmacherei infolge des deutsch-französischen Kriegs abgesehen. Neben der Absicht, ein wirksames Theaterstück im vollsten Sinne des Worts zu schreiben, wollte er zugleich nur in kleinen, anscheinend nebensächlichen Zügen ein culturhistorisches Bild der elenden Zustände des Reichs in der Zeit unserer Zerrissenheit liefern und damit der Nation einen Spiegel vorhalten, der durch die glorreichen Errungenschaften unserer Tage freilich überflüssig geworden wäre. Ja darin liegt's: „durch die Errungenschaften unserer Tage überflüssig geworden". Und so wäre denn der Verfasser über die Wirkung seines Lustspiels — es spielt im December 1688 in der schwäbischen Festung Schorndorf (seligen Andenkens) — nicht bitterer enttäuscht worden als die Preisrichter, welche den „Schwabenstreichen" sicherlich wegen des scheinbar zeitgemäßen Stoffs vor einem Lustspiele von Rudolf Kneisel den Vorzug gaben, oder die andern dramatischen Dichter, welche den Stoff gerade infolge des glorreichen Kriegs für die zeitgemäßeste Unterlage eines wirkungsvollen historischen Lustspiels hielten. Wir werden in einem spätern Artikel bei Gelegenheit eines Lustspiels von Adolf Wechßler auf den Stoff und dessen Behandlung noch zu sprechen kommen, und deuten hier nur noch an, daß dieser historische Stoff mit seinem localen Detail für ein historisches Lustspiel nicht mehr ausreicht, weil er in heutiger Zeit höchstens noch als Unterlage einer burlesk-komischen Oper dienen kann.

Wir gehen über das effectvolle, aber mehr dem ernsten Genre angehörige fünfactige Volksdrama „Die Juden von Worms" kurz hinweg. Es gereicht uns zu besonderer Freude, Gaßmann wegen der mit großem Fleiße ausgeführten, glücklichen Neubearbeitung von Calderon's „El secreto a voces" („Das laute Geheimniß") noch einige Worte anerkennenden Nachrufs widmen zu können. Ein schönes Denkmal künstlerischen Strebens, welches sich der Verfasser mit dieser durchgehends in fünffüßigen Jamben gehaltenen Bearbeitung gesetzt hat! Wir selbst sahen in den funfziger Jahren auf der berliner Hofbühne „Das laute Geheimniß" — irren wir nicht nach Gozzi von Karl Blum bearbeitet — und halten noch heute den angenehmen Eindruck dieser Komödie — für das heutige Massenpublikum ist sie freilich Caviar — treu in der Erinnerung fest. Gaßmann unternahm keine fruchtlose Arbeit, als er unsere Bühnen auf diesen Schatz der dramatischen Kunst wieder hinwies. Aufführungen in Hamburg, Dresden u. s. w. haben die Wirkungsfähigkeit des Stücks um so mehr bestätigt, als diese durch die Beseitigung der vielen Verwandlungen noch gesteigert wurde. Einzelne Scenen zu beseitigen oder zu ändern nahm Gaßmann keinen Anstand, dafür aber setzte er das „Geheimniß", im Akrostichon zu reden, auch noch im letzten Acte fort. Mit Recht durfte der Bearbeiter erwarten, das Stück werde wegen seiner Grundidee dem gebildeten Publikum überall eine willkommene Gabe sein, wo man über ein Personal gebiete, das in der allgemeinen Verwilderung des deutschen Repertoires die Fähigkeit zur Wiedergabe von dergleichen feinkünstlerischen Aufgaben noch nicht verloren habe. Freilich möchte man diese Hoffnung mit einem tiefen Seufzer begleiten. Wo man die Fähigkeit noch nicht verloren hat? Und dann, halten wir unsere Komödiendichter der Gegenwart gegen einen Dramatiker wie Calderon: welche oder wie viele unserer modernen Komödien möchten wol nach Jahrhunderten noch einer Neubelebung werth sein? Der Rest ist Schweigen!

Emil Müller-Samswegen.

Spiritualistische Forschungen.

Der Spiritualismus und die Wissenschaft. Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft von W. Crookes. Nebst bestätigenden Zeugnissen von C. F. Varley, A. de Morgan, A. R. Wallace u. a. Prüfungssitzungen des D. D. Home mit den Gelehrten zu Petersburg und London. Mit 16 Abbildungen. Nach dem Russischen und Englischen ins Deutsche übersetzt von Gregor Konstantin Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Wagner. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.

W. Crookes ist Mitglied der Royal Society of sciences und Redacteur der Zeitschriften „Chemical news" und „Quarterly Journal" und hat 1862 mittels der Spectralanalyse das Thallium entdeckt. Seine Versuche wurden in Gegenwart des Astronomen und Physikers Huggins und anderer Zeugen meist mit Home gemacht, welcher Crookes selbst erklärte, er könne nicht bestimmt versprechen, ob Manifestationen stattfinden würden; die Erscheinungen seien von zartem Charakter und es bedürfe zur Herstellung des Rapports gewöhnlich mehrerer Sitzungen. Nach Crookes ist Home einer unberechenbaren Ebbe und Flut der unbekannten Kraft unterworfen, welche die Phänomene hervorbringt. Crookes constatirte mit aller Gewißheit 1) die Veränderung im Gewichte der Körper, 2) das Spielen auf musikalischen Instrumenten, gewöhnlich einem Accordion (Ziehharmonica) ohne Berührung Home's. Das Accordion, in einem großen Drahtkäfig befindlich, spielte fort, nachdem Home, der zuerst seine Hand in den Käfig gesteckt und das Accordion berührt hatte, sie entfernt; auch schwebte es dann frei im Käfig umher. Als Home seine Hand dann wieder in den Käfig brachte und das Instrument berührte, spielte dieses eine bekannte klagende Melodie sehr schön, wobei sich an Home's Arm keine Muskel bewegte. Mittels eigener Vorrichtungen constatirte Crookes ferner, daß Home durch das leichte Auflegen seiner Hände einen größern Druck hervorbrachte, als Crookes durch das ganze Gewicht seines 140 Pfund schweren Körpers. Auch bei Beobachtung mit andern Medien sah Crookes öfters Gegenstände ihr Gewicht von 25—100 englische Pfund ändern, manchmal dieselben so „beeinflußt" werden, daß er und andere Anwesende kaum im Stande waren, sie zu heben, welche Vermehrung des Gewichts auch durch die Wage bestätigt wurde. Professor Butlerow in Petersburg sah die Normalspannung am Dynamometer von 100 englischen Zollpfund bis auf 150 sich vermehren. Crookes schließt

aus seinen Versuchen, daß im menschlichen Organismus eine Kraft existire, durch welche festen Körpern ohne physische Berührung eine erhöhte Schwere mitgetheilt werden kann. Bei Home wechsele diese Kraft ganz außerordentlich, selbst von Stunde zu Stunde, sei manchmal ganz unwahrnehmbar, dann plötzlich in großer Stärke da, wirke bei Home auch 2—3 Fuß in die Ferne, sei aber doch in seiner Nähe immer am stärksten. Die Entwickelung dieser psychischen Kraft, wie Crookes sie nennt, sei stets mit einem Verbrauch von Lebenskraft verbunden, sodaß Home nach einer Sitzung oft fast ohnmächtig, bleich und sprachlos am Boden liege. Diese Kraft komme wahrscheinlich allen Menschen zu, aber nur wenigen in außerordentlicher Fülle.

In Petersburg erfolgte nach dem Zeugniß des Professor Bütlerow in einer Sitzung bei Home auf den Wunsch von Bütlerow ein Steigen und Sinken des Thermometers um 4 Grad. Ein Zeugniß zu Gunsten Home's von zahlreichen Personen der vornehmen Gesellschaft in Petersburg brachte der „Golos" vom 3./15. Mai 1871. Dr. jur. Robert Chambers, Mitglied der königl. Gesellschaft zu Edinburgh, wahrscheinlich der Verfasser der „Vestiges of the natural history of creation" hat zu Home's Selbstbiographie das Vorwort geschrieben und die Ehrlichkeit des Verfassers, sowie die Wahrheit der Thatsachen bezeugt. Das Vorwort zur amerikanischen Ausgabe hat der Richter Edmonds geschrieben und das gleiche Zeugniß abgelegt. Im Processe Home's von 1868 traten außer Chambers und dem Physiker Varley auch noch andere Zeugen auf, welche bestätigten, daß die Phänomene bei Home keiner Taschenspielerkunst zuzuschreiben seien; Varley meinte, sie seien nicht Wirkung eines bekannten Naturgesetzes, sondern einer Intelligenz und zwar einer andern als der des Mediums und der Anwesenden.

Als Hr. Varley und Mrs. Varley eines Abends von Home, bei dem sie Manifestationen erhalten hatten, nach ihrer Wohnung am andern Ende Londons, 5—6 englische Meilen von Home's Wohnung, zurückgekehrt waren, zwischen 12—1 Uhr nachts, begannen die Töne oder Klopflaute in ihrem eigenen Hause. Am nächsten Abend kam ein Brief von Home mit der Angabe, daß Varley und seine Frau diese Töne in ihrem Hause gehört hätten, und als Varley kurz nachher Home fragte, wie er dieses habe wissen können, antwortete Home, die gleiche Kraft, welche die Töne bei ihm erzeugt, habe dieses auch in Varley's Empfangszimmer gethan und ihn, Home, von der Thatsache unterrichtet, damit er dieses als neuen Beweis an Varley schreibe. In einer Sitzung, wo Varley Home's Hände und Beine festhielt, wurde ein Seitentisch, dem niemand nahe war, zu Varley getrieben, und ein großes Sofa für acht Personen bewegte sich über das ganze Zimmer hin und trieb alle Anwesenden bis zum Pianoforte. Varley meint nun, die Kraft, welche all dieses bewirkt, komme aus den „Lebenssystemen" der Anwesenden, besonders des Mediums.

Crookes sandte am 15. Juni 1871 einen Bericht über seine Experimente an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und lud noch besonders die beiden Secretäre Sharpey und Stokes zu einer Zusammenkunft in seinem Hause mit Home ein. Ersterer lehnte dieses ab, Stokes wollte kommen, aber nur die Apparate prüfen, kam aber doch nicht, sondern suchte Fehlerquellen in den Apparaten aufzuspüren, die er doch nicht gesehen hatte. Die Aufnahme von Crookes' Abhandlung in die Denkschriften der Gesellschaft wurde verweigert und der Physiker Stokes benahm sich sehr feindselig gegen Crookes. Ebenso einseitig und unrichtig wurde von Professor Allen Thomson geurtheilt, während andererseits Challis aus Cambridge schreibt: der Zeugnisse seien so viele und übereinstimmende, daß man entweder die Wahrheit der Thatsachen zugeben oder die Möglichkeit der Bestätigung von Thatsachen durch menschliches Zeugniß überhaupt aufgeben müsse. Als Crookes im „Quarterly Journal" erklärt hatte, daß er willens sei, die Erscheinungen beim Spiritualismus zu untersuchen, wurde dieses allgemein gebilligt; als aber die Resultate der Untersuchung gegen die Ansicht der Gegner des Spiritualismus ausfielen, welche nicht die Wahrheit, sondern die Bestätigung ihrer Ansicht wollten, ertönte allgemeines Geschrei über Dupirung durch Home, Blendwerk, was den Beobachtern vorgemacht worden sei u. s. w.

Die Wahrheit wird endlich auch hier durchdringen. Der Name „psychische Kraft" ist nichtssagend; psychische Kraft ist auch Denken, Fühlen, Wollen. Ich habe für die besprochenen und verwandte Phänomene schon längst den Ausdruck „magische Kraft" gebraucht und bezeichne damit diejenige, welche nicht durch die gewöhnliche mechanische und physikalische Vermittelung wirkt.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Die Association dramatischer Schriftsteller und Componisten.

Die Association dramatischer Schriftsteller und Componisten hat am 14. Juli wiederum eine Generalversammlung in Leipzig gehalten; sie hat seit ihrem einjährigen Bestehen erfreuliche Fortschritte gemacht, und wenn die Zahl ihrer Mitglieder bei der vorjährigen Generalversammlung nur 60 betrug, so beträgt sie jetzt gegen 150. Die meisten namhaften Autoren und Componisten aus Deutschland und Oesterreich sind in ihr vertreten: Gutzkow, Benedix, Bauernfeld, Laube, Freytag, Richard Wagner, von Flotow, Bodenstedt, Mosenthal, Heyse, Geibel, von Putlitz, von Moser, Weilen, von Redwitz u. a. Freilich fehlen noch immer einige gute Namen, doch ist zu hoffen, daß, nachdem die Gesellschaft sich fester constituirt und bereits durch mehrere gerichtliche Entscheidungen eine sichere Rechtsbasis gewonnen hat, auch die übrigen dramatischen Autoren, die noch gezögert haben, derselben beizutreten, jetzt ihren Beitritt nicht länger hinausschieben werden. Je größer die Zahl, desto sicherer die Bürgschaft des Gedeihens, desto energischer der Zusammenhalt, desto unwiderstehlicher die Wirkungen der Genossenschaft. Dem einheitlichen Zusammenwirken der deutschen Dramatiker und Componisten kann keine Bühnenleitung auf die Länge widerstehen. Die Macht der dramatischen Production der Gegenwart kommt dadurch zur Geltung; jede Bühne, die von den Mitgliedern der Genossenschaft ausgehungert wird, muß capituliren. Kein pariser Director vermöchte die Acht, welche die

Gesellschaft der dramatischen Autoren über ihn verhängte, auf die Länge zu ertragen; alle fügten sich den Bedingungen der Genossenschaft. Obgleich der Code bekanntlich nur allgemeine Rechtsbestimmungen enthält und nirgends in das Detail geht, so haben doch die Entscheidungen der Tribunale in Frankreich für das Verhältniß zwischen Autoren und Bühnenleitern eine sichere Rechtspraxis hergestellt. Das Gleiche wird in Deutschland stattfinden. An einzelnen Härten wird es dabei nicht fehlen; doch diese sind in keiner Uebergangsepoche ganz zu vermeiden.

Ein Hauptbeschluß der Generalversammlung war, die Agentur obligatorisch zu machen, insoweit daß die Mitglieder der Genossenschaft sich keiner andern Agentur bedienen dürfen, während es ihnen freisteht, nach wie vor persönlich mit den einzelnen Directionen zu verhandeln. In der That wäre ein Verkehr der Genossenschaftsmitglieder mit den Bühnen, der durch andere Agenturen vermittelt wird, eine nicht erträgliche Anomalie gewesen. Einmal wäre die Genossenschaft, deren finanzielle Basis überhaupt noch immer nicht fest genug begründet ist, um eine Einnahme gebracht worden, die namentlich bei der Salarirung des Directors sehr ins Gewicht fällt; dann aber würde jedes einheitliche Vorgehen den Bühnen gegenüber eine Unmöglichkeit, solange es verschiedenen Agenten freistände, ein Privatabkommen mit den Bühnen zu treffen unter beliebigen Bedingungen. Da indeß mehrere dramatische Autoren einzelnen Agenturen gegenüber Verbindlichkeiten eingegangen sind, deren Frist noch nicht abgelaufen ist, so ist das Amendement des Herrn Hofrath Marbach, für die Abwickelung derartiger Verhältnisse noch eine dreijährige Frist zu gönnen, jedenfalls als praktisch zu bezeichnen. Dies Amendement fand auch die Zustimmung der Generalversammlung.

Herr Hofrath Marbach und Herr Dr. Benedix, die bisherigen Vorstandsmitglieder, traten, zum Bedauern der Versammlung, wegen Ueberhäufung mit Geschäften zurück. Somit traten die Stellvertreter ein. Da indeß auch Herr Hofrath Freytag definitiv zurücktrat, so hat sich, auf Grund der von der Generalversammlung vollzogenen Neuwahlen, der Vorstand jetzt in folgender Weise neu constituirt: Hofrath Gottschall, Vorsitzender; Freiherr von Flotow, Schatzmeister; Kapellmeister Reinecke, Schriftführer. Die stellvertretenden Vorstandsmitglieder sind Prof. Biedermann, Franz von Holstein und Ernst Wichert in Königsberg.

Dem Vorstand liegt es ob, einige wichtige Beschlüsse auszuführen, welche die von der Generalversammlung gewählte Commission gefaßt hat, namentlich die Petitionen an den Reichskanzler und an die kaiserl. königl. österreichische Regierung abgehen zu lassen. In der erstern wird um staatliche Unterstützung der Controle der einzelnen Aufführungen petitionirt und um Abschluß eines Vertrags mit Nordamerika in Betreff des geistigen Eigenthums, auch der Wunsch einer vom Deutschen Reich zu begründenden Theaterakademie mit Wärme vorgetragen; in der zweiten um den Erlaß eines Gesetzes ersucht, das die Rechte der Dramatiker in Oesterreich denjenigen gleichstellt, die ihnen durch das deutsche Reichsgesetz bewilligt werden. Für die Controle der Aufführungen an allen, auch den kleinern Bühnen, eine Lebensfrage der Association, werden überdies mehrere hoffentlich erfolgreiche Schritte geschehen. Namentlich rechnet man auf Unterstützung von seiten der Genossenschaft der deutschen Bühnenangehörigen.

Die Commission, welcher zwei tüchtige Juristen, Herr Präsident von Hillern und Herr Stadtgerichtsrath Wichert zugetheilt waren, hat überdies unter Anlehnung an mehrfach ergangene richterliche Entscheidungen einige feste Grundsätze für die Beziehungen zwischen den dramatischen Autoren und den Bühnenleitern normirt, namentlich in Bezug auf die wichtige Frage, ob der Verkauf eines Stücks an einen Bühnenleiter auch dem Nachfolger desselben in der Leitung des Theaters ein Recht gibt, das Aufführungsrecht an der Bühne für sich ohne Entgelt in Anspruch zu nehmen? Dies war die bisherige Praxis, welche jedoch keinen rechtlichen Halt hatte. Die Gerichte haben entschieden, daß solche Abmachungen an Theatern, die verpachtet werden, nur für die Person des Bühnenleiters Gültigkeit haben, und dies ist auch von der Commission als leitendes Princip festgestellt worden. Der Bruch mit der bisherigen Praxis wird hier und dort schmerzlich empfunden werden; doch das Einwohnen in die Gesetze des neuen Verkehrs wird sich, bei dem guten Willen der Bühnenleitungen, gewiß rasch vollziehen.

Eine nicht öffentliche Anleihe innerhalb des Vereins und von seiten seiner Gönner in Schuldscheinen, von denen alljährlich eine bestimmte Zahl verlost wird, soll der Association zu einem nach keiner Seite hin gehinderten Betrieb die erforderlichen Hülfsmittel gewähren.

Hoffen wir, daß der erfreuliche Anlauf, den die Genossenschaft jetzt genommen hat, nach allen Richtungen hin zu günstigen Resultaten führt. Aus äußerer Sicherstellung des Erwerbs und Verdienstes kann zwar unmittelbar keine literarische Bedeutung, keine classische Epoche hervorgehen; aber die äußern Bedingungen wirken immerhin zurück auf eine freudige innere Entfaltung, und eine enggeschlossene Genossenschaft ist auch zur Erreichung höherer idealer Ziele befähigt, die ja deutschen Dichtern und Künstlern vorzugsweise am Herzen liegen und auch in dem „Revidirten Statut“ der Genossenschaft hervorgehoben worden sind.

Bibliographie.

Braun, K., Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in populärer Darstellung. Cassel, Scheel. Gr. 8. 15 Ngr.

Dove, K. R., Politisches Sprichwörterbrevier. Tagebuch eines Patrioten der funfziger Jahre, zur Charakteristik jener Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eras, W. H., Aus der Praxis. Volkswirthschaftliche Studien und Skizzen. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ewald, H., Aus dem deutschen Reichstage zu Berlin. Mit fünf Reichstagsreden über die wichtigsten Kirchenfragen im heutigen Staate. Braunschweig, Spohr u. Wengler. Gr. 8. 12 Ngr.

Friedrich, J., Zur Vertheidigung meines Tagebuchs. Offener Brief an Herrn P. Rud. Cornely, Priester der Gesellschaft Jesu. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Haeckel, E., Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwickelungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besondern. 5te verbesserte Aufl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hammer, J., Leben und Heimath in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und sittlicher Veredlung. 3te Aufl. Leipzig, Amelang. 8. 2 Thlr.

Hendewerk, K. L., Die biblische Metaphysik und der Realismus des Christenthums in kurzen Umrissen. Königsberg i. P., Koch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jacoby, J., Gesammelte Schriften und Reden. 2 Thle. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 3 Thlr.

Lipsius, R. A., Die Quellen der römischen Petrus-Sage kritisch untersucht. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oppenheim, H. B., Der Katheder-Sozialismus. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Pressensé, E. v., Das vaticanische Concil. Seine Geschichte und seine politischen und religiösen Folgen. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Fabarius. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Reich, E., Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. 1ste Lief. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 20 Ngr.

Riggenbach, C. J., Der apostolische Glaube nach Geschichte und Bedeutung. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 6 Ngr.

Romann, A., Attila. Trauerspiel. Berlin. Gr. 16. 20 Ngr.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr.

Schlägel, M. v., Pariser Todtentanz. Roman aus der jüngsten Vergangenheit Frankreichs. 1ste und 2te Abth. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Solms, L. Fürst zu, Uebersicht theologischer Spekulation nach Rich. Rothe. Wittenberg, Koelling. Gr. 8. 10 Ngr.

Steger, J., Platonische Studien. III. (Die Platonische Psychologie.) Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Sybel, H. v., Am Denkmal Stein's. Festrede. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Weber, H., Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Zugleich eine Darstellung der Grundsätze und der Einrichtung dieses Unterrichts. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 20 Ngr.

Weilen, J., Tristan. Romantische Tragödie. 2te Aufl. Breslau, Max u. Comp. 8. 12 Ngr.

Weilenmann, J. J., Aus der Firnenwelt. Gesammelte Schriften. Neue Folge. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Ein preußischer Officier. Nach den Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen. 3 Thle. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 29. August 1872.

Zur Ethnologie.

Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. Von Adolf Bastian. Erster Band. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Je mehr die Wissenschaften fortschreiten, desto richtiger erfassen sie ihre Aufgabe, desto mehr werden sie sich aber auch der Schwierigkeiten ihrer Lösung bewußt. So auch die Ethnologie. Diese hat es mit den verschiedenen Völkertypen, ihrer Abstammung und Verwandtschaft zu thun. Hier bedarf es nun vor allen Dingen richtiger Grundbegriffe. Dies hat Bastian eingesehen und hat darum der reichen Sammlung von Material, aus der das vorliegende Werk zum größten Theil besteht, eine Abhandlung vorangeschickt „Ueber den ethnologischen Begriff der Abstammung und Verwandtschaft".

Diese, mit philosophischem Geiste geschriebene Abhandlung verdient alle Beachtung, nicht blos der Ethnologen, sondern auch der Naturforscher überhaupt; denn die Ethnologie ist ja ein Zweig der Naturwissenschaft. Wir wollen im Folgenden die Hauptgedanken der Bastian'schen Abhandlung hervorheben.

Verwandtschaft und Abstammung sind nach Bastian Worte, die, wie so viele andere, neben ihrer eigentlichen in figürlicher Bedeutung gebraucht werden, die aber in den inductiven Wissenschaften als termini technici und nur in einem scharf umgrenzten Sinne gebraucht werden sollten. Abstammung wird sich in strenger Folgerichtigkeit nur über eine beschränkte Zahl von Generationen verfolgen lassen, da schon bald die Gründe überwiegen müssen, nicht von Abstammung, sondern von Verwandtschaft zu reden. Wer keine Lust hat, seinen Kopf an der harten (und ohnedem tauben) Nuß des Uranfangs zu zerbrechen, sollte sich deshalb in der Ethnologie der Metapher Abstammung möglichst enthalten, obwol die Mythen traditioneller Herstammung mancherlei historische Lichtblicke gewähren.

Als eingeborener kann nach Bastian nur derjenige Volksstamm gelten, auf den die historische Analyse als vorläufig letzten zurückführt, und obwol die classischen Schriftsteller als erdentsprossene Autochthonen einer Localität solche anführen, von denen keine frühern Wohnsitze bekannt waren, so begnügen sie sich doch sonst im allgemeinen, die in dem jedesmaligen Lande vorgefundenen Bewohner ohne weitere Rückschlüsse auf ihre Urthümlichkeit zu beschreiben, ja die eigentlich sogenannten aborigines waren selbst offenkundige Einwanderer und deshalb auch in der Etymologie mit den Bergen in Beziehung gesetzt.

Fragen nach Herstammung eines Volks haben nach Bastian keinen ethnologischen Sinn, da im Laufe weniger Generationen die Mischungen und Ausbreitung der Verwandtschaftsbeziehungen jede Genuität verwischen muß. Jene, dicke Bücher füllenden Fragen: ob die Slawen von den Illyriern herstammten, oder von den Sarmaten, oder von den Venetern, dürfen nach Bastian im ethnologischen Sinne überhaupt nicht gestellt werden;

> sie sind eben einfach sinnlos, wie in der Geologie es sein würde zu fragen, ob die Juragruppe vom Lias oder Keuper stammte, ob der vielleicht aus Gabbro oder aus Augit und Hornblende abgeleitete Serpentinfels noch auf die Talkerde oder das Silicium in seiner Abstammung zurückzuführen sei. Nicht nach der Herstammung eines Volks ist die Frage zu stellen, sondern die chemisch richtige nach den Elementen, aus denen es hervorgegangen ist, und für diese Zusammensetzung bedingt die geschlechtliche Zeugung im organischen Reich keine weitere Differenz.

Die geschlechtliche Fortpflanzung kann nach Bastian bei keinem Geschichtsvolk unter der durch den Wechsel seiner Geschicke angeregten Bewegung mit der für naturwissenschaftliche Untersuchungen nöthigen Schärfe festgehalten werden, darf also überhaupt nicht länger in Betracht gezogen werden. Wenn es bei künstlichen Zuchtversuchen (wie bei Rennpferden) möglich ist, das Blut für 100—200 Jahre verhältnißmäßig rein zu halten, so ist (trotz einiger auf Ahnentafeln wachsenden Stammbäume) in den

wirklichen Volksverhältnissen keine Art Cautelen über eine beschränkte Zahl von Generationen hinaus durchführbar. Von dem Augenblicke der geschichtlichen Bewegung an dürfe ein Volk, das sich eben durch diese Bezeichnung von der Familie unterscheiden soll, nicht länger in der Abhängigkeitsform der, älterliche Zeugung voraussetzenden Kindschaft betrachtet werden, und alle daraus abgeleiteten Begriffe seien ein für allemal abzuschneiden. Das Volk müsse als in sich gegliederter Organismus gelten, dessen Lebensprocesse ihren Gesetzen nach zu erforschen sind, ohne die embryonalen Entstehungsmomente dieses Ganzen suchen zu wollen.

Auch das gern gebrauchte Bild vom Wachsthum des Baums darf nur als Metapher dienen für das Wachsthum des Volks, und jede weitere Parallelisirung würde naturwissenschaftlich freveln, denn ein pflanzlicher Organismus ist auf einen festgezogenen Kreis ernährender Elemente hingewiesen, und jene vielfachen Absorptionen fremdartiger Elemente, wie sie eben die bedeutungsvollsten Epochen im Geschichtsleben des Volks kennzeichnen, würden dort in keine Gleichungen zu setzen sein. Haben wir also das Volk als einen lebendigen Organismus vor uns liegen, so kann außer nach den Processen, die in ihm walten und ihn erhalten, nur nach der chemisch aufzuklärenden Zusammensetzung gefragt werden, nicht aber nach der Entstehung, für die es von vornherein keine Anknüpfung gibt, wenn sie aus geschlechtlicher Zeugung herrühren sollte, die wegen der gänzlich abweichenden Nebenbedingungen mit der pflanzlich keimenden in keine Aequation gesetzt werden kann, und die als generatio aequivoca gedacht rasch in das Begrifflose erster Entstehung verlaufen würde. Die ethnologische Behandlung einer Nationalität hat also zunächst den Fehler zu vermeiden, durch Aufwerfung unberechtigter Fragen nach der Abstammung den richtigen Einblick in das die Existenz belebende und erhaltende Getriebe auf falsche Fährte abzuleiten, und die Untersuchung hat nicht von einem willkürlich hypothesirten Anfang zu beginnen, sondern aus dem als vorhanden gegebenen Thatbestand zurückzuschreiten und die Elemente zu sondern, solange noch ein Fünkchen des Geschichtslichtes glimmt oder in mythischer Dämmerung Collateralbeweise zur Leitschnur dienen können.

Die Nationalität wächst nach Bastian aus der Gleichartigkeit der Interessen und Anschauungen hervor, die durch Verähnlichungen der Sprachen in rascher Weise, außerdem durch Religion oder politischen Verband begünstigt wird und am entschiedensten auf einem mit natürlichen Grenzen umzeichneten Areal zur Durchbildung gelangt. Für Bildung einer Nationalität ist ein bestimmter Abschluß des geographischen Areals erforderlich. Auch weite Steppen mögen in ihrem Gegensatz zu den Nachbarländern einen gleichartigen Typus hervorrufen, wie in den Mongolen oder Athapasken, aber das eigentliche Nationalbewußtsein wird immer nur in der dichtgedrängten Bevölkerung eines engen Areals erwachen. Das Nationalgefühl bildet sich in Uebereinstimmung der Bedürfnisse und Neigungen heraus, und da diese der Natur der Sache nach bei nahe zusammenwohnenden Stämmen am meisten hervortreten, so muß das für gegenseitiges Verständniß gebildete Idiom leicht zur gemeinsamen Sprache herausgebildet werden, deren Entwickelung sich dann noch mit der der erstarkenden Nationalität verknüpft.

Wenn die Ethnologie den Abriß einer Nationalität zu entwerfen sucht, so führt ihre Aufgabe nach Bastian zunächst auf drei Gesichtspunkte zurück. Zuerst muß die Frage beantwortet werden, welches ist das ethnologische Product, das aus der Eigenthümlichkeit der geographischen Provinz (unter Vertheilung derselben nach den Centren stärkster Gravitation) an sich hervorwachsen muß; dann sind die geschichtlich herbeigeführten Kreuzungen in Untersuchung zu ziehen, und schließlich bleibt festzustellen, unter welchen Manifestationen die Wachsthumsgesetze eines derartig geographisch verbreiteten und geschichtlich weiter beeinflußten Nationalgeistes im Laufe der Entwickelung hervortreten werden. Für den physischen Habitus bildet dann die Kraniologie eins der mitwirkenden Momente, für den psychischen die Linguistik; aber in beiden Fällen ist noch eine Menge anderer gleichzeitig in Betracht zu stellen, um ein richtiges Facit ziehen zu können.

Obwol im allgemeinen eine erstarkende Nationalität sich auch ihre Sprache schaffen und bald zur alleinigen Geltung bringen wird, so kann doch mitunter auch trotz sprachlicher Verschiedenheit ein ethnologischer Gesammthabitus anzuerkennen sein, und umgekehrt findet sich oft eine Sprache weithin die Marken ihrer Quelle überflutend, bis in Regionen hinaus, wo allzu grelle Widersprüche auf andern Punkten die Annahmen ethnologischen Zusammenhangs trotz sprachlicher Uebereinstimmung verbieten.

Der bei den Naturvölkern als relativ bleibend anzuerkennende Schädeltypus löst sich bei den durch die Gärungen der Cultur angeregten Wechseln und Mischungen immer sehr bald auf, wenn er auch manchmal neue Gruppirungen unter höher gefaßten (und deshalb ungewissen, schwankenden) Ordnungen erlauben sollte.

In Europa, als dem vorwiegend geschichtlichen Continent, hat nach Bastian die Ethnologie weiter als bei den übrigen auf das historische Feld vorzudringen. Die ausgleichende Stellung Europas, seine Mischung der Jahreszeiten, seine innere Concentration schließt das Hervortreten scharfgeschiedener Typen, wie sie die klimatischen Erzeugnisse anderer (durch verschiedene Zonengürtel sich erstreckender) Erdtheile zeigen, an sich aus und der Charakter der Einheit ist vorwiegend, in Flora und Fauna sowol wie in der Ethnologie. Allerdings hänge es hier, wie bei jeder vergleichenden Eintheilung, von dem angelegten Maßstab ab, ob man Einheit oder Verschiedenheiten finde, und wiewol Europa den übrigen Welttheilen gegenüber eine Einheit repräsentirt, könne es als solche doch wieder in eine Mehrzahl klimatischer Centren und eine dadurch (und etwaige Localeinflüsse) bedingte Mannichfaltigkeit botanischer und zoologischer Erzeugnisse in den geographischen Provinzen zerlegt werden. Ebenso auch in den ethnologischen, obgleich hier die Causalbeziehung zu der Umgebung schwieriger festzuhalten ist, da sie sich in ihren Einwirkungen auf den physiologisch-psychischen Gesammthabitus noch mehr verliert.

Im Centrum Europas ist es nach Bastian nicht schwer, eine klimatische Dreitheilung zu ziehen, die im groben und ungefähren den Völkertheilungen entsprechen würde, wie sie jetzt in slawischer, romanischer und germanischer Nationalität mehr oder weniger klar zum Bewußtsein zu kommen streben. Doch wäre es nach Bastian von vornherein ein Fehlgriff, diese Völkerstämme als den directen Ausdruck der geographischen Umgebung anzusehen, ähnlich wie der Neger in seinem afrikanischen Verbreitungsbezirk,

oder der Eskimo Grönlands in dem dortigen aufgefaßt werden könnten. Die Dreitheilung der klimatischen Centren werde allerdings auch mehr oder weniger genau eine ethnologische Dreitheilung erfordern, aber die specifische Färbung derselben werde in vielfachster Weise wechseln und habe auch in der That, wie die Geschichte zeigt, die vielfachsten Wechsel durchlaufen, sodaß jene europäischen Nationalitäten nicht den Effect des geographischen Horizontes allein aussprechen, sondern vorwiegend den ihres geographisch-geschichtlichen.

Die großen Continente als solche haben nach Bastian einen Einfluß auf Herstellung eines gewissen Gesammt-Habitus in ihren Bewohnern, die aber dann wieder nach den Verschiedenheiten der geographischen Provinzen in Abtheilungen erscheinen und zunächst eine Trennung zwischen dem als nur local gekannten ursprünglichen Stamme und den geschichtlich bewegten nöthig machen. Unabhängig von der continentalen Gesammtwirkung sind indeß die zwei Extreme der polaren und äquatorealen Zone abzuscheiden, indem in ihnen die Mächtigkeit der klimatischen Agentien so weit überwiegt, um die durch physikalische Besonderheiten hervorgerufenen Modificationen zu überdecken und deshalb gleichartige Gürtel über die Oberfläche des Globus im Norden (während im Süden das Land zurücktritt) und in der Mitte herzustellen. Der körperliche Habitus hängt dabei von dem Milieu ab, in dem die Rassen leben, die kraniologischen Eigenthümlichkeiten zum Theil dagegen, wie die linguistischen allein, von den historischen Bedingungen.

Solcher Art sind die allgemeinen Gesichtspunkte, die Bastian in der seiner Sammlung ethnologischen Materials vorangeschickten Abhandlung aufstellt. Doch ist nicht alles so klar und verständlich wie das bisher von uns Angeführte. Unklar ist uns z. B. der Gegensatz geblieben, den Bastian zwischen dem Körperlichen und Psychischen in folgender Stelle macht:

Da der Prototyp des irdisch Körperlichen mit dem Keim der Zeugung gegeben ist, so erfolgen die an diesen für ihr Actionsfeld vorgebildeten Reflexthätigkeiten des sympathischen Nervensystems nach bestimmt unverändertem Gegensatze, wenn nicht durch abnorm einfallende Störungen von ihrer Regelmäßigkeit abgelenkt. Das Psychische dagegen begründet sich schon seinen Anfängen nach in denjenigen Regungen der Nervenschwingungen, wodurch dieselben über den terrestrisch gezogenen Horizont hinaus in Beziehungen zu kosmischen Agentien treten, also mit dem ersten Schritt eine der Unendlichkeit zustrebende Bahn betreten, die, da sie weder übersehen noch übersehbar ist, den auf ihr Wandelnden keine controlirenden Maße der Vergleichung und nirgends Anhaltspunkte beruhigender Sicherheit gewährt, die als terra incognita eine exploratio ab ovo verlangt und deshalb zunächst auf experimentirende Versuche hinweist, die nur nach vielen Verwirrungen und Fehlgriffen zum Richtigen führen können.... Indem die ersten Denkregungen des Psychischen sich direct an das Sinnlich-Körperliche anschließen, so werden sie auch noch mit den Operationsweisen der in diesen geltenden Nervenschwingungen tingirt sein, und also, aus der von den Reflexactionen herübergenommenen Gewohnheit, nach erfolgendem Reiz immer möglichst rasch die Compensation herzustellen suchen. Da aber für sie überhaupt erst vernehmbare und auffaßliche Reize immer erst nur Combinationsproducte höherer Grade sind, so werden auf solche Weise zwei incongruente Schichtungen zusammengemischt, oder vielmehr der Mikrokosmos reagirt nicht mit der vom makrokosmischen Reiz angezeigten Spannungshöhe, sondern in einer niedrigern, begeht also Fehler und irrt.

Dergleichen unklare, in nachlässigem, incorrectem, mit Fremdwörtern durchwebtem Stil geschriebene Stellen kann man in Bastian's Schriften häufig finden. Dabei erschwert der Verfasser die Lektüre seiner Schriften noch dadurch, daß er sich häufig durch Parenthesen im Text und Anmerkungen unter dem Text unterbricht. Fast ungenießbar aber macht Bastian seine Schriften durch den Mangel an aller systematischen Form. Bastian besitzt ein erstaunlich reiches ethnologisches Wissen, hat aber dieses Wissen bisher noch nicht zur eigentlichen Wissenschaft gestaltet. Wissenschaft unterscheidet sich vom bloßen Wissen dadurch, daß sie ein System von Erkenntnissen ist, d. h. ein Ganzes von methodisch verknüpften Erkenntnissen, im Gegensatz zum bloßen Aggregat derselben.*) Bastian liefert ungeheurre Aggregate ethnologischen Wissens, aber keine eigentlich wissenschaftliche Ethnologie. So reich und anziehend daher auch seine Schriften durch ihren Stoff sind, so abstoßend sind sie doch durch ihre Form. Wir haben selten einen Schriftsteller gefunden, bei dem Stoff und Form so auseinanderfallen als bei Bastian. Allgemeines und Besonderes gehen bei ihm nebeneinander her, abstracte Sätze und concretestes Material wechseln miteinander ab, anstatt daß entweder das Allgemeine aus dem Besondern abstrahirt, oder das Besondere aus dem Allgemeinen deducirt werden sollte, wie es die wissenschaftliche Methode erfordert. Solange sich Bastian nicht die Mühe gibt, seinen reichen anthropologischen Stoff zu formen und zu gliedern, wird er schwerlich mit seinen Schriften großen Effect machen. Hätte Darwin so geschrieben wie Bastian, würde er da wol so großen Einfluß erlangt haben? Wir bezweifeln es. Was Form und Methode betrifft, können wir Deutschen uns noch immer die Engländer und Franzosen zum Muster nehmen.

Julius Frauenstädt.

*) Vgl. in meinem „Schopenhauer-Lexikon" die Artikel Wissen und Wissenschaft.

Neue deutsche Roman- und Novellenliteratur.

Gewiß haben die erschütternd großen Ereignisse der letzten Jahre den ohnehin schon in unserer Generation überwiegenden Hang, sich in erster Linie mit sich zu beschäftigen, die schwer athmenden und heftig zuckenden Fragen der politisch-social-kirchlichen Welt unserer Tage und der nächsten Zukunft in sich und mit sich durchzudenken und durchzufechten — gewiß haben jene Ereignisse diesen vorwaltenden Hang noch stärker emporgetrieben. Haben ja die materiellen wie die geistigen Riesenkämpfe unserer Jahre dem Geschichtschreiber nicht allein, sondern ebenso dem Romanschriftsteller, der Forschung in ihrem exacten Gang wie den extravaganten Phantasiegemälden, die zum guten Theil übrigens blos aus der Realität zu schöpfen brauchen, die weitesten Horizonte eröffnet! Jedenfalls ist es auffallend, wenn wir sieben der in allen andern Stücken verschiedensten Productionen ebenso unter-

schiedener Autoren vor uns haben, die doch alle sich in dem Punkt einen, daß sie Bilder aus unserer Zeit geben, sei's nun, daß sie unmittelbar auf dem großen staatlich-kirchlichen Boden spielen, sei's, daß sie eigenartige Stamm- und Volksgemälde vor uns abrollen, oder endlich den Menschen unserer Tage als geschlossene Persönlichkeit in den Kampf mit dem Leben und ums Leben verwickeln.

Beginnen wir mit zwei kirchlich-politischen Tendenzromanen:

1. Der Fürst von Hochland. Roman aus der Gegenwart von C. Werder. Nürnberg, Richter und Kappler. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Altkatholisch. Roman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1872. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Fast wären wir versucht, dem höchst seltsamen Producte C. Werder's „Der Fürst von Hochland" (Nr. 1) gegenüber die kritische Aufgabe uns unendlich einfach zu machen, nämlich tout bonnement die Vorrede abzudrucken und — zu schweigen. Doch mag es wol gerathen sein, das eine zu thun ohne das andere zu lassen, d. h. Vorrede und kritische Exposition zugleich zu geben. Jene lautet:

Die Leser dieses Romans sind meine Mitlebenden; folglich Weltverbesserer, Freunde oder unversöhnliche Feinde der Sklaverei und der Trübung des Menschengeistes. Ersichtlicher als zu irgendeiner andern Culturepoche zieht Gott, in die ewige Wolke verhüllt, vor seinem auserwählten Volke, der Menschheit dieser Tage einher. Die Gottheit ist nah und ach so fern! bewegt jedes edle Gemüth. Gibt es einen Gott? fragt der Zweifler besorgter denn je. Deshalb ist es die Aufgabe des heutigen Romanschreibers, ein Zeugniß zu geben für dasjenige, womit die gegenwärtige Welt angefangen hat: für ein Dasein ganz uneigennütziger Liebe, eines unter Umständen auch scheinbar Wunden schlagenden Wohlthuns ohne jeden Gedanken an Ersatz, einer ewigen Treue. Dieses Dasein ist Gott, tief verborgen in jeder Menschenbrust und deutlich redend durch Menschenliebe. Der Fürst von Hochland aber ist nur einer von den Göttern dieser Erde — ein Mensch. Eigenliebe ist die Thürhüterin des Menschenherzens. Ohne sie kann nun einmal auch der Gott nicht aus seiner Wohnung. Nachricht von der Wirklichkeit auch in der Brust des reinsten Menschen soll der moderne Erzähler geben; ernüchtern, daß wir wohl an Menschenliebe, doch nicht an Einbildung zu Grunde gehen dürfen; thatsächlich es darzuthun, in welches Kloster allein der Unglückliche sich zurückziehen kann: in eins des wirklichen Wohlthuns und nicht in das der Träume. Der Romandichter von heute sei mit einem Worte: gewissenhaft. Dies zu sein habe ich erstrebt.

Wenn der Leser aus diesem Deutsch klar wird, soll es uns freuen, wir sind es nicht geworden. Die Geschichte spielt allerdings in der unmittelbaren Gegenwart: Zeit die Jahre 1870 und 1871, Ort ein süddeutsches Königreich. Die Personen sind zum großen Theil geschichtlich: ein süddeutscher Fürst, zwei der berühmtesten Musiker der Neuzeit, ein gefeierter katholischer Gelehrter und Bischof im Kampfe mit den ultramontanen Mächten; nehmen wir einen deutschen Philosophen als Prinzenerzieher, eine bedeutende Hofopernsängerin, die übrigen fürstlichen Personen nebst ihrer nächsten Umgebung — die Action unter allen Handelnden ein um die fürstliche Person sich drehender Kampf zwischen den undeutsch klerikalen und den gut deutschen Interessen: da liegen Personal und Scenerie schon ganz vor uns ausgebreitet. Alle Namen sind, wie schon der Titel zeigt, travestirt. So sicher aber, als der Kundige auf den ersten Blick unter dem Dohlenthalersee den lieblichen Spiegel des Starnbergersees hervorschimmern sieht und alle einzelnen Sitze erkennt, so sicher ist er der ganzen Personenreihe von meist heute noch Lebenden und Wirkenden; es ist also das Parket diplomatischer Hofintrigue, auf dem wir stehen.

Wir wissen, offen gestanden, nicht, was wir aus dem Ganzen machen sollen. Es ist eine Art fürstlichen Mahn- und Warnbuchs und nennt sich doch Roman und trägt von beiden Sorten fast gleich viel an sich; fast will uns bedünken, dem Verfasser sei sein Gebilde selber nicht als ein Ganzes klar geworden; einen Roman betitelt er es und verwahrt sich am Ende doch dagegen, „als hätte er einen Roman zu schaffen die Absicht gehabt, dessen Bausteine je nach Bedürfniß aus Erlebtem und Erdichtetem beständen". Wir acceptiren eins an dem Buche: das redliche Einstehen für den zeitgemäßen Fortschritt, für die deutsche Größe und Einheit, den Kampf mit den Kutten; das ist aber so ziemlich alles, und alles andere scheint uns matt. Die Sprache ist unschön, zum starken Theile langweilig lehrhaft; die Composition ist schwach und unkünstlerisch; selbst das durchsichtige Versteckenspielen mit fingirten Namen wird geschmacklos. Wir werden zunächst in der Einleitung 90 Seiten hindurchgeschleppt, ohne daß wir wissen oder ahnen, was werden soll; ja im ganzen Gebilde ist sehr wenig Handlung. Der doch wol fingirte Giftmord am Ende auf Rechnung der Jesuiten ist ein Luxus, da die heiligen Väter bekanntlich ohnehin genug und übergenug auf dem Gewissen haben; dazu führt uns der angehängte Act augenblicklicher Vergeltung an dem Mörder auf das Feld des abstoßend Entsetzlichen. Die weitaus gelungenste humoristische Zeichnung ist die des weinrothen Dr. Stempel, der den Redacteur eines der renommirten ultramontanen Schwäbblätter repräsentirt. Wol die einzige wahrhaft menschlich schöne Feier und zugleich der einzige schöne Versuch anmuth- und verständnißvoller Naturzeichnung findet sich S. 291—294.

Wir legen das Buch zur Seite mit dem Doppelgefühl des sehr kühlen Misbehagens und der Leere.

Es ist interessant und ein Beweis von dem feurigen Interesse, welches die Neugestaltung Deutschlands in allen Köpfen erweckt hat, daß zwei Romane zugleich auf ganz demselben Boden spielen, ganz dasselbe politisch-kirchliche Endziel verfolgen und schließlich gar eine ähnliche Wendung voraussetzen. Und doch, da diese auffällige Stoff- und Tendenzverwandtschaft zur nothwendigen Parallele herausfordert, welche Differenz in der Durchführung! Hatten wir oben einen schlagenden Mangel an Gestaltungskraft zu constatiren, sodaß auch die Personenbilder als verblaßt abstracte Schemata auftreten, für Nr. 2: „Altkatholisch" von A. Schirmer, fällt dieser bedenkliche Einwurf weg, da haben wir wenigstens Leben, natürliches Leben statt der leeren Abstraction, und eine richtig einheitlich durchgeführte Handlung, die sich an das Schicksal einer in die große Politik verwickelten gräflichen Familie, insbesondere der von den streitenden Parteien umworbenen Grafentochter knüpft. Ja einige der Gestalten haben einen recht

anmuthenden Reiz, es schwebt über ihnen etwas wie ein Zug frischer Landluft. Die schönste ist wol diejenige jenes schlicht einfachen, evangelisch reinen, so mildthätigen und so volksthümlichen und doch dabei tief gebildeten Landpfarrers, der sich mit aller Energie eines unbeirrbaren Gemüths gegen das neue Falsum des Unfehlbarkeitsdogmas stemmt und durch die milde Gewalt seines Glaubens fast seine ganze Gegend beherrscht und bekehrt. Es ist das fast an jene saubern ältern englischen Genrebilder aus dem Landpfarrleben erinnernde Ideal eines edeln katholischen Geistlichen und seiner Gemeinde, wie sie in unserer Gegenwart sein sollten und könnten. Ja wohl, das Ideal! Stil und Sprache des Ganzen fließen natürlich und ziehen durch ebenso natürliche Anmuth und Leichtigkeit an, ohne besonders charakteristische Züge an sich zu tragen. Aehnlich verhält es sich mit der Entfaltung der ganzen Composition: die ganze Geschichte liest sich leicht; wir folgen ohne Mühe dem einfach gesetzmäßigen Gange der Entwickelung, die nicht an Langsamkeit leidet. Die Tendenz, die doch sehr entschieden und folgerecht festgehalten ist, hat die thatsächliche Entwickelung nicht beeinträchtigt, und das ist gut; und die Reihen der Personen aus den sich bekämpfenden Lagern sind eben reich genug, um einestheils die geforderte Abwechselung und Mannichfaltigkeit in die Handlung zu bringen und anderntheils die volle Charakteristik der Zeittendenzen und ihrer Motoren zu bieten. Die Lösung des Knotens in dem Augenblicke, da er bis zur straffsten Spannung angetrieben ist, vollzieht sich durch eine Art Geniestreich, wie er genau ins Hofleben paßt. Wer zwei rechte Pfaffen zwar sehr verschiedenen Stils, aber beide gleich gut als Typen verwendbar, will gezeichnet finden, der sehe sich die Bilder des aristokratischen Erzbischofs Engelbert und des pöbelhaft plebejischen Bischofs Guntram an.

Es kann uns trotzdem nicht beifallen, diese Production für ein Werk ersten Ranges zu erklären, dazu fehlt manches. Aber es ist eine Schrift, tauglich zur Unterhaltung und Belehrung; sie möchte ebenso nützlich zu lesen sein für befangene Seelen, wie sie ergötzlich ist für freie Köpfe.

Wie Schirmer zeichnet, mag folgendes Porträt des Schullehrers von Erlenhof klar machen:

Herr Mangold, der Schullehrer von Erlenhof, war ein blasser, blatternarbiger Mann, dessen Haar stets so aussah wie ein geraufter Federbusch, und dessen schmächtiger Körper seine Noth haben mochte, einen nur halbwegs ordentlichen Schatten zu werfen. Herr Mangold, der während des Meßnerdienstes an die Schule und während der Schulstunden an die Meßnerverrichtungen zu denken pflegte, was weder seinen Zöglingen noch ihm selbst zum Vortheil gereichte, stürzte, den alten abgegriffenen Cylinder in der Hand, auf den Herrn Pfarrer los, machte so plötzlich halt, daß seine dünnen Beine fast zusammenknickten, zog ein altes, baumwollenes Taschentuch hervor, wischte sich damit die hellen Schweißtropfen von der Stirn, vertilgte sodann mit einem seiner fettglänzenden Rockärmel einen andern, nicht minder hellen, aber von Schnupftaback gebräunten Tropfen, den seine lange, kolbige Nase zu Tage gefördert hatte, riß sodann den breiten Mund auf und ließ einige unartikulirte Töne vernehmen, die eine leidliche Anlage des guten Mannes zum Asthma verriethen und dem Geräusch ähnelten, das eine in Bewegung gesetzte Kaffeemühle verursacht.

Den politisch-kirchlichen Tendenzromanen mögen zwei Lebensbilder ebenfalls aus der unmittelbaren Gegenwart folgen, die sich nach seiten der Volks- und Stammschilderung aufs engste berühren, sich gegenseitig zur Ergänzung dienen könnten und beide auf dem Boden norddeutschen Volkslebens spielen:

3. Halbmenschen. Eine Historie von Erwin Schlieben. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1871. 8. 2 Thlr.
4. Der Dräumling. Von Wilhelm Raabe. Berlin, Janke. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nr. 3 führt uns in eine Bevölkerung von gründlich verkommenen Adelichen, halbverthierten Bauern, Hausmännern, Kötern und Heuerleuten, kurz ein Sammelsurium, das E. Schlieben mit dem derben Titel „Halbmenschen“ schlagend genug zeichnet. Wenn wir unter „Dorfgeschichten“ à la Auerbach immerhin stark idealisirte und ins Aetherische gemalte Darstellung der Sitten von gewissen eigenartig entwickelten und abgeschlossenen Volksstämmen verstehen, so haben wir da eine umgekehrte Dorfgeschichte vor uns. Der Verfasser fußt auf dem schneidendsten Realismus, aufgebaut auf einer unerbittlich bis in die kleinsten Züge verfolgten Beobachtung. Es ist vornehmer Ton der schlechtesten Sorte. Ein Alter, der einst Lakai war und sich dann durch Betrug und Raub einen vornehmen Namen anschwindelte, gibt in der sogenannten nobeln Gesellschaft 20 Jahre hindurch den Ton seiner Sitte an und wird endlich durch einen halb Blödsinnigen, den er bei jenem Handel schuldlos ins Zuchthaus brachte, schmählich demaskirt. Die Hochzeitsfeier des Jungen, bei welcher das geschieht, ist ein Prachtbild von Menschenzeichnung und lachendem Galgenhumor. Der Junge des Alten, ein der edeln Abkunft würdiger säbelrasselnder Lieutenant, verhilft einer dicken reichen Bauerndirne, deren Alte, vom Hochmuthsteufel gestochen, Rentiers spielen wollen, zu einem Kinde, läßt sie dann cavaliersmäßig sitzen und courtoisirt mit schönstem Erfolg eine standesgemäße Schöne, bis er nach dem Fall seiner Aeltern froh ist, bei der großmüthig verzeihenden Verführten als Bauer unterzukommen. Ein anderer Adelicher versinkt durch Wein und Spiel ökonomisch und fällt in Irrsinn, der sich zuerst bei dem ebenfalls ganz standes- und cavaliermäßig arrangirten Leichenbegängnisse seines Jagdhundes zeigt. Unter dieser hohlen hohen Schicht aber treiben sich Brutalität und blödsinnige Verdummung herum; Wunderdoctorei einer alten Hexe, die auch in Vergiftung macht; eine geschäftsagentenmäßige Gaunercarrière, die bis an den Vatermord streift, und ähnliche Dinge mehr. Und woher rührt es, daß uns in dieser allerliebsten „Schnuckenheimer“ Gesellschaft, deren ethnographisch zutreffende Benennung für den Kenner unschwer zu errathen ist, nicht bang und elig wird? Woher, daß uns das ganze trostlose Halbmenschbild nicht nur nicht mit Widerwillen, sondern mit anziehendem Behagen erfüllt. Das ist die Kunst des Autors, der sich wol als tüchtiger Realist, aber in keiner Faser als Naturalist gibt. Trotz aller schroffen Züge aus der unverblümten Wirklichkeit kein gemeines Wort oder Bild; derb sind sie allerdings zuweilen, wo es eben sein muß; die Zeichnung schneidend scharf und doch mäßig; über allem ein weltüberschauender Humor, der

die Dinge nimmt, wie sie eben sind; daneben als Folie ein paar echt menschlich schöne und feste Figuren, deren eine den manneskräftigen Weltbeobachter von tüchtiger Lebensphilosophie darstellt, die andere den ideal denkenden Retter und Helfer, die dritte das echt stille und liebende Weib. Es gibt da Scenen von tollem Behagen, z. B. die, wo das stumpfsinnige schnuckenheimer Völkchen zum ersten mal eine Locomotive heranbrausen sieht, die der Bauernpfaffe in rothplüschenen Hausschuhen und mit schwarzgrauen Bartstoppeln seinen verständnißreichen Schäfchen als ein Teufelswerk darstellt; es gibt Gestalten aus der Urwelt, wie der hinkende Bettler Hinrich und seine Alte.

Wir können durchaus nicht unterlassen, einige der treffendsten Volks- und Naturzeichnungen auszuziehen. Da steht vor uns der Bauernrentner:

Seine runden, dunkeln Umrisse nehmen den größten Theil des gelben Lichtes fort, das durch den engen Thürrahmen dringt. Die Lampe im Hausflur zeigt uns sein Gesicht nur als blaurothen Nebel und alles übrige als einen Fleischkloß in den allerdicksten Kleidern .... Im vollen Lichte des Putzzimmers verdichtet sich der Nebel seines Antlitzes zu einer bläulich-rothen Kugel. Schwerkzeuge verrathen sich hinter den wulstigen Augenlidern nur dann und wann als phosphorescirende Punkte, und was zwischen ihnen und dem harten, hanfgrauen Haar etwa noch Stirn genannt werden darf, das bildet eine Sichel wie das erste Mondviertel. Die Ohrmuscheln stehen fort wie Henkel an einem Kruge. Eine sehr knappe, mausfahle Atzel krönt das ganze Ebenbild Gottes. Dieser Bauer bildet den Urtypus seiner Rasse. In der That, läßt der parsische Mythus die Menschen aus Pflanzen entstehen, so müßte ein daraus abgeleiteter schnuckenheimer Mythus sie aus Rothkohlköpfen hervorgehen lassen.

Man vergleiche mit diesem Urbilde jene humoristische Prachtstelle im zweiten Bande, wo die Bauerntölpel im Wirthshause sitzen, in das der Fremde eintritt. Sie beginnt wie folgt:

Ich schien den bleifarbenen, im Herdfeuer blinkenden Augen eine so fragwürdige Gestalt, und die Wolken fluchwürdigen Stinkkrautes aus den Stummeln von Kuhhorn und Porzellan bliesen mir so verächtlich ins Gesicht, daß ich einen Augenblick den frevelhaften Wunsch hegte, mir einen ungeheuern Bart und grünes Wams nebst Federhut und Doppelflinte anzuzaubern, und in dieser abschreckenden Erscheinung die mistrauischen Bauern ins Bockshorn zu jagen. Uebrigens sprach keiner ein Wort. Zum Gruße fühlt sich ein schnuckenheimer Halbmensch einem Fremden gegenüber nicht verpflichtet. So saß ich ihnen denn auch meinerseits schweigend vor den Augen und betrachtete die roth angeglühten Köpfe, die einander gleich waren wie Erdäpfel, welche man an einer Seite in Ziegelmehl getaucht hat u. s. w.

Dazu das Gesammtbild der Rasse in dem ersten Bande mit der herrlichen Abstammungsgeschichte; da spielen Ellernstümpfe und rothes Haar, die rothen Nasenspitzen der Weiber u. s. f. eine Rolle. Nur stumpfsinnige Leute mit Stockschnupfen und hanflichtgrauem Haar gelten für existenzberechtigt; Grazie gilt für unmoralisch; Amor und Psyche hält man für eine bankerotte Firma; Rindvieh und Kopfkohl genießen göttliche Verehrung, und jenes hat in den Viehmärkten besondere Feiertage. Doch genug!

Zu diesen Menschengebilden die genau passende Gegend und Landesnatur. Es genügt, daß man darüber in dem ersten Bande jene Darstellung des Moorrauchs lese, der national ist, also ein heiliges, unveräußerliches Gut, das der Schnuckenheimer weniger gern entbehren würde als seinen lieben Kohl.

Wer an Sentimentalität und idealistischen Weltverbrüderungsträumen kränkelt, der lese zur Cur Schlieben's „Halbmenschen“.

Auch W. Raabe's „Dräumling“ (Nr. 4) ist ein anmuthendes humoristisches Genrebild aus ganz individuellem Natur- und Stammesleben, gewürzt mit einer erheblichen Zahl von „Rösselsprüngen“ (wie ein bedeutender Schweizerdichter seine satirisch angeflogenen launigen Abstecher betitelt) zur Zeitzeichnung, insbesondere zur Charakteristik des im Materialismus aufgegangenen Geistes unserer commerziell-industriellen Gesellschaft. Insofern wird das engere Gemälde zugleich Zeitporträt im großen. Das Ganze dreht sich in kostbar ergötzlichem Rahmen um die Schiller-Feier, und da wird jener behäbig procentrechnende Sinn, greifbar repräsentirt in dem dicken und dummen Vertreter der hamburger Firma Knackstert Witwe und Sohn, gegenüber dem noblern Idealismus so possirlich abgeführt, wie ihm das in der etwas duselig gewordenen Gesellschaft unserer Tage leider nur noch sehr selten widerfährt. Dieses norddeutsche Sumpfgebiet „der Dräumling“ mit seinem obligaten Storch und originellen Sumpfmaler, dazu das nahe Nest Paddenau mit seiner Philister- und Kneipmannschaft, die sich bei dem Gebaren zur Schiller-Feier in allen erbaulichen Nuancen charakterisirt, bilden ein kleines Natur- und zugleich Volksbild von lachender Klarheit und Schärfe. Dazu die Reihe der Haupthandelnden: der gemüthliche paddenauer Rector, der in antikisirenden Versen à la Voß macht, rauchend und im Schlafrock die Sprachhefte seiner Schlingel von Gymnasiasten corrigirt, und überglücklich ist, als der Storch ihm Drillinge bringt; seine Frau, eine gern keifende Berlinerin, die sich einmal ins unwirthliche Land verschlagen glaubt, übrigens doch herzensgut ist; der etwas dürre, aber geist- und humorreiche Sumpfmaler Haeseler, der dem dicken Knackstert die paddenauer Schöne abjagt; dazu der alte kränkelnde und griesgrämige Hofrath Mühlenhoff: das macht ein in sich abgeschlossenes Doppelfamilienbild mit ganz famosen Strichen, in denen die bunteste Komik überschlägt; vergessen wir daneben nicht die über den Nebel am 11. November etwas ungehaltene Gesellschaft der hohen Geister Goethe, Schiller und Compagnie im Olymp, die auch zur Familie gehört!

Zur Kennzeichnung von Stil und Geist mögen zwei kurze Scenen genügen. Da steht der Wirth zum Grünen Esel; der Gute hat wenige Stunden vor der Feier in der Herzensangst, daß seine altväterischen Stammgäste ihm das Gesellschaftslocal kündigen könnten, dem Schiller-Comité dringend angerathen, von seinem Saal zu abstrahiren und seine Concurrenten zu beehren; nun hat er seinen Louis zum Beobachten in Position gestellt, und je höher der Festjubel steigt, desto begeisterter wird der Edle, recht idealisch; und als gar einige hundert Gedecke genommen werden, erlaubt er sich einen Cognac nach dem andern, und muthet schließlich der vollwichtig vor ihm stehenden Firma Knackstert Witwe und Sohn aus Hamburg, die auf der verunglückten Brautfahrt begriffen ist, gemüthlich zu, sie möchte doch auch der schönen Braut zuhören, die gottloserweise auf öffentlicher Bühne das

Festcarmen des Rectors declamirt. Die Firma schnaust wüthend:

„Herr, was fällt Ihnen ein? Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrer Thür, Ihrer Musikantenbühne und Ihren angenehmen Erinnerungen. Gar nichts will ich von Paddenau mit nach Hause nehmen — gar nichts."

„Herr Commerzienrath —"

„Gar nichts! sage ich Ihnen, und jetzt ersuche ich Sie dringend, mich mir selber zu überlassen."

Der Wirth zum Grünen Esel richtete sich aus einer erschreckten Verbeugung plötzlich groß und würdevoll auf, blickte den Gast würdig und groß an, murmelte: „Ja den Umständen nach", und ging aufgerichtet und mit den Händen auf dem Rücken zum Buffet, wo er sich einen Cognac einschenkte, denselben langsam kunstgerecht verschwinden ließ, und mit einem abermaligen meinungsvollen Blick auf den Gast hell, scharf und laut fragte:

„Louis, hat meine Frau noch nicht gemeldet, auf wie viele Converts wir uns einzurichten haben?"

„Nein, Herr Ahrens, aber Pieperling meint, 150 Plätze würden lange nicht reichen."

„Dann ist dieses die großartigste Festivität, die seit dem großen Thierschau-Preisessen im Jahre 1846 in diesem Hause begangen worden ist", rief der Wirth, emphatisch mit der rechten Faust in die Fläche der linken Hand schlagend. „Ja, es ist ein imposantes, ein ideales Fest und eine Ehre für den Grünen Esel; ich habe es immer gesagt, man muß selber ein Genie sein, um unter allen Umständen den Umständen nach handeln zu können. Dieser Tag wird in Ewigkeit zu meinen schönsten Erinnerungen zählen."

An einer andern Stelle zeichnet sich ureingeborenes Philisterthum stockigsten Schlags in folgenden kurzen Strichen trockener Komik. Ein echtes paddenauer Kind hat vor seinen Kneipkumpanen die Fatalität berührt, daß sich jetzt viel sonderbares Volk in der Gegend umtreibe, da sei z. B. der fremde Maler. Kaum ist das unglückliche Wort heraus, so erhebt sich ein Gesumm und Gebrumm:

Jeder Paddenauer, der eben sein Glas an den Mund gehoben hatte, setzte es wieder hin, ohne getrunken zu haben, und ein jeglicher Paddenauer, welcher die Spitze seiner Pfeife zwischen den Lippen hatte, blies eine Rauchwolke aus, die an Dichtigkeit und Bedeutung nichts zu wünschen übrigließ. „Sacerment!" sprach jemand dumpf und gehalten in der umwölkten Runde, und eine bogenlange Erzählung und Schilderung könnte uns über das Verhältniß, in welches sich der Maler zu dem Dräumling zu stellen gewußt hatte, nicht deutlicher aufklären, als es durch dieses eine Wort und die stumme Mimik der Gesellschaft, die dem Worte voranging, geschehen ist.

Das ist immerhin Humor vom echten Wasser, das Ganze nicht eben eine Composition großen Stils, aber angenehm zu lesen.

Haben wir in den zwei letzten Werken zwei Stammgemälde vor uns, die sich mehr aus Einzelschilderungen aus dem Leben der Stände, Familien und Individuen zusammensetzen und so zu einem Bilde der gesellschaftlichen Verhältnisse zusammenschweißen, so tritt uns in dem nächsten ein großes Gesammtbild politisch-socialen Nationallebens entgegen, ungeschminkt und meisterhaft entworfen. Nach Ungarn führt der große politische und Gesellschaftsroman:

5. Der Dorfnotär. Von Joseph Freiherrn von Eötvös. Dritte Auflage. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1872. 8. 3 Thlr.

Der Gang der Erzählung ist absichtlich unterbrochen durch zahlreiche Schilderungen und Betrachtungen allgemeiner Natur, meist ironisch gehalten und in hohem Grade belehrend über die staatlich-gesellschaftlichen Zustände des Landes; es sind Einschiebungen, die den großen Rahmen ausmachen zu den in lebhafterm Colorit sich abhebenden Einzelschilderungen. Man kennt den mit Recht berühmten Staatsmann und Schriftsteller, der gerade in diesem Roman die beiden Seiten seines Wesens und Wirkens glänzend entfaltet; er ist mit allen Verhältnissen seines Landes, mit allen Eigenheiten seines Volks wohl vertraut. Ein vielseitiges Wissen, ein reicher Gedankenkreis und eine selbst in der gelungenen Uebertragung sich widerspiegelnde Eleganz und Gewandtheit des Ausdrucks machen diese Schilderung des gegenwärtigen Comitatslebens zu einem werthvoll anziehenden Bilde. Im Centrum steht der schlichte Lebenslauf eines Mannes von hoher Einsicht, weittragenden Gedanken und hochherzigem Charakter, der es aber unter der saubern Magnatenwirthschaft und dem windigen Protectionswesen gerade wegen seiner bedeutsamen Eigenschaften nicht weiter hat bringen können als bis zum simpeln Dorfnotär; dieser Tengelyi ist bei allen den Ecken, die an einem Manne von dieser Naturart und Laufbahn haften, bei aller weltverachtenden Bitterkeit des Wesens gleichwol eine Prachtfigur, denn er bewährt sich in allen Lebenslagen als ein ganzer Mann. Die zu Nutz und Frommen derer, welche es beherzigen wollen, vorgebrachten Expositionen über die öffentlichen Zustände betreffen folgende Punkte. Da ist es die Handhabung der Gerechtigkeit, welche auf thönernen Füßen steht und zumeist dem Belieben der Comitatsbeamten preisgegeben ist; die an einem praktischen Falle demonstrirte Darlegung eines sogenannten Statarium, das doch über Leben und Tod aburtheilen soll, gibt uns den schlechtesten Begriff von Willkür, Unfähigkeit und Leichtfertigkeit der Herren Richter, Eigenschaften, die sich alle verkörpern in der schönen Figur des Oberstuhlrichters Nyuzo. Da spinnt sich in allen Nuancen mit vielen groben und wenigen feinen Zügen das politische Treiben und Wühlen und Lärmen eines Comitats ab, nicht übeln Stoff für eine volle fünfactige Komödie. Da entrollt sich an einem evangelisch lieblichen Bilde das beschränkte und doch innerer Poesie volle Pastorenleben eines treuen und echt christlichen Dorfpfarrers. Da haben wir in Viola, dem Räuber, die nackte Jammergestalt eines ungarischen Bauern, der auch meinte Kopf und Herz zu haben und dafür von der „Gerechtigkeit" des Gutsherrn und der Comitatsbeamten so gepeinigt wurde, daß ihm nichts blieb als die Verbrecherlaufbahn und an ihrem Ende der Strang; die unauslöschliche Liebe des Unglücklichen zu Weib und Kind liefert tragisch-idyllische Scenen von erschütternder Tiefe. Da rollt sich uns wie vor einem wallenden Vorhang das nicht wenig romantische und vielgestaltete, aber noch weit mehr lärmvolle Bild einer großen Restauration ab mit den obligaten Zweckessen bei jeder Neuwahl der Comitatsbeamten. Da steigt in verschiedenen Exemplaren die Blume der ungarischen politischen Redner auf, stark orientalisch entfaltet und doch etwas misduftend. Da steht eine ganze Magnatenfamilie vor uns, in welche der Teufel des Ehrgeizes Zwietracht, Unheil und Verderben gesäet: diese Frau von Réty, die toller Hochmuth zum Documentendiebstahl und nach der Entdeckung zum Selbstmord durch

Gift treibt, ist ein warnendes Exempel. Da sind Typen aus dem ungarischen Kerkerleben, wohl geeignet, gleich Acten einer Tragödie Furcht und Mitleid zu erwecken; der Typhus in diesen Kerkern spiegelt etwas wieder, was man den berühmten Gemälden von der Pest nahezu an die Seite stellen möchte. Da ist endlich als Hauptgetriebe die großartige Intrigue, die den unbeugsam ehrbaren Mann selbst in den Verdacht des begangenen Mordes und in Ketten führt; doch siegt am Ende das Recht.

Fassen wir die Entwickelung der Geschichte in ihrer Gesammtheit von Anfang bis zu Ende zusammen, so ergibt sich Folgendes: Wir stehen an der untern Theiß. Auf einem Hügel haben sich Notär und Pfarrer des Dorfs postirt, die beiden Herzensfreunde von so sehr verschiedenem Charakter und Gemüth. Sie sind betagte Männer geworden und schauen mit jener Wehmuth, die sich immer an wechselschwere Lebensläufe kettet, zurück in eine Vergangenheit, welche der Autor uns im Verlauf allmählich aufhellt. Von da an entwickelt sich die Geschichte vollkommen klar, einfach, consequent, ohne Sprung und Unebenheit, mit derselben soliden Regelrechtigkeit, die den Grundcharakter des Haupthelden selber zeichnet, bis zum Schlusse, da nach harten und schweren Verfolgungen die Schuld der Verfolger gebüßt, die Unschuld licht hergestellt wird. Es ist nichts Ueberraschendes, nichts Romantisches, es ist die Realität des Lebens, eine Carrière, wie sie nach den äußern und innern Bedingungen sich nothwendig gestalten muß. Die specifisch romanhaften Partien sind mehr in Episoden verlegt, ohne daß auch da die geringste Unwahrscheinlichkeit den Begriff des Gesetzmäßigen trübt. Der reiche Personenkreis gibt ein überraschendes Gesammtbild. Es liegt über allen jener wehmüthige Zug, der den verkommenen Völkerexistenzen des Ostens anhaftet und auch die slawischen Gesänge überraschend färbt.

Statt jeder weitern Probe begnügen wir uns mit einem Auszug aus der Schilderung eines armseligen magyarischen Bauerndorfs, Garacs im taksonyer Comitat:

Unwillkürlich wurdest du traurig, wenn du an diesen Hütten mit zersetztem Dach und einsinkenden Mauern vorüberfahren mußtest und die bleichen eingefallenen Gesichter des Volks sahst, das in diesem Dorfe wohnt, und das, so schien es, sich in den Marken desselben nie wohlbefunden hatte, ausgenommen, wenn es einzeln auf jenen Ort am Ende des Dorfs hinausgetragen wurde, um unter dessen hohen Kreuzen, wie wir sie bei uns auf jedem rußnyalischen Gottesacker sehen, zum ersten mal auszuruhen, seit es auf die Welt kam. Baufällig war selbst die Kirche, dieser Palast jener, denen auf dieser Erde nur Hütten zutheil geworden sind, und auf die das Volk anderswo stolz hinblickt, die es mit Blumen und grünen Zweigen schmückt wie das eigene Haus; denn die niedern Mauern, von dem verfaulten Schindeldach gegen die ätzende Gewalt des Regens schon längst nicht mehr geschützt, wurden nur durch Stützen vor dem Einsturze bewahrt. Der Thurm, der zum Eingang der Kirche diente, war an mehrern Orten geborsten und trug nur mit Mühe das doppelte eiserne Kreuz, das auf seinem hohen Dache mehr hing als stand; die Glocken waren längst herabgenommen und hingen unter einem hölzernen Balken. Alles zeigte Verfall, alles trug die Spuren der Armuth an sich, als ob der Glaube, der den Menschen zum Trost gegeben, sich darum unter das einsturzdrohende Dach geflüchtet hätte, um in den Gläubigen nicht unerfüllbare Wünsche zu erwecken. Die Kirche und die Wohnung des Geistlichen, die wenn möglich in noch ärmerm Zustande neben derselben stand, umgab von drei Seiten ein Teich, mit Rohr und Schilf bewachsen; rückwärts standen ein paar bescheidene Denksteine hingegangener Pfarrer, und wenn du zufällig Sonntags hierher kamst, als eben geläutet wurde, während im Teich die Kröten ihr ewiges Lied traurig weiter sangen und die armen Bewohner des Dorfs zur einsturzdrohenden Kirche pilgerten, erfüllte dein Herz eine Traurigkeit, für deren Bezeichnung man vielleicht keine Worte finden könnte. Garacs war ein freudeloser Ort das ganze Jahr über, aber nur am Sonntage, an jenem gesegneten Tage, den Gott dem Menschen zur Freude und Ruhe angeordnet, fühlst du das ganze Elend dieses Volks.

Dem nationalen Zeitbild lassen wir ein Lebensbild aus neuester Zeit folgen:

6. Johannes Olaf. Roman von Eliza Wille. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ein Lebensbild, zum größten Theile Seelenbild, denn der Werth des Werks — und dieser Werth ist nicht unerheblich — ruht zu allermeist auf Entfaltung des besondern Gefühls- und Denklebens. Wenn irgendein Motto das Résumé eines ganzen Werks vollständig sicher zusammenfaßt, so ist das hier der Fall mit dem vorausgeschickten Ausspruche der heiligen Katharina von Siena: „Dem Tapfern sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand, er bedient sich beider." Es ist überwiegend nordländische Natur nach außen und innen, nach Landschafts- und Seelenleben: Skandinavien, Island, Holstein und Norddeutschland. Der Held ist eine Art Nordlandsrecke, eine hochstrebende und wilde Natur, in der es gärt, Gedanken und Leidenschaften. Von glühender Liebe zu einem wunderschönen Mädchen erfaßt, die eine exotisch-südliche Pflanze ist, wird er in eine Lebensconstellation hineingezogen, die ihn nie mehr freiläßt: er mordet den Verführer seiner schwachen Geliebten, büßt lange Jahre die Gewaltthat im Kerker, und beginnt darauf ein völlig neues und höchst wechselreiches Leben. Unterdeß hat eine edle Frauenseele, die den Werth des seltsamen Mannes früh erkannte, ihm still und treu unauslöschliche Liebe bewahrt. Der Mann strebt in That und Denken Großes an, wirkt und nützt in der Welt; das von ihm nicht erkannte Weib hat seine Bestimmung erfüllt und steht als Hausmutter in bedeutender Familie. So treffen sich die beiden nochmals, um ihre auseinandergehenden Lebenswege weiterzuführen. Damit schließt das Buch ab, und gerade diese Art Abschluß, der nach gewohntem Romanstil keiner ist, fällt dem Romanleser auf. Wir sind so sehr verwöhnt, in fast allen unsern Romanen einen Effectschluß der einen oder andern Art zu finden: sei es durch die schließlich noch glücklich zu Wege gebrachte Verheirathung der Liebenden, sei es umgekehrt im tragischen Ausgang durch Mord und Greuel, daß wir den obenberührten mittlern Lebensweg sogleich als ein überraschendes Unicum empfinden. Aber entschieden sei gleich das angemerkt: diese Art von Durchführung hat unser unbedingtes Lob. Das ist die Wirklichkeit, Wahrheit nach innen und außen. Das Leben bewegt sich nicht in jenen excessiv abschließenden Sprüngen, wie die Romanschreiber sie uns für ihre Romanhelden zurechtmachen; es geht stückweise vor, es ist eine fortwährende Herausentwickelung nach den Gesetzen der Ursache und Folge, es bietet auch jene nie abschließenden Seelenentfaltungen, wie wir sie hier in schöner Consequenz mit unserm Helden Schritt

um Schritt durchlaufen, und es muß ja auch „das arme Menschenherz stückweise brechen". Die Verfasserin läßt uns an einem Scheidewege stehen, da der bedeutende Mann und das seiner würdige Weib, getrennt und doch durch geistige Fäden sich angehörend, jedes in seiner Weise seine Laufbahn verfolgen; das ist genug; völlig gleichgültig, ob sie sich auch äußerlich noch finden sollen; die Lebens- und Seelenbilder sind in ihrer Art abgeschlossen, sie ruhen auf sich, wie es sein soll!

Als höchst eigenthümliche Figuren von fremdartigem Reize des Wesens und Schicksals erscheinen der Vater, die Mutter und der Großvater des Helden, besonders dieser, ein abenteuerlicher Alter, Mann der That und doch Gelehrter, ein Stück nordländischer Reckennatur. Es sind zwei der eigenartigsten, aber in ihrer tiefinnerlichen Besonderheit bestbegründeten Gestalten des Romans: jene Generil, ihrer ganzen Bekanntschaft und Verwandtschaft fremd, von eigen bewältigender Schönheit und mit nicht minder eigenem Gemüthsleben, eine Art hochdenkender Meerprinzessin; daneben ihr Mann, der arme und schwindsüchtige Schulmeister Jakob, den ein tiefes Schönheitsideal nie ruhen läßt, bis er als autodidaktischer Maler eine nach Art seines eigenen Weibes überraschend schöne Frauengestalt auf die Leinwand geworfen hat, worauf er todmüde sich hinlegt und stirbt. In diesen Kreisen umfaßt uns ein seltsam halb aus Wehmuth und halb aus origineller Wildheit gewobenes Leben. Es sind mit erschütternder Meisterschaft gemalte Scenen vom Tode der beiden: wie der kleine Johannes, von innerer Angst halb todt gehetzt, da sein Vater im Sterben liegt, mitten ins glänzende Tauffest seiner reichen Verwandten hineinfällt; dann die Mutter, wie sie bei der furchtbaren Sturmflut auf den Halligen groß und still wie eine rettende Fee waltet und schließlich selbst den trügerischen Wellen als Opfer fällt. Von da an haben wir in dem Lebenslaufe des jungen Johannes eine große Bildungsgeschichte des Menschen, nach einem nicht kleinen Maßstab aus unbeirrbar fester Selbstbestimmung, aus wilder Leidenschaft und Schicksalswerk zu gleichen Theilen zusammengesetzt. Noch eine fremde Welt tritt uns entgegen in Karsten Kusig und seinen Gesellen, dem in allen Meeren erfahrenen See- und Strandräuber nordisch eiskalten Wesens und Ursprungs, einem listigen alten Sünder aus einer Generation, die heute schwerlich mehr zu finden ist. Mit dem Augenblicke, da der reiche Engländer, Lord Arthur, in die Scene tritt, kommen wir vollständig ins Gebiet unserer heutigen verfeinerten Civilisation, zu Erscheinungen nicht minder reich an Kampf und Wechsel, aber mehr auf dem Boden der Geistes- und Seelenkräfte, wie die Behauptung bedeutsamer Lebensstellungen sie anzieht und in voller Spannung hält.

Die Sprache ist abgemessen, die Schilderung knapp, aber klar; ein nicht geringer Werth des Buchs liegt in den sehr zahlreichen, an jedem passenden Platz eingeflochtenen allgemeinen Reflexionen über Welt und Leben, wie sie sich eben in der Gedankenwelt eines in fremdartiger Originalität entwickelten jungen Mannes vorweg gestalten; es sind ganz seltsame Gedankengänge darin; jedenfalls aber stehen sie mit dem ganzen Bau und Charakter in voll organischer Beziehung, da ja die Aufgabe des Werks dahin zu fixiren ist, daß es die vorweg sich herausgestaltende Geistesentwickelung und eigene Lebensanschauung eines in nicht gewöhnlicher Natur- und Menschenumgebung sich bewegenden, nicht gering angelegten und immer mit seltener Kraft auf sich stehenden Mannes klar vor unser Auge führt.

Wir citiren nicht; es ist schwer, hier eine einzelne Stelle als specifisch kennzeichnend herauszugreifen; wer übrigens von der Sprache und zugleich von der Gedankenwelt eine Probe halten wollte, der sei auf eine Reihe von Stellen im zweiten Drittel des ersten Bandes verwiesen, wo es sich um die Studienzeit und Denkgärung des jungen Mannes handelt.

Den Roman- und Novellenproducten reihen wir als zugleich mit jenen uns vorliegend eins an, das ins Gebiet der politisch-geschichtlichen Essays fällt, wie der Autor, dem es angehört, sie schon lange mit gewohnter einschneidender Meisterschaft ausbaut:

7. Hammerschläge und Historien. Von Johannes Scherr. Zürich, Schabelitz. 1872. 8. 2 Thlr.

Es ist dies des Autors jüngste Arbeit. Wir dürfen die Anreihung um so unbedenklicher vornehmen, als das Buch mit den voraufgegangenen des romanhaften Genre das Kennzeichen gemein hat, überwiegend auf dem Boden der neuesten, unmittelbaren Tagesgeschichte zu stehen. Nehmen ja die zwei ersten umfangreichsten Aufsätze: „Das große Jahr" und „Briefe von Zürichberg", die Ereignisse von 1870—71 durchsprechend und die großen Folgen abwägend, genau zwei Fünftel des Buchs ein! Daß Scherr hierbei mit seinem unerbittlichen Blicke nach rechts und links, vor- und rückwärts schaut und alle Schäden und Halbheiten, Lügen und Thorheiten aufdeckt, wird eben niemand neu vorkommen, der überhaupt schon etwas von diesem Schriftsteller gelesen hat, und ebenso können wir uns jedes Wort sparen über jene kernige und körnige Sprache, welche die „Hammerschläge" reden. Angemerkt verdient immerhin zu werden, in erster Linie für diejenigen, die es nicht wissen können oder nicht wollen, daß Scherr auch hier als guter Deutscher mit allem Mark und aller Kraft auftritt, ohne sich aber von den Hofprofessoren weismachen zu lassen, daß nun alles gut sei. Deutsche Cultur als die leitende der Zukunft, aber gesunde, die insbesondere nicht klerikal angeflogen sein darf!

Als eine unmittelbar zeitgemäße Illustration des neuesten katholischen Humbugs mit dem Unfehlbarkeitsdogma erscheint auch der dritte Aufsatz: „Ein Unfehlbarer", die ganze originelle Geschichte, wie Papst Stephan VI. durch die „Greuelsynode" Anno 897 seinen todten Vorgänger Formosus verdammen läßt:

> Nachdem der Spruch verkündet ist, werfen sich die herbeigewinkten Schirren und Büttel auf den Verurtheilten und Verdammten, stoßen den Leichnam vom Throne, schneiden ihm die drei „Segensfinger" der rechten Hand weg, reißen ihm die päpstlichen Gewänder ab, schleppen ihn an den Füßen aus dem Saal, welcher von wüstem Beifallsgeschrei widerhallt, schleifen ihn durch die Straßen und werfen ihn schließlich unter dem kannibalischen Zujauchzen des Populus Romanus als ein Aas („uti quoddam mephiticum") in den Tiberfluß.

Als Seitenstück, nämlich als Illustration des neuesten Humbugs protestantischerseits, der Muckerei, tritt der Aufsatz ein: „Ein Mucker des Mittelalters"; es ist die

Geschichte des Fra Dolcino an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts, selbstverständlich mit den nothwendigen Randbemerkungen zu Nutz und Frommen der Jetztzeit. „Eine Hofgeschichte" berührt Heirath, Hof- und Eheleben des phlegmatischen Königs Ludwig XIII., während in dem „Blutzeugen wider die Pöbelherrschaft" Madame Roland und ihr Ende vorgeführt werden; der „Dichter des Weltleides" ist der große Deutsch-Ungar Nikolaus Lenau. Die „Zwei Todtenopfer" am Ende gehen auf den Bruder des Verfassers, den durch so reiches Wirken bekannten Pädagogen Thomas Scherr, und auf den Freund, den in Zürich verstorbenen Professor Pompejus Bolley.

Sollen wir zum Ueberfluß eine Stelle als Stil- und zugleich Gedankenprobe auserwählen, so sei ein Kapitel herausgegriffen, an dem wir ja auch persönlich interessirt sind: „Ueber die Misère des Honorars deutscher Autoren." Bei Anlaß des Umstandes, daß Nikolaus Lenau's Gedichte mit 50 Dukaten honorirt wurden, sagt unser Autor unter anderm:

Den deutschen Vorstellungen vom Verhältnisse zwischen Schriftstellerei, Buchhandel und Publikum liegt bekanntlich Schiller's „Theilung der Erde" als Kanon zu Grunde, und dieser Kanon genießt eines um so dogmatischern Ansehens, als ihm sein Urheber die rechte Weihe dadurch ertheilte, daß er selber sich streng und stricte danach richtete: als er gestorben, war nicht genug Geld im Hause, um seinen Sarg zu bezahlen, während er bei Lebzeiten das wenige mühselig erarbeitete in die Apotheke hatte schicken müssen, statt es in die Küche geben zu können. Darum sind wir Deutsche aber auch das auserwählte Volk des Idealismus. Wie gemein, wenn in England und Frankreich die Autoren wie Lords und Grandseigneurs leben können! Das Genie gehört in eine Dachstube mit rauchendem Ofen. Es ist eine wahre Versündigung an der duftigen und durchsichtigen Würde der Poesie, wenn dem Puschkin sein russischer Verleger die Verszeile mit 2 Rubeln und dem Tennyson sein englischer gar mit 10 Pfunden honorirte. Bei solcher Kost muß ja die Muse vor lauter Fettansatz Bewegung und Sprache verlieren. Laßt sie windhundschmächtig sein wie bei uns in Deutschland, das ist die richtige diätetische Aesthetik.... Gewiß ist heute noch zweierlei: erstens daß unter dem auserwählten Volke des Idealismus von allen Arbeiten die geistige verhältnißmäßig am schlechtesten vergütet wird; zweitens daß in den Straßen von Stuttgart, Berlin und Leipzig zahlreiche Paläste von Verlegern zu finden sind, während der Palast, den ein deutscher Autor sich gebaut hätte, mit allen Diogenes-Laternen der Welt, das Licht von Sonne, Mond und Sternen dazu genommen, nicht zu finden sein wird.

J. J. Honegger.

Czechische Gänge.

Die nationalen Gegensätze in Böhmen haben sich nachgerade in einer Weise geschärft und alle Klassen der Bevölkerung so durchdrungen, daß sie der Hoffnung auf eine friedliche und dauernde Lösung der czechisch-deutschen Frage nur geringen Raum geben und die Meinung jener, welche in der jung- und altczechischen Partei die Taboriten und Utraquisten eines neuen Hussitenkriegs glauben voraussehen zu müssen, nicht ohne Berechtigung erscheinen lassen. Kein Wunder, daß dieser Kampf nicht blos in Volksversammlungen, Kammerverhandlungen und Zeitungsartikeln, sondern auch in Werken wissenschaftlichen Charakters mit leidenschaftlichem Eifer ausgefochten wird. Den Czechen ist der objective Standpunkt in der Beurtheilung der politischen und socialen Bedeutung des Deutschthums längst abhanden gekommen und die Deutschböhmen haben sich mit der Zeit auch daran gewöhnt, auf die groben czechischen Klötze grobe deutsche Keile zu setzen. In nationalen Streitigkeiten ist objective Ruhe schwer, für den angegriffenen Theil oft unmöglich; im Gefecht hört das Exercierreglement von selbst auf. Die Deutschen befinden sich, trotz czechischen Widerspruchs, in der Defensive; seit einem halben Jahrtausend, seit Dalimil's Reimchronik bis auf die letzte Nummer der „Politik", sind sie der Gegenstand der heftigsten literarischen Angriffe gewesen; sie haben jahrhundertelang geschwiegen und wol gar einer ihnen feindlichen, mit den tollsten Lügen verbrämten Geschichtschreibung Glauben geschenkt; jetzt aber, wo die Deutschböhmen sich zu vertheidigen und mit gutgeführter, scharfer Klinge die Ausfälle ihrer Gegner zu pariren wagen, jetzt erheben die modernen Hussiten allemal, wenn ein Hieb gesessen und einer ihrer Vorkämpfer unsanft aus dem Sattel gehoben ist, ein klägliches Geschrei über deutsche Anmaßung und Vergewaltigung. Es fehlt noch ein Werk, welches, fußend auf geschichtlichen Urkunden und statistischen Ergebnissen, die Culturbedeutung der beiden Nationalitäten Böhmens und ihre wechselseitigen Beziehungen und Einflüsse in abschließender Weise behandelte; unter den Vorarbeiten zu einer derartigen historischen Ethnographie, welche man immerhin als eine Fortsetzung oder Ergänzung zu Czörnig's trefflicher, aber leider unvollendet gebliebener „Ethnographie des österreichischen Kaiserstaats" ansehen könnte, wird folgende Schrift eine hervorragende Stelle einnehmen:

Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien von Richard Andree. Mit einer Sprachenkarte Böhmens. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, welcher schon früher in einer kleinen Schrift: „Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen" (zweite Auflage, Leipzig 1871), sich als gründlichen Kenner auf diesem Gebiet gezeigt hat, gibt im vorliegenden Werke eine Zusammenstellung von elf in verschiedenen Zeitschriften vorher veröffentlichten Aufsätzen, welche uns eine bunte Reihe von Bildern aus dem Leben der Czechen und Deutschböhmen vorführen, uns einen Einblick thun lassen in die socialen, kirchlichen, commerziellen Verhältnisse der slawischen Bevölkerung Böhmens und den Beweis liefern, daß trotz der „slawischen Annectirungen" auf den Gebieten der Wissenschaften und Künste, trotz des numerischen Uebergewichts der Czechen und trotz des Geschreies nach der Wenzelkrone und dem böhmischen Staatsrecht die Deutschen Böhmens in Handel und Industrie, in Wohlstand und Gesittung der bedeutsamste Theil der Bevölkerung dieser österreichischen Provinz sind und bleiben werden.

Richard Andree hat selbst längere Zeit in Böhmen gelebt, und zwar, wie es scheint, gerade in einem Theile des Landes, der ihm die günstigste Gelegenheit darbot,

das Treiben czechischer Agitatoren in den Dörfern und Landstädten, das Verhältniß der Czechen zu dem Adel auf der einen und zu den Juden auf der andern Seite, die systematische Verhetzung der Deutschen und die nationale Wirksamkeit der czechischen Geistlichkeit kennen zu lernen; er ist mit der czechischen Sprache vertraut und hat das nördliche Böhmen durchwandert, besonders jenen Theil, welcher sich weit zwischen das Elbsandsteingebirge und die Oberlausitz hineinschiebt. Seine Beobachtungen stellt er frisch, lebendig, anschaulich dar; geschickt sind hier und da historische Rückblicke und statistische Zahlenzusammenstellungen angebracht; Schilderungen persönlicher Erlebnisse wechseln ab mit allgemeinen Betrachtungen und die Reize der Natur kommen ebenso wol zur Darstellung, wie die reizlosen czechischen Volkszustände. Der Verfasser hat kein gelehrtes Werk schreiben wollen; er citirt selten und läßt den Leser nur hier und da einen Blick in seine Gedankenwerkstätte, in die Fülle seiner Vorstudien thun; der leichte, gewandte Stil, das warme deutsch-nationale Gefühl und die rücksichtslose Schärfe der Beweisführung würden dem Buche viele Freunde erwerben. Zu den „Tschechischen Gängen" bilden „Streifzüge in Deutschböhmen" die Einleitung.

Von selbst kommt da die Frage nach der Betheiligung der Czechen an der Industrie Böhmens; die Geschichte Reichenbergs, welche jetzt Hallwich veröffentlicht hat, würde dem Verfasser noch klarer als die Verhältnisse von Kamnitz und Haida gezeigt haben, wie Gewerbe, Handel und Bürgerthum lediglich durch das Deutschthum nach Böhmen gekommen und noch jetzt von den Deutschen abhängig sei; doch gilt im allgemeinen auch für den Nordosten, was R. Andree von den volkswirthschaftlichen Zuständen des nördlichsten Vorsprungs Böhmens sagt. Er gelangt zum Ergebniß:

> Wo in Böhmen das Kapital eine Rolle spielt, da muß man die Czechen nicht suchen. Hierbei kommen nur die Deutschen und der Großgrundbesitz in Betracht. Die armen Czechen haben keine Schätze gesammelt, aber unter ihnen geht die Sage: daß die Kapitalien, welche die Deutschen besitzen, von diesen ihnen eigentlich geraubt seien, und daß gelegentlich auch auf diesem Felde ein „Ausgleich" angebahnt werden müsse, natürlich mit Dreschflegeln und Kolben.

Die nationale Bewegung soll also zur socialen Revolution führen. Die Führer der jungczechischen Partei leugnen nicht, daß sie durch eine neue Auflage des Hussitenkriegs den bestehenden Zuständen ein Ende zu machen gedenken; dieser war aber die erste große sociale Revolution, hervorgerufen durch das commerzielle Uebergewicht der Deutschen und ihre vom König gewährleisteten Vorrechte und durch den Untergang der freien slawischen Dorfverfassung. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben und doch hat sich in den slawischen Gebieten Böhmens kein selbständiger Bauernstand entwickeln können, wie wir einen solchen in den deutschen Districten sehen. Andree schildert das massenhafte ländliche Proletariat treffend in dem Abschnitte: „Der Adel und seine Herrschaften." Nachdem er ausgeführt hat, wie mehr als ein Drittel des Landes in land- und lehntäfligem Besitz sich befindet und wie ein Viertel der erwerbsfähigen Bevölkerung Böhmens als Dienstboten und Tagelöhner lebt, ungerechnet die Tausende, welche sich in gleicher Eigenschaft außerhalb Böhmens, besonders in Wien, aufhalten und welche Scharen von Beamten auf diesen Herrschaften ihr Dasein von der Gnade des Edelmanns fristen, kommt er auf den ländlichen Pauperismus zu sprechen, dessen erschreckende Ausdehnung er als eine natürliche Folge des ungeheuern Großgrundbesitzes betrachtet:

> Die schädlichste Seite des Großgrundbesitzes in Böhmen ist der durch diesen herbeigeführte Pauperismus, das auf den Dominien üppig wuchernde Proletariat, welches schon Jahrhunderte alt ist und das sich schwerlich ausrotten lassen wird, soviel auch in anerkennenswerther Weise von vielen Großgrundbesitzern dahin gestrebt wird, dem Jammer ein Ende zu machen. Man findet es in Böhmen ganz natürlich, daß so viel hunderttausend Menschen, welche auf den Domänen wohnen, vollständig von ein paar hundert Adelichen abhängig sind, denen ihr Wohl und Wehe anheimgegeben ist. Daß bei den armen Menschen hierdurch Zustände entstehen, welche viele Nachtheile der Leibeigenschaft, aber keinen ihrer Vortheile haben, brauche ich nach allem Gesagten wol kaum näher auszuführen. Der Arbeiter muß gehorchen, er muß mit dem zufrieden sein, was ihm der Beamte des Domänenbesitzers als Lohn anweist, und er muß verhungern oder auswandern, wenn er aus der Arbeit entlassen wird. Diese beiden ehrlichen Alternativen bleiben ihm alsdann allein übrig. Wählt er keine von beiden, so wird er zum Dieb oder Strolch.

Diese Verhältnisse werden sich bessern, wenn auch die rein czechischen Gebiete die Segnungen der Eisenbahnen erfahren und dadurch Industrie und Gewerbe mehr als bisher werden gehoben werden. Jene Kräfte, welche in der Landwirthschaft eine nur ungenügende Verwendung und Verwerthung finden, erhalten dann in Fabriken lohnendere Beschäftigung und die Löhne werden eine naturgemäße Steigerung erfahren. Freilich wird auch die Verbreitung des Deutschthums durch die Eisenbahnen gefördert. Dieses ländliche Proletariat ist den Aufwiegelungen czechischer Parteiführer und den Verlockungen socialistischer Agitatoren außerordentlich zugänglich. Charakteristisch für die ganze czechische Bewegung ist aber der Umstand, daß der Besitz des Adels gar nicht in Frage kommt; es scheint, als ob trotz der Scheidung in Jungczechen und Altczechen die demokratische Partei sich dem Einflusse und der Bundesgenossenschaft der aristokratischen nicht habe vollständig entziehen können. Mit um so größerer Schärfe richtet sich die sociale Seite der czechischen Bewegung gegen die Juden und Deutschen. Andree erzählt über das Verhältniß der Juden zu den Czechen eine Menge Einzelheiten, welche uns beweisen, in wie mittelalterlichen Anschauungen ein großer Theil des czechischen Landvolks noch befangen ist; hierbei geht er von der auffallenden Thatsache aus, „daß von den mehr als vier Millionen Juden, die über ganz Europa verbreitet leben, der bei weitem größere Theil unter den Völkern slawischer Nationalität seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat". Die Bevölkerungsstatistik Böhmens zeigt die Juden am stärksten in den rein czechischen Kreisen Prag, Tschaslau und Tabor vertreten; in letzterm mit 3,21 Procent der Gesammtbevölkerung; es ist klar, daß die Juden hier in gewissen Beziehungen das deutsche Element ersetzen, ja sogar, da sie bei den Wahlen fast ausschließlich gegen die czechischen Candidaten stimmen, dieses sogar auch vertreten. Dies ist die eine Ursache des Judenhasses der Czechen, den auch Palacky theilt; im Jahre 1860 schrieb dieser Gelehrte in seinen „Böhmischen Skizzen": „Man kann nicht behaup-

ten, daß die Juden irgendwo beliebt wären, auch sind sie die ärgsten Feinde alles Nationalen und jeder Bewegung, aus lauter Angst, die Judenhetzen des Jahres 1848 möchten sich nicht unverdienterweise(!) im größern Maßstabe und folgenschwerer wiederholen." Doch würde diese Abneigung nicht zu den bekannten Judenhetzen geführt haben, in deren Folge im Februar und März 1866 über die Kreise Prag, Pilsen, Pisek und Tabor das Standrecht verhängt wurde, wenn nicht der Haß des czechischen Proletariats gegen den jüdischen Wohlstand hinzugekommen wäre. Der Verfasser scheint uns die nationale Seite dieses Gegensatzes zu stark betont zu haben, während doch eine nähere Betrachtung der Judenkrawalle in Schüttenhofen und Hostomitz und andern Orten den Beweis des rein socialen Charakters dieser für die czechische Cultur überaus bezeichnenden Bewegung liefern möchte. Die czechische Geistlichkeit hat ihren großen Einfluß auf das Landvolk nicht dazu benutzt, die Gemüther zu besänftigen und Excessen vorzubeugen durch den Nachweis des Ungrundes jener fabelhaften Verbrechen, die den Juden schon vor acht Jahrhunderten vorgeworfen sind und heute noch in Czechien allgemeinen Glauben finden:

> Es ist kaum möglich, all die albernen Erdichtungen aufzuführen, die den böhmischen Juden noch heute vom czechischen Landvolk zum Vorwurf gemacht werden; auch das alte Osterblutmärchen, die geschlachteten Kinder und entweihten Hostien spielen dabei eine Rolle. Man verspottet die Juden auf alle mögliche Weise, sogar durch einen eigenen Tanz, welcher den Namen Žid, der Jude, führt; durch unflätige Geberden sollen die Kinder Israel da nachgeahmt werden und die dazu gesungenen Worte sind nicht minder gemein.

Der Abschnitt: „Die Tschechen und die Schule", gibt die Ursachen dieses niedrigen Bildungsstandes an. Der Verfasser weist an den Zahlen der Statistik nach, daß die stärkste Benutzung der Unterrichtsanstalten in Böhmen wie in Oesterreich überhaupt bei den Deutschen sich findet, daß in den deutschen leitmeritzer, saazer und egerer Kreisen sich nicht einmal 2 Procent der Schulpflichtigen dem Besuche entziehen, während in den czechischen Kreisen Tschaslau und Tabor 5, im Kreise Pisek gar 14 Procent die Schule nicht besuchen. Absichtlich führt Andree russische Urtheile über deutsches Schulwesen an und stellt daneben eine Tabelle, welche das Verhältniß der Schülerzahl zur Bevölkerung Rußlands zeigt. Er scheint sich der Hoffnung hinzugeben, daß hieraus die Czechen zweierlei lernen können, einmal, daß, wenn der russische Pädagog Pigorow in dem deutsch-feindlichen „Golos" ein Loblied auf die deutsche Bildung singt und offen gesteht, daß ihn beim Besuch der deutschen Universitäten im Hinblick auf die wissenschaftlichen Zustände Rußlands der Neid beschlichen habe, doch eigentlich wenig Grund vorliegt, die deutschen Schulen Böhmens zu slawisiren und von dem Polytechnikum und der Universität Prags die deutschen Professoren zu vertreiben; und dann, daß das große Reich des Ostens wol noch nicht reif ist, die panslawische Culturmission zu übernehmen.

Die Czechen wissen aber ihrem Mangel an wissenschaftlichen Größen abzuhelfen; kleine Geister werden aufgeblasen und „sinnreiche Raubzüge in die Koryphäenwelt der Nachbarvölker angestellt". Es ist lustig, in dem Kapitel „Slawische Annectirungen" zu lesen, wie der große czechische Gelehrte Kollar den Nachweis geführt hat, daß nicht allein „der Baum des italienischen Lebens seine Wurzeln in slawischem Boden habe", sondern auch, daß der Hansabund ihm nach Wort und Sache urslawisch sei; wie man eine altczechische Malerschule erfunden und Karl Maria von Weber, Lessing, Gutenberg, Leibniz zu guten Slawen gemacht hat. Das ist lustig, aber schlimmer ist es, daß solcher Unsinn nicht blos von der urtheilslosen Menge des Volks, sondern auch von Männern geglaubt wird, die sich einer wissenschaftlichen Bildung glauben rühmen zu dürfen.

Die letzten Abschnitte von Andree's lehrreichem Buche geben culturhistorische Genrebilder: es wird uns da erzählt von „der Unsicherheit und den Fahrenden Leuten in Böhmen, von den Slowaken, Zigeunern", „Komediantis"; die Literarhistoriker möchten wir hierbei auf die Schilderung einer Theateraufführung aufmerksam machen, welche den Doctor Faust auf die Breter einer czechischen Dorfbühne gebracht hat und auch dadurch den Beweis liefert, wie sehr der deutsche Einfluß in das czechische Geistesleben eingedrungen ist. Dem widerspricht nicht der Schluß der Komödie, welcher den Vertreter der deutschen Nation zur großen Belustigung des czechischen Publikums durchgeprügelt werden läßt. Die „Nationalen Kleinstädter" sind typische Figuren, welche jeder wiedererkennen wird, welcher czechische Landstädte bereist hat; die Schilderung der nationalen „Beseda" gehört zu den gelungensten Partien des Buchs. In dem letzten Kapitel: „Tschechische Dörfer und Bauern", begleiten wir den Verfasser in die slawischen Bauerhöfe und Häuslerwohnungen. Das Urtheil über den Charakter des czechischen Bauers lautet nicht gerade ungünstig:

> Der czechische Bauer ist arbeitsam und fleißig; namentlich dann, wenn er einen unmittelbaren Gewinn vor sich sieht. Im andern Falle, wo die Früchte erst in der Ferne winken, ermüdet er leicht und gibt die Thätigkeit auf. Das häusliche Leben und die Ehen verlaufen meist ungetrübt. Gegenüber dem Druck, der auf ihm lastete und der wol hauptsächlich die Schattenseiten seines Charakters entwickeln half, bei der Beamtenwillkür, die er zu ertragen hatte, und bei der äußerst geringen Sorgfalt, welche auf seine geistige Ausbildung verwendet wurde, müssen wir uns wundern, daß er überhaupt noch so dasteht, wie er uns erscheint. Seit dem Jahre 1860, seit der Zeit, daß der Bauer in Fluß gebracht wurde, sehen wir bei ihm fast mit einem Schlage eine mächtige Umwandlung, die sich zunächst in der lebhaften Aeußerung des Nationalgefühls kundgibt. Die „Narodni Listy", das bedeutendste czechische Blatt Prags, sind eine Macht geworden und die in dieser Zeitung den Bauern in Bezug auf Landtagswahlen u. s. w. gegebenen Rathschläge werden wie auf Commando befolgt. Man nehme zu dem Einflusse dieser Blätter auf die Bauern das nationale Wirken der Geistlichen und der Studenten, die während der Ferien gleich Aposteln auf dem platten Lande umherziehen und im czechischen Sinne wirken, und man wird zugeben müssen, daß nach der volksthümlichen Seite bei den Bauern jetzt mehr als zu viel gethan wird. Einmal in Gärung und Fluß gebracht, bildet der czechische Bauer entschieden eine Macht, wie die Hussitenkriege gezeigt haben. Ob diese Macht jedoch, unsern modernen Verhältnissen gegenüber, wenn sie einmal zum Auftreten gelangen sollte, von solcher entscheidenden Wirksamkeit sein kann, wie im 15. Jahrhundert, möchten wir stark bezweifeln.

Andree's „Tschechischen Gängen" wünschen wir die weiteste Verbreitung innerhalb und außerhalb der böhmi-

schen Grenzen; einzelne Seiten des Verhältnisses der Czechen zu den Deutschen würden sich noch weiter ausführen lassen; der Einfluß des Deutschthums auf die czechische Sprache und Literatur, die historische Entwickelung der nationalen Gegensätze, das nationale Element in der böhmischen Geschichtschreibung, das Verhältniß der Czechen zu den andern slawischen Völkern Oesterreichs, ihre eigenthümliche Stellung in den außerböhmischen Ländern, alles dies und noch manches andere könnte Stoff zu einem zweiten Bande „Tschechischer Gänge" bieten und das Bild von dem eigenartigen politischen und socialen Leben dieses vorgeschobenen Postens des Slawenthums vervollständigen. Doch lassen wir uns an dem genügen, was der Verfasser in diesem einen Bande geboten hat, an den Früchten seiner ausgebreiteten Belesenheit, an der Frische und Anschaulichkeit seiner Darstellung und dem deutschen Sinn, dem das Ganze seine Entstehung zu verdanken hat.

Reinhart Zöllner.

Musikalische Schriften.

1. Robert Franz. Von Franz Liszt. Leipzig, Leuckart. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine Sammlung der Aufsätze, welche Liszt bereits in den funfziger Jahren durch die Brendel'sche Musikzeitung veröffentlichte, in erweiterter Form. Sie athmen jenes lebhafte Interesse, jene Wärme und geistvolle Auffassung, welche Liszt's schriftlichen Mittheilungen eigen sind. Hinzugefügt ist ein Nachwort über Robert Franz' spätere Schicksale. Bekanntlich hat den Componisten das größte Unglück betroffen, welches dem Tonkünstler als solchem überhaupt zustoßen kann; dasselbe, welches Beethoven mitten in seiner reichsten Schaffenskraft traf. Während es indeß diesen nicht abhielt, Werk auf Werk zu häufen, ist Robert Franz' viel einseitigere Feder lange schon verstummt. Uebrigens meinen wir, daß Franz mit der Anerkennung, welche ihm in seiner Specialität als Liedercomponist allseitig gewährt worden ist, vollständig zufrieden sein kann. Gleich anfangs hat er mit seinen Weisen Zustimmung in immer weitern Kreisen sich errungen, und wie das an sich so dankbare Fach es mit sich brachte, wol rascher als andere Talente auf anderm Gebiete zur Geltung sich aufgeschwungen. Wir erinnern uns noch gar wol des Erscheinens seiner ersten Liederhefte, welche zwar die Bedenken der Kritik, aber ebenso Aufmerksamkeit und Theilnahme hervorriefen. Welche Zeit ist seitdem vergangen! Eine weitere Entwickelung hat sein Talent indeß nicht genommen. Freilich, war es mit Mendelssohn und Robert Schumann anders? Hat letzterer z. B. seit seiner ersten Symphonie eigentlich Fortschritte gemacht, ist zu Höherm vorgedrungen?

Mit Recht spricht sich Liszt höchst anerkennend über die Franz'schen Bearbeitungen älterer Musikwerke aus.

2. Culturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst. — A. u. d. T.: Des einigen Deutschen Reichs Musikzustände. Zwölf Briefe. Von Ludwig Meinardus. Oldenburg, Schulze. 1872. Gr. 8. 28 Ngr.

Der Verfasser begründet den Titel seiner Schrift im ersten Briefe damit, daß er das nationale Bewußtsein gegen die wider dasselbe von den vaterlandslosen Gegnern gerichteten Angriffe seinerseits dadurch zu stärken suchen will, daß er in den folgenden Briefen ein Bild der Musikzustände der Gegenwart, wie sie ihm erscheinen, entrollt, insofern dieselben als besondere Erscheinungsform deutschen Culturlebens aufgefaßt werden können. „Objectiv kann die Tonkunst als Maßstab gelten für die Stufenhöhe der Bildung des Volks, insofern dieselbe ihren Ausdruck findet in der mehr oder minder geförderten Auffassung und von dieser bestimmten Pflege des über den materiellen Bedürfnißfragen des Daseins sich erhebenden Schönen und Wahren." Weiterhin beklagt der Verfasser die Ausschreitungen der sogenannten „Neudeutschen Schule" mit ihren excentrischen Forderungen, sodaß die Musikpflege der Gegenwart wie eine Kugel auf abschüssiger Bahn dem Verderben entgegenrolle, ein den Culturzustand des deutschen Volks bedrohlich kennzeichnendes Symptom. Das scheint uns denn doch etwas zu viel gesagt.

Im zweiten Briefe kommt der Verfasser auf den Dilettantismus zu sprechen, welcher, wo er die Künstlerschaft nicht erreicht, nothwendig nachtheilig und verderblich wirken müsse. Dieser Uebelstand beruhe wieder auf falscher künstlerischer Erziehung, was den Uebergang zur Besprechung der verschiedenen musikalischen Bildungsanstalten und ihrer Mängel bildet. Wie wenig die Gymnasien und Universitäten auf bessere Geschmacksrichtung der reifern Jugend einzuwirken sich angelegen sein lassen, das zeigt sich in denjenigen Studentenliedern, welchen die akademische Jugend heute vorzugsweise ihre Vorliebe zuwendet. Im dritten Brief beklagt der Verfasser die geringe officielle Unterstützung der Tonkunst, und beschäftigt sich viel mit den Conservatorien, denen er unter anderm den Vorwurf macht, daß sie Schüler aufnehmen, welche gar kein Talent zur Musik haben und nicht die Landessprache verstehen. Der vierte Brief kommt auf die fernern Mängel der Conservatorien zu sprechen, und schildert humoristisch eine Klavierstunde. A. B. Marx Compositionslehre, im Gegensatz zur ältern, wird angeführt und die Forderung gestellt, daß an den Conservatorien der Unterricht in der höhern Composition ganz ausfalle. Ueberhaupt ist der Verfasser Gegner der Conservatorien, welche in unermeßlicher Progression eine dünkelhafte Klasse von Menschen heranzögen, die sich über alle andern erhaben dünkten. Der fünfte Brief spricht von den Orchestern, der sechste von der Entartung der Opernbühne, der siebente von der Kirchenmusik, der achte von den Singvereinen. Der neunte führt die Ueberschrift: „Tonkünstlervereine. Franz Brendel und die Revolution." Aber längst vor Franz Brendel war durch den Redacteur des „Repertorium für Musik", in der Mitte der vierziger Jahre, ein Musikerverein in Leipzig gegründet worden, der mit wenigen Ausnahmen die bedeutendsten dortigen Kräfte vereinte und es sich zur Aufgabe setzte, neue Compositionen, auch Manuscripte, ohne Unterschied der

Person, zur Aufführung, hin und wieder auch vor eingeladenen Zuhörern und eingeführten Gästen zu bringen. Uns liegt noch ein solches gedrucktes Programm vor. Brendel selbst war Mitglied des Vereins. Reden wurden zwar nicht gehalten; dafür aber tüchtig musicirt. Einzelne, die damals als Ausführende mitwirkten und so zuerst bekannt wurden, spielen jetzt zum Theil eine hervorragende Rolle. Von dem dresdener Tonkünstlerverein haben wir bisher nicht vernommen, daß er in Bezug auf die Verbreitung neuer Compositionen, welche bei der großen Trägheit der Concertinstitute sonst nicht zur Kunde gelangen können, etwas Erhebliches geleistet habe (im Gegentheil herrscht darin, wie der Verfasser selbst angibt, das Coteriewesen), und einen andern praktischen Zweck als diesen können wir für dergleichen Vereine nicht zugeben.

Im zehnten Briefe kommen die Musikfeste an die Reihe; im elften die Musikliteratur und im zwölften die Tonkünstler selbst. Die verschiedenen „ianer": Mendelssohnianer, Schumannianer, Wagnerianer, Lisztianer passiren die Revue, wenn auch keine strenge. Zum Schluß bittet der Verfasser um Entschuldigung, wenn er unabsichtlich jemand gekränkt haben sollte. Bei der großen Eitelkeit der Musiker, welche sich einzubilden pflegen, die Welt habe jeden Augenblick nichts Besseres zu thun, als an sie zu denken, wäre dies wol möglich.

3. Virtuos und Dilettant. Ideen zum Klavierunterricht und über reproductive Kunst. Von Karl Fuchs. Mit zwei Notenbeilagen. Zweite vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, Fritzsch. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine mit vielen philosophischen Aperçus gespickte Broschüre, die immerhin gelesen zu werden verdient. Der Verfasser theilt sein Schriftchen in vier Kapitel ein. Das erste spricht über „Zweck und Grundlagen des Klavierunterrichts" (Extreme der Begabung; Production, Reproduction, receptive Naturen; Neueste Klavierspiel-Aera; Technik und Aesthetik). Das zweite führt die Ueberschrift: „Werkstatt des Virtuosen" (Kunstgenuß und Traum; Die Anschauung; Vortrag; Technisches Studium; Aesthetisches Studium). Der Verfasser meint den Werth der Musik für das Leben in dem Satze ausdrücken zu dürfen: „Die Tonkunst, deren Genuß in Form eines umgekehrten Traums ein metaphysisches Vergnügen ist, welches dem Empfänger durch das intellectuelle Gehörvermögen vermittelt wird, bewirkt eine Uebung des Herzens in der Emancipation von der willenlosen Unterwerfung unter die Gefühle durch deren willensfreien Ausdruck in Tönen."

Das dritte Kapitel: „Dilettant als Lernender", hat folgende Abschnitte: „Technisches Lehrverfahren", „Aesthetisches Lehrverfahren" (Reflexion, Nachahmung). Das vierte Kapitel lautet: „Einrichtung des Unterrichts." Der Verfasser empfiehlt namentlich die Instrumente von Eduard Westermeyer. Zwei Klaviere verdoppeln die Lehrkraft des Unterrichts. Bei Vertheilung von 2 Stunden unter 3 Schüler sind 40 Minuten unter Mitbenutzung des Unterrichts der andern durch das Lernen von den Fehlern der andern eine ausreichende Lernzeit, für vorgerücktere Dilettanten auch allenfalls 30 Minuten in einer Lection von $1^1/_2$ Stunden. Ein kurzer Anhang erörtert das „Methodische Verfahren" (Fingerschwierigkeit; intellectuelle Schwierigkeiten).

4. Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst. Philosophische Dissertation von Karl Fuchs. Leipzig, Fritzsch. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine Dissertation zur Erlangung des Doctorgrades, welche allerdings mehr den Philosophen als den Musiker angeht. Indeß für die Tendenz d. Bl. muß jedenfalls eine Angabe des Inhalts genügen, wie wir sie in Folgendem geben:

§. 1. „Aufgabe einer Kritik der Tonkunst, anstatt der Aesthetik, auf dem Grunde der Schopenhauer'schen Philosophie." §. 2. „Unzulänglichkeit des Schönheitsprincips für die Musikbetrachtung im allgemeinen." §. 3. „Frage nach der Würde der Tonkunst als eines Vergnügens für den Hörer." §. 4. „Widerlegung des Schopenhauer'schen Versuchs, Principien einer Metaphysik der Tonkunst aufzustellen." §. 5. „Grundlagen einer Kritik der Tonkunst aus den Mitteln der Schopenhauer'schen Philosophie." §. 6. „Verhältniß der Musik zur äußern Natur." §. 7. „Unterscheidung zwischen intellectuellen und metaphysischen Factoren des musikalischen Kunstgenusses." §. 8. „Reales Verhältniß des Intellects zur Musik." §. 9. „Verhältniß der Musik zum Willen im allgemeinen." §. 10. „Vom Grunde des Gefallens an musikalischer Phonetik." §. 11. „Vom Grunde des Gefallens an musikalischer Dynamik." §. 12. „Vom Grunde des Gefallens an musikalischer Dramatik, als Drastik und Rhetorik." §. 13. „Vom Grunde des Gefallens der Harmonik. Reform der Lehre von Consonanz und Dissonanz." §. 14. „Beweis der Unzulänglichkeit des Schönheitsprincips im besondern und des Princips der «Form» für die Kritik der Tonkunst." §. 15. „Entscheidung der Cardinalfrage nach dem Gemüthswerth der Tonkunst." §. 16. „Skizze der fernern Methode eine Kritik der Tonkunst." Die rein musikalischen Privatansichten des Verfassers, wie sie zuweilen sich kundgeben, lassen wir als nicht maßgebend unberührt.

5. Die päpstliche Sängerschule in Rom, genannt die Sixtinische Kapelle. Von Eduard Schelle. Ein musikhistorisches Bild. Wien, Gotthard. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser schildert als Eingang zu seinem Buche die Festfeier der Charwoche und des Osterfestes in Rom, wo die päpstliche Kapelle ihre glänzendsten Seiten hervorkehrt. Die gegenwärtige Erscheinung dieses Instituts weist durchaus auf ältere Zeiten und Kunstweisen zurück; den ersten Spuren und der Entwickelung derselben nachzugehen, hat der Verfasser sein Buch in folgende fünf Abschnitte getheilt: „Die Sänger in der christlichen Kirche bis zur Zeit Gregor's I."; „Das Reformationswerk Gregor's des Großen"; „Gründung der Sängerschule"; „Der Gregorianische Gesang"; „Die Sängerschule im Mittelalter"; „Die Wiedergeburt der Schule nach dem Exil von Avignon"; „Giovanni Pierluigi Sante aus Palestrina". Außerdem sind dem Buche eine Anzahl geschichtlicher Beilagen zugefügt. Da ein Auszug von Einzelheiten daraus nicht möglich ist, so müssen wir uns damit begnügen, die Schrift allen Musikfreunden, wenn sie auch kein specielleres Interesse für den Gegenstand haben sollten, zur Kenntnißnahme zu empfehlen.

Feuilleton.

Notizen.

Die von Karl Bruhns herausgegebene „wissenschaftliche Biographie“ von „Alexander von Humboldt“ (Leipzig, Brockhaus, 1872) liegt jetzt in drei Bänden vollendet vor. Als Mitarbeiter sind außer dem Herausgeber auf dem Titelblatt genannt: R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt. Wir kommen auf das bedeutende Werk eingehender zurück und erwähnen zunächst noch, daß jedem Bande ein gelungenes und treues Porträt Humboldt's beigegeben ist, dem ersten Bande ein Bild Humbold's im siebenundzwanzigsten, dem zweiten ein Porträt desselben im fünfundvierzigsten, dem dritten eins von Humboldt im einundachtzigsten Lebensjahre.

Vielfach zeigt sich jetzt das Bestreben, die Werke Friedrich's des Großen, welche bisher dem großen Publikum nur aus zweiter Hand bekannt waren, indem namentlich die große Prachtausgabe derselben stets nur den Auserwählten zugänglich blieb, dem Volk zugänglich zu machen. So erscheinen jetzt in der Verlagsbuchhandlung von Siegfried Cronbach in Berlin „Friedrich's des Großen Werke“ in einer Ausgabe für das Volk, die in zwölf Lieferungen ausgegeben werden soll. Im Prospect sagt der Verleger: „Eine Volksausgabe der Werke Friedrich's des Großen, in welcher die bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen des großen Monarchen in deutscher Sprache zusammengestellt sind, erscheint um so zeitgemäßer, als gerade unter Bismarck's Führung in neuester Zeit Friedrich's des Großen Staatsgrundsätze in Preußen, wie in Deutschland überhaupt, verwirklicht worden. Der preußische Staat, geleitet von den politischen Anschauungen jenes unsterblichen Fürsten, erfüllt nicht nur für Deutschland seinen Beruf, er ist auch für Europa und die Civilisation eine maßgebende Macht geworden. Die Grundsätze, die das Haus der Hohenzollern befolgt und denen Preußen Macht und Ehre verdankt, sind in den Werken Friedrich's des Großen auf das bündigste ausgesprochen. Diese Werke, welche in den Gesammtausgaben auch viel minder wichtiges Material enthalten, haben wegen ihres großen Umfangs und daraus hervorgehender Kostspieligkeit im ganzen nicht die Verbreitung gefunden, die zu der in ganz Deutschland herrschenden Liebe und Verehrung für das Andenken Friedrich's des Großen in Verhältniß steht. So gut man die Geschichte Friedrich's II. kennt, so wenig kennt man seine eigenen Geistesschöpfungen. Und doch ist darin so viel Bedeutendes, das gewiß auch den Ruhm eines nicht für den Thron berufenen Schriftstellers begründet hätte! Die vorliegende Ausgabe bringt den Kern der Werke des Weltweisen von Sanssouci, diejenigen schriftstellerischen Leistungen, welche seinen ebenso erhabenen und originellen Geist, seine landesväterlichen, duldsamen, freisinnigen und überhaupt menschenfreundlichen Gesinnungen widerspiegeln; sie bringt seine hervorragendsten Geschichtswerke, namentlich die von ihm mit so seltener Unparteilichkeit verfaßte Geschichte seines Hauses, ferner philosophische Abhandlungen, darunter den Antimachiavelli und den Fürstenspiegel, worin er Fürsten über die Aufgaben eines edeln Fürsten belehrt, seinen Briefwechsel, ausgewählte Poesien und Cabinetsbefehle.“ Die vorliegende erste Lieferung beginnt mit der Mittheilung einer der interessantesten Schriften des großen Königs, seiner Jugendschrift: „Antimachiavelli oder Widerlegung der Regierungslehre des Machiavelli“.

Von Friedrich Gerstäcker's „Gesammelten Schriften“ erscheint eine „Volks- und Familienausgabe“ in hundert Lieferungen im Verlag von Costenoble in Jena. In dem Prospect hebt der Verleger noch besonders hervor, „daß Friedrich Gerstäcker's Bücher sämmtlich unbedenklich jedem jungen Mädchen in die Hände gegeben werden können“. Damit wäre Gerstäcker ja als der „Romanschriftsteller für Backfische“ bezeichnet, wie sich Emanuel Geibel einmal im Scherz einen „Lyriker für Backfische“ nannte. Weiterhin heißt es: „Es ist etwas Eigenes um Gerstäcker's Schriften; — sie fesseln vom Anfang bis zum Ende und hinterlassen einen ungemein wohlthuenden Eindruck durch reizende Landschaftsskizzen, anregende Daten über das Leben und Treiben in den fernen Ländern, durch ungekünstelte, lebenswahre Figuren und eine stets geschickt erfundene, naturgemäß durchgeführte Fabel — kurzum, sie bilden die angenehmste Unterhaltungslektüre für alle, die nicht gerade in der Stimmung sind, sich in die tiefsten poetischen und psychologischen Probleme zu versenken, zumal sie stets von sittlichem Ernst getragen sind und gleichsam spielend den Geist durch eine Menge Wissensstoff bereichern. Der gesunde Humor und Mutterwitz, der Gerstäcker innewohnt, läßt ihm besonders derbe Biedermänner und originelle Käuze vortrefflich gelingen.“ Diesem Lob kann man nur zustimmen. Auch wird mit Recht die Einschränkung hervorgehoben, daß Gerstäcker sich nicht gern in Probleme vertieft und die fragwürdigen Seiten des menschlichen Lebens behandelt. Darum läßt er sich auch für „junge Mädchen“ empfehlen.

Johann Jacoby's „Gesammelte Schriften und Reden“ (Hamburg, O. Meißner, 1872) liegen in zwei Theilen vor. Wir werden dieselben näher besprechen. Die isolirte Stellung, die jetzt der Vierfragenmann einnimmt, gibt seinen politischen Gedankengängen besonderes Interesse. Jacoby ist ein treuer Anhänger des Shakspeare'schen Ausspruchs, daß „Kürze die Seele des Witzes“ ist. Fast alle Aufsätze sind von einer für die deutsche Gelehrsamkeit beneidenswerthen Kürze, einige gehen nicht über das Maß von Papier- und Gedankenschnitzeln hinaus.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung“ theilt in einer Uebersetzung die einundzwanzigste und letzte Ode der „Lyrica“ des neulateinischen Dichters Jakob Balde, mit, ein „Carmen saeculare de Societate Jesu“, welcher der Dichter selbst angehörte. Die Ode feiert schwunghaft namentlich die Weltwanderungen der Jesuiten, ihre Wirksamkeit in allen Zonen. Einige Verse derselben haben für die Gegenwart besonderes Interesse. Die Energie und Unverwüstlichkeit des Ordens feiert der Dichter mit den Worten:

> In dem Unglück muthig, im Glück verständig,
> Wuchsest du; nicht ewiger Zephyr wehte,
> Auch der Nordwind stürmte, doch immer kamst du,
> Glücklich zum Hafen.
>
> Dir zum Heil ward was dich verderben sollte,
> Aus des Todfeinds Stürmen erwuchs die Kraft dir,
> Aus des Unglücks Schalen ergoß sich dir ein
> Nährender Milchstrom.
>
> Donnernd schlägt und brandet die Meereswelle
> An Herakles' Säule, doch nimmer wankt sie;
> Also stehst du wogenumstürmt auf deinem
> Wuchtigen Grunde.

Der vorletzte Vers lautet:

> Tretet uns — wir kommen empor! Besiegt uns
> Hundertmal, und doppelt so viel erstehn wir,
> Wie die blutroth fallende Saat für künft'ge
> Größere Ernte.

Jedenfalls gehören die Strophen Balde's im jetzigen Augenblick zu den herzstärkenden Mitteln für die Jesuiten.

Bibliographie.

Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove u. a. bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Thlr.

Secchi, P. A., Die Sonne. Die wichtigeren neuen Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniss zu den übrigen Himmelskörpern. Autorisirte deutsche Ausgabe und Originalwerk bezüglich der neuesten von dem Verfasser für die deutsche Ausgabe hinzugefügten Beobachtungen und Entdeckungen der Jahre 1870 und 1871. Herausgegeben durch H. Schellen. 3te Abth. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stinde, J., Naturwissenschaftliche Plaudereien. Hamburg, Richter. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Suprematie der Kirche, und die Dienstpflicht der Fürsten in der römisch verkehrten Welt. Anthropologisch beleuchtet von einem Zweifelnden. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 5. September 1872.

Schriften über die sociale Frage.

1. Arbeit und Kapital. Von Friedrich Bitzer. Stuttgart, Metzler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie. Zweite, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Von Hermann Roesler. Erlangen, Deichert. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Kapitalismus und Socialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögensformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Kapital. Von Albert Eberhard Friedrich Schäffle. Tübingen, Laupp. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Geschichte der Gesellschaft. Von Johann Joseph Roßbach. Vierter Theil: Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker. Zweite Abtheilung. Würzburg, Stuber. 1871. 8. 1 Thlr.
5. Die sociale Frage, ihre Geschichte und ihre Bedeutung in der Gegenwart. Eine volkswirthschaftliche Skizze von Heinrich Contzen. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Die Lösung der socialen Frage nebst einer Darstellung der wichtigsten socialistischen Lehren und der Arbeiterbewegung der letzten Jahre. Von Richard Hirschberg. Meißen, Mosche. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Ein Wort über die sociale Frage. Vortrag, am 9. Mai 1871 in einer Versammlung von Freunden der innern Mission in Hamburg gehalten von J. von Oertzen-Sassen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1871. 8. 10 Ngr.

Die sociale Frage hängt auf das genaueste mit den Grundlagen des ökonomischen oder volkswirthschaftlichen Baues der menschlichen Gesellschaft zusammen und gehört schon aus diesem Grunde zu den wichtigsten, praktischen und wissenschaftlichen Problemen der Gegenwart, deren Lösung mit allem Ernste und aller Energie angestrebt werden muß, will man nicht Gefahr laufen, das Feld der menschlichen Cultur sinnlosen Leidenschaften und roher Gewalt preiszugeben und dasselbe von neuem — wir lassen dahingestellt, wer die Hauptschuld daran trägt — mit Elend und Jammer anzufüllen. Eine allseitig und für immer befriedigende Ordnung der gesellschaftlichen Zustände, eine vollkommene „Lösung" der socialen Frage halten wir, so lange die Menschheit in der Fortentwickelung begriffen und Irrthümern unterworfen ist, für eine Unmöglichkeit. Die sociale Frage ist in Wahrheit nichts anderes, als die Frage der vernunft- und naturgemäßen Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände der Menschheit, sie umfaßt alle Fragen, welche mit diesen Zuständen zusammenhängen und dieselben bedingen, die Kirchenfrage, die Schulfrage, die Militärfrage u. s. w. Was das Alter der socialen Frage anbetrifft, so hat sie bestanden und wird sie bestehen, so lange Menschen leben und an der Vervollkommnung ihrer gesellschaftlichen Zustände arbeiten; sie wird erst, wie ein geistreicher Journalist sich ausdrückte, vollständig „gelöst" sein am Todestage der Menschheit. Also von einer vollständigen Lösung der socialen Frage kann vernünftigerweise so leicht nicht die Rede sein, aber das hindert nicht, daß man die rauhen Ecken und Kanten abschleift und die gegenwärtig drückendsten Uebelstände der gesellschaftlichen Verhältnisse zu mindern und zu mildern sucht.

Nun gibt es zwar eine große Anzahl von Menschen, die sich als volkswirthschaftliche Heilkünstler in Wort und Schrift der leidenden Menschheit anbieten; allein von ihnen gehören nur zu viele in die Kategorie quacksalbernder Wunderdoctoren, die mehr versprechen, als sie zu leisten im Stande sind. Geistliche und weltliche Herren sprechen und schreiben um die Wette über die sogenannte Arbeiterfrage, aber die wenigsten von ihnen wissen wirksame und nachhaltige Mittel zur Abhülfe der bestehenden socialen Uebel anzugeben. Klingende Phrasen und verlockende Vorspiegelungen paradiesischer Zustände helfen nicht, sie schaden nur. Regierungen und Gesetzgebungen können wol fördernd eingreifen, aber der Haupthebel zur Besserung unserer socialen Verhältnisse ist und bleibt: auf Sittlichkeit und Bildung basirte Selbsthülfe und wohlgeregelte Arbeitsamkeit.

Sehen wir jetzt zu, was die vorstehenden Schriften über den in Rede stehenden Gegenstand sagen.

Das Buch von Friedrich Bitzer „Arbeit und Kapital“ (Nr. 1) kündigt sich selbst als einen „Beitrag zum Verständniß der Arbeiterfrage“ an. Der Verfasser hat sich schon sonst, z. B. durch sein bei Schaber in Stuttgart erschienenes Werk: „Die Genesis der Volkswirthschaft“ (zweite Auflage, 1871), als ein auf dem volkswirthschaftlichen Felde wohlbewanderter Autor gezeigt; auch die vorliegende Schrift schadet seinem Rufe nicht, wenn sie denselben auch nicht wesentlich erhöht. Die Absicht Bitzer's geht, wie er selbst sagt, dahin, darzustellen, wie sich — trotz der Principien vollster persönlicher Freiheit, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts so feierlich verkündigt worden sind — die persönliche Abhängigkeit einer zahlreichen Klasse von Staatsgenossen, der Arbeiter im engern Sinne dieses Wortes, von andern ihrer Mitbürger, der kapitalbesitzenden Unternehmerklasse, durch die moderne Entwickelung der Production herausgebildet hat, wie diese Arbeiterklasse immer entschiedener nach Abwerfung solcher in ihrer wirthschaftlichen Stellung begründeten Unfreiheit gestrebt hat und welches das berechtigte Ziel dieser Emancipationsbestrebungen und die wichtigsten Mittel zu deren Durchführung sind. Der Autor ist bemüht, durch eine möglichst objective Haltung und Beiseitelassen aller Theorien, die nicht durch Thatsachen begründet sind, sowie durch Beschränkung auf das Wesen der Sache allen denen ein größeres Verständniß der socialen Frage zu verschaffen, welche nicht Zeit und Beruf haben, in die vielverschlungenen, sich oft einander bekämpfenden volkswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Anschauungen einzugehen und doch auch nicht gewohnt und geneigt sind, über concrete Verhältnisse nur nach einigen allgemeinen Schlagwörtern abzuurtheilen. Den Weg, welchen Bitzer zur Erreichung seines Ziels einschlägt, ist im wesentlichen ein doppelter: er verfolgt zunächst in historisch-genetischer Weise die Entwickelung der Arbeiterfrage vom Ende des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart; alsdann sucht er in einer mehr raisonnirenden, rationellen Weise die Entwickelung der Gegensätze von Arbeit und Kapital, von Arbeitnehmern und Arbeitgebern darzustellen und die Nothwendigkeit einer Ausgleichung zwischen beiden vor Augen zu führen. Demnach zerfällt sein Buch in zwei Haupttheile.

In dem ersten oder historischen Haupttheile behandelt der Verfasser zunächst das Rechtssystem des 18. Jahrhunderts, die Ansichten von Emanuel Sieyès über die Rechte des Menschen und des Bürgers, die nationalökonomischen Grundsätze von Adam Smith und die Anfänge der Gewerbefreiheit, richtiger Erwerbsfreiheit. Er weist nach, wie der absolute Staat und der Polizeistaat in sein Gegentheil, die Absolutheit des menschlichen Individuums, umschlägt und wie namentlich bei Adam Smith das Selbstgenügen der individuellen Leistung den Grundzug seiner volkswirthschaftlichen Ideen bildet. Darauf schildert er das aus der Erwerbsfreiheit resultirende Industriewesen, den Arbeiterstand in England (Maschinen und Fabriken), die Gewerkvereine (Trades' Unions), das Factorysystem u. s. w. Alsdann bespricht er die Anfänge der socialistischen Bewegung in England (Chartisten und Zölle), die Entwickelung und die Wirkungen der Fabrikgesetze, die aus der ersten französischen Revolution hervorgehenden socialistischen Ideen in Frankreich (J. J. Rousseau, Babeuf, Robert Owen, St.-Simon, Fourier, Buchez, Louis Blanc u. s. w.). Hierauf folgt eine Darstellung der Versuche und Plane zu einer Socialreform in England, Frankreich und Deutschland. Der in Frankreich namentlich durch Louis Blanc vertretenen Idee der vom Staate geleiteten Cooperation (der Socialwerkstätten) gegenüber begannen in England auf rein praktischem Wege die Versuche zur Durchführung der freien Association (die Gesellschaft der Pionniere von Rochdale). Während in England die Bestrebungen der arbeitenden Klassen sich in praktischer Weise mit der industriellen Entwickelung des Landes in Einklang zu setzen suchten, brachen sich in Frankreich revolutionäre, communistisch-socialistische Ideen Bahn; in Deutschland dagegen machte sich die Erwerbsfreiheit geltend, geregelt durch Gewerbegesetze über das Rechtsverhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Arbeiterfrage im engern Sinne war in Deutschland nicht eigentlich naturwüchsig, vielmehr wurde die specifisch-socialistische Bewegung von außen in die deutsche Arbeiterwelt und in bestimmte Kreise derselben hineingetragen. Mit Recht hebt Bitzer den Unterschied hervor, welcher bei den drei Hauptindustrievölkern Europas durch die eigenthümliche Lage des Arbeiterstandes und die Verschiedenheit des Nationalgeistes sich in der Entwickelung der Arbeiterbewegung zeigte. Nachdem er dann die Lehren von Schulze-Delitzsch, Ferdinand Lassalle u. a. besprochen, schildert er die englischen Gewerkvereine und kommt schließlich auf die, durch die Aufhebung der Coalitionsverbote (1864) in Frankreich beförderte internationale Verbindung der Arbeiter, deren Seele Karl Marx in London ist. In einem kurzen Rückblick faßt er seine vorstehend skizzirten historischen Ausführungen zusammen und schließt den ersten Haupttheil seines Buchs also:

> Der letzte Zweck der von London aus geleiteten Bewegung — dies haben die Vorgänge in Genf, Lausanne, Brüssel, Basel und Paris deutlich gezeigt — ist die Herstellung der social-demokratischen Republik und die Ersetzung des individuellen Eigenthums durch das Collectiveigenthum, „die Beseitigung der Privatunternehmer mit Einem Schlage, gleichviel durch welche Mittel“. Es eröffnet sich vor der Gesellschaft unserer Zeit ein Abgrund, an dessen Rande es ernstlich noththut, Umschau zu halten in den bestehenden Zuständen und zu prüfen, was an denselben haltbar ist, was der Umgestaltung oder Verbesserung bedarf.

In dem zweiten Haupttheile seiner Schrift geht nun Bitzer an die rationell-kritische Betrachtung der Arbeiterfrage. Die praktische Durchführung des Satzes von Adam Smith, „daß die Arbeit die Quelle des Reichthums sei“, hat nach seiner Ansicht mit unaufhaltsamer Macht die Herstellung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit bewirkt. Das allgemeine Streben, jenen Satz zur Wahrheit zu machen, ist die eigentliche Ursache jener ungemeinen Erweiterung des Verkehrs, der Verbesserung aller Verkehrsmittel, der Eröffnung neuer Absatzwege, der Entfernung lästiger Zollschranken und damit jener großartigen industriellen und commerziellen Entwickelung, welche die letzten hundert Jahre kennzeichnen. Er sagt:

> Jene drei zusammenhängenden Sätze von Adam Smith: „Die größte Verbesserung der productiven Kraft der Arbeit ist

die Wirkung der Theilung der Arbeit", „Die Arbeitstheilung ist abhängig von der Ausdehnung des Marktes" und „Die Arbeitstheilung kann nur in dem Verhältnisse ausgedehnt werden, in welchem zuvor Kapital angesammelt ist" — diese drei Grundgedanken, welche zum Gegenstande der allgemeinen Ueberzeugung, zu einem wirthschaftlichen Glaubensartikel geworden sind, bilden das eigentlich Treibende in der modernen Entwickelung der Production und des Handels; sie sind die Mächte, welche die moderne Güterverteilung ins Leben gerufen haben und beherrschen.... Der Charakter der modernen Vermögensgestaltung beruht in allen Culturstaaten auf denselben Grundlagen: auf der freien Entwickelung — aber auch der Isolirung — des Individuums, auf der Anerkennung der persönlichen Freiheit und ihres Ausflusses, des individuellen Eigenthums, auf der freiesten Verfügung über dasselbe, auf der Ungehemmtheit des Arbeits- und Kapitalverkehrs und der Kapitalansammlung und auf dem Erwerb durch freien Tauschverkehr nach dem Gesetze von Nachfrage und Angebot. Von diesen gleichen Grundlagen aus wird und muß sich darum auch die Vermögensentwickelung überall im wesentlichen in gleicher Weise gestalten, wenn auch in den einzelnen Ländern in der Art und Weise, wie diese Entwickelung sich vollzieht, große Unterschiede bestehen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier weiter anzugeben, wie Bitzer die Rückwirkung der vorstehend genannten Grundlagen auf den Erwerb und die Güterverteilung nachweist; es genügt, festzustellen, daß nach des Verfassers Ansicht für unsere Zeit die wichtige Aufgabe erwächst, unter Wahrung des individuellen Eigenthumsrechts, der Arbeit den möglichst freien Zugang zu eröffnen zur Erlangung der für die wirthschaftliche Freiheit erforderlichen Macht über das Kapital. Dies dürfte aber kaum anders geschehen können als dadurch, daß denjenigen, welche durch selbständige Production ihren Erwerb suchen, die Möglichkeit verschafft wird, das hierzu nöthige Kapital in leichterer Weise als bisher zu erlangen, und daß denen, die aus Mangel an Kapital zur Arbeit in fremdem Unternehmen und an fremdem Kapital genöthigt sind, in diesen Unternehmungen eine solche Stellung gesichert wird, welche ihnen die unentbehrliche persönliche und wirthschaftliche Unabhängigkeit gewährt.

Als das sicherste Mittel zur friedlichen Gestaltung der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bezeichnet auch Bitzer die Organisation der Arbeiterschaft zu Gemeinschaften mit gesetzlich anerkannten Vertretern ihrer Interessen. In dieser Beziehung sagt er zum Schluß:

> Vergesellschaftung zum Zwecke der Kapitalansammlung, Kapitalübertragung und der Ausgleichung von Verlusten, Verbesserung des Einkommens der Arbeiter in fremder Unternehmung durch Zuweisung von Gewinnantheilen, gesetzliche Organisation der Arbeiterschaften — dies sind nach dem Ausgeführten die Mittel, um jene gefährliche Scheidung der Menschen in die Extreme einer von Kapitalrenten in Ueppigkeit lebenden Minderheit und einer ohne rechten wirthschaftlichen Erfolg sich abarbeitenden Mehrheit zu vermeiden, welche bei einer, nicht durch gegenseitige Beziehungen vermittelten, freien Entwickelung der Arbeit in der Form der Erwerbsfreiheit, des Kapitals in der Form der unbeschränkten Verfügung über das Eigenthum zu befürchten ist.

Unser Endurtheil über Bitzer's Werk geht kurz dahin, daß die darin enthaltenen historischen Ausführungen lobenswerth sind, daß aber der zweite Haupttheil, der das Wichtigste enthalten sollte, im Grunde nichts Neues bringt. Selbstverständlich geben wir dem Autor darin recht, daß es sehr zu beklagen ist, wenn die menschlich-sittlichen Bande zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern immer mehr und mehr schwinden sollten. Wohin das führt, hat wiederholt die Metropole Frankreichs in schreckenerregender Weise gezeigt.

Das Werk von Hermann Roesler: „Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie" (Nr. 2), welches schon wenige Jahre nach seinem ersten Erscheinen (1868) in einer zweiten, neu bearbeiteten und sehr vermehrten Auflage erschien, ist eine in mancher Hinsicht höchst werthvolle Arbeit, die auf dem Gedanken beruht, daß das System von Adam Smith veraltet, die Zeit der specifisch volkswirthschaftlichen Systeme überhaupt vorüber sei und daß an die Stelle der letztern die „Wissenschaft des socialen Verwaltungsrechts" zu treten habe. Roesler's Schrift zerfällt in acht Abschnitte, von denen der erste „Die Wirthschaftsgesetze im allgemeinen", der zweite „Die Arbeitstheilung", der dritte „Das Bedürfniß", der vierte „Die Arbeit", der fünfte „Das Einkommen", der sechste den „Werth", der siebente den „Preis" und der achte „Sociales Recht und Privatrecht" behandelt. Der Verfasser meint, daß gerade jetzt, wo der deutsche Geist, nach den glorreichen Erfolgen auf dem Felde der Ehre, die volle Unabhängigkeit der nationalen Entfaltung wieder erlangt habe, der lange vorherrschende Einfluß französischer und englischer Ideen auf die Gestaltung des socialen Lebens aufhören müsse, und daß dafür die tiefern und universellern deutschen Ideen über die Beherrschung der Natur durch den Menschen sich dem allgemeinen Ideengange der Geschichte anzuschließen hätten. Es komme gegenwärtig darauf an, den innern bis auf die Wurzel gehenden Zusammenhang der wirthschaftlichen Dinge zu erfassen und die Wirthschaft, den Erwerb, als einen organischen Bestandtheil des gesellschaftlichen Lebens zu begreifen. Von einem neuen volkswirthschaftlichen Systeme könne mithin nicht wohl mehr die Rede sein; die sociale Frage liege tiefer, sie liege in dem zu reformirenden Rechtssystem der ganzen Gesellschaft.

Nach Roesler's Auffassung, die wol der Beachtung werth ist, haben Socialrecht und Privatrecht gewisse gemeinsame Berührungspunkte, die nicht zur Verwechselung beider verleiten dürfen. Hier wie dort beziehen sich z. B. die Rechtsverhältnisse nur auf die einzelnen und die organischen Verbindungen derselben; im Socialrecht erscheint die Gesellschaft nicht, wie im Staatsrecht der Staat, als eine Persönlichkeit. Die Gesellschaft ist kein Rechtssubject, sondern nur die Individuen in ihr. Der Grund davon ist, daß es sich auch im Socialrecht nur um rein menschliche Verhältnisse handelt, wie sie das Leben der Individuen hervorbringt. Diese Verhältnisse entstammen aber im Privatrecht dem natürlichen, im Socialrecht dem gesellschaftlichen Dasein. Die Idee des Privatrechts ist individuelle Existenz, gleichviel in welchen concreten Dimensionen, denn das Individuum hat keine Geschichte; die Idee des Socialrechts hat eine geschichtlich gegebene, also concrete gemeinschaftliche Entwickelung. Auch im Privatrecht herrscht regelmäßig Rechtsgleichheit wie im Socialrecht. Während aber dort Personen und Sachen völlig abstract auftreten als reine Träger irgendeiner natürlichen Existenz, bestimmungs- und zusammenhangslos, findet im Socialrecht von allem das Gegentheil statt. Da es die gemeinsame Culturthätigkeit ist, welche hier ihre Ordnung

findet, so müssen Personen und Sachen in ein bestimmtes Verhältniß hierzu gebracht werden. Daher unterscheidet, nach der Ansicht des Autors, das sociale Recht nicht nur zwischen Mobilien und Immobilien, sondern es specialisirt auch die verschiedenen Arten derselben; die Personen sind nicht abstracte, sich völlig gleichstehende Individuen, sondern Träger bestimmter Culturideen und Culturaufgaben; im Socialrecht tritt daher die Bevölkerung eines Landes in bestimmte, nach Culturverhältnissen sich scheidende Klassen auseinander (Besitz, Arbeit, Beruf u. s. w.):

Freiheit des individuellen Willens ist im Socialrecht wie im Privatrecht anerkanntes Princip. Allein während er hier nur die natürliche Ordnung der Dinge zum Gegenstand und folglich zur Grenze hat, bewegt er sich im Socialrecht nothwendig auf dem Boden bestimmt gegebener gesellschaftlicher Zustände und in der Richtung bestimmter Entwickelungsziele. Es ist für die Construction des Kaufvertrags völlig gleichgültig, ob der Verkäufer einer Sache ein Arbeiter ist oder der besitzenden Klasse angehört; dagegen beim Arbeitsvertrag treten die contrahirenden Personen mit bestimmten socialen Qualitäten einander gegenüber und dadurch wird der Inhalt ihres Vertrags beherrscht. An diesen wesentlichen Unterschieden muß man festhalten, um den Fortschritt aus dem Privatrecht in das sociale Recht mit Sicherheit thun zu können. Andererseits hat das Socialrecht auch mit dem Staatsrecht seine Verwandtschaft. Der Staat erscheint darin auf allen Punkten thätig und anordnend; überall entscheidet das öffentliche Interesse, nicht der abstracte Privatwille; die Gesellschaft hat in den Gemeinden und andern öffentlichen Corporationen, in technischen Behörden (Eisenbahndirectionen, Handelskammern u. s. w.) Organe, die nur in feinen Linien und zum Theil nur relativ von den Organen des Staats zu unterscheiden sind. Trotzdem sind Staats- und Socialrecht durchaus verschiedene Rechtsgebiete, und es ist grundfalsch, die Verwaltung des socialen Lebens aus der (vollziehenden) Staatsgewalt abzuleiten; denn dadurch würde der Staatswille als bestimmendes Princip auf ein Gebiet verpflanzt, wohin er nicht gehört, wo vielmehr ein selbständiges, von dem Staatswillen unabhängiges Leben sich geltend macht. Nur wenn alles dies klar und tief erkannt und wenn demzufolge anerkannt ist, daß das Verständniß der socialen Lebensordnung universale und bis auf den Grund dringende Rechtskenntniß erfordert, wird der Strom der Entwickelung ruhiger und sicherer fließen; und nur dann wird die Gesellschaft von der socialen Quacksalberei und dem aufdringlichen Dilettantismus befreit werden, durch welche der Knoten nur immer fester geschnürt werden mußte.

Hermann Roesler schließt seine geistvolle und wohldurchdachte Arbeit mit einer Betrachtung, welche unmittelbar auf die Gegenwart Bezug hat:

Nationalökonomie und Socialismus, obwol innerlich sehr nahe verwandt, bilden doch im Leben unversöhnliche Gegensätze; die einseitige und extravagante Abstraction hält sie auseinander. Die Nationalökonomie hat sich mit ihren unwandelbaren Naturgesetzen in eine Sackgasse verirrt, aus der es keinen Fortschritt mehr gibt; und der Socialismus hat den Boden der geschichtlichen Vernunft verlassen und sich zu Luftgebilden verflüchtigt. Beide gleichen im Grunde den platonischen Hälften, die sich ewig suchen und nicht finden können. So, wie sie sind, können sie nicht vereinigt werden, und getrennt sind sie der Lebensfähigkeit bar. Daraus folgt, daß das trennende Hinderniß, die einseitige und wilde Abstraction, beseitigt und die Universalität und der positive Charakter der socialen Lebensanschauung wiederhergestellt werden muß. Diese Forderung kann nur durch das Recht erfüllt werden, weil eben das Recht Freiheit und Nothwendigkeit im geschichtlichen Flusse vereinigt. Es ist daher die Wissenschaft des socialen Rechts, welche die socialen Fragen — die Fragen der socialen Rechtsentwickelung — zu lösen und den unnatürlichen und feindlich gespannten Gegensatz der socialen Klassen zur Ausgleichung zu bringen berufen sein wird. Denn die wahre und echte Wissenschaft reizt nicht zum Kampfe, sondern führt zum Frieden, weil sie alles im Wesen und Gesetz der Dinge einigt.

Die Arbeit von Schäffle: „Kapitalismus und Socialismus" (Nr. 3), ist ein umfangreiches, mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögensformen geschriebenes Werk, welches zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Kapital beitragen soll; dasselbe ist den Professoren der Universität Wien Dr. Karl Habietinek (späterm österreichischen Minister) und Dr. Wilhelm Wahlberg, Mitgliede des österreichischen Staatsgerichtshofs, gewidmet. Der Verfasser, seinerzeit bekanntlich Mitglied des Ministeriums Hohenwart, hat fünf wirklich gehaltene Vorträge in seinem Buche zu funfzehn ausführlich bearbeiteten Vorträgen erweitert, die er für „das ganze gebildete Publikum, soweit dieses über eine ungeheuer ernste und beziehungsreiche Frage ernst und umfassend denken will", bestimmt hat. Es verdient bemerkt zu werden, daß Schäffle, der als Handelsminister die föderalistische Politik Hohenwart's unterstützte, auch in ökonomischer Beziehung dem Föderalismus huldigt. Er prophezeit dem Monopolismus, dem Liberalismus und dem Communismus sichern Untergang und vindicirt dem Föderalismus den endlichen Sieg. So sagt er:

Wie auch die Würfel des Schicksals fallen mögen, der endliche Lauf der großen Weltbewegung wird stets derselbe sein. Die Geschichte der Revolution ist die Geschichte der Unterwerfung des Monopolismus durch den Liberalismus und Communismus; sie ist die Geschichte des Vernichtungskampfes der letztern untereinander, ihr Ende der Sieg des Föderalismus.

Er stellt für die moderne Weltentwickelung folgendes föderalistische Schema auf:

Monopolismus.

Liberalismus.	Communismus.
a) Der ganze Liberalismus.	a) Der ganze Communismus.
b) Der halbe Liberalismus.	b) Der halbe Communismus.
Schutzzollsystem.	Societäres System.

Föderalismus.

Der Autor stellt die Lohngestaltung als die praktisch wichtigste Frage in den Vordergrund. Das Lohngeschäft erklärt er für die weit überwiegende Geschäftsform in der Gegenwart, in welcher sich der Antheil entscheiden müsse, den die Arbeiter bei der Vertheilung des Nationaleinkommens zu erhalten hätten. Ohne Hebung der Sachlöhne sei eine Kapitalbildung im Arbeiterstande, damit auch der umfassende Uebergang „vom herrschaftlichen Lohngeschäfte zum selbstherrlichen Genossenschaftsgeschäft, unter Erhebung der Lohnarbeiter zu Kapitalvermögensantheilen", gar nicht denkbar. Er leugnet nicht die große Bedeutung der Genossenschaftsbewegung, sondern kommt durch die von ihm angestellte Vergleichung der Geschäftsformen zu dem Schlusse, daß für die fernere Zukunft aus den Früchten gebesserter Lohnverhältnisse die Genossenschaft, einschließlich der Productivgenossenschaft, eine großartige Ausdehnung erlangen kann und erlangen wird. Die treibenden Kräfte für diese spätere Blüte erblickt er in der höhern sittlichen Entwickelung eines zunächst innerhalb des Lohngeschäfts selbst gehobenen Arbeiterstandes,

in der Kapitalnoth des gewerblichen und ländlichen Kleinbesitzes gegenüber der immer weiter vordringenden Großproduction, endlich in der Arbeitsnoth des herrschaftlichen Großbesitzes. Nichts erscheint ihm thörichter, als den kleinen Bauernschaften, welche sich noch behaglich fühlen, einen sogenannten Collectivbetrieb zu octroyiren oder dem jetzigen Privatgroßbesitz freiwillige Besitzentsagungen anzusinnen, nichts aber auch wahrscheinlicher, als daß mit allmählicher Ausreifung der Nothwendigkeit rationellen landwirthschaftlichen Großbetriebes theils die Noth der Großgrundbesitzer um gute Arbeiter, theils die Noth der Kleinbauern gegenüber der Uebermacht des Kapitals, dem landwirthschaftlichen Genossenschaftsbetriebe in freier Einsicht beider interessirter Klassen und mittels einer von dieser Einsicht getragenen unterstützenden Gesetzgebung, die Bahn brechen werden.

Ganz naturgemäß greifen nach Schäffle das kleine Handwerk und die kleine Landwirthschaft zunächst zu dem den kleinen Privatbetrieb ergänzenden und stärkenden Genossenschaftswesen. Er schreibt letzterm als der ersten Schule des genossenschaftlichen Geschäftsbetriebs die größte Bedeutung zu, wenn er auch diese „Ergänzungsgenossenschaft" nur für die Einleitung und gleichsam für eine Uebergangsbrücke vom herrschaftlichen Kleingeschäft zum genossenschaftlichen Großgeschäft hält. In diesem Sinne legt er den Leistungen von Schulze-Delitzsch den größten Werth bei, und erkennt eine „glänzende Logik der Geschichte" darin, daß das Genossenschaftswesen in Form der Genossenschaft kleiner Privatgeschäfte zuerst eine imponirende Ausdehnung erlangt hat; daß weitere Entwickelungsphasen mit eben solcher „logischen Nothwendigkeit" sich einstellen werden, sucht er in seinem Werke umfassend zu begründen.

Auch wenn man den oft sehr weitschweifigen Ausführungen Schäffle's an vielen Punkten nicht beistimmt, muß man doch seiner Arbeit vielseitige Sachkenntniß und großen Fleiß zugestehen. Er will, wie er am Schlusse seines Buchs sagt, keine der bestehenden „kapitalistischen oder öffentlich-liberalen Grundformen der gemeinsamen Güterversorgung" ganz ausgemerzt oder ausschließlich angewendet wissen, sondern erkennt allen bestimmte Grenzen vorwiegender Anwendbarkeit, relative Berechtigung und Unentbehrlichkeit zu, keine soll zertrümmert, keine zur allein gültigen Schablone erhoben werden. Er war bemüht, nachzuweisen, daß die genossenschaftliche Reform sowol auf kapitalistischem als auf außerkapitalistischem Gebiete der Bedürfnißbefriedigung — als Geschäfts- und als Sicherungsgenossenschaft — zu höherer Wirthschaftlichkeit hindrängt, indem sie alle Einzelnen zugleich stärker individualisirt und zu einer freiern, vielseitigern und discretern Solidarität vereinigt. Der von Schäffle vertheidigte Föderalismus soll nicht durch Rückbildung der bestehenden öffentlichen und kapitalistischen Geschäfts-, Vermögens- und Einkommensformen auf abgelebte Institutionen, sondern nur durch ruhige, reformatorische Fortbildung der bestehenden Formen — in der Richtung allgemeiner Selbstbestimmung innerhalb größerer und mannichfaltigerer Gesammtheiten — seinem Ziele der Versöhnung von Freiheit und Gleichheit, der Ausgleichung „des einseitig gleichthümelnden Communismus und des einseitig freithümelnden Individualismus" zusteuern. Darum sagt er, die Hauptergebnisse seiner Arbeit kurz zusammenfassend:

> Ohne Umsturz bestehender, ohne Uebersturzung werdender Geschäfts-, Vermögens- und Einkommensformen, durch Erkenntniß der vollständigen Interessensolidarität zwischen redlichem Besitz und redlicher Arbeit, durch Zusammenwirken aller Culturmächte der menschlichen Gesellschaft will auf meinem Wege der gesellschaftliche Friede fester und beglückender als jemals wieder begründet werden. Destructiv, allerdings gründlich destructiv, glaube ich mich daher nur gegen den entarteten Kapitalismus und gegen jenen entarteten Socialismus zu verhalten, welcher leider kein rothes Gespenst, sondern schon rothe Wirklichkeit für Blut und Gut der europäischen Völker ist. Dagegen dem wahren Kapitalismus und dem wahren Socialismus huldigt mein Werk in jeder Zeile. Mein „Kapitalismus und Socialismus" heißt „freies Geschäft im freien Staate", beide erfüllt von einem neuen Geiste freier Hingebung, von allgemeinerer Bildung, von genossenschaftlicher Zucht, Sitte und Nächstenliebe! Der Kapitalismus gibt der Volkswirthschaft einen von der individuellen Freiheit getragenen, der Staat gibt ihr einen von der Gesammtheit verbürgten universellen Mechanismus der Bewegung, aber beide Bewegungsmechanismen müssen erfüllt sein vom Geiste der Freiheit und vom Geiste der Solidarität. Auf den letztern kommt das Meiste an. Auch in der Volkswirthschaft gilt, was Lotze's Mikrokosmos über das Mechanische als bloßen Träger des Sittlichguten in der Welt bemerkt.

Was das Werk von Johann Joseph Roßbach: „Geschichte der Gesellschaft" (Nr. 4), anlangt, dessen vierter Band uns vorliegt, so können wir im wesentlichen nur bestätigen, was darüber bereits in anerkennender Weise in Nr. 4 und 14 d. Bl. f. 1870 gesagt wurde. Der verdienstvolle, leider nicht mehr unter den Lebenden weilende Autor hat diesmal einen sittengeschichtlichen und volkswirthschaftlichen Ueberblick über die Entwickelung der germanischen Staaten (England, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland) und der romanisch-germanischen Völkerschaften (Belgien und Schweiz) bis etwa zum Jahre 1848 gegeben. Verschiedene Partien des Roßbach'schen Buchs sind etwas mager und dürftig ausgefallen; außer den genannten Nationen behandelt er noch die Vereinigten Staaten Nordamerikas und Rußland. Was er auf $2^1/_3$ Seiten von der nordamerikanischen Union berichtet, ist in der That nichts mehr und nichts weniger als eine äußerst dürftige Umschreibung einer dem bekannten Werke Tocqueville's entnommenen Stelle. Immerhin sind seine Bemerkungen über die Geschichte der Mittelklassen lesenswerth, wenn man auch die religiösen Einflechtungen gern entbehrt.

Die Schrift von Heinrich Contzen: „Die sociale Frage" (Nr. 5), enthält weder neue noch originelle Gedanken, obschon der Verfasser, nach seinem eigenen Ausdrucke, es unternimmt, „den Weg zur Lösung der so schwierigen socialen Frage zu skizziren". Das Büchlein ist eine nicht ungefällige Zusammenstellung von Ansichten und Urtheilen bedeutender Männer und fähiger Schriftsteller über die genannte Frage; allein diese Zusammenstellung, die durch eine Anzahl früherer Abhandlungen und Vorträge veranlaßt wurde, hätte doch im Interesse der Sache sorgfältiger, als es geschehen, überarbeitet werden sollen. Bis zu den frühesten Zeiten zurückgreifend, gibt Contzen ein Bild der geschichtlichen Entwickelung der socialen Frage bis auf die Gegenwart herab, und erkennt in dem Genossenschafts-

princip ein weit reichendes Correctiv der bedrohten Selbständigkeit der Arbeit, weshalb er auch, wie Victor Böhmert u. a., schon in den Schulen volkswirthschaftliche Grundsätze gelehrt wissen will.

Kühner noch als Contzen, der doch damit zufrieden war, in seiner 75 Seiten zählenden Schrift „den Weg zur Lösung der socialen Frage zu skizziren", verspricht Richard Hirschberg (Nr. 6) kurzweg „die Lösung der socialen Frage". Die ganze Broschüre zählt 86 Seiten; 72 Seiten enthalten eine magere Darstellung der verschiedenen socialistischen Richtungen und deren „Gegenströmungen". Der Autor gefällt sich darin, reiche biographische Notizen über Männer wie Schweitzer, Bebel, Liebknecht, Mende, Fritzsche, von Bonhorst, Bracke u. s. w. zu geben, Karl Marx aber, die Seele der jüngsten, extrem-socialistischen Bewegungen, läßt er aus. Die Tiefe der Kenntnisse des Verfassers von den verschiedenen socialistischen Führern und Systemen mag man nach dem Umstande beurtheilen, daß er meint, die Lehre Ferdinand Lassalle's sei „in der Hauptsache auf die Ideen Louis Blanc's gegründet". Das erklärt sich aber wol daraus, daß er die Schriften und die Wirksamkeit von Karl Marx gar nicht zu kennen scheint. Auf noch nicht 15 Octavseiten will nun schließlich der Autor die in dem Titel seiner Schrift versprochene Lösung der socialen Frage geben, und er thut dies, indem er die Gründung einer „allgemeinen deutschen Zwangsversicherungsanstalt" vorschlägt. So ganz neu ist dieser Gedanke, den wir übrigens auch noch nicht als ganz und gar unbrauchbar beiseiteschieben wollen, gerade nicht; denn Schäffle und Marlo haben bereits ähnliche Vorschläge gemacht. In Hirschberg's Schrift muß man, wenn auch nichts anderes, doch den guten Willen anerkennen.

Die Schrift des Hrn. von Oertzen-Sassen: „Ein Wort über die sociale Frage" (Nr. 7), ist ein Vortrag, der in einer Versammlung von Freunden der Innern Mission zu Hamburg gehalten wurde; diese einfache Thatsache dient schon in mancher Hinsicht zur Charakteristik der Broschüre, die, abgesehen von ihrer specifisch religiösen Tendenz, manche werthvolle Bemerkungen enthält. Der Verfasser erklärt nicht unrichtig, daß die sociale Frage heute nichts anderes sei, als was sie immer gewesen, nämlich „die Frage nach der Wiederherstellung der durch die ungleiche Entwickelung der verschiedenen Gesellschaftsschichten gestörten Harmonie in den Beziehungen der Menschen zueinander". Er erblickt eine durchgreifende Besserung unserer socialen Zustände vornehmlich in einer Verallgemeinerung und Vertiefung „des christlich-ethischen Geistes und Gehaltes", und zwar „nicht in erster Linie auf seiten des Arbeitnehmers, sondern vor allem des Arbeitgebers". Interessant ist der von ihm citirte Ausspruch, in welchem Dr. Engel, Director des Statistischen Bureau in Berlin, die Stellung der Arbeiter dahin präcisirte:

In socialen Dingen suchen sie,
In politischen träumen sie,
In religiösen zweifeln sie, und
Im ganzen ist's um ihr Wissen schlecht bestellt!

Rudolf Doehn.

Romane und Novellen.

1. Funken unter der Asche. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir beginnen unsere heutige Rundschau auf dem Gebiete der Roman- und Novellenliteratur sogleich mit dem Besten, was wir gefunden, und stellen die obige Novelle an die Spitze der Schriften, die wir Revue passiren lassen.

Schon der Name des Verfassers bürgt dafür, daß uns in „Funken unter der Asche" nur Fesselndes und Bedeutendes geboten wird, und wir erfüllen der vorliegenden Novelle gegenüber nur die angenehme Pflicht, alle Leser, welche wirklich gediegene Lektüre den brillirenden, aber um so gehaltlosern Romanen, wie sie in Menge den Büchermarkt überschwemmen, vorziehen, auf diese Erzählung aufmerksam zu machen, indem wir einige kurze Andeutungen in Bezug auf Inhalt und Darstellung derselben folgen lassen. Was zunächst den Titel: „Funken unter der Asche", betrifft, so versteht der Verfasser darunter Gefühle und Empfindungen aus der Liebe und des Glückes goldener Zeit, die zwar im Herzen begraben sind, aber doch in gewissen Zwischenpausen wieder aufflammen und endlich unter dem Einfluß der welterschütternden, jüngsten geschichtlichen Ereignisse zu reiner, feuriger Glut werden, die getrennte Herzen aufs neue verjüngt und vereinigt. Der Ideenkreis, in welchem Helden und Heldinnen der vorliegenden Novelle sich bewegen, ist jedoch keineswegs so eng, daß er nur auf subjective und egoistische Anschauungen, wie sie die bloße „Herzensgeschichte" von Liebenden entschieden bietet, sich erstreckt, sondern die „große Zeit", in der wir leben, weht mit Sturmesgewalt alles Kleinliche, Egoistische und Beschränkte auseinander, erfüllt das Volk, wie das Individuum mit Begeisterung, einer Ahnung von künftigem, großem Glück und der Kraft, für alles auch alles zu wagen. So ist das Geschick der Hauptpersonen der vorliegenden Novelle eng mit den großen Ereignissen der jüngsten Zeit verknüpft und auch in Bezug auf die politisch-patriotischen Anschauungen, die der Verfasser seinen Charakteren zu Grunde legt, können wir von „Funken unter der Asche" sprechen; denn wie mancher schöne Traum vom einigen Deutschen Reich, von dem Erwachen Barbarossa's, war bis vor kurzem in vielen deutschen Herzen begraben und ist nun doch in Erfüllung gegangen, hat doch durch die Flamme der allgemeinen Begeisterung neues Leben erhalten und aus Trümmern und Asche ist ein Deutschland hervorgegangen.

Die Ereignisse, welche in der durch gediegene Einfachheit imponirenden Novelle den Hintergrund bilden, sind bereits von den verschiedensten Federn und nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebeutet worden, nirgends aber haben wir gefunden, daß die Darstellung derselben

eine, wir möchten sagen weihevollere gewesen, daß sie so ganz ohne Absicht auf Effect in den Gang der Handlung verflochten worden. Schlicht und deshalb vielleicht doppelt wirkungsvoll, führt uns der Verfasser das Schicksal seiner Helden, wie das des Vaterlandes vor die Seele; er gibt uns ein getreues Bild von innern wie von äußern Stürmen und versetzt uns mit einem Wort in die Stimmung der Zeit wie der Charaktere; nirgends aber läßt er sich zur Phrase hinreißen und diese bei aller Wärme der Empfindung so klar und objectiv-beschaulich durchgeführte Schilderung von Zeitereignissen, die wir alle, von den wunderbarsten Empfindungen beseelt, miterlebten, und die wir nach der Aufregung jener Tage gern in behaglicher Ruhe noch einmal an unserm Geiste vorüberziehen lassen, bildet nicht den geringsten Vorzug der Novelle, besonders wenn man in Zeitschriften und andern Romanen so viel „künstlichen" Enthusiasmus, so viel berechnende Ausnutzung der „großen Zeit", so viel Effecthascherei findet, welche die Lektüre solcher patriotisch-politischer Bücher so widerlich machen. Auch darin, daß der Verfasser uns in seiner Novelle nur mit vier Hauptpersonen (Schwester Klara, Konstantin, Lucie und Dr. Meinard) bekannt macht, die aber so fesselnd gezeichnet sind, daß sie uns mehr anziehen als eine Menge bunt nebeneinander herirrender Personen, liegt ein zweiter Vorzug der interessanten Erzählung, und dieselbe edle Einfachheit, die dem Verfasser verbot, die großen, heiligen Interessen seiner Zeit zu niedern Zwecken des Phrasenthums zu gebrauchen, tritt auch in der Entwickelung dieser Charaktere und ihrer Herzensgeschichte wohlthuend hervor. Ein abgerundetes, getreues Bild steht vor unserer Seele und nach allen aufregenden und spannenden Scenen, an denen gerade die jüngste Zeit so reich war, lösen sich Dissonanzen und Misverständnisse, universelle und individuelle, in einen vollklingenden, harmonischen Accord auf und mit inniger Befriedigung legen wir das Buch aus der Hand.

2. Verflossene Stunden. Novelle von S. Junghans. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 22½ Ngr.

Auch die vorliegende Novelle verdient es, anerkennend von der Kritik erwähnt zu werden, wenn wir sie auch nicht in eine Reihe mit der vorhergehenden stellen dürfen. Die fesselnde Erzählung macht uns mit den Leiden und Kämpfen einer verarmten, tief in ihrer Ehre gekränkten adelichen Familie bekannt, und während sie uns einerseits einen Blick in das glänzende Elend des heruntergekommenen Adels und in die Intriguen und Umtriebe in höfischen Kreisen thun läßt, führt sie uns andererseits in ein altenglisches, auf solidem Grunde erbautes, gastfreies Bürgerhaus, unter dessen Dach die verarmte Freiin von Günthershofen, die als Gouvernante in der Fremde ihr Brot ißt, ein Asyl gefunden. Hier trifft Margarethe, dies ist der Name unserer Heldin, mit dem Feind ihrer Familie, dem Urheber ihrer Leiden, dem „Betrüger", wie sie ihn nennt, dem Freiherrn Bardolph von Günthershofen, zusammen, und obgleich er in seinem ganzen Auftreten nichts von einem Betrüger hat, obgleich er sich die Achtung, ja die Bewunderung aller erwirbt, die mit ihm in Berührung kommen, obgleich eine innere Stimme sie vor Uebereilung warnt, tritt sie ihm doch mit beleidigender Geringschätzung und Kälte entgegen. Sie verhehlt ihm nicht, daß sie ihn, daß sie seine Familie verachten müsse, weil sie in ihren heiligsten Rechten von den Seinigen gekränkt worden und daß sie auf Mittel und Wege sinnen werde, nicht nur ihr geraubtes Besitzthum wiederzugewinnen, sondern auch die ihr angethane Schmach zu rächen. Die Art und Weise jedoch, in welcher Bardolph ihren ungestümen, ja bisweilen unzarten Ausfällen begegnet, sein ganzes späteres Benehmen, als er auf seine Güter zurückgekehrt ist und nach Revision der Familienacten zu seinem Entsetzen wirklich gefunden hat, daß seine Aeltern durch Betrug im Besitz von Macht und Würden sind, die er bisher als ererbt betrachtet, beweisen, daß er nicht nur den Adel des Bluts, sondern weit mehr den der Seele besitzt. Nachdem Margarethe, durch seinen Edelmuth entwaffnet, in der Schule des Lebens die Fehler und Schwächen ihres sonst edeln, nur durch das Unglück verbitterten Charakters abgelegt, die schlagendsten Beweise von seiner hochherzigen Gesinnung erhalten und mit Schmerz erkannt hat, wie tief sie ihn durch ihren Argwohn verletzte, nachdem sie durch den Tod der geliebten Mutter, die, durch und durch Aristokratin, in manchen Beziehungen durchaus nicht mit den „bürgerlichen" Ansichten der Tochter übereinstimmte, alleinige Herrin ihres Schicksals geworden ist, reicht sie nach den vielfachsten Kämpfen dem gehaßten und doch so geliebten Manne ihre Hand. So wird das feindliche Geschick, welches die Familie Günthershofen so viele Jahre lang entzweite, endlich versöhnt.

Dies ist in kurzen Worten der Gang der spannenden, gemüthvollen Erzählung, alle übrigen Details muß die Lektüre derselben dem Leser vermitteln. Wir empfehlen das Buch um so lieber, als es eine brennende Culturfrage, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, in seinen Bereich zieht, und uns nicht in trockenen, langweiligen Abhandlungen über die berechtigte und vernünftige Emancipation der Frauen aufklärt, sondern vielmehr am lebendigen Beispiel, durch That und Handlung die Grundsätze, auf welchen es basirt ist, veranschaulicht und an dem Leben und Wirken seiner Helden die Berechtigung derselben erprobt.

Auch die äußere Darstellung von Margarethens Erlebnissen, welche diese dem Leser in schlichter, anmuthiger Form selbst erzählt, ist bis auf einige kleine Unebenheiten in der Ausdrucksweise im ganzen gelungen, und wir hätten an der vorliegenden Novelle nichts zu rügen, als daß nach dem ganzen Verlauf und der endlichen Lösung der Dinge der Titel „Verflossene Stunden" nicht richtig ist und dafür „Gesühntes Unrecht" entschieden bezeichnender gewesen wäre.

3. Sara. Roman von E. von Dincklage. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin will uns in diesem Romane zeigen, wie das Heraustreten aus den Verhältnissen, in welche wir durch Geburt, Religion und Erziehung gebannt sind, nicht ohne erschütternde Kämpfe und bitteres Leid geschehen kann, wie nur groß angelegte Naturen in diesem Ringen den Sieg gewinnen und weniger starke Seelen in solchem Conflict zu Grunde gehen müssen. Sara, die Jüdin, reicht einem Christen, einem verarmten, verwit-

weten Landedelmanne, Otto Brawe von Westerwedde, ihre Hand, weil sie nach einer unglücklichen Liebe für den Geigenvirtuosen Ruben Frank, der einer abenteuerlichen, ehrlosen, gebrandmarkten Familie angehört, und dem sich zu vermählen ihr Stolz verbietet, sich nicht an den ersten besten Mann, der sich ihres Reichthums wegen um sie bewirbt, verkaufen lassen will. Sie hofft an der Seite eines edeln, gebildeten Mannes, als treue Mutter seiner verwaisten Kinder einen Wirkungskreis zu finden, in dem sie andere beglücken und selbst glücklich werden kann, ohne zu bedenken, daß sie sich in einer grausamen Selbsttäuschung befindet, daß sie mit einer, wenn auch ihr selbst unbewußten Unwahrheit in fremde, ihr gänzlich unbekannte Verhältnisse getreten ist — daß sie einerseits noch zu viel Jüdin ist, andererseits noch zu sehr von der scheinbar begrabenen Liebe verfolgt und geängstet wird.

Nachdem sie sich gewaltsam von ihrer Familie, von ihrem Volke und seinen Traditionen losgerissen hat, steht sie plötzlich unter den Verwandten ihres Gatten in einem gänzlich fremden Kreise, in dem alle, ihr Gatte, die Kinder und Baron Peter ausgenommen, die „arrogante, eingedrungene reiche Jüdin" neugierig und argwöhnisch umringen, sie bespötteln, beaufsichtigen und bewachen und zwar um so mehr, als Sara's glänzende Erscheinung, sowie ihre hohe Bildung und ihr selbständiger Charakter jene mit Neid und Eifersucht erfüllen. So sieht Sara die kühnen Erwartungen, die sie auf die Zukunft gesetzt, nicht in Erfüllung gehen — sie meinte, sie sei stark genug, die Verhältnisse und Menschen nach ihrem Sinne zu lenken, und sieht nun ein, daß die Verhältnisse sie bezwingen. So geht der Gatte, den die Sorge um seine Güter und seine Familie ausschließlich beschäftigt, wenn auch nicht gleichgültig, doch ruhig-gelassen neben ihr her, und während ihr Herz nach Liebe verlangt und ihre Seele dem Druck der Verhältnisse fast unterliegt, ahnt Otto von Brawe nicht einmal die geheimen Vorgänge ihres Herzens, obgleich ihn manchmal ein eigenthümliches Weh bei dem Gedanken beschleicht, daß er sich Sara als seine Gattin doch anders gedacht habe. Von beiden Seiten wird der Augenblick der Aufklärung hinausgeschoben, die Entfremdung zwischen den Gatten wächst täglich, und endlich trennen sie sich, ohne sich vorher gefunden zu haben. In der Ferne aber kann keins des andern vergessen, und nachdem Sara, deren Töchterchen Colma auf eigenthümlich räthselhafte Weise verschwunden ist, das Kind vergebens gesucht hat, ohne es zu finden, klammert sich ihr leidenschaftliches, edles Herz mit doppelter Zärtlichkeit an den Gatten; sie reißt die Liebe zu dem unwürdigen Ruben aus der Seele, bezwingt den falschen Stolz und kehrt, so befremdlich es Otto's Sippschaft erscheinen mochte, in die Arme des theuern Mannes zurück, der die heißgeliebte, aber von ihm verkannte und bisher unverstandene Frau mit Jubel willkommen heißt. Bei ihm findet Sara jetzt, nachdem beide im Schmerz und in der Trennung sich kennen und prüfen gelernt, Glück und Frieden und auch ihr theueres Kind, das durch Onkel Peter's aufopfernde Selbstverleugnung den Seinen zurückgegeben worden ist.

Sara hat sich selbst bezwungen, hat den Irrthum, unter wie verlockender Gestalt er sich auch zeigen mochte, energisch bekämpft und durch Wahrheit hat sie errungen, was sie früher mit allen Thränen, ohne den Muth der Selbstverleugnung, nicht erreichen konnte — sie kann ihren heiligsten Pflichten treu bleiben, denn sie hat sich wiedergefunden, sie ist sich selbst getreu.

Was die Schilderung der Hauptcharaktere wie der Nebenpersonen der hier flüchtig angedeuteten Erzählung betrifft, so ist dieselbe im ganzen lebenswahr durchgeführt und mit interessanten Nuancen ausgestattet, die eine scharfe Beobachtungsgabe, bedeutende Menschenkenntniß und reiche Lebenserfahrung verrathen, wie denn auch die Verwickelung und Lösung aller Conflicte mit vielem Talent und Geschick herbeigeführt worden ist. Die ganze Anlage der vorliegenden Novelle ist originell, die Darstellung streift aber zuweilen an das Barocke und manche Charaktere wie Situationen sind auf die Spitze gestellt. Man merkt die Absicht, daß die Verfasserin an manchen Stellen durch übertriebene Details in der Schilderung von äußern wie von seelischen Vorgängen blenden und frappiren will und fühlt sich durch diese Absicht verletzt, während im ganzen und großen die Novelle Anspruch auf unsere Theilnahme und Anerkennung machen kann.

4. Jugendliebe. Vier Novellen von Oskar Horn. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegenden Novellen behandeln, wie schon der Titel erkennen läßt, das alte und ewig neue Thema der Liebe. Sie schildern uns die Leidenschaft, die sich weder durch Verhältnisse bannen, noch durch Lebensklugheit wegphilosophiren oder Selbstbeherrschung überwinden läßt, sondern die einem verheerenden Strome gleich, jedes Hinderniß mit fortreißt, anstatt Freude und Wonne nur Unglück und Verderben bringt und endlich „zu Grunde richtet". Daher ist es natürlich, daß über diesen Schilderungen ein Hauch der Schwermuth schwebt und ein eigenthümlich dämonischer Zug durch dieselben geht, da eben zu einem düstern, ergreifenden Bilde, das uns weit mehr die Nachtseite des menschlichen Lebens enthüllt als anmuthige und heitere Vorgänge desselben schildert, auch die Farbenmischung eine glutvollere und dunklere sein muß, während die Pinselstriche, mit denen der Verfasser uns die Situation oder die Charaktere zeichnen will, ebenfalls stärkere sein müssen, als wir sie bei der Darstellung eines Genrebildes fordern. Solchen Lesern, deren Geschmack zu melancholischen, tragisch endenden, ergreifenden Liebesgeschichten hinneigt, dürfte die vorliegende Sammlung gewiß willkommen sein, besonders da es dem Verfasser gelungen ist, durch lebensvolle, anschauliche Schilderung ein klares Bild der Charaktere wie der Verhältnisse, mit denen sie zu ringen haben, zu geben. Er behandelt eben ein ganz eigenthümliches, besonderes Genre, und da das Düstere ebenso seine Berechtigung hat wie das Heitere und manchem Leser das Geheimnißvolle, Aufregende weit mehr zusagt als die anmuthige, aber gehaltlosere Schilderung glücklicher Ereignisse und naiv-lebensfroher Charaktere, so dürften diese Novellen jedenfalls die Aufmerksamkeit der Leserwelt verdienen. Auch verwöhnte Leser, die bereits von allen Genüssen, wie die moderne Romanliteratur sie bietet, gekostet haben, die nach dem Ungewöhnlichen haschen und die nur das Dämonische und Pikante noch zu locken vermag, werden diese Novellen mit Interesse

verfolgen. Von allen vier Erzählungen, die in einem Bande zusammengefaßt vor uns liegen, hat uns die letzte: „Felsenfranz", am meisten angesprochen.

5. Seltsame Schicksale. Erzählungen von A. Meis. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser schildert uns in diesen Erzählungen, von denen der erste Band zwei größere Novellen: „Salvadora" und „Irene", der zweite Band aber sechs kleinere, unter denen wir als besonders charakteristisch fesselnd und erschütternd „Susih" erwähnen wollen, seltsame Erlebnisse eines Arztes, welche dieser auf seinen Reisen durch Spanien, Deutschland, England und Frankreich theils selbst erlebt, theils aus dem Munde anderer erfahren, und dann der Schilderung seiner Schicksale eingereiht hat. Im Ganzen sind diese Erzählungen ansprechend, interessant und fesselnd, doch kehren oft dieselben Reflexionen und Situationen wieder, und ganz besonders ist es die Darstellung seelischer Vorgänge, die bisweilen durch allzu große Breite und Ausführlichkeit ermüdet und eher dazu beiträgt, unsere Theilnahme für den Helden und sein Schicksal abzuschwächen als zu verstärken.

Außerdem finden sich in den verschiedenen Novellen auch große Unwahrscheinlichkeiten, die für unsere „aufgeklärte" Zeit nicht mehr passen wollen und die sich nur dadurch entschuldigen lassen, daß sie die Spannung, in welche uns die Handlung versetzt, erhöhen, wenn auch auf Kosten einer klaren, verständigen Lebensanschauung und Darstellung der Verhältnisse, wie sie sich in Wirklichkeit gestalten.

So sind die Schilderungen von Vorgängen, wie sie z. B. in Spanien („Salvadora") spielen, sehr fesselnd, allein der Leser hat das Gefühl, daß manche Situationen doch zu sehr an das Romanhafte streifen und sich bedeutend von der Wirklichkeit entfernen, ebenso wie es verschiedenen Charakteren nicht an interessanten Zügen, wol aber an Klarheit und Lebenswahrheit fehlt, die wir vor allen Dingen fordern. Dagegen zeichnen sich die kleinern Skizzen, die einen einfachern Stoff in einfachem Gewande darstellen, durch manchen rührenden Zug („Frauenliebe"), manche charakteristische Schilderung socialer, moderner Zustände („Ein historisches Fragezeichen"), manchen ergreifenden Vorgang von culturhistorischem Interesse („Susih") aus, und da, wo der Verfasser seinen Stoff beherrscht, sodaß er sich willig zu einem abgeschlossenen Ganzen verarbeiten läßt, kann er auf unsere volle Theilnahme rechnen. Er schadet sich durch ein Zuviel, sowol was die Fülle des Stoffs wie die Schilderung von Gefühlen und Empfindungen betrifft, und erst dann, wenn wir uns durch ein buntes Gewirr der widerstreitendsten Seelenvorgänge und der verschiedensten aufregenden Scenen hindurchgearbeitet haben, gelangen wir zu dem ungetrübten Genuß dessen, was uns der Schriftsteller bieten will.

Wir haben die Besprechung der „Seltsamen Schicksale" derjenigen von „Jugendliebe" folgen lassen, weil in beiden Sammlungen dasselbe Thema, wenn auch mit mannichfachen Variationen, behandelt wird und der fatalistisch-düstere Zug, der durch „Jugendliebe" geht, zum größten Theil sich auch auf die „Seltsamen Schicksale" erstreckt, wenn auch mit dem Unterschiede, daß die letztern meist glücklich enden, während „Jugendliebe" ihren tragischen Charakter bis zum Ende bewahrt. Auch in der äußern Darstellung weichen beide Romane voneinander ab, und was Klarheit des Ausdrucks, Abrundung und Correctheit des Stils anbelangt, so steht „Jugendliebe" weit über den „Seltsamen Schicksalen".

Nachdem wir dem tragisch-elegischen Element, wie es sich in den vorliegenden Novellen offenbart, genügend Rechnung getragen, wollen wir auch den Lesern, welchen die Lektüre ernster, mehr philosophisch gehaltener Romane weniger entspricht, auf solche Erscheinungen unserer Novellenliteratur aufmerksam machen, die in wechselnden Skizzen und Bildern das Glück der Liebe und die Lust des Lebens schildern und die, wenn dann und wann ein ernsteres Bild sich zwischen die bunte Menge der übrigen drängt, doch immer zur Schilderung erheiternder und lebensfroher Situationen und Charaktere zurückkehren und weder zur Kategorie belehrender Tendenzromane, noch unter die Sensationsgeschichten zu rechnen sind, sondern deren einzige Bestimmung es ist, dem Leser eine müßige Stunde zu verkürzen, ihn zu unterhalten und zu zerstreuen. Daß die Anlage einer solchen Novelle bei weitem nicht so großartig zu sein braucht, wie wir dies vom historischen, philosophisch-belehrenden Romane fordern, ist einleuchtend; ebenso vermissen wir nicht das Ringen leidenschaftlicher Charaktere mit den eigenthümlichsten, seltsamsten Verhältnissen und die Darstellung tragischer Conflicte, die in einem ernst gehaltenen Romane ein wesentliches Element bildet; die Aufgabe dieser sogenannten „Unterhaltungsliteratur" ist eine bescheidene, und wir heißen daher auch die Kinder der schriftstellerischen Muße, die in einfachem, bescheidenem Gewande zu uns herantreten, willkommen, lassen uns gern eine Stunde durch sie verkürzen, und wenn wir das Buch aus der Hand legen, sind wir weder für irgendein „Ideal" begeistert, noch an Erfahrung und Weisheit reicher, aber auch nicht verstimmt und aufgeregt. Wie der Duft der Blume zu unserer Existenz oder unserm Glück nicht nothwendig ist und uns doch erfreut, so erfrischen wir uns gern einmal an diesen lose aneinandergereihten, phantastisch-bunten Bildern und nehmen auch mit einer bescheidenern Gabe auf dem Büchertische fürlieb.

Ein solches Panorama lebensfrischer, keck gezeichneter, anmuthiger Charaktere, aus dem vollen Menschenleben gegriffen, sind:

6. Stereoskopen. Kleine Skizzen und Erzählungen von Max von Schlägel. München, Gradinger. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie schon der Titel sagt, sind diese Skizzen lose aneinandergereihte Bilder, und unsere Bezeichnung, daß der Verfasser uns in seinem Werke gleichsam in ein Panorama schauen läßt, in welchem die verschiedensten Bilder bunt miteinander wechseln, ist demnach gerechtfertigt. In einem Bande sind sechzehn Plaudereien, Skizzen und Novellen zusammengedrängt, Roman und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung, Ernst und Scherz, der Liebe Glück, der Liebe Leid, sociale Studien und patriotische Ergüsse, alles ist in diesem einen Bande enthalten und der Leser findet fast für jede Stimmung, in der er gerade das Buch in

die Hand nimmt, ein passendes Gemälde. Dem Patrioten empfehlen wir die Skizze: „Von den Alpen bis zur Spree, Juli 1870“, dem Liebenden „Deutsche Minne und deutsches Lied“, oder „Roman und Leben“, oder „Breneli von Appenzell“, dem Humoristen „Jaggeles Jäckle“, oder „Bier“, dem Schwermüthigen „Die Schützenkönigin“, dem Leidenschaftlichen „Leben um Leben“ u. s. w.

Alle die ebengenannten Skizzen zeichnen sich durch markige, treffende Zeichnung der Charaktere, durch Prägnanz des Ausdrucks, durch Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung aus; sie verrathen eine bedeutende Beobachtungsgabe, ein hervorragendes Talent, Menschen und Verhältnisse klar aufzufassen, zu beurtheilen und charakteristisch wiederzugeben und besonders in den Schilderungen, wo der Verfasser seinem Humor die Zügel schießen lassen darf, weht uns eine so volksthümliche, gesunde, treffende, feine Komik entgegen, die uns wie frische Bergluft erquickt, um so mehr als es nicht an satirischen Randglossen fehlt, die nach so vielen faden, abgenutzten, von des Gedankens Blässe angekränkelten Phrasen so vieler Novellen uns doppelt erfrischen. Natürlich muß der Leser, wenn er sich den Genuß dieser Lektüre nicht verbittern will, den offenen Sinn für das Ursprüngliche, Naive, Natürliche bewahrt haben. Doch berührt trotz aller Derbheit die Komik Schlägel's nie verletzend und die ernstern seiner Skizzen: „Leben um Leben“, „Die Ribeira sind treu“, besonders aber „Die Schützenkönigin“, sind reich an den gefühlvollsten und zartesten Nuancen der Seelenmalerei, und auch das düstere Element, der dämonische Zug, die Gewalt der Leidenschaft treten in diesen Bildern mit einer solchen Kraft und Wahrheit an uns heran, daß die Kritik auch in Bezug auf die Darstellung des ernsten Genre dem Verfasser ihre Anerkennung nicht versagen kann, wenn wir auch der Ansicht sind, daß seine Stärke besonders in der Zeichnung humoristischer, volksthümlicher Charaktere und der Schilderung heiterer Scenen aus dem Volksleben liegt.

Den Schluß dieser bunten Skizzensammlung bildet eine Novelle in Versen: „Der deutsche Landsknecht“, und obwol sie sich nicht allein durch das äußere Gewand, sondern auch durch viele schöne Momente auszeichnet, scheint es uns doch, als ob die Erfolge des Verfassers weit mehr auf dem Felde der Prosaliteratur zu ernten seien als im Bereich der Poesie, und daß sein frisches Talent, unterstützt durch Gewandtheit des Ausdrucks, Beherrschung der äußern Form und Unmittelbarkeit der Empfindung auf diesem Gebiete Bedeutendes zu leisten im Stande ist.

Als ein schon durch größere Romane bewährtes Talent von Frische und Natürlichkeit tritt uns Karl Marquard Sauer in einer Erzählung entgegen. Er bringt der Leserwelt eine Geschichte aus halbvergangenen Tagen unter dem Titel:

7. Am Rhein und an der Adria von Karl Marquard Sauer. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die einfache Erzählung, in welcher eine heiter-realistische Färbung vorherrscht, behandelt das Geschick zweier Liebenden, die als Kinder sich in Mainz gefunden, durch eigenthümliche Verhältnisse voneinander getrennt worden sind und ohne daß eins von dem andern je etwas erfährt, eine ganz verschiedene Erziehung und Ausbildung und, nachdem beide erwachsen sind, auch eine ganz verschiedene Stellung im Leben erhalten. Klara, so heißt die Heldin der Geschichte, hört, nachdem sie Mainz heimlich verlassen hat, nie wieder von dem einzigen Freund ihrer trüben Kindheit, und Paul, der die Gespielin seiner Knabenjahre längst als todt beweint hat, zieht als Student und später als Lehrer in die weite Welt, um endlich in Venedig, wo er sich nach den mannichfachsten Abenteuern ernsten und heitern Charakters (wir erinnern an seinen Collegen van de Breughel, an seinen Aufenthalt in der Kaiserstadt, natürlich die alte, lustige an der „schönen, blauen Donau“, an sein Verhältniß zu Cäcilie u. s. w.) als Mentor eines jungen Grafen aufhält, seine erste und fortan einzige Liebe, das todtgeglaubte Klärchen als reiche Baronesse im Hause ihres Großvaters, des geheimnißvollen Thurmherrn aus dem „Heiligen Geist“ zu Mainz wiederzufinden, und wird, nach allen wunderbaren Verwickelungen, welche den Gang der vorliegenden Novelle bilden, der Gatte der schönen, gemüthvollen Klara, die in der Schule des Lebens und Leidens gelernt, wie „schwer ein Freund wiegt in der Noth“ und daß unter allen Schätzen, die Menschenkinder erfreuen mögen, ein treues, edles Herz das höchste Kleinod ist. Am Rhein trennten sich die Wege Paul's und Klara's, im sonnigen Italien fanden sie sich und in der Heimat, die ihre jungen Leiden und ihrer Kindheit Tage gesehen, reichten sie sich die Hände zum ewigen Bunde.

Dies ist die einfache, kurze Darstellung der Ereignisse, welche den fortlaufenden Faden der anspruchslosen Novelle bilden, und bei allen den Lesern, welche mit Vorliebe solche Erzählungen wählen, in denen Held und Heldin zuletzt doch noch „ein Paar“ werden, dürfte die vorliegende Herzensgeschichte gewiß Theilnahme erwecken. Die Schilderung der Charaktere ist bis auf einige Uebertreibungen im ganzen treffend, Stil und Ausdruck, wenn auch nicht elegant und geistvoll, doch der Situation angepaßt und in den Gefühlsschilderungen sogar von wohlthuender Wärme und Innigkeit, wenn auch der ganzen Anlage der Novelle nach die Glut der Leidenschaft, das Ringen eines großen Geistes mit den Verhältnissen, die Gewalt erschütternder Ereignisse ausgeschlossen bleiben muß. Die ganze Erzählung trägt mehr einen gemüthlichen, kleinbürgerlichen Charakter, und obgleich sie der spannenden, aufregenden Momente nicht entbehrt, endet sie doch nach allen Seiten hin und in jeder Beziehung so glücklich, daß wir weniger von den geschilderten Stürmen und Aufregungen erschüttert, als von dem allgemeinen Wohlgefallen und der allgemeinen Behaglichkeit, welche nach der Lösung aller Verwickelungen sich der einzelnen Personen der Erzählung bemächtigen, ebenfalls ergriffen sind.

Den Schluß unserer heutigen Besprechung bildet das schwächste literarische Product, das bei unserer kritischen Rundschau uns in die Hände gefallen ist; wir wollen uns in Bezug auf dasselbe ganz kurz fassen.

8. Frauenbilder. Erzählungen: Die Familie Malheim. Zur Frage der Frauenemancipation. Die Gräfin von Hohenried. Wien, Holzwarth jun. 1871.

Die vorliegenden Erzählungen sollen zur Erörterung und Erledigung der Frauenfrage beitragen und dem Publikum klar machen, worin die wahre, berechtigte Eman-

cipation des Weibes beruht, und welche Folgen eine falsch verstandene, unklar aufgefaßte Meinung über ihre Stellung haben kann; am abschreckenden Beispiele („Die Gräfin von Hohenried") wird uns gezeigt, wohin eine falsche Erziehung des Mädchens führt und wie durch nützliche Thätigkeit allein der Jungfrau eine sichere Bürgschaft für ihr Lebensglück gegeben wird. Alle die in so vielen andern Schriften über diese wichtige sociale Frage unserer Zeit mit ihrem Für und Wider bereits erschöpfend dargelegten Ansichten und Meinungen kehren in diesem Bande wieder, und so wohlmeinend die Absicht sein mag, in der diese Erzählungen geschrieben worden sind, so können sie doch nicht vor der Kritik bestehen, da wir viel zu viel mit langweiligen Reflexionen und Raisonnements überschüttet werden und, anstatt für die Idee, welche uns gepredigt wird, gewonnen zu sein, unbefriedigt ein Buch aus der Hand legen, das längstverbreitete und von bedeutenden Federn anschaulich und lebensvoll geschilderte sociale Fragen in so wenig ansprechender Form der Leserwelt vermitteln will.

Adolf Wilbrandt als Lustspieldichter.

1. Jugendliebe. Lustspiel in einem Aufzuge von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Die Vermählten. Lustspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist erfreulich, wenn unserer ziemlich verwaisten Thalia neue Jünger erstehen, und zwar solche, die nicht in den derb schwankartigen oder hausbacken trivialen Ton verfallen, wie er leider allzu viele Lustspiele kennzeichnet, sondern welche die feinere attische Grazie des Lustspiels pflegen und den Schaumwein des Esprit in elegant geschliffenen Pokalen credenzen. Zu diesen Jüngern gehört ohne Frage Adolf Wilbrandt, dessen vorliegende Lustspiele ein schönes Talent für seine Schürzungen und Verwickelungen und eleganten Salonton verrathen. So wenig wir mit dem unbedeutenden, nur theatralisch geschickten „Graf Hammerstein" desselben Dichters sympathisiren konnten und so sehr wir in der Wahl eines derartigen Stoffs ohne jeden in die Zeit eingreifenden Grundgedanken einen Misgriff und die bedenkliche akademische Gleichgültigkeit gegen geistigen Gehalt erblicken mußten: ebenso aufrichtig freuen wir uns, in den Lustspielen von Adolf Wilbrandt den Kern eines ebenso tüchtigen wie geistig feinen Talentes zu finden, welches bereits Anerkennenswerthes geleistet hat und noch mehr zu leisten verspricht.

Freilich, den größern Lustspielen von Wilbrandt fehlt noch die ausdauernde Kraft des Humors, wir möchten sagen, das dramatische Wachsthum. Die Klippe für Wilbrandt, den Lustspieldichter, ist Wilbrandt, der Novellist. Die Novelle hat andere Voraussetzungen als das Lustspiel; sie greift in der Handlung ebenso zurück wie vorwärts, sie läßt größeres Behagen in der Ausführung des Dialogs zu und verschmäht die strenge dramatische Gipfelung, sie liebt das feine psychologische Problem, während das Lustspiel mehr der in die Augen fallenden dramatischen Fracturschrift bedarf. So sind von den obigen Stücken „Die Vermählten" eine dramatisirte Novelle, und auch die zweite Hälfte der „Maler" läßt die dramatische Concentration vermissen und hat einen novellistischen Zug. Dennoch ist auch in diesen Partien der Wilbrandt'schen Lustspiele Leben, Bewegung und Geist, und nur der nachhaltige Bühnenerfolg wird durch die novellenartige Einkleidung einzelner Scenen gefährdet.

In seiner Art vortrefflich ist das einactige Lustspiel: „Jugendliebe" (Nr. 1). Die Schwierigkeit, eine Handlung mit dramatischer Gliederung in einen Act zusammenzudrängen, eine Entwickelung, ja einen Umschlag der Gesinnung und Neigung innerhalb einer so kurz gemessenen Bühnenzeit zu bieten, ist von dem Dichter mit Glück überwunden. Kleine Zugeständnisse an die Illusionen der Bühne und an die dramatische Uhr, die nicht ganz nach der Stadt- und Rathsuhr geht, sind freilich von seiten des Publikums und der Kritik unerlaßlich.

Die Heldin des Lustspiels ist ein nach seinen naturgeschichtlichen Merkmalen mit großer Treue gezeichneter Salonbackfisch. Diese Adelheid befindet sich in vollständiger Unklarheit über ihr Empfinden. Der Studiosus Heinrich Roller, ihr bestimmter Bräutigam, fängt auf einmal an, ihr aufs äußerste zu misfallen, er ist ein Naturbursche ohne Vorzüge des Geistes und des Charakters, wie sie auf einmal mit Schrecken bemerkt, seitdem sie ihr Ideal, einen „herrlichen hohen stolzen Mann mit gebieterischen Augen", zu dem ihr Mädchenherz hinaufschauen muß, gefunden hat in Ferdinand von Bruck, der sie in jeder Weise tyrannisirt, und ihr fortwährend räth, „älter zu werden". Sie empfindet eine zwischen Haß und Liebe schwankende Leidenschaft für diesen Quälgeist, dessen siegreiche Ueberlegenheit sie ebenso demüthigt wie anzieht und fesselt. Als der Student sich in seiner ganzen Charakterlosigkeit zeigt, und außerdem seine Liebe zu Betty, des Gärtners Tochter, durch einen Kuß in unzweideutiger Weise an den Tag legt, da flüchtet Adelheid an das Herz des „starken Mannes", und der Student führt die Gärtnerstochter heim. Diese Tour: „changez les dames" geht zwar etwas rasch von statten, aber doch ohne jede empfindliche Uebereilung; eine Reihe kleiner glücklicher Motive und Verwickelungen täuscht uns anmuthig darüber hinweg, daß diese Katastrophe, die für das ganze Leben des Mädchens entscheidet, doch in einer halben Lustspielstunde durchgeführt wird.

Am glänzendsten zeigt sich Wilbrandt's Lustspieltalent in dem ersten Act des Lustspiels: „Die Maler" (Nr. 2), den wir für ein Cabinetsstück in seiner Art halten. Sprudelnde Frische des Dialogs, hinreißende Heiterkeit der Situationen vereinigen sich hier, um uns in die glückliche Stimmung zu versetzen, in welcher sich der Autor selbst bei Abfassung dieser Scenen befand. In der That erinnert uns dieser Dialog an den geistreichen

Novellendialog Dingelstedt's in seiner „Amazone", die wir stets mit dem aufrichtigen Bedauern lesen, daß ein solcher Meister des eleganten Salontons, der überlegenen Ironie, des schneidenden Sarkasmus in feinster Fassung das Gebiet des Lustspiels unangebaut läßt.

Die Heldin des Wilbrandt'schen Stücks ist eine junge Malerin, die in den Ateliers künstlerischer Genossen mit vollkommener naiver Freiheit verkehrt. Da diese Else stets mit einem alten unmodischen Mantel und einem unkleidsamen Hut, mit nüchtern weggestrichenem Haar und mit auffallender Brille erscheint, haben sich ihre Collegen daran gewöhnt, diese Evastochter für sächlichen Geschlechts zu halten. Wie sich diese graue Motte in einen hübschen Schmetterling verwandelt und aus dem Sächlichen sich ins Weibliche übersetzt — das ist die eigentliche Handlung des Stücks. Else liebt ihren Bruder, den Maler Werner, und den genialen Oswald dem Anschein nach mit „sächlicher" Freundschaft. Sagt sie doch selbst:

Oswald! Ich hab' ja kein anderes Glück auf der Welt, als wenn ich euch glücklich sehe — meinen Bruder und dich. Ich weiß nicht, ob es in der Naturgeschichte vorkommt, daß drei Austern in Einer Schale leben; aber ich denke immer, wir drei sind so eine Rarität. Auf meinen Bruder bin ich stolz, weil er so brav und gut ist; aber auf dich bin ich eitel — weil du mehr kannst als sie alle! Seht, sollen die Leute sagen, das ist Else Werner: dieses kümmerliche, garstige, vernachlässigte Geschöpf, diese graue Motte; aber der große, schöne Maler Oswald ist ja wohl ein Dutzbruder von ihr!

Die kleine Else ist Oswald's kluge Beratherin; er weiht sie in ein Verhältniß ein, das er mit der schönen, allerdings mit einem Millionär verlobten Leonore von Seefeld hat, sie gibt ihm ein „Recept" an die Hand, wie er die Liebe dieser koketten Frau prüfen soll. Die „graue Motte" hat inzwischen einen großen Carton verfertigt: „Die Tochter Jephthas", den sie den Freunden zur Beurtheilung ausstellen will; es schwebte ihr bei dem Bilde eine Skizze Oswald's vor, die sie gelegentlich einmal gesehen hat und von welcher Oswald selbst folgende heitere Beschreibung entwirft:

Es muß eine Seligkeit sein, so schlechte Bilder zu malen! — Ich hab' einmal eine Tochter Jephtha's gemacht, als ich zur Akademie ging; Jephtha's jungfräuliche Tochter in der Mitte, auf einer gothischen Bergspitze, schneeweiß gekleidet, die Arme wie ein Wegweiser tragisch ausbreitend; zwanzig bis dreißig klagende Jungfrauen in Lackfarben hinter ihr her, ganz zuletzt eine Palme. Der Himmel blau, von einer gräßlichen Heiterkeit — des Contrastes wegen. Ganz links, oben, eine kleine zerflatternde Wolke aus Kremserweiß. Es war ein Bild, wie von Klopstock ausgedacht und von unserm Hausmeister gemalt; — aber ich schwitzte vor Seligkeit! Ich hatte nur die Angst, ob die Ewigkeit lang genug sein würde, um den Ruhm dieses Werks und seines Meisters zu fassen.

Der Carton wird herbeigeholt; die wackern Ateliergenossen, Bruder Werner, der Fleischmaler Simson, der Thiermaler Plato bilden das kritische Tribunal. Die köstliche Scene mag für sich selbst sprechen:

Werner
(schleppt mit Plato und Simson einen großen, auf einen Rahmen gespannten Carton herein; stellt ihn so auf, daß er, gegen eine Staffelei und einen Stuhl gelehnt, in der Mitte frei gegen die Luft steht. Mit tragischem Humor).

Da haben wir ihn. Oswald, sieh nicht her! Sie hat nichts Böses gewollt!

Else (bestürzt, sucht zu lächeln).

Gott im Himmel — diese Entschuldigung ist tödlich. (Sieht die andern verlegen fragend an.) Nun? — Simson!

Simson
(tritt mit sehr ernstem Gesicht vor das Bild; nach einer Pause).

Hm! (Setzt sich.)

Else (immer verlegener).

Plato!

Plato
(thut desgleichen; wendet sich endlich schweigend ab und setzt sich am andern Ende des Zimmers).

Else (vor sich hin).

Es scheint, Freude macht's ihnen nicht! — — Du, Bruder? Nun —?

Werner
(tritt vor das Bild, hustet, schnaubt sich die Nase; nach langer Pause).

Ja ja! (Setzt sich.)

Else (mit verzweifeltem Humor).

So — jetzt fehlt nur noch Oswald! (Blickt ihn fragend an.)

Oswald
(tritt vor das Bild, nickt tragisch mit dem Kopf).

Es ist meine „Tochter Jephtha's", so wahr ich lebe!

Else (mit ihrer Verlegenheit kämpfend).

Ich hatte einmal eine ähnliche Skizze bei dir gesehen; eine Farbenskizze. Und weil mich die so sehr anregte —

Werner (mitleidig).

Anregte! Großer Gott!

Else (nach einer Pause).

Du scheinst nichts zu sagen, Oswald; wenigstens hör' ich nichts. Hab' ich Unsinn gemacht, so sag' mir's: so benutze ich das Papier zum Einpacken — oder zum Heizen. (Kleinlaut.) Diese Tochter Jephtha's hätte wol nie bis auf diese Bergspitze hinaufkommen sollen?

Oswald.

Nein; das war ihr Unglück. Das hätte sie nicht.

Else.

Also — was thut man mit ihr?

Oswald.

Man opfert sie! (Liebenswürdig.) Soll ich sie opfern, Else? Soll ich ihre Leiden verkürzen?

Else (sieht ihn groß an).

Wie meinst du —?

Oswald.

Soll ich ihr Jephtha sein?

Else (zögernd, nickt).

Gut! Nur zu!

Oswald (drückt ihr die Hand).

„Und er that ihr, wie er gelobet hatte" — (Tritt etwas zurück, springt dann mit einem lustigen Satz mitten durch den Carton.) Kameraden, mir nach!

Werner (steht auf).

Halloh! — Das ist Rettung, Else! (Springt hinterdrein.)

Simson.

Hie Jephtha — hie Simson! Wer kein Philister ist, mir nach! (Springt.)

Plato
(sich etwas schüchtern zu Else wendend).

Darf ich auch —?

Else (mit ausgelassener Lustigkeit).

Philister, nur zu! — Halloh! Springe, wer springen kann! (Läuft hinter Plato drein und springt ihm nach, und drüben den Kameraden in die Arme.)

Da tritt Leonore mit ihrem Bräutigam herein, welche sich über das bacchantische Ateliertreiben und die gymnastischen Uebungen der Künstler wundern.

Die Hauptscenen des Stücks mit den entscheidenden Katastrophen der Actschlüsse spielen zwischen Oswald und Leonore, doch gerade in ihnen finden wir den novellistischen Charakter des Stoffs zu Ungunsten der Lustspielmotivirung ausgeprägt. Solche plötzlichen, ja brüsken Wandlungen, wie sie nur bei der launenhaftesten Kokette möglich sind, lassen sich in der Novelle wohl motiviren; im Lustspiel hat der Autor keine Zeit dazu, und wir werden mit psychologischen Resultaten überrascht, die etwas wie ein deus ex machina in die Handlung hereinplatzen, während wir in das psychologische „Atelier" dieser wetterwendischen Kokette nicht genugsame Einblicke erhalten, um ihre sich widersprechenden Entschlüsse vollkommen glaublich zu finden. Die erste Hauptscene zwischen Oswald und Leonore ist leidenschaftlich bewegt — Oswald stellt ihre Liebe auf die Probe; sie spielt mit seiner Leidenschaft, und erst als er ihr entrüstet gegenübertritt, ihr Bild durchbohrt, das er malte, und sie selbst mit dem Dolche verletzt, wird ihre Neigung zu ihm ernster. Die zweite Hauptscene zeigt uns Leonore, die im Maskenballcostüm zu Oswald kommt, voll romantischer Hingebung, bereit mit ihm in die Welt zu fliehen; sie hat sich von ihrem Mammongötzen losgesagt und will toll, genial in der Liebe sein. Er weist sie indeß zurück, sein Herz hat inzwischen für Else, die ihre entstellende Tracht abgelegt hatte und ihm auf einmal als pikantes Mädchen erschien, empfinden lernen. Da wird ihr Rendezvous überrascht, die sich flüchtende Leonore aus ihrem Versteck aufgescheucht, und Oswald erklärt sie, um ihren Ruf zu retten, für seine Verlobte. Die Lösung dieser Verwickelung wird aber dadurch herbeigeführt, daß der koketten Leonore mit dem Wort „Verlobung" der ganze romantische Reiz des Verhältnisses verschwindet, und daß sie im letzten Act den zweiten Bräutigam freigibt, um mit einem dritten Verehrer in die Welt hinaus zu abenteuern.

Diese Wendungen haben etwas Gewaltsames und Sprunghaftes, wie überhaupt der Charakter der Leonore, wir möchten sagen, mit zu dicken Strichen hingemalt ist. Desto gelungener ist das Bild der „grauen Motte" Else, ihrer Entpuppung aus der garstigen Verlarvung, und die ganze poetisch fein gehaltene Entwickelung, wie sie die Kunst aufgibt und ihr Herz findet. Die Charaktere der Maler, die Atelierscenen auch im zweiten Acte sind von großer Frische, der Dialog elegant, fein, von geistig würzigem Aroma durchdrungen.

Das Lustspiel: „Die Vermählten" (Nr. 3), das bei den Aufführungen in den verschiedenen Städten eine verschiedene Aufnahme fand, ist noch bei weitem novellistischer als „Die Maler". Die Voraussetzung des Stücks setzt wiederum englischen Spleen voraus und hat für das „continentale" Publikum — um eine Lieblingswendung des Lustspiels zu gebrauchen — etwas Apartes. Sir Josua Westcote besteht darauf, daß seine Mündel Arabella und sein Sohn William, der auf dem Continent reist, zu einer bestimmten Stunde sich heirathen, widrigenfalls er die Schulden des letztern zu bezahlen sich weigert. Er und Arabella's Vater hatten beschlossen, in solcher Weise die Familie Westcote zusammenzuhalten. Arabella und William sind sich in letzter Zeit ganz fremd geworden, und weil man infolge jener spleenhaften Familienanschauung ihnen seit fünf Jahren fortwährend vorredete, daß sie sich heirathen müßten, haben sie zuletzt Abneigung und Haß gegeneinander empfinden lernen. William, der inzwischen einer schönen Olivia den Hof gemacht hat, kehrt dennoch im Interesse seiner Gläubiger, zur festgesetzten Zeit in das Schloß seines Vaters zurück und läßt sich mit Arabella trauen. Die Intrigue des Stücks geht nun von seiner Schwester Emma aus, welche die Vermählten, die einander fliehen, durch mystificirende Briefe zusammenzubringen sucht, um die Scheinehe zu einer wirklichen zu machen. Es gelingt ihr, die jungen Gatten, die ihre Gemüther voneinander getrennt hatten, mit Hülfe eines wohlwollenden Gewitters in einer Felsgrotte zusammenzubringen, die seit den Zeiten des Aeneas und der Dido für den Bund liebender Herzen als das geeignetste Asyl erscheint. Schon schmilzt das Eis von den Herzen der Vermählten, als durch die Lektüre des Briefs Arabella zur Eifersucht entflammt wird. Eifersucht ist bekanntlich die Tochter der Liebe, gelegentlich auch ihre Mutter. Die schlaue Emma spinnt die Mystification auf einem Maskenball weiter fort, und aus den Eifersuchtsscenen, die durch die Verwechselung gleicher Maskengewänder genährt werden, schlägt zuletzt die Flamme der Liebe auf dem bisher verwaisten ehelichen Altar hervor.

Der Stoff hat für das Drama nicht genug markirte Einschnitte; auch fehlt diesem Lustspiel das eigentlich Erheiternde; denn die spleenhaften Voraussetzungen sind mehr bizarrer Art, und die komischen Figuren, wie der Haushofmeister Barlow, Barockschnitzwerk. Gleichwol sind einzelne Scenen, wie diejenige in der Grotte, von feiner und eleganter Durchführung und auch die Verwickelungen des letzten Actes sind nicht ohne Gewandtheit geschürzt.

Nur eine kleine kritische Randglosse müssen wir noch hinzufügen in Betreff der sich wiederholenden Motive in Wilbrandt's Stücken. Der Dichter ist offenbar sehr für Verwandtenehen eingenommen, im Widerspruch mit der Physiologie und der an sie anknüpfenden kanonischen Gesetzgebung. Graf Hammerstein will durchaus seine Cousine heirathen, und das Publikum wird nicht eher nach Hause entlassen, als bis diese Ehe vollständig gesichert ist. Und auch in den „Vermählten" handelt es sich um eine Verwandtenehe, wenngleich hier die Verwandtschaft um einen Grad entfernter ist. Ebenso hat der Dichter eine große Vorliebe für „Verletzungen", die freilich nicht absolut lethal sein dürfen. In den „Malern" verwundet Oswald Leonore mit dem Dolch, in den „Vermählten" wird William's Hand durch sein Pferd verletzt und Arabella verbindet die Wunde. Natürlich werden in beiden Stücken Tücher um die Wunden gewickelt und die Bühne droht eine Zeit lang sich in eine Ambulance zu verwandeln.

Solche Ausstellungen machen uns gegen die Vorzüge der Wilbrandt'schen Stücke, namentlich aber gegen die Bedeutung des in ihnen ausgeprägten Lustspieltalents nicht

blind. Wenn der Autor seinem Humor noch freier die Zügel schießen läßt, und namentlich die „psychologischen Probleme" vermeidet, die mehr für die Novelle als für das Lustspiel geeignet sind, da die Bühne nicht das Aparte und Absonderliche verträgt, das sich mehr oder weniger an solche Probleme knüpft, so kann die deutsche Thalia von seiner Begabung noch ausgezeichnete Leistungen erwarten.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

1. Ueber Begriff und Form der Philosophie. Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie von Aloys Riehl. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 17⅓ Ngr.

Der erste Abschnitt erläutert zuerst geschichtlich dann sachlich den Begriff der Philosophie und die Frage: ob Philosophie dem Inhalt nach Wissenschaft und zwar eine selbständige Wissenschaft sei, was sofort zu Grenzbestimmungen und einer Betrachtung des Verhältnisses der Philosophie zu andern Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaft, hinüberführt.

Der zweite Abschnitt sucht die Philosophie auch der Form nach als Wissenschaft zu erweisen, und beschäftigt sich näher mit den Methoden Kant's, Herbart's und Hegel's, bei welcher Kritik der Verfasser eine achtungswerthe Selbständigkeit und ein tüchtiges Verständniß für das Wesentliche und Positive in diesen Standpunkten documentirt. Die methodologischen Berührungen mit naturwissenschaftlichen Verfahrungsweisen und die Bedeutung der Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte für die Gegenwart vervollständigen das Bild. Der Verfasser besitzt alle Ingredienzien zu tüchtigen philosophischen Leistungen, falls ihm nicht die intuitive Conception abgeht, welche er selbst als „das productive Element jeder wissenschaftlichen Entdeckung" und als den „Weg, auf dem neue Wahrheiten gefunden werden", anerkennt, deren Leistungen er in der platonischen Richtung der Philosophie, die er mit Unrecht mit der „Philosophie als Kunst" identificirt, doch entschieden zu gering anschlägt.

Die kleine Schrift ist ebenso sehr den philosophisch Gebildeten selbst als auch denen zu empfehlen, welche, der neuen Wendung des Zeitgeistes folgend, sich entschließen, mit der bisher geringgeschätzten Philosophie Bekanntschaft anzuknüpfen.

2. Der lautere Beweggrund und das zerstörte Malepart von Hermann von Gauvain. Erlangen, Deichert. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser gehört zu der ultraconservativen, exclusiv lutherischen Richtung und schleudert, obwol selbst Preuße, sein Anathema gegen alle diejenigen, welche nicht wie er die Annexionen von 1866 und die durch dieses Jahr geschaffenen Zustände unbedingt verwerfen. Die Schrift wendet sich gegen denjenigen Theil der hannoverschen Lutheraner, welche, unbeschadet ihres Widerstrebens gegen jede kirchliche Union, doch den vollzogenen politischen Thatsachen gegenüber mildere Seiten aufziehen, um sich nicht jede Verbindung mit den preußischen Lutheranern abzuschneiden. Wie schon zur Zeit des Erscheinens dieser Schrift der Standpunkt des Verfassers ein gänzlich isolirter und hoffnungsloser, so ist er durch die großen Ereignisse, welche sich inzwischen vollzogen haben, völlig antiquirt. Der verbitterte Streit um des Kaisers Bart wirkt um so unerquicklicher, als der Stil zugleich ein frömmelnder und gesucht volksthümlicher ist.

Die Schrift ist außer für den Leserkreis von Luthardt's allgemeiner evangelisch-lutherischer Kirchenzeitung ohne jedes Interesse.

Feuilleton.

Nekrologe.

Am 30. Juli 1872 starb ein langjähriger Mitarbeiter d. Bl., August Kretzschmar, einer der genauesten Kenner der skandinavischen Literatur, bekannt als Uebersetzer aus den skandinavischen Sprachen, aus dem Englischen, Französischen und Holländischen. Kretzschmar wurde am 3. August 1812 zu Frankenberg bei Chemnitz geboren und hatte fast seinen sechzigsten Geburtstag erreicht. Schon seit längerer Zeit lebte er in Leipzig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Er hat gegen tausend Bände übersetzt, darunter nicht blos die Romane einer Mrs. Wood und Yonge, einer Carlén und Schwarz und der neuern Franzosen, sondern auch die hervorragenden Werke eines Carlisle und Bancroft. Seine Uebersetzungen vereinigten Treue und gewandten Stil mit der Erfassung der schriftstellerischen Eigenheit der Autoren. Auch als selbständiger Romandichter ist Kretzschmar, der durch seinen jovialen Humor im Leben sich viele Freunde erwarb, erst in den letzten Jahren aufgetreten. Seinen Romanen: „Eine Nothlüge" (3 Bde., 1868) und „Die Erbschaft oder des Goldes Fluch und Segen" (3 Bde., 1868), darf man Solidität in der ganzen Behandlung und besonders in der Charakterzeichnung nachrühmen. Ohne sich über ein mittleres Niveau zu erheben, verfallen sie doch ebenso wenig in das Triviale und Frivole.

Am 21. August starb in Berlin David Kalisch, einer der Mitbegründer und Redacteure des „Kladderadatsch", auch als berliner Possendichter bekannt. Kalisch war am 23. Februar 1820 in Breslau geboren, sollte sich anfangs dem kaufmännischen Stande widmen, zeigte indeß größere Neigung zu literarischer Beschäftigung, für welche er nach seiner Uebersiedelung nach Berlin im Jahre 1847 erst festen Boden fand. Der „Kladderadatsch", ein Unternehmen, zu dessen Ausführung der Verleger Hofmann erst nach langem Zaudern ging, obschon es ihm ein bedeutendes Vermögen verschaffen sollte, war ursprünglich im Kopfe von Kalisch und seinen Freunden entsprungen und lehnte sich an die Wort- und Bilderwitze des „Rütli" an, einer geselligen Vereinigung junger Künstler, Schriftsteller, Humoristen in der vormärzlichen Epoche, welche als die eigentliche Geburtsstätte des „Kladderadatsch" betrachtet werden kann. Als Witzblatt erfüllte derselbe in hohem Maße seine Mission; ja das Blatt enthielt bisweilen ernstere Gedichte, die in der politischen Lyrik Deutschlands eine achtungswerthe Stellung einnehmen.

Die von Kalisch redigirten und geschriebenen Partien des Blattes, sowie die von ihm erfundenen Charakterfiguren, wie Zwickauer, waren Träger eines schlagenden Witzes, die erheiternd in den weitesten Kreisen wirkten. Als Possendichter machte Kalisch großes Glück, zuerst mit seiner Posse: „Hunderttausend Thaler", dann mit „Berlin bei Nacht", „Die Mottenburger", „Münchhausen", „Otto Bellmann" u. a., und kleinern komischen Genrebildern wie „Der gebildete Hausknecht", „Dr. Peschke", „Verplefft" u. a., Stücke, welche dem Autor Tantiemen eintrugen, wie sie in Deutschland zur Zeit der ersten Aufführung jener Stücke geradezu als unerhört betrachtet werden konnten. Jedenfalls gehört Kalisch zu den wenigen deutschen Autoren, die ihrer Feder ein Vermögen verdanken. Eigentliche Erfindungskraft ging ihm ab; er entlehnte seine Stoffe dem Französischen oder der wiener Posse; aber als Coupletdichter nimmt er durch Witz, Feinheit, sehr glückliches rhythmisches Gefühl und eine ans Künstlerische streifende Ausführung der strophischen Architektonik unter den berliner Possendichtern den unbestreitbar ersten Rang ein. Gleichwol darf man ihn nicht den Schöpfer des berliner Localwitzes nennen — diesen Ruhm darf Adolf Glaßbrenner, der Dichter des „Nante", für sich in Anspruch nehmen! Kalisch starb nach langen Leiden und nachdem er sich vergeblich einer Operation unterzogen hatte. Einen warmen Nachruf widmete ihm am Grabe Rudolf Löwenstein, der mit Recht hervorhob, daß Kalisch von großer Gewissenhaftigkeit in seinem dichterischen Schaffen war.

Bibliographie.

Adolphi, G., Ulrich von Hutten. Dramatisches Gedicht. Berlin, Gr. 16. 15 Ngr.

Alenca, J. de, Der Guarany. Brasilianischer Roman. Aus dem Portugiesischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alexis, W. (W. Häring), Der Roland von Berlin. Roman. 3te Aufl. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Augusti, Bertha (B. Schoeler), Feldblumen. Ein Novellenstrauß. 3 Bde. Leipzig, M. Schäfer. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten. Freiburg im Br., Scheuble. Gr. 8. 12 Ngr.

Avé-Lallemant, R., Carranza, Erzbischof von Toledo. Ein dramatisches Zeitbild. Hamburg, Mentzel. 8. 1 Thlr.

Biedenweg II., F., Zeitfragen. Zwanglose Heft. 1. Stade, Krakau. Gr. 8. 5 Ngr.

Brandes, F., Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg. 1ster Bd. Die Geschichte der evangelischen Union in Preußen. 1ster Thl. Die Zeit des confessionellen Gegensatzes. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Brentano, F., Allerlei Pech. Humoresken. 2te veränderte Aufl. Leipzig, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

— — Etwas Ulk. Humoresken. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Burnand, F. C., Gute Gedanken. Aus dem Englischen. Cassel, Kay. Gr. 8. 1 Thlr.

Clasen, L., Protestantische Jesuiten. Eine Berichtigung. Halle, Fricke. 8. 7½ Ngr.

Curtius, E., Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens (Ephesos, Pergamon, Smyrna, Sardes) in Verbindung mit den Herrn Regely, Adler, Hirschfeld und Gelzer herausgegeben. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 3 Thlr.

Dahn, F., Alma mater! Gedicht zum 400jährigen Jubiläum der Hochschule München 1. August 1872. Lateinisch und deutsch. München, Kaiser. 16. 2 Ngr.

Denifle, F. H. S., Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit. Graz, Moser. Gr. 8. 16 Ngr.

Doergens, H., Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Ethé, H., Essays und Studien. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Falckenheimer, W., Ueber die Grenzen des confessionellen Elementes im Bereiche der sittlichen Gemeinschaft. Ein kleiner Beitrag zur Lösung einer großen Zeitfrage. Cassel, Kay. Gr. 8. 10 Ngr.

Fittica, F., Apollina. Eine Tragödie. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 16. 25 Ngr.

Förster, E., Geschichte der italienischen Kunst. 3ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Franklin, O., Das deutsche Reich nach Severinus von Monzambano. Rectoratsrede. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freimuth, R., Das moderne deutsche Kaiserreich und die Katholiken. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 15 Ngr.

Friedrich's des Großen Werke. Ausgabe für das Volk. 1ste Lief. Berlin, Cronbach. 16. 5 Ngr.

Geilfus, G., Zur Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes. Drei Vorträge. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Heyse, P., Fünf neue Novellen. 6te Sammlung. 4te Aufl. Berlin, Hertz. 16. 2 Thlr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 11ter Bd.: Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von K. Karmarsch. München, Oldenbourg. Gr. 8. 3 Thlr.

Glieber, Constance, Der Beruf der Frau. Eine Beleuchtung der weiblichen Lebensstellung vom socialen Standpunkt. Leipzig, Schultze. 16. 10 Ngr.

Hermann, Das Frauenstudium und die Interessen der Hochschule Zürich. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 16. 4 Ngr.

Holtei, K. v., Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr.

Holzwarth, F. J., Der Minister Pombal und der Jesuit Malagrida. Gerichte Gottes in der Geschichte. Ein Mahnruf für Fürsten und Völker. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 3½ Ngr.

— — Die Verschwörung der katholischen Höfe gegen Clemens den Dreizehnten. Gerichte Gottes in der Geschichte. Ein Mahnruf für Fürsten und Völker. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 3½ Ngr.

Horawitz, A., Beatus Rhenanus. Eine Biographie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Horst, J. J. van der, Aus Geschichte und Sage. Erzählungen. Aus dem Holländischen von W. Thiele. Autorisirte Uebersetzung. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Imbergen. Eine Dorfgeschichte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 10 Ngr.

In Frankreich (1870—1871). Erlebnisse eines nicht ausgewiesenen Deutschen während des deutsch-französischen Krieges. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 14 Ngr.

Johannsen, J., Blätter der Erinnerung eines Krieges aus dem Jahre 1850. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Jókai, M., Achtzehn humoristische Erzählungen. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Köckritze im Voigtlande, Meissen und Sachsen. 1ster Abschnitt. Als Manuscript gedruckt. Mainz, Le Roux. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Krane, F. v., Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr.

Krause, G., Wolfgang Ratichius oder Ratke im Lichte seiner und der Zeitgenossen Briefe und als Didacticus in Cöthen und Magdeburg. Originalbeitrag zur Geschichte der Pädagogik des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr.

Leben des heiligen Franziskus mit der Natur. Singgedicht. Von einer Schwester der Heimsuchung Mariä zu Zangberg. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Lutterbeck, A. B., Die Clementiner und ihr Verhältniß zum Unfehlbarkeitsdogma. Gießen, Heinemann. 8. 15 Ngr.

Marx, K., Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 2te verbesserte Aufl. 1ste Lief. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyer, J., Das Geld. Eine national-ökonomische Studie. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 24 Ngr.

Mohr, W., Das Gründerthum in der Musik. Ein Epilog zur Bayreuther Grundsteinlegung. Köln, Du-Mont-Schauberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Monteton, O. v., Drei Meilen hinter der Armee. Stendal, Franzen u. Große. Gr 8. 15 Ngr.

Planta, P. C., Das alte Raetien staatlich und kulturhistorisch dargestellt. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Ratzeburg, J. T. C., Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon. 1ste Hälfte. Berlin, Nicolai. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ribbeck, O., Politische Anweisungen. (Frei nach Plutarch.) Rede. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 4. 8 Ngr.

Riecke, O., Gedichte. Hamburg, Grüning. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosen, A. v., Beiträge zur rügisch-pommerschen Kunstgeschichte. 1stes Heft. Dänemarks Einfluß auf die früheste christliche Architektur des Fürstenthums Rügen — der Insel und des Festlandes. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüffer, E., Die letzten Tage von Alt-Oesterreich. Historischer Roman. Prag, Gregr u. Dattel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, F., Die glückliche Insel der Internationalen oder Reichthum und Armuth. Berlin, Kastner. 16. 7½ Ngr.

Shaw, R., Reise nach der Hohen Tatarei, Yarkand und Kashghar und Rückreise über den Karakoram-Paß. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Steengrafe, H., Studien über englisches und dänisches Rettungswesen zur See. Bremen, Heinsius. 8. 5 Ngr.

Thomas, K., Das Wasser kommt! Ein Bild aus der Ueberschwemmungsnoth vom 25. Mai 1872 in Böhmen. Prag, Hunger. 16. 6 Ngr.

Troschke, T. Freih. v., Geschichte des ostpreußischen Feldartillerie-Regiments Nr. 1. Im Hinblick auf die Säcularfeier seiner Errichtung im Jahre 1772 mit Benutzung von Beiträgen des bei Noisseville gefallenen Hauptmanns v. Horn und der Premier-Lieutnants Hardt und Oehlmann. 1stes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Ungarn und Deutschland. Zwanglose Hefte zur Vermittelung richtigeren Verständnisses zwischen beiden Nationen. 1stes Heft. Leipzig, Loewenstein. Gr. 8. 15 Ngr.

Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 16ter Bd.: Kleine Geschichten aus fernem Land. Von F. Bodenstedt. Jena, Costenoble. Gr. 16. 15 Ngr.

Voigt, G., Die Geschichtschreibung über den Zug Karl's V. gegen Tunis (1535). Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 20 Ngr.

Wizlaw, Fürst von Rügen, Lieder und Sprüche. Nach den Ausgaben von v. d. Hagen in den Minnesängern und von Ettmüller in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur übersetzt und erläutert von T. Pyl. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über die Papstwahl. Berlin, van Muyden. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber Trendelenburg's Einwürfe gegen Herbart's praktische Ideen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Zöllner, C. W., Das Lehr-Gebäude der Volks-Wirthschaft. 2tes Buch: Die Arbeit und die Association. Cottbus, Heine. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 37. 12. September 1872.

Novellen und Romane.

1. Eddystone. Von Wilhelm Jensen. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Nordlicht. Novellencyklus von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm Jensen ist ein Novellist von vielem Talent; er besitzt ein glänzenderes Colorit und eine leidenschaftlichere Bewegtheit als Paul Heyse, obgleich er dessen plastische Ruhe und Klarheit vermissen läßt. Der Sturm und Drang einer reichen und feurigen Lyrik überflutet noch bisweilen bei ihm die Grenzen epischer Darstellung, welche Heyse in seinen Novellen stets mit unfehlbarer Grazie zu wahren weiß. Ueberdies liebt Jensen ein Clair-obscur der Beleuchtung, namentlich wo die Katastrophen seiner Erzählungen eintreten. Traum und Wachen verschmilzt da oft in der Weise der Romantiker zu einem ungegliederten Phantasieerguß; oder wir bleiben darüber im Unklaren, ob der Tod seine Opfer wirklich ergriffen hat oder nicht. Diese Beleuchtung ist überraschenden Effecten günstig; aber die Klarheit der Darstellung leidet unter ihr. Oft freilich zeigt Wilhelm Jensen auch eine Meisterschaft epischer Darstellung, welche die Bilder uns mit voller Klarheit, in scharfen Umrissen und in lebendiger Folge vor die Seele führt.

In der Regel beginnt Jensen seine Novellen mit einer glänzend instrumentirten lyrischen Ouverture, deren Motive sich bisweilen im Fortgang und am Schluß der Geschichte, oft sogar in der äußerlichen Weise eines Prosarefrains wiederholen. Irgendein Naturbild, das aber zugleich den Grundton der Stimmung für die Geschichte selbst enthält, wenngleich es an eine äußere Localität, an das Land und an die Stätte, wo die Handlung vor sich geht, anknüpft, gibt dem Dichter den Anhalt für seine lyrischen Ergüsse. So muß für seine Novelle „Karin von Schweden", welche den ersten Band der Sammlung „Nordlicht" bildet, der Trollhättafall, in dessen Nähe die wichtigsten Ereignisse der Novelle spielen, die schwunghafte und stimmungsvolle Introduction hergeben:

Das sind die Fälle von Trollhätta. Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Weit über die Felsen sprühen sie ihren silbernen Staub, darauf die Sonnenlichter in freudigen Farben glänzen und gleißen. Drunten aber unter dem blendenden majestätischen Schleier wogen und wallen die stürzenden, stürmischen Wasser. Das sind die Fälle von Trollhätta. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Manne und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letzten male am Stabe zu ihnen hinauswankt, sind sie wie am Tage, da er sie zum ersten male sah, von Blumen umrandet, wie der Frühling, und silberweiß wie der Winter. Es ist gut sitzen am Rande des Trollhätta für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen. Sie kommen daher wie die Schicksale der Menschen, friedlich, durchsichtig, und küssen die nickenden Gräser, die sich auf sie herabneigen. Dann ein kleiner Wirbel und ein schnelleres Rauschen, unmerklich, ahnungslos — doch die Stille, die Klarheit sind dahin und kehren nicht wieder. Geschwinder schießen sie fort — immer hastiger getrieben, unaufhaltsamer und unabwendbarer, dann plötzlich stürzen sie tosend in die verschlingende Tiefe hinab.

Das ist der Refrain der Dichtung, der mehrfach in die Darstellung verflochten ist und am Schlusse dieselbe austönt.

Jensen ist vortrefflich in der Marinemalerei. Cabinetstücke auf diesem Gebiete sind die Erzählungen „Eddystone" (Nr. 1) und „Posthuma" im zweiten Bande des „Nordlicht" (Nr. 2). Der einsame Leuchtthurm im Meer und die gewaltsame Katastrophe, die ihn ereilt, kann kaum mit glühenderm Colorit dargestellt werden, als dies in „Eddystone" geschieht. Das ganze Marinebild ist durchweg stimmungsvoll gehalten, und durchflochten mit Liedern und Erzählungen, denen der frische Meereshauch und die kecke Abenteuerlust, welche aus dem Verkehr mit der salzigen Flut erwächst, eine anmuthende Färbung geben. Der kecke Theerjackenhumor below stairs, diese von Salzwasser triefende Orgie mit ihren Schlägereien und ihrer sinnlichen Derbheit führt uns in das eigentliche Abenteuer, das etwas nach Boccaccio schmeckt, in die Liebesscenen des Leuchtthurms passend ein. Jensen

liebt es, seine Schiffe gleichsam mit Mann und Maus zu Grunde gehen zu lassen, er liebt die Katastrophen, welche alle Helden auf einmal verschlingen. So ist es in „Eddystone", so in „Posthuma". Das Meer gibt sich zu solchen Executionen bereitwillig her und spielt in diesen Novellen Jensen's die Rolle, welche in Spielhagen's Romanen die Revolution spielt, die bekanntlich wie Saturn alle ihre Kinder verschlingt. Das Meer ist das Fatum der Jensen'schen Helden; doch dies summarische Verfahren, mit den Kindern der eigenen Phantasie aufzuräumen, mag, wenn es sich öfters wiederholt, gerechte ästhetische Bedenken erwecken.

Die Heldin des Jensen'schen „Eddystone" ist eine eigenthümliche Seemöve, genannt Kitty Meadow, ausgezeichnete Liedersängerin, Schwimmerin, wildes Naturkind, entbrannt von Liebe für den Erbauer des Leuchtthurms, Edgar Winstanley, welcher sein Bauwerk besucht, um es einzuweihen und die Laterne zum ersten mal anzuzünden. Er hat indeß zur Feier dieser schönen Nacht eine vornehme Lady mit von London gebracht. Sein Herz schwankt zwischen beiden, der glänzenden Lady und der kecken Kitty. Durch allerlei dämmerige Beleuchtungen ruft der Autor nun die Verwickelung hervor, daß Winstanley, der sich zuletzt entschließt, mit Kitty, der Mignon vom Leuchtthurm, die Liebesnacht zu feiern, seiner Lady wider Willen treu bleibt. Die hochgehende See begräbt darauf in ihrer Springflut alle Liebesabenteuer und Misverständnisse. Kitty Meadow, dem Ungetreuen zürnend, rettet Edgar Winstanley nicht vom Tode, als sie es vermag, sondern schleudert ihn in die Wellen. Und weiter heißt es:

Als die Novembersonne heraufkam, saß auf der öden Klippe von Eddystone ein nacktes Weib. Seine weißen Glieder blitzten im Goldglanz des Himmelslichtes, die weißen Köpfe der Wogen kamen und küßten ihre Füße, weiß schimmerte die Küste von Cornwall im Nord, eine weiße Möve umkreiste klagend den Fels. Das Weib aber sang ein Lied in uralter Sprache gegen den pfeifenden Wind.

Darauf singt Kitty eine Hymne, über ein Thema, welches der Philosoph des Unbewußten ohne Lyrik mit wenigen Worten charakterisirt hat, wenn er von der Blindheit und den Illusionen der Liebe spricht: „Was ist Liebe, wenn das Dunkel sie blenden kann, sich selbst zu tödten? Was ist die Seele, wenn das Jauchzen des trunkenen Leibes sie wie Gift betäubt?" Dieser Dithyrambus ist ein Chorgesang im Stil der antiken Tragödie, in dem Munde des Schiffer- und Fischermädchens jedenfalls eine Anomalie:

Düster hallte der Gesang in den brausenden Wind hinaus. Eine hohe, schneeige Welle kam von Westen daher; hoch aufgerichtet, mit festen Augen sah Kitty Meadow ihr entgegen. Dann rauschte die Welle wie ein Riesenspringquell am Fels empor und umhüllte alles mit wallendem, perlendem Schleier. Und wie der Schleier fiel, war der Eddystone öde und leer, und von ihm ab, gen Westen, schwamm ein weißer Nacken, von dunklem Haar umflossen, geradaus, dem weiten, offenen Weltmeere zu. Glänzend tauchten die schimmernden Arme auf, ferner und ferner — wie eine Möve, die das Wasser streift, wie flockiger Schaum, wie ein Stern — dem Ocean entgegen.

Kitty's Leiche spülen die Wellen an den Strand; über sie neigt sich, mit zerbissener Wange, das Gesicht Tom O'Trally's, des Irländers, der ihre Reize im Dunkel genoß.

Aus dem närrischen Leben ein närrisches Stück,
Einer tollen Nacht tolljauchzendes Glück,
Eine klirrende Scherbe im wirbelnden Wind —
Freund, eh' es gedacht,
Hat uns selber die Nacht,
Und was die Lippe heut' sinnt und spinnt,
Als klirrende Scherben zerstiebt es der Wind —

so lautet die Widmung der Erzählung an Wilhelm Raabe, und in der That hat sie etwas von der Wildheit und Wüstheit der Romantik, welche das närrische Leben in ihren poetischen Brennspiegeln auffing. Amadeus Hoffmann hätte sie schreiben können, von den Neuern Solitaire. Der Maskenscherz der Liebe und ihre verhängnißvollen Illusionen, der Trug der Empfindungen, welche durch die Blindheit des Naturtriebes gemeistert werden, wie zuletzt auch die blinde Naturgewalt das Werk der Menschenhand zerstört — das spielt alles in dies grellbeleuchtete Marinebild herein und gibt seinem tumultuarischen Verlauf eine gedankenvolle Folie. Vom künstlerischen Standpunkte erscheint uns die Verwechselung allzu unklar gehalten; es spielt alles zu träumerisch in- und durcheinander. Gleichwol geht ein genialer Zug durch das Ganze, wie man ihn in unsern meisten Novellen vergeblich suchen würde. In den Rahmen der Hauptnovelle sind nach dem Vorbilde des Boccaccio und Chaucer kleinere Novellen, Märchen und Gedichte eingefügt, die in stimmungsvollem Zusammenhang mit der Hauptgeschichte stehen und zum Theil einen selbständigen Werth beanspruchen können. Das Gedicht von Jung Darby hat echten schottischen Balladenton; sehr schön sind die Gedichte, in denen die Wildheit der Liebe verherrlicht wird:

Und ich hörte, die Lieb' sei sanft und mild,
Wie dämmerndes Abendroth;
Nicht weiß ich von Lieb', doch ist es mir, wild,
Wild müßte sie sein bis zum Tod.

Sie müßte sein wie Sturm und Flut,
Ihre Flammen wie Fackelroth,
Und ihr Athem versengend wie Mittagsglut
Und erbarmungslos wie der Tod!

Nur die Einleitung mit den englischen Phrasen erscheint uns als überflüssige und geschmacklose Sprachmengerei.

In „Posthuma" ist die Heldin ein Edelfräulein, das in einem Schloß am Strande wohnt und mütterlicherseits mit tapfern Seemännern ohne adeliche Herkunft verwandt ist. Testamentarisch soll sie einen adelichen Vetter heirathen, wenn sie mündig geworden; nur unter dieser Bedingung soll ihrer Mutter und ihr das Schloß und der Besitz der Güter verbleiben. Ihr Herz hängt aber an Paul, einem Verwandten der Mutter. Das ist der Conflict, dessen Lösung durch die Springflut des Meers und eine alle verschlingende Katastrophe herbeigeführt wird.

Der Schwerpunkt dieser Erzählung liegt für uns in der meisterhaften Schilderung von Ebbe und Flut, von dem Seeleben auf den „Halligen" und den „Watten". Hier erinnert Jensen an Adalbert Stifter, denn die Handlung selbst erscheint als das Nebensächliche. Zwar sind die Liebesscenen zwischen Paul und Posthuma nicht ohne Anmuth geschildert, und die Scenen auf dem Amt sogar mit einem barocken Humor, der an das kraus Wunderliche der Romantiker streift; aber dies Umherirren der Kinder auf den „Watten" und ihre Flucht vor der wachsenden Flut, und die entscheidende Katastrophe der Springflut sind doch die Prachtstücke der Erzählung, in welcher

leider Traum und Wachen mehrfach wieder mit romantischer Unklarheit vermischt sind.

Die traumhafte Vermischung der Vergangenheit und Gegenwart spricht sich noch mehr in der Erzählung „Herbstwinden“ aus, einer Art von Rococomärchen, in welchem die verwischte Manier der romantischen Schule die Klarheit des Zusammenhangs trübt. Man weiß in der That oft nicht, wer erzählt und wem erzählt wird. Durch das französische Kauderwelsch wird das Phantastische barock, wie überhaupt dieser hoffähige Irrsinn etwas Puppenhaftes hat. Achim von Arnim könnte diese Erzählung verfaßt haben. In der traumhaften Beleuchtung liegt eine Stärke von Jensen's Talent; wo er es mit dem Realismus versucht, wie in der Erzählung „Namenlos“, wird sein Humor ungenießbar, ja geradezu trivial. Solche Groteskzeichnungen passen nicht in das bürgerliche Leben. In der That, der selige Langbein muß sich im Grabe umdrehen, wenn er sieht, wie selbst begabte Schriftsteller von geistiger Bedeutung, ohne es zu wissen und zu wollen, in seine derbe Schwankmanier hineingerathen. Und da ihnen seine Naivetät fehlt, so wird der Ton dieser Späße forcirt. Auch die Hutmacher- und Hundescenen in Gustav Freytag's „Verlorener Handschrift“ erinnern zum Theil an das Vorbild Langbein's. In Jensen's Erzählung spielen zwei Künstler, ein verunglückter Poet und ein begabter Maler, die Hauptrolle. Der Humor des erstern erinnert durch die übersprudelnde Fülle von Citaten an Richard Wanderer. Wenn er es aber unternimmt, seine Wirthsleute, Philister, deren Zeichnung an die Caricatur streift, zu prellen, so sind diese Lustspiel- oder vielmehr Possenmotive an und für sich nicht haltbar und einleuchtend genug, der Scherz selbst streift aber zu sehr an die Erpressung, um einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Der Kritiker und seine Frau sind ebenfalls Caricaturen. Man mag zwar behaupten, daß es mit vielen Haupthelden von Dickens im Grunde nicht besser bestellt ist; mindestens aber hat der englische Humorist einen discretern Farbenauftrag und weiß durch häufigere Anwendung von Mitteltinten über das Grelle und Extreme, das in seinen Charakteren liegt, zu täuschen.

Gegen diese theils gänzlich verfehlten, theils mindestens absonderlichen Erzählungen sticht „Magister Timotheus“ als ein kleines vorzügliches Cabinetstück von durchaus einheitlicher Stimmung und feiner künstlerischer Ausführung sehr günstig ab. Diese Novelle gehört ohne Frage zu unsern besten und steht mit den gelungensten von Paul Heyse in Einer Linie. Es ist eine alte Geschichte, die immer neu bleibt — die Liebe eines würdigen alten Herrn zu einem jungen Mädchen, die Verheirathung und die unausbleiblichen Folgen; das Herz der jungen Frau wendet sich einem jungen Manne zu, und der Alte, der sein neubegründetes Lebensglück zertrümmert sieht, geht darüber zu Grunde.

Doch der Ton einer wehmüthigen Stimmung, welcher die Erzählung durchweht, ist so meisterlich getroffen und festgehalten, unser Interesse bleibt immer so intensiv gefesselt, wird nirgends zerstreut und abgelenkt, es ist so weises Maß gehalten mit dem Aufgebot von Bildern, welche den Fortgang der Handlung illustriren, daß hier aus der Beschränkung die schönste Wirkung hervorgeht, während in Erzählungen wie „Eddystone“ eine Zerfahrenheit der Handlung unverkennbar ist. Wiederum hat die Geschichte ein Grundmotiv, das dem Gebiet der lyrischen Reflexion angehört, das sich am Schluß wiederholt, aber hier mit der Katastrophe der Handlung verschmolzen ist. Wir sehen bei dem Beginn der Erzählung den alten Magister auf einem Spaziergang:

Er war nun an den Holzsteg gelangt, der in hohem Bogen über den quer durch die Wiese laufenden Fluß vom Wald zur Stadt hinüberführte. Diese lag drüben, gerade vor ihm, mit spitzen Zinnen und Thürmchen, eine alte grasverwachsene Mauer schlang sich fast noch rings um sie her. Die Morgensonne blinkerte freundlich in den kleinen Scheiben und von dem vergoldeten Knauf des Thurms, der würdevoll über die gezackten Giebeldächer heraufragte; dahinter lag in grauem Duft das Gebirge, nur auf einer Seite zog sich der Waldabhang beinahe bis an die Häuser hinan. Schnell schoß das grünliche Gebirgswasser unter dem Stege dahin; der Alte hatte sich auf das Geländer gestützt und schaute vergnügt in die spielenden Wellchen nieder. Aber gerade unter ihm brach sich das Wasser einige Schritte vorher an einem querliegenden Baumstamm, sodaß sich eine kleine ruhige Spiegelfläche gebildet, und aus ihr kam jetzt von unten sein Gesicht wieder in die Höhe, gerade so freundlich und hübsch und würdig wie es von da droben hinabschaute. Es lag etwas unendlich Mildes und Herzliches in dem ältlichen, silbergrau eingerahmten Magistergesicht, und die kleinen Aeuglein blickten so fröhlich-gutmüthig in die Welt hinaus, daß man fast die Haare für Lügner halten mochte; nur einige tiefe Falten, die sich gleich unter ihnen beinahe von einer Schläfe zur andern zogen, legten Zeugniß ab zu Gunsten ihrer Wahrhaftigkeit. Aber es lag nichts Düsteres in ihnen, nichts Mürrisches; achtundfunfzig Jahre hatten sie allmählich in die hohe, verständige Stirn hineingezeichnet, wie der Tropfen die Furche in den Marmor, und wie das freundliche Gesicht so lächelnd auf den Fluß hinunter und wieder heraufblickte, warfen sie kaum einen leisen Schatten über die sonnige Fröhlichkeit seiner Züge. Er stand und schaute auf das goldene Sonnengeringel hinunter, das am seichtern Ufer des Flusses über dem gelben Sande durcheinanderrieselte. Fortwährend war es in flimmernder, spielender Beweglichkeit; stumme, großäugige Fische schossen glanzschuppig dazwischen auf und ab. Ein junger Mann kam mit suchenden Augen drüben von der Stadt her über die Wiese; doch der alte Magister gewahrte ihn nicht. Träumerisch schaute er in das goldene Wellenspiel, als wollte er in den buntverschlungenen Kreisen, die sich lösten und aufs neue sich verwanden, geheimnißvolle Schriftzüge entdecken, und immer heller und freudeklarer blickten die alten, sinnenden Augen. Nun knarrten die Breter der Brücke näher; lachend hob der Jüngling einen Stein vom Boden und warf ihn geschickt in weitem Bogen gerade in die Goldkreise des Flusses hinein. Wie mit einem Zauberschlage verschwanden sie; erschreckt schossen die Fische zur Seite, der Stein aber drang in den sumpfigen Untergrund und wühlte ihn trüb und erdfarbig in die Höhe. Der Alte hatte die Ursache nicht bemerkt, er sah nur die Wirkung. Er mochte sich etwas dabei gedacht haben, denn seine Augen starrten ängstlich hinunter, wie die lustigen Sonnenringe plötzlich verblichen und häßlich das trübe, schlammige Wasser darüber hinquoll. Doch nun schlug ihn eine leichte Hand auf die Schulter, und er wandte sich erstaunt um. „Machen Hochzeitstage auch Leute in verständigen Jahren noch eitel, daß sie sich im Wasser spiegeln, wenn nichts anderes zur Hand ist, Onkel?“ sagte eine fröhliche Stimme hinter ihm. — „Felix“, rief der Alte, „mein Junge! du?“ Der bekümmerte Zug seines Gesichts verflog wie hastiger Wolkenschatten auf sonnigem, wallendem Aehrenfeld; dann schloß er den schönen, jungen Mann zärtlich in die Arme.

Dieser Neffe Felix, den der alte Magister zu sich ins Haus nimmt, gewinnt das Herz der jungen Frau und zerstört die Hoffnungen des Alten auf eine glückliche Zukunft, wie der Steinwurf in die Goldkreise des Flusses

symbolisch für die ganze Handlung andeutet. Und am Schluß, nachdem sich der alte Magister überzeugt hat, daß das Herz seiner jungen Gattin nicht ihm gehöre, sehen wir ihn wieder bei Sturm und Unwetter auf dem Steg, welcher das Hochwasser bedroht:

Sturmgepeitscht, überstürzend schossen die finstern Wellen unter ihm dahin; er sah sie nicht, aber er hörte und fühlte, wie sie an den morschen Pfeilern rüttelten, daß sie bebten und schwankten. Hallte jetzt plötzlich der Warnungsruf des Thorwächters ihm ins Ohr? Aber was sollten sie noch, die alten, müden Pfeiler? Lange genug hatten sie den nagenden Wellen Stand gehalten — nun war es Herbst um sie geworden, öder, frostiger Herbst, und kein Frühling winkte ihnen mehr und keiner würde sie vermissen, denn der Wald war todt und die Blumen dahin — wer brauchte sie noch? wem konnten sie noch nützen? Ja, ganz deutlich kam er ihm jetzt zum Bewußtsein, der warnende Wächterruf, und er fühlte, wie die Wogen die Pfosten unter ihm lösten, daß sie zu weichen begannen — wie die Breter sich neigten und es ächzend schneller und schneller an dem Stege entlang lief. Er regte sich nicht; er hatte die Hände über der Brust zusammengelegt und sah empor — wer lenkte über dem schwarzen Wolkengewimmel mit gütiger Hand die strömenden Fluten und die Schicksale der Menschen? Gewiß — allweise war es, nur das kurzsichtige, müde Auge durchschaute es nicht. Doch, wenn es sich geschlossen zur flüchtigen Ruhe und wieder geöffnet, da wird es lächelnd zurückblicken und die bangen Erdenschatten fallen ab —. Es hallte weithin durch die dunkle Nacht. Ein schmetterndes Krachen, dann klatschten die Wellen auf und es brach in dumpfem Sturz zusammen. Aber der Sturm übertäubte den Schall; pfeilschnell schossen sie im Strudel den Fluß hinab, die alten morschen, überlebten Trümmer — dann warf die Welle schweigend sie aus auf den einsamen Uferrand.

Daß die Liebenden sich für ewig trennen, schließt das kleine tragische Lebensbild mit der Stimmung wehmüthiger Resignation.

Die größte Erzählung der Sammlung, welche den ersten Band derselben allein ausfüllt: „Karin von Schweden", hat zur Heldin die kühne Geliebte Gustav Wasa's, Karin Stenbock, die Königsbraut und Königin, welche ihren schwankenden, halb dänisch gesinnten Jugendgeliebten Gustav Rosen in patriotischer Begeisterung dem heldenmüthigen Befreier des Vaterlandes opfert, dem sie sich ganz hingibt, nicht ohne daß der Zauber jener Jugendliebe sie noch einmal, selbst am hochzeitlichen Altar, überwältigt. Dies schwankende Empfinden der schönen Karin bildet den lyrisch austönenden, etwas verschwommenen Abschluß. Wenn wir überhaupt diese Erzählung Jensen's mit denjenigen von van der Velde, Tromlitz, Blumenhagen u. a. vergleichen, die mit ihr gemein haben, daß sie auf einem historischen Hintergrunde freie Erfindungen der Phantasie austragen oder vielmehr, daß sie ein historisches Gemälde mit freierfundenen Gestalten und Gruppen beleben, so liegt der Hauptunterschied in der volltönenden Lyrik der Jensen'schen Novellistik, welche die ganze sprachliche Instrumentation mit einer jenen Autoren unzugänglichen Meisterschaft beherrscht, welche aber ebenso oft, in träumerischen Phantasien und Reflexionen schwelgend, den Faden verliert und dann durch eine grell effectvolle Malerei einen Sprung zu erzwingen sucht, welchen sie durch den Fortgang der Handlung selbst nicht hervorzurufen vermag, und zwar deshalb nicht, weil dieser sich nicht von Haus aus nach bestimmten und erkennbaren Zielen hinbewegt.

Gerade das Uebergewicht lyrischer Begabung bei diesem Dichter macht ihn für die geschichtliche Novelle weniger befähigt. Bei einem Stoffe wie der vorliegende mußte, nach der lyrischen Stimmung des Eingangs und der Berechtigung des Schlusses, das Resultat der ganzen Bewegung der Handlung darzustellen, das Interesse ein wesentlich psychologisches sein, eben der innere Conflict in dem Gemüthe der Karin; wir vergessen dies aber über den großen geschichtlichen Tableaux, die uns vorgeführt werden und sind überrascht, wenn dieser Conflict am Schluß sich wieder als der eigentliche Kern der Erzählung hervorzudrängen sucht. Auch muß die innere Unklarheit im Gemüthe eines Mädchens gegen die Bedeutung großer geschichtlicher Ereignisse zurücktreten. Der Besuch Christian's auf dem Schlosse der Stenbock, der patriotische Verrath, den Karin mit Wasa's Hülfe an dem trefflich gezeichneten, grausamen und üppigen Tyrannen auszuüben sucht, die spätern Befreiungskämpfe Wasa's — das drängt alles die Herzensfrage so in den Hintergrund, daß ihr plötzliches Auftauchen am Ende der Erzählung uns überrascht.

Einzelne Partien der Geschichte legen indeß von der hervorragenden Darstellungsgabe des Autors wiederum Zeugniß ab. Die Katastrophe im Schloß, des Dänenkönigs Sinnenrausch und grausame Executionen, die unterirdischen Kämpfe in den Gängen des Schlosses — das athmet alles anschauliches Leben. Schade nur, daß jene Dunkelheit, aus welcher die Effecte wie die Raketen eines Feuerwerks steigen, auch hier wieder von dem Autor über entscheidende Wendungen der Handlung ausgebreitet wird; wir werden absichtlich darüber getäuscht, wer bei dem Schloßbrand und dem von dem Dänenkönig verhängten Feuertod zu Grunde geht, nur damit die vermeintlichen Todten uns später als wiedererstandene Lebende überraschen können.

Die Rolle, welche die Wasserfälle des Trollhätta in dieser Erzählung als der lyrische Chor der Handlung spielen, haben wir bereits früher erwähnt.

Jedenfalls ist Wilhelm Jensen einer unserer originellsten und begabtesten Novellisten — möchte sich sein Talent auf diesem Gebiete nur aus lyrischer Fülle und der allzu bereiten Hingabe an die romantischen Traditionen des Geheimnißvollen, Dunkeln, Phantastischen und Barocken zu größerer epischer Klarheit durchringen!

3. Graveneck. Geschichtliche Erzählung von Otfrid Mylius. Zweite Auflage. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1872. 16. 4 Ngr.

Wir reihen die Erzählung von Mylius denjenigen von Jensen an, wegen des Contrastes der Behandlungsweise; denn in ihr herrscht die epische Ruhe und Klarheit von Walter Scott, die Handlung entwickelt sich aus vollkommen durchsichtigen Voraussetzungen in einer vollständig klaren Weise ohne nebelhafte Ueberraschungen; die Charakteristik ist nirgends durch das Hereinspielen einer Traumwelt, durch magische Spiegelungen des Seelenlebens auf der Bahn gewagter psychologischer Probleme hingeleitet; der historische Hintergrund ist mit großer Treue des Costüms und der anekdotischen Wahrheit ausgeführt.

Die Specialität von Otfrid Mylius ist die Hofgeschichte

des vorigen Jahrhunderts, namentlich die des würtembergischen Hofs. Auf diesem Gebiete, auf dem sich auch seine „Irre von Eschenau", eine Variante des in „Graveneck" behandelten Themas, bewegt, dürfte „Graveneck" den Preis verdienen wegen der straffern Zusammenfassung der Handlung und des ergreifendern tragischen Verlaufs derselben. Die Katastrophen sind sehr sorgfältig vorbereitet, das Grelle, das in ihnen selbst liegt, ist dagegen nicht mit geschmackloser Weitschweifigkeit hervorgehoben. Die Heldin der Erzählung ist Lottchen Scholl, die Tochter des Klosteramtmanns Scholl von Grünbeuren, welche die Leidenschaft des wollüstigen Herzogs erregt, der einen ganzen Harem von Schönen besitzt. Wie die chinesischen Courtisanen durch den grünen Gürtel, so sind diese durch die blauen Pantoffeln als glückliche Besitzerinnen der herzoglichen Gunst vor andern weiblichen Wesen ausgezeichnet. Der erste Versuch des Herzogs, sich Lottchen's bei einem Maskenball zu bemächtigen, scheitert durch die Intrigue einer frühern Maitresse, welche diese Gelegenheit benutzt, einige Geldangelegenheiten mit dem Herzog in Ordnung zu bringen. Lottchen's Vater, der inzwischen bei dem Herzog den Posa gespielt hat, fällt in Ungnade, Lottchen selbst, die sich mit einem braven und tüchtigen Jägersmann, Weinland, verlobt hat, wird gewaltsam geraubt und auf Schloß Graveneck zum Herzog geschleppt. Weinland findet Mittel und Wege, auch dorthin zu gelangen; er sucht Lottchen zu entführen. Die Vorbereitungen, die er zu dieser Entführung trifft, sind sehr eingehend geschildert; wir werden vorher genau mit den Localitäten vertraut gemacht und folgen mit Spannung den Versuchen Weinland's, die örtlichen Hindernisse zu überwinden und sich seiner Braut zu nähern. Die Entführung selbst misglückt; Weinland wird eingeholt und verhaftet und, als er auf den Fürsten ein Pistol abfeuert, in schwere Kerkerhaft gebracht. Lottchen, auf das Schloß zurückgeschleppt, begeht den Fehler, in einem Schreiben an den Herzog um Weinland's Begnadigung zu bitten. Der Brief lockt den Herzog herbei, sie entzieht sich seiner gewaltsamen Bewerbung durch die Flucht und springt verfolgt aus dem Fenster des Schlosses, man findet sie mit zerschmettertem Gebein im Hofe. Weinland wird später hingerichtet, wie wir aus dem zweiten Buch des Romans: „Aus den Aufzeichnungen eines Scharfrichters", erfahren.

Die Vorzüge der Erzählung bestehen in der nichts übereilenden, episch fortgehenden Darstellung im Stil schlichter Chronik, der bisweilen veraltete, sogar hin und wieder undeutsche Wendungen benutzt. Der Maskenball bei Hofe, das Treiben auf dem Jagdschlosse, die abergläubischen Experimente in der Sylvesternacht — das ist alles so lebensvoll geschildert, daß wir ein ansprechendes Zeitgemälde erhalten. Als Probe theilen wir die Darstellung eines Balles im Tanzsaale des Lamm in Geltingen mit:

Da waren die Substituten und Amtsschreiber, in weißen baumwollenen Strümpfen und Schnallenschuhen, in Kniehosen von Manchester oder Plüsch, in langen Westen von den grellsten Farben, womöglich in recht contrastirenden Farben mit Seide gestickt, mit Fräcken in allen Nuancen: hechtgrau, rosa, flaschengrün, birngelb, buttergelb, rothbraun und schieferblau, mit gestickten Jabots und Manschetten, mit wulstigen Halsbinden und breiten Spitzen daran, und endlich mit unendlich steifen Köpfen und gepudertem Haar, das entweder à la chignon zurückgekämmt und in einen Zopf gefaßt oder gescheitelt und an den Schläfen gebrannt und aufgesetzt war zu ailes de pigeon oder favoris à l'espagnol oder boucles à l'Apollon, oder schlechthin in einen „Haarbeutel" eingebunden, die Augenbrauen gefärbt, die Wangen geschminkt, da und dort eine Mouche auf der Wange. Das galt damals für schön. Dazu ein zuckersüßes fades Lächeln im Gesicht, ein Sichschaukeln und Wiegen im Gange, ein ewiges Wechseln der Füße in den engen Schuhen mit rothen oder gelben Absätzen, eine unablässige Beweglichkeit der schlingernden Arme, deren einer das dreieckige Hütlein à la Damon gegen die Rippen klemmte, während der andere alle möglichen Curven beschreiben mußte, um den künstlichen Blumenstrauß mit Goldflitter und Silberdraht, oder das Bisambüchschen von Filigranarbeit mit böhmischen Steinen in der qualmenden Beleuchtung einiger Dutzend Talgkerzen gehörig blitzen zu lassen. Dazu dann die Frauen, anzusehen wie Püppchen, die aus Tonnen hervorlugen, in ihren weiten Reifröcken von Damast, mit den flornen Retablièren darüber, mit engen Miedern und weiten Aermeln, aus denen gestickte Manschetten quollen, mit weitentblößter Büste und weiß und roth geschminkt, mit Mouchen im Gesicht, mit gepudertem und seltsam aufgeputztem Haar! Und dazu welch ein Ton in der Gesellschaft! Hündische Unterthänigkeit nach oben; abstoßende brutale Schroffheit nach unten; süßliche phrasenreiche Höflichkeit voll Unnatur und Gedankenlosigkeit, von welcher das Herz nichts wußte, nach neben, gegen seinesgleichen; — das war der Typus der feinen Lebensart und guten Sitte jener Zeit. Germania hatte sich damals in die tiefsten Wildnisse ihrer Wälder zu Hirschen und Sauen geflüchtet, um nicht ob der Verkommenheit und Schmach ihrer Kinder erröthen zu müssen!

Solche lebendige Schilderungen finden sich häufig in der spannenden Erzählung. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Astronomisches.

1. Die Sonne. Die wichtigern neuen Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern. Von P. A. Secchi. Autorisirte deutsche Ausgabe und Originalwerk bezüglich der neuesten von dem Verfasser für die deutsche Ausgabe hinzugefügten Beobachtungen und Entdeckungen der Jahre 1870 und 1871. Herausgegeben durch H. Schellen. Mit zwei Photographien, neun farbigen Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Braunschweig, Westermann. 1872. Gr. 8. 7 Thlr.

Die Himmelskunde hat in unsern Tagen den bedeutungsvollen Anfang zu einer abermaligen ganz neuen Entwickelungsepoche gemacht — ein großartiges Seitenstück zu der von Kopernicus zuerst begonnenen, von Kepler schärfer begründeten und von Newton zur eigentlichen Reife gebrachten Mechanik der Weltkörper unsers Sonnensystems —, nämlich eine gründliche Erforschung der chemischen Natur der Sterne mit Hülfe der Spectralanalyse. Und es fehlt auch die Hoffnung nicht, daß diese neue Grundlage der Astronomie sich viel rascher entwickeln werde als ihre ältere Schwester, denn sie hat es bei ihrem ersten Schritte in wenigen Jahrzehnten schon weiter gebracht, als jene in ebenso vielen Jahrhunderten,

weil die wissenschaftliche Unterstützung eine viel gründlichere und zuverlässigere war, und weil ihr in dogmatischer Hinsicht fast gar keine Gegner entgegentraten, während die ältere Lehre ein gewaltiges Heer fanatisch irregeleiteter Widersacher zu bekämpfen hatte, welche sogar jetzt noch, aber doch nur in sehr vereinzelten Fällen, ihre Stimmen erheben, jedoch als unvernünftige Sonderlinge kaum der Beachtung werth gehalten werden.

Das vorliegende Werk gehört ganz der neuesten Entwickelungssphäre der Astronomie an, und kommt aus den Händen von Selbstforschern, von Gelehrten, die sich schon längst unser Vertrauen erworben haben. Es wird ihm daher um so weniger eine allgemein beifällige Aufnahme fehlen, als es übrigens auch noch eine für jeden gebildeten Denker leicht faßliche, anziehende Sprache redet. Wir haben das Werk mit lebhaftem Interesse gelesen und sind ihm so gewogen geworden, daß wir uns dazu gedrungen fühlen, dasselbe unsern Lesern mit Nachdruck zu empfehlen. Es ist ganz populär und lebt und webt nur in dem allerneuesten Forschungsgebiete der physischen Sternkunde. Hat es auch sein Hauptaugenmerk nur auf die Sonne gerichtet, so fehlt ihm doch die allgemeine Beziehung zu den übrigen Himmelskörpern nicht. Wissen wir doch schon zur Genüge, wie das astronomische Erforschen der übrigen Welten in dem der Sonne stets seinen Centralsitz haben wird, wie speciell es sich auch in das einzelne vertiefen mag. Der Pater A. Secchi hatte schon im Jahre 1866 eine Abhandlung über Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse, Sonnenprotuberanzen u. s. w. in italienischer Sprache veröffentlicht, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde und die Veranlassung war, daß er der ehrenvollen Aufforderung gern nachkam, 1867 den Zöglingen der École Ste.-Geneviève zu Paris Vorträge über dieselben interessanten Gegenstände zu halten. Der Erfolg war ein so beifälliger, daß der gelehrte Astronom den allgemein laut gewordenen Wunsch, die Vorlesungen in französischer Sprache zu veröffentlichen, bereitwillig erfüllte. Nach sorgfältiger nochmaliger Bearbeitung entstand nun 1870 das berühmte Werk „Le Soleil", welches ungeachtet der großen Kriegsunruhen nicht blos ins Leben trat, sondern auch überall als eine vortreffliche Arbeit anerkannt wurde. Man fand darin eine übersichtliche, auf selbständige Beobachtungen gestützte, wissenschaftlich geordnete Darstellung der physischen Natur der Sonne, in so anziehender Weise behandelt, daß ebenso gut den Männern von Fach, wie dem gebildeten großen Publikum das Werk eine interessante belehrende Lektüre bot.

Die allgemein anerkannte Gediegenheit der Schrift machte den Wunsch zu einer würdigen Verpflanzung auf deutschen Grund und Boden rege, und es war ein Glück, daß sich H. Schellen dazu verstand, die Bearbeitung in die Hand zu nehmen. Bei der Herausgabe seiner Spectralanalyse war Schellen mit Secchi schon genau befreundet worden und dies Freundschaftsband wurde zu einem sehr intimen durch die deutsche Veröffentlichung der französischen „Sonne". Sie verstanden sich von beiden Seiten zu nothwendig erachteten Zusätzen, Umformungen und Verbesserungen. Darum ist diese deutsche Ausgabe viel weniger eine gute Uebersetzung des französischen Buchs, als vielmehr eine deutsche Originalschrift, welche beide Gelehrten zu Verfassern hat. Die geschickte Hand Schellen's ist auch überall leicht zu erkennen, wo es sich um eine populäre Begründung der Spectralanalyse und um die Entwickelung allgemeiner physikalischer Lehren handelt. Wir kennen ihn als einen Mann, dem es bei einer leichtfaßlichen Behandlung seines Gegenstandes auch hauptsächlich noch auf wissenschaftliche Gründlichkeit und Ausführlichkeit ankommt. Die ganze Arbeit macht daher den Eindruck, als sei sie eine frisch entstandene ursprüngliche; sie besitzt mit der von Tyndall und Helmholtz verfaßten Gedenkschrift über Faraday's Leben und Wirken eine große Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß dort beide Gelehrten ihre Thätigkeit gesondert haben, was in dem vorliegenden Werke nicht der Fall ist.

Die Einleitung der Schrift bringt ein allgemeines Wort über die Bedeutung der Sonne und über die Geschichte ihrer Erforschungen. Es wird gezeigt, wie alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, alle Vervollkommnungen der Beobachtungsmethoden sofort auf das Studium der Sonne ihre Anwendung gefunden haben; und obgleich dies nicht als allgemein gültiges Gesetz bewiesen wird, so sind doch die Belege und Beispiele vortrefflich gewählt:

> Die Entdeckung des Fernrohrs führte zunächst zu der Entdeckung, daß die Sonne auf ihrer Oberfläche von Zeit zu Zeit dunkle Flecke hat und daß sie sich um eine Achse dreht. Das neue Instrument zeigt uns die Gestalt, die Veränderungen und den Bau dieser Flecke, sowie die ungleiche Lichtvertheilung auf der Oberfläche der Sonnenscheibe. Rechnen wir hierzu noch die Anwendung der farbigen Gläser, welche alsbald der Entdeckung des Fernrohrs folgte und die es dem gelehrten Pater Scheiner möglich machten, mit so großem Erfolge sich einem Studium andauernd hinzugeben, welches dem unglücklichen Galilei das Licht der Augen raubte.

Ein so freimüthiges Wort aus dem Munde eines dem Orden der Gesellschaft Jesu angehörenden Geistlichen liefert den Beweis, daß derselbe als Mann der Wissenschaft, besonders aber als Astronom einen ganz unparteiischen Standpunkt einnimmt, und wir freuen uns, daß dies überhaupt jetzt möglich ist. Die übrigen Beispiele beziehen sich auf die Erfindung der Differential- und Integralrechnung, der Photographie, der Spectralanalyse.

Secchi geht dann zur speciellen Besprechung seines Gegenstandes über und kommt bald auf eins seiner Lieblingsthemata, auf die Sonnenflecke. Die Geschichte ihrer ersten Entdeckung vor der Benutzung des Fernrohrs wird unbestimmt gelassen. Dagegen entscheidet der Autor sich ziemlich entschieden dafür, daß Galilei noch vor dem deutschen Jesuiten Scheiner dieselben mit dem Fernrohre beobachtet habe. So sei es ganz außer Zweifel, daß der erstere schon im März 1611 seinen Freunden zu Rom in dem Garten Bandini die Flecke an der untergehenden Sonne gezeigt habe, er muß also schon früher damit bekannt geworden sein. Doch wird auch Scheiner das Verdienst zuerkannt, daß er schon an Schutzmittel für das beobachtende Auge gedacht habe, wo Galilei sich nur auf das Beobachten bei Sonnenauf- und -Untergang beschränkte. Die drei Briefe Schriner's an den Bürgermeister Markus Velser zu Augsburg, welche den 12. December 1611 als Datum tragen, reden schon von der Anzahl der Flecke, von ihrer Formveränderung und Be-

wegung; auch wird schon der Sonnenfackel Erwähnung gethan, nur war er darin nicht glücklich, diese Erscheinung durch Planeten erklären zu wollen. Galilei fand dagegen das Richtige, daß nämlich die Flecke dem Sonnenkörper selbst angehören und daß ihre Ortsveränderung der Achsendrehung des Sonnenkörpers zuzuschreiben sei. Das Buch berührt denn auch mit einigen Worten des Prioritätsstreits, der so verhängnißvoll für Galilei's späteres Leben ausgefallen ist:

Wir haben schon gesagt, daß eine solche Entdeckung sich nothwendig von selbst ergeben mußte, daß sie nur eine Frage der Zeit und des Zufalls war. Aber es gehört ein Genie dazu, um die richtige Erklärung zu geben, und große Aufmerksamkeit, Geduld und Ausdauer, um die einzelnen Erscheinungen zu studiren. Was das Genie angeht, so steht Galilei ohne Nebenbuhler da; aber in Bezug auf die Beobachtungen hat Scheiner sich unstreitig große Verdienste um die Wissenschaft erworben. Man hat ihn in späterer Zeit in der Hitze der Streitfrage des Plagiats beschuldigt; aber das Zeugniß Galilei's selbst und seine Worte in der Antwort auf die ersten Briefe an Belser sind mehr als hinreichend, um eine solche Beschuldigung zurückzuweisen. Wir verdanken der echt deutschen Ausdauer Scheiner's eine große Reihe von Beobachtungen, voll von interessanten Einzelheiten, die erst in der neuern Zeit nach ihrem vollen Werthe gewürdigt worden sind. Er war der erste, der bei seinen Beobachtungen die farbigen Gläser und die Methode der Projection vermittels des Fernrohrs anwandte; er vervollkommnete dieses Verfahren nach den Angaben des P. Grienberger und construirte so einen Apparat, der als die erste Form unsers heutigen Aequatorials betrachtet werden muß.

Bei dieser Gelegenheit gibt das Werk eine eingehende Beschreibung und Abbildung von dem Beobachtungsapparate, welchen die Sternwarte des Collegium Romanum besitzt, und mit welchem gerade jetzt täglich die Sonnenflecke beobachtet werden. Das führt dann zur Entwickelung der Grundgesetze der Bewegung der Flecke und zur Angabe der Dauer einer Sonnenumdrehung, für welche ungefähr eine Zeit von $25\frac{1}{2}$ Tagen gefunden wird. Später betrachtet das Werk diesen Gegenstand noch genauer, macht aber schon darauf aufmerksam, wie unzuverlässig es sei, die Umdrehungsdauer der Sonne von dem Wiedererscheinen eines Flecks auf derselben Stelle abhängig machen zu wollen. Die vielen Hypothesen über die Natur der Sonnenflecke werden kritisch geprüft, wobei die Ansichten von Zöllner, Wilson und Herschel am meisten beachtet sind. Die weitere Untersuchung führt dann zu der Idee, daß der ganze Sonnenkörper noch vollständig gasförmig sei. Diese Hypothese ist höchst scharfsinnig eben jetzt in den „Comptes rendus des séances de l'Académie des Sciences" von Faye entwickelt, aber sie ist schon früher (1864) in Secchi's Schrift über die Monde ausgesprochen:

In derselben Weise, wie in unserer bis auf einen gewissen Grad erkalteten Atmosphäre eine Substanz vorhanden ist, welche unter Umständen (wenn das Wasser in Form von Dampfbläschen oder von kleinen festen Eiskörnchen niederschlägt) die Form eines feinen Staubes annehmen und Wolken bilden kann, könnte auch auf der Sonne eine große Menge von Stoffen vorhanden sein, welche selbst bei hoher Temperatur einen ähnlichen Zustand des Niederschlags oder der Condensation anzunehmen vermöchten. Diese in ungeheuerer Menge vorhandenen kleinen Körperchen oder Stäubchen (wahre Nebelmassen) würden eine nahezu gleichmäßige und continuirliche Schicht von wirklichen, in der Sonnenatmosphäre schwebenden Wolken bilden und müßten in derselben Weise, wie die in einem brennenden Gase feinvertheilten festen Körperchen der Flamme Leuchtkraft verleihen, ein größeres Strahlungsvermögen an Wärme und Licht haben, als das Gas selbst, in welchem sie im Zustande der feinsten Vertheilung schweben. Es ließe sich hieraus auch erklären, warum die Flecke (die Stellen, wo diese wollige Schicht durchbrochen ist) weniger Licht und Wärme ausstrahlen, obgleich ihre Temperatur gleich hoch oder vielmehr noch höher ist als die Umgebung.

Er gesteht aber, daß er sich in der Ansicht über die geringe Dicke dieser Nebelschicht geirrt habe, daß man über diese Dicke noch gar nichts Bestimmtes wisse und daß der Lichtmangel, den wir in den Flecken wahrnehmen, einfach von absorbirend wirkenden Dämpfen herrühre, welche die Risse und die Höhlungen der photosphärischen Dampfschicht ausfüllen.

Von den Kapiteln über Sonnenflecke wendet sich die Schrift zur Erklärung der Grundzüge der Spectralanalyse und zur Beschreibung der spectralanalytischen Beobachtungsapparate; auch wird von den Vorrichtungen der himmlischen Photographie gesprochen. Darauf kommen aber die Hauptkapitel des ganzen Buchs, welche von der totalen Sonnenfinsterniß, von der Corona und von den Protuberanzen dabei handeln. Es thut uns leid, hierbei nicht ausführlicher verweilen zu können, denn hier ist alles sehr interessant, man fühlt es der Darstellung an, daß sie aus der Feder eines Mannes kommt, der selbst diese wunderbaren Naturphänomene beobachtet und erforscht hat. Wir beschränken unsere Mittheilung nur auf die Untersuchung der beiden Fragen: 1) Bestehen die Protuberanzen aus festen Theilchen; sind sie große Ansammlungen von glühenden Niederschlägen in fester oder flüssiger Form nach Art unserer Nebel und Wolken, oder sind sie glühende gasförmige Massen? 2) Aus welchem Stoffe, oder aus welchen Stoffen sind sie zusammengesetzt?

Die erste Frage ließ sich vermittels des Spectroskops leicht entscheiden; man brauchte nur zu untersuchen, ob das Spectrum des Protuberanzlichts continuirlich war oder nicht. Die zweite Frage hatte schon mehr Schwierigkeiten und man wagte kaum, auf einen günstigen Erfolg der spectroskopischen Analyse nach dieser Richtung hin zu hoffen. Wir haben bereits früher gesehen, daß alle festen und flüssigen glühenden Körper ein continuirliches Spectrum geben; die gasförmigen Körper können zwar unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen der Temperatur und des Drucks ebenfalls ein continuirliches Spectrum liefern; wenn man aber ein discontinuirliches, aus isolirten hellen Linien bestehendes Spectrum erhält, so ist man sicher, daß man es mit einem gasförmigen Stoffe zu thun hat und in einem solchen Falle läßt sich die chemische Natur dieses Stoffs durch die Anzahl und die Lage jener Linien erkennen. Im wesentlichen war dieses das Programm, welches die nach Indien reisenden Astronomen zur Grundlage ihrer Beobachtungen machten. Ihre Fernröhre waren mit guten Spectroskopen von mäßiger Dispersionskraft versehen, und hinreichende Vorübungen hatten ihnen einen so hohen Grad von Gewandtheit und Sicherheit in der Anwendung dieser neuen Beobachtungsmethode gegeben, daß man mit Grund auf einen guten Erfolg der Expeditionen rechnen durfte. Am meisten Glück hatten die französischen Beobachter Janssen in Guntoor und Rayet in Malakka, die Engländer Kapitän Herschel und Major Tennant in Guntoor, endlich von der deutschen Expedition Weiß in Aden. Der Verlauf der Finsterniß war günstig. Gleich im Beginn der Totalität zeigte sich, wie wir bereits gesehen haben, eine ungeheure Protuberanz von drei Minuten Höhe, und als die Beobachter sofort ihre Spectroskope auf dieselbe richteten, sahen sie ein discontinuirliches Spectrum, d. h. einige isolirte farbige Linien. Die erste Frage war hiermit gelöst: die Protuberanzen sind gasige Massen.

In ähnlicher Weise wurde auch die zweite Frage

entschieden. Hier gab es aber allerlei Schwierigkeiten in Hinsicht der genauen Bestimmung der Lage der hellen Linien. Das Werk stattet auch hierüber einen Bericht ab, der die Leser, soviel es sich nur thun läßt, vollkommen zufriedenstellt; er ist aber zu ausführlich, um ihn hier mittheilen zu können.

Wir sehen, daß die Schrift ein sehr umfangreiches Material der neuesten astronomischen Forschung auf eine ebenso anziehende als leichtfaßliche Weise zu bearbeiten versteht.

2. Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt von Hermann J. Klein. Zweiter Theil: Der Fixsternhimmel nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und einer farbigen Spectraltafel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Unsere Leser sind schon mit der ersten Hälfte dieses Werks bekannt geworden. Die vorliegende zweite kann aber ebenso gut als eine für sich bestehende neue Schrift betrachtet werden und ist als solche auch in den Buchhandel eingeführt; sie führt den Titel: „Der Fixsternhimmel“, während der erste Theil auch alleinstehend den Titel „Das Sonnensystem“ hat. Unser günstiges Urtheil über den ersten Theil des Buchs hat sich sehr rasch durch die That bewährt, denn er ist schon seit 1871 in zweiter Auflage ausgegeben. Und diesem zweiten Theile steht eine ebenso glückliche Laufbahn bevor, da derselbe gleiches Lob verdient. Die Stellarastronomie hat in der jüngsten Zeit eine ganz neue Physiognomie erhalten. Die Lehre von den einzelnen Fixsternen, von den Doppelsternen, den Nebelflecken, den Sternhaufen und von dem Bau der Milchstraße ist durch die Anwendung der Spectralanalyse eine ganz andere geworden, und der ebenso fleißige als sachverständige Verfasser hat hier alle diese Resultate gesammelt, gut geordnet und kritisch beleuchtet. Wer da weiß, wie das gesammte Material dieses Werks aus den Berichten gelehrter Gesellschaften, aus den speciellen und allgemein wissenschaftlichen Jahrbüchern erst hat gesammelt werden müssen, der begreift auch die Größe der Vorarbeiten, welche vor dem Drucke nöthig waren, und wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich einer solchen Riesenarbeit unterzogen hat. Er leistet damit der Wissenschaft selbst wie ihren Gelehrten und Freunden einen großen Dienst. Vor ihm hat sich Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos“ derselben Arbeit schon einmal unterzogen, aber wie unendlich hat sich seitdem das Feld verändert und erweitert! Wenn daher auch das vorliegende Werk vieles verbessert, umstößt und in Frage stellt, was uns der „Kosmos“ gebracht hat, so würde ihm sicher von niemand eifriger und aufrichtiger der anerkennende Dank ausgesprochen worden sein als von dem hochverehrten Altmeister der Naturforscher, wenn derselbe noch gelebt hätte; denn es ist ja bekannt genug, wie Alexander von Humboldt jeden Fortschritt in der Wissenschaft mit triumphirender Begeisterung begrüßte und dabei auch nicht die leiseste Spur von persönlicher Kränkung zeigte, wenn dadurch seine eigenen Ansichten und Behauptungen als unhaltbar hingestellt wurden.

Eine kurze Inhaltsanzeige des Buchs ist nicht möglich und wir bemerken nur, daß es wol keine Frage von Wichtigkeit über das Gesammtgebiet der Fixsterne unbeantwortet gelassen hat, besonders was die neuesten Forschungsresultate betrifft. Wir wählen zum Beweis aus dem sehr ausführlich behandelten Kapitel über veränderliche Sterne nur einige Schlußworte:

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die nächsten Ursachen, welche die Veränderlichkeit der meisten periodischen Sterne bedingen, eine große Analogie mit den Sonnenflecken zeigen. Abgesehen von der zeitlichen Ungleichheit der Lichtzu- und -Abnahme (die auf eine den meisten Veränderlichen gemeinsame Ursache hinweist) lassen sich nämlich sämmtliche Erscheinungen, welche die veränderlichen Sterne für uns darbieten, durch Fleckenbildung an ihrer leuchtenden Oberfläche darstellen. Aber die Ursache dieser periodischen Fleckenbildung ist selbst bei unserer Sonne gegenwärtig noch durchaus in Dunkelheit gehüllt. Alle Versuche, die Bildung der Sonnenflecke an das Princip der Massenanziehung zu knüpfen und die Periodicität ihres Auftretens etwa durch eine vom Jupiter veranlaßte Ebbe und Flut zu erklären, erweisen sich als verfehlt, indem in diesem Falle die Periode nicht gleich der wahren Umlaufszeit jenes Planeten, sondern gleich der Hälfte seiner synodischen Revolution sein müßte, analog wie die Periode der Gezeiten ein halber Mondstag, die Hälfte der Zeit zwischen zwei Mondsculminationen ist.

Alle diese Aussprüche stützen sich auf die vorausgeschickten speciellen Besprechungen und tabellarischen Begründungen. Und wenn wir uns noch zu den höchst interessanten Resultaten der Spectralanalyse wenden, so beschränken wir unsere Mittheilung nur auf die 12 Sätze, wozu diese neueste Forschung bisjetzt geführt hat:

1) Nicht der lichtabsorbirenden Erdatmosphäre ist die Verschiedenheit der Sternspectren zuzuschreiben. 2) Die meisten Fixsterne haben ihrer physikalischen Natur nach sehr große Aehnlichkeit mit der Sonne. Das Licht geht von einem glühenden Kerne aus und wird zum Theil durch eine Atmosphäre absorbirt. 3) Die Fixsterne und die verwandten Himmelskörper zeigen stoffliche Gemeinschaft mit Sonne und Erde. 4) Die Verschiedenheiten bei den Fixsternen sind verhältnißmäßig so gering, daß alle in vier verschiedene Gruppen (Typen) eingetheilt werden können. Die Ursache der Verschiedenheit ist wesentlich in den Bestandtheilen und der physikalischen Constitution ihrer Atmosphäre zu suchen. 5) Die wirklichen Nebelflecke bestehen aus einem glühenden Gasgemenge. Sehr ähnlich ist das Material vieler Kometenkerne, aber nicht der Kometenschweife. 6) Vielfach finden sich in derselben Gegend des Himmels Sterne, welche ein gleiches spectroskopisches Verhalten zeigen, also auch materiell verwandt sein müssen. 7) Die Farbe der Fixsterne wird bedingt durch die lichtabsorbirende Kraft ihrer Atmosphäre, welche wieder von deren chemischer Constitution abhängig ist. 8) Auf den meisten Himmelskörpern ist dem Wasserstoffe eine Hauptrolle zugewiesen; aber nur in sehr seltenen Fällen ist er selbstleuchtend. 9) Der Wechsel in der Lichtstärke der meisten Veränderlichen ist begleitet von Veränderungen in den Absorptionslinien ihrer Spectren. 10) In sehr seltenen Fällen können rasch eintretende und wieder endende, sehr heftige physikalische und chemische Veränderungen auf einem Sterne von zeitweisem Einflusse auf dessen Lichtemission sein. 11) Nicht alle leuchtenden Punkte des Sternhimmels können als wirkliche Sterne angesehen werden. 12) Die Eigenbewegung der Fixsterne ist spectroskopisch noch unentschieden.

3. Entwickelungsgeschichte des Kosmos nach dem gegenwärtigen Standpunkte der gesammten Naturwissenschaften. Mit wissenschaftlichen Anmerkungen von Hermann J. Klein. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift kann als eine nothwendige Ergänzung der vorherbesprochenen Arbeit J. Klein's betrachtet werden. Denn er geht ja mit dem Plane um, den

Humboldt'schen „Kosmos" zu verjüngen und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften anzupassen, und da durfte natürlich auch das nicht fehlen, was sich auf die Entstehungsgeschichte des Sonnensystems, der Erde und ihrer Bewohner bezog. Das Werk ist sehr geistreich abgefaßt und wird sich insofern schon einen großen Kreis von Lesern gewinnen, aber es mußte hier auch den verhängnißvollen Boden der Parteikämpfe betreten, und da hat es wol nicht überall die kritische Unparteilichkeit so bewahrt, daß es nicht bald hier, bald dort Anstoß erwecken müßte. Der Verfasser scheint aber für alle etwaigen Kämpfe gerüstet zu sein. Er steht fertig auf der Mensur und erwartet muthvoll seine Gegner.

Der Inhalt zerfällt nach der Einleitung in zwei Abschnitte. Im ersten werden die Grundzüge der Kosmogonie und die Entwickelungsgeschichte der Erde als eines kosmischen Organismus gegeben. Im zweiten ist eine kritische Untersuchung der gegenwärtigen herrschenden Ansichten der Entwickelungsgeschichte der die Erde bewohnenden Organismen durchgeführt. Nach dem Titel unsers Aufsatzes hätten wir es eigentlich nur mit dem ersten Abschnitte des Buchs zu thun, aber wir können es uns doch nicht versagen, auch den zweiten mit in Betracht zu ziehen, da er in vielfacher Hinsicht Punkte berührt, für welche sich eben heute jeder Gebildete lebhaft interessirt. Die Entstehung des Sonnensystems und der Erde wird nach der bekannten Theorie von Kant, Laplace und Faye zur Darstellung gebracht und in Hinsicht der Entwickelung unsers Erdballs stützt sich der Verfasser vorzugsweise auf die Hypothese von Hunt, wie sie derselbe 1867 am 31. Mai in der Royal Institution of Great Britain den versammelten Mitgliedern entwickelt hat. Der Theorie von Leopold von Buch und Alexander von Humboldt, welche sich auf den feurig-flüssigen Kern unserer Erde stützt, werden die Ansichten von Lyell, Volger, Bischof u. a. entgegengestellt und die Behauptungen beider Parteien hier gründlich erwogen. Schließlich sagt der Verfasser:

> Wenn man sonach durch eine Reihe von nicht wegzuleugnenden Thatsachen gezwungen wird, anzunehmen, es habe sich unser Erdball ursprünglich in einem feurig-flüssigen Zustande befunden, aus dem er, nach und nach erkaltend, in seine heutige Daseinsform überging; so ergibt sich andererseits das für gewisse Untersuchungen nicht minder wichtige Resultat, daß nichts dazu zwingt, anzunehmen, es sei das Innere unsers Planeten gegenwärtig noch feurig-flüssig und blos von einer sehr dünnen Kruste umhüllt.

Der zweite Abschnitt beginnt mit den jetzt herrschenden Ansichten über die Abänderung der Arten, wobei natürlich die Hypothese von Charles Darwin den Cardinalpunkt bildet und einer sehr sorgfältigen Kritik unterworfen wird. In ähnlicher Weise ist auch die Vertheilung der Organismen auf der Erdoberfläche einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Ferner erörtert das Werk die geologische Aufeinanderfolge der Organismen, sowie die wechselseitige Verwandtschaft organischer Körper, die Morphologie, die Embryologie und die Schlußfolge aus den rudimentären Organen mit derselben kritischen Unparteilichkeit. Aber schließlich kommt der Verfasser auf Darwin's Pangenesis und da nimmt er selbst Partei wie einer der heftigsten Gegner. Ja er spricht es unverhohlen aus, daß, wenn Darwin seine Theorie eine „vorläufige" bezeichnet habe, die gelehrten Richter sehr bald dahin kommen würden, dieselbe als „ganz verfehlt" zu bezeichnen. Darwin's Pangenesis sei im Grunde betrachtet nichts weiter als ein Drehen im Kreise:

> Alles was der britische Naturforscher erklären will und was ihm zur Zeit von den Gesetzen der Erblichkeit bekannt ist, legt er in seine Keimchen hinein, und es kommt dadurch natürlich auf der andern Seite in seiner Theorie wieder zum Vorschein. Machen wir beispielsweise einen Augenblick die Annahme, daß bei einer gewissen Thier- oder Pflanzenart nach je zehn Generationen ein Rückschlag in irgendeinem Theile der Körperconstitution auf das erste Glied der Reihe stattfinde. Wie würde Darwin nach Analogie seines bisherigen Verfahrens bei Aufstellung der Pangenesis verfahren, um diese neue Thatsache einzureihen? Er würde offenbar den Keimchen der betreffenden Organismenart das Vermögen vindiciren, in gewissen Theilen zehn Generationen hindurch zu schlummern, um erst dann zur richtigen Zeit zu erwachen. Und was wäre damit an Einsicht gewonnen? Offenbar nicht mehr wie mit der Erklärung des Feuers bei den Alten, als eines Etwas, das brenne. Aber noch mehr. Wie wird es uns begreiflich, daß zwei Keimchen im schlummernden Zustande eine gegenseitige Verwandtschaft zueinander haben; und ist damit mehr gewonnen, als mit der einfachen Thatsache der correlativen Variation? Die Eigenthümlichkeiten, mit welchen Darwin seine Keimchen ausstattet, sind weiter nichts als rohe Uebertragungen der bei der Abänderung der Organismen auftretenden Erscheinungen. Ebenso unklar ist die Annahme Darwin's, daß die Zellen in jedem Zustande ihres Wachsthums Keimchen abgeben, die sich selbst zu Zellen entwickeln; denn man ist durchaus im Unklaren darüber, ob die werdenden Zellen (die in Umwandlung begriffenen Keimchen) auch Keimchen abgeben oder nicht, d. h. ob Keimchen zweiter oder vielleicht noch höherer Ordnung existiren.... Darwin denkt sich das Wachsthum des Menschen etwa der Art, daß der Organismus des Kindes Keimchen einschließt, die nach und nach entwickelt werden und den Mann bilden. Im Kinde soll jeder Theil ebenso wie im Erwachsenen denselben Theil für die nächste Generation erzeugen. Und nichtsdestoweniger behauptet doch Darwin, daß die Keimchen frei durch den ganzen Körper circuliren. Der feine, mit dem scharfbewaffneten Auge noch erkennbare Bau und die verwickelten Functionen des Organismus erscheinen bewundernswürdig einfach gegenüber der hypothetischen Zusammensetzung, zu welcher Darwin greift, um die Gesetze der Vererbung zu erklären.

Der Verfasser läßt übrigens der Darwin'schen Theorie insoweit Gerechtigkeit widerfahren, daß er sie geistreich und in jeder Hinsicht beachtenswerth nennt, indem sie anrege und vorgefaßte unhaltbare Ansichten auszurotten bestrebt sei. Weiter hat auch Darwin nichts gewollt. Er ist weit davon entfernt, mit seiner Forschung schon abzuschließen, er hält nur einen guten Anfang für möglich, aber auch für durchaus nothwendig, und wir stimmen mit dem ebenso vorsichtigen als wissenschaftlich tief und gründlich gebildeten Hooker überein, der als Präsident der Linné'schen Gesellschaft vor nicht langer Zeit sagte: „Mir scheint, daß die Pangenesis Darwin's von vielen wird zugelassen werden als eine provisorische Hypothese, welche weitern Untersuchungen zu unterwerfen ist, und die man nicht eher verwerfen darf, bis man eine andere bessere an ihre Stelle zu setzen hat." Allerdings wird damit das Gebiet der Kritik nicht ausgeschlossen werden dürfen. Und dieser Ansicht ist auch der Verfasser der vorliegenden, in jeder Hinsicht geistreichen Schrift. Das Streben, all unser Wissen zu concentriren, liegt einmal im Geiste der Gelehrten, es ist dies ein Zeitbedürfniß geworden. Und Darwin hat dasselbe erkannt und ist in jeder Beziehung

einsichtsvoll und verständig behandelt. Er will nur einen guten Anfang vorgegangen.

4. Kepler und die Astronomie. Zum dreihundertjährigen Jubiläum von Kepler's Geburt am 27. December 1571. Von C. G. Reuschle. Mit einer Figurentafel. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat die Grundlage zu dieser Schrift schon 1841 in einem Herbstprogramm des stuttgarter Gymnasiums gelegt, um damit die Jubelfeier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs Wilhelm von Würtemberg zu verherrlichen. Es galt darin, einem welthistorischen Würtemberger ein ehrenvolles Andenken zu bringen. Seitdem ist nun auch das große Werk von Frisch: „Joannis Kepleri Astronomi Opera Omnia" in 8 Bänden, veröffentlicht und vollendet, welches dem Verfasser vielfach Gelegenheit gab, seine Arbeit zu erweitern und zu verbessern. Dabei ließ derselbe nicht unbeachtet, was Hansch, Fischlin, Kästner, Herder, Städlin, Laplace, Humboldt, Whewell, Chales, Apelt, Förster, Bertrand, Gruner, Ritlinge, Deinhardt u. m. a. über Kepler's Leben und Wirken geschrieben haben. Das jetzt vorliegende Buch zeichnet sich ebenso sehr durch die Reichhaltigkeit des gewissenhaft gesammelten Materials, wie durch eine begeisterte würdige Behandlung des Stoffs aus, und wird sicher vom gebildeten großen Publikum mit Beifall und Dank begrüßt werden. Es redet mit warmer Liebe dem großen Landsmanne das ehrende Wort, es weiß alle unsterblichen Leistungen desselben in eine allgemein verständliche Anschauung zu bringen und gibt zugleich ein durch und durch wahres Lebensbild von dieser echt deutschen Kernnatur. Wer ein Interesse für die Entwickelungsgeschichte unserer heutigen Astronomie besitzt, der darf dies Buch nicht ungelesen lassen, es führt uns offen und überall verständlich in die Zeit des wissenschaftlichen Kampfes und des glorreich errungenen Sieges in Betreff der ewig geltenden Gesetze der Himmelsbewegungen.

Das Werk zerfällt in drei Haupttheile. Im ersten wird mit einfachen klaren Worten das Kopernicanische Stadium klar gemacht, dann die Leistungen Kepler's für die eigentliche Bewahrheitung der Kopernicanischen Weltordnung ins rechte Licht gestellt, und zuletzt darauf hingewiesen, was Newton that, um auch Kepler's großen Arbeiten erst die höhere Weihe zu geben. Der zweite Haupttheil ist eigentlich eine Biographie Kepler's, aber zugleich mit einer Geschichte aller seiner Arbeiten verbunden. Der dritte Haupttheil ist eine Begründung der Jubelfeier, einer Gedächtnißfeier Kepler's für unser 19. Jahrhundert.

Im ersten Theile gibt das Buch einen Ueberblick der ganzen Entwickelungsgeschichte der neuern Astronomie und schließt mit den Worten:

> Da kehrte Kopernicus die alte Ordnung mit einem kühnen Schlage um, rüttelte die alte Erde und den alten Himmel durcheinander, versetzte die Erde unter die Gestirne und machte diese zu Weltkörpern. Alsdann faßte Kepler's phantasiereiche Speculation, gepaart mit großartiger geometrischer Anschauung, den Gedanken von physischen Kräften und Principien, die in dem neuen Himmel regieren, und stellt von dieser Weltallsphysik drei empirische Zeugen auf. Gleichzeitig bereicherte der technisch gewandte, mit gleicher Schärfe der Sinne und des Verstandes begabte Galilei den neuen Himmel mit neuen Erscheinungen, und unterwirft, veranlaßt durch die von der Schwere hergenommenen Einwürfe gegen die Bewegung der Erde, diese Naturkraft einer Reihe von physikalischen Experimenten und dynamischen Bestimmungen. Endlich verbindet Newton, gleich groß in Induction und Deduction, Galilei's irdische und Kepler's himmlische Gesetze durch eine neu geschaffene Mathematik, macht die Schwere, diese bisher für eigenstes Eigenthum der Erde gehaltene Kraft, zur allgemeinsten des Weltalls, und bringt den von Wirbeln und Harmonien erregten Himmel in dem einen durchsichtigen Gravitationsprincipe zur Ruhe — ein Ziel, das somit erst erreicht werden konnte, als der astronomische Hauptstrom von Tycho-Kepler mit dem dynamischen Nebenflusse von Galilei-Huyghens in Newton zur breiten Mündung in den Ocean der wahrhaften Wissenschaft sich vereinigte.

Das ist ein geistvolles inhaltreiches Schlußbild der meisterhaft durchgeführten einleitenden Untersuchung des ersten Hauptbestandtheils des vorliegenden Werks.

Hieran schließt sich die interessante Lebensbeschreibung des großen Reformators unserer Astronomie und die Geschichte der Erforschung seiner unsterblichen Himmelsgesetze. Der Verfasser zeigt uns hier den Weg, der Kepler zu seinen astronomischen Gesetzen führte, und läßt auch die vielfachen Irrgänge nicht unerwähnt, welche derselbe im Eifer seiner Bestrebungen mit betreten hat. Er deutet überall auf die geistreiche Vorahnung hin, welche instinctartig dem forschenden Geist vorschwebten und ihn endlich auf die einfache wahre Grundlage der Himmelsphysik gebracht haben. So sehen wir Kepler in seiner himmlischen Mission streben und arbeiten, denken, versuchen, aufstellen und verwerfen, bis er sie endlich zur höchsten Vollendung gebracht hat. Der begeisterte Verfasser ruft zuletzt aus:

> Ja fürwahr, er ist ein Held der Menschengeschichte, und er hatte das Bewußtsein davon, und seine Zeit war darauf berechnet. Denn wenn Kepler's äußeres Leben — so sehr wir in manchen Nöthen desselben mit Bestimmtheit sehen, wie sie ihn seinem Ziele entgegenführten —, im ganzen als Kampf gegen eine widerstrebende Wirklichkeit erscheint: so leuchtet seine innere Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes uns als eine wahrhaft organische entgegen. Wenn sein Sieg über alle jene Widerwärtigkeiten uns die ewige Wahrheit zu Gemüthe führt, daß der Genius die tiefste und unwiderstehlichste Macht ist, die es gibt, so befestigt uns das innere organische Verhältniß jener Männer in dem Glauben an die fortschreitende geistige Entwickelung der Menschheit.

Das ist ein erhebender Fingerzeig auf den Geist in der Geschichte des einzelnen Menschen, wie der ganzen Menschheit, der ganzen Welt. Wer könnte ein denkender Geschichts- und Naturforscher sein und diese Geistesspur noch nicht zum Bewußtsein gebracht haben! Und unsere eben durchlebte Geschichtsepoche Deutschlands liefert uns ein so klares schönes Beispiel für die Bewahrheitung des Satzes, wie wir es nur wünschen können. Dafür das geistige Auge zu öffnen und empfänglich zu machen, ist unverkennbar der höchste Zweck aller Bildungsbestrebungen unserer Volkserziehung im Staate, in Schule und Haus.

Der dritte Theil gibt uns eine ganz vortreffliche astronomische Schlußbetrachtung über die dreihundertjährige Zeit von Kepler bis zur Gegenwart. Der Verfasser weiß es meisterhaft durchzuführen in kurzen vielsagenden Worten, uns die Hauptmomente und ihre hohe Bedeu-

tung klar und wahr vor die Seele zu stellen. Natürlich kommt er auch auf die Spectralanalyse:

Auch dieser ebenso überraschend als folgenreiche Fortschritt der Astronomie schließt sich zunächst an optische Wahrnehmungen an, wie ja überhaupt stets Astronomie und Optik Hand in Hand gegangen sind, was wir am schlagendsten eben im Kepler'schen Zeitalter sahen. Das prismatische Farbenbild (Spectrum) mit seinen hellen und dunkeln (Fraunhofer'schen) Linien ist es, wodurch es möglich geworden ist, das Vorhandensein bestimmter chemischer Stoffe in den Weltkörpern nachzuweisen, die Sterne nach ihrer chemischen Constitution zu klassificiren, Sternhaufen von eigentlichen Nebelflecken zu unterscheiden, ja auch Schlüsse auf Bewegungen der Sterne zu machen. Die Mehrzahl dieser spectroskopischen Resultate ist, wie es scheint, außerhalb Deutschland zu Stande gekommen, aber Princip und Grundlage ist von Deutschland ausgegangen. Und der neueste Aufschwung in dieser Sache, welcher selbst auf Sternentfernung speculirt, rührt von unserm Zöllner her.

Man sieht, es fehlt dem Verfasser auch das Verständniß der allerneuesten Fortschritte der Astronomie nicht. Es war dies nöthig, um dem Geiste Kepler's gerecht zu werden, wenn er ihm entwickeln wollte, was aus seiner astronomischen Saat für herrliche Früchte gereift sind und wie man auf dem von ihm zuerst gebahnten und betretenen Wege allmählich weiter und weiter fortgeschritten sei. Ach, wenn Kepler jetzt plötzlich wieder unter uns wäre und alles überblicken könnte, was aus seiner so mühsam und schwer errungenen Astronomie für eine herrliche Wissenschaft geworden ist, so würde er sich freuen, und es nicht beklagen, so rastlos für die Nachwelt gekämpft, so unendlich viel ihr zum Opfer gebracht zu haben.

Heinrich Birnbaum.

Geschichte der Stadt Frankfurt.

Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Nach Urkunden und Acten von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seit einem Menschenalter und noch länger hat der treffliche Kriegk, einer der würdigsten Vertreter der Schlosser'schen historischen Schule und wie bekannt Umarbeiter, Fortsetzer und Vollender des Hauptwerks des Meisters, seiner großen „Weltgeschichte für das deutsche Volk", sich hauptsächlich der localgeschichtlichen Thätigkeit zugewandt. Anlage, Neigung und Beruf — als städtischer Archivar — haben ihn in dieser Sphäre fixirt, die unzweifelhaft einen wissenschaftlich äußerst fruchtbaren Inhalt besitzt, wenn man, wie er, es versteht, ihn zu erschließen. Im Gegensatze zu vielen oder den meisten andern besonders ältern Localhistorikern wendet sich nämlich Kriegk vorzugsweise der innern Geschichte seines Kreises zu. Die Culturgeschichte von Frankfurt a. M. ist der eigentliche Mittelpunkt, um den sich bei ihm die urkundliche Forschung dreht, und er pflegt nur geschichtliche Materien darzustellen, die solchen Inhalt haben. Derselbe ließe sich noch bestimmter begrenzen, als durch die weitgedehnte Bezeichnung „culturgeschichtlich". Die Sittengeschichte, die Geschichte der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens im Haus und in der Stadt ist der eigentliche Gesichtskreis aller der zahlreichen Monographien aus der Geschichte der Stadt Frankfurt, die wir der fleißigen und gebildeten Feder Kriegk's verdanken. Sonst liebt es die Localhistorie, sich mehr mit der äußern Geschichte des Ortes und deren Evolutionen zu beschäftigen, oder wenn sie das innere Gebiet betritt, sich mit Vorliebe der politischen Verfassung und was damit zusammenhängt, der öffentlichen und Privatrechtsentwickelung zuzuwenden. So wenig wir diese Ziele für der Forschung und Darstellung minder werth erklären möchten, als die von Kriegk verfolgten, so steht doch fest, daß für das größere historische Publikum, dem das localpatriotische Interesse abgeht, das auch an sich Unschmackhaftes schmackhaft erscheinen läßt, die Aufgaben aus dem Kreise der innern Geschichte und besonders in der oben dargestellten Präcisirung unsers frankfurter Geschichtschreibers um vieles anziehender und insofern auch lehrreicher sind. Alle diese frankfurter Monographien haben sich deshalb ebenso sehr durch das Verdienst ihres Verfassers, wie durch die Wahl ihrer Gegenstände einen ausgedehnten Kreis von Freunden erworben und stehen mit in erster Linie unter den gelesensten deutschen Büchern aus dem Fache der Geschichte. Ohne Zweifel wird dieses letzte Erzeugniß, dessen specielle Besprechung uns zu dieser allgemeinen Bemerkung veranlaßt hat, es zu derselben günstigen Aufnahme bringen wie seine Vorgänger. Es steht ihnen an Gehalt und Form völlig ebenbürtig zur Seite und übertrifft sie noch durch die Vielseitigkeit der darin berührten culturgeschichtlichen Typen des städtischen Lebens.

Der Titel „Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen" bezeichnet, wie schon aus dem Bisherigen hervorgeht, die Eigenart des Buchs nicht ganz treffend. Er hat nur insofern Berechtigung, als die einzelnen Bestandtheile desselben sich über den ganzen Zeitraum, in dem man von einer Geschichte der Stadt reden kann, also über länger als 1000 Jahre verbreiten und in chronologischer Reihenfolge, soweit es möglich war, geordnet sind. Es sind im ganzen 35 kürzere oder längere Einzeldarstellungen, die zusammen wol ein hübsches Stück des ganzen Geschichtsbildes von Frankfurt, in keiner Weise aber seine Totalität zur Anschauung bringen sollen. Die Uebersicht des Inhalts nach den Ueberschriften der Kapitel mag dies darthun: 1) „Bedeutung der Stadt Frankfurt", ein Gegenstand, auf den wir noch mit einem Worte zurückkommen, hier passend zur einheitlichen Verknüpfung des Folgenden vorangestellt; 2) „Urzeit und Benennungen der Gegend von Frankfurt"; 3) „Die Zeit der Römer"; 4) „Sagen über die Entstehung der Stadt"; 5) „Die Zeit ihrer Entstehung"; 6) „Früheste Vegetation und Thierwelt der Ebene des untern Main"; 7) „Erste Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse"; 8) „Entstehung von Sachsenhausen";

9) „Verzeichniß der Reichsministerialien in Frankfurt“; 10) „Die Zeit Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen“; 11) „Die Zeit Ludwig's des Deutschen und die Salvator-Kirche“; 12) „Das Ende der Karolingischen Zeit, der älteste Stadtgraben und die Mainbrücke“; 13) „Die Zeit der sächsischen und salischen Könige“; 14) „Allgemeines über die Zeit der Hohenstaufen und die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts“; 15) „Verhalten der Stadt bei ihr drohenden Gefahren des 13. Jahrhunderts“; 16) „Bedrängungen der Stadt unter Ludwig dem Baier und Karl IV“; 17) „Die goldene Bulle Frankfurts“; 18) „Der Krieg mit den Kronbergern 1389“; 19) „Die Erwerbung des Stadtwaldes“; 20) „Gemeinsinn der Bürger früherer Zeiten“; 21) „Auflehnung des Patriciers Johann von Rückingen 1488—89“; 22) „Der Römer und der Kaisersaal“; 23) „Schmähgedicht auf die Patricier von 1546“; 24) „Frankfurt im Schmalkaldischen Kriege“; 25) „Die Zeit des Interims“; 26) „Der Fettmilch'sche Aufstand 1612—16“; 27) „Frankfurt um die Mitte des Dreißigjährigen Kriegs“; 28) „Der Hahn auf der Mainbrücke“; 29) „Die Patricierfamilien Steffen von Cronstetten und von Hynsperg“; 30) „Die Judengasse und die Familie Rothschild“; 31) „Der Justitia-Brunnen auf dem Römerberg“; 32) „Geschichte des Rahmhofs in Frankfurt“; 33) „Auflehnung der Stadt gegen den Kaiser 1760“; 34) „Simon Moritz von Bethmann“; 35) „Wiederherstellung der Freiheit Frankfurts 1813—16“.

Unter dieser reich ausgestatteten historischen Gemäldegalerie ist eins, Nr. 26: „Der Fettmilch'sche Aufstand“, von besonders genauer Detailausführung, weil es hier darauf ankam, aus den eigentlichen urkundlichen Quellen eine Menge Irrthümer und schiefe Urtheile zu berichtigen, die sich in den zahlreichen bisherigen Darstellungen dieses Ereignisses finden. Es fällt in eine relativ so nahe Vergangenheit, in die Jahre 1612—16, daß sich die urkundliche Begründung fast jedes einzelnen Zugs der ganzen, immerhin nicht blos für Frankfurt merkwürdigen Revolution recht wohl ermöglichen läßt. Es ist eine der letzten Zuckungen jenes revolutionären Geistes, der seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts, besonders aber im 15. und im Anfang des 16. vor, während und nach dem sogenannten Bauernkrieg, der aber ebenso gut ein Bürgerkrieg heißen könnte — alle Theile von Deutschland durchzuckte. Fettmilch, ein echter deutscher Volkstribun, d. h. ein Vertreter des specifischen Bürgerthums, des Kleinbürgerthums oder des Handwerksstandes, und dadurch sehr weit verschieden von den italienischen städtischen Agitatoren, wie Cola Rienzi oder Masaniello, die den eigentlichen Pöbel hinter sich hatten, begann seinen Kampf gegen die Herren, d. h. die regierenden Patricier, zu einer Zeit, in welcher der Boden Deutschlands schon nicht mehr geeignet war, ein lebenskräftiges Kleinbürgerthum zu erzeugen oder zu erhalten. Denn selbst da, wo sich dasselbe infolge der Revolutionen des 14. und 15. Jahrhunderts ganz oder theilweise der Stadtregierung bemächtigt hatte, wie in den meisten schwäbischen und rheinischen Reichsstädten, wurde ihm durch eine immer fester krystallisirte Oligarchie thatsächlich nur der Schein und die Form des Regiments gelassen. So war Fettmilch ein arger Anachronismus, nebenbei auch, wie aus der urkundlichen Darstellung hervorgeht, zu wenig von jenem, wenn auch nur pseudo-idealen Gepräge, dessen ein Revolutionsheld bedarf, um einige Effecte, seien es auch nur Theatereffecte, hervorzubringen. Es ist eine ganz gewöhnliche, sinnlich behagliche Philisternatur von dem Schlage seiner deutschen Zeitgenossen, die niemals weiter von irgendwelchem idealen oder poetischen oder romantischen Wesen entfernt waren, als am Schlusse der gröblichst materiellen Periode unserer ganzen Geschichte, von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Dieser letztere war das nothwendige, freilich auch erbarmungslose Correctiv für eine Generation, die freilich gutmüthig und harmlos, wie es die deutsche Art nicht anders sein kann, aber in die grenzenloseste Indolenz, in einen absoluten Indifferentismus gegen alle wahrhaft idealen Interessen und in die wüstesten Orgien des allervulgärsten Sinnengenusses, nicht Essens und Trinkens, sondern Fressens und Saufens versunken war. Lustig genug ging es damals in Deutschland her, auf dem Fasching, an den städtischen Freischießen, bei den fürstlichen Jagden und Wirthschaften, aber die Lustigkeit ist genau dieselbe, die nach der Mitternachtsstunde in einer Bierkneipe schlechtester Sorte zu herrschen pflegt. Der Katzenjammer, der darauf folgte, war allerdings nicht blos die berechtigte Reaction der Natur zu ihrer eigenen Wiederherstellung. Er steigerte sich zu einer Krankheit auf Tod und Leben, in welcher der erstere gewöhnlich als der um vieles wahrscheinlichere Ausgang erschien, weil jene infernalischen Elemente fremder Bosheit, die Tücke der Jesuiten und die Niederträchtigkeit der französischen Politik, jede Krisis in ihr gerade durch die schädlichsten „wälschen Tränkchen“ zu vergiften verstanden, ein Kunststück, für welches jeder ehrliche Deutsche noch heute ihnen zu Danke verpflichtet ist, d. h. zu unablässigem Bedenken und Nachdenken, wie man sich in Zukunft davor zu schützen habe, da unsere Zukunft gerade so stark davon bedroht ist, wie unsere Vergangenheit und Gegenwart. Denn es versteht sich von selbst, daß diese geborenen und ewigen Feinde Deutschlands ebenso wenig wie das Böse selbst aus dem Gefüge der Weltordnung herauszuschaffen sind.

Ueberblickt man den Gehalt der Geschichte Frankfurts, so steht diese Stadt ohne Frage in erster Reihe unter den deutschen Culturcentren. Daß sie auch für die politische Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat, beweist ihre traditionelle Eigenschaft als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser, freilich erst in einer Zeit, in welcher die Machtfülle derselben schon merklich reducirt war, um endlich fast auf nichts zusammenzuschwinden. Doch hat Frankfurt dadurch immerhin das Recht, für den Mittelpunkt des Reichs zu gelten, denn die Bezeichnung „Hauptstadt“ würde nur schiefe Vorstellungen erwecken. Diesen Vorzug verdankt Frankfurt ebensowol seiner günstigen geographischen Lage in der Mitte der Kernlande unserer mittelalterlichen Entwickelung, wo das westliche und südwestliche Binnenland die Führung der Nation besaßen. Aber dazu mußten denn auch noch die besondern örtlichen Vortheile treten, die diese Stadt vor allen ihnen ähnlich gelegenen und zum Theil ältern Nachbarorten auszeichneten. Und gerade hier liegt das eigene Verdienst der frankfurter

Vorzeit. Das frankfurter Bürgerthum des Mittelalters hat es durch seinen Fleiß, seine Zucht, seine Tüchtigkeit, natürlich in Verbindung mit der Gunst der Sterne, die dem soliden Streben niemals fehlt, dahin gebracht, daß die ehemalige kaiserliche Domäne und fürstliche Landwohnung des 8. und 9. Jahrhunderts schon im 13. ein volkreiches, im damaligen Sinne großstädtisches Gemeinwesen war, das es vollkommen verdiente, der stehende Schauplatz der größten und feierlichsten Haupt- und Staatsactionen Deutschlands zu werden.

Die dem Mittelalter folgenden Jahrhunderte bedeuten auch für Frankfurt wie für die unendliche Mehrzahl aller deutschen Städte — eigentlich nur mit Ausnahme der Kunstgebilde neumodischer Residenzen à la Versailles — ein fortwährendes, wenn auch langsames Sinken und Verkommen mit wechselnden Phasen scheinbaren Wiederaufstrebens der Kräfte. Aber die Zeit für die autonomen Stadt-Staaten des Mittelalters war vorbei, sobald die Grundlinien des modernen Territorialstaats festgestellt waren, der die Städte neben andern Elementen in sich enthalten mußte, freilich in seiner ersten rohen Skizzirung nur so, daß Stadt und Land unter dieselbe Schablone des bureaukratischen Despotismus gezwängt wurden. Doch hat Frankfurt, weil es quasi Reichshauptstadt war, sich in dieser Periode tapferer gehalten als viele, ja die meisten seiner einst ebenbürtigen, ja überlegenen Genossen. Das Frankfurt des 18. Jahrhunderts ist ein ganz anderes Ding, als das Nürnberg derselben Zeit. Dieses hätte nie einen Goethe hervorbringen und gestalten können. Und Frankfurt hat es gethan: Goethe ist nicht blos zufällig in Frankfurt geboren, wie etwa Schleiermacher in Breslau, sondern jede Faser seines Wesens bis zu dem innersten Kerne, der er selbst und nur er selbst ist, ist von den Elementen seiner Heimat bedingt und durchzogen. Darüber bedarf es keines Wortes: hat er es ja doch selbst in den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" zum absolut gültigen Ausdruck für alle Zeiten gebracht.

So genießt Frankfurt des Ruhms, den größten deutschen Dichter im vollen Wortsinne seinen Sohn nennen zu dürfen, und das Ende seiner Existenz als mittelalterlicher Stadt-Staat ist dadurch mit einer Glorie ohnegleichen umgeben, die ihm nur der Unverstand und die oberflächliche Phrasenhaftigkeit einer pseudo-geistreichen Kritik streitig machen kann.

Daß nach dem natürlichen Ausleben des mittelalterlichen Frankfurt durch die Französische Revolution und den Zusammenbruch des Reichs ein scheinbares Wiederaufleben der ehrenvoll genug bestatteten Leiche erfolgte, ist kein Gewinn für die Stadt, keiner für Deutschland gewesen. Die Geschichte der Freien Stadt von 1816—66 gehört entschieden nicht zu den Glanzperioden der frankfurter mehr als tausendjährigen Entwickelung. Es war, wie so vieles damalige, ein arger Anachronismus, dessen übele Folgen um nichts besser werden, wenn man seine genetische Begründung — die Eifersucht der verschiedenen Aspiranten auf den fetten Bissen — kennt. Frankfurt ist zwar seitdem in der Anhäufung von Geld und Geldeswerth weit vorgeschritten, und in diesem Sinne eine der reichsten Städte, auch einer der größten europäischen Geldmärkte — schon durch seine gleichfalls echt frankfurtisch gefärbten speculativen Söhne, die Rothschild, gleichsam die Parodie seines großen idealen Sohns — geworden, nebenbei aber ein Spielball schwarzgelber Intriguen gegen Deutschland, ein Herd der Jesuiten und Ultramontanen, ebenso auch der französischen Umtriebe, und naturgemäß auch der wahlverwandten blutrothen revolutionären Elemente, von den Demokraten und Communisten der vierziger Jahre an bis zu den heutigen Männern der Volkspartei und der Internationalen, kurz alles dessen, was sich als Todfeind Deutschlands fühlt. Das größte Glück, das der Stadt widerfahren konnte, war, daß der Blitzstrahl, den die Hand des mächtigen Jupiter tonans unserer Tage geschleudert, 1866 in diesen faulen Qualm giftiger Miasmen zerstörend und wenigstens etwas die Atmosphäre reinigend einschlug. Besser wäre es freilich 30 Jahre früher geschehen, ehe der Sumpf sich bildete.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 20 Juli d. J. sagt über „Geschichte und Bild von Nero" von A. H. Raabe: „Das Streben, welches sich in letzter Zeit in unserer historischen Literatur geltend gemacht hat, einige der schlimmsten römischen Tyrannen zu entschuldigen, ist für den modernen Geist insofern ehrenvoll, als es aus einer Abneigung hervorgeht, Ueberlieferungen auf guten Glauben hinzunehmen, aus einem Gefühl der Billigkeit und Menschlichkeit, aus der Anerkennung endlich, daß jeder Mensch bis zu einem gewissen Grade das Geschöpf seines Zeitalters und der Verhältnisse ist. Es ist aber schädlich und ungehörig, sobald es aus einem überlegten Vorsatze hervorgeht, die Vergehen willkürlicher Macht zu beschönigen oder aus einer bloßen Liebe zu sophistischen Wahrheitsentstellungen. Das Gedächtniß des Tiberius verdankt die ihm gewordene Ehrenrettung dem erstern, das Nero's dem letztern Beweggrunde. Der Cäsarismus und sein unfreiwilliger, aber wirksamer Verbündeter, der Comteismus, können nicht umhin, eine so typische Verkörperung des kaiserlichen Systems wie Tiberius mit mildem Auge zu betrachten; Nero, so vermuthen wir, würde ohne Vertheidiger geblieben sein, wenn die Vertheidigung nicht etwas Absonderliches in sich schlösse. Die Sache würde wenig zu bedeuten haben, wäre den Ehrenrettern Nero's nicht die Nothwendigkeit auferlegt, das historische Zeugniß selbst in den Personen des Tacitus und Sueton zu verdächtigen, zweier Schriftsteller vom höchsten sittlichen Rufe unter ihren Zeitgenossen, die durch keinerlei Parteilichkeit beherrscht wurden und durch ihre sociale und amtliche Stellung jede Gelegenheit hatten, über Vorfälle, welche zu neu waren, um vergessen zu werden, und zu entlegen, um die Leidenschaft zu erregen, gut unterrichtet zu sein. Sollten sie alle diese Vortheile blos benutzt haben, um uns zu täuschen, so müßten unser Vertrauen zur Echtheit irgendwelcher Geschichte geschwächt und die angehäuften Schätze der Erfahrung werthlos gemacht werden. Dies würde ein etwas zu hoher Preis für eine Ehrenrettung Nero's sein, und wir freuen uns zu bemerken, daß Raabe, ein tüchtiger holländischer Gelehrter, es unternommen

hat, des muttermörderischen Kaisers deutsche und englische Vertheidiger zu widerlegen. Die Langweiligkeit der schlichten Wahrheit im Vergleich zur geistreichen Paradoxie ist ein so abgedroschenes Thema, daß es unnöthig ist, für Raabe's matten Stil Entschuldigungen vorzubringen — ein um so verzeihlicherer Fehler übrigens, als er sich, aus einem löblichen Wunsche außerhalb Hollands gelesen zu werden, den Fesseln unterworfen hat, in einer ihm fremden Sprache zu schreiben. Was die Beweisgründe betrifft, so trägt er überall den Sieg davon; das einzig Nöthige in der That ist, die Glaubwürdigkeit der alten Autoritäten festzustellen, oder vielmehr, da das onus probandi der andern Seite obliegt, die Unzulänglichkeit der Gründe nachzuweisen, auf welche hin jene angefochten worden ist. So läßt sich z. B. durchaus nichts gegen die Wahrhaftigkeit des Tacitus in diesem Theil seines Werks ausstellen, außer etwa, daß einige der Ereignisse, die er erzählt, bedenklicher Art sind, und daß er vielleicht von gewissen »Memoiren der Agrippina«, über welche einige neuere Kritiker mit solcher Entschiedenheit sprechen, als ob sie jedes Wort davon gelesen hätten, irregeleitet worden sein mag. In Wahrheit aber wissen wir weder, daß Tacitus diese Memoiren benutzt hat, noch daß sie unzuverlässig, noch daß sie überhaupt vorhanden waren. Das anziehendste Kapitel im Buche indessen ist das über die Vergiftung des Britannicus, welche man auf Grund der Unbekanntschaft der Alten mit irgendeinem Gifte, das fähig wäre, die geschilderten Wirkungen hervorzubringen, bestritten hat. Mit Hülfe eines wissenschaftlichen Freundes ist Raabe in den Stand gesetzt, das Falsche dieser unter allen Umständen höchst gewagten Behauptung darzuthun."

Ueber Gideon Spicker's „Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury, nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie" sagt dasselbe Blatt: „Ein verdienstvolles Werk, welches es in noch höherm Grade gewesen sein würde, hätte sich der Verfasser strenger auf seine Aufgabe beschränkt und die Darstellung von Shaftesbury's Ansichten nicht dazu benutzt, seine eigenen Betrachtungen, insofern er sie für damit zusammenhängend hielt, daran zu knüpfen. Diese Abschweifungen sind zwar, was den Inhalt betrifft, nicht zu verwerfen, und entfalten eine lobenswerthe Unabhängigkeit von metaphysischen Ausdrucksweisen; doch ist der Stil zu springend und sprudelnd für die Sprache der nüchternen Untersuchung, und die Hineinziehung seiner Betrachtungen stört das Ebenmaß der Monographie. Spicker's Analyse der »Charakteristiken« indessen ist sehr befriedigend, und um so willkommener, als sie dazu dient, das Interesse für einen Schriftsteller wieder zu erwecken, der weniger gelesen wird, als er es verdient."

„Ein Geist anderer Art", heißt es dann weiter, „wird in einem andern Geiste von F. Jodl untersucht, dessen Abhandlung über »Leben und Philosophie David Hume's« nichts von Spicker's abschweifender Genialität an sich trägt, dagegen ein Muster von unparteiischer und genauer Analyse ist. Jodl's Stellung zu seinem Autor ist einfach die eines Berichterstatters, und der einzige Punkt, über welchen er sich verpflichtet fühlt, seine eigene Meinung auszudrücken, ist die schwierige Frage, welcher von den drei Rednern in den Dialogen über die natürliche Religion wohl Hume's eigene Ansichten am besten ausspricht? Nach Jodl's Dafürhalten neigten diese, trotz Hume's Bedenken gegen die Möglichkeit, den Causalnexus zu beweisen, zum teleologischen Theismus des Kleanthes."

Ein sonderbares Urtheil spricht der Recensent über Johannes Scherr's „Hammerschläge und Historien" aus, wenn er sagt: „Eine theilnahmsvolle und nicht schlecht geschriebene Skizze von Lenau's unglücklicher Laufbahn, hauptsächlich jedoch aus der Biographie desselben von Schurz compilirt, bildet den einzigen Zug, der uns mit dem sonst werthlosen Buche eines werthlosen Schriftstellers auszusöhnen vermag. Der übrige Theil des Bandes ist Aufreizungen zu nationalem Haß und Vorurtheil gewidmet, die sittlich auf gleicher Stufe mit ähnlichen Hervorbringungen jenseit des Rheins stehen, durchaus aber keinen Anspruch auf Eleganz oder Geist haben."

Ueber „Des einigen Deutschen Reichs Musikzustände" von L. Meinardus sagt dasselbe Blatt: „Der Verfasser verlangt eine Einigkeit in der deutschen musikalischen Welt, der jetzt so glücklich hergestellten politischen entsprechend. Sein Recept dafür ist ein sehr einfaches; jedermann soll Johann Sebastian Bach ebenso sehr bewundern wie er selbst. Bach scheint den praktischen Vortheil zu haben, welcher der republikanischen Regierungsform in Frankreich zugeschrieben wird — nämlich derjenige Componist zu sein, qui nous divise le moins. Bis indessen die Wagnerianer und Schumannianer und Mendelssohnianer darin einwilligen, sich um das einigende Banner zu scharen, scheint das Feld der Wirklichkeit nach im Besitz eines andern Bach zu sein, und zwar Offenbach's, dessen Stücke im Juli vorigen Jahres 72 Aufführungen erlebten, gegen 46 der aller andern Componisten zusammengenommen."

Ueber „Gedichte" von Oscar Riecke endlich heißt es: „Oscar Riecke ist wirklich ein Dichter, dessen Geist und Melodie aufs vortheilhafteste von den trivialen Gemeinplätzen der meisten zeitgenössischen deutschen Lyriker absticht. Unglücklicherweise jedoch ist er zu sehr von Heine beeinflußt, und der wichtigste Abschnitt des Bandes, der Cyklus von Gedichten, betitelt: „Verliebt", kann nur als eine rühmliche Annäherung an ein unnachahmbares Muster betrachtet werden. Wo sein Stil selbständiger ist, so ist er entschiedener individuell; einige seiner Balladen sind hoch pathetisch, und eine Reihe kleiner Gedichte, welche populäre Sprichwörter beleuchten, drückt markige Weisheit in höchst wirkungsvoller Weise aus."

In der „Academy" vom 1. August d. J. bespricht R. Bensey Albert Moeser's „Neue Gedichte" in der anerkennendsten Weise. Als das Urtheil eines Deutschen, welches übrigens nur wiederholt, was die deutsche Kritik bereits über den jungen Dichter ausgesprochen, fühlen wir uns nicht veranlaßt, es hier wiederzugeben.

Die „Saturday Review" vom 17. August sagt über Lujo Brentano's „Zur Kritik der englischen Gewerkvereine": „In diesen Tagen der Arbeitseinstellungen und hohen Preise ist die Frage der Gewerkvereine ein Gegenstand von allgemeinem Interesse geworden, und selbst diejenigen, welche schon vertraut damit sind, dürften sich freuen, ihn einigermaßen von einem neuen Gesichtspunkte aus behandelt zu sehen. In England haben wir uns damit begnügt, die Frage zu erwägen, wie sie sich der öffentlichen Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit aufgedrängt hat, ohne ihre Wurzeln in der Vergangenheit oder ihre Verzweigungen in der Zukunft sehr zu beachten. Brentano, überzeugt davon, daß keine historische oder sociale Erscheinung gänzlich vereinzelt dastehen könne, bemüht sich, die freiwilligen vom Gesetze oft verbotenen und selten begünstigten Vereine der Arbeiter des 19. Jahrhunderts mit den anerkannten Zünften des Mittelalters, einem wesentlichen Theil des socialen Gebäudes der Zeit, in Verbindung zu bringen.

„Der Verfall dieser Einrichtungen und die Unterlassung der Gesetzgeber, einen hinlänglichen Ersatz dafür zu schaffen, hat, seiner Ansicht nach, das Gewerbe in einem gesetzlosen Zustande gelassen und die Arbeiter zu vollständig den Arbeitgebern in die Hände geliefert. Gewerkvereine hält er für einen instinctmäßigen Versuch, das wiederherzustellen, was im alten System werthvoll war, und sie haben daher ihre vollkommenste Entwickelung in England erreicht, wo die Erlöschung der Zünfte vollständiger war, als irgendwo anders. Die Filiation scheint richtig begründet zu sein, und als Verehrer des alten Systems der Regulirung, welches, wie veraltet und drückend es auch schließlich geworden sein mag, doch ohne Zweifel den Bedürfnissen der Gesellschaft, welche es ins Leben rief, entsprach, befürwortet Brentano nothwendigerweise dessen neuere Vertretung. Sein Buch ist in der That wesentlich eine Schutzrede für die Gewerkvereine, die sich durch Nüchternheit der Data und Zwingkraft der Beweisgründe vortheilhaft auszeichnet. Sie geht die Haupteinwendungen gegen diese Einrichtungen der Reihe nach durch und begegnet ihnen durch Thatsachen und Erwägungen, die hauptsächlich den Verhandlungen der englischen Parlamentscomités entnommen und mit geziemenden Nachweisungen der Quellen begleitet sind. Von seinem eigenen Gesichtspunkte aus scheint seine Beweisführung bündig genug;

doch dürfte ein unparteiischer Leser dafür halten, daß er sich zu streng auf eine einzige Klasse von Erwägungen beschränkt, und insbesondere, daß er ermangelt habe, die Entmuthigung des Unternehmens und der Erfindung und die ärgerliche Störung des Geschäfts, welche leicht aus einem minutiösen, nur im Interesse der Arbeiter festgesetzten System der Gewerbsregulative hervorgehen dürfte, zu erforschen. Von den beiden schreienden Sünden der Vereinigung: der Tendenz ausnahmsweises Talent zu unterdrücken und dem systematischen Zwang der Minderheiten, wird die erstere in einer zu oberflächlichen Art behandelt und die letztere gänzlich ignorirt. Wir hoffen schließen zu dürfen, daß ihm die Unsittlichkeit der Einschüchterung zu handgreiflich scheint, um bloßgestellt zu werden. Es liegt so viel Kraft und Richtigkeit in seinen Bemerkungen hinsichtlich der guten sittlichen Wirkung der Verbindung, insofern sie die Arbeiter dazu führt, ihre Verantwortlichkeit als Glieder eines großen Gemeinwesens anzuerkennen, daß wir uns etwas enttäuscht fühlen, wenn wir seine Ansichten über die schließliche Ausdehnung dieses Einflusses am Ende doch so beschränkt und parteiisch finden. Das Verhältniß der intelligenten Handwerker, die einsichtsvoll genug sind, in Verbindungen einzugehen und der damit verbundenen Selbstverleugnung sich zu unterwerfen, wird, so glaubt er, nie größer werden, im Vergleich zu der Menge, als das der Bürger der freien Städte zu den Leibeigenen des Mittelalters.

„Wenn die Vortheile der Verbindung so groß sind, wie man behauptet, so müssen sie eine stets wachsende Anziehungskraft auf die Masse ausüben; die unausbleibliche Verbreitung der Erziehung scheint übrigens auch nicht in Anschlag gebracht zu sein. Brentano's Erwartungen von den Wirkungen des Cooperativsystems scheinen ebenfalls geringer zu sein, als man billigerweise hegen könnte. Man kann daraus schließen, daß er kein Feind der Kapitalisten sei und den Socialismus in keinerlei Gestalt begünstigt; kein Schriftsteller in der That steht Karl Marx und der Internationalen ferner als er. Er glaubt, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter werde stets bestehen, erwartet aber große Veränderungen in jener Klasse infolge der Verschlingung kleiner Kapitalisten von großen. Als Nationalökonom scheint Brentano im ganzen zur rechtgläubigen Schule zu gehören, ausgenommen insofern er von der Mehrzahl der Freihändler dadurch abweicht, daß er, wie der Inhalt seines Werks es erfordert, die Anwendbarkeit des Princips der unbeschränkten Concurrenz auf die Arbeit leugnet. Eine Hinneigung zur übermäßigen Regulirung durch freiwillige Feststellung oder durch die Gesetzgebung ist unzweifelhaft der schwache Punkt seiner Abhandlung; besonders scheint er Methoden zur Hemmung eines Ueberflusses im Arbeitsmarkt anzudeuten, die man in einem freien Lande unmöglich ergreifen könnte. Mit allen seinen Mängeln indessen ist das Werk ebenso werthvoll wie von großem Interesse und verdiente wohl in die Sprache desjenigen Volks übertragen zu werden, dessen Industrie es hauptsächlich betrifft."

Ueber „Aus Moscheles Leben. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau", sagt dasselbe Blatt: „Der musikalische Genius eines Ignaz Moscheles berechtigt ihn zu einer Lebensbeschreibung, welche für englische Leser von besonderm Interesse ist wegen seines langen Aufenthalts unter uns, seiner amtlichen Verbindung mit den wichtigsten unserer musikalischen Institute und seiner Vertrautheit mit den tonangebenden Künstlern und Kunstfreunden in England. Wir finden zwar nicht viel von absorbirendem Interesse oder hervorragendem Werth; die allgemeine Tendenz des Werks aber ist es, angenehme Erinnerungen wachzurufen und ein gefälliges Bild von einem glänzenden, einfachen und heitern Dasein, welches der Kunst auf uneigennützige Weise hingegeben war, darzubieten. Wenig Künstlerbiographien sind so gänzlich frei von jedem Zeichen von Kleinlichkeit und jeder unangenehmen Episode. Die bemerkenswerthesten Abschnitte sind die, welche sich auf drei denkwürdige Passus in der Geschichte der Musik in England, den Besuch und Tod Weber's, die Dazwischenkunft der Philharmonischen Gesellschaft für Beethoven und den ersten Besuch Mendelssohn's, beziehen. Heine, Schumann und andere Berühmtheiten werden auch erwähnt, und mangelt es auch an pikanten Anekdoten, so sind doch die Einzelheiten niemals trivial oder uninteressant."

Ueber „Andrea del Castagno", Tragödie von Arnold Beer, heißt es ebendaselbst: „Die Geschichte von dem Maler Andrea del Castagno, der seinen Freund ermordet haben soll, um der einzige Besitzer des Geheimnisses der Oelmalerei zu sein, hat Arnold Beer das Motiv zu einer nicht unwirksamen Tragödie geliefert. Der Beweggrund des Verbrechens, an und für sich zu selbstsüchtig und niedrig zur tragischen Darstellung, ist auf geistreiche Weise mit einer Liebesangelegenheit verwickelt, und der heftige, herrschsüchtige und ehrgeizige Charakter des Andrea wird der freimüthigen und unschuldigen Offenheit seines Rivalen geschickt gegenübergestellt. Die übrigen Personen sind unbedeutend, und die Sprache, obschon gefeilt und geschmackvoll, riecht dennoch zu sehr nach der Lampe, um sich für die Bühne zu eignen."

Bibliographie.

Aus dem Tagebuch eines Dorpater Studenten. Geschrieben in den Jahren 1809 und 1810. Dorpat, Gläser. 8. 8 Ngr.

Aus den Cordilleren Centro-Amerikas. New-York, Westermann u. Comp. 16. 1 Thlr.

Beyschlag, W., Karl Immanuel Nitzsch. Eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte. Berlin, Rauh. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Funk, C., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Hölty, H., Bilder und Balladen. Hannover, Meyer. 8. 20 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 7ter Jahrgang. Weimar, Huschke. Lex.-8. 3 Thlr.

Immanuel Kant. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Kant's. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Neuhaus, J. C., Eine Luxemburger Frage vor fünf und siebenzig Jahren. Größtentheils nach ungedruckten Gesandtschafts-Berichten und Sitzungs-Protokollen dargestellt. Leipzig, Peter. Gr. 4. 10 Ngr.

Nietzsche, F., Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Perty, M., Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Dargestellt und gedeutet. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. 2 Bde. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Pietschmann, W., Der Photometer (Lichtmesser) erfunden und durch natürliche Beweismittel wissenschaftlich und praktisch begründet; sowie auch die bisher bestandenen Hypothesen über Entstehung der Farben durch Licht durch diesen Apparat überwunden und die hiermit aufgestellten Thesen hinreichend bewiesen. Leipzig, Scholtze. Hoch 4. 1 Thlr.

Prel, K. Freih. du, Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft. In Sachen J. C. Fischer contra Ed. v. Hartmann. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Preser, C., König Authari und seine Brautfahrt. Ein episches Gedicht. 2te Aufl. Cassel, Hotop. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Püschel, A., Kurzgefasste Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc. Mit 74 Figuren in Holzschnitt. Neue, mit Hülfstafeln zur Reduction der preussischen in metrische Maasse vermehrte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schücking, L., Herrn Didier's Landhaus. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Seidl, F. X., Dichtungen vom Morgenlande. Nach einem Original-Manuscript bearbeitet. Regensburg, Forchthammer. 16. 9 Ngr.

Sternberg, C. v., Die livländischen Bekehrungen wie sie Herr Samarin erzählt. Dem Russischen entnommen und erläutert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Oder die Zukunft des organischen Reiches mit Rücksicht auf die Culturgeschichte. Von einem Ungenannten. Hannover, Rümpler. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Ueber die Aufführung des Bühnenfestspieles der Ring der Nibelungen. Eine Mittheilung und Aufforderung an die Freunde seiner Kunst. Leipzig, Fritzsch. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Beethoven. 2te Aufl. Leipzig, Fritzsch. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Bericht an den deutschen Wagner-Verein über die Umstände und Schicksale, welche die Ausführung des Bühnenfestspieles „Der Ring der Nibelungen" begleiten. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Ueber die Bestimmung der Oper. Ein akademischer Vortrag. Leipzig, Fritzsch. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Weber, W., Gewerbe und Gemeinde. Ein Vortrag. Gera, Strebel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Winterfeld, A. v., Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Würkert, L., Freireligiöse Hauskapelle. Beiträge, Gedichte und kleinere Artikel aus alter und neuer Zeit. 1stes Heft. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 19. September 1872.

Zur Ethik.

Historisch-kritische Darstellung der pathologischen Moralprincipien und einiger ihrer vornehmsten Erscheinungsformen auf dem socialen Gebiete. Von Franz Joseph Stein. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Bedeutung der Principien, d. i. der allgemeinsten und obersten Grundsätze, welche in der Wissenschaft und im Leben alles Besondere und Einzelne beherrschen, ist unbestritten. Aus falschen Principien folgen falsche Ansichten in den Wissenschaften und falsche Richtungen im Leben. Eine Kritik der Principien ist daher überall von Wichtigkeit. Was nun besonders die Moralprincipien betrifft, so weist der Verfasser des vorliegenden, sehr reichhaltigen und interessanten Werks mit Recht in der Einleitung darauf hin, welchen Werth sie für Wissenschaft und Leben haben. Die Erfahrung, sagt er, bestätigt es Tag für Tag, daß das Princip des Ethischen, oder das, was man dafür ausgibt, die mächtigste Herrschaft über Denken und Wollen ausübe, und daß sich sozusagen die letzten Entscheidungskämpfe der Geister um dasselbe drehen. Ist einmal das wirkliche höchste oder ein vermeintlich oberstes Moralprincip im praktischen Leben zur vollen Anerkennung gelangt, so setzen an ihm die menschlichen Handlungen an und sie bekunden sich dann einfach als seine Entfaltungen.

Man hat zwar gemeint, es liege eigentlich nicht so viel an der genauen Erkenntniß des wirklich höchsten Moralprincips, da ja die verschiedenen philosophischen Systeme in der Aufzählung der einzelnen ethischen Begriffe, wie man versichert, meistens miteinander harmoniren und in der Anerkennung derselben wetteifern. Der Augenschein thue dar, daß die moralischen Lehren eines Epikur, Locke, Helvetius und anderer, wenn man von ihrem ethischen Princip absehe, sich von denen eines Sokrates, Aristoteles, der Stoa u. s. w. nicht wesentlich unterscheiden; man begegne in den beiderseitigen Theorien der Anpreisung derselben Tugenden und derselben Pflichten; das sittliche Resultat sei also, man folge welcher Doctrin man wolle, stets das nämliche.

Gegen diese Anzweiflung der Bedeutung des obersten ethischen Grundsatzes macht der Verfasser aber erhebliche Einwendungen, denen wir unsere Beistimmung nicht versagen können. Erstens weist er darauf hin, wie durch die Geschichte der Philosophie die Behauptung widerlegt wird, daß die ethischen Theorien von alters her bis auf die Gegenwart eine vollständige Tugend- und Pflichtenlehre aufgestellt haben. Das eine System kenne keine Tugend der Demuth, das andere wisse kaum etwas von der Tugend der Keuschheit, das dritte übergehe die Tugend der Menschenliebe, das vierte vergesse über der Anrühmung der socialen Tugenden, auch der Erfüllung der religiösen Obliegenheiten das Wort zu reden. Das eine kenne nur ein Handeln aus innerer moralischer Nothwendigkeit, das andere empfehle das sittliche Thun lediglich aus dem Gesichtspunkte der Vortheilhaftigkeit.

Zweitens weist der Verfasser auch darauf hin, wie unklar und schwankend manche Tugenden und Pflichten von der einen oder der andern Schule definirt werden. Man vergegenwärtige sich z. B. die begriffliche Auffassung der Tugend der Gerechtigkeit von seiten antiker und moderner Ethiker, und man werde finden, daß in die fragliche Definition entweder Momente aufgenommen werden, welche gar nicht in diese Sphäre fallen, oder daß in derselben wesentliche Merkmale ganz fehlen. Ebenso gingen die Ansichten in Betreff der Pflicht der „Selbsterhaltung" auseinander. Während die einen den Selbstmord absolut verwerfen, billigen und empfehlen ihn die andern unter gewissen Umständen. Wie an diesem Beispiele, so gewahre man aber auch hinsichtlich anderer Pflichtbestimmungen dieselbe Elasticität und Verschwommenheit.

Drittens würde man nach dem Verfasser sich mit der Erfahrung in Widerspruch setzen, wenn man alles Ernstes behaupten wollte, die verschiedensten ethischen Systeme, gleichviel von welchem Centrum sie ausgingen, brächten im Gebiete der sittlichen Entwickelung immer dieselben Resultate hervor. Diese Ansicht finde bereits ihre Wider-

legung durch den soeben geführten Nachweis der Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit der philosophischen Sittenlehren; denn wie sollte der Erfolg der sittlichen Willensthätigkeit in mehrern Individuen stets und ganz derselbe sein können, wenn die einen pünktlich nach der Theorie der Lust verfahren, die andern aber hinsichtlich desselben Punktes sich streng an die Ethik des kategorischen Imperativs halten, d. h. an eine Moral, die gänzlich von den persönlichen Annehmlichkeiten und Vortheilen absieht?

Uebrigens wird nach dem Verfasser auch durch das wirkliche Leben der wirksame Einfluß des angenommenen obersten Sittenkanons auf die so oder anders geartete moralische Aufführung der Individuen hinlänglich bestätigt. Denn beginnen sie diese oder jene sittliche Idee, sei es die Idee der Feindesliebe, oder die der Dankbarkeit, oder der Freundschaft, oder irgendwelche andere durch ihre Thätigkeit zu realisiren, so werde bei ihren Bestrebungen in der Regel das, was ihnen stets den ersten Anstoß zur Willensbewegung gibt, das Uebergewicht vor allen sonstigen Principien behaupten: ihr Handeln wird sofort von demjenigen Gattungsprincip, welches sie offen oder heimlich an die Spitze ihres sittlichen Thuns gestellt haben, getragen und geleitet. Besonders stark aber springe dieser Beherrschungscharakter des höchsten Princips in die Augen, sobald sich zu gleicher Zeit heterogene Ansprüche geltend machen. In einem solchen Falle werde jedem andern praktischen Grundsatze, wofern und so sehr man ihn auch achtet, lediglich eine untergeordnete Bedeutung zuerkannt und ihm nur so viel Einfluß auf den Willen eingeräumt, als nicht dadurch die Superiorität des obersten Princips beeinträchtigt wird.

Man kann daher nach dem Verfasser den tiefgreifenden Einfluß des Moralprincips auf die ethischen Theorien einerseits und auf die sittliche Gestaltung des individuellen und des Völkerlebens andererseits nicht genug hervorheben. Und gerade hinsichtlich des empirischen Lebens müsse diese Bedeutsamkeit um so mehr betont werden, als ja nicht blos das, was geschieht, sondern auch das Wie in Betracht kommt. Denn es vermöge dieselbe ethische Vorschrift in sehr verschiedener Weise ausgeführt zu werden, sodaß bei äußerer Uebereinstimmung der Handlungen doch das innere Wesen sehr verschieden ist. Gerade das innere Wesen aber, der ganze Complex der Willensrichtungen oder der Absichten liege innerhalb des eigentlichen Beherrschungsgebiets des ethischen Princips.

Dennoch macht der Verfasser das Zugeständniß, daß, soweit blos die Erhaltung der äußern sittlich-rechtlichen Ordnung in Frage kommt, diese ihren Stützpunkt so gut in der Interessenmoral als in der Ethik des kategorischen Imperativs zu finden vermöge. Dasjenige, was nach dem einen Moralsysteme durch ein Pflichtgebot auferlegt wird, könne nach dem andern durch die Rücksicht auf den eigenen Vortheil geboten erscheinen:

Aus dieser Thatsache aber leuchtet das Walten der göttlichen Vorsehung hervor, welche zur Verhütung wenigstens der gröbern Verletzungen und anhaltender Störung der sittlichen Weltordnung die rohsinnlichen oder der Leidenschaft ergebenen natürlichen oder Volksindividuen dann noch an das Interesse fesselt, wenn sie von einer Thätigkeit nach den Normen des Sittengesetzes nichts wissen möchten, oder wenn ihnen das Pflichtbewußtsein längst abhanden gekommen ist.

Nachdem der Verfasser die Bedeutung des höchsten Moralprincips für Wissenschaft und Leben dargethan, geht er zur Erörterung des Verhältnisses des Moralprincips zur Metaphysik über. Er steht hier nicht auf seiten Herbart's und der Herbartianer, welche bekanntlich die gänzliche Unabhängigkeit der Moral von der Metaphysik behaupten. Der Herbart'schen Trennung der Moral von der Metaphysik, die auch wir früher in diesen Blättern (bei Besprechung des Nahlowski'schen Werks in Nr. 4 f. 1872) bekämpft haben, setzt der Verfasser den Ausspruch Kant's entgegen, daß die Metaphysik der Moral vorangehen müsse und ohne jene es überall keine Moralphilosophie geben könne („Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", Vorrede, S. VII, Thl. 8 der sämmtlichen Werke Kant's, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert). Alsdann fügt der Verfasser hinzu, es sei eine aus der Natur der Sache selbst und aus den Bestrebungen der Philosophen erweisbare Wahrheit, daß die Vorstellung von einem bestimmten Weltplane oder irgendwelche philosophische Grundanschauung der Dinge überhaupt ein unbedingtes Postulat der Moral sei. Ja, diese Wahrheit werde indirect sogar von jenen bezeugt, welche ihre Kraft abzuschwächen sich bemühen:

Denn betrachten wir nur einmal etwas näher die praktische Philosophie Herbart's, so finden wir, daß er sie unter dem Gesichtspunkte des Aesthetischen auffaßt, indem ihm das Moralische dasjenige ist, was Wohlgefallen oder Misfallen erregt. Indeß auf solche Weise werden die sittlichen Ideen, wie z. B. die Herbart'schen fünf Musterbegriffe der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Vergeltung, nicht mehr an sich, nach ihrem Wesen und ihrer Natur, sondern lediglich in ihrer Wirkung auf das empfindende und fühlende Subject, blos in ihrem Einfluß auf den menschlichen Willen, genommen und gedeutet. Schließlich erscheint demnach das Individuum oder die aus den Individuen factisch gebildete Menschheit als der Quellpunkt des Ethischen. Dieses Ergebniß aber weist auf die Metaphysik Herbart's, auf seine Atomen- oder Monadenlehre zurück: es ist im allgemeinen die Philosophie des Empirismus, in welcher sich unser Denker in seinen theoretischen Speculationen bewegt und über deren Sphäre er auch in seiner Ethik nicht hinauskommt. Man mag, wie Herbart thut, bei der philosophischen Moral principlos verfahren, aber zuletzt ist doch immer diese und jene fundamentale Weltanschauung der springende Punkt, der sich in einer wie immer beschaffenen Ethik bemerklich macht: auch an Herbart erfüllt es sich, daß zwischen seiner praktischen und theoretischen Philosophie ein zwar verborgenes, aber festes Band geknüpft ist.

Immer steht nach dem Verfasser, der hierbei sich auch auf unsere in der Schrift über „Das sittliche Leben" (Leipzig, Brockhaus, 1866) ausgesprochene Ansicht, ferner auf Schopenhauer, Lotze, Trendelenburg u. a. beruft, die Ethik und ihr Princip in einem andern tiefern Grunde, mit welchem sie auf das innigste zusammenhängt; und dieses Axiom ist nach dem Verfasser so allgemeiner Natur, daß es auch auf die theologische, näher auf die christliche Moral seine unbedingte Anwendung findet.

Denn die eigentliche Quelle der christlichen Ethik und der Urgrund des christlichen Moralprincips ist die fundamentale Wahrheit einer höhern, übernatürlichen Weltordnung, in welche die Menschheit aus göttlicher Güte durch Christus eingegliedert werden soll; und der unerschütterliche Glaube an jene gesetzte höhere Ordnung erscheint als das absolut nothwendige Postulat für den Beginn und die Entwickelung des übernatürlich guten, Gott wahrhaft wohlgefälligen Lebens.

Sowenig es nach dem Verfasser gelingt, die rein philo-

sophische Ethik auf sich selbst zu stellen, sowenig glückt es, die evangelische Moral aus ihrem Zusammenhange mit der Offenbarungsmetaphysik (dem Dogma) zu reißen, ohne sie tödlich in ihrem Wesen zu treffen. Ja, jede Moral ist nach dem Verfasser in ihrem tiefsten Grunde religiös. Denn wenn die Religion im allgemeinsten Sinne des Worts lediglich als der Ausdruck des entsprechenden Verhältnisses des endlichen Geistes zu der über ihm stehenden, ihn und alles beherrschenden höhern Macht erscheine, so sei jede Ethik in ihrem tiefsten Grunde religiös:

Wie es keine Religion gibt ohne Moral, so keine Moral ohne eine religiöse (metaphysische) Grundlage, keine Sittenlehre ohne den Glauben an eine besondere Wechselbeziehung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, mag nun dieser Glaube ein Glaube an die theistische oder selbst skeptische Weltansicht sein. Aber wie es unter den verschiedenen Weltanschauungen nur eine richtige, unter den verschiedenen Religionen deshalb nur eine wahre geben kann, so läßt sich auch unter den mannichfaltigsten Moralprincipien und Moralsystemen blos ein einziges denken, welches auf volle Wahrheit nach jeder Seite hin Anspruch machen kann.

In dem ganz allgemeinen Sinne, wie hier der Verfasser den Begriff der Religion auffaßt, kann man es sich gefallen lassen, daß es keine Moral ohne Religion gebe. Der Satz würde aber sofort zur Unwahrheit werden, wenn unter Religion das verstanden würde, was die Orthodoxen darunter verstehen, der kirchliche Offenbarungsglaube. Die Identificirung der Moral mit dem kirchlichen Offenbarungsglauben hat von jeher dem ärgsten Fanatismus Vorschub geleistet, hat den grausamsten Verfolgungen Andersgläubiger eine scheinbare Berechtigung verliehen. (Vgl. den Artikel „Fanatismus" in meinem „Schopenhauer-Lexikon".) Es kann daher nicht oft und nicht nachdrücklich genug wiederholt werden, daß die Abhängigkeit der Moral von der Religion keineswegs besage, daß man, um moralisch gesinnt zu sein und einen moralischen Lebenswandel zu führen, sich zu dem kirchlichen Credo bekennen müsse. Es kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß Unglaube (an das kirchliche Dogma) nicht gleichbedeutend ist mit Immoralität. Der Verfasser hätte gut gethan, dieses noch besonders hervorzuheben.

Dem Prädicat „pathologisch", das der Verfasser den von ihm in dem vorliegenden Werke dargestellten und kritisirten Moralprincipien gibt, liegt seine eigenthümliche Eintheilung der Moralprincipien zu Grunde. Mit den bisherigen Eintheilungen derselben unzufrieden, entschied er sich für eine eigene Klassifikation, die ihm die natürlichste und zugleich richtigste zu sein schien. Er führt nämlich alle bisher aufgestellten und alle überhaupt möglichen Moralprincipien auf zwei Hauptklassen zurück: die pathologischen und die rationalen Moralprincipien.

Die natürlichste und ungezwungenste Eintheilung für alle denkbar möglichen oder wirklich aufgestellten höchsten ethischen Grundsätze möchte, wie es wenigstens den Anschein hat, eine dichotomische sein: faßt man nämlich die einzelnen praktischen Formeln, welchen der Rang des höchsten ethischen Princips oder der obersten Sittenregel je einmal zuerkannt worden ist, näher ins Auge, so findet man, daß sie ihre Breite und Tiefe entweder in der Sinnlichkeit oder in der rationalen Natur, und zwar theils in der vernünftigen Natur überhaupt, theils in der des Menschen insbesondere haben.

Die in der Sinnlichkeit wurzelnden Principien nennt der Verfasser pathologische; sie sind nach ihm sämmtlich material und empirisch. Die in der vernünftigen Natur wurzelnden dagegen nennt er rationale (ideale) und sondert die material-rationalen von den formal-idealen.

Die „pathologischen" Moralprincipien zerfallen nach dem Verfasser in drei Klassen. Die erste Klasse bilden die Formeln des ausgesprochenen Eudämonismus, welcher, wenn er zugleich in Verbindung mit dem theologischen Princip des Willens Gottes auftritt, religiöser Eudämonismus genannt wird. Die eudämonistischen Principien wurzeln im Lusttriebe, Selbsterhaltungs- und Ehrtriebe und können daher nach dem Verfasser als Principien der Lust, des Nutzens und der Ehre bezeichnet werden.

Die zweite Klasse der pathologischen Principien begreift nach dem Verfasser die Principien der höhern Gefühle (material-ästhetische Principien). Es gehören zu ihr die Principien des sogenannten moralischen Sinnes, des sittlichen Geschmacks, der Sympathie, sowie des religiösen Gefühls.

Die dritte Klasse der pathologischen Moralprincipien umfaßt nach dem Verfasser die Grundsätze der Erziehung, der Gesetzgebung und der moralischen Emancipation. Der Verfasser nennt sie material-indifferentistische Principien und setzt sie den Principien der zweiten Klasse so entgegen: Während die material-indifferentistischen Principien auf einem durch vorherrschend äußern Einfluß hervorgerufenen, künstlich erzeugten Gefühle beruhen, so haben jene der zweiten Klasse, d. i. die Principien des moralischen Sinnes, des sittlichen Geschmacks, der Sympathie und des religiösen Gefühls, ihre Grundlage in einem angeblich durch rein innere Ursachen erregten und genährten Gefühle.

Auch die den sämmtlichen pathologischen entgegengesetzten „rationalen" Moralprincipien theilt der Verfasser ein. Zu den material-rationalen Principien rechnet er hauptsächlich die Principien der Vollkommenheit, der absoluten Werthgesetzgebung, der Wahrheit und Schicklichkeit und das Princip der Menschheitsidee. Zu den formal-rationalen Principien zählt er das Princip des aristotelischen Mittelmaßes, dann die Principien Zeno's, Kant's, J. Ch. Schwab's, Fichte's, Rosmini's und anderer. Das theologische Princip des Willens Gottes, welches, verschieden modificirt, hauptsächlich in der theologischen Moral seine Anwendung findet, ist nach dem Verfasser bald zu den material-, bald zu den formal-rationalen Principien zu rechnen.

Daß der Verfasser in dem vorliegenden Werke blos die von ihm als „pathologisch" bezeichnete Klasse von Moralprincipien zum Gegenstand der Darstellung und Kritik gemacht, hat seine besondere Veranlassung in dem gegenwärtig herrschenden Zeitgeist. Denn die Moral des Eudämonismus erhebe mit dem Anscheine vollster Berechtigung in neuester Zeit wieder kühn das Haupt und drohe die Wissenschaft wie die mannichfaltigen ethischen Gestaltungen des empirischen Lebens mit ihrem corrosiven Gifte zu durchdringen.

In der That ist es die Ethik des Lustgenusses, die Moral der Interessen und das maßlose Streben nach äußerer Ehre, welche sich gegenwärtig in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft breit zu machen suchen; desgleichen ist es heutzutage

der das Sittliche zu einer rein menschlichen Erfindung stempelnde Skepticismus, welcher die Köpfe so vieler verwirrt und sie in sittlicher Hinsicht auf eine sehr gefährliche Bahn treibt. Weniger jedoch macht sich zur Zeit die Doctrin von einer lediglich auf gewisse Gefühle gegründeten Sittlichkeit bemerkbar: indeß auch die Würdigung der Gefühlsmoral nach ihrer Grundlage fällt noch in den Rahmen der vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchung.

Wir wollen zwar nicht leugnen, daß krankhafte, also pathologische Erscheinungen auf dem Gebiete des sittlichen Lebens nicht minder möglich sind und nicht minder wirklich vorkommen als auf dem Gebiete des physischen Lebens. Wir halten also das Prädicat „pathologisch" nicht für durchaus unberechtigt auf ethischem Gebiete. Auch sind wir nicht solche Lobredner des gegenwärtig herrschenden Zeitgeistes, daß wir das ethisch Pathologische in ihm verkennen sollten. Aber von da bis zu der Behauptung, daß sämmtliche eudämonistische, utilitaristische und ästhetische Moralprincipien pathologischer Art seien, ist ein Schritt, den wir nicht mitmachen können — ein Schritt, zu dem der Verfasser durch den falschen, vagen Begriff der „Sinnlichkeit" verleitet worden ist. Statt den gesunden von dem kranken Eudämonismus, den gesunden von dem kranken Utilitarismus, die gesunde von der kranken Gefühlsmoral zu scheiden, wirft der Verfasser ohne weiteres allen Eudämonismus, allen Utilitarismus und alle Gefühlsmoral (ästhetische Moral) in das Schubfach „pathologisch", weil angeblich die Sinnlichkeit in allen der Angelpunkt ist, um welchen sie sich drehen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Es sind in der Geschichte — dies geht aus des Verfassers eigener historischen Darstellung hervor — eudämonistische, utilitaristische und ästhetische Moralsysteme aufgetreten, die sich weit mehr um das geistige und vernünftige Leben des Menschen drehen als um sein sinnliches, die nicht minder ideale Ziele verfolgen als die vom Verfasser den „pathologischen" entgegengesetzten „rationalen" Moralsysteme. Nehmen wir z. B. den Eudämonismus des Aristoteles. Setzt Aristoteles etwa die Glückseligkeit, die er für das höchste Gut erklärt, in die Sinnenlust, in Fressen, Saufen und Sichbegatten? Nein, er setzt sie in die eigenthümliche menschliche Thätigkeit, d. i. in die vernünftige Thätigkeit der Seele, und diese wird nach ihm vollbracht vermöge der menschlichen Tugend. Die Glückseligkeit besteht nach ihm mithin in der tugendhaften Thätigkeit der Seele.

Sowenig als der Eudämonismus eines Aristoteles sich um die vom Verfasser als „pathologisch" bezeichnete Sinnlichkeit dreht, ebenso wenig der Eudämonismus und Utilitarismus der Neuern. Man fragt sich, nachdem man des Verfassers Darstellung des Eudämonismus und Utilitarismus eines Mill, Beneke, Czolbe, Frauenstädt, Fechner, Lotze u. a. gelesen, mit Erstaunen: Was ist denn daran pathologisch? Dieselbe Frage wiederholt man sich nach des Verfassers Darstellung der ästhetischen Moralsysteme eines Shaftesbury, Adam Smith, Rousseau, Schiller, Herbart, Schopenhauer. (Was übrigens Schopenhauer betrifft, so begeht der Verfasser den Fehler, ihn nicht blos unter die Repräsentanten der ästhetischen Moralprincipien, sondern auch unter die der Lehre des „egoistischen Utilitarismus" aufzunehmen, welches letztere entschieden falsch ist und im Widerspruch steht mit der Schopenhauer'schen Lehre vom Mitleid als der alleinigen Quelle der Handlungen von echt moralischem Werth. Daß Schopenhauer die factische Herrschaft des Egoismus im Leben und die kolossale Größe desselben treffend schildert — welche Schilderung der Verfasser citirt —, das berechtigt doch noch nicht, ihn zu den Repräsentanten des „egoistischen Utilitarismus" zu zählen. Denn eben diesen Egoismus, den Schopenhauer so treffend schildert, erklärt er ja für die erste und hauptsächlichste antimoralische Triebfeder.)

Da der Verfasser einmal, verleitet durch den vagen Begriff der „Sinnlichkeit", den Principien der Lust, des Nutzens, der Sympathie u. s. w. als pathologischen den Krieg erklärt hat, so sieht er sich natürlich genöthigt, diesen Principien alles mögliche Schlechte nachzusagen; während doch die Vorwürfe, die er ihnen macht, nicht sie selbst, sondern nur ihre schlechte Anwendung treffen. Schlecht anwenden läßt sich aber jedes, auch das an sich richtigste Princip. Auch die von dem Verfasser als rational (ideal) bezeichneten Principien lassen sich schlecht anwenden, z. B. das aristotelische Princip des Mittelmaßes. Wird man aber deswegen diese Principien als pathologische verwerfen? Also hätte der Verfasser auch nicht die eudämonistischen, utilitaristischen u. s. w. Principien wegen ihrer schlechten Anwendbarkeit als pathologische verwerfen sollen. Des Verfassers Kritik der von ihm bekämpften Moralprincipien entbehrt der Unbefangenheit, der Objectivität, der Gerechtigkeit.

Hören wir z. B., wie er sich das Lustprincip zurechtmacht, um den innern Widerstreit desselben mit der Moral beweisen zu können. Das Lustprincip, sagt er, bekundet den ausgeprägtesten Charakter der sittlichen Indifferenz. Nehme man die Lust zum Maßstab des sittlich Guten, so müßte dieses mit dem sittlich Bösen identisch sein, weil die Lust, an und für sich betrachtet, ebenso wol den Rechtschaffenen als den Lasterhaften zu Handlungen antreibt. Selbst dann, wenn man das Lustprincip auf eine bestimmte Art von Vergnügungen beschränkte, so würde ihm dadurch nichts von seiner ethischen Unbestimmtheit benommen. Denn bezöge man es lediglich auf das Gebiet der mittels der Imagination genossenen geistigen Lust, so bliebe immer die Frage zu beantworten, was denn für eine Lust des Geistes einzig zu suchen wäre. Es gebe ja auch unsittliche Arten geistiger Lust, wie z. B. die des Hochmüthigen, des Geizigen. Würde man dem Lustprincip noch engere Grenzen stecken, indem man darunter nur die sittliche Lust begriffe, so wäre auch damit der Ethik nicht gedient. Denn es bliebe dann immer unerklärt, was denn eigentlich sittliche Lust und was überhaupt sittlich gut wäre. Man möge also das Gebiet des Lustprincips noch so sehr ausdehnen oder einschränken, stets hebe dieses Princip den qualitativen (essentiellen) Unterschied zwischen dem sittlich Guten und Bösen auf und lasse nur einen graduellen zu.

Wegen dieses seines indifferenten Wesens sowie auf Grund der in ihm ausgesprochenen entschiedenen Aufforderung zum steten Lustgenusse verändert das Lustprincip mit einem Schlage die sittliche Beschaffenheit der Individuen. Denn derjenige, welcher sich der Vergnügungen enthielte, um eine schwerlastende Pflicht zu erfüllen, wäre kaum mehr sittlich gut zu nennen; dagegen würde einer um so mehr im sittlichen Leben fortschreiten, je tiefer er sich in die Lust versenkte. Und so käme es

leicht, daß der vornehmste Tugendheld derjenige wäre, welcher in sinnlichen Lüsten schwelgte und das Thierische ganz über sich Herr werden ließe. Es stände demnach der Mensch auf derselben Stufe wie das Thier, weil nur der vollkommen entwickelte und auf das höchste gesteigerte Naturtrieb in dem sittlichen Leben eine Anerkennung verdiente. Wie könnte man da noch von einer Superiorität des Geistes, wie noch fernerhin von der Existenz eines von dem Spiele der physikalischen und chemischen Kräfte unabhängigen, freien Willens reden, wenn der höhere Theil des Menschen sich ganz dem Dienste des blinden Naturtriebes überantwortet hätte? Das, was in dem Menschen herrschen sollte, geräth hier in die schmachvollste Sklaverei: vollständige Unterjochung der Individuen wie der Völker unter die vernichtende Macht der wilden Triebe und ungezähmten Neigungen, körperliche Verweichlichung und geistige Erschlaffung — das ist das Fluchzeichen des bloßen Genußmenschen, das die Signatur des Hedonismus.

Diese ganze Kritik hätte sich der Verfasser erspart, wenn er sich der von ihm selbst an einer frühern Stelle angeführten Worte Mill's und Lotze's erinnert und sie in Erwägung gezogen hätte. Wenn der Mensch, sagt Mill, nach der Lust verlangt, so stellt er sich damit noch nicht dem Schweine gleich, da sein Streben der menschlichen (nicht der rein thierischen) Lust und Glückseligkeit gilt. Der Mensch begehrt auch nicht blos sinnliche, sondern auch geistige Lust, welche dauernder, edler und erhabener als jene ist. Und Lotze sagt: Niemand wird wagen, Lust in jeder Form oder Lust um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzustellen; aber nicht blos das sittliche Gewissen, sondern auch die logische Unmöglichkeit dieses Satzes würde uns an seiner Anerkennung hindern. Lust an sich ist ein unvollständiger Gedanke, solange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genossen wird. Sowenig es möglich ist, überhaupt zu empfinden, ohne irgendetwas oder richtiger etwie zu empfinden, roth oder süß, hart oder warm; sowenig es möglich ist, dieses Empfinden nur dem Grade nach stärker oder schwächer zu denken: ebenso unthunlich ist es, von einer Lust zu reden, die reiner Genuß überhaupt und nicht der Genuß etwessen wäre, höchstens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. (Lotze, „Mikrokosmus", II, 304 fg.)

In der That ist die vom Verfasser behauptete Indifferenz des Lustprincips ganz undenkbar. Solange es kein lustempfindendes Wesen gibt, dessen Natur völlig indifferent ist, solange kann es auch keine indifferente Lust geben. Jedem Wesen kann nur das seiner Natur Gemäße Lust machen, dem Schweine das der Schweinsnatur und dem Menschen das der Menschennatur Gemäße. Es ist also nicht zu befürchten, daß das Lustprincip den Menschen je in ein Schwein verwandeln würde. Der Mensch ist ja — dies kann der Verfasser nicht leugnen — ein vernünftiges und sociales Wesen. Wenn also der Mensch sich Lust zum Zweck des Lebens setzt, so muß er ja — da, wer den Zweck will, auch die entsprechenden Mittel wollen muß — das erstreben, was ihm als vernünftigem und socialem Wesen Lust macht. Lust um jeden Preis hat noch kein vernünftiger Mensch und kein philosophischer Moralist zum Princip erhoben. Die Gefahren, die der Verfasser dem Lustprincip beilegt, sind also erdichtete. Nicht das Lustprincip an sich corrumpirt den Menschen, sondern der schon corrumpirte Mensch macht von dem Lustprincip eine falsche und schlechte Anwendung. Pathologisch ist also nicht das Lustprincip, sondern pathologisch ist nur der Misbrauch, den die krankhafte Genußsucht von demselben macht. Der Verfasser selbst sagt an einer spätern Stelle:

> Das Thier, das Kind des mächtigen Augenblicks, ist thätig blos aus Lust, nicht aus Interesse, weil ihm Begriffe und somit auch die Vorstellungen vom Nützlichen und von der Zeit gänzlich mangeln. Dagegen der vernünftige Mensch ist im Stande, aus Interesse, d. h. aus dem Gedanken des Vortheils und des Schadens zu handeln, und einmal zum Freiheitsgebrauche gelangt, entäußert er sich in der Regel nicht unmittelbar an die Lust, sondern er läßt sich bei ihrem Genusse von dem Interesse, der Wertherkenntniß leiten. Im Grunde erscheinen denn auch alle Theorien der Lust, die des Aristippus nicht ausgenommen, lediglich als Wahrscheinlichkeitsberechnungen des menschlichen Glücks, d. h. sie werden wesentlich von dem utilitarischen Gedanken getragen.

Dieses Zugeständniß genügt, um das Ungefährliche des Lustprincips zu beweisen. Wenn der Verfasser sagt, das Lustprincip beruhe auf einer gänzlichen Misachtung der innern Einrichtung der menschlichen Natur, indem der ausschließliche und stete Genuß der Lust, wie ihn das Princip dem Menschen ansinnt, wesentlich zur Auflösung des leiblichen Lebens beitragen und dem Gute der Glückseligkeit gerade den größten Abbruch thun würde: so trifft auch diese Kritik nicht das Lustprincip an sich, sondern nur dessen unvernünftige Anwendung. Denn das Lustprincip an sich sinnt dem Menschen durchaus nicht ausschließlichen und steten Genuß der Lust an.

Was der Verfasser sonst noch gegen das Lustprincip vorbringt, ist nicht viel stichhaltiger als das bereits Angeführte. Auf den wechselnden Inhalt der Lust hinweisend, sagt er:

> Bei so bewandten Umständen wäre das Lustprincip ein sehr unzuverlässiger, stets Besorgniß erregender Führer auf der Laufbahn des sittlichen Lebens: der Mensch hätte nämlich ohne Unterlaß bis an das Ende seiner Tage zu erproben, was in ihm angenehme und was in ihm widrige Gefühle erzeugen möchte; er hätte stets zu erforschen, worin denn das Maximum der Lust läge.... Demnach wüßte der Mensch vor jedesmal angestellter Untersuchung nie, was denn eigentlich sittlich gut und sittlich schlecht, was der Gegenstand seines sittlichen Thuns oder seiner moralischen Misbilligung wäre. Ja, das Thier hätte in diesem Falle viel, sehr viel vor dem Culturmenschen voraus, weil es, durch den Instinct geleitet, in der Regel sogleich sicher dasjenige ergreift, was seinen Neigungen und Bedürfnissen entspricht.

Was der Verfasser hier vom Lustprincip sagt, daß man ohne vorgängige Untersuchung und Erprobung gar nicht wissen könne, was darunter zu subsumiren sei, das gilt ebenso von den „rationalen" Moralprincipien. Das Princip des aristotelischen Mittelmaßes z. B. erfordert eine Untersuchung, was in jedem besondern Falle das wahre Mittelmaß ist. Das Princip der Vollkommenheit erfordert ebenso eine Untersuchung, welches die wahre Vollkommenheit ist. Das Kant'sche Princip: Handle nach einer Maxime, die sich zum allgemeinen Gesetz eignet, erfordert eine Untersuchung, welche Maxime sich zum allgemeinen Gesetz eignet. Es gibt überhaupt kein Princip, bei welchem nicht, sobald es zur Anwendung kommt, vorher zu untersuchen wäre, was darunter zu subsumiren ist. Also ist dieses keine aparte Eigenthümlichkeit des Lustprincips oder des utilitarischen Princips, wie der Verfasser meint, sondern es ist allgemeiner Charakter aller

Moralprincipien. Denn jedes ist nur eine allgemeine Richtschnur, die gar nicht bestimmt, wie im Besondern zu handeln sei, zu deren richtiger Anwendung im Besondern vielmehr Erfahrung und Urtheilskraft erforderlich ist.

Auch die Variabilität des Inhalts ist kein aparter Charakter des Lust- und Utilitätsprincips, wie der Verfasser meint, sondern kommt ebenso den „rationalen" Principien zu. Worein man die Sittlichkeit auch setzen möge, so hat sie immer ein constantes und ein variables Element. Constant ist die Norm, nach der man handelt, variabel sind die Gegenstände, auf die man dieselbe anwendet. Es ist daher ganz falsch, die Moralprincipien in zwei Klassen zu theilen, deren eine den Charakter der Constanz, die andere den der Variabilität habe. Constant ist jedes Princip an sich, seinem innern Wesen nach, und wechselnd ist der äußere Stoff eines jeden. Oder haben etwa Lust und Nutzen nicht immer wesentlich denselben Charakter, so sehr auch ihre äußern Gegenstände wechseln?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Fehler und Irrthümer des Verfassers aufdecken. Wir müßten ein Buch gegen ein Buch schreiben. Man merkt es, daß der Verfasser Theolog ist, die Dinge durch die theologische Brille ansieht und sich so manches, statt es objectiv aufzufassen, zurechtmacht, wie er es von seinem subjectiven Standpunkte aus braucht, z. B. auch das Christenthum.

Auch die Terminologie des Verfassers ist nicht immer correct. Was er z. B. „Princip der sittlichen Emancipation" nennt, sollte richtiger heißen: Princip der Emancipation von aller Sittlichkeit. Denn dieses versteht der Verfasser darunter, wenn er sagt:

> Sind das Gute und das Böse nicht objectiv und qualitativ voneinander verschieden, sondern erhalten sie diesen Charakter lediglich durch die Willkür der Menschen in Erziehung, Gewohnheit, Gesetzgebung oder durch den Drang der Umstände, so hindert den Menschen nichts, sich vollständig von jeder Fessel einer sogenannten Moral freizumachen und sich in sittlicher Hinsicht ganz auf eigene Füße zu stellen. Auf solche Weise bildet sich ganz naturgemäß, nach Ueberwindung des pädagogisch-politisch-ethischen Standpunktes, das Princip der sittlichen Emancipation.

Die Formel dieses Princips lautet nach dem Verfasser: „Alles, was der Mensch denkt, begehrt und vollbringt, ist recht und gut, oder vielmehr an sich ganz gleichgültig." Schon die alten griechischen Sophisten hätten zum Theil dieses Princip ausgesprochen. Aus neuester Zeit führt der Verfasser Stirner, „Der Einzige und sein Eigenthum", als Repräsentanten dieses Princips an. Es ist doch klar, daß dies nicht das Princip der „moralischen Emancipation", sondern der Emancipation von aller Moral genannt werden muß. Julius Frauenstädt.

Novellen und Romane.

(Beschluß aus Nr. 37.)

4. Krieg und Frieden. Roman von Gustav vom See (G. von Struensee). Vier Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 6 Thlr.

Schon in frühern Romanen Gustav's vom See bemerkte man als eine Eigenthümlichkeit des Verfassers die mehr oder weniger innige Verschmelzung des freiersundenen Romanstoffs mit geschichtlichen Begebenheiten, oft ohne daß die hervorragenden Persönlichkeiten der Geschichte selbst in dem Roman eine Rolle spielten, nur indem die geschichtlichen Ereignisse für die Verwickelungen der Privatverhältnisse eine entscheidende Bedeutung gewannen. So gab in den „Zwei gnädigen Frauen" der Siebenjährige Krieg, in spätern Romanen der geschichtliche Verlauf der Jahre 1807, 1809, 1812 und 1813 wichtige Motive für die Geschicke der Helden her. Ohne Frage ist solche Verwendung der historischen Ereignisse im Roman vollkommen berechtigt; doch müssen dieselben für den Fortgang der Handlung nicht zu äußerliche Motive sein. Auch ist taktvoll die Grenze zu wahren, wo die Mittheilung des geschichtlichen Ereignisses die Bedeutung einer selbständigen Chronik in Anspruch nimmt und durch das Interesse der großen Weltbegebenheiten von den Erfindungen des Romandichters abzieht.

In dem vorliegenden Roman Gustav's vom See bildet der Krieg von 1866 den geschichtlichen Hintergrund, hat aber für die Handlung kaum eine andere Bedeutung, als daß der jugendliche Hauptheld des Romans denselben als Reserveoffizier mitmacht. Die Spannung liegt hier nach einer ganz andern Seite hin; es sind die beliebten Verwickelungen der Descendenz, die Räthsel illegaler Familienverhältnisse, welche diese Spannung in Athem halten. Der Krieg von 1866 führt indeß für diese Räthsel keine Lösung, für diese Verwickelungen keine Entscheidung, nicht einmal als deus ex machina herbei. Und da er mithin nur als nebensächlicher Zwischenfall für die Handlung erscheint, so darf der Autor ihm nicht eine solche Bedeutung beilegen, daß er sich auf seine politischen Ursachen einläßt, die Abstimmungen am Deutschen Bunde eingehend erwähnt, selbst politische Actenstücke aus jener Zeit mittheilt, seinen Helden sich in Raisonnements für und wider Bismarck ergehen läßt, wodurch wir aus der Stimmung des Romans in eine fremdartige, politische Atmosphäre versetzt werden. Obschon Gustav vom See uns in einleuchtender Weise den Wechsel zeigt, welcher in der Beurtheilung Bismarck's in jener Zeit vor sich ging, und den Geheimen Commerzienrath als Träger dieser Wandlungen der öffentlichen Meinung in eine fein ironische Beleuchtung rückt, so glauben wir doch, daß diese politischen Kapitel die einheitliche Haltung des Romans gefährden und seine Schattenseite bilden.

Im übrigen hat derselbe die bekannten Vorzüge der Romane Gustav's vom See. Der Autor beherrscht die Technik des Romans vollkommen; er weiß wo er aufzuhören hat einen Faden fortzuspinnen, wenn der Leser auf den Fortgang der Handlung gespannt bleiben soll; er weiß die Vergangenheit halb zu entschleiern, die Leser auf eine falsche Fährte zu locken, um ihnen dann durch eine unerwartete, aber doch wohlmotivirte Enthüllung jene Ueberraschungen zu bereiten, ohne welche die Romanlektüre stets eine einschläfernde Wirkung ausüben würde,

Es bedarf hin und wieder solcher elektrischen Schläge zur Aufrüttelung der Leser, deren Phantasie nur durch die stets mitarbeitende Selbstthätigkeit in der Lösung der Romanräthsel wach gehalten wird.

Der Roman beginnt wie eine Mysteriengeschichte aus pariser und londoner Diebsspelunken; die Ermordung einer in einer Winkelgasse lebenden armen Frau, welcher zwei Knaben anvertraut sind, von denen der eine bei der gewaltsamen Katastrophe entführt wird, während der andere in einem wackern Mechanikus einen Beschützer und zuletzt einen Adoptivvater findet, bildet das etwas grell beleuchtete Vorspiel des Romans. Der Verfasser versichert zwar gleich von Haus aus, „daß es keineswegs in seiner Absicht liege, eine Verbrecher- oder Criminalgeschichte zu erzählen und, was sehr leicht, aber wenig lohnend und noch weniger einem geläuterten Geschmacke zusagend ist, den Ekel erregenden, schlammigen Boden des Lasters und der menschlichen Erniedrigung zu beackern"; er verspricht, daß sich seine Geschichte bald auf andere weniger finstere Bahnen bewegen werde, doch ist die Schlußkatastrophe des Romans nicht weniger grell als diese Einleitungsscene.

Das psychologische Interesse concentrirt sich um den Charakter der Geheimen Commerzienräthin, welche einen Jugendfehler zu bereuen hat, aus dem sie ihrem Manne ein Geheimniß machte. Sie hat allen Grund zu vermuthen, daß der Adoptivsohn des Mechanikus Rudolf ihr eigener Sohn sei; die Liebe desselben zu ihrer Tochter Marion erfüllt sie daher mit Schrecken, und auch für die Leser des Romans schwebt ein Incest in der Luft. Schon einmal, in „Arnstein", hatte sich Gustav vom See des gleichen Motivs bedient, aber immer denkt er wohlwollend genug, um dies Gespenst wieder zu verscheuchen und die Liebenden zusammenzuführen, ohne daß das Criminalrecht seine Stirn zu runzeln brauchte. So ist es auch hier. Die Geheime Commerzienräthin, deren innere Kämpfe mit vieler psychologischer Wahrheit geschildert sind, macht endlich ihren Gatten zum Vertrauten ihrer Jugendsünde, nachdem ein Schwiegersohn, der Gatte einer Tochter des Commerzienraths aus erster Ehe, in den Besitz des Geheimnisses gekommen ist und dasselbe zu einer niedrigen Gelderpressung benutzen will. Der alte Herr nimmt das alles sehr leicht, fast zu leicht; denn auch der Leser ärgert sich über seine erregte Theilnahme an den Gewissensbissen, schlaflosen Nächten und Fieberparoxismen der Commerzienräthin — tant bruit pour une omelette, sagt man sich; wir wollen uns auch nicht ohne Grund beunruhigen lassen, wenn die ganze Sache so glatt abgeht. Ein polnischer Intriguant, der Mörder jener armen Frau, die wir gleich in den ersten Kapiteln als Leiche sehen, befreit uns und die Frau Commerzienräthin auch von ihrer letzten Furcht. Sie hat ihrem Mann verschwiegen, daß jenes Kind möglicherweise noch am Leben ist, ihre Furcht, daß Rudolf ihr Sohn sein könne; es ergibt sich zu allseitiger Beruhigung aus dem Zettel jener Ziehkindermutter, daß dies nicht der Fall ist. Die wahre Mutter erlebt die Mutterfreude, daß ihr Sohn todt ist.

Der andere geraubte Knabe greift später als junger Fürst von Garazow in die Handlung ein und stirbt durch den Revolver des Polen Brensowsky, den er selbst mittels eines Stoßdegens vom Leben zum Tod befördert. Der Grund dieser Doppelkatastrophe liegt in der Herrschaft, welche Brensowsky, im Besitz wichtiger Actenstücke in Betreff der Geburt des Fürsten und seiner mangelnden Legitimation zu diesem Rang, Titel und Namen, über den jungen eigenwilligen Offizier ausüben will. Als der berechtigte Sohn des Fürsten entpuppt sich der junge Mechanikus, der von dem Autor und vom Schicksal mit ausnehmendem Wohlwollen behandelte Held des Romans.

Die Charakterzeichnung, namentlich des jungen Fürsten von Garazow, des alten Commerzienraths und seines Schwiegersohns, des sehr adelich, aber sehr unedel gesinnten Herrn von Tetenkamp, ist zu rühmen; sie ist einfach, durchsichtig, zutreffend. Was die Darstellung selbst betrifft, so hält sie sich nicht auf gleicher Höhe. Obschon Gustav vom See einen, wir möchten sagen goethisirenden Stil von anmuthiger Klarheit zu schreiben versteht, so verfällt er dennoch leicht in das Triviale und Alltägliche. Der Roman streift zwar stets den nackten Realismus des Lebens; aber er sollte sich doch durch ein edleres Stilgepräge oder durch humoristische Fassung stets von dem Localreferat, überhaupt von der prosaischen Berichterstattung unterscheiden. In Bezug hierauf macht es sich der Autor oft zu bequem; er wählt in lässiger Weise oft Ausdrücke, welche bald durch eine derbe, bald durch eine blasse Trivialität aus dem Rahmen eines Kunstwerks herausfallen. Namentlich aber werden die Gefühle und Dialoge der jungen Liebenden oft in einem Albumstil vorgetragen, dessen Blüten etwas welk und entblättert sind. Es ist zwar schwer, diese ewig alte Geschichte neu zu schreiben, doch begnügt sich der Leser gern mit Andeutungen, wo die weitere Ausführung nur das hundertmal Dagewesene wiederholen kann.

Dagegen finden sich auch in diesem Roman zahlreiche Stellen, in denen eine gedankenvolle Weltbetrachtung sich in ansprechender und gewählter Form ausprägt; wir stellen zum Beweis hierfür eine kleine Anthologie derartiger Sentenzen und Reflexionen zusammen:

Längere Zeit saß er schweigend in der Betrachtung des fest schlafenden, regungslos daliegenden Knaben versunken. Sein blasses, abgezehrtes, von lichtbraunen Locken umrahmtes Gesicht sah jetzt, wo die großen, dunkeln Augen geschlossen waren, noch viel leidender, aber zugleich auch noch viel schöner aus, da die ungewohnte Wärme und Nahrung seine Wangen mit einer fieberhaften Röthe gefärbt hatten. Der Mechanikus betrachtete ihn mit sich steigernder, von Mitleid hervorgerufener Theilnahme. Er vergegenwärtigte sich das wahrscheinliche künftige Geschick dieses anscheinend mit allen zu einer für die Menschheit nützlichen, vielleicht sogar segensreichen Fähigkeiten ausgerüsteten Kindes, das jetzt von dem Anfange seiner Existenz an dem Verderben und dem Laster geweiht schien. Die in der jungen Seele enthaltenen Keime zu Edelm, Großem und Schönem sollten zerstört und verdorben, dagegen diejenigen zu Schlechtem und Bösem allein sorgsam gepflegt und gehegt und durch das Beispiel ausgebildet werden; nur weil diese Seele bei ihrer Menschwerdung unter Verhältnissen dem irdischen Leben überliefert worden war, welche dies für sie, die noch willenlose, unvermeidlich herbeiführten. Und dann bemächtigt sich die staatliche Gesellschaft des so ohne seine Schuld ausgebildeten Verbrechers, um ihn für verübte Thaten, welche nur die unausbleiblichen Wirkungen nicht gehinderter Ursachen waren, zu bestrafen und unschädlich zu machen. —

Was nützt es uns, unbefugterweise in das Geschick eines der Millionen von Anfang an dem zeitlichen Verderben Geweiheten einzugreifen? Es ist ein Tropfen im Meere! Wir werden im großen und ganzen doch nichts ändern und uns nur das eigene Wohlergehen, den eigenen Frieden des Daseins verkümmern. Es gibt so viel Elend in der Welt, das ganze menschliche Leben ist überhaupt nur ein so fortgesetzter und stetiger Kampf mit der Noth und dem Jammer, daß wir wahrlich nicht nöthig haben, diese außerhalb unsers eigenen Wegs noch aufzusuchen. Wenn wir die Begabung besäßen, jetzt in alle unserm Blicke entzogenen Räume dieser von uns bewohnten Stadt zu sehen, dieses kleinen winzigen Ameisenhaufens, in dem die menschlichen Leidenschaften und Laster so üppig und wohlgepflegt nebeneinander aufwuchern, wir würden für immer genug an diesem Anblicke haben und jede eigene Lebensfreude damit zu Grabe tragen. Deshalb erfordert es die Selbsterhaltung, sich davon fern zu halten. Wie ich Schmuz und Unrath meide, um mich körperlich nicht zu verunreinigen und zu schädigen, so gebietet uns die Pflicht, dies noch in weit höherm Grade mit moralischem Schmuze zu thun. Jeder ist sich selbst der Nächste, und was unsers Amts nicht ist, darum sollen wir uns nicht bekümmern. —

Man ehrt die Verstorbenen, auch wenn man sie noch so lieb gehabt, nicht dadurch, daß man ihre Fehler oder auch nur ihre Schwächen verherrlicht. Der Mensch ist einmal eine so unvollkommene und selbst so verächtliche Bestie, daß nur der ihn beherrschende Egoismus ihm die sogenannten gottähnlichen Eigenschaften angedichtet hat. Könnten wir uns einmal ganz außerhalb der Menschheit stellen, wenn auch nur mit denselben untergeordneten Verstandeskräften begabt, wie wir jetzt das Glück haben zu besitzen, die Gottähnlichkeit würde sich wahrlich nicht von den andern Geschöpfen dieses bewunderungswürdigen an sich nicht nennenswerthen Planeten unterscheiden, vielleicht allein durch ihre größere Raubgier und andere schlechten Eigenschaften. —

Die Menschen, welche zufällig etwas mehr von demjenigen erhalten haben, was wir Geist nennen, und die wir deshalb als etwas Außerordentliches anstaunen und bewundern — diese kommen gerade am meisten zu dieser Erkenntniß. Ich bin gewiß nicht so unbescheiden, mich zu jenen Bevorzugten zu rechnen, aber ich habe gerade genug von dieser mystischen Substanz abbekommen, um darüber nicht zweifelhaft zu sein. Lesen Sie doch einfach die Geschichte. Mord, Krieg, Plünderung, Zerstörung und Aneignung fremden Eigenthums war von je die Lieblingsbeschäftigung des gottähnlichen Menschen. Im höchsten Alterthum ganz genau so wie jetzt. Der kluge Moses ließ daher, um die Natur des Menschen zu versinnlichen, auch sogleich das erste menschliche Brüderpaar sich gegenseitig todtschlagen, um dadurch klar zu machen, daß der Todtschlag zwar ein Verbrechen, aber dennoch unvermeidlich sei. —

Es ist gewiß eine sehr schwer zu beantwortende Frage, ob es nachtheiliger wäre, wenn alle gegebenen Lehren genau befolgt, oder wenn sie alle unbefolgt gelassen würden; wir wollen uns mit der Beantwortung dieser Frage auch keineswegs befassen, da es zum Glücke und zum Segen der Menschheit feststeht, daß nur ein sehr kleiner Theil derselben, und dieser auch nur in sehr unvollkommener Weise zu Thaten und Handlungen wird. Die Menschen sind von jeher so weise gewesen, daß ein Theil von ihnen dasjenige verdammt, was ein anderer vergöttert; die Weisheit spricht unaufhörlich wie die Taube, und die neueste Zeit übt sich sogar wieder in der brutalsten Art des Fluchens und des Verfluchens, sodaß, wenn diese Praxis allgemein würde, sich sehr bald kein unverfluchter Mensch mehr auf der Erde befinden würde, aber das bleibt alles vollständig gleichgültig, oder es bleibt vielmehr dessenungeachtet alles, wie es immer war. Die Sonne geht auf über Gerechte und Ungerechte, über ganz Dumme und etwas weniger Dumme, es ändert sich im großen und ganzen nichts, und wenn wirklich die Sonne zum letzten male über die langweilig wie eine Kegelkugel herumlaufende Erde aufgehen sollte, so müßte sie herzlich froh sein, daß ihr der Anblick der darauf als Menschen herumkriechenden Geschöpfe endlich entzogen wäre. Selbst wenn wir, die wir doch so viel weniger sind als die Sonne, verdammt wären, dieses Schauspiel täglich zu genießen, heute einen Menschen sähen, der es zu seiner Unterhaltung oder zu seiner bessern Verdauung für nöthig hält, viele hunderttausend andere abschlachten und sich dafür mit sogenannter Ehre belohnen zu lassen; einen andern, der vor Alter so kindisch geworden ist, daß er sich selbst göttliche Eigenschaften beilegen läßt und alle diejenigen, welche dies zu bezweifeln sich erlauben, schlechtweg verflucht — würden wir nicht auch froh sein, wenn diese unerquickliche, widerliche Komödie zu Ende gekommen wäre?

Ein Theil dieser Sentenzen spricht indeß nicht die Weltanschauung des Verfassers, sondern diejenige einzelner Charaktere aus.

5. Hinter den Coulissen. Roman von Ernst Wichert. Drei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 4 Thlr.

„Hinter den Coulissen" — das ist ein phantastisches, mit buntem Feuerwerksschein beleuchtetes Reich für die Nichteingeweihten, für die Eingeweihten ein Reich der Misère, wo der ganze Jammer jener egoistischen Interessen, welche das Leben bewegen, in aufdringlichste Nähe gerückt ist. Der deutsche Roman hat sich schon sehr häufig dieses Stoffs bemächtigt, Ernst Wichert hat ihn jetzt mit seiner ostpreußischen Gediegenheit und Gründlichkeit erfaßt. Wir werden hier durch die verschiedensten Klassen des Theaters, von den Singspielhallen, den Provinzialstadttheatern bis zu den Hoftheatern hindurchgeführt: wir lernen Sängerinnen, Schauspielerinnen, Directoren, Dramaturgen und Recensenten von jedem Kaliber kennen. Die Darstellung beruht auf genauer Kenntniß des deutschen Theaterwesens, ist mit Geist durchgeführt und bietet eine Menge Anregungen für die theatralische Reform, die ja gegenwärtig in vollem Gange ist. Es fehlt weder an tüchtigen und gesunden Reflexionen, noch an humoristischen Streiflichtern. Das Ganze athmet das Behagen einer gemächlich sich ausbreitenden epischen Darstellung und einer von allen krankhaften Elementen freien Lebensauffassung.

Wenn wir die Schilderung des Theaterlebens als wohlgelungen hervorheben müssen, so glauben wir dagegen, daß die Beherrschung der Romantechnik bei Wichert noch nicht eine vollkommene ist. Der Autor ist zugleich Dramatiker; die Technik des Dramas ist aber wesentlich verschieden von derjenigen des Romans, und es wird die gleichmäßige Vollkommenheit auf beiden Gebieten überhaupt zu den Seltenheiten gehören. Die Erfindung der eigentlich romanhaften Partien des Werks, welche wiederum wie in dem Roman von Gustav vom See auf Verwickelungen der Descendenz beruhen und mit dem Theaterleben nur durch die unsichere Vaterschaft der zwei künstlerischen Hauptheldinnen verknüpft sind, ist jedenfalls eine phantasiereiche, und wenn auch der zurückkehrende reiche Amerikaner, der früheres Verschulden wieder gutzumachen bestrebt ist und seine Kinder sucht, nicht auf den Reiz der Neuheit Anspruch machen kann, so ist die weitere Verwickelung mit dem Musikus, der, von jenem in der nordamerikanischen Sierra verlassen, seiner Maulthiere und Schätze beraubt wurde, freilich nur, um sich vor dem sonst gemeinsamen Untergang zu retten, gut erfunden und selbst von Interesse für die Casuistik des

juristischen Scharfsinns. Doch mit diesen guten Erfindungen weiß Wichert noch nicht in der Weise der geschickten französischen Romanschriftsteller hauszuhalten; der Fortgang der Handlung bleibt uns immer zu durchsichtig; wir vermissen jene Krümmungen ihres Wegs, aus denen die überraschenden Effecte hervorgehen. Zwar fehlt es nicht an Sensationsscenen, wie diejenige, in welcher sich der Amerikaner durch Kohlendunst tödten will; auch sind diese Scenen mit vieler Lebendigkeit ausgeführt: gleichwol versetzen sie uns nicht in jene fieberhafte Spannung, wie die ähnlichen Scenen vieler englischen und französischen Romane, und wenn wir solche Spannung auch nicht für ein durchaus nothwendiges Ingredienz eines guten Romans halten, so müssen wir sie doch dort verlangen, wo Scenen und Situationen ausdrücklich zu dem Zweck erfunden werden, sie hervorzurufen.

Die innere Gediegenheit des Romans, die trefflichen Bilder aus dem Leben der Coulissen, die durchleuchtende und am Schluß deutlich hervortretende Tendenz einer nationalen Bühnenreform lassen davon absehen, daß die starken Gewürze, welche der Autor im Interesse des großen Lesepublikums seinem Werke einstreute, nicht in einer Weise vertheilt sind, welche den Recepten der feinen französischen Kochkunst entspricht. Von den Charakteren erscheint, neben dem gutmüthigen Vetter, namentlich der Musikus Lauter als anziehend und bedeutend; er ist die einzige Gestalt, die einen gewissen phantastischen Reiz hat, während die übrigen Charaktere sich alle auf dem Niveau des „gesunden Menschenverstandes" bewegen und zum Theil ein etwas alltägliches geistiges Gewand tragen. Die Reflexionen, mit denen der eine Brief des geheimnißvollen Musikers beginnt, tragen diesen genialen Zug:

Liebes Kind!

Das Leben mit seinen Kreuz- und Querwegen, Sackgassen, Paradiesgärten, Fallgruben, schwindelnden Aussichten, Luftschlössern, Himmeln und Höllen ist so schlüpferig, daß eigentlich nur ein Narr hoffen darf, sein bischen Verstand gesund durchzubringen. Leider muß jeder auf eigene Hand diese Erfahrung machen, und wenn er sie gemacht hat, ist's zu spät, sie zu nutzen. Der Schöpfer hätte gut gethan, Feierabend zu beschließen, nachdem er aus dem Nichts das Chaos geschaffen, die Himmelslichter angesteckt, Land und Wasser gesondert, und allerhand blödsinniges Gethier hinauf- und hineingesetzt hatte, dem das Dasein völlig genügt, weil es nicht fragt, wozu es da ist, sich satt frißt oder gefressen wird. So weit ist alles in schönster Harmonie. Nun aber — es war doch wol etwas wie Eitelkeit im Spiel, daß der Schöpfer sich nicht am Anschauen seiner Werke begnügte, sondern zu guter letzt auch noch jemand haben wollte, der ihm Bravo rufen konnte, da Erde und Himmel, Pflanzen und Gethier in all ihrer Herrlichkeit von sich selbst und von ihm nichts wußten. Er sah sich in seiner Schöpfung nach dem Wesen um, das die besten Anlagen für seine Zwecke hätte, und fand wirklich unter allen seinen Geschöpfen das possirlichste heraus: irgendeinen vorsündflutlichen Affen. Er blies ihm einige Kubikcentimeter Gehirn mehr unter die Hirnschale als seinen Brüdern, und überließ es ihm so, der Ahnherr eines Geschlechts zu werden, das sich abmühen durfte, die Weltordnung in ihrer vernünftigen Nothwendigkeit zu ergründen und den Geist aus der Materie hinauszudemonstriren — vergebens natürlich! weil es trotz seines Zuschusses an Gehirn mit seinen fünf Sinnen über den Affen nicht hinauskann. Wir geben uns freilich als geborene Philosophen und eingedenk unserer Bestimmung alle Mühe, diese Welt als die beste zu preisen; aber etwas Zahnweh genügt, um uns sogleich wieder zu argen Skeptikern zu machen, und daß die Gehirnthätigkeit stockt, sobald der Magen nicht genügend beschäftigt wird, hat doch auch sein Bedenkliches. Vielleicht, wenn die ganze Menschheit einen einzigen Kopf und einen einzigen Magen hätte, glichen sich die Vortheile und Uebelstände ihrer göttlich-viehischen Existenz aus, aber in dem Partikelchen, das Mensch heißt, ist an Befriedigung nicht zu denken. Daher denn auch das uralte Bestreben, sich über der besten Welt eine bessere zu construiren, in der man sich geistig wohl fühlen könnte. In dem zugeblasenen Gehirn steckte — ob zufällig, ob absichtlich eingefügt — etwas von dem Schöpfungstriebe selbst, der die Welt formte, und ihm allein verdanken wir's, daß wir uns einmal nach eigenem Bedürfniß einrichten können. Nur daß wir diese unsere bessere Welt nicht praktisch zu machen vermögen, wie der Schöpfer die seine, sondern nur träumen können — träumen für uns selbst und andere. Wenn wir nun so alles Unvollkommene und Zufällige vom Realen abstreifen und das Schöne, Gute und Wahre auf Noten setzen, in Verse schreiben, in Farben auf Leinwand streichen, in Marmor meißeln, oder in Stein und Mörtel aufeinanderthürmen, dann dürfen wir sagen: daraus sollt ihr die bessere Welt ahnen! Nichts mehr. Und es ist allerdings etwas darum. Selbst die blöde Menge, die sonst nur in engern oder weitern Kreisen ihre Affensprünge um das goldene Kalb macht, immer gierig bemüht, aus den hintern in die vordern Reihen einzudringen, hält einen Moment inne und staunt, jauchzt auf, zittert vor heiliger Freude, wenn die Kunst Ahnungen höhern Lebens weckt.

Ueber die Zukunftsbühne erhalten wir folgende Mittheilungen:

Das Gesetz des Wechsels gilt sicher auch für die Kunst. Von der hohen Tragödie bis zur Volksposse herunter soll jedes Genre auf unserer Bühne vertreten sein, aber wohl gemerkt: nur in seinen besten und am meisten charakteristischen Erzeugnissen. Ich denke mir, daß wir überhaupt nur viermal in der Woche spielen dürfen, damit das Theater nicht zur gewöhnlichen Abendunterhaltung wird und die Schauspieler freie Zeit zum Studium und für die Gesellschaft behalten. An einem dieser Abende wird nur das classische Drama aller Zeiten cultivirt, Tragödie und Komödie, und zwar bei völlig freiem Entrée für jeden, der es beansprucht. Den Zuschuß, den die Stadt gewährt, gedenken wir hierauf zu verwenden und so diese Abende recht zur Gemeindesache zu machen. Ein zweiter Tag ist für Novitäten bestimmt, ein dritter für das gewöhnliche Schau- und Lustspiel, einschließlich der tüchtigen Posse, der vierte für Wiederholungen. Wir werden dann immer volle Häuser haben, das Personal wird sich frisch halten, und auch die Kasse soll dabei nicht zu kurz kommen.

Neben der Kunstanstalt soll durch das große Vermögen Brown's und des Musikus auch ein gewerbliches Musterinstitut gegründet werden, der Arbeit wie der Kunst die Mittel zugeführt werden, Gedeihliches zu wirken. Die Fehlerfreien und Tüchtigen, wie die Verirrten und Umkehrenden reichen sich so am Schlusse des Romans die Hand zu gemeinsamer Wirksamkeit. Ob es aber später „hinter den Coulissen" anders aussehen wird? Dies skeptische Fragezeichen macht nicht der Autor, sondern die Kritik.

Rudolf Gottschall.

Politische Broschüren von 1872.

1. Graf Beust im Lichte der Wahrheit. Eine Neujahrsgabe für Oesterreichs politische Kinder. Leipzig, Luckhardt. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift verdächtigt den weiland Reichskanzler in einem Tone, der in den complicirtern Verhältnissen und gereiztern Stimmungen des deutschen Südostens leider mehr als bei uns im Norden heimisch zu sein scheint. Wir registriren diese Schrift hier nur deshalb, weil sie aus der österreichischen Periode des Grafen Beust einzelne, ihn zum Theil selbst gar nicht berührende Thatsachen für die Erinnerung aufbewahrt, die als Nachträge zu der in Nr. 26 d. Bl. besprochenen Ebeling'schen Biographie beachtet zu werden verdienen.

2. Die Sünden des Liberalismus im ersten Jahre des neuen Deutschen Reichs. Von einem rheinpreußischen Juristen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Leuckart. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser ist offenbar Katholik und versteht unter Liberalismus die gegenwärtig herrschende Staatstheorie. Der Politik des neuen Reichs und speciell der damit harmonirenden gegenwärtigen Reichstagsmajorität gegenüber vertheidigt er die Opposition der Centrumsfraction der beiden Reichensperger u. a., von welcher er behauptet, daß das katholische Deutschland, und mehr als nur das katholische Deutschland, mit dankbarem Stolze auf sie blicke. Zur Begründung seiner Anklagen citirt der Verfasser z. B. Gervinus, der in seiner „Denkschrift zum Frieden" (wir verweisen auf unsern Bericht in Nr. 11 d. Bl. f. 1871) dem preußischen Königshause die Aufgabe vindicirt: „gut zu machen, was im Jahre 1866 wider gute Sitte, gutes Recht und gute Politik geschehen und versäumt worden ist". Der hauptsächliche Schmerz dieses „rheinpreußischen" Herrn Juristen ist der, daß bei der bedrängten Lage des Heiligen Vaters im Jahre 1871 das Princip der Nichtintervention beibehalten wurde, und er argumentirt: „Die deutschen Katholiken haben, als sie dem neuerstandenen Reiche und seinem Kaiser zujauchzten, dies im Vertrauen auf das bestehende Recht und seine Heilighaltung gethan. Denn der ihrem Glauben verfassungsmäßig gewährte Rechtsschutz bezieht sich auf alles, was diesem Glauben wesentlich ist; dazu gehört aber unzweifelhaft die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes."

Dagegen ist denn doch aus dem Gesichtspunkte schon des ordinärsten gesunden Menschenverstandes einzuwerfen: wenn die uralt katholischen Dynastien von Savoyen und Oesterreich in Italien eine rein interne, möglicherweise nur der Form und dem Anschein nach destructive Transaction staatsrechtlicher Architekturverhältnisse, und zwar mit Zustimmung der offenbaren Majorität der italienischen Nation, unternehmen oder zulassen, wie kämen die zum Theil protestantischen Völker und Fürsten Germaniens dazu, hiergegen interveniren zu wollen? Muß doch die als liberal verdächtigte Nichtintervention für viel katholischer gelten, als eine scheinbar legitimistische Intervention von seiten fremdländischer und zum Theil andersgläubiger Elemente hätte ausfallen können!

Der Verfasser macht ferner die Bemerkung, daß bei den confessionellen Debatten „der Kampf des Germanenthums gegen das Romanenthum", als welchen die „Weserzeitung" den deutsch-französischen Krieg besungen hatte, im ersten deutschen Reichstage inscenirt worden sei. Betreffs dieses jetzt so beliebten internationalen Begriffs sei die allgemeine Bemerkung erlaubt: was Italien angeht, so ist doch wahrlich, statt einer germanischen Gegnerschaft, jetzt das volle Gegentheil eingetreten, seit das Haus Lothringen, resp. Habsburg, die vielhundertjährigen Herrschaftsansprüche im Namen des römisch-deutschen Reichs dort völlig aufgegeben hat! Oder meint man: wir sollen erst durch Piemont und den Carbonarismus, durch Napoleonismus und französische Revision der europäischen Karte den germanischen Interessenaustausch mit Italien beseitigen lassen, und dann für die großartige Entfaltung gewisser romanischer Geschichtselemente, die wir mit Enthusiasmus begrüßt und durch die Neutralität von 1859 sowie den Kriegsfall von 1866 zum Theil selbst haben gründen helfen, auch noch feindselig verantwortlich gemacht werden?

Ein freundliches Prognostikon stellt der „rheinpreußische" Jurist uns in Bezug hierauf, indem er sagt: „Der Liberalismus muß stets an sich selbst zum Henker werden." Aber dennoch verdanken wir ihm am Schlusse einen guten Rath. Er citirt eine römische Zeitungsstimme der „Voce della Verità" vom 6. December 1871, welche sagt:

> Die Idee des neuen Deutschen Reichs ist nicht die der Vertheidigung der Kirche, wie in dem durch Karl den Großen(!) erneuerten abendländischen Kaiserreiche: die einzige Idee, die es im Einklang mit den Ideen der Zeit hätte vertreten können, wäre die einer Schutzmacht des Rechts gegen die Gewaltthaten der europäischen Revolution gewesen.

Meint die „Verità" in Rom damit das Metternich-Bourbonische Recht von 1815—59? Armes verkanntes Italien, das noch immer eine Schutzmacht, und gar selbst im protestantischen Reiche, suchen muß gegen die abscheulichen europäischen Revolutionen! Der Rheinpreuße setzt hinzu: „Der Liberalismus hat sich zu dieser Idee vom Reiche nicht emporzuschwingen vermocht; wenn das Reich eine Zukunft haben soll, können seine Geschicke mit denen des Liberalismus nicht verknüpft bleiben."

Dem obigen Rathe der „Verità" ist übrigens bereits von vielen Seiten Rechnung getragen, so z. B. jüngst auch in der Schrift: „Das neue Reich und die Rechtswissenschaft. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstags Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs am 28. Februar 1872 in der Aula der Universität, von Hermann Schwanert" (Rostock, Stiller, 1872).

3. Ein Mahnwort an Deutschlands Katholiken. Von F. Graf Frankenberg. Zweite Auflage. Berlin, Stilke. 1872. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser will im katholischen Interesse die Presse beeinflußt wissen; ob das Hauptorgan dazu als täglich erscheinende Zeitung oder als Wochenblatt zu begründen sein wird, behandelt er als „technische und offene Frage".

4. Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu. Urkundlich dargestellt von Theodor Weber. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

5. Ueber und gegen den Jesuitismus. Zwanglose Abhandlungen über die jesuitische Taktik und Vollkommenheit, den jesuitischen Eid und Primat. Von F. Buchmann. Breslau, Gosohorsky. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der sogenannte Jesuitismus ist schon deshalb merkwürdig, weil nur solche über ihn sprechen, schreiben und drucken können, die entweder nicht wissen oder doch nicht offenbaren, um was es sich dabei eigentlich handelt. Um so mehr muß das Publikum den beiden genannten Verfassern dankbar sein, da dieselben, wenn nicht selbst Jesuiten, so doch beide als katholische Gelehrte mit ihren Studien und Kenntnissen nahe bis an die Wahrheiten des Jesuitismus gedrungen sein können. Was sie von ihren Ansichten darüber veröffentlichen, vermögen sie allerdings nicht anders als in der Form gegnerischer Polemik gegen den Jesuitenorden dem Publikum darzubieten.

Unser Beruf, zu kritisiren, möchte uns zu der Verwegenheit reizen, in Einzelheiten nachzuweisen, wie manches in den auch hier als horrend hingestellten Grundsätzen jenes unberechenbaren Moralsystems, das als das jesuitische gilt, an sich doch vielleicht nicht so gemeinschädlich oder herabwürdigend ist, als die große Menge der vermeintlich Gebildeten und Aufgeklärten in Bausch und Bogen anzunehmen beliebt. Wenn z. B. von der „Nothwendigkeit der Unterwerfung des eigenen Urtheils und Willens unter den des Vorgesetzten" gesprochen wird, so ist schon einfach logisch eine solche Unterwerfung doch nicht für alle Fälle, sondern nur dann unangenehm oder verdammlich, wenn sie dem Unterwürfigen selbst, seinen Nebenmenschen oder dem Allgemeinwohle zum Schaden gereicht. Da den Jesuiten im allgemeinen Mangel an Intelligenz nicht zugeschrieben wird, so dürfte die Einsicht eines solchen jesuitischen Vorgesetzten in vielen Fällen immer noch den Ansichten etwa eines gesegneten Janhagel vorzuziehen sein, denen sich andere sogenannte Aufgeklärte bisweilen unterwerfen, obgleich sie doch nie ganz sicher sein können, in denselben eine vox dei zu vernehmen.

Daß sich jesuitische Intelligenz logisch einer gewissen Unfehlbarkeit rühmen kann, möchten wir in der That annehmen, wenn F. Buchmann uns als eine ihrer Maximen den Satz verräth: „Die Situation ist souverän." Ich wüßte kaum, daß die protestantische Wissenschaft es sich angelegen sein läßt, die praktische Moralitätsbildung ihrer Jünger auch nur dialektisch mit ethischen Problemen zu behelligen, welche von solcher Weltkenntniß Zeugniß ablegen.

Mit Dank wird das geschichtsfreundliche Publikum die Mittheilung Buchmann's aufnehmen über den am 20. October 1562 auf dem Concil zu Trient von dem Jesuiten Jakob Lainez gemachten Versuch, den Absolutismus des Papstthums, d. h. die aus dem Universalepiskopat hervorgehende päpstliche Infallibilität zu kanonisiren. Der Antrag fiel damals und konnte nicht aufrecht erhalten werden, als der Cardinal Prinz von Lothringen mit 35 französischen Theologen aus Paris eintraf und sich für die anticurialistische Opposition erklärte. Der Cardinal Prinz von Lothringen versöhnte sich aber alsdann mit der päpstlichen Partei und schloß bekanntlich das Tridentinische Concil am 4. December 1563, achtzehn Jahre nach der Eröffnung, mit dem von allen Prälaten wiederholten Rufe: „Verflucht seien alle Ketzer!"

6. Die Excommunication. Erläuterungen über die kirchliche, hierarchische und jesuitisch-papistische Excommunication. Von F. Buchmann. Breslau, Gosohorsky. 1872. 8. 20 Ngr.

Bekanntlich hat Pius IX. durch die Encyclica vom 1. November 1870 sämmtliche Urheber und Theilnehmer der Annexion des Kirchenstaats an das Königreich Italien excommunicirt. Nachdem nun aber seitdem die Dynastie eben dieses Königreichs Italien auch den Thron des vor allen Nationen Europas als katholisch geltenden Spanien bestiegen hat, dürfte dieser „geistliche Strike" denn doch nicht für alle Fälle und Zeiten unfehlbar sein. Dies vermuthlich ist die Veranlassung zu dieser gemäßigten, gewissermaßen „abwiegelnden" Betrachtung.

7. Geschichte der pariser Revolution vom Jahre 1871. Von Konrad Eggenschwyler. Erste Lieferung. Bern, Jent und Reinert. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses erste Heft der ersten deutsch verfaßten Geschichte der neuesten Revolution bringt deren Vorgeschichte vom 4. September 1870 bis 22. März 1871, hauptsächlich nach G. de Molinari's „Les clubs rouges". Dem Historiker zukünftiger Zeit, der sich in d. Bl. einst vielleicht nach Quellen zur Geschichte unserer Gegenwart umsehen wird, sei uns gestattet, das Geständniß abzulegen, daß wir hier in Deutschland, die wir nicht zu dem angeblich die Revolutionen leitenden „internationalen Bunde" gehören, jene pariser Ereignisse, zumal unter der damaligen politischen Situation, weder in ihren Veranlassungen noch in ihren Zwecken völlig begreifen können. Vergeblich, wie während jener Ereignisse selbst, so bei der Lektüre dieser ihrer Darstellung fragen wir uns: ob sich die Commune empörte, weil sie Frieden oder weil sie keinen Frieden wollte? Bewaffnete und erhob sich Paris, als es sich um eine neue Regierung Frankreichs handelte, um gegen den noch immer tyrannisch erscheinenden Napoleonismus, oder gegen den Parlamentarismus des Constitutionsfanatikers Thiers, oder gegen die verschiedenen bourbonischen Linien — deren Prätendenten seit der spanischen Entthronung von 1868 stark vermehrt waren — zu kämpfen? Wurde man Gegner von Thiers, weil er die Republik hielt, oder weil er des Monarchismus verdächtig war?

Um einen Beitrag zum annähernden Verständniß jener problematischen Ereignisse zu geben, sei es mir gestattet, auf eine historische Parallele zurückzuweisen. Wir finden sie bei dem Präsidenten Thiers selbst, denn ich meine seine „Geschichte der Französischen Revolution", d. h. der ersten, großen, 1789 in Paris begonnenen. Dort wird uns unter anderm erzählt, wie nach der Befestigung einer constitutionellen Republik unter dem Girondisten-Ministerium Roland, welches die liberalen Interessen der Provinz, namentlich auch von Marseille, der Vaterstadt von Thiers, vertrat, sich unter ultrarevolutionärer Form eine Reaction von seiten des pariser „Communeraths" bildete, die von den Jakobinern Danton, Marat, Robespierre in bekanntem Stile executirt wurde. Aus der Darstellung von Thiers entnehme ich folgende einzelne Bemerkungen:

Die Kluft zwischen den Girondisten des Convents und dem pariser Communerath hatte sich mehr und mehr erweitert.

Für die Girondisten war die allgemeine Meinung, welche die Unordnungen und Ungesetzlichkeiten, namentlich die blutigen Excesse gegen die Royalisten in den Gefängnissen am 2. bis 5. September (1792) verabscheute; zu den Girondisten gehörten alle Minister, mit Ausnahme von Danton; allein — Paris war nicht ihr rechtes Element; sie befanden sich mitten unter ihren Feinden . . . der erste Vorwurf, den man ihnen machte, war der, daß sie Paris aufopfern wollten. . . . Man behauptete, sie beabsichtigten, das Uebergewicht von Paris zu vernichten. So kam die Verleumdung des Föderalismus (d. h. der Decentralisation) an die Tagesordnung.

Der schöne Barbaroux, der Deputirte für Marseille, welches zuerst Mirabeau in die Generalstände abgeordnet hatte, wagte es in der That, gegen das Vorherrschen des pariser Einflusses Decrete vorzuschlagen, nach denen die Hauptstadt „des Rechts, die Nationalrepräsentation in ihren Mauern zu besitzen, verlustig gehen" und ferner „der Convent den Communerath cassiren" sollte. Die Majorität des Convents wollte gemäßigt sein und entschied sich nicht für diese Anträge. Die Jakobiner wurden um so maßloser, und vielleicht weil er des Einverständnisses mit der neuen Verfassung verdächtig schien, mußte Ludwig XVI. am 21. Januar 1793 das Schaffot besteigen. Nun siegte immer mehr das Streben, die Rolandisten, Girondisten, Provinzialen und Gemäßigten aus der Regierung zu entfernen und die Dictatur der pariser Machthaber zu befestigen. Der pariser Communerath vermochte es, dem verfassungsmäßigen Convent die Spitze zu bieten und die Abgeordneten der Gironde auf die Guillotine zu schicken.

Schon während der „Gesetzgebenden Versammlung" (bis 21. September 1792) hatte Barbaroux gesagt: „Wären uns (den Liberalen) aber auch alle übrigen Punkte genommen, so bliebe uns außer Marseille endlich noch Corsica, jenes Corsica, wo weder Venedig noch Genua Tyrannei einheimisch zu machen vermochten und das nur Arme braucht, um Früchte zu tragen, und Philosophen, um aufgeklärt zu werden." Anfang 1795 saßen die Ueberlebenden der Girondisten wieder im Nationalconvent, und als da nun wieder die Royalisten offen die pariser Communesectionen zum Aufstand gegen den Convent anleiteten, da war es am 4. October (13. Vendémiaire) 1795 der corsicaner General Bonaparte, der die Conventsmitglieder in den Tuilerien mit den Waffen vertheidigte, derselbe, dem es bestimmt war, die „Marseillaise" siegreich bis nach Moskau zu tragen.

8. Geschichte von Frankreich. Von L. O. **Bröcker**. Erster Band: Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums. Hamburg, Grüning. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

In der Thronrede Kaiser Wilhelm's zur Eröffnung des zweiten Reichstags in Berlin am 16. October 1871 findet sich die folgende interessante geschichtliche Perspective vor:

> Das Deutsche Reich und der österreichisch-ungarische Kaiserstaat sind durch ihre geographische Lage und ihre geschichtliche Entwickelung so zwingend und so mannichfaltig auf freundschaftliche Beziehungen angewiesen, daß die Befreiung des letztern von jeder Trübung durch die Erinnerung an Kämpfe, welche eine unerwünschte Erbschaft tausendjähriger Vergangenheit waren, dem ganzen deutschen Volke zur aufrichtigen Befriedigung gereichen wird.

Die Erwähnung einer „unerwünschten Erbschaft tausendjähriger Vergangenheit" mußte den Nachdenkenden unmittelbar an jene internationalen Verhältnisse vor gerade 1000 Jahren erinnern, als die Nachkommen Karl's des Großen dessen westeuropäische Universalmonarchie in ein deutsches, ein fränkisches und ein italisch-lothringisches Reich zerfallen und die römische Kaiserkrone von der fränkischen Dynastie allmählich an die deutsche Nation übergehen ließen. Diesem welthistorischen Vergleich lag offenbar der politisch-architektonische Gedanke zu Grunde, daß die römische Universalkirche den allmächtigen Absolutismus einer erblichen karolingischen Universalmonarchie, der sie die Gründung ihrer weltlichen Territorialexistenz verdankte, fürchten mußte und deshalb denselben von der weniger furchtbaren Zersplitterung der germanischen föderativen Staatszustände überwuchern ließ, indem sie es vorzog, die im letzten Jahre des 8. Jahrhunderts, zu Weihnachten 800, von Karl dem Großen restaurirte römische Kaiserkrone einem gewissermaßen constitutionellen verfassungsgemäß repräsentativen deutschen Kurfürstencollegium zur Disposition zu stellen, in welchem sie selbst von sieben Souveränetätsantheilen sich drei für geistliche Stimmen — wahrlich die gewichtigste historische reservatio ecclesiastica — vorbehielt.

Derartige internationale Compromisse dem gebildeten Publikum klar zu machen, ist offenbar die Absicht vorliegender Schrift, die sich als einen ersten Theil einer „Geschichte von Frankreich" ankündigt und eine zeitgemäß ergänzende Vorgeschichte sowol zur französischen Staats- und Rechtsgeschichte von Warnkönig und Stein, als zu Gfrörer's Geschichte der Karolinger darzubieten beginnt. Dieser erste Theil beschränkt sich auf die Herrschaft der ersten Merovinger bis zu Lothar's I. Tode im Jahre 561; der größere Theil seines Inhalts ist der Darstellung der allerdings interessanten linguistischen Entwickelung jener Uebergangsperiode gewidmet und verdient den Titel „Westeuropa und das Latein". Es wird uns, nächst der sogenannten classischen heidnisch-lateinischen, die christlich-lateinische Literatur im allgemeinen und dann speciell die gallisch-lateinische Literatur bis gegen 561 vorgeführt. Wir werden dadurch daran erinnert, wie, nachdem das alte lateinisch-römische Kaiserthum gewissermaßen durch die doppelte Invasion zugleich des semitischen Christenthums und der germanischen Barbaren gestürzt war, die von Rom sich neu über die Welt verbreitende geistliche Herrschaft zunächst die lateinische Sprache adoptirte und als Universalsprache der gebildeten Welt aufrecht erhielt. Wir sind gespannt darauf, wie uns der Verfasser in den zu erwartenden folgenden Bänden die Geschichte des Zerfalls dieser einheitlichen Weltcultur, die Entstehung der neuern Sprachen und Literaturen der aus dem lateinischen Weltganzen losgelösten romanischen Nationalitäten und endlich späterhin die nach mehr als 1000 Jahren erfolgte Ausbildung des Französischen zur socialen und diplomatischen Weltsprache schildern wird.

9. Die Irrthümer des Socialismus. Von **Julius Fröbel**. Leipzig, O. Wigand. 1871. 8. 7½ Ngr.

Als Julius Fröbel 1847 sein „System der socialen Politik" herausgab, erregte der ideelle Dogmatismus seiner Weltanschauung bei den meisten Bedenken und Zweifel.

Jetzt, wo er die „Irrthümer“ der einst auch von ihm selbst aufgebauten Wissenschaftsrichtung darlegt, dürfte die Bedeutung derselben aus diesen wenigen Bogen viel evidenter hervorgehen. Nachdem Julius Fröbel in diesen 25 Jahren seine Weltkenntniß durch thatsächliche Lebenserfahrungen in entscheidungsreichen Verhältnissen Europas und Amerikas unberechenbar erweitert hat, wäre nun von ihm eine erschöpfende Darstellung seines jetzigen Systems wol wünschenswerth.

10. Staat und Kirche. Betrachtungen zur Lage Deutschlands in der Gegenwart. Von Friedrich Fabri. Dritter unveränderter Abdruck. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir wagen es, einzugestehen, daß uns die Haltung der protestantischen Orthodoxie, soweit es sich — was freilich nicht zu ihren directen Berufspflichten gehört — um unmittelbare Beziehungen auf die national-politischen Tagesfragen seit diesen 13 oder vielmehr 23 Jahren gehandelt hat, nicht in allen Einzelheiten unfehlbar oder imposant erschienen ist. Mit um so freudigerer Anerkennung sind wir bereit, Meinungsäußerungen aus den Kreisen des evangelischen Conservativismus zu begrüßen, die, wie es auch in der vorliegenden Schrift sich als Thatsache ergibt, sehr wohl die intellectuelle Zone kennen, in welcher die Lebensfragen der neuen nationalen Gegenwart zu einer versöhnlichen und segensreichen Entscheidung gelangen. Im Gegensatz zu der jetzt einseitig erscheinenden Restaurationsdogmatik gehört der Verfasser der vorliegenden Schrift zu den modernen Denkern, welche die confessionellen Ueberlieferungen eben jener Zeit zur organischen Fortentwickelung der seit 1866 und 1871 eingetretenen neuen politisch-religiösen Verhältnisse neuzugestalten bestrebt sind. Er erkennt die gegenwärtigen Zustände eines historisch positiven und doch auf den Parlamentarismus sich stützenden, kirchlich mindestens paritätischen und eben darum liberal entwickelungsfähigen Föderalismus als vernünftig und legitim bereitwillig an. Aber eben deshalb begreift er, daß die Decentralisation und Selbstverwaltung, die auf politisch-administrativem Gebiete in vielen Fällen geboten ist, auch für die interconfessionellen Verhältnisse sich als Forderung herausstellt; er will nicht eine „evangelische Reichskirche“, sondern ist für „Entstaatlichung der Kirche“; mit der „Trennung von Staat und Kirche“ sieht er die Befreiung beider und somit die Emancipation der staatlich garantirten Confessionen in Erfüllung gehen. Nur zu der Bemerkung, daß damit „die Niederlage der conservativen Partei völlig gemacht“ werde, geben wir ihm kein Recht, denn solche Niederlage kann höchstens die einer überwundenen „conservativen Theorie“ sein. Und das ist eben allerdings die „christlich-germanische“ eines F. J. Stahl, von der Fabri sich lossagt, wenn er z. B. „gegen jede Vermischung von Politik und Christenthum, welche in unserer conservativen Partei so tief sich eingebürgert hat“, sich verwahrt haben will. Wol aber will er eine Annäherung der Aufgaben der evangelischen Kirche an eine, „wie wir hoffen, bald sich constituirende altkatholische Kirchengemeinschaft“. Jeder aufrichtig loyale Patriot wird die Versöhnung des neuen, nun nicht mehr römischen, sondern nur noch germanischen Reichs wenigstens mit der einen oder andern Richtung des Katholicismus erstreben, wenn der Friede mit seiner Gesammtheit wirklich nicht möglich sein sollte.

11. Selbstverwaltung und Reform der Gemeinde- und Kreisordnungen in Preußen und Selfgovernment in England und Nordamerika. Von J. L. Tellkampf. Berlin, Springer. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Die soeben erwähnte Decentralisation auf staatlich-administrativem Gebiete, die von den erweiterten Dimensionen preußischen Staatswesens thatsächlich geboten ist, behandelt der Verfasser dieser Schrift ausführlich, und zwar im Interesse der emancipirten Selbstverwaltung, wozu er um so mehr berechtigt ist, als er nicht nur an die Rudolf Gneist'schen Theorien sich anlehnt, sondern persönlich über selbständige reiche Erfahrungen aus den Zuständen des Selfgovernment in England und Nordamerika verfügen kann. Daß der preußische Staat in seiner neuen Lage die zum Theil misliebige Verantwortlichkeit von allerlei kleinen provinzial und local unvermeidlichen Maßregelungen und Fürsorglichkeiten ganz gern einer bereitwilligen Selbstverwaltung abtreten kann, ist selbstverständlich; ob aber allen und auch würdigen Staatsunterthanen damit in allen Fällen eine vermehrte Sicherung und Möglichkeit des Rechtsschutzes wird dargeboten sein, ist eine andere Frage.

12. Offener Brief an die deutschen Fürsten und das deutsche Volk. Dresden, Kraszewski. 1872. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser verlangt: „Lasset den Polen ihre Muttersprache, zerstört nicht dieses Werk Gottes“, und will nicht, daß der heidnische Ruf gelte: „Vae victis!“

Die „Charaktere“ La Bruyère's.

Die Charaktere oder die Sitten im Zeitalter Ludwig's XIV. von La Bruyère. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Eitner. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1870. 8. 20 Ngr.

Karl Eitner ist durch eine Reihe von Uebersetzungen aus der portugiesischen, spanischen, italienischen, französischen und englischen Literatur, sämmtlich für die in Hildburghausen erscheinende „Bibliothek ausländischer Classiker“, bereits so gründlich empfohlen, daß es keiner Lobpreisung bedürfen wird, die vorliegende Uebersetzung der „Charaktere“ von La Bruyère zur Geltung zu bringen. Es möchte leichter sein, einen fremdländischen poetischen Text, der in Versen abgefaßt ist, treu und angenehm lesbar nachzubilden, als diese zwar kräftige, doch nicht selten rhetorisirend künstliche und capriciöse Prosa des Franzosen aus dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV. Abgesehen von einem Bruchstück aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu besonderm Zweck, hatte sich bisher noch kein deutscher Uebersetzer an das seltsame Buch herangewagt, obwol die Bedeutung desselben als Zeit- und Sittenspiegel gewiß nicht verkannt wurde. Keine andere Nation besitzt ein ähnliches Werk: die „Charaktere“ des Griechen Theophrast,

welchen La Bruyère Anregung und Titel entnahm, können allerdings als ein Vorläufer dazu angesehen werden; doch verhalten sie sich zu diesen modernen Schilderungen wie die Knospe zur Blüte, die Skizze zur Ausführung. Begnügt sich der Schüler des Aristoteles mit kurzen prägnanten Umrissen aus seiner Zeit und Umgebung, die er wie schulmäßig in der Regel mit einer Definition beginnen läßt, aus der das Weitere sich entspinnt, so ergeht sich La Bruyère in jedem seiner umfangreichen sechzehn Kapitel von Anfang bis zu Ende mit zwanglosem Behagen, anscheinend mit solcher Willkür, als ob er sich nur seinen augenblicklichen Einfällen überließe und kein Faden von Ideenfolge die Abschnitte zu einem Ganzen verbände. Daß letzteres nicht der Fall ist, vielmehr bei genauerer Erwägung uns daraus ein tiefdurchdachter, in der Ausführung allerdings überaus frei behandelter Plan entgegentritt, hat der Uebersetzer in der Einleitung nachzuweisen versucht.

Der Inhalt des Buchs, wahrscheinlich dem deutschen Leser etwas ganz Neues, wird denselben je nach seiner sittlich-religiösen, politischen oder literarischen Stellung und Vorbildung sehr verschieden ansprechen. Es wird nicht an solchen fehlen, die sich in dem Labyrinth der so zahlreichen, immer aufs neue einander drängenden Bilder von Persönlichkeiten und Situationen aus verschollener Zeit kaum zurechtfinden können; auch an solchen nicht, die von der sprungartigen, in räthselhaften Anspielungen, unvermittelten Uebergängen, paradoxen Aussprüchen sich gefallenden Darstellungsweise mehr abgestoßen als angezogen werden; ebenso wenig an solchen, die den Widerspruch des sonst die ganze Schrift durchwehenden freien Geistes gegen die Verherrlichung des absoluten Monarchen, in welchem er das lebendige Abbild der Gottheit sieht, und seines allmächtigen Ministers, unter dessen anerkennenswerthe Thaten er auch die Vertilgung der Ketzerei rechnet, in ihrer Anschauung nicht so bequem zu lösen vermögen. Alle aber werden anerkennen müssen, daß der Verfasser ihnen mit seinem Werke zweierlei geboten: erstens eine naturwahre Charakteristik des Menschen an sich nach gewissen Hauptseiten des gesellschaftlichen Lebens, zweitens und vorzüglich die reichhaltigste Schilderung der Franzosen seiner Zeit, in Familie und geselligem Verkehr, in der Literatur, am Hofe und in der Kirche; wie sie strahlend von Glanz und Ueppigkeit sich in Sünde und Schande verlieren, wie die Lüge, überall eindringend, unter der Maske der Anmuth oder der Scheinheiligkeit, still und noch unbemerkt die große Katastrophe des 18. Jahrhunderts vorbereiten hilft. So ist das Buch eins der wichtigsten Actenstücke zur Vorgeschichte der Französischen Revolution.

Die Uebersetzung von Eitner läßt den Leser die Abwesenheit des Originals wenig vermissen; sie hält den Sinn desselben bis in die kleinsten Züge fest und bleibt dabei meistens so lesbar, als wenn sie selbst Original wäre. Erklärungen zu verschiedenen Stellen in geschickter Auswahl sind unter dem Texte beigefügt. Der Uebersetzung geht außerdem ein Abschnitt über La Bruyère's Leben und Schriften voran, der alles enthält, was zur Orientirung im ganzen und zur Kenntniß des Schriftstellers und seiner Stellung in der Zeit erforderlich scheint. Eine Bemerkung darin bedarf der Correctur. Wenn der Titel der ersten Ausgabe von 1688 mit den Worten angegeben ist: „Charaktere des Theophrast, übersetzt aus dem Griechischen, oder die Sitten dieses Jahrhunderts", so beruht dies wol nur auf einem Versehen; denn die französische Uebersetzung der „Charaktere" des Theophrast und die „Charaktere" von La Bruyère sind zwei verschiedene Schriften, wie der Uebersetzer am Schlusse der Einleitung auch selbst erkennen läßt; indem er jedoch an jener ersten Stelle zu dem ungenau wiedergegebenen Titel noch die Mittheilung fügt, der Verfasser habe seine eigenen Beobachtungen über die moderne Gesellschaft unter den Schutz eines Schriftstellers des Alterthums gestellt, so bestärkt er den Leser in dem Misverständnisse, als sei die Darstellung des Theophrast gewissermaßen in der seines Nachfolgers aufgegangen. Die französischen Ausgaben, wenigstens die dresdener von 1755, führen den Titel: „Les caractères de *Theophrast*, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle, par *M. de La Bruyère*", und enthalten dann beide gesondert hintereinander, woraus ersichtlich, daß bei jener Uebersetzung des Titels wahrscheinlich die drei Worte avec les caractères nur übersehen worden sind.

Theodor Paur.

Feuilleton.

Iwan Turgénjew über das deutsche Theater und die Deutschen.

Iwan Turgénjew, „der Meister der russischen Novelle", wie ihn Paul Heyse in einer Widmung zu nennen beliebte, ist im Augenblick nicht nur der hervorragendste, sondern unbestritten der am meisten gelesene Dichter Rußlands. Seine ihm vielfach zum Vorwurf gemachten Sympathien für den „in Fäulniß stehenden Westen", ja selbst seine Erzählung „Rauch", in der er, vom modern-russischen Zuge der Selbstvergötterung abweichend, den verbrecherischen Freimuth hatte, seinen Landsleuten einige kleine Wahrheiten vorzuhalten, was seinerzeit die gesammte russische Presse in Entrüstung brachte und eine Flut gehässiger Artikel heraufbeschwor — das alles hat der längstbewährten Popularität keinen Abbruch gethan. Wie bekannt, verbindet Turgénjew mit einer kunstvollen Miniaturmalerei in hohem Grade die Gabe seiner Beobachtung; ein mehr als zehnjähriger Aufenthalt in Deutschland hat ihn wie nur wenige Russen mit deutschen Verhältnissen vertraut gemacht. Um so mehr bezeichnend für die Strömungen der Gegenwart dürfte das Urtheil sein, welches er in einem seiner neuesten Producte, den „Frühlingsfluten", über das deutsche Theater fällt. Die betreffende Stelle lautet folgendermaßen:

„Im Jahre 1840 war das Theater in Wiesbaden schon dem Aeußern nach schlecht, das Personal jedoch erhob sich in seiner phrasenreichen und armseligen Mittelmäßigkeit, seiner mühevollen und abgeschmackten Routine nicht um ein Haar breit über das bis zum heutigen Tage für alle deutschen Theater als Norm geltende Niveau, dessen Vollendung in letzter Zeit die Schauspielergesellschaft in Karlsruhe unter der »berühmten Leitung« des Hrn. Devrient darbot." Weiter heißt es über die dramatische Literatur in Deutschland: „Es war eins der unzähligen hausbackenen Producte, in denen vielbelesene, aber unbegabte Autoren in ausgesuchter, aber lebloser

Rede mühsam und plump irgendeiner «tiefen» oder «warmpulsirenden» Idee Ausdruck verliehen, den sogenannten «tragischen Conflict» darstellten und asiatische Langweile verbreiteten, ganz so wie es eine asiatische Cholera gibt."

Es mag dahingestellt sein, in wiefern es Turgénjew mit diesen Aeußerungen Ernst war; möglicherweise schwebten ihm unverwischbare Jugendeindrücke, die Vorstellungen im Alexandra-Theater in Petersburg, vielleicht auch die vielbewunderten Leistungen nationaler Dramaturgen in Moskau als mustergültig vor; nur auf diesem Wege ließe sich erklären, daß er den „sogenannten tragischen Conflict" ganz entbehrlich, wo nicht lächerlich zu finden scheint. Rußland hat thatsächlich nur in seinen Residenzen Institute aufzuweisen, die europäischen Begriffen vom Theater entsprechen; denn was unter diesem Namen in Provinzialstädten, selbst größern, wie Odessa, Kiew, Charkow u. s. w. besteht, erreicht noch nicht die Jahrmarktsvorstellungen wandernder Komödianten in abgelegenen deutschen Dörfern. Unter solchen Umständen dürfte denn wol auch die asiatische Langeweile wie überhaupt alles Asiatische, eher im Vaterlande Turgénjew's zu finden sein.

Ganz zum Ueberfluß läßt der Verfasser die Heldin seiner Erzählung, eine emancipirte geistreiche Russin, unwillig ausrufen: „Der letzte französische Acteur im letzten Provinzialstädtchen spielt natürlicher und besser als die erste deutsche Berühmtheit." Daß in Rußland die Franzosen auf der Bühne wie auf den meisten Gebieten des Lebens nach wie vor die Tonangeber sind, ist eben nichts Neues, und den Vergleich, zumal mit den verhaßten Deutschen, hätte „der Meister der russischen Novelle" seinen Lesern ersparen können. Wenn ein begabter, europäisch-gebildeter Russe das Ergebniß langjähriger unmittelbarer Beobachtung in diesem Sinne resumirt, so ist das immerhin ein bedeutsames Symptom, besonders wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß der Verfasser bei seiner nächsten Rückkehr aus Deutschland den „Frühlingsfluten" sicher einen enthusiastischen Empfang seitens seiner Landsleute zu verdanken haben wird, selbst seitens derjenigen, die bisher auf den unverbesserlichen „Sapadnik" (Anhänger des Westens) mit einem gewissen Mistrauen blickten. Es zeigt sich nämlich, daß Turgénjew seine Studien über deutsche Art und deutsches Wesen um ein Erhebliches erweitert hat. Mußten die Deutschen in den frühern Erzählungen vornehmlich das Contingent für naive Beschränktheit, stupide Lächerlichkeit, bäurische Roheit liefern (was, beiläufig gesagt, bei einem modernen russischen Schriftsteller auch gar nicht anders sein darf), so sind sie hier mitleiderregende Idioten, feige Memmen, gewissenlose Schurken, und deutsche Offiziere gehen in ihrer jammervollen Muthlosigkeit so weit, daß sie sich zur ersten besten Gaunerei bereit finden, nur um dem furchtbaren Zusammentreffen mit einem hochherzigen russischen Jüngling auszuweichen.

Bibliographie.

Adolay, E., Die Böhämmer. Eine Dorfchronik. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 1 Thlr.

Baudissin, A., Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Bazaine, Feldzug des Rhein-Heeres vom 12. August bis 28. October 1870. Leipzig, Luckhardt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bindewald, K. W., Poetische Weltgeschichte. Eine Sammlung deutscher Gedichte zur allgemeinen Geschichte. 3ter Thl. Die Neuzeit. Frankfurt a. M., Erras. Gr. 8. 1 Thlr.

Blasel, J., Hubert Languet. 1ster Thl. Historische Inaugural-Dissertation. Oppeln. Gr. 8. 10 Ngr.

Böhmert, V., Der Sozialismus und die Arbeiter-Frage. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Boulan, F., Lindau vor Altem und Jetzt. Geschichtliches und Topographisches. Neue Ausgabe. Lindau, Stettner. 16. 21 Ngr.

Brunner, S., Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und anderen ebenfalls durchwegs archivalischen bisher unedirten Quellen. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Thlr.

Braun, A., Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in populärer Darstellung. Cassel, Scheel. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchting, M. H., Blanca. Drama. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte. Leipzig, Zechel. Br. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Das schwarze Cabinet oder Mysterien der Polizei. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Die Corruption in Oesterreich. Ein Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Dubbers, W., Das Oberammergauer Passionsspiel nach seiner geschichtlichen, künstlerischen, ethischen und culturhistorischen Bedeutung und unter Berücksichtigung älterer und neuerer Kritik dargestellt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Eliot, G., Middlemarch. Aus dem Leben der Provinz. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von E. Lehmann. 1ster bis 3ter Halbbd. Berlin, F. Duncker. 8. à 20 Ngr.

Fitzinger, L. J., Versuch einer Erklärung der ersten oder ursprünglichen Entstehung der organischen Körper und ihrer Mannigfaltigkeit in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur. Weder nach den Grundsätzen Lamark's noch Darwin's und im Gegensatze zur Lehre der neuesten Zeit. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 4 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 7te vermehrte Aufl. 1ster Bd. Aus dem Mittelalter. Neuer Abdruck. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Volks-Ausgabe. Leipzig, Hartknoch. 16. 18 Ngr.

Heim, A., Was ist und was will Geologie, ihr Ziel, ihre Forschungsart und ihre Resultate. Vortrag. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hoefer, E., Der Demagoge. Ein Zeitroman. 3 Bde. in 6 Thln. Jena, Costenoble. 8. 8 Thlr.

Horn, G., Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde. Leipzig, Keil. Gr. 8. 3 Thlr.

Jellinek, G., Die Weltanschauungen Leibnitz' und Schopenhauer's ihre Gründe und ihre Berechtigung. Eine Studie über Optimismus und Pessimismus. Inaugural-Dissertation. Wien, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

Ihering, R. v., Der Kampf um's Recht. Wien, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Knorr, E., Entstehung und Entwickelung der geistlichen Schauspiele in Deutschland und das Passionsspiel in Ober-Ammergau. Zwei Vorträge. Lissa, Scheibel. Gr. 8. 1 Thlr.

Kolbenheyer, M., Unter den Linden. Ein Lied vom Christian Gottlob Leberecht Großmann in 8 Gesängen. Pest, Heckenast. 8. 15 Ngr.

König, E. A., Das große Loos. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kreuzblumen. Zum Gedächtniß eines Unbekannten und doch Bekannten. Von W. G. Dresden, Schöpff. 16. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Kriegsschauplatz und Operationsplan nebst einem Ueberblick der Begebenheiten im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Von einem oesterreichischen General. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 16 Ngr.

Küster, H., Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen. IIter Cyklus. Die höheren Tonformen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 12ter Bd.: Demetrius. Historische Tragödie. Mit Benutzung des Schiller'schen Fragments bis zur Verwandlung im zweiten Acte. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Liegel, T. A., Die Jesuiten, ihre Geschichte, ihre Moral und ihre politische Wirksamkeit aus den Quellen beleuchtet. Hamburg, Richter. 8. 10 Ngr.

Lüdemann, H., Die Anthropologie des Apostels Paulus und ihre Stellung innerhalb seiner Heilslehre. Nach den vier Hauptbriefen dargestellt. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rich, J., Grundriß der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre. Wien, Buchholz u. Diebel. Gr. 8. 18 Ngr.

Renatus, F., Verfall, Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der heutigen römisch-katholischen Kirche. Mahnworte in ernster Zeit. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 10 Ngr.

Richter, H., Ueber den Nationalhass zwischen dem französischen und dem deutschen Volke. Vortrag. Berlin, Rauh. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schwarzer, G. v., Biographien berühmter und verdienter Forstmänner. Sternberg, Jahnke. 1870. Gr. 8. 8 Thlr.

Schillers sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 6 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Smiles, S., Der Charakter. Deutsche autorisirte Ausgabe von F. Steger. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Specht, C. A., Theologie und Wissenschaft oder alte und neue Weltanschauung und ihr Verhältniß zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Der Auffassung eines jeden Gebildeten angemessen dargestellt. 1ster Thl. Gotha, Feulmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Thomann, W., Bekenntnisse einer schwachen Seele. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 28 Ngr.

Thomassen, J. H., Die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über die Ur- und Entwicklungs-Geschichte der Menschheit in allgemein verständlicher Darstellung. Allen Gebildeten gewidmet. Neuwied, Heuser. 8. 18 Ngr.

Thurnwald, A., Dichter, Kaiser und Papst. Walther von der Vogelweide als politischer Dichter. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 Ngr.

Trautmann, J., Ueber confessionslose Schulen. Vortrag. Speyer, Lang. 8. 2 Ngr.

Tyndall, J., In den Alpen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vámbéry, H., Geschichte Bochara's oder Transoxaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nach orientalischen benützten und unbenützten handschriftlichen Quellen. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 Thlr.

Wiß, B., Paris und Oenone. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Bohne. 16. 15 Ngr.

Wittichen, C., Die Idee des Reiches Gottes. 3ter Beitrag zur biblischen Theologie insbesondere der synoptischen Reden Jesu. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zittel, E., Die Entstehung der Bibel. Karlsruhe, Braun. 8. 1 Thlr.

Zur Geschichte der Internationale von M. B. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 26. September 1872.

Der deutsch-französische Krieg.

D r i t t e r A r t i k e l. *)

1. Von Weißenburg bis Paris. Kriegs- und Siegeszug der deutschen Heere in Frankreich 1870—71. Nach seinen Berichten für die „Schlesische Zeitung" dargestellt von Adolf Zehlicke. Breslau, Korn. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir können, wie das neulich besprochene Werk von Hassel, so auch dieses von Zehlicke mit Befriedigung empfehlen, denn beide athmen Leben, Treue der Auffassung in der Wiedergabe des Durchlebten, und zwar ohne Uebertreibung, ohne einen andern Schmuck als den der Wahrheit. Schon während des Kriegs wurde uns manchmal Gelegenheit geboten, hier oder dort der vom Feldlager aus an die „Schlesische Zeitung" gesendeten Berichte lobend zu gedenken, auf sie zurückzukommen, sie selbst als Quelle zu benutzen. Was sie damals schon Gutes boten, ist ihnen in der vorliegenden Fassung erhalten; was sie etwa Ungenaues brachten — wer je selbst vom Felde aus Bericht erstattete, wird dies Wort nicht für einen Tadel halten, weil dergleichen bei solchen Correspondenzen unvermeidlich ist —, das ist bei genauerer Sichtung ausgesondert worden. So bieten nun die fast 500 Seiten „Von Weißenburg bis Paris" ein erfrischendes treues Bild des „Kriegs- und Siegeszugs", den die deutschen Heere im Sturmschritt fast vom Rhein bis weit über die Seine hinaus durchlaufen haben.

Der Verfasser theilt seine Berichte in 26 Kapitel: größere Abtheilungen und Unterabtheilungen hätten die Gliederung des Ganzen noch durchsichtiger gemacht. Vielleicht wollte er eine solch Eintheilung, zu welcher der Tag von Sedan oder richtiger die Gründung der Republik nahezu gebieterisch auffordert, vermeiden, weil ihr schon allzu oft gefolgt worden ist. Dennoch glauben wir, daß das Buch dadurch an Uebersichtlichkeit gewonnen haben würde.

Der Verfasser behandelt im ersten Drittel seines Buchs die Zeit von der Entstehung des Kriegs bis zu den Gefechten der Maasarmee bei Buzancy, Nouart und Voncq, der Schlacht bei Beaumont und der Schlacht und Capitulation von Sedan. In diesem Theile des Werks finden wir ansprechende Berichte über die Ursachen wie die äußere Veranlassung des Kriegs, über Rüstung und Aufmarsch der Heere, über die ersten Vorpostenkämpfe, die Schlachten von Weißenburg und Wörth; an diese ist sodann gleich die Einnahme der Vogesenpässe gereiht und die der festen Plätze Lützelstein, Lichtenberg und Marsal sowie die Cernirung von Bitsch, Pfalzburg und Strasburg. Erst dann folgt ein Kapitel, das der Ersten Armee gewidmet ist, das die Schlacht bei Spicheren und den Vormarsch gegen Metz behandelt. Diese Reihenfolge kann nicht befremden, sie ist logisch richtig: Zehlicke folgte eben der Dritten Armee. Nur mit dem Ausdruck „Schlacht" hätte der Verfasser nicht allzu freigebig umgehen sollen; sein Buch ist am Jahrestage von Sedan erschienen, da hatten bereits Autoritäten die Gefechte von den Schlachten gesondert, und doch werden von Kapitel 1—9 sieben Gefechte als Schlachten bezeichnet. Die einzelnen Schilderungen sind stets ansprechend, sie verrathen den Augenzeugen, und das thut wohl, da über den Krieg so viele schreiben, die nicht aus Leipzig, Berlin, Breslau u. s. w. herausgekommen sind. Ergreifend sind einzelne Schlachtenbilder: wir nennen S. 92, wo der Trompete von Gravelotte, nach dem Todesritt unserer Ulanen und Kürassiere bis tief in Bazaine's Schlachtordnung hinein, gedacht ist. „Der Trompeter stößt in die Trompete, aber sie gibt einen Ton, der durch Mark und Bein geht; denn auch sie hat einen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 21 und 22 d. Bl. f. 1871 und den zweiten Artikel in Nr. 5 und 6 d. Bl. f. 1872. D. Red.

Schuß erhalten." Ohne Schmuck, nackte Wahrheit, aber ergreifend im Anschluß an die Zeilen zuvor.

Das fünfte, sechste und siebente Kapitel schildern die Schlachten bei Courcelles, Vionville und Gravelotte, die Kämpfe um Metz in ihrem ungetrennten Zusammenhange; in ihnen finden wir die sehr gelungene Beschreibung jenes Angriffs der Cavalerie, mit welchem General Bredow den zweiten der drei Schlachttage entschied. Die Skizze der drei Schlachten ist gut und klar, übersichtlich, lebendig; sie bringt des Erzählenden nicht zu viel und des Militärischen nicht zu wenig und bietet eins der anschaulichsten Bilder aus dieser gewaltigen, kurzen, aber furchtbaren Epoche des Kriegs. Es sei hier dem Schlusse des dritten Schlachttags ein Plätzchen gegönnt, da der Verfasser in der ihm eigenen ruhigen und treuen Art gerade an dieser Stelle uns lebensvolle Bilder vorführt:

Der Sieg war errungen. Die Nacht brach herein. Nach und nach verstummte der Donner der Kanonen, und nur noch hin und wieder sah man den Blitz der Gewehre aufflammen. Endlich trat volle Stille ein . . . . Der König hatte sich von Gravelotte wieder nach Rezonville hinbegeben. Dort saß er an einer Gartenmauer auf einer Leiter, die mit dem einen Ende auf einer Brückenwage und mit dem andern auf einem gefallenen Schimmel lag. Umgeben von den Fürsten, dem Bundeskanzler, dem Kriegsminister und seinem ganzen Gefolge, erhielt er hier fortwährend die Mittheilungen über den weitern glücklichen Verlauf der Schlacht. Da erschien der Generalstabschef Graf Moltke mit freudig erhobener Hand, um den guten Erfolg der Pommern und den vollständigen Sieg zu melden. Eine brennende Wollspinnerei beleuchtete mit ihrem flackernden röthlichen Schein dieses ernste Bild. Der Bundeskanzler dictirte einem Telegraphenbeamten, der die Herstellung des Telegraphen meldete, jenen Siegesbericht an die Königin in sein Taschenbuch, der in ganz Deutschland und über den Ocean hinaus einen begeisterten Jubel hervorrief.

Von des Morgens früh 4 Uhr hatte der König mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag im Sattel auf dem Schlachtfelde zugebracht. Jetzt wurde erst spät und mit Mühe eine kleine Stube in Rezonville für ihn aufgetrieben, in welcher ein Lager aus einigen Kissen und einem Gestell für ihn hergestellt wurde. Dort brachte der königliche Herr, völlig angekleidet, mit einem Mantel bedeckt, nach dem anstrengenden Tage die Nacht zu. Aber auf dem Schlachtfelde ging es still und ruhig her. Kein lauter Ton des Jubels erschallte auf der blutgetränkten Walstatt. Mitten unter den Leichen ihrer gefallenen Kameraden lagerten die noch von dem Tode verschonten Männer; manchem flossen bittere Thränen über die sonnenverbrannten Wangen in den struppigen Bart, wenn er all der vielen gefallenen Freunde und Führer gedachte, und sein Herz zuckte vor Gram und Schmerz zusammen.

Da trat so recht der furchtbare Ernst des Kriegs an alle heran, der Hab und Gut, Leib und Leben ohne Ansehen der Person fordert. Unaufhörlich rollten die dumpfen Schollen der Erde auf die in ihren Schos gebetteten Helden. Bis tief in die Nacht dauerte diese traurige Arbeit; aber mancher blieb noch unter dem freien Himmel liegen, und so mancher Verwundete wand sich in seinen Schmerzen und sandte Klagetöne zu den hellfunkelnden ewigen Sternen, die ruhig und heiter ihren Lauf am Himmel vollzogen, unbekümmert um die Schmerzen der Erdensöhne. Endlich löste sich die Wehmuth in die sanften Töne des herrlichen Chorals: „Jesus, meine Zuversicht", der von den Kapellen gespielt wurde und wie neuer Trost und neue Hoffnung sich auf die Gemüther der Klagenden legte.

Die beiden folgenden Kapitel widmet der Verfasser dem Vormarsch der Dritten Armee gegen Châlons, der Beschießung von Toul, den Streifzügen der Cavaleriedivisionen, dem Abmarsch nach Norden zur Verfolgung Mac-Mahon's, und dann allen den Gefechten, die in ihrem Zusammenhange die Tage vor und von Sedan bilden. Mit ihnen schließt der erste Theil des Kriegs wie das erste Drittel des Buchs.

Der zweite Theil des Werks — nach der von uns etwas eigenmächtig vorgenommenen Eintheilung — beschäftigt sich lediglich mit dem Vormarsch auf Paris, den Verhältnissen in der Hauptstadt und der Lage der sie einschließenden Heere; nur im vierzehnten und achtzehnten Kapitel ist der Züge gegen die Loirearmee, der Schlacht bei Orléans, des Gefechts bei Chateaudun, sowie der spätern Kämpfe im Osten von Orléans und der Schlacht bei Beaume-la-Rolande gedacht. In diesen Zeitraum fallen auch die Capitulationen von Strasburg und Metz: dieselben sind aber in Zehlicke's Buch nicht erwähnt, oder richtiger, nicht eingehend genug behandelt worden. Wenn der Verfasser auch im Vorworte sagt, er wisse wohl, daß sein Buch auf eine vollständige Geschichte des Kriegs keinen Anspruch machen könne, so ist durch dies Selbstbekenntniß doch nicht ausgeschlossen, daß Ereignissen, die zu den denkwürdigsten der deutschen Geschichte aller Zeiten gehören, wenigstens eine Seite hätte gewidmet werden können, um so mehr, als die Vorrede besonders betont, daß kaum Ein Armeecorps des deutschen Heers vom Verfasser unbesucht geblieben; jedenfalls aber gibt endlich der Titel des sonst trefflichen Buchs jedermann das Recht, die Capitulationsbedingungen von Strasburg und Metz u. dgl. m. in demselben zu suchen.

An das letzterwähnte Kapitel, das den Uebergang zu dem dritten Theile des Buchs bildet, reihen sich die wiederum als Schlachten bezeichneten Gefechte bei Loigny und Artenay, die Schlacht bei Orléans und der Einzug in diese Stadt und die Verfolgung der Loirearmee, sodann die großen Ausfälle bei Paris Ende November und Anfang December und der Kampf um Le Bourget. Den Schluß bilden in drei Kapiteln das Bombardement, der Ausfall vom Mont-Valérien und die Unterhandlungen wegen der Capitulation, die Uebergabe der Forts, der Einzug der Truppen in Paris und der Friedensschluß. Von der Nordarmee und Südarmee, den Generalen Goeben, Manteuffel und Werder ist keine Rede. Entweder mußte der Verfasser den „Kriegs- und Siegeszug von Weißenburg bis Paris" streng dem Wortlaute nach begrenzen, d. h. auch die Kämpfe an der Loire seinem Buche nicht einverleiben, oder wenn er dies den eigenen Erlebnissen zu Liebe that, auch der nicht minder bedeutungsvollen Kämpfe im Norden und Osten Frankreichs billigerweise gedenken.

Was wir hier getadelt, betrifft dennoch im ganzen mehr die Wahl des Titels als die in dem Werke enthaltenen Schilderungen, die wir durchweg als klar und lebendig rühmen müssen. Einzelne Partien sind sogar vortrefflich, wie z. B. noch das letzte Kapitel, in welchem der Verfasser unter anderm Paris nach der Capitulation, das Leben der innern Stadt, die Stimmung der Pariser und den Einzug der deutschen Truppen in einer Art und Weise schildert, wie wir dieselbe so treffend, ruhig und

lebhaft zugleich in keinem der vielen das gleiche Thema behandelnden Bücher wiedergefunden haben.

Nach dem vorstehend Gesagten können wir Zehlicke's Werk den besten der vielen Bücher über den Krieg von 1870/71 zuzählen — wir legten es fort mit dem Gedanken, wieder von einer Oase in der großen Wüste scheiden zu müssen.

2. Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder (1870—71) von Ludwig Pietsch. Berlin, Janke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name des Verfassers, dessen Skizzen aus der Zeit der Suez-Kanal-Eröffnung uns stets lebhaft vor Augen stehen werden, ließ uns diese neue Folge von Kriegsbildern mit neuem Muthe in die Hand nehmen. Was wir erwartet, fanden wir: keine Vorrede, kein Schlußwort, eine heitere, naturgetreue, oft selbst anheimelnde Beschreibung des Selbsterlebten, von einem Autor, der gleichzeitig Tourist, Correspondent und Künstler ist und auf jeder Seite seines Buchs bleibt, und aus einer Feder geflossen, der seltene Geschicklichkeit für solche Schilderungen nicht abzusprechen, in Bezug auf einzelne Stellen sogar Genialität zuzusprechen ist. Von „Manheim, 3. August" bis „Versailles, 2. März" läßt sich gar manches erzählen, auch wenn es brieflich geschieht, wie der Verfasser das in Kriegs- und in Friedenszeiten gleich sehr liebt, in richtiger Würdigung der Vortheile, die für das Fesselnde seiner Skizzen wie für die eigene Bequemlichkeit in der Briefform sich ihm bieten. Ludwig Pietsch's Reise von Berlin bis Paris ist zu lang, um jeden Tag und jedes seiner Nachtquartiere einer besondern Beurtheilung zu unterwerfen: wie aber einen Vogel an den Federn, so erkennt man diese Kriegsbilder an den ihnen gegebenen Ueberschriften, die in den fast 50 Kapiteln des Buchs des Interessanten allein schon genug bieten. Sie beginnen mit „Kriegerischen Wandlungen"' „Im Bahnhofe zu Halle", „Eine Eisenbahnfahrt in ungewohnter Gesellschaft", „Sie sollen ihn nicht haben". Dann geht es nach dem ersten „Sieg" mit einem „kriegerischen Orchesterchef" auf das Schlachtfeld von Weißenburg und nach Wörth; hier finden sich im vierten Kapitel treffliche Schilderungen, eine anmuthige Mischung von Ernst und Scherz, die im „Hauptquartier für deutsche Literatur und Kunst" gipfeln. Bemerkenswerth bei all diesen, oft so humoristischen Schilderungen bleibt noch, daß schon damals, als der Verfasser seine Briefe schrieb, demselben oftmals Nachrichten und Erläuterungen zuflossen, die sichtlich von den Generalstabsoffizieren des Hauptquartiers und aus Gesprächen mit denselben herrührten. Noch vom Schlachtfelde von Wörth aus schrieb Ludwig Pietsch die wenigen vielsagenden Worte: „Alles scheint sich herrlich anzulassen, jede kühnste Hoffnung überflügelnd." Weiterhin klagt der Verfasser über „nassen Jammer" und „ein bischen Plündern"; „Splitter im Fleisch", „Die Marseillaise als preußische Tafelmusik" führen „Auf lothringischen Boden", wo „Metz und Steinmetz" und später Nancy besonders ausführlich behandelt werden. Ueber die drei Schlachttage vor Metz gibt der Verfasser nur fragmentarische Notizen, genaue Mittheilungen hingegen über die Ereignisse vor Sedan, den Aufenthalt in Rheims und Versailles. Pietsch's „Kriegsbilder" werden stets eine angenehme Lektüre bleiben, wenn sie auch vielleicht in den Tagen, in denen sie geschrieben und in einer großen berliner Zeitung zum ersten male gelesen wurden, einen noch weit größern Eindruck gemacht haben. Nur einen Rath möchten wir dem Verfasser ertheilen: falls er eine neue Ausgabe seines „Von Berlin bis Paris" erscheinen läßt, möge er einige Namen von „Grafen" und „Baronen" seiner persönlichen Bekanntschaft, sowie verschiedene „Kronen von Ordonnanzoffizieren", wenn dieselben auch noch so liebenswürdig sind, aus dem Texte entfernen. Wir können unmöglich alle in den hocharistokratischen und den Offizierkreisen so heimisch wie der Verfasser sein; die betreffenden Herren werden, falls sie dessen würdig, auch sicher ohne ihn berühmt werden; kurzum — „man merkt die Absicht, und man wird verstimmt!"

3. Streifzüge auf dem Kriegsschauplatze 1870—71. Von Hermann Uhde. Hamburg, O. Meißner. 1871. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Noch vor definitiv beendigtem Kriege, im März 1871, übergab der Verfasser von seinem Friedenswohnorte Hannover aus in übersichtlicher Zusammenstellung jene Aufsätze dem Publikum, welche vom August 1870 bis zum Februar 1871 unter dem damals nicht gerade seltenen Titel „Kriegsbilder" im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" erschienen waren. Im Vorwort sagt H. Uhde: „Es sind Eindrücke, wie sie der auf dem ausgedehnten Kriegsschauplatze hin- und herstreifende Beobachter sammelte; so erklärt es sich, daß manches wichtigen und entscheidenden Ereignisses gar nicht gedacht ist." Wenn wir von diesem Mangel, aus dem jedoch dem Verfasser in Anbetracht des von ihm gewählten Titels keineswegs ein Vorwurf zu machen ist, absehen, so können wir diese Streifzüge lobend hervorheben. Hermann Uhde unterläßt es ganz, auf das militärische Gebiet, das sein Beruf nicht ist, sich zu verirren; er bietet hingegen manches geschichtlich interessante Material, namentlich da, wo es ihm vergönnt war, aus authentischen französischen Quellen werthvolle Notizen zu schöpfen: das ist besonders in Betreff der Vorgänge in Orléans unmittelbar vor dem Einrücken der deutschen Truppen sowie bezüglich der Ereignisse in Rouen der Fall. Der Schloßbrand von St.-Cloud, die Unterredung mit Bischof Dupanloup, die Begegnung mit Thiers und namentlich der zehn Tage lange Aufenthalt des Verfassers in Paris unmittelbar nach Abschluß des Waffenstillstandes sind „Streifzüge", die nach jeder Richtung hin das volle und ungetheilte Interesse des Lesers auch noch nach langen Jahren gewinnen werden.

4. In Bitsch gefangen. Von Oskar von Marschall. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 8. 16 Ngr.

5. Gefangen und belagert. Meine Erlebnisse während des Feldzugs 1870—71. Von Max von Schlägel. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

„Wer sich unnütz in Gefahr begibt, kommt darin um"; das muß man unwillkürlich denken, wenn man die Erlebnisse der Verfasser dieser beiden Bücher durchblättert, die zwar mit vieler Lebendigkeit geschrieben sind, aber dennoch nicht übergroßes Interesse wach zu rufen vermögen. In einer Zeit, in der die Geschichte von vierzig Millionen Menschen unsere Theilnahme in

Anspruch nimmt, ist es nicht leicht, dem einzelnen ein großes Interesse abzugewinnen, ist es beinahe ebenso schwer, sich fast 300 Seiten hindurch mit seinen Gedanken, wie sechs Monate in Wirklichkeit in Bitsch festzusetzen. Hierzu kommt noch, daß man beim Lesen beider Bücher, deren Verfassern Unterhaltungsgabe nicht abgesprochen werden soll, den Ton des Tagebuchs, und zwar des aus gründlicher Langeweile in dem Felsenneste entstandenen Tagebuchs allzu sehr anmerkt, und daß an einzelnen Stellen, namentlich z. B. in den Schlußsätzen beider Bücher, doch ganz schroffe, von sehr einseitiger Bildung und falscher Auffassung eingegebene Anschauungen ausgesprochen werden. Oskar von Marschall schließt sein Buch:

Hinten weit, liegt Bitsch . . . hinten weit im wirbelnden Staube keucht ein Volk halb zertreten, halb verkommen, und des Blödsinns matte Rufe klingen herüber: „Vive l'empéreur!"

Der Druckfehler im letzten Worte ist nicht der größte Fehler eines Buchs, das so endet und allerdings vermuthen läßt, daß der Verfasser außer Bitsch von Frankreich nichts gesehen hat.

Max von Schlägel schließt seine Erlebnisse wenigstens mit dem patriotischen Ausspruche: „Gott schütze das Deutsche Reich", freilich auch mit den weniger passenden Worten: „für das auch ich in diesen großen Tagen, wenn nicht gekämpft, so doch gelitten!" In einer Zeit so großen Schmerzes, so tiefer Wunden, so schweren Unglücks, wie der Krieg von 1870—71 sie selbst dem siegreichen deutschen Vaterlande nicht ersparen konnte, in einer solchen Zeit ist ein solches Schlußwort für die Schilderung eines so einfachen sechsmonatlichen und indirect doch immerhin selbstverschuldeten Gefängnißlebens nicht angemessen zu erachten. Wir glauben nicht, daß jemand mit der dem Buche vorgedruckten Warnung: „Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten", in Conflict gerathen werde.

6. Feldpostbriefe aus Frankreich 1870—71. Zuerst erschienen im „Hamburgischen Correspondenten". Durchgesehen und ergänzt von Theodor Batke. Berlin, Adolf u. Comp. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser hatte 1866 bereits seinen „Sommer unter den Waffen" erscheinen lassen, dem er nun seinen Winter mit dem Posthorn nachsendet. In diesem Unterschiede liegt allein schon etwas Anregendes, weil die hier veröffentlichten dreißig und einige Briefe von einem ganz andern Gesichtspunkte aus geschrieben sind als die Mittheilungen, die wir sonst von Militärs oder Literaten erhalten haben. Anfangs glaubten wir aus dem Titel des Buchs den Schluß ziehen zu dürfen, daß es Erlebnisse eines Postbeamten seien, die uns hier geboten würden; dem ist aber nicht so, der Verfasser hat als Intendanturbeamter seiner Pflicht genügt, bis ihn ein Nervenfieber in Vendôme zurückhielt. Gerade die Mittheilungen aus der Zeit seiner Wiedergenesung sind durch genaues Eingehen auf französische Zustände von noch mehr Interesse wie manche der andern, zuweilen etwas sehr feldpostmäßig gehaltenen Briefe, die, in Bingen beginnend, in Meung ihr Ende erreichen.

7. Reiseerinnerungen an den deutsch-französischen Krieg 1870. Von L. Tiesmeyer. Barmen, Klein. 1870. 8. 4 Ngr.

Der Zweck dieses Hefts, indem ein Theil des Ertrags zur Aussendung freiwilliger Lazarethgeistlichen verwendet werden soll, bestimmte uns in ein paar Worten der gut geschriebenen und noch besser gemeinten Zeilen des Verfassers zu gedenken. Dieselben bieten in sieben kurzen Kapiteln die Erlebnisse eines auf den Kriegsschauplatz gereisten evangelischen Geistlichen, der, entsprechend seinem Berufe, für die freiwillige Lazarethpflege Mittel und Kräfte zu werben trachtet.

Wir schließen, von diesem streng religiös gehaltenen Büchelchen abschweifend, mit einem Buche, das ganz und gar Lust und Leben ist trotz des Ernstes, der stellenweise dasselbe durchweht; es heißt:

8. Militärisches Skizzenbuch aus dem Feldzuge von 1870 und 1871. Ernste und heitere Kriegsbilder aus dem Franzosenkrieg. Mit 24 Illustrationen. Darmstadt, Zernin. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.

Von allen Büchern, die den letzten Krieg in irgendeiner Form behandeln, haben wir keins so oft und so gern immer wieder zur Hand genommen wie dieses, dem wir eine gleich ansprechende Fortsetzung wünschen. Aeußerst lebensvolle, zum Theil mit photographischer Treue wiedergegebene Skizzen illustriren einen Text, der aus den ernstesten Bildern, aus Zügen von Heldenmuth, Waffenbrüderschaft und Gemüthsreichthum des deutschen Soldaten und den heitersten Scenen zusammengesetzt wird. Wenn das Buch nichts enthielte, als die Anekdote „Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Baiern", so wären wir allein vollauf berechtigt, jedermann aufmerksam zu machen auf dieses in seiner Art, soweit uns bekannt, einzige „militärische Skizzenbuch".

Hugo von Koscielski.

Neue Lustspiele.

Für unsere Dichter, besonders für unsere Lustspieldichter war es doch eine glückliche Zeit, die des alten Bundes und des kleinstaatlichen Localpatriotismus. Mit Vorliebe durfte man aus der Localgeschichte solche Stoffe, welche das Duodezstaatensystem gründlich geiselten, herausgreifen, man konnte sich über deutsches Elend und deutsche Zerfahrenheit weidlich lustig machen, höfisches Thun und Treiben persifliren, indem man sein Stück an einem freierfundenen deutschen Duodezstaatenhofe spielen ließ, und brauchte nur einen vollen Griff in die deutsche Specialgeschichte zu thun: diese erwies sich gewiß als eine unerschöpfliche Fundgrube. Jetzt sollen wir mit andern Factoren rechnen. Wäre es vielleicht noch an der Zeit, ein Stück auf solchen kleinstaatlichen Voraussetzungen, wie z. B. im „Geheimen Agenten", aufzubauen und der Welt von heute im dramatischen Spiegelbilde vorzuführen, was früher

bei uns kläglich und lächerlich war, so wird es doch bald nicht mehr an der Zeit sein. Das scheint aber einen Theil unserer Poeten gar nicht zu kümmern; sie glauben sich selbst und der Welt einen großen Dienst zu erweisen, wenn sie mit der früher gangbaren sittlichen Entrüstung dem Publikum immer wieder die alte fadenscheinige Narrenkappe vorhalten. Viel Dank ernten sie nicht. Denn das Publikum bringt schon jetzt allen derartigen Versuchen ein mehr oder weniger entschiedenes quod non entgegen. Es fühlt sich gelangweilt, den Gehängten auch noch geköpft zu sehen. Verlangt es auch nicht immer nach absolut Neuem hinsichtlich des Stoffs und der Erfindung, so verlangt es doch, weil es sich selbst mündig fühlt, von dem Lustspieldichter eine gereifte Lebensansicht und echt männliche Denkweise. Mit der blos jugendlichen Begeisterung und dem guten Willen, vermöge des poetischen Talents als Sittenmaler und Sittenrichter zu wirken, ist es jetzt nicht mehr gethan; mehr denn je ist die Komödie ein Feld für den über den Verhältnissen stehenden gereiften Mann.

1. Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf. Historisches Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wechßler. Ulm, Ebner. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Stoff muß vor dem Kriege gegen Frankreich gleichsam in der Luft gelegen haben, denn fast zu gleicher Zeit ward er von verschiedenen Dramatikern bearbeitet. Der „Schwabenstreiche" Theodor Gaßmann's gedachten wir in einem frühern Artikel. Von der „Bürgermeisterin von Schorndorf" August Wintterlin's lautet die Empfehlung in den Blättern:

> Der lebhafte Beifall, den dieses vaterländische Drama bei wiederholten Aufführungen auf dem Hoftheater in Stuttgart, dem Actientheater in München, den Stadttheatern in Neuyork, Breslau, St.-Gallen, Ulm u. s. w. gefunden hat, macht jede weitere Empfehlung überflüssig. Die echt volksthümliche Haltung und der gemüthvolle, durchaus anständige Humor, welche demselben überall nachgerühmt werden, lassen es zur Anschaffung für Familien und Volksbibliotheken besonders geeignet erscheinen.

Inzwischen hat sich die Situation im deutschen Vaterlande geändert, das Weltgericht vom Jahre 1870 hat den Curs dieses historischen Stoffs herabgedrückt.

Wir werden in die Zeit der schmählichen Ueberflutung der schwäbischen Lande durch französische Freibeuter zu Ende des 17. Jahrhunderts versetzt. Fast sämmtliche kleinere Städte haben sich dem Feinde bereits ergeben, die Miniaturfestung Schorndorf widersteht noch. Aber auch in ihr will Verrath im Bunde mit Verzagtheit den Fall herbeiführen. Da verbünden sich die Weiber von Schorndorf, an der Spitze die Frau Bürgermeisterin, mit dem Commandanten, dem Obersten Krummhaar, zur kräftigsten Gegenwehr gegen die Intriguen der stuttgarter Hofpartei und die Schwäche des eigenen städtischen hohen Raths. Das Glück ist für die Weiber, die gute Sache siegt, die Amazonen von Schorndorf triumphiren.

Wie Gaßmann, so schuf auch Wechßler ein im bessern Sinne bühnenmäßiges Stück. Der Stoff ist im Grunde so dankbar, daß es nur auf eine äußerlich geschickte Gruppirung desselben ankommt, um ihn wirksam zu machen. Dazu bieten sämmtliche Personen dem Dramatiker keine Schwierigkeiten in der Charakterisirung. Wir aber sind gleichwol mit dieser geschickten Gruppirung, auch mit der das Lustspiel durchwehenden national-patriotischen Luft nicht mehr einverstanden. Denn die Behandlung, welche der Stoff erfährt, schmeckt zu sehr nach den „Fliegenden Blättern". Es klingt wie eine Beleidigung unsers Nationalgefühls, wenn wir uns noch jetzt an dem Feuer dieses Miniaturheldenthums die Hände wärmen sollen. Und es müßte erst wieder eine tief beklagenswerthe Erschlaffung dieses frohen Nationalgefühls eingetreten sein, wenn wir derartige historische Lustspiele für am Platze halten sollten. Gleichwol mag sich das naive Publikum einer Volksbühne auch noch jetzt an den „Weibern von Schorndorf" ergötzen. An drolligen Scenen fehlt es nicht in dem Gaßmann'schen, auch nicht in dem Wechßler'schen Stücke. Aber den Weg, den unter andern die „Weiber von Weinsberg" gegangen sind, den Weg in die komische Oper, den halten wir, wie wir früher schon betonten, auch für die „Weiber von Schorndorf" für den richtigsten. Im Lustspiele möchten wir solchen Wichten wie der landesverrätherischen Kriegs- und Kirchenrath Tobias Zeller oder dem Hofjunker von Hoff nicht gern mehr begegnen. Und Bravaden, wie sie die kriegsmuthigen Weiber von Schorndorf zum besten geben müssen, berühren bei dem furchtbaren Ernste der modernen Kriege gegenwärtig leicht peinlich.

2. Ein Erbfolgekrieg. Lustspiel in vier Acten von Hippolyt August Schaufert. Leipzig, Enobloch. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Schaufert, der preisgekrönte Dichter des „Schach dem König", litt unter seinem ersten Erfolge, unter dem Bestreben, den ersten Erfolg rechtfertigen, noch mehr, überbieten zu wollen. Er hatte mit dem Preise gleichsam eine Abschlagszahlung auf spätere Werke erhalten. Das peinliche Gefühl trieb ihn zu rastloserm Eifer, als seiner Sache gut war. Als einen Ausfluß dieses Eifers haben wir den „Erbfolgekrieg" anzusehen. Halb und halb ist das Stück eine politische Komödie, indem es in die österreichischen Tagesfragen eingreift. Aber wie eingreift? Sodaß wir jetzt schon rufen: was ist uns Hekuba! Denn leider liegen diese Tagesfragen schon weit hinter uns, oder sie haben uns, wenn wir nicht speciell Oesterreicher sind, sehr wenig berührt. Schaufert suchte unfehlbar die schwankenden politischen Anschauungen, wie sie gerade in vielen hervorragenden, namentlich auch aristokratischen Kreisen Oesterreichs abwechselnd herrschen, die Macht des Fortschritts, welche da, wo man ihr nur nothgedrungen nachgibt, ihr einen Bettelbrocken hinwirft, nothwendigerweise zersetzend wirken muß, einer Kritik zu unterziehen. Er warf Streiflichter auf Ausgleichsversuche und die Sucht nach Ministerportefeuilles, an welcher viele österreichische Große bei dem unausgesetzten Wechsel in den höchsten Staatsämtern allerdings kranken mögen. Indem Schaufert aber sein Stück an eine kurzlebige Epoche, an eine bloße Wandlung in der österreichischen Geschichte anknüpfte, beschränkte er die Tragweite der politischen Tendenz in unvortheilhaftester Weise. Er betrat keine hohe Warte und quälte sich nun mit zufälligen, momentanen politischen Strömungen unnütz ab. Offenbar fühlte er sich selbst in der politischen Sphäre, vielleicht in seinen eigenen Anschauungen nicht recht wohl und half sich über dieselben mit süßsauerer Miene hinweg. Nur da, wo er das Prunken mit der

Volkssache in der Redesucht des Schneiderdeputirten geiselt und einen blühenden Unsinn zu Tage fördert, wirkt er wahrhaft ergötzlich.

Diese politische Tendenz verbindet sich mit einem harmlosen humoristischen Motiv, welchem auch das Stück den Namen verdankt. Ein Erbstück, eine alte Bratpfanne, führt in den gräflich Homberg'schen Familien zu bedenklichen Zerwürfnissen, ja sie droht den Frieden für immer zu stören, da jedes der erbberechtigten weiblichen Mitglieder diese seltene historische Rarität für sich beansprucht. Ja eine seltene Rarität ist die alte Bratpfanne, denn es knüpft sich an sie eine historische Ueberlieferung. Vor hundert und mehr Jahren nämlich verirrte sich der damalige Monarch in eine Köhlerhütte, auch eine Gräfin Homberg verirrte sich dahin. Letztere buk der Majestät einen Eierkuchen, und diese grub dafür — ob aus Langeweile oder in der Laune des Abenteuers? — mit ihrem Diamantring Namen und Jahreszahl in den Boden der irdenen Pfanne. Damit war die Pfanne geheiligt. Feierlich wanderte sie nach Schloß Homberg und vererbte von Geschlecht zu Geschecht.

Gewiß eine treffliche Idee für ein Lustspiel, wären nur die Familienzerwürfnisse und die Reibereien unter den weiblichen Mitgliedern nicht dem feinen Tone der exclusiven Gesellschaft so schnurstracks entgegen. Schaufert gelang es nicht, die Jagd nach der alten Bratpfanne in wirklich komischen Scenen abspielen zu lassen. Etwas drückend Müdes liegt auf seinen humoristischen Scenen; die Personen erscheinen abgespannt, der Ruhe bedürftig; nicht von natürlich fröhlichen, sondern nur von beklommenen Herzensschlägen hören wir. Das Stück, mit vielem Fleiß entworfen und durchgeführt, kann den Zwang, unter dem es geschaffen wurde, nicht verleugnen. Es charakterisirt den sich aufreibenden Dichter. Physisches Unbehagen und seelische Geschlagenheit zehrten bereits am Schwunge der Phantasie, und diese verband sich wol schon mit der Sehnsucht nach einem stillen Plätzchen, welches dem Dichter so frühzeitig geworden ist.

3. Der Liebestausch. Ein Lustspiel in fünf Acten von Paul Wislicenus. Leipzig. 1872.

Da hätten wir ein Stückchen Romantik aus einem frühern Jahrhundert, zugleich eine Variation auf das Thema der „Wahlverwandtschaften"! Die Brüder Graf Wilhelm und Graf Heinrich Sternberg verwalten ihr Besitzthum, die Herrschaft Sternberg, gemeinschaftlich. Ersterer, der ältere, lebt nur in seinen romantischen Ideen, schätzt die Sorge für die alltäglichen Pflichten gering, umgibt sich mit einer Schar Fahrender Sänger — die Handlung geht zu Ende des 15. Jahrhunderts vor sich, damit man nicht etwa einen Anachronismus vermuthe —, vernachlässigt das Wohl seiner Unterthanen, weicht deren Klagen geflissentlich aus und steht im Begriff, eine ihm durch Testamentsbestimmung angedeutete eheliche Verbindung mit Emma, der Erbin einer benachbarten Grafschaft, einzugehen. Wahre Liebe knüpft ihn nicht an seine Verlobte; Abneigung muß sich einstellen, als er urplötzlich zur Försternichte Margarethe in Liebe entbrennt.

Der jüngere Bruder, der Mitregent Heinrich, verhält sich anfänglich passiv, obschon er das Thun seines Bruders nicht billigt; später, als sich Liebe zu Emma, der Braut des Bruders, in den Streit mischt, tritt er gegen ihn in offene Opposition, welche schließlich den feindseligsten Charakter annimmt. Emma charakterisirt die Brüder folgendermaßen:

Wie sind sie doch verschieden! Tag und Nacht
Sind nicht verschiedener als diese Brüder.
Stolz sind sie beide, edel, hochbegabt,
Der Ehre würdig, die ihr Rang erfordert;
Doch, wenn ich wählen soll —? Mir ist nicht heimisch
Bei diesem lust'gen Treiben. War nicht Sternberg
Ein Muster der Verwaltung, als der Vater
Noch lebte? Und der Sohn, so gänzlich anders!
Hier fiel der Apfel weit von seinem Stamm.

Es dämmert in Emma bereits ein Gefühl für den jüngern Bruder, das Gefühl steigert sich zu Theilnahme und endlich zu voller Liebe. Einen so tragischen Anlauf das Stück zum Schluß des vierten Actes nimmt, so leicht löst es sich doch im fünften in Frieden und Versöhnung auf. Der ältere Bruder entsagt mit dem Verzicht auf Emma's Hand seinem Regententheil, er freit Margarethe und zieht sich auf ein lustig Schloß, genannt Liebenstein, zurück. Worauf Heinrich im Vollgefühle des Glücks mit den Worten das Stück schließt:

So sei's;
Und beide Schlösser, trotzend der Zerstörung
Der Zeit, soll'n, unsre Enkel überdauernd,
Ein redend Zeugniß in die Tiefe schaun,
Der Brüder Eintracht, nicht den Haß verkündend,
Den Liebesstreit nicht, nein, den Liebestausch.

Wir betrachten den „Liebestausch" als einen Versuch, edlern Gehalt in edlerer Form zu bieten, wenn auch beides, Gehalt wie Form, echt dramatischen und künstlerischen Anforderungen nicht durchaus entspricht.

4. Das Lustspiel. Ein deutsches Lustspiel mit Prolog in drei Aufzügen von Leopold Jacoby. Berlin, Oliven. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir besitzen bekanntlich ein vielgegebenes Lustspiel von Benedix, welches sich einfach „Ein Lustspiel" betitelt. Jacoby folgte dem Beispiele und bietet uns hiermit auch ein Stück: „Das Lustspiel." Er bereicherte die deutsche Literatur zwar nicht mit einem classischen Werke, aber er bringt doch Geschick für das Dramatische, frischen sprudelnden Muth und den jugendlichen Glauben an die Sache, welcher er seine Kräfte widmete, mit. Gewiß muß in jedem echten Lustspiele ein Spiel der Personen untereinander stattfinden, wie wir das bei Shakspeare, bei Moreto („Donna Diana"), Calderon („Lautes Geheimniß"), Lessing („Minna von Barnhelm") bestätigt finden, von dem eigentlichen Intriguenlustspiele neuern Datums ganz abgesehen. Allein nicht jedes Spiel der Personen untereinander bedingt schon ein Lustspiel. Wollten wir hier auch in kurzen Worten auseinandersetzen, wie Jacoby dem deutschen Lustspiele aufzuhelfen suchte, sodaß er sein Lustspiel gerade vorzugsweise ein „deutsches" nennen konnte, so fürchten wir dem Leser doch nicht völlig genugthun zu können. Sollte sich Jacoby über die Wirkungsfähigkeit, die allgemeine Bedeutung seines Lustspiels täuschen? Wir fürchten es. Die Handlung an und für sich leidet an Dürre, sie wird durch das von einer der Personen, Felix, ins Werk gesetzte künstliche Spiel auch nur wenig interessanter. Schon daß er eben diese Person als

Prologus auftreten, durch sie mitten aus der Scene heraus das Publikum haranguiren, die Komödiendichter mit Raben, die Theaterdirectoren mit Siebenschläfern, die Komödie von heute mit einem Schimpansen vergleichen und allerlei, was des Dichters Herz bedrückt, reden läßt, beweist, wie sehr er seine Personen am Gängelbande hält. Und für solche Personen am Gängelbande können wir sie auch nur ansehen. Wir wollen es entschuldigen, aber nicht rechtfertigen, daß der Verfasser mehr aus seinen literarischen Wünschen als aus dem Leben herausgeschrieben hat.

Die Charakteristik der Personen könnte für die Dürre der Handlung entschädigen, wären die Situationen nicht die allergewöhnlichsten. Allerweltsphysiognomien tragen sämmtliche Personen: hier ein auf seine wissenschaftlichen Forschungen eifersüchtiger Professor, dort ein Dr. Franz, der jugendlichen Unfehlbarkeit mit einem gegen die Ansichten des Professors gerichteten Werke dienend; da ein leichtlebiger Neffe, gut genug, den Sündenbock im Stück zu spielen; dort eine Marie, ein gutes, liebes Mädchen u. s. w.

So frisch, gewandt, munter die Diction, sowenig ist doch der Dialog, namentlich zu Anfang dramatisch. Schwerlich würde ein Theaterpublikum der Exposition im vierten Auftritt Interesse abgewinnen. Da nun die mittlern Partien des Stücks nur den durch einen Steinwurf erzeugten Wellenkreisen auf sonst ruhiger See gleichen und nicht reizend, nicht pikant genug erscheinen, so wird die Spannung nur künstlich erhalten und verliert sich nach dem Schlusse zu in der Gleichgültigkeit gegen den Ausgang. Uebrigens lassen wir jedem das Seine, also auch dem Autor seine Ansicht über die Bedeutung seines Stücks; er stellt sie im Prolog dahin fest:

Es soll ein Lustspiel sein, was er (der Dichter) euch bringt,
Zwar nur ein Lustspiel; aber doch — ein Lustspiel!
Ein Stück aus tiefstem Ernst gewoben, der
Ganz eingewickelt ist in Scherz, ein Stück,
Das einen niedern Einfall nicht verschmäht,
Und doch sich an die höchsten Fragen wagt,
Die heut' die geist'ge Welt bewegen, die's
Von je gethan und immer werden thun,
So lang' noch Menschen denken werden können.
So viel verspricht euch hier durch mich der Dichter.

5. Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Norwegischen Henrik Ibsen's deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 1 Thlr.

Zunächst sind wir Strodtmann dankbar für die Uebertragung des interessanten Lustspiels des norwegischen Dichters Henrik Ibsen, wenn uns dasselbe auch hier und da etwas fremdartig berührt. Wir befinden uns beim Aufgange des Vorhangs auf einem Hüttenwerke in der Nähe einer Geschäftsstadt im südlichen Norwegen. Man feiert den 17. Mai, den Constitutionstag. Keineswegs herrscht allgemeine Eintracht. Eine Rede des seitherigen Reichstagsmannes, des ehrlichen, aber schwachen Domänenpächters Lundenberg, auf diesen Tag und die mit der Constitution verknüpfte Freiheit wird theilweise mit Zischen aufgenommen. Aus verschiedenen jugendlichen Elementen bildet sich eine Partei der Unzufriedenen. An ihre Spitze tritt der mund- und redefertige Obergerichtsadvocat Windhof mit der ziemlich offen ausgesprochenen Absicht, den bisherigen Reichstagsmann aus dem Sattel zu heben. Er constituirt auf Grund dessen den „Bund der Jugend", zugleich weiht er ihn mit unvergleichlicher Suada ein. Schon ein Brocken aus seinem Raisonnement wird zur Genüge beweisen, weß Geistes Kind dieser Windhof ist. „Wir sind die Jungen", ruft er. „Uns gehört die Zeit, aber wir gehören auch der Zeit. Unser Recht ist unsere Pflicht! Raum für jede Thatkraft, für jeden Willen, der sich seiner Stärke bewußt ist! Hört mich an! Wir wollen einen Bund stiften. Der Geldsack hat aufgehört im Kirchspiele zu herrschen!"

„Der Bund der Jugend" darf also ebenso gut wie Schaufert's „Erbfolgekrieg" für eine vorwiegend politische Komödie gelten. Aber Ibsen greift tiefer und unmittelbarer ins Leben hinein als Schaufert; Ibsen schwingt die Geisel der Satire kräftiger. Wenn uns an seinem Lustspiele einzelnes fremdartig berührt, so schieben wir das auf Rechnung der eigenthümlichen nationalen Verhältnisse. Wo diese Verhältnisse wie im Heimatslande des Dichters voll in Rechnung stehen, muß die Wirkung des Stücks im einzelnen wie im ganzen eine durchschlagende sein.

Ibsen wollte die Rabulisterei in politischen Dingen, die Selbstüberschätzung ehrgeiziger, nach öffentlicher Anerkennung lüsterner Männer, wie sie bei uns in Deutschland unmittelbar nach 1848 auch im Schwunge war, das Ausbeuten, das Gefangennehmen der öffentlichen Meinung durch phrasenreiche Glücksritter, das Spiel mit Volkswohl und Volksfreiheit aus egoistischen Gründen an den Pranger stellen. Er thut dies in der Person des genannten Windhof, eines Wühlers von reinstem Wasser, und zwar mit so schneidender Consequenz, daß er ihn schließlich vollständig schachmatt setzt. Aber nicht allein diese Hauptperson, auch die Mehrzahl der andern Personen ist mit vorzüglicher Schärfe gezeichnet: der sich selbstgenügende Kammerherr Steilberg, der nichtswürdige Gutsbesitzer Monsen, der verkommene Daniel Heire, der schäbige Buchdrucker Aslaksen, bis hin auf die heirathslustige Krämerwitwe Rundholm. Wo sich wie hier das Stück vorzugsweise aus den Charakteren entwickelt, wird man bei einer etwaigen Aufführung sicherlich etwas über Monotonie oder zu große Gedehntheit der Handlung klagen; und wer sein Augenmerk nur auf Situationswitz zu richten gewohnt ist, möchte sich weniger durch dies Charakterlustspiel gefesselt fühlen, weil er etwas zu denken gezwungen wird. Ob sich das Stück für die deutsche Bühne eignet, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls bedürfte es vieler Kürzungen. Liest sich dasselbe wie ein Originalstück, so ist dies wol das Verdienst des Uebersetzers Strodtmann. An dem Dialoge vermissen wir Schwung und Elasticität; es hieße aber vielleicht dem Volkscharakter Zwang anthun, wollte man die Personen über die etwas nüchterne, prosaische Denk- und Ausdrucksweise, in welcher sie sich zu geben gewohnt sind, erheben. Jedenfalls sind wir Strodtmann für die Uebermittelung dankbar. Ein frischer, stärkender, wohlthuender Zug geht durch den „Bund der Jugend".

6. Der Narr des Glücks. Lustspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Berlin, Lassar. 1871. Gr. 8. 28 Ngr.

Seiner eigenen Versicherung nach erfand und arbeitete der Verfasser dieses Lustspiel nicht erst infolge des wiener Concurrenzausschreibens vom Jahre 1868 aus; um die Gelegenheit indeß nicht ungenutzt zu lassen, reichte er es ein. Und unter fast zweihundert Stücken

erhielt dieses Lustspiel einen erst nachträglich geschaffenen dritten Preis. Man hoffte damit eine gut bürgerliche Komödie, in welcher sich eine „echt komische Grundidee mit technischer Fertigkeit“ verschwisterte, zu gewinnen, und wollte zugleich einem altbewährten Lustspieldichter eine wohlverdiente Anerkennung zutheil werden lassen. Allein der Autor war nicht Benedix, wie man vermuthet hatte, und die „echt komische“ Grundidee nahm sich von den Bretern des wiener Hofburgtheaters geradeheraus gesagt — trivial komisch aus. Da fand es hinterdrein einer der Preisrichter am bequemsten, über sein eigenes Urtheil zu lachen. Spielte sowol das Publikum als auch die Kritik in Wien dem Verfasser hart mit, so gestaltete sich zwar das Urtheil anderwärts günstiger, doch nicht derartig, daß sich der Verfasser nicht noch jetzt über zu harte Beurtheilung beklagen sollte. Ob mit Recht, werden wir bald sehen.

Allerdings sollte man ein „frisches“ und „lustiges“ Unterhaltungsstück ohne weitere Reflexion für das nehmen, was es nur zu sein beansprucht. Wir glauben auch, jeder Zuschauer, jeder Kritiker thut das bereitwillig, sobald er nur nicht in seinen Erwartungen getäuscht wird. Nach Wichert's Meinung hat keiner seiner Gegner richtig erwogen, was eigentlich unter einem „Narren des Glücks“ zu verstehen sei. Auch wir sind leider im Zweifel, ob der Verfasser eine Figur geschaffen, welche dem Titel, wie er ihn faßt, entspricht. Auch wir können unter „Narren des Glücks“ nichts weiter als ein Mittelding zwischen „Pechvogel“ und „Glückskind“ verstehen. Und wenn Wichert erläutert:

> Narr des Glücks ist ein Mensch, den das Glück narrt, der also, wenn nach Menschendenken bei ihm alle Vorbedingungen zum günstigen oder ungünstigen Ausfall eines von ihm unternommenen oder ihn auch nur zufällig berührenden Betriebes vorhanden sind, einen plötzlichen Glücksumschlag erfährt, sodaß sich als Folge gerade das Gegentheil von dem Erwarteten ergibt, so jedoch — und das ist für die künstlerische Behandlung die Hauptsache — daß durch einen zweiten Glücksumschwung gerade aus dem Verfehlten wieder etwas an sich Erwünschtes aber so nicht Beabsichtigtes hervorgeht —

so bleibt nach unserer Ansicht der Rede kurzer Sinn: Narr des Glücks eine Creatur, halb Pechvogel, halb Glückskind. Indeß wie dem auch sei, jedenfalls könnte die Kritik gerade an Wichert's „Narren des Glücks“ Anstoß nehmen, da dieser sein Narr des Glücks, der Assessor Hans Findling, nichts weiter als eine und zwar nicht einmal sehr seltene Species von verbummeltem Genie ist, wie es in Prachtexemplaren nach dem Codex der Wohlsituirten nur unter den Literaten zu finden sein soll. Dieser sein Narr des Glücks sinkt also vom ersten Auftreten an mehr und mehr in der Achtung des Publikums; das Interesse für diese wunderliche und doch nicht seltene Creatur schwindet mehr und mehr; das findet man bei der Lektüre allerdings weniger, um so mehr bei der bühnlichen Vorführung des Stücks. Von all diesem abgesehen und unter der speciellen Verwahrung, daß viele Wendungen, viele Einzelheiten in der Charakterzeichnung bei der Darstellung grobkörniger, carikirter als bei der Lektüre erscheinen müssen, dürfen wir uns an dem „Narren des Glücks“ wol ergötzen. Das Stück ist klar entworfen, die Situationen bewegen sich durchaus im Möglichwahren, der Dialog ist flüssig und mit lustigen Bemerkungen ausgestattet; aus dem ganzen Lustspiele spricht der gebildete Geist des Autors. Nichtsdestoweniger fehlt uns an dem Stücke im ganzen etwas — entweder der gewisse ideale Hauch der Poesie, wenn wir in dem „Narren des Glücks“ eine echte Komödie, die uns über die Misère des Kleinbürgerlichen und der Zufälligkeiten erhebt, finden sollen; oder der kecke Humor, wenn der Verfasser mit seinem Stücke nur ein mehr dem Schwanke zuneigendes Scherz- oder Possenspiel gemeint hat. Für letzteres möchten wir es aber keineswegs halten. Denn Wichert legte in ähnlicher Weise auf die Wahrheit in einzelnen Charakterzeichnungen und nicht auf die blos komische Wirkung viel Gewicht. Wir heben aus der Menge der Personen nur den Fresinau heraus — ein wahres Cabinetsstück naturgetreuer Charakterzeichnung, für den scharfen Blick und das Talent des Autors nach dieser Richtung hin eine glänzende Probe, freilich eine Charakterstudie, welche erst unter den Händen eines eminenten Künstlers wie Friedrich Haase in ihrer vollen Bedeutung hervortritt.

7. Der Geisterbanner. Lustspiel in zwei Aufzügen von August Wintterlin. Stuttgart, Grüninger. 1872. 8. 12 Ngr.

Das vorliegende Lustspiel verspricht mehr als es hält. Wollte der Verfasser dem spiritistischen Unwesen entgegentreten, so hätte er's mit andern Mitteln thun müssen. Er machte sich die Arbeit zu leicht, indem er den Geisterglauben einfach als Schwindel, als Betrug hinstellte. Was soll dem Wunderglauben wol dieser ordinäre Tropf, ein Schäfer und sogenannter Wunderdoctor, den der Verfasser als Repräsentant der spiritistischen Richtung vorführt, nützen oder schaden können! Wahrlich, der Verfasser schoß geradeswegs neben dem Ziele vorbei. Er beabsichtigte ein Lustspiel und schuf eine Farce, die belustigen und drastisch wirken mag, wenn man über die plumpe Ausführung hinwegsieht. Der Glaube oder unsertwegen der Trugglaube der Spiritisten ruht im Kerne doch auf einer andern Basis als nur auf der des betrügerischen Egoismus. Ist diese Basis eine falsche, so kann das zunächst nur die Wissenschaft begründen. Entgegnet aber der Verfasser, er habe den Theil der Spiritisten, welcher wirklich glaubt, Erkenntniß und zwar höhere — also auch verborgener Dinge — auf dem Wege der Inspiration oder der Exaltation zu erlangen, gar nicht, sondern nur den Aber-, Wunder- und Wahrsagerglauben der ordinärsten Bornirtheit geiseln wollen, dann sagen wir, wozu die Mühe?! Wer möchte sich mit den vielen berliner „richtigen“ und „allerrichtigsten“ Wahrsagerinnen, „wo alles ganz genau eintrifft“, wie das Intelligenzblatt tagtäglich versichert, satirisch einlassen? Hat der Verfasser seine Arbeit nur für ein dummgläubiges Publikum berechnet, so läßt er es allerdings in den rechten Kreisen der Gesellschaft, welche sich durch große Einfalt auszeichnet, spielen. Er wollte nicht allein belustigen, er wollte auch ein wenig belehren.

> Dem dicken Aberglauben wollest du (nämlich sein Buch)
> Mit flinker Pritsche stören seine Ruh',
> Daß er noch in viel tausend Köpfen spukt,
> Oft weit heraus mit langen Ohren guckt.

Wir wünschten, der Verfasser würde für seine Mühe, die sich hauptsächlich auf das Formelle erstreckt — das Lustspiel ist in Jamben geschrieben —, anderweitig einigermaßen belohnt. Zu seinem Lobe erkennen wir an, was er von seinem Stücke in der poetischen Vorrede hervorhebt:

Will wer für sich dich lesen ganz im stillen,
Sag' höflich, das sei nicht nach deinem Willen;
Es habe dich mit Fleiß und Acht dein Vater
Erzogen für die Lampen, fürs Theater.
Doch das entsprech' auch seinen Wünschen ganz,
Wenn man dich les' im Winterabendkranz.
Du neckest keck, was schlecht und was verkehrt,
Doch sei dir deutsche Zucht und Sitte werth;
Du machest treuen Müttern keine Noth,
Kein Töchterlein mit losen Scenen roth.

8. Drei Lustspiele von Ferdinand Morolf. München, Lentner. 1871. 8. 24 Ngr.
9. Lustspiele von Bernhard Auinger. Gera, Griesbach. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
10. Dramatische Kleinigkeiten von J. N. Enders, genannt Johann von Hradisch. Neutitschein, Enders. 1872. 8. 20 Ngr.
11. Fürst Bismarck als Ehestifter, oder: wie man die Bismärckerei curirt. Dramatischer Scherz in drei Abtheilungen von C. Bentlage. Neustadt a. d. Haardt, Gottschick-Witter. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Lustspiele von Morolf und von Auinger fallen in die Kategorie der dramatischen Lückenbüßer, die ja auch unter Umständen nicht zu verachten sind, wenn sie anspruchslos auftreten. Beide Dichter sind wol jüngere Kräfte und werden diesen Versuchen hoffentlich reifere Werke nachfolgen lassen. Morolf leistet in der Situationskomik schon Erfreuliches, nur warnen wir ihn vor einem Zuviel nach Seite des Zweideutigen oder Doppeldeutigen. Sowol in dem „Wie du" als auch in dem „Offene Logen" können einzelne Misverständnisse der Personen den Zuschauer verstimmen oder in Unruhe versetzen. Auinger liebt drastische Scenen, er thut darin auch etwas zu viel. Seine Originalposse „Der schwarze Peter" mag der Laune des Uebermuths zugute gehalten werden. Das kleine Lustspiel nach Gellert „Der verbrannte Selige" dagegen lassen wir uns als einen Beweis, daß sich Auinger auch in das feinere Genre finden kann, gefallen.

Enders' „Dramatische Kleinigkeiten" sind mit Rücksicht auf kleine Privatbühnen geschrieben. „Der Sinn für theatralische Vorstellungen hat in unsern Tagen eine bedeutsame Steigerung erfahren, und selbst an Orten, die vordem als vom Pulsschlage literarischer Bestrebungen völlig abgeschieden gelten konnten, finden sich jetzt gesellige Kreise, die sich mit der Pflege des Schauspiels befassen und hierdurch Anregung und Erheiterung bieten", sagt der Verfasser im Vorwort und glaubt einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen zu haben. Seine Vorliebe für Familientheater entspringt aus echt jugendlicher naiver Begeisterung. „Den Darstellern", sagt er, „gewähren schon die Proben manch prächtigen Genuß. Die Auffassung der Rollen fordert zu ernstem Nachdenken auf, und indem man sich in fremde Lebensverhältnisse vertieft, wird man über die eigenen belehrt." Wir enthalten uns aller Bemerkungen über den Werth dilettantischen Komödiespielens, nur pflichten wir nicht der Ansicht bei, es gebe nicht allzu viel Theaterstücke, welche sich zur Darstellung für kleine Privatbühnen eigneten; es gibt deren in Hülle und Fülle von Görner, Putlitz, Benedix u. a. Uebrigens möge der Verfasser seinem Drange, Komödien zu schreiben, folgen, wie es ihm beliebt, nur zürne er uns nicht, wenn wir unter seinen acht Stücken nur das „Déjeuner à la fourchette" als witzig und amusant hervorheben können.

Als eine scharfe Satire auf den Hyperenthusiasmus verdiente der dramatische Scherz „Fürst Bismarck als Ehestifter" von C. Bentlage Beachtung. Der Nebentitel „Wie man die Bismärckerei curirt" klingt tragikomisch, aber das an und für sich höchst unbedeutende Stück ist zeitgemäß. Es macht den Cultus berühmter Persönlichkeiten lächerlich, insofern in diesem Cultus etwas Erniedrigendes oder Kindisches liegt. Feiner angelegt würde die Satire mehr wirken. In spätern Zeiten wird dieser Scherz als Ausdruck gewisser lächerlicher heutiger Zeitströmungen für den Culturhistoriker nicht ohne Werth sein.

12. Mutter und Tochter. Dramatisches Sittenbild in fünf Aufzügen von Adolf Rutenberg. Berlin, Selbstverlag. 1872.

Insofern dieses Sittenbild grell abschließt, gehört es eigentlich nicht in unsere Lustspielrevue. Es gehört aber einer dramatischen Zwittergattung an, deshalb mag es hier passiren. Nicht der Werth desselben an und für sich, mehr aber die sittlichen Fragen, die in demselben berührten socialen Bezüge würden eine längere kritische Studie über dasselbe rechtfertigen. Hier müssen wir uns beschränken und können nur fragen, woher es doch komme, daß bei uns jetzt mehr und mehr dramatische Gebilde im Genre der Dumas, Sardou und anderer auftauchen? Ist der Boden unserer modernen Gesellschaft wirklich schwanger mit solchen Producten? Oder wollen ihn unsere Dramatiker damit nur künstlich vorbereiten und der Welt ihre bankrotte Lebens- und Kunstansicht aufdringen? Für den Muth, die Geschichte, anstatt sie nach Paris oder in französische Gesellschaft zu verlegen, am eigenen Herde spielen zu lassen, danken wir wenigstens dem Verfasser. Wenn er uns die Schäden am eigenen Fleische und Blute zeigt, so handelt er gewiß ehrlicher als diejenigen, welche diese Schäden verschleiern, indem sie sie uns aus einer gewissen Entfernung zeigen. Da hätten wir denn eine moderne Ehebruchsgeschichte vom berliner Parket. Insofern die Bezeichnung „Sittenbild" nicht die Ausnahme von der Regel, sondern die Regel der Sittenzustände andeuten soll, müßten wir unser Haupt eigentlich in Sack und Asche hüllen — und schweigen. Denn in vieler Hinsicht ist der Grund und Boden dieses dramatischen Sittenbildes verpesteter als der der verpöntesten Demi-Monde-Dramen.

Ein Maler, Professor Arnold, verließ seine Jugendgeliebte, Adelheid, als diese sich von ihm Mutter fühlte. Gezwungen ward sie, später die Gattin eines Bankier Reich. An dem frühern Verhältnisse seiner Frau zu dem Maler hat letzterer keinen Anstoß genommen, da er die Frucht jenes Verhältnisses, ein Mädchen, Natalie, adoptirte. Nach fast zwanzigjähriger Trennung sehen sich Adelheid und Arnold, der Maler, wieder. Sich wieder

sehen und sich wieder lieben ist eins, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn auch wieder erkennt, während er hinsichtlich ihrer Person im Unklaren bleibt. Beide sehen sich öfter, sogar insgeheim, in der Wohnung des Malers. Nun faßt aber auch, o Entsetzen für die Mutter! Natalie eine glühende Neigung zum Professor, die Tochter zum Vater — und der Vater erwidert die Neigung der Tochter. Er aber, der von Genuß zu Genuß geeilt ist, kennt keine reine Liebe mehr, denn sein Herzensgefühl ist „vergiftet vom Pesthauche der Sünde", wie er selbst sich ausdrückt. Als Adelheid entdeckt, welche Früchte der Fluch der ersten bösen That getragen, will sie, von Eifersucht und Rache erfüllt, die eigene Tochter ermorden. Da dies nicht gelingt, bringt sie sich selbst zum Opfer.

Dies die Haupthandlung! Bedenkt man nun, daß die Nebenhandlungen sich auch nur im niederziehenden Elemente bewegen, die Personen — die tüchtigste der ganzen Sippe ist ein grüner Student, welcher dem Professor Arnold eins aufbrummt — fast nur über ein Deficit an sittlichem Fonds verfügen, so möchte man ausrufen: Berge, oder richtiger, märkischer Sand, bedecke uns! Wie muß sich Rutenberg, soviel wir wissen ein geborener Berliner, in der berliner Gesellschaft den ästhetischen Magen verdorben haben! Lust an dem bloßen Spiel mit der sittlichen Fäulniß hat ihn nicht getrieben, das glauben wir gern; aber es ist schon mehr denn zu viel, daß er den Ekel an der Geschichte nicht ganz verbergen kann. Das böse Beispiel, das ein Theil der modernen Lyriker gegeben, wirkt leider immer ansteckender. Je freier und ungezwungener über Liebe und was damit zusammenhängt, gesungen wird, desto poetischer erscheint es; je dreister der Dichter seine Gefühle und Empfindungen aus krankhaften Stimmungen ableitet, desto reizender, desto pikanter wirkt er! Und nun kommen auch die Dramatiker und wollen die Beziehungen der Geschlechter zueinander nur nach den krankhaften Regungen der Personen bemessen! Wer, wie dieser Professor Arnold, von sich bekennt, seine Liebe sei vergiftet vom Pesthauche der Sünde, er kenne nur wilde unersättliche Begier, fieberische rastlose Veränderungssucht, deren Ende der Ekel, die Verzweiflung sei, gehört eigentlich unter die Aufsicht eines Arztes, denn er leidet an einer Manie. Will die Poesie solcher Manie sich bequemen, so entäußert sie sich zu leicht ihres schönsten Rechts, des Rechts zu begeistern, zu erheben, zu läutern. Darüber daß dieses Sittenbild das novellistische Gewand nicht ganz verleugnen kann, verlieren wir weiter kein Wort. Für die Bühne bedürfte es noch bedeutender Umarbeitung. Auch fragt es sich, ob das Publikum trotz einzelner packender Scenen dem Ganzen zustimmen würde. Wir, das steht fest, müßten ausrufen: Luft, Luft, frische Luft, damit das Herz erfrischt und fröhlich, Kopf und Lunge gestärkt werde!

Emil Müller-Samswegen.

Zur Literatur des Mittelalters.

1. Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Franz Pfeiffer. Neunter bis elfter Band: Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. Drei Theile. — Zwölfter Band: Erzählungen und Schwänke. Herausgegeben von Hans Lambel. Leipzig, Brockhaus. 1871—72. 8. Jeder Band 1 Thlr.
2. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Band: König Rother. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Die „Deutschen Classiker des Mittelalters" (Nr. 1) werden nach dem Plane ihres Begründers und ersten Herausgebers mit den vorliegenden vier Bänden abgeschlossen. Das Unternehmen hat sich durch sich selbst als lebensfähig gerechtfertigt, sodaß nunmehr alle die wohl- und übelgemeinten Bedenken, welche seinen Anfängen entgegengetragen wurden, als beseitigt angesehen werden müssen. Wenn es ihm trotz seines geradezu glänzenden Erfolgs doch nicht gelungen ist, alle seine Gegner in Freunde zu verwandeln, so schadet ihm dies, wie auch die Zukunft lehren wird, nicht im geringsten. Unter allen vorliegenden zwölf Bänden der Sammlung ist kein einziger, dem eine unbefangene Kritik das Prädicat einer echt wissenschaftlichen Grundlage streitig machen könnte. Auch die Gegner haben es nicht verschmäht, von dem reichen Apparat neuer und treffender Erklärungen, womit einige der gelesensten Schriftsteller der mittelhochdeutschen Periode hier vor das eigentlich zünftige und unzünftige Publikum getreten sind, in ihrer Weise Nutzen zu ziehen, aber sie haben es gewöhnlich vorgezogen, die Früchte, die sie für sich selbst genießbar fanden, systematisch todtzuschweigen und dafür in mehr oder minder anzüglicher Weise das andere, was ihrem Vorurtheile und ihren feststehenden Dogmen weniger schmackhaft erscheinen mußte, herabzusetzen. Leser und Käufer aber haben sich in stets wachsender Progression eingefunden.

Daß Wolfram von Eschenbach in der Sammlung nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst, ebenso aber auch, daß es gerathen war, ihn so ziemlich an das Ende derselben zu stellen. Sein „Parzival", um den es sich hier zunächst handelt, ist, wie bekannt, das schwierigste Problem der deutschen Philologie und Literaturgeschichte. Auch läßt sich nur sagen, daß bei allem regen Fleiße, der in diesem Gebiete seit länger als einem Menschenalter eine neue wissenschaftliche Welt gleichsam aus dem Nichts geschaffen hat, man doch nicht verkennen darf, wie sich diesem einen Werke gegenüber eine Art von schüchterner Resignation geltend machen wollte, die nicht eben dazu beitrug, sein Verständniß zu fördern. Als Lachmann 1833 seine Ausgabe des ganzen Wolfram vollendet hatte, erschien dies als eine so überaus gewaltige That, daß die Kritik beinahe davor verstummte. Daß damit nur ein Anfang gemacht sei, hat Lachmann selbst mit ausdrücklichen Worten bekannt, und als seine Meinung ist denn

auch das zu einem festen Dogma erhoben worden. Sonderbar genug, daß man daraus praktisch die Folgerung zog, es könne sich kein Anderer, geringer Ausgerüsteter an die Aufgabe wagen, die der Meister selbst als kaum angegriffen bezeichnet hätte. Abgesehen von zerstreuten kritischen und exegetischen Bemerkungen, die doch immer nur einen unverhältnißmäßig kleinen Theil des unermeßlichen Stoffs berühren konnten und für die Erkenntniß der eigentlich Wolfram'schen Individualität wenig Förderliches boten, weil diese eben nur als Totalität verständlich ist, ist in diesen vierzig Jahren niemand mit einer neuen Ausgabe, mit einem vollständigen Commentar, den doch schon Lachmann als unerlaßlich, wenn auch einstweilen unmöglich bezeichnete, oder mit einem Specialwörterbuch, wenn auch einstweilen nur für den „Parzival", hervorgetreten.

Wie an vielen andern Stellen, so hat auch hier Franz Pfeiffer das Verdienst, den starren Bau des Schuldogmas durchbrochen zu haben. Ohne die bewundernswerthe Leistung Lachmann's herabzusetzen, deren Werth vielmehr kaum ein anderer so völlig zu erkennen befähigt war wie er, zeigte er doch, nicht blos was noch für Wolfram, speciell für den „Parzival", zu thun übrig sei — dies war ja von allen bereitwillig anerkannt —, sondern auch, auf welche Weise, zunächst durch Heranziehung eines reichern handschriftlichen Materials, ein wirklicher Fortschritt ermöglicht werden könne. Er wollte, nachdem er jahrelang die sorgfältigsten und ergiebigsten handschriftlichen Forschungen angestellt und damit ganz unerwartet reiche Resultate erzielt hatte, eine wirkliche neue Ausgabe bearbeiten. Seine so unendlich weitverzweigte Thätigkeit auf andern Strecken dieses wissenschaftlichen Feldes hat es ihm nicht erlaubt, seinen Vorsatz auszuführen. Schon vor seinem frühzeitigen Tode beschlich ihn die Ahnung, daß seine Kräfte für diese Aufgabe nicht mehr ausreichen würden. Er übergab daher seine kritischen Sammlungen und seine neuen Collationen einiger Haupthandschriften seinem Freunde K. Bartsch, dem er die rüstige Arbeitskraft mit Recht zutrauen durfte, welche zu einer so großartigen Aufgabe erforderlich ist. Bartsch hat dann durch eigene Collationen das noch Fehlende ergänzt, und seine Ausgabe ist von der Seite des handschriftlichen Apparats unbedingt als eine vollständige Verwerthung des ganzen bisjetzt bekannt gewordenen Materials zu bezeichnen.

Die fortlaufende Erklärung des ganzen „Parzival" ist nach dem Obengesagten eine der schwierigsten Aufgaben, die sich denken lassen, ja vielleicht die schwierigste im ganzen Bereiche der deutschen Philologie. Dennoch konnte der Herausgeber hier nach den besondern Anforderungen, die diese Sammlung stellt, nicht davon absehen. Gewiß würde sich an vielen Stellen über die absolute Richtigkeit des von ihm Gegebenen, auch bei entschieden wohlwollender Gesinnung, hin und her verhandeln lassen, was an diesem Orte freilich nicht wohl angeht. Ja, es ist auf diesem beinahe noch ganz brach liegenden Felde natürlich, daß jeder, der mit einer gewissen Selbständigkeit und eben darum in einer gewissen Isolirung darauf zu arbeiten sich gewöhnt hat, zu Ergebnissen gelangt, welche von denen der andern weit abweichen. Aber obgleich sich der Referent nicht selten in diesem Falle sieht, wird es ihm doch nicht schwer, einzusehen, daß die von den seinigen häufig abweichenden Ergebnisse des neuesten Erklärers bei weiterer Prüfung sich möglicherweise als die richtigern ergeben könnten. Ebenso erfordert es die wissenschaftliche Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß sämmtliche Erklärungen, mögen sie sprachliche oder sachliche Dinge betreffen, ein in sich wohlzusammenhängendes, von einem Geiste durchzogenes Ganzes bilden. Sie unterscheiden sich dadurch sehr vortheilhaft von jenen nur am Einzelnen herumtastenden Versuchen, mit welchen unsere Lexikographen und andere deutsche Philologen einzelne Stellen Wolfram's aus ihrem Zusammenhang mehr herausgerissen, als in ihm organisch zu vermitteln sich bemüht haben. Wer aber Wolfram kennt, weiß, daß es bei ihm mehr wie bei irgendeinem andern mittelhochdeutschen Dichter darauf ankommt, das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen.

Mit diesem Commentar wird sich für einen aufmerksamen Leser, der überall, aber bei Wolfram noch ganz besonders vorausgesetzt werden muß, ein wirkliches Verständniß des großen Dichters eröffnen. Die vorhandenen Uebersetzungen können nicht den Anspruch erheben, dies zu leisten. Einmal schon weil sie Uebersetzungen sind und ihnen darum der eigenthümliche Hauch des Originals abgeht, der nicht in dem Inhalte einzelner Worte oder in dem Sinne einzelner Sätze, sondern in dem aus einem und demselben Schöpfungsacte geborenen Zusammenklang zwischen Laut und Sinn, zwischen Rhythmus und Reim auf der einen Seite und zwischen dem darzustellenden Gegenstande auf der andern Seite besteht. Und das ist es doch eigentlich, was den Dichter zum Dichter macht und zwar um so entschiedener, je bedeutender seine Individualität angelegt ist. Man könnte deshalb ohne Paradoxie behaupten, daß jede Uebersetzung eines Dichterwerks gerade das Eigentliche desselben nicht wiederzugeben vermag, und daß nur eine wirkliche Um- und Nachdichtung, d. h. ein in sich selbst wieder freier Act poetischen Nachschaffens bis zu einer gewissen Grenze das Original zu ersetzen, ja nach den besondern Geschmacksansprüchen einer Zeit oder einer Nation sogar zu übertreffen im Stande ist. Dies letztere gilt beispielsweise nach unserm Bedünken von A. W. Schlegel's Shakspeare, der auf uns Deutsche — trotz aller verrückten Shakspeare-Puristerei sei es gesagt — entschieden poetischer wirkt als das Original selbst.

Um zu Wolfram zurückzukehren, so erfreuen wir uns zweier Uebersetzungen, der von Simrock und der von San-Marte. Die erste darf bei aller sonstigen Anerkennung der Verdienste des unermüdlichen Dolmetschers unserer Vergangenheit doch wol kaum zu seinen vorzüglichern Leistungen gerechnet werden. Einzelne offenbare Irrthümer und Misverständnisse des Textes wollen wir nicht einmal hoch anrechnen, obwol auch sie eigentlich hätten vermieden werden sollen. Was wir am meisten daran auszusetzen haben, ist, daß sie eines streng einheitlichen Charakters entbehrt. Bald schmiegt sie sich wörtlich und fast buchstäblich an das Original, sodaß sie oft nichts anderes sein zu sollen scheint, als eine Umschreibung mittelhochdeutscher Sprachformen in neuhochdeutsche, bald geht sie ihre ganz selbständigen Wege, sodaß nur etwa im all-

gemeinen der Sinn und Zusammenhang des Originals, aber sonst weiter nichts von ihm in ihr zum Vorschein kommt.

San-Marte's Uebersetzung vermeidet diese beiden Fehler, aber nur, indem sie sich so weit von der eigenthümlichen Form und Ausdrucksweise des mittelalterlichen Dichters entfernt, daß sie nicht blos nicht als eine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne, sondern kaum als eine freie Nachdichtung im Geiste des Originals bezeichnet werden darf. Ihr Verfasser hat es offenbar darauf abgesehen, und zwar in allerbester Meinung und frei von jeder Selbstgefälligkeit, seinen Lieblingsdichter Wolfram dem modernen Publikum so schmackhaft als möglich zu appretiren. Ein Leser, der von Wolfram's Art nichts weiß, wird sich vielleicht von den wohllautenden Versen und klangvollen Reimen San-Marte's angenehm berührt finden. Doch gehört selbst für einen solchen mit dem Original nicht vertrauten Leser nur ein gewisses tieferes poetisches Receptions- und Divinationsvermögen dazu, um zu empfinden, daß sich der stoffliche Inhalt und der Gedankenkern des Gedichts in keiner Weise mit dieser geschmeidig glatten modernen Form und diesem melodischen Reimgeklingel verträgt.

Ein Erklärer Wolfram's ist also auch von seiten der bisherigen Uebersetzer nicht gerade ausgiebig unterstützt, ja man darf wol sagen, er wird sich an allen eigentlich schwierigen Stellen, da, wo es gilt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, von ihnen im Stiche gelassen sehen. Anders freilich steht es mit gewissen sachlichen Dingen, die dem Bereiche der Cultur- und Sittengeschichte des deutschen Mittelalters angehören. Es wäre ungerecht, zu vergessen, wieviel hierfür gerade durch San-Marte geleistet worden ist. Seine ausgedehnten „Parzival-Studien" gewähren einem Herausgeber, der doch nicht allein die Sprache, sondern auch die Realität der damaligen Lebenszustände berücksichtigen muß, eine reiche Fundgrube, für die man um so dankbarer sein muß, je weniger sich andere veranlaßt gesehen haben, das gute Beispiel dieses selbstlosen Forschers nachzuahmen. Es war freilich wohlfeiler, auf ihn hochmüthig als auf einen aufdringlichen Dilettanten herabzusehen und nach der alten Schablone angeblich tiefgründige Weisheit auszukramen.

Wir rechnen darauf, daß die neue Ausgabe des „Parzival" dem wundersamen Gedichte eine so große und lebendige Theilnahme erwecken wird, wie es vorher eigentlich nur von Hörensagen, und als todtes Inventar der Literargeschichte in unserer gebildeten Welt mit fortgeschleppt worden ist. Denn was dieser und jener mit oder ohne die Schlagworte eines Rosenkranz, Gervinus, Vilmar u. a. über den „Parzival" zu sagen, wol auch sogar gelegentlich zu schreiben sich unterfing, das durfte doch eigentlich nicht als ein Zeugniß des Fortlebens des Dichters und seines Gedichts gelten. Es war eben nur die Königin Phrase, hier wie anderwärts die realste Macht unserer auf ihren Pseudorealismus so albern eingebildeten Zeit. Jetzt, wo es vielen, außerdem Wohlvorbereiteten, nur nicht zunftmäßig Geschulten zuerst möglich geworden ist, mit eigenen Augen Wolfram's Physiognomie zu schauen, muß die Wirkung, darüber kann kein Zweifel obwalten, wenn auch nicht augenblicklich epochemachend, doch tiefeingreifend sein. Denn mag auch unsere Gegenwart der Poesie im allgemeinen weniger Neigung entgegentragen als das vergangene Menschenalter, eine solche mächtige Potenz, wie die Wolfram's kann nicht ohne den entsprechenden mächtigen Eindruck wieder ins Leben der Nation eingeführt werden. Er wird um so tiefer dringen, je mehr die Eigenthümlichkeit des Dichters im Gegensatz zu seinen andern gleichzeitigen Kunstgenossen in einer gewissen natürlichen Wahlverwandtschaft zu der unsere Gegenwart beherrschenden Strömung steht. San-Marte's vielbesprochene und vielverspottete Idee, in der religiösen Substanz Wolfram's etwas „Vorreformatorisches oder auf die Reformation Hindeutendes" finden zu wollen, faßt den Sachverhalt zu einseitig, aber nicht falsch. Denn es bleibt immer merkwürdig genug, daß, wie schon Lachmann aufgefallen ist, Wolfram sich ganz frei von der prägnantesten Form seiner zeitgenössischen kirchlichen und populären Religiosität, von dem Mariendienste hält, und im Zusammenhange damit, daß er überhaupt jene weich vermittelnden Gestalten zwischen der höchsten göttlichen Potenz und dem Menschen, das Pantheon der kirchlichen und volksthümlichen Heiligen offenbar ohne eine Spur der Inbrunst betrachtet, die sie, je nach Ort, Zeit und Individualität, in den Herzen der damaligen Menschen entzündeten. Denn daß er den Helden einer kirchlich volksthümlichen Legende, den heiligen Willehalm zum Gegenstand seiner Poesie erkoren hat, gilt nicht sowol dem Heiligen als dem tapfern Ritter, dem glänzenden Vertreter des Berufs, auf den Wolfram selbst stolzer war als auf seine poetische Kunst: „Schildes ambet ist mîn art: swâ mîn ellen sî gespart, swelhiu mich minnet umbe sanc, sô dunket mich ir minne kranc."

Das, was wir Menschen von heute als das eigentlich Homogene in Wolfram nachfühlen, läßt sich kurzweg als sein volksthümlicher Realismus bezeichnen: aus ihm fließt denn auch jene schon charakterisirte religiöse Individualität, die freilich niemals in bewußten Gegensatz zu der Autorität der Kirche und der Mode der Zeit tritt, aber doch im Grunde auf einer ganz andern Seelenstimmung ruht. Nur in den relativ freien Formen der mittelalterlichen Kirche war es möglich, daß solche gründliche Gegensätze nicht als unlösbare Conflicte empfunden wurden: in der modernen, mechanisch-schablonenhaft regulirten Katholicität unserer Tage wäre ein solches naives gegenseitiges Dulden undenkbar.

Derselbe Zug eines die ganze und volle Wirklichkeit des menschlichen Daseins und der gegebenen Verhältnisse umspannenden Verständnisses gibt auch der Mehrzahl der im zwölften und letzten Bande dieser Sammlung mitgetheilten „Erzählungen und Schwänke" (herausgegeben von H. Lambel) ein nicht blos literar- und culturgeschichtliches, sondern ein unmittelbar lebenskräftiges Interesse. Es zeigt sich an dem so frühzeitigen und energischen Auftreten dieser Gattung neben dem eigentlichen Epos in seiner höfischen und volksthümlichen Fassung, wie wenig das Bedürfniß des Volksgeistes durch das eine wie das andere befriedigt worden ist, auch damals, wo er doch aus sich heraus die mühseligsten und in ihrer Art hochvollendeten Versuche machte, in den Idealen beider Gattungen das zu erreichen, was die Poesie überhaupt will, ein von aller Misère der Zufälligkeit und

Launenhaftigkeit der Realität befreites Spiegelbild der Wirklichkeit im Geiste der Zeit, das diesem ebendeshalb realer als die Realität selbst erscheinen durfte.

Die gesammte europäische Poesie ist gerade so wie die deutsche, die doch nur einen mäßig originell gefärbten Ausschnitt des kosmopolitischen Kunstlebens im Mittelalter darstellt, zeitweise wesentlich von der „Novelle", wie wir diese Gattung mit dem modernen Namen mehr zu unserer Verdeutlichung als eigentlich sachrichtig benennen, beherrscht. Bis zu einem gewissen Grade gilt auch hier das Wort vom neuen Weine und den alten Fässern, denn die Form der Novelle ist keine andere, als die das Epos für seine begrifflich doch so ganz anders gearteten Ziele ausgebildet und gehandhabt hatte. Es ist weniger Werth darauf zu legen, daß schon die Identität der Versform und Versbehandlung den Unterschied zwischen beiden Gattungen verwischte, denn es wäre dem künstlerischen Formengefühl der Zeit unmöglich gewesen, den Vers selbst fallen zu lassen, wenn es nicht sich selbst aufgeben wollte; und wenn der Vers nothwendig war, konnte sich nicht leicht eine bequemere und geschmeidigere, zu jeder Art von Stil und für jedes Object gerechtere Form desselben denken lassen, als jenes zu bewunderungswürdiger Beweglichkeit entwickelte kurze erzählende Reimpaar, jene feingefühlte und tiefgegriffene Umbildung unserer altnationalen Langzeile, unsers heroischen Verses oder Hexameters. Aber mit dem Vers und Reim wurde auch der ganze Apparat des Stils, die ganze hergebrachte Art der Inscenirung des Großen und Kleinen, die gesammte herkömmliche Routine der Ausstaffirung der Charaktere und Personen, der Situationen und Begebenheiten beibehalten, und das ist es, was stört trotz der höchsten technischen Virtuosität, die sich hier fast ausnahmslos zeigt und dem Kenner die größte Bewunderung für die künstlerische Schulung einer ganzen literarischen Welt ablockt, die wir meist nicht einmal dem Namen nach kennen. Ein Schritt vorwärts geschah, als zuerst, wie es scheint, die Italiener des 13. Jahrhunderts, denen sich dann Boccaccio im 14. anschloß, es wagten oder vielmehr sich in richtigem Stilgefühl gedrungen sahen, den Vers und damit den ganzen veralteten Apparat der Darstellungsmittel zu verlassen. Ihre Prosa war wenigstens ein Versuch, zu dem Realismus des Inhalts auch die entsprechende realistische Form zu finden, freilich mehr ein negativer als ein positiver, denn ihre Prosa ist mehr oder minder nur die des festen Metrums und des strengen Rhythmus entkleidete poetische Floskel, die gleichfalls nicht organisch zu dem realistischen Inhalt stimmt.

In Deutschland nahm die Entwickelung einen andern Weg. Trotz der großen Ausbildung, welche die Prosa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erlangte, griff diese doch nicht entschieden über die Sphäre hinaus, in der sie sich gleich von Anfang an in unübertrefflicher Selbstbeschränkung und Vollkommenheit bewegte: religiös-philosophische Stoffe mit wesentlich didaktisch populärer Tendenz, Darstellung des Volksrechtes und der Localgeschichte. Die Novelle, die für die Phantasie, nicht für den praktischen Verstand arbeitete, blieb deshalb der poetischen Form getreu. Unsere prosaischen „Volksbücher" des 15. Jahrhunderts sind meist nicht Umarbeitungen novellistischer, sondern epischer Stoffe, und wo sie ersteres sind, direct aus der Fremde importirt. Aber das volksthümlich-bürgerliche Element, welches das 14. und 15. Jahrhundert in allen seinen Lebensäußerungen beherrschte, zerstörte auch die ältere Tradition des Verses und Stils, das Erbtheil der höfischen Kunst, bis auf die rohesten Elemente einer Anzahl von Silben, die durch einen allenfalls dem Gehör nach vernehmbaren Gleichklang, der oft kaum Reim zu nennen ist, zusammengehalten werden. Aus der Novelle wird so der gereimte Schwank, und was sich in diesen Begriff schlechterdings nicht fügen will, wird ausgestoßen.

Wir benutzen noch die hier uns verstattete Gelegenheit, um, zunächst in eigener Sache, der Anzeige des Schlusses der Bibliothek der „Deutschen Classiker des Mittelalters" die ihrer Fortsetzung der „Deutschen Dichtungen des Mittelalters" (Nr. 2), folgen zu lassen. Die günstige Aufnahme, welche jene Sammlung gefunden, hat bei dem Herausgeber und seinen Freunden den Plan einer Erweiterung und Ergänzung derselben entstehen lassen. Jene Sammlung bezeichnet den Höhepunkt der künstlerischen Leistungsfähigkeit unserer Vorzeit, und die Auswahl ist so glücklich getroffen, daß dieselbe in allen ihren Eigenthümlichkeiten zum vollen Ausdruck gelangt: Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Gottfried von Strasburg, Wolfram von Eschenbach auf der einen Seite, „Nibelungen" und „Kudrun" auf der andern, können als die höchsten Leistungen ihrer Art und als die symbolischen Repräsentanten großer Massen geringern Gehalts gelten.

Aber vor und nach jenem Höhenpunkte hat der deutsche poetische Geist immerzu in lebhafter Productivität sich bewegt. Sind diese Erzeugnisse entweder an Formvollendung oder an innerm Gehalte auch mit jenen nicht zu vergleichen, so dürfen sie doch nicht blos als unendlich wichtige Documente für die Sprache, Cultur- und Literargeschichte unsers Volks, sondern auch als poetische Leistungen an sich, wenigstens theilweise auf die Beachtung auch der heutigen gebildeten deutschen Welt den gerechtesten Anspruch erheben.

Es kam nun darauf an, aus der überreichen und in sich so verschiedenartig gestalteten Masse des Vorhandenen die eigentlich charakteristischen Typen herauszuheben und diese in ähnlicher Weise, wie es mit den Classikern geschehen, zugänglich zu machen. Unterzeichnetem ist dabei die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, mit der Bearbeitung des „König Rother" die neue Sammlung zu eröffnen. Ohne irgendwie anmaßlich dem Urtheil competenter Richter vorgreifen zu wollen, darf doch gesagt werden, daß die bisherige völlig verwahrloste Gestalt, in der uns das Gedicht erhalten war, ein bloßer, noch dazu mit sehr viel Schreib- und Lesefehlern verunzierter zweimaliger Abdruck der Haupthandschrift, dem Herausgeber die Pflicht auferlegt hat, hier mit möglichster Sorgfalt, aber zugleich auch mit möglichster Selbstbeschränkung die kritische Reinigung und Wiederherstellung des Textes zu unternehmen. Eine neue Collation der Haupthandschrift sowie einige an Umfang zwar geringe, an Bedeutung aber große neue Funde gaben das Material dazu. Erklärende

Anmerkungen waren hier, bei der bisherigen gänzlichen Vernachlässigung, womöglich noch mehr am Platze als bei irgendeiner der frühern Publicationen, die sich doch immer auf relativ gute, oft vortreffliche Vorarbeiten stützen konnten. Sie nehmen schon deshalb hier einen verhältnißmäßig größern Raum ein. Dazu tritt noch die Eigenart der Sprache und des Stils, die beide noch vor der Fixirung der höfischen Kunst liegen.

Unsere Literarhistoriker pflegen den „König Rother“ meist mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung zu behandeln, höchstens daß eine oder die andere Situation in ihm, vielleicht auch die gute Anlage des Ganzen Gnade vor ihren Augen findet. Wir hoffen aber, daß die Leser doch vielleicht noch etwas Besseres in ihm entdecken werden. Wenn auch noch der subtil durchgearbeitete Charakter der höfischen Technik ganz fehlt, so verdient doch nicht blos die allgemeine Anlage des Gedichts oder der Stoff an sich ein reiches Lob, sondern es ist auch in allen Einzelheiten die Hand eines verständigen und begabten Dichters zu erkennen. Der Stoff selbst ist in seinen Grundelementen unleugbar von großer poetischer Kraft. So oft auch unsere oder jede Poesie sein Hauptmotiv, die gefahrvolle Werbung eines Helden um eine ferne Braut, verwandt hat, so wenig ist es überhaupt abzunutzen. Zu diesen einfachsten Bestandtheilen der Fabel gesellen sich hier noch manche wirksame Zuthaten, vor allem durch den bis in die fernsten Tiefen der orientalischen Welt erweiterten Schauplatz der Handlung, dann durch die Verkettung des Helden mit einigen Hauptgestalten der deutschen geschichtlichen Sage, Pipin und Karl dem Großen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß gerade durch das Hereinziehen so vieler neuer Elemente die klare Durchsichtigkeit der ursprünglichen Construction der Fabel etwas gelitten hat, und wenn namentlich durch die Anlehnung an die unmittelbare Wirklichkeit des deutschen Lebens im 12. Jahrhundert ein Hauptmotiv, das der unverrückbaren Treue zwischen Lehnsherrn und Lehnsmann, hereingezogen worden ist, das, an sich von größtem poetischen Werth, doch die schlichte Einfachheit der ältesten Gestaltung etwas verwirrt hat, da es sich eigentlich eben nur um das eine, den Kampf um die Braut, handeln sollte, so pulsirt doch gerade in diesen neu zugewachsenen Elementen ein so frisches und naives Leben, daß sie auch dem heutigen Leser nicht als Entstellungen, sondern als ein Zeichen der gesunden Triebkraft des Kerns der Fabel erscheinen werden.

Unsere Ausgabe versucht es, diese verschiedenen Elemente in ihrer relativen Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit möglichst klar darzulegen und ihnen ihren gebührenden Platz in der deutschen Culturgeschichte, speciell in ihrem literarischen Theile anzuweisen. Keine Frage, daß hier noch manches räthselhaft bleibt, wie sogleich die Gestalt des Helden selbst, von dem das Gedicht seinen herkömmlichen Namen trägt. Daß sie über ihre historischen Beziehungen hinüber auf eine mythische Substanz weist, scheint uns freilich keinem Zweifel zu unterliegen. Es ist nicht blos die mechanische Schablone der Analogie aller andern verwandten Fälle, die uns diese Ansicht empfiehlt, sondern, wie die Einleitung zu zeigen versucht, eine Reihe positiver, aus der Sache selbst abgeleiteter Gründe. Damit ist aber zugleich auch die unveräußerliche Zugehörigkeit des Stoffs zu dem altheimischen Schatz des nationaldeutschen Volksgeistes bedingt, der in diesem „König Rother“ zwar kein so großartiges und glänzendes Zeugniß wie in den „Nibelungen“, aber doch immerhin eine sehr beachtenswerthe, lehrreiche und ansprechende Probe von seiner Eigenart ablegt.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Nekrolog.

Gewiß haben manche inhumane Vertreter der Rechtgläubigkeit mit Freuden die Kunde vernommen, daß derjenige Philosoph, welcher von ihnen vorzugsweise des Atheismus angeklagt wurde, Ludwig Feuerbach, sich in Verhältnissen befand, welche sein Los auf der von ihm so verherrlichten Erde nicht gerade beneidenswerth erscheinen ließen. Und kaum waren seine Verehrer zu einer Subscription für den Denker zusammengetreten, dem keine Sinecure eines Unversitätskatheders auch bei erlahmender Productivität ein sicheres Auskommen gewährte, so werden sie durch die Nachricht von seinem Tode schmerzlich überrascht. Ludwig Feuerbach starb auf dem Rechenberg bei Nürnberg am 13. September d. J., nachdem sein Geist schon seit längerer Zeit durch körperliche Leiden gelähmt worden war.

Seine Glanzepoche lag freilich schon weit hinter ihm; sie fiel in jene vormärzliche Zeit, in welcher alles mit Gott und mit den Königen grollte und der Junghegelianismus zu den brennenden Fragen des Tags gehörte. Seitdem hat zwar weder der alte Hegel noch der alte Schelling in den Geistern von neuem die Herrschaft gewonnen; aber das Erbe Feuerbach's ist etwas leichtsinnig von den Materialisten verschleudert worden, die in seinen Kleidern einherstolzirten, nachdem sie ihnen die philosophische Schleppe abgetreten hatten, und die Jünger eines andern Philosophen, Arthur Schopenhauer's, beherrschen den literarischen Markt des Tags.

Ludwig Feuerbach war als der Sohn des berühmten Criminalisten 1804 in Landshut geboren und besuchte seit 1822 die Universität Heidelberg, um Theologie zu studiren. Der Rationalist Paulus und der philosophisch tiefe Daub waren hier seine Lehrer. Hegel's Stern strahlte damals in vollem Glanze von Berlin herüber; Feuerbach ging 1824 dorthin, um zu den Füßen des Meisters zu sitzen, dessen speculative Genialität ihn so umstrickte, daß er das Studium der Theologie aufgab, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Im Jahre 1828 habilitirte er sich in Erlangen mit einer Dissertation: „De ratione una, universali, infinita“, doch war seine Laufbahn als Privatdocent nur von kurzer Dauer. Wir wissen nicht, ob ihn die Ueberzeugung von der Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Jungen doch nicht sagen“, bestimmte, früh von derselben zurückzutreten, ob ihm äußere Schwierigkeiten sich entgegenstellten, oder ob ihm das Dociren selbst Unlust bereitete. Die Freiheit schriftstellerischer Thätigkeit, die er sich mit diesem Rücktritt erkaufte, trug zwar glänzende Früchte; aber es waren verbotene Früchte vom Baume der Erkenntniß, und dem Universitätslehrer wäre deshalb früher oder später doch der Stahl

vor die Thür gesetzt worden. Schon seine erste anonym erschienene Schrift: „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" (1830), verrieth eine Freigeisterei, welche von den Facultäten nicht beschützt zu werden pflegt. Hierauf folgten Schriften zur Geschichte der Philosophie, welche eher die Anwartschaft auf eine Professur begründet haben würden, obgleich auch in ihnen eine scharfe Kritik sich gegen das theologische Bewußtsein wandte: „Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Spinoza" (1833); „Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie" (1833); „Pierre Bayle nach seinen für die Geschichte der Menschheit interessantesten Momenten" (1838). Diese Werke haben durch Klarheit der Auffassung und Eleganz der Darstellung vollen Anspruch auf Anerkennung. Daß Feuerbach nicht in den Bereich des oberflächlichen „Aufklärichts" gehörte, mit welchem Worte bekanntlich Heinrich Leo die „Aufklärung" zu parodiren pflegte, bewies seine Charakteristik von Jakob Böhme; denn er behandelte diesen Theosophen mit Liebe, keineswegs als einen verrückten Schuster, der bei seinem Leisten hätte bleiben sollen, wie er den skeptischen Freigeistern zu allen Zeiten erschien.

Epochemachend war das Hauptwerk Feuerbach's: „Das Wesen des Christenthums" (1841), das in den berliner Neuromanticismus wie ein zündender Blitz einschlug und gleichzeitig mit den „Liedern eines Lebendigen" zu den großen literarischen Ereignissen des Tags gehörte. Es war die glänzende Kriegserklärung gegen die neuschellingsche Philosophie, welche damals am berliner Hofe gehätschelt wurde als das große geistige Reservoir aller politisch-romantischen Tendenzen. Das Werk bildet den Mittelpunkt einer Gruppe von Feuerbach'schen Schriften, die ihm vorausgingen oder nachfolgten: „Ueber Philosophie und Christenthum" (1839), „Das Wesen der Religion" (1845), „Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's" (1844) und zahlreicher Artikel in den „Deutschen Jahrbüchern" und in Wigand's „Vierteljahrsschrift". Die Auflösung der Theologie in die Anthropologie, die Umkehrung des Satzes, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, in den entgegengesetzten, daß der Mensch Gott nach seinem Bilde schaffe, war im Grunde eine so einfache Formel, daß ihre Anwendung keine Schwierigkeit haben konnte, ja daß dazu nur ein geringes Maß von Tiefsinn gehörte. Es war eben das Ei des Columbus. Man hat den erwähnten Schriften Feuerbach's den Vorwurf gemacht, daß sie alle nur diesen einen Gedanken in hundert Variationen ausbeuteten, sodaß ihre Lektüre für den selbständigen Denker ermüdend werde; doch es ist immerhin ein großes Verdienst, einen Schlüssel gefunden zu haben, der in so viele Schlösser paßt, und Feuerbach gewann dadurch sehr an Popularität. Denn man braucht gerade nicht breite Bettelsuppen zu kochen, um ein großes Publikum zu finden; aber ein Gedanke muß fruchtbar sein in der Anwendung, wenn er weitern Kreisen einleuchten soll.

Bedenklicher war die Wendung Ludwig Feuerbach's zu einer Philosophie des Sensualismus in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" (1843). Hier trat er als aphoristischer Systematiker auf, aber er ging allzu flüchtig über das Wesen des menschlichen Erkennens hinweg, über die Probleme, welche unsere tiefsten Denker so genau untersucht hatten, auch war die Form zu wenig beweisend, er wirthschaftete zu sehr mit voraussetzungslosen Axiomen, um dieser philosophischen Schrift eine Zukunft zu verschaffen. Auch in spätern Untersuchungen, die in seinen „Sämmtlichen Werken" (10 Bde., 1845–66) enthalten sind, tritt eine oft störende Verwandtschaft mit den Stichwörtern des landläufigen Materialismus hervor.

In Heidelberg hielt Feuerbach 1848–49 Vorlesungen über das Wesen der Religion. Später trat er aus seiner ländlichen Einsamkeit in Bruckberg bei Ansbach nicht mehr hervor. Seine letzten Lebensjahre bezeichnet der Kampf mit der Noth des Lebens und mit zunehmender Krankheit. Der Aufruf zu einer Nationalsubscription für den einsamen Denker rief noch einmal den Namen Ludwig Feuerbach's in das Gedächtniß der raschlebenden Zeit zurück.

Ganz abgesehen von seinen philosophischen Tendenzen wird Feuerbach in unserer Literatur stets eine hervorragende Stelle einnehmen als einer unserer besten Prosaiker. Sein Stil ist klar, durchsichtig, von ausnehmender Prägnanz, voll schlagender Antithesen; er lehrte die Philosophie, nicht den Jargon des speculativen Olymps, sondern die Sprache der sterblichen Menschen sprechen.

Bibliographie.

Böhmert, V., Das Studieren der Frauen mit besonderer Rücksicht auf das Studium der Medicin. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Brachvogel, A. E., Die Männer der deutschen Zeit. Biographien deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden. 1ste Lief. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. 7te verbesserte und vermehrte Aufl. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 1 Thlr.

Conscience, H., Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Vlämischen. 51stes Bdchn.: Eine Null zu viel. Antwerpensches Sittengemälde. Münster, Aschendorff. 8. 8 Ngr.

Culmann, F. W., Versuch einer Erklärung der Zahlwörter der indogermanischen Stämme nebst Beilagen über indogermanische Wortbildung. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Daheimbilder aus der Kindheit eines Livländers vor 50 Jahren. Arensburg. Gr. 16. 7½ Ngr.

Dulk, A., Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Ewald, H., Aus dem deutschen Reichstage zu Berlin. Mit fünf Reichstagsreden über die wichtigsten Kirchenfragen im heutigen Staate. Braunschweig, Spohr u. Wengler. 8. 12 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 12ter Bd.: Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin von J. V. Carus. München, Oldenbourg. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Glatter, Oesterreich in Ziffern. Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte, sowie zur Kenntniss des Bevölkerungs- und wirthschaftlichen Verhältnisses der im Reichsrathe vertretenen Länder. Auf Grundlage amtlich-statistischer Aufzeichnungen. I. Wien, Beck. 8. 24 Ngr.

Goeßmann, J., Der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870 und 1871. Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten in diesem Kriege von der Herausforderung Preußens zu Ems an bis zum Waffenstillstande und dem darauf abgeschlossenen Frieden stattgehabten Ereignisse. Fulda, Maier. 8. 12 Ngr.

Grotefend, H., Handbuch der historischen Chronologie des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover, Hahn. Hoch 4. 3 Thlr.

Häberlin-Schaltegger, J., Geschichte des Kantons Thurgau von 1798–1849, mit vorzüglicher Berücksichtigung von Staat, Kirche, Schule, Landwirthschaft, Handel und Gewerbe. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jellinek, A., Die Psyche des Weibes. Vortrag. Wien, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Hahn, J. G. v., Sagwissenschaftliche Studien. 2te Lief. Jena, F. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahn, W., Edda. Lieder germanischer Göttersage. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hill, Die neuesten Vorschläge zur Förderung des Taubstummen-Bildungs-Wesens. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 16 Ngr.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch, Aus eigener Kraft. Roman in 3 Bdn. Leipzig, Keil. 8. 3 Thlr.

Martin Luther. Dessen Lehr- und Streitschriften zum ersten Male nicht aus Sammelwerken sondern aus den unverfälschten Urkunden für Laien in zeitgemäße Sprache gebracht von einem Laien. 1ste Lief. Wiesbaden, Killinger u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 11ter Jahrgang. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 8 Ngr.

Mohnike, O., Die Japaner. Eine ethnographische Monographie. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nebe, G., Die Stellung der Kirche zur Arbeiterfrage. Ein Wort an Alle, denen die Lösung der Frage am Herzen liegt. Geschrieben im Auftrage des Provinzial-Ausschusses für innere Mission in der Provinz Sachsen. Halle, Fricke. 8. 5 Ngr.

Rehnisch, E., Studien zur Metaphysik. 1stes Heft. August 1869–Juni 1872. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 12 Ngr.

Ribbing, S., Ueber das Verhältniss zwischen den Xenophontischen und den Platonischen Berichten über die Persönlichkeit und die Lehre des Socrates, zugleich eine Darstellung der Hauptpuncte der Socratischen Lehre. Upsala, Akademische Buchhandlung. 1870. Gr. 8. 1 Thlr 7½ Ngr.

Richter, H. M., Prinz Eugen von Savoyen. Zwei Vorträge. Wien, Beck. Gr. 8. 24 Ngr.

Romberg, H., Kirchliche und sociale Zustände im Elsaß. Bevorwortet von Krafft. Barmen, Klein. 8. 10 Ngr.

Rothe, E., Wo ist die Eine heilige katholische und apostolische Kirche? Sieben kirchengeschichtliche Vorträge. Berlin, Moeser. Gr. 8. 10 Ngr.

Schücking, L., Krieg und Frieden. Novellenbuch. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Scholz, J. C., Freud und Leid. Drei Erzählungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 15 Ngr.

Schulze, W. R., Fürst Bismarck und der Bismarckianismus. Eine historisch-politische Skizze. Stolberg am Harz, Heinzelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Seyffarth, L. W., Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und aus seinen Schriften dargestellt. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 15 Ngr.

Spörri, H., Ueber den Cultus der Madonna. Vortrag. Hamburg, Seippel u. Leopold. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1872.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Schriften zur Aesthetik.

1. Ch. H. Weiße's System der Aesthetik nach dem Collegienhefte letzter Hand herausgegeben von Rudolf Seydel. Leipzig, Findel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Christian Hermann Weiße hat sich zuerst durch sein Jugendwerk: „System der Aesthetik" einen Namen als Philosoph gemacht. Dieses Werk erschien 1830 und wird noch immer den Beurtheilungen Weiße's zu Grunde gelegt, „als wenn", wie Seydel sagt, „der in steter Entwickelung und rastloser Selbsterziehung begriffene Mann, der niemals ein Collegienheft genau in derselben Gestalt wieder dictirte, schon im Jahre 1830 uns verlassen hätte, anstatt seitdem noch 36 Jahre immer mehr sich steigernder Gedankenarbeit und ernster Vertiefung zu durchleben". Ueber das Schicksal des von ihm hochverehrten Philosophen stellt der Herausgeber noch folgende Betrachtungen an:

Unter den eigenthümlichen Schicksalen des gelehrten Schriftstellers, namentlich des Philosophen, ist Tadel, ja selbst Anerkennung, die sich noch auf seine veralteten Werke, seine „überwundenen Standpunkte" beziehen, nachdem längst seine veränderten Anschauungen zum öffentlichen Ausdruck gekommen sind, das nicht am mindesten verstimmende. „Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsers Lebens Gang!" — mit diesen Worten des „Faust" hat Weiße nicht selten der Klage über dieses Schicksal Raum gegeben; niemals aber wurde mit größerm Rechte diese Klage zur Anklage seiner Beurtheiler, als wenn von ihm noch in späten Jahren der engste Zusammenhang mit Hegel, Hegel'sche Methode, Hegel'sches Schematisiren, ausgesagt wurde, oder gar Pantheismus, Aufhebung des Schöpfungsbegriffs durch emanatistische Lehren u. dgl., ihm vorgerückt ward. Geschah dies meist in tadelnder Absicht, so pflegte, und pflegt in weitern Kreisen noch heute, zur Linderung das Lob damit verbunden zu werden, daß Weiße außerordentliches Verdienst in der Aesthetik habe, welche zweifellos sein Hauptfeld und deren Bearbeitung seine Hauptleistung sei. Dieses Lob ist in der That nur die andere Seite jenes Tadels; beide sind im Grunde ein und dasselbe Beispiel für das Schriftstellerschicksal, dessen wir soeben gedachten. Denn beide führen sich darauf zurück, daß das größte und bedeutendste der Jugendwerke Weiße's, das „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" in zwei Bänden (Leipzig 1830), beinahe allein längere Zeit dazu benutzt worden ist, Weiße's Stellung in der philosophischen Wissenschaft zu kennzeichnen. Auf der einen Seite allerdings streng die Hegel'sche Methode, wenn auch nicht mehr die ganze Hegel'sche Lehre, festhaltend, ist dieses Werk andererseits in der That dasjenige gewesen, durch welches Weiße zum ersten male die Anerkennung einer epochemachenden Bedeutung errang, und wir hätten gegen die Hervorhebung dieses Werks in solchem Sinne durchaus nichts einzuwenden, wenn ein ebenso klares Bewußtsein, wie über den Werth der Weiße'schen „Aesthetik", in ähnlicher Allgemeinheit über den Werth seiner „Metaphysik" (1835), seiner „Evangelischen Geschichte" (1838) und seiner „Philosophischen Dogmatik" (1855—62) anzutreffen wäre, und wenn nach diesen spätern Arbeiten, namentlich nach der letzten, allenthalben bei der Schätzung der frühern das von Weiße selbst Aufgegebene in Abzug gebracht würde.

Die hier veröffentlichte „Aesthetik" ist redigirt nach dem Heft der vorletzten Vorlesung, welche Weiße an der leipziger Universität hielt. Dies ist entschieden das vollständigste und durchgearbeitetste seiner ästhetischen Hefte.

Den Charakter der „theistischen Aesthetik" behauptet auch diese neue Redaction, wie die Vorlesungen des jugendlichen Philosophen, wenngleich in etwas modificirter Form. Weiße wendet sich gegen die Einseitigkeit des „dogmatischen Theismus", welche das Wesen des absoluten Geistes ausschließlich in den allmächtigen Willen setzt. Als die andere Einseitigkeit erscheint ihm die Hegel-Vischer'sche Richtung, welche das Wesen des absoluten Geistes mit dem Begriffe der absoluten Vernunft verwechselt. Für Weiße gibt es ein drittes, das Gefühl, von welchem auch die Aesthetik den Namen hat und das bei dem absoluten Geist als Bildkraft, Imagination, als ein absolut Primitives, schlechthin voraussetzunglos Wirkendes,

Schaffendes und Zeugendes erscheint. Diese Bildkraft, im absoluten Geist der alleinige specifische Quell der Gefühle, wird von Weiße mit dem Namen des Gemüths bezeichnet. Vernunft, Gemüth und Wille ist die Dreieinigkeit des absoluten Geistes. Nur durch den Willen, mittels dessen der absolute Geist durch einen Act freier Selbstentäußerung schöpferisch die Welt gestaltet, wird der absolute Geist zur freien Persönlichkeit. Die Schönheit ist ein wesentliches und ewiges Attribut der Gottheit, und es entsteht die weitere Frage, wie sie eine empirische Wirklichkeit für den Menschengeist wird?

Diese metaphysische Grundlegung der Schönheitsidee bewegt sich in jenen Anthropomorphismen, wie sie die theistische Philosophie liebt; wir gewinnen durch diesen Prolog im Himmel, der nur durch Uebertragung menschlicher Begriffe und Eigenschaften auf ein absolutes Wesen stattfindet, keine nähere Einsicht in das Wesen der Schönheit, und verlassen daher dies nebelhafte Reich theosophischer Constructionen, um den empirischen Begriff der Schönheit zu erfassen. Hier gewinnen wir auch bald festen Boden unter unsern Füßen und folgen dem Philosophen mit Interesse, wenn er mit der Analyse eines ästhetischen Urphänomens beginnt und diese an die Stelle jener ausführlichen Erörterungen „abstracter ästhetischer Allgemeinbegriffe setzt, mit denen sonst, und zum Theil noch jetzt die Aesthetik zu beginnen pflegt". Das freie Spiel der Phantasie des Kindes gibt ihm dies Urphänomen an die Hand, in welchem Subject und Object der ästhetischen Thätigkeit nach unmittelbar eins ist.

Diese Begründung der Aesthetik ist eine psychologische zu nennen; die Genesis des Phantasielebens wird so zur Genesis des Schönheitsbegriffs. Das „harmlose Spiel", in welches nach Kant und Schiller beim Erblicken des schönen Gegenstandes Einbildungskraft und Verstand des Menschen sich versetzt finden, ersteht unmittelbar aus der Phantasiethätigkeit des kindlichen und jugendlichen Menschengeistes. Und hier tritt für Weiße, schon an der Schwelle des Phantasielebens, der Gegensatz von Schönheit und Erhabenheit ein. Den Proceß, wie das Erhabene gleichsam durch eine innere Nöthigung des Phantasielebens ersteht, stellt Weiße in folgender Art dar:

Nicht minder jedoch, wie das Ergreifen bestimmter sinnlicher Gegenstände, liegt im Wesen der Phantasie das rastlose Forteilen von einem Gegenstande zum andern, die Zerstörung, die Auflösung des von einem bestimmten Gegenstande innerlich entworfenen Bildes durch die fortschreitende, im Anschauen des Einzelnen keineswegs ersättigte Productivität. Auch dieser Fortschritt ins Unendliche, der in der Natur ihres lebendigen Schaffens und Zeugens begründet ist, wird der Einbildungskraft gegenständlich. Das Streben ins Unendliche, die Lust an bildlicher Veranschaulichung dieser Unendlichkeit, knüpft sich zunächst immer aufs neue wieder an das von den Sinnen dargebotene Material der Anschauung und Vorstellung. Das sinnlich Große, Ungeheuere, scheinbar oder wirklich Grenzenlose, wird von der Einbildungskraft ergriffen, ähnlich wie zuvor das sinnlich Anmuthige und Reizende, und sie legt in diese Anschauung, jetzt, im ausdrücklichen Gegensatze zu allem in sinnlicher Umgrenzung Abgeschlossenen, ihre eigene innere Unendlichkeit hinein. Hieraus erwächst, zunächst auch nur im Innern des schauenden und schaffenden Geistes, die erhabene Schönheit, die ästhetische Erhabenheit.

Das Komische und Erhabene werden von unserm Philosophen nicht wie von Vischer in ein dialektisches Verhältniß gebracht; wol aber führt er uns bald zu den Begriffsgruppen des Komischen, indem er nachweist, wie die Phantasie bei weiterer Entwickelung sich mit der Welt der Wirklichkeit einlassen, mit Verstand und Sinnlichkeit einen Bund eingehen muß, um aus ihnen wie ein Phönix aus seiner Asche neuverjüngt hervorzugehen:

Daher im Menschengeiste das überall eintretende psychologische Phänomen des allmählichen Schwindens jener unmittelbaren, von der Beschaffenheit einer bestimmten Gegenständlichkeit unabhängigen Gewalt der kindlichen und jugendlichen Phantasie in der Erzeugung sowol einer innern Lichtwelt, als auch einer innern Nachtwelt, worin wir das ästhetische Urphänomen erblickt haben. Dem gegenüber tritt uns jetzt ein Kreis von Begriffen entgegen, welche, zugleich mit diesem Untergange beider Welten in der Thätigkeit des zersetzenden Verstandes, für erst eine indirecte, hinter den gemeinen, außerästhetischen Functionen des selbstbewußten Geisteslebens sich verbergende Schöpferthätigkeit der ästhetischen Bildkraft ausdrücken, die nunmehr an die Stelle der Unmittelbarkeit jenes ihres innerlichen Webens und Schaffens eintritt.

Hierher gehört als allgemeinste, elementarische Thätigkeit der hinter Verstand und Sinnlichkeit versteckten Phantasie vor allem der Witz, dessen Erklärung, sowie die des Lächerlichen, Komischen, Possenhaften, Naiven, des Humors, der Laune und Ironie, bei sehr prägnanter Fassung geistvolle Reflexe auf diese Begriffe wirft.

In dem „Ideal" erblickt Weiße ein Problem der Aesthetik, das einer genetischen Entwickelung bedarf. Im wesentlichen bewegt er sich in diesem Abschnitte auf dem Boden, auf welchem Hegel vorzugsweise die geniale Architektur seiner Aesthetik aufgeführt hat, auf dem Boden des weltgeschichtlichen Processes der Idealbildung, der mit der Religionsentwickelung in engem Zusammenhang steht. Der Abschnitt, der von der ästhetischen Subjectivität des Menschengeistes handelt, bestimmt die Begriffe von Genie und Talent, Stil und Manier, ohne wesentlich Neues zu bieten.

Der hierauf folgende Abschnitt über die „Naturschönheit" erscheint uns als einer der schwächsten des Werks, weil hier das Theosophische ganz zur Unzeit mit hereinspielt. Das Häßliche in der Natur z. B. erscheint als eine Verirrung der Naturkräfte:

Die Häßlichkeit ist außerhalb des physiognomischen Bereichs als Folge des Widerstandes und der Abirrung der durch göttliche Schöpferthätigkeit zur Lebensbewegung angeregten Naturkräfte, innerhalb jenes Gebiets aber als die mit der Abirrung des creatürlichen Geistes parallel gehende Abirrung der Natur dieses Geistes, in den spontanen Acten der Selbstzeugung beider, anzusehen. Sie trägt, so hier wie dort, zufolge der Vereinsamung, der Isolirung alles Häßlichen gegenüber dem Einklange der Schöpfung, dessen Siegel die Naturschönheit ist, einen ähnlichen Charakter des Unheimlichen, Grauenhaften, wie die Zustände der vereinsamten Imagination des kindlichen Menschengeistes; die Häßlichkeit der landschaftlichen Natur insbesondere den Charakter des Todten, Oeden und Wüsten, in der Plastik der lebendigen Natur den Charakter der Missgestalt. Die Abirrung von den Intentionen des göttlichen Schöpferwillens kommt, als sittliche Wurzel des Häßlichen, ausdrücklich zu Tage in dem physiognomisch Häßlichen.

Der letzte Satz erscheint besonders bedenklich; wir wissen nicht, was das physiognomisch Häßliche mit dem Sittlichen zu thun hat. Interessant dagegen sind die Bemerkungen von Weiße über die Behandlung der Liebe, namentlich der Geschlechtsliebe in der Kunstdarstellung;

er sieht hier ein wichtiges Problem der Kunstphilosophie. Diese Bemerkungen werden ergänzt durch eine eingehende Abhandlung im Anhange: „Ueber die künstlerische Behandlung der sinnlichen Geschlechtsverhältnisse". Weiße findet in dem erotischen Sinnenreiz in der Kunst ebenso sehr eine ästhetische wie eine moralische Sünde:

Die Unsittlichkeit einer künstlerischen Darstellung wollüstiger Gegenstände liegt, abgesehen von äußerlichen Umständen, z. B. der Schwierigkeit, es dem Beschauer gegenwärtig zu erhalten, daß dieselben als nicht außerhalb der Grenzen, welche die Sittlichkeit vorschreibt, vorgehend gedacht werden sollen, vornehmlich darin, daß durch die Darstellung als solche, und ganz unabhängig von ihrem besondern Charakter und Zwecke, etwas fixirt und aus seiner flüchtigen Erscheinung zur dauernden Gestalt befestigt wird, was einzig dadurch ein Recht hat, in einer geistigen Ordnung der Dinge zu bestehen, daß es, obwol an sich nicht Geist, sondern Natur, dennoch nur ein schwebendes und verschwindendes Dasein hat, und eben hierin den Sieg des Geistes über die Natur beurkundet. Die Kunst, die, wiewol auf andere, ja entgegengesetzte Weise, denselben Sieg zu feiern die Aufgabe hat, handelt darum ihrem Zweck zuwider, und wird gerade umgekehrt zu einem Siegesdenkmal der Natur über den Geist, sobald sie, wie dies in sinnlich freien Darstellungen nothwendigerweise geschieht, eben jenen Moment, in welchem die Natur sich zum Leben des Geistes verflüchtigt, den Moment des Geschlechterverhältnisses, zu der Starrheit des natürlichen Daseins zurückführt.

Dies ist der Standpunkt des Nazarenerthums in der Aesthetik, welchem alles Natürliche als unberechtigt erscheint. Von diesem Natürlichen, welches nur ein schwebendes und verschwindendes Dasein hat, hängt ja doch die Dauer des Menschengeschlechts ab, und schon nach dieser Seite hin dürfte das reale Geschlechtsverhältniß von größerer Bedeutung sein, als die „Einheit im Geist", welche in den Hymnen des Philosophen gepriesen wird. Die sinnliche Leidenschaft liegt nicht außerhalb des Bereichs des Schönen, sondern recht in der Mitte desselben. Sie hat ein volles Recht, durch die Kunst verklärt zu werden, wie dies auch von allen großen Meistern und Dichtern geschehen ist; nur darf solche Verklärung nicht wiederum als sinnlicher Reiz wirken.

Der zweite Theil des Weiße'schen Systems behandelt die Kunst und die Künste. In der Gliederung des Systems der Künste stellt Weiße die Tonkunst an die Spitze, weil in ihr das reine Wesen des ästhetischen Zeugens und Gestaltens unmittelbar aus dem Nichts heraus zur objectiven Erscheinung kommt, angeknüpft jedoch an ein creatürliches Erscheinungselement, wie es zufolge der Weltstellung des creatürlichen Geistes diesem Geiste unentbehrlich ist, an das Element der Töne. Die Bedeutung dieses Elements geht ganz auf in dem Begriffe der Möglichkeit reiner, mit allen Elementen realer Weltanschauung noch ungemischter Kunstdarstellung, in den Begriff einer Möglichkeit r e i n e r F o r m. In dieser Eintheilung und in der Begründung derselben weicht Weiße von Hegel und seiner Schule ab; doch schließt er sich dafür an Schelling und Schopenhauer an. Schelling sagt: „Die Musik ist nichts anderes als der urbildliche Rhythmus der Natur und des Universums selbst, der mittels dieser Kunst in der abgebildeten Welt durchbricht"; Schopenhauer: „Die Musik ist keineswegs gleich den andern Künsten das Abbild der Ideen, sondern das Abbild des Willens selbst, dessen Objectivität auch die Ideen sind." Schopenhauer stellt die Musik abgesondert an den Schluß seiner Aesthetik in nuce, er hätte sie auch an den Anfang derselben stellen können. Weiße gliedert die Musik in die Instrumentalmusik, als die begrifflich erste, indem sie die Concentration der idealschaffenden Phantasie in das Element der Töne am reinsten und ganz voraussetzungslos ausdrückt, in die Vocalmusik und dramatische Musik. Die bildende Kunst zerfällt in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei; die Dichtung in die epische, lyrische und dramatische Poesie. Die Erörterungen über die einzelnen Künste enthalten eine Menge treffender und geistreicher Bemerkungen, welche keineswegs sich auf der Heerstraße der landläufigen Aesthetik bewegen; z. B.:

In der Kunst epischer Idealisirung des Bodens und der Atmosphäre für die historische Tragödie ist Schiller Meister und übertrifft Shakspeare ebenso weit, wie er dagegen von diesem in der Kunst specifisch dramatischer Charakteristik und in der Kunst der Schürzung und Lösung des Knotens einer dramatischen Handlung übertroffen wird. Daß die historischen Dramen den Gipfel der Shakspeare'schen Kunst bezeichnen sollen, ist ein Vorurtheil der Romantiker, ebenso wie daß die der englischen Geschichte entnommenen unter sich ein dichterisches Ganzes bilden. Einige derselben, und gerade einige der vorzüglichsten, sind ihrem, auch in den wirklich historischen Scenen überall festgehaltenem Grundton nach Lustspiele, nicht Trauerspiele. Zu den phantastischen Komödien gehört seiner Grundanlage nach, welche im zweiten Theile wieder aufgenommen ist, auch Goethe's „Faust".

Eine durchaus neue und originelle Anschauung enthält die im Anhang mitgetheilte Erklärung des Reims:

Die Künste überhaupt müssen den Stoff, dessen sie sich bedienen, von seinem materiellen Inhalt reinigen, oder sein selbständiges Bestehen aufheben. Erläuterung dieser Bemerkung durch das Beispiel der Bildnerei und Malerei, von denen jene nur in dem todten, von allem natürlichen Leben entblößten Steine, diese nur auf der körperlosen Fläche zu wirken vermag. Eine ähnliche Bedeutung hat in der Poesie das Metrum, wodurch die Sprache und die Rede, die sonst für etwas Lebendiges und Inhaltvolles gilt, zur quantitativen Masse herabgesetzt wird. Man kann alles dies, wenn man einen technischen Ausdruck (der Bequemlichkeit wegen) dafür schaffen will — das negative Element der Kunst nennen. Auch der Reim nun ist ein solches negatives Element: indem er die scheinbar unendliche Mannichfaltigkeit der Laute und ihrer Verhältnisse auf eine wiederkehrende Gleichheit zurückführt, vernichtet er gleichsam das in der Individualität des Wortes sich fixirende und verkörpernde Leben.

Das neue „System der Aesthetik" unterscheidet sich von dem frühern ausgeführten Hauptwerke des Philosophen vortheilhaft durch eine größere Freiheit von den Schnörkeln der dialektischen Methode und durch viele wesentlich neue Resultate, wie sie einem fortwährend mit ästhetischen Studien beschäftigten langjährigen wissenschaftlichen Streben sich erschließen mußten.

2. Aesthetik in Mittheilungen an eine deutsche Frau. Von J. M. S ö l t l. Wien, Hartleben. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese „Aesthetik" bildet den neunten Band einer Bibliothek: „Deutsche Frauenwelt"; damit ist ihre Tendenz schon deutlich bezeichnet. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Wenn ich, insbesondere von edeln Frauen, angegangen wurde, ein Werk über Aesthetik vorzulegen, so wies ich auf die berühmten Schriften hin von J. P. Richter, Hegel, Vischer, Köstlin, Carriere, Thiersch, Zeising, Eckart u. a. Meistens

schon nach kurzer Zeit erhielt ich aber das so warm empfohlene Buch mit Lächeln und der Bemerkung zurück: „Das ist ein schönes, gelehrtes, tiefdurchdachtes Werk, aber welche Frau hat Zeit und Lust, sich damit zu befassen?“ Und wiederholt erging an mich das Ansinnen, ich solle meine Gedanken über Kunstanschauung und Beurtheilung niederschreiben. Dem freundlichen Drängen wich ich endlich, es entstanden allmählich einzelne Aufsätze über verschiedene Kunstzweige, welche ich zuletzt in ein Ganzes vereinigte, überarbeitete und jetzt der Oeffentlichkeit übergebe.

Die Frauen lassen sich nicht gern auf Begriffsbestimmungen ein. Söltl schreitet daher nach einigen kurzen einleitenden Kapiteln: „Der Mensch ein Künstler“, „Die nützlichen Künste“, „Die sogenannten schönen Künste“, „Schönheit oder Wahrheit der Kunstwerke“, „Was ist schön?“ „Reale und ideale Kunstdarstellung“, gleich in medias res, indem er seine Leserinnen in das Gebiet der einzelnen Künste führt und hier die Regeln aus dem elegant vorgeführten Beispiel herleitet. In den allgemeinen Abschnitten der Einleitung beschränkt sich Söltl meistens auf Citate berühmter Autoren, namentlich aus den Schriften Goethe's und Winckelmann's; die Schönheit selbst sucht er durch Beispiele zu erläutern:

Wenn ein Wanderer, abends auf einer Alpe stehend, hinausblickt in die unendlich sich ausdehnende Landschaft zu seinen Füßen: die Dörfer und einzelnen Höfe und Hütten ringsum von blühenden Gärten umhägt, Fluß und Bäche im Spiegelschimmer erscheinend, Haine und Wald da und dort auftauchend, von nah und fern das Geläute von den großen und kleinen Kirchthürmen zutönt und den müden Tag zur Ruhe ruft, und die Sonne ihre letzten Segensstrahlen über die Ebene dahingießt, die Häupter der Bergriesen vergoldet und mit einem glühenden Kusse Stirn und Wangen des Wanderers überhaucht; wenn seine Brust, von süßer Sehnsucht geschwellt, zu zerspringen droht, und er, voll von seliger Lust, die Arme ausbreitet, als wolle er die ganze Welt umfassen und mit der Sonne hinabsinken in die unbekannte Welt — da ringt sich aus seiner Seele Tiefen im leisen Hauche das Wort los: „Schön!“ und weiter kein Laut. Er schweigt, versunken in der Seligkeit seiner Gefühle.

Nachdem er noch zwei andere Beispiele vorgeführt, kommt er zu dem Resultat, daß der Gesammteindruck auf das Gemüth wieder über die Schönheit einer Naturerscheinung und eines Kunstwerks entscheide. In dem Abschnitt „Schönheit oder Wahrheit“ scheint uns dagegen ein bestimmtes Resultat zu fehlen, und die Art und Weise, wie die Aussprüche Kant's und Hegel's über die Schönheit, obgleich sie auf tiefer Begründung ruhen und nicht beliebig hingeworfene Sentenzen sind, abgefertigt werden, will uns doch zu cavaliermäßig erscheinen.

In der Poetik gibt Söltl die allgemeinen Regeln des epischen Gedichts, der Lyrik und des Dramas an. Die erstern erläutert er durch Inhaltsangabe der „Ilias“ und anderer Epopöen, die letztern durch Analyse des „Agamemnon“ von Aeschylus, der „Elektra“ und „Antigone“ von Sophokles. Eine ebenso anziehende Analyse eines Shakspeare'schen und Schiller'schen Dramas hätte den Gegensatz zwischen antiker und moderner Dramatik klar gemacht. Der dramaturgische Kanon des Aristoteles und Horaz ist in seinen Hauptaxiomen mitgetheilt; die Umwandlung desselben durch die dramatische Dichtung der Neuzeit wol mehrfach angedeutet, doch könnte sie noch mehr hervorgehoben werden. An den Abschnitt über das Drama schließt sich ein solcher über die Schauspielkunst, die von unserer wissenschaftlichen Aesthetik fast ganz beiseitegeschoben wird. Dann handelt Söltl von der „Kunst der Prosa“ und sagt namentlich über die Geschichtschreibung sehr Beachtenswerthes:

Im Prosagewande erscheinen alle wissenschaftlichen Werke, alle erzählenden, beschreibenden, mit Untersuchung und Erforschung der verschiedenartigsten Gegenstände sich beschäftigenden Schriften, und es ist nicht gleichgültig, in welcher Form sie sich darbieten, um ihr inneres Wesen klar auszusprechen und den Geist des Hörers und Lesers zu befriedigen, ihn nicht blos zu belehren, was der Zweck jeder wissenschaftlichen Darstellung ist, sondern auch zu vergnügen. Damit dies erreicht werde, bedarf auch der Schriftsteller in Prosa der poetischen Kraft, tiefen Nachdenkens, lebendiger Auffassung und zuletzt einer geordneten Darstellung in einem dem Gegenstande angemessenen Rhythmus. Deshalb ist denn die Prosa eine der schwersten Künste, was freilich nur wenige erkennen und üben wollen. —

Zum großen Geschichtschreiber kann sich keiner bilden ohne Sinn für Poesie und ohne Bekanntschaft mit ihr. Der Geschichtschreiber berichtet, was wirklich geschehen ist, und was er als ein Geschehendes in seiner Aufeinanderfolge in seinem Geiste angeschaut hat; der Dichter aber erhebt seine Gebilde zur Wirklichkeit. Gleicht nicht die allgemeine Menschengeschichte und die Geschichte eines thaten- und ruhmreichen Volks einem Epos? Der Geschichtschreiber muß, wie Lucian sagt, eines Phidias Gemüth haben, der aus Elfenbein, Gold und Silber den erhaben thronenden Zeus bildete. Die gemeinen Arbeiter haben ihm das Nöthige geliefert, daraus schafft der Meister das Kunstwerk. Aber wenn das Werk den Beschauer, den Leser ergreifen und fesseln und sein Gemüth erwärmen und durchdringen soll, dann wird nicht blos die Harmonie der Sprache erfordert, sondern der Künstler muß sein Werk mit seinem Geiste zu beseelen wissen.

Unsere deutsche Geschichtschreibung ist von dieser Einsicht, die bei den Alten eine feststehende war, noch immer weit entfernt; wir erhalten noch immer, selbst von namhaften Autoren, Geschichtswerke, die in ihrer Anhäufung ungesichteten Materials mehr zusammengeschwemmtem Trümmergestein als einem künstlerisch geordneten Bau des Geistes gleichen.

In dem Artikel über die Tonkunst schließt sich Söltl denjenigen Aesthetikern an, welche in der Melodie den Kernpunkt eines jeden Musikstücks finden. „Die Erfindung einer allgemein ansprechenden, verständlichen Melodie zeigt den Genius des Tondichters.“ Söltl citirt Sternberg:

Sobald dem Componisten die Melodie mangelt, die Seele seiner Schöpfung, so kann er durch Kunst im Bau, in der Zusammensetzung des Tonstücks viel leisten; allein er wird dann nur für diejenigen gearbeitet haben, die im Stande sind, die überwundenen Schwierigkeiten, das Richtige und Berechnete seines Werks, mit einem Worte das Gemachte, nachzuweisen, für den empfindenden Hörer hat er nichts geleistet.

Der Abschnitt, der die bildenden Künste behandelt, namentlich was Söltl über Malerei und einzelne Gemälde sagt, erscheint uns mit als das Treffendste in dieser Aesthetik, als dasjenige, was auf genauester Sachkenntniß beruht. Die Schilderung der einzelnen Gemälde, der Fresken des Cornelius, der „Hunnenschlacht“, der „Zerstörung Jerusalems“ von Kaulbach, der Schlachtenbilder von Heß u. a. ist sehr warm und lebendig. Außer den bekannten Hauptklassen der Malerei erwähnt Söltl noch eine „lyrische“:

Wie der lyrische Dichter nicht blos seine eigenen Gefühle in Liedern ausströmt, die, je nachdem Liebe, Sehnsucht,

Schmerz oder Freude die Saiten seiner Seele berühren, jene tief eingreifenden, den Gefühlen entsprechenden Töne hervorbringen: so sucht auch der bildende Künstler gern solche Augenblicke geistiger Regung in ihren Erscheinungen zu erfassen, festzuhalten und darzustellen, und dann entstehen die Bilder, die man füglich als lyrische Darstellungen bezeichnet, weil sie das sichtbar in Farbentönen zu geben suchen, was die Seele bewegt und sich in der ganzen Haltung des Körpers, zumeist aber im Antlitz, dem Spiegel der Seele, ausdrückt.

Da indeß unser Autor auch weiterhin jedes Landschaftsgemälde wie jedes Stimmungsbild ein „lyrisches Gedicht" nennt, so darf die Berechtigung der lyrischen Malerei, eine besondere Unterabtheilung zu bilden, wol bezweifelt werden. Ueber die Landschaftsmalerei sagt Söltl mit Recht:

> Der Landschaftsmaler schildert den Eindruck, den die Anschauung der Natur in seinem Gemüthe hervorbrachte; aber diese Schilderung ist nur eine allgemeine, denn niemand ist im Stande, das Leben wiederzugeben, welches in der Natur als Lufterscheinung wogt, unsichtbar alles durchströmt und in verschiedener Art: im Zug der Gebirge, in einzelnen Felsengestaltungen, im Baumschlag und in der niedern Pflanzenwelt sich offenbart, oder im Wellenschlag des Meeres, auf welchem das Licht sich mannichfach bricht, jetzt glühend im dunkeln Roth, jetzt im klarsten Sternenfeuer, oder im sanften Funkeln einer zahllosen Menge von hüpfenden und schwebenden Punkten sich zeigt. Ja es möchte selbst dem kleinlichsten, ausdauerndsten Fleiße — wir haben ihn gesehen und bemitleidend bewundert — kaum gelungen sein, irgendeinen Baum mit seinem ihm eigenthümlichen Wuchse, seiner Blätterentfaltung und seiner Aesteverzweigung ganz getreu als wahres Naturbild wiederzugeben. Die Landschaft im Gemälde ist symbolisch, und man kann und darf keine andere Forderung an sie machen, als daß sie im Gemüth des Beschauers dasselbe Bild erwecke, welches in der Seele des Malers lag und welches darzustellen er sich gedrungen fühlte. Damit dieses geschehen könne, muß, wie in der Geschichtsmalerei und überhaupt in jeder Kunstdarstellung, das Ganze harmonisch sein, alle einzelnen Theile müssen so zum Ganzen stimmen, daß sie alle nothwendig den Charakter der Landschaft bestimmen helfen, denn jede Landschaft hat ihren eigenen Charakter, und in jenem Lande, wo die Citronen und Goldorangen glühen, wird gewiß Luft und Wasser und Fels in andern Lichttönen strahlen, als wo ewiger Schnee auf den Gebirgen sich lagert oder feuchte Nebel sich ewig aus den Waldthälern erheben. Diese Einheit einer Landschaft muß sich nothwendig auch auf die Thiergattungen und -Arten ausdehnen; und in ein Gewässer einen Schwan malen, das nur für Molche und Frösche geeignet ist, wäre wol nicht viel anders, als einen Mohren in die Wälder Deutschlands malen.

Auf die Darstellung der Plastik, der „Personendichtung", deren Einschiebung als selbständiger Abschnitt hier doch den Ueberblick über die Gliederung der Künste verwirrt, und der Baukunst folgen noch einige allgemeine ästhetische Skizzen, in denen das Werk Söltl's gleichsam austönt. In der letzten: „Natur und Kunst", wendet sich Söltl gegen Hegel, welcher die Kunstschönheit als die aus dem Geiste geborene und wiedergeborene Schönheit hoch über die Schönheit der Natur stellt; er führt Naturbilder an, deren Schönheit die Kunst wiederzugeben unfähig sei, und zwar meistens Bilder von landschaftlicher Schönheit. Diese Schönheit beruht aber, wie er selbst früher angab, nur in dem Gesammteindruck auf das Gemüth, das heißt, sie ist durchaus subjectiver Art und nur aus dem Geiste geboren, der sich in solchem Hineintragen von Stimmungen in die Natur schon ästhetisch schöpferisch erweist. Die Beispiele von Söltl geben also im Grunde Hegel recht und beweisen das Gegentheil von dem, was der Autor damit beweisen will.

Für den Zweck, den sich diese Populärästhetik vorgesetzt hat, kommt es freilich weniger auf ästhetische Begriffsbestimmungen an, als auf eine elegante Darstellung und gefällige Einführung in das Reich des Schönen und der Kunst. In Bezug auf stilistische Grazie aber und lebendige Verknüpfung von Beispiel und Regel läßt Söltl's Werk nichts zu wünschen übrig.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vier neue Romane.

1. Die Schweden auf Kronborg. Historischer Roman von H. F. Ewald. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhardt. Vier Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. 8. 5 Thlr.
2. Das Geheimniß der vier Tage. Roman von Egon Fels. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1871. 8. 5 Thlr.
3. Das Finkenhaus. Roman von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 6 Thlr.
4. Die Töchter des Obersten. Ein Familienroman von Amely Bölte. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1872. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Es ist für den Berichterstatter keine geringe Freude, einmal gleichzeitig über vier Werke der Unterhaltungslektüre berichten zu können, die sämmtlich zu den bessern Erzeugnissen der Gattung gehören. Aber es darf ein günstiges Urtheil auch schon vorausgesetzt werden, wo die Namen der Autoren sämmtlich Namen von gutem Klange sind. Gehört es doch zu den Ausnahmefällen, daß eine gewiegte Kraft uns ein schwächliches Machwerk vorsetzt, und in diesen Fällen war meist eine altverlorene, zur Zeit ihrer Entstehung nicht angenommene Jugendarbeit, gut oder übel zugestutzt, einem Verleger von dem inzwischen berühmt gewordenen Verfasser hingegeben. Wir erinnern uns, daß Fouqué einmal in der Vorbemerkung zu einigen schnell der Vergessenheit anheimgefallenen epischen Gedichten selbst zu einer solchen leichtfertigen Versündigung an seinem Ruhme und an der Literatur offen sich bekannte. Dergleichen sollte niemals geschehen. Solche Schriftproben und Erzeugungsversuche gehören einfach ins Feuer und nicht auf den Büchermarkt und Lesetisch.

Als ein reifes und in seiner Art fertiges Werk, geeignet seine Zwecke zu erfüllen, bezeichnen wir „Die Schweden auf Kronborg" von H. F. Ewald (Nr. 1), ein dänisches Buch, geschrieben nicht blos aus ästhetischem Drange, sondern zugleich in der Absicht, den specifisch dänischen Patriotismus wach zu erhalten und zu Thaten neu anzuregen, wie wir sie aus der dänischen Geschichte aller Perioden zur Genüge kennen. Das sagt uns der Verfasser selbst am Schlusse des Buchs, den wir deshalb zur authentischen Charakteristik desselben hier wiedergeben wollen:

Zwei Jahrhunderte sind seitdem entschwunden; die „Buche der Treue" ist längst unter der Axt gefallen, und kein sicheres Ehrendenkmal spricht zu dem jetzt lebenden Geschlecht von den Männern, welche zur Zeit der düstersten Ohnmacht Dänemarks Muth genug besaßen, sich zu erheben, einzig der eigenen Kraft vertrauend, und es versuchten, für die Ehre und Selbständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen. Welche Mängel auch ihnen und der Zeit, in welcher sie lebten und kämpften, anklebten, und was auch wir, die wir in einem aufgeklärten Zeitalter, umgeben von materiellem Wohlsein, leben, und während Friede und Versöhnung im Norden herrschen, vor ihnen voraushaben mögen, so haben doch auch wir den Boden, auf welchem wir stehen, erschüttert gefühlt und das Vaterland am Rande des Abgrundes gesehen. Darum thut es noth, daß wir an den Heldenmuth der Vorfahren in ähnlicher Drangsal erinnert werden, und es ist zu wünschen, daß die Namen jener Männer neben denen mancher anderer dem Herzen des dänischen Volks mit tiefern und dauerhaftern Zügen eingeprägt werden, als diejenigen, welche in die Rinde des Baumes geschnitten wurden, und daß sie nicht ausgelöscht werden, solange Dänemark besteht und Treue für König und Vaterland in der Brust des dänischen Mannes leben.

Was zunächst den politischen Theil betrifft, so muß deutscherseits gesagt werden, daß, wenn der Boden des jetzigen Dänemark in seinen letzten zwei Feldzügen gegen Deutschland auch erschüttert gewesen ist, Dänemark doch nicht eigentlich am Rande des Abgrundes sich befunden hat. Es wurden ihm nur von dem unter der hohenzollernschen Dynastie geeinten und mehr und mehr erstarkenden Deutschland die germanischen Landestheile wieder abgenommen, weil Deutschland ihrer bedurfte und nicht zugeben konnte, daß dieselben, wie es die unbestreitbare Absicht war, vollständig incorporirt und danisirt wurden. Derselbe Proceß hat sich später Frankreich gegenüber vollzogen, allerdings unter blutigern Kriegsgreueln, und er scheint uns auch nach Süden und Osten hin eine historische Nothwendigkeit, gegen welche der Einzelwille der Regierenden nichts Dauerndes vermag, wenn man an der Entdeutschung der dort lebenden germanischen Stämme und Elemente zu arbeiten fortfährt. Daß Dänemark, Schweden und Norwegen sich nicht zu einem skandinavischen Ganzen verschmolzen haben und verschmelzen, ist theils Schuld ihrer und der benachbarten Dynasten sowie der Hansa, theils der skandinavischen Volksgruppen, die in lauter oder leiser Feindseligkeit gegeneinander eine ihrer Cultur- und Lebensaufgaben zu erkennen glauben, begreiflich sehr zu ihrem eigenen Nachtheil, wie es vordem in dem jetzt großen Deutschland der Fall war. Nur die sämmtlichen zu einem großen Volke vereinigten Stammverwandten können ein großes Volksgefühl und eine sieghafte Vaterlandsliebe in sich tragen und zur Geltung bringen. Wenn sie in Einzelstaaten zerfallen und in dieser Zerfallenheit sich beharrlich behaupten, erzeugt sich bei allen Zugehörigen ein verbitterter und verbissener, in sich unwahrer und nach allen Seiten unerquicklicher und unersprießlicher Stammesdünkel, eine Charaktergrundlage ebenso kleinlich und engherzig als gehässig und corrupt, eine falsche Begeisterung, die wol großen Phrasen, aber nicht großen Leistungen das Dasein gibt, und die vielmehr in richtige Bahnen zu leiten als auf der Irrbahn zu erhalten, die wirklich berufenen und begnadeten Schriftsteller als Beruf und Pflichtgebot erkennen sollten.

Es geht durch das uns nur durch die fließende Reinhardt'sche Uebersetzung bekannte Buch ein ernsthafter, fast düsterer Grundzug, wie er aus der nordischen Mythologie uns anweht, und er wirkt um so wohlthuender, wenn wir ihn mit der frivolen französirenden Lebensauffassung und -Darstellung vergleichen, der viele selbst unserer deutschen Autoren im Fache der Belletristik huldigen zu müssen glauben. Dabei erkennen wir rühmend an, daß fleißige und gründliche historische Studien den Verfasser genau mit dem Boden und der Zeit vertraut gemacht haben, auf dem und in der seine Tragöden auftreten. Denn trotz mancher humoristisch durchgeführten Einzelheiten ist das Werk in Anlage, Durchführung und Abschluß ein Trauerspiel, ein großes ernstes Bild der Opfer, welche Fürst und Volk ihrem Danismus bringen. Dabei begegnen uns bei der Lektüre nicht selten Bilder und Gleichnisse, die durch Neuheit und Originalität die poetische Begabung des Verfassers außer Zweifel stellen. Von der liebenswürdigen Lisbeth, deren langsames Versinken in den zwischen Dänemark und Schweden gerissenen Abgrund wir durch alle vier Bände verfolgen müssen, heißt es einmal: „Anfangs schlug sie die Augen nieder und ging minder willig zum Tanz; aber nach und nach wurde sie warm, und die schönen Worte, welche die Herren ihr ins Ohr flüsterten, brachten ihr Blut in heftige Bewegung, gleichwie die kleinen Funken, welche von dem brennenden Hause fliegen, nach und nach ein anderes Haus in Brand setzen."

Den Kenner der skandinavischen Geschichten muß es überraschen, daß Ewald die Periode nach dem Roeskilder Frieden als reich an heldenhaften Gestalten bezeichnet, denn selbst von denjenigen, die er uns im Romane vorführt, entsprechen nur wenige dem Begriffe, den wir mit dem Worte Held verbinden, und die hervorragendsten Figuren haben ein Gepräge, als seien sie im Interesse des Romans und seiner patriotischen Tendenz verzeichnet. Dies gilt namentlich von dem Hauptparteigänger Rostgaard, der übrigens, wie die Mehrzahl seiner Genossen, anschaulich genug geschildert ist. In allem Wesentlichen folgt Ewald der Geschichte und zwar in solchem Maße, daß sein Roman als solcher darunter leidet, denn nachdem die Rückeroberung der Feste Kronborg, von mehr oder weniger opferwilligen Bürgern beabsichtigt, gescheitert ist, erfahren wir nur, in allerdings oft meisterhaften Ausführungen, ein wie schweres Schicksal den einzelnen für ihre Unternehmungen zutheil wird.

Es ist bekannt, daß Dänemark und Friedrich III. der unterliegende Theil blieben, und daß Schweden unter Karl X. vielleicht das kleine Land und das kleine Volk dauernd unterworfen und incorporirt hätte, wie Dänemark es mit Schleswig-Holstein beabsichtigte, wenn nicht ein plötzlicher Tod den noch jungen Schwedenkönig inmitten seiner kriegerischen Laufbahn abrief. In dem Romane ist, seiner historischen Treue halber, von einem dramatischen Aufbau nicht die Rede. Nach dem Tode ihres Königs ziehen die Schweden freiwillig ab, und der Danismus ergreift wieder das Staatsruder. Als Entschädigung wird uns die poetische Gestalt der Dänin Lisbeth in vielen, zum Theil glücklich erfundenen Situationen vorgeführt; aber ihre für sie verhängnißvolle Liebe zu dem schönen Schweden Dalberg kann uns aus psychologischen Gründen nicht befriedigen, schon deshalb nicht weil sie in dem Umfange unmöglich

erscheinen muß, sobald ein von vornherein reiner Platonismus des sonst nicht scrupulösen Dalberg gerade der verliebten Dänin gegenüber aufrecht erhalten werden soll.

Egon Fels hat sich damit begnügt, in seinem „Geheimniß der vier Tage" (Nr. 2) glaubliche und unglaubliche Affairen aus der Chronique scandaleuse der vornehmen Welt aneinanderzureihen. Adeliche, Reiche und Künstler treten auf, Schurken und Biedermänner nebst den entsprechenden weiblichen Vertreterinnen der feinen Gesellschaft, vielfach langweilige Scenen spielen sich ab; wir ertragen das aber geduldig, weil wir alles nur für Vorspiel halten, darauf berechnet, die Enthüllung der Geheimnisse der vier Tage um so wirkungsvoller und packender zu machen. Darin werden wir aber getäuscht. Das Geheimniß der vier Tage ist blos eine einfache Schurkerei und Gewaltthat und unmöglich in der Art, wie der Verfasser sie sich möglich denkt. Ein italienischer Fürst, der ein liebenswürdiges Judenmädchen heirathen will, er reich, sie arm, also umgekehrt, wie im Leben und in den meisten Romanen, macht vor der Heirath noch erst eine Reise nach London. Dort stellt man seinem Gelde nach und arbeitet deshalb seiner Liebe zu der Jüdin entgegen. Wie? Man macht ihn eifersüchtig durch untergeschobene Briefe. Aber der Fürst müßte zu beschränkt sein, wenn das allein ihn ruiniren könnte. Also werden ihm auch noch Hetären und Sausbrüder zugeführt, in deren Gesellschaft er Gut und Blut vergeudet. Aber auch das genügt nicht, denn er hat viel Geld und eine feste Gesundheit. Er wird also auch vergiftet, d. h. er erhält ein Narkotikum, er wird rasend und wahnsinnig und des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich beraubt. In einem solchen Zustande kommt er in eine Privat-Irrenanstalt und wird hier viele Jahre festgehalten. Sobald Freunde und Verwandte sich einstellen, wird er schnell und gewaltsam von Arzt und Wärtern vergiftet, sodaß der Unglückliche bei allen als rasend Wahnsinniger gilt und von allen beklagt und aufgegeben wird. Sogar ein genialer und unterrichteter(?) Arzt, der ihn retten will, wird jahrelang getäuscht. Credat Judaeus Apella, non ego. Uebrigens wird auch klugerweise nicht gesagt, welches gefährliche Narkotikum gebraucht worden ist. Wir erfahren nur, daß es von grüner Farbe gewesen. Der Schluß ist treu nach dem bekannten Schiller'schen Recepte gearbeitet, um auch die empfindsamsten Leserinnen zu befriedigen:

> Der Poet ist der Wirth, und der letzte Actus die Zeche:
> Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Nicht unähnlich dem vorigen ist der Roman von Balduin Möllhausen: „Das Finkenhaus" (Nr. 3), doch geben wir gern zu, daß er hinsichtlich der Erfindung und Durchführung der Charaktere und Situationen namhafte Vorzüge vor demselben besitzt, zumal solange er auf dem Oceane und in Amerika spielt. Von dem Momente ab, wo ein Hauptheld, und natürlich der Leser mit ihm, plötzlich nach Berlin versetzt wird, kommt keiner aus dem Gefühle des Unbehagens heraus. Endlich ist die Entlarvung der Schurken gelungen, es spritzt wieder der Schaum der Atlantis um den Schnabel des Schiffs, wir kommen wieder in das gelobte Land der Freiheit, wo der Schurke wie der Biedermann weniger maskirt einhergehen, und endlich wird alles gut. Mit dem alten Goldfink, der nur Schätze sucht und dem seine Negerin Klio, nachdem sie über ein halbes Jahrhundert ihn gehaßt und ihm nach dem Leben getrachtet hat, endlich — Klapperschlagen in die Geldkiste prakticirt; ebenso mit dem Käferfink, seinem unähnlichen Bruder, der nur Käfer sucht und gänzlich ohne Bewußtsein davon ein moderner Held und in der Katastrophe wesentlich thätig ist, wollen wir uns nicht beschäftigen, der Leser wird ihr Leben und Treiben besser und lieber aus der Lektüre selbst kennen lernen. Wir wollen aber auf den dritten Bruder, den Stiefbruder beider, der in Berlin zurückblieb, aufmerksam machen. Aus zweiter Ehe entstammend, war er das enfant gâté seiner Aeltern, that aber nicht gut, sondern rückte eines Tags aus, um in Hamburg unter die Akrobaten zu gehen. Er wurde Jongleur, gewiß kein sehr geachtetes Gewerbe, wie Frau Amely Bölte zugeben wird. Aber — es ernährt seinen Mann; auch weibliche Künstler dieses Schlags verdienen meisthin, was sie bedürfen und mehr, wie uns die „Riesin" erkennen läßt. Jetzt kommt die Nemesis. Der Jongleur ist von einer geliebten Frau früh Witwer geworden und besitzt nur eine Tochter, eine in jeder Hinsicht excellente junge Dame. Sie ist Malerin und trägt durch den Verkauf ihrer Bilder dazu bei, die häuslichen Existenzmittel zu vermehren. Das ist um so nothwendiger, als der Vater, seit seine Tochter die ersten Kinderschuhe vertreten, das geringgeschätzte Gewerbe des Messerwerfens u. s. w. aufgegeben hat und — für Geld abschreibt. Von früh morgens bis in die Dämmerungszeit sitzt er und schreibt, aber er verdient nur wenige Groschen. Auch früher, als er noch die Nächte zu Hülfe nahm, war seine Einnahme überaus kärglich. In den letzten Jahren aber sammelt er Thaler zu Hunderten; er geht nämlich abends aus. Wohin? Seine Tochter selbst erfährt es nicht, und als gutes Kind forscht sie auch nicht danach. Da bricht in Gestalt eines Elenden, eines berliner Louis, die Nemesis in das friedliche Haus, in dem Vater und Tochter ein fleißiges und behagliches Leben führen, und die Tochter erfährt, daß der Vater abends — Jongleur ist, Kugeln und Stäbe tanzen läßt, Messer wirft, Säbelklingen in den Magen schiebt u. s. w. Entsetzlich! Doch nimmt die Tochter Vernunft an und kann es auch um so leichter, als der Faiseur des Romans, ein hochgradig wohlthätiger juif errant, gerade eintrifft und eingreift, indem er sie nach Amerika in die Arme ihres Bräutigams führt und ihrem Vater ebenfalls zu einem ehrenvollern Wirkungskreise daselbst verhilft. Ueberhaupt kommt dieser alte Jude überall, in Europa und Amerika, den Bedrängten ungebeten zu Hülfe und hilft wirklich derart, daß wir nichts so sehr beklagen, als daß solche Wohlthäter, einerlei ob Jude oder Nichtjude, solche dii ex machina nicht häufiger sind und eben nur in Romanen und undramatischen Dramen vorkommen. Wären diese Helfer in allerlei Nöthen nicht so überaus selten, verlegten sich mehr reiche Menschen, deren Hauptgeschäft doch nur Couponsschneiden ist, auf dieses die Seele und das Romanpublikum so sehr befriedigende Nebengeschäft, so wäre auch für die heirathsfähigen und heirathslustigen Töchter unbemittelter Aeltern besser gesorgt, sie

brauchten sich nicht nach einem Erwerbszweige umzusehen, der ihnen doch au fond du coeur niemals zusagt.

Ja, wir wollen noch weiter gehen, wir wollen geradezu behaupten, dann hätte Amely Bölte ihren Roman: „Die Töchter des Obersten“ (Nr. 4), nicht zu schreiben brauchen und sie hätte ihn gar nicht schreiben können. Dieser Roman ist nämlich ein didaktischer Roman, d. h. ein Buch, das in Romanform die unlösbare Frage ventilirt, was soll ein junges Mädchen ohne Geld und ohne Aussicht auf Versorgung durch die Ehe anfangen, um sich durch die Welt zu bringen? Auf den Grund geht die Verfasserin nicht. Sie schildert uns nur, daß die eine Tochter des unbemittelten Obersten von dem Diakonissenberufe, für den ihre Gesundheit zu schwach ist, zurückzutreten genöthigt ist, aber lange genug Diakonissin war, um einen der Anstaltsärzte zu heirathen; eine Art, sich an den Mann zu bringen, die übrigens keineswegs als neu und selbsterfunden von der Verfasserin hingestellt wird. Kommt es doch im wesentlichen nur darauf an, daß den ersten Berührungen der heirathsfähigen Männer und der wol ausnahmslos heirathslustigen jungen Damen nicht aus thörichter Prüderie zu lästige oder nur langweilige Hindernisse entgegengestellt werden. Durch falsche Prüderie, meist Folge verkehrter Erziehung, hat schon manches junge Mädchen seine Zukunft verscherzt, häufiger gewiß als dadurch, daß die Absicht auf irgendeine besonders gute Partie allzu erkennbar von ihm gezeigt wurde. Heirathscandidaten sind sehr oft von größerer Blödigkeit und Genirtheit, als junge Damen und — alte Damen, Mütter, ahnen, und es hat die Zimperlichkeit schon manchen, der mit redlichen Absichten kommt, so zurückgeschreckt, daß kein Entgegenkommen der erschreckten Schönen ihn zur Umkehr zu bestimmen vermochte. Besonders hat die methodische Koketterie schon manches verbitterte Hagestolzenthum verschuldet. Wir wollen aber kein langes Sündenregister der Art aufstellen, weil der Verfechter des schwachen Geschlechts eine Dame ist, mit der wir außerdem darin einverstanden sind, die Hauptursache der in Rede stehenden Calamität in dem Umstand zu sehen, daß in demselben Grade, in welchem die Heirathscandidatinnen an mehr Ausgaben für Putz und Luxus gewöhnt werden, den heirathslustigen Männern es schwerer wird, nur für sich selbst die nöthigsten Subsistenzmittel zu verdienen. Es muß also von vielen jungen Schönen auf das Glück der Ehe verzichtet werden; wir lasen letzthin die erschreckend hohe Zahl der Mädchen in England, die dort von Jahr zu Jahr mehr mit Sicherheit dem Altjungfernstande entgegenreisen. Bei uns in Deutschland bereitet sich Aehnliches vor. In Frankreich, in Paris, in jenen Sphären, in denen die Commune nur dem Namen nach vernichtet ist, in der That aber fröhlich fortbesteht, bis sie gelegentlich auch einmal wieder mit ihrem wahren Namen hervortritt, dort ist ein Auskunftsmittel gefunden: für die Zeit reizender und gereizter Sinnlichkeit die wilde Ehe, welches mehr oder weniger beschimpfende Wort für diese Abart der Ehe, diese andere Nichtehe man wählen mag, und hernach — Untergang oder zahmes Erwerbsleben mit bescheidenen Ansprüchen, je nach dem größern oder geringern Leistungsvermögen der frühern Kokette, nach deren Vergangenheit eben niemand fragt.

In dem philiströsen Deutschland, wo noch vieles besser werden muß, ist das anders. Da bedarf es für jedes weibliche Wesen, das irgendeinem Berufe sich widmen will, von Magistrat und Geistlichkeit ein Führungs- und Sittenzeugniß, und wehe der, die einmal sich mit der Pflege und Sorge für ein eigenes kleines Kind hat beschäftigen müssen, die in ihrer Jagd auf einen Ehemann soit qu'il soit nicht glücklich gewesen und Jahre sogenannten „Leichtsinns“ hinter sich hat! Sie mag Knochen und Lumpen sammeln, das ist das einzige Geschäft, dessen die Herren der Schöpfung, die sich doch auch gern und mit Ueberlegung einmal schwache Stunden zu verschaffen lieben oder liebten, die Unglückliche noch für fähig und würdig halten. Die Erwerbsverhältnisse für diese Personen der Halbehe zu ordnen, das sollten sich die Staatsmänner zur Aufgabe setzen, denn die Halbehe durch Decrete aus der Welt schaffen zu wollen, ist ein vergeblich Bemühen, solange der alte Satz gilt: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret!“ Und dabei beachte man wohl, daß diese Mädchen, die „dunkle Punkte“ hinter sich haben, die vielleicht für kleine, immerhin liebe Geschöpfchen Tag und Nacht in Sorge sind, mit ganz anderm Ernst und erfolgreicherm Eifer der Arbeit sich widmen, als die Mehrzahl derjenigen, die sich die Integrität ihrer Tugend und Ehre sauer genug haben werden lassen um der Aussicht auf eine unkündbare Ehe willen. Die staatliche Einrichtung von kündbaren Ehen, von Ehen auf Zeit, staatliches Eintreten für Erziehung der Descendenz, Anstellung der wieder ausgetretenen, aber nicht gesunkenen und nicht dem öffentlichen Schimpfe verfallenen Frauen in öffentlichem oder Privatdienste, das scheint uns doch der Zielpunkt zu sein, auf den — wie sehr wir es auch selbst beklagen zu müssen glauben — die Welt der modernen Cultur hinsteuert.

Welcher aufrichtig besorgte Vater wird heutzutage, wenn er nicht jedem Sohne mindestens ein halb Pfund Actien hinterläßt, auch nur einem seiner Söhne die Beamtenlaufbahn gestatten oder gar empfehlen? Es erscheint richtig und angemessen, daß der Beamte seine Söhne in die Industrie wirft, der Industrielle, der in ängstlicher, täglicher Sorge reich genug geworden ist, seine Söhne studiren läßt, und daß von einem solchen Wechsel des Berufs nur in den Ausnahmefällen abgegangen wird, wo ein Knabe zu einem besondern Fache ganz besondere Anlagen verräth. Bei solchem Verfahren gibt es Candidaten auf unkündbare Ehen. Oder will jemand, will Amely Bölte dieses Axiom bestreiten?

Wir kehren zu dem Buche Amely Bölte's zurück, das der Verleger durch nachfolgende Charakteristik zu empfehlen glaubt:

> Dieses neue Werk der beliebten Schriftstellerin ist augenscheinlich dem Leben entnommen und mit großer Vorliebe von ihr geschrieben worden. Oberst von Möllenkamp nimmt seine Pension und siedelt von Berlin nach Dresden über. Damit tritt eine Veränderung in seinem häuslichen Leben ein, welche dem Leser ein Familiendrama vor Augen führt, das er mit gespanntestem Interesse verfolgt. Die jüngere Tochter schließt, um sich zu versorgen, eine Ehe mit einem geistvollen Journalisten, und ihre Hochzeitsreise, welche sie an einen herzoglichen Hof führt, bildet den Höhepunkt dieser äußerst pikanten Erzählung.

Die Verfasserin wird mit ihrem Verleger in Bezug auf diesen Theil seiner Thätigkeit schwerlich einverstanden sein. Die Scene der Hochzeitsreisenden an dem bekannten mitteldeutschen Hofe, die sorgfältig ausgearbeitet und allerdings der Chronique scandaleuse entnommen ist, zeigt uns die Hauptheldin an jener bedenklichen Klippe, an der Auerbach seine Irma „auf der Höhe" scheitern läßt; der Leser erwartet einen ähnlichen Verlauf, wird aber getäuscht. Aber sollte die Absicht, diese Scene zu schildern, der Verfasserin die Feder in die Hand gegeben haben? Gewiß nicht! Wir glauben sie richtiger verstanden zu haben und loben ihre Absicht, der jungen Damenwelt eine Lektüre zu geben, welche geeignet ist, jede einzelne zu ernster Einkehr bei sich, zu unbefangenem, unberauschtem Blick in das Leben, wie es in dieser mangelhaften Welt wirklich ist, zu nöthigen.

Die Einleitung und die Hofscene sind sauber ausgeführte Arbeit, alles andere ist nur Skizze, aber wir vermuthen, daß die Verfasserin das beabsichtigte, wenn es auch gegen die Gesetze des normalen Romans verstößt.

Zur Geschichte der Philosophie.

Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft, von Gideon Spicker. Freiburg i. Br., Troemer. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

So große Fortschritte auch die Aufklärung in unserer Zeit schon gemacht hat, so erhebt doch der Obscurantismus noch immer sein Haupt und versucht aufs neue, sowol im protestantischen als katholischen Lager, die Menschheit unter das Joch der Dogmenherrschaft zurückzubringen. Diesen Bestrebungen gegenüber ist es daher nicht unzweckmäßig, an das zu erinnern, was bereits in frühern Zeiten philosophische Freigeister zur Erlösung der Menschheit aus geisttödtendem Autoritätsglauben gelehrt.

Einer der hervorragendsten dieser Freigeister ist der Graf von Shaftesbury. Ueber diesen sagt Hermann Hettner in seiner Literaturgeschichte, alle größten Geister des 18. Jahrhunderts, nicht blos die Engländer, sondern auch Voltaire, Diderot, Lessing, Mendelssohn, Wieland und Herder hätten aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen, seine Reize seien ewig neu, und unsere Gegenwart thue sehr unrecht, ihn jetzt so völlig außer Acht zu lassen.

Herder, der Shaftesbury am meisten studirt und zum Theil übersetzt hat, zeichnete seine Bedeutung so:

> Ernst nahen wir dem Schriftsteller, den man Schuld gibt, daß er Scherz und Witz oder gar Spott zum Prüfstein der Wahrheit gemacht habe. Shaftesbury hatte das Glück, in seinem elften Jahre die griechische und römische Sprache als lebendige Sprachen zu erlernen, mithin in ihnen den Schriftsteller, den er las, lebendig mitzudenken. Ohne Zweifel gab diese Erziehung seiner Seele den Geschmack der Alten, der alle seine Schriften bis auf ihre süßen Fehler auszeichnet. Xenophon und Plato, Epiktet und Marc Antonin, Horaz und Lucian waren seine wirklichen Jugend- und Lebensfreunde, ihm lebende Männer, nach denen er Philosophie und Moral, Geschmack und Vortrag, überhaupt seine Art, die Dinge anzusehen und zu beurtheilen, formte. Ernst war ihm also seine Philosophie, nicht Scherz; eine Bildnerin der Sitten, eine Führerin durchs Leben. Wo er sie nicht also fand, vermißte er schmerzhaft seine Freundin, die bessere Lehrerin älterer Zeiten.

Diese Herder'sche Charakteristik wird durch Spicker's Darstellung Shaftesbury's bestätigt. So sehr Shaftesbury auch dem Witz und der guten Laune in Dingen des religiösen Glaubens das Wort redet, so war er doch kein frivoler Spötter; es war ihm nur um Freiheit des Geistes und um Erkenntniß der Wahrheit zu thun. Nur die melancholische Art, wie man die Religion behandelt, ist nach Shaftesbury schuld, daß sie so schreckliche Tragödien in der Welt gespielt. Wir könnten deshalb nie zu viel gute Laune haben, sie nie mit zu vieler Freiheit und Vertraulichkeit untersuchen. Denn sei sie echt und unverfälscht, so werde sie nicht nur die Probe aushalten, sondern in einem höhern Glanze erscheinen; sei sie aber unecht und mit Betrug vermischt, so müsse dieser enthüllt und sie in ihrer Blöße gezeigt werden.

Wir finden bei Shaftesbury schon Spuren der Feuerbach'schen psychologischen Erklärung des Glaubens; so z. B. wenn er sagt:

> Was uns von einer mürrischen Verdrießlichkeit des höchsten Wesens überzeugt, ist nichts als die Empfindung einer solchen Laune in uns selbst. Und wenn wir Bedenken tragen, gute Laune in die Religion zu bringen, oder frei und fröhlich über ein Wesen, wie das göttliche, nachzudenken, so ist der Grund hiervon der, daß wir uns dasselbe so vorstellen, wie wir selbst sind .... Nur dann sehen wir die Gottheit voll Zorn und Rache, wenn wir selbst voll von Unruhe und Furcht sind und durch Leiden und Drangsale so viel von der natürlichen Ruhe und Heiterkeit unsers Gemüths verloren haben.

Wie in Bezug auf die Eigenschaften, die der Gläubige seinem Gott beilegt, Shaftesbury das Richtige erkannte, so erkannte er infolge dessen auch das Richtige in Bezug auf das Verhältniß der Religion zur Moral. Alles, lehrt er, was das natürliche Gefühl für Recht oder Unrecht zerstört oder ein verkehrtes an dessen Stelle setzt, ist schädlich, und alles, was dieses Gefühl fördert und kräftigt, ist nützlich und gut. Nun kann die Religion beides sein. Sie kann, je nachdem sie uns eine Vorstellung von Gott gibt, den verderblichsten wie den wohlthätigsten Einfluß haben. Es komme also vor allem darauf an, uns eine richtige Vorstellung von Gott zu machen. Denn wenn in dem Charakter der Gottheit sich irgendetwas Böses vorfindet, und die Religion Liebe und Hochachtung zu diesem höchsten Wesen lehrt und fordert, so müssen wir in demselben Grade, als Andacht und Frömmigkeit in uns zunehmen, uns mit den bösen Eigenschaften der Gottheit aussöhnen und so allmählich das natürliche Gefühl für Tugend und Vollkommenheit verlieren.

Wir finden bei Shaftesbury daher schon die Lehre, die später Kant so nachdrücklich vorgetragen, daß man den Tugendbegriff nicht auf den Gottesbegriff, sondern umgekehrt den Gottesbegriff auf den Tugendbegriff gründen müsse. Nie dürfe man von der Religion zur Tugend, sondern immer nur von der Tugend zur Religion

fortschreiten. Deshalb könne die allgemeine Sittlichkeit nicht gehoben werden durch einen religiösen Umschwung; sondern dadurch, daß man allgemein dahin strebe, die Menschen sittlicher zu machen, werde man auch der Religion neuen Boden schaffen. Eine religiöse Reform sei somit bedingt durch eine sittliche Erneuerung.

Spicker betrachtet Shaftesbury's religiöse Ansichten nebst Spinoza's theologisch-politischem Tractat

als die Grundkeime unserer heutigen Bibelkritik, wie sie durch Reimarus, Lessing, Kant und durch die Tübinger Schule weiter entwickelt worden. Er gewährt uns darin den schönsten Einblick in die geheime Werkstätte seines Geistes und zeigt, wie eifrig er sich mit allen Religionsproblemen beschäftigt, kritisch deren geschichtliche Entwickelung verfolgt und überall den wahren und ewigen Kern von der Schale zu trennen gesucht hat.

Wir haben nach Spicker in Shaftesbury einen Autor vor uns, der unser volles Interesse verdient:

Sein Leben wie seine Schriften zeigen uns einen edeln, im höchsten Grade gebildeten Mann, vom reinsten Charakter und feinstem ästhetischen Gefühl. Freiheit und Wissenschaft waren die beiden Hauptleidenschaften, die ihn zeitlebens beseelten; Natur, Kunst und Philosophie die Gegenstände, aus welchen er seine tiefe Begeisterung schöpfte; und das classische Alterthum, das große Buch der Welt und Selbstudium die ewigen Quellen, denen er seine allseitige und gründliche Bildung verdankte.

Treffend bemerkt Spicker:

Nicht der heilige, sondern der Freigeist ist es, der uns in alle Wahrheit einführt, der freie, der forschende, der kritische, der von allen Vorurtheilen und Leidenschaften unbefangene Geist, der das große Werk der Umbildung und Neugestaltung sieg- und segensreich anhub und fortsetzt.

Doch, so sehr er auch von diesem Standpunkt aus Shaftesbury's Verdienste anerkennt und denselben gegen ungerechte Angriffe vertheidigt, Shaftesbury ist ihm doch noch nicht Freigeist genug, ist ihm vielmehr noch viel zu gläubig, da sein Optimismus auf metaphysischen Voraussetzungen beruht, alle Metaphysik aber nach Spicker in das Reich der Hirngespinste gehört. Man empfängt, wenn man Spicker's Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft liest und wenn man dann damit Shaftesbury's Lehre vergleicht, den Eindruck, welch gewaltiger Unterschied doch zwischen einem Freigeist von heute und einem Freigeist des vorigen Jahrhunderts ist. Nicht blos Shaftesbury ist unserm Verfasser noch viel zu gläubig, sondern sogar auch unter uns der Verfasser des „Leben Jesu", Strauß, dessen Christusbild er einer Kritik unterwirft. Nach Spicker ist es „himmlische Selbstsucht", was sich wie ein rother Faden durch das ganze Evangelium zieht; und was den Spruch von dem Retten der Seele betrifft, so bemerkt er:

Also die Seele retten, diese arme Seele! ein echt jesuitischer Grundsatz, deren erster General in der That Jesus selbst war, dessen Namen sie nicht umsonst führen. Die Seligkeit, das liebe Ich, ist der höchste Zweck und alles übrige blos Mittel.

Kann man weiter in der Freigeisterei gehen?

Nicht minder, als in Bezug auf die Religion und das Christenthum, tritt Spicker in Bezug auf die Philosophie, sofern sie Metaphysik ist oder sein will, als kühner, revolutionärer Freigeist auf. Alle Mystik, Metaphysik will er aus der Philosophie ausgeschlossen wissen; diese soll blos „die auf Grundlage exacter Forschung die Thatsachen im Zusammenhang begreifende Wissenschaft sein". Als ob sich der Zusammenhang ohne metaphysische Voraussetzungen begreifen ließe!

Mit dem Metaphysiker verhält es sich nach Spicker ähnlich wie mit der Spinne, jedoch mit dem Unterschied, daß das Product des erstern ein Hirngespinst, das der letztern aber ein Aftergespinst ist, hier und da aber beide ein und dasselbe sind:

Was sie aber beide miteinander gemein haben, das ist der Kunsttrieb. Insofern hat die Metaphysik ihre Berechtigung. Alle Triebe wollen und sollen befriedigt werden. Der Metaphysiker ist ein Dichter, der die Welt nur in Begriffen sieht, wie der eigentliche Dichter dieselbe nur in Bildern schaut. Er spinne daher immerhin sein Gewebe und setze sich kopfüber — denn der Metaphysiker schaut ja alles von oben herunter an — in den Mittelpunkt desselben, wenn dies ihm körperliche und geistige Befriedigung gewährt, d. h. wenn ihm die Philosophie Kuh und Göttin zugleich ist. Hat doch selbst der höchste Gott des Himmels schon im grauen Alterthume sich zuweilen in einen Stier verwandelt, wenn ihn das Bedürfniß dazu trieb, und umgekehrt der Frosch in der Fabel sich zum Ochsen aufgebläht, als er sah, wie viel dieser mehr zu fassen und zu genießen im Stande sei denn er. Wie aber das lustige Gewebe einer Spinne nur für andere, die im gleichen Elemente sich bewegen, gefährlich und verfänglich ist, und leicht von einer rauhen Hand zerstört wird, so verhält es sich auch mit der kunstvollsten Gedankenarchitektonik in der Metaphysik. Stets hat ein solcher zu gewärtigen, daß sich zwar möglicherweise ein Einfaltspinsel in seine dialektischen Fäden verstrickt, daß aber auch von dem zweischneidigen Schwert der exacten Wissenschaft, die nur auf dem herben Boden der Wirklichkeit sich bewegt und mit ihren Thatsachen vor keiner vorgefaßten Meinung zurückhält, sein unendlich mühsames Werk mit einem einzigen Factum unbarmherzig zerstört und vernichtet wird.

In seinem antimetaphysischen Eifer geht der Verfasser so weit, die Aufgabe der Metaphysik, die ersten Ursachen oder, wie man es auch nennt, die letzten Gründe der Dinge zu erforschen, für eine reine Fiction zu erklären. Gegen den metaphysischen Begriff des Ursprünglichen, Durchsichselbstseienden, Absoluten sagt er:

Wir kennen nichts Durchsichselbstseiendes; denn so weit unser Wissen reicht, kennen wir nur endliche Wirkungen und dürfen folglich auch nur auf endliche Ursachen schließen. Wer über dieses empirische Wissen hinausgeht und nicht blos auf ein relativ, sondern auf ein absolut Durchsichselbstseiendes schließt, der begeht einen Saltomortale, der verläßt den Boden der Realität und spielt mit Fictionen. In diesem Reich von Fictionen kann nichts Vernünftiges und Wahres mehr behauptet werden. Denn da der erste Schritt gegen alle Logik und Erfahrung ist, so kann auch jeder folgende nur Unlogisches und Unvernünftiges zum Resultat haben. Und selbst wenn es noch logisch richtig wäre, was über die Erfahrung hinaus erschlossen wird, so könnten wir doch nie und nimmer wissen, ob es auch wirklich so wäre, da es sich durch Thatsachen der Erfahrung nicht controliren läßt. Es ist ein ewig vergebliches Bemühen, vom Endlichen aufs Unendliche kommen zu wollen. Es kann dies nur auf Kosten der Vernunft und Erfahrung geschehen. Wie sich aber jemand bei dem Genuß einer Vorstellung beruhigen kann, wobei er sich selbst vorerst völlig aufgeben muß, ist für den gesunden Menschenverstand ganz und gar unbegreiflich. Nur Phantasten, Träumer und Halbdenker können sich bei einem solchen Seligkeitsdusel beruhigen, nicht aber wissenschaftliche, streng consequent denkende Männer.

Hiergegen müssen wir sagen: Wie sich jemand bei dem Endlichen, Bedingten, Relativen, Durchanderesseienden beruhigen kann, ohne auf das Unendliche, Unbedingte,

Absolute, Durchsichselbstseiende zu kommen, ist uns unbegreiflich. Es heißt, das Denken völlig verleugnen, wenn man den Begriff des Durchsichselbstseienden oder Absoluten für eine bloße Fiction erklärt. Nicht eine Fiction, sondern eine Denknothwendigkeit, eine nothwendige Vernunftannahme ist jener Begriff. Daher findet sich derselbe in allen Systemen wieder, in den materialistischen so gut wie in den spiritualistischen; denn dem Materialisten ist die Materie das Ur-, das Durchsichselbstseiende. Selbst der Kant'sche Kriticismus, der das Urseiende für unerkennbar erklärt, leugnet doch nicht, daß ein Urseiendes, ein Unbedingtes als der Grund alles Bedingten, Relativen angenommen werden muß, erklärt vielmehr das Unbedingte für eine nothwendige Vernunftidee.

Mit demselben Recht, wie Spicker die in allen Systemen wiederkehrende Vernunftidee für eine bloße Fiction erklärt, könnte er auch die andern aus den Functionen des menschlichen Intellects mit Nothwendigkeit entspringenden Begriffe für bloße Fictionen erklären, also z. B. den Begriff der Ursache, den Begriff der Substanz, ohne die doch gar keine Wissenschaft zu Stande kommt. In der That sagt er auch:

Es gibt keine Substanz und kein Accidens, sondern das Verhältniß beider ist blos eine Abstraction, die für die objective Welt, d. h. für die wirklichen Dinge keinen Werth hat. Nun sind es aber gerade die wirklichen Dinge, auf welche das positive Wissen sich bezieht. Es wird deshalb diese Hirngespinste als unnützen Plunder verwerfen und sie dem Gaukelspiel der Metaphysiker überlassen.

Nun, wir möchten doch sehen, was für eine Wissenschaft überhaupt noch möglich ist, wenn die Kategorien für bloße Hirngespinste, für unnützen Plunder erklärt werden, die dem Gaukelspiel der Metaphysiker zu überlassen seien. Spicker's Polemik gegen die Metaphysik trifft nicht blos diese, sondern alle Wissenschaft überhaupt, und der Gegensatz, den er zwischen Metaphysik und Wissenschaft macht, ist nur ein eingebildeter. Er weiß nicht, wie sehr selbst die sogenannten „exacten Wissenschaften" auf metaphysischen Voraussetzungen beruhen. Seine ganze Polemik gegen die Metaphysik ist höchst unreif. Selbst wenn die Metaphysik, wie er in Uebereinstimmung mit F. A. Lange dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus", behauptet, Dichtung wäre und zu den Kunsttrieben gehörte, so wäre sie darum noch nicht als gänzlich falsch und bodenlos zu verwerfen. Denn bekanntlich enthält die echte Dichtung auch Wahrheit, und die Kunsttriebe schaffen unendlich Vollkommeneres als die Reflexion vermag. Die Intuition trifft die Wahrheit oft richtiger und schneller als das discursive Vermögen.

Besser als des Verfassers Polemik gegen die Metaphysik ist seine Polemik gegen den Optimismus. Da Shaftesbury's Philosophie mit der Leibniz'schen den Optimismus gemein hat, so mußte der Verfasser in seiner „Kritik", die auf die Darstellung der Shaftesbury'schen Weltanschauung folgt, den Optimismus derselben einer Kritik unterwerfen. Bei dieser Gelegenheit kommt er beiläufig auch auf den Schopenhauer-Hartmann'schen Pessimismus zu sprechen und verwirft beides, den Optimismus wie den Pessimismus:

Denn um von einer besten oder schlechtesten Welt reden zu können, müßte jeder eine gegentheilige kennen oder vor sich haben, um die gegenwärtige damit vergleichen zu können. Nun kennen wir aber keine andere als die gegenwärtig vorhandene Welt. Jede andere existirt blos in der Phantasie. Wer hat nun recht: derjenige, welcher alles Gute in der Welt in letzter Instanz leugnet, oder derjenige, der ihr alles Böse abspricht? Wenn die Welt wirklich so gut ist, daß sie nicht besser sein könnte, warum klagen denn die meisten Optimisten (Spinoza, Leibniz, Shaftesbury), daß es so wenig gute Menschen gebe, daß Thorheit und Laster viel allgemeiner seien als Tugend und Vernunft? Wenn ersteres zu allen Zeiten und aller Orten das Gewöhnlichere ist, dann ist es auch, scheint's, das Natürlichere; dann sieht man nicht ein, wie man sich dagegen aufhalten, wie man noch Tugend lehren und Bücher schreiben mag, um eine bessere Ansicht zu verbreiten. Der etwaige Einwurf, daß beides mit zu dem allgemeinen Entwickelungsproceß gehöre, wäre gefehlt. Denn dies ist ja gerade das, was erst bewiesen werden soll. Es ist eine leere, nichtige Phrase von Augustin bis auf Leibniz, daß Laster und Thorheiten blos als Dissonanzen in der Harmonie, blos als Schatten im Gemälde zu betrachten seien. Wenn das wäre, dann sind sie ja so nothwendig als Tugend und Weisheit. Dann soll man sie aber consequenterweise nicht bestrafen und unterdrücken wollen, sondern als nothwendige Correlate aufmuntern und belohnen.

Doch damit begnügt sich der Verfasser noch nicht, obgleich damit schon die Widersprüche, in die sich der Optimismus verwickelt, aufgedeckt sind. Er geht vielmehr dem Optimismus noch schärfer zu Leibe, indem er fortfährt:

Wer überhaupt von einer besten Welt spricht, muß annehmen, daß sie entweder die beste war (christlicher Theismus), oder ist (englischer Deismus), oder erst wird (deutscher Pantheismus). War sie's, so ist sie es jetzt nicht mehr; ist sie's, so kann nichts daran verbessert werden; soll sie es erst werden, was dann? Dann ist sie zur Stunde noch unvollkommen; dann wird sie zu dieser Vollkommenheit entweder allmählich, oder ruckweise, oder auf einmal gelangen. Die zwei letzten Fälle widersprechen der Erfahrung. Denn in der Natur geht alles successive vor sich; und was wir auf einmal verwirklicht zu sehen glauben, ist bei gründlicherer Untersuchung sowol in der moralischen als physischen Weltordnung lange vorbereitet worden. Es bleibt somit nur noch der erste Fall übrig. Auf diesem Standpunkt aber können wir nur von einer sich allmählich vervollkommnenden, nicht von einer vollkommenen Welt sprechen. Was aber erst geschehen wird, von dem läßt sich noch nichts sagen; und was schon geschehen ist, spricht ebenso für die Vollkommenheit als Unvollkommenheit der Welt. Ueberdies ist sowol die Geschichte als die Wissenschaft noch zu jung, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß nicht blos ein ewiger Wechsel, sondern eine continuirliche Entwickelung das allgemeine Weltgesetz ist.

Auf eine ebenso ausführliche Kritik des Pessimismus läßt sich der Verfasser, da er in einem Werke, welches sich mit einem Optimisten beschäftigt, hierzu keine Veranlassung hatte, nicht ein. Er sagt blos nach kurzer Erwähnung der Hartmann'schen Lehre, „es genüge die Bemerkung, daß, wie jeder einsehen wird, eine solche Weltanschauung in ihrem Endresultate eine höchst trostlose und in der strengen Verwirklichung ihrer Consequenzen eine sehr gefährliche sein müßte". Indessen meinen wir, daß durch solche Prädicate wie Trostlosigkeit und Gefährlichkeit nichts über den wissenschaftlichen Werth einer Philosophie ausgesagt wird. In der Wissenschaft handelt es sich ja vor allen Dingen um Wahrheit, nicht um Tröstlichkeit und Ungefährlichkeit. Eine Weltanschauung könnte immerhin tröstlich und ungefährlich sein und dabei

doch wegen ihrer Unwahrheit alles wissenschaftlichen Werthes ermangeln. Man sollte daher in wissenschaftlicher Kritik sich solcher Prädicate wie „trostlos", „gefährlich" nicht ferner bedienen. Es ist damit auf diesem Gebiete nichts entschieden.

Eine wissenschaftliche Kritik des Optimismus und Pessimismus hätte auf den Zweckbegriff zurückzugehen. Hat die Welt einen Zweck, oder hat sie keinen? Der Teleolog sagt: Ja; der Antiteleolog sagt: Nein. Der Teleolog kann nun entweder Optimist oder Pessimist sein, je nachdem er die Welt ihrem Zweck entsprechend oder widersprechend findet. Um aber beweisen zu können, daß das eine oder das andere stattfinde, müßte er vorher den Zweck der Welt schon kennen. An dieser Kenntniß aber eben fehlt es. Der Mensch kennt nur einen räumlichen und zeitlichen Theil der Welt, nicht aber die Welt als Ganzes. Der Antiteleolog dagegen kann die Frage, ob die Welt die beste oder schlechteste sei, gar nicht aufwerfen, weil er ja den Zweckbegriff leugnet. Mit dem Zweckbegriff aber fällt, wie Spicker richtig bemerkt, aller Optimismus, wie auch sein Gegentheil, der Pessimismus, über den Haufen. Spicker steht selbst auf diesem Standpunkte, dem Zweckbegriff nur subjective Gültigkeit beizulegen. Er nennt diesen seinen Standpunkt den anthroposophischen, im Gegensatz zu dem anthropomorphischen, der die Art, wie das menschliche Erkenntnißvermögen von den Dingen erregt wird, auf das objective Wesen der Dinge selbst überträgt, während der Anthroposoph einsieht, daß wir die Dinge nur so, wie sie uns vermöge unserer Sinne, unsers Verstandes und unserer Vernunft erscheinen, erkennen. Gegen Shaftesbury's teleologische Uebertragung der Vernunft und Zweckmäßigkeit auf die Welt sagt er daher:

Daß in der Natur, also in den Dingen außer uns, Vernunft und Zweckmäßigkeit sei, läßt sich schon deshalb nicht behaupten, weil alle Erfahrung von unserer eigenen Organisation abhängt, die allerdings vernünftig ist, aber ebendeshalb auch alles von uns aus vergeistigt, vermenschlicht, anthropomorphisirt wird. Wir tragen uns selbst in die Natur hinein, und da all unser Vorstellen nach bestimmten immanenten Denkgesetzen vor sich geht, so folgt aus dieser nothwendigen Denkgesetzmäßigkeit, daß wir sie auf die Dinge außer uns übertragen. Allein mit welchem Recht darf ich behaupten, daß das, was wir blos subjectiv allgemein denken, auch objectiv allgemein sei, d. h. daß es außer uns, in den Dingen an sich, sich ebenso verhalte wie innerhalb unserer Vorstellungen? Kenne ich von der Außenwelt mehr als blos die Sinnesaffection oder mein Gefühl, und ist dieses Gefühl nicht etwas rein Innerliches? Kann ich aus meiner eigenen Haut fahren? Und wenn ich das nicht kann, welche Bestimmung wäre dann noch möglich, die nicht blos meine eigene wäre, von der ich niemals behaupten kann, ob ihr in der Außenwelt etwas völlig Adäquates entspricht.

Von diesem Standpunkte aus, auf dem die Philosophie nur Erkenntniß der Erkenntniß, also Selbsterkenntniß, „Anthroposophie" ist, will der Verfasser die Teleologie, da sie ganz metaphysischer Natur sei, aus der Wissenschaft verbannt wissen. Denn wir übertragen ja nur unsere eigene Vernunftthätigkeit auf die Natur oder auf das göttliche Wesen und glauben, daß der Weltschöpfer ebenso zweckmäßig handle wie wir. Die Bodenlosigkeit dieser Anschauung springe erst recht in die Augen, wenn wir erwägen: 1) daß wir hierbei ein Wesen voraussetzen, das wir nie beweisen können, und 2) daß wir dieses Wesen mit jeder Bestimmung anthropomorphisiren, seine Geistesthätigkeit nach Analogie menschlicher Thätigkeit betrachten und deshalb nie von einem wahrhaft göttlichen, sondern immer nur von einem menschlich aufgefaßten Wesen sprechen können:

Alles Disputiren für oder gegen die Zweckmäßigkeit in Gott oder in der Natur ist deshalb ganz verfehlt, weil der, welcher dafür spricht, nur seine eigene subjective Denknothwendigkeit vertheidigt und sich daher immer in einem Kreise dreht, da er von der blos immanenten Gesetzmäßigkeit nie auf deren außer ihm existirende Objectivität schließen darf; und der, welcher dagegen spricht, sich in seinen eigenen Schlingen fängt. Denn indem er dagegen spricht und also deren Bekämpfung beabsichtigt, wird sie ja gerade dadurch bestätigt, freilich nur als subjectiv vorhandene. Dieser Satz kann nie widerlegt werden, so lange sich nicht nachweisen läßt, daß Denken und Sein, Subject und Object, Natur und Geist identisch sind, was bekanntlich nur möglich ist, wenn Erkenntnißgrund und Realgrund miteinander verwechselt oder identificirt werden.

Allerdings muß der, welcher dem Zweckbegriff nur subjective Gültigkeit beilegt, die teleologische Auffassung der Welt und folglich auch den Optimismus sowol als den Pessimismus bekämpfen, welchen beiden ja der Zweckbegriff als ein objectiver zum Grunde liegt. Indessen, daß der Zweckbegriff nur subjective Gültigkeit habe, dies wäre doch erst zu beweisen. Diesen Beweis sind uns aber die Antiteleologen bisher schuldig geblieben. Sie haben sich bisher blos damit begnügt, zu behaupten, daß die Natur nicht nach Zwecken verfahre. Aber mit dem bloßen Behaupten ist hier so wenig ausgerichtet, wie auf der entgegengesetzten Seite mit der bloßen Behauptung des Gegentheils.

Zugegeben, daß das Zweckverfahren der Natur ein anderes ist als das des Menschen, daß die Natur nicht wie ein menschlicher Baumeister oder Uhrmacher nachzudenken und zu überlegen braucht, um das Zweckmäßige zu treffen, sondern daß sie es unmittelbar trifft, folgt denn daraus, daß die Natur überhaupt nicht nach Zwecken verfahre? Man kann also den Anthropomorphismus in der Teleologie verwerfen, ohne darum die Teleologie überhaupt verwerfen zu müssen.

Julius Frauenstädt.

Zur Geschichte der englischen Revolution.

Oliver Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. Von B. T. M. Straeter. Leipzig, Frohberg. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn die Form des Essay nach dem Vorgange der englischen und französischen Literatur sich neuerdings auch bei uns Bürgerrecht erworben hat und auch von unsern Fachgelehrten mit Geschick und Glück da angewandt zu werden pflegt, wo es gilt, die Resultate streng wissenschaftlicher Arbeit unter Beiseitelassung des gelehrten Apparats, unter gleichzeitiger Ausübung selbständiger Kritik und Entwickelung neuer allgemeiner Gesichtspunkte dem großen Kreise der Gebildeten zu übermitteln und so

erst wirklich zum Gemeingut zu machen, so sind wir bisher doch gewohnt gewesen, gerade an derartige Arbeiten nach der Seite der formalen Ausarbeitung und Abrundung ganz besonders strenge Ansprüche zu stellen und auch zu verlangen, daß der Essayist in der räumlichen Ausdehnung seiner Arbeit ein ziemlich knapp bemessenes Maximum nicht überschreite. Schon nach dieser Seite hin aber scheint der Titel des vorliegenden Werks über den Helden der großen englischen Revolution durchaus nicht glücklich gewählt zu sein: denn nach dem bisher anerkannten Gebrauche würde man einen mehr als 500 Seiten starken Band doch nicht mehr einen Essay nennen, da die Grenzen eines solchen damit doch völlig durchbrochen sind. Aber auch von den andern Gesichtspunkten aus, die für das Wesen des Essay maßgebend sind, werden sich gegen diesen „Essay" große Bedenken erheben lassen. Verlangt man nämlich von dem Essayisten eine sorgfältige Ausfeilung jedes einzelnen Theils und eine das Allgemeine mit dem Besondern richtig und organisch verknüpfende Abrundung seiner Arbeit, so wird auch in dieser Beziehung die Stracter'sche Arbeit kaum als Essay gelten dürfen.

Die Gebrechen, auf welche damit zunächst hingewiesen ist, haben ihren Ursprung eigentlich gleich in der Veranlassung, aus welcher das Buch entstanden ist. Der Verfasser holt in der Einleitung, die uns über diesen Punkt Aufklärung gibt, freilich etwas sehr weit aus, nämlich von der Definition des Begriffs Geschichte. In der gegenwärtigen Entwickelung der Historiographie unterscheidet er dann weiterhin zwei in dem Wesen der Geschichte selbst begründete Hauptrichtungen, die kritische Detailforschung und die kunstvolle Darstellung; auch wird man ihm nur beistimmen können, wenn er die letztere bei uns als gegen die erstere weit zurückgeblieben bezeichnet. Mit Stracter wird man in dieser Hinsicht den Engländern und Franzosen den Vorrang einräumen müssen; auch das ist richtig, daß unter den neuern englischen Historikern Carlyle durch die ganze, oft geradezu barocke Manier seiner Darstellung eine durchaus besondere Stellung einnimmt. Hier ist nun der Punkt, welcher etwas gezwungen und gewaltsam den zu behandelnden Stoff mit diesen allgemeinen Erörterungen in Verbindung setzt. Es heißt hier:

> Carlyle hat außer den Werken über die „Französische Revolution" und über „Friedrich II. von Preußen" einige Bände „Briefe und Reden Oliver Cromwell's" herausgegeben, mit Einleitung, Commentaren und Nebenbemerkungen, die zu dem Genialsten und Originellsten gehören, was die heutige Geschichtschreibung zu Tage gefördert. Sie sind die Veranlassung des vorliegenden Essay: bedeutende Abweichungen in der Grundauffassung und das Bedürfniß einer kunstvollern Gestaltung des hochinteressanten Stoffs nöthigen dazu. Da über Oliver Cromwell, den Lord-Protector der englischen Republik, zudem noch keine den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart genügende Monographie existirt, so wird es nicht unzweckmäßig erscheinen, wenn der Versuch zur Ausfüllung dieser Lücke gewagt wird.

Gelungen freilich — das müssen wir, unser Schlußurtheil vorwegnehmend, gleich hinzufügen — ist derselbe nicht, die bezeichnete Lücke bleibt noch auszufüllen, wenn auch mancher dankenswerthe Beitrag dazu und mancher weiterer Ausführung und Begründung werthe Gedanke über den Helden der englischen Revolution in dem vorliegenden Buche beigesteuert worden ist.

Was zunächst die der ganzen Darstellung zu Grunde liegende allgemeine Auffassung der in Rede stehenden großen Ereignisse angeht, so wird die englische Revolution des 17. Jahrhunderts im Gegensatz zu der rein religiösen Reformation in Deutschland und der im wesentlichen socialen Revolution Frankreichs hier bezeichnet als eine religiös-politische und als ihr Abschluß mit Recht erst das Jahr 1688 angesetzt. Das ist aber nichts Neues, sondern schon vielfach ausgesprochen; auf diesem Grundgedanken beruht namentlich auch die glänzende Darstellung, welche eben diese Periode neuerdings durch die Meisterhand Ranke's gefunden hat. An diesen lehnt sich Stracter daher ebenso sehr an wie an Carlyle, und vielfach entnimmt er nicht blos allgemeinere Anschauungen, sondern auch Beziehungen auf das von ihm nur gelegentlich näher berührte Detail der Ereignisse dem großen Ranke'schen Werke. Tritt er demselben auch hier und da entgegen, so sind es doch immer nur wenig wichtige Nebendinge, in denen das geschieht, und es hätte daher bei solchen Gelegenheiten nicht eines so feierlich pomphaften Tons bedurft, wie er meistens angeschlagen wird, z. B. bei Besprechung der „Declaration des Lordlieutenants von Irland, um das misleitete Volk zu enttäuschen", wo die Kürze Ranke's in diesem Punkte in einer Note kritisirt wird:

> Eine solche kurze Abfertigung so bedeutender Documente nenne ich ein Vertuschen der Gegensätze, um die es sich eben bei diesem Kampfe handelt. Ich muß daher an diesem Punkte der Darstellung Ranke's meine Zustimmung ausdrücklich versagen.

Das klingt fast komisch in einem Buche, das sonst in jeder Zeile auf die Arbeit des großen Altmeisters der deutschen Geschichtschreiber Bezug nimmt, ja auf ihr durchweg beruht und das nach keiner wesentlichen Seite hin zu einer tiefern Ergründung des behandelten Gegenstandes geführt hat. Denn in der Hauptsache läuft der ganze dickleibige sogenannte Essay doch auf nichts anderes hinaus, als daß eine Reihe allerdings höchst charakteristischer Briefe, Actenstücke und Reden Oliver Cromwell's an dem Faden einer sehr ungleichmäßigen, bald höchst detaillirten, bald äußerst summarischen Geschichtserzählung aus dem angeführten Carlyle'schen Sammelwerke theils im Auszug, theils in wirklicher Uebersetzung mitgetheilt wird. Der Essayist beschränkt sich eigentlich blos darauf, diese interessanten Documente zu commentiren und aus ihnen die allgemeinen Ideen herauszudestilliren, die er in der englischen Revolution als wirksam erkennt und die nach seiner Meinung in dem Protector der englischen Republik als treibende Kräfte vornehmlich wirkten. Die ungünstigen Folgen dieser Form, die zu nichts weniger paßt als zu einem Essay, machen sich in der Ungleichmäßigkeit der bald breiten und abschweifenden, bald allzu knappen Darstellung, in dem Mangel an Ordnung, dem Vorgreifen und den Wiederholungen geltend, welche die Lektüre des Buchs erschweren und für die manche treffende Bemerkung und manche glückliche allgemeine Perspective doch keinen genügenden Ersatz geben können. Dabei ist es eigenthümlich zu sehen, wie die eingehende Beschäftigung mit

dem Carlyle'schen Sammelwerke und das wiederholte Studium der oft in so wunderlicher und kaum einem solchen Geiste verzeihlichen Monstrosität der Form vorgetragenen Zuthaten des englischen Historikers zu den Briefen und Reden Cromwell's auch den deutschen Bearbeiter beeinflußt und bis zu einem gewissen Grade sozusagen ansteckend auf ihn gewirkt haben. Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, oft mehrere hintereinander, spielen auch bei ihm eine große Rolle und nehmen viel Platz weg. Auch das möchten wir als eine wenig glückliche Wahrnehmung der Carlyle'schen Manie bezeichnen, daß der Verfasser unsers Essay sich in allerhand gesuchten, nur halb angedeuteten geheimnißvollen Combinationen gefällt, die auf den Leser einen höchst befremdlichen Eindruck machen. So heißt es z. B.:

Das Datum dieses Briefs ist übrigens dasselbe, an welchem John Hampden, Oliver's Vetter, an der Spitze der Dorfbewohner, die zu seinen Besitzungen gehörten, seinen Antheil an dem Schiffsgelde verweigerte: der 11. Januar 1635, historisch beglaubigt! Merken wir uns dieses Datum! Dem Leser bleibe überlassen, sich irgendeinen Zusammenhang dabei zu denken.

Und ähnliche sonderbare Geheimthuereien kommen noch eine ganze Menge vor. Vielfach werden die originellen Exclamationen, mit denen Carlyle seine Darstellung zu spicken pflegt und die in ihrer drastischen Derbheit und Handgreiflichkeit einzig in ihrer Art sind, ohne weiteres mit herübergenommen oder doch wenigstens in den Anmerkungen unter dem Text verzeichnet. Stracter gefällt sich in der Nachahmung dieser Manier und würzt gelegentlich seine Erzählung mit ähnlichen Zuthaten: der Gegensatz zwischen parlamentarischer und königlicher Regierung wird beiläufig als „das pitoyable Stichwort der geistlosesten aller heutigen Parteien" — gebrandmarkt.

Von den Mängeln, die dem Werke Stracter's anhaften, scheinen sich uns manche daraus zu erklären, daß derselbe, wenn nicht alles trügt, nicht von der Seite der historischen Forschung, sondern von poetischen Versuchen her zu seinem Essay über Cromwell gekommen ist. Der Umschlag des Bandes nennt ihn als den Verfasser eines Dramas „Graf Strafford" (1869); in dem ersten Drittel des Werks ist denn auch dem entsprechend mehr von diesem als von Cromwell die Rede, ja bei Darstellung der absolutistischen Politik Strafford's wird sogar die Rede eingelegt, welche „ein neuerer Dichter" — nämlich Stracter — dem Könige vor versammeltem Parlamente in den Mund legt, um die geforderte Bewilligung von Subsidien zu begründen!

Um schließlich noch ein Wort zu sagen über die hier vorgetragene Auffassung des Charakters und der Persönlichkeit Cromwell's, so entspricht dieselbe im wesentlichen dem Bilde, das man sich bisher schon von dem Protector zu machen pflegt, und legt höchstens Gewicht auf das religiöse Element in demselben.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Notizen.

Das von Franz Hirsch mit Umsicht redigirte „Neue Blatt" (Leipzig, Payne) eröffnet jetzt einen neuen Jahrgang, dessen erste Nummer auch literargeschichtlich Interessantes bietet. Freiligrath gibt eine Uebersetzung des Longfellow'schen Gedichts: „Sonnenlicht und Mondlicht", Emanuel Geibel einige Denksprüche, von denen wir hier zwei mittheilen wollen:

Laß dich nicht irren von Kritikastern,
Und wie du bist, so gib dich ganz.
Trägst du nicht Rosen, so trägst du Astern,
Sie finden wol auch ihre Stell' im Kranz. —

Los zu werden den alten Zopf
Ist ein vernünftig Begehren,
Aber wer wird darum den Kopf
Gleich rattenkahl sich scheren.

Es ist der Redaction des „Neuen Blattes" gelungen, von Bürger's literarischem Nachlaß, der sich in den Händen des Hrn. Richard Wehe in Melle, eines feinen Literaturfreundes, befindet und von Adolf Strodtmann in Hamburg veröffentlicht werden soll, einige vergilbte hundertjährige Quartblätter zu erhalten, um Proben daraus mitzutheilen. Diese Proben sind in der That vielversprechend für die Bedeutung des gesammten Nachlasses. Das „Neue Blatt" theilt zuerst ein kleines Epigramm in autographirter Form mit:

Unterschied.

Oft wenn des Kiels und Schwertes Zunft
Für Sache sich und Sache messen,
Sitzt doch im Kiel noch wol Vernunft,
Im Schwerte hat sie nie gesessen.

Außerdem lesen wir ein längeres vielfach durchcorrigirtes Gedicht, einen Protest gegen den Platonismus, aus dem der etwas cynische Pferdefuß des Dichters unverkennbar hervorsieht:

Aufs Herz behaupten oft die Damen,
Ach! auf das Herz kommt alles an,
Das Herz vereinigt Weib und Mann,
Das Herz nur ist der Angel oder Hamen,
Wodurch man Lieb' und Glück erfischen kann.
Doch was für einen Talisman
Verstehn wol unter Herz die Damen?
So alles, wie man will, kommt ihnen nicht drauf an.
Mir dünket: Herz ist ihnen nur ein Namen
Für etwas, das durch Dorf und Stadt
Zwar Namen gnug, doch keinen hübschen hat.
Und so ist Herz der Eleganz zum Ruhme
Wol weiter nichts als eine Redeblume.

Zwar hat einst Plato, wie bekannt,
Von Herzensbanden viel vernünftelt.
Man hat ihm nachgelebt; doch nicht in Griechenland
Noch anderswo, so viel man fand,
Hat man sich in der That so recht mit ihm verzünftelt.
Man fand gar bald, in Liebesband'
Sich mit Verstand hineinstudiren
Heißt weiter nichts, als die Vernunft verlieren.
In Amor's schöner Kunst verspricht.
Nur die Natur den besten Unterricht.

Das interessanteste literarische Curiosum ist ein Brief des siebenundzwanzigjährigen Bürger an den fünfundzwanzigjährigen Goethe vom 6. Februar 1775, ein Brief voll des überschwenglichsten Werther-Enthusiasmus, aber höchst charakteristisch für die damalige Literaturepoche: „Laß dich herzlich umarmen, oder, da du mir zu hoch stehst, deine Kniee umfassen, du Gewaltiger, der du, nach dem großmächtigsten Shakspeare fast allein vermagst, mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trocknen Augen mit Thränen zu bewässern! Gestern Abend erst hab' ich Werther's Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen und ich habe — mein Weib hat's gehört — in deinen Armen

überlaut geschluchzt. — Aber wozu schreib' ich dir das? Soll etwa dich — dich! — der du Werther's Leiden so malen konntest — soll dich mein armseliges Lob kitzeln? Oder will ich durch Bestechung mein Nichts bei dir zum Etwas geltend machen? Halt, laß nachdenken! Wenn's so wäre, wollt' ich gleich diese Zeilen wieder vernichten. Wie wenn mir ein Grab aufstöße: hier liegt Shakspeare's — hier liegt Goethe's Gebein! Beide sähen und hörten mich nicht; irgendein anderes lebendiges Geschöpf säh' und hörte mich ebenso wenig — O ich fiele gewiß nieder auf mein Angesicht, voll namenlosen Gefühls, meine Arme über der heiligen Stätte zu verbreiten, und sagt' es, nein wahrlich! prahlt' es gegen niemand wieder, daß ich's gethan hätte. Täuschest du mich nicht, Gewissen? Nein? Nein? — Nun wohlan denn, du Bester, so nimm dies hin, als ein reines untadelhaftes Dankopfer für deine herrliche Gabe!"

Am 9. September fand im Stadttheater zu Stettin eine Gedächtnißfeier für **Robert Prutz** statt, welche der stettiner Handwerkerverein veranstaltet hatte. Die schlichte Feier begann mit einem Trauermarsch, den die Kapelle des pommerschen Festungsartillerieregiments spielte; dann zeigte sich auf der Bühne das wohlgetroffene Bildniß des Dichters in der Mitte eines Cypressenhains, der überragt wurde von den Säulen des Ruhmestempels; ein Mitglied des Handwerkervereins sprach folgenden Prolog von **Hermann Grieben**:

Die Linden blühten, durch die Sommerluft
Wie Weihrauchopfer schwamm der süße Duft,
Und hoch am Himmel zogen still wie Schwäne
Lichtweiße Wölkchen durch das Blau dahin;
Da ward uns allen heiligernst zu Sinn,
Und heiß in manchem Auge stand die Thräne.

Ein Sonntag-Morgen war's; der Glocken Ton
Von St.-Jacobi sang die Seelenmesse,
Damit die Vaterstadt den todten Sohn,
Den heimgegangnen Dichter nicht vergesse.

So standen wir, ein kleines Häuflein zwar,
Doch in getreuster, auserlesner Schar,
Um unsern Freund und Meister Leid zu tragen;
So standen wir, vom Morgenwind umspielt,
Im Blütenduft, und vor dem Hause hielt
Zur letzten Fahrt der schwarzverhangne Wagen.

Doch daß der Stunde, die für immer trennt,
Die Außenwelt noch heitern Schein verleihe:
Ihr wißt, vorüber zog ein Regiment
Mit lust'ger Marschmusik zur Fahnenweihe.

Zur Fahnenweihe zogen nun auch wir;
Uns starb ein Held, ein Mann, der sein Panier
Zu jeder Frist in Ehren hochgehalten;
Wir gaben ihm das letzte Grabgeleit
Vors Thor hinaus, doch keiner stand bereit
Des Redneramts an seiner Gruft zu walten.

Mit unsern Liedern senkten wir ihn ein,
In unsern Herzen ward er neugeboren;
Ja, seine Fahne soll die unsre sein,
An seinem Grabe haben wir's geschworen.

Und wieder stehen wir nun hier vereint:
Des Meisters Geist und Lebensbild erscheint
Und tritt verjüngt und licht in unsre Mitte;
Und wieder weht's wie Lindenblütenduft,
Und wieder geht's wie Glocken durch die Luft,
Als sei's ein Gruß von ihm und eine Bitte:
Gedenket mein! So tönt es durch das Haus,
Als sei's ein Ruf aus seinem eignen Munde.

Ja, dein gedenken übers Grab hinaus
Wir gern und bleiben gern mit dir im Bunde;
Wir nehmen dein Panier in unsern Schutz
Und huld'gen dir, Stettins berühmtem Sohne,
Damit dein Geist und Name, Robert Prutz,
Und dein Gedächtniß immer bei uns wohne.

Die schwunghafte Gedächtnißrede hielt **Emil Rittershaus**, dem das Wort stets frisch und freudig aus der Seele quillt. Er erinnerte an die trostlose Zeit der Reaction, in welche die Jugend von Prutz fiel, an das Dichterbündniß von Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Robert Prutz, ein Dreigestirn, in welchem Prutz, dem genialen Schwaben Herwegh gegenüber, der oft stürmisch über das Ziel hinausschoß, gerade die meiste Harmonie, Klarheit und Gedankenschönheit bewahrt habe; er hob des Dichters Liebe zum engern Vaterlande hervor, seine warme Anhänglichkeit an die pommersche Heimat, begleitete die Entwickelung des Dichters durch alle ihre Stadien, gedachte des Wirkens als Journalist, Kritiker und Wanderlehrer, und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn erst eine Gesammtausgabe der Werke von Prutz vorliegen werde (was voraussichtlich, wie die „Schlesische Zeitung" erwähnt, bald der Fall sein dürfte), das deutsche Volk noch mehr erkennen werde, welchen Schatz es an denselben besitze. Eine schwunghafte poetische Apostrophe an Prutz schloß die Gedächtnißrede, Gesang und Declamation Prutz'scher Gedichte und eine Strophe aus Schiller's „Künstlern" in der Composition von Mendelssohn, vorgetragen durch den Männerchor und das Orchester, die Feier.

Bibliographie.

Baehring, B., Die Reform des christlichen Religionsunterrichtes. Ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Berlin, Henschel. 8. 15 Ngr.

Beck, H., Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben. Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft deutscher Schulen. Berlin, Henschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dalton, H., Schwind's Sieben Raben und die treue Schwester. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. Gr. 16. 10 Ngr.

Eickhoff, F. H., Doctor Martin Luther. Hundert Stimmen namhafter Männer aus vier Jahrhunderten über seine Person und sein Werk. Gütersloh, Bertelsmann. Br. 8. 24 Ngr.

Engelmann, J., Peter der Grosse. Seine Jugend und das Wesen seiner Reformen. Rede. Dorpat, Gläser. 8. 8 Ngr.

Entre nous. Humoristische Skizzen mit Illustrationen von W. Scholz u. A. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. à 10 Ngr.

Friedrich, F., Nur ein Diener. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

— — Wider das Gesetz. Erzählungen. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Gätschenberger, S., Das Büchlein von den Jesuiten. Ein Volkskatechismus zur Beleuchtung dieser inneren Missionäre. München, Gummi. 8. 2 Ngr.

Zwei Gespräche und ein Traum. Dem Geist der Zeit gewidmet. Heidelberg, E. Mohr. 8. 2 Ngr.

Gottlieb, H., Schulbetrachtungen. I. Auch eine Todesstrafe. Wien, Perles. 8. 3 Ngr.

Greiffenstein, J. G., Die Bewegung der Himmelskörper um ihre Axen. Darmstadt, Schlapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Hamann's, J. G., Schriften und Briefe. Zu leichterem Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von M. Petri. 2ter Thl. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamerling, R., Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 4te verbesserte Aufl. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Hagenbach, K. R., Ueber Glauben und Unglauben. Zwei Vorlesungen. Berlin. 8. 6 Ngr.

Joule, J. P., Das mechanische Wärmeäquivalent. Gesammelte Abhandlungen. Ins Deutsche übersetzt von J. W. Spengel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 28 Ngr.

Kalbeck, M., Neue Dichtungen. Breslau, Gosohorsky. 16. 1 Thlr.

Keppler, F., Auf der Flucht. Lustspiel. München, Gummi. 8. 25 Ngr.

Klüpfel, K., Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871. 1ster Bd. 1848—1865. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kummer, P., Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur. Berlin, Berggold. 1873. Br. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lackowitz, W., Berühmte Menschen. Musikalische Skizzen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lagerström, Angelika v., Deutsche Frauen. 1ste Lief. Königsberg, Akademische Buchhandlung. 8. 5 Ngr.

Lindau, R., Die preußische Garde im Feldzuge 1870—71. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. V. Das Jahr 1871. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1871. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Napoleon, der Letzte. Autorisirte Ausgabe. Teschen, Prochaska. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nascher, S., Ueber den Einfluss der deutschen Philosophie auf die deutsche Volksbildung. Ein Vortrag. Berlin, Stuhr. 8. 5 Ngr.

Otto, F. W., Die Freiheit des Menschen, ihr Wesen und ihre Schranke. Eine philosophisch-theologische Untersuchung in 4 Kapiteln. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Quade, G., Deutsches Kaiserbuch mit besonderer Berücksichtigung des deutsch-französischen Krieges und der deutschen Kaiserkrönung. Fortsetzung des Werkes: „König Wilhelm und seine Zeit." Wriezen, Riemschneider. 1873. 8. 1 Thlr.

Schmidt, K., Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Erzählt nach den wichtigsten Gedenktagen. Berlin, Barthel u. Comp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Strobel, P. v., Die Wissenschaft, die Steuerpflichtigen und die Gelehrten-Versammlungen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Ngr.

Zimmermann, P., Gottesgrüße aus Natur und Menschenleben. Leipzig, Teubner. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 41. 10. October 1872.

Inhalt: Zur Geschichte der Romantik. Von Wilhelm Buchner. — Schriften zur Aesthetik. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Romantik.

Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—42. Von Hermann Freiherr von Friesen. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die romantische Schule, nachdem sie eine Weile den deutschen Parnaß beherrscht und sogar einen solchen Dichterkönig wie Schiller in ihre Zauberkreise hineingezogen hat, ist hierauf in unverdiente Misachtung gefallen. Neuerdings steht sie wieder im zunehmenden Lichte, wenn auch nicht immer glänzender Werthschätzung, so doch eingehenderer Beachtung. Durch Herausgabe von Briefwechseln gewinnen wir gründlichern Einblick in die Lebensschicksale und die schriftstellerische Thätigkeit jener Männer; biographische und kritische Schriften stellen ihre gegenseitigen Beziehungen in helleres Licht und gewähren uns in solcher Weise, was zu gründlicher Beurtheilung zuvörderst nothwendig ist, Kenntniß der Thatsachen. Es ist naturgemäß, daß die literarische Forschung sich geraume Zeit hindurch mit Vorliebe den Gestalten und Schöpfungen jenes zweiten Blütenalters unsers Schriftlebens zugewendet hat, in welchem Goethe, Schiller, Jean Paul und ihre Zeitgenossen die deutsche Dichtung auf ihre Höhe erhoben; das ihnen nachfolgende Geschlecht tritt erst nach und nach für uns in jene Sehweite zurück, welche eine genauere und übersichtlichere Betrachtung möglich macht. In dieser Weise sind die Schriften von Haym, Köpke und Hettner sowie der neuerdings durch Waitz herausgegebene Briefwechsel von Karoline Schelling Arbeiten, welche die Romantiker ohne die Voreingenommenheit des Augenblicks ganz objectiv betrachten lehren. Es ist nur zu wünschen, daß unsere Kenntniß einer literarischen Richtung, welche, man mag von ihr denken was man will, doch ein Menschenalter hindurch das deutsche Schriftleben ziemlich ausschließlich beherrscht hat, durch derartige Veröffentlichungen mehr und mehr erweitert werde. Wir dürfen das vorliegende zweibändige Werk als einen erfreulichen Beitrag hierzu betrachten:

So mäßig und billig auch die Erwartungen sein mögen, mit denen ein wohlwollender Leser das gegenwärtige Buch in die Hand nimmt, so wird es doch kaum fehlen, daß ein großer Theil, wenn nicht die überwiegende Mehrheit derselben unerfüllt bleiben wird. Schon der Titel kann dazu Anlaß gegeben haben. In Lebenserinnerungen, Denkwürdigkeiten oder Memoiren sieht man gewohntermaßen dem Berichte von Begebenheiten, Verwickelungen, auch wol pikanten Anekdoten entgegen. Daß von letztern nicht die Rede ist, wird keiner Entschuldigung bedürfen. Fragt man aber nach jenen, so wird man mit dem ersten Buche noch allenfalls insoweit zufrieden sein, als viele Thatsachen darin enthalten sind, aus welchen sich ein nothdürftiges Bild von meines verewigten Freundes dramaturgischem Leben und Wirken in dem gegebenen Zeitraume von 1825—42 zusammenstellen läßt. Nur wird man auch in diesem Abschnitte manche Ausschreitungen in Betrachtungen von nicht geringer Ausdehnung dahin nicht rechnen wollen. Einem ernstern Tadel wird dagegen das zweite Buch unterliegen. Man kann ihm die Frage entgegenstellen: „Sind diese Auslassungen einer persönlichen Meinung über L. Tieck's Entwickelungsgang auf seiner poetischen Laufbahn mit Recht Erinnerungen eines alten Freundes zu nennen, oder hätten sie nicht vielmehr unter einem andern Titel auftreten sollen?"

Mit diesen so liebenswürdig bescheidenen Worten eröffnet der Verfasser das Vorwort des ersten Bandes. Er hätte keine glücklichere Eröffnung wählen können, keine, die den Leser in gleichem Maße zu gewinnen vermöchte, indem sie ihn in die Lage setzt, mehr zu finden als er erwartete. Dadurch, daß der Verfasser der Kritik gegenüber dasjenige, was dieselbe etwa an dem Werke auszustellen finden möchte, von vornherein zugibt, entwaffnet er sie und zwingt sie, absehend von ihren im Grunde nicht eben erheblichen Bedenken, sich nur zu erfreuen an der reifen Kenntniß, der Fülle von Gedanken und Anschauungen, der Herzenswärme der Darstellung, durch deren Vereinigung das Buch seinen Werth erhält. Der Verfasser ent-

wickelt weiterhin, wie er nach des Freundes Tode auf vielfaches Andringen der dresdener Verehrer desselben den Versuch gemacht, seine Erinnerungen an den Umgang mit Tieck aufzuzeichnen, wie aber das Niedergeschriebene trotz mehrfacher Umarbeitungen ihm nicht zugesagt habe; schließlich habe er dann, absehend von allen Vorarbeiten, das Buch in rascher Folge so niedergeschrieben, wie es vorliegt. Er schließt sein Vorwort:

Wenn nun auch einigen der Leser manches von den Erinnerungen an Tieck abzuschweifen und mehr den Charakter einer kritischen Betrachtung anzunehmen scheint, so kann ich dennoch versichern, daß in dem ganzen Buche, wenigstens mit meinem Willen, nichts enthalten ist, was ich ohne ihn hätte denken, betrachten oder innerlich hätte erleben können. Ob ich überall seine Meinung und den tiefsten Sinn seiner poetischen und kritischen Anschauungen richtig erfaßt habe, muß ich freilich dahingestellt sein lassen. Noch mehr, es kann sein, daß manches, was zum vollständigen Bilde von Tieck's literarischer Persönlichkeit gehören möchte, vermißt werden wolle oder doch zu flüchtig berührt zu sein scheint, und ich mag nicht verbergen, daß auch meiner Ansicht nach manches in dieser Beziehung fehlt oder genauer hätte ausgeführt werden sollen; doch glaubte ich mir vieles versagen zu müssen, so schwer es mir auch zuweilen fiel, um den reichhaltigen Stoff in das gehörige Maß zurückzudrängen. Was ich aber niedergeschrieben habe, darf ich nach bester Ueberzeugung als Erinnerungen geistiger Erlebnisse im Umgang mit Tieck bezeichnen. Und je tiefer die besonders im zweiten Buche behandelten Gegenstände in die ernstesten Fragen des Lebens und der Gemüthswelt eindringen, um so mehr durfte ich mich berechtigt halten, mein Buch Erinnerungen eines alten Freundes von Tieck zu nennen.

Mit diesen Worten erkennt der Verfasser einigermaßen selbst an, daß der gewählte Titel dem Inhalte seines Werks nicht durchaus entspricht, oder wenigstens nicht dem Inhalte des ganzen Werks. Gehen wir näher auf dasselbe ein, so bemerken wir, daß zunächst der Inhalt des ersten Bandes mit vorwiegendem Recht Anspruch darauf hat, als Erinnerungen bezeichnet zu werden; es beschäftigt sich derselbe ausschließlich mit Tieck's Leben und Wirken in Dresden. Zunächst geht Tieck selbst, sein Haus und seine Umgebung, der Kreis seiner Freunde, der zu Dresden ansässigen wie der ab und zu vorüberflutenden, an uns vorbei. Mancher dieser Charakterköpfe ist nur kurz geschildert. Als Probe der Darstellung diene die Schilderung von Tieck's Persönlichkeit selbst:

Wenn ich mich frage, was mir zuerst den Weg bahnte, so finde ich kaum eine andere Antwort, als daß dies in der Unbefangenheit des Umgangs mit einem der liebenswürdigsten Männer zu suchen sei. Nur solche, die Tieck von Haus aus fern standen oder ihm mit unüberwindlichen Vorurtheilen nahe traten, können ihn anmaßend, absprechend oder zurückstoßend gefunden haben. Diejenigen aber, welche ihm mit Offenheit und Natürlichkeit entgegentraten, werden es erfahren haben, welcher Genuß gerade darin lag, daß er niemals in einer gespannten, geschweige denn in einer hochmüthigen Stimmung befangen war. Daß er den Weihrauch, welchen ihm schwache Köpfe in ungeschickten Lobeserhebungen streuten, nur mit stummen Geberden oder einsilbigen Erwiderungen abwies, hat man ihm allerdings oft zum Vorwurf gemacht. Wogegen man nicht begreifen, ja ohne eingehendere Betrachtungen kaum wahrnehmen konnte, daß ihn das Verletzende solcher ungeschickter Lobhudeleien niemals zur bittern Ironie und höchstens nur zu einer humoristischen Bemerkung stimmte. Erörterungen, Fragen und sonstige Bemerkungen über den in Gang gebrachten Gegenstand wußte er mit der liebenswürdigsten Milde selbst dann zu beantworten, wenn solche Aeußerungen aus der größten Schwäche der Einsicht hervorgegangen waren. Gesteht er doch selbst, daß er sich von den kenntnißlosesten Verehrern derjenigen Gegenstände und Personen, die auch ihm theuer waren, durch den Schein lebhafter Theilnahme an denselben unglaublich schnell gewinnen lassen könne. Ein Zeichen von Theilnahme an Shakspeare, an Goethe, Dante oder sonst einem Dichter, den er verehrte, konnte ihm leicht ein günstiges Vorurtheil für die Person beibringen, von welcher es ausging. Ich könnte gerade aus der ersten Zeit meines Umgangs mit ihm viele Beispiele anführen, wo er manche recht unfertige Auslassung von mir wie ein Wort behandelte, das der Besprechung und Verständigung werth sei, und auf diese Weise mir neue und kaum geahnte Belehrungen beibrachte. Dabei kam ihm nicht allein das Aeußere, sondern noch mehr das ungewöhnliche Talent zu statten, mit jedem, den er einmal zu seinen Bekannten rechnete, in dem Tone zu sprechen, der gerade für dessen Individualität der angemessenste war. Die Aeußerlichkeit Tieck's zu beschreiben, kann mir nicht beikommen, weil es allemal ein vergebliches Bemühen ist, mit Worten ein Porträt zu malen. Nur so viel kann ich zu sagen nicht unterlassen, daß dieselbe, trotz der von schweren gichtischen Leiden tiefgebeugten Gestalt, auf den ersten Blick einen gewaltigen Eindruck machte. Ja ich will begreifen, daß der erste Anblick dieses erhaben schönen Hauptes, das mich je länger je mehr an die tiefsinnigsten Köpfe in Rafael'schen Bildern erinnerte, den Eindruck einer scheuen Ehrfurcht machen und auf den Beschauer entmuthigend wirken konnte. Aber es bedurfte nur der Bewegung in den ungemein regsamen und zu der größten Mannichfaltigkeit der Mimik begabten Zügen, um diesen Eindruck zu verwischen. Das tiefe und dennoch unglaublich milde Feuer seiner dunkeln Augen, die Bewegung seines überaus feingeschnittenen Mundes, die sanfte und dennoch klangreiche Stimme und, wo es nöthig war, die bedeutsame Bewegung der feinen und ungewöhnlich schönen Hand übten einen unwiderstehlichen Zauber der Anziehungskraft aus. Ich kann es nicht genug ausdrücken, wie ich durch das alles unvermerkt über jedes vorangestellte Bedenken, jede Scheu, mich frei und natürlich in Gedanken zu ergehen, hinweggehoben wurde. Vielleicht, daß ich unbewußterweise lernte, wie die Erhebung in das Poetische und das Verständniß desselben nur dann möglich werde, wenn man sich ohne Zwang und Rückhalt demselben hingibt und fern von unnatürlicher Ueberspannung die ganze Anmuth und Schönheit der Natur in sich aufzunehmen strebt.

Der Verfasser berichtet, wie er erst nach längerm Zaudern die Bekanntschaft Tieck's aufsuchte, wie dessen erste Vorlesung ihn nur zu stummer Bewunderung und lautlosem Staunen bewegte, und wie erst ein Gedicht Friesen's, zufällig in Tieck's Hände gelangt, eine nähere Bekanntschaft vermittelte; aus der nur hörenden Theilnahme an Tieck's gefeierten dramatischen Vorlesungen ward nach und nach ein immer vertrauterer Umgang, schließlich ein gemeinsames geistiges Leben, dessen Spuren sich vielseitig in dem Buche erkennen lassen. Daß jene vielgerühmten Vorlesungen eingehende Betrachtung finden, ist selbstverständlich. Friesen sagt über dieselben:

Wenn ich mich anschicke zu berichten, was ich vorzugsweise an und in Tieck erlebte, so wird begreiflicherweise die Frage nach seinen Vorlesungen im ersten Vordergrunde stehen. Nach dem, was ich schon in der Einleitung darüber aussprechen mußte, liegt hinlänglicher Grund vor, um von der mannichfaltig gemischten Gesellschaft, welche denselben zuströmte, auch die verschiedensten Urtheile zu erwarten. Und so geschah es denn auch, daß man von den einen die Macht der Stimme, die Kraft der Lunge oder die Behendigkeit der Geberden und Mienen rühmen hörte, während von andern die feierliche Stille oder die weihevolle Ruhe während des Vortrags nicht ohne launige Anmerkungen besprochen wurde. So liebte man denn auch zu erzählen, es sei den zuhörenden Frauen jede weibliche Arbeit, vor allem andern aber das Strickzeug verboten gewesen. Und es ist nicht zu leugnen, daß Tieck gegen die gereizte Thätigkeit der Frauen beim Stricken eine fast ebenso entschiedene

Abneigung hatte, wie gegen das Tabackrauchen der Männer. Aber ich erinnere mich nicht, daß, abgerechnet einige launige Scherze, welche ich von Tieck über das Stricken der Frauen gehört habe, derselbe diese Beschäftigung bei seinen Vorlesungen ausdrücklich verboten hätte. Gewiß ist es dagegen, daß während derselben die größte Stille herrschte, die aber, wie ich fest überzeugt bin, eines Gebots nicht bedurfte, weil der Eindruck derselben sie von selbst erzeugte, und der tiefe Sinn und Zweck derselben mit jeder Störung oder Unterbrechung beeinträchtigt, wenn nicht vereitelt worden wäre.

Der Eindruck dieser Vorlesungen konnte nicht anders als im höchsten Grade fesselnd sein. Ist doch jedes wahre Kunstwerk, selbst für den Mindergebildeten, von gebieterischer Wirkung, und die Vorlesungen Tieck's konnten mit vollem Rechte ein Kunstwerk genannt werden. Das überaus schöne und biegsame Organ, die Bedeutsamkeit seiner Züge sowie die gesammte Erscheinung seines großartig schönen Kopfs mögen für Begünstigungen der freigebigen Natur betrachtet werden. Aber die Anwendung dieser Naturgaben konnte nur die Frucht einer sorgfältigen und erschöpfenden Ausbildung sein. Und seine Freunde konnten wol aus seinen Mittheilungen lernen, wie er von früher Jugend an, gleichsam instinctartig, großen Fleiß darauf verwendet habe, seine Stimme zum dramatischen Vortrag auszubilden. Daß viele, wenn nicht die meisten seiner bewundernden Zuhörer mehr sein Talent als die künstlerische Ausbildung desselben beachtet und gepriesen haben, kann nicht überraschen, weil sein Vortrag den Stempel der größten Natürlichkeit trug. Nirgends war eine gewaltige Anspannung der Kraft, eine hervorstechende Betonung, ein Zwang der Stimme oder ein künstlich berechnetes Mienen- und Geberdenspiel zu bemerken. Und doch wußte er in der Stimme, Betonung und dem Rhythmus so feine und höhere Schattirungen anzubringen, daß man das Nennen der Namen von den sprechenden Personen niemals vermißte. Gewiß war es dasselbe Organ der Stimme, mit welchem er den männlichen sowol als den weiblichen Ton, das Harte und das Weiche, das Strenge und das Zarte, die erschütternde Leidenschaft und die rührende Empfindung auszudrücken verstand. Aber er hatte die verschiedenen Register seines Stimmorgans mit einer so großen Sorgfalt ausgebildet, daß ihm jedes einzelne, wie auf einem wohlgestimmten Instrument, zur freiesten Verfügung stand.

Der Berichterstatter gedenkt hierbei gern jenes Herbstabends 1846, als er, ein schüchterner Student vom Rhein, in den Kreis Eintritt fand, in welchem der betagte, leiblich gebrochene und geistig noch immer frische und belebte Tieck Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit" vorlas. Die Dichtung selbst mit ihrer geistreichen, aber wunderlichen Ironie hat auf den Berichterstatter weder damals noch später tiefern Eindruck gemacht, wol aber Tieck's trotz der Schwächen des Alters noch immer vollendeter Vortrag, welcher in der Darstellung dieses neckischen Humors seine schönste Entfaltung fand, und nicht zum wenigsten des greisen Dichters milde Liebenswürdigkeit gegen den flüchtig an ihm vorüberhuschenden Jüngling; ich bin ihm noch jetzt nach langen Jahren dafür dankbar.

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit geht der Verfasser ein auf Tieck's dramaturgische Wirksamkeit zu Dresden, auf seine Stellung zu Schauspiel und Oper; es nimmt dieser Abschnitt vier Fünftel des 250 Seiten umfassenden Bandes ein. Die Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, welche zu jener Zeit auf der dresdener Bühne auftraten, gehen an uns vorüber, und es ist der Zusammenhang, welchen diese Persönlichkeiten mit Tieck's Wirken hatten, nicht immer erfindlich. Dazwischen ist eingestreut eine Reihe von Betrachtungen dramaturgischer Art, welche den unverkennbaren Stempel tragen, aus den Unterhaltungen mit dem Dichter oder aus der Weiterbildung der in diesen Unterhaltungen gewonnenen Anregungen hervorgegangen zu sein. Der Verfasser führt sich wiederholt von diesen Abschweifungen zu dem eigentlichen Gegenstande, dem dresdener Theater, zurück, was nicht hindert, daß unsers Erachtens gerade diese dramaturgischen Entwickelungen über die Ausbildung der Stimme, über Declamation, über die Wiederaufnahme älterer Stücke, über die Schulen von Iffland, Schröder und von Weimar, über das Costüm, den Applaus u. a. m. dazu dienen, den rasch vorüberrauschenden Bildern aus dem dresdener Theaterleben jener Jahrzehnte einen festen Kern zu geben; sie zeigen uns, in welcher Weise des Dichters allezeit auf die schönste Veredlung der Kunst hinausgehendes Streben in dem Geiste eines hochgebildeten, fein angelegten, mit Kenntniß und Geschmack reich ausgestatteten jüngern Mannes weiter wirkte.

Der zweite Band hat sich die eingehende Betrachtung von Tieck's dichterischem Entwickelungsgange zur Aufgabe gestellt; Friesen verfolgt denselben von Anfang an, mit genauem Eingehen auf die einzelnen Schöpfungen des Dichters, ihre Entstehung und ihre künstlerischen Absichten; wir sehen, wie er ganz und gar in des Freundes Wesen aufgegangen ist, mit welchem zusammengetroffen zu sein, im Verkehr mit ihm sich gebildet zu haben, der Verfasser am Schlusse des Buchs ein bedeutsames und beglückendes Ereigniß nennt. Daß, fährt er fort, „die Laufbahn Tieck's und seine poetische Thätigkeit für die gesammte Nation und unser theueres deutsches Vaterland in demselben Lichte aufgestellt werden dürfe, ist meine innige Ueberzeugung, und habe ich die Spuren und Belege davon zuweilen schmerzlich vermissen müssen, so bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß meine schwachen Worte zur Kräftigung und Belebung dieser Auffassung einen geringen Beitrag liefern mögen". Ob dieser hoffende Wunsch sich völlig im Sinne des Buchs erfüllen werde, darüber darf man freilich einigermaßen Zweifel erheben; so geistvoll, so dichterisch und gemüthlich reich auch Tieck war, so trägt doch seine Dichtung zum guten Theil das Gepräge des romantischen Zeitalters, in welchem sie entstanden und dessen Grundwesen sie mitzubilden an erster Stelle berufen war; so erscheint es einigermaßen zweifelhaft, ob unsere entschieden realistisch gefärbte Zeit die Stimmung wiederfinde, sich in die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik zu versenken. Für den Kenner und Verehrer Tieck's jedenfalls, wie für denjenigen, welcher des Dichters Verhältniß zu Goethe-Schiller, wie andererseits zu dem Schlegel'schen Zweig der Romantik eingehender zu betrachten wünscht, enthält das Buch eine Fülle der anziehendsten und gedankenreichsten Bemerkungen. Das Buch macht in Gegenstand und Darstellung einen ganz eigenen Eindruck; mit dem reifen Durchdenken ästhetischer und künstlerischer Fragen, mit der eingehenden feinsinnigen Beleuchtung von Werken, welche dem Kreise unsers Denkens und Empfindens mehr oder weniger ferngerückt sind, gleicht es einem stillen, schön angelegten, treulich gepflegten Lustgarten, in dem nur wenige Wanderer in beschaulichem Genuß einhergehen; es liegt auf ihm die Ruhe einer längst untergegangenen, lediglich der Betrachtung schöngeistiger und wissenschaftlicher Fragen gewidmeten Zeit. „Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe

müßten uns auch nur beurtheilen", sagt Conti in „Emilia Galotti"; und wir dürfen als Schlußergebniß unserer Betrachtung des Buchs sagen, daß der Dichter des „Octavian" und der „Genoveva" sich im Tode freuen darf, in dieser Schilderung seines schriftstellerischen Lebensgangs nicht blos das feinste Verständniß, sondern auch die Augen der Liebe zu finden, welche eigentlich allein jedem Bildniß den Reiz künstlerischer Vollendung zu gewähren vermögen.

Zum Schluß sei hier erwähnt, daß jeder der beiden Bände uns auch Tieck's äußerliche Erscheinung zeigt, der erste des Dichters Bildniß nach der Natur, der zweite die allerdings zu einer Art Napoleonskopf stilisirte Büste des Franzosen David, welcher bekanntlich in den zwanziger und dreißiger Jahren eine Anzahl von Büsten berühmter deutscher Dichter und Künstler fertigte. Derselbe kam 1834 nach Dresden, um von Tieck ein Brustbild aufzunehmen, und übersandte später dem Dichter eine überlebensgroße Wiederholung des Kunstwerks; Tieck wußte aber den gewaltigen Marmorkopf in seiner Wohnung nicht unterzubringen und überließ denselben daher der königlichen Bibliothek zu Dresden, wo das Kunstwerk gegenwärtig aufgestellt ist.

Wilhelm Buchner.

Schriften zur Aesthetik.

(Beschluß aus Nr. 40.)

3. Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst von Max Schasler. Erster Band: Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die neueste Zeit. Dritte bis fünfte Lieferung. Berlin, Nicolai. 1871—72. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Mit den vorliegenden umfangreichen Lieferungen ist der erste Band dieser neuen Aesthetik und damit die kritische Geschichte der Aesthetik abgeschlossen. Wir haben in Nr. 44 d. Bl. f. 1871 bereits die ersten beiden Lieferungen besprochen und die Bedeutung des von großem kritischen Scharfsinn durchdrungenen Werks hervorgehoben. Die drei letzten Lieferungen enthalten die Geschichte der Aesthetik von Kant bis zur Gegenwart, jedenfalls die interessanteste Epoche dieser Wissenschaft, welche die fruchtbarsten Anregungen bietet. Schasler beginnt mit einer Darstellung von Kant's „Kritik der Urtheilskraft". Einzelne Leistungen dieser Kant'schen Aesthetik, selbst seine Definition des Schönen in den wesentlichen Hauptpunkten, seine Erklärung von Talent und Genie und vieles andere erscheint wol noch immer als grundlegend. Schasler erkennt ebenfalls öfters die wahrhaft speculative Ahnung des wahren Wesens der Schönheit an und faßt die Würdigung der Verdienste und Mängel Kant's in die folgenden Sätze zusammen:

> Eingeschränkt in seine Sphäre reflectirenden Denkens, entbehrend jener belebenden und begeistigenden Einwirkung auf seine intuitive Ueberzeugung, welche nur durch die innige Vertiefung in den substantiellen Gehalt des Schönen und der Kunst gewonnen werden kann, befangen endlich in dem einmal als nothwendig vorausgesetzten Schematismus des Systems, vermochte Kant allerdings nur gleichsam vorübergehend in das wahre Wesen der Schönheit zu schauen, und war außer Stande, namentlich die concreten Gestaltungen desselben sowol in ihren tiefen ideellen Unterschieden wie in ihrer ebenso tiefen Einheit wahrhaft zu begreifen. Aber geleitet durch einen vorurtheilsfreien und kühnen Geist und trotz allem durch eine bemerkbare Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung unterstützt, hat sein scharfer Verstand den dichten Nebel, der sich aus den theils confusen, theils einseitig beschränkten Standpunkten der ihm vorausgehenden Aesthetiker über das Gebiet des Schönen und der Kunst gelagert hatte, vertrieben und ein helles Licht darüber verbreitet, welches, wenn es auch nicht stark genug war, in die entferntern Regionen dieser Welt zu dringen, und manche in falscher Beleuchtung erscheinen läßt, doch die Fackel wurde, an der die nächstfolgenden Aesthetiker ihre Laternen anzündeten.

Unter den Kantianern im engern Sinne hebt Schasler den wenig bekannten Heydenreich hervor, dessen „System der Aesthetik" 1790 noch vor der „Kritik der Urtheilskraft" erschienen ist, aber von Kant'schen Principien ausgehend zu ähnlichen Resultaten kommt wie diese. Im wesentlichen enthält es eine Theorie der Künste; viele merkwürdige Stellen des Werks offenbaren einen hohen Instinct für das intuitive Erkennen, wie sie die Kunstanschauung Winckelmann's und Lessing's mit dem Kriticismus zu verschmelzen suchen. Der Abschnitt: „Die nachkantische Populärästhetik", charakterisirt die ästhetischen Standpunkte Schiller's, Jean Paul's und Wilhelm von Humboldt's, deren Grundanschauung sich auf Kant gründet, wie sehr sie in einzelnen Fragen auch von Kant abweichen, ja über ihn hinausgehen. Die entscheidende Wendung gegen Lessing und Winckelmann findet Schasler bei diesen Autoren in der vorwaltenden Neigung der ästhetischen Reflexion, sich von der bildenden Kunst ab- und der Poesie zuzuwenden, eine Neigung, welche die ganze Kritik der romantischen Schule gleichmäßig bewährte.

Sehr eingehend behandelt Schasler die Aesthetik Schiller's, indem er sowol ihm innere Widersprüche nachweist, als auch auf die einzelnen Gedanken voll genialen Tiefsinns eingeht, die, aus unmittelbarer künstlerischer Intuition fließend, das Wesen der Sache schlagend ausdrücken. Die Aesthetik Schiller's ist bisher noch nie so erschöpfend in ihrem innern Zusammenhang dargelegt worden. Aus den einzelnen Aufsätzen und den „Briefen über ästhetische Erziehung" stellt Schasler die Schönheitstheorie Schiller's unter drei Rubriken zusammen: die metaphysische Aesthetik, die anthropologische und die kunstphilosophische, und nimmt auch jene sentenziöse und epigrammatische Aesthetik mit hinzu, die sich in größern Gedichten und den Xenien findet. So gelingt es ihm, in das Gedankenreich des großen Dichters eine innere Gliederung zu bringen, aber auch manches Unverträgliche nachzuweisen, was bisher gleichsam durch die gesonderte Stellung verdeckt, so herausgehoben und nebeneinander gerückt in offenen Zwiespalt geräth. Ebenso wird aber auch manche dem Anschein nach schroffe Anschauung Schiller's, wie das Axiom der Akademiker, das Wesen des Künstlerischen bestehe in dem völligen Vertilgen des Stoffs durch die Form, in die richtige Beleuchtung gerückt. Die Unterscheidung zwischen

sittlicher und ästhetischer Größe, auf welche auch Schasler näher eingeht, verdient in unserer Zeit wieder scharf hervorgehoben zu werden, wo eine landläufige Aesthetik auf der Krämerwage spießbürgerlicher Sittlichkeit, uneingedenk der großen Meister aller Zeiten, auch die ästhetische Berechtigung der Tragödie wägen will. Diesen guten Leuten und schlechten Musikanten brauchen nicht blos die Medeen, Klytemnästren und Macbeths, sondern auch die folgenden Aeußerungen Schiller's entgegengehalten zu werden: „Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung misfallen und in der ästhetischen sehr anziehend für uns sein." — „Ein Lasterhafter fängt uns an zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniß unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beispiel, ist ein unedler und selbst niedriger Affect. Nichtsdestoweniger wird sie ästhetisch, sobald sie den, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet." — „Den halbguten Charakter stoßen wir mit Widerwillen von uns, während wir dem ganz schlimmen oft mit schaudernder Bewunderung folgen."

Auch bei der Charakteristik Jean Paul's, dessen „Vorschule der Aesthetik" aus einem Sprühfeuer glänzender und tiefer Gedanken besteht, unterzieht sich Schasler der sehr schwierigen Aufgabe, dessen Anschauungen einen systematischen Zusammenhang unterzubreiten und sie auf solcher Grundlage zu prüfen. Mit Recht hebt Schasler hervor, daß die Aesthetik Jean Paul's im wesentlichen eine Poetik sei, und zwar am bedeutendsten in Betreff des Witzes und Humors:

Hier, auf diesem seinem eigenen Gebiet, dem Gebiet des Witzes und des Humors, fühlt und gibt er sich als wahrhafter Meister und Gesetzgeber, und was auch später in einzelnen Punkten zur nähern Bestimmung und Zuspitzung einiger Seiten des Begriffs von andern Aesthetikern, z. B. Ruge und Vischer, gethan wurde: die Hauptarbeit in dieser Sphäre der Aesthetik hat doch Jean Paul vollendet.

Sehr treffend ist die Charakteristik Wilhelm von Humboldt's als eines kühlen, stets in urbaner Gemessenheit sich äußernden Geistes, der nur selten mit einem entschiedenen oder Kraftwort herausgeht, als eines vorwiegend aristokratischen Geistes:

Seine Form hat ein vorwaltend aristokratisches Gepräge, eine gewisse abgeschlossene, auf sich beruhende Vornehmheit, ein diplomatisches Maßhalten in jeder Weise, was, im Vergleich mit den beiden obengenannten Aesthetikern, seiner Sprache zuweilen sogar einen etwas pedantischen Anstrich und seinen Gedanken nicht selten einen umschweifigen und doppelsinnigen Charakter verleiht. Sein Stil macht hinsichtlich der Ausdrucksweise des Gedankeninhalts hin und wieder den Eindruck, als scheue er sich, das, was er eigentlich meint, und was im Grunde ganz einfach ist, in deutlicher, scharf ausgeprägter Form auszusprechen: so umgibt immer ein gewisser Dunstkreis prophetischen Ahnens seine Gedanken, und nur selten durchbricht diese selbstgeschaffene Wolke ein Gedankenblitz, der dann freilich um so mehr blendet.

Die Darstellung der großen geistigen Individualität Humboldt's bahnt den Weg zur Charakteristik des Aesthetikers Humboldt, als dessen Hauptwerk die Abhandlung „Ueber Goethe's «Hermann und Dorothea»" erscheint, in welcher er den gesammten Vorrath seiner Ideen über Philosophie der Kunst zu einem, auch von jeder fremden Beziehung unabhängigen und soviel wie möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch zu ordnen bemüht war. Treffend an und für sich und bezeichnend für den Grundton der Humboldt'schen Aesthetik ist die folgende Apotheose des Geschmacks:

Der Geschmack allein, dem allemal Größe zu Grunde liegen muß, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsere, auch blos geistigen Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltenes, auf Einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes wie die Schätze des Wissens todt und unfruchtbar, ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft.

Das Ziel der Humboldt'schen Aristokratie des Geschmacks ist das Ideal des ästhetischen Subjects selbst in solcher harmonischen Totalität.

Mit dem dritten Buch geht Schasler zur dritten Periode, der „Geschichte der Aesthetik des 19. Jahrhunderts" über, als deren Grundlage er die Fortbildung des philosophischen Princips durch Fichte, Schelling und Hegel betrachtet. Die drei Stufen dieses Entwickelungsgangs bezeichnet er als Aesthetik des subjectiven Idealismus in Fichte, den beiden Schlegel, Adam Müller, als Aesthetik des objectiven Idealismus in Schelling, Solger, Krause, Schleiermacher, als Aesthetik des absoluten Idealismus in Hegel, Weiße, Ruge, Vischer u. s. f.

Schasler geht überall auf die philosophischen Grundanschauungen der einzelnen Systeme ein, weist den Zusammenhang ihrer Aesthetik mit diesen nach, und wenn man dabei seiner Darstellung einen Vorwurf machen könnte, so wäre es der, daß er im Detail zu kritisch zersetzend zu Werke geht, die philosophische Rhythmik der Denker nicht voll genug austönen läßt, sondern die einzelnen Sätze derselben mit seinen Fragezeichen, Widerlegungen, dem Nachweis der Widersprüche unterbricht, sodaß wir zu sehr den Eindruck einer durchbrochenen Arbeit erhalten. Seine Kritik ist indeß stets scharfsinnig, und je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr tritt auch die Tendenz derselben hervor, durch Nachweis der Lücken und Einseitigkeiten dem Aufbau des eigenen Systems den Weg zu bahnen und überhaupt den Standpunkt desselben dadurch festzustellen.

Daß er die Schlegel blos in Zusammenhang mit Fichte und nicht auch mit Schelling bringt, mag mehr vom philosophischen als vom literarhistorischen Standpunkte aus zu rechtfertigen sein. Schasler gibt eine genaue Entwickelung der ästhetischen Theorien Friedrich von Schlegel's, hebt namentlich sein Verdienst hervor, eine Theorie des Häßlichen verlangt zu haben, und verfolgt den Aesthetiker in alle seine proteusartigen Wandlungen bis in den Subjectivismus der romantischen Genialität, der zu einer Rechtfertigung des Excentrischen und Monströsen führte. Die romantische Aesthetik selbst charakterisirt Schasler in folgender Weise:

Die beiden Schlegel führen nun, indem sie bei dem Fichte'schen Princip des subjectiven Idealismus den Accent auf

das subjective Element legen, dies Princip zu der äußersten Consequenz, daß die subjective Willkür, d. h. das zufällige Empfinden des ästhetischen Subjects, zum absoluten Gesetz der künstlerischen Production erhoben wird. So werden sie die Erfinder der romantischen Genialität, d. h. eines geistvoll erscheinenden Gemisches von leerer Sehnsüchtigkeit, frivoler Gesinnungslosigkeit, geisterseherischem Mysticismus und selbstsüchtiger Sophisterei. Der realen Welt des geistigen Lebens und ihren substantiellen Erscheinungen gegenüber verhält sich das romantische Subject, da nichts Festes außer seinem genialen Ich für es existirt, ironisch; aber diese Ironie ist nur der Reflex seiner eigenen Leerheit und Zerfahrenheit, deren auf die Länge unerträgliche Empfindung es dann schließlich zwingt, sich dem mystischen Autoritätsglauben, d. h. dem Katholicismus, in die Arme zu werfen.

Von den einzelnen romantischen Aesthetikern charakterisirt er nur Adam Müller als einen philosophisch angelegten Geist.

Die Kritik des „objectiven Idealismus" von Schelling ist eine sehr scharfe — und doch sind die Hauptverdienste dieses Denkers auf dem Gebiete der Aesthetik zu suchen. Wir meinen, daß dieselben, wenn sie auch mehr in der Form von Inspiration und Intuition als in strenger Systematik sich äußern, doch von Schasler unterschätzt werden. Was Schelling über die Kunst, namentlich über das künstlerische Produciren sagt, gehört zu dem Tiefsten und Bedeutendsten, was unsere Philosophie darüber zu Tage gefördert hat. Wir können daher nicht mit Schasler übereinstimmen, wenn er den Philosophen, wo er das Resultat seiner Aesthetik zieht, in folgender Weise herunterkanzelt:

> Blicken wir auf die gesammte obige Darstellung der Schelling'schen Aesthetik zurück, um uns die Summe des von ihm für diese Wissenschaft positiv Geleisteten zu vergegenwärtigen, und die Sphäre, welche seine Ansichten sowol dem Inhalt wie dem Umfang nach beherrschen, zu bestimmen, so werden wir zu unserm Erstaunen uns der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß dieselben trotz des scheinbaren Reichthums an Gedanken doch verhältnißmäßig wenig Ausbeute gewähren. Dies liegt auf der einen Seite in der Bedeutungslosigkeit des ganz abstracten Princips, sowol hinsichtlich des Begriffs der Kunstphilosophie wie hinsichtlich des Begriffs des Schönen, welche in nebelhafter Unbestimmtheit bleiben; auf der andern finden sich zwar eine Menge feiner Bemerkungen, welche aber, sofern sie Wahrheit enthalten, nicht nur das Princip selbst wieder aufheben, weil sie aus einer ganz empirischen Quelle fließen, sondern auch einem großen Theil ihres einfachen Gedankeninhalts nach, wie sehr auch Mühe angewendet ist, um sie durch originale und tiefsinnig scheinende Wendungen in neue Formen einzukleiden, sei es auf Plato, sei es auf Winckelmann, Schiller, Schlegel u. s. f. zurückzuführen sind. Da nun überdies von einem wirklichen System der ästhetischen Begriffe trotz aller Constructionen bei Schelling keine Rede ist, so trägt das Ganze so entschieden den Charakter eines laienhaften, der Kunst durchaus fernstehenden Standpunktes, daß es geradezu unbegreiflich erschiene, wie Schelling's Kunstansichten sogar ein epochemachendes Aufsehen haben erregen können, wenn es nicht eine gewöhnliche Erfahrung wäre, daß ein in prophetischem Tone oder in abstracter Dialektik von einer selbstgeschaffenen „idealen" Höhe herab verkündigtes Evangelium — mag nun der Prophet selber daran glauben oder nicht — einerseits durch seine vollklingende und geistreiche Sprache, andererseits durch die mystische Dunkelheit der Denkbestimmungen die Einbildungskraft allzu sehr anregt, um nicht hinter dieser Dunkelheit eine große Tiefe vermuthen zu lassen. Diese doppelte Mystik der Phantasie und des Verstandes, welche fast alle Schriften Schelling's gleichsam mit einem Nebel umhüllt, worin das Licht der Erkenntniß nur in geheimnißvollem Farbenspiel sich reflectirt und verbreitet, umzieht seinen Denkerkopf selber mit einer Art Heiligenscheins tiefster Wissenschaftlichkeit, welche man oft fälschlich in statt außerhalb dieses Kopfes gesucht hat.

Im Zusammenhang mit Schelling betrachtet Schasler dann Solger, dem er Phantastik und sophistischen Formalismus vorwirft, weil ihm die wahrhafte Versöhnung, die Auflösung jener Dissonanz, die er Ironie nennt, in einen vollkommen affirmativen Schlußaccord fehle; dann Krause, dem er Tiefe und Bedeutung der Auffassung auf ästhetischem Gebiete nachrühmt, und zuletzt Schleiermacher, dessen Aesthetik ganz auf ethischer Grundlage ruht und als ein Product doctrinären Philosophirens und eines für die Kunst und Schönheit begeisterten Laienthums erscheint.

Mit der Hegel'schen Philosophie und Aesthetik betritt Schasler den Boden, auf dem sein eigenes Werk ruht, wenngleich er das Hegel'sche Princip von dem Moment jeder ihm anhaftenden Willkür zu reinigen bestrebt ist, durch die Versöhnung des Gegensatzes von Idealismus und Realismus, durch die hingebende und bis in die kleinsten Articulationen jeder Sphäre vordringende kritische Besitzergreifung des objectiven Inhalts derselben, d. h. durch die gleichzeitige Anwendung der inductiven und deductiven Methode. Von diesem Standpunkte geht denn auch seine Kritik Hegel's aus. Ueber die Bedeutung des großen Denkers spricht er sich dahin aus: Hegel habe den allergewaltigsten tiefrevolutionären Einfluß auf die Entwickelung des Geistes in diesem Jahrhundert gehabt, ohne daß dasselbe hierüber ein klares Bewußtsein habe. Vor Hegel behandelt Schasler noch Weiße, selbstverständlich nach seinem ältern System der Aesthetik, von dem er sagt, daß die Verbindung jener gänzlich incongruenten Elemente, der dialektischen Methode als Form und der theosophischen Anschauung als Inhalt, seiner Darstellung ein eigenthümliches Gepräge verleihe, das sich als theosophistisch bezeichnen läßt; doch enthalte seine Aesthetik eine Fülle neuer und fruchtbarer Gedanken und sei in stofflicher Beziehung ein wichtiger Beitrag zur Förderung der ästhetischen Wissenschaft.

Hegel wird vorgeworfen, daß er den Hauptaccent nicht auf die Gestaltung der Idee, sondern auf den in der Form des Schönen ausgedrückten ideellen Gehalt lege; ebenso verwirft Schasler die Eintheilung der Kunstformen in symbolische, classische und romantische als Eintheilungsprincip für die Gliederung der Künste und macht für viele Fehlgriffe hinsichtlich der Bestimmung der Fundamentalbegriffe wie der Durchführung der eigentlichen Kunstlehre die einseitige Anwendung der dialektischen Methode, noch mehr den Mangel an praktischer Detailkenntniß der einzelnen Kunstgebiete verantwortlich:

> Dennoch — und trotz aller dieser Mängel — darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Hegel'sche Aesthetik nicht nur das erste vollständige System einer Philosophie der Kunst darstellt, welches durch Tiefe und Lebendigkeit der Anschauung, durch Fülle und Mannichfaltigkeit des stofflichen Gehalts weit alles überragt, was vor und neben ihm in diesem Gebiet geleistet wurde, sondern daß sie auch bis heute außer durch Ausfüllung von Lücken und angemessenere Anordnung der Hauptabschnitte noch nicht wesentlich überflügelt worden ist. Vischer's Verdienst ist es, die Hegel'sche Aesthetik ausgebaut und viele Gedanken derselben zu fruchtbaren Consequenzen geführt zu haben. Einige andere Hegelianer haben dann besonders einzelne Seiten weiter entwickelt, wie Ruge den Begriff des Komischen, namentlich

aber Rosenkranz durch seine Aesthetik des Häßlichen — und Rötscher in dramaturgischer Beziehung; aber das Princip des Ganzen ist auch heute noch nicht durch ein besseres ersetzt, sondern höchstens modificirt.

Die Aesthetik der Hegelianer nimmt Schasler nun genauer durch. Die Verdienste von Rosenkranz um die Theorie des Häßlichen erkennt Schasler mit Wärme an; er nennt ihn

einen der wenigen Hegelianer, denen die schwierige Durchfahrt zwischen der Scylla des Sophismus und der Charybdis des Theosophismus gelungen ist. Rosenkranz ist vielleicht der in der Form seines Philosophirens wie in der milden Urbanität seines Ausdrucks am meisten ästhetisch sich darstellende Hegelianer, und so ist es als eine Art seiner Ironie des Geschicks zu betrachten, daß gerade ihm die Aufgabe zugefallen ist, den Erbfeind des Schönen, als welcher das Häßliche betrachtet zu werden pflegt, in seinen Verzweigungen dem philosophischen Begreifen zu unterwerfen.

Auch über das Vischer'sche System und Princip hält Schasler es für nöthig hinauszugehen:

Theodor Vischer's Aesthetik enthält ohne Zweifel die vollständigste und im strengsten Sinne zum System durchgebildete Bearbeitung unserer Wissenschaft. Seine Hauptvorzüge bestehen einerseits in dem außerordentlichen Reichthum stofflichen Details, namentlich auch aus dem Bereich des Naturschönen, andererseits in der tiefen Einsicht in das eigenthümliche Wesen des Kunstschaffens. Nach diesen beiden Seiten hin ist das Werk eine unerschöpfliche Quelle der geistvollsten nicht nur, sondern auch der concretesten Gedanken und läßt die Arbeiten seiner Vorgänger weit hinter sich zurück. Aber diese großen Vorzüge, welche Vischer nicht sowol seinem speculativen Denken als seinem praktischen Studium der Kunst und seinem sichern philosophischen Takt verdankt, werden leider sowol durch innere wie äußere Nachtheile zum großen Theil wieder aufgewogen, besonders wenn man das Werk unter dem Gesichtspunkt eines Lehrbuchs betrachtet.

Schasler tadelt die schwerfällige Paragrapheneintheilung, den Mangel an einer zusammenhängenden Geschichte der Aesthetik, die Begründung des Systems auf eine vorläufige Definition der Wissenschaft, das falsche Eintheilungsprincip der Künste, den unnützen philosophischen Formalismus. So rechtfertigt Schasler das Unternehmen einer neuen Aesthetik auf Hegel'scher Grundlage, die durch Hegel und Vischer nicht überflüssig gemacht werde.

Zuletzt betrachtet Schasler noch den Realismus Herbart's, der das Princip der rein formellen Bedeutung des Schönen betont und auf das Aufsuchen der ästhetischen Elementarurtheile ausgeht, und den Realismus Schopenhauer's, der übrigens nach unserer Ansicht gar kein Realismus, sondern ein Idealismus ist; wie ja auch Schasler selbst hervorhebt, daß Schopenhauer den Begriff der Kunst, die er als eine besondere Art der intuitiven Erkenntniß betrachtet, unmittelbar an die Ideen anknüpft. Als dritten im Bunde führt Schasler Kirchmann auf, dessen Realismus er einen „rohen Materialismus" nennt. Mit der Vollendung der Geschichte der Aesthetik und ihrer Kritik hat Schasler nun den Standpunkt seines eigenen Werks erobert: den Standpunkt des Ideal-Realismus, der innigen Versöhnung der idealistischen und realistischen Betrachtung, der Durchdringung von Intuition und Reflexion, einer anthropologischen Begründung der Wissenschaft und einer Durchführung derselben mittels der Vereinigung der inductiven und deductiven Methode.

Wir sind darauf gespannt, wie der scharfsinnige Kritiker bei dem Ausbau des eigenen Gedankengebäudes zu Werke gehen wird.

Rudolf Gottschall.

Neue lyrische Gedichte.

1. Streiflichter von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Lipperheide. 1872. 8. 17½ Ngr.
2. Gedichte von Uhlich. Gera, Strebel. 1872. 16. 10 Ngr.
3. Gedichte von Agnes Kayser-Langerhannß. Neue Folge. Dresden, Schulbuchhandlung. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Es werde Licht. Poesien von Leopold Jacoby. Berlin, Oliven. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.
5. Wilde Rosen. Gedichte von H. Kluge. Dessau, Heine. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.
6. Unter den Reben. Lieder und erzählende Gedichte von Alexander Kaufmann. Berlin, Lipperheide. 1872. 16. 1 Thlr.
7. Am Bache. Lieder aus dem Tagebuche von Martin. Halle, Fricke. 1872. 8. 15 Ngr.
8. Wintergrün. Eine Blumensprache in Versen von Max Kalbeck. Breslau, Gosohorsky. 1872. 16. 24 Ngr.
9. Ruhmeskränze. Gedichte von Johann Müller. Plagwitz-Leipzig, Selbstverlag.
10. Propyläen zu den Ruhmeskränzen. Gedichte von Johann Müller. Leipzig, Selbstverlag.
11. Gedichte von P. J. Willatzen. Bremen, Tannen. 1871. 16. 1 Thlr.
12. Gedichte von Max Schlierbach. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. 16. 20 Ngr.
13. Blüten am Wege. Gedichte von Luise Hunnius. Weimar, Böhlau. 1871. 16. 16 Ngr.
14. Gedichte von Gustav Gerstel. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 1 Thlr.
15. Dornrosen. Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika. Neuyork, Steiger. 1871. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Streiflichter" von Hoffmann von Fallersleben (Nr. 1), mit denen der Poet nach langer Pause wieder einmal vor das Publikum tritt, sind nicht ganz frei von einem Zuge des Greisenhaften. Es fehlt ihnen durchaus an Frische und Wärme. Hoffmann von Fallersleben hat niemals über das os magna sonaturum verfügt. Seine Poesie hatte meistens etwas Nüchternes, Altfränkisches; von jeher fehlte ihr die Glut der Leidenschaft, der hohe Flug des Gedankens. Was sie vor den Erzeugnissen anderer Talente voraushatte, das war eine tüchtige, wenn auch hausbackene Gesinnung und eine edle, wenn auch poesielose Humanität, sodaß man ihr eher einen moralischen als einen ästhetischen Werth beimessen durfte. Dieselben Eigenschaften nun, die einnehmenden sowol wie die abstoßenden, welche wir an dem Jünglinge und dem Manne kennen lernten, zeigt in diesen „Streiflichtern" denn auch der Greis. Er polemisirt mit Geist und Energie gegen die mancherlei Verkehrtheiten und Laster, gegen die zahlreichen Thorheiten und Irrthümer

unserer Zeit, sowol auf dem Gebiete des socialen und künstlerischen wie des politischen und staatlichen Lebens, und weiß die Geisel mit Umsicht und Geschick zu schwingen. Aber sein Witz ist zu gutmüthig und harmlos, um sarkastisch, seine ganze Schreibweise zu gedehnt und langathmig, um prägnant wirken zu können. Eine gewisse redselige Didaktik tritt an die Stelle der für Gedichte dieses Inhalts so unentbehrlichen Schärfe und Satire. Diese Didaktik aber ist ein entschiedener Anachronismus; denn will man den Verkehrtheiten der Gegenwart mittels der Poesie beikommen, will man sie geiseln durch das dichterische Wort, so muß das in scharf satirischer, epigrammatisch-pointirter Weise geschehen, soll der Zweck nicht verfehlt werden. Wenn wir somit die Tendenz des Hoffmann'schen Buchs, welche, wie der Titel sagt, darin besteht, das Licht der Dichtung über alle Thorheiten dieser Zeit streifen zu lassen und sie schonungslos bloßzulegen, nur billigen können, so müssen wir doch die Form, welcher der Dichter sich zur Erreichung seiner Aufgabe bedient, als eine nicht den rechten Ton treffende bezeichnen und uns entschieden gegen deren Berechtigung verwahren: der Dichter hat für seine „Streiflichter" durchweg den Blankvers gewählt. Im gleichmäßigen Flusse der reimlosen fünffüßigen Jamben schwimmen seine Gedanken mit einer Monotonie am Leser vorüber, welche oft etwas sehr Ermüdendes hat. Nachdem in einem einleitenden Gedichte aus dem Vorgange Walther's von der Vogelweide für die Dichter der Gegenwart die Berechtigung hergeleitet worden ist, sich über politische Themata in ihren Poesien zu äußern, beginnt Hoffmann von Fallersleben seine politisch-sociale Revue, indem er auf allen Gebieten des Lebens den Schäden der Gegenwart nachspürt und sie dem Leser bloßlegt. Der politische Communismus, die Parteimänner, die Bauern, die Auswanderer, die Dienenden, die Lehrer, die Ultramontanen, die Kunstdilettanten, die Industrieritter, die Vegetarianer, die Eisenbahnunternehmer, die Titelsüchtigen, die Adelichen, die Hofpoeten, die Mode, die Kindergärten, die Arbeiterfragen — alles das zieht der Dichter in den Kreis seiner Betrachtung. Von den höhern Töchterschulen heißt es treffend folgendermaßen:

So oft ich „Höhre Töchterschule" las,
So schien mir das nicht wenig anspruchsvoll.
Hochschule klang mir selbst ja schon zu hoch,
Und höhre Schule klingt doch höher noch.

Daß vieles dort gelehrt wird, weiß ich wol;
Ob vieles auch gelernt wird, weiß ich nicht.
Vor zwanzig Jahren kam's nicht selten vor,
Daß eine höhre Tochter gar nicht hoch
In ihrer Muttersprache war gelangt,
Unrichtig sprach und auch unrichtig schrieb.
Dagegen wußte sie gar mancherlei,
Mythologie zum Beispiel trieb sie auch
Und kannte alle Liebsgeschichten gut,
Woran so reich die alte Götterwelt.
Astronomie auch hatte sie gelernt:
Sie wußte von der Sonnenfinsterniß,
Von den Planeten und dem Sirius,
Und wo der große Bär am Himmel steht.
Doch wenn man war mit ihr bei Tag im Feld,
Da kannte höchstens sie die Blümchen nur
Aus ihrem frühern Zeichenunterricht.
Getreide war ihr völlig unbekannt,
Und was sie sah, war ihr nur Kraut und Gras.
Von biblischer Geschichte wußte sie
Als Confirmandin noch, von deutscher nichts.
Geographie war ihr so völlig fremd,
Wie dem Franzosen was nicht Frankreich heißt.

Das soll nun heute alles besser sein.
Doch fragt sich noch, ob dieses Vielerlei
Entspricht des Mädchens künftigem Beruf.
Was hilft's, wenn man Geologie, Chemie,
Geschichte, Thier- und Pflanzenkunde kennt,
Französisch, Englisch, Italienisch spricht
Und weiß von allen Ländern in der Welt,
Von allen Künsten bis auf unsre Zeit —
Was hilft's, wenn man das alles kann und weiß
Und trotzdem keine Suppe kochen kann?

Die höhre Bildung ist recht gut und schön
Und eine Zierd' in jedem Rang und Stand.
Doch wer dereinst sie nicht behaupten kann
Und, um zu leben, sich bequemen muß
Sogar zu niedrer Haus- und Handarbeit,
Dem wird ein gar zu traurig Los zutheil.
Erzieherin und Lehrerin, das kann
Nicht jede Tochter werden, wenn sie will,
Und wenigen gelingt's, als gnäd'ge Frau
Sich eines heitern Daseins zu erfreun.
Drum denke zeitig jeder Vater dran
Und überleg' es reiflich, was zu thun.
Wenn er nicht seinem Kind gewähren kann
Die Stellung, die der Bildung ganz entspricht,
So denk' er nicht zu hoch mit ihr hinaus.
Dem Armen öffnet selten nur das Glück
Die Thür zu freudiger Zufriedenheit.

Das ist dem Inhalt und der Sache nach alles gewiß sehr richtig und anerkennenswerth, aber fragen wir nach dem dichterischen Werthe solcher moralischen Excursionen, so ist das freilich ein anderes Ding. Hoffmann von Fallersleben beweist in seinen „Streiflichtern" ein scharfes Auge für die Gebrechen dieser Zeit und eine geschickte Feder für deren Darstellung, aber es ist eben nicht der Dichter, es ist der tüchtige Beobachter und edle Menschenfreund, welcher mittels dieser zufällig in Versen ausgesprochenen Wahrheiten sich unser Herz gewinnt.

Die „Gedichte" von Uhlich (Nr. 2), dem jüngstverstorbenen Pfarrer der Freien Gemeinde in Magdeburg, der als charaktervoller Propagandist für freireligiöse Ideen weit bekannt ist, sind von ungleichem Werthe. Ohne Frage wohnt ihnen, wie das bei einem geistig so hervorragenden Manne nicht anders zu erwarten ist, eine ethische Bedeutsamkeit inne. Dichterisch sind sie — derselbe Fall, wie bei Hoffmann's von Fallersleben „Streiflichtern" — weniger bedeutend. Es fehlt ihnen jene Eigenartigkeit des individuellen Lebens, welche allein poetischen Erzeugnissen, zumal lyrischen, Reiz und Interesse verleiht, was um so mehr in einer Zeit wie der unserigen Geltung hat, wo die Production auf allen Gebieten der Poesie in so weiten Dimensionen wächst und das einzelne Product sich so schwer von dem allgemeinen Hintergrunde abhebt. Tüchtigkeit des Charakters, Noblesse der Gesinnung und echt deutsche Art machen indessen diese Uhlich'schen Gedichte zu wohlthuenden Erscheinungen. Zu den besten unter ihnen gehören wol „Abendlied", „Schöne Welt" und das im Nachstehenden mitgetheilte Lied:

Vaterland.

Alles schweige, jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr.
Hört, ich sing' das Lied der Lieder;
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall' es wider, froher Chor!

Deutsche Erde, ewig werde
Liebe dir und Lob gebracht!
Deine Berge, deine Auen
Sind so lieblich anzuschauen,
Daß uns Herz und Auge lacht.

Hohe Ahnen, auf den Bahnen
Aller Ehren stets voran!
Unter euern kräft'gen Streichen
Mußten schon die Römer weichen,
Fallen auf dem blut'gen Plan.

Edle Bilder starker, milder,
Deutscher Menschenherrlichkeit:
Kaiser groß und Meister tüchtig,
Sänger süß und Frauen züchtig,
Leuchten her aus alter Zeit.

Als der Priester stolz und düster
Allen Geist in Fesseln schlug,
Deutsches Herz, das fühlt die Schande,
Deutscher Geist zerbricht die Bande,
Deutschland trotzt des Pfaffen Fluch.

Wo die Hände sich behende
Bei Gewerk und Kunst bemühn —
Deutscher Sinn hat's aufgefunden,
Deutscher Fleiß hat's überwunden,
Das, was unbesieglich schien.

Hört ihr's klingen? Solch ein Singen
Quillet nur aus deutscher Brust.
Freier Geist und warme Triebe,
Echte Freundschaft, treue Liebe,
Das ist deutscher Herzen Lust.

Liebe Heimat, traute Wohnstatt
Dessen, was uns theuer ist,
Kräftig strahle dir die Sonne,
Daß zu neuer, schöner Wonne
Sich dein reicher Schos erschließt.

Diese „neue, schöne Wonne" ist noch zu Lebzeiten des Dichters über Deutschland hereingebrochen. Er hat noch den Sonnenaufgang einer neuen großen Zeit für Deutschland geschaut. Wir aber, die wir nun an seinem Grabe stehen, wollen die edeln und herrlichen Gaben ehren, die ihn zierten. Seine „Gedichte" sind ein schönes Vermächtniß eines echt deutschen Mannes, der in seinen glücklichen Momenten den Ton echter Poesie anzuschlagen verstand, wie das mitgetheilte Gedicht beweist.

Recht brav sind die „Gedichte" neuer Folge von **Agnes Kayser-Langerhannß** (Nr. 3). Die Verfasserin verfügt über eine leicht bewegliche Phantasie, echte Herzenswärme und eine achtungswerthe Reife der Form. Es sind nicht nur die Themata subjectiver Gefühle, wie das bei dichtenden Frauen der Fall zu sein pflegt, welchen sie poetischen Ausdruck leiht, nein, auch die Menschheit und das Vaterland macht sie zu Gegenständen ihrer Gedichte. „Gottvertrauen" und „Das rechte Gedenken" möchten neben den Zeitgedichten „Hülferuf für Ostpreußen" (1868) und „Ermüdet nicht" den ersten Rang in dieser Sammlung einnehmen. Als Probe des dichterischen Stils von Agnes Kayser-Langerhannß finde hier das folgende Gedicht einen Platz:

Mahnung an das deutsche Volk.

Der Krieg ist aus, verstummt sind die Gewehre,
Versenkt die Helden tief im kühlen Grunde,
Die sich geopfert treu für deutsche Ehre.

Das war ein Ernten zu dem großen Bunde!
Scharf traf die Sichel, die der Tod geschwungen,
Er mähte tausend hin in flücht'ger Stunde,

Hat Jugendkraft, hat Mannesmuth bezwungen;
Da galt kein Rang, er schlug sie alle nieder,
Wo er die Macht, die finstre, sich errungen.

In blut'gen Purpur hüllt er seine Glieder,
Das blüh'nde Leben grausam zu vernichten;
Solch Leichenmahl, das kehrt sobald nicht wieder.

Er jauchzt voll Hohn, wenn sich die Reihen lichten,
So zahlreich sah er nie die Opfer fallen,
So eifrig nie den Krieg das Amt verrichten.

Da endlich hoch des Friedens Banner wallen,
Auf Lorber ruhn die Kämpfer nach dem Strauße,
Und Siegsfanfaren durch die Lüfte schallen.

Der Tod erbebt; gestört beim besten Schmause,
Die Gier erhöht durch maßlos freches Schalten,
Will noch nicht heim zum düstern Schädelhause.

Er ruft die Krankheit, ihn erfreut ihr Walten,
Sie schließt viel Augen, bricht viel warme Herzen,
Macht Lippen stumm und läßt sie rasch erkalten.

Nicht heiße Bitten, nicht der Lieben Schmerzen
Vermögen Noth und Jammer abzukürzen,
Des Kriegs Gefolge kennt nicht Lust und Scherzen.

Der Willkür That, sie werden Thränen würzen,
Es gilt das Elend nun ins Maß zu zwingen,
Das Los der Zukunft klug und kühn zu schürzen.

Drum auf, mein Volk, sei stark vor allen Dingen,
Vertrau' den Männern, die stets unverdrossen
Ihr Wohl dem deinen gern zum Opfer bringen.

Zu lang in Zwiespalt, hast du nicht genossen
Der Einheit Glück, jetzt trat es ins Erscheinen,
Denn also hat der Herrgott es beschlossen.

Der Fürsten Sinn, er lenkt ihn nach dem seinen,
Weckt große Seelen zu den großen Werken,
Vollführt durch sie, was Menschenplan wir meinen.

Ihn flehet an, er soll die Geister stärken,
Die Zeit zu fassen, trotz dem wirren Schweifen,
Auf ihren Ruf mit strengem Ernst zu merken;

Und Heil der Zukunft, herrlich wird sie reifen
Im Licht des Rechts. Wir sehn erstaunt, begeistert
Auf Kaiser, Fürsten, Volk, und wir begreifen,
Daß Gott allein die Weltgeschichte meistert.

Das Gedicht hat unleugbar einen großen Zug. Die Dichterin beweist ein Talent, welches in weitern Kreisen Anerkennung verdient, und so heißen wir denn ihre Sammlung herzlich willkommen.

Leopold Jacoby's unter dem Titel „Es werde Licht" (Nr. 4) erschienene Poesien enthalten in Form von sehr gewandt gehandhabten Makamen à la Rückert eine Reihe von humoristischen Gedichten, welche berliner Zustände mit Geist und Witz illustriren und geißeln, sowie zwei hochpathetische Gesänge in freien Strophen, „Klage" und „Der deutschen Sprache Lobgesang" betitelt. Jacoby zeigt ein geist- und phantasievolles Talent, welches viel Eigenartigkeit hat. Seine „Klage" hat einen fast socialistisch-revolutionären Charakter. Sie polemisirt gegen die Tyrannei der Großen gegen die Kleinen und klingt in ihren ernsten Rhythmen wie eine Hymne des classischen

Alterthums. Gleiches gilt von „Der deutschen Sprache Lobgesang", welcher stolz und majestätisch dahinwogt. Von unserer deutschen Sprache sagt der Dichter:

Wie eine Jungfrau zaghaft ist und unbeholfen,
Und doch der süßesten Geheimnisse voll,
So bist du, ach! wie oft so spröd',
So starr und widerstrebend,
Daß man sich muß ärgern über dich
Und muß dich doch lieb haben.
Wenn ich dich aber schelten will,
Dann blickst du mich mit einmal an
Klug mit frischen Kinderaugen,
Wie eine Tanne unterm Schnee vorguckt,
Und aller Unmuth ist mir gleich davongeflogen.

Wenn du ein Herzenslied anhebst zu singen,
Dann quillt es alles heraus voll innerlichem Wohllaut,
Und du bist reich an Schönheit
Und an Gedankentiefe wunderbar
Wie Meerleuchten.

Jacoby's Poesien stehen im schärfsten Gegensatze zu den heute so sehr an der Tagesordnung sich befindenden, subjectiv gefärbten, sentimentalen Reimereien. Bei ihm ist alles gedankenvoll, vieles gedankentief, was namentlich von dem Gesange „Klage" gilt. Ob aber die Makame ein dem Sprachgefühl der Gegenwart entsprechendes Maß ist, das möchten wir sehr bezweifeln und dem Dichter, obgleich er dieselbe mit Grazie zu behandeln versteht, für spätere Producte lieber ein anderes, etwa ein iambisches Maß, mit freien Reimen verschlungen, aber einer festen Fußzahl, anempfehlen.

Neben Jacoby's gedankenvollen und sehr reifen Poesien nehmen sich die „Wilden Rosen" von H. Kluge (Nr. 5) winzig und unausgegoren aus. Denselben fehlt es an Prägnanz und innerer Bedeutung. Zwar leihen sie oft recht hübschen und ansprechenden Gedanken Ausdruck, sind auch in der Form meistens correct, allein es fehlt ihnen die Größe und Würde. Wer für jedes Gefühl oder Gefühlchen einen Vers oder ein Verschen bereit hat, der kann dem Schicksale nicht entgehen, daß, wenn er einmal einen bedeutendern Stoff erhascht und ihm einen leidlich guten dichterischen Ausdruck gibt, derselbe in dem Wust des Unbedeutenden, das neben ihm steht, übersehen wird und klanglos zum Orkus wandelt. So hätte auch Kluge seine Gedichte mit mehr Auswahl sammeln sollen. Der Mangel an Selbstkritik ist einer der schlimmsten Fehler unserer heutigen Lyriker. An diesem Fehler leidet auch unser Dichter. Er hat in seine Sammlung eine Anzahl von Gedichten aus dem Nachlasse des verstorbenen Postsecretärs Emil Kluge, des Dichters des epischen Gemäldes „Königgrätz", aufgenommen. Diese Gedichte Emil Kluge's (gest. 10. Mai 1869) sind meistens tief empfunden und machen einen wohlthuenden Eindruck. Das Schlußgedicht dieser Nachlaßgedichte, zugleich das letzte, welches der Dichter schrieb, lautet folgendermaßen:

Verrinnt so mancher Tropfen
Still, ungesehn im Meer, —
Versinkt ein Menschenleben,
Sagt an, was ist es mehr?

Wir sind nur kurze Gäste,
Rasch fliegt die Zeit, ein Traum,
Das Glück, das höchste, beste,
War Flitterwerk und Schaum.

Ich hab' den Kelch geleeret
Bis auf den goldnen Grund;
Als ich ihn ausgetrunken,
War's meine letzte Stund'!

Gott wird ihn wieder füllen
Bis an den Jüngsten Tag
Und ich — will trinken, trinken.
Wollt ihr mein Glück? — folgt nach!

Wenn das Talent Emil Kluge's sich leiblich im empfindungsvollen Liede äußert, so ist dagegen die Poesie H. Kluge's vorzüglich auf den Gebieten des erzählenden und des Zeitgedichts zu Hause. Wir nennen als Beispiel der ersten Art das hübsche Gedicht „Kanut", als Probe der zweiten die rührende kleine Dichtung „Die Witwe"; es ließe sich auf diesen beiden Gebieten noch sonst manches ansprechende Beispiel aus vorliegender Sammlung aufführen. Als Beweis dafür, daß H. Kluge sehr wohl den Ton des sangbaren Liedes zu treffen weiß, mögen hier schließlich noch die folgenden Verse einen Platz finden:

So sehnt die Pflanze sich nach Licht,
Der Schmetterling nach Blütenduft,
So treibt's mit raschem Flügelschlag
Den Adler in die blaue Luft,

So zieht's den Fisch zum kühlen Grund,
Wie mich es treibt, dich anzusehn.
Woher es kam, das frage nicht,
Weiß selber nicht, wie es geschehn.

Weiß nur, ein Blick von deinem Aug',
Ein Lächeln deines Mundes ist
Mir Sonnenlicht, mir Blütenduft,
Mein Element seit kurzer Frist.

Derartige, wenn auch keineswegs bedeutende, so doch durch ihre Lebhaftigkeit, Frische und Ungezwungenheit den Leser anmuthende Liedchen finden sich nicht selten in dieser Sammlung.

Wie H. Kluge, so zeigt auch Alexander Kaufmann in seinen Liedern und Dichtungen „Unter den Reben" (Nr. 6) ein Talent, welches besonders auf dem Gebiete der poetischen Erzählung Hübsches leistet. Aber Kaufmann's Lyra ist vieltöniger als die Kluge's. Neben abgerundeten und fesselnden Balladen, Romanzen und Legenden finden wir in „Unter den Reben" leichtgeschürzte Lieder und stimmungsvolle Situationsbilder. Allen diesen Dichtungen aus verschiedenen Gattungen sind Plastik und Grazie, Wohllaut und Abgeschlossenheit eigen, sodaß die Sammlung einen überaus günstigen Eindruck macht und dem Dichter das Zeugniß eines nicht gewöhnlichen Talents ausstellt, eines Talents, welches durchaus auf eigenen Füßen steht und seine Stoffe ebenso wohl mit Geschick wählt, wie mit Glück ausführt. Dabei verfügt der Dichter mit Gewandtheit über die Form. Die Sammlung zerfällt in die Abtheilungen: „Lieder" und „Erzählendes". Unter den Liedern heben wir rühmend hervor: „Traum", ein ansprechendes Gedicht; „Nach Jahren", ein stimmungsvolles Gemälde, und das sehr anmuthige Liedchen: „Vom Rebenmädchen", welches letztgenannte sich unter den Liedern an Amare befindet, die von echter Poesie durchhaucht sind. Als die schönsten Stücke unter der Rubrik „Erzählendes" nennen wir „Merlin und Niniana", eine Romanze, welche trotz des schon oft verwertheten Stoffs zu fesseln und zu interessiren versteht, sowie die trefflichen Legenden: „Die Jungfrau von Neuenburg" und „Die Be-

lehrung des Longobardenherzogs Ariolf", endlich die schöne Ballade:

König Trojan.

„Was blickst du, mein König, so scheu dich um?
Wie starrst du hinaus in die Nacht?
Es liegt ja noch alles so still und so stumm,
Die Sterne halten noch Wacht.

„Was fährst du, mein Buhle, so hastig auf?
Es war nicht der Vögel Gesang;
Vom Felsrand quillet des Brunnens Lauf,
Sein Rieseln, das macht dir bang.

„O scheust du dich, mein Buhle traut,
Vor dem wonnigen, sonnigen Licht?
Und liebst du der Lerche melodischen Laut,
Rothgoldene Wipfel nicht?" —

„Die Morgenröthe, das ist mein Tod,
Ich bin ja König der Nacht.
Es hat das leuchtende Morgenroth
Uns allen Verderben gebracht.

„Mein Vater starb an dem blauen Meer,
Drauf Rosen der Morgen goß;
Meinen Urahn trugen sie kalt daher,
Als der Strahl um die Bergwand floß;

„Wir alle sterben am Sonnenlicht —
Geh', winde den Todeskranz,
Oder halt', mein Liebchen, mich länger nicht —
Weh', schaust du des Ostens Glanz?"

Auf sprang der König: „O Gott, mein Schloß,
Das finstre, wie liegt es so weit!
Errette mich du, windschnelles Roß!
Auf, überhole die Zeit!"

Der König riß sich von Liebchens Brust,
Es bleichte der letzte Stern,
Jetzt hebt sich die Sonne mit flammender Lust;
Sein Schloß, wie fern, wie fern!

Der König sprengt in den düstern Fluß,
Er sprengt ins dämmernde Thal;
Frisch wob sich der leuchtende Rosenguß
Um der Kuppen feuriges Mal.

Und tiefer kam das belebende Licht:
„O tummle dich, tummle dich, Roß!"
Wohl flog das Rößlein und wankte nicht —
Bleich ward der Elfengenoß:

„Das ist der erste, der letzte Strahl,
Der je meinen Scheitel gesengt!
Verfluch' dich Gott, du schlimmes Thal!"
Vom Roß der König hängt.

Noch wenig Schritte, da sinkt Trojan,
Der mächtige Fürst, ins Moos.
Ein tiefer Seufzer — dann ist's gethan!
Der Zwerge Leid ward groß;

Es ward gar groß der Zwerge Leid
Um den stillen, bleichen Mann,
Indeß der Glanz voll Herrlichkeit
Die jauchzende Welt durchrann.

Das Motiv dieses Gedichts ist nicht neu, aber die Art seiner Composition ist eine echt balladenhafte, der Fortgang der Erzählung ein spannender, und das Colorit des Ganzen ein dem Stoffe angemessenes und fesselndes. Mögen diese Gedichte von Alexander Kaufmann ihre Leser finden! Sie verdienen wegen der ihnen innewohnenden poetischen Kraft und ihrer ansprechenden Form unter dem Wust der Tageslyrik hervorgehoben zu werden.

Ein tiefes Gemüth spricht aus „Am Bache" von Martin (Nr. 7). Anspruchslos und einfach in Form und Inhalt machen die Lieder, welche ohne Sentimentalität in einer warmen Gefühlsatmosphäre schweben, einen wohlthuenden Eindruck, wenngleich man ihnen eine besondere geistige Bedeutung nicht beimessen kann. Einen sonderbaren Eindruck macht indessen das Lied „Halte aus!" mit seiner sehr derb klingenden Verszeile: „Kommen deine Jungens beid'!" Auch stören in den Martin'schen Liedern häufig falsche Reime. Die Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege sind recht lobenswerth, namentlich das Gedicht „Mars-la-Tour". Aus der Zahl der Lieder Martin's theilen wir hier mit:

Ihr kleinen Hände.

Ach, ihr lieben, ihr gefaltnen Hände
Meines kleinen Kindleins, ihr,
Ach, wohin ich gehe und mich wende,
Vor den Augen steht ihr mir!

Als im Todeshauche ihr erkaltet,
Euch der letzte Schmerz bewegt,
Haben meine Hände euch gefaltet
Auf die kleine Brust gelegt.

Ach, nun liegt ihr schon in euerm Grabe,
Erde gab euch lauter Leid,
Und mit Blumen und mit Thränen habe
Ich das kleine Grab bestreut.

Ach, im Sturme, der hier oben schaltet,
Reißt der Anker leicht sich los,
Doch ihr kleinen Hände bleibt gefaltet
Stille in der Mutter Schos.

Ach, ihr lieben, ihr gefaltnen Hände
Meines Kindleins, mahnet mich:
Das Gebet ist aller Dinge Ende!
Meine Hände falte ich.

Das ist gewiß echte, kindlich reine Herzenspoesie, die das Gemüth jedes fühlenden Menschen bewegt. Schade, daß das sonst so liebliche Liedchen durch den incorrecten Ausdruck: „gefaltne" Hände (müßte doch heißen: „gefaltete") gestört wird. Im übrigen befriedigt es durchaus.

Max Kalbeck's Blumensprache in Versen: „Wintergrün" (Nr. 8) rechtfertigt aufs neue die gute Meinung, welche Publikum und Kritik infolge seiner bisherigen Leistungen von diesem Autor hatten, aber nur insofern, als sie ein neuer Beweis für seine Formgewandtheit ist. Anders steht es um den geistigen Gehalt der Sammlung; diese kleinen Vierzeiler machen in vielen Stücken den Eindruck des Künstlichen, weshalb sie ihren Namen „Wintergrün" sehr mit Recht tragen, obschon der Dichter ihm die Bedeutung des Künstlich-Treibhausartigen wol nicht hat beilegen wollen. Das ganze Bouquet trägt den Charakter des Spielerischen und mag auf dem Nipptisch einer Dame der vornehmen Welt einen passenden Platz finden; für ernste Leser, für denkende Literaturfreunde ist es eben nichts als — Wintergrün. Wir entnehmen dem kleinen Buche, um es selbst reden zu lassen, aufs gerathewohl einige Proben. Hier sind sie:

Erdbeere.

Dürft' ich küssen deinen Mund
Recht von Herzensgrunde,
Würde wol mein Herz gesund
Zu derselben Stunde.

Nelle.

Welch ein glückliches Geschick
Führte uns zusammen!
Schon im ersten Augenblick
Stand mein Herz in Flammen.

Das ist Poesie des Kuchenbäckers — Bonbon-Devisen-Dichtung!

Aber Max Kalbeck ist uns trotz seiner banalen Reimsprüche hundertmal lieber als Johann Müller, der Verfasser der „Ruhmeskränze“ (Nr. 9) und der „Propyläen zu den Ruhmeskränzen“ (Nr. 10). War jener allzu concret, d. h. gedankenarm, so ist dieser allzu abstract, was aber keineswegs heißen soll: gedankenreich, sondern was vielmehr die Müller'sche Poesie als eine von der Erde und dem uns Erdenkindern gewohnten logischen Denken völlig losgelöste und sich in den Regionen des höchsten blauen Dunstes bewegende bezeichnen soll. Wo wir auch die beiden Sammlungen aufschlagen mögen, überall stehen wir vor den vieldeutigen Räthseln des inspirirten Unsinns. Man höre z. B. das folgende Sonett aus den „Propyläen zu den Ruhmeskränzen“:

Die Muse.

Sowie der Lenz ließ Berg und Thal ergrünen,
Die Freuden seiner Welt selbst zu verdienen;
So ist die freie Muse uns erschienen,
Die Freiheit mit dem Wirken zu versühnen.

Der Genius rief ihr freudig zu von oben:
Sie möge alles Gute schön beloben
Und Menschen, die im Wirken sich erhoben,
Den Menschengeist in Werken sich erproben!

Des Genius Schwingen fingen an zu rauschen:
Ich hör' ihn mit der Muse Worte tauschen —
Und sah die, still, halb träumend, ihm zu lauschen.

Ich hörte hohe Worte sanft erbeben
Und hörte Scherze zu der Menschen Leben
Und hörte Lob für all ihr gutes Streben.

Wir können dem Dichter den ihm bereits früher in d. Bl. gegebenen wohlgemeinten Rath nur dringend wiederholen: das Dichten oder doch wenigstens die Veröffentlichung seiner Gedichte zu unterlassen.

Von Müller zu Willatzen — von einem im Mysticismus kramenden Scholasten zu einem uns die wahre Poesie erschließenden echten Dichter! P. J. Willatzen, der geistvolle Uebersetzer der Balladen und Heldengesänge der Färinger, erweist sich in seinen „Gedichten“ (Nr. 11) als ein Lyriker vom lautersten Wasser und fügt somit seinem als Uebersetzer, Novellist u. s. w. errungenen Lorber ein frisches grünes Blatt hinzu, und nicht das schlechteste in dem Kranze. In dieser ausgewählten Liedersammlung des Dichters ist alles blühendes, frisches Leben, und neben den duftigsten Knospen einer halberschlossenen und darum um so anmuthigern Poesie begegnen wir wuchtig einherschreitenden Gedankendichtungen, neben plastisch ausgeprägten Romanzen aus dem Mittelalter und einer noch frühern Zeit modern gefärbten Zeitgedichten von entschieden männlichem Charakter. Das nordische Element, welches in den frühern Werken Willatzen's eine so große Rolle spielte, ist in der gegenwärtigen Sammlung vorzüglich durch hübsche, oft sehr bedeutende Uebersetzungen von schwedischen, norwegischen und dänischen Dichtern vertreten. Die Sammlung zerfällt in die Abtheilungen: „Lieder“, eine Rubrik, welche sich wiederum in „Blüten des Lenzes“, „Wilde Rosen“, „Tage der Sonne“ und „Blumen am Wege“ gliedert; „Romanzen“, „Bunte Blätter“, „Aus der Fremde“ und „Zeitklänge“. Voll und kräftig ertönen die verschlungenen Reimverse des Prologs dieser Willatzen'schen „Gedichte“. Die Lieder enthalten echte Perlen wie: „Liebesnacht“, „Es röthen sich die Wogen“, „Schlaf ein!“, „Das Glockenblümchen“, „Es dunkelt“, „Die Möve“, „Ohne Ziel und Stern“ u. a. m. Alle diese Lieder haben das Aroma wahrhafter Poesie. Die „Romanzen“ Willatzen's haben durchweg den Zug der Größe und oft ein nordisches Colorit. Man merkt ihnen an, daß der Dichter die nordische Ballade studirt hat. In den „Bunten Blättern“ findet sich mancher schwerwiegende Gedanke, manches anmuthige Gedicht, und der Abschnitt „Aus der Fremde“ bietet eine reiche Blumenlese aus fremden Dichtern in trefflichen Uebersetzungen. Unter den „Zeitklängen“, welche die letzten großen nationalen Errungenschaften nur in dem Einen Gedichte: „König Wilhelm's Jagd“, feiern, im übrigen aber in die frühern Phasen deutscher Entwickelung bis zum Jahre 1849 zurückgehen, macht das Gedicht „In der Neujahrsnacht 1834“ den bedeutendsten Eindruck. Wir lassen es hier folgen:

Der Dichter steht am Meer der Zeit
Und schaut verklärt und unverwandt,
Die Seele kühn und weltenweit,
Aufs Wogenspiel hinaus vom Strand.
Und wie die Wellen rauschen,
Da muß er ihnen lauschen,
Da regt sich Herz und Hand;
Und in der Harfe Saiten
Greift er mit Macht, mit Macht,
Daß hell die Töne gleiten
Hin durch die stille Nacht.

Er kündet, was sein Ohr vernimmt,
Singt, was sein spähend Auge sieht;
Und was die Zukunft hat bestimmt,
Ahnt schon sein weihevolles Lied.
Die Jahre ziehn gleich Schwänen
Vorbei in leichten Kähnen —
Dies kommt, wenn jenes schied;
Er grüßt, die gehn, die kommen
In ew'gem Wechselgang —
So haben sie vernommen
Den hallenden Gesang:

„Aeonen stehn vor meinem Blick,
Der Sterne Heer, der Sonne Ball!
Ich seh' das göttliche Geschick
Allwaltend schreiten durch das All;
Ich seh' der Völker Reigen,
Des einen stolzes Steigen,
Des andern jähen Fall,
Die Hütten, die Paläste,
Den Reichthum und die Noth,
Das Schlechteste, das Beste,
Das Leben und den Tod!

„Doch nicht zum Horizonte fern,
Nach dir mein Aug', o Schifflein, schweift,
Das unter einem guten Stern
Dem Strande nah vorüberstreift.
Du führst das Jahr, das scheidet,
In hehre Pracht gekleidet,
Vom Kranz die Stirn umreift:
Am Steuer steht entschlossen
Also das schöne Weib,
Von Hoheit ist umflossen
Der königliche Leib.

„Sie streute reicher Gaben viel
Allüberall, wohin sie kam,
Und scheuchte mild mit Saitenspiel
So manchen finstern Seelengram;
Schlug sie auch einem Wunden,
Ließ andre sie gesunden,
Mehr gebend, als sie nahm.
Der Sänger dankt's inbrünstig
Der gnadenvollen Hand,
Ihm warf sie minnegünstig
Ein Röslein an den Strand.

„Sie hauchte helle Flammenglut
In jedes deutschen Mannes Brust
Und rief ihm zu: «Hab' frohen Muth
Und sei dir deines Ziels bewußt!»
Da scholl's wie Sturmesbrausen!
Dem Schlechten war's ein Grausen,
Doch Guten wahre Lust!
Wohl scheidet nun die Hohe,
Doch, die sie angefacht,
Brennt fort, die heil'ge Lohe,
Und macht zum Tag die Nacht.

„Du altes Jahr, in deinem Kahn
Zieh nur hinweg aufs Meer der Zeit!
Wir danken dir, was du gethan,
Gabst du uns Lust, gabst du uns Leid,
Schon kommt auf dunkeln Wogen
Das neue Jahr gezogen
In Jugendherrlichkeit;
Es trägt an schlanker Hüfte
Ein Schwert die Königin,
Lang flattern durch die Lüfte
Die wilden Locken hin.

„Ihr Aug' ist streng, die Wange bleich,
Und jedes Lächeln scheint verbannt,
Doch sieh', es winkt ein Lorberzweig
Dem deutschen Volk in ihrer Hand.
Und hoch ob ihrem Kahne
Wallt mächtig eine Fahne,
Die lieb und wohlbekannt;
Sie zeigt auf diese Farben
Und ruft mit edler Glut:
«Was andre einst verdarben,
Ich mach' es wieder gut!»

„Mach's wahr! Mach's wahr, du neues Jahr!
Dann sollst du sein gebenedeit,
Gebenedeit auf immerdar,
Gebenedeit in Ewigkeit!
Gib — kann es sein — den Frieden,
Doch wär's nicht so beschieden,
Dann ist auch gut der Streit!
Wir sind zum Kampfe fertig
Für Freiheit und für Recht,
Des Richterspruchs gewärtig
Vom künftigen Geschlecht!"

Abgesehen von der allzu allegorischen Signatur und einzelnen nicht ganz passenden Bildern, wie die in Kähnen vorüberziehenden Schwäne, ist das Gedicht ein schön und groß gedachtes, obwol dem Leser von heute nicht diejenigen Empfindungen durch das Gedicht erweckt werden, welche den Dichter bewegten, als er es schrieb. Die Zeiten sind eben anders geworden. Außer diesem Gedichte zeichnen wir in der Abtheilung „Zeitgedichte" noch aus: „Zur Schillerfeier 1859", „Ich schleudre meine Harfe hin 1860", „Alsen 1864" und „Deutscher Frauen Scheidegruß an die Germania und an die Hansa" (gelegentlich der zweiten deutschen Nordpolfahrt). Willatzen gehört, wie diese Gedichte beweisen, zu den wahrhaft talentvollen deutschen Dichtern der Gegenwart.

Auch die „Gedichte" von Max Schlierbach (Nr. 12) sind Erzeugnisse eines bedeutenden Talents. Der Dichter will nicht durch den Reiz des Anmuthigen und Lieblichen bestechen; er will nicht blenden durch leuchtende Farben. Er sagt:

Mir ist genug, wenn mit gedankenvoller,
Gesenkter Stirne stille Hörer lauschen
Den tiefgestimmten Saiten meiner Harfe.

Nicht Lächeln will, nicht Thränen ich erregen,
Die schnellentschwundnen Kinder der Minute;
Aufrufen will ich aus der Menschenseele
Den ew'gen, göttergleichen, den Gedanken!

Max Schlierbach ist in der That ein Dichter des Gedankens. Philosophisch geschult und zur Reflexion beanlagt, liebt er metaphysische Themata, aber er weiß diese Themata concret zu behandeln, und darin eben beweist er die echte Künstlerschaft, daß er niemals in abstracte und daher unpoetische Auseinandersetzungen sich verliert, sondern vielmehr stets den Gedanken in ein sinnlich wirkendes Bild zu kleiden versteht. Von echtem Schwunge der Begeisterung erfüllt sind namentlich seine hymnenartigen, in freien Strophen geschriebenen Gedichte, welche neben den von Robert Hamerling und Albert Moeser in gleichen Rhythmen verfaßten zu den bedeutendsten nach-Goethe'schen dieses Genre gehören. Wir theilen hier ein Gedicht dieser Gattung mit:

Auf der Bergeshöhe.

Hoch auf des Berges Gipfel stand ich,
Düsteren Auges,
Und ich schaute hinab. —
Unabsehbar Gefild
Breitete sich, Thal und Gebirg, Wälder und Au'n;
Felsengeborener Ströme
Jugendfreudiges Brausen
Scholl aus umwaldeter Tiefe
Stolzanschwellend empor.
Und es klang wie ein alter,
Ein titanengewaltiger,
Längst verschollener Hymnus. —
Und ich blickte hinauf
Zu des leuchtenden Himmels
Ewig ruhiger Klarheit,
Wo des Tages Gestirn
Mit der bleichern Schwester
Niederglänzte —
Und die zuckende Lippe
Bebend flüsterte sie:
Ob das Herz mir spränge,
Deiner kann ich mich nimmer
Schauend freuen wie einst,
Glanzdurchwobene Schönheit,
Deiner nicht, du gottentflossenes,
Unzerstörliches All!
Denn auf Unendliches blickend
Fühl' ich mich ärmlich,
Fühl' ich endlichen Daseins,
Ewigen Irrens und Zweifelns
Markdurchdringenden, tödlichen Schmerz,
Der Schleier der Täuschung,
Der um das Auge des Niedrigen
Rosig sich schlingt,
Schmeichelnd und schwebend,
Bilder des Wahns

Schmückend mit Farben der Wirklichkeit:
Bleischwer lastet er mir
Um die schmerzende Stirn,
Einem glühend geschmiedeten,
Ehernen Bande vergleichbar.
Wohl ihm, der in des Thales
Stillverborgenen Gründen weilt,
In die Weite nicht blickend,
Sich am nächsten ergötzt,
Engbeschränkten Besitzes froh!
Thor, was frommt dir auf wolkenragende
Höhen zu klimmen
Und mit sehnsuchtskranken
Blicken zu fassen,
Was du nimmer dein eigen nennst?
Der du empor zur Sonne
Mit verwegenem Fittich strebst,
Mit zerschmetterten Gliedern
Fällst du herab, von wannen du kommst,
Staubgeborener Thor du!

Nieder sank ich zu Boden,
Und das glühende Haupt
Barg ich verzweifelnd im Alpenschnee.
Aber Himmel und Erde
Blieb wie zuvor
Ruhig und hehr,
Reizumflossen,
Und aus dem ganzen unendlichen All
Scholl für den endlichen Schmerz
Des Erdentsprossnen
Kein Trostwort!

Von gleicher Schönheit wie dieses Gedicht sind die ebenfalls hymnenartigen Poesien „Morgenwanderung“, „Epinikion“ und „Auf Bergtrümmern“. Unter der Zahl der übrigen Schlierbach'schen Gedichte nennen wir noch mit rühmlicher Auszeichnung: „Zerstörung Roms“, „Waldgespräch“, „Am Hünengrab“, „Zwischen den Bechern“, „Vision“, „Guanahani“, „Ob ich dichtend sie ergründe“, und ganz besonders „Morgengesang indischer Weltweisen“, ein Gedicht von philosophischer Größe. Wir halten die Gedichte von Schlierbach für die bedeutendsten der heute von uns besprochenen und wünschen ihnen eine ehrende Anerkennung bei Publikum und Kritik.

Ein anmuthiges Talent, gedankenvoll und gefühlswarm, in der Form correct, bekunden auch die „Blüten am Wege“ von Luise Hunnius (Nr. 13). Namentlich für das leichtgeschürzte, duftige Lied zeigt die Dichterin viel Begabung, wie die nachstehende Probe zeigen mag:

Du.

Im Garten steht
Ein Rosenbeet,
Ein süßer Duft
Erfüllt die Luft,
Ich bin allein.
Es wehet heiß
Der Wind so leis,
Es fließt der Bach
Dahin gemach,
Ich denke dein.

Gedankenschwer
Schau ich umher,
So müd und matt,
So thränensatt
In starrer Ruh.
Das Leben ach!
Nicht tragen mag
Ich's ferner so;
Nie werd' ich froh.
Wo weilest du?

Und alles schweigt,
Die Sehnsucht steigt
Das Herz hinan
Zum Himmel an,
Wird riesengroß.
Kein Laut, kein Ton,
Die Nacht kommt schon
Mit ihrer Ruh.
O Herz, doch du
Wachst ruhelos!

Neben diesem Liede verdienen noch „Heimfahrt“ und „Nebel“ aus der Zahl der Gedichte von Luise Hunnius anerkennend hervorgehoben zu werden.

Die „Gedichte“ von Gustav Gerstel (Nr. 14) enthalten manche ansprechende Liederblüte, einige tiefempfundene patriotische Gedichte und mehrere geistvolle Reflexionen. Am höchsten möchten wir unter ihnen die Liebeslieder stellen, von denen namentlich „Flucht vor der Geliebten“ als ein psychologisch sehr wahr empfundenes Gedicht auszuzeichnen ist. Prächtig ist auch das nachstehende Gedichtchen:

Sesam, thu' dich auf!

Ein herzig Märchen hört' ich einst erzählen
Von einem Berg, der „Sesam“ ward genannt,
Da galt es, schnell das rechte Wort zu wählen,
Um einzutreten in das Wunderland,
Das sich im Innern jenes Bergs erstreckte;
Viel bunte Schätze lagen da zu Hauf',
Nur dem zu eigen, der das Wort entdeckte
Und recht es sprach: „Berg Sesam, thu' dich auf!“

Ich wußt' es selbst nicht, daß im Herzen ruhte
Mir noch so mancher lebensfrische Keim,
Die Schwingen sanken meinem Jugendmuthe,
Und Sehnsucht hegt' ich nach dem ew'gen Heim. —
Da sah ich dich —, ich lauschte deinem Worte
Und deinem Spiel, der Töne süßem Lauf —
Und allgewaltig an des Herzens Pforte
Hast du gepocht: „Berg Sesam, thu' dich auf!“

Andere ebenfalls sehr sinnige Proben der Gerstel'schen Poesie sind ferner „Heimkehr“ und „Komm zur Mutter“. Unter den patriotischen Gedichten der Sammlung, welche fast alle von dem Hauche warmer Begeisterung durchweht sind, nehmen wohl „Sorgt für Charpie!“ und „Kusch', Franzos!“ den ersten Platz ein.

Wir schließen unsere heutige Revue mit einem Hinweis auf einen Liedergruß von jenseit des Oceans. „Dornrosen. Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika“ (Nr. 15), ist der Titel einer Sammlung von Gedichten von verschiedenen Autoren und ungleichem Werthe. Die in ihr vertretenen Dichternamen sind meistens noch unbekannte, abgesehen von Theodor Kirchhoff, Udo Brachvogel und einigen andern. Die Sammlung würde entschieden an Reiz gewonnen haben, wenn die Auswahl der Gedichte mit etwas strengerer Kritik gehandhabt und das ganz Unbedeutende, welches hier und da hervortritt, ausgeschieden worden wäre. Als eins der bessern Lieder theilen wir das nachstehende sehr innige von Minna Kleberg mit:

Die junge Mutter.

Mein süßes Kind, so zart und schwach,
Du zählst nun einen Lebenstag;
Mein süßes Kind, so schwach und zart,
O daß dich Gottes Huld bewahrt,
Auf daß du wachsest und gedeihst,
Du schwacher Körper, zarter Geist!

Du lechzest nach des Schlafes Ruh',
Und ich bin hülflos, fast wie du. —
Ich hör' dich weinen hell und heiß,
Und kann nur beten still und leis':
Du Gott im Himmel, schütze mild
Mein süßes Kind, mein Engelsbild!

Ich trug für dich so stark und fest,
So viel an Qual sich tragen läßt,
Und meines Schmerzes Lethequell,
Das war dein Stimmchen lieb und hell;
O nun sei Gott dein Schirm und Schild,
Du schmerzerkauftes Engelsbild!

Gesundheit mach' erstrahlen klar
Dein helles, frommes Augenpaar,
Daß aus der ersten Traumesnacht
Unsterblich bald dein Geist erwacht!
Der Herr, der schütze dich und mich,
Gott segne und behüte dich!

Jedenfalls legt diese Sammlung amerikanisch-deutscher Poesie ein erfreuliches Zeugniß ab von dem Blühen und Wachsen deutschen Geisteslebens in der Neuen Welt, und darum rufen wir ihr ein freudiges Willkommen und den Wunsch auf weiteres Gedeihen deutscher Poesie in Amerika zu.

Ernst Ziel.

Feuilleton.

Notizen.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegen die Bände 135—145 vor, und zwar enthält Band 135—137: „Shakspeare's König Heinrich der Sechste", übersetzt von Heinrich Viehoff; Band 138 und 139: „Transatlantische Novellen", übersetzt von Karl H. Baum; Band 140 und 141: „Shakspeare's Leben und Werke von Rudolf Genée". Dieses selbständige Werk erscheint als Abschluß zu Shakspeare's Werken in dieser Bibliothek. Band 142: „Dichtungen von Lord Byron", übersetzt von Adolf Strodtmann; Band 143: „Rousseau's ausgewählte Briefe", übersetzt von Fr. Wiegand; Band 144: „Mérimée's ausgewählte Novellen", übersetzt von Adolf Laun; Band 145: „Lord Byron's lyrische Gedichte", ausgewählt und übersetzt von Heinrich Stadelmann.

Von Reclam's „Universal-Bibliothek" liegen die Hefte 401—410 vor, sie enthalten: „Schach dem König. Historisches Lustspiel von H. A. Schaufferi"; „Goethe-Schiller's Xenien. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Stern"; „Das Abenteuer der Neujahrsnacht. Novelle von Heinrich Zschokke"; „Belisar. Romantisches Trauerspiel von Eduard von Schenk"; „Der Korsar. Erzählung von Lord Byron", frei übersetzt von Adolf Seubert; „Der 29. Februar", „Die Zurückkunft aus Surinam von Adolf Müllner"; „Die beiden Cagliostro. Drama von Robert Giseke"; „Meine Gefängnisse. Denkwürdigkeiten von Silvio Pellico", übersetzt von F. Zschech.

Von der „Philosophie des Unbewußten" von Eduard von Hartmann (Berlin, C. Duncker, 1871) liegt eine dritte beträchtlich vermehrte Auflage vor. Selten hat in neuer Zeit ein philosophisches Werk einen so raschen und durchgreifenden Erfolg davongetragen.

Es bleibt immerhin ein Curiosum, daß die Siege der Deutschen in den Jahren 1870 und 1871 jetzt auch in französischer Sprache verherrlicht worden sind. Der Verfasser dieser Dichtungen „1870—71. L'année sanglante" (London, Trübner u. Comp.), Paul Jane, ist allerdings kein Franzose, und seine Sympathien adressiren sich an das ganze deutsche Volk, weniger an die einzelnen Helden, Feldherren und Fürsten, die er nicht wie Oskar von Redwitz auf ein mit Sonettenkränzen geschmücktes Piedestal erhebt. Von Frankreich singt er, als er die Kampflust der Boulevards schildert:

C'est l'esprit des tyrans opposant la conquête
A l'œuvre de la liberté!

Ah! la France jamais n'en eut que le vertige!
Esclave du pouvoir passant complaisamment
De la licence au joug, il faut pour son prestige
Que chaque peuple plie à son commandement.

Von Deutschland dagegen heißt es:

O patrie allemande!
Libre et fière, une et grande!
Dieu te marqua,
Dans ce jour de victoire,
Du signe de sa gloire:
Alléluia!

Von der praktischen Aesthetik für die gebildete Frauenwelt von Jeanne Marie von Gayette-Georgens: „Geist des Schönen in Kunst und Leben" (Berlin, Nicolai, 1871), ist eine zweite vermehrte Ausgabe erschienen. Es ist keine Aesthetik für die Schule, sondern eine Aesthetik für das Leben. Wenn man die seltsamen Moden der heutigen Frauenwelt betrachtet, welche oft allen Regeln der Schönheit ins Gesicht schlagen, so wird man zugestehen, daß ein Werk wie dieser „Geist des Schönen" nicht überflüssig ist.

Bibliographie.

Maurer, L., Sonettenbilder. Mannheim, Löffler. 16. 16 Ngr.

Otto, Louise, Privatgeschichten der Weltgeschichte. 6ter Bd. Erlesene Charaktere aus deutschen Adelsgeschlechtern. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Pierson, W., Bilder aus Preußens Vorzeit. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr.

Rambert, E., Aus den Schweizer Bergen. 1ste Lief. Basel, Georg. Lex.-8. 10 Ngr.

Radziwill, E. Prinz, Die kirchliche Autorität und das moderne Bewußtsein. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 3 Thlr.

Rockinger, L., Zum baierischen Schriftwesen im Mittelalter. 1ste Hälfte. München, Franz. Gr. 4. 24 Ngr.

Sadler, E., Peter der Große als Mensch und Regent. Eine Charakterstudie. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schell, A. v., Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz. — Vom Beginne des Krieges bis zur Capitulation von Metz. — Dargestellt nach den Operations-Akten des Obercommando's der I. Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Schucht, J., Lehrbuch der Astronomie. Nebst einer Theorie über die Rotation der Planeten um die Sonne, sowie über die Centripetal- und Centrifugalkraft der Weltkörper. Ein Leitfaden für Bewunderer des Sternhimmels. Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Stoephasius, Marie, Von Unten auf. Ein Beitrag zur Lösung der Volksbildungs- und der Frauenfrage. Berlin, Henschel. 8. 5 Ngr.

Deutsches Theater. 17tes bis 19tes Bdchn.: Kurzsichtig. Lustspiel von C. A. Görner. Nur ein Band. Lustspiel von C. A. Görner. Erziehung macht den Menschen. Lebensbild mit Benutzung einer ältern Idee von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vincenti, C. v., Die Tempelstürmer Hocharabiens. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Von jenseits der Leitha. Ein Novellenkranz nach ungarischen Autoren. Deutsch von J. Nagel. Wien, Perles. 8. 1 Thlr.

Walter, D. H., Betrachtungen über die Thätigkeit und Leistungen der Cavallerie im Kriege 1871. Leipzig, Luckhardt. 8. 20 Ngr.

Wünsche, A., Jesus in seiner Stellung zu den Frauen mit Hinblick auf die Bedeutung derselben im Mosaismus, im talmudischen Judenthum und Christenthum. Berlin, Henschel. 8. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Joh. Carl Bertram Stüve. Aus dem Nachwort zu der nach des Verfassers Tode erschienenen Geschichte des Hochstifts Osnabrück besonders abgedruckt. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kurzgefasste

Forst-Encyklopädie.

Ein Hand- und Taschenbuch
mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter
für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc.

Von **Alfred Püschel.**

Mit 74 Figuren in Holzschnitt.

Neue, mit Hülfstafeln zur Reduction der preussischen in metrische Maasse vermehrte Ausgabe.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der wissenschaftliche und praktische Werth dieses Werks ist in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“, im „Jahrbuch von Tharand“, in den „Kritischen Blättern“ und in andern Zeitschriften einstimmig anerkannt worden.

Durch die der vorliegenden neuen Ausgabe beigefügten Reductionstabellen der Maasse wurde dem gegenwärtigen Bedürfniss genügt. Trotz dieser Vermehrung aber hat die Verlagshandlung auf vielseitigen Wunsch den Preis noch billiger gestellt als den der frühern Ausgabe.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Baummessung und Inhaltsberechnung nach Formzahlen und Massentafeln nebst Zusammenstellung der über die Formzahlen der Waldbäume vorliegenden Erfahrungen. Bearbeitet unter Zugrundelegung der neuen metrischen Maße für Forstwirthe und Holzhändler. 8. Geh. 24 Ngr.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

In circa 100 Lieferungen von je 6—7 Bogen 8. eleg. ausgestattet u. brosch. Preis pro Lieferung nur 5 Sgr.

Lieferung 1 und 2 mit ausführlichem Prospect sind in jeder Buchhandlung vorräthig. — Alle 8 bis 14 Tage eine weitere Lieferung.

Soeben erschien im Verlage von George Westermann in Braunschweig:

M. Th. von Heuglin's

Reisen nach dem Nordpolarmeer.

Erster Band:

Reise in Norwegen und Spitzbergen

im Jahre 1870.

Unternommen in Gesellschaft des Grafen K. v. Waldburg-Zeil-Trauchburg.

Mit 2 Karten, 1 Farbendruck und 16 Illustrationen.

Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Murchison, der Präsident der geographischen Gesellschaft in London, schreibt kurz vor seinem Tode über die Heuglin'sche Reise: „Unter den zahlreichen Expeditionen, die seit den Tagen, wo England an der Spitze solcher Unternehmungen stand, von Schweden, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland ausgesandt wurden, um die Nordpolar-Region zu erforschen, hat die im vorigen Jahre von Graf Zeil und M. Th. von Heuglin nach Ost-Spitzbergen ausgeführte Forschungsreise für die Geographie wahrscheinlich am meisten Neues geboten.“ Diesem ehrenvollen Urtheil schließt sich Dr. A. Petermann in Gotha an. Ueber den besondern Werth des Werks ist es also unnöthig ein Wort hinzuzufügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster bis dritter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

(Bildet zugleich den 7.—9. Band von Varnhagen's Ausgewählten Schriften.)

I. Theil: Graf Wilhelm zur Lippe. — Graf Matthias von der Schulenburg. — König Theodor von Corsica. — Freiherr Georg von Derfflinger.

II. Theil: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. — General Freiherr von Seydlitz.

III. Theil: Fürst Blücher von Wahlstadt.

Als Biograph steht Varnhagen bekanntlich unerreicht da, und mit Recht wird ihm der Name des deutschen Plutarch beigelegt. Eine vollständige Sammlung seiner Biographien war aber bisher nicht vorhanden, mehrere fehlten sogar seit geraumer Zeit gänzlich im Buchhandel; die vorliegende, sorgfältig durchgesehene und wohlfeile Ausgabe derselben (die zweite Abtheilung seiner Ausgewählten Schriften bildend) ist deshalb gewiß allen Literaturfreunden willkommen.

Die erste Abtheilung der Ausgewählten Schriften enthält in 6 Bänden Varnhagen's berühmtes Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“ und kostet geh. 8 Thlr., geb. (in 3 Bänden) 9 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1872.

Zur neuesten Geschichte Oesterreichs.

1. Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848. Von Joseph Alexander Freiherrn von Helfert. Dritter Band: Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. Prag, Tempsky. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. Von Walter Rogge. Erster Band: Das Decennium des Absolutismus. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auf die jüngste Vergangenheit eines mitten in dem Laufe der geschichtlichen Entwickelung befindlichen Staats einen zusammenfassenden und orientirenden Rückblick zu werfen und in Kürze die Summe der geschichtlichen Arbeit des letzten Jahrzehnts zu ziehen, wird sich vornehmlich da ein Bedürfniß regen, wo der Staat an einem entscheidenden Wendepunkte seines Geschicks angelangt ist und in der Reihe der Ereignisse einen Abschluß erreichte, von dem auch die Mitkämpfenden und Mitstrebenden erkennen, daß er zu einem bleibenden, der weitern Entwickelung zur Grundlage dienenden Ergebniß geführt hat. Aber dieser Satz ist doch nicht ohne sehr bedeutende Ausnahmen: ja in manchen Fällen möchte man fast versucht sein zu glauben, der Eifer in der Durchforschung und Darstellung der jüngsten Vergangenheit habe seinen Grund entweder in der Rathlosigkeit, in der man den wachsenden Wirren der Gegenwart und den aus ihnen für die Zukunft drohenden Gefahren gegenübersteht, daher man durch eine Antwort auf die Frage, wie das alles denn eigentlich so geworden sei, vielleicht einen Hinweis auf den zunächst einzuschlagenden Weg zu gewinnen denkt, oder in dem mit größerer Leidenschaftlichkeit erneuten Streite der Parteien, deren jede, um ihr Recht in der Gegenwart und ihren Anspruch auf den maßgebenden Einfluß in der Zukunft zu erweisen, sowie um die Schwächen und Fehler ihrer Gegner als die eigentliche Ursache alles Unheils darzuthun, in die Rüstkammer der Geschichte greift und von dorther die Waffen zu einem um politische Machtfragen der Gegenwart sich drehenden Kampfe holt. Vornehmlich und fast ausschließlich der letzte Punkt ist es wol, auf welchen wir die außerordentlich rege Thätigkeit zurückzuführen haben, die seit einigen Jahren auf dem Gebiete der neuesten Geschichte Oesterreichs zu herrschen begonnen hat.

Seitdem der erste italienische Krieg mit seinen schweren Katastrophen den Gang einer ein Jahrzehnt hindurch unangefochten herrschenden Reaction, die auf dem politischen Gebiete ebenso rücksichtslos und gewaltthätig auftrat wie auf dem kirchlichen, und welche die habsburgische Monarchie nicht einem absoluten Kaiser, sondern der schwarzen Schar der Pfaffen und vornehmlich der Jesuiten in die Hände führte, unterbrochen und die Regierung zu einem Einlenken in liberalere Bahnen genöthigt hat, schwankt der an Nationalitäten so reiche, daher von so vielen centrifugalen Kräften beherrschte Staat von der Rechten zur Linken und fällt haltlos und widerspruchsvoll aus einem Extrem in das andere, aus den Händen eines staatsrettenden Tausendkünstlers in die des andern. Auf Schmerling folgte Belcredi; die neue Katastrophe von 1866 rief den Proteus Beust zur Beglückung Oesterreichs aus der Fremde herbei, der durch den Ausgleich mit Ungarn zwar eine alte bösartige Wunde schloß, aber doch nur, um dem ermatteten Staatskörper dafür eine ganze Masse neuer Wunden beizubringen; dem Bürgerministerium folgte endlich das Dioskurenpaar Hohenwart und Schäffle, die, was seit Jahren, je nachdem, gefürchtet oder gehofft wurde, nämlich die österreichisch-ungarische Monarchie in tausend Stücke auseinanderzusprengen, mit selbstzufriedener Naivetät in wenigen Wochen zu Stande zu bringen auf dem Wege waren. Unrecht will natürlich keiner von diesen Herren gehabt haben: ein jeder zieht sich, wenn ihm das Chaos, das er aufgewirbelt, über den Kopf

wächst, zurück, indem er seine Hände in Unschuld wäscht, den Vertretern der augenblicklich über ihn obsiegenden Richtung einen noch weit unerfreulichern Ausgang prophezeit und sich mit der Hoffnung tröstet, daß der alle Extreme der Reihe nach durchlaufende Umschwung des österreichischen Staats auch ihn und die Seinen wieder einmal nach oben heben und für längere oder kürzere Zeit zum Herrn der Situation machen werde. In solchen Zeiten und unter solchen Verhältnissen wird denn auch die Geschichte, statt Zweck zu sein, zum Mittel im Kampfe der Parteien.

Der Gruppe der so entstehenden historischen Parteischriften müssen wir auch die beiden obengenannten neuesten Werke zur österreichischen Geschichte zurechnen. Ihre Vergleichung ist um so interessanter und lehrreicher, je entgegengesetztere Standpunkte die Verfasser einnehmen. Daß ihr Urtheil über Personen und Zustände — sie behandeln wenigstens zum Theil dieselbe Periode der österreichischen Geschichte — meistens nach diametral entgegengesetzten Richtungen auseinandergeht, kann unter solchen Umständen nicht wundernehmen. Wo der eine rühmt und preist, indem er sich zu einer schwungvollen Apotheose der Männer erhebt, welche Oesterreich mit gebundenen Händen der politischen und kirchlichen Reaction überliefert haben, denen er selbst persönlich nahe gestanden und deren Zwecke er in einflußreicher amtlicher Stellung fördern half: da hat der andere, ein in jahrzehntelangem Kampfe gegen die Reaction bewährter verdienter Publicist, nur einschneidenden Tadel, häufig noch durch die Lauge einer beißenden, aber nicht ungerechten Satire verschärft. Das eine Werk läuft auf nichts anderes hinaus als auf eine glänzende Apologie der Reaction, das andere ist eine vernichtende Kritik derselben.

Wir wenden uns zunächst zu der „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Octoberaufstandes 1848" von Joseph Alexander Freiherrn von Helfert (Nr. 1). Der vorliegende Band ist bereits der dritte des Werks, doch tritt der Verfasser erst jetzt eigentlich in die Behandlung der Aufgabe, die er sich nach dem Titel seines Buchs gestellt hat. Denn der erste Band gab die sehr detaillirte und anschauliche, an neuen Einzelheiten reiche und trefflich geschriebene Geschichte der Belagerung und Einnahme Wiens, wobei auf der einen Seite der panegyrisch verherrlichte Fürst Windischgrätz, auf der andern der phantastische Messenhauser und der unheimlich abenteuerliche Bem besonders in den Vordergrund traten; der zweite bald folgende Band aber behandelte ohne ein gleiches Interesse die Revolution und Reaction im Spätjahr 1848 und verlor sich eigentlich allzu tief in eine Schilderung des Parteiwesens und eine Kritik der wie Pilze aus der Erde schießenden Fractionen und Fractiönchen. Was wir seinerzeit jenem ersten Bande nachrühmen konnten (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1870), nämlich die Sorgfalt in der Benutzung der einschlagenden, zum Theil schwer zugänglichen Quellen, den Fleiß in Sammlung und Verwerthung der so besonders charakteristischen Flugblätter, Proclamationen und Zeitungsartikel, die Klarheit und Schärfe des Blicks in der Auffassung und Feststellung des Thatsächlichen, vor allem aber die Frische und Lebendigkeit, die Anschaulichkeit und gleichsam greifbare Plastik der Darstellung, der ein gewisser feiner Humor hier und da einen eigenthümlichen Reiz verleiht: das alles müssen wir als hervorstechende Eigenschaften auch dieser Fortsetzung des Werks ausdrücklich nachrühmen. Dieses Lob rückhaltlos auszusprechen, halten wir uns aber um so mehr für verpflichtet, als wir uns dem Parteistandpunkt, welchen der Verfasser einnimmt, auf das entschiedenste entgegenstellen müssen: die conservative Gesinnung des Geschichtschreibers, die schon in dem ersten Bande seines Werks unverkennbar hervortrat, aber, da es sich um eine Kritik der Ausschreitungen der Revolution handelte, durch diesen Hintergrund gemildert erschien und höchstens in der, nicht Apologie, sondern Glorificirung Windischgrätz' und Jellacic's Anstoß geben konnte, tritt in dem weitern Verlaufe der Darstellung in einer Weise gesteigert, als ultraconservativ, schwarzgelb und reactionär hervor, daß man gegen die Auffassungen und Urtheile, die von diesem Standpunkte aus gewonnen werden, die ärgsten Bedenken hegen und sich ihnen jederzeit höchst kritisch entgegensetzen wird. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe genug: der Verfasser, welcher sich bei Erscheinen des ersten Bandes hinter dem Schleier der Anonymität verbarg, aber schon auf dem Titel des zweiten Bandes seinen vollen Namen nannte, hat selbst in den Reihen der Partei gestanden, die nach dem Octoberaufstande die Herrschaft in Oesterreich gewann, er hat dem Ministerium, welches Oesterreich aus den Stürmen der Revolution in den sichern Hafen einer allgemeinen Reaction hinüberleitete, in dem einflußreichen Amte eines Unterstaatssecretärs des Grafen Leo Thun persönlich angehört. Er ist daher auch in der Nothwendigkeit, in dem Gange seiner geschichtlichen Erzählung seiner selbst mehrfach Erwähnung zu thun, wofür wir — abgesehen davon, daß es immer nur in einer sachlich durchaus begründeten Weise geschieht — nur dankbar sein können, da wir so die Mittel gewinnen, uns von der Persönlichkeit des Geschichtschreibers ein anschauliches Bild zu machen, und so auch seinem Berichte von den Ereignissen, in die er seinerseits so tief verflochten war, eine gerechte Würdigung zutheil werden zu lassen. Im wiener Reichstage saß Helfert als Abgeordneter für Tachau in Böhmen; noch während desselben war er mit dem Grafen Franz Stadion in Verbindung getreten, der schon im Juni 1848 von seinem Statthalterposten in Lemberg nach Wien berufen worden war, um ein Ministerium zu bilden, diesen Auftrag jedoch als damals allzu undankbar abgelehnt hatte; und bald gehörte Helfert zu dem Kreise vertrauterer Parteigenossen, die sich um den offen als künftigen Ministerpräsidenten bezeichneten Grafen in dessen Salon zu versammeln pflegten. Als dann nach der Flucht des Hofs nach Olmütz dort die Bildung des sogenannten „Coalitionsministeriums", an dessen Spitze Fürst Felix Schwarzenberg und Graf Franz Stadion traten, geplant und nach wochenlangem Schwanken auch glücklich zu Stande gebracht wurde, da hatte man auch Helfert für ein Portefeuille, und zwar das der Justiz, in Aussicht genommen. Er selbst erzählt davon und charakterisirt sich selbst dabei in folgender Weise:

Auch Dr. Helfert aus Prag hatte sich bereits eingefunden. Es war ihm zuerst das Portefeuille der Justiz und daneben

eine Rolle, die man heute als die eines Sprechministers zu bezeichnen pflegt, zugedacht, weil er den doppelten Ruf eines ausgezeichneten Juristen und ausgezeichneten Redners genoß. Beides ohne rechten Grund. Er hatte allerdings mehrere Abhandlungen veröffentlicht, welche aus verschiedenen Gründen in juristischen Kreisen einiges Aufsehen erregten; allein es waren Lampenarbeiten. Er hatte im wiener Reichstagssaale ein paarmal Reden gehalten, die in einigen wichtigern Momenten die Entscheidung herbeiführten; allein es waren in der Regel keine schlagfertigen Eingebungen im Augenblicke des Bedarfs, was eigentlich den Redner bekundet; gerade die bedeutendste derselben war eine tagelang vorbereitete, mit Muße ausgearbeitete. (Diese Rede über die Entschädigung, welche infolge der auf Hans Kudlich's Antrag beschlossenen Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses den bisherigen Grundherren bewilligt werden sollte, ist am Schlusse des Bandes unter den Beilagen nach dem stenographischen Sitzungsberichte mitgetheilt.) Dabei war er jung, kaum achtundzwanzig Jahre alt, und ohne alle geschäftliche Erfahrung; ein paar Jahre lässigen Amtirens beim prager Fiscalamte und bei der wiener Hofkammerprocuratur und acht Monate suppletorischer Professur in Krakau waren seine ganze Lehrzeit. Endlich brachte er eine Eigenschaft mit, die einem neu zu bildenden Ministerium kaum Vortheil bringen konnte: sein Name trug den ausgesprochenen Stempel dessen, was zu jener Zeit unter dem Schlagworte „reactionär" als der schlimmste Makel galt, der einem öffentlichen Charakter ankleben konnte. Seine Anträge hatten in der Entschädigungs- und in der ungarischen Deputationsfrage zum großen Verdrusse der Linken den Ausschlag gegeben, und vielleicht mehr noch als dies war es die Schärfe seines Auftretens in der Journalistenlogen-Frage, was ihn bei der radicalen Partei in einem Grade verhaßt machte, daß von ihr mit Schadenfreude jede passende Gelegenheit ergriffen wurde, sein Wirken in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Allein Stadion hatte großes Vertrauen zu ihm gefaßt, und auch Schwarzenberg, ohne Zweifel durch jenen beeinflußt, drang wiederholt in ihn. Helfert erbat sich Bedenkzeit, die er dazu benutzte, nach Prag zurückzukehren und sich mit seinen böhmischen Reichstagscollegen ins Einvernehmen zu setzen.

Das Ergebniß davon war, daß Helfert das ihm angetragene Portefeuille der Justiz ablehnte. Doch wurde ihm, als es sich um die definitive Constituirung des Cabinets Stadion-Schwarzenberg handelte, wiederum ein Antrag gemacht und zwar diesmal zur Uebernahme des Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Aber Helfert lehnte auch diese Ehre ab, erklärte sich jedoch bereit, unter Stadion's Aegide in der Stellung eines Unterstaatssecretärs die Leitung der bezüglichen Geschäfte für so lange zu übernehmen, bis der rechte Mann gefunden sein würde. Da aber Schwarzenberg und Stadion dieses Arrangement nur als ein vorläufiges gelten ließen und darauf rechneten, daß Helfert sich schließlich doch noch anders besinnen werde, so wurde Helfert schon damals zu den Berathungen des Ministeriums regelmäßig hinzugezogen. Nicht lange danach erhielt er denn auch in aller Form und definitiv seine Bestallung als Unterstaatssecretär.

Wenn unter diesen Umständen die oben gekennzeichnete Parteirichtung in dem Buche Helfert's zum rückhaltlosesten Ausdruck gelangt, so wird das niemand wundernehmen, da man nun weiß, wie tief und in welcher Stellung der Geschichtschreiber mit dem damals in Oesterreich zur Herrschaft gebrachten Systeme verflochten war. Eben dieser Stellung aber verdankt derselbe auch wieder den Vortheil, daß er sich Quellen erschließen konnte, welche jedem andern ohne Frage unzugänglich geblieben wären, trotz der mildern Praxis, die in dieser Hinsicht in neuerer Zeit auch in Oesterreich maßgebend geworden ist. Von den fürstlichen Familien Windischgrätz und Schwarzenberg sind ihm reiche und höchst werthvolle Materialien zur Verfügung gestellt worden, die uns einen völlig neuen und höchst lehrreichen Einblick in das eröffnen, was in jenen entscheidenden Momenten hinter den Coulissen geschah und selbst den sonst tief Eingeweihten bis zum letzten Augenblicke verborgen geblieben war. Von einer Menge den Ereignissen mehr oder weniger nahestehender Persönlichkeiten hat Helfert schriftliche und mündliche Mittheilungen erhalten und sind ihm gleichzeitige Aufzeichnungen, Correpondenzen und Tagebücher zur Benutzung anvertraut worden; auch die Archive der Ministerien haben sich ihm bereitwillig, wenn auch selbst ihm noch nicht vollständig erschlossen: denn er selbst spricht es aus, daß gewisse „wichtige Actenstücke, aus höhern Rücksichten, deren Bedeutung unter den obwaltenden Umständen nicht zu verkennen ist, wißbegieriger Einsicht fürs erste nicht eröffnet werden könnten". Auch über die von ihm zu berichtenden militärischen Ereignisse hat er zum Theil sehr werthvolle private Mittheilungen empfangen. Unter solchen günstigen Verhältnissen ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Verfasser die Reihe der Ereignisse wesentlich vervollständigt und um eine große Masse lebensvoller und interessanter Einzelzüge bereichert hat; gerade in der Verwerthung dieses Vortheils zum Entwurf einer von Leben sprühenden, die Ereignisse mit dramatischer Anschaulichkeit vor uns hinstellenden Geschichtserzählung liegt ein Hauptverdienst des Helfert'schen Werks.

Aber auch der materielle Gewinn, den wir aus demselben ziehen, die Bekanntmachung bisher völlig unbekannt gebliebener Vorgänge, die Erklärung von Thatsachen, deren Entstehungsgeschichte bisher von dem tiefsten Dunkel bedeckt war, wird dem Buch, ungeachtet seiner scharf ausgesprochenen Parteiansicht, einen bleibenden Werth verleihen und es für den künftigen Darsteller der neuesten Geschichte Oesterreichs zu dem Range eines wichtigen Quellenwerks erheben. Wir legen dabei weniger Gewicht auf die hier zum ersten male actenmäßig gegebene Darstellung von der Durchführung des Belagerungszustandes in der niedergeworfenen Hauptstadt, in welcher namentlich die kriegsgerichtlichen Processe gegen Robert Blum, Fröbel, Messenhauser, Becher, Jellinek u. s. w. von Interesse sind, wenn man natürlich auch auf Grund der mitgetheilten Gerichtsprotokolle über alle diese Verfahren zu einem ganz andern Urtheil kommen wird, als Helfert von seinem Standpunkte aus fällen zu müssen meint, als auf die in dem dritten Buche „Olmütz und Kremsier" gegebene authentische Darstellung der bisher völlig im Dunkel begrabenen Vorgänge, welche zur Thronentsagung Kaiser Ferdinand's I., zum Verzicht seines Bruders auf seine Nachfolgerechte und zur Thronbesteigung des jugendlichen Erzherzogs Franz Joseph geführt haben. Hier hat Helfert das Verdienst, eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß der Geschichte jener Zeit ausgefüllt und uns zugleich den Schlüssel zu vielen ohne diese Kenntniß unlösbaren Räthseln gegeben zu haben: diese Partie des Buchs ist es namentlich, welche dasselbe trotz

aller sonstigen Mängel zu dem Range einer werthvollen Quelle erhebt, die keiner der spätern Geschichtschreiber Oesterreichs wird unbenutzt lassen dürfen. Eben nur solche Verbindungen, wie sie Helfert zur Seite standen, haben das Dunkel der im tiefsten Geheimniß und unter dem dictatorischen Einfluß Windischgrätz' geführten Verhandlungen innerhalb der kaiserlichen Familie lüften und den thatsächlichen Hergang an das Licht ziehen können.

Nicht blos dem Parteistandpunkte nach, sondern nach seiner ganzen Tendenz und Anlage wesentlich anders geartet ist das Buch von Walter Rogge: „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" (Nr. 2), dessen uns vorliegender erster Band „Das Decennium des Absolutismus" behandelt. Dem Verfasser stehen keine so hoch hinaufreichenden Verbindungen zur Verfügung, wie sie Helfert zur Ergründung des geschichtlichen Thatbestandes heranziehen konnte; doch ist es auch ihm, der seit zwei Decennien die verschiedensten Landestheile der habsburgischen Monarchie im publicistischen Beruf hat kennen lernen, vergönnt gewesen, durch einzelne besonders gut eingeweihte Persönlichkeiten in bisher völlig verborgene Angelegenheiten tiefere Blicke zu thun und so des Neuen und Werthvollen mancherlei beizubringen. Durchweg wird man ihm auch sonst das Zeugniß ausstellen müssen, daß er alles ihm zugängliche Material mit Sorgfalt herangezogen und mit Kritik verarbeitet habe. Während Helfert sich zwar bemüht, durchaus objectiv zu schreiben, in Wahrheit aber eine Apologie der auf die Niederwerfung des Octoberaufstandes folgenden Reaction zu Stande bringt, stellt sich Rogge auf den gerade entgegengesetzten Standpunkt: sein ganzes Buch läuft hinaus auf eine einschneidend scharfe, aber durchaus sachlich gehaltene, ernste und würdige, mit publicistischer Schlagfertigkeit und nicht ohne einen gewissen Glanz geschriebene Kritik, und zwar eine vernichtende Kritik, der Männer und des Systems, von denen Oesterreich 1848—59 beherrscht worden ist.

Rogge wirft zunächst einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse seit dem Ende der Octoberrevolution, welcher den Boden bedingte, auf dem das neue Oesterreich errichtet werden sollte; daß das Ergebniß, zu dem er gelangt, demjenigen, welches Helfert sich zu erreichen bemüht, meistens diametral entgegengesetzt ist, wird nach dem bereits Gesagten niemand mehr wundernehmen. Mit Nachdruck und nach unserer Meinung durchaus mit Recht weist Rogge von vornherein darauf hin, daß es dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion mit der Verfassung keinen Augenblick Ernst gewesen sei, daß vielmehr von dem Beginn ihrer Geschäftsführung an diese beiden Männer darauf ausgingen, Oesterreich durch die innigste Verbindung mit Rom, durch ein Concordat, zu einem absolutistisch-theokratischen Staate zu machen. Dieser Punkt ist es, um welchen sich die Darstellung Rogge's in dem vorliegenden ersten Bande seines Werks dreht, und den er durchaus mit Recht als den eigentlichen Angelpunkt der Entwickelung der innern Politik Oesterreichs in jenem Jahrzehnt angesehen wissen will. Namentlich weist er darauf hin, wie dieses letzte Ziel den leitenden Staatsmännern bereits zu der Zeit vorgeschwebt hat, wo nur die Schrecken einer blutigen Militärherrschaft auf dem Lande zu lasten schienen, und wie die Maßregelungen durch rohe militärische Gewaltacte der geplanten klerikalen Gegenrevolution nur vorarbeiten sollten. Schon zu Beginn des Jahres 1849 treten die ersten, aber gleich unwiderleglichen Vorzeichen für diese Thatsache ein:

Gleich nach Neujahr reiste Graf Moritz Esterházy nach Gaëta ab — derselbe Jesuit, der sich während des Staatsstreichs von 1865 und während des deutschen Kriegs 1866 wahrhaft herostratischen Ruhm um Oesterreich erworben. War das Verfassungsgerede reiner Humbug, so war es dafür mit dem Concordate um so heiligerer Ernst. „Was wäre der liebe Gott ohne den Erzengel Michael mit dem feurigen Schwert?" pflegte Fürst Schwarzenberg zu sagen. „Die Leute müssen gehorchen, Steuern zahlen, und wenn sie ein Extravergnügen haben wollen, mögen sie in die Kirche gehen."

Ein besonderes Interesse gewinnt die geschichtliche Darstellung Rogge's dadurch, daß derselbe die Beziehung auf die Gegenwart keinen Moment aus dem Auge verliert, sondern durch den Vergleich mit ihr und durch den Hinweis auf die aus ihr sich ergebenden allgemeinen Aufgaben einer gesunden österreichischen Politik die Sinnlosigkeit der Staatskünstler recht augenfällig erweist, deren Händen damals das Schicksal des Landes anvertraut war. Bei dem Bericht über die Debatten des kremsierer Reichstags über die von einigen Mitgliedern geforderte Declaration der Grundrechte in der Verfassung, welche, obgleich fast alle Parteien ohne Rücksicht auf nationale Sonderinteressen hierin einig gewesen waren, durch die brüsken und fast beleidigenden Worte Stadion's und die Furcht vor einer Auflösung gänzlich im Sande verliefen und zu keinem Ergebniß führten, weist Rogge mit Recht hin auf die unglaubliche Kurzsichtigkeit des Ministeriums, das einen so günstigen Zeitpunkt völlig ungenutzt verstreichen ließ:

Ein anderes Moment war hervorgetreten, das wir nicht genug urgiren können. Rieger hatte nicht nur mit dem Deutschböhmen Pinkas, er hatte auch mit Fischhof und Schuselka, denen er bei Eröffnung der kremsierer Campagne noch als Todfeind gegenüberstand, dieselbe Sache in erster Reihe verfochten. Der erste Anfang zur Verwandlung der nationalen in politische Parteien war also mit überraschender Leichtigkeit gemacht — und wer das heutige Oesterreich kennt, muß wissen, was das zu bedeuten hat. In der damaligen Regierung indessen saß auch nicht Ein Mitglied, dessen Ehrlichkeit oder staatsmännische Voraussicht so weit gereicht hätte, einen Proceß zu fördern, dessen Mislingen gegenwärtig den eigentlichen Krebsschaden des Reichs bildet: im Gegentheil, sie allzumal, von urtheilslosen Pfaffen und Generalen gehetzt, erkannten in dieser Annäherung nur mit Schaudern einen Grund mehr, einer Versammlung das Lebenslicht auszublasen, deren längeres Beisammensein die dem Absolutismus und Jesuitismus so bequeme Intrigue, Nation gegen Nation auszuspielen, am Ende gar hätte verderben können.

Von da bis zur Sprengung des kremsierer Reichstags und zur Octroyirung einer Scheinverfassung war eben nur noch ein Schritt. Den trostlosen Hintergrund zu dieser reactionären Politik bildet die Gesammtheit der Maßregeln, die man mit dem schönklingenden Namen der „Pacificirung" zu bezeichnen liebte, in Wahrheit einer Fülle militärischer Gewaltacte, von blutigen Massenhinrichtungen bis zu den verschiedenen Graden der Kerkerhaft herab, und eines polizeilichen Spionir- und Chicanirsystems, wie es sich der raffinirteste Künstler in diesem Fache nicht raffinirter hätte ausdenken können. Wie es dabei zuging — wir

wollen es hier nicht näher erörtern: man lese nur die durchaus actenmäßige Darstellung des seinerzeit gegen das ehemalige Reichstagsmitglied Goldmark wegen angeblicher Mitschuld an dem Tode Latour's eingeleiteten Verfahrens, das mit des Angeklagten Verurtheilung zum Tode in contumaciam endete, später auf dessen Betreiben revidirt sich als ein einziges großes, mit unglaublicher Plumpheit und Gemeinheit zusammengebrachtes Lügengewebe enthüllte. Die Verurtheilung erfolgte auf die Zeugenaussage eines gewissen Hähsmann hin, der sich bei der spätern zur Rehabilitirung Goldmark's geführten Untersuchung selbst als ein gekaufter falscher Zeuge zu erkennen gab:

Nicht einmal einen Versuch machte der Elende, sich zu rechtfertigen. „Als bescheidener Mann von Erfahrung", schreibt er in seinem Kauderwelsch, „ist die Zeit vorüber, über solche politische Dinge Rede und Antwort zu geben, da zu jener Zeit die Welt ein Narrenthurm war und einer den andern denuncirte, wo er nur konnte; es ist höchst lächerlich, nur davon zu reden." Aber in demselben Augenblick, wo er schamlos eingesteht, daß er den Pranger reichlich verdient, behält der Schuft noch in einer Weise, die für jene ganze Epoche höchst charakteristisch ist, den gleißnerisch-loyalen Jargon von 1849 bei. „Der gewesene Ministerialkurier, derzeit quiescirte Bezirksamtskanzlist", der ein Sünden- und Blutgeld von 1500 Gulden jährlich in Form einer Pension bezieht, seufzt, „daß sein Patriotismus nur verhöhnt werde", und hat die Stirn, in demselben Augenblick, wo ihm nichts mehr übrigbleibt, als seine Lügen einzugestehen, über die schnöde Behandlung zu klagen, daß „ein Mann, wie er, verheirathet, 58 Jahre alt, Vater von vier unversorgten Kindern, mit einem kleinen Gehalt in Noth und Kummer leben müsse". . . . Und doch war die Gemeinheit eines Hähsmann nur ein Pendant der Temperatur, die in den bevorzugten Kreisen der Gesellschaft herrschte.

So stark diese Behauptung klingt, Rogge bringt für ihre Richtigkeit der Beweise genug bei; als besonders würdigen Repräsentanten dieser hochgeborenen Delatoren charakterisirt er namentlich treffend den als Verfasser der „Todtenkränze" auch literarisch bekannt gewordenen Baron Zedlitz. Das würdige Seitenstück dazu bildete die unglaubliche Polizeiwirthschaft, die natürlich vor allem in der Hauptstadt selbst florirte, wo der Polizeidirector Weiß von Starkenfels den Tyrannen noch übertyrannte. Was Rogge davon im Detail erzählt, würde man kaum für möglich gehalten haben:

Nie beschränkten den braven Mann Gewissensscrupel in der rohesten Anwendung der Gewalt; nie kamen seinem ganz correct gebildeten bureaukratischen Verstande Bedenken darüber, ob es nicht doch am Ende zwischen Erde und Himmel Dinge gebe, für welche die Bajonnete oder Pulver und Blei nicht die letzte Instanz bilden. Das Silberagio meinte er aus dem Grunde zu curiren, indem er den Juden eine Compagnie Soldaten an die Börse auf den Hals schickte. Mit der öffentlichen Meinung hoffte er fertig zu werden, indem er alles Ernstes den Ministern vorschlug: „Ich lasse nur zwölf Journalisten diese Nacht arretiren und nächsten Mittag coram populo in dem großen Durchgangshofe des Polizeigebäudes am Prater füsiliren, deren Namen nebst Hinrichtungsprotokollen dann am folgenden Morgen in der «Wiener Zeitung» an die Spitze des amtlichen Theils kommen müssen — und das ganze Geschrei hat ein Ende!" Da dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, entschädigte sich Herr Weiß wenigstens durch massive Grobheit gegen die Publicisten. „Wären Sie ein Schuhflicker, so wären Sie ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft", erklärte er einem fremden Journalisten, den er ausgewiesen; „als Schriftsteller aber haben Sie nichts in Wien zu suchen." Daß die Blätter schweigen mußten, wenn ein vornehmer Herr einen armen Teufel überfuhr, war selbstverständlich; allein auch Notizen über schlechtes Straßenpflaster fielen dem Rothstift des Allgewaltigen zum Opfer. „Sie haben der Behörde keine Vorschriften zu machen", schnauzte er den Redacteur an; „wenn es an der Zeit ist, wird die Gasse gepflastert werden, auch ohne Ihr Blatt!"

Ihren Gipfelpunkt erreichte diese Polizeiwirthschaft in dem berüchtigten Gensdarmerie-Edicte Bach's, von dem Rogge mit Recht behauptet, ihm gebühre der traurige Ruhm, den letzten Ring in die Kette reactionärer Maßregeln gefügt zu haben, indem er den Klerus gewähren ließ. Diese Allianz zwischen der frevelhaftesten Polizeiwillkür und dem fanatischsten Pfaffenthum ist es, welche die Reactionszeit gerade in Oesterreich zu einem sondergleichen dastehenden Unicum macht und sie über alle sich etwa entgegenstellenden Hindernisse siegreich hinwegschreiten ließ:

Militär und Gensdarmerie mußten denn doch am Ende vor der Familie halt machen: die Polizei der „Schwarzen" aber schaffte der „Spitzelei" eine Stelle auch an dem Heiligthum des häuslichen Herdes. So entwickelte sich jener byzantinische Despotismus, dem jeder Begriff nicht nur von einem öffentlichen, sondern auch vom Privatrecht abhanden gekommen war und der um die Zeit des Concordatsabschlusses in eine vollständige Anarchie ausartete, sodaß dem Kaiser von seinen Günstlingen und Machthabern sogar Eingriffe in das Eigenthum mit beispielloser Naivetät zugemuthet wurden.

Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes behandelt „Die klerikale Contrerevolution" und beschäftigt sich namentlich mit der Entstehungsgeschichte des Concordats. Seit dem Tode Schwarzenberg's gewann der Erzbischof Rauscher und mit ihm die allerklerikalste Parteirichtung den entscheidenden Einfluß, und mit demselben wurden Graf Leo Thun und Bach, „der als Apostat und Parvenu immer zu jedem Dienst bereit sein mußte", Herren der Situation. Die Persönlichkeit und die Laufbahn des letztern wird von Rogge mit knappen Zügen umrissen und einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen: vor allen Dingen wird der Mann, der einst ein gefeierter Vorkämpfer des Liberalismus gewesen war, sich hinterher aber aus dem krankhaften Ehrgeiz, seinen Ministerposten zu behaupten, zu allem und jedem gebrauchen ließ und zum Werkzeuge der beispiellosesten politischen und kirchlichen Reaction hergab, mit vollem Rechte des ihn bisher umgebenden glänzenden Nimbus, als ob er ein groß angelegter Staatsmann gewesen sei, entkleidet: ein beschränkter Kopf, ohne Einsicht in das Wesen der Dinge, ohne eine Ahnung von der Aufgabe, die es zu lösen galt, aber gierig nach Macht und Einfluß und daher bereit, sich zu allem gebrauchen zu lassen, jedes Odium auf seinen Namen zu nehmen. So wird uns hier der von der Reaction als ihr Held gefeierte Bach dargestellt, und ohne alle Frage durchaus mit Recht und ohne jede Uebertreibung. Die gänzliche Einsichtslosigkeit Bach's und die völlige Unfähigkeit desselben auch nur zu den einfachsten organisatorischen Maßregeln wird niemand mehr zweifelhaft sein, der die Schicksale eines „gemischten Stuhlrichters" nachliest, welche diesen Vertreter der neuen Bach'schen Gerichtsorganisation betrafen — und ähnlich war das Resultat aller Bach'schen Neuorganisationen, welche meistens die letzten Reste der alten Einrichtungen in Trümmer legten, aber nichts Neues schufen, sondern nur zum Chaos führten.

In Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum müssen

wir es uns versagen, die sehr eingehende und an neuen und überraschenden Aufschlüssen reiche Geschichte der Entstehung des Concordats an der Hand unsers Gewährsmanns genauer zu verfolgen. Man muß die mitgetheilten Proben aus der Correspondenz des Grafen Thun mit dem Jesuitengeneral Pater Beckx lesen, um zu begreifen, wie es möglich war, daß in Oesterreich durch das Concordat nicht blos die gesammte moderne Bildung in Schule und Universität, sondern auch die ganze bürgerliche Gesetzgebung, ja die wichtigsten Hoheitsrechte des Staats an Rom und dessen Bevollmächtigte, die Jesuiten, ausgeliefert wurde: erst dann wird man einen richtigen Begriff von diesen österreichischen Staatsrettern bekommen und die wahrhaft vernichtende Erbärmlichkeit derselben zu fassen vermögen, wenn man sieht, wie sich diese Männer von den Pfaffen und Pfaffengenossen behandeln, ja mit Füßen treten lassen, wie sie auch die ärgsten Niederträchtigkeiten ruhig einstecken und um den Preis der Bewahrung ihres Postens auch ferner sich jedem pfäffischen Gelüste demüthig beugen. Unter solchen Umständen war es denn freilich nicht zu verwundern, wenn man schließlich diese Minister völlig beiseiteließ und die der Gewinnung des letzten Siegespreises zueilende Jesuitenpartei über die Köpfe der Räthe der Krone hinweg sich unmittelbar bei dem Kaiser Zugeständnisse auswirkte, welche selbst ein aus solchen Elementen zusammengesetzter und von einem Thun und Bach beeinflußter Ministerrath zu machen sich sträubte. Die Art, wie das Concordat schließlich zu Stande kam, bezeichnet Rogge mit Recht als einen Staatsstreich. Auf Grund authentischer Mittheilung erzählt er nämlich:

Es wurde nun eine Commission unter dem Vorsitz des Reichsrathspräsidenten Baron von Kübeck eingesetzt, welche die einleitenden Vorarbeiten zu treffen hatte. Bei dem allgemeinen Widerwillen, der selbst in den höchsten Kreisen gegen das Project herrschte, kamen die Arbeiten jedoch wenig von der Stelle, bis das Attentat Libenyi's ihnen neuen Aufschwung gab. Während der Krankheit des Kaisers, die ein paar Tage lang eine sehr ernste, die Sehnerven gefährdende Wendung nehmen zu wollen schien, wußte Erzbischof Rauscher sich unter Berufung auf seine Priesterwürde Zutritt zu Sr. Majestät zu verschaffen. Bei seiner Rückkehr aus den kaiserlichen Appartements hatte Rauscher ein kleines Octavblättchen, auf dem mit Bleifeder die Hauptpunkte des Concordats verzeichnet standen und das, ebenfalls mit Bleistift, die allerhöchste Signatur trug. In der nächsten Commissionssitzung nun, der auch Rauscher beiwohnte und in der sich wieder wie gewöhnlich viele Stimmen gegen den Plan erhoben, bat Rauscher schließlich die Herren, sich nicht unnütz zu ereifern, da Se. Majestät bereits entschieden habe, und zeigte den Zettel herum, ohne denselben übrigens aus der Hand zu geben.

So ist das Concordat zu Stande gekommen!

Mit Spannung sehen wir der Fortsetzung des verdienstlichen Rogge'schen Werks entgegen. Nicht minder aber wünschen wir auch das Helfert'sche bald weitergeführt zu sehen; denn sowenig wir uns mit dem prononcirten Parteistandpunkte Helfert's einverstanden erklären können, so müssen wir doch der Fülle des Materials und dem Werthe der Quellen, worüber er verfügt, Anerkennung zollen, wie auch sein Streben nach Objectivität nicht zu leugnen ist. Vielfach einander ergänzend und berichtigend, werden diese beiden Werke unsere Kenntniß der jüngsten Vergangenheit Oesterreichs wesentlich fördern.

Hans Prutz.

Neue in- und ausländische Romane und Erzählungen.

1. Deutsche Wunden. Zeitroman (1864—71) von Luise Otto. Vier Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. 8. 5 Thlr.
2. Die Wandlung der Herzen. Roman von A. Frauenstädt. Drei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 22⅓ Ngr.
3. Die Wacht an der Weichsel. Drei Erzählungen aus der Geschichte Thorns. Von Adolf Prowe. Drei Bände. Thorn, Lambeck. 1872. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Immergrün. Erzählungen von Bernard Wörner. Dritte Auflage. Regensburg, Pustet. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Blüten. Erzählungen von Bernard Wörner. Zweite Auflage. Regensburg, Pustet. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
6. Knospen. Erzählungen von Bernard Wörner. Dritte Auflage. Regensburg, Pustet. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Aus drei Welten. Roman von H. W. Russel. Aus dem Englischen von M. Waldeck. Drei Bände. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 3 Thlr.
8. Wie wird man grau? Roman in vier Bänden von Moritz Jókai. Pesth, Rautmann. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn wir gleichsam als Chorführerin des heutigen Romanreigens eine Dame voranschreiten lassen, so geschieht dies nicht allein aus ritterlicher Galanterie, sondern vielmehr weil dem vorliegenden, umfangreichen Werke: „Deutsche Wunden" von Luise Otto (Nr. 1), eine ebenso gesunde wie tüchtige Kraft innewohnt, die uns berechtigt, von jedweder Ausnahmestellung in rücksichtsvoll gesteigertem Lobe oder liebenswürdig gemildertem Tadel abzusehen und die Schriftstellerin einfach nach dem Maße ihres Könnens zu messen, eines Könnens, das mit eigenartig schaffender Energie in den kühnen Wettkampf mit den Bestrebungen der zeitgenössischen männlichen Autoren eintreten darf. Ein Thema aus der Gegenwart oder aus kaum verflossener Vergangenheit, dessen Wahl dem Dramatiker oft die peinlichsten Schwierigkeiten aufthürmt, weil der subjectiv erfaßte Empfindungsgehalt der handelnden Personen des Dramas mit dem geschichtlichen Processe, der zu ruhiger Objectivität für den Mitlebenden noch nicht abgeklärt ist, sich nur mühevoll abzufinden vermag — ein solches Thema bietet dem Epiker freilich mehr Vortheile als Nachtheile. Die Breite des epischen Stils kommt der kühlern objectiven Betrachtungsweise des Geschichtschreibers mehr entgegen, während der scenische hastige Puls des Dramas den gewaltigen Herzschlag der Zeit nur unvollkommen auszuklingen im Stande ist. Zudem gewinnt der Epiker einen mächtigen historischen Hintergrund, von dem sich die Gebilde seiner Phantasie um so wirkungsvoller abheben. So flicht Luise Otto in das heroische Riesenepos, das die Muse der Geschichte auf die Gedenktafeln der Jahre 1864—71 mit ehernem Griffel geschrieben, ihre freierfundenen Episoden ein. Aeußere und innere Schicksale und Wandlungen ihrer Romanfiguren werden von den Zeitereignissen

bestimmt, gehoben oder niedergedrückt, sodaß uns ein glanzvolles aber auch schattenreiches Stück deutscher Geschichte nicht nur in den kahlen Umrissen nackter Daten, sondern vielmehr in seiner mannichfachen Wirkung auf der Menschen Lust und Leid, kurz in einer glücklichen Metamorphose in das rein Menschliche und Gemüthvolle vorgeführt wird. Der Strom der Ereignisse der Weltgeschichte flutet und ebbt in den Adern des Einzelschicksals, indem sich historisches Material und subjective Erfindung der Dichterin gegenseitig ergänzen und erläutern. Die Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten ist durchweg zu loben; es sind keine außerordentlichen Menschen, die uns hier begegnen, es sind meist schlichte und echt deutsche Naturen, doch voll innern Lebens und in folgerichtiger Consequenz ihres Wollens und Denkens. Dahin gehören vor allem der Schriftsteller und Turnerfreund Ferrand, die Prinzessin Elisabeth, die anmuthige Gisela von Roeder, Edmunde in ihrer Opferfreudigkeit und die Frau Professorin, während in der Kunstreiterin Alyta Leßley die Verführungen des Berufs mit dem angeborenen Adel der Seele, Liebesleidenschaft, die ihr ganzes Wesen erschüttert, mit dem schwer erkämpften Opfermuthe der Entsagung streiten, und so ein hoch interessantes Gesammtbild des Mädchens uns vor Augen tritt.

Der Stil der Verfasserin ist correct, schlicht und einfach, aller kränklichen Sentimentalität abgeneigt und nicht ohne Frische; freilich indeß findet sich in den poetischen Aggredienzien des Stils manches Gesuchte und Gezwungene. Wenn z. B. die im Mondenschein erglänzenden Buchenstämme mit silbernen Ausrufungszeichen(!) über die Naturherrlichkeit verglichen werden, so liegt die Gefahr nahe, in jedem Grashalm ein Komma in dem Briefe der Schöpfung, in der geschlossenen Blüte einen I-Punkt über dem I-Stengel, oder in dem Regenbogen eine riesige Fermate über dem harmonischen Zusammenklange der Weltganzen-Note erblicken zu müssen. Jedenfalls aber ist dem Romane von Luise Otto die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Weniger hat uns der Roman „Die Wandlung der Herzen" von A. Frauenstädt (Nr. 2) befriedigt. Es fehlt an einer greifbaren und überall klar hindurchschimmernden Idee. Die Handlung besteht mehr aus äußerlich nebeneinanderlaufenden als aus innerlich ineinandergreifenden und sich zu einem interessanten Knoten schürzenden Vorkommnissen. Die Hauptperson des Romans ist wieder einmal der vielbeliebte Hauslehrer. Noch immer fehlt der längst von uns erwartete literarische Essay, der unter dem vielversprechenden Titel: „Der Hauslehrer in Roman und Drama, ein Beitrag zur zeitgenössischen Literaturgeschichte", das Problem der überreichen Verwerthung des deutschen Pädagogen zu lösen versucht. Der Frauenstädt'sche Hauslehrer nimmt sich übrigens aus wie die meisten seiner entweder auf der Scene oder in dickleibigen Romanen einquartierten Collegen, ohne einen wesentlich neuen Zug dieser didaktischen Menschenspecies zu entfalten. Verwickelung desselben in adeliche oder fürstliche Kreise, die Liebe der Tochter des Hauses zu dem schönen, in edler Männlichkeit und stolzem Selbstbewußtsein den Salon durchschreitenden Lehrer, einem Selbstbewußtsein, das oft von hohlem Hochmuthe nicht allzu weit entfernt ist, der Streit der Standesverhältnisse u. s. w. — das sind die üblichen Motive zu dem literarischen Bilde des Pädagogen, wenngleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß der Professor Scholz in dem vorliegenden Romane, wo er in der bürgerlichen Sphäre verweilt, unsere Theilnahme wol in Anspruch nehmen darf.

Nun aber zu einem durchgreifenden Fehler der Frauenstädt'schen Dichtung! Wenn sich in unsern bessern Romanen die Praxis herausgebildet hat, die offenbar dem Verlangen eines großen Theils der gebildeten Lesewelt entgegenkommt, daß nämlich die Personen der höhern Stände nicht allein das zum Verständniß der Handlung Erforderliche sprechen, sondern auch, gleichsam in den Erholungspausen von den Verwickelungen der Vorgänge, über Gegenstände der Kunst und Wissenschaft sich unterhalten, religiöse, politische oder sociale Fragen in den Bereich ihrer Unterredungen ziehen und in dem Fangnetz des Dialogs die buntesten Gedankenschmetterlinge, Eintagsfalter und seltensten philosophischen Zweiflügler haschen — so ist dies um so mehr zu billigen, als der Schriftsteller die schöne Aufgabe hat, den Gedankengehalt seiner Zeit zu heben, zu sichten, zu ordnen und den Massen zugänglich zu machen; und wenn dies in einer Form sich vollzieht, welche die Sprödigkeit des mitzutheilenden Materials bezwingt und einen dem Bildungsstande der Nation entsprechenden Ausdruck findet, so ist gegen diese dialogischen Abschweifungen nichts zu erinnern, wiewol eine strenge Kunstkritik vielleicht die Einheit des dichterischen Kunstwerks durch ähnliche gedankliche Episoden für gefährdet halten möchte. Wo aber wie bei Frauenstädt gebildete Personen nichts als triviale Dinge vorzubringen haben, und dies auf langen Seiten in eitel selbstgefälliger Breite — da wird die Belehrung des Publikums zur Marter für dasselbe, und das ängstlich fortirrende Auge überklettert ganze Zeilenspaliere in ungeduldiger Hast, um den traubenlosen, leeren, aber um so üppiger wuchernden Schößlingen der Alltagsgedanken zu entkommen. Auch in der Charakteristik der Personen bietet Frauenstädt nichts Hervorragendes, eigenartig Beobachtetes. Immerhin würde der Stoff des Romans, in einen einzigen Band zusammengedrängt, ein schätzbares Buch geliefert haben.

„Die Wacht an der Weichsel" von Adolf Prowe (Nr. 3) enthält in gewählter, doch oft nicht allzu gefeilter Darstellung drei Erzählungen aus der Geschichte Thorns. Die drei Bändchen erscheinen um so werthvoller, als ihnen offenbar eigene oder doch gewissenhaft benutzte Studien anderer zu Grunde liegen. Das „Thorner Blutgericht" fordert nicht nur unser historisches, sondern auch unser pathologisches Interesse heraus. Der recht frisch und lebendig vorgetragenen Erzählung „Kopernicus und sein Jugendfreund" möchten wir den Vorzug geben, indem wir noch hinzufügen, daß dieses Bändchen für das reifere Jünglingsalter als eine ebenso anregende wie belehrende Lektüre empfohlen werden darf.

Von Bernard Wörner liegen uns drei Bände Erzählungen vor: „Immergrün" (Nr. 4), „Blüten" (Nr. 5) und „Knospen" (Nr. 6). Die wiederholten Auflagen derselben beweisen, daß der Autor ein theilnehmendes Publikum sich erobert hat. Und in der That zeichnen sich diese Erzählungen durch eine so wohlthuende Frische und

Anschaulichkeit der Darstellung aus, daß man ihre Wirkung namentlich auf die untern Volksklassen wohl begreifen kann. Wörner ist nie verlegen um Stoffe für seine Feder; er pflückt sie im Vorübergehen wie Blumen am Wege; das Unbedeutendste erhält durch die Art der Betrachtung seinen Werth; er blickt durch die Fenster in das Innere der Wohnhäuser, und sein geübtes Auge wird zum zusammenfassenden Rahmen, in welchen sich die trüben oder heitern Genrebilder aus dem Familienkreise mit photographischer Treue abgerundet hineindrängen. Die Charakteristik der Figuren ist so lebenswahr, daß die Phantasie des Lesers mit größter Leichtigkeit die Gebilde des Dichters in plastisch greifbare Persönlichkeiten umschafft. Wir nennen nur die Erzählung „Die Erben", um unsern Ausspruch zu rechtfertigen, während die Humoreske „Mit Schnittchen" ein glänzendes Zeugniß von dem ungezwungenen Humor des Verfassers ablegt. Wörner ist ein Volksschriftsteller im besten Sinne des Worts.

Wir schließen unsere Revue mit zwei fremdländischen Werken von hoher Bedeutung. Der englische Roman „Aus drei Welten" von W. H. Russel (Nr. 7) und der ungarische „Wie wird man grau?" von Moritz Jókai (Nr. 8) sind als werthvoller Import aus dem Auslande mit Freuden zu begrüßen; nur freilich hat des Times-Correspondenten Russel Dichtung in M. Waldeck einen gewiegtern und gebildetern Verdeutscher gefunden als der Roman von Jókai. Die Uebersetzung des letztern wimmelt von so vielen und häßlichen Fehlern selbst in den Elementen der Grammatik, daß der treffliche ungarische Poet alle Ursache hätte, der nachlässigen Verlagshandlung den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es ist schier eine Schmach, daß einem so hervorragenden Romane für seinen Ausflug in die deutschen Lande ein so zerfetztes und durch Sprachflecken beschmutztes Reisekleid mitgegeben wurde. Als ein Fürst sollte er empfangen und bewillkommnet werden, und gleicht nun einem flüchtigen, vermummten Herrscher in Bettlertracht.

Beide Verfasser, Russel und Jókai, erinnern in der Anlage und Durchführung der beiden Romane an den großen, unsterblichen Boz. Es ist die Einkleidung in das Biographische, wie wir sie so vortrefflich z. B. in „David Copperfield" finden, die an Boz gemahnt, sowie die liebevolle, mit Wärme ausgeführte Detailmalerei der einzelnen Scenen, die eingehende Schilderung der Leiden und Freuden in Pension und Schule, in welche die jugendlichen Helden der Romane verschlagen werden, die prägnante und auf der Unmittelbarkeit feinfühligster Lebensbeobachtung beruhende Charakterzeichnung, die Betonung des reizvollen Individuellen in körperlicher und seelischer Physiognomie, die unermüdete Phantasie in der Darstellung, der sich die Bilder ungesucht, aus freier Gewährung des Genius darbieten, es ist die überall festgehaltene Einheit in der verzweigtesten Mannichfaltigkeit: glänzende Vorzüge, die uns überraschen und fesseln.

Neben der anziehendsten Detailmalerei finden sich großartig angelegte, imposante Schilderungen, drohend erhobene Felsen hinter anmuthigen, duftigen Voralpen. So bei Russel die überaus fesselnde Ausmalung des furchtbaren Seesturms, in dessen empörter Wuth der kleine Terry Breit, unter dem Schutze des trefflich gezeichneten Kapitäns Glas, fern von der Heimat auf den Wogen treibt; so die lebendigen Schilderungen aus dem Krimkriege, in denen sich die glänzendsten Eigenschaften des geborenen Feuilletonisten bewähren, historische Wahrheit und dichterische Phantasie sich die Schwesterhand reichen; so endlich die magischen Scenen in Indien. Ebenso bei Jókai der nächtliche Ueberfall der Zigeuner, die furchtbaren, spannenden Ereignisse vor Topándy's Schlosse bei dem Kampfe mit den Räubern, nicht weniger das ergreifende erste Kapitel des Romans, in dem die Großmutter den zitternden Enkelsöhnen die Blätter der Familiengeschichte aufrollt, eine grausige Genealogie von Selbstmördern. Die politischen Zwistigkeiten zwischen England und Irland, der Krieg in der Krim und in Indien bilden bei Russel den düstern historischen Hintergrund; bei Jókai die Verfolgungen der ungarischen Patrioten.

Von den mit Meisterschaft herausgemeißelten Charakteren heben wir bei Russel Terry Breit, die von diesem angebetete Mary, seinen unglücklichen Freund Prendergast und dessen Schwester, den abenteuernden Major Frather und seine Tochter Mabel hervor. In der Grundidee gemahnt der Roman des Briten an den kürzlich von uns besprochenen Roman des Dänen Lange: „Meer und Au". In beiden Werken ist es die unselige, gegen allen Widerstand leidenschaftlich anstrebende Liebe zu der sündigen, das Glück der Kinder in den Staub tretenden, ihrer wilden Natur nachgehenden Mutter, welche die Schicksale der Helden bestimmt. Beiden ist die Mutter das Ideal aller Weiblichkeit, prangend in unverlierbarer Schönheit; beide suchen unter Gefahren mit verzehrender Sehnsucht nach der Verlorenen, beide finden sie und — lernen diejenige verachten, die ihnen das Leben gab, aus dieser Verachtung kaum das erbarmende Mitleid für die Unglückliche rettend.

In Jókai's Dichtung fesseln uns vor allen die Brüder Lórand und Deszö, deren Gegensatz auf das feinste ausgeprägt erscheint. Die Großmutter der Brüder ist ein vollendetes Charakterbild. Vorzüglich gelungen ist ferner die Figur des atheistischen, aber edelsinnigen Topándy, und ein feiner Zug des Dichters ist es, daß der Gottesleugner dem von ihm aufgelesenen Zigeunermädchen Zipra, der spätern Braut Lórand's, in ihrer Sterbestunde das Vaterunser vorbetet und dem nach einem ewigen Trost verlangenden Kinde die himmlische Wahrheit des Christenthums zu enthüllen sucht. Nicht minder lebenswahr gezeichnet ist Deszö's Braut Fanny, sowie der Frömmler und Heuchler Sárvölgyi. Der entsetzliche Tod des Zigeuners, des Vaters von Zipra, sein Klopfen an das Thor des Frömmlers, dem er als ein Schreckensbote des Jüngsten Gerichts erscheint, bilden ein grausenhaftes, erschütterndes Nachtbild.

Noch deutlicher wie in Russel's Dichtung tritt die Grundidee in dem Romane von Jókai hervor. Auf Lórand's Familie lastet der Fluch des Selbstmordes. Sieben Generationen haben sieben Selbstmörder in die unheimliche Familiengruft gesenkt; nur ein achter Platz ist in derselben noch frei und harrt Lórand's, des nächsten männlichen Sprossen. Auch diesem droht der alte, untilgbare Familienfluch: ein amerikanisches Duell bestimmt ihm den auf acht Jahre hinausgerückten Todestag; er

siecht langsam diesem entgegen. Aber Deßzö entlarvt den dem Bruder gespielten Betrug; Lórand ist dem Leben wiedergegeben. Da tritt durch den plötzlichen Tod der treuen Zipra die entsetzliche Verlockung an ihn heran, seine Qualen um ein verlorenes Leben durch freiwilligen Tod zu enden. Er wird Soldat und kämpft in vielen Schlachten: die Kugeln verschonen ihn, höhnisch zischen sie an ihm vorüber, um dem Familienverhängniß nicht vorzugreifen. Doch Lórand überwindet sich, er versucht die Selbstheilung anstatt der Selbstvernichtung. Ein sanfter Tod überrascht ihn, und ein ehrliches Begräbniß wird dem Schwergeprüften zutheil. Wer etwas Ergreifendes, die Seele zugleich gewaltsam Erschütterndes und sanft Befreiendes lesen will, der nehme dies Meisterwerk Jokai's in die Hand, und er wird gewiß noch oft zu ihm zurückkehren.

Emil Taubert.

Ein deutscher Feuilletonist.

Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten. Von Arnold Wellmer. Berlin, Gerschel. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wenn die Franzosen auf unsere moderne Literatur mit einigem Verständniß, falls sie dessen fähig sind, blicken, so haben sie einen neuen Gegenstand des Aergers und der Eifersucht. Seit einem Decennium ist im Vaterlande Heine's und Börne's eine literarische Specialität zu hoher Blüte gekommen, die früher ein ausschließlich sanctionirtes Privilegium unserer gallischen Nachbarn war, das Feuilleton. Das Feuilleton ist nach dem Vorgange der französischen Journalistik der politischen Tagespresse unentbehrlich geworden; wie sich der politische Theil der Zeitungen an die Adresse der Männer wendet, so gehört der Theil „unter dem Strich" den Frauen, die bekanntlich für die Belletristik ein viel größeres — und dankbareres Lesecontingent stellen als die Männer, deren Phantasiethätigkeit sich vorzugsweise der Poesie der Börsenspeculation zuwendet. So ist denn das Feuilleton in Deutschland ein höchst beachtenswerther Factor des modernen Literaturlebens geworden; sein Stil, seine leichte graziöse Manier erobert die Herzen der Leser im Sturm; weder der Politiker, der eine „brennende Zeitfrage" erledigt, noch auch der Gelehrte, der einen populär-wissenschaftlichen Vortrag aus dem gelehrt Abstrusen in sein nicht immer geliebtes Deutsch überträgt, kann sich seiner erwehren; des Kritikers ganz zu geschweigen, der doppelt geschätzt wird, wenn er die Schärfe seiner Feder auch mit etwas pikant feuilletonistischem Oel gesalbt hat.

Das Genus der modernen deutschen Feuilletonisten ist zweifach, oder dreifach, je nachdem sich die eine Richtung mit der andern zu einem organischen Ganzen, in dem oft aber noch zwei Seelen erkennbar sind, durchsetzt hat. Die einen leiten ihren Stammbaum von Börne, die andern von Jean Paul, die dritten von Heinrich Heine ab. Die einen lassen Witz und Satire mit unbeschränkter Souveränetät über beschränkte gesellschaftliche Zustände zu Gericht sitzen; die andern neigen zu sentimentalerer, novellistischer Behandlung des Stoffs: in ihnen ist die Phantasie mächtiger als der Witz, die Empfindung stärker als der kritische Gedanke. Die dritten endlich schaffen eine Mischgattung, deren Urbild die Heine'schen „Reisebilder" sind, ein mixtum compositum von Ernst und Scherz, das jedoch, selbst bei den talentvollern Vertretern der Gattung nicht immer von Forcirtheit und Künstlichkeit freizusprechen ist. Diese drei Gattungen haben auch ihre Geographie. Während dem Norden die erste eigen ist, liebt der Süden die dritte; namentlich Oesterreich hat den nachgeahmten Reisebilderstil in seinem Feuilletonismus zu üppiger Blüte großgezogen, wenn auch meist zur Treibhausblüte des Literaturgartens; eine laxere Auffassung erotischer Verhältnisse kommt hier den Autoren zu statten, die Literatur des geistreich Lüsternen findet hier ihren üppigen Boden.

Die wenigsten Vertreter zählt die zweitgenannte Gattung des Feuilleton. Kein Wunder, denn so paradox es klingen mag, der Witz, die Satire, der scharfgewetzte Humor ist viel wohlfeiler geworden auf dem literarischen Markt als die geläuterte Phantasie des Dichters. Denn ein gut Theil Dichterkraft steckt in dieser Art des Feuilleton, und die Phantasie ist selten geworden, gerade so wie die Herzlichkeit und die Poesie des Gemüths, wie sie der Ahnherr dieser wohledeln Literaturgattung, wie sie Jean Paul in unerschöpflichem Maße besessen.

Ein Nachfolger dieses jeanpaulisirenden poetischen Feuilletonismus ist Arnold Wellmer. Er hat literarisch von der Pike auf gedient und sich zum Feuilletoncommandeur eines der größten Preßorgane aufgeschwungen. In Hallberger's illustrirter Zeitung „Ueber Land und Meer" tauchte sein Talent zuerst auf, schuf es sich zahlreiche Freunde. Die Arbeitskraft Wellmer's ist eine erstaunliche. Die Leser von „Ueber Land und Meer" werden sich noch erinnern, mit wie vielen Gaben aus dem reichen Füllhorn seines Talents Arnold Wellmer sie ergötzt und gerührt hat. Wir selbst erinnern uns noch mit vielem Vergnügen eines in echt Jean Paul'schem Geiste geschriebenen Lebensbildes, worin Wellmer die Leiden und Freuden eines Theaterrecensenten schildert. Die kleine novellistische Bluette war mit so viel Gemüthshumor geschrieben, enthielt neben phantastischen Momenten so viel Wahres, daß wir aus eigener theaterkritischer Erfahrung dem Verfasser ein aufrichtiges Placet zurufen konnten.

Die zweite Epoche in Wellmer's literarischer Entwickelung brachte der große Nationalkrieg. Es ist jetzt öffentliches Geheimniß, daß die von den meisten Blättern nachgedruckten Berichte vom Kriegsschauplatz, die in der „Neuen freien Presse" unter der Chiffre W. von R. erschienen, Arnold Wellmer zum Verfasser hatten. Unser Autor trat hier in eine neue Phase, er zeigte sich als scharfer Beobachter und unparteiischer Berichterstatter mit stark nationaler Färbung. Die Sympathien des Autors waren sicher auch doppelte. Irren wir nicht, so ist Wellmer ein Pommer, und da er jetzt in Wien lebt,

einer der vielen Preußen, die ihr literarisches Heimwesen in der österreichischen Kaiserstadt begründet haben. Er gesellt sich zu den Preußen Laube, Friedländer, Haffner, den Norddeutschen Hebbel, Wilbrandt, Mosenthal u. a. m.

Vielleicht sind die uns vorliegenden „Studentengeschichten" die einheitlichste und am meisten organische Schöpfung, die Wellmer bisher veröffentlichte. Sie enthalten eine Art studentischer Culturgeschichte in feuilletonistisch-novellistischer Form. Gleich der erste Aufsatz „Vor fünfhundert Jahren" führt in die Geschichte der Sitten und die Organisation der mittelalterlichen Universitäten leicht und anmuthig ein; dem Kenner wird nichts Neues geboten, dem großen Publikum aber Lehrreiches, das man um so lieber hinnimmt, als der Aufsatz sehr wenig umfangreich ist. Das Gleiche gilt von dem folgenden Artikel „Frei ist der Bursch!" Ein fein gearbeitetes poetisch ausgeführtes Stück der Sammlung ist „Studentenmütterchen", eine Schilderung der letzten Lebenstage von Luther's Witwe, Katharina von Bora. „Studiosus Holofernes" schildert dann das bekannte dresdener Monstremusikfest unter Johann Georg I. Ganz in seinem Element, das sich gern in wehmüthigen Mollklängen bewegt, fühlt sich der Autor in dem Charakterbilde „Zertrümmert". Hier schildert er Hölderlin's unglücklichen Lebensgang mit so viel Energie des Pathos, so viel kunstvoller Malerei in düsterer Beleuchtung, daß wir es hier entschieden mit dem besten Artikel des Buchs zu thun haben. Die Skizze enthält auch zum Schluß Freiligrath's schönes Gedicht zur hundertjährigen Geburtsfeier Hölderlin's in Lauffen. Dem Charakterbilde folgt ein Zeitbild: „Napoleon I. und die deutschen Studenten". Hallische und jenenser Studentenstreiche, Heiteres aus ernster Zeit tauchen vor dem Leser auf. Das Schilderungstalent Wellmer's, eine seltene Begabung zur Malerei mit der Feder, zeigt sich hier in bestem Licht; dagegen bietet die Beschreibung des Wartburgfestes („Ein schöner Traum"), nur allgemein Bekanntes, ohne den besondern kunstvollen Schliff des Autors. „Aus der Demagogenzeit" ist vom novellistischen Standpunkt aus das vollendetste Stück des Buchs, wie „Zertrümmert" das vom biographisch-feuilletonistischen. Selbst das Skizzenhafte, das sich mit Andeutungen begnügt und das man solchen Miniaturarbeiten verzeiht, fehlt hier; eine motivirt psychologische Ausführung geht durch die ganze Novellette. Für den weitaus größten Theil der Leser im Reich und „draußen" wird jedoch die reiche Farbenskizze „Bruder Studio for ever" die interessanteste des Buchs sein. Der Bruder Studio, von dem hier die Rede ist, ist kein geringerer als — Fürst Bismarck. Von seiner göttinger Corpszeit bis auf die Gegenwart schildert Wellmer den mächtigen Staatsmann in frischen Farben, an der Hand der biographisch bekannt gewordenen Anekdoten aus Bismarck's Leben. Mag dabei auch Sage mit Geschichte vermengt sein, immerhin ist es dem Autor gelungen, den Kern der markigen Natur des volksthümlich gewordenen Reichskanzlers richtig herauszuschälen und den Grundzügen dieses merkwürdigen Charakters selbst im Gewande feuilletonistischer Dichtung treu zu folgen. Unbedeutend erscheint dagegen „Le roi est mort, vive le roi!" abgesehen davon, daß uns keine Universität bekannt ist, in der die barbarische Sitte existirt, dem Rector Magnificus beim Ausscheiden aus seinem Amte die Fenster einzuwerfen. Hier geht wol die licentia poetica zu weit. Den Schluß des Werkchens bildet ein Kränzchen humoristischer Schilderungen aus dem deutschen Kleinleben: „Dornröschen". Der Humor Wellmer's ist harmlos und, wo er sich vor einer Neigung zum Breiten in Acht zu nehmen weiß, tadellos und ergötzlich.

Ein anregendes und interessantes Buch sind diese „Studentengeschichten" jedenfalls. Sie schöpfen aus dem tiefen Born der eigenthümlichsten (auch unvergänglichsten?) deutschen Specialität, des Studentenlebens. Die Romantik des Kollers und der Kanonen, des Kneipens und Paukens liegt ja in keiner Aeußerlichkeit, sondern im Grundzuge deutschen Wesens begründet. Wir selbst haben ja, die wir der Schreiberzunft angehören, großentheils ein paar Semester unter diesem Zauberbann gestanden, und die große Corona der Lesenden hat jetzt noch hohes Interesse dafür, wenn ihr ein Autor jenes frisch-frei-fröhliche, wenn auch nicht immer fromme Treiben enthüllt. So wird auch Wellmer's Buch, das an poetischem Gehalt so wenig arm ist wie an geschickter Verarbeitung culturgeschichtlichen Materials, einen großen Leserkreis finden.

Die Fehler des Autors sind keine literarischen Sünden. Die Erbsünde des Feuilletonstils, die Skizzenhaftigkeit und Flüchtigkeit, klebt seinen Schöpfungen minder an, als dies üblich, und wenn sie einmal durchbricht, so wird ihr, da sie Anmuth und Ursprünglichkeit besitzt, bald Indemnität zutheil. Ein Hauptfehler Wellmer's, der nun einmal als die berechtigte Eigenthümlichkeit des Autors erscheint, ist stilistischer Natur. Wellmer liebt die Trinität im Adjectivum und in den Epithetis. Es ist ihm unmöglich zu sagen, die Tinte sei schwarz; er würde diese dunkle Hippokrene des Pegasus etwa so bezeichnen: sie ist schwarz, dunkel, ebenholzfarbig. Derartiger Beispiele in Wellmer's Stil gibt es zahllose: „Wie mich das Wort durchklingt, durchzittert, durchweint"; „Der Duft ist süß, labend, berauschend"; „Die gottlose, barrikadenbauende, königsfeindliche Hauptstadt" u. s. w. Ein einziges Adjectivum würde viel mehr wirken als drei, ebenso wie eine einfarbige Toilette viel geschmackvoller wirkt als die Zusammenstellung verschiedener Farben. Noch ein anderer bezeichnender Zug der Wellmer'schen Feder ist, daß sie die Ausrufungszeichen besonders liebt.

Jedenfalls gehört Arnold Wellmer zu den begabtesten Vertretern derjenigen feuilletonistischen Gattung, die sich an die Jean Paul'sche Schreibweise anlehnt. Jene stilistischen Rügen betreffen blos kleine Schwächen, die vielleicht nur dem scharfen literarischen Auge sichtbar werden; wir selbst haben eben an diesen stilistischen Eigenthümlichkeiten Arnold Wellmer in manchem anonymen Aufsatz der „Neuen freien Presse" und anderswo erkannt und damit so manche heitere Wette gewonnen. Ein liebenswürdiges, dem deutschen Leser sehr sympathisches Talent ist Wellmer unbedingt. Er ist nicht, wie das die Feuilletonisten Heine'scher Richtung gern sein wollen, der blasirte Bonvivant des Feuilleton, nicht der Charakterkomiker der Börne'schen Schule, auch nicht der,

père noble der langweiligen berliner Gubitz-Rellstab'schen Richtung, wohl aber der sentimentale jugendliche Liebhaber, über dessen poetischen Ergüssen ein Hauch sanfter Schwermuth ruht, der aber doch die Frische der Anschauung, das helle Auge des Menschenfreundes mit dem keuschen Humor des Herzens, welcher eben den eigenartigen Reiz des deutschen Feuilletonisten ausmacht, in sich vereint.

Franz Hirsch.

Vier Sammlungen historischer Volkslieder.

1. Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Wort und Weise gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Nördlingen, Beck. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
2. Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Kriegs, nebst geschichtlichen und sonstigen Erläuterungen. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin, Lipperheide. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege von Napoleon's Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu dessen Verbannung nach Helena, 1815. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin, Lipperheide. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Kriegs von 1870—71. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin, Lipperheide. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der durch seine Sammlungen der „Fränkischen Volkslieder" sowie der „Historischen Volkslieder des preußischen" und „bairischen Heeres" bekannte Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth erwirbt sich durch die Herausgabe der hier von uns zu würdigenden vier Sammlungen ein neues Verdienst um die deutsche Literatur. Alle diese Anthologien, von denen die erste ein Repertorium der deutschen Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts, die zweite eine Sammlung der vorzüglichsten volksthümlichen Lieder des Siebenjährigen Kriegs, die dritte diejenigen der Freiheitskriege und die vierte die des Kriegs von 1870—71 darbietet, beruhen auf einem anerkennenswerthen Sammelfleiße und sind mit Geschick und Umsicht zusammengestellt.

Die „Deutschen Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts" (Nr. 1) sind auf fliegende Blätter und handschriftliche Aufzeichnungen zurückzuführen, welche der Herausgeber gesammelt hat, und fallen vorwiegend in die Periode von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, also in den dürftigsten Zeitraum unserer poetischen Literatur. Nur einige Balladen und geistliche und historische Lieder gehören einer spätern Zeit an. Fast alle Lieder dieser Sammlung werden hier zuerst publicirt. Sie liefern den Beweis, daß in einer Zeit, wo die deutsche Kunstpoesie das unerquickliche Bild völliger Verarmung bietet, das Volkslied frisch und üppig geblüht hat. Die Arbeit, welcher diese Sammlung entstammt, war eine höchst mühevolle und schwierige, um so mehr muß die annäherungsweise Vollständigkeit ihres Inhalts und das große Geschick ihrer Anordnung dankend anerkannt werden. Namentlich die „Soldaten-", die „Jäger-" und die „Wanderlieder" enthalten viel des Schönen und Interessanten. Als eins der vortrefflichsten Lieder dieser Sammlung möchten wir das Jägerlied: „Frühjagd", bezeichnen, von welchem wir den Anfang hierhersetzen:

Eh' der Morgenröthe Zier
Mit dem güldnen Fingerleine
Leislich an die Himmelsthür
Klopfet, daß Frau Sonn' erscheine:
Hab' ich mich schon zu der Jagd
Allerfrühest aufgemacht.

Meine Hündlein voller Lust
An mir in die Höhe springen,
Weil es ihnen wohlbewußt,
Was anitzo mein Beginnen:
Aufzusuchen edles Wild,
Sie mit solcher Lust erfüllt.

Meine Waffen, Pulver, Blei,
Nehm' ich zu mir recht in Freude;
Auch mein Hörnelein dabei,
Weil verhoffe rechte Beute;
Nehm' zum Frühstück Käs' und Brot
Und was sonst zum Imbiß gut.

Wenn ich komm' nun in den Wald,
Da ist alles stumm und stille,
Schlummrig auch noch von Gestalt,
Nur die Luft ist frisch und kühle;
Kaum ein Hälmelein sich rührt,
So der Thau mit Perlen ziert.

Jetzt die höchste Tannenspitz
Thut Aurora güldig malen,
Drauf das Finklein hat sein' Sitz
Und sein Lobgesang läßt schallen;
Als ein Dank vor diese Nacht,
Davon neu die Welt erwacht.

Alle Vöglein da gemach
Sich von ihrem Schlaf erheben,
In dem grünen Blätterdach
Munter auf- und niederschweben;
Auch das Eichkätzlein dazu
Springt von Ast zu Ast ohn' Ruh.
— — — — — — — — —

Zu den bessern Liedern der Sammlung gehören außer dem mit diesen Strophen anhebenden Jägerliede noch: „In der Schlacht", „Wahl", „Rechte Jagd" und einige der „Studentenlieder" und „Wanderlieder". Die Sammlung ist dem Herzog Maximilian in Baiern gewidmet.

„Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Kriegs" (Nr. 2) stammen aus den beiden sich damals feindlich gegenüberstehenden Lagern, dem preußischen und dem österreichischen, und umfassen außer den bereits bekannten und in den „Volksliedern des preußischen Heers" abgedruckten 28 Liedern noch einige dreißig andere Gesänge volksthümlicher Art. Diese Poesien des Volks stehen, wie es in der Natur derartiger Producte liegt, nicht auf der Höhe einer durch humanistische Bildung geadelten Kunst, ihr Werth ist vielmehr nach einer andern Richtung hin zu suchen, nämlich in ihrer culturgeschicht-

lichen Bedeutung. Denn was keine Kunstpoesie vermag, das leistet die Volkspoesie: sie ist ein nicht zu unterschätzender Gradmesser der staatlichen und menschlichen Bildung der gesammten Volksmasse in ihrer ganzen Breite. So begrüßen wir denn diese Sammlung als einen anerkennungswerthen Beitrag zur Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts und theilen als eine Probe des in derselben vorherrschenden Tons das folgende Lied hier mit:

Berennung von Breslau.

(31. Juli bis 4. August 1760.)

Der König von Preußen hat Leut',
Die sind dem Teufel gleich — kohlrabenschwarz!
Blaue Röcklein haben's an,
Westen, sind kein Schöße dran,
Wie's jedermann wohl weiß.

Der General Bärenklau
Kam vor die Stadt Breslau — kohlrabenschwarz!
Er ließ dem Commandanten 'neinsag'n:
Er müßt die Festung gleich hab'n,
Er sollt' sie ihm geben.

Der Commandant von der Stadt,
Der viel Kurasche hat — kohlrabenschwarz!
Der ließ ihm wieder 'raussag'n:
Er thät' sein Leben dran wag'n,
Er gäb' sie ihm nicht.

Drauf fing das Bombardement an
Wie man's nur wünschen kann — kohlrabenschwarz!
Hundert und neunundreißig
Bomben haben sie eingeschmeißt:
Etsch! haben's aber nicht kriegt.

Durch solche und ähnliche, sehr häufig humoristisch gefärbte Lieder wird fast jedes hervorragende Ereigniß des Siebenjährigen Kriegs durch diese Sammlung poetisch verewigt, sodaß diese volksthümlichen Poesien in ihrer Gesammtheit eine fast vollständige gereimte Geschichte jenes Kriegs liefern. Die zahlreich hinzugefügten historischen Erläuterungen des Herausgebers sind eine schätzenswerthe Beigabe des Buchs.

Nicht minder beachtenswerth sind die „Historischen Volkslieder der Freiheitskriege von Napoleon's Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu dessen Verbannung nach Helena, 1815" (Nr. 3), welche dem Fürsten von Bismarck-Schönhausen gewidmet sind. Es ist zu beklagen, daß uns von den historischen Volksliedern der Freiheitskriege nicht so viel erhalten geblieben ist, als zur Herstellung eines vollständigen poetischen Compendiums aus dieser Zeit nöthig gewesen wäre. Aber der Herausgeber dieser Volkslieder hat sich bestrebt, die leider bei dieser Sachlage nicht zu vermeidenden Lücken möglichst zu verdecken, indem er aus den bereits anderweitig edirten Volksliedern aus dieser Kriegsperiode das Beste sammelte und einiges durch eigenes Forschen zusammengebrachte Material hinzuthat. So ist es ihm denn gelungen, in dieser Anthologie ein abgeschlossenes poetisches Gemälde der Freiheitskriege zu geben, wie er uns in der vorher gewürdigten ein Bild jenes gewaltigen Kriegs unter Friedrich dem Großen vor die Seele stellte. Eine Parallele zwischen den Liedern dieser beiden Sammlungen führt, wie das nicht anders zu erwarten war, zu der erfreulichen Erkenntniß, daß das deutsche Volk von den Tagen des Siebenjährigen Kriegs bis zu den Napoleonischen Kämpfen unverkennbar einen großen Fortschritt in seiner geistigen Entwickelung gemacht hat. Um das recht klar zu erkennen, vergleiche man mit dem oben mitgetheilten Liede das folgende:

Schlacht an der Katzbach.

(26. August 1813.)

Und die Katzbach, das ist auch ein grausamer Fluß,
Der machte dem Napoleon gar bittern Verdruß.
Es zählte jedes Heer an achtzigtausend Mann,
Und da zogen auch die Blücher'schen Husaren heran,
An der Katzbach, an der Katzbach!

Das Wort war gegeben, das hieß: Sieg oder Tod!
Und ein Regen goß vom Himmel wie die Schockschwerenoth.
Da schrie der Vater Blüscher: „Der Tag ist erwacht,
Frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!"
An der Katzbach, an der Katzbach!

Der Trompeter blies, und der Teufel ging los,
Und bis Nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos;
Da rief der Vater Blücher: „Kinder, seid ihr alle da?
Zeigt euch wie tapfere Preußen! Der König, hurrah!"
An der Katzbach, an der Katzbach!

Marsch, vorwärts die Colonnen, und Donner links und rechts,
Und Guß auf Guß, und die Hitze des Gefechts!
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Hatz,
Wie wir packten die wilde französische Katz,
An der Katzbach, an der Katzbach!

Ein Quarrée stand wie Mauern, und da schrien wir: drauf!
Da ward aus dem Quarrée bald von Leichen ein Hauf.
Und die Reiter und die Rosse und Kanonen hinterdrein,
Die jagten in die Neiß und in die Katzbach hinein!
An der Katzbach, an der Katzbach!

Und als der Sieg errungen, da beteten wir:
Gott, gib den todten Brüdern im Himmel Quartier!
Ach, schon lange ist es her, und schon lange bin ich müd'!
O schlief' doch bei den Brüdern der alte Invalid.
An der Katzbach, an der Katzbach!

Unter den übrigen Gedichten dieser Sammlung zeichnen wir noch aus: „Napoleon's Sturz" mit der Anfangszeile: „Der Adler flog aus Frankreich heraus, Kukuk!" und das Lied „Schlacht bei Leipzig" mit dem Anfange:

Leipzig, Leipzig! Daran denken
Werdet ihr Franzosen wol u. s. w.

Bei der Zusammenstellung der „Historischen Volks- und volksthümlichen Lieder des Kriegs von 1870—71" (Nr. 4), dem letzten hier zu besprechenden Sammelwerke, verfolgte der Herausgeber, wie er in der Vorrede bemerkt, hauptsächlich den Zweck, dem Leser eine beachtenswerthe Uebersicht der dichterischen Betheiligung der breiten Masse des deutschen Volks an den Großthaten des Kriegs, gegenüber der eigentlichen Kunstdichtung, zu geben. Er hat diesen Zweck in jeder Beziehung würdig erreicht: durch die Herausgabe dieser Sammlung volksthümlicher Kriegslyrik aus dem letzten Franzosenkriege hat er neben die „Lieder zu Schutz und Trutz", welche, aus demselben Verlage hervorgegangen, als das Hauptrepertorium der kunstvollen neuesten Kriegslyrik angesehen werden müssen, ein gleich werthvolles Repertorium der kriegerischen Volkspoesie des letzten Jahres gestellt und so zu jenen vornehmern dichterischen Gebilden das nöthige derbere Gegenbild geliefert, welches sie in demselben Maße erst in die richtige Beleuchtung rückt, wie es selbst von ihnen, zu besserer Würdigung, auch manches Licht empfängt. Die „Historischen Volks- und volksthümlichen Lieder des Kriegs

von 1870—71" sind dem Grafen von Moltke gewidmet. Hier eine Probe aus der Sammlung:

Schlacht bei Wörth.
(6. August 1870.)

Hurrah dir wackrer Königssohn!
Aus allen deutschen Landen
Ein Hurrah dir! Napoleon
Hat deine Sprache verstanden.
Ein blutig tiefes Doppelweh
Hast du in dreien Tagen
Dort bei der weißenburger Höh'
Und Wörth dem Corsen geschlagen.

Es ging ein Weh durchs deutsche Land,
Als jenes Frechen Bote
Mit frechem Wort sich unterstand
Und deinem Vater drohte.
Dein Vater Wilhelm ist unser auch,
Und unser König der deine.
Ein Hurrah, Hoch, nach deutschem Brauch
Dir, deutsches Schwert am Rheine!

Der Schlachtenlenker in der Höh'
Läßt jeden Hieb dir glücken;
Es trägt der Feind das Doppel-W:
Wörth-Weißenburg im Rücken.
Mordbrenner er, voll Lug und Trug,
Doch, herrlich uns zu schauen,
Du hast des Königs Namenszug
In seinen Leib gehauen.

Hurrah dir wackrer Königssohn!
Schon ist die Schmach gerochen,
Für unsern Vater auf dem Thron
Die Ehrenrose gebrochen.
Der Lorber dir, und Gott die Ehr'!
Victoria! Donnert Geschütze!
Gott sende dem Corsen und Franzmann mehr
Solch deutsche Donner und Blitze!

Außer diesem Liede sind aus der Sammlung noch besonders hervorzuheben das treffliche Gedicht: „Uebergabe von Sedan", und die schönen Lieder: „Der Kaisertag" und „Vater Moltke".

Reiseliteratur.

In den Alpen. Von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel des Buchs und der Name des Verfassers haben etwas Empfehlendes. Man geht mit großen Erwartungen an die Lektüre, findet aber nur flüchtige Tagebuchnotizen, ein Kaleidoskop von kleinen und großen Abenteuern bei Bergbesteigungen voll englischer Waghalsigkeit, dagegen selten eine Bemerkung, die ein tieferes Verständniß der Naturerscheinungen oder eine neue Auffassung derselben darbietet. Alles ist flüchtig hingeworfen, und selbst die Beschreibung der halsbrechenden Klettereien in den Hochalpen gibt nur allgemeine Eindrücke, weil Karten und Veranschaulichungen fehlen und dieselben Schwierigkeiten bei jeder Besteigung sich in stereotypen Formen wiederholen.

Wenn sich Tyndall unwohl und abgemattet fühlte, reiste er in die Alpen, kletterte auf Gletschern, Firnen und Alpenhörnern umher, suchte sich nach englischer Art die gefährlichsten Wege aus — wenn man in jenen Alpenhöhen von Wegen reden darf —, wagte sich an das Erklimmen der steilsten Joche und Alpenspitzen, gerieth mitunter durch Schnee- oder Steinlavinen in Lebensgefahr, fiel in Gletscherschründe, einige Führer kamen ums Leben bei diesen halsbrechenden Ferien- und Erholungsreisen — das ist der Inhalt des Buchs. Engländer lieben das Spiel mit dem Menschenleben und bezahlen arme Teufel für die Theilnahme an der Lebensgefahr. Kommen die letztern dabei um, so wird von Tyndall weitläufig bewiesen, daß sie an ihrem Tode schuld waren und gar auch die Reisenden in Gefahr brachten, was eigentlich wie ein Verbrechen aussieht, begangen an einem freien Engländer, der solche Vergnügen bezahlen und daher verlangen kann, daß gemiethete Leute für ihn Hals und Beine brechen.

Das Buch enthält, wie gesagt, nur flüchtige Aufzeichnungen aus alten und neuen Reisetagebüchern, kurze Berichte über versuchte und gelungene Bergbesteigungen, über Ausflüge in die Gebirge von Wales und eine verfehlte Reise nach Algerien, die nur in einer Seefahrt hin und zurück besteht, dazwischen einige, nur die Oberfläche berührende Bemerkungen über Gletscher, deren Spalten und Eis, über Wolken und Farben, aber nirgends ein ernsteres, tieferes Eingehen in die Sache. Angenehm dem deutschen Gemüthe ist die lebendige Auffassung der Naturschönheit und der Farbenwirkung, welche Tyndall mit dem Auge eines Physikers beobachtet und mit dem Herzen eines lyrischen Dichters empfindet. Auch kann man sich aus den flüchtig angedeuteten Einzelheiten der Bergbesteigungen ein Bild zusammensetzen von diesen gefahrvollen Unternehmungen, bei denen den Leser oft schwindelt und Grauen befällt. Indeß solcher Goldkörner sind zu wenig, um für den hohen Preis des Buchs zu entschädigen, in welchem eben nur Papierschnitzel zusammengetragen sind. Wir besitzen in Deutschland viel Besseres und sollten es uns endlich abgewöhnen, die Papierkörbe der Engländer nach Uebersetzungsmaterial zu durchsuchen. Würde ein Deutscher ein so inhaltsarmes Manuscript zum Verlag anbieten, man wiese ihm gewiß überall die Thür, aber vor den Engländern haben wir noch Respect, so unfreundlich sie sich auch seit dem dänischen Kriege gegen uns benehmen. Lernen wir uns doch in der Ueberschätzung fremder Größen mäßigen, dagegen unsere eigenen hochhalten! Wir müssen auch in der deutschen Literatur eine Schlacht bei Sedan gewinnen, damit wir endlich einmal wirklich Deutsche werden.

Der Uebersetzer scheint die Inhaltsarmuth des empfohlenen Buchs gefühlt zu haben, er sucht im Vorwort die Veröffentlichung der Uebersetzung damit zu rechtfertigen, daß Uebersetzungen Tyndall's in derselben Verlagshandlung erschienen sind, und daß Tyndall einen Aufsatz von Helmholtz zum Theil übersetzte; wir bekommen also die deutsche Uebersetzung der englischen zu lesen. Mir scheint es angemes-

sener, unser Geld zum Ankauf von deutschen Originalwerken zu verwenden, damit unsere Gelehrten einen möglichst großen Kreis von Lesern finden.

Um nicht ungerecht zu sein, gestehe ich die Trefflichkeit einzelner, wie Goldblättchen in die Erzählung hier und da eingesprengter Naturschilderungen zu, obschon sie meistens nur flüchtige Umrisse zeichnen oder in einem Punkte glänzende Farben anhäufen. Zur Probe greife ich eine Stelle heraus:

Der Sonnenaufgang war unaussprechlich großartig gewesen, der Zenith tief in Violett getaucht, und der Himmel am Horizont mit dunkelrothem Lichte überflutet. Uns gegenüber erhob sich der Mischabel mit seinen beiden hohen Gipfeln; dann kam der Alphubel mit seiner ebenen Schneekrone, dann das Allaleinhorn und das Rymptischhorn, dann die Cima di Jazzi, dann die vom Fuß bis zum Gipfel in Licht gebadete Masse des Monte-Rosa. Der Abhang des uns zugekehrten Lyskammes lag zum großen Theil in Schatten, aber hier und dort flammten seine vorspringenden Felsen brennend roth, wenn das Licht auf sie fiel. Die Zwillinge waren höchst eigenthümlich beleuchtet; rings um sie zog sich ein schwarzer Reifen, der durch den Schatten einer Ecke des Breithorns gebildet wurde, während ihr Fuß und ihr Gipfel im rothglühenden Purpurlichte strahlten. Ueber den zerrissenen Gipfel des Breithorns selbst fiel das Licht wie in Streifen, entzündete seine Gletscher und badete seine schwarzen Zacken in durchsichtigem rothen Glanze. Das Mettelhorn war kalt, wie auch die ganze Kette, die das Weißhorn beherrschte, während die Gletscher, die sie umschlangen, grau und gespensterhaft in dem Dämmerlichte lagen.

Das Sonnenlicht verweilte lange, während gegenüber auf der Wölbung des Himmels der Mond erschien, gerade hinter dem Gipfel des Rymptischhorns, sodaß der Kegel des Bergs für einen Augenblick sich wie ein Dreieck auf der Mondscheibe abhob. Indeß nur für einen Augenblick; die silberne Kugel löste sich bald vom Berge und schwebte hinaus auf den tiefblauen Himmel. Die Bewegung war deutlich sichtbar und glich der eines großen Ballons. Je mehr der Tag sich seinem Ende näherte, desto erhabener wurde der Anblick der Gegend. All die tiefer gelegenen Theile der Berge lagen im dunkeln Schatten, während die stolzesten Gipfel, in einen Halbkreis geordnet, der sinkenden Sonne ganz ausgesetzt waren. Sie erschienen wie Pyramiden von festem Feuer, während hier und dort lange Streifen von dunkelrothem Licht, die über die höhern Schneefelder zogen, die Spitzen verbanden. Eine sehr hellbeleuchtete Geraniumblüte scheint in ihrer eigenen Farbe zu schwimmen, die scheinbar die Staubfäden wie eine dichte Schicht umgibt und es durch ihren schwachen Glanz dem Auge möglich macht, die scharfen Umrisse der Blätter zu erkennen. Eine ähnliche Erscheinung konnte man hier auf den Bergen beobachten; der Glanz schien nicht allein von ihnen zu kommen, sondern auch von der sie umgebenden Luft auszustrahlen. Als die Sonne immer mehr sank, nahm der östliche Himmel tief unten eine gesättigte Purpurfarbe an, über der und mit ihr durch unzählige Abstufungen verbunden sich ein rother Gürtel hinzog, und wieder über diesem Regionen von Orange und Violett. Ich ging bei Sonnenuntergang um die Ecke des Bergs und fand, daß der westliche Himmel in einem durchsichtigern Roth erglänzte als der östliche. Die Krone des Weißhorns war in dieses wundervolle Licht gehüllt. Nach Sonnenuntergang ging der Purpur des Ostens in eine dunkle neutrale Färbung über, und gegen das darüber lagernde schwindende Roth lehnten die sonneverlassenen Berge ihre kalten und gespenstigen Häupter. Die rosige Farbe schwand mehr und mehr; die Sterne gewannen an Glanz, bis endlich sie und der Mond unbestritten den Himmel beherrschten. . . . Es konnte nichts feierlicher sein als diese Nacht. Vom Thale herauf klang das leise Rauschen des Visphachs. Ueber dem Dome flammten nacheinander die Sterne des Orion auf, bis endlich das ganze Sternbild über ihm schwebte. Höher hinauf am Himmel stand der Mond, und seine Strahlen wurden, wenn sie auf die Schneefelder und Pyramiden fielen, von einigen im Silberglanz zurückgeworfen, während andere wie im Tode weiß blieben. Diese bekamen aber, wie die Erde sich drehte, auch allmählich ihren Antheil am Glanze. Endlich erfaßten ihn die Zwillinge und hielten ihn lange fest und leuchteten im reinsten strahlenden Silberlicht, während der Mond über den Hügeln schwebte.

Diese Schilderung, eine der längsten, wiederholt sich in ihren einzelnen Theilen öfter: der Diamant löst sich in Splitter auf, und man liest Jean Paul'sche Naturgemälde, übersetzt von einem Physiker; daher heimeln uns Deutsche gerade solche Stellen besonders an. Das übrige bezieht sich nur auf persönliche Erlebnisse, denen das allgemeine Interesse abgeht.

Friedrich Körner.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Die Eröffnung des Laube'schen Stadttheaters in Wien hat viel Staub aufgewühlt, namentlich in der österreichischen Presse. Die energische Art, mit welcher der theatralische Stratege seine Wintercampagne eröffnet, mit der er die darstellenden Kräfte und Mittel nimmt, wo er sie findet, indem er namhafte deutsche Hoftheater ihrer Mitglieder beraubt, ohne viel Federlesens und Rücksichtnahme auf die Gesetze des Cartelvereins, hatte die Erwartungen aufs höchste gespannt, und nicht wenig trug dazu auch die Reclame bei, die natürlich wieder in vollster Blüte steht. Die große Zahl der neuen von Laube getroffenen Engagements entvölkerte die deutschen Theater und machte die Bestrebungen anderer Directionen, ihr Personal durch neue Mitglieder zu rekrutiren, vergeblich. Nach dieser Ebbe wird nun wieder größere Flut eintreten; denn unmöglich können die einzelnen Fächer so vielfach besetzt bleiben, ein Ausscheidungsproceß wird erfolgen, und die auf Bedingungen engagirten Mitglieder, welche sich nicht der Gunst des Publikums erfreuen oder die Erwartungen und den Geschmack der Directionsloge nicht befriedigen, werden wieder als „Freigelassene" den deutschen Bühnen zurückgegeben.

An Fleiß und Eifer wird es Laube gewiß nicht fehlen lassen, wie er es auch in Leipzig nicht daran fehlen ließ. Möchte er inzwischen nur die Kunst grober Misgriffe verlernt, den Glauben an seine Unfehlbarkeit etwas herabgestimmt haben, und seine Anhänger des gehässigen Fanatismus entwöhnen, der in jedem Andersgläubigen einen für den Scheiterhaufen reifen Ketzer erblickt.

Das wiener Stadttheater wurde eröffnet mit der Aufführung des Schiller-Laube'schen „Demetrius", einer Tragödie, die mit der Vignette der Horazischen ars poetica, der in einen Fischschwanz auslaufenden weiblichen Schönheit, eine frappante Aehnlichkeit hat. Die wiener Kritik sprach sich weit ungünstiger über die Laube'sche Fortsetzung aus als die leipziger; die „Wiener Zeitung" z. B. nannte dieselbe eine Versündigung an dem Genie Schiller's. Das Publikum applaudirte indeß, und der hervorgerufene Director hielt seinem neu aufgezimmerten Theaterbau die Kanzelrede. Das Benedix-Moser'sche „Stiftungsfest" am zweiten Abend hatte, wie überall, auch hier lebhaften Erfolg, obschon auch das als Schwank bezeichnete Lustspiel von der Kritik als keine würdige Errungenschaft für ein Theater bezeichnet wurde, welches die Pflege des feinern Conversationsstücks vorzugsweise in sein Programm aufgenommen hat. Freilich, das feinere Conversationsstück darf ebenso wenig an der Klippe der Langeweile scheitern, wie dies dem Hackländer'schen Lustspiel „Diplomatische Misverständnisse"

passirte, dessen Aufführung als der erste dramaturgische Misgriff der neuen Direction angesehen werden muß.

Ein eigenthümliches Schauspiel bot die Concurrenz des Stadttheaters und Burgtheaters in Bezug auf die Aufführung eines dramatischen œuvre posthume des österreichischen Classikers Grillparzer dar. Das Burgtheater wurde bei diesem Wettrennen um eine Nasenlänge geschlagen; denn es gelang dem mit Dampf arbeitenden Stadttheater, die Grillparzer'sche Tragödie ein paar Tage früher auf die Bühne zu bringen. Habent sua fata libelli! Aus Mismuth über einen Miserfolg an der Burg hatte der greise Dramatiker die Spätlinge seiner Muse im Pult verschlossen; kaum ist er todt, so können die beiden Theater nicht rasch genug ans Werk gehen, um das Drama: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg", in Scene zu setzen. Der Erfolg war natürlich ein glänzender; denn die Aufführungen waren ein Fest, welches man der Pietät gegen den verstorbenen Dichter gab. Die unbefangene Kritik mußte aber doch anerkennen, daß diesem Schauspiel die dramatische Kraft fehle, daß es im Grunde nur aus Monologen des Kaisers Rudolf bestehe, welche durch einzelne bewegtere Scenen illustrirt werden. Wäre das Stück nicht von Grillparzer, sondern von einem unbekannten oder neuern Dichter verfaßt worden — die Kritik hätte dann einen ganz andern Ton angeschlagen und vielleicht in den Vorzügen der schönen Diction nur die „dichterische Phrase" gesehen, welche die Zeitgenossen ja auch zum Theil an den Schiller'schen Dramen tadelten. Wenn man mit der nöthigen Uebung im Uebersetzen aus dem Apotheosenstil in den Stil der profanen Tageskritik die Beurtheilung des Grillparzer'schen Trauerspiels in der wiener Presse ihres phosphorescirenden Lichtschimmers entkleidet und auf den wahren Kern zurückführt, so war sie im Grunde eine ungünstige; denn was sie tadelt, betrifft die wesentlichen Bedingungen eines Dramas. Wir werden bei der Besprechung des Grillparzer'schen Nachlasses näher auf diese dramatische Dichtung zurückkommen.

Der Bruderzwist der beiden wiener Schauspielhäuser gab der Theaterkritik Gelegenheit zu Parallelen in Betreff der beiden Aufführungen; die Frage, ob Lobe oder Lewinsky den Träger der österreichischen Kaiserkrone besser gespielt habe, wurde hin und her ventilirt; daß die Inscenirung in der Burg nicht blos glänzender, sondern auch geschmackvoller, wir möchten sagen poetischer war, durfte man bei Dingelstedt's fruchtbarer scenischer Phantasie von Haus aus annehmen.

Im übrigen ruht es noch im Schose der Zukunft, was die Bühnensaison, die soeben begonnen hat, dem deutschen Publikum einbescheren wird. Den geringen Zusammenhang unsers Theaters mit dem nationalen Genius kennzeichnet am meisten die fortwährende Einbürgerung mittelmäßiger französischer Stücke, welche den Stempel der fremdartigen pariser Cultur tragen, auf deutschen Bühnen. Namentlich die wiener Directionen wetteifern in derartigen „Erwerbungen", die sie sich ein bedeutendes Geld kosten lassen. Offenbach hält mit einem ganzen journalistischen Generalstab seinen Einzug in der Stadt an der blauen Donau, und binnen kurzem werden alle pariser Journale von den Erfolgen berichten, welche der „Schwarze Corsar" und die Gestalten der französischen Dichterphantasie, getragen von der zwitterhaften rheinländisch-pariser Cancanmusik, in Deutschland errungen haben. Die Besiegten von Sedan erscheinen nach wie vor als die Sieger über den deutschen Genius, als die Beherrscher des deutschen Theaters, das ja vom Abhub der französischen Bühnen lebt, wie selbst die Freunde Deutschlands in der pariser Presse eingestehen müssen. Das berliner Residenztheater cultivirt die französischen und deutschen Demi-Monde-Stücke als Specialität, und hat mit Mosenthal's „Madeleine Morel", dieser frei übersetzten Cameliendame, einen nachhaltigen Erfolg davongetragen.

Von dem Herausgeber d. Bl. ist das Trauerspiel „Herzog Bernhard von Weimar" in Manheim, das Trauerspiel „Der Nabob" in Dresden und das Lustspiel „Pitt und Fox" in Stuttgart zum ersten male zur Aufführung gekommen.

Der Verfasser der dramaturgischen Reformschrift über „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche", Georg Köberle, ist zum Director des karlsruher Hoftheaters ernannt worden, wo ihm Gelegenheit geboten wird, seine reformatorischen Grundsätze praktisch zu bethätigen; wir werden auf die Schrift selbst demnächst eingehend zu sprechen kommen. Der Spruch: Hic Rhodus, hic salta! ist schon für manchen Reformator verhängnißvoll geworden — denn es ist schwer, weitgreifende Reformideen in enger Beschränkung durchzuführen.

Bibliographie.

Armand, Die alte spanische Urkunde. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 3 Thlr.

Banner, E., Bar Kochba, der letzte König der Juden. Tragödie. Brünn, Nitsch. Gr. 8. 20 Ngr.

Basaroff, v., Die russische orthodoxe Kirche. Ein Umriss ihrer Entstehung und ihres Lebens. Stuttgart, Grüninger. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Bergsöe, W., Im Sabinergebirge. Briefe aus Gennazano. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. 2 Thle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bonitz, H., Zur Erinnerung an Friedrich Adolf Trendelenburg. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 22 Ngr.

Braun, A., Ueber die Bedeutung der Entwickelung in der Naturgeschichte. Rede. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 12 Ngr.

Braun, T. S., Verschmähte Liebe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Brunier, L., Deutschland und Frankreich. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Bunge, R., Das Fest zu Bayonne. Trauerspiel. Cöthen, Schettler. 16. 6 Ngr.

Byr, R., Auf abschüssiger Bahn. Roman. 4 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Carillon, J., Die Gründung des Reichs. Dramatische Bilder. Wiesbaden, Limbarth. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Delitzsch, F., Ein Tag in Capernaum. 2te bereicherte Aufl. Leipzig, J. Naumann. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.

Droysen, J. G., Ueber eine Flugschrift von 1743. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Elsinger, H., Oster-Ei. Wien, F. Beck. 1871. 16. 10 Ngr.

Festrosen. Meisterwerke epischer Dichtung für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Freytag, G., Die Technik des Dramas. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goldperlen. Meisterwerke dramatischer Dichtung für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe, Westöstlicher Divan. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. v. Loeper. Berlin, Hempel. 8. 25 Ngr.

— — Reincke Fuchs. Mit Erläuterungen von F. Strehlke. Berlin, Hempel. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Die Erzählung des Hofraths. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heuglin, M. T. v., Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871. In 2 Thln. und einem wissenschaftlichen Anhang. 1ster Thl. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Hilberg, A., Das erste Jahrhundert der Wiener Börse. Eine Skizze. Wien, Hügel. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Hopf, G. W., Aus XXV Schuljahren. Erfahrungen, Arbeiten, Urtheile. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hutzelmann, C., Angriffe Frankreichs auf Elsass und Lothringen. Ein Beitrag zur Geschichte dieser beiden Reichslande. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 16 Ngr.

Jensen, W., Drei Sonnen. 3 Bde. Schwerin, Hildebrand. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kreyßig, F. A. T., Unsere Nordostmark. Erinnerungen und Betrachtungen bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit Deutschland. Danzig, Kafemann. 8. 18 Ngr.

Kürschner, J., Conrad Eckhof's Leben und Wirken. Eine biographische Skizze. Wien, Hartleben. 16. 8 Ngr.

Palm, A., Im Labyrinth der Seele. 2 Novellen. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr.

Payn, J., Wie der Vater, so der Sohn. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. (5te Folge.) Augsburg, Kranzfelder. 8. 16 Ngr.

Ranke, L. v., Sämmtliche Werke. 24ster Bd.: Abhandlungen und Versuche. 1ste Sammlung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rethwisch, C., Westpreussens Wiederaufleben unter Friedrich dem Grossen. Berlin, Weber. Gr. 4. 10 Ngr.

Rieder, G., Ignaz Parhamer's und Franz Anton Marxer's Leben und Wirken. Mit noch ungedruckten Resolutionen und Handbilleten der Kaiserin Maria Theresia, Joseph II., ungedruckten Berichten aus dem k. k. Ministerial-Archiv des Innern, der k. k. niederösterreichischen Statthalterei-Registratur, anderen Archiven und Lebensbeschreibungen berühmter Oesterreicher. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rössner, J., Soll der Staat Industrie betreiben? Eine Apologie des Staats-Montanwesens, für Montanisten und Finanzmänner. Schemnitz, Joerges. Gr. 8. 21 Ngr.

Schlägel, M. v., Die Wilden der Gesellschaft. Eine Erzählung. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Neue Romane aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Bodenstedt, Friedrich, Das Herrenhaus im Eschenwalde. Roman. (Erzählungen und Romane 5.—7. Band.) 3 Bde. 8. Eleg. brosch. 5⅔ Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Kleine Geschichten aus fernem Land. 8. Brosch. 15 Sgr.

Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane 1. und 2. Band.) 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. (Erzählungen und Romane 3. u. 4. Band.) 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2½ Thlr.

Byr, Robert, Der Kampf um's Dasein. Roman. Zweite Auflage. 5 Bde. 8. Brosch. 6 Thlr.

Fels, Egon, Titania. Roman. 4 Bde. 8. Brosch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit im Anschluß an „Nach Amerika". 3 Bde. 8. Brosch. 2 Thlr. 25 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. In etwa 100 Lieferungen von je circa 6—7 Bogen 8. Eleganteste Ausstattung. à Lieferung 5 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Tolle. Erzählung. 8. Brosch. 15 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—67. 8 Thle. in 4 starken Bänden. 8. Brosch. 6½ Thlr.

Gutzkow, Karl, Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 5⅓ Thlr.

Gutzkow, Karl, Dramatische Werke. Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammt-Ausgabe. In 20 Bändchen. 8. Eleg. brosch. pro Bdchn. 5 Sgr. — Complet brosch. in 4 Bänden. 3 Thlr. 10 Sgr. — Höchst eleg. geb. in 4 Rothleinen-Bände mit reicher Goldpressung und Original-Stempel. 5 Thlr. 18 Sgr.

Gutzkow, Karl, Ein Holland-Gang. 8. Brosch. 15 Sgr.

Hoefer, Edmund, Der Demagoge. Zeitroman. 3 Bde. in 6 Theilen. 8. Brosch. 8 Thlr.

Hoefer, Edmund, Stille Geschichten. 3 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr.

Hoefer, Edmund, Zu Olim's Zeiten. Erzählung. 8. Brosch. 15 Sgr.

König, Ewald August, Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden", **Das große Loos.** Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 4½ Thlr.

König, Ewald August, Das Prinzeßchen. Roman. 4 Bde. 8. Brosch. 5 Thlr.

König, Ewald August, Das Kind des Wucherers. Erzählung. 8. Brosch. 15 Sgr.

König, Ewald August, Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr.

Longfellow, H. W., Der Sang von Hiawatha. Deutsch bearbeitet von Professor **Karl Knortz.** 8. Brosch. 27 Sgr.

Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg. Historischer Roman. 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2⅔ Thlr.

Palast und Bürgerhaus. Von **Ernestine von L.** Verfasserin von „König „Jérôme und seine Familie im Exil". 8. Brosch. 1⅔ Thlr.

Pasqué, Ernst, Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 5 Thlr.

Winterfeld, A. von, Moderne Odyssee. Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Spaniens Gegenwart.

Culturskizzen von

Wilhelm Lauser.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

In einer zusammenhängenden Reihe von Skizzen gibt der Verfasser, der Spanien zu verschiedenen malen bereist und sich längere Zeit daselbst aufgehalten hat, ein anschauliches Bild der neuesten politischen und socialen Entwickelung dieses Landes von der Septemberrevolution im Jahre 1868 bis zur Thronbesteigung des Königs Amadeus. Bei dem hervorragenden Interesse, welches den Zuständen jenseit der Pyrenäen gegenwärtig gewidmet ist, dürfen diese lebhaften Schilderungen allseitig auf freundliche Aufnahme rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang
zur schnellen und leichten Erlernung der
schwedischen Sprache
für den Schul- und Privatunterricht
und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute.

Von **C. Funk.**

8. Geh. 24 Ngr.

Diese schwedische Grammatik für Deutsche nimmt besonders auf solche Schüler Rücksicht, welche nicht viel Zeit auf das Studium der Sprache verwenden können. Daher sind die Regeln möglichst kurz und leichtfaßlich gegeben und jeder Lection Uebersetzungsstücke zur Einübung derselben beigefügt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 24. October 1872.

Inhalt:

Literarische Porträts.

1. Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken von Paul Lindau. Mit dem photographischen Bildniß des Dichters nach der Houdon'schen Büste. Leipzig, Barth. 1872. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Schrift von Paul Lindau trägt das Motto von Sainte-Beuve: „Connaitre et bien connaitre un homme de plus, surtout si cet homme est un individu marquant et célèbre, c'est une grande chose", und in der Einleitung sagt der Autor:

Mit dieser kleinen Schrift möchte ich die Sympathien der deutschen Leser für einen französischen Dichter, welcher aller Sympathien würdig erscheint, bestärken und vermehren. Es bedarf, glaube ich, keiner Entschuldigung, daß ich mich dieser Aufgabe gerade jetzt unterfange. Der vollberechtigte Stolz, den wir nach den erstaunlichen Waffenthaten des letzten Feldzugs Frankreich gegenüber empfinden dürfen, würde zu einseitiger Engherzigkeit ausarten, wenn uns die militärischen, politischen und sittlichen Erfolge der Gegenwart zur Geringschätzung der herrlichen Thaten, welche das französische Volk in frühern Zeiten vollbracht, und der großen Männer, welche es erzeugt hat, verleiten könnten. Ueberlassen wir es den traurigen Gesellen der Ligue antiprussienne, durch gehässige Herabwürdigung und schmähsüchtige Verleumdung des Nachbarvolks ein Zeugniß ihrer vermeintlichen nationalen Tüchtigkeit abzugeben. Uns sollen die Bosheiten und Kleinlichkeiten der entarteten Enkel das Behagen an den Geisteswerken ihrer großen Vorfahren nicht verleiden.

Um meinen Zweck zu erreichen, um für Molière die Theilnahme meiner Landsleute zu kräftigen und ihm neue Freundschaften zu erwerben, hielt ich es für richtig, Molière dem deutschen Leser menschlich thunlichst nahe zu rücken. Denn ich bin überzeugt, daß wer Molière kennen lernt, ihn auch liebgewinnen muß, und glaube, daß das Interesse für die Person auch auf die Sache, auf seine unvergleichlichen Lustspiele rückwirken wird. Ich will, mit andern Worten, nicht analysiren, nicht kritisiren, nicht ergründen, sondern nur durch Vermittelung der Bekanntschaft mit dem unglücklichen Menschen zum Studium seiner Werke anregen.

Auch kündigt der Verfasser ein umfangreicheres literarisches Werk über Molière's Leben und Wirken an, welches sein Lieblingsstudium seit Jahren gewesen sei und wol noch jahrelang bleiben werde.

Bei der unbegrenzten Detailforschung, welcher sich, wie alle Wissenschaft, auch die Literaturgeschichte in neuer Zeit hingegeben hat, ist die „Specialität" immer mehr in den Vordergrund getreten. Wir haben so viele Shakspeare-Specialitäten, daß eine Molière-Specialität mindestens Abwechselung in diesen einförmigen Cultus bringt. Paul Lindau ist schon lange der Vertreter dieser Specialität; er hat für seinen Molière schon manche Lanze gebrochen und ist dabei selbst einem Gutzkow gegenüber in kritische Splitterrichterei verfallen. Gleichwol bleibt es ein Verdienst des mit kritischer Schärfe begabten Autors, die Vorzüge des französischen Lustspieldichters immer von neuem hervorzuheben, und der vorliegende Versuch, Molière's Leben aus seinen Werken zu erklären, verdient gewiß Anerkennung. Das Leben der meisten ältern Dichter hat viel Mythisches; für Conjecturen und Controversen ist ein breiter Spielraum gelassen bei der kritischen Sichtung thatsächlicher Ueberlieferungen, deren Glaubwürdigkeit abweichender Beurtheilung unterliegt. Der Versuch, das Leben der Dichter aus ihren Werken zu erklären oder mindestens das aus ihnen ausströmende Licht zu benutzen, um damit dunkle Partien in dem Leben der Poeten zu erhellen, scheint am nächsten zu liegen; doch ist die Ausbeute, welche die Dichtungen hierfür liefern, verschieden nach dem mehr subjectiven oder objectiven Charakter derselben. Lindau nennt Molière den am meisten subjectiven, Shakspeare den objectivsten Dichter, in dessen Drama Dichter wie Individuum ganz und gar verschwinden, dessen dramatische Gestaltungskraft von vornherein in so unheimlicher Weise ausgebildet, dessen Gesammtthätigkeit eine so gleichmäßig reife sei, daß nur noch der höhere oder geringere Grad dieser Reife, nicht das Heranreifen selbst den Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung bilden könne. Abgesehen davon, daß wir einzelne Wendungen, z. B. daß „Dichter wie Individuum" bei Shakspeare verschwinden, in ihrer grammatischen und logischen Bedeutung nicht recht fassen

können, und daß die „unheimliche" Ausbildung früher dramatischer Gestaltungskraft uns eine wenig passende Phrase erscheint, können wir dem Autor auch in der Sache nicht vollkommen recht geben. Ein „Titus Andronicus", ein „Perikles von Tyrus", ein „König Heinrich VI." tragen durchaus nicht den Stempel der Reife so an sich, daß man bei Shakspeare von keiner Entwickelung des Dichters sprechen könnte. Ein unzweideutiger Hinweis auf die Person des Dichters fehlt allerdings in seinen Dramen, obschon eine wechselnde Stimmung seiner Lebensanschauung in ihnen nicht zu verkennen ist und manches mehr Persönliche nur halbverstandene oder unverständliche Andeutung bleibt, weil uns das feste biographische Datum fehlt, auf welches wir es beziehen könnten. Bei Molière ist das alles anders. Der Zusammenhang zwischen dem Schöpfer und seinem Werke ist hier unverkennbar. Es bedarf da keiner künstlichen, haarscharfen Deutungen; an der Hand der Dichtung gelangt man mühelos zum Herzen des Dichters.

Auf diese innige Verschmelzung des Dichters mit seiner Dichtung ist von den verdienstvollen Schriftstellern, welche sich in eingehenden und zum Theil vorzüglichen Arbeiten mit Molière beschäftigt haben, unsers Wissens noch nicht genügend hingewiesen worden, wenngleich alle ohne Ausnahme in Einzelheiten durch den auffallenden Zusammenhang, welcher zwischen dem Werke des Dichters und den persönlichen Erlebnissen des Menschen bestand, überrascht worden sind. Wir wollen uns der doppelten Aufgabe unterziehen: einerseits die gesammte dichterische Thätigkeit Molière's, soweit dieselbe von wirklicher Bedeutung und nicht eine durch zufällige Nebenumstände bedingte oder gelegentliche war, aus den Erlebnissen und Stimmungen des Menschen zu erklären, und andererseits aus den vielfachen Andeutungen in den Molière'schen Lustspielen die Biographie des Dichters zu ergänzen.

Lindau schildert uns zunächst die Lehr- und Wanderjahre des Dichters, sucht aus seinen Familienverhältnissen den Mangel an eigentlichem Familiengefühl und den verletzenden Ton zu erklären, den in seinen Dramen oft die Söhne gegen die Aeltern anschlagen. Molière sollte Jura studiren; seine Neigung zur schönen und talentvollen Madeleine Béjard führte ihn zum Theater. Diese Liebe fand indeß weder Ausschließlichkeit noch Dauer. Die schöne du Parc, welche Molière's Huldigungen mit Koketterie erwiderte, und die sanfte Dubrie, die als Lucile, Agnes, Eliante in Molière's Stücken wiederkehrt, theilten sich in seine Neigungen. Der Nachweis, wie diese das Leben des Dichters beherrschenden Schönheiten sich als poetische Gestalten in seinen Werken wiederfinden, ist Paul Lindau durchaus gelungen.

Was nun Armande Béjard betrifft, die von den meisten neuen französischen Autoren als jüngere Schwester der Madeleine bezeichnet wird, so tritt Lindau den Beweis an, daß sie vielmehr die Tochter jener Madeleine war, und er führt ihn nach unserer Ansicht in überzeugender Weise. Die Thatsache, daß sämmtliche Zeitgenossen dies behaupten, dürfte doch schwer ins Gewicht fallen, ebenso der Altersunterschied und das Interesse, welches die Familie Béjard daran hatte, Armande zu Madeleine in das harmlose Verhältniß von Schwester zu Schwester zu rücken. Auch die Verleumdung, welche Molière zum Vater seiner Frau machte, spricht wenigstens dafür, daß Madeleine die Mutter war, weil sonst jeder Halt für solche verleumderische Angaben gefehlt hätte. Was aber die officiellen Documente aus jener Zeit betrifft, so hebt Lindau hervor, daß die damaligen Actenstücke nicht unbedingten Glauben verdienen und eine etwa beabsichtigte Fälschung leicht mit unterlaufen konnte.

Molière verliebt sich in Armande; er war 40 Jahre, sie ein loses leichtes Ding von 16 Jahren. Diese Situation brachte er in „Der Schule der Ehemänner" auf die Bühne. Ganz Paris sollte über Sganarell lachen, über den alten Narren, der das Herz einer blühenden Jungfrau gewinnen will; ganz Paris sollte sich freuen, wie dieser alte Narr an der Nase herumgeführt wird. Das Urbild des Sganarell hoffte Heilung von seiner Leidenschaft. Uebrigens ist Molière in dem Stücke Arist und Sganarell in einer Person. Nach der Vermählung mit Armande schrieb Molière „Die Schule der Frauen":

Es gibt kaum ein menschlich ergreifenderes Trauerspiel als dieses dichterisch vollendete Lustspiel. Nun hatte er erreicht, wonach sein Herz gestrebt: er war Armande's Gemahl; und nun zeigte ihm sein scharfer Verstand, daß er durch diese Heirath das Glück seines Lebens für immer verloren hatte. Sein ganzes Unglück läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Armande verstand ihn nicht. Sie fand in dem schweigsamen, oft schwermüthigen Dichter, der nur für die Bühne Munterkeit und Lustigkeit besaß, für das Leben aber Betrachtung, Ernst, Schwermuth, ja Bitterkeit bewahrte —, sie fand in Molière nicht den Mann, welcher ihr Ideal verwirklichen konnte. Sie war leichtsinnig, eitel, vergnügungssüchtig, ihrer Originalität, ihrer Schönheit und ihres Talents halber hoch gefeiert. Von verführerischen Hofleuten umschwärmt folgte sie, ohne große Kämpfe zu bestehen, den Verlockungen der im Glanze der höchsten socialen Stellung, des Reichthums und der Jugend strahlenden Cavaliere und brach das Herz des armen Dichters. Molière schloß nicht geflissentlich die Augen; er sah vollkommen klar das Elend, in das er sich gestürzt hatte, er sah das Unheil der nächtigen Zukunft. Und doch vermochte er nicht es über sich zu gewinnen, das treulose, schändliche Kind von sich zu stoßen; er liebte Armande mit sinnverwirrender Leidenschaft, er verachtete sie, konnte aber nicht von ihr lassen. In dieser Stimmung schrieb er sein neues Lustspiel — die grausame Sühne eines verirrten Herzens. Er machte sich lächerlich, seine Leidenschaft widerlich, er kasteite sich mit der Drahtpeitsche der Satire, deren schwirrende Schläge sein armes Herz zerfetzten, und aus seinem Schmerze gestaltete sich ein komisches Meisterwerk. Mit der „Schule der Frauen" erreicht Molière die Stufe der Meisterschaft. Hier zeigte er sich als Kenner und Ergründer des menschlichen Herzens, als fertiger Schriftsteller, dessen Wort dem haarscharfen Schwert vergleichbar ist, als Dichter. Die ganze Dichtung ist individuell, die Rolle des unglücklichen aber auch sträflichen Arnolph bis auf wenige Einschränkungen gleichsam der personificirte Schmerzensschrei des verzweifelten Dichters.

Der „Misanthrop" bezeichnet ein ferneres Stadium in der Entwickelung von Molière's Leben: die Trennung von Armande. Inhalt und Behandlung dieses Stücks möchte Paul Lindau tragisch nennen. Das Stück „George Dandin" bezeichnet er als das Satyrspiel zu der Trilogie: „Schule der Ehemänner", „Schule der Frauen", „Menschenfeind". Das letzte Stück sowie „Don Juan" ist gleichzeitig gegen Hof und Adel gerichtet. Die Schicksale des „Tartuffe" theilt unser Autor nach den Quellen mit. Ueber den „Geizigen" und andere Stücke, namentlich die Possen, die weniger mit Molière's Lebensverhältnissen zusammenhängen, geht Lindau flüchtiger hinweg und schließt mit dem „Kranken in der Einbildung", den Molière sterbend gedichtet und gespielt hat. Die Entwickelung des

Menschen Molière in seinen Stücken faßt Lindau am Schluß in folgender Weise zusammen:

In „Le dépit amoureux" erscheint uns der Dichter in der ganzen Anmuth seiner verliebten Jugend. Die unbezähmbare Leidenschaft, welche ihn, den halb Zweifelnden, halb Vertrauenden in gereiftem Alter erfaßt, findet ihren erschütternden Ausdruck in „L'école des maris". Im tiefsten Unglück über die Untreue seiner Frau stößt er in „L'école des femmes" den Schmerzensschrei aus. Und dennoch hat er nicht den Muth, sich von der geliebten Treulosen zu trennen. Er grollt über seine Schwäche, er macht alle Anstrengungen, seine Leidenschaft zu unterjochen, aber erst nach jahrelangem Kampfe kann er diesen schweren Sieg erringen; er reißt sich blutenden Herzens los und sucht die menschenleere Einsamkeit auf. So entsteht „Le Misanthrope". Diese Schmerzen der Seele und die äußersten körperlichen Anstrengungen, die er sich zumuthet, untergraben seine kostbare Gesundheit. Schon fühlt er, daß der Tod ihm am Herzen nagt; da stößt der Satiriker ein gellendes, verzweifeltes Lachen aus über die Thorheit der Aerzte, setzt sich in grausigem Uebermuth als Sterbender den rothen Doctorhut auf den Kopf, schreibt „Le malade imaginaire" und stirbt.

Das Büchlein zeigt überall den Scharfsinn des Autors und ist in ebenso gewandtem wie prägnantem Stil abgefaßt.

2. Die russische Literatur und Iwan Turgeniew. Von Otto Glagau. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Iwan Turgeniew gehört nicht nur zu den gefeiertsten Novellisten Rußlands, er ist gegenwärtig auch in Deutschland und den andern europäischen Staaten der bekannteste Schriftsteller des östlichen Slawenreichs, und da für unsere realistische Kritik Culturstudien höhern Werth haben als ästhetische, so versucht sich dieselbe mit Vorliebe an den kritischen Porträts solcher Schriftsteller, bei denen eine, wir möchten sagen ethnographische Charakteristik die Analyse des Talents ergänzen kann. Wer über Turgeniew spricht, der hat die ausgiebigste Gelegenheit, glänzende Streiflichter auf russische Zustände fallen zu lassen, über Leibeigenschaft, Beamtenwirthschaft, neurussischen Nihilismus sich in geistreichen Betrachtungen zu ergehen. Für die Erkenntniß der dichterischen Bedeutung des Autors ist im ganzen wenig damit gewonnen; doch diese erscheint ja der heutigen Kritik als nebensächlich. Ueberdies liegt die Gefahr nahe, sie zu überschätzen, indem man das Interesse des Stoffs dem Dichter anrechnet.

Iwan Turgeniew ist ein pikanter Novellist, aber nicht entfernt ein novellistisches Muster. Ihm fehlt das Compositionstalent fast gänzlich; seine meisten Novellen sind nicht viel mehr als psychologische oder culturgeschichtliche Skizzen. Auch herrscht in den meisten die blindeste Zufallswirthschaft; es fehlt ihm das dichterische Gerechtigkeitsgefühl, welches die Ungerechtigkeiten des Lebens corrigirt. Wo er seinen Photographiekasten hinstellt, da nimmt er die Bilder auf, welche das Leben in seine Gläser fallen läßt. „Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück" — und so macht es Turgeniew. Wenn er die Sitten des Volks in Rußland und russische Landschaftsbilder schildert, so erscheint er uns originell, weil der Stoff für uns den Reiz der Neuheit hat und Turgeniew eine scharfe Beobachtungsgabe besitzt; wahre Originalität liegt aber in der dichterischen Beleuchtung, in der Eigenthümlichkeit der Weltanschauung — und hierin ist Turgeniew nur ein Nachtreter der pessimistischen Literatur der andern europäischen Culturvölker; etwas Byron und Alfred de Musset, etwas Hegel, Schopenhauer und deutscher Materialismus, das sind die Elemente, in welche sich der Kern seiner Lebensphilosophie auflösen läßt. Nur die Mischung derselben mit der asiatischen Roheit des geschilderten Volkslebens hat einen gewissen pikanten Reiz.

Ungefähr ist dies auch der Gesammteindruck, welchen man von Otto Glagau's eingehender Charakteristik des Dichters erhält, nur daß Glagau die Vorliebe für einen Schriftsteller, mit dem er sich so angelegentlich beschäftigt hat, nicht verleugnet. Er isolirt indeß Turgeniew nicht von der Entwickelung der russischen Literatur, sondern leitet die Charakteristik desselben mit einer Darstellung dieses Entwickelungsgangs ein, indem er Puschkin und Lermontow, die Romantiker und Nationalliberalen, aristokratische und volksthümliche Schriftsteller uns vorführt. Als Turgeniew's unmittelbaren Vorgänger hebt er Gogol (gest. 1852) hervor, den er Rußlands größten Novellendichter nennt:

Nicht minder werthvoll und berühmt als das Lustspiel „Der Revisor" sind seine Novellen, in denen er namentlich das kleinrussische Volksleben mit dem köstlichsten und erquickendsten Humor schildert. Man hat ihn deshalb mit Dickens verglichen, und wirklich hat er mit diesem gemein: die Schärfe des Blicks, die Gabe, sich in das Kleine und Unscheinbare zu versenken, es in anziehenden Farben und in warmem Glanze widerzuspiegeln, sowie den Reichthum an komischen Situationen und die Fülle origineller Gestalten; ohne sich aber, auch wenn er satirische Tendenzen verfolgt, wie Dickens zu ironisirenden Abschweifungen, zu launischen Caricaturen verleiten zu lassen. Dagegen theilt er mit den übrigen russischen Dichtern die im Grunde doch immer wehmüthige und schmerzliche Auffassung des Lebens, die Neigung zu schrecklichen Katastrophen, düstern, schroffen und schrillen Ausgängen.

Turgeniew's Ruf stellte indeß Gogol bald gänzlich in Schatten. Den kurzen Lebensabriß, welchen Glagau von Turgeniew gibt, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten:

Iwan Turgeniew wurde geboren zu Orel am 9. November 1818 als der Sohn des im dortigen Gouvernement begüterten Obersten Sergino Turgeniew. Seine erste Erziehung erhielt er durch ausländische Hauslehrer, und den größten Theil seiner Jugend brachte er auf dem Lande zu. Von 1834—38 studirte er zu Moskau und Petersburg, und dann noch zwei Jahre in Berlin, wo er während eines Winters Michael Bakunin zum Stubengefährten hatte und im übrigen eifrig Geschichte und Philosophie trieb. Die deutsche Philosophie und Hegel, so sehr sie ihn auch zuerst anzogen, scheinen ihm hinterher wenig Befriedigung gewährt zu haben: entweder macht er sich in seinen Dichtungen geradezu über sie lustig, oder er läßt gar einen verhaltenen Groll gegen sie durchblicken. Nach Petersburg zurückgekehrt, arbeitete er kurze Zeit im Ministerium des Innern, und verließ dann den Staatsdienst für immer, um sich ganz der Poesie zu widmen. Seine ersten Versuche, unter dem Einflusse Puschkin's und Lermontow's geschrieben, blieben unbeachtet, was ihn nicht wenig entmuthigte. Erst die kleine Erzählung „Khor und Kalinitsch", welche 1846 in der von Belinski herausgegebenen Revue „Der Zeitgenosse" erschien, lenkte die Aufmerksamkeit auf Turgeniew, der bald darauf nach Paris ging und dort während der nächsten Jahre den größten Theil der Skizzen „Aus dem Tagebuche eines Jägers" schrieb, die ihn mit Einem Schlage berühmt machten, an die Spitze der russischen Novellisten stellten. Obwol durch und durch Tendenz-

stücke, blieb die lange Reihe dieser, alle im „Zeitgenossen“ abgedruckten Skizzen merkwürdigerweise von der Censur völlig unbeanstandet; die Censur mochte in ihnen nur vortreffliche Landschaftsbilder und gelungene Schilderungen aus dem russischen Leben sehen, und als sie endlich bei Gelegenheit der 1852 erschienenen Buchausgabe ihr Versehen merkte, war es zu einem Verbote schon zu spät. Indeß blieb die Rache nicht aus. Ein Artikel, welchen Turgeniew gleichzeitig über den eben verstorbenen Dichter Gogol veröffentlichte, mußte der Regierung den Vorwand bieten, den Verfasser von „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ auf seine Güter zu verbannen. Nur auf eifriges Verwenden des damaligen Großfürsten-Thronfolgers, jetzt regierenden Kaisers, erhielt Turgeniew nach zwei Jahren seine Freiheit wieder. Seitdem lebte er abwechselnd in Rußland, Frankreich und Deutschland, bis er sich 1863 in Baden-Baden ansässig machte, wo er, wiewol er unverheirathet blieb, im Thiergartenthal sich eine schloßartige Villa erbaute und ein Mitglied des glänzenden Kreises ist, welchen seine nicht minder berühmten Nachbarn, das ihm eng befreundete Ehepaar Louis Viardot und Pauline Garcia, in ihrem gastlichen Hause versammeln. Den Skizzen „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ folgte eine lange Reihe von kleinern und größern Novellen, die fast alle mehrfache Auflagen erfuhren und in verschiedene fremde Sprachen, namentlich ins Deutsche, Französische, Englische und Ungarische übersetzt wurden. Eine russische Gesammtausgabe der Dichtungen Turgeniew's erscheint in Moskau.

Glagau analysirt zuerst die Naturschilderungen und Thiermalereien in der Skizzensammlung: „Aus dem Tagebuche eines Jägers.“ Er rühmt ihnen eine wahre Liebe und Leidenschaft für die Natur, eine vortreffliche Landschaftsmalerei nach, die in einzelnen Skizzen, wie in Stifter's Studien, der eigentliche und alleinige Zweck zu sein scheint. Außerdem enthalten diese Novelletten wichtige Beiträge zur Naturgeschichte des russischen Volks; Turgeniew ist ein Freund der Bauern, ein tapferer Gegner der Leibeigenschaft, und schildert resignirte Volkscharaktere mit Meisterschaft. Die Vorzüge Turgeniew's hebt Glagau mit Wärme hervor:

Die Tendenz ist sonst auf poetischen Werken der Mehlthau; den Genius Turgeniew's hat die Tendenz jedoch nicht zu lähmen vermocht: trotz der Tendenz ist das „Tagebuch des Jägers“ ein wahrhaft poetisches Kunstwerk geworden. Und weil es das ist, hat es auch dauernden Werth; auch jetzt, wo die Leibeigenschaft aufgehoben ist, erscheinen die Skizzen nicht veraltet, sondern sie üben den alten Reiz und immer neuen Reiz und Zauber aus. Die Perlen unter ihnen sind: „Khor und Kalinitsch“, „Der Teufelsgrund“, „Kaßjan aus Schönschwerte“, „Die Sänger“ und „Zwei Tage im Urwalde“, welche wahrscheinlich am frühesten geschrieben wurden und in denen allerdings auch die Tendenz noch weniger hervortritt. Alle übrigen zeigen weit mehr Schatten und Dunkel als Licht und Sonne, zu viel Schatten und Finsterniß; nur äußerst wenige machen durchgehends einen heitern wohlthuenden Eindruck, die meisten haben düstere, mehr oder weniger unheimliche Partien, einige sind völlige Trauer- und Nachtstücke. Aber keins ist ohne große blendende Schönheiten, in jedem überrascht und entzückt uns des Dichters reiches Talent. Jede Person, selbst jede Nebenfigur, die er auftreten läßt, weiß er mit ein paar knappen Strichen so sicher zu zeichnen, daß sie sofort leibhaftig vor uns steht, daß wir ihr ganzes Wesen und Thun flugs begreifen, und es in der Regel als streng folgerichtig und ihr durchaus angemessen erkennen müssen. Wie prächtig, mit wie viel Witz und Laune er zu charakterisiren versteht, welch glückliche Vergleiche und Bilder er stets an der Hand hat, ist wirklich erstaunlich.

Jede einzelne Person ist nach Glagau's Ansicht für sich und den andern gegenüber ein Original; der Dichter vermag den Angelpunkt jeder Individualität zu erfassen, die Sprache jedes Standes, jedes Bildungsgrades, jedes Temperaments zu ordnen. Doch auch die Schattenseiten des Autors verschweigt Glagau nicht:

Seine Art zu erzählen ist eine springende; er gibt keine vollständige gleichmäßige Entwickelung, sondern in der Regel nur Umrisse und Andeutungen; er ist arm an Handlung, aber reich an Pointen und allerhand Analysen, Excursen und Detailmalereien. Mit Einem Worte: die Form ist bei ihm eine scheinbar sehr lose und beliebige; obwol er thatsächlich auf sie viel Kunst und Sorgfalt verwendet und auch hinsichts der Form mit großer Berechnung verfährt.

Der abstoßende Eindruck einzelner Novellen, wie „Ein Briefwechsel“, der Mangel an einfach echter Weiblichkeit in den Frauen, die er schildert, die Vorliebe für complicirte, gewissermaßen unbestimmbare Schönheiten, für ein tragisches Ende, für schroffe, schrille Ausgänge, die pessimistische Consequenz, mit der er den Untergang des Guten und den Triumph des Bösen darstellt — das alles wird auch von Glagau hervorgehoben, doch nicht mit dem Nachdruck, der uns erkennen ließe, daß der hochgefeierte Novellist doch nur der Vertreter einer zerfressenen Cultur ist, der jedes begeisternde Element und auch das Gewissen fehlt.

Wir können dem Verfasser nicht in die Analyse der einzelnen Hauptnovellen folgen; als die bedeutendsten bezeichnet er „Faust und Helene“; die drei größten sind: „Ein Nest von Edelleuten“, „Vater und Söhne“ und „Rauch“; sie sind auch in diesen Blättern ausführlich besprochen. „Rauch“ verräth die Erschöpfung des Dichters; er zeigt hier, daß er auch trocken und lehrhaft, breit und geschwätzig werden kann.

Auch Glagau hebt hervor, worauf wir neulich in unserm Feuilleton aufmerksam machten, daß Turgeniew, wenn er etwas Erhabenes parodiren will und, um seinem Helden eine Folie zu geben, irgendeine lächerliche Figur braucht, dann sicher einen Deutschen wählt.

Im „Faust“ ist es Herr Schimmel, den der Dichter zwischen die beiden Liebenden stellt und mit folgenden Worten einführt: „Ein alter Deutscher in kurzschößigem, zimmetfarbenem Frack, sauber rasirt, bescheidenen rechtschaffenen Aussehens, mit treuherzigem Lächeln und zahnlosem Munde. Dieser wackere Deutsche verbreitete einen starken Cichoriengeruch um sich — der unvermeidliche Geruch aller alten Deutschen.“

In „Helene“ treten drei Deutsche auf, denen allen eine wenig beneidenswerthe Rolle zugetheilt ist:

Augustine Christianowna, eine Art von Maitresse des Ehemanns Stachow, den sie nach Noten plündert und brandschatzt, ist eine Witwe „deutscher Abkunft“. Die „flache alberne kleinliche süßliche“ Zoë, eine geborene Müller, von der sich die herrliche Helene um so herrlicher abhebt, ist eine Deutsche. Und der angetrunkene „Offizier“, der die Damen bei einem Ausfluge belästigt, ist gleichfalls ein Deutscher; wahrscheinlich, weil der Dichter eine solche Figur unter seinen Landsleuten, wo bekanntlich das Laster der Trunksucht ganz unerhört ist, beim besten Willen nicht aufzutreiben vermochte!

Erckmann-Chatrian und Turgeniew — Ost und West reichen sich die Hand! Sollten unsere unästhetischen „Culturkritiker“ nicht etwas vorsichtiger sein in der Vergötterung derjenigen ausländischen Autoren, die unsere Nationalität beschimpfen?

Am Schluß charakterisirt Glagau zwei Nachahmer Turgeniew's, Karl Detlef und Sacher-Masoch. So sehr wir mit der Kritik der Schattenseiten des letzten Autors

übereinstimmen, so unterschätzt doch Glagau das Talent desselben. Einzelne Novellen: „Der Kapitulant", „Die Mondnacht", „Don Juan von Kolomea" nehmen es vollkommen mit Turgeniew's Skizzen auf; und das Verhältniß des Kleinrussen zum Großrussen ist nicht das des kleinen Dichters zum großen.

3. Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Pesth, Heckenast. 1872. 8. 2 Thlr.
4. Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Wien, Hügel. 1872. 8. 10 Ngr.

Das Merkwürdigste der Schrift von Emil Kuh (Nr. 3) ist jedenfalls, daß in derselben von Friedrich Hebbel fast gar nicht die Rede ist, ja daß der Autor selbst auf eine Parallele zwischen Hebbel und Grillparzer verzichtet hat. Die Studien sind indeß nicht ohne Geist abgefaßt; der Hauptvorzug der Charakteristik Grillparzer's, ein Vorzug, den wir in fast allen Studien über diesen Dichter vermißten, besteht in dem Nachweis des engen Zusammenhangs zwischen der Entwickelung Grillparzer's und den socialen und politischen Zuständen Oesterreichs; selbst manche Excurse über die letztern sind deshalb nicht als Abschweifungen zu betrachten, um so weniger, als sie auf genauer Detailkenntniß beruhen und manches neue Licht auf frühere wiener Zustände werfen.

Ein anderer Vorzug der Schrift besteht darin, daß Kuh sich von der Ueberschätzung Grillparzer's freihält, welche in Oesterreich im Schwang ist. „Kein einsichtiger Mann in Oesterreich", sagt er, „hätte Grillparzer jemals mit den führenden Geistern der deutschen Dichtung auf Eine Linie gestellt." Hat Kuh denn die Festrede Laube's vergessen, in welcher der Oesterreicher Grillparzer ausdrücklich in Eine Linie mit dem Schwaben Schiller und dem Franken Goethe gestellt wird? Oder gehört Laube nicht zu den „einsichtigen Männern in Oesterreich"? Er war doch der erkorene Festredner, dem alles zujubelte! Und in demselben Athem hebt Kuh die „bescheidene literarische Würdigung Grillparzer's in Deutschland" hervor. „Localgröße nannte den Dichter der eine, secundären Poeten schalt ihn der andere." So wurde Grillparzer damals ausdrücklich im Vergleich mit Schiller und Goethe genannt; der von Kuh gescholtene Scheltende sprach daher nur ganz dasselbe aus, was Emil Kuh kurz vorher gesagt hatte.

Was die biographischen Mittheilungen über Grillparzer betrifft, so bringt der Essay von Kuh im ganzen nicht viel Neues. Interessant ist die Schilderung des Besuchs, welchen der österreichische Dichter bei dem Dichterfürsten in Weimar abstattete; eine Schilderung, welche Grillparzer gesprächsweise gab. Mit der harmlosen Bosheit, welche diesem echten wiener Kinde eigen war, und der epigrammatischen Schlaghaftigkeit, die er stets bewährte, meinte er von dem Doppelwesen Goethe's, er sei ebenso ein idealer Mensch in der höchsten Form gewesen, wie er sich von der Wirklichkeit habe imponiren lassen: „Leute in halbbrüchigem Concept flößten dem Alten besondere Achtung ein." Deshalb kam Tasso so schlecht weg gegen Antonio. Das steife Benehmen Goethe's, der in seiner ersten Gesellschaft, schwarz gekleidet, den Stern auf der Brust erschien, sprach Grillparzer wenig an; erst bei einem zweiten Besuch war der Alte liebenswürdiger, er nahm den jungen Dichter selbst bei der Hand und führte ihn zu Tische. „Dieser Augenblick erschütterte und rührte mich derart, daß ich in helles Weinen ausbrach. Mein Talent schien Goethe der Beachtung werth zu finden, aber den schwachen Charakter wird er mit Bedauern wahrgenommen haben." Goethe forderte Grillparzer auf, an ihn zu schreiben; dieser schrieb indeß nicht, weil er sich nicht Goethe's geistiger Führung und seinen Rathschlägen, wie er zu erwarten schien, fügen wollte. „Ich konnte dergleichen nie, ich mußte mit meinem Wesen immer allein fertig werden."

Die Analyse, welche Kuh von Grillparzer's einzelnen Dramen gibt, trifft meistens das Rechte und ist durchaus nicht gegen die Schwächen derselben verblendet. In dem Schauspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn", hebt er die Gefühlstiefe und schwermüthige Schönheit der ersten zwei Acte, den herben Frühhauch, der das Drama stimmungsvoll durchweht, hervor, meint aber, daß in den letzten Acten der Bancbanus nur noch der Unterthan sei, dem das Räderwerk des individuellen Rechts- und Menschengefühls ausgebrochen ist. Dem Lustspiel: „Weh' dem, der lügt", das ein so eclatantes Fiasco in Wien machte, rühmt Kuh zwar eine tiefsinnige Grundidee nach, doch hätten die Charaktere etwas Maskenhaftes, und dem Lustspiel fehle die spielende Freiheit, die Grazie des Unvorbereiteten, wie dies Lafontaine nennt. Ueber die „Ahnfrau", welche von den Panegyrikern Grillparzer's mit Haut und Haar für die Unsterblichkeit einbalsamirt ist, fällt Kuh ein sinnreiches Urtheil, anknüpfend an Grillparzer's eigene Aeußerungen über das Stück:

> Aus diesem Selbstbekenntniß entnehmen wir zweierlei: fürs erste, daß die Zuspitzung des Hauptgedankens der „Ahnfrau" zum Schicksalhaften im Sinne Müllner's auf Veranlassung des verständigen, durchgebildeten Schreyvogel geschah; fürs zweite, daß Grillparzer's Neigung zum Wunderbaren in der Poesie auf das Gefühl des mangelnden Fundaments der modernen Tragödie theilweise zurückzuführen ist, gewiß nicht auf ein eitles Behagen am phantastischen Spiel. Wir bedürfen allerdings nicht dieses Selbstbekenntnisses, um den Strich gewahr zu werden, welcher die „Ahnfrau" von den Rechenexempeln der Müllner und Houwald trennt; schon das Drama für sich läßt das geprüfte Auge nicht darüber in Zweifel. Immer deutlicher sinkt im Fortgange der Handlung der geheimnißvolle Spuk, der alle Fäden zu halten scheint, zu einem gemeinen Hebel herab, den wir zur Noth fortdenken können, weil das Unheimliche der Geschehnisse stärker und stärker ein seelisches wird. Aber damit sagen wir nicht, daß wir auch den Fatalismus der Stimmung fortdenken können. Dieser Fatalismus bleibt in seiner Aengstlichkeit, aber er ist ein innerer, mit dem Herzblute der dargestellten Personen verwachsener, während Müllner niemals über das äußere fatalistische Netzwerk hinauskommt. Die metaphysische Seite dieser Frage hat ein großer Denker, hat Arthur Schopenhauer betrachtet, in seiner Abhandlung: „Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen." Dem bloßen, reinen, offenbaren Zufall eine Absicht unterzulegen, nennt er einen Gedanken, der an Verwegenheit seinesgleichen suche. Dennoch glaubt er, daß jeder, wenigstens einmal in seinem Leben ihn lebhaft gefaßt habe. Auch finde man ihn bei allen Völkern und unter allen Glaubenslehren, wiewol am entschiedensten bei den Mohammedanern. Es ist ein Gedanke, sagt Schopenhauer, der, je nachdem man ihn versteht, der absurdeste oder der tiefsinnigste sein kann. Die deutschen Schicksalstragiker haben ihn zum absurdesten

gestempelt. In der „Ahnfrau" ist das Schwüle, Sengende des Tragischen an die Stelle des Unerbittlichen, großartig Erschütternden getreten, und hätte Grillparzer nicht vermocht, dieses Schwüle und Sengende mit dem ganzen Nachdrucke dichterischen Könnens zu veranschaulichen, die „Ahnfrau" hätte dann jenseit der Linie, wo die Marionetten der Schicksalsdramatiker sich bewegen, keinen andern als einen angemaßten Platz. Eine vollständige Ehrenrettung der Schicksalsidee der „Ahnfrau" wird unter allen Umständen mislingen.

Noch gelungener als die Analyse der einzelnen Stücke erscheint uns die Gesammtcharakteristik Grillparzer's. Der Dichter wird zunächst als ein Product der Verhältnisse Oesterreichs hingestellt, sein Josephinismus, die Flüssigkeit und Schmiegsamkeit seines Naturells, die Leichtigkeit des Aufnehmens und Vermittelns der Eindrücke, eine gewisse Schlaffheit werden auf geistige Richtungen Oesterreichs und auf den österreichischen Stammcharakter zurückgeführt. Darum sei Grillparzer wol ein edler, schönheitsvoller, ein musikalischer Dichter geworden, aber kein Tragiker. Das Drückende und Beengende der Situation in Oesterreich habe der Dichter zwar stets empfunden; aber sein Heimatgefühl habe ihn gehalten und beschwichtigt. Sehr treffend sagt Kuh über die Stimmung der Grillparzer'schen Dramen:

Ein weicher, sozusagen südlicher Athem durchströmt das Drama Grillparzer's, eine klimatische Abgeschiedenheit vor rauhen Einflüssen stellt sich in ihm dar. Sanftes Leidgefühl führt die Bitternisse sowie die Erquickungen des Lebens an uns heran und wieder vorüber, aber den Bitternissen ist ihr schärfster Stachel genommen und über die Erquickungen gleitet ein Hauch des Wehs. Heute stiller, morgen lauter, immer hörbar klingt zu uns der Mahnruf der Vergänglichkeit. Er mischt sich in die Ruhezustände, aber auch in die Kämpfe der geschilderten Menschen, er fällt gleich einer Warnung in ihr Glück, aber er lindert auch ihre schmerzreichsten Stunden. Und niemals schwellen diese Menschen so weit über den Burgfrieden der Dichtung hinaus, niemals reißt sie die Leidenschaft oder das Verderben in solche Tiefen hinunter, daß sie diesen Mahnruf nicht mehr vernehmen könnten.

Die eigentliche Tragik, der „tragische Zorn" fehlt nach Emil Kuh in Grillparzer's Stücken. Seine Helden gehen durch ihre Krisen wie durch ein caudinisches Joch, und ihr Wille ist schon geknickt, bevor das Schicksal die Seelen überwunden hat:

In der Villa Ludovisi zu Rom steht eine Büste des Paris; während der Kopf weiblichen Charakter zeigt, hat die Brust männliche Körperbildung. An diese Büste darf man denken, wenn man Grillparzer's Tragik betrachtet.

Weiterhin heißt es:

Was dieser Tragik an Großartigkeit der Bewegung abgeht, das bringt sie an seelischer Beweglichkeit nach Kräften ein; was ihr an mächtiger Erschütterung mangelt, das ersetzt sie, soweit hier ein Ersatz möglich, an hoher Rührung. Seinen Stoff zerlegt er in empfindliche, nicht in schroffe Gegensätze, seine Charaktere mäßigt er von vornherein gegeneinander ab. Ein fruchtbares Gemüth und eine leichte Phantasie verarbeiten die empfangenen Eindrücke sorgfältig und doch nicht kleinlich zu ergreifend schönen Bildern. Die fremdartigsten, die entlegensten Themen läutert er zum Menschlichen und hält er jenem Sehwinkel fern, wo das Sonderbare um seiner selbst willen reizen kann. Dem Naturell des Weibes vertraut er gerne das Hebewerk der Handlung an, indessen er den Männern vorzugsweise Bestimmbarkeit und Fügsamkeit zutheilt. Den Ottokar der ersten Acte ausgenommen, der einem Raubvogel ähnlich himmelan steigt, streifen alle seine männlichen Gestalten an die Schwäche, wenn sie nicht schwach geradezu sind: Phaon und Jason, Leander und Ahasverus Rustan und Prinz Otto von Meran. Sogar Bancban versinnlicht mehr die Schwäche der ans Ertragen geübten Seele als die Stärke eines duldenden Gemüths. Aber ebenso wie der haltlose Phaon und der unschlüssige Jason uns peinlich werden, wo sie in ihrer schwankenden Anlage eine verdächtige Männlichkeit an Hinterhaltigkeit und Grausamkeit aufdecken, erfüllen uns wieder Bancban und Leander, Rustan, der Prinz im „Treuen Diener" und Ahasverus mit Freude an ihrer treuherzigen, anmuthigen und liebenswürdigen Bildung.

Es finden sich in dieser Analyse viele feine Bemerkungen und manches, was schon oft gesagt wurde, stellt sich hier in neuem Zusammenhang dar.

Kuh theilt häufig Aeußerungen Grillparzer's mit. Ergänzend tritt hier *Adolf Foglar's* Schrift „Grillparzer's Ansichten" (Nr. 4) ein. Foglar erscheint als der Eckermann des österreichischen Dichters, dessen Aeußerungen viel Geistreiches, Paradoxes, aber oft auch Einseitiges und, wir können keinen andern Ausdruck gebrauchen, Beschränktes enthalten. Seine Abneigung gegen die moderne Dichtung, die ihre Stoffe von der Straße nehme, hat etwas Gehässiges, und wenn er sagt, daß ihm das H . . . stück „Menschenhaß und Reue" von Kotzebue tausendmal lieber sei als Gutzkow's „Uriel Acosta", so kann man doch das Bedenken über solche Einseitigkeit nicht unterdrücken. Noch schlimmer ist er auf Hegel zu sprechen. „Hier in Wien haben die Leute doch noch einige Empfänglichkeit; aber draußen, in Preußen, Sachsen und diesen andern negativen Staaten ist alles durch die Deutschthümelei und durch Hegel verdorben." Preußen ist, trotz Hegel, kein negativer Staat — eher könnte man Oesterreich so nennen, weil dieser Staat nur dadurch besteht, daß eine Nationalität die andere „negirt". Ebenso heftig erklärt sich Grillparzer gegen die deutsche Poesie heutigentags, gegen „die ewigen Freiheitslieder" mit ihrer miserabeln Freiheit! Eine kleine Blumenlese Grillparzer'scher Sprüche wollen wir hier noch mittheilen:

Die Leute im Theater sind wie ein Rudel Schulknaben, denen man immer zurufen muß: „Aufgepaßt!" und die uns jeden Augenblick zu entschlüpfen suchen. Da aber das französische Publikum das leichtsinnigste ist und daher die Dramatiker dieser Nation von jeher alles aufbieten mußten, die Sammlung zu erhalten, so bleiben sie für uns stete Muster in der Form; im *Geist* hingegen die Engländer und Spanier. Shakspeare, Calderon, Lope de Vega hatten hungerige — wir haben gesättigte Zeitgenossen. Die Leute wollen nicht mehr denken und ausharren; darum lieben sie die Romane so sehr. —

Es ärgert mich, wenn ein guter Dramatiker in Prose schreibt. Es ist recht miserabel, wenn ein Mensch keinen innern Halt hat und herumtanzt, wie andere pfeifen. Von jeher war der Vers die Sprache der Poesie, und Prosa die der Wirklichkeit. Die Poesie aber will sich eben von der Wirklichkeit entfernen, darum soll sie sich auch im Ausdruck von ihr unterscheiden; nur die Elemente muß sie von ihr nehmen. Poesie in Prosa ist Unsinn; darum mag ich keinen Roman oder nur ausnahmsweise lesen. —

Ehemals hatten die Schauspieler keinen Verstand als den, der schon jedem Talente anklebt; die neuern denken — ohne Talent und spielen — ohne Verstand. Da die Weiber geborene Komödianten sind, so würde die Zahl der guten Schauspielerinnen größer sein, wenn nicht auf der andern Seite der Entschluß, diesem Stande sich zu widmen, beim Weibe so bedenklich wäre.

Die Studie Emil Kuh's über Adalbert Stifter ist eine liebevoll eingehende. Doch läßt sich über Stifter

kaum etwas Neues sagen. Er ist durchaus kein problematischer Autor, das Urtheil über seine Darstellungsweise, ihre Schwächen und Vorzüge, ist wol ein übereinstimmendes; die einzelnen Kritiker weichen nur in unbedeutenden Nuancen voneinander ab. Irgendeinen Entwickelungsgang von Interesse hat Stifter nicht durchgemacht; das Pigment seines Talents färbte nur verschieden ab, je nachdem es mit psychologischen oder historischen Stoffen in Berührung kam. Ueber „Witiko" ist das Urtheil von Kuh wol zu günstig, obgleich er den Mangel an innerm Leben dem Werke zum Vorwurf macht; doch die „stolze Plastik des Epos" können wir aus diesem alterthümlich manierirten Majuskelstil nicht herausfinden. Ueber den „Nachsommer" sagt Kuh treffend:

Ein Roman in der landläufigen Bedeutung des Wortes ist der „Nachsommer" nicht; dazu fehlt demselben die spannende Fabel, die Mannichfaltigkeit der Situationen und Charaktere. Ein Roman in dem großen und freien Sinne der „Lehrjahre", der „Wahlverwandtschaften", des „Don Quixote", auch der „Empfindsamen Reise", ist der „Nachsommer" ebenfalls nicht; dazu fehlt ihm die eindringliche Plastik, der unbefangene Ausblick in die reich verschlungene Welt und die künstlerische Zwecklosigkeit. Ebenso wenig ist er ein selbstbiographischer oder psychologischer Roman, wie Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser" oder Gottfried Keller's „Grüner Heinrich"; dazu wieder gebricht es dem „Nachsommer" an Innerlichkeit, an Isolirung der Seelenprocesse. Er ist eine lehrhafte Erzählung auf künstlerischen Grundlagen, die Darstellung eines innern Lebens in äußerlichen Beschreibungen und in Gesprächen über Kunst und Wissenschaft. Sofern „Wilhelm Meister's Wanderjahre" einen Lehrzweck verfolgen und zugleich ein Repertorium von Meinungen, Grundsätzen und Ideen ihres Dichters abgeben, ist ihnen der „Nachsommer" zweifellos ähnlich.

Die Parallele zwischen Grillparzer und Stifter hat nur geringen Werth; man kann zuletzt alles zwischen Himmel und Erde vergleichen, aber wo die wesentlichen Vergleichungspunkte fehlen, wie es bei diesen Dichtern der Fall ist, kann solche Parallele nur für ein müßiges Spiel des Witzes gelten. Das Gemeinsame, was in der Stimmungswelt der Dichter Oesterreichs liegt, reicht zu solchen Vergleichungen nicht aus. **Rudolf Gottschall.**

Novellistische Revue.

Man kann dreist behaupten, daß auf keinem Gebiete unserer Nationalliteratur gegenwärtig von Berufenen und Unberufenen so viel producirt wird als auf dem breiten Felde der Novelle. Selbst das Fieber der Verselei ist im Abnehmen begriffen; die novellistische Production dagegen übersteigt nachgerade alles Maß. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu finden, und wir wären sicher die letzten, die etwas dagegen hätten, wenn die Qualität nur einigermaßen der Quantität entspräche. Dem ist jedoch leider nicht so, und wer sich etwa mit der Hoffnung trug, daß der letzte deutsch-französische Krieg auch auf unsere Unterhaltungsliteratur befruchtend einwirken würde, hat sich, fürs erste wenigstens, getäuscht. Welch geistige Armuth im ganzen gerade mit dem Reichthum auf diesem Gebiete Hand in Hand geht, hat uns die ziemlich lange Reihe von novellistischen Werken, welche uns heute zur Besprechung vorliegt, wieder einmal recht überzeugend dargethan. Wir werden uns darüber kurz fassen und lassen zunächst, aus üblicher Courtoisie, die weiblichen Schriftsteller Revue passiren.

1. Geschichten aus dem Emslande. Von E. von Dincklage. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 2 Thlr.

Wir haben es bereits früher, gelegentlich des Romans „Tolle Geschichten", ausgesprochen, daß E. von Dincklage ein gewisses ursprüngliches Naturell besitzt. Das ist aber auch alles. Wer von ihr mehr verlangt, fordert auf eigene Gefahr. Von künstlerischen Intentionen, sowol was Erfindung als Ausführung betrifft, ist bei ihr keine Rede. Sie greift frisch und keck in den Stoff hinein, unbekümmert darum, welche Form er unter ihrer Hand gewinnt, welch absonderliches Gebilde dabei zu Wege kommen mag. Ethnographischen Werth mögen ihre Schilderungen aus dem Emslande haben, künstlerischen haben sie nicht. Dazu klebt ihnen zu viel Roheit an. Der ganze Band ist ein wüstes Gemisch von Ernst und Humor und hinterläßt den widerwärtigsten Eindruck von der Welt.

2. Am Scheidewege. Novellen von Luise Ernesti (Malvine von Humbracht). Wien, Hartleben. 1872. 8. 28 Ngr.

Nicht besser steht es um diese Sammlung, nur fehlt ihr selbst das, was die vorige als Bestes aufzuweisen hat: Originalität. Luise Ernesti ist eine vielgelesene Schriftstellerin, ohne daß sich dafür ein Grund angeben ließe. Was sie allenfalls Charakteristisches besitzt, ist ihre Nüchternheit in der Behandlung der von ihr gewählten Stoffe. Nur ausnahmsweise, gleichsam sonntäglich, blitzt bei ihr ein Funke von Leidenschaft auf, der freilich ebenso rasch wieder erlischt. In dieser Beziehung ist die Novelle „Friesenliebe" die relativ beste unter den vorliegenden; die beiden andern: „Stille Wasser sind tief" und „Nur ein Bauer", vermögen ihre Berechtigung nicht nachzuweisen.

3. Anna Severin. Erzählung von Frau Augustus Craven. Deutsch von J. B. Kälin. Einsiedeln, Benziger. 1872. 8. 27 Ngr.

Auf 22 Bogen eine höchst langweilige, inhaltlose Geschichte mit stark religiöser, speciell katholisirender Tendenz. „Vereinige, o mein Gott, in einem und demselben Glauben alle diejenigen, die hienieden Einer Liebe und Einer Hoffnung sind", beten die nach 350 Seiten glücklich vereinigten Liebenden, und damit ist das ganze Opus charakterisirt. Wir haben an derartigen Producten in Deutschland leider keinen Mangel; wozu also mußte das vorliegende übersetzt werden?

4. Letzte Reste. Ein Cyklus von Novellenskizzen. Von Hermine Weigelt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 16. 20 Ngr.

Die Verfasserin steht weit ab von der Heerstraße des öffentlichen Lebens. Sie nimmt keinen Theil an den Bestrebungen der Nation, sowol in ethischer wie politischer

Beziehung, sondern vertieft sich lieber in Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" und Putlitz' „Was sich der Wald erzählt". Dagegen ist nichts zu sagen, denn jeder mag thun und lassen, was er will. Auch wenn die Verfasserin in ihren Mußestunden, in Ermangelung ersprießlicherer Neigungen und nützlicherer Beschäftigung, ein Märchenragout nach Art der vorgenannten zusammenbraut, so wird dagegen nichts einzuwenden sein. Wenn sie uns aber dieses Ragout vorsetzt, so müssen wir ihr denn doch sagen, daß wir derartigen Gerichten keinen Geschmack mehr abgewinnen. Die naiven Zeiten, in welchen diese sentimentalen Spielereien Glück machten, sind gewesen, und so Gott will für immer gewesen. Demgemäß wird der Wunsch der Verfasserin, daß man ihre „Skizzen" nicht zur Makulatur zählen möge, wol ein frommer Wunsch bleiben.

Von den Arbeiten der männlichen Schriftsteller unserer heutigen Revue ist die relativ bedeutendste:

5. Die Helden der Arbeit. Roman aus der Gegenwart von Max von Schlägel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Max von Schlägel hat entschiedene Begabung für die Novelle und auch ein nicht zu verkennendes künstlerisches Streben. Aber er ist noch Anfänger, noch zu jugendlich ungestüm empfindend und zu wenig wählerisch in seinen Mitteln. Was wunder, wenn zwischen seinem Vorwurf und seiner Behandlungsweise ein tiefer Riß besteht, der um so schroffer hervortritt, weil das gewählte Thema an sich ein bedeutendes ist. Max von Schlägel hat sich die Aufgabe gestellt, durch diese Novelle — die Bezeichnung „Roman" ist ungerechtfertigt — zur Lösung der so mächtig in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getretenen Arbeiterfrage beizutragen, und die nächste Veranlassung dazu dürften ihm die der jüngsten Vergangenheit angehörenden Vorgänge in den schlesischen Gruben geboten haben. Die Wahl des Stoffs verdient, weil er aus der Zeit wie selten ein anderer gegriffen ist, die aufrichtigste Anerkennung; aber zu seiner völligen Bewältigung gehört eine größere Kraft, als Max von Schlägel gegenwärtig besitzt. Einzelne Partien, wie z. B. die Scenen in den Gruben, sind ja sehr gelungen, wie überhaupt das Talent des Verfassers, wenn wir so sagen dürfen, nach der malerischen Seite zu liegen scheint. Aber die Durchführung des leitenden Gedankens, die Charakteristik und Lösung sind nicht das Gute an der Sache. Der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum ist auf die Spitze getrieben und die schließliche Ausgleichung desselben erfolgt durch das bis zum Ueberdruß benutzte Mittel der körperlichen Erkrankung. Der Verfasser löst die Frage, indem er ein allseitig befriedigendes Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern herstellt und außerdem eine Heirath zwischen einem Bürgerlichen und einer Adelichen stiftet. Die Darstellung ist ungleich, der Stil ebenmäßig und fließend.

6. Zur linken Hand. Eine Erzählung von Edmund Hoefer. Leipzig, E. J. Günther. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Edmund Hoefer ist ein anerkannt guter Erzähler, der nur den einen Fehler hat, viel zu weitschweifig und philisterhaft peinlich zu sein. Er erzählt das Größte wie das Kleinste mit derselben Gleichmäßigkeit und überläßt dem eigenen Nachdenken des Lesers nicht das mindeste. Und doch liegt gerade in der discreten Behandlung ein eigenthümlicher Reiz, ja man kann behaupten, daß die Bedeutung eines Schriftstellers sich nicht in dem zeigt, was er sagt, sondern in dem, was er verschweigt. Hoefer's neueste Erzählung warnt vor einer morganatischen Ehe, namentlich wenn die Erwählte eine Bürgerliche ist. Seine Heldin wird durch ihre Verbindung mit einem Prinzen unglücklich. C'est tout.

7. Der neue Abälard. Roman von Julius Grosse. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1871. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist ein trauriger Anblick, ein von Natur reichbegabtes Talent wie Julius Grosse in handwerksmäßiger Production zu Grunde gehen zu sehen. Welche Hoffnungen erweckten seine ersten Werke, welche Hoffnungen knüpften sich namentlich an sein kleines Epos: „Das Mädchen von Capri"! Und nun beweist jeder neue Band von ihm, daß der bevorzugte Poet nach und nach ein Literat geworden ist, wie es deren zu Dutzenden gibt. Ließ schon seine „Maria Mancini", von seinem Roman „Untreu aus Mitleid" ganz zu schweigen, die psychologische Vertiefung, die Entwickelung von innen heraus vermissen, so wahrte sie doch wenigstens die äußere künstlerische Form und genügte so in etwas den Ansprüchen, die man an einen Schriftsteller nicht gewöhnlichen Schlags zu stellen pflegt. „Der neue Abälard" hat aber nicht einmal das für sich; das ist eine Arbeit, die jeder obscure Novellenschreiber gleichfalls zu Stande bringt: trivial in der Erfindung, unglaublich in der Motivirung, oberflächlich und kunstlos in der Darstellung. Selbst der Stil ist stillos, und das würde man bei Julius Grosse am wenigsten vermuthen. Der Titel ist gesucht und rechtfertigt sich durch nichts. Der Held ist ein Collaborator Korn, der die Neigung seiner jungen Musikschülerin Gretchen von Thymian gewinnt und erwidert. Durch den Hochmuth des alten halbverrückten Thymian, die Eifersucht eines verschmähten Liebhabers der jungen Dame und durch den Haß einer namenlosen Präsidentin werden der Verbindung der Liebenden einige Hindernisse in den Weg gestellt. Der Dichter macht damit jedoch kurzen Proceß und löst die Geschichte in das der Masse so angenehme „Wohlgefallen" auf. Keine einzige der handelnden Personen vermag zu interessiren, denn sie sind sammt und sonders carikirt.

Wir können schließlich nur den herzlichen Wunsch äußern, daß Julius Grosse sobald als möglich wieder in die Bahn einlenken möge, die einzig seiner würdig ist.

8. Vergeltung. Erzählung von Otto Buchwald. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 22⅓ Ngr.

Otto Buchwald gehört zu den literarischen Dilettanten, die sich für Literaten halten. Er hat speciell für die Novelle gar keinen Beruf. Seine Vergeltungsgeschichte ist ungemein langweilig, oberflächlich und kunstlos und illustrirt den hübschen Satz: „Thue andern so viel Böses als du willst, es wird dir alles mit Gutem vergolten werden." Die Art und Weise, wie der Verfasser zu Werke geht,

ist zu trivial, als daß wir uns besonders damit befassen sollten. Er hat sein Buch lediglich für sich selbst geschrieben, und er hätte gut gethan, es auch für sich selbst zu behalten.

9. Ein großes Herz. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlags-Bureau. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.

Ganz dasselbe gilt von dieser Novelle. Es ist wunderbar, welch absonderliche Monstra doch „die Lust zu fabuliren“ zuweilen erzeugt. Wäre der Verfasser nicht genannt und wüßten wir nicht von ihm, daß er schon sehr viel „gearbeitet“ hat, wir würden dieses Opus für den ersten schüchternen Versuch eines Primaners gehalten haben.

10. Träumereien eines Junggesellen oder Ein Buch des Herzens. Von J. Marvel. Deutsch von Hermann Otto. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. 8. 1 Thlr.

Wir haben es hier nur mit der neuen Uebersetzung eines alten und zwar bereits überwundenen Buchs zu thun. Was wir bei Hermine Weigelt's Märchenskizzen sagten, findet auch hier seine Anwendung. Die Zeit für derartige Schriften ist vorbei. Der Uebersetzer theilt uns im Vorwort mit, daß die Herausgabe dieser neuen Uebertragung auf den Wunsch des Verlegers erfolgt sei, welcher den Drang verspürte, eine hübsche Edition zu veranstalten. Das ist ein Grund für den Buchhändler, aber durchaus nicht für das Publikum.

Oskar Elsner.

Der Schlußband der „Anthropologie der Naturvölker“ von Waitz.

Anthropologie der Naturvölker von Th. Waitz. Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt von G. Gerland. Sechster Theil. Mit zwei Karten. Die Völker der Südsee. Dritte Abtheilung: Die Polynesier, Melanesier, Australier, Tasmanier. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Leipzig, Fr. Fleischer. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Mit dem vorliegenden sechsten Bande, dem zwei sehr instructive Karten beigegeben sind, ist die von dem verstorbenen Professor Waitz begonnene „Anthropologie der Naturvölker“ durch Georg Gerland ihrer Vollendung zugeführt und dadurch ein Werk hergestellt worden, welches seinen Verfassern zur Ehre gereicht und eine Zierde der deutschen ethnographischen Literatur ist. Denselben außerordentlichen Fleiß, die umsichtige und klare Anordnung eines unermeßlichen Stoffs, die gewissenhafte Benutzung aller zugänglichen Quellen, welche die frühern Bände auszeichneten, finden wir auch in dem sehr starken Schlußbande dieses bedeutenden Werks.

Der Verfasser behandelt zuerst die Polynesier und bespricht nach der physischen Schilderung derselben Costüm, Nahrung, Ackerbau, Kahn- und Häuserbau, die Geräthe und Werkzeuge, Handel und Zeitrechnung, Poesie, Musik und Tanz, das Familienleben und die Verfassung, die Stände und Rechtsverhältnisse, den Krieg. Besonders ausführlich handelt er über Religion und Mythologie dieser Völker, welche deshalb so lehrreich sind, weil sie bei einer jahrtausendelangen Abgeschlossenheit erkennen lassen, was ein Volk, auf sich selbst beschränkt, allein aus seinen menschlichen Anlagen zu entwickeln vermag. In engem Zusammenhange mit den religiösen Vorstellungen steht das Tätowiren, das allgemein verbreitete Tabu, die Behandlung der Todten und das Schicksal der Seele nach dem Tode. Schließlich untersucht der Verfasser die Geschichte der verschiedenen Inselgruppen und die Wirksamkeit der Missionen.

Bei den Polynesiern zeigt sich recht deutlich, daß Charaktere der weißen Rasse sporadisch auch bei den andern vorkommen — sicher nicht der schwächste Beweis für die Arteinheit des Menschengeschlechts. Auf Tokelau, den Marquesas, auf Samoa, Tahiti, Tonga ist die Hautfarbe mehr oder minder hell, die Gesichtszüge mancher Weiber auf Tahiti, auf manchen Marquesas, auch auf Hawaii sind europäisch; besonders hübsch und hellfarbig sind die Frauen auf Huaheine, und manche auf den Marquesasinseln und auf Hawaii haben rothe Wangen und können erröthen. Wie mächtig die Lebensweise und die sociale Stellung auf die Menschenform wirkt, sieht man aufs klarste in Polynesien, wo die Häuptlinge und ihre Frauen hochgewachsen und stark sind, das Volk klein, mager, verkümmert ist, sodaß manche Reisenden zwei verschiedene Rassen vor sich zu haben glaubten. Nur die Häuptlinge dürfen Kava, jenes auf ekelhafte Weise aus Piper methysticum bereitete Getränk, genießen. Die Frauen werden in Polynesien nicht eben schlecht behandelt, nehmen aber doch, etwa Neuseeland ausgenommen, eine tiefere Stellung ein als die Männer. Sehr interessant ist, was nach Pickering über die unglaubliche Geschicklichkeit der Tahitier, sich das Nothwendigste leicht und schnell zu verschaffen, gesagt wird. Wunderbar ist ferner die außerordentliche Fertigkeit der Polynesier und auch mancher Melanesier im Schwimmen und Tauchen; sie sind wahre Amphibiennaturen, die 20 und 30 Stunden durch das Meer sich bewegen können, die heftigste Brandung mit gefüllten Wassergefäßen durchschwimmen, ohne etwas vom Wasser auszugießen, und mehrere Minuten auf dem Grunde zu bleiben vermögen. Die Polynesier haben Namen für alle ihre Thiere und Pflanzen, selbst die Arten des Gesteins; zählen können viele nur bis 10, einige wenige bis 200. Ihre Zeitrechnung richteten sie nach dem Monde ein, und zwar rechnen sie nach Nächten: 28—30 Nächte bilden einen Monat, 12 Monate ein Jahr, wobei manchmal ein Schaltmonat zugesetzt wird. Am wenigsten leisten sie in der Musik, ihr sehr monotoner Gesang umfaßt nur wenige Töne.

Alle menschlichen Leidenschaften treten uns auch bei den Polynesiern entgegen mit der besondern Färbung, wie sie bei Naturvölkern erscheinen. Merkwürdigerweise findet sich neben ihren sonst so primitiven Zuständen eine Masse von Höflichkeitsgesetzen, Umgangsnormen, Ceremoniell, Etikette, am meisten auf Samoa. Der Kannibalismus war früher über alle Inseln verbreitet und ursprünglich durch Haß und Rachedurst veranlaßt, wozu

später die Vorstellung kam, daß man durch den Genuß der Leiche des Feindes auch dessen Geist und Tapferkeit in sich aufnehme. Im allgemeinen sind die Polynesier, die Maoris mit inbegriffen, geistig ziemlich begabt, vielleicht am meisten die von Tonga und Samoa, und einige ihrer Fürsten, wie Pomare I., Tamehameha, Finau, William Thompson, haben einen hohen Grad von Verstand, Schlauheit und Thatkraft gezeigt. Die polynesischen Verfassungen, von der Familie ausgegangen, gipfelten im Königthum, und dieses wich zuletzt der Herrschaft voneinander unabhängiger Häuptlinge, die wie der König allein Recht sprachen und Strafen dictirten, die meist in Verstümmelung oder Hinrichtung bestanden. Der einzelne durfte sich übrigens selbst Recht verschaffen, wenn er einen Dieb oder Ehebrecher auf der That betraf. Für Mord und schwere Beleidigungen bestand überall das jus talionis, und in Tonga und Hawaii hatte man Reinigungseide und Ordalien. Auf Tahiti gliederte sich die Bevölkerung in die Eri oder Arii (die königliche Familie und der hohe Adel), die Raatira, Landbesitzer, und die Manahune, das besitzlose Volk, welches als seelenlos galt; Zusammenhang mit den Göttern hatten nur die Arii, die aber eben wegen ihrer Heiligkeit manchen Beschränkungen unterworfen waren. Auch auf Rarotonga und Tonga bestanden drei Kategorien der Bevölkerung, und auf letzterer Inselgruppe stand an der Spitze aller Fürsten der Tuitonga als höchstes weltliches und geistliches Haupt, dem bei der jährlichen Tributdarbringung stets Menschen geopfert wurden, was auch auf Tahiti bei der Krönung eines Königs stattfand. Auf den Sandwichinseln gelangte nicht wie auf Samoa der Adel, sondern der König zu einer ganz despotischen Gewalt, und manche Könige Hawaiis sind durch Druck und Grausamkeit berüchtigt. In Neuseeland bestand wol früher auch das Königthum, aber schon zu Cook's Zeiten gab es nur Häuptlinge von ungefähr gleichem Rang an der Spitze einer Menge einzelner Stämme, die sich untereinander unaufhörlich bekriegten und aufrieben. Ungefähr gleiche Verhältnisse bestehen auf den Marquesas und im Paumotu-Archipel. Die genannten Stände sind überall erblich und Versetzung aus einem in den andern nicht möglich; Früchte aus der Verbindung von Leuten verschiedener Klassen wurden wenigstens früher schon bei der Geburt getödtet. Ein complicirtes Tabusystem schützt die Vorrechte des Adels, und je vornehmer ein Mensch ist, desto vornehmer sind auch die Götter, zu welchen er in Beziehung steht. Könige von besonderer Bedeutung wurden nach ihrem Tode selbst zu Göttern, und allmählich nahmen solche neue Götter die Stelle der alten ein und drängten diese in den Hintergrund.

Gerland unterscheidet in Polynesien drei Klassen von Göttern: höchste Götter, welche die Welt erschaffen haben, zugleich die ältesten und heiligsten; dann zahllose niedere Götter, Diener der ersten, Elementargeister, Feen, Riesen; endlich vergötterte Menschen. Der erste im ganzen großen Ocean verehrte Gott ist Tangaloa, in Tahiti Taaroa, der Himmelsgott und Weltschöpfer; ein zweiter ist Maui, die Personification der Sonne, um den sich ein ungeheuerer Kreis von Mythen und wunderlichen Abenteuern gruppirt; ein dritter ist Tane, auf Tahiti früher der Kriegsgott, während die Hawaier ihren Kriegsgott Tairi oder Kaili nannten, die Neuseeländer Tû; letztere hatten einen Gott des Meers Rua-hatu. Ein Gott der Wolken und des Regens auf Tahiti ist Roo, Lono auf Hawaii; als Cook dahin kam, hielten ihn die Hawaier für Lono. Außer diesen Hauptgöttern gab es eine Schar anderer für die einzelnen Inseln, auf Tahiti Oro, auf Hawaii die Vulkangöttin Pele. Der Götterhimmel, Po, wird öfters mit dem unterirdischen Todtenreich, wohin die Menschen kommen, verwechselt, doch dauern daselbst nur die Seelen der Häuptlinge fort. Unbeerdigte Todte irren nachts umher, plagen die Lebenden, fahren manchmal in sie hinein und veranlassen sie zum Weissagen.

Tabu oder Tapû ist eine durch die Religion geheiligte Bestimmung oder Beschränkung, ein Bann, gelegt auf etwas, dessen Uebertretung Sünde und Verbrechen ist. Legte der König oder ein Priester das Tabu auf Personen, so waren sie verfemt und es durfte niemand mit ihnen umgehen; Tabu sind auch die Wohnungen des Königs, der Häuptlinge, Priester, aber auch ihre Personen, denen man kaum nahen durfte. Nach großen Schwelgereien legte man wol auf Thiere, Früchte u. s. w. Tabu, um ihre Ausrottung zu verhindern, wo sie dann eine bestimmte Zeit nicht genossen werden durften. Die Männer waren als die höhern Wesen den Weibern gegenüber Tabu, und ebenso lagen eine Menge der unbedeutendsten Handlungen unter dem Banne des Tabu, dessen Auflegung und Lösung mit weitläufiger Feierlichkeit geschah. Beschneidung und Tätowirung wird von den Priestern vorgenommen; und letztere entspricht etwa unserer Confirmation. Das geistliche Oberhaupt und die Häuptlinge wurden, weil an sich schon heilig, weder beschnitten noch tätowirt. Die Tempel der Tahitier hießen Marae, der Hawaier Heiaû; die Priester auf Tahiti waren aus dem höchsten Adel. Die Gesellschaft der Areoi daselbst war dem Gotte Oro geweiht und deshalb heilig, unverletzlich, hochgeehrt; vor ihnen galt kein Eigenthum anderer, das sie wie auch die Mädchen ohne Umstände wegnehmen konnten, wo es ihnen gefiel. Wenigstens die untern Klassen der Areoi lebten ganz zügellos, in Weibergemeinschaft, und wirkten sittlich höchst verderblich, obschon sie überall Bildung und feinere Formen verbreiteten. Die Mission hat nirgends so viel Erfolg gehabt als in Polynesien, namentlich unter den geringern Leuten, welche das Christenthum freilich oft mit heidnischen Zusätzen annahmen. Der Verfasser bespricht die Conflicte, in welche die protestantischen und katholischen Missionare kamen, und wir wollen nicht untersuchen, ob seine ausschließliche Vertheidigung der erstern immer gerechtfertigt ist, indem ohne Zweifel gleich gewichtige Stimmen für die katholische Mission sich erhoben haben. Die Hawaier hielten die ersten Missionare für Zauberer, vergleichbar ihren Zauberern, aber die Götter der Missionare seien mächtiger.

Während die malaiisch-polynesischen Völker sich an die weiße Rasse anschließen — mit manchen Charakteren, welche an die mongolische erinnern —, bilden die Melanesier und Australier den Uebergang zu den Negern. Man muß wieder die eigentlichen Melanesier, dann die Schwarzen auf dem malaiischen Festlande und den Inseln (Alfuren, Papuas u. s. w.), dann die Neuholländer

und Tasmanier unterscheiden. Die Melanesier, nach Behm etwa 2,200000 Köpfe, sind meist mittelgroß und ihre Hautfarbe vorherrschend dunkelrothbraun, seltener hellkupferroth, gelbbraun, rußschwarz. Haupt-, Bart- und Körperhaar vieler Melanesier wächst in Flocken oder Büscheln, sodaß zwischen den behaarten Stellen unbehaarte bleiben, und das Haupthaar ist entweder kraus und nicht sehr lang, schwarz, oder es ist schlicht, länger, bräunlich. Charakteristisch für viele ist der dicke, vorstehende Bauch und die schwachen Gliedmaßen, und die unschöne Bildung spricht sich auch häufig in einem großen Mund mit dicken Lippen, platter Nase, breitem Gesicht, tiefliegenden Augen aus, nur in einigen Gebieten findet man eine schönere Gesichtsform mit römischer Nase. Die Melanesier und Malaio-Polynesier sind zwar scharfgeschiedene Typen, auch mit abweichendem Sprachgenius — man sieht aber doch nicht ein, warum nicht, was Gerland bestreitet, auf manchen Inseln Mischungen zwischen beiden stattgefunden haben sollen. Die Melanesier gehen, die Scham ausgenommen, meist nackt und tragen viel Schmuck, auch im durchbohrten Nasenknorpel, was kein Polynesier thut, dabei wenden sie viel Sorge auf ihren Haarwuchs. Tätowirung fehlt, Bemalung ist sehr allgemein, Beschneidung findet sich hier und da. Viele kennen ihre und andere Inselgruppen genau, unterscheiden manche Sternbilder, und die Fidschi und Küstenpapuas treiben Handel. Letztere verstehen auch Eisen zu schmieden, und die Fidschi machen irdene Töpfe und Gefäße, was kein Polynesier kann. Unrühmliche Eigenschaften der Melanesier sind ihre Neigung zur Lüge und zum Trug, zur Dieberei, ihr Hochmuth und ihre Grausamkeit; dabei sie sind ziemlich sittenstreng, culturfähig und fleißig. Die Frauen werden hart gehalten und gelten auch hier infolge gewisser religiöser Vorstellungen für geringer als die Männer; strenge Tabugesetze beschränken sehr den Umgang beider Geschlechter und selbst der Verwandten. Bei mehrern ist Raub der Braut Sitte, Mord der Kinder und Alten in ganz Melanesien, was um so leichter genommen wird, als sie alle Menschen für unsterblich halten; auch verlangen die Alten und Kranken selbst, daß man sie tödte.

Im allgemeinen haben auch die Melanesier die polynesische Verfassung, jedoch im Verfall begriffen, daher selten Könige, meist lauter einzelne Häuptlinge mit nur geringer Gewalt, auch fehlt ein Mittelstand ganz. Eigenthümlicherweise vererbt sich der Rang und meist auch das Vermögen durch die Mutter. Gottesgerichte und Zauberei hat man bei den Fidschi, in Neucaledonien und anderwärts gefunden. Bei keinem Volk der Erde ist der Kannibalismus so verbreitet und wird so gräßlich geübt wie in Melanesien, wo Menschenfleisch als größte Delicatesse gilt und der Glaube herrscht, selbst die Götter liebten es über alles. Die vielen Kriege, die sie untereinander führen, erhalten den Kannibalismus stets lebendig, besonders bei den rührigsten und begabtesten Melanesiern, den Fidschi, welche selbst befestigte Plätze mit Wällen, Gräben, Palissaden, Zugbrücken haben, auch gewaltige Kähne mit Masten bauen. Ueber die Religion der Melanesier weiß man wenig; der Hauptgott der Fidschi ist Ndengei, halb Fels, halb Schlange, der die Welt trägt, und wenn er sich wendet, nach Umständen Erdbeben oder fruchtbare Jahre hervorruft. Auf den Loyalitätsinseln glauben sie an eine unsichtbare Macht, die alles leitet, an der Speelmannsbai von Neuguinea an einen über den Wolken wohnenden Allherrscher. Die Götter werden als geistige Wesen vorgestellt, Fetische hat man nicht. Im Fidschiarchipel gibt es auch Dichter und Dichterinnen, selbst Improvisatoren. Einer der größten Männer der Fidschi, im 19. Jahrhundert lebend, war Thakomban, in der Jugend noch Kannibale, dann Christ, listig, tapfer, klug, zum Herrschen wie gemacht.

Sprachen und physische Beschaffenheit der Australier erweisen, daß sie alle zu einem Stamme gehören. Die meisten Neuholländer sind mittelgroß, mager, mit vorstehendem Bauch, langen Armen und Beinen, die Knochen ihres dolichocephalen Schädels sind sehr dick, das Haar lang, fein, etwas wollig, tiefbraun, weniger häufig glänzend schwarz. Die Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malaien, die Stirn ist schmal, die Augen liegen tief und sind klein, schwarz, der Prognathismus ist sehr ausgesprochen. Den großen Mund schließen dicke Lippen, die Zähne sind stark. Die Haut ist dunkelbraun oder röthlich-schwarz, manchmal heller. Unter allen Oceaniern sind die Neuholländer am wenigsten im Wasser zu Hause und an vielen Küsten fehlen Kähne ganz. Wer sollte glauben, daß sogar die armseligen, in dem ursprünglich ganz unfruchtbaren Erdtheil herumziehenden, häufig unter freiem Himmel übernachtenden Wanderstämme eine Menge Höflichkeits- und Etiketteregeln haben? Sie führen viel Krieg untereinander, haben die Blutrache und die Sitte, die Weiber immer von einem andern Stamm zu rauben, was zu ewigen Collisionen führt. Sie beobachten scharf, haben viel mimisches Talent, wunderbaren Orientirungs- und Ortssinn, und sie haben nicht nur die Thiere und Pflanzen ihres Landes benannt, sondern auch manche Sternbilder und theilen den Himmel in acht Gegenden. Anständig behandelt kann man sie als Schäfer, Wasser- und Holzträger, Jagdgehülfen ganz gut brauchen, und vieles spricht dafür, daß sie früher eine höhere Cultur gehabt haben. Auch in Neuholland ist den Frauen das härteste Los gefallen. Beschneidung, Tätowirung, Ausschlagen von Zähnen, Abschneiden einzelner Fingerglieder wird vorgenommen, um gewisse grausame Götter zu versöhnen. Die Neuholländer scheinen in große Zünfte getheilt zu sein und jeder führt außer seinem individuellen Namen auch noch den Namen seiner Zunft. Das Gebiet ist auf die Zünfte und Familien genau vertheilt, und die Europäer haben, indem sie dasselbe als herrenlos in Beschlag nahmen, auch in Neuholland schweres Unrecht geübt. Eigentliche Häuptlinge gibt es nicht, sondern nur ältere, Rath ertheilende Männer, deren Ansehen mit den Jahren zunimmt. Die früher ohne Zweifel höher ausgebildete australische Religion und Mythologie haben sich nur in schwachen Spuren erhalten; man glaubt an greuliche, verderbenbringende Götter, auch an Elementargeister, an ein gutes Wesen nur in manchen Gebieten. An Opfern, heiligen Tänzen und Festen vor den Idolen aus Holz oder Stein, an Zauberern fehlt es auch in Neuholland nicht.

Die nun vernichteten Tasmanier verhielten sich dem Wesen nach wie die Neuholländer, hatten wie diese halbkugelförmige Hütten oder nur Windschirme aus Flechtwerk. Wie

viele andere wilde Völker hielten sie die Europäer für zurückkehrende Geister Verstorbener, denn sie glaubten gleich den Neuholländern, welche deshalb sehr ruhig sterben, an die Immaterialität der Seele und persönliche Fortdauer.

Weil auf einigen Inseln Polynesiens die Bevölkerungsabnahme wegen besonderer Umstände minder schnell fortschreitet als früher, glaubt der Verfasser an eine Erhaltung derselben, Erlangung höherer Culturstufen unter dem wohlthätigen Einfluß der Mission u. s. w. Vergebliche Hoffnung! Noch nie und nirgends sind farbige Menschen im Contact mit den Weißen zu größerer Prosperität und höherer Civilisation gelangt, sondern sie sind entweder zu Grunde gegangen oder zur Knechtschaft herabgedrückt worden, wie in Mexico und Peru, oder sie stellen eine Caricatur von Civilisation dar, wie die Neger auf Haiti oder jetzt in den Südstaaten der Union. Es ist nämlich jede Rasse nur zu einer bestimmten Culturform geeignet, und es bleibt vergeblich, die Cultur der Weißen den farbigen Rassen octroyiren zu wollen. Die Rothen haben die ihnen mögliche Art der Civilisation in Mexico, Centralamerika und Peru erreicht und sind so unfähig zur Civilisation der Weißen wie etwa die Chinesen und Hinterindier. Man darf nicht glauben, daß die Rothhäute, Neuholländer, Polynesier etwa den Weißen im Steinalter analog seien, und daß sie nur der Entwickelung bedürfen, um auf die Stufe der jetzigen Europäer zu gelangen; sie sind anders angelegt und konnten nur die Civilisation erlangen, zu welcher sie ohne die Europäer gekommen sind, deren Eingreifen überall nur ihren Untergang, nicht ihre Erhebung herbeiführt. Ja selbst innerhalb der weißen Rasse kommen infolge der ethnologischen Anlage schon bedeutende Unterschiede vor, sodaß z. B. die semitischen Völker andere Culturformen angenommen haben als die Indogermanen.

Gerland's Werk ist reich an authentischen Angaben über die greuelvolle Behandlung, welche die oceanischen Völker seit dem 17. Jahrhundert von den Weißen erfahren haben. Wenn der Mord nicht gelang, vergiftete man sie durch Arsenik; nicht blos die Ansiedler, auch die Richter mordeten. „Blutgedüngt, mit den schwärzesten Verbrechen bedeckt ist der Boden, wo das so oft und laut gepriesene Glück der Colonien erblüht. Und sie haben die Zukunft. Ein moralisches Rächeramt kennt die Weltgeschichte nicht, am wenigsten hingemordeten Farbigen gegenüber. Man spricht so häufig vom Walten Gottes in der Geschichte, und doch zeigt sie in den seltensten Fällen etwas anderes, als daß der Stärkere auf das rücksichtsloseste den Schwächern vertilgt."

Möchte sich Gerland gleich uns mit dem Glauben trösten, daß die Weltgeschichte nicht das Weltgericht ist!

Maximilian Perty.

Ein Protest gegen hierarchische Bestrebungen.

Das Recht der eigenen Ueberzeugung von J. Frohschammer. Leipzig, Fues. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete ist unsere Zeit von einer lebhaften und wirklich tiefgehenden Bewegung erfüllt, welche ganz naturgemäß da am heftigsten geworden ist, wo das kirchliche Gebiet sich mit dem politischen berührt und die alte, noch immer einer vernunftgemäßen Lösung harrende Frage nach dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat von neuem in den Vordergrund gerückt ist. Der Kampf zwischen dem Rechte des Staats und den Ansprüchen der Kirche, der vor Jahrhunderten die Welt in ihren Grundlagen erschütterte, ist nur in einer andern, den Verhältnissen der fortgeschrittenen Zeit entsprechenden Form wieder aufgenommen, und zwar mit besonderm Nachdruck von seiten der Kirche, welche sich durch die Entwickelung des modernen Staats mehr und mehr gefährdet sieht und daher ihrerseits den Kampf eröffnend den Vortheil der Offensive für sich gewonnen hat. Die katholische Kirche, die in dem Papstthum gipfelnde Hierarchie hatte dabei eine mächtige Bundesgenossin gefunden an der innerhalb der evangelischen Kirche herrschenden und lange Zeit von oben herab beschützten und geförderten orthodoxen Richtung: die Väter des um den bedrängten Pio nono versammelten Concils stritten für dasselbe Princip, das in der evangelischen Kirche noch jüngst in den preußischen Provinzialsynoden seine Vertretung gefunden hatte. So sind denn auf der andern Seite auch die diesen beiden Mächten widerstrebenden Parteien aufeinander angewiesen: der freisinnige, aus mittelalterlicher Verfinsterung gelöste Katholicismus findet seinen natürlichen Bundesgenossen in jedem, der innerhalb der evangelischen Kirche dem Bemühen entgegentritt, den hierarchischen Geist der Infallibilitätsschwärmer in die durch die Reformation befreite Kirche zu übertragen und dem einen römischen Papste in jedem orthodoxen Geistlichen ein Seitenstück zu schaffen. Noch aber ist — wie von verschiedenen Seiten gerade in der jüngsten Vergangenheit mit Recht hervorgehoben worden ist — die Erkenntniß dieses Zusammenhangs lange nicht weit genug verbreitet. So gebührt denn jedem Worte eine gute Aufnahme, welches in dieser Richtung wecken und anregen will; nicht oft genug können die Gebildeten in den weitesten Kreisen hingewiesen werden auf die Pflicht, an einem Kampfe theilzunehmen, dessen Ausgang durch den bisher noch so weit verbreiteten Indifferentismus leicht ein so verhängnißvoller werden kann. Das in Rom abgehaltene Concil hat eine sehr bedeutende, ihrem Werthe nach freilich sehr ungleiche Literatur dieser Art veranlaßt, in der jedoch meistens mehr die dogmatischen Fragen als die möglichen praktisch-politischen Consequenzen der in Aussicht gestellten Concilbeschlüsse erörtert werden. Gerade diese realen Verhältnisse einer sorgfältigen und durchaus unparteiischen Prüfung unterzogen zu haben, ist das Verdienst der obengenannten Schrift, in welcher der bekannte

münchener Philosoph Frohschammer eine Lanze einlegt für das Recht der freien Ueberzeugung und durch die von ihm angestellten Untersuchungen eine warme Vertheidigung der Glaubensfreiheit und der Toleranz geliefert hat. Geht Frohschammer in dieser auf allgemeine Principien systematisch begründeten Streitschrift auch zunächst von den Verhältnissen der katholischen Kirche aus, so enthält dieselbe doch auch für andere Glaubensgenossenschaften eine Reihe so ernster und eindringlicher Mahnungen, daß auch außerhalb der katholischen Kirche das Buch die größte Beachtung verdient und namentlich von allen Gegnern einer geistestödtenden Orthodoxie und Ketzerrichterei in der evangelischen Kirche als eine bundesgenössische Macht mit Freuden begrüßt werden wird.

Wir glauben daher auf die Schrift, obschon sie vor einigen Jahren erschienen ist, bei der Bedeutung, die der Verfasser in jüngster Zeit gewonnen hat, noch zurückkommen zu müssen.

Bekanntlich ist Frohschammer die Ehre zutheil geworden, eine Anzahl der in seinen frühern Werken entwickelten philosophischen Ansichten durch ein besonderes päpstliches Breve verdammt und seinen Namen auf den Index librorum prohibitorum gesetzt zu sehen. Wenn er daher zunächst durch persönliche Verhältnisse für das Recht der eigenen Ueberzeugung, das man ihm hat verkümmern wollen, aufzutreten bestimmt worden ist, so hält sich seine Polemik doch frei von den kleinen Schwächen, die unter solchen Umständen so leicht hervortreten und den Gegnern so willkommen sind. Von jeder Gereiztheit entfernt behandelt er die Sache mit vollster Objectivität, ja überläßt die Anwendung der Consequenzen, die sich aus den von ihm entwickelten Principien ergeben, auf den zunächst gegebenen Fall eigentlich ganz dem Leser. Schon diese würdige und ruhige Haltung macht den besten Eindruck; die Ansichten aber, welche Frohschammer in logischer Entwickelung, hier und da vielleicht ein wenig zu breit in der Erörterung sich ergehend, darlegt, sind derart, daß sie, wenn auch zunächst auf die katholische Kirche bezogen, doch mit gleichem Rechte und ganz ebenso zutreffend auf ähnliche Tendenzen innerhalb der evangelischen Kirche angewendet werden können. Es ist das zugleich der beste Beweis für die vorurtheilsfreie und durchaus unbefangene, edle und milde Denkungsart, die den von Rom her verketzerten Gelehrten erfüllt.

Von den vier Abschnitten, in welche Frohschammer seine Untersuchung gliedert, behandelt der erste „Das Recht der Wahrheit und das Recht der Ueberzeugung". Von dem Gedanken ausgehend, daß die Wahrheit nicht ein factisch Gegebenes, sondern eine der Menschheit gestellte Aufgabe, ein derselben vorgestecktes Ziel ist, zeigt Frohschammer, wie die mit dem Anspruche des Offenbartseins auftretende Wahrheit das Privilegium unabänderlicher Geltung verlangt, wie infolge davon auch die christliche Kirche jede Abweichung von der durch sie verkündeten Lehre nicht als einen theoretischen Irrthum, sondern als praktisch verwerflich, als eine Auflehnung gegen den göttlichen Willen zu verfolgen gewohnt sei. Die Ketzerverfolgungen, die Schandthaten der Inquisition sind Zeugniß genug: ist diese Ansicht — zum Bedauern vieler — praktisch in unserer Zeit nicht mehr durchführbar, theoretisch hat sie ihre Geltung noch behauptet. Da nun aber — so wird weiter entwickelt — die göttliche Wahrheit als solche den Menschen nicht eröffnet ist, sondern nur durch die Vermittelung der Menschen zugänglich wird, so sind auch die verschiedensten Auffassungen der einen göttlichen Wahrheit durch verschiedene Menschen möglich und alle gleichberechtigt, d. h. das absolute Recht der Wahrheit ist historisch das Recht der Ueberzeugung. Die Wahrheit darf daher niemals Machtfrage werden, und verschiedene Glauben erscheinen nebeneinander als gleichberechtigt, als Glauben gleichberechtigter Menschen; die Glaubensüberzeugung ist immer subjectiv, darf daher keinem andern aufgenöthigt werden, vielmehr erscheint das Recht der Wahrheit selbst um so mehr gesichert, je mehr das Recht der freien Ueberzeugung des einzelnen gewahrt wird. Die Erforschung der Wahrheit ist Sache der Wissenschaft: diese wird hier als eine katholische insofern verkündet, als sie nach der Auffindung nicht einer einzelnen, sondern einer allgemeinen Wahrheit strebt. Von diesen grundlegenden Betrachtungen aus wird dann in dem zweiten Abschnitt das Verhältniß des Staats zum religiösen Glauben im allgemeinen erörtert. Die hierüber entwickelte Ansicht kommt in Kürze darauf hinaus, daß der Staat seine völlige Lösung von der Kirche zu erstreben habe, einmal weil er an sich der Kirche nicht bedürfe, dann weil er nicht im Stande sei zu prüfen, welche von den verschiedenen Kirchen, die alle die Wahrheit zu besitzen behaupten, wirklich ein Recht zu dieser Behauptung habe. Hier kommt die Erörterung auf mehr eigentlich theologische Fragen: die Lehre von der Inspiration der Bibel wird als einer wirklichen Begründung entbehrend erwiesen; die Erörterung des Verhältnisses der Bibel zur Natur veranlaßt eine ziemlich eingehende Polemik gegen das katholische Dogma; der geschichtliche Nachweis, daß die katholische Kirche wiederholt geirrt und ihren Irrthum später auch eingestanden habe, führt zur Verwerfung der gerade jetzt so viel besprochenen Lehre von der Infallibilität des Papstes. Die Summe all dieser Betrachtungen wird schließlich in der Behauptung gezogen, daß der Staat, da keine Religion sich als wirklich göttlich erweisen könne, gegen alle Religionen ganz gleichmäßig verfahren müsse, eine Forderung, die Frohschammer genauer so formulirt:

> Unabhängigkeit des Culturstaats von jeder positiven Religion, von jeder „Rechtgläubigkeit" ist Grundforderung unserer Zeit, sowie hinwiederum Gewährenlassen des religiösen Glaubens zu freien specifischen Gestaltungen und Gemeinschaften innerhalb der festen, auf Natur- und Vernunftgesetze gegründeten Staatsordnung.

Auf Grund der bisher gewonnenen Resultate wendet sich Frohschammer in dem dritten Abschnitt zur Erörterung des Verhältnisses des Staats zur Glaubensfreiheit. Die Verderblichkeit jedes Glaubenszwanges wird noch weiter ausgeführt, die Bedenken werden widerlegt, die gegen die Gewährung einer unbedingten Glaubens- und Cultusfreiheit erhoben werden könnten. Die Forderung unbeschränkter Glaubensfreiheit wird begründet aus dem Wesen der Religion selbst, aus dem früher eingehend erörterten Wesen der Wahrheit, aus den allgemeinen Menschenrechten und endlich der Natur des Christenthums und dem Beispiele des Stifters desselben. Daß diese unbedingte Glaubensfreiheit, für die Frohschammer mit

warmen Worten plaidirt, nur auf dem theoretischen Gebiete wirklich durchgeführt werden kann, daß auf dem praktischen Gebiete dagegen gewisse Einschränkungen von seiten des Staats nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig sind, ergibt sich als in der Natur der Sache liegend eigentlich von selbst: denn der Staat hat die Pflicht, jeder kirchlichen Willkür gegenüber die Geltung der ewigen Gesetze des natürlichen Rechts und der Gerechtigkeit zu wahren und zu vertreten, und damit nöthigenfalls auch das wahre Wesen des Christenthums gegen kirchliche und confessionelle Einseitigkeiten und Ausschreitungen zu schützen und geltend zu machen.

Das alles sind Sätze, die nicht blos der katholischen Kirchlichkeit, sondern mit ganz gleichem Rechte auch der evangelischen Orthodoxie entgegengehalten werden, deren Geltendmachung daher für die kirchliche Bewegung unserer Tage ohne Rücksicht auf confessionelle Spaltungen als ein allgemeines Verdienst anerkannt werden muß. Ausschließlich auf die Verhältnisse der katholischen Kirche bezieht sich der vierte Abschnitt der Frohschammer'schen Schrift, in welchem die Stellung, welche der moderne Staat zur katholischen Kirche einnehmen soll, behandelt wird. Freimüthig hebt der Verfasser darin hervor, wie der moderne Staat der Herrschsucht und dem Machtstreben der katholischen Kirche in ihrer neuesten hierarchischen Ausbildung mit der größten Energie entgegentreten und streng auf die Wahrung seiner durch sie gefährdeten Rechte sehen müsse. Daß gerade in unsern Tagen der Versuch gemacht wird, die Kirchengewalt zur unumschränkten Herrschaft zu bringen, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, wie es ja auch nur allzu richtig ist, daß von seiten der Träger der Staatsgewalt, in katholischen Staaten ebenso wie in evangelischen, die drohende Gefahr anerkannt wird. Lange Zeit hindurch geschah dennoch nichts zu ihrer Abwehr. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, was Frohschammer von dem Auftreten der Jesuiten in Baiern erzählt:

In Baiern hatten bekanntlich die Jesuiten keinen Zutritt, so lange König Maximilian II. lebte; sicher deshalb, weil er sie als Vorkämpfer des Ultramontanismus und als Vertreter der politisch übergreifenden Kirchengewalt und des religiösen Haders betrachtete. Nicht lange nach dem Tode des edeln Königs (1864) gelang ihnen aber auch nach München vorzudringen und daselbst eine Mission zu halten. Und so rücksichtslos und raffinirt ward dabei verfahren, daß sie gerade am Jahrestage des Todes des Königs Maximilian II. (10. März) in München ihren Einzug hielten, und so ihnen das Trauergeläute für den verstorbenen, viel betrauerten Fürsten gleichsam als Triumphgeläute für ihren Einzug dienen mußte.

In den Jesuiten sieht Frohschammer geradezu die organisirte Revolution gegen den modernen Staat, und kommt überhaupt zu dem Schlusse, daß die von den Ultramontanen erstrebte absolute hierarchische Herrschaft mit dem modernen Staate durchaus unvereinbar ist. Er folgert daraus die Nothwendigkeit einer entschiedenen Haltung des Staats der Kirchengewalt gegenüber; dazu aber gehört zweierlei:

Fürs erste: daß der Staat seine eigenen Grundsätze, Gesetze und Rechte behaupte gegenüber allen Ansprüchen hierarchischer Kirchengewalt und sich selbst gegen Eingriffe und Opposition derselben schütze in seiner Einrichtung, Wirksamkeit und Existenz; und zweitens, daß er es dieser Kirchengewalt verweigere, ihr als weltlicher Arm zu dienen, und zwar nicht blos die Verfolgung anderer Religionsgemeinschaften ihr versage, sondern auch die Verfolgung der Mitglieder der katholischen Kirche selbst, die mit der Kirchenbehörde oder den Kirchengesetzen in Conflict kommen und gegen welche die Staatsgewalt als Polizei und Henker angerufen und womöglich gebraucht zu werden pflegte. Der moderne Staat hat kein Recht, die Seelen der Katholiken wie ein Eigenthum der Hierarchie zu betrachten und etwa diese in ihrem wohlerworbenen Rechte auf jene zu schützen, wie dies in Bezug auf anderes Eigenthum der Fall sein mag; er hat diese Seelen nicht mit Gewalt und Zwang unter der unbedingten Botmäßigkeit der geistlichen Behörden zu erhalten.

Das sind so einfache, so naturgemäße Forderungen, und doch, wie selten finden wir sie beachtet! Wie sehr paßt, was hier von den Tendenzen der Ultramontanen gesagt wird, auf die Richtung der Orthodoxen in der evangelischen Kirche! Wie sollte auch diesen gegenüber jeder wohlgeleitete Staat bemüht sein, den hier aufgestellten Grundsätzen gemäß zu handeln. Das von Frohschammer Gesagte ist daher mit dem gleichen Rechte noch an eine andere Adresse gerichtet. Zum Schluß fügt der Verfasser, von dem wir mit Dank für sein freies und muthiges Wort scheiden, eine kurze Erörterung der jetzt so viel behandelten Frage nach der Confessionalität der Schule hinzu. Daß er sich dabei für die confessionslose Schule entscheidet und statt der bisher herrschenden confessionellen Erziehung und Bildung eine patriotische, eine nationale verlangt, ist nur die natürliche Consequenz seiner vorher hinreichend begründeten Principien.

Feuilleton.

Nekrologe.

Wir haben noch den Nekrolog eines namhaften Schriftstellers nachzutragen. Nach kurzer Ruhmesbahn ist Hippolyt Schauffert zu den Todten gegangen. Er starb am 18. Mai in der alten Kaiserstadt Speier. Schauffert wurde im Jahre 1834 zu Winnweiler in der bairischen Rheinpfalz geboren, besuchte das Gymnasium zu Speier und die Universität München. Nach beendigten juristischen Studien kehrte er 1857 in seine Heimat zurück und trat dort in den Staatsdienst. Nach einigen Jahren erhielt er das Amt eines Landgerichtsassessors in der Festungsstadt Germersheim. Infolge eines von Friedrich Halm ausgeschriebenen Preises für dramatische Arbeiten, der zahlreiche Aspiranten fand, unter ihnen auch den jungen germersheimer Assessor, gewann sein Lustspiel: „Schach dem Könige", das man anfangs Rudolf Gottschall zuschrieb, die Ehre des Preises. Dasselbe spielt bekanntlich am Hofe Jakob's I. von England und hat die Abneigung des Königs gegen das Tabackrauchen zum Gegenstande. Das Stück machte die Runde über die deutschen Bühnen. Dem Stücke „Schach dem Könige" folgte das Lustspiel „Die Kaiserlichen im Quartier" unmittelbar. Zu Anfang des Jahres 1868 brachte er das Schauspiel „1683", welches keinen glücklichen Erfolg hatte. Das Stück hat bekanntlich die Vertheidigung Wiens gegen die Türken zum Gegenstande. Nach kurzem Aufenthalte

in seiner Heimat lebte Schauffert in Wien und verheirathete sich daselbst mit der Stieftochter des Professors Dr. Arndts, der Tochter von Guido Görres. Durch diese Vermählung wurde der Dichter in ultramontan gefärbte Kreise gezogen. Sein „Vater Brahm“, ein in Berlin oft gegebenes Volksstück, trägt stark die Spuren dieses Einflusses. Von nun ab rechneten die Socialisten ihn zu den Ihrigen, obgleich man an der Berechtigung des Anspruchs derselben an den Dichter wol zweifeln darf, da er nie persönlich für ihre Ideen in die Schranken getreten ist. Von Schauffert's sonstigen dramatischen Arbeiten nennen wir hier noch die folgenden: die einactige Bluette „Verwechselte Annoncen“ und die Lustspiele „Erbfolgekrieg“, „Die rathlosen Erben“ und „Eine Frau für eine Schnepfe“.

Ferdinand Stolle ist am 29. September dieses Jahres zu Dresden gestorben. Ein Humorist von großer Wärme des Gemüths und feinem Instinct für die Zeitströmungen, ein Mann, der, wie wenige, warm fühlte für das Volk und seine Sache tapfer führte, genoß er als Herausgeber der Zeitschrift „Der Dorfbarbier“ jahrelang eine seltene Volksbeliebtheit. Am 29. September des Jahres 1806 zu Dresden geboren, studirte er nach genossener Vorbildung in Leipzig Jurisprudenz, vertauschte indessen nach kurzer Zeit den Beruf eines Rechtsbeflissenen mit dem eines Schriftstellers, und lebte seitdem abwechselnd in Grimma, Leipzig und zuletzt in Dresden, wo er seit dem Jahre 1855 seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Seine literarische Thätigkeit war eine sehr vielseitige: historische und komische Romane, Erzählungen und Gedichte publicirte er in verschiedenen Ausgaben und gab sie später als „Ausgewählte Werke“ heraus. Aus der Zahl seiner historischen Romane nennen wir: „1813“, „Elba und Waterloo“, „Napoleon in Aegypten“, „Der neue Cäsar“; unter seinen komischen Romanen verdienen erwähnt zu werden: „Die deutschen Pickwickier“ und „Die Erbschaft in Kabul“. Von seinen Gedichtsammlungen wurden zwei in weitern Kreisen bekannt, seine „Gedichte“ und seine „Palmen des Friedens“, die erstern erschienen zum Besten der Armen des Erzgebirges; beide Sammlungen sind reich an schönen Poesien. Prächtig in der naiven Zeichnung seiner Charaktere ist sein Dorfidyll „Ein Frühling auf dem Lande“. Von verschwindender Bedeutung in Bezug auf ihre volksthümliche Wirkung sind indessen alle diese Producte in Vergleich mit seiner Zeitschrift „Der Dorfbarbier“ gewesen, ein Unternehmen, welches 1844 ins Leben trat und sich zum beredten Anwalt des Volks machte, ausgezeichnet durch Witz und Schlagkraft. Das Blatt hörte 1862 auf zu erscheinen. Besonders berühmt sind des Dorfbarbiers Gespräche mit dem General Pulverrauch geworden, welche die gesammten Zeitangelegenheiten mit vieler Schärfe in den Kreis ihrer Betrachtung zogen. Auch als Mitarbeiter der „Gartenlaube“ hat Stolle manches Tüchtige geleistet.

Französische Epigramme.

Das second empire hat noch nachträglich seinen Martialis erhalten, der ihm sein Epitaph in scharfen Epigrammen schreibt. Diese Gedichtsammlung heißt „Panthéon Bonapartiste. Le livre d'or du bagne par *Louis Labarre*“ (Brüssel, Muquardt, 1872). Dies goldene Buch des Bagno gibt nicht nur eine poetische Biographie Napoleon's III., welche die dichterischen Invectiven Victor Hugo's weit hinter sich läßt; es errichtet auch allen Größen des Kaiserreichs Votivtafeln, die oft sehr cynische Inschriften tragen. In der „Exposition publique“ heißt es von Granier de Cassagnac:

(Acquis par les fonds secrets.)

Arrêtons-nous devant ce gentilhomme.
Il représente, à l'ombre de Véron,
L'esprit, avec l'honneur français, tout comme
Une verrue, au nez de Cicéron,
Représentait l'éloquence de Rome.

Ein anderes Epigramm ist Girardin gewidmet:

Une idee par jour.
(Cinq centimes, un sou.)
Sous d'Orléans, orleaniste,
Sous Lamartine, girondin,
Sous l'Empire, bonapartiste,
Mais toujours Girardin!

Die „sanglanten“ Verse gegen den Kaiser und die Kaiserin athmen einen glühenden Haß, der allerdings jetzt nach dem Fall des Kaiserthums etwas verspätet kommt und nicht den Werth muthiger Kriegserklärung hat, wie seinerzeit die Gedichte von Victor Hugo und Rogeard.

Bibliographie.

Alexander, F., Der Doppelgänger von Triest, oder: die Geheimnisse der Verbrecherwelt. Abenteuerliche und blutige Ereignisse aus dem Leben gravirter Verbrecher. Aus Criminal-Acten zusammengestellt. 1stes und 2tes Heft. Dresden, C. G. Lohse. Gr. 8. à 3 Ngr.

Beer, A., Denkschriften des Fürsten Wenzel Kaunitz-Rittberg. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 28 Ngr.

Cramm, B. v., Die Ahnenprobe. Lustspiel. Gera, Köhler. 8. 10 Ngr.

— — Schlittenrecht. Lustspiel. Gera, Köhler. 8. 8 Ngr.

Dullo, G., Richard Wagner. Ein Wort der Aufklärung über dessen Nibelungen-Trilogie. Königsberg, Braun u. Weber. 8. 12 Ngr.

Ebers, G., Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Karl von François. Ein deutsches Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Schwerin, Hildebrand. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

François, Louise v., Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 3 Thlr.

Gabriel, W., Sultan Murad der Erste. Drama. Hamburg, Jowien. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Geiger, L., Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Görner, C. A., Lustspiele. 2ter Bd. Altona, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helle, F. W., Jesus Messias. Eine katholische Epopöe. 1ster Thl. Gesang 1—14. Innsbruck, Wagner. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, W. R., Goethe's Hermann und Dorothea, in gemeinfaßlicher Darstellung erläutert. Mit einem Vorwort von K. Rosenkranz. Breslau, Max u. Comp. 8. 10 Ngr.

Huyssen, G., Ueber die Poesie in der Schule. Ein Wort an Lehrer und Schulfreunde. Barmen, Klein. 8. 6 Ngr.

Joachim, A., Die Pflegetochter. Erzählung. Köln, Bachem. 8. 15 Ngr.

Kohut, A., Unsere drei Dichterheroen und das Pfaffenthum. Ein Trifolium klassischer Zeugen gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und Muckerthum. Leipzig, A. Herrmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Kosiolek, P., Erwägungen über die Arbeiterfrage. Den deutschen Arbeitern und Arbeiterfreunden gewidmet. Breslau, Goerlich u. Coch. 8. 4 Ngr.

Kulemann, R., Die russischen Ostseeprovinzen. Stolberg a. H., Heinzelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Zwischen Ems und Wupper. 2te Folge der gesammelten Novellen. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 3 Thlr.

Möbius, T., Ueber die altnordische Sprache. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Morris, Memoiren eines Jesuiten. Nach dem Englischen von M. Hoffmann. Freiburg im B., Herder. 8. 15 Ngr.

Noë, H., Elsaß-Lothringen. Naturansichten und Lebensbilder. Glogau, Flemming. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Pernice, H., Die Verfassungsgeschichte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der oesterreichisch-ungarischen Monarchie. Rechtshistorische Beiträge. 1stes Heft. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 14te Folge. Welken-Schatten. Leipzig, Schlicke. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Porges, H., Die Aufführung von Beethoven's neunter Symphonie unter Rich. Wagner in Bayreuth (22. Mai 1872). Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 8 Ngr.

Querfurth, C. O. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie mit 332 in den Text gedruckten Abbildungen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raven, Mathilde, Glänzende Aussichten. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rusch, J. B., Das Gaugericht auf der Müsinerwiese oder das kaiserliche Landgericht. Innsbruck, Wagner. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Simani, J., Gedenkblätter an Friedrich Halm (Eligius Freih. von Münch-Bellinghausen). Wien, Hügel. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Ut uns' Le Bourget-Tid (von Brekenfeld.) Rostock. 8. 20 Ngr.

Walde, R. vom, Ordens-Lexikon. Wien, Resner. Gr. 16. 20 Ngr.

Winckelried, A., Von meiner letzten Reise. Plaudereien. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 16. 20 Ngr.

Winterfield, F. A. F., Anna Boleyn. Drama. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 15 Ngr.

Wuttke, H., Geschichte der Schrift und des Schriftthums von den rohen Anfängen des Schreibens in der Tatuirung bis zur Legung elektromagnetischer Drähte. 1ster Bd.: Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 5 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 31. October 1872.

Neue Dramen.

1. Die Pisaner. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1872. 8. 25 Ngr.

Adolf Friedrich von Schack, dem wir erzählende Dichtungen, „Firdusi's Heldensagen“ und andere ähnliche Schöpfungen verdanken, ist mit oben angeführtem Trauerspiele auch als Dramatiker aufgetreten und behandelt in demselben die bekannte, auch in Dante's „Göttlicher Komödie“ benutzte Geschichte des Ugolino Gherardesca, welcher als Generalkapitän der Republik Pisa an der Spitze der welfischen Partei lange in sehr gewaltthätiger Weise regierte, durch Erzbischof Ubaldini endlich gestürzt, 1288 in einen Thurm eingemauert und mit Söhnen und Enkeln dem Hungertode preisgegeben wurde. Schon Heinrich Wilhelm von Gerstenberg hat 1768 aus diesem Stoffe eine Tragödie geschaffen, die durch einzelne schöne Stellen, sowie wegen der gehäuften gräßlichen Scenen und grellen Charakterzüge einen nicht unbedeutenden Ruf erlangte. Sie gewann hauptsächlich dadurch Bedeutung, daß sie, von der nüchternen Alltäglichkeit und dem inhaltlosen Pathos der französischen Vorbilder ablenkend, das Drama jener Zeit auf die Bahnen der freiern Phantasie und der lebhaftern und tiefern Empfindung hinüberführte und so der Vorläufer der Sturm- und Drangperiode wurde. Gerstenberg's Ugolino gipfelt in der Darstellung der Leidenschaft und des Schmerzes, der Verzweiflung und der Visionen des Hungertodes. Seine fünf Acte sind eigentlich nur ein fünfter Act in fünf Abtheilungen.

Unser zeitgenössischer Verfasser gibt die Tragödie in ihrem vollen Aufbau und ihrer ganzen Entwickelung. Wir finden Ugolino noch seine Gewaltherrschaft über die Republik Pisa ausüben, nach außen hin im Kampfe mit der Republik Genua, im Innern im Widerstand gegen die Ghibellinen. Das Haupt der letztern ist Erzbischof Ruggieri, welcher aus alter Zeit her den Usurpator haßt, weil er dessen Jugendgeliebte liebte und, von ihr wiedergeliebt, seine härteste Verfolgung hat erfahren müssen. Als Ghibelline verbannt, ist ihm in der Verbannung seine Blanca gestorben, einen Sohn hinterlassend, den er, endlich wieder heimgekehrt, als Neffen Ato erzieht. Zorn, Groll und Wuth im Herzen, spielt er den Kranken und Demüthigen vor Ugolino und der Welt, um die gelegene Zeit abzupassen, den Erzfeind zu vernichten. Sie kommt nur zu bald! Denn Ugolino, durch das Gelingen aller seiner Plane, durch die ersten glänzenden Waffenthaten seines ältesten Sohnes Guelfo, der mit Ato eine innige Freundschaft geschlossen, aufs höchste übermüthig und verwegen gemacht, spricht allen Wünschen der Bevölkerung Hohn und besteht auf dem fortgesetzten Kriege mit Genua, dessen Beendigung die Pisaner verlangen, ja als Ato diesem Verlangen gleichfalls Ausdruck gibt, ermordet Ugolino denselben und sucht gewaltsam seinen Willen durchzusetzen. Nun aber bricht die längst geplante und vorbereitete Verschwörung Ruggieri's los, Ugolino wird gestürzt und auf des Erzbischofs Befehl, mit seinen Söhnen gefangen gesetzt, in einem Thurme, dessen Eingänge vermauert werden. Lange fleht Cornelia, Ugolino's Gattin, vergebens um Gnade; als Ruggieri sie endlich bewilligt, von seinem Gewissen und einer Berennung der Stadt durch den Anhang der Welfen getrieben, ist es zu spät: die Söhne Ugolino's sind bereits verhungert, und er selbst lebt nur noch so lange, um seine begangenen Verbrechen und Gewaltsamkeiten zu bekennen.

Das Stück ist voller Graus und Mord, strotzend von Handlung und weder ohne Spannung noch ohne packende Momente. Aber es fehlt ihm bei allem Sturm und Drang der wilden Leidenschaft, der Feindschaft, des Kriegs und Blutvergießens der wahre Lichtblick der Poesie, die Versöhnung durch die Liebe. Es ist keine Liebe in dem Stücke, wie sie doch z. B. noch in Kleist's „Familie Schroffenstein“ zu finden ist. Schack hat hier wol ungewöhnlich verfahren

wollen, ist aber nur unweise verfahren. Eine Liebe, eine wenn auch nur elend zu Grunde gehende Liebe zwischen die beiden feindlichen Familien gestellt, würde eine milde, versöhnlichte Stimmung mindestens zeitweise erzeugen und so die Entsetzlichkeit der Vorgänge abtönen. Diese Abtönung suchte Schack durch die Freundschaft der beiden Söhne der Entzweiten zu erreichen, allein es geschieht dies ziemlich unvollkommen, weil dieselbe nicht bedeutend und verklärend genug in die dunkle Handlung eintritt, wie denn diese überhaupt sich in Grausamkeiten und Härten zu sehr überstürzt, um auf die Länge ergreifend bleiben zu können. Dazu kommt, daß, was bei Gerstenberg die Hauptsache bildet, der Hungertod Ugolino's mit seinen Kindern, hier zur Nebensache wird, d. h. nur angedeutet erscheint. Man findet den Helden im Gefängniß mit seinen Söhnen und hört, wie dies Gefängniß von außen vermauert wird; darauf folgt Verwandlung und die fernere Abwickelung der Tragödie daußen vor dem Thurme. Nach den sich unausgesetzt steigernden Entsetzlichkeiten der Handlung wäre es doch wol nöthig gewesen, das schreckliche Ende des Ugolino und der Seinen bis zu einem gewissen Grade in der Gerstenberg'schen Weise auszuführen, damit das Ganze die zweckmäßige Krönung finde. So bleibt gewissermaßen das Trauerspiel ohne Kopf oder, richtiger gesagt, man verhüllt diesen Kopf im Sterben, nachdem man uns einen ganzen Abend hindurch das Todeszucken des ganzen übrigen Körpers mit einer Art grausamer Genugthuung gezeigt hat. Der Schmerz im Haupt hätte aber nicht nur die großartigste, sondern auch die einzig versöhnende Tragik des Stücks geboten, und daß diese ihm mangelt, bedünkt uns ein wesentlicher Fehler desselben.

Daß im übrigen in der ganzen Arbeit, in der Behandlung des Verses wie des Stoffs der begabte Dichter sich erkennen läßt, räumen wir zum Schluß diesem dramatischen Versuch mit ganz besonderm Vergnügen ein.

2. Tiberius Gracchus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Devrient. Karlsruhe, Braun. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter die dramatischen Arbeiten der Neuzeit, welche vermöge ihrer Grundidee, ihres Wurfs und ihrer allgemeinen Durchführung Achtung und Anerkennung verdienen, gehört zunächst auch dieses Stück, das über das Maß der Gewöhnlichkeit durch geistigen Inhalt sowol als Schwung der Diction um Kopfeslänge hinausragt. Nur schade, daß es bei seiner vornehmen und imponirenden Structur nicht zugleich in allen Theilen gleich kräftig, stark und gesund erscheint. Von mächtigem Unterbau in der Exposition und äußern Anlage, gipfelt es sich leider nach oben zu in Peripetie und Katastrophe etwas schwachbrüstig und schwindsüchtig zu, sodaß gerade da, wo es sich breit und voll auslegen soll, eine gefährliche Enge und Dürftigkeit in Behandlung und Sprache erkennbar werden.

Tiberius Gracchus, der Sohn der ausgezeichneten Cornelia, einer Schwester der Scipionen, wollte bekanntlich die Gesunkenheit und Sittenlosigkeit Roms dadurch heilen, daß er einen Kampf gegen die Adelichen als privilegirte Grundbesitzer aufnahm und im Senate durchsetzte, daß das Gesetz des Licinius, wonach jedem Bürger nur der Besitz von 500 Morgen Landes gestattet war, zur Wahrheit werde. Alles hierdurch freiwerdende Ackerland sollte gegen Ersatz an den Staat zurückfallen und als unveräußerliches Gut unter die Armen vertheilt werden.

Dieser politische Vorgang bildet den Stoff zu unserm Trauerspiel, der, so trocken und unfruchtbar er auch aussehen mag, von dem Verfasser doch immerhin anziehend und spannend angefaßt, nur im weitern Verlauf nicht wirksam genug ausgetragen worden ist. Der erste Act, in welchem Tiberius, aus Spanien heimgekehrt und für seine Soldaten das große Wort führt, legt sich breit und pathetisch aus. Die Familie, die Freunde des jungen Feldherrn zittern für ihn, weil er ohne Siege und Eroberungen, mit einem Waffenstillstande, einer militärischen Uebereinkunft zurückkehrte, die wie eine Niederlage aussah. Man greift ihn deswegen an, man macht ihm die schmachvollsten Vorwürfe; darauf erwidert er:

Ich will's dir sagen, was dem Heer den Sieg,
Der immer sonst bei unsern Adlern weilte,
Diesmal geraubt hat; nicht Mancinus' Unglück;
Schuld ist des Heeres üble Lust und Laune,
Auf die der Feldherr nicht mehr bauen kann.
Nicht durch die Masse waffenfäh'ger Männer,
Nicht durch den Vortheil mörderischer Schneiden,
Der tödtlicheren, weitergehnden Pfeile
Erzielte Rom die Siege, die es schufen!
Nimm du dem Krieger seines Stands Bewußtsein,
Mach' ihn zum todten Werkzeug eines Wortes,
Nimm ihm den Glauben an sein Vaterland,
An die Gerechtigkeit des Kampfs und Sieges,
So unterliegt er seinem schwächsten Gegner;
Nicht Kraft der Arme, nur der Geist schlägt Schlachten!

— — — — — — — — — — — —

In frühern Tagen gab's ein Römerheer!
Wir stritten für das Land, das heißt für uns!
Den Kriegsdienst leistete ein jeder Bürger,
Das Recht der Waffen war des Freien Stolz.
Unfreie Scharen zogen hinterdrein,
Freiwillig drängten sie sich in die Lücken,
Wo Bürger fielen, und erkauften sich
Mit Blut das Bürgerrecht, das sie entbehrten;
Der Krieger war der erste Stand der Welt!
Die Beute war sein Lohn, der Sieg sein Ruhm!
Die Ländereien, die man unterwarf,
Erhielt der Staat und theilte sie an alle,
Denn das nur ist der Sinn der Republik:
Fürs Eine alle, und das Eine allen!
So wollt' es das Gesetz! Wie steht es heut?
Auf weichem Pfühle spreitet sich der Reiche,
Den halben Leib auf seine Tafel lehnend,
Wo der Clienten Habe er verschlingt;
In Purpur schlägt er seinen schnöden Leib,
Indeß der Krieger, dessen Land er stahl,
Mit anderm Purpur seine Glieder malt...

— — — — — — — — — — — —

Die röm'schen Krieger heißen Herrn der Welt
Und nennen nicht die Scholle Erde ihre,
Worauf der müde Krieger hingesunken,
Wenn er heimkehrend seine Habe suchte
Und oft nicht Weib, noch Kind fand, noch sein Haus.
Wenn ihm der weise Magistrat nicht bald
Im Ausland neue Feinde reizt zum Kriege,
Muß er auf fremdem Boden bettelnd sterben;
Der Bürger Roms ist nicht in Rom daheim!

Mit dieser Rede bewegt Tiberius Gracchus die Herzen des Volks und imponirt den Senatoren und Consularen so sehr, daß man ihn freispricht.

Im zweiten Acte finden wir ihn in den Schos seiner Familie zurückkehrend, liebevoll empfangen von Mutter und Gattin. Der Moment, in welchem der letztern eine

Wunde am Halse ihres Mannes gezeigt wird und diese sich jauchzend über dieselbe stürzt, sie zu küssen, ist echt römisch gedacht und ausgeführt. In diese häuslichen Scenen tritt Scipio Aemilianus, den Tiberius auffordert, seine Idee in die Hand zu nehmen und auszuführen:

Du kannst es, du! Mit deines Namens Macht,
Mit deinem Ansehn bei Senat und Volk!
Das Mittel, das uns heilt, liegt im Gesetz:
Gleichmäß'ge Theilung des Gemeindelandes!

Scipio aber lehnt ab, und als darauf Appius Claudius, Tiberius' Schwiegervater, ihm räth, die Sache selbst zu betreiben, willigt er darein, indem er, um den Antrag stellen zu können, sich um das Tribunat bewirbt.

Im dritten Acte hat er dies erlangt und bringt auf dem Forum das Licinische Gesetz ein, welches natürlich unter dem Adel und den Reichen Roms einen großen Sturm erregt, aber doch angenommen wird. Der Act schließt mit dem vollständigen Triumphe des Gracchus.

Gegen diesen Triumph erfolgt im vierten Acte ein Umschlag, indem Tiberius, angespornt von Appius Claudius, sich entschließt, gegen das Gesetz sein Tribunenamt ein weiteres Jahr zu behalten, weil er nur so für sich und seinen Vorschlag die Gewalt zu behaupten vermag. Durch diesen Staatsstreich macht er sich aber Scipio zum Feinde und gibt der Vermuthung Raum, daß er es auf den Purpur absehe und sich zum König machen wolle.

Nachdem im fünften Act Scipio noch einmal zu Tiberius gekommen und ihn vergeblich angefleht:

Gib die Bewerbung auf ums Tribunat,
Die ungesetzliche, Mann des Gesetzes!
Entwaffnet wird die Curie durch den Schritt.
Dann laß uns sinnen, wie wir, du und ich,
Das Werk der Landvertheilung doch vollenden,
Nur sag' dich los vom Volk, das dich verläßt —

nimmt das Verhängniß seinen Lauf und Tiberius Gracchus wird von dem Adel Roms bei einem künstlich erregten Volksaufstande ermordet.

Wir sagten schon früher, daß dieser Ausgang nicht mit der dramatischen Frische und Lebendigkeit ausgeführt ist, welche die Anlage auszeichnen. Der Verfasser hat gleichsam den Athem verloren und ist zum Schlusse hin etwas matt geworden. Held und Handlung heben sich nicht, sondern verlieren an Bedeutung und Schwung. Der Conflict, d. h. die Schuld des Tiberius, sowie die Verschwörung gegen ihn treten nicht mit derselben Klarheit und Durchsichtigkeit in Scene wie die Exposition und der Ausbau des Stücks, die Construction verwirrt sich und wird ausdruckslos und blaß in durcheinandergewürfelten Zügen. Der Katastrophe gebricht der große und keck durchgreifende Stil, wie ihn die Dramen Shakspeare's aus der römischen Geschichte zeigen. Doch immerhin hat, wie eingeräumt werden muß, Otto Devrient denselben angestrebt und hier und da auch derart erreicht, daß sich damit eine große dramatische Wirkung ergibt. Ein Werk von hervorragendem Werth bleibt seine Arbeit unter allen Umständen, wenn auch mehr für die Literatur als die Bühne, wo nun einmal antike Stoffe niemals rechten Anklang haben finden wollen.

In der Diction hätte der Dichter knapper und kürzer sein dürfen. Es wird in der Tragödie mehr gesprochen als nöthig wäre. Auch sollten gewisse Anklänge wie:

So that er seinem alten Hasse gütlich (Shylock)! ...
Den König sind wir los, die Könige sind geblieben (Faust) —

vermieden worden sein. Der Ausdruck „Bindeworte" für Worte, die den Bund der Herzen besiegelten, klingt trivial und ungewöhnlich. „Ich höre noch den Blitzstrahl dieses Wortes" ist wol nicht richtig, da man den Blitzstrahl nicht hören kann, sondern sehen muß.

Diese Ausstellungen sind aber unbedeutend. Im ganzen sind die Verse wohlklingend, schwungvoll, klar und gedankenreich.

3. Gegen den Strom. Dramatische Dichtung in einem Aufzuge von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1872. 16. 10 Ngr.

Mit Peter Lohmann's dramatischen Dichtungen ist es eine eigene Sache. Es liegt über ihnen etwas wie ein idealer Hauch, wie ein großartiges Streben. Mit der Alltäglichkeit sind sie jedenfalls nicht zusammenzustellen; sie haben ein außergewöhnliches Ansehen. Glühend für die dramatische Kunst eingenommen und seit Jahren auf den Genius wartend, der sie aus den Banden traditioneller Behandlung freimache, die großen, menschheitlichen Motive in die Seelen der typisch angelegten Charaktere verlege, beeifert er sich nach besten Kräften diesem Genius gleichsam Bahn zu brechen, ihm ein dramatischer Johannes der Täufer zu sein. Auch seine neueste Schöpfung: „Gegen den Strom", ist ein Beleg für dieses sein Wirken. „Mitten hinein in den Strudel religiös-staatlicher Wirren möchte dieses dramatische Zeitbild führen", sagt sein Vorwort, „unter dem Scepter eines gerechten, wohlwollenden Kaisers, aus Zuständen erquickender Gerechtigkeitspflege und einer wachsamen Sorge für das geistige Allgemeinwohl die Phantasie in entlegene Kreise lenken, wo Fanatismus und Herrschbegier im Verein sich vergeblich abmühen, den Segen der Forschung, den Sieg der Wahrheit zu hemmen". Der Kaiser, sein geistlicher Rath und mit diesen die ganze alte Staatseinrichtung verlangen den unbedingten Glauben an Gott, die Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche. Sein Sohn Albrecht, der eben siegreich aus dem Felde zurückkehrt, dessen Anhänger Freihold und die übrigen Träger der kriegerischen Neuzeit wünschen allen religiösen Zwang beseitigt, vollkommene Freiheit des Geistes. Albrecht ruft:

Gegen den Strom, den gewaltigen, will
Frevelnden Spottes das Alte sich mühen —
Gegen den Strom, der daher kommt geflutet
Herrlich, beglückender Segnungen voll?!
Gegen den Strom, den ich jauchzend begrüßt,
Soll ich in Stunden der dräuenden Lüge
Ueben die Kräfte, im Streben gestählt?!

Gegen den Strom voll erfrischender Klarheit,
Gegen den Strom, der Natur selbst beseelt,
Gegen den Strom, der auf Schwingen der Wahrheit
Stolz kommt gezogen, heilig und hehr —
Soll ich mich wenden? — Horchet denn auf:
Froh mit dem Strom will stetig ich wallen,
Bote der freiesten Forschung vor allen;
Trotzend der geistertödtenden Schmach
Schaffen am segenberufenen Tag.

Durch diese Anrede zum Aeußersten gebracht, will der Kaiser den Sohn tödten; aber Schwester und Gattin des letztern, wovon jene zum Bruder, diese zum Vater hält, werfen sich dazwischen und die Gattin fängt sterbend den Todesstreich auf. Auch Albrecht war im

Begriff sich auf den Vater zu stürzen; als aber seine Getreuen diesen niedermachen wollen, deckt er denselben mit seinem Leibe. Endlich durchbohrt sich der Kaiser selbst.

Das Stück ist, wie man sieht, symbolisch und sozusagen in Wagner'schen Versen gedichtet, die nach dem Ausdruck in Musik ringen. Sie haben keine rechte Deutlichkeit, sondern gleichsam nur den erkennbaren Wunsch, diese durch Composition zu erhalten. Auch die Personen sind keine rechte Menschen, sondern blos Träger abstracter Gedanken.

Peter Lohmann erkennt in diesem Wege das Drama der Zukunft, ein Erkennen, das wir nicht zu theilen, wol aber insofern zu achten vermögen, als auch wir zur Fahne des Idealismus schwören. Nur ist unser Idealismus rein poetischer Art für das Drama, der von Peter Lohmann jedoch vorwiegend musikalischer Natur. Darin trennen und unterscheiden wir uns.

4. Ein Weib der Revolution. Tragödie in fünf Acten von Oskar Welten. Wien, Beck. 1871. 16. 25 Ngr.

Die Heldin dieser Tragödie ist die schon mehrfach im Drama behandelte Théroigne de Méricourt, welche der Verfasser nach seiner eigenen Angabe „zu einer Liebestragödie mit stark ausgeprägtem historischen Hintergrunde" benutzte. Daß es mit diesem „stark ausgeprägten historischen Hintergrunde" volle Richtigkeit habe, möchten wir nun freilich bestreiten, denn die große französische Revolution von 1789 tritt denn doch nur sehr andeutungsweise und in ziemlich willkürlichen Zügen in die Handlung ein. Ein wirkliches und wahrhaft drastisches Bild jener furchtbaren Bewegung ergibt sich jedenfalls nicht in dieser Liebestragödie, in der auch die Liebe sich gleichsam nur von der Rückseite, d. h. in ihrer Untreue und wüthenden Rachsucht, aber freilich zugleich in einigen wahrhaft großen Momenten darstellt.

Die Inhaltsangabe des Stücks mag diese unsere Aussprüche belegen.

Gleich in der ersten Scene des ersten Aufzugs erfährt der alte würdige Pierre Théroigne durch seinen Diener Franz, daß seine Tochter Lucile in einem sträflichen Verhältniß zum Grafen Julius von Suleau stehe. Eine darauf stattfindende Unterredung mit der Tochter gibt ihm die Gewißheit, daß dieselbe ihre jungfräuliche Ehre und Unschuld eingebüßt habe, freilich in der Hoffnung, daß der Verführer sie heirathen werde. Diese Hoffnung theilt jedoch der unglückliche Vater keineswegs. Er ruft ihr schmerzlich zu:

Ich habe dich geliebt so grenzenlos,
Daß es mir manchmal fast ein Frevel schien:
Du warst mir alles, alles andre nichts!
Du aber — du — dem ersten Wüstling, der
Dir schmeichelnd nahte, hast du dich ergeben,
Ja, einem Wüstling — wissen sollst du's ganz —
Der dich gekauft von deiner eignen Amme!

Lucile.

O Vater! Vater!

Théroigne.

Still! — Der dich misbraucht,
So lang' dein Leib noch seine Sinne reizt,
Und dann dich wegwirft — wegwirft — hörst du mich? —
Doch diesmal hat er sich verrechnet, denn
Ich bin noch hier und deine Schande will
Mit seinem Blut ich tilgen.

Der Tochter fluchend, stürzt er ab, ihren Verführer zu züchtigen. Mit dieser Absicht kommt er nach Paris, wohin sich Suleau begeben und wo die ersten Windstöße der Revolution in aufrührerischen Reden und Zusammenrottungen sich bemerklich machen.

Der zweite Act zeigt uns Graf Suleau in Gesellschaft seiner Standesgenossen, die ohne Verständniß für ihre Zeit und ohne Ahnung der herannahenden Stürme sich den leichtfertigsten und läppischsten Unterhaltungen, die sich denken lassen, hingeben. Der alte Théroigne stürzt mit entblößtem Degen dazwischen, geht mit diesem dem Schänder seines Kindes zu Leibe und wird von ihm getödtet. Der Mörder flieht, und die dem Vater nachgeeilte Lucile findet an dessen Leiche nur den Grafen Vermont, einen andern blasirten Wüstling, welcher die nach Rache schnaubende Waise über das Ziel der Flucht seines Freundes mit Absicht irreführt.

Im dritten Act finden wir Lucile an der Spitze der ausbrechenden Revolution, befreundet mit Jourdan und Linguet, zwei Volksmännern, die durch Schrift und Rede das Volk zur Empörung aufreizen und in der betrogenen, zu Grunde gerichteten Tochter des hingemordeten alten Théroigne gleichsam die Fahne erkennen, unter der sich die Soldaten der Freiheit sammeln. Jourdan ruft Lucile zu:

Ja, tapfres, unglücksel'ges Weib, auch dir
Ist eine große Rolle zugetheilt
In diesem Kriege, denn es lodert Haß
In deinem Herzen wie in wen'gen nur,
Dein Geist ist stark und zündend deine Rede.
Stell' dich mit mir an dieser Heerschar Spitze,
Wirf ihnen Flammen zu aus deiner Brust!
Die Männer werden dir begeistert folgen,
Und Amazonen machst du aus den Weibern.
Das ganze Volk wird jubelnd dich umringen,
Und deinem Wink wird es gehorsam sein!
Es kennet ja dein Los, das fürchterliche,
Es kennt dein Recht des Hasses und der Rache,
Drum führe es! Mit mir führ' es zum Siege!

Lucile willigt ein und wird von Jourdan in Santerre's Brauhaus gebracht, wo sich der brodelnde Kessel des Aufstandes befindet. Ehe dieser jedoch ausbricht, hat hier die Heroine noch eine lyrisch-sentimentale Begegnung mit Castelnaux, dem sogenannten Narren der Königin, d. h. einem aus Liebe zu Marie Antoinette irrsinnig gewordenen Menschen, der die Menge schilt, weil sie die Herrscherin schmäht, und welchen Lucile vor der Niedermetzelung schützt.

Im vierten Aufzuge ist Suleau, der Lucile nicht vergessen kann, wieder in Paris, und als er hört, daß seine ehemalige Geliebte den Sturm auf die Bastille leitet, rafft er sich auf, um, nach dem Degen greifend, seinem Freunde Vermont zuzurufen:

Einst floh ich dieses Weib! Im Uebermaß
Der Liebe, im Bewußtsein meiner Schuld
Entschloß ich mich, ein Feigling ihr zu scheinen.
Doch diese Schmach will ich nicht länger tragen;
Da gilt kein Ueberlegen, gilt kein Zagen,
Im wilden Kampf stell' ich mich ihr entgegen,
Der Todesstoß von ihr ist Glück und Segen!

Vermont spottet des Schwächlings, und da er selbst lüstern nach den Reizen Lucile's ist, beschließt er, Suleau ihr zu verrathen:

Damit sie langsam ihn zu Tode martern
Und endlich auch vernichten kann! Doch dann,
Wenn sie den wilden Rachedurst gesättigt,
Dann fordre ich den Lohn für meine Mühe,
Den Preis, den langersehnten, schönes Weib,
Ja, deinen eignen, wonnevollen Leib.

Der fünfte Act führt uns Lucile nach dem Falle der Bastille einsam auf ihrem Zimmer, noch immer nach Rache lechzend, vor. Vermont kommt, ihr den Freund zu verrathen; der Lohn, den er dafür fordert, entsetzt sie, aber ihr empörtes Herz will doch auch die Bestrafung ihres Verführers nicht fahren lassen; noch im Schwanken, erscheint Jourdan, der ihr anzeigt, daß er Suleau gefangen und ihr überliefern will. Nun rafft sie sich auf und beschließt, Rache an beiden zu nehmen. Sie läßt Vermont warten und Suleau gebunden hereinkommen. Sie will ihn tödten; als er diesen Tod aber verdient findet und ihr gesteht, daß er sie noch liebe und ewig lieben werde, sinkt ihr die gehobene Hand, und es ist Jourdan, der den Aristokraten erstechen muß, damit dem hingemordeten Théroigne die verheißene Sühne werde. Lucile aber, als sie den Geliebten mit dem Geständniß seiner Liebe auf den Lippen sterben sieht, bohrt sich nun selbst den Dolch in die Brust und endet so diese Tragödie, die nicht ohne poetischen Reiz und ohne dramatische Verdienste ist, aber doch auch eine irgendwie genial gestaltende Kraft, wie man uns zugestehen wird, durchaus nicht wahrnehmen läßt.

Die Revolutionsscenen sind ohne kühnen, großartigen Wurf, ohne alle geistvollen und schlagenden Streiflichter auf jene Epoche, die schon so vielfach und oft in höchst überraschenden Zügen dramatisch dargestellt worden ist. Scharfgezeichnete und originelle Charaktere treten nirgends hervor. Castelnaux, eine Art Narciß, ist noch am markantesten dargestellt. Die Vertreter des damaligen liederlichen Adels bieten kein rechtes Bild ihres Standes und ihrer Zeit. Théroigne de Méricourt selbst gewinnt keine rechte Steigerung, und die Wandlung im Charakter Suleau's keine rechte Motivirung und Begründung. Im Uebermuth und im Saus und Braus seines leichtfertigen Lebens müßte er Lucile aufgegeben und verlassen, im Exil und Unglück ihren Werth und ihre Bedeutung erkannt haben. Die Verachtung, die sie ihm zeigt, die Rache, die sie ihm schwört, die Bedeutung, die sie im revolutionären Treiben von Paris gewinnt, hätten ihn fatalistisch anlocken und zu ihr zurückziehen sollen. Vermont wäre von Haus aus intriguanter anzulegen und eingreifender in die Handlung zu verflechten gewesen, die im allgemeinen sich nicht vertieft und nur äußerlich an Verhältnissen und Menschen hinstreift. Trotz all dieser Mängel und Verstöße sei indeß immerhin der Arbeit des jungen Verfassers eingeräumt, daß sie heiligen Ernst und guten Willen ebenso wie als Erstlingswerk ein schätzenswerthes Geschick erkennen läßt.

5. Die Hermannsschlacht. Drama in fünf Acten von Heinrich von Kleist. Neue Bearbeitung nebst Einleitung von Rudolf Genée. Mit dem Bildnisse Heinrich von Kleist's in Stahlstich. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 25 Ngr.

„Die Hermannsschlacht", das wunderbare Drama, welches Heinrich von Kleist am Vorabend der Befreiungskriege und in jenen furchtbaren Tagen nationaler Erbitterung schrieb, in denen alle patriotischen Herzen nach Abwälzung des fremden Jochs und nach Rache an dem Feinde des gemeinsamen Vaterlandes seufzten, ist von dieser Zeit her in Augenblicken, wo sich aufs neue wieder der Haß gegen Frankreich im Herzen des deutschen Volks erhob, immer ein Gegenstand der Theilnahme und des Begehrens unserer Bühne gewesen. Der Verfasser dieser Besprechung hatte 1860, als sich die allgemeine Stimmung gegen Napoleon III. erklärte, eine Bearbeitung der „Hermannsschlacht" in seiner „Deutschen Schaubühne" geliefert, die an den Hoftheatern in Dresden, Stuttgart, Kassel, Karlsruhe, den Stadttheatern von Leipzig, Hamburg u. s. w. zur Darstellung kam, ohne indeß sich durchweg zu halten und Repertoirestück zu werden. Aus diesem Grunde ist es sehr begreiflich, daß Rudolf Genée, zehn Jahre später und angesichts des großen Kriegs gegen Frankreich, zu der Vermuthung gelangte, es könne Schuld der Bearbeitung sein, daß das merkwürdige Stück sich nicht eingebürgert, und eine neue zweckmäßige Einrichtung werde vielleicht im Aufschwunge kriegerischer Begeisterung dies Ziel zu erreichen im Stande sein. So ging er an seine Bearbeitung, die uns hier zur Besprechung vorliegt. Dargestellt wurde diese Bearbeitung nur auf dem Hoftheater in München, eine Thatsache, die der Schreiber dieser Zeilen gewiß nicht mit Schadenfreude, sondern vielmehr mit Trauer meldet, denn was ihn betrifft, so kann er nicht umhin, wenn er auch schon nicht alle von Rudolf Genée vorgenommenen Aenderungen in dem Schauspiel für glücklich zu erachten vermag, doch einzuräumen, daß der neue Einrichter mit warmer Liebe und feinem Verständniß an sein Werk gegangen ist. Die dem Stücke vorgedruckte Einleitung läßt das auf das klarste und überzeugendste erkennen. Rudolf Genée bespricht darin die Eigenthümlichkeit des Dichters und seiner Schöpfung mit so viel Einsicht und knapper Gründlichkeit, daß man Achtung davor bekommen und die dargelegten Anschauungen theilen muß. Daß er in dem Drama selbst mehrfach den Text gekürzt und gemildert, zeugt von gutem Takt und kluger Kenntniß der Bühne. Auch die Ausmerzung gewisser gesuchter moderner Ausdrücke und die Umschreibung auffallend schwülstiger Stellen dürften zu loben sein. Daß Genée eine andere Acteintheilung getroffen hat, vermögen wir nicht durchweg, aber doch in vielen Punkten gutzuheißen, weil wir die theatralische Wirkung dadurch allerdings nicht unbedeutend gehoben sehen. Der erste Act bei Kleist ist ziemlich kurz und bietet keineswegs die ganze Exposition des Stücks. Um sie ganz zu geben, hat Genée vom zweiten Act diejenigen Auftritte mit zu jenem herübergezogen, die zwischen Ventidius und Thusnelda spielen und uns Hermann zeigen, wie er auch im Schose seiner Familie die Intrigue gegen die Römer anspinnt, die er schon unter den deutschen Fürsten angesponnen. Ja, Genée läßt ihn hier sogar schon die Sendung an Marbod beschließen, sodaß damit also im ersten Act die Exposition fix und fertig daliegt und die Fäden nach allen Seiten laufen. Diese Einrichtung ist, abgesehen von einer gewissen Gezwungenheit der Mache, doch geradezu meisterhaft zu nennen, weil sie die Anlage des Stücks auf das höchste

schärft und gruppirt. Zum zweiten Act hat unser neuer Bearbeiter den übriggebliebenen Theil des ursprünglichen zweiten Acts und den ganzen Kleist'schen dritten Act genommen, sodaß dieser also mit dem Einmarsch der Römer und einem kurzen von Genée geschickt hinzugedichteten Selbstgespräch des Hermann schließt, welches mit den Versen endigt:

Was jetzt noch muß mein Herz bewahren,
Zur rechten Stunde wird's der Feind erfahren.

Der dritte Act bei Genée ist Kleist's vierter Act, in welchem Marbod die Sendung Hermann's erhält und auf dessen Plane eingeht; dann die furchtbaren Auftritte mit der von den Römern geschändeten armen Hally, deren Tod von der Hand des eigenen Vaters das Signal zum Rachekriege gegen die Latiner gibt.

Aus Kleist's fünftem Act hat Genée seinen vierten und fünften gemacht, indem er den erstern bis zum Augenblicke der beginnenden Schlacht, d. h. also bis zum Gesange der Barden und der Aufforderung Hermann's an die deutschen Fürsten führt, sich untereinander zu versöhnen und einig in der Rache an den Römern zu sein. Sein fünfter Act bringt die Niederlage und den Tod des Varus, wie die schließliche Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands.

Bei Kleist fällt Varus durch das Schwert des Hermann. Genée hat den geschichtlichen Tod des römischen Feldherrn hergestellt und läßt ihn durch seine eigene Hand fallen, eine Vornahme, die allerdings kühn ist, aber durch die Historie unterstützt wird und dem heikeln Schwertkampf auf der Bühne geschickt ausweicht. Den Tod des Ventidius läßt Genée kurz erzählen und nicht in der Ausführlichkeit wie Kleist behandeln, bei dem Thusnelda bekanntlich den heuchlerischen römischen Verehrer mit einer Art grausamer Hinterlist von einer Bärin zerfleischen läßt. Unsere eigene Bearbeitung hielt es für gerathen, Thusnelda nur in die Niedermetzelung des Ventidius willigen zu lassen; dagegen gab sie der auch bei Kleist ganz stummen Hally die Sprache, weil wir meinten, ihren Tod versöhnlicher zu machen, wenn sie ihn selbst vom Vater und ihren Landsleuten erfleht. Ob wir darin recht gethan, lassen wir dahingestellt sein. Wir haben das Stück nie in unserer Einrichtung darstellen sehen und sollen eine Darstellung aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der von Genée nicht erleben. Dies vaterländische Schauspiel scheint einmal auf der deutschen Bühne nicht eingebürgert werden zu können, so viel Lob und Ruhm es in unserer Literatur auch geerntet hat und noch ernten wird. Manche andere Nation würde diesem flammenden, wenn auch zuweilen harten und rücksichtslosen Patriotismus, der zu groß und stark ist, um mit der weichen Empfindung und dem zarten Gefühl irgendein Abkommen treffen zu können, begeistert zujauchzen und darin die Darlegung einer heiligen und wahrhaft grandiosen Vaterlandsliebe erkennen. Dem deutschen Publikum bedünkt der Held nicht rein und edel genug, und in seiner echt menschlichen Politik glaubt dasselbe eine unpolitische Unmenschlichkeit erkennen zu müssen. Unser Herz verlangt in der Kunst eine gewisse versöhnliche Schönthuerei, und fühlt sich abgestoßen, wo sie fehlt. Wir sind durch und durch Idealisten, und da am meisten, wo uns, wie hier in Kleist's Dichtung, der Realismus in ebenso göttlicher Naivetät als furchtbarer Unwiderstehlichkeit entgegentritt. Die Deutschen müssen erst politisch gesottener und geschichtlich abgenutzter werden, um an einem solchen Werke aufrichtiges Gefallen finden zu können. Zur Zeit sind wir noch zu sehr der „sonderbare Schwärmer" Schiller's, um Geschmack dafür zu zeigen. Aber es wird anders werden. Wir werden größer denken, wenn wir geringer empfinden. Uns dürfte dies ein Vortheil, der Welt aber wird es ganz entschieden ein Schaden sein.

6. Marlowe's Faust, die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Alfred van der Velde. Breslau, Gosohorsky. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Uebertragung dieses, nach der Annahme des Uebersetzers aller Wahrscheinlichkeit nach 1588 geschriebenen Dramas, ist als genau und glücklich zu bezeichnen und verdient unsere Aufmerksamkeit aus mehr als einem Grunde. Zunächst und vor allen Dingen interessirt es ohne Zweifel jeden Gebildeten, ein Stück kennen zu lernen, das mit Goethe's gleichnamigem unsterblichen Meisterwerke denselben Gegenstand behandelt und vor länger als zwei Jahrhunderten geschrieben wurde. Dann liest man gewiß mit besonderer Theilnahme das Werk eines Dichters, der zu den ausgezeichnetsten und begabtesten Vorgängern Shakspeare's gehörte. Gegen die wahrhaft geniale, ebenso hochpoetische wie tiefphilosophische Schöpfung Goethe's steht die Marlowe's natürlich sehr zurück; sie ist vielfach roh und burlesk, ohne streng künstlerischen Bau und dramatische Gipfelung, weist aber doch einzelne Stellen von wahrhaft hinreißender Schönheit und seltener Feinheit auf, so z. B. den Auftritt, in welchem die griechische Helena von Mephistopheles vor die Blicke des zur höchsten Begeisterung hingerissenen Faust gezaubert wird und dieser entzückt ausruft:

Dies ist der Blick, der tausend Schiffe trieb,
Der Trojas Feste hat in Brand gesteckt?
Mit deinem Kuß gib mir Unsterblichkeit! (Er küßt Helena.)
Ihr Mund saugt mir die Seele aus: da fliegt sie!
Komm, Helena, gib mir die Seele wieder!
Hier bleib' ich; diese Lippen sind der Himmel,
Und Tand ist alles außer Helena!
Ich bin dein Paris, und zu Liebe dir
Soll Wittenberg wie Troja untergehn!
Mit deinem schwachen Gatten will ich kämpfen,
Auf meinem Helm soll deine Farbe wehn.
Ja, in die Ferse stech' ich den Achill,
Wenn Helena mit einem Kuß mich lohnt!
O du bist schöner wie der Abendhimmel,
Der sein Gewand mit tausend Sternen schmückt,
Und heller strahlst du noch als Jupiter,
Wie er der armen Semele erschien,
Bist anmuthreicher als des Himmels Fürst
In Arethusa's üpp'gem Azurarm:
Kein andres Liebchen will ich mehr als dich!

Hierin ist ein Hauch Shakspeare'schen Geistes und Shakspeare'scher Poesie. Zugleich mag dieser Auszug als Probe der van der Velde'schen Uebertragung dienen und dem Leser zeigen, wie gut und geschickt derselbe seine Sache auszuführen verstanden. Mit welcher Liebe, mit welchem Verständniß und mit welcher warmen Hingabe er daran

gegangen, das läßt sich überzeugend aus der Einleitung erkennen, welche in sieben Abschnitte zerfällt und folgende Punkte erörtert: 1) „Der Gedanke der Faustsage und ihre Vorläufer"; 2) „Entstehung der Faustsage"; 3) „Das Volksbuch von Doctor Faust"; 4) „Dramatische Befähigung der Faustsage"; 5) „Marlowe, der erste dramatische Bearbeiter der Sage"; 6) „Marlowe's Leben und Charakter" und 7) „Schicksale des Marlowe'schen Faust".

Alle diese Punkte sind einfach, kurz und schlicht, aber klar und mit kluger Einsicht behandelt. Man erkennt einen ernsten und würdigen Geist aus der ganzen Arbeit, einen Geist, der durchaus wohlthuend und angenehm berührt. Es ist uns darum auch eine aufrichtige Freude, auf das Buch hinweisen und dasselbe allen Freunden der Literatur und dramatischen Kunst empfehlen zu können.

7. Das Reich des Friedens. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von R. Spalteholz. Dresden, Türk. 1871. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser behandelt einen Stoff, der so durchweg novellen- und balladenhaft ist, daß schon aus seiner Wahl allein sich der Mangel an Begabung für das Drama klar genug ergibt. Marko, dessen Geliebte ihm ein Freund untreu gemacht und der für ihre Untreue sie mit dem Tode gezüchtigt, haßt und verachtet seitdem die Menschheit ebenso sehr als Gott. Grollend mit aller Welt, sucht er die Einsamkeit, verirrt sich im Gebirge und gelangt so auf das Schloß des Theophil, wo er die Tochter desselben, die zarte, jungfräuliche Elisa kennen und für einen so schwer geprüften Liebhaber auch rasch genug lieben lernt. Freilich kann seine Liebe ihn nicht glücklich machen und beseligen, denn ihn drückt seine Schuld und macht sein Verhalten und Benehmen nicht nur sonderbar, sondern oft geradezu ungezogen. Das hält indeß Elisa nicht ab, ihm ihr unschuldiges und weich empfindendes Herz zu schenken. Als sie jedoch seine Geschichte und das Verbrechen erfährt, dessen er sich schuldig gemacht, wendet sie sich entsetzt von ihm, und in die Arme ihres Vaters flüchtend, ruft sie:

Dein bleib' ich — rette mich vor ihm!

Worauf dieser, sie besorgt umfangend, sagt:

Du hast
Den besten Theil gewählt!
(Zu Marko)
Zieht hin, zieht hin,
Verlor'ner Ihr! Ich fluch' Euch nicht — um ihretWillen Vergebung Euch! Und du, mein süßes Kind,
Komm' mit und schling den Arm um meinen Hals,
Daß ich dich sorglich führen kann.
(Er führt sie ab; Marko, ihr nachstierend, schreit:)
Verloren!
Verloren!

So endigt der vierte Act; im fünften ist Elisa todt, gestorben am gebrochenen Herzen natürlich, und zu ihrem Sarge kommt Marko, um sich den Dolch in die Brust zu stoßen und so in das Reich des Friedens einzugehen.

Man sieht, das Werk ist eine reine Dilettantenarbeit, die sich auch mit der ganzen Naivetät einer solchen gibt, und über welche die Kritik am besten thut mit dem Stillschweigen christlicher Nächstenliebe hinwegzugehen.

Feodor Wehl.

Vermischte philosophische Schriften.

So verschieden auch das Dutzend philosophischer Schriften, die wir im Folgenden kurz besprechen wollen, nach Form und Inhalt ist, so verbindet sie doch alle eine gewisse Gemeinsamkeit der Bestrebungen, und sie liefern darum ein Bild von dem gegenwärtigen Ringen und Kämpfen auf philosophischem Gebiete. Idealismus und Realismus, Materialismus und Spiritualismus, Naturwissenschaft und Philosophie, Darwinismus und Antidarwinismus, Pantheismus und Individualismus, Schopenhauer'sche und Hartmann'sche Philosophie — platzen hier aufeinander. Das gibt viel Lärm, und der arme Kritiker hat Mühe, sich durch denselben nicht betäuben und verwirren zu lassen. Wir haben uns bemüht, diesen vielfachen auf uns eindringenden Stimmen gegenüber unsere philosophische Ruhe und Unbefangenheit zu behalten, und wir hoffen daher, daß unsere Kritik einigermaßen zur Orientirung in der gegenwärtigen philosophischen und antiphilosophischen Bewegung beitragen werde. Die Reihenfolge, in der wir die Schriften aufeinander folgen lassen, hat den Zweck, den Leser möglichst wenig zu zerstreuen. Wir haben daher Verwandtes aneinandergerückt.

1. Die Welt als Vorstellung. Akademischer Vortrag von Adolf Fick. Würzburg, Stahel. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Dieser Vortrag wurde gehalten zur Eröffnung des physiologischen Lehrcursus an der würzburger Hochschule im Sommersemester 1870. Der Verfasser bekennt sich in demselben vom physiologischen Standpunkt aus zu dem Kant-Schopenhauer'schen Idealismus. In Hegel's Lehre von den Sinnen sieht er nur „höhern Blödsinn". Dagegen erklärt er Kant's „Kritik der reinen Vernunft" für die größte Leistung des denkenden Menschengeistes. Man könnte, sagt er, geradezu den Kant'schen Standpunkt in der Philosophie einen physiologischen nennen. Richtiger jedoch wäre es gewesen, den Schopenhauer'schen Standpunkt so zu nennen; denn erst durch Schopenhauer erhält der Kant'sche Idealismus eine physiologische Begründung. Auch erinnert es ganz an den Anfang der „Welt als Wille und Vorstellung", wenn der Verfasser sagt:

> Für den unbefangenen Menschen steht die materielle Welt da draußen vollkommen fest. Die Existenz einer hellleuchtenden, heißen Sonne, einer starren Erde, eines kühlen Wassers, außerhalb und unabhängig von seinem Bewußtsein hat für ihn die unumstößlichste Gewißheit. Es braucht aber nur wenig Besinnen, um zu bemerken, daß es doch noch etwas Gewisseres gibt, nämlich die Existenz meines eigenen Bewußtseins; denn wäre dieses nicht, so würde ich ja von der Existenz der Körperwelt auch gar nichts wissen. Dieser Satz braucht nur ausgesprochen zu werden, um einzuleuchten, und man sieht auch sofort, daß das eigene Bewußtsein der einzig richtige und einzig mögliche Ausgangspunkt des Philosophirens ist.

Warum hierbei der Verfasser den Namen Schopenhauer's verschwiegen hat, den er erst später in Gemein-

schaft mit Helmholtz bei Besprechung der Beweise für die Apriorität des Causalitätsgesetzes nennt, wissen wir nicht.

Uebrigens ist der Ausdruck, den der Verfasser dem Idealismus gibt, hyperidealistisch, wenn er sagt, bis auf den Grund durchschaut verrathe sich die materielle Welt als das was sie wirklich ist, „als das Gespinst unsers eigenen Intellects, gesponnen in den ihm eigenthümlichen Formen Causalität, Raum und Zeit". Dies gilt doch nur von der materiellen Welt, soweit sie Vorstellung (Object für das Subject) ist. Aber die materielle Welt ist sowol nach Kant als nach Schopenhauer nicht bloße Vorstellung, sondern es liegt ihr auch ein Ding an sich, ein reales Wesen zum Grunde, welches Kant unbestimmt läßt, Schopenhauer aber Wille nennt. Hiernach überschreitet oder übertreibt der Verfasser schon den Kant-Schopenhauer'schen Idealismus, wenn er die materielle Welt für ein bloßes Gespinst unsers Intellects erklärt. Indessen ist es doch erfreulich zu sehen, daß die Physiologen anfangen, sich mit Philosophie zu beschäftigen, und daß sie diejenigen Systeme, welche im wesentlichen mit den physiologischen Thatsachen übereinstimmen, der studirenden Jugend in ihren Vorträgen empfehlen.

Es fängt unter den Naturforschern an zu tagen, daß die Philosophie doch nicht so zu verachten sei, wie die extremen Materialisten glauben machen wollten; daß vielmehr bedeutende Philosophen, wie Kant und Schopenhauer, auf intuitivem Wege dieselbe Wahrheit schon viele Jahre früher gefunden, welche später die Naturforscher auf experimentellem Wege fanden. In dieser Beziehung ist auch, beiläufig gesagt, Professor Zöllner's Buch „Ueber die Natur der Kometen; Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß" (Leipzig, Engelmann, 1872) von Interesse. Professor Zöllner bringt Kant und Schopenhauer zu Ehren, indem er zeigt, ja durch wirkliche Citate belegt, daß sie im wesentlichen dasselbe, nur viel früher, gelehrt habe, was später erst von bedeutenden Naturforschern gefunden worden. Zöllner's Buch ist in dieser Hinsicht wirklich ein Beitrag „zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß".

2. Das Ding an sich und seine Beschaffenheit. Kantische Studien zur Erkenntnißtheorie und Metaphysik von E. von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Während Kant das Ding an sich als unerkennbar hatte stehen lassen, hält E. von Hartmann die Beschaffenheit desselben für erkennbar. Er bemüht sich, zu beweisen, daß Raum, Zeit und die Kategorien, denen Kant nur subjective Gültigkeit beilegt, objective Formen des Dinges an sich seien. Hierin stimme die besonnene kritische Forschung mit dem natürlichen Menschenverstande überein:

Es ist die (von der gesammten modernen Naturwissenschaft adoptirte) instinctive Ansicht des einmal über den Unterschied des Dinges und der Vorstellung aufgeklärten natürlichen Menschenverstandes, daß die wirkliche Welt eine Welt an sich (d. h. unabhängig vom Subject) seiender Dinge ist, daß diese „da draußen ganz objectiv real und ohne unser Zuthun vorhandene" Welt den Raum in seinen drei Dimensionen erfüllt und im gesetzmäßigen Gange zeitlicher Causalität und in von uns a priori anzugebenden formal-logischen Beziehungen sich bewegt, daß endlich diese wirkliche Welt theilweise vermittels der Sinnesempfindung in unserm Intellect ein ihr mehr oder minder ähnliches subjectives Abbild hervorruft, durch welches wir bei gehöriger kritischer Vorsicht im Stande sind, mehr und mehr von der wirklichen Welt mittelbar zu erkennen. Schopenhauer erklärt, daß „man von allen Göttern verlassen sein müsse", um diese Ansicht hegen zu können; das Resultat unserer Untersuchungen ist, daß der dogmatische Glaube des theoretischen Instincts von allen guten Göttern der unbewußten Intuition geleitet sein muß, um gerade dasjenige blindlings für wahr zu halten, was die besonnene kritische Forschung spät nachher nach langen, wunderlichen Irrfahrten als das einzig Wahrscheinliche und zugleich höchst Wahrscheinliche ausweist.

Nach reiflicher Erwägung fanden wir, daß der Verfasser sich täuscht, wenn er glaubt bewiesen zu haben, daß Räumlichkeit, Zeitlichkeit und die Kategorien Beschaffenheiten des Dinges an sich seien. Er hat im Grunde genommen nur bewiesen, daß, wenn wir uns das Ding an sich vorstellen wollen, wir es gar nicht anders als in jenen Formen uns vorstellen können. Wir finden uns, sobald wir uns eine Vorstellung von der Beschaffenheit des Dinges an sich machen wollen, genöthigt, es als daseiend, wirkend, raum- und zeiterfüllend uns vorzustellen. Damit ist aber immer noch nicht bewiesen, daß es außerhalb unserer Vorstellung so sei. Wenn also der Verfasser zum Schluß sagt: „Die Schranken, welche Kant durch seinen negativen Grenzbegriff eines unerkennbaren Dinges an sich der menschlichen Erkenntniß gezogen haben wollte, sind nichtig und hinfällig", so hat uns dies wenigstens aus des Verfassers Kritik der Kant'schen Theorie nicht eingeleuchtet. Die Kant'sche Schrankensetzung kann nach unserer Ansicht nur auf teleologischem Wege überwunden werden, durch den Nachweis nämlich, daß der Zweck der menschlichen Erkenntnißformen dieser ist, die objective Beschaffenheit der Dinge zu erfassen, daß dem menschlichen Geiste die Anschauungsformen (Raum und Zeit) und die Kategorien (Substantialität, Causalität u. s. w.) nur zu dem Zweck gegeben seien, beim Erkennen sich mit der Beschaffenheit der Dinge an sich in Harmonie zu befinden und sie nicht falsch vorzustellen. Diese teleologische Erkenntnißtheorie fehlt uns noch. Warum sollte das Erkennen nicht ebenso teleologisch zu erklären sein wie alle andern Functionen?

3. Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten. Von E. von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Die vorliegenden, früher vereinzelt in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen sind dazu bestimmt, einzelne Punkte der „Philosophie des Unbewußten" näher zu erläutern und namentlich geschichtliche Anknüpfungen und Auseinandersetzungen in eingehenderer Weise zu bieten, als die Oekonomie jenes Hauptwerks des Verfassers gestattete. Es sind sieben Abhandlungen, die der Verfasser hier zusammengestellt hat: 1) „Naturforschung und Philosophie"; 2) „Ueber die nothwendige Umbildung der Hegel'schen Philosophie"; 3) „Ueber die nothwendige Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie"; 4) „Ist der pessimistische Monismus trostlos?"; 5) „Ueber das Wesen des Gesammtgeistes"; 6) „Ueber die Lebenskraft"; 7) „Dynamismus und Atomismus".

Die Fehler und Vorzüge der „Philosophie des Unbewußten" kehren in diesen sieben Abhandlungen sowol nach Form als nach Inhalt wieder. Die Philosophie des

Verfassers ist zum Theil immanent, zum Theil transscendent. Ihre Vorzüge liegen auf der immanenten, ihre Fehler auf der transscendenten Seite. Dort hat er festen Boden unter den Füßen; hier wird er bodenlos. Schon bei Schopenhauer war eine Neigung zum Transscendiren, so sehr seine Philosophie auch immanent sein wollte. E. von Hartmann dagegen hat Schopenhauer im Transscendiren weit überboten. Schelling's positive Philosophie, die er in einer besondern (bei O. Löwenstein in Berlin erschienenen) Abhandlung „als Einheit von Hegel und Schopenhauer" hinstellt, hat hier schädlich auf ihn gewirkt. In dem, was E. von Hartmann als eine verbessernde Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie bietet, können wir keinen Fortschritt, sondern nur einen Rückschritt sehen.

4. Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung. Eine Zurechtweisung des Dr. med. Geo. Stiebeling und seiner angeblichen Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit. Von A. T. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Bereits, ehe uns diese Schrift in die Hände kam, hatten wir Stiebeling's Polemik nicht blos gegen die Hartmann'sche, sondern gegen alle Philosophie überhaupt beleuchtet und ihre Beschränktheit aufgedeckt (vgl. Nr. 21 d. Bl.). Ausführlicher nun weist die vorliegende Schrift Stiebeling seine Ueberhebung nach. Statt der Eigenschaften, die das Publikum von einem Bekämpfer der Philosophie im allgemeinen und der Hartmann'schen Lehre im besondern zu erwarten berechtigt war, nämlich Schärfe des Denkens mit ausreichendem Wissen, philosophischer Bildung und Ehrlichkeit vereint — statt dessen finden wir, wie der Verfasser sagt, in dem jüngsten Kämpen des Materialismus, Stiebeling,

> eine Persönlichkeit, welche von all den angeführten Eigenschaften nur eine einzige besitzt, die Kühnheit, um nicht zu sagen Frechheit der Behauptung, denn nur Behauptungen, doch nie Beweise — sehr viele falsche ausgenommen — vermag er vorzubringen. So bleibt er, beispielshalber, gleich die erste seiner in der Vorrede aufgestellten Behauptungen, „daß Naturwissenschaft und Philosophie polare Gegensätze sind, welche nicht miteinander vereinigt werden können", zu beweisen schuldig, man müßte denn eine noch dazu sehr unbestimmte, lückenhafte Auseinandersetzung über die inductive Forschungsweise der Naturwissenschaft und die speculative der Philosophie als einen Beweis der Gegensätzlichkeit beider Wissenschaften nehmen wollen. Höchstens wäre damit die Verschiedenheit der Wege bewiesen, welche von beiden zur Erreichung ihres gemeinsamen Ziels eingeschlagen werden — niemals aber die Polarität dieser Wissenszweige, welche aus das innigste miteinander verwandt, gemeinsam aus dem tiefsten Grunde unsers Wesens, dem Drange nach Erkenntniß, aufwachsen und empor zum Lichte dringen.

Daß Stiebeling die derbe Zurechtweisung, die ihm der Verfasser im Anschluß an seine Schrift ertheilt, verdient hat, unterliegt keinem Zweifel. Dieselbe ist jedoch nicht blos als eine Züchtigung Stiebeling's allein, sondern als eine Züchtigung des platten, aller Philosophie feindlichen Materialismus überhaupt zu betrachten und zu empfehlen. Der Verfasser vergleicht zum Schluß die Herren Materialisten vom Schlage Stiebeling's mit dem Wagner in Goethe's „Faust". Wie Wagner empfindet Stiebeling Ehrfurcht vor seinem enormen Wissen und freut sich dessen: „wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht!" Wie Wagner ist Stiebeling absolut entblößt von jenem höchsten philosophischen Pathos der Verwunderung. Für ihn hat die Welt und die Natur nichts Problematisches — er findet alles „ganz einfach", und wenn er auch das Gras nicht wachsen hört, so weiß er doch zweifelsohne ganz genau, wie das Gras wächst. Der Trieb, den Schopenhauer so schön als das „metaphysische Bedürfniß" charakterisirt, ist solchen Naturen versagt. Ganz erfüllt von dem, was ihr begrenzter Blick erreicht, haben sie kein Verständniß für den Flug des Geistes, der alle Höhen und Tiefen des Universums zu durchdringen strebt, und halten so die enge Sphäre ihres eigenen Wirkens für die allein vorhandene und für die der ganzen Welt genügende, wie sie ihnen genügt — eine geistige Genügsamkeit, der gegenüber Faust voll Staunen sagen muß:

> Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
> Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
> Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
> Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

5. Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. Von Ludwig Weis. Zweiter Band. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den ersten Band dieser populären Vorträge haben wir bereits in Nr. 20 d. Bl. ausführlich besprochen. Der zweite Band ist in demselben Stile geschrieben und leidet an denselben Mängeln wie der erste, hält oft Scheinbeweise für wirkliche Beweise. Der Verfasser glaubt z. B. den Materialismus logisch widerlegen zu können. Er wirft dem Materialismus, weil er den Geist, das Bewußtsein, aus der Materie ableitet, vor, daß er an die Stelle des Satzes: „Aus nichts wird nichts", den andern setze: „Aus nichts wird etwas." Denn da, wo nichts ist, oder da, wo kein Bewußtsein ist, soll es geschaffen werden:

> Die Materie von heute ist nicht wie zur Griechenzeit ein unbestimmtes Etwas, sie ist vielmehr das Bestimmteste: Sauerstoff, Chlor, Eisen, Gold, Stickstoff u. s. w. nebst dem sogenannten Lichtäther. Diese Elemente, die man als Kant's „verschiedenartige Raumerfüllungen der Materie" betrachten kann, lehrte die Chemie wieder zerfällen in Atome, die man auch Kraftsitze, Kraftcentren, dynamisch endliche Wesen, qualitativ bestimmte Reale, endliche Substanzen der Materie u. s. w. nennen kann. Aber in all diesen Einzeldingen, diesen qualitativen Realen steckt kein Selbstbewußtsein. Der Materialist, der also aus Sauerstoff, Stickstoff u. s. w. Selbstbewußtsein produciren läßt, macht daher wirklich aus nichts ein Etwas. Oder wir können auch sagen, er macht ein Etwas, einen Theil, nämlich die chemische Thätigkeit, zu einem Ganzen, zur chemischen plus der dichterischen plus der sittlichen Thätigkeit. Ist nicht der Theil zum Ganzen gemacht, wenn chemische Thätigkeit die chemische Anziehung und die sittliche Liebe zugleich besorgen soll?

Diesen Beweis kann der Materialist mit Leichtigkeit widerlegen, und zwar so: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit sind vom Standpunkte des Materialismus aus nur verschiedene Zustände der Materie. Dieselben Stoffe, die jetzt, unter diesen Umständen hier und in diesen Verbindungen bewußtlos sind, können zu einer andern Zeit, unter andern Umständen und in andern Verbindungen Bewußtsein erhalten. Der Materialismus macht also nicht aus nichts etwas, sondern er läßt nur ein und dasselbe Etwas, die Materie, seine Zustände wechseln, läßt es unter gewissen Bedingungen aus dem bewußtlosen in den bewußten Zustand übergehen. Ein ähnlicher Wechsel der

Zustände findet z. B. auch statt, wenn die nichtleuchtende Materie in die leuchtende, die nichttönende Materie in die tönende übergeht, und doch wird niemand deswegen, weil der Materialist unter gewissen Umständen Licht und Ton aus nichtleuchtender und nichttönender Materie hervorgehen läßt, ihm den Vorwurf machen, daß er aus nichts etwas mache. Warum soll er also diesen Vorwurf bei der materialistischen Erklärung des Bewußtseins verdienen? Ist nicht das Bewußtsein vielleicht nur eine Flamme, ein Ton, unter gewissen Umständen entstehend und unter andern wieder erlöschend? Ein logischer Fehler wenigstens läßt sich in dieser Annahme nicht nachweisen; es müßte denn überhaupt logisch falsch sein, einen Wechsel der Zustände eines und desselben Wesens zu statuiren und es aus einem Zustande in den entgegengesetzten übergehen zu lassen — ein Uebergang, den doch die Erfahrung thatsächlich jeden Tag und jede Stunde zeigt.

6. Widerlegter Darwinismus. Ueber Mr. Darwin's Theorie der „Abstammung des Menschen" von Sidney Herbert Laing. Aus dem Englischen. Leipzig, Schlicke. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Fall ist nicht selten, daß alle Mühe des Widerlegens an dem, der widerlegt werden soll, scheitert, weil dieser von Haus aus auf einem ganz andern Standpunkte steht als der Widerlegende. So dürften sich denn auch Darwin und seine Anhänger durch Sidney Herbert Laing keineswegs für widerlegt halten. All die Unterschiede zwischen Mensch und Thier, die Darwin für bloße Gradunterschiede, also für unwesentliche erklärt, betrachtet sein Widerleger als fundamentale und wesentliche. Darwin sagt z. B., was die Geisteskräfte des Menschen und der Thiere betrifft, „daß in der Geisteskraft ein viel größerer Zwischenraum zwischen einem der niedrigsten Fische, wie einer Lamprete und einem der höhern Affen, als zwischen der Geisteskraft eines Affen und Menschen ist; doch wird dieser Zwischenraum durch zahllose Abstufungen ausgefüllt". Laing nun findet eine Zweideutigkeit in dem Ausdruck „Geisteskraft", der in dem ersten Beispiel Instinct bedeute und im zweiten Vernunft. Er gibt bereitwilligst zu, daß ein „ungeheuerer Zwischenraum" zwischen dem Instinct einer Lamprete und dem eines Affen ist, und daß dieser große Zwischenraum durch „zahllose Abstufungen" ausgefüllt werden kann, aber die Frage sei ganz und gar verschieden, wenn ein Vergleich gemacht wird zwischen der „Geisteskraft" eines Affen und Menschen. Wenn Darwin mit der Redensart „Geisteskraft" Vernunft meine, dann vergleiche er Instinct und Vernunft, zwei gänzlich verschiedene Dinge; oder wenn er Instinct sagen wolle, dann sei freilich der Zwischenraum zwischen Mensch und einigen der höhern Thiere nicht „ungeheuer", denn der Mensch werde im Instinct durch viele niedere Thiere übertroffen, wie denn auch Cuvier sage, daß Instinct und Vernunft in einem umgekehrten Verhältniß zueinander ständen, oder daß Thiere mit der meisten Vernunft den wenigsten Instinct haben und umgekehrt.

So verlassen wir Mr. Darwin auf der Höhe dieses Dilemmas, ohne uns veranlaßt zu fühlen, zuzugeben, daß der ungeheuere Zwischenraum zwischen dem Instinct eines Affen und der Vernunft eines Menschen durch einen Vergleich mit so gänzlich verschiedenen Dingen überbrückt werden kann. Den Instinct eines Fisches mit den eines Affen und die Vernunft eines Wilden mit der eines Philosophen zu vergleichen, würde richtig gewesen sein. Aber zu versuchen, die ungeheuere Kluft zwischen Instinct und Vernunft durch den Gebrauch eines zweideutigen Ausdrucks zu überspringen, das konnten wir nicht ohne Bemerkung hingehen lassen.

In dem Feuermachen, in dem absichtlichen Formen von Steinen zu Werkzeugen, ganz besonders aber in der Sprache findet Laing Beweise für den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier, während Darwin darin nur einen höhern Grad der auch schon bei den höchsten Affen anzutreffenden Fähigkeiten sieht. Nach Darwin hätte es nur eines kleinen Schrittes vom höchstbegabten Affen zum Menschen bedurft. Diesen kleinen Schritt hält aber Laing gerade für denjenigen, den Darwin weder durch Thatsachen noch durch Beweisgründe zu erweisen vermöge.

Wir haben unsere Ansicht über diese Frage ausführlicher in einem Aufsatze: „Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen" (in „Unsere Zeit", Neue Folge, achter Jahrgang, Heft 8 und 9) mitgetheilt, auf den wir hier verweisen.

7. Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze. Von J. C. Fischer. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, „den Menschen als integrirenden Theil eines einheitlichen Naturganzen zu behandeln; ihm deutlich zu machen, wie er, ein Geschöpf der allen Organismen gemeinsamen Mutter Natur, gebunden ist an ihre Gesetze, an ihre von jedem Atome ausstrahlenden Einflüsse; zu zeigen, wie weit der bestimmende Einfluß reicht, welchen der Charakter der umgebenden Natur auf Völker und Individuen übt". Außer der einflußreichen Macht der Natur, die den Menschen von Haus aus beherrscht, sind nach dem Verfasser auch die familiären, gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, in denen er aufwächst, Beweise genug für die Bedingtheit seines ganzen Wollens und Strebens. Tausend Vorgänge, innere und äußere, des täglichen Lebens, welche statt von freiem Willen von geheimnißvollen Gesetzen geleitet werden; die so vielfachen Erfahrungen und Geständnisse des einzelnen über seine Abhängigkeit von Gefühlen und Eindrücken, Stimmungen und Neigungen; die Lehren der Geschichte; die Ergebnisse der Volkswirthschaft; die Resultate der Statistik; die Zeugnisse, welche die Sprache liefert; die von allen Disciplinen der Naturwissenschaft verkündete Einheit der Natur und ihrer Gesetze — alle diese mit der Freiheit des menschlichen Willens in Widerspruch stehenden Thatsachen regten den Verfasser zur Prüfung der vermeintlichen Freiheit an. Und das Ergebniß seiner Untersuchungen war die Ueberzeugung „nicht nur von der Unfreiheit des Willens, sondern von der absoluten Unmöglichkeit eines freien Willens; die Ueberzeugung, daß, wie in allen Erscheinungen des Weltalls, so auch im Denken und Handeln des Menschen das kosmische Gesetz der Nothwendigkeit herrscht: alles, was geschieht, hat eine Ursache, und jede Ursache ist eine nothwendige Wirkung."

Unser Denken und Handeln gehört nach dem Verfasser in den Kreis jener Vorgänge, welche nach mecha-

nischen Gesetzen sich vollziehen; der Mensch ist mit einem Worte „ein mit Bewußtsein ausgestatteter Mechanismus", aber ein Mechanismus, und die Freiheit des Willens daher ist „ein Irrthum, nachgerade alt genug, um für immer in das Schattenreich überwundener Irrthümer hinabgesandt zu werden und Raum zu geben einer bessern Erkenntniß".

Für den philosophisch Denkenden, namentlich für den durch Kant und Schopenhauer Gebildeten, hat der Verfasser weiter nichts bewiesen, als was auch diese großen Denker schon vor ihm bewiesen haben, daß im Gebiete der Erscheinung von Freiheit nirgends die Rede sein könne, weil die Erscheinung durchweg dem Causalitätsgesetz, also dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen ist; daß folglich alle einzelnen Willensacte und auch der ganze empirische Charakter, dessen Aeußerungen sie sind, als unfrei zu betrachten seien. Damit ist aber die Unfreiheit des allen Erscheinungen zum Grunde liegenden metaphysischen Urwesens nicht bewiesen. Dieses sind wir vielmehr genöthigt, als frei zu denken, wofern wir unter Freiheit Unabhängigkeit, Unbedingtheit verstehen. Und wenn nun dieses ewige Urwesen dem Menschen immanent wäre, wenn der Mensch nicht ganz und gar nur Erscheinung wäre, sondern das metaphysische Grundwesen in sich trüge und dieses, wie Schopenhauer lehrt, Wille wäre, so käme ja auch dem Menschen die Freiheit desselben zu. Die „absolute Unmöglichkeit eines freien Willens" ist also durch den Verfasser keineswegs bewiesen. Der Verfasser sagt zwar, diejenigen, welche sich des Besitzes der transscendentalen, jenseit des Bereichs der Erscheinung liegenden Freiheit rühmen, schienen ihm ebenso reich zu sein wie jener, welcher vorgab, er besitze unermeßliche Güter, aber sie lägen — im Monde.

Aber diesen scherzhaften Vergleich wird doch kein wissenschaftlich Denkender für eine Widerlegung der „transscendentalen Freiheit" ansehen.

8. Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft unserer Tage von Albert Hermann Post. Oldenburg, Schulze. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Lösung der Unsterblichkeitsfrage fällt verschieden aus je nach der Beschaffenheit der zu Grunde liegenden gesammten Weltanschauung. Anders löst sie der Theist, anders der Pantheist; anders der Materialist, anders der Spiritualist. Unser Verfasser nun löst sie vom idealistischen Standpunkte aus, dem die gesammte Vorstellungswelt nur Erscheinung ist, hinter welcher oder über welcher das unerschaffene Urwesen steht, dem allein Unvergänglichkeit zukommt. Von diesem Standpunkt aus bekämpft er zuvörderst den Materialismus, der das bewußte Leben für eine Wirkung des Körpers hält, dem also die Körperwelt real ist. Diesem setzt er entgegen, daß es so viele Welten gibt, wie es vorstellende Wesen gibt. Da die ganze Welt unserer Sinne in allen ihren Eigenschaften und in ihrer ganzen Zeitlichkeit, Räumlichkeit und Causalität ein Erzeugniß unserer menschlichen Thätigkeiten sei, so können nicht umgekehrt mechanische Processe der Sinnenwelt die Ursache jener Thätigkeiten sein.

Für jedes vorstellende Individuum existirt nach dem Verfasser eine andere Welt, und diese individuelle Welt gehe natürlich mit dem individuellen Subject, das sie sich bildet, unter. Constant und unabhängig von ihnen sei nur das unbekannte Urwesen der Welt, welches mit dem Urwesen aller kosmischen Organismen zusammenfällt. Ich und Welt des Menschen sind vollständig durcheinander bedingt. Dies werde auch durch die Geschichte bewiesen, welche uns zeigt, daß mit der fortschreitenden Entwickelung des Menschen auch seine Welt jedesmal eine andere wird. Die Welt der Urmenschen war eine andere als die unserige. Gestirne, Thiere und Menschen sind in dieser ihrer Individualität und mit diesen Eigenschaften, die wir heute kennen, nicht eher entstanden, ehe nicht der Mensch von heute da war.

Aus dieser vollständigen Bedingtheit des Ich des Menschen und seiner Welt durcheinander folgert nun der Verfasser, daß, wenn beim Tode des Menschen seine Sinnenwelt verschwinde, auch die Welt seiner innern Erfahrung, seine Psyche, mit verschwinde. Daß aber das Verschwinden dieser beiden Welten ein Untergehen der geistigen Thätigkeiten des Menschen überhaupt zur Folge habe, sei durchaus nicht anzunehmen, auch nicht, daß mit dem Tode ein Zurücksinken des Einzelmenschen in einen kosmischen Schlummer eintrete, sondern es spreche alles dafür, daß nach dem Tode der Geist, welcher dem Menschen seine menschliche zwiespältige Sinnen- und Seelenwelt geschaffen hat, sich eine andere Erscheinungsform schaffen werde, in welcher es zwar weder einen Menschen noch eine Welt mehr geben wird, in der aber beides zu einem höhern Gegensatze oder zu einer höhern Einheit sich verbindet. Die Sinnenwelt des Menschen führe schließlich auf eine letzte Ursache rein geistiger Natur zurück. Schon die völlige Correspondenz der seelischen Welt mit der Sinnenwelt würde uns folglich berechtigen, dieselbe weiter zurückliegende geistige Ursache auch als Ursache unserer Seelenwelt, unsers Ich anzunehmen. Der unverkennbare, in mir schaffende Geist erzeugt mir die Vorstellung eines Ich.

Auf einen solchen unerkennbaren Urgrund im Menschen, welcher der Erzeuger sowol vom Ich als von Welt ist, führt mit zwingender Nothwendigkeit jede fortgesetzte ursächliche Betrachtung von Welt und Ich, und dieser Urgrund kann weder dem Wandel der Welt noch des Ich unterworfen sein, er ist das ewige und unsterbliche Theil in uns, unser Ich- und Weltschaffendes Urwesen.

Dem allen zufolge betrachtet der Verfasser unser zeitiges menschliches Bewußtsein nur als eine der Entwickelungsphasen unsers Geistes, welcher bis ins Unendliche und Ewige sich stets neue Erscheinungen schafft, welcher schon unzählige Phasen vor unserer Geburt durchlaufen hat und jetzt durch das Doppelbild menschlicher Sinnen- und Seelenwelt, durch die Phase menschlichen Bewußtseins zu höhern Erscheinungsphasen eines „Mehr-als-Bewußtseins" hinausstrebt.

Wir werden also nach dem Verfasser im Tode nicht in untergeordnete Sphären zurücksinken, sondern wie aus einem Traume zu einem höhern Leben, dessen Formen uns in unserer zeitigen menschlichen Sphäre unbegreiflich sind, erwachen. Die große Wahrheit, die gegenwärtig auf allen Gebieten zum Durchbruch kommt, daß alles in ewigem Werden begriffen ist, finde auch auf die Unsterblichkeitsfrage volle Anwendung.

Wir erkennen uns nicht mehr als gefallene Geister, welche

auf Erden eine Läuterungszeit durchzumachen haben für früher begangene Unthaten, sondern als Geister, die aus niedern Sphären zu höhern sich hinaufringen, um immer mehr zu erfassen vom Urgrunde alles Werdens, dem ewig Unerkennbaren, mag er gleichnißweise Tao, Amau, Brahm, oder wie sonst genannt werden, dem geheimnißvollen Geiste, der auch in uns lebt.

Vom Standpunkte der pantheistischen Evolutionstheorie ist diese Lösung der Unsterblichkeitsfrage freilich ganz consequent und steht mit der Naturwissenschaft unserer Tage in besserer Uebereinstimmung als die theistische Ansicht. Aber die pantheistische Evolutionstheorie ist selbst nicht mehr als ein metaphysischer Glaubensartikel. Gewißheit liegt nur in dem Satze, daß das ewige, unerstandene Urwesen in uns unvergänglich ist. Ob es aber in ewigem Werden zu immer höhern Stufen sich erhebe und aus dem Menschen zu einem „Mehr-als-Bewußtsein" aufsteige, das ist doch gar sehr die Frage.

9. Das Wesen der Menschenseele. Eine Vorschule für empirische Psychologie, von Matthäus F. Lerch. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese von einem Religionsprofessor am kaiserl. königl. Gymnasium in Kommotau herrührende Schrift trägt im wesentlichen die Herbart'sche Psychologie vor, wenngleich sie dieselbe ein wenig modificirt. Die Seele ist nach dem Verfasser eine immaterielle, untheilbare Substanz, die nicht nur durch sich selbst zu einer ungemein vielfachen Thätigkeit und einem unendlichen Inhalte befähigt ist, sondern auch ihre Thätigkeit ununterbrochen fortsetzt, weil es zu ihrer innern Natur und Wesenheit gehört, aus sich immer thätig zu sein. Statt des Herbart'schen Ausdrucks „Selbsterhaltung" für die ursprünglichen Acte der Seele bedient sich der Verfasser des Ausdrucks „Selbstbestimmung". Die Seele wird nach ihm nicht von außen, durch äußere Reize bestimmt, sondern sie bestimmt sich selbst auf Anlaß des äußern Reizes:

Die dynamische Seite des mechanischen Nervenreizes im Leibe ist ganz ihr Werk. Der äußere Eindruck macht einen Eindruck auf die Nerven, diese alterirt, modificirt, bestimmt er; die Seele bestimmt er in keiner Weise, die bestimmt sich infolge der von außen herkommenden Anregung aus sich selbst; denn ihr Wesen ist ein sich aus sich zu bethätigen fähiges Wesen, sobald die Veranlassung hier ist. Daher die ursprünglichen Acte der Seele recht wohl Selbstbestimmungen des Seelenwesens infolge äußerer Reize genannt werden können. Wir können dieselben mit Empfindungen und Vorstellungen bezeichnen; es ist jedoch dabei von allem Thun und Leiden, vom Subjectiven und Objectiven noch ganz abzusehen.

Was wird aber in der Seele durch sie selbst bestimmt? Bestimmt sich die Seele in jeder Thätigkeit ganz oder nur theilweise, nur nach einer Richtung oder Seite hin, sodaß andere Seiten unbestimmt bleiben? Hierauf erwidert der Verfasser — was freilich aus der Voraussetzung der Einfachheit der Seele folgt:

Das Einfache läßt sich durch seine Bethätigungen nicht theilen, sodaß gewisse Acte in dem einen Theile, andere in einem andern Theile geschähen. Wie das einfache Seelenwesen nur in einfachen, intensiven Acten sich bethätigen kann, so muß in jedem Acte das ganze einfache Wesen sich bethätigen und aus sich je nach der Anregung mit verschiedener Intension, aber doch jederzeit ganz sich bestimmen. Jeder Act der Seele ist somit eine Selbstbestimmung ihres ganzen Wesens und nicht blos eines Theils oder einer Seite desselben. Diese Selbstbestimmung bedarf, was die Zeit anbelangt, fast gar keiner Zeit, noch auch einer wirklichen Kraftäußerung; sie ist, wie der Eindruck oder die Anregung von außen geschehen ist, sofort vollendet.

Nur die innere Vollendung oder allseitige Bestimmtheit, Stärke und Bedeutsamkeit hängen noch von andern Bedingungen ab und können durch die Seele allein nicht herbeigeführt werden. Weil die Zeit bei der Activität der Seele nach dem Verfasser nicht in Betracht kommen kann, so können durch die Seele fast gleichzeitig mehrere Selbstbestimmungen des ganzen Wesens stattfinden. Ferner werden die activen Bestimmungen des Seelenwesens unaustilgbar bleibende Zustände desselben; sie inhäriren demselben unverlierbar. Sie können zwar durch andere gehemmt werden, das Seelenwesen kann ihrer aber nicht verlustig gehen. Das ist es, was Herbart die Selbsterhaltungskraft der ursprünglichen Seelenzustände nennt. Zu einem Abschluß und Stillstand der Seelenthätigkeit, die von außen angeregt wird, kann es auf Grund des Seelenwesens nie kommen. Die Seelenkraft wird durch keine Thätigkeit erschöpft, nicht einmal gemindert.

Was wird nun aber aus dieser einfachen und unerschöpflichen Seele nach dem Tode?

Von ihrem Leibe getrennt, tritt sie ein in das Geisterreich, in das Reich, das von Gottes Geist durchflutet ist, und das die Körperwelt umgibt und sie durchdringt wie einen Schwamm der Ocean. Wie die Seele nicht erst Tausende von Meilen zurücklegen mußte, um zu ihrem Leibe zu gelangen und mit ihm sich zu verbinden — sie wird nämlich innerhalb des Leibes demselben eingeschaffen —, so braucht sie nach ihrer Trennung vom Leibe auch nicht erst Tausende von Sonnenweiten zurückzulegen, um an ihr Ziel zu gelangen. Wo immer die Seele ihren Körper verlassen mag, umfängt sie sofort die Atmosphäre ihrer neuen Heimat; der erste Moment nach der Scheidung vom Leibe ist der Moment ihres Eintritts in die Welt der Geister, die uns geheimnißvoll umschweben.

Wir halten es für verkehrt, solche sehr zweifelhafte metaphysische Sätze, wie sie der Verfasser über das Wesen der Seele, über die Seelenacte, über die Verbindung der Seele mit dem Leibe und über ihren zukünftigen Zustand nach der Trennung vom Leibe vorbringt, zu einer „Vorschule für empirische Psychologie" zu machen. Nicht Metaphysik der Seele ist zur Vorschule für empirische Psychologie zu machen, sondern umgekehrt, empirische Psychologie zur Vorschule für die Metaphysik der Seele. Es kann nur die unbefangene Auffassung der psychologischen Thatsachen trüben, wenn man von einer vorgefaßten Ansicht der Seele, der Seelenacte und ihres Zusammenhangs mit dem Leibe ausgeht. Erst muß man die psychologischen Thatsachen sammeln und ordnen, muß die psychischen Functionen und ihren Zusammenhang mit dem physischen Organismus objectiv kennen lernen, ehe man dazu übergeht, eine Theorie von dem Wesen der Seele, von ihrem Ursprung und ihrer Zukunft nach dem Tode aufzustellen.

10. Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Vorträge von L. Geiger. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser von „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft", L. Geiger, hat uns in diesen nach seinem Tode von seinem Bruder, Alfred Geiger, herausgegebenen Vorträgen einen in der That höchst schätzenswerthen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit hinterlassen. Da die

Sprache das Organ der Vernunft ist, so kann man aus dem Entwickelungsgang der Sprache den Entwickelungsgang der Vernunft kennen lernen, und es ist daher von Wichtigkeit, die Geschichte der Sprache zu studiren. Vorliegende Sammlung enthält sechs Vorträge: 1) „Die Sprache und ihre Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit"; 2) „Die Urgeschichte der Menschheit im Lichte der Sprache. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung des Werkzeugs"; 3) „Ueber den Farbensinn der Urzeit und seine Entwickelung"; 4) „Ueber die Entstehung der Schrift"; 5) „Die Entdeckung des Feuers"; 6) „Ueber den Ursitz der Indogermanen".

Bekanntlich ist die Darwin'sche Theorie auch auf die Sprache übertragen worden. Der Verfasser bekennt sich zu diesem Standpunkt, indem er sagt:

> Daß alle Worte aus einer einzigen Urform hervorgegangen sind, hat nicht nur seine bedeutungsvolle Analogie in der Entstehungsgeschichte der Organismen des Thier- und Pflanzenreichs, sondern auch in der Entstehung der Völker, wie die Sprache selbst sie lehrt. Wie verschieden sind nicht Deutsche und Hindus, wie sehr weicht die deutsche Sprache nicht von der sanskritischen ab! Nur die Wissenschaft erkennt in beiden die Einheit; sie zeigt, daß das jetzt Verschiedene einmal eins gewesen sein muß. Und wenn wir den Gegensatz des Französischen und Italienischen mit dem so viel größern des Deutschen und Sanskrit vergleichen, und bedenken, daß nur die längere Trennung und Entfernung der Völker voneinander diese Verschiedenheit hervorgerufen hat, so werden wir es wenigstens nicht für unmöglich halten, daß sogar alle Sprachen der Erde aus einem einzigen Keime hervorgegangen und nur durch eine noch viel längere Trennungszeit zu ihren großen Gegensätzen herangewachsen sind. Das Hervorgehen des Mannichfaltigen aus der Einheit, es scheint das große Grundgesetz aller Entwickelung der Natur und des Geistes zu sein. Dies Gesetz leitet uns auch in der Sprache auf einen ganz unscheinbaren Keim zurück, einen ersten Laut, der das unendlich Wenige, das Einzige ausdrückte, was der Mensch damals beachtete und mit Interesse sah, aus dem der ganze Reichthum der Sprache, ja wie ich nicht zögere, es als meine Ueberzeugung auszusprechen, aller Sprachen in einer Reihe von vielen, sehr vielen Jahrtausenden allmählich sich entfaltet hat.

11. Pantheismus und Individualismus im System Spinoza's. Ein Beitrag zum Verständniß des Geistes im Spinozismus. Doctordissertation von Johannes Volkelt. Leipzig, Lorentz. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese fleißig und scharfsinnig ausgearbeitete Doctordissertation weist die innern Widersprüche in Spinoza's System nach und führt sie alle auf einen Grundwiderspruch zurück, der darin besteht, daß dasselbe weder reiner, durchaus consequenter Pantheismus, noch auch reiner Individualismus ist, sondern die Principien beider Richtungen in sich vereinigt. Schon Erdmann hatte im System Spinoza's neben dem pantheistischen auch ein individualistisches Princip gefunden. Diese zwei entgegengesetzten Principien nun betrachtet unser Verfasser nicht mit Erdmann als nebeneinander fortlaufend, sodaß der mit der natura naturans sich beschäftigende Theil pantheistisch, der mit der natura naturata sich beschäftigende hingegen individualistisch, und also ein Theil des Systems ausschließlich pantheistisch, der andere ausschließlich individualistisch sei; sondern er bemüht sich, nachzuweisen, wie sich in jedem wesentlichen Punkt des Spinozismus beide Principien zugleich bethätigen, wie das individualistische Princip seine auflösende, zersetzende Kraft bis in die höchsten Begriffe des Systems hinein geltend macht, und umgekehrt das pantheistische Moment auch bei der Betrachtung der vielen Einzeldinge zum Ausdruck kommt. In dem Schlußparagraphen sagt der Verfasser:

> Das Denken Spinoza's ist auf den Pantheismus hin angelegt. Allein das formelle, abstracte Denken, das aus dem Gegensatze der vollständigen Trennung und der ebenso vollständigen Einheit nicht herauskommt, ist bei ihm noch so vorwiegend, daß es überall in seinem Pantheismus nur Ansätze zu einer das Concrete erfassenden Speculation gibt. Die Welt Spinoza's ist starr und todt; nur ein so durch und durch theoretischer Geist, wie der Spinoza's, konnte sich in ihr heimisch fühlen. Seinem Denken war die bewegende, belebende, begeisternde Macht der immanenten Negation, des innern Gegensatzes fremd.

Diese Macht hat nach dem Verfasser Jakob Böhme aufs tiefste schon vor Spinoza gefühlt und erfahren. Allein ihm fehlte, was Spinoza auszeichnet, das abstracte, formelle Denken. Sein gewaltiger Geist ringt, das Entgegengesetzte in eins zu bringen; allein er kommt nicht über die oft roh sinnliche oder religiöse Anschauung hinaus. Der Verfasser schließt:

> Beide, Böhme und Spinoza, sind tief-speculative Naturen. Allein bei dem himmlisch klaren Spinoza ist es der Mangel der immanenten Negation, das Festhalten an der abstracten Identität, was seine Philosophie nicht zum Erfassen des wahrhaft Concreten kommen läßt. Bei Böhme wieder bleibt durch den Mangel des systematischen, formellen Denkens der tiefspeculative Gehalt seiner Lehre in den unangemessenen, barbarischen Formen der sinnlichsten Anschauung. Beides, jene Klarheit und diese Tiefe, findet sich vereinigt in dem speculativen Pantheismus Hegel's.

Wir können in dieses Lob Hegel's nicht einstimmen. Den tiefen Gedanken Jakob Böhme's zwar hat Hegel in sich aufgenommen; aber die „himmlische Klarheit" Spinoza's haben wir nirgends bei ihm gefunden. Wie hätten auch so verschiedene, einander widerstreitende Auffassungen und Auslegungen der Hegel'schen Philosophie unter seinen Schülern aufkommen können, wenn Hegel so klar wäre wie Spinoza? Der Verfasser verwechselt systematische Form mit Klarheit. Es kann aber ein Werk bei aller systematischen Form doch sehr unklar, sehr abstrus sein.

12. Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen von Hermann Frommann. Jena, Fr. Frommann. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.

Gegenüber den meist schiefen und gehässigen Darstellungen und Beurtheilungen Schopenhauer's, die von Gegnern desselben ausgegangen sind, zeichnet sich Frommann's Darstellung und Beurtheilung als eine wahrheitsliebende und gerechtigkeitsliebende vortheilhaft aus. Der Verfasser sagt:

> In manchen Kreisen gefällt man sich seit längerer Zeit darin, mit einer gewissen Schadenfreude auf den überwundenen Standpunkt der Schopenhauerei herabzusehen. Ich habe nichts gegen diesen Ausdruck einzuwenden, wenn man damit nur die gedankenlosen Nachahmer bezeichnen will, welche ihren kleinen persönlichen Jammer durch abgerissene Fetzen aus den Schriften des berühmten Pessimisten zum herzzerreißenden Schmerzensschrei einer großartig düstern Weltanschauung aufkratzen wollen. Diese Weltanschauung selbst aber wird so wenig veralten, wie die unleugbaren Uebel der Welt, in deren einseitiger, aber glänzender Darstellung die stilistische Kunst Schopenhauer's gipfelt.

"Es war dem Verfasser Herzensbedürfniß, öffentlich Zeugniß abzulegen von der Dankbarkeit, zu der er sich gegen den „meistverleumdeten" der Philosophen verpflichtet fühlte wegen der ihm durch ihn zutheil gewordenen geistigen Anregung. „Ist doch nächst der Liebe die geistige Anregung das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann. Und außer Plato wüßte ich keinen Philosophen, dem ich in dieser Beziehung so viel verdankte als gerade Schopenhauer."

Die erste Vorlesung handelt über Schopenhauer's Jugend. Es ist ihr das Motto aus der „Revue contemporaine" vorangesetzt: „Ce n'est pas un philosophe comme les autres, c'est un philosophe, qui a vu le monde." Die zweite Vorlesung hat „Die Welt als Wille und Vorstellung" zum Gegenstande, und trägt an der Spitze das Motto: „La clarté est la bonne foi des philosophes." (Vauvenargues.) Die dritte Vorlesung bespricht „Schopenhauer's Einsiedlerleben" mit dem Motto: „Erst verachtet, nun ein Verächter, zehrt er heimlich auf seinen eigenen Werth in ungenügender Selbstsucht." (Goethe.)

Der Verfasser schmeichelt sich zwar nicht, die Gemeinde Schopenhauer's durch seine Worte wesentlich zu vergrößern; aber, fügt er hinzu, „es sollte mir sehr leid thun, wenn es mir nicht wenigstens gelungen wäre, den anonymen Schauder zu überwinden, welcher mit Schopenhauer's Namen theils infolge mangelhafter Kenntniß, theils absichtlicher Verleumdung vielfach verbunden zu sein pflegt".

In der ersten Vorlesung theilt der Verfasser zwei bisher ungedruckte Briefe Schopenhauer's an den Buchhändler Frommann in Jena mit, eine interessante biographische Zugabe aus der Zeit, wo Schopenhauer's Lebensweg vorübergehend das Frommann'sche Haus berührte. Es geht aus diesen Briefen, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, hervor, daß Schopenhauer's Abneigung gegen Hegel ältern Datums ist als die ihm von demselben in Berlin gemachte gefährliche Concurrenz. Auch hält der Verfasser diese beiden Briefe darum für merkwürdig, weil sie „so wenig passen zu dem Bilde des theoretischen Menschenfressers, welchen man sich in Schopenhauer gewöhnlich vorzustellen liebt". Sogar einen Beweis, daß Schopenhauer nicht, wie ihm vorgeworfen worden, von Haus aus jeder patriotischen Empfindung entbehrte, findet der Verfasser in diesen von ihm zum ersten male mitgetheilten Briefen.

Julius Frauenstädt.

Zur Organisation des Musikwesens durch den Staat.

Das musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch die Erziehung. Von W. Langhans. Berlin, Oppenheim. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Propagandaschriftchen für die nicht mehr neue Idee einer Organisation des Musikwesens durch den Staat. Der Verfasser will den musikalisch-theoretischen Unterricht in der Schule eingeführt und damit auch den praktisch-musikalischen Schulunterricht umgestaltet wissen. In der Septima und Sexta unserer Gymnasien soll die Kenntniß der Intervalle, der Gebrauch der musikalischen Schriftzeichen gelehrt, und so weiter mit der Harmoniekunde und dem Ueben eines Instruments fortgefahren werden, bis der Unterricht im Contrapunkt, im selbständigen Componiren und Instrumentiren nebst Singübungen und musikgeschichtlichen Vorlesungen das Gebäude endlich in Prima kröne. Um Zeit hierfür zu gewinnen, werde das gründliche Studium der modernen Sprachen aus dem Schulprogramm gestrichen und bleibe dem Privatfleiße anheimgegeben; der Langhans'sche Zukunftsgymnasiast verlasse die Anstalt — neben seiner Eigenschaft als tüchtiger Grieche, Lateiner, Mathematicus u. s. w. — als dilettirender Franzose, Engländer, Italiener, aber als famoser Musikus von respectabeln Kenntnissen.

Schade daß die übrigens nicht verdienstlose kleine Schrift auf solche utopischen Plane hinausläuft. Die Bedeutung der Musik für die Pädagogie wird niemand leugnen wollen, und im Erziehungsplane der modernen Jugend ihren fördernden Einfluß mehr als bisher systematisch geltend gemacht zu sehen, wäre wol ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Aber Langhans macht unrealisirbare, weil unpraktische Vorschläge: er übersieht, daß das Talent des Schülers stets das entscheidende Wort bei dessen Musikunterricht wird sprechen müssen; ohne ganz bestimmte Anlage musiciren heißt sich und andere quälen. Eine Kunst läßt sich nicht schablonenmäßig eintrichtern; die nach Langhans' Plane dressirten Schüler würden im ganzen schließlich doch nur mechanisch abgerichtet sein.

Weit näher als er kommt der Lösung des Problems, Massenunterweisung in der Musik einzuführen, die Erfinderin des beweglichen Notenplans, Karoline Wiseneder, von der Langhans zwar anscheinend nichts weiß, mit der er aber doch manchen Gesichtspunkt theilt. Nur daß die geniale, leider zu früh verstorbene Braunschweigerin zu ganz andern, praktisch durchführbaren Resultaten gelangt ist. Freilich stellte sie das Vorhandensein von „Talent" bei den Schülern als oberste Forderung auf; daß Langhans von diesem ganz absieht und die armen Zukunftsgymnasiasten alle mit Einem Maße gemessen wissen will, ist ein Cardinalfehler seines Buchs.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Illustrated Review" vom 1. October d. J. sagt über „Immanuel Kant; Lichtstrahlen aus seinen Werken" von Julius Frauenstädt: „Dies Werkchen schließt sich einer von der Firma Brockhaus unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen" veranstalteten Sammlung ähnlicher Werke an, und der Herausgeber hat sich bereits früher derselben Aufgabe in Betreff Schopenhauer's, deren erster Jünger er ist, unterzogen. In diesem letztern Falle war die Aufgabe verhältnißmäßig leicht, denn Schopenhauer war kein bändereicher Schriftsteller, aber dafür ein sehr lichtvoller. (Das hier in Bezug auf Gibbon angeführte Wortspiel zwischen voluminous und luminous läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben.) Kant's Schriften indessen sind nicht allein weit zahlreicher, sondern möchten bei dem schwerfälligen, oft dunkeln Stil dieses Philosophen zu einer Popularisirung ihres Inhalts kaum geeignet scheinen. Nichtsdestoweniger ist es dem Herausgeber durch glückliche Auswahl und Anordnung gelungen, selbst Kant jedem Gebildeten zugänglich zu machen, und so kann man nun durch einfaches Nachschlagen in diesem hübsch ausgestatteten Bändchen (es enthält nur 210 Seiten) sofort erfahren, was der große Philosoph über Erkenntniß und Wissenschaft, Natur, Religion und Kirche, Pflicht und Tugend, Recht und Staat, Geschichte und Erziehung — denn dies sind die Rubriken, unter denen die Auszüge aus Kant's Werken hier gegeben sind — zu sagen hat. Des Herausgebers Biographie und Charakteristik des Philosophen ist zwar kurz aber ganz zweckentsprechend."

Die „Saturday Review" und die „Academy" brachten vor kurzem längere Besprechungen der Mahaffy'schen Uebersetzung der „Prolegomena" von Kant. Der irische Professor hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Engländer mit der kritischen Philosophie vollständig bekannt zu machen, und hatte bereits früher die „Kritik der reinen Vernunft" zu diesem Behufe übertragen und veröffentlicht. Die Uebersetzung soll gut sein. Keine geringe Leistung!

Die „Saturday Review" vom 19. October sagt über Grillparzer's sämmtliche Werke: „Die ungedruckte Nachlassenschaft eines Schriftstellers hat sich selten so reich erwiesen, als es bei Grillparzer der Fall ist, der ein halbes Jahrhundert lang der Hauptvertreter der dramatischen Dichtung in Oesterreich war. Was die Qualität des größern Theils dieser willkommenen und gänzlich unerwarteten Erbschaft betrifft, so können wir zwar vorderhand nur in gutem Glauben reden, da er uns noch nicht vorliegt. Die Ankündigung jedoch von drei vollständigen Tragödien und einer ausführlichen Autobiographie ist geeignet lebhafte Erwartungen zu erregen, welche durch die ausdrückliche Verbürgung eines so erfahrenen und urtheilsfähigen Kritikers wie Heinrich Laube, der die Ausgabe übernommen hat, sie der Welt vorzuführen, bestätigt werden. Unterdessen haben wir Grillparzer's bereits zur Aufführung gebrachten Schauspiele, welche bisher meistens praktisch unzugänglich waren, und einen Band unveröffentlichter lyrischer Gedichte, welche, obschon bemerkenswerther wegen ihrer nervösen Kraft, als durch dichterischen Schwung, doch dazu beitragen, seinen Ruf als Dichter nach jener Seite hin, die irrthümlicherweise für am wenigsten befriedigend gehalten wurde, zu befestigen. Alle Leser der Carlyle'schen Essays werden sich der in seiner Ueberschau der „neuern deutschen Dramatiker" entworfenen unwiderstehlich lächerlichen Schilderung Grillparzer's als eines dichterischen Schwächlings erinnern. Dies erweist sich nun als eine ebenso merkwürdige Probe des Talents Carlyle's für Caricatur, wie es sein Porträt des Vaters Friedrich's des Großen oder seine „Amerikanische Ilias in einer Nußschale" sind. Sein Urtheil ist selbst nicht durch die ihm damals vorliegenden Stücke gerechtfertigt; denn ist auch das poetische Licht in jenen Dramen oft schwankend und im allgemeinen flüchtig — eine Flamme eher als ein Feuer —, so ist es doch rein und glänzend und an keinem fremden Herde angezündet. Wäre selbst die Begabung des Dichters viel schwächer, als sie es ist, so würde es dennoch unmöglich sein, ihm jene Achtung zu versagen, welche der classischen Vollendung, gründlichen Bildung und der ideellen Erhabenheit des Ziels gebührt. Wenn auch kein Goethe oder Schiller, so ist er doch als Dramatiker vollständig dazu berechtigt, auf eine Stufe mit Landor oder Sir Henry Taylor*) gestellt zu werden. Der persönliche Charakter des Mannes tritt indessen am klarsten in dessen kleinern und gelegentlichen Dichtungen ans Licht, und durch diese wird hauptsächlich die Ungerechtigkeit der Schilderung Carlyle's augenscheinlich gemacht. Der schwächliche, weichliche Sänger offenbart sich hier als ein Mann von kräftiger Unabhängigkeit und entschiedenen Ueberzeugungen, als streng in seinen Anforderungen, kampfmuthig, und als vor allem sich durch jene Energie und ausdrucksvolle Gedrängtheit des Stils auszeichnend, an welchen die deutsche Poesie in der Regel so mangelhaft ist. Die Gedichte haben fast alle Bezug auf die Zeitereignisse während des Dichters Leben oder auf literarische Gegenstände. Hervorragend unter jenen sind die prächtigen Verse auf den Sturz von Warschau und die am Grabe Joseph's II. Die letztere Abtheilung umfaßt eine Anzahl vortrefflicher Epigramme; eine viel seltenere Erscheinung in Deutschland als Oden oder Elegien. Der Grundton der ganzen Sammlung ist zwar der der Enttäuschung, aber dabei der würdevollen Unzufriedenheit eines edeln Ehrgeizes, frei von der Schwäche gekränkter Eitelkeit. Dieses Gefühl wird durch Laube's interessante Charakteristik erklärt und gerechtfertigt. Diese letztere nämlich stellt Grillparzer in dem rührenden und, wenn richtig gewürdigt, tragischen Charakter eines Genies dar, welches gegen den lähmenden Einfluß eines dummen und willkürlichen Despotismus ankämpft. Ein Freisinniger von der alten Schule, ein Anhänger der reformirenden Ueberlieferungen Joseph's II. unter der ganz anders gesinnten Herrschaft Metternich's, gerieth er häufig in Collision mit den Machthabern und fand doch auch wenig Theilnahme in dem demokratischen Lager. Er konnte nichts schreiben, ohne die Empfindlichkeit der Staatsleiter zu erregen; die Aufführung seiner Schauspiele wurde durch die Censur jahrelang verzögert und nach einer kurzen Lebensfrist durch Winke von oben unterdrückt, während er als Oesterreicher von den literarischen Zünften und Coterien Deutschlands ausgeschlossen blieb und auf allen Bühnen außer der Wiens zu seinem Nachtheile wirkte. Kein Wunder daher, daß er sich in Unmuth zurückzog und selbst das Vorhandensein seiner letzten Erzeugnisse fast ganz geheim hielt." Die Besprechung schließt mit einer recht gelungenen Uebertragung zweier Epigramme von Grillparzer.

*) Näheres über diese beiden Dichter findet man in Asher's „Englands Dichter und Prosaisten der Neuzeit" (Berlin 1852).

Bibliographie.

Aus den Dichtungen A. Aleardi's. Freie und treue Uebertragungen von einem Gastfreund auf italienischem Boden. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Bennecke, W., Verlorene Herzen. Erzählungen. Leipzig, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Blicke in die Urwelt und die Geschichte des Lebens an der Erdoberfläche. Allen Gebildeten gewidmet. Neuwied, Heuser. 8. 18 Ngr.

Rohlfs, G., Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seibel, H., Blätter im Winde. Gedichte. Berlin, Hoffmann. 16. 1 Thlr.

Stein, F., Geschichte des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Stern, A., Johannes Gutenberg. Epische Dichtung. Leipzig, Weber. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Trollope, A., Der goldene Löwe in Granpern (Elsaß). Roman. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wunderlich, G., Die Reformation des 14., 15. und 16. Jahrhunderts. In chronologischer Reihenfolge dargestellt. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 7. November 1872.

Das heutige Aegypten.

Die Literatur über Aegypten ist in den letzten Jahren dermaßen angewachsen, Phrase und Plagiat haben so viele Bände über die Nilländer gefüllt, daß das große Publikum nachgerade anfängt, das abgestandene, müßige Gerede über die volkswirthschaftliche Bedeutung des Suezkanals, die stereotypen Schilderungen einer Barkenfahrt auf dem Nil und die Kannegießereien über das Verhältniß des Vicekönigs zur Pforte langweilig zu finden, und daß in denjenigen, welche an den politischen, socialen und ethnographischen Verhältnissen des nordöstlichen Afrika ein tieferes, wissenschaftliches Interesse nehmen, schon lange der Wunsch rege geworden war, aus berufener Hand ein Werk zu erhalten, welches die innern Zustände Aegyptens in vorurtheilsloser, objectiver Weise, mit Sachkenntniß und Kritik behandle und ein klares Urtheil über den Werth der Reformen und die Berechtigung der politischen Bestrebungen des Vicekönigs ermögliche. Daß dieser Wunsch durch den Generalpostdirector des Deutschen Reichs erfüllt werden würde, das haben wol nur wenige geahnt. Wir kannten zwar die Energie Heinrich Stephan's, wenn es gilt, dem Verkehr entgegenstehende Hindernisse wegzuräumen; wir bewunderten an ihm ein Organisationstalent, das sich nie glänzender gezeigt hat, als in den Zeiten des deutsch-französischen Kriegs, die Kühnheit seiner Entschließungen auf handelspolitischem Gebiete, die Schnelligkeit der Ausführung neuer Plane und eine eminente Arbeitskraft; auch wußten wir, daß der Leiter des deutschen Postwesens über eine gründliche wissenschaftliche Bildung gebiete und noch jetzt philologische und historische Studien als Erholung von seinen Berufsgeschäften betreibe. Als wir aber sein neuestes Werk:

Das heutige Aegypten. Ein Abriß seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände. Von **Heinrich Stephan**. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

gelesen hatten, da mußten wir uns unwillkürlich fragen: wo gibt es einen zweiten Beamten des Deutschen Reichs, der in so hoher und verantwortlicher Stellung, in einer Periode der größten Umwandlungen und Neugestaltungen, inmitten halbfertiger Zustände noch Zeit und Lust finden wird, über die commerziellen, staatlichen und socialen Verhältnisse des fernen Aegyptens so eingehende Untersuchungen zu machen und die Ergebnisse derselben in einem Bande von mehr als 500 Seiten in so geschmackvoller, sorgfältiger Form darzustellen? Heinrich Stephan hat hierzu die Zeit gefunden, und was er uns in diesem Buche bietet, ist eine Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur, für welche ihm der Geograph und Historiker ebenso danken wird wie der Statistiker und Nationalökonom.

Die Arbeit war nicht leicht. Die ältesten Zeiten der ägyptischen Geschichte, die Alterthümer, die physischen Verhältnisse, die Flora und Fauna des Landes sind gründlich, wenn auch nicht abschließend durchforscht worden, für die gegenwärtigen Verhältnisse dieses Reichs liegen aber nur sehr wenige und zum Theil überaus unzuverlässige Vorarbeiten vor. Die besten Schriften über Aegypten waren immer noch: die vor 30 Jahren erschienenen „Reisen“ Russegger's, und „Aegypten. Forschungen über Land und Volk“ von Alfred von Kremer (2 Bde., Leipzig, 1863), von denen besonders das letztgenannte aus dem gründlichsten Quellenstudium hervorgegangen ist. Kremer war als österreichischer Consul in Kairo in der glücklichen Lage, über eine größere Fülle von statistischem Material verfügen und tiefere Einblicke in die politischen und administrativen Verhältnisse Aegyptens thun zu können, als dies einem einfachen Gelehrten möglich gewesen; sein Werk ist aber heute doch zum guten Theil veraltet, weil gerade seit 1863, in welchem Jahre der jetzige Khedive Ismaïl-Pascha zur Regierung kam, die verschiedensten Gebiete der ägyptischen Verwaltung, des Handels und der Agricultur einer gründlichen Umgestaltung unterzogen worden sind. Das „heutige Aegypten“ zu schildern, welches so

verschieden ist von demjenigen vor 10 Jahren wie das Deutsche Reich von dem Deutschen Bunde, ist Heinrich Stephan's Aufgabe gewesen.

Im Jahre 1869 hatte der Verfasser bei Gelegenheit der Einweihung des Suezkanals Aegyptens Boden selbst betreten, seine innern Zustände aus eigener Erfahrung und Beobachtung kennen gelernt; eine zweite ägyptische Reise, welche von ihm 1870 unternommen werden sollte, verhinderte der Krieg. In Alexandrien und Kairo hat der Verfasser von befreundeter Seite vielfache Unterstützung seiner Studien erfahren, auch in der Heimat noch von hochstehenden Personen zuverlässiges Material erhalten. Statistik gehört nicht unter die Wissenschaften, welche sich der besondern Gunst orientalischer Regierungen zu erfreuen haben; Zahlen sind zu bestimmt, zu offen und rücksichtslos, es gibt in ihnen keinen Mittelweg zwischen Lüge und Wahrheit. Um so dankbarer müssen wir Heinrich Stephan sein für die Mühe, mit welcher er das zum Theil wol für andere unzugängliche statistische Material gesammelt, und für die Kritik, mit der er dasselbe gesichtet hat. Dem Verfasser ist hierbei seine öffentliche Stellung von mehrseitigem Nutzen gewesen; sie hat ihm vortheilhafte Verbindungen ermöglicht und seine Forschungen unterstützt und erleichtert; sie hat aber auch seinen Blick geschärft und seinem Urtheile eine weittragende, fast möchten wir sagen, politische Bedeutung gegeben. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieses Werk in der wohlwollendsten Stimmung geschrieben ist, und daß des Verfassers Sympathie mit den Reformbestrebungen des jetzigen Khedive auf politischem und administrativem Gebiete zu unverhohlenem Ausdruck gelangt; ein um so größeres Gewicht kommt dann aber jenen Abschnitten zu, welche die tiefgewurzelten Schäden der ägyptischen Verwaltung bloßlegen und den Nachweis führen, daß manche von den vielbelobten Reformen des letzten Jahrzehnts nur einer leicht abzuwischenden Schminke gleichen. Gehen wir aber zu dem Inhalte des Buchs selbst über.

Der erste Abschnitt: „Land und Volk" überschrieben, gibt einen kurzen und klaren Ueberblick über die physischen und ethnographischen Verhältnisse Aegyptens, mit besonderer Berücksichtigung der Hydrographie. Kein Land der Erde ist so sehr abhängig von der natürlichen und künstlichen Bewässerung wie Aegypten, und wenn sich heute der Culturboden Unterägyptens gegen die alte Zeit um die volle Hälfte verringert hat, so ist dies eine Folge der Mamelukenherrschaft, des Siegs der türkischen Rasse. Unter den altägyptischen Königen, unter den Ptolemäern, den Römern und Arabern hatte die Regierung dem Nil und seinen Kanälen fortwährende, wenn auch nicht sich gleichbleibende Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet; mit den Türken trat die schlimmste Zerstörung der Lebensadern des Landes ein, Krankheiten und Hungersnoth decimirten die Bevölkerung und fruchtbare Ländereien verwandelten sich in Wüste, Sumpf und Seen. Einen energischen Anfang zur Wiederherstellung des Kanalsystems hat Mehemed-Ali gemacht, ihm verdankt Aegypten den großen Mahmudieh, einen Kanal, der von Alexandrien nach dem westlichen Nilarm führt und mit einem Aufwande von $7\frac{1}{2}$ Mill. Francs und 20000 Menschenleben gebaut worden ist. Den Bewässerungsanlagen in Mittel- und Oberägypten wurde nicht geringere Sorgfalt zugewendet. Doch begann erst Saïd-Pascha die Kanalarbeiten einheitlich zu organisiren und Ismail-Pascha hierbei die Dampfkraft in Anwendung zu bringen; unter des letztern Regierung wurden nicht weniger als 42 neue Bewässerungskanäle angelegt.

Durch die Hinleitung des Nilwassers und Schlammes nach dem Isthmus von Suez mittels des Süßwasserkanals, welche auf Betreiben des jetzigen Vicekönigs besonders beschleunigt wurde, ist auch in der dortigen Wüste das erste, unerlaßliche Culturelement verbreitet worden und hat bereits gute Früchte getragen; die Bevölkerung von Suez, deren Zunahme hauptsächlich der Mangel an Süßwasser verhinderte, welches dort mitunter bis auf 30 Francs der Eimer galt, ist seitdem von 3000 auf 15000 gestiegen, und das im Alterthum so fruchtbare und weidenreiche, dann verschlammte und versandete Land Gosen fängt wieder an sich mit Grün zu bedecken.

In außerordentlich klarer Weise setzt der Verfasser den Cultureinfluß dieser technischen Arbeiten auseinander, und der Leser wird sich bewußt, daß noch heute das Wort des Herodot seine volle Gültigkeit habe, Aegypten sei ein Geschenk des Nils. Wer aber glauben wollte, daß der Generalpostdirector des Deutschen Reichs nur ein nationalökonomisches Interesse an Aegypten genommen habe, der wird sich angenehm überrascht fühlen durch die landschaftlichen Schilderungen, welche den Beweis liefern, daß der Verfasser auch auf dem Gebiete der Malerei ein feines Urtheil besitzt und die Sprache zur Charakteristik der Natureindrücke in außergewöhnlicher Weise zu handhaben weiß. Es muthet uns an wie ein kunstvoll ausgeführtes Aquarellbild Werner's, wenn er über die Physiognomie der ägyptischen Landschaft schreibt:

Welche Palette, und wäre sie diejenige eines Tizian, vermöchte das Gesättigte der Farben und die Abstufungen der Töne wiederzugeben, in denen z. B. die großen Pyramiden von Gizeh oder die Kuppen und Klippenreihen der arabischen und libyschen Gebirgskette oder die Höhen von Theben vom Nil aus gesehen zu den verschiedenen Tageszeiten in Violett, Orange und Purpur erglühen oder in hellgelbem, leichtgrau abgetönten Lichte strahlen. Die flammengelbe Glut des Sonnenuntergangs verwandelt das tiefe Blau des Himmels in ein lichtes Meergrün; sie zittert durch die vom leichten Winde durchsichtig gemachten graziösen Kronen der Palmen, deren Formeneindruck die wunderbar klare Luft erhöht; sie vergoldet die schlankragenden Minarets der Städte, die vom Abendhauch geschwellten dreieckigen Segel der Nilbarken, die weißen Kuppeln der einsamen Scheichgräber, in deren Nähe fromme Mohammedaner betend die Stirn an die Erde neigen; und sie gießt einen verjüngenden Lebenshauch über die Sandsteinwände, die Säulen, Pylone und Bildwerke der vieltausendjährigen Tempelruinen aus. Der schönste Ton in dieser Farbensymphonie ist das Violett; es spricht am meisten zur Seele gleich dem Klange des Cello im Orchester. Das Violett wird von einer leisen grauen Abtönung begleitet, welche an das Lavendelgrau erinnert, das Brücke im Sonnenspectrum neben dem Violett nachgewiesen hat. Die Sonne sinkt — zu schnell für die Stimmung, in welche die Wunder ihres Lichts die menschliche Seele versetzt; deutlich zirkelt sich der runde Erdschatten am östlichen Horizonte ab. Der Himmel besäet sich zauberhaft schnell mit funkelnden Sternen. Der fast blendende Mond steigt so hoch, daß er beinahe über dem Scheitel zu stehen scheint; er erzeugt, gleichwie die meisten der größern Sterne, breite, schimmernde Gold- und Silberreflexe in dem glatten Spiegel des feierlich fließenden Stroms.

„Landwirthschaft und Agrarverfassung" behandelt der zweite Abschnitt; er schildert die außerordentliche Fruchtbarkeit der vom Nil getränkten und gedüngten Uferland-

schaften, zählt die vielfältigen Erzeugnisse des Bodens auf und läßt den Leser einen Einblick thun in die Art ägyptischer Feldbestellung, welche theilweise noch auf derselben Stufe steht, die sie vor 5000 Jahren eingenommen. Einen bedeutsamen Fortschritt bezeichnet die Einführung des Dampfpflugs, vorerst auf den Besitzungen des Khedive, für den Baumwollenbau, wodurch der Ertrag des Bodens um 25—30 Procent gestiegen ist. Der Verfasser führt aus, wie stark sich die Baumwollenproduction Aegyptens nach dem amerikanischen Kriege entwickelt, und welche Reichthümer sie dem Lande zugeführt hat; er verdeckt aber auch nicht die ökonomische Kehrseite dieses Bildes: die Ueberproduction, einen die Felder aussaugenden Raubbau und die entsittlichende Wirkung des leicht und schnell erworbenen Reichthums auf den Bauer, welcher den Werth des Geldes noch nicht kennt. Zu ähnlicher Bedeutung, aber auch zu ähnlichen Folgen ist die von Jahr zu Jahr sich mehrende Zuckercultur gelangt. Die Viehzucht ist gering. „Bei der mangelhaften Verpflegungsart und unzureichenden Reinhaltung des Viehes, den meist elenden Ställen, der geringen Verbreitung von Kenntnissen aus der Veterinärkunde, der ungleichmäßigen Vertheilung der Arbeiten und Anstrengungen kommt der Viehstand nicht zur rechten Entwickelung." Der Verfasser betont, daß der Reichthum Aegyptens in der Landwirthschaft liege, daß aber eine rationelle Landwirthschaft nur hervorgehen könne aus der allgemeinen Volksbildung; anzuerkennen seien die Bestrebungen Ismaïl-Pascha's, welcher eine Ackerbauschule gegründet und durch die Verbesserung der Wirthschaftsmethode auf seinen über das ganze Land verbreiteten Gütern auch auf andere Grundbesitzer anregend gewirkt habe. Nothwendig ist eine Reform der Ackerbauverfassung, welche heute nicht viel verschieden ist von den Zuständen zur Zeit der Pharaonen. Es gestattet uns der Raum d. Bl. nicht, die geschichtliche Entwickelung des Grundbesitzes nach der Darstellung Stephan's zu charakterisiren; wir können uns aber nicht versagen, die daraus gefolgerten Rathschläge und Wünsche wiederzugeben, zugleich auch die Hoffnung auszusprechen, daß der Khedive Kenntniß nehme von diesem mit ebenso großer Wahrheitsliebe und Offenheit als wohlwollender Gesinnung geschriebenen Werke und die Vorschläge des Verfassers zu einer durchgreifenden Umgestaltung der Agrarverfassung in Erwägung ziehen lasse:

Es ist unzweifelhaft, daß erst durch Wiederherstellung des freien Eigenthums, wie es in der ursprünglichen Verfassung des alten Aegypten und in der Zeit seiner höchsten Macht bestand, ferner durch Parcellirung der Schiftiks, durch Begründung eines landwirthschaftlichen Creditsystems, Einführung eines rationellern Betriebs, alles aber Hand in Hand mit vermehrter Bildung des Volks, das Grundübel in den jetzigen Zuständen beseitigt werden kann. Das Jahr 1863 hat die große Maßregel der Abschaffung der Sklaverei in Aegypten gebracht. Könnte nicht die Sklaverei des Elends und der Faulheit, in welcher die jetzige Ackerbauverfassung den Fellah erhält, beseitigt werden? Die Faulheit ist allerdings eine seiner schlimmsten Seiten. Aber haben wir nicht überall gesehen, daß mit der Umwandlung unserer abendländischen Agrarverhältnisse und der Herstellung des freien Eigenthums der Fleiß zur herrschenden Gewohnheit geworden ist? Da über 7 Millionen Feddâhn bebaut werden können und die Zahl der bei dem Ackerbau beschäftigten Familien etwa 700000 beträgt, so würden, durchschnittlich gerechnet, auf die Familie mehr als 10 Feddâhn, d. i. etwa 17 Morgen fallen, die bei den doppelten und dreifachen Ernten und der Ergiebigkeit der Frucht einen so hohen Ertrag liefern, daß eine mehr als doppelt so starke Bevölkerung von dem Lande in Wohlstand ernährt werden könnte.

Ueber „Regierung und Verwaltung" verbreitet sich der dritte Abschnitt des Buchs. Naturgemäß tritt die Gestalt des Khedive bedeutsam in den Vordergrund; der Verfasser fühlt sich sympathisch hingezogen zu diesem Fürsten, welcher, trotz der Machtbeschränkung, die das eigenthümliche Verhältniß Aegyptens zur Pforte mit sich bringt, die Vortheile abendländischer Gesittung und Cultur seinem Lande zuzuwenden und Aegypten zu einem Orient und Occident vermittelnden Staate umzuwandeln bestrebt ist. In scharfen, bestimmten Zügen schildert Stephan den Vicekönig:

Ismaïl-Pascha ist von untersetzter Gestalt und rüstigem Aussehen; seine Physiognomie und Sprache sind wohlthuend, seine Bewegung für einen Orientalen schnell; er hat einen lebhaften, den Ideen unserer Zeit zugänglichen Geist, was im Hinblick auf die Tradition, Umgebung und Bildungssphäre eines orientalischen Herrschers ungemein viel besagen will. Sein persönliches Auftreten ist, bei der rücksichtslosen Aufwendung von Mitteln, welche man sonst an ihm kennt, von überraschender Einfachheit. Die Unterhaltung mit Fremden führt er in geläufigem Französisch. Er liebt es, von landwirthschaftlichen und industriellen Dingen und von der Mission Aegyptens im internationalen Verkehr zu sprechen; wenn aber einige daraus geschlossen haben, daß sein Horizont nicht weiter reiche, so beweist das nur, daß es seiner Klugheit gelungen ist, den Fragegelüsten Unberufener über wichtigere Angelegenheiten eine angemessene Ablenkung zu verschaffen. Er weiß sehr gut, wann und wo er par conviction und wann und wo comme moyen spricht. Der Khedive erhielt als Prinz, gleich seinem Vorgänger Saïd-Pascha, eine sorgfältige Erziehung, zuletzt allerdings in Frankreich. Er gehörte mit Saïd zu den thätigsten Mitgliedern der liberalen Opposition, welche sich gegen den fanatischen Abbas gebildet hatte, der auch auf dem besten Wege war, Aegypten von der kaum eröffneten Bahn der abendländischen Mission in den Sumpf des Orientalismus zurückzuschleudern, und der nebenbei in seinen Mußestunden auf seinen einsamen Wüstenschlössern tiberianische Greuel verübte. Die Uebereinstimmung der dem Fortschritt und der abendländischen Bildung geneigten Ansichten beider Männer blieb auch unter Saïd's Regierung bestehen. Derselbe übertrug dem Prinzen Ismaïl mehrere wichtige Posten und Missionen, sowie 1861, während einer längern Abwesenheit, die Regentschaft. Als Ismaïl zur Regierung gelangte, betrachtete er es als eine seiner ersten Pflichten, die von Saïd eingeleiteten großen Maßregeln der Abschaffung der Sklaverei, des Monopolsystems und der Fronen durchzuführen; später wirkte er auch auf die Beendigung des großen Werks der Durchstechung des Isthmus von Suez mit Energie hin.

Der Selbständigkeit des Khedive in der innern Verwaltung seines Reichs entspricht eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegenüber der Pforte, welche sich besonders im Abschluß von Staatsanleihen und in den directen Verhandlungen mit fremden Mächten zeigte. In Konstantinopel ist man sich klar darüber, daß Ismaïl-Pascha auf die Unabhängigkeit Aegyptens hinarbeitet, und daß diese eine Thatsache werden wird mit dem Augenblicke, wo die Großmächte an der Aufrechterhaltung des Hatti-Scherif (d. i. erhabenes Schreiben) vom 13. Februar 1841, welches die staatsrechtliche Grundlage des Verhältnisses der Pforte zu Aegypten bildet, kein Interesse mehr haben werden. Heinrich Stephan ist der Ansicht, daß, blos territorial genommen und von der religiösen Frage abgesehen, die Verbindung Aegyptens mit der Türkei weit unnatürlicher sei,

als es diejenige Griechenlands gewesen; daß aber die Unabhängigkeit Aegyptens nur dann Aussicht auf Bestand habe, wenn sie auf Bildung, Freiheit und Wohlstand des Volks gegründet sei. Die Nachahmung der constitutionellen Formen des Abendlandes bezeichnet der Verfasser als Blendwerk, als eine Komödie, die bei dem Bildungsmangel des Volks weder eine Controle noch eine Stütze der Regierung sein könne.

In übersichtlicher Darstellung wird in vorliegendem Werke der ägyptische Verwaltungsorganismus geschildert und hierbei rühmend der Sorgfalt gedacht, mit welcher die Regierung die Alterthümer des Landes conservirt und dem wissenschaftlichen Studium zugänglich macht. Die Hauptschwierigkeit einer einheitlichen Organisation der Verwaltung liegt nach Stephan darin, daß die Mehrzahl der Beamten nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern entweder Türken oder Europäer sind, letztere, namentlich in Kairo und Alexandrien, meist Italiener und Franzosen, und daß die nationalen Beamten, welche in Europa, vorzüglich in Paris, eine Art Ausbildung empfangen haben, wenig mehr als einen oberflächlichen Bildungsanstrich besitzen. Doch steht zu hoffen, daß der französische Einfluß auf die ägyptische Verwaltung mehr und mehr schwinden und durch bildungsfähige einheimische Elemente ersetzt werden wird, doch nur — und da kommt Stephan wieder zu seinem ceterum censeo — wenn der Volksschulunterricht gesetzlich eingeführt und geordnet wird.

Schneller können wir über den vierten Abschnitt des Buchs: „Finanzen", hinweggehen, dessen Studium wir besonders den Besitzern ägyptischer Staatspapiere und denjenigen anempfehlen, welche sich bei neuen Anleihen des Vicekönigs zu betheiligen beabsichtigen. Vielleicht werden die europäischen Börsenmänner dem Verfasser danken, daß er ihnen einen Einblick in die verwickelten Finanzverhältnisse des Nilstaats ermöglicht und die wahre Bedeutung der Zahlen der officiellen Finanzstatistik Aegyptens festzustellen versucht hat.

Das fünfte Kapitel: „Cultus und Justiz", weist zuerst nach, daß auch in Aegypten der Islam mehr und mehr in Verfall geräth, der Fanatismus gerade in den letzten Jahren in auffallender Weise abgenommen hat, die Monogamie immer mehr Terrain gewinnt, und die Gerichtsorganisation direct die Bedeutung des Koran geschädigt hat; doch stehe einer allgemeinen Christianisirung des Volks das Dogma von der Dreieinigkeit und von der doppelten Natur Christi entgegen. Der Verfasser ist eher geneigt, an das Auftreten eines zweiten Propheten, an eine große islamitische Reformation zu glauben. Für die religiöse Entwickelung Aegyptens von besonderer Wichtigkeit ist die Emancipation verschiedener Theile der Civil- und Strafgesetzgebung sowie der Gerichtsorganisation von den Festsetzungen des Koran. Es scheint, als ob unter Ismaïl-Pascha's Regierung eine definitive Auseinandersetzung des Staats mit der Kirche erfolgen werde:

Die großen Uebelstände, welche aus der Rechtsprechung auf Grund eines vor 1200 Jahren gemachten heiligen und unveränderlichen Gesetzbuchs entstehen mußten, machten sich zunächst auf dem Gebiete der Sicherheit und des Handels und Verkehrs immer schwerer fühlbar. Man denke sich eine Frage des Eisenbahntransportrechts auf Grund des Koran entschieden! Die Rechtsschulen von Padua und Bologna würden über einen solchen casus monstruosus in Aufregung gerathen sein. Die Kadis am Nil entschieden darüber ganz munter sine ira und vor allem sine studio. Mehemed-Ali gab zunächst selbständige Sicherheits- und Polizeigesetze, welche dem Zusammenleben in geschlossenen Orten besser entsprechen als die auf das Leben von Wüstenarabern berechneten Koranbestimmungen. Er setzte dann, entsprechend dem Vorgehen der Pforte, Handelsgerichte ein zur Entscheidung der aus dem Handel und Verkehr herrührenden Processe zwischen Eingeborenen und Ausländern. Sie hatten nach dem von der Pforte promulgirten, im wesentlichen dem Code de commerce nachgebildeten, mohammedanischen Handelsgesetzbuch Recht zu sprechen und nach einer besondern Procedurverordnung den Gang des Processes wahrzunehmen. Auch mit dem Erlaß des Kanuhn (weltlichen Gesetzbuchs) ist ein großer Schritt in der Richtung der Emancipation vom Koran geschehen. Allerdings greift derselbe an verschiedenen Stellen immer noch in den Kanuhn über. So z. B. wird der Mörder nicht hingerichtet, wenn die Verwandten des Erschlagenen ihm verzeihen, wie es im religiösen Gesetz vorgeschrieben ist. Wunderbar ist, daß in einzelnen Fällen die religiösen Gerichte nur über das Schuldig oder Nichtschuldig entscheiden, dagegen das Strafmaß nach dem weltlichen Gerichte bemessen wird.

Die Justizreform, welche der jetzige Vicekönig im Auge hat, muß naturgemäß auch die rechtliche Stellung der Europäer in Aegypten beeinflussen; diese mußten, solange der Koran als ausschließliches Gesetzbuch galt, der Consulargerichtsbarkeit unterstehen; die damit verbundene Rechtsungleichheit und Rechtsverwirrung, die dadurch bedingte Verschleppung der Processe wird aber aufhören, wenn das reformirte Justizwesen Aegyptens es erlaubt, daß auch die Europäer, welche sich in dem Lande niedergelassen haben, mit gleichem Maße wie die Eingeborenen gemessen werden.

Ueberaus interessant ist die Charakteristik des ägyptischen Bildungs- und Unterrichtswesens. Es gibt nur Knabenschulen. „Den Töchtern aus den bessern Ständen lassen die Aeltern im Hause einen sehr mäßigen Unterricht ertheilen. Das weibliche Geschlecht wird nicht erzogen und gebildet; es wird gestutzt und abgerichtet. Darin liegt ein Haupthinderniß des Fortschritts im Islam von innen heraus. Für eine reformatorische Regierung, wie die jetzige ägyptische, würde die Ausbildung der weiblichen Bevölkerung eins der ersten Ziele sein müssen." So der Verfasser im Text; in der Anmerkung kann er hinzufügen: „Soeben, während der Correctur dieser Blätter, geht mir die Nachricht zu, daß auf Veranlassung des Khedive die erste Mädchenschule in der Nähe seines Schlosses Kasr-el-Nil zu Kairo errichtet worden ist. Das kann der Keim zu einem unermeßlichen Fortschritt werden." Das heißt: der Khedive hat auch hierin mit den Anschauungen des Koran gebrochen, er will das Weib herausreißen aus der orientalischen Sklaverei und es zu einem freien, dem Manne beigeordneten Wesen erheben. Wir ersehen aus Stephan's Darstellung, wie viel noch zu thun ist, ehe die ägyptische Regierung im Stande sein wird, aus dem eigenen Volke ihre Beamten zu nehmen: wurde doch nicht einmal Schreiben, Lesen und Rechnen in allen Schulen gelehrt, und gab es vor Mehemed-Ali doch über diesen höchst mangelhaft eingerichteten und spärlich benutzten Volksschulen keine andern Lehranstalten als — die Universität von Kairo, welche von den Aufzunehmenden außer Lesen und Schreiben nur noch die Kenntniß des Arabischen, das vollständige oder wenigstens theilweise Aus-

wendigwissen des Koran und eine grammatische, syntaktische Grundlage forderte:

Unter den Regierungen Saïd-Pascha's und namentlich des jetzigen Khedive ist nun einer neuen Entwickelung des ägyptischen Unterrichtswesens Bahn gebrochen. Insbesondere hat seit dem Jahre 1868 in bemerkenswerther Weise die Einrichtung von Regierungs-Schulanstalten in den größern Orten des Landes stattgefunden. Sie zählten im Jahre 1870 4000 Eleven, welche Unterricht und Unterhalt, einschließlich der Kleidung, unentgeltlich empfingen. Diese Schulen umfassen den Elementar- und secundären Unterricht. Der erstere erstreckt sich auf arabisch Lesen und Schreiben, Rechnen, Zeichnen und auf Französisch oder eine andere Sprache nach den Ortsverhältnissen. Aus den Elementarklassen gehen die Schüler in die Secundärschulen über, welche aus präparatorischen und Specialschulen bestehen. Die Specialschulen sind die polytechnische Schule, welche 1871 80 Schüler, gegen 60 des Vorjahres, auswies, die Rechtsschule, welche in der Formation begriffen, sich mit dem islamitischen, vor allem aber auch mit dem römischen und heutigen abendländischen Rechte befassen wird; die philologische und arithmetische Schule, die Kunst- und Gewerbeschule, die Medicinalschule (75 Eleven), verbunden mit einer Geburtshülfeschule (65 Schülerinnen), und die Marineschule in Alexandrien. Neuerdings hat die ägyptische Regierung unsern berühmten Landsmann Professor Heinrich Brugsch aus Göttingen unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Kairo berufen, um dort eine Akademie für Archäologie, besonders ägyptologische Studien ins Leben zu rufen. Die Unterrichtssprachen sind Arabisch, Französisch, Italienisch. Der Hauptübelstand bleibt aber immer der Charakter des Unterrichts, seine Methode und sein Geist, oder vielmehr sein Ungeist; der Mangel an tüchtigen, gebildeten Lehrern; die Armuth an Objecten und die Einseitigkeit in der Behandlung. Deshalb sind alle diese Anstalten nicht entscheidend für die geistige Hebung des Volks im ganzen, worauf es doch vor allem ankommt. Solange in dieser Beziehung nicht wirkliche Fortschritte durch entschiedene Lossagung von der islamitischen Grundlage geschehen, werden selbst die ernstest gemeinten und bestangelegten Anstalten der Regierung, im Ensemble der ganzen Verhältnisse von Land und Volk betrachtet, in dem Beschauer ungefähr ein ähnliches Gefühl erwecken, wie die Schmucksachen, Brillanten und Perlen in einem mit „Articles de Paris" überschriebenen Laden. Gerade das Unterrichtswesen würde ein Gebiet sein, auf welchem die Gediegenheit und Erfahrung deutscher Schulmänner und Gelehrter der ägyptischen Regierung ohne Zweifel die größten Dienste zu leisten vermöchte.

Es ist die wohlbegründete Ueberzeugung des Verfassers, daß dem ägyptischen Volke mit dem Import der oberflächlichen französischen Bildung nicht gedient sei, daß vielmehr der französische Einfluß durch den deutschen gebrochen werden müsse. Das vorliegende Werk ist größtentheils vor dem letzten Kriege geschrieben, und es steht zu vermuthen und zu hoffen, daß infolge desselben die Wünsche Stephan's ihrer Erfüllung entgegengehen; der Orientale läßt sich bei weitem leichter durch Thatsachen überreden, als durch politische Theorien überzeugen, und es wird nicht ausbleiben, daß die ägyptische Regierung weit mehr als früher zu bewußter Achtung und Verwerthung der deutschen Wissenschaft und Verwaltungskunst kommen werde.

Die beiden letzten Abschnitte von Stephan's Werk verbreiten sich über „Handel, Verkehr und Industrie" und den „Suezkanal". Daß hierbei auf die geschichtliche Entwickelung der commerziellen Verhältnisse eingehende Rücksicht genommen ist, verleiht diesem Theile einen ganz besondern Werth. Natur und Religion bedingten die Eigenart des ägyptischen Handels und Verkehrs bis in die neueste Zeit: die Pilgerzüge nach Mekka sind noch heute ebenso viele Handelskaravanen, wenn sie auch für Aegypten bei weitem nicht mehr die große commerzielle Bedeutung wie früher haben.

Wenn man sich in die Vorstellungen versetzt, welche den Geist des Propheten erfüllten, als er, durchdrungen von der religiösen, politischen und Verkehrsbedeutung jährlicher allgemeiner Versammlungen der Gläubigen, die Vorschriften über die Mekkawallfahrt erließ, und wenn man damit die jetzige Gestaltung derselben in Aegypten vergleicht: die Pilger in den Eisenbahnwaggons und Wartesälen der Bahnhöfe oder auf den Verdecken der Dampfschiffe zusammengedrängt, mit Extrazügen wie eine Ladung Eilgut befördert, ihre Zahl fast alle Jahre im Abnehmen begriffen, während zugleich die zunehmende Anzahl der Verkehrswege den großen Pilgerstrom in immer kleinere Verzweigungen zersplittert und die Gemeinsamkeit untergräbt, welche aus längerm Zusammensein, namentlich in der Wüste, entsteht: so drängt sich auch hierbei die Betrachtung auf, daß das Gebäude des Islam von dem Geiste der Zeit und den Schöpfungen der abendländischen Cultur in leiser, aber beständig fortschreitender Weise ergriffen wird.

Vielversprechende Anfänge sind in der Dampfschiffahrt auf dem Nil, den Kanälen und dem Rothen Meere, im Telegraphenwesen und im Postverkehr gemacht worden; doch hat die ägyptische Regierung noch nicht vollständig mit dem alten Schlendrian brechen, aus Mangel an Beamten noch keine an Ordnung und Redlichkeit gewöhnte Verwaltung einführen und infolge der eigenthümlichen Finanzwirthschaft sich von der Bevormundung fremder, vorzüglich französischer Kapitalisten befreien können. Der Suezkanal hat Aegypten um ein gutes Stück der abendländischen Cultur näher gerückt; ob derselbe aber sich zu jener Weltverkehrsstraße mit dem Osten entwickeln wird, als welche er sanguinischen Actionären bei der Gründung erschien, ist auch Stephan mehr als zweifelhaft, und seinen Worten, als denen einer Autorität auf dem Gebiete der Handels- und Verkehrspolitik, werden wol auch die größten Bewunderer dieses mit so weittönender Reclame ins Werk gesetzten französischen Unternehmens eine gewisse Bedeutung beizulegen gezwungen sein. Die reiche Literatur über den Suezkanal hat vorläufig durch das vorliegende Werk einen Abschluß gefunden: über seine Entstehung und Bedeutung kann nichts Neues, nichts Besseres und Vorurtheilsfreieres mehr geschrieben werden, seine Zukunft wird sich nunmehr aus den statistischen Aufstellungen voraussagen lassen.

Es ist unsere Pflicht gewesen, dieses bedeutende Buch einer eingehenden und ausführlichen Besprechung zu unterziehen, und wir müssen gestehen, daß wir bei der Lektüre desselben eine ebenso große Freude über die Klarheit und Formvollendung der Darstellung empfunden, wie Belehrung aus seinem überaus reichen und in sehr vielen Beziehungen vollständig neuen Inhalte geschöpft haben. „Das heutige Aegypten" ist kein Buch, welches nur für engbegrenzte wissenschaftliche Kreise, für eine bestimmte Klasse von Fachgelehrten geschrieben ist: der Geograph findet in ihm wichtige Aufschlüsse über die Beziehungen und die Wechselwirkung zwischen den natürlichen Verhältnissen des Landes und der Lebensweise, dem Staatswesen und den ökonomischen Zuständen der Bewohner; dem Historiker wird eine Fülle bedeutsamen Materials zur neuesten Geschichte Aegyptens geboten und die ältern und ältesten Perioden von einem scharf präcisirten Standpunkte aus klar und bestimmt beleuchtet; Nationalökonomen und Sta-

tistiker werden dem Verfasser dankbar sein für die theils aus schwer zugänglichen, theils aus sonst verschlossenen Quellen geschöpften, kritisch geprüften und übersichtlich zusammengestellten Zahlenangaben über die finanziellen und ökonomischen Verhältnisse des Landes; und die ägyptische Regierung selbst, welcher Stephan's Werk hoffentlich recht bald auch in französischem Gewande wird vorgelegt werden können, wird in demselben deutsche Wissenschaft und deutsche Unparteilichkeit schätzen lernen.

Reinhard Zöllner.

Romane und Novellen.

Von sieben höchst verschiedenartigen und auch höchst verschieden wiegenden Producten, die uns vorliegen, gehören ihrem Objecte nach nicht weniger als fünf mindestens der modernen Zeit, wo nicht der unmittelbaren Gegenwart an; ein sechster ist ausgesprochenermaßen den Antrieben der großen Zeitgeschichte von 1870 und 1871 entwachsen, und nur ein einziger, ein vorzüglich angelegter geschichtlicher Roman, steht von jedweder Beziehung auf unsere Zeit vollkommen ab. Uebrigens stellt sich die Gesammtreihe als ein Beleg dar, wie die Production auf allen Gebieten des weiten Feldes gleichmäßig vorschreitet; wir finden alle möglichen Nüancirungen vertreten, von der großen historischen Composition ganz objectiver Haltung bis zum ausgesprochenen Tendenzwerke hin, von dem weiten Lebens- und Gesellschaftsbilde bis zur einfach leichten Erzählung herab. Jene Zeitbeziehung in den sechs weggerechnet, möchte es selbst dem feinsten kritischen Auge und der mikroskopisch exacten Untersuchung schwerlich gelingen, nur eine einzige gemeinsam durchlaufende Grundeigenschaft an den in weiten Stufen voneinander abstehenden Arbeiten nachzuweisen.

Wir beginnen mit den beiden historischen Romanen:

1. Um Thron und Leben. Historischer Roman von George Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Die Stiftsherren von Strasburg. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert von Luise Otto. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hiltl's Roman „Um Thron und Leben" (Nr. 1) ist eine musterhafte Composition. Es ist eigenthümlich: sobald dem Schriftsteller gelingt, uns das Gefühl des Sicherstehens auf einem von bedeutsamen Thatsachen gehobenen geschichtlichen Boden beizubringen, eine besondere Phase der Sitten- und Culturzustände uns in lebendiger Klarheit darzulegen, so hat er wenigstens in den Augen des Kritikers gewonnen Spiel. Das ist hier vollständig der Fall: wir stehen nach Vertreibung der Stuarts in der Regierungszeit des klugen Oraniers Wilhelm's III., eine katholische Verschwörung der Stuartisten will ihm Krone und Leben rauben; sie scheitert, und der freie reformatorische Gang Englands ist gesichert. Das Object ist groß genug, es ist weltgeschichtlich, aber es ist für den historischen Romanschriftsteller auch glücklich gegriffen; die Abrollung eines großen Verschwörungsdramas hat so viel lebenskräftige Bewegung und in seinen wunderlichen Verwickelungen so viel besondern Reiz in sich, daß der Autor diese dienstbaren Elemente nur aufgreifen und weiterbilden darf.

Es ist eine durchaus glückliche Introduction, wohl passend zum Charakter des Ganzen und angethan, uns auf dunkle, erschütternde Katastrophen zu verweisen, wenn der Autor anhebt:

Eine dunkle und stürmische Nacht lag auf den öden und weiten Gefilden des Romney-Moores, welches den gegen Sussex grenzenden Theil der Grafschaft Kent durchzieht. Von der See her brauste der Wind mit großer Gewalt und warf die schäumenden Wellen gegen das Ufer und den Dymchurchs-Wall; die Föhren, Tannen, Buchen und Eichen der großen Waldungen knackten und beugten sich unter dem Drucke des Sturms, der heulend über die Gegend fortbrauste, das stillstehende Gewässer der Sumpflachen aufwühlte, die Wetterfahnen auf den Dächern der alten Herrenhäuser kreischend bewegte und große Massen Laub vor sich hertrieb. Das Moor von Romney ließ wie gewöhnlich zur Nachtzeit seine fahlen Nebel aufsteigen, und diese langgestreckten, gespenstisch aussehenden Dunstmassen überzogen die Waldung mit einem Schleier, den zwar jeder Wind fast zerriß und zerstreute, der sich aber ebenso schnell wieder zusammenfügte. Wenn die nassen Wolken ein wenig zerstreut waren, so ließ, nicht weit von der tobenden See entfernt, ein kleiner Ort die spärlich erleuchteten Fenster seiner Wohnhäuser sehen. Dieser aus wenigen Häusern, einer kleinen alten Kirche und einem Pfarrgebäude bestehende Ort war Saint-Mary's, ein bis an die See hinausgeschobener Häusercomplex. Saint-Mary's war an sich schon öde und still genug, aber in jener Sturmnacht machte es einen doppelt traurigen Eindruck, denn es hatte fast den Anschein, als werde der Wind die kleinen, mit Schindeln und Stroh gedeckten Häuser sammt dem Kirchthurme durch die Luft entführen, oder als wolle die See, welche mit großer Gewalt das Ufer peitschte, nur noch ein wenig zaudern, um desto sicherer mit einem Anprall das kleine Oertchen zu verschlingen.

Wir werden gleich eingeführt in die Gesellschaft und auch in die Plane der Hauptverschwörer; Sammelplatz ist das Haus eines im großen thätigen Schmugglers; eine Jagdpartie führt eben den bedachtsamen Oranier in die Nähe, und mit königlichem Vertrauen nimmt er Nachtquartier bei einem katholischen Jakobiten, Sir John Pendergraß, der doch von den Verschworenen mit verpflichtet werden soll, den verhaßten protestantischen König zu entthronen, ja zu morden; in hochherziger Gastfreundschaft aber schützt er selber des edeln Gegners Haupt. Dann treffen wir den König in Kensington mit den schweren Staatssorgen beschäftigt, über die er die eigene Person vergißt, während treue Augen für ihn wachen. In eine andere Gesellschaftswelt führen uns Miß Rachel und ihre Nichte Mary, die Geliebte des königlichen Gardisten Henry Hobbart; ein besonders romanhaftes Interesse gewinnt diese Welt durch die Verbindung mit einem wunderlichen alten Doctor, der nach römischen Karten und Berechnungen gerade im Romney-Moor einen uralten Schatz verborgen glaubt, und den möchten die guten Seelen gern dem geldbedürftigen Könige zuwenden; daraus entspringt wieder eine Reihe Verwickelungen, selbst Verdächtigungen, schließlich aber die Entdeckung des ganzen Complots. Und wieder eine total verschiedene Welt führt uns der verbissenste und keckste Hauptverschworene George Porter vor, eine waghalsig spielende, verworfene und verlorene Existenz, der in der verrufenen „Savoy"

mit dem verdorbensten Gesindel, dem Abschaum aller Menschenklassen, in ebenbürtigem Tone verkehrt; die Scenen, die sich da abwickeln, passen vollkommen ins Kapitel der pariser und londoner „Mysterien". So ist's denn natürlich, daß, athmen wir einmal in dieser seltsam dunstbeschwerten Luft, einige der folgenden Bilder vollkommen zusammenstimmen mit den mysteriösen Schreckensscenen in den französischen Schauerromanen. So die auffallend in jenem Stil gehaltenen, welche die Flucht des durch die saubern Mitglieder der „Savoy" gefangenen und dem schreckenvollen Tode geweihten wackern Gardisten und einer Mitgefangenen behandeln. Man nehme einmal folgende Situation:

Bessie zwängte die Kerze durch die Gittersprossen und brachte sie in eine fast horizontale Lage; das Unschlitt lief herab, die Kerze flackerte und entwickelte einen schwelenden Qualm; aber sie genügte, um Henry einen Blick in den Raum thun zu lassen, und dieser Blick erfüllte ihn mit Entsetzen. Er sank fast ohnmächtig nieder, seine Haare sträubten sich, seine Füße wollten den Dienst versagen, krampfhaft grub er die Finger seiner linken Hand in die Mauer und lehnte das Haupt zurück, während er unwillkürlich den Degen vor sich stemmte, um nicht vornüber zu sinken. Er sah beim Lichte der Kerze dicht vor sich einen furchtbaren schwarzen Abgrund gähnen, von dessen Rand er kaum drei Fuß weit entfernt war — ein starker Schritt noch und er wäre hinabgestürzt in einen jener grausenhaften Brunnen, welche sich innerhalb der alten Spelunken des Savoyviertels befanden. Schauerlich klaffte die schwarze Röhre vor ihm auf; die Winde heulten in diesem feuchten Schlund, und aus der Tiefe schallte das Brausen unterirdischer Gewässer herauf, welche durch die Wölbungen der Keller des Hauses, von Nacht bedeckt, fluteten. Henry schrie laut auf... (Der Tapfere verzweifelt für sich und die Leidensgefährtin; da entdeckt er ein auf zwei Haken ruhendes Bret, das eine fliegende Brücke über den Abgrund bilden soll; er macht es los, er zweifelt, bangt, wagt.) — Henry trat seinen Marsch an; die Kerze erleuchtete flackernd den Steg, die Winde aus der Tiefe schienen das Bret zu heben, unter den Tritten des Soldaten bog es sich, es schwankte, und seine Enden knirschten; das Blut stieg dem Gardisten in die Augen, seine Tritte wurden unsicherer, die Flamme der Kerze scheint roth, dann grünlich zu schimmern, ein Nebel verhüllt sie — noch einmal knistert sie auf — dann ist sie erloschen — in demselben Momente aber setzt Henry seinen Fuß auf den Vorsprung drüben an Bessie's Gefängnißthür, mit zitternder Hand erfaßt er den Riegel der Thür.

Braucht es da ein weiteres Ausmalen? Bedarf es mehr des Grausenhaften? Spelunken der wildesten Orgien und des Mordes!

Der Conflict ist derartig angelegt, daß die Entwickelung Anlaß gibt zu einer spannenden Reihe von Herzenskämpfen und hochherzigen Entschließungen; Sir John Pendergraß, auf dessen Charakter schließlich die Lösung des Knotens gebaut ist, wird in jenen gefährlichen Doppelconflict hineingeworfen, den man im dramatischen Feld unter dem Titel der Situationstragödie behandelt. Eins der menschlich anziehendsten Kapitel ist jene großherzige That des Schatzjuden Ben David, der dem armen und vom Parlament im Stich gelassenen König im gefährlichsten Augenblicke ohne alle andere Garantie als das königliche Wort eine höchst bedeutende Summe vorschießt; König und Jude sind in dem Augenblicke gleich groß und schön.

„Um Thron und Leben" ist ein interessanter, tüchtig durchgeführter historischer Roman.

„Die Stiftsherren von Strasburg", von Luise Otto (Nr. 2), sind ein wie so viele andere ganz unmittelbar durch die großen Zeitereignisse, den Krieg der Jahre 1870 und 1871, hervorgerufenes Product, wie das Vorwort deutlich sagt: „Zweihundert Jahre lang vermochte man in Deutschland den Namen Strasburg nicht ohne Erröthen der Scham und des Zorns niederzuschreiben. Man konnte es nie verschmerzen, daß die alte deutsche Reichsstadt, mit dem schönsten Denkmale deutscher Kunst, nicht mehr zu Deutschland gehörte; aber man hielt es für nutzlos, die alten Klagelieder anzustimmen und Sympathien für Verlorenes zu erwerben!" So kam's, daß die Deutschen auch für den historischen Roman aus dem Mittelalter eher jeden andern Schauplatz als Strasburg wählten; das eigenartige reichsstädtische Leben jener Zeit ward lieber an deutsch gebliebenen Städten nachgewiesen. Anders ist's jetzt geworden, und man mag sich nicht im geringsten wundern, wenn die Geschichte einer Reichsstadt von so hoher Bedeutung, so reichem städtischen Leben und so mannichfach hervorragenden Wechselfällen die deutschen Geschichtsforscher und Romanschreiber ganz besonders anziehen sollte.

Wir haben hier vor uns den Kampf der Stadt mit dem Stifte, des Rathes mit dem Bischof, der bürgerlichen mit der geistlichen Gewalt in der „herrenlosen" Zeit des Interregnums; Höhepunkt der Handlung 1660—63. Die Gestalten sind ganz überwiegend geschichtlich; spielt ja gar der große Bürgerfreund Graf Rudolf von Habsburg, der nachfolgende Kaiser, eine wesentliche Rolle im Kampf, und ist das große Haupt der Wissenschaft Albertus Magnus mit in diese Geschichtsphase verflochten! Rein historisch und ohne jedwede romanhafte Verbrämung sind die allgemeinen Ausblicke auf die Reichs- und Gesellschaftszustände gehalten, höchst einfach im Ton. Heinrich von Geroldseck, des Stiftes Sänger, nach dem Tode seines ehrgeizigen Vetters Walther selber Bischof, und neben ihm sein Schüler und Freund Huldreich, eine feine, dem frühen Tod verfallene Natur — beide als Friedensstifter und wahrhaft priesterliche Gestalten nach dem Herrn austretend, beide insgeheim von stiller, ihrem Stande ohnehin nicht erlaubter Liebe zu einer herrlichen edeln Jungfrau erfaßt, aber heldenhaft überwindend — sind stark idealistische, etwas zu sehr ins Aetherische gemalte Figuren; auch Richenza Zorn, des Schultheißen Tochter, nach Erscheinen und Auftreten eher einem Ritterfräulein gleichend, nach Denkweise und Weltanschauung den zu allen Zeiten seltenen hochsinnigen Menschen angehörend, ist etwas stark ins Delicate und Aetherische gemalt.

Das Ganze ist ein nicht übel entworfenes Geschichtsgemälde, das wahrlich zum stärkern Theil in ein Geschichtsbuch über mittelalterliches Städteleben oder in eine Sittenchronik unverändert aufgenommen werden könnte. Eine eigenthümliche Episode patricischen und zugleich ritterschaftlichen Stils spielt mit der stolzen Irmtraut Mülnheim, ein Beitrag zu den Sitten oder vielmehr Unsitten der Zeit. Es ist ein höchst einfacher und doch dramatisch ergreifender Schluß, wenn der neue Bischof Heinrich mild und innig betend den Hochzeitsbund eben jener edeln Jungfrau einsegnet, zu der ihn selbst das Herz zog und die nicht minder ein tiefes Gefühl der Verehrung für ihn wahrte, ohne daß doch

beide einer menschlichen Schwäche nachgegeben; und ebenso natürlich liegt die Bestimmung der beschöflichen Herrschaft, ein besser geartetes Stück Zeitgeschichte in dieser Schlußscene:

Heinrich hob seine Hände segnend empor — weiter noch, als er sehen konnte, reichte sein Bisthum — dies schöne Land, jetzt jahrelang so verwüstet durch die Herrschsucht und den Starrsinn eines Bischofs — konnte es nicht in eine lachende Aue, einen blühenden Garten verwandelt werden, wenn der Krummstab blieb, was er sein sollte: ein Zeichen liebevoller Leitung, und niemals versuchte, ein metallenes Scepter zu werden?

Kehren wir mit allgemeinen Lebensbildern in die ganz moderne Welt und Geschichte ein, so liegen uns auf diesem Gebiet ebenfalls zwei Werke vor:

3. Im Sturm der Zeit. Roman von G. von Kunda. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Wilhelm Wolffschild. Roman aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. Mitau, Behre. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Kunda („Im Sturm der Zeit" (Nr. 3) wickelt eine Reihe ineinander verflochtener Lebensläufe neuester Zeit vor uns ab. Da steht einmal unter den Aeltern ein Major Ludwig von Sewer, in dessen Leben zwei sich folgende Heirathen die Hauptrolle spielen: die erste mit einer etwas eigensinnigen und verzogenen, delicaten und kränklichen, früh sterbenden Frau, die den lebenskräftigen Mann nicht versteht; die zweite mit einer verschwenderischen Kokette, der Witwe zweier Wüstlinge, die sein Vermögen durchbringt. An dieser Verbindung hängen durch das Ineinandergreifen der Familienbeziehungen einige jüngere Lebensläufe, welche bald das hauptsächliche Augenmerk bilden. Die jungen Stiefgeschwister sehr ungleicher Natur, die glänzende und auf Theaterwesen gerichtete Felice, die still sinnige Ruth, und zwischen ihnen nach wechselnden Neigungen gewissermaßen hin- und hergeworfen der kräftige Paul machen ein Trio aus, an dessen Schicksale die Weiterentwickelung gebunden ist. Die Handlung verwickelt sich dadurch noch mehr, daß an die Wandelsternlaufbahn der mehr aus Leichtsinn als aus bösem Wesen fehlenden, aber doch sich und die ihr am nächsten Stehenden zu Grunde richtenden Felice ein reicher Großhändler sich mit wahnsinniger Liebe kettet und hernach, als die Verirrungen seines Weibes nicht mehr gut zu machen sind, selbst in Geistesverwirrung verfällt.

Es sind überwiegend schwere, ja düstere Bilder, die Erzählung mit viel Reflexion versetzt, die Lebensläufe überhaupt derart angelegt, daß ihre Abrollung an sich schon ein stark reflexives Gepräge hat — Bilder, die denken machen über den Weltlauf und das Menschenherz. Sollte man übrigens den Kritiker nach besonders charakteristischen Merkmalen fragen, die im Verhältnisse zu andern Werken ganz ähnlichen Gepräges scharf hervortreten würden, so erginge es ihm wie sehr oft den Ausstellern von Paßvisas, welche die Rubrik: Besondere Kennzeichen, einfach mit dem Wörtchen: keine, abfinden. Einzelne Schilderungen von Land und Leuten in Pommern und Polen, so eine ziemlich ausführliche über die decorirte und verbrämte Bettelwirthschaft des polnischen Gutsadels, haben eine Art von ethnographischem Interesse.

Nehmen wir ein Stück Schilderei aus Pommern, wo Land und Volk hübsch zusammenstimmen:

Der echte Pommer ist langsam in seiner Bewegung, von karger Rede, anscheinend leidenschaftslos; er ist sehr klar im Rechtsbegriff, geradeaus und derb, voll Selbstgefühl für seinen guten Namen und auf den Umfang seines Geldsacks stolz gleich einem holländischen Großhändler. Familienzwist, unfriedliche Ehen trifft man selten, weil fast überall der Mann im wahren Sinne des Wortes Herr ist. Gastfreiheit findet statt, doch mäßig, ohne wärmeres Entgegenkommen...... Ermüdend ist es für einen Künstler, der nicht Geduld hat, der nicht tiefer greifen will, daß ihm die Wanderlust recht bald vergehen wird: findet er auf diesen von Wohlhabenheit und Ordnungssinn strotzenden Fluren doch vielleicht in vielen Tagereisen nicht Ein hinfälliges Gebäude als Staffage in seiner projectirten „Fichtenwaldlandschaft im Abendlicht", nicht eine wackelige Brücke oder einen defecten Zaun, den sein Abendlicht bunt vergolden könnte. Wassermühlen in kühlem Thalgrund, Schatten auf saftigem Laubwaldteppich sind wenig gesuchte und schwer zu findende Artikel, die der Landmann mitleidig belächelt. Ein Dorf, selbst Scheunen mit Rohr- oder bräunlich vor Alter und Moos gedeckten Strohdächern sind im ganzen Seltenheiten; sie würden einem größern Herrenhof für Schande gelten. Ueberall, wohin der Blick des Romantikers irrt, trifft er geradlinige Chausseen und Feldwege mit geradlinigen Pappeln an beiden Seiten...... Geradlinig abgegrenzt sind auch die Feldmarken, darin in oft unabsehbaren Flächen gelbglänzender Raps, hellgrüner Weizenhalm, später blaublühender Flachs und bunter Klee, Roggen, Gerste und Hafer, alles symmetrisch geordnet, üppig wuchern. Dazwischen stehen rechtwinkelig fest und sicher die Hürden für viele tausend Schafe, für fast ebenso viele tausend Gänse, obwol im Lande Pommern die Wölfe ebenso wenig die Heerden fressen wie die Väter ihre Kinder. Wölfe gibt es außer denen in Schafskleidern überhaupt nicht.

Mit der eben bezeichneten Arbeit hat das Lebensbild: „Wilhelm Wolffschild", von Th. Hermann (Nr. 4), die nächste Verwandtschaft, doch zeichnet es sich vor jener durch ganz auffallende Grundzüge eigenartigen Wesens aus. Schon das macht eine höchst markante Verschiedenheit: von Kunda's Roman behaupteten wir, es lassen sich überhaupt an demselben schwerlich sehr auszeichnende und einen schlagend individuellen Charakter begründende Eigenschaften hervorkehren; hier ist's gerade umgekehrt, wir haben ein sehr stark individuell gefärbtes Gebilde vor uns, und doch ließe sich nicht leicht in präciser Formulirung angeben, worin denn eigentlich diese bestimmt eigenartigen Grundstriche liegen. Es ist eben der durchgehende Ton, selbst die besondere Formulirung der Sprache, es ist kurzweg der ganze Habitus, der frappirt; die Tonweise scheint ein eigenes Gepräge schon dadurch gewonnen zu haben, daß wir uns auch auf einem besondern Boden bewegen, dessen Gleise von den Romanschriftstellern und Geschichtschreibern noch nicht ausgetreten sind. Das baltische Leben bildet vermöge der politischen Zutheilung jener Provinzen und der gemischten Stammverhältnisse eine Art Grenzgebiet, das ebenso gut der deutschen wie der russischen Literatur angehören könnte und wol ebendeshalb von beiden zur Seite gelassen wird; eine Schilderung aus demselben wird uns deswegen von vornherein als etwas Ungewohnteres anziehen.

Durchaus übereinstimmend mit dem vorigen Product ist dagegen der Umstand, daß wir auch hier absolut die Zeichnung von Lebensläufen vor uns haben, die ähnlich wie einige oben von der Jugenderziehung an bis zum Schlusse sich abwickeln, nur daß es hier wenigere sind. Bei genauerm Hinsehen finden wir als Hauptgegenstand die anfänglich so eng verbundenen und übereinstimmenden, hernach

Schritt um Schritt auseinandergehenden, äußern und innern Lebensgestaltungen von zwei jungen kurländischen Freunden, und zwar so, daß der eine, nach dem der Roman sich benannte, eine zum Untergang bestimmte Natur, das Interesse, das sich allmählich fast tragisch spannt, überwiegend absorbirt. Diese Lebensgeschichte illustrirt sich durch das als Motto vorgesetzte Wort Goethe's: „Für jede Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet." Was das ethnographische Interesse betrifft, so sagt der Verfasser einleitend selbst: es habe ihn diesmal gereizt, ein paar jener Herren von altem Schlage darzustellen, die einst, d. h. noch vor wenigen Generationen die charakteristische Signatur des Ländchens abgaben, jetzt aber im Verschwinden begriffen seien. Die jugendlichen Studienfreunde Paul Schwarz und Wilhelm Wolfschild mit ihren Familien und den Häusern der kurländischen Freunde und Bekannten, namentlich aus den Adelskreisen, werden uns vorgeführt, präcis und eingehend. Jener ist eine zum frühen Lebenskampf stahlhart zugeschnittene Natur, deren Untergang in schneidender Consequenz zu fürchten wäre, falls sie sich in grobe Verirrungen verlieren sollte; dieser, etwas zugänglicher und weniger fest, geht wirklich dem Untergange zu, als Leichtsinn und Uebermuth des Lebens ihn einmal erfaßt haben. Beide werden übrigens von einem demagogisch gesinnten und nach der ganzen Denkrichtung höchst gefährlichen Gouverneur systematisch im Haß gegen die deutsche Rasse erzogen, insonderheit gegen den deutschen Edelmann, der allerdings noch vor kurzen Jahrzehnten gegenüber der unterdrückten und zum starken Theile leibeigenen Volksmasse fast allein ein Recht besaß. Daher erscheinen die lettophilischen Neigungen als eine nunmehr bereits vorübergegangene eigenthümliche Verirrung, die leicht die edelsten Herzen erfassen konnte; von Natur sind auch unsere beiden hochdenkenden Jünglinge durchaus edel angelegt. Als Hauptactricen treten daneben gleich von Anfang ein: Mathilde von Langerwald, Wilhelm's geistig geweckte und charakterfeste Jugendgeliebte, und Helene Annenburg, die vernachlässigte Tochter eines gesunkenen vornehmen Hauses, später unter verbotenen Verhältnissen Wilhelm's Verführerin und mit ihm das Opfer ihrer glühenden Leidenschaft.

Die alt angesessenen und angesehenen Häuser der Langerwald, Wolfschild, Fuchsberg u. s. w. liefern sehr lebendige Genrebilder aus dem besonders gearteten Provinzialleben und dem Treiben auf den Herrensitzen, in Gesellschaft und Familie, im Verhältnisse zu dem untern Volk und in der eigenen politischen Sonderstellung. Das Ende ist traurig; der junge Wolfschild, der nach dem ersten großen Fall, den er gethan, nicht mehr Muth und Kraft gehabt, sich aufzuraffen, und nun in dem taumelnden Bewußtsein: Hin ist hin; verloren ist verloren! wild auf seine Gesundheit losstürmt, stirbt früh, und seine Geliebte wird wahnsinnig:

Er wandte sich ab und schien auszuruhen; als eine Stunde verging und er sich nicht bewegte, beugte sich Gretchen über ihn — Wilhelm war todt! In jener Nacht fanden Schutzleute in einer der weiten Straßen des südöstlichen Berlin eine arme Wahnsinnige. Sie brachten sie auf das nächste Polizeibureau und erkannten hier an den seidenen eleganten Gewändern wie an der Weiße ihrer Hände, daß sie den bessern Ständen angehöre. Am andern Tag erfuhren sie, daß es die Frau eines Justizrath Crommstedt sei (das ist Helene).

Mitten in dem sonst so trüb-ernsten Gemälde ist's eine possirliche Prachtscene, wie ein schofler Jude in der Hoffnung auf einen Judaslohn dem sehr kühlen und decidirten Baron von Langerwald als besondere Heimlichkeit berichtet, daß seine Tochter mit dem jungen Wolfschild eine nächtliche Zusammenkunft gehabt habe, und wie darauf der resolute Herr den unglücklichen Moses knebeln und schwemmen läßt, unter dem höhnenden Vorgeben, er wolle ihn zum Danke für Spionage und Verrätherei ersäufen lassen: „Schade um dich, Moses; bist ein geschlagener Mann, mußt sterben wie eine Katze! Nehmt ihn!"

Dagegen eine andere Scene von fast rührend patriarchalischer Einfachheit und Reinheit ist die unter dem Titel: „Generalpardon" aufgeführte: Zwei Edelleute, alte treue Freunde, haben sich wegen eines Misverständnisses bitter entzweit; der eine ist durch landwirthschaftliche Versuche verarmt, da bewegt der echt christliche Pastor den reichen, mit ihm zu dem heruntergekommenen Gutsnachbar hinüberzueilen, diesen aus freien Stücken um Pardon wegen des alten Zwistes zu bitten und damit um die Erlaubniß, ihm in seiner Bedrängniß aufzuhelfen.

Wir wiederholen, das Ganze trägt ein eigen sich abhebendes Gepräge; die Schreibweise und die Auffassung sind zu streng und schwer, um gerade zu unterhalten; erfreuen mag man sich auch nicht, dafür ist das ganze Lebensbild zu trüb; und doch zieht die Production unstreitig an, durch ein Etwas, das ihr sofort Bedeutung gibt: es ist die durchaus bestimmte Consequenz und Sicherheit in Auffassung der seelischen Entwickelung; so geht ein nicht unbedeutend angelegter Kopf unter, wenn er einmal den Kompaß verloren und die Willenskraft eingebüßt hat. Es ist ein trauriges Schauspiel, aber von so starker Festigkeit der Zeichnung, von so viel realer Wahrheit, daß wir fast unwillkürlich den Blick darauf gefesselt halten. Die ziemlich reiche Reihe der äußerst verschiedenen mithandelnden Charaktere bringt Wechsel ins Gemälde, der Kampf zweier verschiedenen Zeitalter und Generationen auf dem politisch-gesellschaftlichen Boden gibt Relief.

Als Muster der in verschiedenen Tonarten, nicht selten auch im Humor gewandten Schilderung stehe hier ein Stück Porträt von Paul's Aeltern:

Paul Schwarz war der Sohn eines Landarztes, eines Herrn, dessen Gesicht sehr roth, dessen Sprache sehr laut, und dessen Hände immer in den Hosentaschen steckten. Er hatte mit manchem seiner Collegen die tiefe Abneigung gegen den Adel und die innige Liebe zu allen geistigen Getränken getheilt und sein Lebtag für einen Mann gegolten, der lieber Porter trank als Bier und lieber Grog als Limonade gazeuse. Nachdem er die Universität auf Kosten irgendeines wohlthätigen Edelmanns absolvirt und als flotter Philister hinausgetreten war ins Leben, wie die meisten flotten Philister „kahl am Beutel, arm am Herzen, leer im Kopf", hatte er sich in einer Waldgegend des Unterlandes niedergelassen, um sein späteres Leben dem Bezahlen seiner Universitätsschulden zu widmen. Kurz vor seinem Ende — er starb früh und lebensmüde — hatte er mit einer hübschen Halbdeutschen, der Tochter eines benachbarten Müllers, ein Liebesverhältniß angeknüpft und sie, als dasselbe Folgen gehabt, geheirathet. Als Paul, die Frucht dieses Bünd-

nisses, geboren wurde, hatte sein Vater schon die endgültige Antwort auf die Frage erhalten, die er sich schon oft vorgelegt: warum er geboren und 30 Jahre alt werden mußte. Paul's Mutter, eine brave aber einfache und ungebildete Frau, zog mit dem Knaben nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Bruder, der in Jakobsburg Kaufmann und Fleckenvorsteher, außerdem aber noch sehr gutmüthig, sehr dick und sehr eitel war.

Sind die zwei eben behandelten einfach Gesellschaftsbilder aus der modernen Zeit, der Schilderung wegen da, ohne Tendenz, so hätte der nächste, der sich „Zeitroman" heißt, gerade ebenso gut die Aufschrift „Tendenzroman" erhalten können, denn das ist er und will es entschieden sein:

5. Fromm und frei. Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 4 Thlr.

Leider paßt das Uebel, gegen das unser Autor wacker ankämpft, die klerikal-jesuitische Herrschsucht, so ziemlich auf alle Zeiten der Geschichte und ist auch aus der Gegenwart nichts weniger als verschwunden; sie ändert höchstens die Formen und hängt von Zeit zu Zeit ein ander Mäntelchen um.

Es ist eine ziemlich weit und beiläufig bemerkt eine gut angelegte Composition, die uns gleich mit dem ersten Kapitel in den ernsten Conflict hineinwirft und folgenden Verlauf nimmt: Der arme Schulmeister Heinrich Sander, mit seiner alten Mutter zusammenwohnend, hat in Gemeinschaft mit mehrern erleuchtet freidenkenden Köpfen, an deren Spitze der witzige und unermüdliche Advocat Piper steht, den Kampf gegen die Uebermacht der Kirche, welche der lange und hagere Pfarrer Gries, sein Vorgesetzter, in starrster Weise vertritt, begonnen; seine Anschauung bringt ihn in Zwiespalt mit seinem Beruf, seinem Herzen und seiner Stellung zur altgläubigen Mutter. Ueberdies liebt er ohne Aussicht und Hoffnung die Tochter Marie des wohlhabenden Waldschenkenwirthes Hinz. Ein Artikel von ihm über das Recht der freien Schule gegen die Bevormundungsgelüste der Kirche eröffnet den dramatischen Gang der Handlung; die Folge für den Schulmeister ist Absetzung und drei Monate Gefängniß; unter dem Vorwande der Mildthätigkeit, aber mit dem boshaften Zwecke, den jungen Mann im tiefsten Herzen zu treffen und ihm die Liebe der Mutter zu entziehen, versorgt der Pfarrer diese im frommen Katharinenstift. Zwei Scenen in dieser Einleitungspartie sind in hohem Grade ergötzlich und könnten Stoff bieten zu recht possirlichen Genrebildchen von vielem Behagen. Man nehme einmal den Pfarrer, das Musterbild eines hochmüthig herrschsüchtigen Fanatikers, und vor ihm den Delinquenten, den ruhig, fest und klar Antwort gebenden Schulmeister, der aber schließlich, als der wüthende Pfaffe auch seinen verstorbenen Vater schilt, auch in Feuer geräth; nun folgende Entwickelung:

„Herr Pfarrer! Sie haben kein Recht, meinen Vater zu beschimpfen, selbst nicht einmal ein Recht, ihn zu beurtheilen; denn er war hundertmal edler als Sie sind. Er wurde von allen geachtet, die ihn kannten, und darauf können Sie nimmermehr Anspruch machen!" — Der Pfarrer gewährte bei diesen Worten einen wirklich komischen Anblick. Der Zorn hatte sein Gesicht geröthet; er bewegte lebhaft die Arme, weil ihm noch die Worte fehlten für seine gewaltige Entrüstung. Er rang nach einem Ausdrucke; keiner erschien ihm stark genug, um nur annähernd auszusprechen, was er empfand. „Fort, fort aus meinem Hause, Sie unverschämter Mensch!" brach er endlich los. „Das mir — mir! Es ist unerhört! Fort, Sie frecher Mensch! O für Sie ist die härteste Strafe noch zu gelind. Ich könnte Sie — fort, aus meinen Augen!" — Nur Heinrich's Ruhe hielt ihn von einer Gewaltthat zurück. Es gab ja nach seinen Begriffen kein größeres Vergehen, als daß ein Schullehrer, sein Schullehrer, der unter ihm stand, ihm solche Worte gesagt hatte. Und wenn sich der Himmel wegen dieser unerhörten That verfinstert hätte, er hätte es nur in der Ordnung gefunden; das ganze Weltgebäude schien ihm aus den Fugen gerückt zu sein, sein Verstand drehte sich wirbelnd im Kreise und stand endlich ganz still!

In der That, eine allerliebst instructive Situation, die zwei einander gegenüber; das Behagen, das sie erweckt, ist aber ein bitter maliciöses. Naivern Humors ist der zweite Auftritt, da das Consistorium dem freisinnigen Club in der Waldschenke den Polizeicommissar Stieglitz auf den Hals hetzt, um nach verdächtigen Manuscripten zu fahnden, und wie die lustigen Vögel den Polizeimann abführen — eine allerliebste kleine Posse. Piper hat soeben ein Manuscript mit einem verdächtigen Artikel vorlesen wollen; als er den unerwarteten Besuch sieht, wirft er's ins Feuer; umsonst versucht der eifrige Polizist es noch abzufassen.

Sagte ich es Ihnen nicht? fuhr der Advocat lachend fort. Wie können Sie mit Ihren zarten Fingern auch mitten in die Flammen hineingreifen und obenein ohne Glacéhandschuhe! Haha, das ist gefährlich! — Hinz, heizen Sie künftig nicht so entsetzlich ein, schonen Sie Ihr Holz, wenn uns der Herr Commissar wieder einmal das Vergnügen machen sollte! Jetzt holen Sie schnell etwas Oel und Salz, das beste Mittel, wenn man sich die Finger verbrannt hat!

Als der beharrliche Commissar nach weitern Manuscripten forscht, langt Piper eine Hand voll Papiere aus der Tasche und commentirt sie wie folgt:

Das ist alles, was ich besitze. Es wird wenig dabei sein, was Sie interessiren wird. Hier zuerst eine Schneiderrechnung, unquittirt natürlich, ich habe bereits vier Abschriften oder erste Auflagen davon in meiner Wohnung. Sodann ist hier ein Stück leeres Papier, es ist für mich von großer Bedeutung; ich trage es schon seit Tagen bei mir, weil ich in einem günstigen Augenblicke den Entwurf zu einem neuen Faust daraufschreiben wollte. Der Goethe'sche genügt mir nicht; man hört darin so viel von einem Pudel sprechen und sieht ihn nicht. Ich will diesen Pudel wirklich auf die Bühne bringen; um indeß originell zu sein, soll es kein Pudel, sondern ein Affenpintscher sein.

Und als der Commissar endlich die Namensunterschrift der einzelnen Anwesenden fordert, da schreibt sich der eine ein wie folgt:

Johann Leberecht Kolbig, Dr. med., praktischer Arzt und theoretisch gebildeter Geburtshelfer; Religion — gemischt; Alter — 38 Jahre, mittelgroß mit ansprechendem Gesicht und schönem Wuchse; eigentlich unverheirathet; Sprechstunde so oft er zu Hause ist.

Ernster ist der Fortgang. Wir werden in der Stadt eingeführt, zunächst bei der Geheimräthin Mühler, die in ihren schönwissenschaftlichen Abendunterhaltungen für die Tochter Adelheid den mit einer reichen Tante und einem armen Kopfe begabten Lieutenant Klett auffangen möchte. Da spielt die dritte heitere Scene mit, zwischen Klett und seinem Burschen, die an Verstand beide aneinander zu wägen sind. Die Situation ist zu schön, der über einen Lobartikel auf die geheimräthlichen Kreise im Schweiße

seines Angesichts nachsinnende Lieutenant in dem Augenblicke, da er den Burschen, der eben schüchtern seine obligate Frage angebracht: „Befehlen der Herr Lieutenant einen Nordhäuser oder einen Kümmel zum Frühstück", anschnauzt: „Mensch, Einfaltspinsel! Endlich habe ich einen vernünftigen Gedanken, da kommst du personificirter Dummkopf und störst mich!" — worauf der arme Bursch, wol in verwirrtem Erstaunen über die unerhörte Neuigkeit, verlegen stammelt: „Entschuldigen der Herr Lieutenant, ich wußte nicht, daß Sie einen Gedanken hätten!" Den fatalen Gedanken aber, der unterdessen daraus- und davongelaufen, kann der Bursche trotz alles Drohens mit Nachexerciren nicht mehr einholen.

In zweifelhafter Beziehung als Instrumente dieser vornehmen Intrigantenwelt stehen zwei dunkle Existenzen, Windsch und Gries. Der erste, eine Figur nicht ohne Interesse, ist eine von Haus aus nicht unbedeutende Natur, die sich aber in hochfahrenden Planen verzehrt und darüber jede vernünftige Laufbahn aufgibt; er liebt unsinnig die hochmüthige Tochter eines reichen Kaufmanns, rettet sie vom Ertrinken und stirbt selbst an den Folgen; fast rührend hebt es sich ab, wie dagegen als sein guter Engel die arme Tochter seiner Hausfrau bis zu Ende liebend über ihm wacht. Windsch hat noch kurz vor seinem Tode den Frommen eine Tücke gespielt und durch kecken Diebstahl dem Katharinenkloster das Vermögen der Tante Klett's, das die frommen Herren an sich zu ziehen schlau genug waren, entwendet. Die zweite dieser Existenzen, der ungerathene Sohn des alten geistlichen Fanatikers Gries, ist eigentlich ohne Interesse, ein ordinärer Bummler und Lump; er verkauft den armen Schauspielern seine schlechten Theaterrecensionen, pumpt alle Welt an, schreibt heute für und morgen wider die Frommen, declamirt unter seinesgleichen sehr laut und trinkt sich zu Schanden. Von jetzt an dreht sich die eigentliche Intrigue um das Vermögen von Klett's Tante. Das zweite Exemplar der Frommen, noch viel schöner als das erste, ist der Hausvater des Katharinenstifts, Tempel, ein abgefeimter Heuchler und gewiegter Schurke. Wir müssen uns auch dieses Muster etwas näher ansehen; es wird unter anderm mit folgenden Strichen eingeführt:

> In der einen Ecke des Zimmers stand ein Betpult, auf welchem eine aufgeschlagene Bibel lag; an den Wänden hingen religiöse Bilder, auf dem Schreibtische stand ein aus Elfenbein geschnitztes Crucifix. So weich und bequem auch das Sofa war, so angenehm auch der mächtige alte Kachelofen wärmte, so hatte doch das Geschäftszimmer des lutherischen Verwaltungsbeamten ein entschieden unheimliches Gepräge. Es wirkte störend, daß man im ganzen Zimmer keinen Winkel aufzufinden vermochte, an welchem nicht religiöse Embleme angebracht waren. Man fühlte zu deutlich das absichtliche Zurschaustellen von Gegenständen, welche das Dogma der protestantischen Lehre ausdrücklich verdammt. Der Hausvater saß beim Frühstück. Der Tisch war reich mit Speisen bedeckt, zwei Flaschen spanischen Weins standen vor ihm. Der Mann aß mit sichtbarem Appetit. Es war eine mittelgroße Gestalt, etwas gebeugt, im übrigen noch sehr rüstig. Er mochte ungefähr 50 Jahre zählen. Sein Gesicht machte einen unheimlichen Eindruck. Es war etwas aufgedunsen und geröthet; in den kleinen Augen lag ein stechender, unruhiger Ausdruck. Die Lippen waren aufgeworfen und konnten mit Recht bei ihm als Zeichen eines stark hervortretenden sinnlichen Charakters angenommen werden. Tempel war früher Kaufmann und nicht ohne Vermögen gewesen. In lustigem, ausschweifendem Leben hatte er dasselbe in wenigen Jahren durchgebracht und sich für zahlungsunfähig erklärt; seine Gläubiger hatten nur wenige Procent erhalten. Damals war sein ganzer Ruf dahin gewesen. Er hatte sich indeß der frommen Partei zugewandt, und diese hatte für ihn Sorge getragen. Um die Gerüchte, welche in der Stadt über ihn umliefen, kümmerte er sich nichts; mit seinen Vorgesetzten stand er im besten und vertrautesten Verhältnisse.

In eine neue Welt treten wir mit Sander durch eine edle Handlung ein: Gries hat der armen Schauspielerin Ulrike Köllner für einen Artikel zu ihrer Empfehlung das theuere Andenken an die Mutter, ein goldenes Kreuzchen, abgenommen; Sander kauft es zurück und schenkt es der Eigenthümerin. Aus diesem in seinen Anfängen so reinen und schönen Verhältniß entwickelt sich allmählich eine Beziehung, die auch unserm Helden trotz seiner unauslöschlichen Liebe zu Marie verhängnißvoll wird. In schwacher Stunde genießt er, der unterdeß selbst Schauspieler und bald in seinem Fache berühmt geworden, die Liebe des bis dahin unschuldigen Mädchens; er bereut den Schritt, entflieht, zieht mit Ruhm und Geld gekrönt in halb Europa herum, lernt das Leben in großem Stile kennen, findet aber nirgends Frieden und Glück. Die in seiner Liebe Getäuschte dagegen wird zur flotten Weltdame und läßt sich von den Wellen des Genusses tragen. Die Bilder aus dem Theaterleben, ein Theil nicht ohne schneidenden Humor überschrieben „Aus dem weißen Sklavenleben", sind von erschreckender, fast verletzend scharfer Wahrheit; es ist die ganze Misère, Intrigue und Spitzbüberei des Coulissentreibens, der Lüge und Unmoral.

Unterdeß hat Marie, die im innersten Herzen ihrem frühern Lehrer Heinrich ebenso innig zugethan ist wie er ihr, um dem vermeinten Glück ihres Vaters ein Opfer zu bringen, in eine reiche Heirath gewilligt; da rettet sie von dem verzweifelten Unternehmen der unglückliche Tod des Vaters, und die schwergeprüfte Tochter waltet still, sinnig und gesetzt auf ihrem Gütchen der gewohnten Geschäfte. Zur gleichen Zeit geht die fromme Speculation auf Klett's Tante ihren Weg: die geizige Alte wird ins Stift gelockt, durch pfiffige Machinationen vermocht, die Titel ihres Vermögens ebenfalls an sich zu ziehen, und die fromme Bande betrachtet sich bereits als lachende Erbin; wie sie schließlich um ihre Aussicht betrogen wird, haben wir oben gesehen. Die Scene, wo Windsch, der trotz des hochfahrenden Leichtsinns tausendmal besser als der fromme Schelm ist, mit dem Hausvater Tempel beim spanischen Klosterwein schmunzelnd sich darüber unterhält, wie es wol am besten sein möchte, wenn die unbequem werdende Alte, nachdem ihr Geld doch versorgt sei, gelegentlich „verschwinde", geht ins Teuflische; sie wird aber geradezu humoristisch belustigend durch den Umstand, daß wir von vornherein wissen, es werde der Spitzbube den Schuft und dessen ganze Bande betrügen, wozu wir ihm von Herzen Glück wünschen.

Das dritte und am meisten charakteristische Exemplar der Frommen tritt uns entgegen in dem Inspector Kreuzer, der nach dem Diebstahl über das Stift und den Verwalter gesetzt wird; die Intriguen der beiden Verwaltungsbeamten gegeneinander, die uns ganz besonderes Vergnügen machen, füllen einen starken Theil des dritten Bandes; die zwei Spieler sind sich ebenbürtig. Kreuzer hat einem

armen Mädchen die Ehe versprochen, und als sie mit dem Kinde unterm Herzen am strengen Winterabend sich flehend bei ihm einfindet, stößt er die Verführte unbarmherzig hinaus in Schnee und Eis; am gleichen Abend noch kommt die Unglückliche unter verdächtigenden Umständen um; der Herr Inspector aber, als die Sache durch Tempel ruchbar wird, verschwindet, natürlich unter höherer Inspiration. Nebenbei werden Adelheid, die unter Betreiben ihrer Mutter und des nun arm gewordenen Bräutigams selbst von der Verlobung wieder frei wurde, und der ebenfalls in der Liebe verunglückte Schmelzer ein — glückliches Paar; die Scene, wo der reiche Talg- und Seifenhändler sich seiner neuen Flamme in selbstfabricirten Versen erklärt, ist von urkomischem Pathos.

Es wirkt im höchsten Grade beruhigend, es macht einen Eindruck wie ein feiernder Herbstabend in seinem sonnigen Frieden, wenn wir nach allen den verwirrenden Conflicten und stürmisch umhergeworfenen Existenzen am Ende die Liebenden Marie und Heinrich, die sich innerlich so lange schon angehört und äußerlich so lange nicht gefunden haben, in seliger Vereinigung treffen; der Schluß ist ganz natürlich; wir sagen uns, daß es doch wol so kommen mußte, und so freuen wir uns darüber, die zwei edel angelegten Naturen in den Hafen des Glücks eingelaufen zu sehen.

Wer das Leben kennt, der glaubt dem Autor aufs Wort, wenn er abschließend sagt, die Gestalten seines Romans seien aus dem vollen Leben gegriffen. Die Namen erlassen wir ihm gern; nomina sunt odiosa.

Wir kennen jene Partei, deren Zeichnung unser Schriftsteller sich vorsetzte; wir kennen ihre Ziele und die Schritte, die sie zu ihrer Erreichung zu thun sich niemals scheut; es ist die alte und leider unsterbliche Jesuitenmoral auch im protestantischen Mäntelchen. Die Zeichnung ist gut getroffen; die Personen und die Ereignisse heben sich mit aller Schärfe auf klarem Grunde ab; wir folgen ihnen mit jenem freien Behagen, das uns im Anblick eines realistisch vorzüglich getroffenen Gemäldes immer erfüllt. Und noch eins: der Autor verdient den warmen Dank aller Freunde der Wahrheit und Freiheit.

Wir treten zum Schluß über auf das Gebiet der reinen Erzählung in Romankleid. Dahin zählen die zwei Werke:

6. An der Memel. Roman von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Der Quälgeist auf dem Weißenstein. Roman von J. D. H. Temme. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein etwas tiefer greifendes psychologisches Interesse nimmt die erste der zwei Arbeiten J. D. H. Temme's: „An der Memel" (Nr. 6), in Anspruch; es sind seelische Entwickelungen, die da vor unsern Augen sich abrollen und auch die äußern Lebensgeschicke bestimmen. Nach innerm Gehalte wird also dieser Roman ohne allen Zweifel erheblich über dem zweiten stehen, der eigentlich blos in dem Interesse am Erzählen selbst aufgeht. Uebrigens entfaltet sich in beiden das durchaus vorherrschende erzählende Moment gleich lebendig, gleich rasch und ohne Hemmung; ja die Handlung schreitet im ungestörtesten, fast dramatischen Flusse vor. Aber eins: das Vorgehen in kurzen Sätzen, fast ohne alle eingeschobenen Zwischenglieder, insbesondere in dialogischer Gestaltung, die so auffallend überwiegt, daß der stärkste Theil der Handlung in dieser Form durchgeführt scheint, wirkt natürlich an sich schon sehr mit zur lebendig frischen und freien Formulirung im Gange der Handlung; aber es scheint uns da und dort, als sei der Autor in dieser Fortschrittsweise zu weit gegangen, als habe er die einzelnen Entwickelungsmomente zu rasch und unvermittelt vorgeschoben, weshalb uns an mehrern Stellen die volle Klarheit im Fortgang zu fehlen schien. Die Manier nimmt leicht etwas Zerstücktes und Zerhacktes an.

Soll man es wol als einen Compositionsfehler bezeichnen, oder dem Roman als erlaubt hingehen lassen, daß wir eigentlich zwei Handlungen vor uns haben, die sich nur durch eine augenblicklich als künstlich erscheinende Verflechtung berühren, während ein zwingender organischer Zusammenhang nicht besteht, daß sonach die Verbindung zu lose, die zweite Handlung fast blos als episodisches Anhängsel auftritt? Ein Verhältniß, das im Drama durchaus für ungesetzlich erklärt werden müßte. Die Haupthandlung liegt bei beiden Romanen in der glücklichen Entführung eines schwer politisch Angeklagten, nur daß an beiden Orten ganz verschiedene Factoren ins Spiel kommen; dann aber tritt bei dem ersten Romane hinzu die wesentlich als Seelengemälde ansprechende Geschichte zweier Sträflinge, die sich als außergewöhnliche Menschen mit außergewöhnlichen Schicksalen abheben. Preußisch-russische Grenzgebiete bilden die Unterlage für eine die frische Selbstschau spiegelnde Naturschilderung, und preußisch-russische Gesellschaft in buntem Wirbel, insonderheit die nicht wenig verrufene Gerichtsbeamtenwelt, bildet den Cirkel mit verschiedenartigen Verflechtungen. Es sind einige originelle Figuren darunter, so die vier L'Hombrespieler, die kaum der Untergang der Welt aus ihrem Spielinteresse aufschrecken könnte.

Zwei große Scenen hat der Autor zu zwei wirklich auch groß durchgeführten Effectstücken benutzt, so jedoch, daß ihr Ausspinnen volle Berechtigung hat, weil sie je an ihrem Platze durchgreifend in den Gang der Handlung sich einmischen; es sind: der mächtige Eisgang auf der Memel und der Zuchthausbrand zu Ragnit. Es ist eine geradezu erhabene Scene, wenn die beiden Sträflinge, deren Herzen das Unglück zusammengeführt, auf dem wüthenden Eise treiben; der Mann, jetzt erst der Schuldige, weil er im unbezähmbaren Drange nach Freiheit und neuem Leben das Zuchthaus in Brand steckte, geht als Opfer der strafenden Gerechtigkeit unter; die Frau, edel und rein, erhebt sich zu einem ganz neuen Sein als Lehrerin und Tröfterin der armen Gefangenen, zu denen sie freier Dinge zurückkehrt.

Nehmen wir als Stilexempel in der Schilderung folgenden Passus aus dem Brande:

Die Gefängnißräume waren unten in den tiefen Kellern des Schlosses, oben in dem hohen vierten Stockwerk. Dort oben war auch die sogenannte Todtenkammer, die Zelle, in der die zum Tode verurtheilten Verbrecher die letzten drei Tage vor ihrer Hinrichtung verwahrt wurden. Sie war zur Zeit des Feuers besetzt. Eine Doppelmörderin erwartete dort den entsetzlichen Augenblick, in dem sie zum Schaffot abgeholt wer-

den sollte; sie war eine große, hübsche Person in den zwanziger Jahren. Ihre Wärter hatten bei dem plötzlichen Ausbrechen des Feuers die Kammer verlassen, dann die unglückliche Gefangene vergessen oder nicht den Muth gehabt, zu ihr zurückzukehren. Bis zu der Verlassenen drang das Feuer herauf. Die Todesangst ergriff sie, die am dritten Tage nachher hingerichtet, gerädert werden sollte. Ihre Thüre war verschlossen; sie riß ihr Fenster auf und rief und schrie um Hülfe. Unten sah man sie da oben in der Höhe hinter der eisernen Treille des Fensters. Man vermochte nicht, sie zu retten; niemand konnte mehr zu ihr. Aber die Todesangst gab ihr Riesenkräfte; sie zerbrach die starken eisernen Stäbe wie Glas. „Hülfe, Hülfe!“ rief sie durch das Fenster. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft mir!“ Man brachte Betten herbei, häufte, thürmte sie unter dem Fenster auf. Sie wagte den Sprung aus der schwindelnden Höhe. Sie fiel auf die Betten. Sie war unverletzt. Am dritten Tage darauf wurde sie gerädert. — Das nennen die Menschen Gerechtigkeit.

„Der Quälgeist auf dem Weißenstein“ (Nr. 7) desselben Autors ist eine Criminalgeschichte, die aber recht friedlich ausläuft, fast wie ein Lustspiel, das übrigens vollständig auf den Charakter eines Intriguenstücks angelegt ist. Der Knoten besteht ganz einfach in folgender Combination: Ein zur Zeit der Demagogenriecherei auf Hochverrath angeklagter deutscher Baron wird durch Weiberlist gerettet; der Quälgeist, eine als Dienerin verkleidete Adeliche, die diese Aufgabe mit Geist und Kraft durchführt, spielt ein wenig mit zwei Criminalräthen; dem ersten, einem etwas nervenschwachen vornehmen Herrn, weiß sie durch Gespensterfurcht zu imponiren, bis er in höchster Aufregung die Stelle quittirt; den zweiten, der verständiger und kaltblütiger ist, faßt sie durch Weiberlist und feinberechnete Machinationen. Die Intrigue ist regelrecht eingeleitet und abgewickelt, der Gang einfach und consequent, die Erzählung fließend, liest sich leicht und angenehm; die Sprache verräth den geübten Erzähler, der anscheinend mühelos die Conceptionen leicht hinwirft; es ist Unterhaltungslektüre gewandten Stils.

J. J. Honegger.

Beiträge zur vergleichenden Mythologie.

1. Reineke Fuchs in Afrika. Fabeln und Märchen der Eingeborenen. Nach Originalhandschriften der Grey'schen Bibliothek in der Capstadt und andern authentischen Quellen von W. H. J. Bleek. Weimar, Böhlau. 1870. 8. 1 Thlr.
2. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, von Karl Knortz. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Studium der Mythologie gewinnt um so mehr an Interesse, je größer und verschiedenartiger das gebotene Material und je ausgedehnter das Gebiet ist, dem dasselbe entnommen wird, weil sich bei aller Verschiedenheit doch immer gleichartige Züge finden, die bald auf eine gemeinsame Wurzel des Ursprungs zurückzuführen sind, bald nur auf einer gemeinsamen geistigen Anlage aller Völker beruhen.

Bleek's „Reineke Fuchs in Afrika“ (Nr. 1) bietet für beides manche schätzenswerthen Belege. Das erste Buch bringt hottentottische Fabeln, Sagen und Märchen, meist nach Originalhandschriften der rheinischen Missionare Krönlein und Rath, und zwar Schakal-Fabeln, Fabeln von Schildkröten, Pavianen, Löwen, Sonne- und Mondsagen und Märchen und als Nachtrag einige Bantu-Fabeln.

Schon Sir James Alexander hat in seiner Reisebeschreibung: „Expedition of Discovery into the Interior of Africa“ (London 1838) auf die interessante Thatsache aufmerksam gemacht, daß bei einem Volksstamme, von dem man allgemein glaubt, daß er auf niederer Stufe der Cultur stehe sich derartige literarische Productionen finden, die eine engere Verwandtschaft mit den geistigen Anlagen der Hottentotten und der Europäer documentiren, als mit denen irgendeiner schwarzen Rasse Afrikas. Erst Krönlein's Sammlung zeigt den Reichthum des vorhandenen Literaturschatzes. Mögen nun die vorhandenen Fabeln der Hottentotten ganz einheimisches Product sein, oder mögen sie durch Anregung und Befruchtung der ausländischen Literatur entstanden sein, als feststehendes Resultat ergibt sich eine weit innigere Verwandtschaft zwischen dem Geist des Hottentotten und dem des Europäers, als sie zwischen dem letztern und dem irgendeiner der schwarzen Rassen Afrikas sich findet.

Die Sammlung zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste hottentottische, das zweite nordafrikanische Fabeln und Märchen bietet. Im ersten Buche finden wir 1) „Schakal-Fabeln“; 2) „Schildkröten-Fabeln“; 3) „Pavian-Fabeln“; 4) „Löwen-Fabeln“; 5) „Vermischte Fabeln“; 6) „Erzählungen über Sonne und Mond“; 7) „Sagen“; 8) „Märchen“; 9) „Bantu-Fabeln“. Das zweite Buch zerfällt in: 1) „Hyänen-Fabeln“; 2) „Wiesel-Fabeln“; 3) „Spinnen-Fabeln“; 4) „Elefanten-Fabeln“; 5) „Löwen-Fabeln“; 6) „Affen- und Hasen-Fabeln“; 7) „Fabeln verschiedenen Inhalts“; 8) „Liebesgeschichten“; 9) „Märchen“.

Die Hottentotten-Fabeln sind bis auf einige Veränderungen, die nur weitere Ausführungen sind, getreu wiedergegeben. Bei einigen dürfte der europäische Ursprung außer Zweifel sein, so bei einigen Schlangenfabeln, andere stammen entschieden aus neuerer Zeit. Nichtsdestoweniger ist der Kern der meisten Fabeln ein uralter, und weist auf Zeiten zurück, in denen eine Beeinflussung durch europäische Ueberlieferungen nicht wol möglich war. So sei denn diese Sammlung der vergleichenden Mythologie und Sprachwissenschaft zur lohnenden Ausbeute empfohlen.

Nicht minder anziehend ist die Sammlung der „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“ von Karl Knortz (Nr. 2). Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, aus mündlichen Berichten von Missionaren, Reisenden, Dolmetschern und Agenten, sowie aus schriftlichen Quellen das zerstreute Material zusammenzustellen. Wer einen Hauch des Geistes jener nordamerikanischen Indianer spüren will, der lausche ihren Märchen und Sagen, die ihm hier in reicher Fülle

und Mannichfaltigkeit geboten sind. Er höre die Erzählung des Indianers, wie er sie fand:

In des Waldes Vogelnestern,
In dem Hüttenbau des Bibers,
In des Büffelochsen Hufspur,
In dem Felsenhorst des Adlers.

Da erzählt er seine haarsträubenden Sagen von himmelhohen Riesen, deren Mäntel aus Scalpen und deren Trinkgeschirre aus Schädeln ihrer Feinde bestanden; von Mammuthsbüffeln, die so große Füße hatten, daß sie mit einem allein den größten Wald niedertreten konnten; von baumstarken Manitos, deren Anzahl sich, wie die Götter der Hindus, nur nach Millionen berechnen läßt, oder von leichtfüßigen Elfen, die wie die Virgil'sche Camilla über die Flüsse liefen, ohne sich die Füße zu benetzen, und über einen Kornacker, ohne eine Aehre zu knicken. Von dem Reichthum der Sammlung auch nur einen Begriff zu geben, ist in dem engen Raum d. Bl. nicht möglich.

Sind die Sammlungen der Mythologie des Auslandes in der deutschen Literatur naturgemäß nicht so zahlreich, so haben wir aus dem Gebiete deutscher Sagenforschung wieder eine größere Anzahl von Schriften zu besprechen. Es sind dies:

3. Sagenbuch des Voigtlandes von Robert Eisel. Gera, Griesbach. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
4. Historische Erzählungen und Sagen aus der Steiermark von Isidor Proschko. Graz, Pock. 1869. Lex.-8. 20 Ngr.
5. Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen. Von E. Mülhause. Kassel, Freyschmidt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen von H. Frischbier. Berlin, Th. Enslin. 1870. 8. 25 Ngr.
7. Der Waldcultus und die Linde in der Geschichte, in Sagen und Liedern von Joseph Funcke. Köln, Du Mont-Schauberg. 1869. 16. 15 Ngr.
8. Danziger Sagen. Poetisch bearbeitet von Eduard Ludwig Garbe. Danzig, Saunier. 1872. 16. 20 Ngr.

Das „Sagenbuch des Voigtlandes" von R. Eisel (Nr. 3) will eine Recapitulation alles dessen liefern, was bisher im (nicht-sächsischen) Voigtlande an Volkssagen aufgefunden worden ist. Ueber die Hälfte des Gebotenen hat der Sammler aus dem Volksmunde selbst geschöpft. Außerdem sind nicht weniger als dreizehn Manuscripte und neunundfunfzig Druckschriften benutzt. Die Benutzung des außerordentlich reichen Materials wird durch ein beigegebenes Sach- und Ortsregister erleichtert.

Die „Historischen Erzählungen und Sagen aus der Steiermark" von I. Proschko (Nr. 4) tragen einen ganz andern Charakter als das „Sagenbuch des Voigtlandes". Sie wollen in erster Linie unterhalten und tragen vielfach eine zu subjective Färbung, um dem forschenden Fachgelehrten zuverlässiges Material zu bieten. Unter dem lesenden Publikum jedoch, das viel größer ist als der Kreis der Fachmänner, werden sie ihre Abnehmer schon finden.

„Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen" von E. Mülhause (Nr. 5) sind schon in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" abgedruckt und verdienen es recht wohl, in diesem Separatabdruck einem größern Leserkreise zugänglich zu werden. Ein Inhaltsverzeichniß wäre eine dankenswerthe Zugabe gewesen.

H. Frischbier, dessen Namen Referent in d. Bl. mehr als einmal rühmend erwähnen konnte, tritt uns in seinem „Hexenspruch und Zauberbann" (Nr. 6) mit einem außerordentlich interessanten Beitrage zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen entgegen. Ihn hat das Wort Grimm's in seiner „Deutschen Mythologie" angeregt: „Eine umsichtige Sammlung der Besegnungsformeln, die zu manchen Aufschlüssen leiten müßte, scheint jetzt noch nicht an der Zeit, da sie zerstreut und aus dem Munde des Volks oder den Hexenprocessen erst langsam zu gewinnen sind." Die Sammlung ist sehr verständig angelegt, gibt überall die schriftlichen Quellen und Fundorte an und bietet wirklich einen wesentlichen Baustein zu einer „umsichtigen Sammlung", wie sie Grimm im Sinne hatte.

J. Funcke's Monographie: „Der Waldcultus und die Linde" (Nr. 7), führt uns die Linde in der Geschichte, Sage und Literatur vor und behandelt: 1) „Grund und Boden"; 2) „Das germanische Götterepos"; 3) „Die ersten Tempel"; 4) „Die Verehrung von Bäumen"; 4) „Der Cultus in Wäldern und Hainen", 6) „Die Verehrung einzelner Bäume bei unsern Vorfahren", 7) „Metamorphosen", 8) „Die Linde", 9) „Die Linde in der Geschichte" in Märchen, Sagen und Liedern. Ein Anhang bietet „Lindenlieder" des Verfassers. Der Forscher wird aus den subjectiven Ergüssen des nicht scharf gesichteten und nicht klar geordneten Stoffs einzelnes Werthvolle herausfinden.

Ganz ins Gebiet der subjectiven Gestaltung der Sagenstoffe führen uns die „Danziger Sagen" (Nr. 8), welche E. L. Garbe poetisch bearbeitet hat. Der Dichter konnte sich wol kaum eine undankbarere Aufgabe stellen, als die Sage und Geschichte Danzigs von 900 bis auf die Gegenwart poetisch zu behandeln. Es ist darum vielfach nur die Wahl des Stoffs schuld, wenn wir es anstatt mit Dichtungen nur mit metrischen Einkleidungen von Sagen zu thun haben. Möchte es dem Verfasser gefallen, uns die Sagen von Danzig, mit denen er sehr vertraut scheint, in schlichter Prosa zu erzählen und seine poetische Begabung dankbarern Aufgaben zuzuwenden, zumal sein eigentliches Feld mehr die Lyrik als das Epos zu sein scheint. Um aber dem Leser zu ermöglichen, sich selbst ein Urtheil über des Verfassers poetische Leistungen zu bilden, schließen wir mit seinem

Gruß an die Ostsee.

Du blaues Meer, dir will ich singen,
Dir will ich senden Lied und Kuß,
Aus weiter Ferne soll's erklingen,
Mit meiner Liebe schönstem Gruß.
— — — — — — — — — —
Oft will ein Traum mich heimwärts tragen,
Hinüber bis zum fernen Meer —
Ich hör's an seine Ufer schlagen
In brausend ew'ger Wiederkehr.
Die Fichtenwälder hör' ich rauschen,
Des Leuchthurms Flamme seh' ich glühn,
Den Glockenklängen muß ich lauschen,
Die durch die Wipfel säuselnd ziehn.

Die weißen Segel seh' ich schwellen, —
Den Fischer auf dem leichten Kahn —
O heimisch Meer — ihr blauen Wellen,
Nehmt meine Grüße freundlich an.

Nehmt hin das Lied, das ich gesungen,
Das ich voll Liebe euch geweiht —
Der schönste Traum ist mir verklungen,
Sowie der Jugend goldne Zeit.

Feuilleton.

Ueber das geistige Urheberrecht.

Die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten nimmt fortwährend an Mitgliederzahl zu und dürfte mit wenigen Ausnahmen jetzt alle namhaften dramatischen Schriftsteller und Componisten vereinigen. Sie bildet den Bühnen gegenüber bereits eine Macht, welche im Stande ist, denselben das Gesetz zu dictiren und die Nichtachtung der Schriftstellerrechte, die bisher namentlich an den kleinern Bühnen an der Tagesordnung war, von jetzt ab unmöglich zu machen. Ihr Hauptstreben ist indeß dahin gerichtet, den Verkehr der Autoren mit den Bühnen nach festen Grundsätzen zu regeln, was ebenso im Interesse der Directionen liegt. Der Vorstand hat daher jetzt eine Klassification der deutschen Bühnen entworfen, welche auch den Directoren zur Begutachtung und etwaigen Correctur zugesendet werden soll; auf Grund dieser Klasseneintheilung soll dann ein fester Tarif der Honorirung entworfen werden. Wenn der Director des nürnberger Stadttheaters, Herr Reck, eine Versammlung der deutschen Directoren nach Kassel berufen hat, hauptsächlich um die Autorenfrage zur Sprache zu bringen, so darf man wohl erwarten, daß nicht ein Protest gegen die dramatischen Schriftsteller, die endlich einmal ihre begründeten Rechte wahren, dabei zu Tage kommen wird, sondern annähernde Schritte zu einer Verständigung im gegenseitigen Interesse. Auch die Commission des Bühnenvereins, die am 10. November in Kassel tagt, dürfte zu solchen Schritten wohl berufen sein, um so mehr, als die Genossenschaft dramatischer Autoren einige Mitglieder der Commission wie überhaupt mehrere Intendanten zu ihren Mitgliedern zählt; wir nennen Freiherrn von Perfall in München, Freiherrn von Loën in Weimar und Freiherrn von Wolzogen in Schwerin.

Inzwischen wird ein in Leipzig gegen den Director des Stadttheaters, Friedrich Haase, eingeleiteter Monstreproceß, wie er auch entschieden werden möge, eine wichtige Rechtsfrage zum Austrag bringen, und so wesentlich dazu beitragen, einen festen Rechtsboden für die Beziehungen zwischen Directoren und Dichtern zu schaffen. Unter Berufung auf zwei bereits gefällte Entscheidungen der Gerichte von Zwickau und Köln verlangen die dramatischen Autoren, daß der jetzige Director des Stadttheaters in Leipzig auch diejenigen Stücke honorire, welche von den frühern Directionen erworben und zur Aufführung gebracht wurden, indem ein Stadttheater in keiner Weise als juristische Persönlichkeit zu betrachten sei, die einzelnen Pächter nur als Privatpersonen Contracte mit den dramatischen Autoren abschließen, und solche Contracte keineswegs von selbst übertragbar seien. Mit dem Ankauf der Theaterbibliothek des Vorgängers werde aber nur das Eigenthumsrecht an den Exemplaren der Stücke, keineswegs das Aufführungsrecht erworben. Da die Direction die entgegengesetzte Anschauung vertritt und auch nicht die verlangten mäßigen Procente für die Aufführungen älterer Stücke bezahlen will, so stellt sich die Klage auf den Boden des Reichsgesetzes über das geistige Urheberrecht, erklärt alle jene Aufführungen von ältern, obgleich früher am leipziger Stadttheater aufgeführten Stücken, über welche sich die jetzige Direction nicht von neuem mit den Schriftstellern geeinigt hat, für „unbefugt“, und verlangt auf Grund des Reichsgesetzes als Entschädigung dafür die Bruttoeinnahmen aller Vorstellungen, eine selbstverständlich höchst beträchtliche Summe, um so mehr, als auch die Opern von Richard Wagner, Fr. von Flotow u. a. mit auf der Liste der „unbefugten Aufführungen“ stehen. Man darf auf den Ausgang dieses Processes, des bedeutendsten, der bisher in Deutschland in Sachen des geistigen Urheberrechts geführt worden ist, sehr gespannt sein.

Eine Aufforderung des Vorstandes der Genossenschaft an die musikalischen Vereine und Concertinstitute, von jetzt ab aus freien Stücken den Componisten einen Ehrensold zu zahlen, hat zum Theil schon die gewünschten Folgen gehabt.

Was eine Controle der einzelnen Aufführungen durch den Staat im Interesse der Genossenschaft betrifft, so ist dieselbe von dem Reichskanzleramt und dem preußischen Ministerium des Innern aus formellen Gründen abschlägig beschieden worden; man ist gegenwärtig auf andere Mittel und Wege bedacht, eine solche Controle ins Werk zu setzen.

Prinz Georg von Preußen, als dramatischer Dichter unter dem Namen G. Conrad rühmlich bekannt, ist zum Ehrenmitglied der Genossenschaft ernannt worden und hat diese Ernennung dankbar acceptirt.

Bibliographie.

Billroth, A., Auf lichten Höhen. Berlin, G. Reimer. 16. 15 Ngr.

Bolanden, C. v., Canossa. Historischer Roman. 1ster Bd. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Delff, H. K. H., Welt und Weltzeiten. Eine Philosophie des Lebendigen und der That. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. 2ter Bd.: Reinke de Vos. Herausgegeben von K. Schröder. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Dincklage, E. v., Geschichten aus dem Emslande. 2ter Bd. Leipzig, Schlicke. 1873. 8. 2 Thlr.

Familien-Bibliothek. Unter Mitwirkung der bewährtesten Volksschriftsteller herausgegeben von F. Schaubach. 1ste Lief.: Die Revolution in Filzheim für's Volk erzählt von J. Nordheim. Braunschweig, Zwißler. 1873. Br. 8. 5 Ngr.

Hammerich, F., St. Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 14. Jahrhundert. Deutsche autorisirte Ausgabe von A. Michelsen. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hausrath, A., Religiöse Reden und Betrachtungen. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.

Heigel, K., Neue Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, J. v., Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet. Ein Beitrag zu deren Kritik. Nebst einem Anhange, die Verfassung des Deutschen Reiches und die Verträge mit den süddeutschen Staaten enthaltend. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hermann, Neue Lieder. Güstrow, Opitz u. Comp. 1871. 8. 5 Ngr.

Hoven, G. van, Scherz und Ernst. Dramatische Spiegelbilder modernen Lebens. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jäger, C. L., Ein Beitrag zur Frage der Versicherung der Arbeiter gegen Unglücksfälle im Berufe. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 10 Ngr.

Langwerth von Simmern, H. Freih., Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen deutschen Reichs. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Lebensgrundsätze König Wilhelm's von Marianne von R. Berlin, Janke. 1873. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mohr, L., Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. I. Leipzig, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Religion und Theologie. Lose Blätter der Zeit von einem Lehrling im Dienste der Anthropologie. II. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Altdeutsche Spruchgedichte. Ausgewählt, übersetzt und erläutert. Paderborn, Schöningh. 16. 6 Ngr.

Sturm, J., Spiegel der Zeit in Fabeln. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Treuenfels, A. v., Die nordschleswigsche Angelegenheit vom unparteiischen Standpunkt betrachtet. Berlin, Königsmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Vockeradt, H., Göthe's lyrische Dichtungen. Nach den wesentlichsten Gesichtspunkten kurz betrachtet. Paderborn, Schöningh. 8. 10 Ngr.

Weiss, H., Kostümkunde. (IIIter Abschnitt.) Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 11te bis 14te (Schluss-)Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. à 24 Ngr.

Wesing, C., Diesterweg und die nationale Erziehung. Schweinfurt, Stoer. 1873. 8. 5 Ngr.

Wild, H., Sarah. Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 14. November 1872.

Eine Schrift über Theaterwesen.

Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche. Von Georg Köberle. Stuttgart, Neff. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Bedürfniß einer Theaterreform macht sich in Deutschland immer lebhafter geltend, ja diese Reform selbst wird, soweit es die äußern Bühnenverhältnisse gilt, mit Energie von verschiedenen Seiten in Angriff genommen. Die Bühnenleiter, die Schauspieler, die dramatischen Schriftsteller bilden Associationen zur Wahrung ihrer Interessen; die Chronik der letzten drei Jahre hat entschiedene Fortschritte auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Darüber darf man sich indeß keinen Illusionen hingeben, daß diese Fortschritte für das Wesen der dramatischen Kunst selbst nicht entscheidend ins Gewicht fallen, sondern nur den Zweck haben, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihre Entwickelung hemmen.

Die Schrift von Köberle, deren wesentlichen Inhalt die Theaterreform bildet und die sich nicht blos kritisch und analysirend verhält, sondern positive Vorschläge zur Neugestaltung des deutschen Theaters macht, ist die weitere Ausführung einer Abhandlung: „Ueber die moderne Bühne und die Mittel zu ihrer Reform", die der Autor unter dem Pseudonym Georg Isigat in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von Cotta 1867 hatte erscheinen lassen. Köberle will aus den hier veröffentlichten Grundprincipien die Consequenzen ziehen, welche sich für die Theaterleitung im neuen Deutschen Reich ergeben. Im Besitz einer „mit wahrhaft staatsmännischem Fernblick vorgehenden Centralgewalt und eines gesetzgebenden Körpers, der sich auf die Höhe der Zeitanforderungen emporzuschwingen strebt", haben wir jetzt, wie Köberle meint, für eine radicale Bünenreform günstigere Aussichten:

> Kaum können wir voraussetzen, daß, nach Erledigung der drängendsten Fragen über die staatsrechtliche Organisation Neudeutschlands, der hohe Bundesrath und der Reichstag nicht auch die brennende Theaterfrage in den Bereich ihrer Competenz ziehen werden, sobald ihnen die Wichtigkeit und Tragweite des Einflusses klar geworden, welchen die theatralischen Leistungen je nach ihrer ethischen Qualität oder unästhetischen Entartung im edelsten oder im schlimmsten Sinne auf die Culturentwickelung der gesammten Nation unvermeidbar üben. Die Größe dieses Einflusses darzuthun und die thatsächliche Aufmerksamkeit der höchsten Spitzen unserer gesetzgebenden Gewalten auf die troslos versumpften Bühnenzustände, sowie auf die Möglichkeit ihrer zeitgemäßen Reorganisation hinzulenken, ist der Hauptzweck der vorliegenden Schrift, namentlich des sechsten, siebenten und achten Abschnitts derselben. Daß wir für den kranken Theaterorganismus in den nachfolgenden Blättern keine Radicalcur verschreiben, wird schwerlich jemand behaupten wollen. Wem wir zu weit gegangen zu sein scheinen, der möge sich mit dem gewiß unbestreitbaren Ausspruche trösten, daß auch Deutschland nicht ohne einen etwas gewaltsam scheinenden Act einig werden konnte, und daß wir wol niemals in den Besitz guter Bühnen gelangen dürften, würden nicht die gesetzgebenden Mächte durch einen etwas gewaltsamen, wenn auch zweifellos ihnen zustehenden Act den gordischen Knoten endlich zerhauen.

Die Abhandlung von 1867 ist in der vorliegenden Schrift wiederum vollständig abgedruckt; wir finden in derselben den eigentlichen Kern des Werks, da Köberle hier auch auf die geistigen und künstlerischen Probleme eingeht, ohne welche jede äußere Reform doch mehr oder weniger als eine taube Nuß zu betrachten ist. Dem dichterischen und künstlerischen Genie soll die Reform nur die Wege bahnen; aber die Hemmnisse desselben liegen nicht blos in der Unfähigkeit einzelner Directoren, in der Ungunst der äußern Verhältnisse, sie liegen oft tiefer in den ästhetischen Vorurtheilen und Verkehrtheiten der Dichter selbst, in der Beschaffenheit des Theaterpublikums, der Theaterkritik, und wenn Köberle nach diesen Seiten hin seine polemischen Speere schleudert, so darf man solchem Waffenwerk nur besten Erfolg wünschen. Gegenüber einseitigen Kunststudien hebt Köberle mit Recht hervor, daß die Bühne wirklich ein Spiegel der Zeit ist und sein soll, und nicht blos ein Spiegel, sondern auch ein Vorbild. Ganz wie wir betont auch Köberle das moderne Princip für das dichterische und künstlerische Schaffen:

Von jeher, selbst als die Wissenschaft rationelle Gründe hierfür noch nicht aufgefunden hatte, brachten geniale Künstler und Dichter in ihren Schöpfungen gleichsam instinctmäßig dasjenige Ideal zur Anschauung, in welchem die Richtung und die Geistesbestrebungen ihres Zeitalters culminirten. Wie in den Werken der Griechen die Welt des Hellenenthums sich abgespiegelt hat, so ist z. B. durch die Feder eines Dante und durch den Pinsel eines Rafael der christliche Idealismus des Mittelalters abgespiegelt worden. Daß auch die neuere Kunst und Poesie in ihren hervorragendsten Trägern nach dem Ausdrucke für ein Ideal der Neuzeit ringe, wurde noch von niemand mit Erfolg bestritten. Hat man doch den Stillstand oder Rückschritt in einzelnen Zweigen der Poesie und Kunst gerade durch die Behauptung, daß die zwischen charakterloser Unentschiedenheit und raschen Uebergängen umherschaukelnde Gegenwart ein schon zum Bewußtsein gewordenes ideales Ziel noch gar nicht besitze, zu erklären versucht und dadurch ausdrücklich die Nothwendigkeit eines in der Zeit wurzelnden Ideals für alle und jede von der Phantasie befruchtete Geistesthätigkeit constatirt, insofern als Frucht solcher Thätigkeit eine neue Blütenperiode für die Poesie und Kunst hervorkeimen soll. Sonach ist, obgleich wir in Uebereinstimmung mit der wissenschaftlichen Theorie der Aesthetik den Schönheitsbegriff als einen für alle Zeit unwandelbaren und feststehenden voraussetzen, die formelle Manifestation der Schönheit denjenigen Modificationen unterworfen, welche ihr durch die stets weiter voranstrebende Entwickelung der allgemeinen menschlichen Cultur vorgezeichnet werden. Mit andern Worten: die Erzeugnisse im Gebiet der wahren Poesie und Kunst wurzeln und wurzelten zu jeder Zeit im Ideal derjenigen menschlichen Generation, unter welcher sie entstehen oder entstanden sind. Dies Ideal vermittelt den Nexus zwischen dem Phantasiefluge des schaffenden Künstlers und dem prosaischen Schritte der ihn umgebenden Mitwelt; nur dies Ideal knüpft zwischen dem Kunstwerke und zwischen dem es betrachtenden Publikum die geistigen Wechselbeziehungen an, durch welche uns das Verständniß des Kunstwerks erschlossen und der ästhetische Genuß an demselben ermöglicht wird.

Zwar verdammt Köberle das Abgleiten vom ästhetisch-ethischen Gehalte des Zeitalters zur hohlen und verflüchtigenden Zeitphrase; doch ist auch dies wol cum grano salis zu verstehen. Die Gegner werden in jeder Art und Weise, wie der Gehalt eines Zeitalters zum Ausdruck kommt, nur die Zeitphrase sehen. So erging es schon Schiller mit seinem Marquis Posa. Oder können seine Anreden an König Philipp nicht als Zeitphrasen betrachtet werden, wenn man sie mit ungünstigen Augen ansieht? Waren sie nicht ein Echo der französischen Humanitätsphilosophie? Wuchsen sie aus der Situation hervor, oder war die Situation nicht mehr um ihretwillen geschaffen? Und doch — wer wollte diese glänzenden Juwelen poetischer Beredsamkeit im Schatzkästlein unserer Nationalliteratur missen? Die Gedanken, welche die Zeit beherrschen, in schöner und dauernder Form wiederzugeben, ist das Vorrecht des Dichters. Wer in ihnen dann nur Zeitphrasen sieht, der will eben nichts anderes in ihnen sehen. Man muß den Akademikern und Romantikern nicht zu Munde reden.

Noch treffender ist, was Köberle über die Reform des modernen Theaterpublikums als nothwendige Voraussetzung einer Reform der Bühne, über den Mangel einer durchgebildeten Volksästhetik sagt:

> Das jetzige Theaterpublikum, welches im allgemeinen ebenso materiell denkt als prosaisch fühlt, gibt sich zwar den Anschein, eine ethische Bühne zu wollen, stellt aber an die Theaterleistungen Anforderungen, die, wie wir bald nachweisen werden, in der That nur noch eine depravirte Bühne ermöglichen. Die Mehrzahl des Publikums verlangt nämlich von der Bühne Schaustellungen, durch welche die Sinnlichkeit angenehm erregt, dem Geist aber nicht die geringste Anstrengung zugemuthet wird. Diesem Verlangen entsprechen, nächst den Ausstattungsopern, am meisten gerade diejenigen tendenziösen Repertoirestücke, welche wir bereits als die photographischen Spiegelbilder der auf der Oberfläche der Zeit herumschwimmenden Blasen kennzeichneten, und in welchen von dem titanischen Ringen und vom angestrebten Kampfpreise unsers Jahrhunderts kaum eine schwache Spur sich auffinden läßt. Vorstellungen im Bereiche des recitirenden Schauspiels, die ein wahrer Hohn auf die Würde der dramatischen Kunst sind, werden vom großen Haufen bejubelt und machen volle Häuser; Leistungen, in denen die Aesthetik ihre Rechte geltend macht, ziehen in der Regel nur einen kleinen Kreis von Kunstkennern an.

Als Heilmittel hiergegen schlägt Köberle die Aufnahme der Aesthetik und Propädeutik der Dramaturgie unter die Lehrgegenstände des deutschen Schulunterrichts vor. In der That spielt auch auf den Gymnasien und hohen Schulen die Aesthetik eine so untergeordnete Rolle, daß es nicht zu verwundern ist, wie selbst unter den angesehensten Vertretern des Staats und der Gesellschaft oft ein ästhetisches Urtheil zu Tage tritt, das mehr für die untersten Schichten derselben paßte, und wie der erste Rang und das „Paradies“ oft durch merkwürdige geheime Sympathien in Betreff des dramaturgischen Urtheils miteinander verbunden sind.

Die Betrachtungen Köberle's über das Theaterpublikum fordern indeß zu einer Ergänzung auf, aus welcher hervorgehen wird, daß eine solche propädeutische Radicalcur, wie er sie vorschlägt, nicht unbedingt nöthig ist, wenngleich eine gründlichere ästhetische Vorbildung für die gebildeten Stände sehr zu wünschen wäre. Wer das Theaterleben an verschiedenen Orten beobachtet hat, der wird sich leicht überzeugen, daß das Theaterpublikum nur ein bestimmtes Segment aus dem Kreise des größern städtischen Publikums ist und keineswegs mit diesem verwechselt werden darf. Das Theaterpublikum besteht aus den Enthusiasten, Theaternarren und Theaterdilettanten in erster Linie, dann aus den regelmäßigen Abonnenten, und das große Publikum bildet nur eine flottirende Bevölkerung des Theaters, das bei besondern Erfolgen oder zu besondern Genüssen herangelockt wird. Jener eigentliche Kern der Bühnenfreunde vertritt indeß durchaus nicht die geistige Elite des Publikums. Diejenigen, denen das Theater tägliches Brot ist, verlangen von ihm eine regelmäßige Abendunterhaltung, sind überdies an eine gewisse Routine gewöhnt; alle Neuerungen sind ihnen unbequem; Oper und Ballet, Posse und allenfalls das Conversationsstück wird von ihnen verlangt; dem poetischen Drama, dem Trauerspiel, dem classischen wie dem modernen, wenden sie keinen Antheil zu; an, solchen der gebildeten Langeweile gewidmeten Abenden wandern die Abonnementbillets in die Hände der Confirmandinnen, der Gouvernanten, der Lehrer- und Schülerkreise, oder der Theaterfreund wohnt gähnend einem Acte bei und hat dann seine Schuldigkeit gethan. Dies Publikum entscheidet in der Regel bei premières représentations — und es ist wol kein Zweifel, daß die Dramen eines Schiller oder Shakspeare, wenn sie jetzt zum ersten male ohne den Heiligenschein der Classicität und ohne ein Piedestal von kritischen und dramaturgischen Folianten zur Aufführung kämen, häufig ein Fiasco und selten einen succès d'estime erleben würden.

Das große, das allgemeine Publikum hat weit mehr Sinn für die Größe dramatischer Gestaltungen, für den hinreißenden Schwung echter Poesie; aber wie selten appelliren die Bühnendirectionen, insbesondere bei neuern Dichtwerken, an diese Instanz! Für das Sonntagspublikum ist die Posse, die Oper bestimmt, und abgesehen von solchen Sonntagsaufführungen läßt sich ein großes Publikum nur heranziehen, wenn ein Stück durch häufige Wiederholungen in immer weitern Kreisen von sich sprechen gemacht hat. Tritt aber bei Vorführungen neuer Dichtungen von Werth nur einmal der Fall ein, daß das Haus nicht gut besetzt ist, so werden dieselben von den Directionen gleich ad acta gelegt, während wir hundert Beispiele anführen können, daß die Directionen Possen, Volksstücke und was sie dafür hielten, durch mehrere leere Häuser hindurch zu einer gewissen Popularität zu führen wußten. Der Unglaube der Directionen an die Macht des Poetischen und Bedeutenden in unserer Zeit ist einer der verhängnißvollsten Factoren für die Herabsetzung der öffentlichen Geschmacksbildung. Und in welchem Dilemma befinden sich die dramatischen Dichter dem Publikum gegenüber, von welchem der Erfolg oder Mißerfolg ihrer Stücke abhängt! Auf den erstern sind sie angewiesen und doch dürfen sie sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß bei großartigen Schöpfungen das Theaterpublikum auf die Intentionen des Dichters nicht eingehen wird, am wenigsten an einem ersten, flüchtig genossenen Theaterabend, und daß sie es mit dem Besten, was sie bieten können, höchstens zu einem succès d'estime bringen werden. Horaz sagte zwar,

— Mediocribus esse poëtis
Non di, non homines, non concessere columnae —

doch was die Götter nicht erlauben, das verlangt das moderne Theaterpublikum — die Mittelmäßigkeit der Poeten ist die sicherste Bürgschaft ihres Erfolgs. Je kritischer das Publikum, desto gefährlicher; denn ein kritisches Urtheil, dem die Voraussetzungen tiefer ästhetischer Bildung fehlen, kann nur eine Mißgeburt sein.

Doch da gibt es ja eine Remedur — die Kritik in berufenen Händen! Sie ist die Justiz, welche ein fehlerhaftes Urtheil cassirt, welche den Gedankengang des Dichters entwickelt, seine Intentionen erläutert, die Vorzüge der Dichtung ans Licht stellt — die Kritik, o schöner Traum! Wir wissen alle, wie Schiller und Goethe bei Lebzeiten recensirt worden sind, was würde unsere vulgäre, unsere Wald- und Wiesentheaterkritik über einen „Götz", „Egmont", „Tasso", über eine „Jungfrau von Orleans" und „Maria Stuart" sagen? Hören wir die folgende Philippika von Köberle:

Wir empfehlen dringend einen literarischen Feldzug gegen den grassirenden Theaterrecensentenunfug. Unter den schlimmen Einflüssen auf den Geschmack des größern Publikums stehen die Verkehrtheiten der täglichen Journalberichterstattung obenan. Es ist wirklich empörend, was für Kaviar man in öffentlichen Blättern über die Bühnenleistungen mitunter zu Gesicht bekommt! Der überwiegend größere Theil unserer Theaterreferenten besteht aus Individuen ohne alle wissenschaftliche Bildung, denen der liebe Herrgott in seinem Zorn Sympathien für die Buchdruckerschwärze eingepflanzt zu haben scheint. Wenn man die gedruckten Urtheile solcher Kritikaster liest, so möchte man fast wähnen, das Vaterland sei zur Zeit an producirenden Genies und an Musterbühnen so reich wie das Meeresufer an Sand. Noch ekelhafter aber als die lobhudelnden Ueberschwenglichkeiten der meisten Theaterreferenten von Profession klingt deren Tadel. Es wäre interessant, von einem Künstler wie z. B. Emil Devrient zu hören, was ihn — wir wollen nicht sagen sein Ruhm, denn diese Frage klänge indiscret —, was ihn die Loskaufung von Anbelferungen während seiner langen Laufbahn gekostet habe! Das specifische Theaterrecensententhum pflanzt sich überall vor den Thüren der Künstler, Dichter und Directoren wegelagernd auf und formulirt seine Urtheile nicht nach dem Werthe der Kunstleistungen, sondern nach dem Gewichte der klingenden Münzen, mit welchen seine aufdringlichen Visiten honorirt werden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß in Städten wie z. B. Wien, Berlin, Hamburg und Frankfurt u. s. w. neun Zehntheile von den journalistischen Bühnenberichterstattern aus käuflichem Gesindel bestehe, auf welches wörtlich Altmeister Goethe's Kraftausspruch paßt: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent!" Würden diese Pestbeulen im modernen Bühnenleben gründlich ausgerottet und an deren Stelle ehrliche und sachkundige Berichterstattungen eingeführt, so wäre damit eine der trübsten Nahrungsquellen für das öffentliche Geschmacksverderbniß glücklich versiegt. Wir können hier den Ausdruck unserer Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß namentlich in den ebengenannten vier Städten der bessere Theil der dortigen Schriftsteller nicht längst in corpore dies literarische Banditenthum eindringlicher gebrandmarkt hat, als es von einer vereinzelten Feder geschehen kann und schon wiederholt ohne nachhaltige Wirkung von einzelnen Aesthetikern geschehen ist.

Mag Köberle in vieler Hinsicht zu schwarz sehen, namentlich was die Käuflichkeit des literarischen Proletariats betrifft — es ist keine Frage, daß sich nirgends so viele unberufene und unreife geistige Kräfte tummeln als auf dem Gebiete der Theaterkritik. Dies Gebiet ist in vieler Hinsicht preisgegeben, für die „Bellmäuse" nicht nur, denn solche harmlose Geschöpfe sind hier selten, auch für die Schmocks und Consorten. Ohne den Sinn für das Bedeutende des Dichters und der Dichtung gibt es keine echte Kritik. Wenn man in den Dramen Schiller's, Goethe's, Shakspeare's blos die Fehler ihres künstlerischen Baues hervorsuchen, ihren Zusammenhang zerfasern wollte, ohne den geistigen Kern hervorzuheben, der ihre Unsterblichkeit verbürgt — wo blieben unsere Unsterblichen? Solcher Unterlassungssünden macht sich unsere Tageskritik, natürlich mit Ausnahme ihrer würdigen Vertreter, aus Mangel an geistigem Fonds täglich schuldig. Als Feld, in bequemer Weise Popularität zu gewinnen, wird sie von unfähigen Anfängern angebaut, die oft den schlechtesten Judenwitz cultiviren, um die Lacher auf ihre Seite zu bringen, von Lernenden, die sich mit maßloser Arroganz als Lehrer aufwerfen und sich irgendeinen Namen, ein Verdienst aussuchen, durch dessen Zerpflückung sie sich selbst die Sporen verdienen wollen. Wir haben es oft genug mit erlebt, daß Individuen, deren einzige Entschuldigung in ihrer schnellfertigen Jugend liegt, mit denen man im übrigen aus verschiedenen Rücksichten nicht gern in persönliche Berührung kommen möchte, sich in angesehene Blätter als vorlaute und hämische Theaterberichterstatter eingeschlichen haben.

Und wie selten gibt sich die Tageskritik die Mühe, auf die Intentionen des Dichters einzugehen! Während die commentirende Apotheose der classischen Dichter ebenso unterlegt wie auslegt und das Verfehlte selbst oft gewaltsam in sinnvollen Zusammenhang zu bringen sucht,

sind Werke neuer Dichter oft nach einmaligem Anhören der lieblosesten Beurtheilung preisgegeben, die mit einigen allgemeinen Redensarten über sie hinfährt, ihre eigene Gedankenlosigkeit dem Dichter unterschiebt und so nicht einmal die Grundzüge in der geistigen Architektonik einer Dichtung erfaßt. Die Aufgabe, der Mentor des Publikums zu sein, welches sich größern Schöpfungen gegenüber oft fragend und zweifelnd verhält, wird von dieser Kritik so verkannt, daß sie selbst den Beifall des Publikums verkleinert, jedenfalls aber in einer kühlen Haltung desselben eine Verurtheilung des Stücks erblickt und diese dann in ihrer Art und Weise zu motiviren sucht.

Vielfach zutreffend sind die Bemerkungen Köberle's über das Repertoire und Ensemble. Mit Recht sagt er, daß eine ununterbrochene Einführung zündender Novitäten in das Repertoire zu den Lebensbedingungen der Bühne gehöre. Wenn nur die „zündenden" Novitäten immer vorhanden wären! Die Philippiken gegen die geheime Theatercensur sind gewiß berechtigt; doch solange es Hoftheater gibt, werden sie auch ihre bestimmten Convenienzen haben. Bedauerlich bleibt es namentlich immer, daß so populäre Fürsten wie die Hohenzollern, selbst ein Friedrich der Große, nicht auf die Bühne des berliner Hoftheaters gebracht werden dürfen. Daß der Totaleindruck einer aufgeführten Dichtung von einem abgerundeten Ensemble abhänge, ist gewiß richtig und daß die Bedeutung dieses Ensemble mit der Bedeutung des Stücks wachse, ebenfalls:

Die erforderliche Gewandtheit in der Theatermache vorausgesetzt, kann man wol behaupten, daß ein recht oberflächliches Stück selbst bei schlechter Darstellung einen Theil des Publikums immerhin noch bis zu einem gewissen Grade amusirt, während die total verfehlte Aufführung eines dramatischen Meisterwerks alle Zuschauer nur unangenehm berührt. Dies scheint paradox zu klingen, dennoch ist es buchstäblich wahr. Der Grund liegt darin, daß das oberflächliche Machwerk in der Regel reich an roher und raschlaufender Handlung oder wenigstens an Begebenheit ist, daß es also die Neugierde oberflächlicher Zuhörer in steter Spannung erhält, wogegen die dramatische Meisterdichtung, welche den Feinheiten einer individualisirenden Charakteristik und den Nuancen einer psychologischen Situationsmotivirung gerecht wird, meistens eine einfachere Fabel zum Vorwurf hat. Weiß die Darstellung jene Feinheiten und Nuancen nicht zum natürlichen Ausdruck zu bringen, so werden dadurch gerade die genialsten Schönheiten und Vorzüge der Dichtung für das Auge und Ohr des Zuschauers zu ebenso vielen scheinbaren Längen und Schwächen gestempelt, — eine Verunstaltung, welche beim oberflächlich geschriebenen Machwerk kaum möglich ist, indem dieses an Stelle der feinen Nuancen ohnehin nur sich überstürzende Knalleffecte und unvermittelte Ueberraschungen bietet, welche durch keine Darstellung ganz zu verwischen sind, sei letztere auch noch so mangelhaft.

Die Frage nach der Befähigung des Bühnenvorstandes läßt sich theoretisch kaum entscheiden. Köberle spricht selbst von einem „Directionsgenie". Hier gibt es nur einen guten Rath: „Habt es — und dann ist es da!"

Wer in das Chaos der sich durchkreuzenden Darstellungsmethoden und in die charakterlose Zerfahrenheit des Repertoire Ordnung bringen, wer den Kampf mit widerstrebenden Vorurtheilen und Verknöcherungen aller Art siegreich bestehen, wer den Dichtern ohne Ertödtung ihrer Phantasie eine bühnenpraktische Schreibart beibringen und die Darsteller zu einem musterhaften Personal heranbilden, wer die aus unsern socialen und politischen Zuständen hervorgehenden Hemmnisse glücklich überwinden, wer mit einem Wort das in der vorigen Abtheilung aufgestellte Programm zur Wahrheit machen will, der muß einen tiefen Fonds von Bühnenerfahrungen, ausgebreitete wissenschaftliche Bildung, Welt- und Menschenkenntniß, unbeugsame Charakterstärke, selbsteigenen, durch überzeugungstreue Abneigung gegen alles Utopische geläuterten Freiheitsdrang, feinen Takt und rastlos ausdauernde Arbeitslust besitzen — Eigenschaften, die man selten in einer und derselben Individualität vereinigt antrifft.

Köberle ist seither zum Director des karlsruher Hoftheaters ernannt worden, hat also selbst Gelegenheit, zu beweisen, inwieweit er dem von ihm aufgestellten Ideal eines Theaterdirectors nahe kommt. Jedenfalls wird er es ernst nehmen mit einem Beruf, „dessen Schwierigkeiten riesige Dimensionen annehmen, wenn man sie vom reformatorischen Standpunkte aus betrachtet".

Was nun die reformatorischen Vorschläge Köberle's betrifft, so sind sie gewiß alle wohlgemeint, doch ihre praktische Durchführbarkeit, überhaupt ihre unbedingte Tauglichkeit ist keineswegs zweifellos. Sein Programm einer Theaterakademie geht offenbar zu sehr ins Detail; solche Organisationen können nicht nach einem bestimmten Schema geschaffen werden; sie müssen sich organisch entwickeln, und da sie als Privatunternehmungen anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, so ist es undenkbar, daß sie gleich aus dem Vollen schaffen. Unter den Reformvorschlägen, welche die Abhandlung selbst mittheilt, finden sich folgende drei Fundamentalsätze: 1) Engagements mit lebenslänglicher Gage sind unzulässig; 2) der dem Publikum sichtbare Souffleurkasten wird an jeder Bühne entfernt und der vorsprechende Souffleur während der Darstellungen außer Activität gesetzt; dagegen ist an jeder Bühne hinter den Coulissen ein in der Regel stumm folgender Nachleser aufzustellen, der nur bei eintretenden Gedächtnißschwächen durch leisen Anschlag nachhilft; 3) das Rollenmonopol ist abgeschafft. Die Stellung, die hier dem Souffleurkasten als Corruptionsorgan der Bühnen eingeräumt wird, erscheint uns doch zu bedeutend. Die Maßregelung des Souffleurs, selbst wenn sie möglich und nützlich wäre, gehört doch nicht zu den Fundamentalsätzen der Bühnenreform. Wird der Souffleurkasten in Karlsruhe verschwinden?

Was die Pensionsfrage der Schauspieler betrifft, so ist ihre jetzt begründete Genossenschaft eifrig damit beschäftigt, sie zu lösen, wie überhaupt die Reformbestrebungen des Schauspielerstandes in Betreff seiner eigenen äußern Stellung im vollsten Flusse sind. Die Abschaffung des Rollenmonopols, wie es Köberle versteht, das heißt eigentlich die Aufhebung der Rollenfächer, hat ihre großen Schattenseiten, raubt dem Schauspieler die Garantie seiner Stellung, öffnet der Willkür, dem Protectionswesen, den Sympathien und Antipathien der Directoren Thür und Thor und führt zuletzt zu theatralischen Saturnalien, wie wir sie an mancher gerühmten Musterbühne schaudernd miterlebten.

Seit der Veröffentlichung jenes Aufsatzes von Köberle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" ist das neue Deutsche Reich begründet worden; der Autor wendet sich daher jetzt an die Reichsgewalt und macht Ergänzungsvorschläge der Reichsgesetze „zum Zwecke der Wiederherstellung und künftigen Wahrung des ethischen Berufs der Bühne". Vieles in diesen Vorschlägen ist nicht neu; die Einführung

der Stadttheater als wirklich von den betreffenden Communen selbst unterhaltener und gepflegter Bühnen und der Staatstheater ist schon von vielen Dramaturgen, von Wolzogen, Marbach, von uns selbst gemacht, ebenso die Prüfung oder Legitimation der Theaterdirectoren in Bezug auf ihre Befähigung von seiten eines Fachcollegiums empfohlen worden. Der Vorschlag, wie auch den Unbemittelten der Theaterbesuch ermöglicht werden könne, verdient alle Beachtung. Die Kosten der Theaterakademie sollen aus Reichsmitteln gedeckt werden. Wir erwähnen zu diesem Paragraphen nur, daß das Reichskanzleramt auf eine Petition der Genossenschaft dramatischer Autoren um Gründung einer „Theaterakademie“ von seiten des Reichs ablehnend geantwortet und sich für incompetent erklärt hat — ein neuer Beweis dafür, daß Köberle bei seinen Reformvorschlägen vielfach mit imaginären Größen rechnet, mit Factoren, deren Mitwirkung in der Praxis ihm vollständig versagt. Seitdem das neue Deutsche Reich die Concessionsertheilung für Schauspielhäuser und Schankwirthschaften in eine Linie gestellt und in einem und demselben Paragraphen erledigt hat, kann das deutsche Theater sich nicht mehr an Staatshülfe wenden; denn der Staat hat die Culturzwecke des Theaters mit aller Entschiedenheit verleugnet. Darum ist eine Reorganisation des Theaters nur möglich durch die eigene Kraft aller Betheiligten. Köberle blickt mistrauisch auf diese Bestrebungen; auch der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten stellt er das Horoskop, daß sie nur durch ein positives Gesetz, durch Hülfe der Organe der Staatsgewalt den unberechtigten Widerstand der Directionen brechen werde. Wir sind anderer Ansicht; das Beispiel der französischen Association des auteurs dramatiques beweist uns, daß die Macht einer solchen Verbindung allein genügt, die Directionen zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zu zwingen und zur Willfährigkeit gegen die billigen Anforderungen des Schriftstellerstandes. Das Gesetz steht übrigens der deutschen Genossenschaft zur Seite; wir haben das Reichsgesetz über den Schutz des geistigen Eigenthums, und es kommt nur darauf an, daß von dieser scharfen Waffe der durchgreifende praktische Gebrauch gemacht wird.

Die Vorschläge, durch welche Köberle dies Reichsgesetz ergänzen will, sind theils utopistisch, theils unhaltbar. „Die geheime Censur ist an allen Hof- und Stadttheatern im ganzen Umfang des deutschen Reichs gesetzlich aufgehoben. Ueber die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit jeder Bühnennovität ist, vom Tage der Publikation dieses Ergänzungsgesetzes an, einzig allein auf Grund der öffentlich bestehenden Preßgesetze des Deutschen Reichs Beschluß zu fassen; in streitigen Fällen soll ein aus dem unabhängigen Richtercollegium mit dem Amtssitz Leipzig zu bildendes Fachcollegium entscheiden.“ Die Aufhebung der geheimen Hoftheatercensur käme vollkommen der Aufhebung der Hoftheater gleich. Bei Staatstheatern hätten diese Paragraphen einen Sinn — solange es aus der Chatoulle des Fürsten unterhaltene Hoftheater gibt, werden bestimmte Rücksichten auf dieses oder jenes Misliebige, was vom Standpunkt des Hofs aus so erscheint, stets vorherrschen. Die Preßgesetze des Deutschen Reichs würden eine wenig erbauliche Rolle spielen, wenn sie für die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit jeder Bühnennovität maßgebend sein wollten, und das Fachcollegium, das über die Preßgesetzwidrigkeit einer Bühnennovität zu entscheiden hätte, würde wahrscheinlich fortwährende Ferien haben; denn kein Intendant oder Hoftheaterdirector würde ein misliebiges dramatisches Werk wegen Preßgesetzwidrigkeit zurückweisen, sondern aus hundert andern, und wenn es nöthig sein sollte, auch aus gar keinen Gründen.

Doch auch hier will Köberle einen Riegel vorschieben, eine ästhetisch-dramaturgische Centralbehörde schaffen, welche die Schafe und Böcke unter den Dramen voneinander sondert und den einzelnen „Directionsgenies“ jedes selbständige Urtheil erspart. Hören wir diese wunderlichen Paragraphen:

Ebenso entscheidet über die poetischen und bühnentechnischen Qualificationen in letzter Instanz bei streitigen Fällen nicht mehr der einzelne Bühnenvorstand, sondern ein aus vier Räthen und einem Director zusammengesetztes Colleg mit dem Amtssitze Leipzig. Die Räthe dieses Collegs werden zur Hälfte aus den Reihen der dramatischen Schriftsteller und zur Hälfte aus den Reihen anderer bühnenerfahrener Fachmänner von den Betheiligten (d. h. den Dramatikern und den Theatervorständen) frei gewählt und unterliegen nach je vier Jahren stets wieder einer Neuwahl. Der Director dagegen, der ebenfalls Fachmann sein muß, ist vom Reichskanzleramte dauernd zu ernennen und erhält den Rang eines Reichsbeamten. Letzterer besorgt unter Mithülfe eines ihm beigegebenen Secretärs den Verkehr mit den Bühnen und den Autoren, und ermöglicht der Reichscentralgewalt eine regelmäßige Controle über den Gang des Ganzen, macht jedoch im Colleg selbst von seinem Stimmrechte nur dann Gebrauch, wenn sich unter den Räthen Stimmengleichheit ergab. Ferner hat er die Befugniß, jedes Stück, gleichviel ob es längst im deutschen Repertoire eingebürgert sei oder an irgendeinem Theater erst neu auftauche, der Beschlußfassung des Collegs zu unterbreiten und je nach dessen Urtheile entweder die Beibehaltung oder die Wiederbeseitigung des betreffenden Opus zu veranlassen. Die Räthe üben keine detaillirte Kritik, sondern geben nach Stimmenmehrheit nur kurz ihr Votum darüber ab, ob das betreffende Werk sich zur Darstellung eigne oder nicht eigne. Dies geschieht einfach durch Beantwortung der einschlägigen von folgenden drei Fragen: 1) Ist die Aufführung des Werks dem ästhetisch-ethischen Beruf der Bühne zuträglich? 2) Verstößt die Aufführung nicht gegen den ethischen Beruf der Bühne? oder 3) Ist die Aufführung mit dem ethischen Beruf der Bühne unvereinbar?

Sowol dem deutschen Bühnenverein als der Genossenschaft dramatischer Autoren ist gestattet, je einen Vertrauensmann zur Ueberwachung der Aussprüche des ästhetischen Collegs (§. 4) aufzustellen. Gegen die Entscheidungen des Collegs steht dem unterliegenden Theil eine Appellation nicht zu und kann dieselbe nur auf Antrag des Vertrauensmannes erwirkt werden. Dann geht die Streitfrage zu endgültiger Entscheidung an ein aus drei Universitätsprofessoren der Aesthetik zu bildendes Schiedsgericht über, deren einer vom zurückgewiesenen Autor, deren zweiter vom zurückweisenden Bühnenvorstand und deren dritter von den zwei Gewählten nach eigenem Ermessen beigezogen wird.

Die von den beiden Collegien endgültig beanstandeten Stücke dürfen nach Koberstein's Vorschlag an keinem Hof- und Stadttheater gegeben werden.

Es ist wol kaum je ein Vorschlag gemacht worden, der den Interessen der dramatischen Dichter mehr zuwider wäre; es ist der organisirte Todtschlag der dramatischen Muse. In einer Zeit, wie die unserige, in welcher kaum zwei ästhetische Autoritäten — wenn es dergleichen gibt, denn die Professoren der Aesthetik

sind für das Drama der Gegenwart keineswegs immer competent — einig sind, ist eine solche ästhetische Centralisation des Urtheils ein vollständiger Widersinn. Wir sehen schon an den Preiscomités, die ihre Urtheile in der Regel nur durch Compromisse zu Stande bringen, was es mit solchen höchsten Instanzen für eine Bewandtniß hat. Doch gerade die Unabhängigkeit der deutschen Theaterdirectionen von solchen Urtheilen ist die Bürgschaft freier dramatischer Entwickelung. Während die Preisstücke meist früh zu Grabe getragen werden, erfreuen sich die nicht gekrönten, das heißt die verurtheilten Stücke oft glänzender und nachhaltiger Erfolge an den verschiedensten Bühnen. Und diese Freiheit der Bewegung soll der dramatischen Production genommen, einzelne Stücke sollen von Rechts wegen in Acht und Bann gethan werden? Und nach welchem Princip? Ein shakspearisirendes Collegium wird die schillernden Stücke und umgekehrt, ein „realistisches" Collegium Werke der idealistischen Richtung verurtheilen und umgekehrt, irgendeine herrschende Richtung wird ihr Anathem auf die andere schleudern, während jetzt das eine Theater gut macht, was das andere versäumt hat, und ein von der öffentlichen Meinung getragener Erfolg die pedantischen Aussprüche einzelner ästhetischer Würdenträger beschämt. Gott bewahre uns vor einer officiellen deutschen Reichsästhetik; es wäre der Untergang aller frei schaffenden Kunst!

Wir haben neben einzelnen Vorschlägen, gegen die wir Protest erheben müssen, viele anregende und treffende Bemerkungen in der Köberle'schen Schrift gefunden, vor allem warmen Eifer für die gute Sache des deutschen Theaters; wir haben indeß bisher die Abschnitte nicht erwähnt, in denen wir die Schattenseiten der Schrift finden. Zunächst gehören hierher die eingehenden Mittheilungen über Köberle's dramatische Dichtungen, der Abdruck der günstigen Beurtheilungen über dieselben sowie über die Abhandlung in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", der Bericht über die erfolgreichen Aufführungen der Stücke des Verfassers u. s. f. Wir sind der Ansicht, daß dies alles mit der deutschen Bühnenreform nichts zu thun hat und eine durchaus objective Haltung des Werks seinen Tendenzen mehr zugute gekommen wäre.

Noch weniger sagen uns die kritischen Negativbilder zu, welche der Autor von einzelnen deutschen Bühnenleitern entwirft. Herr von Perfall wird wegen seines Octobercirculars, das er 1868 an sämmtliche deutsche Bühnenschriftsteller auf Grundlage der Reformabhandlung Köberle's richtete, ernstlich heruntergekanzelt, weil er „statt unter dem vorhandenen Guten das Beste taktvoll auszuwählen und auf die Breter zu befördern, durch eine möglichst bunte Mischung von Autorennamen ohne Sichtung die Reform erzwingen zu können meint". Hr. von Perfall hat für sein liebenswürdiges Streben, der zeitgenössischen Production im vollsten Maße gerecht zu werden, wol hinlänglich durch die Ueberflutung mit einer Dramensündflut gebüßt, deren er nicht Herr werden konnte. Er konnte bald Schiller, bald Goethe citiren: „Sie kommen, sie kommen, die Wasser all", oder: „Welch entsetzliches Gewässer! . . . Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Doch hat Hr. von Perfall mehr gethan, als eine Pflicht der Courtoisie erfüllt, die Pforten seines Hoftheaters weit geöffnet für alle dichtenden Kräfte der Gegenwart? Wofür verdient er denn getadelt zu werden? Die Einsendungen an die münchener Hofbühne standen ja schon früher frei; Hr. von Perfall sprach nur seine freundliche Bereitwilligkeit aus, den Dichtern entgegenzukommen soweit das in seinen Kräften stehe.

Schlimmer noch ergeht es Herrn Feodor Wehl in Stuttgart; die Angriffe auf diesen liebenswürdigen Autor, der sich zeitlebens mit dem Theater beschäftigt hat und ihm ein ebenso warmes Interesse entgegenbringt wie Köberle selbst, erscheinen aber um so unerklärlicher, als sie mit der principiellen Theaterreformfrage gar nichts zu thun haben. Ueber die Einrichtungen classischer Dramen mag man verschiedener Ansicht sein; es sind das dramaturgische Streitfragen, die mit der Theaterreform als solcher nicht in Beziehung stehen. Gegen mehrere Anschuldigungen Köberle's hat sich Wehl schon in der „Gegenwart" siegreich vertheidigt. Der ganze Aufsatz trägt den Charakter einer heftigen persönlichen Polemik. Wenn es von Wehl heißt, daß er in praktischen Bühnenangelegenheiten noch ein Neuling war, so ist das unrichtig; Wehl war schon zu Küstner's Zeit der Vertraute der berliner Intendanz und ist in allen Theatersachen längst heimisch. Wohl aber werden Köberle's Gegner nicht zögern, auf ihn selbst jetzt anzuwenden, was er gegen Wehl geäußert hat, „daß er mit halb unklaren und halb utopischen Reformprojecten vom Journalistentische in die ihm doppelt fremde Stellung eintrat."

Was Köberle über Laube sagt, ist weit besser begründet. Er wird als Repräsentant der „Mache" und der „Drucker", aber auch als ein Theaterdirector von Grundsätzen hingestellt, der wie ein aufgeschlagenes Buch daliegt. Mit Recht meint Köberle, sein eigenes Bewußtsein müsse ihm sagen, daß er oft das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, häufig wegen Formfehlern das wahre poetische Talent verkannt, durch barsche Abfertigung manche brauchbare Kraft vom wahren Studium der Bühnentechnik abgeschreckt habe:

> Er könnte der deutschen Schauspielkunst längst mehr geworden sein, als blos für die Blätter der Theatergeschichte ein klangvoller Name, der von der wandelbaren Tageslaune als Träger einer pikanten Episode beklatscht wird, um dann, ohne bleibenden Gewinn für die weitere Entwickelung, einer raschen Vergessenheit anheimzufallen. Gerade er hätte, besäße er nur den Muth, entschieden gegen die herrschende Corruption Fronte zu machen, mehr als irgendein anderer Theaterdirector das Zeug zum wirklichen Bühnenreformator. Hoffen wir, daß er in seiner neuen Stelle die gute Meinung, die in diesen Worten über ihn ausgesprochen ist, bewahrheiten möge! Vielleicht bestimmt ihn künftig der Gedanke, daß, wenn er nicht im Stande wäre, noch am Abend seines Lebens das Versäumte nachzuholen und einen wirklich befruchtenden Keim zu künftigem Neuerblühen der dramatischen Kunst zu legen —, daß dann seine zwei von hoch ausgebildetem Selbstbewußtsein Zeugniß gebenden Schriften über „Das Burgtheater" und über „Das norddeutsche Theater" später nur als Beweise einer ungeheuerlichen Selbstüberschätzung gelten dürften. Indem wir dies aussprechen und Laube seine eigene Photographie im Spiegel der Zukunft andeuten, glauben wir ehrlicher gegen ihn und gegen die Kunst zu handeln, als seine blinden Anbeter gegen beide handeln. Wem viel Talent verliehen ward, der wird, wenn er dennoch strauchelt, doppelt streng beurtheilt. Rectificirt er dessenungeachtet sein Straucheln nicht,

nun — dann kann einst sein Epitaph nur lauten: Die Zeitgenossen erwarteten von ihm die Lösung eines Problems, das ihm selbst ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben war.

Weit schärfer rückt Köberle gegen den Generalintendanten von Hülsen ins Feld, der wegen seines „berüchtigten" lithographirten Briefformulars, mit dem er die Aufführung von Stücken ablehnt, dann aber als Vertreter der Camarilla, der reactionären Tendenzen heftig angegriffen wird. Was indeß jenes lithographirte „Briefformular" betrifft, so erscheint uns dies durchaus nicht so verwerflich; oder meint Köberle, die Dichter müßten es vorziehen, wenn sie von den Intendanten wohlausgearbeitete Kritiken erhielten, in denen die Fehler ihres zurückgewiesenen Werks mit ästhetischer Weisheit erörtert werden? Was aber die Angriffe gegen Hrn. von Hülsen als politischen Parteiführer betrifft, so fragen wir nur einfach, ob Köberle, wenn er morgen Generalintendant der berliner Schauspiele würde, irgendeins der Stücke, die Hülsen nicht gibt, weil sie nach den Convenienzen der Hofbühne nicht gegeben werden dürfen, zur Aufführung bringen könnte? Gewiß nicht! Es liegt das in den Verhältnissen der Hofbühnen selbst, und durch das Hereinziehen von Personalfragen wird die sachliche Reformfrage durchaus nicht gefördert.

Im übrigen beweist die Schrift Köberle's ein unerschrockenes Streben, für das Heil des deutschen Theaters zu wecken, und deckt einzelne Schäden desselben mit solcher kritischen Schärfe auf, daß sie immerhin als ein sehr beachtenswerthes Ferment in der Gärung betrachtet werden darf, in welcher sich gegenwärtig alle deutschen Theaterverhältnisse befinden.

Rudolf Gottschall.

Zur Religionsgeschichte und Religionsphilosophie.

Wir glauben die Besprechung der nachfolgenden religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Werke nicht besser einleiten zu können, als wenn wir aus der Vorrede des einen derselben, „Die Religion und die Religionen" von Rudolf Seydel, eine Stelle hersetzen. Hier heißt es:

> Es gibt keinen geeignetern Weg, im Christenthume Echtes und Falsches, Bleibendes und Vergängliches, das Göttliche und seine menschliche Verunstaltung voneinander scheiden zu lernen, als den einer vergleichenden Verfolgung der Geschichte aller Religionen. Wenn das, was uns in fremden Religionen so leicht wird einerseits als Verderb oder als vergängliche Hülle, andererseits als wahren Werth zu erkennen — wenn uns genau dasselbe auf dem Boden unserer eigenen Religion entgegentritt, nachdem wir es dort in allen Entwickelungsphasen der Menschheit im gleichen Charakter und mit gleichen Folgen sich wiederholen sahen: dann werden wir am leichtesten die Unbefangenheit gewinnen, auch in unserm eigenen Religionsleben Verderb zu nennen, was Verderb, Schale, was Schale ist, und mit gestähltester Kraft der Ueberzeugung an dem festhalten, was unsere Religion über alle andern erhebt, indem es das Beste aller andern zugleich wiederholt und vollendet.

Man wird in der Meinung über das Maß dessen, was im Christenthum als Echtes und Falsches, als Bleibendes und Vergängliches, als Kern und Schale bezeichnet werden kann, weit auseinandergehen, und die nachfolgenden Werke haben durchaus nicht sämmtlich die Tendenz, eine solche Scheidung anzustellen, aber diese Werke, die alle entweder auf dem Boden der vergleichenden Religionswissenschaft erwachsen sind oder doch zu einer Vergleichung der Religionen einladen, werden uns wenigstens nöthigen, über die Mauern des Christenthums hinüberzusehen, und die Erkenntniß werden wir bei dieser Umschau gewinnen, daß, wie nichts in dieser Welt unvermittelt ins Dasein tritt, so auch die christliche Religion nicht wie ein deus ex machina in die Welt eingetreten ist, sondern ihre Herolde und Boten schon in den vorchristlich heidnischen Religionen zu finden sind. Haben wir so in allgemeinster Weise angegeben, was wir in den nachfolgenden Werken finden werden, so treten wir jetzt an die Besprechung des Einzelnen heran.

1. Die Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums. Ein Beitrag zur Geschichte und Philosophie der Religionen. Von Karl Werner. Schaffhausen, Hurter. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir greifen aus dem 736 enggedruckte Seiten umfassenden Buche zur Charakteristik einige Stellen heraus, deren Inhalt zugleich ein allgemeineres Interesse beanspruchen darf. Der Verfasser deutet uns bei der Darstellung der griechischen Religion den tiefsinnigsten und ahnungsreichsten Gedanken an, den er in dieser Religion, ja in dem gesammten vorchristlichen Alterthum findet. Wir wollen ihn hören:

> Apollo ist der Gott, dessen Walten das menschliche Diesseits herrlich macht; aller Zauber, alle Pracht desselben sonnt sich in seinem Glanze. Die sichtbare Wirklichkeit des diesseitigen irdischen Menschendaseins ist aber nicht das Höchste, was der Grieche dachte; er kannte eine höhere Religion des reinen Gedankens, in welcher der sinnige Mensch geistig zu Hause ist. Der griechische Geist fühlte sich angetrieben, auch die hehre Hoheit dieser rein geistigen Welt des Gedankens in einem Götterideal sich zu vergegenwärtigen, das ihm nicht in der sonnenhaften Pracht des Apollo-Ideals, sondern vielmehr im Glanze der über der Sonne und den Sternen erhabenen Himmelsbläue leuchtete und ihm in dem Bilde der jungfräulichen Weisheitsgöttin, der Pallas-Athene sich darstellte, die, von keiner sterblichen Mutter geboren, unm[illegible] Zeus' Haupte entsprang. Wir haben hier also eine Zeus-Tochter, die in einem unmittelbarern Verhältniß zu ihrem göttlichen Vater steht als der Zeus-Sohn Apollo, und die als innigste Genossin und Mitberatherin der Gedanken ihres göttlichen Vaters auch an den untrüglichen Rathschlüssen theilhaben muß, deren Verkünder der Mund des weissagenden Apoll ist. Hierdurch ist nun Apoll wie zu Zeus, so auch zu Athene in ein besonderes Verhältniß gesetzt, in dessen oftmals wiederholtem dichterischen Ausdrucke man wol den tiefsinnigsten und ahnungsreichsten Gedanken der griechischen Religion, ja des gesammten vorchristlichen Alterthums erkennen möchte, und den man in Wahrheit als die tiefste Ahnung des Christlichen auf heidnischem Boden bezeichnen darf.

Der Verfasser denkt an das christliche Dogma der Trinität, das er in der erwähnten griechischen Göttertrias ahnungsweise vorgebildet findet. Freilich ist seine Begründung dieses Vergleichs sehr schwach. Er findet ihn fast nur begründet in der bei Homer wiederholt vor-

kommenden Gebetsformel, wo mit Vater Zeus zugleich auch Athene und Apollo angerufen werden. Es kann überhaupt schon auffallen, bei Homer tiefsinnige religiöse Ideen zu suchen; anders würde es schon sein, wenn wir die griechischen Götter in den Chorgesängen der Tragiker aufsuchten, wo sie in einer ungleich würdigern Gestalt erscheinen als der in den Armen der Here auf dem Ida entschlummernde Zeus bei Homer. Gleichwol dürfen wir nicht vergessen, daß, wie ein kranker Körper einen gesunden voraussetzt, so die polytheistische Zersplitterung der Idee Gottes auf eine Einheit derselben zurückweist, und daß, wie auch Homer und Hesiod die griechische Götterlehre umgestaltet haben, durch die Umgestaltung die ursprüngliche Gestalt erahnt oder erschaut werden kann.

Wurde aber einmal jener Vergleich angenommen, so mußte der Verfasser vollen Ernst damit machen und uns sagen, wie sich die drei Personen der griechischen Göttertrias zu den drei Personen der christlichen Trinität verhalten. Da er es nicht thut, so dürfen wir selbst die Probe seines Vergleichs machen. Vater Zeus ist der christliche Gott Vater, Athene kann dann nichts anderes sein als der Logos, der ewige Gedanke Gottes oder, wie die christlichen Theologen es nennen, das Wort, das im Anfang bei Gott war, oder die Weisheit des Alten Testaments, die Tochter des schaffenden Gottes. Aber Apollo? Für den griechischen Gottmenschen, wie man ihn sonst wol genannt hat, dürfen wir ihn nicht nehmen, denn nach des Verfassers eigenen Worten repräsentirt er ja das reine Diesseits. Dann aber wird das Rangverhältniß in der griechischen Göttertrias ein ganz anderes als in der christlichen Trinität, auch fehlt in der erstern der Zusammenschluß. Merken wir uns einstweilen diese von dem Verfasser angenommene Vorbildung des Christlichen im Heidnischen und wenden wir uns einer andern Stelle seines Buchs zu.

Wo er den ägyptischen Osiris-Cultus bespricht, läßt er sich im Gegensatz zu der obenangeführten Stelle also vernehmen:

> Es hat in der That an Versuchen nicht gefehlt, die Thatsachen, Lehren und Mysterien der christlichen Heilsoffenbarung und Heilsgeschichte in die vorchristlich-heidnische Religions- und Göttermythik hineinzudeuten und aus dieser ein aus verborgenen Seelengründen herausgesetztes Präsagium der christlichen Heilswahrheit herauszulesen. Unternehmen solcher Art haben ihre volle Berechtigung; nur müssen sie mit Geschick und geläutertem Geschmack angefaßt werd[illegible] nicht durch blos äußerliche Aehnlichkeiten [illegible] soll wird [illegible] des bloßen Vorstellungsinhalts bestimmen lassen. Wir [illegible] es demnach nicht billigen, wenn ein neuerer wohlbekannt[illegible]thlog aus der Görres'schen Schule den Osiris den vorb[illegible]jen Völkerheiland nennt, oder wenn sich in seiner Darstell[illegible]g der kleine Dionysos Zagreus fast zu einer Art heidnischer Vorbildung des von den Hirten und Magiern angebeteten Jesuskindleins gestaltet. Fast noch anstößiger wird die Zusammenhaltung christlicher Cultinstitutionen mit den heidnisch-ägyptischen, der Einsetzung des Frontleichnams der Christen mit dem von der Göttin Isis gestifteten Culte des Osiris-Bildes, oder gar der katholischen Fronleichnamsprocession mit den heidnischen Phallophorien. Hier ist nach unserm Dafürhalten schlechterdings keine Vergleichung möglich, sondern vielmehr Fernhaltung jeder Vergleichung geboten, die bei völligem Mangel eines ideellen Wechselbezugs oder historischen Zusammenhangs nur unfruchtbar ausfallen kann.

Halten wir das, was der Verfasser in den vorstehenden Sätzen und in der früher angeführten Stelle sagt, zusammen, so ergibt sich, daß er zu seinem Stoff keine durchgreifend klare und entschiedene Stellung einnimmt. Was er in der griechischen Religion zugibt, das weist er in der ägyptischen zurück, sobald es ihm hier in allzu greifbarer Aehnlichkeit mit dem Christlichen entgegentritt. Seine Stellung ist die scholastische, die von vornherein alles für wahr nimmt, was von der Kirche kommt, und dem geliebten katholischen Dogma gern den Charakter des Exclusiven bewahren möchte. Wir meinen aber, daß, wer eine Geschichte der Religion schreibt, sich über die geschichtlich gewordene religiöse Sondergemeinschaft, deren Glied er sich nennt, muß erheben können; auch möchte es sich fragen, ob sich zwischen den von ihm genannten katholischen Cultinstitutionen und den ägyptischen nicht dennoch ein ideeller Wechselbezug und historischer Zusammenhang nachweisen ließe.

Der Werth des Buchs liegt in dem Reichthum seines Inhalts; der überreiche Stoff quillt jedoch dem Verfasser häufig durch die Finger, ohne Gestalt gewonnen zu haben; die Folge wird sein, daß er auch dem Leser durch die Finger quillt, denn nur das Gestaltete bleibt in der Seele haften, das Gestaltlose geht hindurch und läßt oft kaum die Erinnerung seines Durchgangs zurück. Mit einer für einen katholischen Theologen anerkennenswerthen Liberalität läßt er die abweichendsten Ansichten akatholischer Forscher zur Aussprache kommen, freilich auch oft nur zur Aussprache, ohne die Resultate ihres Denkens hinlänglich zu verarbeiten. Doch dürfen wir hierüber kaum mit ihm rechten, denn er sieht, bescheiden genug, sein Buch nur als eine Vorarbeit für anderweitige, demselben Gegenstande dienende Erörterungen an und nimmt ein höheres Ziel als dieses nicht in Anspruch. So dürfen wir denn sein Werk als einen Stoffbehälter mit reichstem Inhalt hinnehmen, in dem eine künftige gestaltende Hand aufgespeicherten Materials die Fülle finden wird.

Dem Inhalt nach sich anlehnend an das eben besprochene Buch, jedoch den Gegenstand, von dem dort die Rede war, nämlich die Religion in der vorchristlichen Zeit, in Beziehung zur Staatsidee setzend, ist das folgende Buch:

2. Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit und die Frage von der Unfehlbarkeit der biblischen Bücher in der christlichen Zeit. Aus dem Nachlasse Karl Adolf Menzel's herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung K. A. Menzel's von Heinrich Wuttke. Leipzig, E. Fleischer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber gibt zuerst eine gutgeschriebene Biographie Menzel's, aus der wir uns einiges über Leben und Wirken dieses Historikers vergegenwärtigen wollen, ehe wir an die Besprechung seines vorliegenden, unvollendet nach seinem Tode herausgegebenen Werkes gehen. Ein Historiker von Menzel's Bedeutung und Fruchtbarkeit, der auf eigene Kraft gestützt eine „Geschichte der Deutschen“ in 21 Bänden geschrieben, durch die Fortsetzung der Becker'schen „Weltgeschichte“ seinen Namen in die weitesten Kreise getragen und durch manches andere Werk, das er veröffentlicht, in der Zeit, in der er lebte, die Spuren seiner Gedankenarbeit zurückgelassen hat, macht mit Recht darauf Anspruch, daß wir in den rasch lebenden

und schnell vergessenden Tagen unserer Zeit uns sein Lebensbild auffrischen. Menzel begann seine schriftstellerische Thätigkeit sehr früh mit der Herausgabe des „Breslauer Erzähler", an sie reihte sich bald eine „Geschichte Schlesiens", acht Jahre später die „Geschichte der Deutschen". Wir wollen nicht ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke geben, es kommt uns nur darauf an, seinen schriftstellerischen Gang zu zeichnen. Bei diesem Gang aus der Enge in die Weite, durch das Handwerk zur Kunst ist von ihm manches leidenschaftlich überspannte Wort in das Leben seiner Zeit hineingeschleudert worden, das, von den Anhängern der Reaction in der nach-Napoleonischen Zeit aufgegriffen, nicht immer von dem heilsamsten Einfluß gewesen ist. Bis zur Gegenwart, sagt sein Herausgeber, haben die gedankenarmen Rückwärtsler mit Menzel'schen Schlagworten gewirthschaftet. Er selbst hatte in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine unrichtige und untergeordnete Auffassung von der Geschichtswissenschaft, wonach sie ihm nämlich nach der von den alten Griechen kundgegebenen Ansicht nur eine Philosophie in Beispielen war; daß sie mehr als das, nämlich das Bewußtsein der Menschheit von sich, ihr Spiegel und Gewissen sei, zu dieser Auffassung hat er sich erst später durchgearbeitet. Der deutschen Reformation hat er in der Geschichte des Reformationszeitalters nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; übertriebenes Gerechtigkeitsgefühl gegen die Gegner, sagt Ranke, hat Menzel zu Ungerechtigkeiten gegen die Reformation verleitet; der Dreißigjährige Krieg ist nach ihm kein Reformationskampf gewesen, sondern um Machtfragen geführt worden, eine Ansicht, die auch von Leo, Gfrörer u. a. adoptirt worden ist. Bekannt ist die Rolle, die er in den breslauer Turnstreitigkeiten gespielt hat, wo er der in Uebertreibungen sich ergehenden Deutschthümelei eine andere Uebertreibung entgegengestellt und viel unnützen Staub aufgewirbelt hat. In rastloser Hervorbringung zahlreicher Werke hat er nach und nach sich zu den geistigen Größen des deutschen Volks aufgeschwungen, deren Einfluß auf die Gestaltung der Anschauungen noch lange nach ihrem Tode fortwirkt. Eine Eigenthümlichkeit seiner Geschichtschreibung zeigt sich in der besonders in seinem Hauptwerk, der „Neuern Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte", ausgesprochenen und zur Anwendung gekommenen Ansicht, wonach Staats- und Kriegshändel, deren Erzählung bisher unter dem Namen deutscher Geschichte begriffen ward, nur von untergeordneter Bedeutung seien, und daß die Großgeister der Erkenntniß, Denker und Dichter, statt wie bisher unter den Train zu den Packknechten gestellt, in den Vordergrund gerückt und Fürsten und Feldherren, welche nur äußerliche Verhältnisse veränderten, vorangestellt werden müßten.

Wie Menzel von der Geschichte Breslaus zu der von Schlesien, von dieser letztern zur deutschen Geschichte geführt worden war, so wäre der weitere naturgemäße Gang gewesen, von der deutschen Geschichte zur allgemeinen aufzusteigen. Ein großes universalhistorisches Werk zu schaffen, war er jedoch bereits zu alt geworden; gleichwol nahmen seine Studien diesen Gang. Es kam ihm darauf an, die Grundverhältnisse des staatlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens klar zu legen. In diesem Sinne gab er 1851 die „Historischen Lesestücke zur Religions- und Staatenthumskunde" heraus, 1853 folgte die „Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda", und endlich, dasselbe Ziel verfolgend, das vorliegende Werk. Nachdem er an den ältesten Staatsthümern in Asien, Aegypten und Meroë, dann weitergehend an Griechenland und Rom gezeigt, wie überall hier das Staatswesen auf der Grundlage der Religion geruht, auch die Schriften und Einrichtungen der griechischen Philosophen und Staatskünstler beleuchtet hat, kommt er auf sein eigentliches Thema, die Religions- und Staatengeschichte des jüdischen Volks. „Als Grundlage des israelitischen Staatsthums stellt sich in den mosaischen Urkunden ein Bund dar, welchen die Gottheit ohne Vermittelung der Priesterschaft mit den Stammvätern eines von ihr bevorzugten Volks geschlossen hat." Also stammhäuptliche Gottesdienste bildeten den Ausgangspunkt für die spätere Theokratie des jüdischen Volks. Bei normaler Entwickelung hätte sich der reinste Cäsareopapismus ausbilden müssen, der König zugleich oberster Priester. Statt dessen wurde von Moses, unter dem das jüdische Volk einen Staat zu bilden anfing, das erbliche Priesterthum errichtet, das dem wankenden Ansehen des Heerführers zur Stütze dienen sollte und als ein in den ursprünglichen Plan eingeschobenes fremdartiges Element erscheint. Als solches wird es von dem jüdischen Volke selbst empfunden, daher die fortwährenden Kämpfe der Staatslenker mit dem Priesterthum, als deren hervorragendstes Opfer König Saul fiel. Wohlthuend berührt es, diesem im Grunde edeln und kräftigen, aber durch die Umstände verbitterten Charakter im Vergleich mit seinen Nachfolgern David und Salomo die gerechte Anerkennung gezollt zu sehen. Später trat das Prophetenthum mit dem Priesterthum in einen Kampf, unter fortwährenden Kämpfen zwischen beiden und dem Königthum ging der Staat zu Grunde. Des Verfassers Auslegung der Schriften des Alten Testaments läßt sich an vielen Stellen stark anfechten, doch ist sie überall geistvoll und er weiß sie zu begründen; überhaupt ist das Buch reich an neuen Ansichten und Wahrnehmungen, die für den Forscher von Interesse sein werden. In dem letztern Theile des Buchs verläuft sich die Darstellung in die Erörterung rein theologischer Fragen über das Schriftthum der biblischen Bücher. Da das Werk unvollendet ist, so läßt sich nicht ersehen, welche Stelle diese Erörterungen in der Oekonomie des ganzen Werks einnehmen sollten. Zu bedauern ist, daß der Verfasser seine Darstellung nicht bis in die neueste Zeit hat fortführen können, wo er sich über das Verhältniß von Staat und Kirche in der Gegenwart hätte aussprechen müssen.

3. Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie. Von Max Heinze. Oldenburg, Schmidt. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Lehre vom Logos, der uns in dem Anfang des Evangeliums des Johannes als das Wort, das im Anfang bei Gott war, mit stark ausgeprägten geistigen Zügen entgegentritt, nimmt in der Lehre der Kirchenväter wie der spätern christlichen Theologie eine wichtige Stelle ein. Die christliche Theologie hat jedoch diesen Begriff nicht geschaffen, sondern entlehnt und umgedeutet. Es

kommt darauf an, den Ort anzugeben, wo er zuerst in die Welt des Geistes eingetreten ist. Die Theologen gehen in der Regel nur bis auf Philo zurück, als wenn hier die Quellen des Nil lägen; sie liegen jedoch viel weiter zurück. Heraklit der Dunkle ist es gewesen, der den Begriff des Logos in die griechische Philosophie eingeführt hat. Mit ihm beginnt deshalb auch der Verfasser seine Geschichte der Logoslehre, und zwar beschränkt er sich auf die specifisch philosophische Entwickelung derselben von Heraklit bis auf Philo, die Behandlung der Johanneischen und patristischen Lehre den Theologen überlassend. Um uns in dem Gegenstand zu orientiren, müssen wir mit dem Grundgedanken von Heraklit's philosophischer Weltanschauung anheben, wie er selbst ihn in den Worten ausspricht: „Diese Welt hat keiner der Götter oder der Menschen gemacht, sondern sie ist immer gewesen und wird immer sein, ein ewig lebendes Feuer, sich entzündend nach Maßen und verlöschend nach Maßen." Nach diesem Satze steht Heraklit noch mit halbem Fuß auf dem Boden der ionischen Naturphilosophen, die mit ihrem Denken über den Ursprung der Welt nicht über den Stoff hinauskamen. Auch hier ist das Feuer das materielle Substrat alles Seins, aber wir sehen dasselbe doch schon in einer qualitativen Veränderung begriffen, indem in einem ewigen Werden ohne jegliches Sein, ohne allen Stillstand nach des Philosophen eigenen Worten sich alles gegen Feuer umsetze wie Waaren gegen Gold und Gold gegen Waaren.

Was ist nun aber der Logos bei Heraklit? Er ist das Gesetz der ewigen Umwandlung der Dinge, und ihm zuerst ist auch das Feuer unterworfen; er steht nicht über der Welt wie der νοῦς des Anaxagoras, hat keine bewußte Intelligenz wie dieser, er ist dem kosmischen Element des Feuers immanent, er ist das allgewaltige Naturgesetz, das in der Entwickelung der Welt zur Darstellung kommt, oder der Weltproceß selbst. Und wie kommt Heraklit dazu, dieses Gesetz der ewigen Weltbewegung Logos zu nennen? Logos bedeutet zuerst niemals blos das einzelne Wort, sondern den Satz oder die aus Sätzen bestehende Rede. Diese Bedeutung kann jedoch der Logos Heraklit's nicht haben; denn abgesehen davon, daß Rede niemals gleich sein kann dem Gesetze der Entwickelung, denkt man bei einer Rede auch an einen Aussprechenden. Ein solcher findet aber in der Speculation Heraklit's keinen Raum, ihm ist die Natur ein und alles, und etwas Transscendentes gibt es über ihr nicht. Dann müssen wir das Wort mit „Maß" oder, wie Schleiermacher thut, durch „Verhältniß" übersetzen, wofür die obenangeführte Stelle spricht, worin gesagt war, daß das Feuer sich nach Maßen entzünde und nach Maßen verlösche. Aber auch diese Bedeutung genügt nicht überall, sodaß wir endlich den Logos gleichfalls mit Schleiermacher umschreibend fassen müssen als „die Art, wie das Grundwesen die Gesetze aller Entwickelungen in sich trägt".

Weiter ausgebildet wurde der Logos Heraklit's von den Stoikern. „Eine Geschichte der Logoslehre wird gleichkommen einem Ausschnitt aus der Geschichte der Stoa." Wir können hier nur Resultate der Entwickelung geben; wer die Entwickelung selbst verfolgen will, den müssen wir auf die Lektüre des Buchs verweisen, und so sei denn hier in der Kürze hervorgehoben, daß von den Stoikern der Logos bereits gefaßt wurde als die Weltvernunft. Von der Vernunft im Menschen ausgehend, fanden sie etwas Analoges in dem Weltganzen und suchten dann das Dasein des Logos und seine Geltung in der Welt rationell zu beweisen, indem sie besonders von der Zweckmäßigkeit, die sie in der Welt fanden, auf die Vernunft schlossen, die das Ganze gebildet, und so finden wir in ihrem Logos die drei Hauptbegriffe, welche in der Philosophie die leitenden sind, Materie, Ursache und Zweck verbunden. Keineswegs jedoch dürfen wir den Logos der Stoiker uns persönlich und selbstbewußt denken, keineswegs immateriell und über der Welt stehend; auch hier ist er noch der materiell gedachte Feuerhauch Heraklit's, von dem die Seelen der Menschen losgelöste oder emanirte Stücke sind.

Der dritte Hauptabschnitt in der Geschichte des Logos bei den Griechen ist mit Philo gegeben. Hier tritt er uns bereits in einer ganz andern Gestalt entgegen. Bei dem platonisch gebildeten Juden ist der Logos ein Mittelwesen zwischen Gott und der Welt. Von der Vernunft der Stoiker, wenn man sie als ein ruhendes Wesen dachte, war die Welt nicht abzuleiten, deshalb erscheint sie hier mit der Kraft gepaart, und so wird der Logos die vernünftige Kraft oder die thätige Vernunft. Eine namentlich von Theologen aufgeworfene Frage ist die, ob der Philonische Logos als Hypostase, d. h. als Person gedacht werden müsse oder nur als Personification. Die Frage ist schwer zu beantworten, weil die Ansicht des Philo, der überhaupt gar kein System hat schaffen wollen, in diesem Punkte außerordentlich schwankend ist. Die Mehrzahl der Gründe spricht dafür, daß er nicht als selbstwesentlich zu denken sei. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die Alten den Begriff der Persönlichkeit in ihre Philosophie überhaupt gar nicht aufgenommen, auch gar kein Wort dafür hatten, das deutlichste Zeichen, daß er sich bei ihnen noch nicht gebildet.

Des Verfassers Aufgabe war, eine Geschichte der Logoslehre zu geben von Heraklit bis Philo einschließlich; es lag jedoch nahe, zum Schluß noch einen Blick in das Christenthum hinüberzuwerfen und den Unterschied zwischen den heidnischen Philosophen und dem christlichen Dogma hervorzuheben. Er thut dies, indem er die Ansicht des Kirchenvaters Augustin zu der seinigen macht:

Augustin gesteht ein, daß er in Platonischen Schriften alles gefunden habe, was der Prolog des Evangeliums enthalte, mit Ausnahme der Lehre, daß der Logos Fleisch geworden sei, daß er in sein Eigenthum gekommen sei und die Seinen ihn nicht aufgenommen hätten. Im Christenthum ist der Logos concrete Gestalt geworden, bei den heidnischen Philosophen war er ganz allgemein in der Welt verbreitet. Hier liegt die Grunddifferenz.

Zum Schluß noch eine Stelle, in welcher der Verfasser sich über die Bedeutung des Logos in der Philosophie überhaupt ausspricht:

Die neuere Philosophie kann von dem Logos in der Welt nicht lassen. Hegel hat auf den sich bewegenden Logos seine ganze Philosophie gegründet. Der Philosoph, welcher aus dem blinden Willen alles hervorgehen läßt, muß doch in seiner Speculation vielfach die Zweckmäßigkeit der Natur anerkennen, und ohne Vernunft ist diese nicht denkbar. Auch das neueste philosophische System läuft bei der Erklärung der Welt darauf hinaus, die Logik mit dem Unbewußten zu verbinden. Es

lange man die Welt als etwas objectiv Erkennbares ansieht und nicht glaubt, nur die Formen des menschlichen Geistes auf die Erscheinungen zu übertragen, wird auch der Logos in dem Makrokosmos als etwas der Vernunft in dem Mikrokosmos Entsprechendes sein Recht behalten.

Sollen wir endlich noch ein Wort über die Art und Weise sagen, wie der Verfasser seinen Gegenstand formell behandelt, so dürfen wir hier an ein Urtheil anknüpfen, das wir bei der Besprechung des zuerst erwähnten Werkes fällten, dem wir nicht durchgehends eine klare und gediegene Gestaltung des Stoffs zuerkennen konnten. Was wir dort vermißten, finden wir hier in befriedigender Weise. Im Ausdruck knapp und klar, in der Entwickelung mit ruhigem, aber festem Schritt vorwärts schreitend, in der Beleuchtung seines Gegenstandes jeden bestimmtern Schluß abweisend, wo nicht jeder Zweifel beseitigt scheint, bietet das Buch eine Lektüre, aus der auch der philosophische und theologische Laie, der einer ruhigen und eingehenden Betrachtung der Dinge fähig ist, sich über einen für Philosophen und Theologen gleich wichtigen Gegenstand mit Vergnügen unterrichten wird.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vom Büchertisch.

1. Immanuel Kant. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Kant's von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Julius Frauenstädt ist als geistvoller Schildträger Schopenhauer's in weiten Kreisen vortheilhaft bekannt. Er hat aus den Werken seines großen Meisters „Lichtstrahlen" herausgegeben, welche allgemeinen Beifall sowol durch ihre verständige Auswahl wie die Art ihrer Gruppirung fanden und bereits in zweiter Auflage vorliegen. Das gleiche Lob verdienen nun seine „Lichtstrahlen" aus Kant's Werken. Frauenstädt beweist mit diesem kleinen Buche, daß er tief eingedrungen ist in den Geist der Kant'schen Philosophie. Die dem Buche vorangeschickte Biographie des Weisen von Königsberg zeichnet sich durch eine gewisse ansprechende Simplicität des Stils aus und entwirft ein klares Bild des großen Philosophen. Wahr ist das Wort, welches der Verfasser in der Vorrede zu seinem Buche ausspricht:

> Kant's Geist bleibt ewig frisch und jung, und an ihm wird sich die deutsche Nation stets zu erfrischen und zu verjüngen haben. So oft es gilt, auf wissenschaftlichem Gebiete kritiklosem Behaupten und Vernünfteln, auf religiösem Gebiet blindem Autoritätsglauben und todter Werkheiligkeit, auf sittlichem Gebiet entnervendem Eudämonismus und herabwürdigendem Utilitarismus entgegenzuwirken, wird man immer wieder an Kant anzuknüpfen und auf ihn sich zu berufen haben.

Und weil das wahr ist, begrüßen wir um so freudiger diese Anthologie aus Kant's Werken, denn sie ist durchaus dazu angethan, den großen Philosophen zu popularisiren und das schwere Gold seiner Weisheit flüssig zu machen, damit es nicht stagnire auf den Bücherbretern der Gelehrten, sondern seinen Weg finde in das Volk und die Menschheit.

2. Georg Christoph Lichtenberg's Gedanken und Maximen. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.

Aehnliches wie von der Frauenstädt'schen Kant-Anthologie gilt von Grisebach's Sammlung Lichtenberg'scher Gedanken und Maximen. Lichtenberg, dieser deutsche Swift, gehört zu den witzigsten Köpfen, welche Deutschland je hervorgebracht hat. Sein Scharfsinn und seine Satire nöthigen dem Leser die unbedingteste Bewunderung ab. Aber Lichtenberg wurde bisjetzt wenig gelesen. Nur einzelne Schlagwörter aus seinen Werken sind in weitern Kreisen bekannt geworden. Um so verdienstvoller ist diese Herausgabe seiner „Lichtstrahlen". Das kleine Buch bringt in zwölf gesonderten Abschnitten Sentenzen Lichtenberg's aus den verschiedensten Rubriken des Denkens und darf das Lob einer sehr übersichtlichen und verständigen Anordnung für sich in Anspruch nehmen. Die biographische Einleitung erfüllt ihren Zweck, in kurzen Zügen ein ziemlich erschöpfendes Bild des Mannes zu geben. Mögen die „Lichtstrahlen" dazu beitragen, die Freunde Lichtenberg's zu vermehren! Er darf durchaus der allseitigsten Beachtung empfohlen werden.

3. Pädagogische Feldzüge. Eine patriotische Beisteuer zu dem geistigen Kampfe der Gegenwart. Von Wilhelm Fricke. Gera, Strebel. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Buch richtet sich mit Energie und einem Aufwande von beträchtlichem Wissen gegen die Orthodoxie im Erziehungswesen und schreibt die Losung des Fortschritts mit Entschiedenheit auf seine Fahne. Die Feinde des gesunden Fortschritts des Erziehungswesens weiß es in unsern und frühern Zeiten mit großer Spürkraft herauszufinden. Zu diesen Feinden rechnet es auch: die romantischen Dichter; Grimm nebst den Anhängern der historischen Sprachforschung; die deutschen Patrioten; Pestalozzi und Diesterweg und deren Schüler. Sie alle wendeten sich nach der Meinung des Verfassers zu sehr von der Gegenwart ab und den todten Schätzen der Vergangenheit zu. Ueber die Grimm'sche Schule heißt es:

> Dieselbe hat noch mächtiger rückwärts gedreht als die romantischen Dichter. Schaut sie doch unverwandt und ausschließlich nach dem Mittelalter, also nicht vorwärts, sondern rückwärts. Jakob Grimm, der Heros im positiven deutschen Sprachwissen, war bekanntlich mit der neuen deutschen Literatur nur unvollkommen vertraut, und aus seiner Schule stammt der Ausspruch, daß eine Zeile des Nibelungenliedes mehr werth sei als die gesammten Gedichte Goethe's und Schiller's. Was konnte den reactionären geistlichen und weltlichen Machthabern willkommener sein als eine solche Ansicht! Mit Gewalt durfte man die Geistesheroen, diese unerschöpflichen Quellen des Lichts und des Fortschritts, aus dem Jugendunterrichte nicht entfernen, denn sie standen trotz allem feindlichen Nebel und Gewölk strahlend am Himmel des deutschen Volksbewußtseins; aber einengen konnte man sie durch das Emporsteigen mittelalterlicher Sprachforschung. Die Zeit, welche namentlich unsere Gymnasialjugend auf gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Declinationen und Conjugationen, sowie auf die Lektüre der (philologisch werthvollen, geistig und künstlerisch meist völlig werthlosen) altdeutschen Werke verwandte, wurde doch den (unendlich höher stehenden) griechischen und neudeutschen

Classikern entzogen, und zu der negativen Wirkung kam eine noch viel energischere positive, nämlich die Einprägung des feudalen Geistes, welcher selbstredend fast in allen altdeutschen Gedichten herrscht und herrschen muß, da die Dichter inmitten der damaligen Bildung standen.

Diese Probe aus den „Pädagogischen Feldzügen" beweist, wie wahr, aber auch wie einseitig die Folgerungen des Buchs sind. Eine gewisse Tüchtigkeit der Gesinnung läßt sich dem Buche nicht absprechen, aber leider auch nicht eine gewisse Voreingenommenheit in der Beurtheilung von Personen und Zuständen. Zur Reform des modernen Schulwesens bringt der Verfasser mancherlei Beherzigenswerthes vor. Das Buch ist ohne Frage eine gediegene Leistung.

4. Romanische Studien. Herausgegeben von Eduard Boehmer. Erstes Heft: Zu italienischen Dichtern. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1871. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Im Prospect dieses Werks heißt es:

Die „Romanischen Studien" werden Arbeiten aus dem Gesammtgebiet romanischer Sprachwissenschaft und Literatur bringen. Sie erscheinen in zwanglosen einzeln käuflichen Heften. — die Dante-Literatur, die in den „Jahrbüchern der deutschen Dante-Gesellschaft" eine besondere Zeitschrift besitzt, bleibt von Den „Romanischen Studien" ausgeschlossen. Letztere werden auch auf das Gebiet der englischen Sprache nur so weit hinübergreifen, als die betreffenden Arbeiten zur Aufhellung der romanischen Erscheinungen dienen.

Das vorliegende erste Heft enthält die Aufsätze: 1) „Zu Michelangelo Buonarotti's Gedichten", von Karl Witte; 2) „Die vaticanische Liederhandschrift 3793", von Justus Grion; 3) „Chiaro Davanzati", von Karl Witte; 4) „Der Sonnengesang von Francesco d'Assisi", von Eduard Boehmer; 5) „Jacopone da Todi". Prosastücke von ihm nebst Angaben über Manuscripte, Drucke und Uebersetzungen seiner Schriften, von Eduard Boehmer; 6) „Gottes Frieden nach Savonarola" von Karl Witte.

Die sämmtlichen Arbeiten zeichnen sich durch Gründlichkeit ihrer Untersuchungen, durch klare stilvolle Darstellung und Selbständigkeit der Forschungen aus. Mit besonderm Interesse dürfte Karl Witte's Aufsatz: „Zu Michelangelo Buonarotti's Gedichten" aufgenommen werden, da er diesen großen Genius Italiens in lichtvoller Weise und auf Grund eingehender Studien betrachtet. Aus der Reihe der zahlreich in Uebersetzung mitgetheilten Gedichte Michelangelo's lassen wir hier das nachstehende als Probe folgen; es beweist den tief religiösen Sinn des Dichters:

Wohl sind mir schmerzlich, und doch wieder werth
Rückblicke auf die Tage, die vergangen,
Die Rechenschaft verlorner Zeit verlangen,
Der Zeit, für die kein Flehn Ersatz gewährt.

Lieb, weil sie noch im Leben mich gelehrt,
Wie unstet alles menschliche Verlangen;
Schmerzlich, weil allzu späte Reu' erschwert,
Für viele Schuld Verzeihung zu erlangen.

Denn, wie wir auch auf die Verheißung bauen,
Ist doch, o Herr, die Hoffnung wol zu kühn,
Daß alle Lässigkeit uns deine Lieb' erlasse.

Und doch; in deinem Blut glaub' ich's zu schauen:
Wie keine Marter deiner gleich erschien,
So sei auch deine Gnade ohne Maße.

Höchst instructiv ist in diesem Hefte auch der Aufsatz von Eduard Boehmer: „Jacopone da Todi", da er über die Manuscripte, Drucke und Uebersetzungen dieses vortrefflichen Schriftstellers mannichfache Aufklärungen gibt. Interessant für die Charakteristik Savonarola's ist endlich das den Schluß des Buchs bildende Gedicht desselben „Gottes Frieden", welches Karl Witte in einer guten Uebersetzung mittheilt. Mögen die „Romanischen Studien" auf dem beschrittenen Pfade einer ebenso gründlichen wie zu gemeinverständlichen Resultaten führenden Forschung ruhig fortschreiten! Die Gunst des Publikums wird ihnen gewiß sein.

5. Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag, im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872 gehalten von M. Lazarus. Berlin, Dümmler. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein von den höchsten Ideen einer idealen Lebensauffassung getragener Vortrag! Der Verfasser macht darin den Versuch einer Darstellung der hervorstechendsten Charakterzüge unserer Zeit, und geht dabei von allgemeinen Betrachtungen über die Möglichkeit aus, eine Zeit überhaupt zu charakterisiren. Die Grenzlinien, welche die Zeiten in Bezug auf ihre Charaktereigenthümlichkeiten scheiden, meint er, seien stets nur fließende, nicht bestimmt zu markirende. Hierbei macht er die folgende interessante Bemerkung:

Leicht ließe sich zeigen, wie der ganze Gegensatz Kant'scher und französischer Philosophie des vorigen Jahrhunderts nicht ein Spiegelbild blos, sondern ein wahrhaft quellenmäßiges Gegenbild dessen gewesen ist, was beide Völker, dem unsern zum Heil, in den letzten Jahren erlebt haben. Vielleicht erscheint es manchem wunderbar, daß so der Gedanke eines einzelnen Menschen Ausgangspunkt und Kraftquelle sein sollte für die Leistungsfähigkeit eines ganzen Volks. Es wäre wunderbar, wenn nicht in der That die Sache sich anders verhielte. Der Philosoph selbst in seinem einsamen Sinnen und Denken denkt nichts anderes, als was die Substanz des Volksgeistes ist, nur klarer, schärfer, bestimmter zum System angebaut; nur was der unterste Mann in seinem Gemüthe, so er wirklich geeignet ist, ein Repräsentant dieser Volksseele zu heißen — nur was der unterste Mann denkt und empfindet und auf seinem Posten, in seinem Handeln verwirklicht, nur das kann auch der Philosoph auf der Höhe seines Gedankenthums denken, in geordnete erleuchtete Begriffe fassen.

Im weitern Verfolg seiner Betrachtungen spricht der Verfasser unter andern eigenartigen Ideen auch die aus, daß sich das Tempo des Denkens, das Tempo des innern Lebens überhaupt in den verschiedenen Zeiten mannichfach ändere. Er sagt:

Es ist früher langsamer gewesen, es ist ein immer schnelleres geworden. Zeugnisse davon sind sogar die Sprachen in ihren Lautbildungen. Wer jene vollen breiten Formen im alten Gothischen sich ansieht und wahrnimmt, wie sie in der spätern Zeit im Deutschen bis herab auf das Englische immer karger und knapper geworden sind, wie in immer schnellerer Weise der Begriff durch den Wortkörper hindurch sich schlingt, und wer auf die Stilarten ebenfalls achtet, wird leicht sich davon überzeugen, daß wir ein anderes Tempo des Denkens angenommen haben.

Als ein besonderes Merkmal unserer Tage stellt der Verfasser mit Recht hin, daß unser ganzes Streben darauf gerichtet ist, die mechanische Weltanschauung auszubauen, und daß demgemäß die Naturwissenschaft die eigentliche Wissenschaft dieser Zeit ist. Ihr gegenüber

fordert der Verfasser in erster Linie Sammlung und Ergänzung, damit uns im äußerlichen Experimentiren nicht die innere ideale Größe verloren gehe.

Wie nothwendig auch die reale Gestaltung, wie nothwendig und wesentlich auch die Veränderung der materiellen Beziehungen des Lebens seien, wie sehr unser Augenmerk darauf gerichtet sein soll, daß die Mühseligen und Beladenen erquickt werden, daß ihnen die freie Bewegung ihres Lebens gestattet werde und sie an der freien innern Hebung des Gemüths nicht gehemmt werden durch den Druck und die Wucht materieller Sorgen: dennoch handelt es sich vor allem darum, die geistigen Kräfte zu heben und damit die geistigen Freuden und Befriedigungen im Volke mehr und mehr zu verbreiten; fähig zu machen die Menschen, ihr wirkliches Heil und ihre wahre Kraft zu suchen, also daß ihr Sinn nicht blos darauf gerichtet bleibt, wie viel oder wie wenig die materielle Seite ihrer Existenz gehoben wird, sondern daß sie innerlich auf jenen Punkt gehoben, bis auf jenes Niveau gebracht werden, aus eigener Freiheit persönlicher That sich die vollste Befriedigung des Lebens zu schöpfen.

Der in einer höchst ansprechenden Sprache sich entwickelnde Vortrag schließt mit dem Satze:

Gleichwie der Philosoph dann am meisten auf sein Volk zurückzuwirken im Stande ist, wenn in ihm mit der Festigkeit des Grundgedankens das Ideal des eigenen Volkes lebt, so wird auch ein Volk wiederum auf die gesammte Menschheit dann am meisten zurückwirken, wenn in ihm die Ideale der Menschheit Leben gewinnen.

6. Das entlarvte Judenthum der Neuzeit. Von Hermann von Scharff-Scharffenstein. II: Die Juden in Baiern. Zürich, Verlags-Magazin. 1871. 8. 15 Ngr.

Das Buch enthält neben einzelnen dürftigen Mittheilungen einige treffende Bemerkungen über die Uebergriffe der Juden in Baiern und schließt sich als Fortsetzung an das erste Heft: „Das entlarvte Judenthum der Neuzeit: Die Juden in Frankfurt a. M." an. Daß es sine ira et studio geschrieben sei, kann man nicht behaupten. Im Gegentheil läßt es eine humane Würdigung der Verdienste des Judenthums an mehr als einer Stelle vermissen. So trifft z. B. der Schlußpassus des Buchs sehr wenig das Rechte und zeugt von einem ungerechten Judenhasse. Dieser Passus lautet:

Wie viele bairische und namentlich münchener Familien sind durch solche Judenränke, wie die von Neuburger und Mendel, zu Grunde gerichtet! Man sehe nur all die prachtvollen Häuser in der Theatiner-, Kaufinger-, Wein- und andern Straßen Münchens, worauf die Juden Geld geliehen hatten, das sie in schlimmen Zeiten kündigten, und die ihnen jetzt eigen sind. Die Juden in München haben seit 1850 und namentlich in den letzten Jahren große Reichthümer zusammengebracht. Aber sie mögen sich hüten, daß nicht die jung- und altbairische Faust ihnen eines Tags in das Genick fährt, und sie wieder ausziehen müssen aus dem guten Baierland, „wo Milch und Honig fleußt" und wo sie gemacht haben ihre „Massematten"! Auf Wiedersehn!

Das ist nicht der Ton einer würdigen Polemik. Das ist die harte Sprache eines Gereizten, der das parlamentarische Verfahren verletzt.

7. Das gefälschte Christenthum und die Welt, von Alois Anton. Pesth, Heckenast. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Wer in dieser Schrift eine populäre Behandlung des durch ihren Titel angedeuteten Themas erwartet, der irrt. Vielmehr gibt die Schrift unter Aufwendung einer großen Gelehrsamkeit, welche die alte, die neu-platonische und scholastische Philosophie gründlich beherrscht, ein anschauliches Bild von dem Werden und Wachsen des Christenthums und der allmählichen Herausbildung einer die Welt knechtenden Hierarchie. Der Verfasser legt mit Scharfsinn die Verkehrtheiten mancher theologischen Dogmen bloß, bekämpft die Uebergriffe der Hierarchen mit Energie und bestrebt sich, der Zukunft mittels einer vernunftgemäßen Auffassung der Wahrheiten des Christenthums den rechten Weg zu heilsamer Religionsbethätigung zu weisen. Was die Stilistik des Verfassers betrifft, hätten wir hier und da eine einfachere Darstellung der oft complicirten Gedankengänge um so mehr gewünscht, als gerade Themata so rein abstracter Natur die äußerste Simplicität der Darstellung fordern.

8. Gute Gedanken. Von F. C. Burnand. Aus dem Englischen. Kassel, Kay. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer hat sich die Mühe gegeben, dieses einfältige Buch zu übersetzen? Wenn England uns nichts Besseres zu bieten hat, mag England zu Hause bleiben! Das Buch nennt sich ein Notizbuch und besteht aus — dem verworrensten Zeug, welches jemals zu Papier gebracht wurde. Man höre z. B. den Anfang des ersten Kapitels. Das Thema ist: Man befindet sich in der Stadt und sehnt sich nach dem Lande. Der Verfasser sagt:

Guter Gedanke, Croquet spielen, wenn's kühler wird, oder Goldfische füttern. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich, daß ein Landhaus ohne Goldfische nur unvollkommen ist. Dann ein Besuch in der Meierei, ganz früh morgens, oder auch abends. Was muß es reizend sein, ein Lieblingschwein zu haben, oder eine Lieblingsgans, auch mehrere, oder eine Kuh, eine Leibkuh, welche einem aus der Hand frißt und Eier legt — wollt' ich sagen Milch gibt für das tägliche erste Frühstück. Ein reizendes Gemälde! Und dann, wie malerisch ist der elegante Schwan auf dem friedlichen See. Wie wohlig ist's dem Karpfen und Hecht in der kühlen Flut, wie träge watscheln eben die kleinen Enten zu ihrem gewohnten Teiche hin. Und nun gar wie interessant, die Goldfische zu beobachten. Ich habe wieder darüber nachgedacht, es müssen durchaus Goldfische da sein. Und die Nacht, wie ruhig, klar und friedlich. Der Mond — der stille Mond — „gießt seine silbernen Strahlen über die Landschaft". (Guter Gedanke, „Strahlen ergießen"; mal in einem Gedicht anbringen.) Man kann das Fenster der Schlafstube öffnen und den betäubenden Duft des Geißblattes einathmen, der auf dem kaum bewegten Lüftchen schwebt. O! Entzückende Gedanken; noch dazu am heißen Junitage. Ja, aufs Land, aufs Land! Zu den Goldfischen!

Und in diesem classischen Lapidarstile geht es fort bis ans Ende des Werks. Das Buch wäre besser ungedruckt geblieben; denn die Gedanken — „Gute Gedanken", wie der Verfasser sie nennt — sind in der That so beschaffen, daß der Verfasser im Recht ist, wenn er in der Vorrede von ihnen sagt, es seien solche, „wie sie leicht neunundneunzigen von hundert unter uns kommen würden, wenn wir dem Impulse des Augenblicks folgten".

9. Ueber das Tragische und das Komische. Zwei Vorträge gehalten in Husum von K. Heinrich Keck. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

Eine sehr fleißige kleine Schrift! Sie faßt das in alter und neuer Zeit über das Tragische und Komische Gesagte in übersichtlicher Darstellung zusammen, allerdings ohne den überlieferten Stoff der bisherigen Dramaturgie durch eigene Interpretation der dramatischen Meisterwerke sonderlich zu bereichern, aber doch mit völliger

Beherrschung des gegebenen Themas. Die den Eingang des Vortrags über das Tragische bildenden Definitionen der drei Hauptgattungen der Poesie, der Lyrik, des Epos und des Dramas, tragen allzu sehr die Signatur der landläufigen und hergebrachten Auseinandersetzungen der Prima Gymnasii. Dagegen sind die Definitionen des Tragischen und namentlich des Komischen geistvoll und in der Benutzung und theilweisen Weiterbildung des dramaturgisch bereits Gebotenen eigenartig und interessant. Das Witzig-Lächerliche definirt der Verfasser sehr hübsch folgendermaßen:

An und für sich ist nichts komisch; diese Eigenschaft entsteht erst durch den Witz des Beschauers, das Komische ist also durchaus subjectiv; es entsteht in dem erhöhten Selbstgefühl, das sich die Dinge unterwirft, nicht sich den Dingen (man denke an das Aristippische: „Et mihi res, non me rebus subjungere conor"); es entsteht dadurch, daß sich im Geiste des Beschauers ein sonderbarer und fast unbegreiflicher Contrast ergibt, der eine momentane Spannung, also ein vorübergehendes kleines Unbehagen herbeiführt, dann aber in blitzartigem Verständniß sich entladet und durch diese Auflösung der Spannung zum Lachen zwingt; es ist also das Witzig-Lächerliche.

Möge die kleine Schrift, welche, obgleich productiv nichts oder wenig bietend, dennoch als geistvolle Compilation des überlieferten Materials sehr wohl geeignet ist, zu belehren und zu unterhalten, in weitern Kreisen Beachtung finden!

10. Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von F. von Holtzendorff und W. Oncken. Erster Jahrgang. Berlin, Lüderitz. 1872. Gr. 8. In Heften zu 7½ Ngr.

Wir heben von den vorliegenden „Zeit- und Streitfragen" die Hefte 2, 5, 6 und 9 hervor. Dieselben enthalten: „Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform" von W. Roscher in Leipzig (Heft 2), „Die neuern katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, kanonisch, publicistisch beleuchtet" von J. F. von Schulte (Heft 5), „Die Arbeiterfrage sonst und jetzt" von F. W. Stahl (Heft 6) und „Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich", von M. Baumgarten (Heft 9) — lauter brennende Fragen der Zeit und sämmtlich von Autoritäten auf den betreffenden Gebieten behandelt. Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen" gewinnen von Heft zu Heft immer größere Bedeutung und werden ihrer Bestimmung immer mehr gerecht, ein Repertoire der die Zeit bewegenden Ideen zu sein.

11. Talisman gegen das Unglück. In fremden und eigenen Gedanken von Victor Welten. Göttingen, Lüssen. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Eine Compilation von Sentenzen in Versen und Prosa aus Werken classischer und unclassischer Autoren und der Feder des Compilators selbst. Die Sammlung zerfällt in 16 Abtheilungen und bringt des Beherzigenswerthen manches. An berühmten Namen sind Schiller, Goethe, Gellert, Bürger, Lessing, Nikolaus Lenau, Kinkel, Geibel u. a. vertreten. Im Folgenden theilen wir einige Gedanken des Sammlers selbst mit, welche, weil sie meistens Tüchtiges in schlichter Form ausdrücken, sich trotz ihrer berühmten Nachbarschaft durchaus nicht winzig ausnehmen, sondern recht wohl mit ihr rivalisiren können:

Die Vorstellung, daß ich gleichsam auf der Bühne nur meine Rolle abzuspielen habe, erleichtert mir zuweilen das Dasein. —

Häufig verschlimmert man seine eigene schlechte Stimmung dadurch, daß man auch in seiner Umgebung eine solche voraussetzt. —

Immer habe das Unglück in seiner höchsten Potenz vor Augen. Kann es dich jemals treffen? Nein! Du wirst nicht zugleich aller deiner Lieben, deiner Sinne, deiner Glieder, deiner Gesundheit, deines Vermögens beraubt werden. Etwas wird dir immer bleiben, über dessen Besitz du dich glücklich preisen kannst.

Das inhaltreiche, sehr hübsch ausgestattete Buch empfiehlt sich namentlich dem weiblichen Geschlechte zur Lektüre.

Feuilleton.

Ottilie von Goethe.

Am 26. October starb die Schwiegertochter unsers großen Dichters in Weimar in dem hohen Alter von 75 Jahren, und es ist damit eine der letzten Vertreterinnen der glanzvollen Epoche Weimars geschieden. Eine geborene Freiin von Pogwisch, stammte sie aus einem alten Adelsgeschlechte Norddeutschlands, stand von früher Jugend an in Verkehr mit der Familie Goethe's und gewann das Herz von August von Goethe, dem einzigen Sohne des Dichters. Derselbe starb bekanntlich noch jung in Rom, und so wurde die nicht gerade glückliche Ehe durch den Tod gelöst. Zwei Söhne und eine Tochter waren dieser Ehe entsprossen. Die Tochter Alma, ein anmuthiges Mädchen, starb später in Wien. Die beiden Söhne, Walther und Wolfgang Freiherren von Goethe, beide großherzoglich sächsische Kammerherren, der letztere auch Doctor der Rechte, wie der Großvater, und preußischer Legationsrath, waren am Kranken- und Sterbebette ihrer Mutter zugegen. Es ist bekannt, wie Ottilie von Goethe im Hause des alternden Dichters den Mittelpunkt der Geselligkeit bildete, die Honneurs des Hauses machte und durch Frische und Liebenswürdigkeit sowol den Dichter selbst erheiterte, als eine große Anziehungskraft auf die zahlreichen Gäste ausübte. So gab sie unter anderm mit mehrern Freunden und Freundinnen eine Zeitschrift „Das Chaos" heraus, zu welcher Goethe selbst hin und wieder eine poetische und humoristische Gabe beisteuerte, wie er überhaupt mehrere Gedichte an die Schwiegertochter richtete. Ein Exemplar dieser Zeitschrift, eine Art von häuslicher und gesellschaftlicher Chronik, welche das Verständniß der Eingeweihten verlangte und viel Munteres und Uebermüthiges enthielt, ganz in Goethe's Art und Weise, der das Hineingeheimnissen liebte und so viele persönliche Beziehungen in seinen Werken versteckte, findet sich noch auf der Bibliothek zu Weimar.

Nach dem Tode Goethe's begab sich Ottilie mit ihren Kindern nach Italien, lebte dann längere Zeit in Wien, bis sie wieder nach Weimar zurückkehrte. Sie war eine höchst anregende Natur, voll poetischer Anlagen und Neigungen, überhaupt eine Frau aus jener Epoche, in welcher auch die hervorragenden Frauencharaktere stilvoller und schwunghafter angelegt waren. Es lag ein großer Zug in jener Zeit, der über alles Kleinliche hinwegtrug. Ottilie von Goethe hatte außer ihren bedeutenden geistigen Eigenschaften ein sehr empfängliches Herz; wohlthätig, rücksichtsvoll gegen alle, die zu ihr in Beziehung traten, machte sie den Ausspruch Goethe's zu einer Wahrheit ihres Lebens: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut."

Notizen.

Von der Ausgabe von **Leopold von Ranke's** „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker und Humblot) liegen uns Band 21, 22 und 23 vor. Die beiden ersten bringen die „Englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert" zum Abschluß und enthalten vorzugsweise einen Anhang, welcher eine Kritik der Geschichtschreiber und eine Sammlung wichtiger Urkunden und Actenstücke umfaßt. Band 23 enthält „Die Geschichte Wallenstein's", welche bereits in dritter Auflage vorliegt.

Mit den Bänden 7, 8 und 9 der „Ausgewählten Schriften" von **Varnhagen von Ense** (Leipzig, F. A. Brockhaus) beginnt die zweite Abtheilung, welche die „Biographischen Denkmale" enthält, anerkannte Musterwerke in classischer Form; wir brauchen blos auf die Biographien von Seydlitz, Derfflinger, Blücher u. a. hinzuweisen. Für den feinen Takt, mit dem der Autor seine Aufgabe gelöst hat, sprechen die Bedenken, die er in dem Vorworte zum zweiten Theile der ersten und zweiten Auflage äußert: „Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinsicht mancher Mislichkeit des Stoffs und mancher Derbheit des Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anstoß nehmen. Was die erstere betrifft, so wäre nichts damit gewonnen, sie zu umgehen; in Deutschland läßt die literarische Aufmerksamkeit sich nichts entschlüpfen; was einer absichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn andere nur mit desto lauterm Ausruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden sein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, so gehört sie dem Charakter der Zeit und der Person oft allzu wesentlich an, als daß man sie missen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopold's Art, bedarf oft starker Striche, und die Eigenheit seiner Züge läßt sich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinschrift wiedergeben, sondern es müssen, wenn der wahre Charakter nicht verloren gehen soll, auch die Verunstaltungen der Schrift mit übertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch stets bemüht war zu mildern, was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte."

Bibliographie.

Adler, G., Ein Baustein zur Lösung der socialen Frage. Annaberg, Graser. Gr. 8. 5 Ngr.

Baierlein, E. R., Nach und aus Indien. Reise- und Culturbilder. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 1 Thlr.

Baumann, J. J., Philosophie als Orientirung über die Welt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Beaulieu Marconnay, C. Freih. v., Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1688–1748). Kulturgeschichtlicher Versuch. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bender, J., Ermland's politische und nationale Stellung innerhalb Preußen's an den Hauptmomenten seiner früheren Geschichte und Verfassung. Festschrift zur ermländischen Säcularfeier 1872. Braunsberg, Martens. Gr. 8. 1 Thlr.

Bolia, J., Das Laien-Brevier in freier Bearbeitung. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Busch, G. F., Ole Hielan, der Held der nördlichen Hochlande. Eine Norwegische Räubergeschichte. Nach glaubwürdigen Quellen bearbeitet. 1ster Bd. Eisleben, Winkler. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.

Coutelle, C., Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Nach den Materialien alphabetisch geordnet. 2 Bde. Iserlohn, Bädeker. Gr. 16. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Dalton, H., Die evangelische Bewegung in Spanien. Reiseeindrücke. Wiesbaden, Niedner. 8. 12 Ngr.

Dambach, O., Wider den Nachdruck! Aussprüche berühmter deutscher Gelehrter, Schriftsteller, Dichter etc. älterer und neuerer Zeit über Nachdruck und Nachbildung. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

De Groot, F. J. V., Die Päpste. Eine historische Studie. Aus dem Holländischen übersetzt von L. v. **Heemstede**. Aachen, Tepe. Gr. 8. 18 Ngr.

Dühring, E., Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 Thlr.

Fontane, T., Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3ter Thl. Ost-Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. Berlin, Hertz. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie, Die Frauen in Erwerb und Beruf. 12 Vorträge. Berlin, Deutsches Verlags-Institut. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. Im Anschluß an „Nach Amerika!" 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4ter Bd. Staufer und Welfen. (1ste Abthl.) Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Glasenapp, G. v., Der Feldzug von 1871. (2ter Theil des Feldzuges von 1870–71.) Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen. Illustrirte Pracht-Ausgabe mit Original-Compositionen von Thdr. Grosse. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hamm, W., Atlas der Land- und Hauswirthschaft. 15 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henning, E., Ein unächter Brief des Archimedes. Zum ersten Mal aus einer Londoner Handschrift herausgegeben. Darmstadt, Brill. 4. 3 Ngr.

Hoffbauer, Die deutsche Artillerie in den Schlachten bei Metz mit Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse in denselben unter Benutzung der officiellen Berichte der deutschen Artillerie zusammengestellt. 1ster Thl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 3ter Bd. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann, M., Ein Kapitel über die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Prämiirte Preisschrift, nebst einem Anhang: Das Ideal einer Mutter. Gross-Kanizsa, Fischel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoppe, J., Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewussten im menschlichen Denken. Mit besonderer Beziehung auf das „schottische Gesicht". Auf Grund von Untersuchungen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Jäger, G., Skizzen aus dem Thiergarten. 1ste Lief. Leipzig, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Jahrbuch religiöser Poesien herausgegeben von J. **Sturm**. Jahrgang 1872. Wiesbaden, Niedner. Lex.-8. 16 Ngr.

Jolberg, Mutter, Immertellen. Gedanken und Aussprüche. Barmen, Klein. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaftan, J., Sollen und Sein in ihrem Verhältniss zu einander. Eine Studie zur Kritik Herbarts. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kampschulte, H., Chronik der Stadt Höxter. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben. Höxter, Buchholtz. Gr. 8. 15 Ngr.

Killisch, J., „Berlin", der Name der deutschen Kaiserstadt, sprachlich, geographisch und geschichtlich erklärt. Berlin, R. Lesser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kopp, W., Der Krieg Kaiser Wilhelms 1870–1871. Berlin, van Muyden. Gr. 8. 25 Ngr.

Koester, H., Erlebnisse und Gestaltungen. Novellen. 2ter Bd. Berlin, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Literaturfreund. Ein Führer für Bücherliebhaber und Buchhändler. Herausgegeben von E. **Hoefer**. 1ster Jahrgang 1872/73. 12 Nrn. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. Halbjährlich 10 Ngr.

Ludwig-Wolf, L. F., Das gewerbliche Schiedsgericht, seine Bedeutung und Einrichtung. Ein Beitrag zu dieser Frage. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Masing, W., Ueber ein Goethe'sches Lied. Vortrag. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 6 Ngr.

Meitzen, A., Die deutschen Dörfer nach der Form ihrer Anlage und deren nationaler Bedeutung. Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Morelet, A., Reisen in Central-Amerika. In deutscher Bearbeitung von H. Hertz. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Naumann, E., Nachklänge. Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. Berlin, Oppenheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Philosophie der griechischen Mythologie und die Entdeckung der Bedeutung der Gottheiten und Mythen. Elberfeld, Fröhling. Gr. 8. 15 Ngr.

Pichler, Louise, Heinrichs des Ersten Söhne. Schauspiel. Stuttgart, Risch. 1873. Gr. 16. 22½ Ngr.

Piper, O., Zu den commissarisch-deputatischen Verhandlungen über die Reform unserer Verfassung. Eine staatswissenschaftliche Denkschrift. Rostock, Stiller. Gr. 8. 12½ Ngr.

Polko, Elise, Kinderstube. Sammlung von Citaten und Gedichten über Mütter, Kinder und Erziehung. Leipzig, Frohberg. Hoch 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rönne, L. v., Abwehr gegen die Angriffe des Herrn Professor Thudichum. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Rochau, A. L. v., Geschichte des deutschen Landes und Volkes. 2ter Thl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Putlitz, G. zu, Ausgewählte Werke. 3ter Bd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rückert's, F., Kindertodtenlieder. Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tischendorf, C. v., Die evangelische Alliance-Deputation an Kaiser Alexander zu Friedrichshafen. Zur Abwehr der groben Entstellungen und Verleumdungen des Herrn von Wurstemberger (zu Bach bei Bern). Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Wachenhusen, H., Um schnödes Geld. Roman. 4 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wächtler, R., Die Arbeiterfrage vom christlich-ethischen Standpunkte beleuchtet. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 16 Ngr.

Wartenburg, K., Robespierre. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Winkler, W., Die deutschen Kleinstädter in Amerika. Roman. Leipzig, E. J. Günther. 1873. Br. 8. 1 Thlr.

Zange, C. M. F., Ueber das Fundament der Ethik. Eine kritische Untersuchung über Kant's und Schopenhauer's Moralprinzip. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zunz, Deutsche Briefe. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Spiegel der Zeit in Fabeln.

Von

Julius Sturm.

8. Geh. 16 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Eine neue Gabe des Dichters der „Frommen Lieder", die um so mehr Interesse erregen wird, da die Stoffe der Fabeln meist neu und dem Leben der Gegenwart entnommen sind.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Gedichte. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fromme Lieder. Siebente Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fromme Lieder. 2. Theil. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Lieder und Bilder. 2 Thle. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Soeben erschien der erste Jahrgang von

Meyers Deutsches Jahrbuch.

Encyklopädische

Ueberschau über die Geschichte und das Kulturleben des vergangenen Jahres.

Im Verein mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von *O. Dammer.*

Geb. 2½ Thlr.

Hauptrubriken des Inhalts.

Geschichte (v. Wydenbrugk, H. Prutz). Literatur (A. Stern, Bartling). Künste (Bruno Meyer). Geographie (R. Andree). Naturwissenschaft (Klein, Ratzel, E. Krause, Otto Dammer). Physiologie und Medizin. Volkswirthschaft (Lammers, Clement). Landwirthschaft (Birnbaum). Technologie (Otto Dammer). Kriegswesen. Die deutschen Universitäten.

Der Gedanke des „Jahrbuchs" ist aus unsern „Ergänzungsblättern" hervorgegangen, hat sich aber die dankbarere Aufgabe gestellt, den Inhalt grösserer Zeitabschnitte, als für die Journalform zulässig ist, unter dem Gesichtspunkt einer organischen Anordnung zu subsummiren und so ein wissenschaftliches Orientirungsmittel zu schaffen, welches nach allen Seiten hin einen freien ununterbrochenen Ausblick über die Begebenheiten und Zustände eines jeden Jahres gewährt.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Verfassung des Deutschen Reiches

vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet.

Ein Beitrag zu deren Kritik

von

Joseph von Held.

Nebst einem Anhange,

die Verfassung des Deutschen Reiches und die Verträge mit den süddeutschen Staaten enthaltend.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine objective, rechtswissenschaftliche Kritik der deutschen Reichsverfassung nach ihren Principien und wesentlichen Einrichtungen von dem Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Würzburg Joseph von Held.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Grundzüge des Allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts. 8. Geh. 2 Thlr.

Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. 3 Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Winckelmann.

Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen.

Von

Carl Justi.

Zweiter Band:

Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit Portrait des Cardinal Albani. Erste Abtheilung.

Gr. 8. 25½ Bogen. Geh. 3 Thlr.

Die Zweite (Schluß-) Abtheilung (circa 30 Bogen) erscheint Mitte November dieses Jahres.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johannes Olaf.

Roman von Eliza Wille.

Drei Theile.

8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr. Geb. 5 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer, geist- und phantasievoller Roman von Eliza Wille, die sich durch ihren frühern in demselben Verlage erschienenen Roman „Felicitas" (2 Theile, 3 Thlr. 15 Ngr.) bereits rühmlichst bekannt gemacht hat. Auch „Johannes Olaf" ist in hohem Grade geeignet das Interesse gebildeter Leser und Leserinnen zu fesseln.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 21. November 1872.

Pädagogische Schriften.

1. Realschule und Gymnasium. Von F. Schmeding. I. Stettin, von der Nahmer. 1872. Gr. 8.
2. Drei Lebensfragen für Staat, Schule und Kirche und die Umgestaltung des deutschen Schulwesens von P. Spiller. Berlin, Cronbach. 1872. 8. 15 Ngr.
3. Der moderne Realismus und die Realschule. Von Hermann Geist. (Programm der Realschule I. Ordnung im Waisenhause zu Halle für das Schuljahr 1871—72.)
4. Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule. Von einem Schulmann. Berlin, Springer. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Ueber das Verhältniß des Staats zur Volkserziehung. Von Gustav Eberty. Berlin, Henschel. 1872. 8. 5 Ngr.

Wenn es noch irgendeines Beweises dafür bedürfte, daß dem deutschen Volke der Preis als Hort der Bildung und Wissenschaft zuzusprechen sei, so ist es die rege Thätigkeit der Schulmänner und Schulfreunde, mit welcher diese die Erziehungsfrage discutiren. Trotz der großartigen politischen Erfolge gibt sich der Deutsche nicht der Ruhe hin, sich in dem Glanze seines Ruhms sonnend, er weiß, daß nicht die Waffe allein ein Volk groß macht, daß die wahre Größe eines Volks vielmehr danach bemessen werden muß, wie weit Bildung und Wissen alle Schichten durchdrungen hat. Ist nun Deutschland politisch zu einer achtunggebietenden Macht geworden, so sollen auch seine Schulen Musteranstalten werden, sodaß es nicht selbst von sich in alle Welt hinauszuposaunen brauche, es „marschire an der Spitze der Civilisation", sondern daß andere es von ihm aussprechen. Darum Glück auf! zu dem Kampfe der Meinungen, der sich in Deutschlands Lehrerwelt entsponnen hat; nur dadurch ist es möglich, die Mängel und Schäden, die dem Schulwesen noch anhaften, zu erkennen, um sie alsdann zu beseitigen. Denn noch vieles ist zu thun übrig: zwar vor dem Gespenst der preußischen Regulative, die allerdings den urwüchsigen deutschen Kern nicht zu verderben vermochten, sind wir endlich befreit, aber noch mancher Zopf bleibt abzuschneiden, den die oft in Einseitigkeit ausgeartete deutsche Gelehrsamkeit den Schulen angehängt hat.

Zu den brennenden Fragen, die jetzt die Gemüther bewegen, zählt vor allem die, ob confessionelle oder confessionslose Schulen? Während die einen das Heil der Zukunft nur in einer Schule erblicken, die sich durchaus um den Religionsunterricht nicht bekümmert, welche die Religion gar nicht als Unterrichtsgegenstand auf dem Lehrplane figuriren läßt, kann sich eine andere Partei nicht des Gedankens erwehren, daß die Schule einen ausgeprägt confessionellen Charakter tragen müsse, welcher sich in jedem Lehrgegenstande zu offenbaren habe; zu diesen tritt die Vermittelungspartei, die einen allgemeinen Religionsunterricht will, welcher das, was allen Confessionen gemeinsam ist, lehrt, jedem aber die Berechtigung zugesteht, seine Kinder von diesem Unterricht zu dispensiren, falls er sich durch denselben in seinem Gewissen bedrückt fühlt und selbst für einen anderweitigen Religionsunterricht Sorge tragen will. Doch werden in der letztern Partei auch Stimmen laut, die es als Aufgabe des Staats betrachten, innerhalb der paritätischen Schule für den Religionsunterricht einer jeden vom Staate anerkannten Religionsgenossenschaft zu sorgen, ohne die Theilnahme an demselben zu erzwingen.

Eine zweite, nicht minder wichtige Frage ist die der Stellung und Rechte der Realschulen. Da fragt es sich: Ist der Unterricht im Lateinischen nothwendig? und: Dürfte nicht auch die Realschule als Vorbereitungsanstalt für die Universität wenigstens für gewisse Facultäten gelten?

Ueber diesen letzten Punkt spricht sich die Broschüre „Realschule und Gymnasium" von F. Schmeding (Nr. 1) des Weitern aus. Mit einer staunenswerthen Gründlichkeit führt uns der Verfasser die Stimmen für und wider die Realschule vor und versteht es, mit schneidiger Kritik die Gegner zu widerlegen und oft ad absurdum zu

führen, um seine Meinung, der Unterricht im Lateinischen sei in der Realschule überflüssig, und auch ohne denselben könne die Realschule als Vorschule für die Universität für manche Fächer angesehen werden, zur Anerkennung zu bringen. Der Verfasser will nicht „die historische Bedeutung der Gymnasien für die Geistesbildung der Welt in irgendeiner Weise anfechten“, er verhehlt es sich nicht, „daß es eine Zeit gab, in der überall nur in dem wiedererschlossenen Paradiese der antiken Literatur die Triebkräfte verborgen lagen, die das ganze geistige Leben in Bewegung setzen konnten.... Man konnte die Naturwissenschaften nicht anders lernen als aus dem Aristoteles, man mußte Philosophie im Plato und Cicero, Geschichte im Thucydides und Tacitus, Medicin im Hippokrates und Galen, Astronomie im Ptolemäus, und Botanik im Dioskorides studiren.“ Das ist nun aber das unsterbliche Verdienst des deutschen Gymnasiums, „mit dieser antiken Bildung den deutschen Volksgeist in einer Weise durchdrungen zu haben, wie dies keinem andern Volke nachgerühmt werden kann“. Noch höher aber als dieses schlägt der Verfasser die Verdienste des Gymnasiums „um die Zucht der Jugend und des Volks“ an. Die Frage aber für die Gegenwart ist die, ob nun daraus folge, „daß noch jetzt und «bis ans Ende der Tage» die Gymnasialbildung die einzige sei, die für die Lösung der höchsten intellectuellen, ethischen und praktischen Aufgaben befähigt; es fragt sich ferner, ob es wohlgerathen sei, nur diesen Weg zu den höchsten und einflußreichsten Stellen im Staate zu gestatten und jeden andern zu versperren.“

Diese Frage zu entscheiden, die von der Realschule mit Ja, von dem Gymnasium mit Nein beantwortet wird, werden zuerst die Klagen vernommen, die von gegnerischer Seite, namentlich vom Gymnasium gegen die Realschule erhoben werden. Vom Gymnasialdirector Axt an, der vor etwa 30 Jahren gegen das in der hessischen Kammer ausgesprochene Begehren, den Realschulen gewisse Berechtigungen zu ertheilen, auftrat, bis in die neueste Zeit sind die Argumente dieselben geblieben, nur daß man jetzt das milder ausdrückt, was Axt in ziemlich derben Worten vorbrachte, und der Verfasser resumirt die Aussprüche der Gegner in Folgendem:

Die Erziehung des Gymnasiums hat etwas die Seelenkräfte Reinigendes, Veredelndes, Stärkendes, was der Realschule abgeht. Und da der Staat die Männer, die dem ganzen Gemeinwesen sozusagen als Salz dienen, es mit reinigenden, veredelnden, hebenden Kräften durchdringen sollen, vorzugsweise in denjenigen suchen muß, die als Juristen und Mediciner Facultätsstudien gemacht, so würde er sich idealer Kräfte berauben. Und damit würde er denn unverantwortlich zu einem Verfalle beitragen, der, wie die Geschichte lehrt, unausbleiblich glücklichen materiellen Bestrebungen folgt, wenn sie ohne jenes ideale Fluidum andauernd fortgehen.

Das Forum, diese Frage zu entscheiden, kann nicht die Universität sein, da dieselbe, wenn auch noch so bedeutend, nicht als Autorität auf dem Felde der Pädagogik angesehen werden dürfte und noch weniger für die Entscheidung einer psychologischen Frage. Denn die Psychologie ist es, die am wesentlichsten zur Lösung der Realschulfrage beitragen kann, indem wir das psychische Wesen des Menschen zu analysiren versuchen, was uns durch die reformatorischen Leistungen Herbart's und Beneke's möglich sein würde.

Bei der Befragung der Universitäten wird aber auch leicht die Grundfrage verschoben; denn hier handelt es sich darum, festzustellen, wie für alle bis zu einem gewissen Grade dieselbe Grundlage einer Bildung gewonnen werde, für den Administrativbeamten sowol wie für den Industriellen, für den Maschinenbauer wie für den Ingenieur, für den Handelsherrn wie für den Juristen, für welche alle es gleich nothwendig ist, daß dem Materiellen ihres Studiums durch ein ideales Gegengewicht entgegengearbeitet werde. Die Facultät wird aber immer auf dem Standpunkte der Facultät verharren, sie wird naturgemäß die Frage immer so auffassen, als solle sie sagen, welche Bildung jemand haben müsse, um ein guter Theolog, Jurist, Mediciner u. s. w. zu werden. Außer den Psychologen können einzig und allein die Realschuldirectoren (nicht Gymnasialdirectoren) als das Tribunal für die Entscheidung dieser Frage angesehen werden, weil diese beide Bildungsgänge, das Gymnasium durch ihre Jugendbildung, die Realschule durch ihre Mannesthätigkeit kennen.

Bei der Untersuchung, ob die classische Bildung wirklich so gewinnbringend sei im Vergleich zu dem, was für dieselbe geopfert werden müsse, kommen gar traurige Resultate zu Tage. Ministerielle Erlasse sowie Kundgebungen von Facultäten weisen auf die zunehmende Unwissenheit der Candidaten der Medicin in den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften hin; es ist vorgekommen, daß einem promovirten Arzte bei der Staatsprüfung jede Spur von specieller Pflanzenkunde mangelte, daß ihm gewöhnliche Pflanzen, wie z. B. Kamillen, unbekannt waren. Ebenso wird über die mangelnde Kenntniß in Physik und neuern Sprachen geklagt. Der Aufwand von 3500 Stunden für das Lateinische und Griechische ist ein großes Opfer, das beim Arzte und Juristen durch kein entsprechendes Aequivalent aufgewogen wird. Es müßten auch die Alterthumsstudien eine weit nachhaltigere Liebe für sich erwecken, wenn sie wirklich das Heilmittel gegen alle Gebrechen der Zeit wären, und doch erleben wir es bei den meisten Abiturienten, daß mit dem Verlassen des Gymnasiums auch den römischen und griechischen Autoren Valet gesagt wird. Geharnischt zieht der Verfasser gegen die Behauptung zu Felde, daß das Studium der Alten die Denkkraft besonders schärfe, und weist psychologisch nach, daß die Realschule in dieser Beziehung dem Gymnasium nicht nachstehe, daß hingegen die Realschule vor dem Gymnasium das voraushabe, die Beobachtungsgabe besser zu entwickeln.

Seine, wenn auch an Umfang kleine, aber an Kerngedanken reiche Abhandlung, der noch ein zweiter Theil folgen soll, schließt der Verfasser mit der zutreffenden Bemerkung: „Wie es kein allgemeines Beobachtungsvermögen gibt, das alles beobachtete, was es zu beobachten gibt, so gibt es auch kein allgemeines Denkvermögen, das über alles dächte, worüber man denken kann. Folglich gibt es auch kein Mittel, dasselbe so allgemein zu bilden, auch die alten Sprachen nicht, und die Ansprüche des Gymnasiums auf Vorzüge, die darauf begründet wären, sind hinfällig.“

Mit der ebenbesprochenen Schrift theilt Nr. 2: „Drei Lebensfragen für Staat, Schule und Kirche und die Umgestaltung des deutschen Schulwesens“, die Opposition

gegen die Alleinseligmachung der Gymnasien; auch Spiller verlangt eine Erweiterung der Rechte der Realschulen, tritt aber zugleich mit Vorschlägen zu einer gänzlichen Umgestaltung unsers Schulwesens hervor. Doch bildet dieses nur Einen Punkt der Schrift; der Verfasser hat sich einen größern Kreis gezogen: Staat, Schule und Kirche werden in vier Rubriken behandelt: „I. Schule und Kirche", „II. Staat und Kirche", „III. Staat und Schule", „IV. Umgestaltung der Schule". Man ersieht aus dieser Eintheilung, daß der Religionsunterricht eine große Rolle in diesen Betrachtungen spielen muß.

Man könnte vorliegende Schrift mit des Verfassers eigenen Worten kritisiren: „Uebrigens macht jede Einseitigkeit stumpf und schroff zugleich", denn einseitig ist des Verfassers ganzes Gebaren in Bezug auf Bibel und Religion. Mit vollem Recht zieht der Verfasser gegen die Auswüchse der Religion zu Felde, als da sind: Hexenglaube, Teufelaustreibungen, Unfehlbarkeitsdogma und da, wo die Religion Mittel zum Fanatismus und zur Verfolgung wird; aber die Religion, resp. den Kirchenglauben und die Bibel verantwortlich machen für die Greuel der Petroleusen und die Knittelaffairen der Socialdemokraten (denen überhaupt der Verfasser oft manchen Seitenhieb gibt), wie die Urtheile über die Bibel, denen wir in vorliegender Schrift begegnen — das kann nur als Product höchster Einseitigkeit gelten. Stellen wie: „Das überaus klägliche Gewimmer über die völlige Machtlosigkeit des Menschen, wie es sich unter anderm durch alle Psalmen David's in ewigen Variationen fortschleppt, ist für jeden verständigen Menschen wahrhaft widerwärtig.... Mich hat ein förmlicher Ekel über dieses ewige Geheul ergriffen", werden sich nicht des Beifalls auch des radicalsten Literarhistorikers erfreuen, sowenig wie die folgende Auslassung über die Psalmen:

> Wenn man auch mit redlich unbefangenem Willen sich an die qualvolle Arbeit macht, sie (die Psalmen) durchzulesen, so gelangt man doch sehr bald zu der traurigen Gewißheit, daß die wirklich nutzbare Ausbeute einer uns von einem religiösen Schwärmer und alten Sünder dargebotenen Hinterlassenschaft auf wenigen Seiten Platz fände, und daß der bei weitem größte Theil nicht das Papier und die Druckerschwärze, am wenigsten die dabei verwendete werthvolle Arbeitskraft werth ist. Es ist eine wahre Augiasarbeit, aus dem ungeheuern Wuste die wenigen brauchbaren Brosamen herauszufinden u. s. w.

Solche Urtheile zeigen den höchst einseitigen Standpunkt, den der Verfasser der Bibel gegenüber einnimmt, aus welchem er aber auch so ehrlich ist gar kein Hehl zu machen; denn an einer andern Stelle, wo er noch einige Punkte der Bibel beleuchten will, sagt er uns unumwunden: „Der Zweck dieser Schrift bringt es freilich mit sich, daß ich die vielen Lichtseiten derselben (der Bibel) übergehen muß und nur die Schattenseiten einigermaßen zu beleuchten unternehme." Daß der Verfasser also Gegner des Religionsunterrichts ist, bedarf nach dem Vorhergegangenen keiner weitern Erörterung. Das Trefflichste im ganzen Buche ist der vierte Abschnitt: „Die Umgestaltung der Schule"; hier zeigt der Verfasser einen so richtigen Blick, macht so gediegene Vorschläge, daß wir auf diesen Theil hier näher eingehen wollen. Von drei Gesichtspunkten geht der Verfasser bei seinen Vorschlägen zur Neugestaltung des Schulwesens aus: „1) Die verschiedenartigen Schulanstalten von der Elementarschule bis zur Universität stehen jetzt nicht in einem organisch fortschreitenden Zusammenhange; 2) unsere Gymnasien sind allzu lange auf demselben Punkte stehen geblieben, als daß sie heute noch den Anforderungen einer durchgreifendern allgemeinen Bildung genügen könnten; 3) die Freizügigkeit im Deutschen Reiche verlangt eine größere Einheit der Unterrichtspläne, als sie jetzt in den verschiedenen Ländern vorhanden ist."

Der Verfasser verlangt ein durchgreifend wohlgegliedertes System, das ohne schroffe Uebergänge und Sprünge von einer Anstalt zur andern allen Gliedern des Staats die Mittel zur Stillung des Durstes nach höherer Einsicht gewähre und die Bedürfnisse aller zu befriedigen im Stande sei. Ein solches System haben wir bisjetzt in unserm Schulwesen noch nicht, die einzelnen Bildungsanstalten nehmen keine Rücksicht aufeinander, die verschiedenen Berufsschulen haben keinen natürlichen Anschluß an eine Gymnasialklasse oder eine Realschule. Das Gymnasium überladet mit zu vielem aus der Vergangenheit genommenen Bildungsstoff, schickt wol Philologen auf die Universität, macht aber „durch die Dressur für todte Formen und für die ziemlich unfruchtbaren lateinischen und griechischen Exercitien" die Schüler vollkommen unfähig, die Interessen unserer Zeit zu begreifen, sodaß der Weg der Gymnasialbildung für alle die, welche sich einer höhern bürgerlichen Berufsgattung widmen wollen, für welche Facultätsstudien nicht nothwendig sind, unfruchtbar ist. Die Realschulen, die jetzt nach manchem Experimentiren, namentlich nach dem verunglückten Versuch der Bildung von Realgymnasien, gesondert dastehen, leiden ebenfalls an Ueberladung des Unterrichtsstoffs und weisen den Uebelstand auf, daß sie keinen Anschluß an das Gymnasium haben, wenn es sich während der Schulzeit herausstellen sollte, daß das Kind sich mehr für eine Gymnasial- als für eine Realschulbildung eigne. Denn unmöglich könne man doch schon bei einem zehnjährigen Knaben einen Beruf feststellen; habe man aber einmal einen falschen Weg eingeschlagen, so wäre es doch traurig, wenn Aeltern gezwungen seien, auf demselben zu verharren. Die Einwendung aber, daß in den untern Klassen der Unterschied zwischen Realschulen und Gymnasien nicht so scharf sei, da doch auch in den Realschulen Latein gelehrt würde, ist hinfällig, da gerade dies ein Mangel der Realschulen ist. „Ich sehe die lateinische Sprache als einen für die Realschulen durchaus schädlichen Ballast an." „Das Latein muß ganz wegfallen!" Das ist die Ueberzeugung des Verfassers. Die Einheit im gesammten Unterrichtswesen zu erzielen, entwirft der Verfasser folgende Eintheilung: „1) Die Elementarschule für Kinder bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre, 2) die Realschule für Knaben bis zum vollendeten sechzehnten Jahre (für Mädchen eine ähnliche Fortbildungsanstalt), 3) das Gymnasium für Jünglinge bis zum vollendeten neunzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre, 4) die Universität mit einer Studienzeit von drei Jahren. Jede dieser Anstalten bildet ein abgerundetes und für eine gewisse Berufssphäre gewissermaßen als allgemeine wissenschaftliche Grundlage dienendes Ganzes;

jede folgende setzt aber als nothwendige Bedingung alle vorangegangenen voraus, indem jede an die ihr vorhergehende sich anschließt."

Dieser Entwurf hat vieles für sich und fordert das Nachdenken aller Schulmänner und Freunde der Bildung heraus, die sich die Mängel, die unserm heutigen Schulwesen anhaften, nicht verhehlen. Aus der Realschule würden nur solche Schüler zum Gymnasium, das sich jener natürlich anschließt, übergehen, welche wirklichen Beruf zu höhern Studien in sich fühlen; ist ja das sechzehnte Lebensjahr schon ein Alter, in welchem eine Entscheidung für einen bestimmten Beruf eintreten kann; es würden alsdann nicht so viele in einen Unterrichtsgang hineingedrängt werden, für den sie weder Beruf noch Neigung haben, der ihnen vielmehr nur eine hemmende Last werden könnte. Der zur Universität Uebergehende würde in den Realien viel besser bewandert sein, als es bisjetzt der Fall ist, denn das Nacheinander der verschiedenen Unterrichtsfächer würde viel nachhaltiger sich erweisen, als das Nebeneinander der verschiedenartigsten Lehrobjecte; es müßte aber im Gymnasium durch Repetitionen für die Festhaltung, resp. Erweiterung des in der Realschule Durchgenommenen gesorgt werden. Der Unterrichtsplan, mit dem der Verfasser seinen Entwurf erläutert, ist durchsichtig und klar gehalten, und wir sind fest überzeugt, daß bei einer etwaigen Reformirung unsers Schulwesens man gut thun würde, die Winke des Verfassers zu berücksichtigen.

Entgegen den vorhin gehörten Autoren will Hermann Geist in der Programmabhandlung: „Der moderne Realismus und die Realschule" (Nr. 3), den Unterricht im Lateinischen beibehalten wissen. Die brennende Frage, ob die Realschule als Vorbereitungsanstalt für die Universität gelten solle, wird nicht berührt, es handelt sich in der ganzen Abhandlung mehr um das Recht der Existenz einer Realschule dem Gymnasium gegenüber. Der Verfasser behauptet zwar, „daß die Gymnasialbildung die beste echte Bildung, wenn auch nicht die einzige echte Bildung ist", doch ist er kein Gegner des modernen Realismus. Trotz allen Aufwandes von Beredsamkeit konnte uns aber der Verfasser nicht überzeugen, daß in einer Realschule der Geist der griechischen Autoren der Jugend durch Uebersetzungen vermittelt werden könne, während die lateinischen Classiker im Original gelesen werden müßten. Zwar belehrt uns der Verfasser, daß „das Römische von Anfang, vom Entstehen der deutschen Cultur an ein reales und organisches Element des national Deutschen und Modernen" sei. „Wir sind directe Nachkommen der Römer, nicht der Griechen"; doch will es uns alsdann fast als ein Widerspruch bedünken, wenn einige Seiten weiter der Verfasser ausruft: „Hat nicht in der That der Geist des deutschen Volks deshalb gerade an zu geringer Selbständigkeit gelitten, weil es festhielt, immer noch in die Schule gehen, sich der Leitung des Alterthums übergeben zu müssen, und sich auch sonst noch nach fremder Leitung umsah?... Auch nicht um der classischen Alten willen darf der Deutsche an der Krankheit der Selbstentfremdung und Unselbständigkeit seines Lebens ferner leiden." Warum denn nun aber doch noch der Schüler der alten Römer bleiben?

Vorschläge zu einer Umgestaltung des Schulwesens bringt uns auch die Schrift: „Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule" (Nr. 4). Der ungenannte Verfasser versteht es zwar, seine Gedanken uns in einem eleganten Gewande vorzuführen, doch erscheinen dieselben oft nicht durchsichtig genug. Schriften, die sich über die Schulfrage verbreiten, sollten im eigenen und der Sache Interesse vorwiegend populär gehalten werden. Der Verfasser beginnt seine Abhandlung mit einer Untersuchung über das Wesen der Bildung und definirt diese in folgenden Worten:

Es ist das Sublimat, der Duft und die Seele alles dessen, was die Hunderte vergangener Geschlechter in sich hineingelebt und wieder an und um sich zur Erscheinung gebracht haben, und wodurch die thierische Natur in ihnen gebändigt, gereinigt und gleichsam geadelt worden ist.... Diese Bildung ist noch etwas Anderes, Höheres als die Civilisation der Franzosen, die das bürgerliche Leben, das staatliche Sein zum Kern und Mittelpunkt hat und den Menschen als eine Art politischen Thiers einseitig hinstellt, das in der oder jener Staatsverfassung sein höchstes Glück, seine höchste Bestimmung zu erreichen berufen sei.

Bildung ist auch nicht die äußere Eleganz in Kleidern, Sprache, Lebensart und Gewohnheit, die oft nur dazu dient, innere Hohlheit zu verhüllen, einen Abgrund zu verbergen, den eine Katastrophe oft an den blumigsten Stellen öffnet. Bildung ist auch nicht Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft muß sich, will sie gründlich sein, beschränken, auch auf ihrem Gebiete muß das Gesetz der Theilung der Arbeit zur Geltung kommen. Die heutige Gelehrsamkeit ist mehr und mehr in die Tiefen hinabgestiegen, sie mußte einseitig werden, um neues Terrain zu erobern und das alte gründlicher kennen zu lernen. „Wissenschaft in aller Strenge, und ihre Methode in aller Enge, für die Studirstube und das Katheder; aber Bildung für das werdende Geschlecht, für die Jugend." Bildung ist die Sache der Jugend, sie will alles erforschen, sie fühlt ihre Schwingen wachsen und möchte sie gebrauchen; dieser Trieb darf nicht pedantisch geschwächt, er muß nur geleitet werden. Diese Bildung zu vermitteln, existiren nur zwei Schulen mit stehenden Begriffen: Universität und Volksschule; in den Mittelstufen herrscht aber eine ungeheuere Verwirrung: Realschule 1. Ordnung, Realschule 2. Ordnung, Bürgerschule, sie alle wollen Bildung nach einer gewissen Theorie verbreiten. Gibt es aber mehrere Bildungen? Sind diese verschiedenen Anstalten mit ihren verschiedenen Lehrgängen nicht dazu geeignet, im Volke zu trennen und zu scheiden statt zu vereinigen? Die wissenschaftliche Bildung soll aber, wenn auch nicht gleichförmig, doch gleichartig sein. Es gibt aber eigentlich nur zwei Wege der Bildung, den culturgeschichtlichen und den naturgeschichtlichen; daraus ergibt sich, daß wir zwei Arten von Schulen nöthig haben: „die culturgeschichtlichen oder, da die Cultur sich in ihren Werken allein am lebenvollsten erhalten hat, die Sprachschulen, und die naturwissenschaftlichen". Jede Sprache, die eine Literatur mit hinreichend culturhistorischem Inhalt hat, könnte als Grundlage einer Sprachschule angesehen werden, ausgenommen die Muttersprache, die, der Jugend subjectiv zu nahe stehend, sich zu einer wissenschaftlichen Behandlung für dieselbe weniger eignet. „Daher haben drei Jahrhunderte die Wahl des Reformationszeitalters bestätigt, die auf das Lateinische gefallen

ist; sie haben nach und nach, aus wissenschaftlichen und ästhetischen Gründen, das damit verwandte und innig verflochtene Griechisch hinzugefügt." Allerdings eignet sich ganz besonders die Abgeschlossenheit jener Culturen in einem nicht übermäßigen Kreise von literarischen Erzeugnissen zu einem willkommenen Bildungsstoff, der ziemlich vollständig angeeignet werden kann, den Blick in die Vergangenheit erschließt und ihn auch auf die Folgezeit lenkt, doch liegt die Gefahr einer dünkelhaften Ueberhebung, einer Verachtung späterer Zeiten nahe, und so hat die neuere Zeit die moderne Sprachschule geschaffen. So haben wir also drei Schulen: die naturwissenschaftliche, die antike Sprachschule und die moderne. „Führen aber alle drei Bildungswege zu demselben Ziele gleichartiger Bildung, so sind sie auch gleichberechtigt untereinander"; folglich müssen sie auch nebeneinander bestehen und einander nützen und fördern können. Man löse daher die ungleiche Verbindung, die das Gymnasium mit den beiden andern eingegangen ist, so auch die, welche die Realschule zwischen Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft geschlossen hat, und die, welche die Realschule mit einer der alten Sprachen eingegangen ist.

Dagegen errichte man für jeden der drei Bildungswege besondere Schulen in einheitlicher Zusammenfassung, und nenne diese Einheit in dreien mit dem alten ehrwürdigen, national gewordenen Namen Gymnasium. Man scheide ein solches Gymnasium in zwei Stufen, die der Vorbildung und die der Ausbildung. Die Vorbildungsstufe, auf demselben Fuße wie an den Gymnasien unserer Tage, zerfalle in drei bis vier gemeinsam vorbereitende Klassen. Die Ausbildungsstufe zerfalle in drei parallele Collegenschaften, je für Naturwissenschaften, alte und neue Sprachen.

Wir wissen nicht, wie durch diesen Plan einer Einseitigkeit in der Bildung entgegengearbeitet werden soll, wie dem Uebelstande, daß der Uebergang von der Vorstufe in die Ausbildungsstufe wahrscheinlich in eine Zeit fällt, in der für einen gewissen Beruf eine Entscheidung noch nicht gefällt werden kann. Der Verfasser hat dem Leser zu viel überlassen „zwischen den Zeilen zu lesen"; vielleicht könnte man mit dem Plane des Verfassers sich mehr einverstanden erklären, wenn er durch eine nähere Erklärung desselben mehr Licht in denselben zu bringen sich entschließen könnte.

Wir würden die Verwaltungsorganisation hier ganz übergehen, wenn wir über einen Punkt nicht noch eine Frage zu stellen hätten. An der Spitze jedes Collegs soll ein durch Wissenschaft ausgezeichneter Mann als Prorector stehen; die drei Prorectoren verwalten das Departement der Disciplin, der äußern Einrichtungen, Bauten, Feste und Repräsentationen unter dem Vorsitz eines Rectors, zu welcher Würde „eine durch staatsmännische, militärische oder literarische Verdienste ausgezeichnete Persönlichkeit von anerkannt sittlichem Werthe geeignet" ist. Wie die militärischen Verdienste für die Leitung des Schulwesens eventuell Ausschlag geben können, das begreifen wir nicht.

Das Schriftchen „Ueber das Verhältniß des Staats zur Volkserziehung" von G. Eberty (Nr. 5) ist infolge einer Aufforderung entstanden, die an den Verfasser, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, erging, „sich über das preußische Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 öffentlich auszusprechen". Die Schrift enthält auf 33 Seiten einen kleinen Auszug aus der Geschichte der Pädagogik, der dem Fachmann nichts Neues bietet, wol auch dies nicht zu thun beabsichtigt, dem Mann aus dem Volke aber genug Material an die Hand gibt für den culturhistorischen Nachweis, daß das Aufsichtsrecht über die Schule ganz allein dem Staate zukommt.

A. Sulzbach.

Reisen von Gerhard Rohlfs.

Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet von Gerhard Rohlfs. Bremen, Kühtmann und Comp. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das eben genannte Werk des verdienstvollen Reisenden macht uns bekannt mit dem Beginne seiner großen Wanderungen in Afrika. Er landete im Frühjahr 1861 in Tanger, entschlossen nach Marokko einzudringen. Seine Baarschaft ist bereits bis auf eine englische Fünfpfundnote zusammengeschmolzen, und es bleibt ihm nichts übrig, als auf den Rath Sir Drummond Hay's sich für einen christlichen Renegaten auszugeben und als Arzt in dem Heere des Sultan von Marokko eine Anstellung zu suchen. So bricht er auf zu Fuß, und alles geht nach Wunsch. Die Mohammedaner setzen nämlich großes Vertrauen auf christliche Aerzte, nicht etwa daß sie wüßten, wie trefflich es um unsere Hochschulen bestellt sei, sondern weil nach ihrem Glauben Jesus der größte Arzt gewesen und er seinen Anhängern eine Menge wunderthätiger Heilmittel hinterlassen hat. Uebrigens bezeichnet Rohlfs selbst seine ärztliche Thätigkeit in Marokko als eine Quacksalberei. War er doch als angeblicher Renegat genöthigt, jeder Verordnung innerer Heilmittel zu entsagen, weil er bei einem etwaigen Todesfall seiner Patienten dem Verdacht einer Vergiftung nicht entgangen wäre. So erwirbt er sich zuerst in der heiligen Stadt Uesan die Gunst des Großscherifs, gelangt von dort nach Fes und wird als Militärarzt vom Sultan angestellt. Kaum eingerückt in seinen Posten, wird er mit dem Hoflager nach dem nahen Mikenes versetzt und auch die Truppen müssen folgen. Von ihrem Ausmarsch entwirft uns Rohlfs ein lebendiges Bild:

Alles lief bunt durcheinander. Da waren die sogenannten regelmäßigen Soldaten, in Begleitung ihrer Weiber (fast jeder Soldat ist verheirathet), Kinder, Sklaven. Kaufleute drängten sich dazwischen, hier bot einer Brot feil, hier Zwiebeln, dort hatte ein anderer ein Bretchen mit verschiedenen Fächern und Schachteln darauf; eine ambulante Gewürzkrambude, Zimmt, Pfeffer, Nelken u. dgl. war da zu haben. Hier bot einer Fleisch, dort Fische feil. Und da kam der Sultan selbst daher; ein großer glänzender Hause, die Minister, die höchsten Beamten des Landes umgaben ihn, ein langer, langer Troß beladener Maulthiere und Kamele folgte.

Dann der Harem, über hundert Frauen und junge Mädchen, dicht verschleiert auf Maulthieren daherreitend, diese allein eine geschlossene Masse bildend, denn auf schnellen Pferden hielten die Eunuchen diese Lieblingsweiber des Herrschers zusammen. Es war dies gewissermaßen der ambulante Harem des Sultans, die schönsten, jüngsten und fettesten Frauenzimmer der vier Harems von Fes, Mikenes, Arbat und Maraksch (Marokko), meist Kinder von 12—15 Jahren. Endlich kam die große Abtheilung der Maghaseni, der unregelmäßigen jedoch besoldeten Cavalerie; es mochten wohl 10000 Pferde zugegen sein. Man denke sich nun diesen Menschen- und Thierknäuel ohne Ordnung und einheitliche Leitung in Bewegung, der eine schnell, der andere langsam, der hier marschirend, der dort, dieser hier laufend, jener langsam seinen Weg fortsetzend, wie ein jeder es eben für gut fand.

Die Bevölkerung Marokkos besteht aus drei Elementen, nämlich der Urbevölkerung, die sich noch jetzt so nennt wie im Alterthum, nämlich Masig oder Mazig, was gleichbedeutend ist mit Mauren, Mohren und Berbern. Noch immer hat sie sich namentlich auf dem Lande ihr Blut rein bewahrt. Darauf folgen, meist auf die Städte beschränkt, die Araber, theils Abkömmlinge der ersten Eroberer, theils der aus Spanien vertriebenen Araber. Gegen Berber und noch mehr gegen Araber lautet das sittliche Urtheil des Verfassers sehr streng, indessen theilt er uns doch manche treffliche Züge mit, die unsere Stimmung mildern, z. B.:

Alle diejenigen, welche in berberischen Staaten gewesen sind oder sich nur in den leichter zugänglichen Städten Bengasi, Tripolis, Sfax, Tunis und andern Orten aufgehalten haben, wissen, wie groß das Vertrauen europäischer Kaufleute ist; den Eingeborenen werden oft Waaren von sehr bedeutendem Werthe auf Credit verabfolgt. Man borgt selbst Kaufleuten aus dem fernen Innern, wo jede Reclamation, falls man betrogen würde, unmöglich wäre. Und doch kommt es sehr selten vor, daß irgendjemand sich eines Betrugs schuldig macht. Von Timbuktu, Kano, Bornu, Mursuk und Rhadames sehen wir Kaufleute auf Credit in Tunis, Tripolis oder Kairo Waaren entnehmen; sie ziehen damit in ihre Heimat, jahrelang bleiben sie manchmal verschollen, aber nachdem sie ihre Waaren verkauft haben, laufen immer Gegenwaaren oder Gelder ein und der europäische Kaufmann wird befriedigt.

Die dritte Bevölkerungsschicht sind die vielfach gedrückten Juden. In den Augen der Rechtgläubigen sind sie so verachtet, daß, wenn man einen von ihnen in Gegenwart des Sultans nennt, das Wort Haschak eingefügt werden muß, also etwa: „mit Respect zu sagen, ein Jude“. Wir alle vermögen den ungebildeten Hebräer an seinem Accent und seiner Wortstellung zu erkennen. Ebenso „jüdeln“ alle englischen Juden englisch. Das Arabische, sollte man nun meinen, müsse glatter ihnen von der Zunge laufen, da es dem Hebräischen doch verschwistert ist. Auffallend war es uns daher, bei Rohlfs die entgegengesetzte Erfahrung zu finden:

Der Jude scheint nirgends die Landessprache erlernen zu können. Wir wissen alle, daß der echte Jude in Deutschland gleich an seiner lispelnden Sprache zu erkennen ist, ebenso die Juden aller übrigen europäischen Länder, die stets die Sprache des Landes anders sprechen als die christlichen Bewohner. So auch in Nordafrika. Selbst wenn nicht durch Tracht und Physiognomie verschieden von dem Araber, würde man unter Hunderten den Juden gleich an der Sprache herauskennen. Nichts lächerlicher, als einen Juden arabisch schmunzeln zu hören, und die unter den Berbern ansässigen Israeliten, die berberisch sprechen, schmunzeln das Tamasirth, wie der Jude überhaupt in allen Sprachen schmunzelt.

Eine Zeit lang genoß Rohlfs die Ehre, als Leibarzt Sr. Majestät zu fungiren, und dies verschaffte ihm Gelegenheit, den Harem zu betreten. Große Geheimnisse hat auch er nicht zu enthüllen, aber mit Vergnügen wird man doch das Nachstehende lesen:

Es kamen nun jeden Morgen zwei Maghaseni aus dem Harem, um mich zu rufen. Dort angekommen, nahm mich der Oberste der Eunuchen, Hr. Kampher, in Empfang, und bald darauf wurde ich in ein Vorgemach geführt, wo ich die Damen vorfand, welche sich behandeln lassen wollten. Im Anfang wollten sich die Frauen nicht entschleiern; als ich aber darauf bestand, ging Hr. Kampher, der sowie einige andere Eunuchen, als Hr. Moschus*), Hr. Atr'ardi (Rosenessenz) u. s. w., natürlich immer zugegen war, in den Harem zurück, meldete dies dem Sultan, kam aber dann mit dem Bescheid: „Unser Herr (Sidna) sagt, da du ja doch nur ein Rumi und eben erst übergetretener Christenhund bist, brauchen sich die Frauen deinetwegen nicht zu geniren.“ Somit fielen die Umschlagetücher (eigentliche Schleier werden weder in Marokko noch sonstwo von mohammedanischen Frauen zum Verdecken des Gesichts benutzt), und ich hatte alle Tage Gelegenheit, die Reize der Frauen des Sultans bewundern zu können. Man glaube übrigens nur nicht, daß irgendwie besondere Schönheiten im Harem wären, oder diese müßten sich nicht gezeigt haben, meistens waren es sehr junge Geschöpfe mit recht vollen Formen. Die oft kostbaren Anzüge und die vielen Schmucksachen waren mit Schmuz überladen, und in der Regel an den Kleidern irgendetwas zerrissen. Die meisten schienen nur aus Neugier zu kommen, um den „Christenhund“ zu sehen. Alle aber, abgesehen von ihrem albernen und läppischen Wesen, waren recht freundlich, und hätte ich nicht die Vorsicht gebraucht, Hrn. Kampher zu sagen, die und die, nachdem sie zwei- oder dreimal zur Visite gekommen war, nicht wieder vorzuführen, so wäre wol nach einiger Zeit der ganze Harem herausgekommen. Sie schienen das Krankmelden als einen angenehmen Zeitvertreib zu betrachten, eine ernstliche Kranke habe ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts nicht gesehen. Ich hütete mich denn auch sehr, irgendwie selbst Medicin zu geben, obschon mir jetzt die dem Sultan von der Königin Victoria geschenkte Arzneikiste zur Verfügung stand. Ich beschränkte mich auf diätetische Anordnungen und culinarische Recepte, die oft große Heiterkeit hervorriefen, aber, wie mir Hr. Kampher sagte, immer streng befolgt wurden, da die Marokkaner jedem Extraessen (d. h. alles was nicht Kuskussu ist) irgendeine besondere Heilkraft beilegen.

Sir Drummond Hay, der als britischer Botschafter am kaiserlichen Hofe erschien, erwirkte für Rohlfs die Vergünstigung, im ganzen Lande frei herumzureisen, und wie ein abgeschossener Bolzen tritt der Wanderlustige sogleich einen afrikanischen Spaziergang an, erst mit einem spanischen Renegaten, der ihn bestiehlt und verläßt, dann allein und zu Fuß, von Tanger angefangen immer hart am Atlantischen Meere über Asamor, Asfi (Safi), Mogador, „dem letzten Hauche der Civilisation“, nach Santa-Cruz oder Agadir. Auf dieser letzten Strecke änderte sich für ihn, möchte man sagen, das Jahrhundert, denn er betrat das lebendige Mittelalter faustrechtlichen Angedenkens:

Im Norden vom Atlas im eigentlichen Marokko (Rharb el Djoani) wohnen alle Eingeborenen, einerlei ob Berber oder Araber, entweder in Häusern aus Stein zu Städten und Dörfern vereint, oder unter Zelten in Zeltdörfern beisammen. Einzelne Wohnungen, einzelne Zelte findet man fast nie. Hier ist nun alles anders. Man glaubt sich plötzlich ins Mittelalter zurückversetzt, die kleinen Berge und fast jeden Hügel sieht man von einer großen castellartigen Burg gekrönt.

*) Alle Eunuchen haben stets stark duftende, aromatische Namen.

Sei es nun daß es von jeher diesen Berbern gefallen hat, so zu wohnen, sei es daß die große Unsicherheit der Gegend, die steten Feindseligkeiten ein solches befestigtes Wehrsystem nothwendig machten, gewiß ist es einzig in seiner Art. Denn Städte, Dörfer, Zeltdörfer oder unbefestigte einzelne Wohnungen fehlen ganz und gar. Vier, fünf oder noch mehr Familien bewohnen solche castellartige Schlösser, welche, meist viereckig von Form, eine Höhe von 20—30 Fuß haben. Fast alle werden an zwei Ecken von hohen Thürmen flankirt, und fast alle haben oben auf der Umfassungsmauer Zacken. Sie sind aus soliden Steinen mit Mörtel aufgeführt, haben einen schmalen Graben, und besitzen nur Ein Thor, welches in der Regel durch eine Zugbrücke von dem umgebenden Terrain erreicht wird.

Von Agadir aus wird die geographische Schilderung spannend für den Kenner, denn die Reise führte jetzt über zum Theil unbetretenes Gebiet, nämlich westwärts ins Innere, zunächst nach Tarudant, dann über wasserarme Strecken, die jedoch noch immer nicht der echten Sahara angehören, von Oase zu Oase, bis endlich der Draafluß bei der Ortschaft Tanzetta erreicht wurde. Dort und noch jenseit des 30. Breitengrades überhaupt führt der Draa, so lange er von Nord nach Süd fließt und bevor er einen Elnbogen bildet, um gegen Westen das Atlantische Meer zu erreichen, zu allen Jahreszeiten Wasser. In Petermann's „Mittheilungen", Jahrgang 1865, ist auf Tafel 6 dieser Theil der Reise bildlich dargestellt. Ein fünftägiger Wüstenmarsch brachte hierauf den Wanderer nach der Oase Tafilet, die wir nur nach Caillié's Schilderungen bisher kannten. In Rissani, der dortigen officiellen Hauptstadt, hatte sich Rohlfs die Gunst eines depossedirten marokkanischen Prinzen erworben, und dieser stattete ihn mit Empfehlungsbriefen an den Schich der Oase Boanan aus, welche auf dem Wege nach Géryville, dem nächsten französischen Posten Algeriens, gelegen ist. Zehn Tage aß Rohlfs mit dem Schich aus einer Schüssel, als er am letzten unbedachtsamerweise dem Gastfreunde eine Baarschaft von 60 Fünffrankenthalern, den Ertrag der ärztlichen Praxis, erblicken ließ. Bisher hatte er sich immer Karavanen angeschlossen, jetzt ließ er sich vom Schich überreden, nur von einem Diener und einem Führer begleitet, ja obendrein bei Nacht abzureisen. Am Rastplatz angekommen, streckte sich der Ermüdete zum Schlafe nieder. Und nun mag er selbst weiter erzählen:

Als ich erwachte stand der Schich der Oase dicht über mich gebeugt vor mir; die rauchende Mündung seiner langen Flinte war noch auf meine Brust gerichtet. Er hatte aber nicht, wie er wol beabsichtigt hatte, mein Herz getroffen, sondern nur meinen linken Oberarm zerschmettert; im Begriff, mit der Rechten meine Pistole zu ergreifen, hieb nun der Schich mit seinem Säbel meine rechte Hand auseinander. Von dem Augenblick sank ich auch schon durch das aus dem linken Arm in Strömen entquellende Blut wie todt zusammen. Mein Diener rettete sich durch Flucht. Als ich am folgenden Morgen zu mir kam, fand ich mich allein, mit neun Wunden, denn auch noch, als ich schon bewußtlos dalag, mußten diese Unmenschen, um mich ihrer Meinung nach vollkommen zu tödten, auf mich geschossen und eingehauen haben. Meine sämmtlichen Sachen, mit Ausnahme der blutdurchtränkten Kleider hatten sie weggenommen. Obgleich das Wasser nicht weit von mir entfernt war, konnte ich es nicht erreichen, ich war zu entkräftet, um mich zu erheben, ich versuchte mich hinzurollen, alles vergebens, ich litt entsetzlich vom brennenden Durste.

In dieser hülflosen Lage blieb er zwei Tage und zwei Nächte, glücklicherweise meist ohnmächtig, denn in den wachen Pausen folterte ihn die Furcht, von Hyänen oder Schakalen lebendig verzehrt zu werden. Endlich kamen zwei Menschen! Sie reichten dem Unglücklichen Wasser, überließen ihn aber dann noch vier Stunden lang den Qualen der Ungewißheit. Sie mußten nämlich aus der nächsten Ortschaft Hadjui erst ein Maulthier herbeibringen. Die Bewohner dieser kleinen Oase waren die dürftigsten Menschen, aber ihre Aufopferung für den Verwundeten und ihre Freude über seine Herstellung erregen unsere höchste Bewunderung und Theilnahme. Der Schich in Boanan leugnete natürlich den Mordversuch, gab aber die Tagebücher des Reisenden heraus, unter dem Vorwande, daß er sie aus Vergeßlichkeit habe liegen lassen. Die Wunden heilten rasch bis auf den zerschossenen linken Arm, aus welchem noch bis zum Jahre 1868 Knochensplitter herauseiterten. Der Rückweg nach Géryville bot keine Schwierigkeiten, da auf allen Märschen Wasser zu finden war.

Zur Religionsgeschichte und Religionsphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 46.)

4. Die Religion und die Religionen. Vorträge gehalten im Deutschen Protestantenverein zu Leipzig von Rudolf Seydel. Leipzig, Findel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Schon der Titel des Buchs, unter dem der Verfasser die hier im Druck veröffentlichten, zu verschiedenen Zeiten gehaltenen elf Vorträge zusammenfaßt, sagt uns, womit wir es zu thun haben. In einer kurzgefaßten Religionsgeschichte zeigen die ersten acht, einen Cyklus bildenden Vorträge das Wachsen und Werden der Religion von ihren niedrigsten Gestaltungen bis zu ihrer vollendeten Form im Christenthum, das dem Verfasser das Endziel der geschichtlichen Religionsentwickelung ist. In klarer Weise sind Anfangs- und Endpunkt dieser Entwickelung angegeben; die Religion der Furcht steht im Anfang, die Religion der Liebe am Ende der Bahn; zwischen Furcht und Liebe liegen viele mittlere Gestaltungen, welche den allmählichen Uebergang zur Religion der Liebe bezeichnen; die Geschichte dieses Uebergangs ist die Religionsgeschichte der Menschheit. In der zusammenfassenden Gruppirung und Charakteristik der einzelnen Religionen ist manches nebeneinandergestellt, was ebendadurch in einem neuen Lichte erscheint. Wir erinnern z. B. an das, was über den Buddhismus und seinen Stifter gesagt wird mit durchblickender Parallelisirung des Christenthums und seines Stifters.

Der Verfasser verwebt das historische Material, das er uns bietet, mit eigenen Gedanken. So gibt er z. B. einen erweiterten Begriff der Bundesreligion. Da er

selbst in der Vorrede auf diesen Punkt aufmerksam macht und ihn einer eingehendern Prüfung empfiehlt, so haben wir darauf einzugehen. Bundesreligionen nannte man bisher die beiden Religionen des Alten und Neuen Bundes, d. h. die jüdische und die christliche, weil hier in klarer Weise die beiden Gegensätze, die miteinander in einen Bund treten wollen, nämlich Gott und Mensch, Himmel und Erde sich gegenüberstehen und in gleich klarer Weise in beiden ein Mittler des Bundes genannt wird. Der Verfasser dehnt den Begriff der Bundesreligion weiter aus und wendet ihn auf den ganzen Semitismus an; überall in den Religionen der semitischen Völker findet er eine Bundeszweiheit mit mehr oder minder deutlich ausgesprochener Tendenz der Vermählung der Gegensätze. Mit den Aethiopiern und Aegyptern beginnend, die er gleichfalls zu den Semiten rechnet, sieht er in der thiermenschlichen Doppelgestalt der Sphinx die Bundesreligion sich ankündigen, in Osiris und Isis als dem männlichen Himmels- oder Sonnen- und dem weiblichen Erdprincip deutlicher ausgesprochen; bei den Griechen, wo er gleichfalls jene Bundeszweiheit findet, sind es Zeus und Demeter, die die erwähnten Gegensätze repräsentiren. In den angeführten Fällen, die wir aus vielen andern herausheben, ist die Erweiterung des Begriffs berechtigt. Aber wir sehen nicht ein, warum der Verfasser den Begriff der Bundesreligion nur auf den Semitismus ausdehnt und nicht noch weiter. In aller Religion handelt es sich um das Verhältniß der Seele zu Gott, den jene sucht und mit dem sie in eine Gemeinschaft zu treten trachtet, und wenn der Verfasser Bundesreligionen diejenigen nennt, welche durch die Tendenz zu einer Vermählung von Himmel und Erde, von Gott und Welt charakterisirt sind, so sagen wir, jede Religion hat diese Tendenz. Der Verfasser spricht etwas Aehnliches selbst an einer Stelle seines Buchs aus. Er redet nämlich von dem Fetischismus und sagt, daß die Zauberei nothwendig mit der Furchtreligion gegeben sei als die Methode der Abwehr:

> Abwehr übersinnlicher, überverständiger Mächte kann nicht von gewöhnlichen Menschen durch natürliche, verständige Mittel geschehen, sondern nur durch Uebersinnliches und Ueberverständiges, durch Exaltation und Wunder, Göttliches nur durch Göttliches. So wird der Priester hier zum Zauberer, und sofern in diesem selbst Gotteskräfte wirken müssen, wenn er die Götter besiegen soll, kommt uns schon hier der erste Keim der Idee der Gottmenschheit oder Gotteskindschaft entgegen als des Ideals der Religion.

Also schon in der niedrigsten Gestaltung der Religion der Keim der Idee der Gottmenschheit oder Gotteskindschaft als des Ideals der Religion! Was heißt das anders, als daß schon hier die Gegensätze von Gott und Mensch im Gottmenschen sich zusammenzuschließen und einen Bund zu feiern trachten, mit andern Worten, daß schon hier der Bundescharakter zu Tage tritt. Soll dann der Begriff der Bundesreligion doch nur für eine gewisse Klasse von Religionen gerettet werden, so wird der Unterschied nur in der größern oder geringern Deutlichkeit liegen, mit welcher die beiden Gegensätze und ihre Vermittelung sich herausgebildet haben.

Eigenthümlich ist des Verfassers Ansicht, wonach zur Vollendung der Religion im Christenthum nicht blos die religiöse Geistesarbeit der Juden, sondern ebenso sehr die der Griechen und Römer beigetragen hat, indem allerdings den Juden die Hauptaufgabe zufiel in der Ausbildung der Gotteserkenntniß, während die Griechen in der Aufstellung des einzelnen Menschenideals die Grundlage lieferten zu dem Bilde des Gottmenschen, den Römern aber das Christenthum den Begriff des Gottesreichs verdankte, wie er denn schließlich den reinen Gehalt des Christenthums in den drei Urworten findet: Vater im Himmel, Gotteskindschaft und Himmelreich. Ueberhaupt ist das Buch reich an neuen Anschauungen, die, auch wo wir ihnen unsere Zustimmung nicht ertheilen können, doch immer von einem gediegenen Denken Zeugniß ablegen und zum Nachdenken anregen.

Es folgen zwei Darstellungen des Lebens Jesu, die nach Inhalt und Tendenz weit auseinandergehen:

5. Das Leben Jesu. Von W. Krüger-Velthusen. Elberfeld, Friderichs. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. In vier Büchern. Von Ludwig Noack. Zweites Buch: Das Senfkorn des Glaubens an Jesus Christus als den Gottessohn und der weltgeschichtliche Wunderbaum des Evangeliums. Manheim, Schneider. 1871. 8. 24 Ngr.

Das Besondere der erstgenannten Darstellung des Lebens Jesu besteht darin, daß der Verfasser, um ein historisches Bild der Person und des Lebens Jesu zu gewinnen, alle über ihn in den Evangelien erzählten übernatürlichen Thatsachen ausscheidet. Wir haben hier eine Biographie Jesu, in der seine Wunder keinen Platz und keine Erwähnung finden oder geistig gedeutet werden. Aus demselben Grunde schließt die Biographie mit dem Tode Jesu, denn seine Auferstehung und die Erscheinungen des Auferstandenen liegen jenseit der Grenzen des geschichtlichen Gebiets. Der Verfasser sagt:

> Die Geschichtsforschung kann sich nicht mit der Aufzählung nackter Thatsachen begnügen, sie muß die Begebenheiten nach Ursache und Wirkung begreifen, das Einzelne als nothwendiges Glied der gesammten gegenwärtigen Weltordnung zu erfassen suchen und sich mithin auf letztere beschränken. Dieser Ordnung gehört nun aber der Auferstandene nicht mehr an, sein Leben folgt höhern Gesetzen, kann daher nicht Gegenstand geschichtlicher Darstellung werden. Die Biographie Jesu muß, wenn sie anders ihren historischen Charakter wahren will, mit dem Tode des Erlösers schließen.

Wir können den ausgesprochenen Grundsatz nicht für richtig erkennen, wir meinen vielmehr, daß alles, was auf dieser Erde geschieht, den Inhalt der Weltgeschichte bildet und in den Bereich der Geschichtserzählung gehört, gleichviel ob wir es begreifen oder nicht. Das erste Geschäft der Geschichtschreibung ist, die Thatsachen nach ihrem äußern Geschehen zu berichten, das zweite erst, den Causalzusammenhang der Dinge nachzuweisen. Nimmt der Verfasser eine Auferstehung Christi an, wie es nach seinen Worten doch scheint, so mußte dieselbe in seiner Biographie einen Platz finden, oder er mußte geradezu sagen, dieselbe beruhe auf einer Täuschung der Zeitgenossen und sei deshalb auszuschließen.

Was die Wunder Jesu betrifft, von denen wir vorhin sagten, daß sie in der vorliegenden Darstellung entweder unerwähnt bleiben oder von dem Verfasser geistig gedeutet

werden, so geben wir ein Beispiel dieser geistigen Umdeutung und damit zugleich eine Probe seiner Auslegung. Es handelt sich um die Auferweckung des Lazarus. Nach des Verfassers Ansicht ist Lazarus nicht gestorben, denn Jesu unerschütterliches Gottvertrauen und sein Gebet ringen des Lazarus Leben, als die Krankheit es an den Rand des Todes bringt, sozusagen von Gott los, und während alle übrigen überzeugt sind, daß Lazarus wirklich gestorben, weiß er, daß derselbe nur im Scheintode liege, aus welchem er ihn nach vier Tagen ins Leben zurückruft. Das Wunder wird also hier aus einem äußern zu einem innern, und der Schauplatz, wo es vollbracht wird, ist dann nicht mehr an dem Grabe des Lazarus, sondern in der Seele Jesu, wo der Glaubenskampf gekämpft und der Glaubenssieg davongetragen wird. Wir glauben, daß diese Auslegung, die sich zudem nur schwer mit dem Text der Schriftstelle in Uebereinstimmung bringen läßt, wenigen genügen wird. Im übrigen ist es dem Verfasser Ernst mit seiner Sache, er will in dem Streite der Parteien belehrend und versöhnend wirken und den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen überwinden helfen; auch sind die Arbeiten früherer Forscher für ihn nicht vergeblich gewesen, wie er denn, ehe er an seinen Bericht des Lebens Jesu geht, eine treffliche Geschichte der Behandlung desselben Gegenstandes seit dem letzten Jahrhundert gibt.

Von anderm Schlage ist die zweitgenannte Darstellung des Lebens Jesu, welche die Fortsetzung eines schon voraufgegangenen Buchs bildet. Hier scheint der Verfasser keine Vorgänger und Meister in seiner Arbeit gehabt zu haben; ihre Gedanken und Forschungen haben ihm sicher wenig Sorge gemacht; mit dem Gefühl der Genugthuung kann er sagen, daß er auf seinen eigenen Schultern stehe, wenn dieser Ausdruck nicht etwa zu kühn ist und zu sehr an die Athleten- und Akrobatenvorstellung erinnert. Jesum, den Nazaräer, nennt er einen Sechsundvierzigjährigen, das Evangelium Johannis läßt er zwei Jahrzehnte nach Jesu Tode verfaßt sein, die Zeit der Abfassung der Weisheit Salomo's dagegen setzt er in das Jahr 40 n. Chr. Wo in aller Welt hat der Verfasser diese Nachrichten her? Auf dem Titel seines Buchs wird uns eine Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen verheißen. Was nun die Geschichtlichkeit seiner Untersuchungen betrifft, so pflegen gewissenhafte Geschichtschreiber die Quellen anzugeben, aus denen sie geschöpft, oder zum mindesten die Wege zu zeigen, auf denen sie zu dieser oder jener Combination gelangt sind — von alledem geschieht hier nichts; und was die Freiheit seiner Untersuchungen betrifft, so scheint er das schöne Wort in dem Sinne von Zügellosigkeit zu nehmen. Das Christenthum ist ihm durch Zufall oder Glück, „oder wie wir es sonst nennen wollen", zu einer weltgeschichtlichen Macht angewachsen, und er führt hierbei Pascal's Wort an, daß, wenn die Nase der Kleopatra kürzer gewesen, die Welt ein anderes Ansehen bekommen hätte.

Abgesehen davon, daß es eine sehr unkluge Taktik ist, gerade Pascal bei seinen Sturmläufen gegen das Christenthum ins Gefecht mit hineinzuziehen, hätte ihm bei einigem Nachdenken das Unzutreffende des angezogenen Vergleichs einleuchten müssen; denn Pascal hat, als er jenes Wort sprach, nur die zufällige Veränderung äußerlicher Verhältnisse im Auge gehabt, während hier von einer Umwandlung der Erde die Rede ist, die von einer innern Umwandlung der Geister ausgeht. Genug — das Buch ist eins jener Pamphlete wider das Christenthum, wie sie schon öfter dagewesen sind. Die Wahrheit gewinnt und verliert nichts, wenn mit solchen Waffen für oder gegen sie gekämpft wird. Charakteristisch sind einige Verse, mit denen der Verfasser sein Buch beschließt; wir setzen dieselben her:

Auch Götter werden alt und müssen sterben,
Wenn sie nicht länger ew'gem Werden passen.
In ihre Rechte treten junge Erben,
Als Führer jugendlich entflammter Massen,
Und über Götterleichen, Völkersplitter
Braust ewig hin der Menschheit Lenzgewitter!

In den Gedanken, die es ausspricht, vielfach an den Inhalt der vorherbesprochenen Werke anklingend, führt uns das nachfolgende Buch mitten in die Arena der kirchlichen und theologischen Kämpfe unserer Zeit:

7. Die Kirche im neuen Reiche. Ein protestantischer Weckeruf an die Gemeinden von J. W. Hanne. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser beginnt sein Buch mit einem Blick auf Frankreich und leitet die Niederlagen desselben in dem letzten Kriege sowie den am Schluß desselben in den Mauern von Paris geführten Selbstvernichtungskampf aus der im 16. und 17. Jahrhundert gewaltsam unterdrückten Reformation her. In der That, es scheint diesem Punkte noch nicht genug Beachtung geschenkt zu sein. Wenn wir den Leib des französischen Volks von jähen Zuckungen hin- und hergeworfen sehen, wer weiß, ob es im letzten Grunde nicht der gemishandelte und gewaltsam zurückgedrängte religiöse Gedanke ist, der ihm in den Gliedern liegt, unter den mannichfachsten Formen Befriedigung oder Rache sucht und eine gesunde Entwickelung des Volks- und Staatslebens in Frankreich vielleicht noch für lange unmöglich macht; denn es kommt in dem Leben eines Volks nicht blos darauf an, daß das, was in ihm liegt, zur Entwickelung komme, sondern daß es zur rechten Zeit zur Entwickelung komme. Der Verfasser findet in Deutschland ähnliche Krankheitssymptome, er möchte sein Land vor dem Schicksale Frankreichs bewahren, deshalb läßt er seinen protestantischen Weckruf an die Gemeinden ertönen, damit sie selbst Hand anlegen, in dem neuen Reich die Kirche neu zu bauen. In der Anführung der Mittel, durch die dies zu geschehen habe, bekennt er sich als Mitglied des Protestantenvereins, dessen Programm es ist, Kirche und moderne Cultur miteinander zu versöhnen. Die Abfassung seines Buchs ist ihm durch ein in das Leben seiner Familie tiefeingreifendes, ihn persönlich in empfindlichster Weise berührendes Ereigniß veranlaßt; daher kommt es wol, daß seine Hand, die im Darstellen vor Erregung zittert, hier und da einige falsche Striche zeichnet oder wol auch in der Farbe sich vergreift. Die starke Seite seiner Darstellung liegt in der den Gegner ad absurdum führenden Satire, hier bekommt der Stil Schwung und Wurfkraft, die ihm nicht überall eigen sind. Wir übergehen, was von der Leidenschaft des Augenblicks

eingegeben ist, und heben aus dem reichen Inhalt des Buchs einen Punkt zur Besprechung heraus, der ein mehr als persönliches Interesse in Anspruch nimmt.

Es wird in der heutigen Theologie häufig unterschieden zwischen dem idealen und dem historischen Christus. Das vorliegende Buch, in welchem auf den erwähnten Unterschied in wiederholter Weise zurückgekommen wird, gibt uns Veranlassung, uns denselben klar zu machen. „Der ideale Christus", sagt der Verfasser, „ist keine Person, sondern ein Princip; er ist das eine, ewige in allen Menschengeistern sich bethätigende, aber nur von wenigen klar verstandene, ohne creatürliche Beimischung aufgenommene und angeeignete göttliche Offenbarungswort (Joh. 1, 1 fg.)." Das letzte Wort sowie die in Parenthese angegebene Schriftstelle sagen uns bestimmt, als was wir uns nach des Verfassers Ansicht den idealen Christus zu denken haben: es ist der Logos im Menschen. In Christus ist er Fleisch geworden, aber er hat dadurch sich nicht erschöpft, vielmehr trägt jeder Mensch ein Stück dieses idealen Christus in sich, und wie z. B. die deutschen und holländischen Mystiker, wenn sie Gott und göttliche Wahrheit suchten, dieselbe nicht ausschließlich in der von Christo verkündigten Lehre, sondern in sich, durch Selbstvertiefung fanden und sich dabei auf ihr lumen internum beriefen, wie auch Luther, wenn er anfängt sich denkend über das Wesen Christi zu orientiren, über den historischen Christus hinausgeht, so, sagt der Verfasser, rede Gott durch dieses sein Wort, durch diesen idealen Christus noch immer ebenso wesentlich und wirklich in allen frommen, durch den Glauben himmelanstrebenden Seelen, wie er durch dasselbe geredet hat in den Propheten, Aposteln, ja Jesu selbst und in den biblischen Schriftstellern. Universell gefaßt, ist ihm der ideale Christus das schon von dem Platonischen „Sokrates" erahnte, im Platonischen „Gastmahl" als Eros symbolisirte gottmenschliche Princip der Menschheitsentwickelung, worin Gott und Mensch sich immer tiefer und allseitiger miteinander vermitteln und vereinen. Also der ideale Christus schon im Heidenthum, und der historische die Blüte der Menschheitsentwickelung — wir sind diesem Gedanken schon in den früher besprochenen Werken begegnet. Freilich wird derselbe dem Verfasser von der Orthodoxie angefochten werden, die von einem Christus außerhalb des Christenthums und von einem Christus von unten her, d. h. von einem aus der Menschheitsentwickelung hervorgegangenen, bekanntlich nichts wissen will.

Schließlich haben wir noch von einem Buche zu berichten, das uns im Gegensatz zu den vorgenannten wie eine exotische Pflanze berührt:

8. Muhammedanische Eschatologie. Nach der leipziger und der dresdener Handschrift zum ersten male arabisch und deutsch mit Anmerkungen herausgegeben von M. Wolff. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Da die vorliegende Schrift hier zum ersten male übersetzt erscheint (wann und von wem dieselbe verfaßt worden, ist unbekannt, doch scheint sie der spätern Zeit anzugehören), so glauben wir am besten in den Inhalt derselben einzuführen, wenn wir eine Stelle als Probe mittheilen; sie erzählt die Erschaffung Adam's:

Man sagt, daß Gott, als er dem Adam den Geist einhauchen wollte, diesem befohlen, in ihn von der Seite seines Mundes hineinzugehen. Er aber erwiderte: „Ich will nicht in einen dunkeln Ort hineingehen"; und es wiederholte Gott seinen Befehl dreimal, und er gab dieselbe Antwort wie das erste mal. Dann rief ihm Gott das vierte mal zu: „Gehe hinein wider deinen Willen und gehe heraus wider deinen Willen!" Da ging der Geist hinein von der Seite seines Fußes oder, wie andere sagen, von der Seite seines Gehirns und verblieb in ihm hundert Jahre lang. Nach Ablauf dieser Zeit ging er in seine Augen hinein; da schaute Adam auf seinen Körper und sah, daß er ganz von Erde (Thon) war. Und als der Geist bis zu seinen Ohren gelangt war, da hörte er das Lobpreisen der Engel. Dann ging der Geist in seine obern Nasenknorpel, und er nieste; bevor er aber sein Niesen noch beendet hatte, ging der Geist in seinen Mund und seine Zunge. Da lehrte ihn Gott den Ausspruch: „Lob sei Gott!", und erwiderte ihm hierauf: „Es möge sich dein Herr deiner erbarmen, o Adam!" Nun ging der Geist in seine Brust, da wollte er schnell aufrecht stehen, konnte aber nicht. Als der Geist dann in seinen Bauch gefahren war, verlangte er nach Speise. Hierauf ergoß sich der Geist in seinen ganzen Körper, und er wurde zu Knochen, Fleisch und Blut, zu Adern und Nerven. Es bekleidete ihn dann Gott mit einer Bekleidung aus dem Stoffe der Nägel, die jeden Tag an Schönheit zunahm. Als Adam aber sich der Sünde zugewandt hatte, wurde diese Nägelbekleidung in die Haut verwandelt und es blieb davon nur ein Theil an seinen Fingerspitzen übrig, damit er sich dieses seines ersten Zustandes erinnere.

Wir haben die vorstehende Stelle herausgehoben, um zu einem Vergleich mit dem mosaischen Schöpfungsbericht einzuladen. Hier (in dem mosaischen Bericht) kurze, große, gedankenvolle Züge, dort kindische Detailmalerei; der Unterschied ist durchgehend. Die Gedankenarmuth, die wir sonst im Mohammedanismus finden, tritt auch hier zu Tage. Was die Phantasie erregen kann in Bildern voll Furcht oder Wollust, ist in reichem Maße vertreten, der eigentliche Goldgehalt der Gedanken, nach dem wir ideenhungerige Abendländer meist zu fragen pflegen, ist unendlich gering. Es kommen in dem Buche Stellen vor, die, wie naiv sie auch zu ihrer Zeit gemeint sein mögen, uns nur ein Lächeln abnöthigen, z. B. wenn Gott am Tage der Auferstehung zu den Engeln sagt: „Laßt meine Diener nicht gehen, sondern auf stattlichen Kamelen reiten, denn sie haben sich in der Welt an das Reiten gewöhnt", oder wenn es von den Seligen des Paradieses heißt: „Sie speien nicht aus und schnäuzen sich nicht die Nase." Wir pflegen an ein Buch aus dem Orient mit der Erwartung heranzutreten, in phantasievollen Bildern voll sinnlichathmender Glut reiche poetische Perlen verstreut zu finden. Wer diese Erwartung von dem vorliegenden Buche hegt, wird sich getäuscht sehen. Nur ganz vereinzelt finden wir eine poetische Perle von echt orientalischem Geschmack, z. B. diese: Der Engel Gabriel sieht aus einem der Paläste des Paradieses eine der Jungfrauen mit glänzenden dunkelfarbigen Augen zu ihm herniederschauen und ihn anlächeln, und „die Gärten Edens erglänzten von dem Glanz ihrer Vorderzähne". Was die ebenerwähnten, vielberedeten Jungfrauen des Paradieses oder die Huris betrifft, so heißt es von ihnen: Im Paradiese sind Jungfrauen, die man „Puppen" nennt. Nie ist eine Sache treffender bezeichnet worden als die erwähnte Sache mit dem bezeichneten Ausdruck. In der That, diese Huris sind nur Puppen, die für uns nichts Reizendes haben. Gott schuf ihr Gesicht aus vier Farben:

weiß, grün, gelb und roth, ihren Leib aus Safran, Moschus, Ambra und Kampher, ihre Haare aus Gewürznäglein u. s. w. Trotz der gemachten Ausstellungen wollen wir jedoch nicht verhehlen, daß durch die oft sehr sonderbaren Anschauungen ein Gefühl für den heiligen Ernst des Lebens hindurchbricht und die Ueberzeugung von der ewigen Liebe Gottes und der Unendlichkeit seiner Gnade gegen den Reuevollen in starker Weise ausgesprochen werden, wie wir denn den Propheten von Mekka, wenn wir auch in ihm und seiner Religion das Feuer stark mit Dampf vermischt sehen, dennoch für einen Gottbegeisterten halten; die früher landläufige, kurz absprechende Ansicht, die ihn halb einen Betrüger, halb einen Betrogenen nannte, ist jetzt fast ganz verstummt.

Geschichtliche Liebesbilder.

Berühmte Liebespaare. Von F. von Hohenhausen. Mit 18 Porträts. Braunschweig, Westermann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebenden in der Charakteristik, im Urtheil vollständig gerecht zu werden, ist eine schwere Kunst. Die Schwierigkeit dieser Kunst wird dann noch erhöht, wenn der Autor, welcher sich an sie heranwagt, der Geschichte treu bleiben, streng historisch verfahren, wol gar halb wahre, halb falsche Ueberlieferungen berichtigen, und dennoch die Eigenart der Liebe, ihre geheimen Sympathien, ihre lauten Bekenntnisse, ihre Leidenschaften und Gluten, ihre Abenteuer und Opfer, ihre Poesie mitten in der Prosa der Wirklichkeit darstellen soll. Alle Liebe ist ursprünglich eine Privatgeschichte, was den Liebenden auch höchst erwünscht ist, denn sie haben an sich schon vollständig genug. Und doch werden sie sich im Privaten nicht halten können, und zwar je begabter, hervorragender, lebensfrischer sie sind, um so weniger. Sie müssen, mögen sie wollen oder nicht, hinaus an den Tag der Geschichte, und die Gesellschaft noch dazu wird sie keineswegs schonen. Ob sie reich oder arm, vornehm oder gering sind, der Kampf mit der Existenz wird auch ihnen nicht erspart bleiben. Je reiner, sittlicher, uneigennütziger aber die Liebe ist, je mehr sie einen idealen und nicht blos socialen Charakter hat, desto gewisser wird ihr auch der Sieg in dem Kampfe bleiben; je unreiner, sinnlicher, desto furchtbarere Gewalten, fatalistischere Schrecken können über sie hereinbrechen, wird sie selbst über sich heraufbeschwören.

Wir drücken es hier mit der wärmsten Anerkennung wie mit Dank aus, daß die edle, geistreiche Verfasserin obigen Buchs die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wohl erwogen, aber sie auch mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, mit Scharfblick, mit tiefer Menschenkenntniß, historischer Gewissenhaftigkeit, Zartheit, mit feinem, künstlerischem Takte gelöst hat. Noch dazu gehören die Personen, die Liebespaare, welche sie uns vor Augen bringt, hervorragend durch Talent, wol gar Genie, durch Bildung, durch Herkommen, durch Stellung, durch auferlegtes Verhängniß oder durch freie Wahl, nicht der Privat-, sondern der öffentlichen Geschichte, und zwar der Cultur als solcher an. Auch die Auswahl, welche der Autor getroffen hat, beweist einen ebenso feinen Geschmack, tiefe Einsicht, ein weises Erwägen der Wirkung auf den Leser. Denn es wäre der Verfasserin ein Leichtes gewesen, bei ihrer gründlichen Kenntniß des menschlichen Herzens und der Geschichte, ihren Liebespaaren noch einige mehr hinzuzufügen. Sie hätte aber das Ganze nicht so maßvoll und schön abrunden können, sie hätte durch Ueberfülle den Eindruck der Gestalten, den starken Zug der Geschlechter zueinander abschwächen müssen, die Vorgänge nicht so klar zu zeichnen, die Farben nicht so unvermischt und frisch aufzutragen vermocht, wenn sie sich im Stoff übernommen, in der Erzählung auf ein zu weites Gebiet eingelassen hätte.

Wie das vortreffliche Buch jetzt ausgeführt ist, lockt es um so mehr zu wiederholter Lektüre. Die Darstellung prägt sich um so tiefer ein, da sie so überschaulich, so anmuthig und doch so ungesucht ist. Wie verwickelt das oft auch wird, was uns vergegenwärtigt werden soll, wie abweichend vom Tageslauf, wie ankämpfend gegen die öffentliche Meinung, wie unabhängig vom Urtheil der Gesellschaft, ungestüm, excentrisch in der Phantasie von seiten der Handelnden, der in wilder Leidenschaft sich Ueberstürzenden — die Verfasserin weiß das alles mit Phantasie, mit Theilnahme des Gemüths, mit zarter Entschuldigung, Milderung, wo es irgend möglich ist, dennoch aber mit strenger Gerechtigkeit des Urtheils ohne Ansehen der Person, mit klarem Verstande und überall mit Geist so lebendig an uns vorüberzuführen, als spielte es eben jetzt und ginge in unserer Gegenwart über die Bühne.

Es ist eine ganz eigenthümliche Weihe über dieses Buch ausgegossen. Sie entsteht daraus, daß die Verfasserin, ohne je prüde zu sein, entschieden aber eine keusche Priesterin, das Feuer der Liebe aufs strengste bewacht, aufs gewissenhafteste behütet haben will. Trotz aller Huldigung, welche sie der Schönheit, dem Heroismus, der Ritterlichkeit und Galanterie, vor allem dem Ingenium darbringt, ist es ein reiner, ethischer Grundton, welcher aus dem Ganzen und Einzelnen hervorklingt. Sie sagt es nicht blos voraus, daß aller Leichtsinn, aller Sinnenrausch, nun vollends Willkür, Treulosigkeit, die Orgien des Genusses leicht Unheil bringen, sie beweist es aus den Annalen der Geschichte, daß jenes furchtbare Gesetz stets in Erfüllung gegangen ist. Nicht allein haben viele dieser Verbindungen, die man nicht schnell genug zu schließen weiß, keinen Bestand, aber auch die neue nicht, welche schon wieder der aufgelösten folgt. Nicht nur Enttäuschung auf Enttäuschung folgt, sondern Gram, verletzte Ehre, untergrabener Ruf (sodaß Liebesglut in Haß umschlägt), Schande, tiefste Erniedrigung, Hohn, Gewissensqual, Tod bis auf dem Schaffot jagen einander. Auch im Drama dieser Liebesschicksale, wie fast überall auf Erden, herrscht die Tragödie vor, oder es kommt doch meist zu einem tragischen Finale. Schon daß die Vergänglichkeit mit Neid und Schadenfreude an all diesem Glücke der Liebenden, an

all den irdischen Paradiesen nascht und zehrt, sodaß sie im Fluge dahin sind, ist denn wol eine ernste Mahnung und Frage, ob die Liebe der Geschlechter schon wirklich ein Gut sei, wenn sie sich nicht zu einer höhern erhebt, aus dem Wechsel ins Beharrliche, aus dem Zeitlichen ins Ewige. Schon Plato hat diese Frage zu Gunsten des Ewigen beantwortet. Die Verfasserin beantwortet sie nicht minder erfreulich im Emporschwunge zu den ewigen Ideen, oder vielmehr zu der höhern und höchsten Instanz, aus welcher alle Ideen stammen. Und doch behandelt sie das alles mit einer graziösen Natürlichkeit, einfachen Eleganz, mit Gewandtheit, Gabe der Unterhaltung, mit einer Lieblichkeit der Erzählung, mit einer Mannichfaltigkeit des Inhalts, daß wir nirgend bei ihr Lehrstunden erhalten und doch so reiche Lehre davontragen.

Gehen wir, soweit es der Raum gestattet, auf einige der Gegenstände, der gewählten Liebespaare hier ein, indem wir besonders unsere Lieblinge paarweise voranstellen, bei den andern, obwol ihre Geschichte ebenso musterhaft durchgeführt ist, uns damit begnügen, ihre bedeutsamen Namen zu nennen. Da treffen wir sogleich auf Fest- und Glanz-, aber auch auf Nacht- und Schauerstücke, auf reiche Poesie, die mit der Liebe fast um den Preis ringt, auf entsetzenvolle Tragik. Des Glückes Unbeständigkeit geht bis zum Aeußersten fort. Leben und Lebenslust, Gewissensbiß, Todesqual und Tod lösen einander ab, wenn sich nicht einer und der andere, fast betäubt, verzweifelt unter solchen Wechselfällen des Schicksals, noch beizeiten in den Hafen der Selbstbesiegung flüchtet, in das Kloster der Askese, in die Metamorphose der Wiedergeburt, um einer andern Liebe noch inne zu werden als der, welche ihn schmählich getäuscht hat.

So vertieften wir uns besonders gern in Abschnitte wie: „Königin Christine von Schweden und Monaldeschi", „Alfieri und Gräfin Albany", „Königin Karoline Mathilde und Struensee", „Tasso und Leonore", „Swift und Stella", „Die Herzogin von Montbazon und Rancé", „Lord Byron und Gräfin Guiccioli", „Frau von Staël und Benjamin Constant", „Goethe und Friederike von Sesenheim". Aber, wie bereits angedeutet, auch Lebens- und Liebesbilder, in denen wir Gestalten begegnen wie Herzog von Larochefoucauld, Adrienne Lecouvreur, Mirabeau, Nonne Martha, Prinz August von Preußen, Julie Récamier, Graf Finckenstein, Rahel Levin haben und athmen ihren ganz aparten Liebreiz.

In allen diesen seelenvollen, lebenswahren Darstellungen werden Liebende beider Geschlechter heutiger Zeit, lyrische, dramatische Dichter, Maler, aber auch Denker, zumal Psychologen reiche Ausbeute finden für Lebensweisheit und Zügelung der Leidenschaft, für Regelung und Ausbildung der Phantasie, für Erregung des Gemüths, für Naturschilderung, Menschenkenntniß, und besonders wären für die künftige Novelle und den Roman von Autoren und Lesern in diesem Buche sehr ergiebige Studien zu machen.

Die Zeit rüttelt an allem, und zumal in unsern Tagen der Eisenbahnflucht, der Lebenshast und -Kürze, schnellster Verbreitung der Mode, der Sitte und Unsitte tauschen die Völker auch ihre Untugenden, ihre Frivolitäten rasch gegeneinander aus. Mit Recht hat man früher oft darauf hingewiesen und sich daran erbaut, daß die Zeit der Liebe auch in dem bloßen Nützlichkeitsmenschen, im trockensten, ödesten Philister einen gewissen, wenn auch noch so matten Reflex von Idealität, einen blassen Schimmer von Poesie hervorzurufen vermöge. Wie viel oder wie wenig von diesem Aufschwunge der Seele über die hausbackene Alltäglichkeit heute noch übriggeblieben sei, wollen wir hier nicht untersuchen. Groß dürfte der Rest davon nicht sein, und nur unter den schlichtesten, unverdorbensten Ständen, dann aber auch in den gebildetsten, intelligentesten ist der Lenz der Liebe und Liebesfeier, zumal in Deutschland, mit dem Frühlinge der Natur noch nicht ausgestorben. Dennoch ist die Temperatur der Herzen mit der Lichtung der Wälder, um nicht zu sagen Köpfe, kälter geworden auch unter den Deutschen. Sie, die Braut, ist nervös, und er, der Bräutigam, ist blasirt: da läßt sich in Sachen der Liebe kein starker Aufwand mehr bestreiten. Wer wollte, selbst in der Liebe, heute noch sentimental sein? Der Sensationsroman und das Heirathsbureau haben das letzte Fünkchen von Liebesgefühlen hinweggenommen. Wie man kein Augenwasser mehr braucht, sondern die Entzündung der Augen wegbeizt, so braucht man jetzt auch kein Wasser des ewigen Lebens mehr, man beizt jetzt auch die Entzündung der Herzen mit Sicherheit fort.

Daß für deutsche Gemüther, für die jüngere Generation, für das Verhältniß der Geschlechter zueinander, für die Beschaffenheit der ganzen Gesellschaft große Gefahren daraus entstehen, und zwar in sittlicher Beziehung, leidet keinen Zweifel. Sie sind sogar schon in den grellsten Erscheinungen zum Ausbruche gekommen und steigern sich von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise. Die durchschnittliche Heirathsunlust der heutigen Männer legt Zeugniß ab von unnatürlicher Sinnlichkeit, von Stumpfheit gegen das Schöne, von Liederlichkeit der Gesinnung, von berechnendem Egoismus, und ruft auch im weiblichen Geschlecht Unnatur, Welkheit, frühes Verblühen, Gleichgültigkeit, ja sogar eisige Kälte, Emancipationswuth und Haß hervor.

Auch aus diesem überaus wichtigen Gesichtspunkte empfehlen wir das vor uns liegende Buch als wohlthuendes, ebenso belehrendes wie unterhaltendes Heilmittel. Es wird dem besonnenen Leser deutlich machen, worin die Schäden der modernen Gesellschaft ihren Grund haben, wie weit sie verbreitet sind, und wie es bei nicht wenigen, sondern bei recht vielen der modernen, männlichen Generation bereits zu einer Liebeunfähigkeit, zu einer Geringachtung des weiblichen Geschlechts und infolge dessen zu einer Roheit der Lebensansichten gekommen ist, die Opfer auf Opfer fordern, den Egoismus, die Stumpfheit fixiren, an die Stelle veredelnder Menschlichkeit, gegenseitiger Fortbildung, beseligender Liebe den brutalsten thierischen Geschlechtstrieb setzen und bei einer etwaigen Liaison die Geschlechter nur noch vor dem Gotte Mammon copuliren. Auch Schopenhauer hat viel dazu beigetragen, den heiligen Beruf, die Hoheit der weiblichen Natur, die völlige Ebenbürtigkeit mit dem Manne, die Einzigkeit weiblicher Individualität durch verschrobene

Ansichten, durch unwahre Behauptungen zu verdunkeln, aus dem Auge und sogar aus dem Gewissen zu rücken, worunter Pietät, Dankbarkeit, Treue, feine Sitte unendlich gelitten haben. Auf Familie und höhere Geselligkeit hat das alles zerrüttend gewirkt. Es dürfte den Epigonen schwer werden, für ein Liebespaar wie Romeo und Julie heute noch Gewährsleute aufzubringen. Müßte es durchaus sein, so würden wir starke Heizung des Bühnenraums anrathen, um durch Ofenglut zu ersetzen, was den Herzen an Lebenswärme abginge, und doch auch so würde es nur Treibhausgewächse geben, sodaß Blüte und Frucht süßer Schwärmerei gar nicht mehr zu zeitigen wären, also auch nicht Liebe bis in den Tod.

Alle die nun, denen es darum zu thun ist, sich wieder für eine höhere Existenz zu erziehen als die tagtägliche von heute, alle die, welche sich nichts entgehen lassen wollen, was rein menschlich ist, zugleich aber auch in das Göttliche hineinwächst, sie mögen das obige Geistesproduct als ein neues Büchlein der Liebe mit dem Herzen und nicht blos mit dem berechnenden Verstande lesen. Sie werden durch dasselbe vor der Gefahr des Zuviel, vor der zu feurigen Leidenschaft, aber auch vor dem Zuwenig, vor dem Erfrieren bei lebendigem Leibe geschützt werden.

Es ist ein beträchtliches Stück Culturgeschichte, welches die Verfasserin mit sinniger Hand hier zu einem schönen Ganzen verarbeitet hat. Uns scheint in diesem Buche der Keim zu einem andern zu treiben, für welches die geistreiche Frau einen besondern Beruf hätte, nämlich, uns eine ausführliche Darstellung zu geben der frühern, französischen Conversation, des spätern Salons unter den Franzosen und der höhern Geselligkeit in Deutschland. Ist es doch charakteristisch, daß meist Frauen in den Kreisen guter Gesellschaft die Hauptstimme hatten, wenigstens den Ton angaben, sodaß sicher auch die Feder einer so gewandten Schriftstellerin wie die unserige einer solchen Darstellung mehr als gewachsen wäre. Was Frankreich betrifft, so enthält das in Rede stehende Buch bereits die interessantesten Beiträge dazu. Würden diese weiter ausgeführt, eröffnete uns die Verfasserin die geselligen Kreise der Deutschen in Berlin, in Weimar, in Pempelfort unter Jacobi, auf dem Landsitze der Fürstin Gallizin bei Münster, in Dresden unter Tieck, in München unter dem Könige Maximilian II., in neuester Zeit, so würde dadurch die Geschichte der auserlesenen Gesellschaft um vieles erhellt werden, die Literatur einen dankenswerthen Zuwachs erhalten.

Wie trefflich die Verfasserin erzählt, wie fein sie ihre Darstellung würzt durch wirklich bedeutende Reflexionen, stets verfährt sie auch in der Kritik selbständig und weiß uns die Verirrungen jedes Zeitalters von dem, was es des Anziehenden bot, bündig und klar zu sondern. So auch da, wo an den Höfen Frankreichs und an andern Orten die buntesten Fäden von Liebesdienst und Galanterie, von Lustbarkeit und wirklicher Poesie, von geistlichem und weltlichem Element, von Dogma und Philosophie, von Skepsis der Starkgeister und encyklopädischem Gesammtwissen dialogisch zusammenlaufen, sich kreuzen, dennoch sich wieder entwirren und der abenteuerlichsten Liebe den Platz räumen *).

So gleich am Anfange heißt es bei unserm Autor, indem die französische Geselligkeit und feine Welt im 17. Jahrhundert in Betracht gezogen wird, und zwar innerhalb der höchsten Kreise:

> Auf diesem glänzenden Piedestal erhob sich die schöne Herzogin von Longueville zur berühmtesten Frau ihrer Zeit. Im Krieg und im Frieden durchtönte ihr Name die gebildete Welt; ihre Liebeshändel und ihre Schicksale wurden schon damals in Romanen geschildert und könnten noch jetzt ergiebigen Stoff dazu liefern. Ein merkwürdiger Charakterzug der interessanten Frau ist es, daß sie als junges Mädchen eine unüberwindliche Scheu vor dem Eintritt in die große Welt empfand; wahrscheinlich hatte sie eine Vorahnung von den Kämpfen und Versuchungen, welche ihrer darin harrten. Sie wollte durchaus in ein Kloster gehen, als aber ihre Mutter sie mit Gewalt in die Welt einführte, ergab sie sich mit Leib und Seele dem Reiz derselben. Nonne und Weltdame haben immer in dem wandelbaren weiblichen Herzen dicht nebeneinander gestanden. In Frankreich lagen Kloster und Salon damals so nahe beisammen, daß es begreiflich ist, wie das junge Mädchen so schnell den Uebergang vom erstern zum letztern finden konnte. Port-Royal und Hôtel Rambouillet sind verwandt wie Ursache und Wirkung; sie werden in allen Geschichtswerken damaliger Zeit zusammengestellt und sind gewissermaßen die Namen für die beiden vorherrschenden Richtungen der französischen Gesellschaft im 17. Jahrhundert.

Diese vielsagende Stelle markirt scharf die Entschiedenheit des Urtheils bei unserm Autor, sie ist mehrfach maßgebend für das Folgende, obgleich dieses uns in jedem Abschnitte durch Neues überrascht und unerschöpflich an spannenden Vorgängen, höchst interessant durch seine Bemerkungen ist und bis ans Ende des Buchs bleibt.

Selbst da, wo wir längst gründlich unterrichtet in den Lebensläufen der in Rede stehenden Personen zu sein glaubten — und gewiß viele der Belesensten mit uns —, wurden wir mit ganz neuen Zügen, mit neuen Ereignissen und verhängnißvollen Umständen bekannt, die wir bis dahin nie mitgerechnet hatten, sodaß jetzt auch das Gesammtfacit über den einzelnen Charakter ein anderes wurde. Wie eigenthümlich, originell bis zum scheinbar Harten, von Liebesglut gestachelt selbst auf weiblicher Seite leuchten hier Swift und Stella, wie fatalistisch schauerlich, wie abnorm und excentrisch Lord Byron und Gräfin Guiccioli hervor! Auch Frau von Staël erhält ganz neues Licht und Colorit und gewinnt durch historische Offenherzigkeit des Autors, was sie früher als Französin bei uns fast verloren hatte. Und wie erquickt uns das idyllische Vollglück — ach daß es von ewigem Bestande gewesen wäre! — zu Sesenheim! Kurz, alles, was die Verfasserin uns bot, lasen wir mit innerster Zustimmung. Die eingelegten Bildnisse gereichen ebenfalls dem Buche zur wahrhaften Zierde. Wahrlich, für Liebende, für alle, die noch warmer, echt deutscher Liebe fähig sind, eignet sich das Denkmal „Berühmter Liebespaare“ zum Geschenk an Verlobungs- und Hochzeitstagen, und jeder, dem noch das Herz am rechten Orte sitzt und schlägt, wird an solcher Spende sich erquicken.

Alexander Jung.

*) Vgl. „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit“, von Alexander Jung (Danzig 1844), und „Frauen und Männer“, von demselben (Königsberg 1847). In dem letztern Buche besonders die Episode „Mademoiselle“.

Feuilleton.

Zum Schiller-Fest.

Immer wieder gedenken am 10. November die Deutschen ihres Schiller; die Feuilletons der großen berliner und wiener Zeitungen pflegen an diesem Tage dem Schiller-Cultus ihre Spalten zu öffnen, die Dichter- und Schiller-Vereine der einzelnen Städte veranstalten irgendeine Feier zu seinen Ehren, und sei es auch nur eine mit Toasten und Tafelliedern gewürzte Festtafel; sehr viele Gymnasien, Real- und Volksschulen feiern einen Actus zu des Dichters Gedächtniß, Lehrer und Schüler wetteifern mit Festreden und Declamationen.

Wir haben uns in Deutschland an diese Thatsache so gewöhnt, daß sie uns ganz selbstverständlich erscheint. Gleichwol ist sie es nicht; im Gegentheil, der deutsche Schiller-Cultus ist ein culturgeschichtliches und literargeschichtliches Phänomen. Es gibt keinen zweiten deutschen Dichter, dem eine ähnliche, regelmäßige Verherrlichung zutheil wird, und es gibt in Frankreich, England, in allen andern Cultur- und Literaturstaaten ebenso wenig einen hervorragenden Poeten, der solche Wurzeln im Volksleben geschlagen hätte. Freilich bleibt es dabei immerhin bedauerlich, daß dieser Cultus gerade auf die literarische Production und Kritik geringen Einfluß hat, daß man in der Regel Werke preist und Mode werden sieht, die einer ganz entgegengesetzten Richtung angehören, und über welche Schiller, der einseitige Recensent Bürger's, selbst am meisten die Achseln gezuckt hätte. So gewinnt jener Cultus den Anschein einer Tradition, mit der man sich abzufinden sucht — und doch ist dieser Schein ein trüglicher. Wol wendet sich die einseitige Richtung einer Gelehrsamkeit mit falscher Vornehmheit von einem großen Dichter ab, um theils nach alterthümlichen Schätzen zu graben, denen die Weihe des Genius fehlt, theils überhaupt in gelehrten Specialitäten, denen die Unkunde der Menge einen Heiligenschein verleiht, eine Lebensaufgabe zu suchen:

> Dann hat er die Theile in seiner Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Daneben stehen Schriftsteller, die alles das besitzen, was Schiller nicht besaß, aber nichts von dem, was seine Größe ausmachte — und diese beherrschen den Markt des Tags und die Meinung der Zeit. Das Volk aber hängt an seinem Dichter und fühlt sich auch stets von den geistesverwandten Poeten am meisten angeregt und befriedigt; doch das Volk schreibt nicht die Jahrbücher der Literatur, und in diesen werden meistens die Realisten und Culturphotographen, oder die Shakspearomanen und andere „auswüchsige" und „überwüchsige" Genialitäten verherrlicht.

Von den deutschen Städten begeht Leipzig, wo ein sehr zahlreicher Schiller-Verein besteht, alljährlich eine Schiller-Feier, die wol keine Nebenbuhlerschaft zu scheuen braucht. Die Säle des Hôtel-de-Pologne sind am Schiller-Abend stets überfüllt; eine alljährlich von literarischen Notabilitäten gehaltene Festrede bildet den Mittelpunkt der Feier, um den sich Declamationen und musikalische Vorträge gruppiren. Am Vorabend gibt das Theater regelmäßig eine Schiller-Vorstellung mit Prolog. Doch der volksthümliche und rührendste Theil der Feier, der in seiner Art einzig dasteht, findet in dem Nachbardorfe Gohlis statt. Hier versammeln sich die Schulen, mit Fahnen und Schärpen geschmückt, und unter Musikbegleitung geht der festliche Zug, die Vorstandsmitglieder des Schiller-Vereins an der Spitze, durch das Dorf bis an das Schiller-Häuschen. Hier hält eins dieser Mitglieder eine Ansprache an die oft sehr zahlreiche Zuhörerschaft aus Leipzig und Gohlis; darauf überreicht ein Schulmädchen mit kurzer Anrede einen Kranz, mit welchem das Schiller-Haus geschmückt wird; der Zug geht wieder in das Dorf zurück in die Schule, wo die Vertheilung der vom Schiller-Verein angeschafften Bücher als Festgaben für fleißige Schüler stattfindet, außerdem Anreden der Lehrer und Declamationen der Schüler. Dies einfach sinnige und herzige Fest bleibt allen Theilnehmern stets unvergeßlich.

Bei der diesjährigen Schiller-Feier hielt Professor [illegible] Adolf Stern aus Dresden die Festrede über „Schi[illegible] Rückkehr zur Dichtung". Der als Poet und Literarhisto[illegible] rühmlich bekannte Autor wählte sich einen bedeutsamen Mo[illegible] in Schiller's Entwickelung, den er in ebenso fließendem [illegible] elegantem Vortrag darstellte. Er knüpfte an diese Darste[illegible] in geistvoller Weise Gedanken von allgemeiner Tragweite. [illegible] Gedankengang der Rede war durchweg klar und durchsi[illegible] Adolf Stern schilderte die Pause in Schiller's poetischem Wi[illegible] in welcher der Dichter an seinem Beruf irre zu werden s[illegible] und welche von vielen Zeitgenossen so beurtheilt wurde, [illegible] habe der Dichter sein Talent bereits erschöpft oder als sei [illegible] Geringschätzung des dichterischen Schaffens bei ihm eingetr[illegible] Diese innern Kämpfe Schiller's führte Stern auf den Zweifel [illegible] Dichters zurück, ob er in der That ein echter Dichter, ob der [illegible] ihm betretene Weg der richtige sei gegenüber einem Volke, das [illegible] seinen Dichtern von jeher die Würde des Charakters höher [illegible] schätzt habe als den eigentlich poetischen Gehalt, die dichteri[illegible] Durchbildung ihrer Werke. Nach tiefen Studien habe [illegible] Schiller diese Zweifel überwunden und sei zu seiner dichteri[illegible] Mission zurückgekehrt. Dem deutschen Volke, so schloß [illegible] Redner die Gedankengänge seines anregenden Vortrags, [illegible] Volke, das so wunderbare Geschicke erlebt hat, das seine hö[illegible] Literaturblüte erstehen sah, bevor es noch ein politisches Da[illegible] hatte, wurde Schiller zunächst der nationale Dichter; uns, [illegible] wir nach großen Kämpfen und herrlichen Siegen uns ein Va[illegible] land errungen haben, uns möge er stets die reinste Höhe [illegible] maner Bildung vor Augen halten und uns daran erinn[illegible] daß uns im neuerrungenen Vaterlande noch große Cultur[illegible] gaben zu lösen übrig bleiben!

Diese letzte Wendung ist gewiß beherzigenswerth. Der kämpfende Patriotismus ist sich gleichsam selbst genug; der siegreiche muß sich mit einem Inhalt erfüllen, in Kunst und Wissen[illegible] stets von neuem bewähren. Daß die höchste Literaturblüte unserer classischen Epoche für alle Zukunft die höchste sein werde — das ist indeß ein Dogma, welches das Streben der Gegenwart und der nächsten Generationen entmuthigen müßte.

Freilich scheint es trüb genug damit auszusehen. Die Commission zur Austheilung des Schiller-Preises, der in diesem Jahre wiederum nach einem Triennium fällig und bekanntlich für das beste Drama dieses Trienniums bestimmt ist, hat den Preis am 10. November nicht ausgetheilt, unter Berufung auf den Paragraphen 10 des Statuts, der dies gestattet. Entweder wird der Preis am nächsten Termine verdoppelt, oder die dann angewachsene Summe in anderer Weise zu Gunsten der Dichtung verwendet. Man kann in der That von keiner Nation in je drei Jahren ein dramatisches Meisterwerk verlangen; ob aber nicht Werke vom Verdienst des „Brutus und Collatinus" und der Geibel'schen „Sophonisbe" in den letzten Jahren erschienen sind, das möchten wir doch bezweifeln. Gewiß fühlt sich indeß die Preiscommission entmuthigt, weil ihre Entscheidungen so ohne allen und jeden Einfluß auf Theater, Literatur und Publikum geblieben sind. Abgesehen von den „Nibelungen", sind die andern preisgekrönten Stücke von den Bühnen verschwunden — steht noch „Brutus und Collatinus" auf dem Repertoire oder die „Sophonisbe"? Eine derartige Preiscommission muß aber, wenn nicht auf die Nachwelt, die sich solchen Majoritätsbeschlüssen vornehm entzieht, doch auf die Zeitgenossen eine Autorität ausüben. Es ist dies nicht der Fall, und vielleicht wäre überhaupt eine andere Fassung des Statuts wünschenswerth. Schwierig bleibt es immer, einem einzelnen Stücke einen bedingungslosen Preis zuzuerkennen; hier gehen die Ansichten weit auseinander; wer weiß, ob die Schiller-Commission einem einzelnen Schiller'schen Stücke selbst den Preis zuerkannt hätte! Hat doch die zeitgenössische Kritik die Schwächen der Schiller'schen Dramen mit vielem Eifer hervorgekehrt; die Roheit der „Räuber", die Ueberschwenglichkeiten des „Fiesco", der Dualismus der Helden in dem weit

auseinanderfallenden „Don Carlos", die lyrische Romantik der „Jungfrau", ja selbst die epische Composition eines „Tell" — welcher Preisrichter hätte sich gegen diese Fehler verschließen können, namentlich solange Schiller noch zu den Strebenden, nicht zu den Siegenden gehörte? Doch es war die Summe seines Wirkens und Schaffens, der dichterische Genius, der in allen einzelnen Dramen trotz ihrer Mängel mit glänzender Bedeutsamkeit sich offenbart, es war die Summe seiner theatralischen und dramatischen Erfolge, die ihm siegen half und die Kritik entwaffnete. So würde es vielleicht angemessener sein, wenn je nach drei Jahren einem Dichter von hervorragendem Talent, der sich einer Summe dramatischer Leistungen und Erfolge rühmen darf und zwar solcher, die im Schiller'schen Geiste errungen sind, der Preis zuerkannt würde. So faßte man schon die Preisertheilung an Hebbel und Geibel auf, während man gegen den Preis, den das talentvolle, aber unreife Drama Albert Lindner's erhielt, mit Recht protestirte. Die Dichter möge man auszeichnen! Doch auch in andern Kreisen sollte solche Anerkennung nicht fehlen, das Kapitel des Ordens pour le mérite hat seit langer Zeit keinen Dichter mehr ausgezeichnet. Mit Recht ist dies neuerdings hervorgehoben worden. Die französischen Akademiker sind auch keine Unsterblichen für die Nachwelt; so massenhaft wird das Genie nicht ausgestreut; aber die Nation ehrt sich durch die Anerkennung ihrer hervorragenden Zeitgenossen. Sollte dergleichen im neuen Deutschen Reich ewig eine Mythe bleiben?

Bibliographie.

Alexi, C., Beiträge zur Schulfrage im alten und neuen Reich. 1stes Heft. Rede. Metz, Lang u. Rasch. Gr. 8. 10 Ngr.

Auer, C., Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung. Eine systematische Anthologie alpiner Poesien. Gera, Amthor. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Aufgaben der k. k. Kriegsmarine und ihr gegenwärtiger Stand. Mit einer Beilage. Wien, Hartleben. 8. 10 Ngr.

Aus der Günther-Stadt. Gedichte von R. Rößler, H. Mantell, P. Ritter, H. Woldau. Breslau, Schletter. 1873. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bayersdorfer, A., Ein elementarer Lyriker (Martin Greif). Aesthetische Betrachtungen. Wien, Rosner. Gr. 8. 6 Ngr.

Cassel, P., Esmun. Eine archäologische Untersuchung aus der Geschichte Kenaans. Mit einem einleitenden Sendschreiben über Studien des Alten Testaments. Gotha, Schloßmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Collins, W., Herzkönigin. Roman. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.

Dannenberg, J. F. H., Das deutsche Handwerk und die sociale Frage. Leipzig. Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Diefenbach, J., Ueber die Arbeiterfrage. Im Gewerbeverein zu Stuttgart vorgetragen. Stuttgart, C. Müller. 8. 6 Ngr.

Frantz, C., Die Religion des Nationalliberalismus. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Heigel, K. T., Ludwig I. König von Bayern. Leipzig. Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hermann, Heimathliche Klänge. Parchim, Wehdemann. Gr. 16. 4 Ngr.

Hupfsen, G., Ueber die Poesie in der Schule. Ein Wort an Lehrer und Schulfreunde. Barmen, Klein. 8. 7½ Ngr.

Kennedy, T., „Farnold." Roman. Aus dem Englischen. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 1873. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Koberstein's, A., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5te umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch. 3ter Bd. Vom 2ten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod. 1ster Thl. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Koblenegg, L. K. v., (Pely Henrion), das schwache Geschlecht. Ein moralischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1873. Br. 8. 3 Thlr.

Kraus, F. X., Die christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Resultate der Katakomben-Forschung populär dargestellt. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Laurent, C. M., Von Paris nach Danzig. Erzählung eines französischen Gefangenen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Danzig, Bertling. 8. 15 Ngr.

Noë, H., Die Brüder. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.

Krebs, J., Christian von Anhalt und die kurpfälzische Politik am Beginn des dreissigjährigen Krieges. (23. Mai—3. October 1618.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 28 Ngr.

Laistner, L., Das Recht in der Strafe. Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Versuch einer Dialektik des Strafrechtsproblems. München, Oldenbourg. Gr. 8. 1 Thlr.

Marlitt, E., Das Haideprinzeßchen. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Keil. 8. 3 Thlr.

Nitzsch, K. W., Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias. Kritische Untersuchungen zur Geschichte der älteren Republik. Berlin, Bornträger. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Parisius, L., Pflicht und Schuldigkeit. Eine altmärkische Geschichte. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 5 Thlr.

Peregrin, Schwärmerei der Liebe oder: die Magie eines langen Haares. Aus der Reise-Mappe eines pfälzischen Studenten. Speyer, Lang. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Planck, D., Stimmungsbilder. Gedichte. Wien, Beck. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Polen, B., Braune Husaren in Frankreich. Dem 1sten schlesischen Husaren-Regiment Nr. 4 gewidmet. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Prentiss, E., Himmelan. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 1 Thlr.

Putlitz, G. zu. Die Nachtigall. Roman. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Quandt, L., Chronologisch-geographische Beiträge zum Verständniß der heiligen Schrift. I. Chronologische Beiträge. 1ste Abth.: Die Zeitordnung und die Zeitbestimmungen in den Evangelien. Herausgegeben von R. Dieckmann. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Ranke, E., Lieder aus großer Zeit. Marburg, Elwert. Gr. 8. 6 Ngr.

Ranke, L. v., Abhandlungen und Versuche. 1ste Sammlung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Rechenberg, C. M., Entwickelung des Gottesbegriffes in der griechischen Philosophie. Inaugural-Dissertation. Leipzig, Rossberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Richter, E., Menschheit und Capital. Studien über Bewegung und Verhältnisse einflußreicher Erscheinungen des Lebens und der allgemeinen Entwickelung. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Richter, J. P., Christliche Architectur und Plastik in Rom vor Constantin dem Grossen. Ein kunstgeschichtlicher Essai. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Studienreisen in England. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Scheube, H., Aus den Tagen unserer Großväter. Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder. 1ster Hlbbd. Berlin, Berggold. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, G., Pariser Briefe. Bilder und Schilderungen aus der letzten Periode des Kaiserreichs, der Wahl-, Plebiscit-, Kriegs-, Belagerungs- und Commune-Epoche, sowie aus der ersten Periode der Republik. In 4 Thln. 1ster und 2ter Thl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Schurig, G., Die deutsche Bürgerschule nach ihrem Wesen und Werden. Eine pädagogische Skizze. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Spaltenstein, M., Die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Ein römischrechtlicher Versuch. Berlin, Vahlen. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stern, A., Fünfzig Jahre deutscher Prosa. 1820 bis 1870. Mit biographisch-kritischen Einleitungen. Leipzig, Wartig. 1873. Hoch 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sternberg, C. v., Die Livländischen Bekehrungen wie sie Herr Samarin erzählt. Dem Russischen entnommen und erläutert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Strack, K., Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Strauß, D. F., Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Thalmann, J. H., Ernstes und Heiteres aus dem Kriegsjahre 1870/1871. Ein Gedenkblatt für die schweizerischen Wehrmänner. Frauenfeld, Huber. Br. 8. 1 Thlr.

Thudichum, F., Herr Ludwig von Rönne im Schmucke fremder Federn. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Literatur des deutschen Staatsrechts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. gratis.

Das Unbewusste vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie. Eine kritische Beleuchtung des naturphilosophischen Theils der Philosophie des Unbewussten aus naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vetter, F., Zum Muspilli und zur germanischen Allitterationspoesie. Metrisches. — Kritisches. — Dogmatisches. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Versen, M. v., Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vida, H., Das Schachgedicht. Metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. Baldi. Berlin, Springer. 1873. 8. 15 Ngr.

Wackernagel, Kleinere Schriften. 1ster Bd. Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wallner, F., Hundert Tage auf dem Nil. Reisebilder aus Unter- und Ober-Aegypten und Nubien. Im Anschluß an das Buch desselben Verfassers „Von fernen Ufern". Nach dessen eingesandten Tagebüchern herausgegeben von C. A. Dempwolff. Berlin, Janke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wartensleben, H. Graf, Die Operationen der I. Armee unter General von Manteuffel. — Von der Capitulation von Metz bis zum Fall von Peronne. — Dargestellt nach den Operations-Akten des Obercommandos der I. Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wiese, P. v., Das 2te schlesische Grenadier-Regiment Nr. 11 im Mainfeldzuge 1866. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments, in dessen Auftrag bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winkelmann, E., Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. 1ster Bd. König Philipp von Schwaben. 1197—1208. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 Thlr.

Witze und Anekdoten aus dem Theaterleben. Zur Unterhaltung für lachlustige Leute. Erfurt, Körner. Gr. 16. 3 Ngr.

Wood, Mrs. H., Betty Kane. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 5 Thlr.

Ziemssen, L., Novellen. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von

Dr. Adolph Hausrath,

ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Buch ist aus Predigten entstanden, die der bekannte Verfasser als Oberkirchenrathsmitglied zu Karlsruhe und Professor zu Heidelberg gehalten, und aus religiösen Aufsätzen, die derselbe für Zittel's „Sonntagabend" geschrieben hat. Sie sind nach den Gesichtspunkten „Gott", „Christus", „Parallel" geordnet und bilden so ein in sich zusammenhängendes Erbauungsbuch, das alle wesentlichen religiösen Fragen in populärer Weise bespricht. In einer ausführlichen Vorrede hat der Verfasser sich über seine Stellung zu den schwebenden kirchlichen Fragen ausgesprochen, indem er nachweist, wie der Kirche der Gegenwart nicht mit neuen Verfassungen, Bekenntnissen oder irgendwelchen Organisationen zu helfen sei, sondern lediglich durch ernste Vertiefung in das religiöse Leben selbst.

Chr. Frdr. Viewegs Buchhandlung Quedlinburg sucht 1 van Erath Codex diplomaticus Quedlinburgensis, und bittet um Offerten.

Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Soeben erschien als 36. Band:

Theodor Gottlieb von Hippel, Ueber die Ehe.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Emil Brenning.

Preis des Bandes geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Jedes Werk der „Bibliothek" ist einzeln zu haben. Die erschienenen Bände sind geheftet und gebunden in allen Buchhandlungen vorräthig.

Allgemeiner

Literarischer Wochenbericht

über alle

empfehlenswerthen Neuigkeiten des

In- und Auslandes

nebst

Literarischen Notizen und Mittheilungen.

Preis pro Quartal 5 Sgr.

Der ganze Jahrgang von 52 Nummern also nur 20 Sgr.

Wird jeden Donnerstag in Leipzig ausgegeben und ist durch jede Buchhandlung eventuell auch gratis zu beziehen.

Akademische Buchhandlung Verlag in Königsberg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichtungen des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Karl Bartsch.**

Erster und zweiter Band.

I. **König Rother.** Herausgegeben von Heinrich Rückert.

II. **Reinke de vos.** Herausgegeben von Karl Schröder.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese neue Sammlung reiht sich den mit so grossem Beifall aufgenommenen „Deutschen Classikern des Mittelalters" unmittelbar als Fortsetzung an, indem sie die werthvollsten Dichtungen des 9.—12. und des 13.—15. Jahrhunderts ebenfalls in sorgfältig commentirten Ausgaben, in gleichem Format und zu gleichem Preise, der Gegenwart wieder nahe bringt.

Der erste und zweite Band sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

MEYERS

HANDLEXIKON

gibt in ***einem Bande*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*

Preis $3\frac{1}{3}$ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Welt und Weltzeiten.

Eine Philosophie des Lebendigen und der That.

Von

Heinrich Karl Hugo Delff.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Verfasser des vorliegenden Werks sucht auf wissenschaftlichem Wege von der mechanischen Weltansicht hinweg zu einer tiefern und lebensvollern Auffassung der Natur und Geschichte zu gelangen. Dabei kommt er zu Resultaten, die sich den neuerdings besonders durch E. von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" vertretenen Ansichten entschieden entgegensetzen, ja man könnte sein Werk, das sich ebenfalls nicht blos an die Philosophen von Fach, sondern in seiner populären Fassung an das größere Publikum wendet, eine „Philosophie des Bewußten" oder „der Persönlichkeit" nennen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 28. November 1872.

Biographisches.

1. Samuel Heinicke. Sein Leben und Wirken dargestellt von Heinrich Ernst Stötzner. Leipzig, Klinkhardt. 1870. 8. 18 Ngr.
2. Johannes Sturm, Strasburgs erster Schulrector, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik. Von L. Kückelhahn. Leipzig, Hartknoch. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Herzog Magnus, König von Livland. Ein fürstliches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert von Karl Heinrich von Busse. Aus dessen nachgelassenen Papieren herausgegeben von Julius Freiherrn von Bohlen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Johann Georg Hamann's Schriften und Briefe. Zu leichterm Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von Moritz Petri. Erster Theil. Hannover, Meyer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Aus meinem Leben. Erinnerungen von Heinrich Dorn. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist ein wunderbarer Zug unserer deutschen Nation, daß sie, der man mit so vollem Recht Treue und Gefühlsreichthum nachrühmt, ein kurzes Gedächtniß hat für viele ihrer verdienstvollen Söhne und dadurch oft genug schon das als Blüte aus der Fremde sich holte, was als lebendiger Keim auf eigenem Boden entstanden war. Durch diese Anlage zur Undankbarkeit hat sie manches wohlverdienten Glanzes sich beraubt und in den Mantel der Vergessenheit ist manche edle deutsche Mannesthat gehüllt worden. Vielleicht war auch hiervon die politische Zerrissenheit, die Deutschland zerklüftet hat, die Ursache. Nahm man ja, in nationalem Sinne, im Norden nicht theil an dem, was im Süden geschaffen ward, und kam aus dem Osten oder Westen die Kunde einer neuen Erfindung oder Idee, so nannte man den, dem man den Fortschritt dankte, Schlesier oder Hannoveraner, aber nicht „Deutscher", man hatte sich entwöhnt, sich ihm als Bruder zu fühlen. Der Reiz des Fremden hatte größere Macht als das Nationalgefühl, durch die Zersplitterung war das Vertrauen auf eine nationale Kraft geschwunden, und im deutschen Lande galt ein angestammter Prophet wirklich fast nichts mehr.

So vergaß auch lange Decennien hindurch die deutsche Nation einen Mann, auf den sie ein Recht hatte, stolz zu sein, der, wenn er auch nicht Großes in großem Kreise, so doch Großes in kleinem geübt hat, und dessen Wirken doppelt segenbringend war, weil es tief Unglücklichen, denen die menschliche Gesellschaft verschlossen bis dahin blieb, Heil gebracht hat. Wir sprechen von Samuel Heinicke, dem edeln Menschenfreunde, der die Stummen sprechen lehrte und sein Leben der Begründung der Taubstummenlehre geweiht hatte. Die undankbare Nachwelt wand dem Manne, der segensreich für alle Zeiten gewirkt, keine Kränze, und darum freuen wir uns um so mehr der rastlosen Bestrebungen des Taubstummenlehrers H. E. Stötzner, immer neue Kenotaphien zu Ehren und zum Gedächtniß seines verehrten Meisters zu errichten. Nachdem er schon im Jahrgang 1870 der „Gartenlaube" die Aufmerksamkeit auf den fast vergessenen Namen zurückgelenkt, gibt er in dem uns vorliegenden Buche Nr. 1 ein umfassendes Bild des Lebens und Wirkens Heinicke's, den er, neben seiner bahnbrechenden Bedeutung als Taubstummenlehrer, in allerdings etwas verklärter Anschauung auch den Diesterweg des vorigen Jahrhunderts nennt.

Samuel Heinicke wurde am 10. April 1729 im Dorfe Nautschütz in Sachsen als Sohn eines wohlhabenden Bauern geboren. Der eifrige Wunsch seines Vaters, auch ihn Bauer werden zu sehen, ließ ihn nur mit großen Schwierigkeiten sich des Genusses der geliebten Bücher erfreuen; später kam noch die von den Aeltern verbotene Liebe zu einer armen Nachbarstochter hinzu, ihm das Leben im Aelternhause zu verbittern — kurz, im Jahre 1750 verließ er es heimlich bei Nacht, ging nach Dresden und ließ sich dort bei der Leibgarde anwerben. Jetzt begannen glückliche Jahre des Strebens und Wirkens. Heinicke

arbeitete rastlos, um seine Kenntnisse zu vermehren, und durch Unterrichtgeben in verschiedenen Fächern wußte er auch seine äußere Lage sich angenehm zu gestalten. Zwei Jahre nach seiner Flucht fand die Versöhnung mit seinen Aeltern statt, und 1754 führte er Marie Elisabeth Kracht, ein armes Mädchen, mit dem innige Liebe ihn schon längst verbunden hatte, als Gattin heim. Um dieselbe Zeit war es auch, daß Heinicke seine ersten Versuche mit dem Unterricht eines taubstummen Kindes anstellte; es gelang ihm rasch, dem Kinde die mechanische Fertigkeit des Schreibens beizubringen. Aber das genügte dem jungen Lehrer, der hier ein weites Feld der Thätigkeit sah, nicht: die durch ein Verhängniß geschlossenen Lippen zu entsiegeln, das erschien ihm des höchsten Strebens werth, und er grübelte emsig, dafür Mittel und Wege zu finden. Der Zufall führte ihm das Büchlein Amman's „Surdus loquens" in die Hände, und vielleicht zeigte ihm dieses den richtigen Pfad zu seinem Ziele, den er aber dann allerdings ganz nach eigener Weise weiter schritt.

Vorderhand sollte er sich übrigens keines Resultats seiner Versuche freuen können. Der Siebenjährige Krieg brach aus, Friedrich II. von Preußen fiel in Sachsen ein, und Heinicke gehörte mit zu den 14000 Mann, die bei Pirna capituliren mußten. Um der Einreihung in ein preußisches Regiment zu entgehen, floh er nun unter großen Gefahren zunächst nach Jena, wo er sich an der Universität immatriculiren ließ, und als er dort von preußischen Werbern bedroht wurde, begab er sich nach Hamburg. Hier lernte er in der Familie von Klopstock's Gattin den damals hochgefeierten Dichter selbst kennen (fälschlich behauptet man, daß er auch dessen Meta Unterricht gegeben). Dieser nahm sich seiner sehr freundschaftlich an, und durch seine Vermittelung wurde er im Jahre 1760 Geheimsecretär des Grafen Schimmelmann. Acht Jahre später erhielt er die Cantorstelle in Eppendorf, und dies wurde die erste Stätte seines segensreichen Wirkens. An dem taubstummen Knaben eines eppendorfer Müllers versuchte er seine neue Methode, Taubstumme zu unterrichten, und schon nach wenigen Jahren konnte er das Kind bei dem Hauptpastor Goeze, dem bekannten Gegner Lessing's, zur Confirmation anmelden. Sein Ruf als Taubstummenlehrer verbreitete sich nach und nach bis in die weitesten Kreise; im Jahre 1774 hatte er schon fünf taubstumme Pensionäre, die Zeitungen sprachen von seinen staunenswerthen Erfolgen, und die hamburger Gelehrtenwelt, die sich dafür interessirte wie für ein Phänomen, gab wissenschaftliche Gutachten darüber ab. Von allen Seiten strömten ihm Zöglinge zu, und Heinicke sah ein, daß ihnen beizustehen sein eigentlicher ungetheilter Beruf werden müsse. So gab er denn seine Cantorstelle auf und folgte 1778 einem Rufe nach Leipzig, wo er unter dem Beistande des Staats das erste deutsche Taubstummeninstitut gründete.

Damit war denn die Bahn gebrochen, und auch das Unglück, taub und stumm zu sein, hatte durch deutsche Intelligenz und Humanität ein Asyl und den Weg zur Milderung gefunden. Bis zu seinem Tode, im Jahre 1790, wirkte Heinicke mit ungeschwächter Kraft und nie ermüdender Ausdauer in seiner rasch emporblühenden Anstalt. Mehr als 100 Taubstummen aus aller Herren Ländern hatte er Hülfe und Lehre gebracht; [illegible] Beispiel und mit seiner Unterstützung hatten [illegible] Jünger gebildet, die seine Grundsätze weiter [illegible].

Die historischen Nachrichten über die Taubstummenlehrkunst datiren nicht zu weit zurück. Die ersten Versuche, die uns bekannt sind, stellte ein Spanier, [illegible] Pedro de Ponce, im Jahre 1570 im Benedictiner[illegible] S.-Salvador an, und errang damit solche Erfolge, daß 1620 in Madrid ein Lehrbuch nach seiner Methode erschien. Etwas später beschäftigte sich Emanuel Ramirez de Carrion mit derselben Aufgabe; nach dessen Tode gerieth das humane Werk aber in Vergessenheit, und erst 150 Jahre später berichtet die Geschichte von einer Privat-Taubstummenanstalt in Madrid. In dem übrigen Europa wurden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wiederholt Versuche gemacht, den Taubstummen Hülfe zu schaffen. Die wesentlichsten Resultate erzielte damit der Holländer Amman, dessen Schrift: „Der redende Taube, oder Abhandlung von der Sprache", wie schon bemerkt, auf Heinicke's Ideengang entschieden Einfluß ausgeübt hat. Einen mächtigen Aufschwung nahm die Theilnahme für die Taubstummen aber erst, nachdem, fast gleichzeitig mit Heinicke, der Abbé de l'Epée in Paris die Mission, diesen Unglücklichen Helfer zu werden, zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Im Jahre 1755 übernimmt dieser wahrhaft selbstverleugnende Philanthrop die Erziehung zweier taubstummen Mädchen und gründet, begeistert von der Idee, ähnlichen Unglücklichen beizustehen, 1760 die erste Taubstummenschule in Paris. Des hochbegabten Mannes segensvolles Wirken fand überall, selbst bei den Herrschern von Rußland und Oesterreich, volle Würdigung; Joseph II. schickte zu ihm, und nicht zu dem Deutschen Heinicke, den Weltpriester Stork zur Ausbildung, und Ludwig XVI. bewilligte seinem Institute eine Unterstützung aus seiner Privatchatoulle. Währenddessen war auch Heinicke's Anstalt in volle Blüte gekommen, die beiden Männer aber, die doch dasselbe Ziel verfolgten und ihre ganze Lebenskraft für seine Erreichung einsetzten, konnten sich über ihre verschiedenen Methoden nicht verständigen. Während der Abbé de l'Epée erklärte:

> Wol können auch Taubstumme sprechen lernen, aber die Erfolge wiegen die darauf verwandte Zeit und Mühe nicht auf. Dagegen ersetzt ihnen das Fingeralphabet die Fähigkeit, zu sprechen. Als Muttersprache der Taubstummen gilt die Geberdensprache, sie ist nach den Regeln der Sprache, die er erlernen soll, weiter auszubilden. Sie, als einzige Form, in welcher Taubstumme zu denken vermögen, dient als Vermittlerin bei Erlernung der Schriftsprache. Geberden- und Schriftsprache sind vollständig hinreichend, den Taubstummen zu den höchsten Graden der Wissenschaft zu führen —

war Heinicke's Maxime dagegen: „Klares Denken ist nur in articulirten (tönenden) Worten möglich", und so lehrte er die Stummen sprechen, nicht allein um ihnen ein Mittel sich auszudrücken zu geben, sondern um ihr Denken in normale Bahnen zu lenken; und weil jeder von beiden überzeugt war, daß er das Beste wolle, mußten sie sich immer entgegentreten.

Das dankbare Frankreich hat dem Abbé de l'Epée verschiedene Denkmäler gesetzt, in der Kirche Ste.-Roche, wo er neben dem Altar begraben liegt, und in Versailles; in Deutschland war Heinicke schnell vergessen, und ver-

gebens sucht man die Stätte, wo er die ewige Ruhe gefunden. Und doch spricht erst die Gegenwart ihr Urtheil über die Unterschiede in den Methoden der beiden Männer, und während man Heinicke früher als Charlatan und Ignoranten verschrien hat, bekennt man sich jetzt zu seinen Lehren; überall brechen seine Grundsätze sich Bahn und sicherlich werden diese mit der Zeit die allgemein maßgebenden werden.

Der Autor hat in würdigster Weise für seinen todten Meister das Panier erhoben; sein Buch zeichnet sich nicht nur durch ebenso gewählte und klare Sprache aus, es ist auch vielseitig instructiv, und ohne durch Weitschweifigkeit zu ermüden, gibt es eine große Anzahl interessanter Details.

Ein sorgfältiges Verzeichniß von Heinicke's Werken liefert uns den Beweis, wie oft der Reformator des Taubstummenunterichts auch für das Wesen der Volksschule das aufklärende Wort genommen hat. Besondern Werth legt der Verfasser dabei auf drei Schriften Heinicke's: „Ueber alte und neue Lehrarten unter den Menschen, in vier Fragmenten" (1783); „Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher. Nebst Beilagen: Schulmeisterbriefe, gesammelt von einer Schulmeisterwitwe und von den meisten Sprachfehlern gereinigt von dem Herausgeber" (1785); „Ueber graue Vorurtheile und ihre Schädlichkeit. Erwiesen durch Grundsätze der Vernunftkritik". Er citirt aus den „Schulmeisterbriefen" und den „Schulmeistergesprächen" höchst ergötzliche Stellen, die ein wohlgetroffenes Conterfei der damaligen Zustände geben.

Seitdem ist vieles besser geworden, doch dürfen wir darüber die nicht vergessen, die für den Weg dazu die Pfadfinder gewesen sind; wir wünschen in diesem Sinne dem Stötzner'schen Buche die weiteste Verbreitung.

Noch einem andern Schulmanne wenden wir uns jetzt zu, dessen Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Pädagogik geradezu bahnbrechend war. Der Name Johannes Sturm wird nicht vergessen werden, solange die Geschichte der Pädagogik ihre Forscher findet; wird er ja der zweite Praeceptor Germaniae genannt, und noch heute gilt als wohl zu beherzigendes Muster, was er als pädagogische Lehren verkündete und in zahllosen Bemerkungen seinen wissenschaftlichen Schriften hinzugefügt hat. L. Kückelhahn hat mit dem Lebensbilde des „Johannes Sturm" (Nr. 2) sich eine schwere Aufgabe gewählt. Es ist schon sehr viel über den „ersten Schulrector Strasburgs" geschrieben worden, und tüchtige Fachmänner haben allseitig sein Wirken beleuchtet. Doch gerade jetzt, nachdem Strasburg wieder unser geworden ist und man von seinem deutschen Dome hinunterblicken kann auf ein einiges deutsches Land, gerade jetzt erscheint es uns zeitgemäß, von neuem darzulegen, wie dort schon Jahrhunderte vorher ein deutscher Mann in echter deutscher Ausdauer die Wissenschaften gepflegt und mit genialen Händen die Keime zu der Saat ausstreute, deren Spuren wir noch in der Blüte der heutigen Jugendbildung finden.

Der Verfasser ist nach tüchtigem Quellenstudium und vor allem nach eifrigem Durchforschen der Werke Sturm's an seine Arbeit gegangen, und was er bietet, ist, wenn auch dem Inhalt nach wenig neu, so doch in seiner Zusammenstellung, der lichtvollen Darstellung und der kundigen Beherrschung des großen Stoffs als vorzüglich zu bezeichnen.

Von der Lebensgeschichte Sturm's werden uns nur wenige Daten mitgetheilt. Johannes Sturm wurde am 1. October 1507 in dem Städtchen Schleiden geboren. Den ersten Unterricht genoß er durch einen Johannes Neuburg, dessen er während seines ganzen Lebens mit Dankbarkeit gedenkt. Im Jahre 1522 kam er nach Lüttich in die Schule der Hieronymianer, ging aber schon 1524 nach Löwen, um in dem berühmten Collegium trilingue seine Studien fortzusetzen. Dort bestieg er 1527 selbst den Lehrstuhl, gründete dann in Gemeinschaft mit Rutgerus Rescius eine Druckerei und zog 1529 nach Paris, wo er seine Zeit zwischen Lernen und Lehren theilte. Im Jahre 1536 bot ihm der Magistrat von Strasburg die Leitung der dortigen Gelehrtenschulen an, und Sturm folgte dem höchst ehrenvollen Rufe und langte am 14. Januar 1537 dort an.

Strasburg war im Mittelalter das Bollwerk deutschen Bürgerthums und der Hort bürgerlicher Freiheit und Selbständigkeit. Hier war schon im 14. Jahrhundert das drückende Joch der Adelsherrschaft abgeschüttelt und eine demokratische Verfassung eingeführt worden. Im 15. Jahrhundert schon hatten sich die Bürger gegen das Pfaffenthum aufgelehnt und mehr als sonst irgendwo fand hier die Reformation einen fruchtbaren Boden. In einer Stadt, wo solche freie Luft wehte, hatte natürlich auch das Schulwesen einen außergewöhnlichen Aufschwung genommen; eine Domschule war gegründet worden, und nachdem die Reformation Einfluß gewonnen, hatte man die Zahl der Schulen noch vermehrt. Aber es fehlte ihnen, um Gedeihliches zu leisten, die rechte Einheit und Ordnung; um diese herzustellen, wurde eben Johannes Sturm als ihr Leiter gewählt. Mit ihm war der rechte Mann gefunden; von jetzt an blühte Strasburgs Schulwesen mustergültig für ganz Deutschland; von überall her eilten die Schüler, den „berühmten Sturm" zum Meister zu haben, und Fürsten und Gelehrte erkannten seine fruchtbringende Thätigkeit an. Durch diese allgemeine Anerkennung fühlte der strasburger Magistrat sich bewogen, das Gehalt Sturm's von 140 Gulden jährlich auf 200 zu erhöhen — so bezahlte man damals die Gelehrsamkeit! Die Domschule zu Strasburg aber wurde laut eines vom Kaiser Maximilian ertheilten Privilegiums am 30. Mai 1566 zur Akademie erhoben, und interessant ist es für uns, den Lectionsplan einzusehen, den Sturm, allerdings schon früher, veröffentlicht hatte, und der nachweist, welch große Forderungen man, besonders im Lateinischen, an die Schüler stellte.

Sturm's erfolgreiche Thätigkeit in Strasburg währte 45 Jahre, aber trotz aller seiner Verdienste war er nicht ohne Anfeindung geblieben; man eiferte von der Kanzel herunter gegen ihn, und die „Diener" der Kirche wußten es schließlich durchzusetzen, daß ihn der Rath der Stadt, der er solch hohen Ruhm verschafft, am 7. December 1581 in „Rücksicht auf sein Alter und aus andern Gründen" seines Dienstes enthob. Der schwer Gekränkte zog sich auf sein Landgut in Marlenheim bei Northeim zurück, wo er, in den letzten Lebensjahren noch durch völlige Erblindung heimgesucht, am 3. März 1589 starb.

Der Autor faßt Sturm's Bedeutung zusammen, indem er sagt: „Was die Reformatoren Luther und Melanchthon für die Kirche, das war Sturm für die Schule... aber der Ruhm, den er von der Mitwelt geerntet hat, galt nicht allein seiner Gelehrsamkeit, seiner Eloquenz, seinem Stil, er galt ebenso seinem Charakter. Das ganze Wesen Sturm's war verklärt durch echte Humanität."

Das Schulwesen hatte bekanntlich einen mächtigen Impuls erfahren, als man anfing aus den Werken der Griechen und Römer neue Weisheit zu schöpfen. Der Humanismus begann einen großen Einfluß auf den Lehrplan auszuüben, und man bestrebte sich, die Schätze des Alterthums als ein Bildungsmittel für die Jugend zu verwerthen. Am 28. August 1518 hielt Melanchthon in Wittenberg seine Antrittsrede, in genialen Zügen zeichnet er darin die Ziele der neuen Pädagogik und schließt mit den Worten: „Treibt tüchtig Grammatik, Dialektik und Rhetorik, damit ihr bis zur Sache selbst vordringt, nicht nur bis zum Schatten!" So war er der erste „Praeceptor Germaniae" geworden, und mit ihm zusammen wirkte Luther, der aber den Hauptwerth auf die christliche Bedeutung der Schule legte. Allmählich kehrten die Schulen, die während des 14. bis 16. Jahrhunderts sich an vielen Orten von dem geistlichen Regiment emancipirt hatten, wieder unter dasselbe zurück und wurden Domänen der Kirche. Die Reformatoren sahen in der Schule nur Anstalten zur Erziehung von Priestern, und dadurch geschah es, daß jeder frische geistige Hauch aus ihr zu entweichen begann und der Unterricht zu Formenwesen und Polemik zusammenschrumpfte. Um diese Zeit beginnt Johannes Sturm's Wirksamkeit. Er hatte die großen Ideen seiner Zeit als rein geistiges Gut aufgefaßt und hatte es verstanden, nicht nur sie sich zu eigen zu machen, sondern auch sie in sein pädagogisches System methodisch aufzunehmen; war er ja einer der größten Methodiker aller Zeiten. Mit reicher literarischer Thätigkeit wirkte er für eine Reform der Schule, als deren Ziel er tiefe, wissenschaftliche Bildung und die Frömmigkeit, die sich in Sittlichkeit und Gottesfurcht äußert, betrachtete. „Für das praktische Leben soll man in der Schule lernen!" das war sein Wahrspruch, und darauf basirt auch seine Wahl der Lehrgegenstände. Grammatik, Dialektik und Rhetorik (natürlich alles lateinisch), als deren Wirkung sich dann die Eloquenz ergibt, erschien ihm als Ideal der Bildung, hier gipfelte sein pädagogisches Wünschen, und was er mit rastloser Thätigkeit erstrebte, erfüllte sich in der Entwickelung des deutschen Schulwesens.

Wir sind dem Autor nur in flüchtigen Zügen gefolgt und konnten nur versuchen, den Werth seines Buchs, das als Resultat ebenso tüchtigen wie umsichtigen Arbeitens vor uns tritt, anzudeuten. Zum Schluß wollen wir noch auf die interessante Thatsache aufmerksam machen, daß selbst in den ersten Jesuitenschulen die Methode Sturm's dem Unterricht zu Grunde gelegt wurde. Die Väter Jesu sollten der Gefahr, die durch die Schulen der Reformirten dem Katholicismus drohte, die Spitze bieten, und sie verschmähten nicht, die Erfolge Sturm's auch für sich zu benutzen. Dieser hatte das übrigens rasch erkannt und seine Meinung über die frommen Väter war:

Nullum est genus hominum, a quo nobis metuendam est, quam Jesuitarum, quoniam haec secta nova est, et sunt homines isti callidi in celandis suis vitiis et occultandis suis insidiis. (Es gibt keine Sorte von Menschen, vor der wir uns mehr hüten müssen als vor den Jesuiten, weil diese Sekte noch unbekannt ist und aus Menschen besteht, die sehr geschickt ihre Fehler zu verheimlichen und ihre Hinterlist zu verbergen wissen.)

Es ist das, für die Zeit, in der es entstanden, ein wunderbar reifes Urtheil Sturm's.

Das Lebensbild: „Herzog Magnus, König von Livland", von K. H. von Busse (Nr. 3), das wir jetzt betrachten wollen, trägt weniger biographisches als culturhistorisches Gepräge; gleich kunstvoller Mosaikarbeit, sorgsam aus den verschiedenen und oft recht entlegenen Quellen zusammengestellt, tritt es vor uns und spricht deutlich von dem großen Fleiße und dem ernsten Studium des Verfassers. Offen gestanden aber scheint uns der Stoff so vieler Mühe nicht lohnend zu entsprechen. Herzog Magnus von Livland war weder eine glänzende noch in das Getriebe der Weltgeschichte eingreifende Erscheinung. Sein Leben verfloß wie das vieler kleiner Fürsten im 16. Jahrhundert in steten Kriegen und fortwährender Unsicherheit wegen ihrer Diminutivherrschaft. Durch nichts zeichnete er sich besonders aus; weder als Mensch, noch als Fürst, noch als Krieger ist er eine hervorragende Erscheinung, sein Geschick ist nicht tragisch, nicht außergewöhnlich, es vollzog sich einfach nach dem Gesetze des Rechts des Stärkern, das damals kaum eine Schranke kannte. Als Sohn des Königs Christian III. von Dänemark und der Gattin desselben Dorothea von Sachsen-Lauenburg 1540 geboren, trat er seinen Antheil an Holstein seinem Bruder Friedrich ab und blieb nur im Besitz von Kurland und der Insel Oesel, später erst gewann er auch Livland. In den unzähligen Kämpfen um sein Gebiet benahm er sich als mannhafter Fürst, unterlag aber doch schließlich dem Zaren Iwan IV.

Der Verfasser hat durch seine Monographie wol der Geschichtsforschung einen Dienst geleistet, aber wir hätten dennoch gewünscht, daß sein entschiedenes Talent zur Historiographie und seine reichen Kenntnisse in diesem Gebiete sich ein lohnenderes Thema gesucht hätte.

Und nun wenden wir uns dem Wirken und dem Wesen eines Mannes zu, der zu den eigenthümlichsten Erscheinungen des an Charakterköpfen so reichen 18. Jahrhunderts gehört. An ein mühsames Werk begibt sich Moritz Petri mit der Herausgabe von „Johann Georg Hamann's Schriften und Briefen" (Nr. 4), und erst wenn er es zu Ende geführt haben wird *), sind wir berechtigt, zu beurtheilen, ob es ihm gelungen. Ein Geist wie der Hamann'sche muß in seiner Ganzheit aufgefaßt werden, nur dann sind wir im Stande, ihn auch ganz zu verstehen, während vor mancher seiner Aeußerungen, als Theil aufgefaßt, wir fast rathlos stehen. Die Schriften des „Magus des Nordens" sind, wie Petri mit Recht bemerkt, wirklich Schachte gediegenen Goldes; aber es ist schwer, hier dem edeln Metalle nachzugraben und es in gangbare Münze zu prägen. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung Hamann's zu unterschätzen, aber wir halten eine Erläuterung seiner Werke für eine hohe, schwer

*) Der zweite Band der Schrift ist soeben erschienen. D. Red.

zu lösende Aufgabe. Er ist ein Phänomen unter den deutschen Geisteshelden, und doch, trotz seiner wahrhaften Bedeutung, war er wenig befruchtend für das geistige Leben seiner Zeit. Denn wenn auch sein unerschöpflich reicher und zugleich kräftiger Geist oft den starren Panzer seiner Sprach- und Anschauungsweise durchdringt, und immer und immer wieder strebsame Jünger versuchen wollen ihn zu ergründen, so ist bis in die letzte Tiefe das noch niemand gelungen, und auf dem Wege dahin sind so viel Räthsel und Mysticismus, so viel labyrinthische Irrgänge, daß der Forscher muthlos die Absicht aufgibt.

Petri sagt von ihm: „Eine ungemessene Tiefe und Fülle von Gedanken, ein lebenskräftiger Odem vollgültiger Wahrheit und eine nie alternde Frische durchdringt alle seine Schriften. Sie sind Zeugnisse vom Lichte des Lebens und darum unvergänglich.“ Es mag das richtig sein, aber wie die Schriften nun einmal sind, werden sie nie Gemeingut vieler werden; nie werden die Lehren, die sie enthalten, und seien es auch die edelsten und besten, befruchtend in die Menge dringen können, denn wenn sie auch „Zeugnisse vom Lichte des Lebens sind“, so ist dieses selbst hier begraben unter todten Worten und Bildern, und man muß lange suchen, ehe man es leuchten sieht.

Goethe sagt von Hamann's „Sokratischen Denkwürdigkeiten“: „Man ahnte hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach.“

Also selbst Goethe „ahnte“ nur die Bedeutung des eigenthümlichen Mannes; daß er sie in hohem Grade besitzt, bezweifelt er allerdings nicht und spricht die Hoffnung aus, „eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und alsdann“ — so äußert er — „wenn diese wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publikums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen.“

Wir scheuen das Geständniß nicht, daß, wo ein Goethe nur „ahnte“, wir oft genug nicht „wußten“, und obgleich wir dringend wünschten, der Schätze des Hamann'schen Geistes theilhaftig zu werden, und uns ernstliche Mühe gaben, seinem Gedankengange zu folgen, wir doch oft genug uns nicht zurechtfinden konnten in seiner eigenthümlichen Denkweise und seinem mit Bibelstellen vollgepfropften, philosophisch-speculativen Stil. Selbst die Erläuterungen seiner Schriften durch Gildemeister konnten uns nicht alle Räthsel und Zweifel lösen, und wir betrachten es als ein schätzbares Unternehmen, wenn es gelingt, einen wirklich greifbaren Ariadnefaden durch Hamann's Schriften darzubieten. Ob Petri unserer Literatur diesen Dienst leisten wird, müssen wir bis nach der Beendigung seiner Arbeit zu entscheiden abwarten; bisjetzt können wir nur sagen, daß die Methode, die er einschlägt, eine richtige zu sein scheint. Im Zusammenhang mit dem Leben Hamann's führt er uns dessen Schriften vor, und während wir von jenem viel Interessantes und Wichtiges aus Briefen Hamann's erfahren, werden uns auch die Veranlassungen und Beweggründe zu diesen bekannt, und wir verstehen dadurch von ihrem eigenthümlichen Wesen manches besser. Die Erläuterungen Petri's zeugen von seinem tiefen Eindringen in den Hamann'schen Geist; er muß sich nur hüten, in den Fehler mancher Interpreten zu verfallen, das Unklare durch Unklares auszulegen: dann wird sein Unternehmen ein Eckstein zur Hamann-Kunde werden.

Und dasselbe möchten wir von dem Verfasser der folgenden Blätter erbitten. Es haben uns die „Erinnerungen“ des alten Dorn („Aus meinem Leben“ (Nr. 5) so anmuthig unterhalten, daß wir nur wünschen können, er ließe uns weiter theilnehmen an dem Strandgut, das er vor den Wogen der Vergessenheit gerettet.

Heinrich Dorn, der verdienstvolle Componist und frühere Dirigent des berliner Opernhausorchesters, gibt uns nicht eine Geschichte seines Lebens, aber nach dem Tiedge'schen Satze:

> Erinn'rung ist der treuste Spiegel,
> Der uns so, wie wir sind, uns zeigt —

erkennen wir aus seinen „Erinnerungen“ ihn selbst und wie er lebte und was er schuf und wollte. Ein Leben voll Strebens und echten Künstlerdrangs, voll Enttäuschung, aber auch reich an Anerkennung, hat der greise Musiker hinter sich, und wir lauschen mit regem Interesse, was er uns aus dem großen Schatze seiner „Erinnerungen“ erzählt. Es birgt sich hier ein gut Theil der Geschichte des musikalischen Lebens der letzten Jahrzehnte; mit den meisten Persönlichkeiten, die in ihm eine Rolle spielen, ist Dorn zusammengetroffen und von allen weiß er Charakteristisches und Unterhaltendes zu erzählen und auszuplaudern. Auch über das Leben der Bühne gibt er manch scharfes Streiflicht, und was er von der Geschichte seiner Compositionen erzählt, gleicht oft historischen Zügen des Zeitgeistes. So z. B. wenn er von dem Schicksal seiner komischen Oper „Der Botenläufer von Pirna“ berichtet:

> Aber Herr von Hülsen erklärte mir nach vorgenommener Prüfung, daß diese Oper, so unterhaltend sie auch ihm erschiene, nie und nimmermehr auf dem berliner Hoftheater gegeben werden könne. Eine carikirte Herzogin von Ratibor, ein durch Dienstmann Hansch repräsentirter Fürst von Hildburghausen, dazu der spätere Reitergeneral von Seydlitz und noch österreichischerseits ein gräfliches Paar Clary-Erdmannsdorf.... das waren Ingredienzien, die wol gewisser Leute Nerven zu stark angreifen konnten.

In regem Thun flossen ihm die Jahre dahin, aus dem Jüngling wurde der Greis; wohl dem aber, der gleich ihm zurückblicken darf auf eine lange Reihe von Tagen, die alle einem reinen Streben geweiht waren:

> Was ist Leben? Stetes Streben,
> Zu empfinden wahres Leben —

so singt Calderon, und wir glauben, Heinrich Dorn hat viel wahres Leben empfunden.

Albert Weigert.

Neue Romane.

1. Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1871. 8. 6 Thlr.
2. Mohammed Ali's Nachfolger. Historischer Roman im Anschluß an „Mohammed Ali und sein Haus". Von Luise Mühlbach. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 6 Thlr.
3. Rittergut Marderheim. Roman von M. A. Niendorf. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 3 Thlr.

Luise Mühlbach hat sich an der ägyptischen Expedition bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals betheiligt, sie hat Land und Leute geschaut, sich in der Mord- und Culturgeschichte der letzten Periode Aegyptens umgesehen, und setzt uns nun bei einer Mahlzeit von acht Gängen die Ausbeute ihres Jagd- und Abenteuerzugs in derjenigen Zubereitung und mit den Zuthaten vor, die, wie sie glaubt und leider weiß, das Gericht für den Gaumen ihrer Leser am schmackhaftesten machen. Sie beginnt mit ihres Haupthelden Jugendjahren und weiß schon seine ersten Streiche und Fahrten so zu erzählen, daß man darauf schwören möchte, sie sei dabei gewesen und alles sei bis auf das Titelchen wahr; wenn sie sich vollends später über die politischen Combinationen und Katastrophen, die oft genug gewaltthätigster Art waren, verbreitet, so geschieht das eben auch mit der Sicherheit in allen Details, wie die Kammerzofen und Silbermädchen in der entlegensten Mansarde über den Hauptinhalt z. B. einer Dreikaiser-Zusammenkunft kannegießern und gewiß sehr entrüstet sein würden, wenn ein Reporter achselzuckend fragen wollte: „Ist denn das aber auch alles so wahr?"

Es gibt eine Art der Darstellung, und diese ist der Frau Mühlbach eigen, welche mit der Prätension auftritt: „Glaubt, was ich sage, oder fahrt zur Hölle!" Was ist zu machen? Von der Darstellung des Meeres bei Contessa, wie es prächtig ist in erhabener Ruhe, schön im Wellengeplätscher, über das die Schiffe wie Rosenblätter hingleiten und die Fischernachen wie Nußschalen, schön, wenn bei Mondschein endlich die Piratenjollen sich hinter Felsen hervorwagen, den Fischern die Fische und den Kauffahrern die Kaufmannsgüter abzunehmen, von all den jahrtausendalten Meeresgeheimnissen, wie von einem Salat zu jeder Art Braten, geht es in buntem Durcheinander direct zu der ersten Waghalsigkeit des jungen Ali über, einer Nachenwettfahrt bei hoher See, zu seiner sentimentalen Liebe zu seiner Mutter, zu seinen Knabenträumen und Zukunftsträumen, bald dann auch zu seiner ersten Liebe, Maja, die nach kurzem Genuß vor seinen Augen und vor unsern Augen — natürlich — gesäckt wird, Himmel und Hölle nur spannweit voneinander. Damit ist der historische Held fertig, er ist 18 Jahre alt, alt genug zu Rache- und Ruhmesgedanken, und nun beginnt im Lager von Abukir die reine Geschichte mit ihren Thatsachen.

Alles thatsächlich Große aus dem Leben Mohammed's wird indeß nicht erzählt, ja es wird meisthin kaum angedeutet. Wir erfahren beiläufig, daß er nach dem entsetzlichen Tode seiner Maja ein reiches Mädchen heirathete und ein Tabacksgeschäft als Mitgift erhielt, das er bald ungewöhnlich in Aufschwung zu bringen wußte, daß er mit dieser zweiten Frau die drei Prinzen erzeugte, welche den Ruhm und die Macht seiner erträumten und wirklich erjagten Dynastie erben sollten; aber der Name des französischen Kaufmanns Lion, der in Karata ein blühendes Geschäft hatte und ihm seine bekannte Vorliebe für die französische Nation und Cultur und seine Toleranz in religiösen Dingen einflößte, ohne dessen mächtigen Einfluß und Charakterrichtung auf das Gemüth des jungen Mannes derselbe sicher nie geworden wäre, was er geworden ist, dieser Name wird nur beiläufig und bei gleichgültigen Gelegenheiten genannt. Es soll eben den Anschein gewinnen, als wäre Mohammed nur durch sein Genie der moderne Saladin geworden, als der er mit Unrecht von vielen Seiten gepriesen worden ist. Aber die ihn so preisen, vergessen, daß er im Grund seiner Seele der elendeste Bluthund war und blieb, der es je unter dem Halbmonde zu einem weithin klingenden Namen gebracht hat, und daß er europäische Kunst und Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen beachtet und gefördert hat, sondern daß sie ihm einzig und allein als Mittel zum Zweck diente, und dieser Zweck war kein anderer als Ausbreitung seiner Machtstellung nach innen und außen.

Weiter werden einige ins Abenteuerliche verdrehte Operationen in Mühlbach'scher Weise ausgemalt, um es begründet erscheinen zu lassen, daß Mohammed wirklich souveräner Herr Aegyptens geworden ist und sich bei der Pforte und den übrigen europäischen Cabineten genügendes Ansehen zu verschaffen gewußt hat, daß seine Dynastie als eine legitime und erbliche von ihnen anerkannt wurde. Damit schließt die unter Nr. 1 angeführte erste Abtheilung. Von seinen Kämpfen gegen Frankreich erfahren wir wenig, dagegen werden Liebes- und Blutgeschichten erzählt, für die höchstens Nähmamsellen sich interessiren. Und was enthält Nr. 2, die zweite Abtheilung? Auch nichts von dem wirklich grandiosen Wirken Mohammed's, durch das er sich zu einem Herrscher machte, der selbst Arabien, Nubien und Kreta in ihrer Integrität bedrohte, und der so mit dem Geiste und der Energie europäischer Staatskunst sein Reich im Innern förderte und nach außen hin mit dem Schein einer Machtfülle umgab, daß er als ein Wunder von Regentenweisheit angestaunt werden konnte.

Was bringt die zweite Abtheilung, die eine dritte sein sollte? Sie überspringt in rücksichtslosester Weise die Periode Mohammed's, die von wirklich historischer Wichtigkeit und Größe ist, also den Zeitraum von 1806 bis zu dem Verfall des gewaltigen Mannes in Agonie, während welcher manche seiner Schöpfungen durch Vernachlässigung wieder zu Grunde gingen oder absichtlich zu Grunde gerichtet wurden. Mit nichtswürdigen orientalischen Intriguen werden wir zur Genüge bekannt gemacht; wir sehen, wie selten wahre geschwisterliche Liebe und Achtung dort innerhalb der Dynastenfamilie heimisch sind, wie das Streben nach Macht und Genuß der Macht aller einziges Ziel ist; aber wir sehen es so, daß wir

uns schließlich von den buntgemalten, doch fleisch- und marklosen Gestalten ohne nachhaltiges Interesse abwenden, während der Dauer der Lektüre von ihrer Gesellschaft gelangweilt und belästigt, aber in unserm Wissen von Land und Leuten des modernen Aegypten nicht gefördert.

Wir haben es getadelt, daß Frau Mühlbach den Zeitraum der Regentenwirksamkeit Mohammed's nicht geschildert hat. Wir thaten der Schriftstellerin unrecht, denn sie wußte, daß dahin ihre Fähigkeit nicht reicht, und so wollen wir sie loben, daß sie auf die erste Abtheilung ihres Werks sofort die dritte hat folgen lassen.

Wie ganz anders muthet uns M. A. Niendorf's Roman „Rittergut Marderheim" (Nr. 5) an! Welch frische, gesunde Lebensluft weht aus ihm uns entgegen! Das sind Menschen von Fleisch und Bein, die leben und leiden, wie es auf dieser Welt geschieht, das sind nicht hermaphroditische Erzeugungen à la Mühlbach, die keinen Schatten werfen. Wir haben dem Werk nur einen Vorwurf zu machen, der in unserer aufrichtigen Theilnahme für des Autors Helden und Heldinnen und ihre weitern Lebenswege begründet ist, daß nämlich der Schluß des zweiten Bandes etwas kurz abbricht und der Verfasser uns das Ende des Romans bringt, wo wir noch einen dritten Band erwarten durften. Schon die Einleitung, statt sich in nichts- oder doch wenigsagenden Phrasen eines Breitern zu ergehen, recapitulirt uns in ansprechender Form das Erforderliche über die Cultur- und Agrarverhältnisse Schlesiens, über den Aufschwung, der sich dort seit der preußischen Besitzergreifung überall kenntlich gemacht, und versetzt uns dann im April 1866 auf das Rittergut Marderheim, das der Rittmeister a. D. Freiherr von Wendelstein vor vier Jahren an sich gebracht, indem er von der Mitgift seiner Frau auf die 100000 Thaler kostende Besitzung 10000 Thaler anzahlte, in dem guten Glauben, er könne nunmehr statt eines langweiligen und geisttödtenden Garnisonlebens den stets splendiden, gönnerhaften Starosten, nicht blos den nominellen, sondern den wirklichen Herrn spielen. Alles war übel ausgeschlagen, was er unternommen, und wir sehen, als wären wir alle Sachverständige gegenüber dem guten Freiherrn, wie alles auch eben so kommen mußte und nicht anders kommen konnte. Der dilettirende Landwirth ist umringt von Quälern und Drängern jeder Art, sodaß es all seiner vornehmen Lebensart bedarf, um den äußern Anstand zu bewahren. In seinem Hause ist ein mehr oder weniger standesgemäßes Krummgehen, man spricht von schlechter Zeit, man spricht von den Kriegsnachrichten, und es ist charakteristisch, daß der junge Landwirth mit unverkennbarer Freudigkeit von dieser allgemeinen Volks- und Landesgeisel spricht, die aller Voraussicht gemäß seine Heimat am wenigsten verschonen wird. Da tritt auch sein vorgeblicher Wohlthäter, der Advocat, ein, ein ältlicher Lebemann ohne Charakter und Gewissen; aber als die Frau vom Hause das schöne, dunkle Auge zu ihm aufschlägt, da ist es, als ob das Leiden und die Mühsale, welche in dem schönen Gesichte bereits eine bleibende Stätte gefunden, plötzlich mit doppelter Herbigkeit aufzuckten.

Die Ereignisse lassen nicht auf sich warten. Auch der Rittmeister, ungeduldig, der Qual eines mislungenen Landwirthlebens ledig zu werden, hat sich zum Kriegsdienst gemeldet und wird einberufen. Aber er hat dies seiner Frau verheimlicht, und verläßt sie in unritterlicher Weise, als die größtdenkbare Noth über das Land und insbesondere über Rittergut Marderheim hereinbricht: Einquartirung bei solcher Noth und bei solcher Creditlosigkeit, daß die Freifrau nicht einmal im Stande ist, das erforderliche Küchensalz zu beschaffen. Die Suppe wird mit Viehsalz bis zur Ungenießbarkeit verdorben, der Braten ist noch erträglich, wenigstens verspeisen ihn die einquartierten und über einen endlichen rechtschaffenen Krieg jauchzenden Offiziere, indem sie dabei den Keller nicht weniger eifrig in Anspruch nehmen. Wer sagen will, daß so etwas nicht passiren könne, kennt das reale Leben nicht. Der Credit in kleinen Dingen ist es ja in der Regel, der sich zuerst zurückzieht.

Der Rittmeister fällt, und es bedurfte der Entschuldigung des Autors im Beginn des zweiten Bandes nicht, daß mit ihm der Hauptheld gefallen ist; es fallen ja vorwiegend diejenigen in erster Linie, die sich auszeichnen wollen, noch mehr, die sich auszeichnen müssen. Und beides war bei dem Rittmeister der Fall. Aber genug von ihm, der beiseite treten mußte, damit der eigentliche Roman spielen, d. h. dasjenige frische, gute Leben sich entfalten konnte, welches das Niendorf'sche Buch so überaus vorzüglich und lesens- und beherzigenswerth macht. Die Witwe im Verein mit ihrer jüngern Schwester verzweifelt nicht in banger Verzagtheit. Mit wirklichem Heroismus erträgt sie, was sie nicht verschuldet, und es gelingt ihr, indem sie das Leben nimmt, wie es ist, und sich ihm hingibt, wie es ihr der richtige Frauensinn vorschreibt, schließlich auf Gut Marderheim bleiben und eine neue und bessere Welt um sich zaubern zu können. Bei den mannichfaltigen Einzelheiten dürfen wir uns nicht aufhalten; hervorheben wollen wir nur als eine mit ungewöhnlicher Meisterschaft gearbeitete Episode die Reise des alten Dorfschulzen nach dem Schlachtfelde, um seinen schwerverwundeten Sohn in die Heimat abzuholen. Endlich findet er ihn, aber der Sohn hatte schon pyämische Fröste überstanden. Erst als Leiche wird der junge Landesvertheidiger dem Vater und Bruder übergeben, doch auch die Leiche nehmen sie mit nicht geringerer Pietät und traurig-glücklich in Empfang und bringen sie als ihren Antheil von der Kriegsbeute zurück. Man muß in den Kriegslazarethen beschäftigt gewesen sein, um zu verstehen, daß der Verfasser, wie Gräßliches er auch malte, doch keineswegs die Farben zu stark aufträgt. Wir haben viel Schrecklicheres erlebt! Brutale Behandlung Sterbender, das ist es, was wenigstens nicht vorkommen sollte!

Das Werk Niendorf's können wir auf das wärmste empfehlen.

Zur ältern deutschen Literatur und Cultur.

1. Mittelniederdeutsches Wörterbuch von K. Schiller und A. Lübben. Erstes Heft. Bremen, Kühtmann und Comp. 1872. Lex.-8. 25 Ngr.
2. Aus Saemundar Edda hins Froda. Altnordische Dichtungen verdeutscht und den Formen moderner Poesie angepaßt von K. Esmarch. Prag 1871.
3. Die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters. Vorträge von J. W. O. Richter. Leipzig, Siegismund und Volkening. 1872. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Auswahl aus den kleinern Schriften von Jakob Grimm. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir stellen hier eine Anzahl von Erzeugnissen der germanistischen Literatur zusammen, die außer in der allgemeinen Verbindung des Gegenstandes wenig Verwandtschaftliches untereinander zu haben scheinen. Dennoch mögen sie hier gewissermaßen als eine Gesammtheit betrachtet werden, an der sich deutlicher noch wie an einem vereinzelten Beispiele wenigstens einer der wesentlichen Züge in dem Bilde der Germanistik dieser Tage erkennen läßt. Wir meinen damit das Bestreben, diese Studien dem engbegrenzten Bereich der Schule zu entrücken und zum Eigenthum der Gesammtbildung der Nation zu machen, ein Bestreben, das in jeder Art zeitgemäß und gleichsam von der Natur und Vernunft selbst vorgezeichnet heißen muß, weshalb denn auch alle Versuche, es lächerlich zu machen oder verächtlich zu ignoriren, nur das Gegentheil des beabsichtigten Zwecks bewirkt haben und in Zukunft bewirken werden. Denn so wenig irgendein denkender Mensch die längst abgethanen Schrullen romantischer Ueberschwenglichkeit wieder aufnehmen wird, die das Bildungsmaterial für die Zukunft unserer Nation ausschließlich aus ihrer eigensten Vergangenheit gewinnen wollten und diese Vergangenheit — worin eben der Hauptirrthum lag — nur auf das beschränkten, was ihr eigener noch sehr eingeschränkter Blick als „national" zu erkennen vermochte, ebenso wenig wird man den tiefgegründeten Zug unserer Gegenwart verkennen dürfen, der sich bestrebt, alles, was einst in dem natürlichen, geistigen, künstlerischen und ethischen Leben unserer Vorzeit maßgebend gewesen und, wenn man so sagen darf, zu classischer Reife und Abklärung gestaltet worden ist, auch wieder sich lebendig auf idealem Wege anzueignen und mit den andern Schätzen des nationalen Bewußtseins in frische Wechselwirkung zu bringen. Unsere Gegenwart hat auch in dieser Beziehung eine neue Aera des deutschen Lebens erstehen sehen. Wie die Nation als solche nach jahrhundertlangen Experimenten endlich wieder gesammelt und zu dem Glauben und Selbstvertrauen auf ihre eigene Kraft und Bestimmung zurückgekehrt ist, so fühlt sie sich auch wieder in der ruhigen Zuversicht und festgegründeten Eigenart ihres heutigen Zustandes um so inniger und reiner zu ihrer eigenen Vergangenheit hingezogen. Kein Verständiger wird mehr in der wachsenden Aufnahme der germanistischen Studien in die Schule eine Gefahr für unsere heutige Jugend sehen. Niemand denkt mehr daran, vor dem finstern Geiste des Mittelalters zu warnen, der daraus sich ihrer Seelen bemächtigen könne. Und doch wurden solche Warnungen vor weniger als einem Menschenalter oft und mit gewissem Rechte ausgesprochen, eben weil damals der unklare Gärungsproceß unsers nationalen Lebens es noch nicht ermöglichte, einen rein geschichtlichen Stoff als solchen für die Gegenwart zu verwerthen. So lange die Gegenwart selbst noch nichts Fertiges war, mußte sich alles, was aus der Vergangenheit ihr zugeführt wurde, gleichsam von selbst zu einem tendenziösen Hülfsmittel dieser oder jener Parteibestrebungen umwandeln lassen oder wurde zu einem solchen auch ohne den Willen derer, die es thaten, nur durch die Berührung ihrer Hände.

Die Rangordnung, in der wir die obengenannten Bücher vorführen, hängt mit den eben entwickelten Gedanken insofern zusammen, als wir sie von der mehr oder minder deutlichen Bestimmung derselben für einen engern oder weitern Kreis von deutschen gebildeten Lesern abhängig gemacht haben. Deshalb steht das neue „Mittelniederdeutsche Wörterbuch" an erster Stelle und Jakob Grimm's „Kleinere Schriften" an letzter. Denn ohne Zweifel wird jenes zwar nicht blos innerhalb des engsten Cirkels der eigentlichen und eigentlichsten Germanisten gebraucht werden, aber doch nicht viel weiter als in die Hände von solchen gelangen, die zu ihrer eigenen Lust oder aus besonderm wissenschaftlichen Interesse bis zu wirklichen Specialstudien auf dem Gebiete unserer ältern Sprache und Literatur, insbesondere der mundartlichen, vordringen. Wir begrüßen den bescheidenen Anfang eines so großartigen und schwierigen Unternehmens, wie es ein dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gerechtes Wörterbuch für das Niederdeutsche des Mittelalters ist, mit dankbarer Freude und hoffen, daß der gelungene Anfang eine rasche und energische Weiterführung verbürge. Denn bisher sind alle ähnlichen Unternehmungen entweder gar nicht bis ans Tageslicht gediehen oder durch ungünstige Zufälle ins Stocken gerathen, wie noch jüngst Kosegarten's „Wörterbuch der niederdeutschen Sprache", und dies nicht sowol durch den Tod des Verfassers, als durch die unpraktische, man darf wol sagen dilettantisch-unwissenschaftliche Breite und Verschwommenheit seiner Anlage. In drei sehr umfänglichen Lieferungen ist es doch nur bis zu dem Worte „Angetogen", also etwa zur Mitte des ersten Buchstabens des Alphabets vorgedrungen, und keine einzelne Menschenkraft wäre im Stande, in dieser Breitspurigkeit weiter zu arbeiten, ebenso wenig wie irgendein Beutel, ein solches monströses Buch zu kaufen. Leider hat der traurige Torso, wie dies so oft zu geschehen pflegt, andern den Weg versperrt, denn natürlich fehlte es nicht an den verschiedenartigsten Versuchen, ihn doch noch brauchbar zu machen, und es sind Jahre darüber vergangen, bis man endlich die Einsicht gewann, daß dies unmöglich sei und daß man auch hier den neuen Wein durchaus nicht in den alten Schlauch zu fassen vermöge.

Die beiden längst bewährten Germanisten und Specialkenner ihrer heimischen Vorzeit in Sprache und Sitte, von denen der eine, A. Lübben, als seine eigentlichste Domäne den rein linguistischen Theil der Arbeit betrachten kann, der andere, K. Schiller, den mehr sachlichen Theil, verstehen ihre Aufgabe ganz anders, als ihr letzter Vorgänger,

so viel läßt sich schon aus der verhältnißmäßig beschränkten Probe des ersten Heftes des „Mittelniederdeutschen Wörterbuch" (Nr. 1) entnehmen. Daß sie im weitesten Umfange alles bekannte und manches unbekannte oder nur einzelnen zugängliche literarische Material verwerthet haben, bedarf keiner Erwähnung. Wer einen Ueberblick davon haben will — zugleich einen ziemlich vollständigen Index der gesammten ältern niederdeutschen Literatur —, möge sich die ersten 16 Seiten des Quellenverzeichnisses ansehen, wo auch ein sehr geübter Blick keine Lücke entdecken wird. Das eigentliche Verdienst beruht jedoch weniger in dieser gewissenhaften Ausbreitung des Blicks als in der verständigen und präcisen Art, womit alles der Wissenschaft Nöthige und Förderliche herausgeschieden ist aus dem bloßen Wuste des Vorhandenen. Daran zumeist ist Kosegarten gescheitert, denn an Wissen, d. h. an einer grenzenlosen Fülle von Stoff, ist bei ihm das Mögliche geleistet, aber die eigentliche Bearbeitung, die doch einem Lexikographen die Hauptaufgabe sein muß, hat er nicht einmal angestrebt, sondern nichts weiter als Zettelkasten unter bestimmte alphabetische Rubriken eingeordnet abdrucken lassen.

„Aus Saemundar Edda hins Froda" (Nr. 2) ist ein erfreuliches Zeugniß, wie ein auf einem andern Zweige der Wissenschaft, der Jurisprudenz, zunächst heimischer Gelehrter unserm Fache nicht blos Geschmack abgewinnen, sondern auch thätige Theilnahme zuwenden kann. Die Verbindungswege liegen ja offen zutage, sollte man meinen, insofern das deutsche Recht einen wesentlichen Bestandtheil der Rechtswissenschaft überhaupt bildet und das deutsche Recht von selbst durch seinen eigenen Inhalt, und wenn dies nicht wäre, durch das glorreiche Vorbild des Vaters aller germanistischen Wissenschaft, Jakob Grimm's, der ja selbst ein Jurist seinem Fachstudium nach war, hinüberleitet zu der deutschen Sprach-, Sitten- und Alterthumskunde. In dieser Art haben wir denn auch schon lange vor Grimm eine stattliche Reihe von Rechtsgelehrten aufzuzählen, die, unbeschadet ihrer classischen Würde, deutsche Alterthümer, deutsche Grammatik, deutsche Lexikographie, ja sogar altdeutsche Poesie pflegten und darin in jener Vorperiode das Beste leisteten. Auch in der neugegründeten Germanistik unserer Tage haben die „Germanisten" im ältern Sinne, die Pfleger des deutschen Rechts, sich durch ihre germanistischen Leistungen im neuern Sinne, d. h. eben in dem der deutschen Alterthumskunde überhaupt, würdig neben den Altmeister selbst, der ja ihrer Facultät angehörte und keineswegs etwa „umgesattelt" haben wollte, zu stellen verstanden. Was ein Richthofen und Homeyer für deutsche Sprach- und Sittenkunde oder die Erkenntniß vergangener deutscher Culturzustände gethan haben, gehört zu dem werthvollsten Besitze des gesammten Fachs, ebenso was Konrad Maurer für das Altnordische geleistet hat, um einer jüngern Kraft zu gedenken, die sich mit Vorliebe auf den localen Ausschnitt des germanistischen Feldes concentrirt, der uns in diesem Augenblicke, durch das Buch, das wir vor uns liegen haben, der nächste ist. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß ein großer, ja der größte Theil der Romanisten, überhaupt aller derer, die in der Jurisprudenz nicht gerade das germanistische Fach zu ihrer Specialität machen, sich eher spröde ablehnend als theilnehmend verhält. Früher war dies anders, denn selbst Jakob Grimm, der ganz von Savigny's Autorität beherrschte Jünger der Themis, ist keineswegs ein Germanist im juristischen Sinne gewesen, als er der Schöpfer der Germanistik in seinem und dem jetzigen Sinne wurde, und die Schilter, Schanz, Dreyer, Heumann des vorigen Jahrhunderts sind alles echte und rechte universelle Juristen und nicht etwa bloße Germanisten. Es scheint aber beinahe, als wolle es das Gewissen unserer Romanisten von heute nicht erlauben, daß sie über ihre Welt hinaus in die ihres eigenen Vaterlandes sich vertiefen, obgleich, wenn sie frei von aller Fiction ihren eigenen wissenschaftlichen Stoff richtig zu beurtheilen vermöchten, sie sich sagen müßten, daß derselbe, das römische Recht, unzweifelhaft auf dem Boden Latiums erwachsen, daß er aber das, was er jetzt für die Wissenschaft und folglich auch für jeden einzelnen Mann der Wissenschaft ist, erst auf deutschem Boden, durch den deutschen Geist, der ihn beseelt, werden konnte, und daß die gesammte Jurisprudenz darum ebenso für deutsch wie z. B. unsere protestantische Theologie gelten darf.

Schon deshalb begrüßen wir Esmarch's Uebersetzungsversuche aus der Edda als eine hoffentlich nicht vereinzelt bleibende Ausnahme von der bisherigen Regel, als den Anfang eines Umschwungs der geistigen Haltung innerhalb eines an sich höchst schätzenswerthen und jedenfalls auf die Gesammtheit unserer Bildung sehr einflußreichen Kreises. Wir legen um so mehr Gewicht auf diese allgemeinere Bedeutung des Büchleins, als wir mit seinem speciellern Inhalte weniger einverstanden sein können. Der Verfasser steckt sich ein neues, ihm eigenthümliches Ziel. Er sagt: „Man kann aber auch übersetzen, um den dichterischen Gedanken dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen. Letzteres ist hier beabsichtigt. Uralter Gesang, der in seiner Urform dem heutigen Geschlechte kaum als Gesang erscheinen mag, ist nicht blos in die deutsche Sprache übertragen, sondern auch mit der Form bekleidet worden, die man sich heute als die Kunstform der Poesie zu betrachten gewöhnt hat."

Dem entsprechend ist die rhythmische Form des Originals, bis auf die Zahl der Verse in den Strophen, durchweg verlassen und mit „freien Rhythmen" des verschiedensten Gefüges — während im Originale stets ein und dasselbe herrscht — vertauscht. Das Versband des Originals wird bekanntlich durch den Stabreim hergestellt, der Endreim ist noch unbekannt oder bricht nur einzeln durch. Der Uebersetzer hat nun beide Reimformen miteinander verbinden zu müssen geglaubt, gleichsam um sowol der Treue gegen das Original wie dem modernen Geschmack gerecht zu werden, hat aber damit unsers Bedünkens weder das eine noch das andere erreicht, sondern eine keineswegs günstige Ueberladung der metrischen und rhythmischen Basis durch das melodiöse oder musikalische Moment, oder wie man es sonst bezeichnen will, das im Reim enthalten ist. Unser populärster neuerer Uebersetzer der Edda, Simrock, ist einen andern Weg gegangen: er hat sich im Rhythmus vollständig an das Original gehalten, natürlich aber die metrischen Gesetze des modernen

Verses, der sich im allgemeinen gegen das in der Edda unendlich häufig durchgeführte Auslassen der Senkungen sträubt, beobachtet und ist auch mit dem bloßen Stabreim ausgekommen, ohne des Endreims zu bedürfen.

Zum Vergleich geben wir hier die dritte Strophe der Völuspa nach beider Uebersetzung.

Bei Esmarch:

Ein Alter ist einst gewesen,
Wo Ymir nur war,
Da war See und Sand nicht,
Nicht kühlige Woge klar —
Da gab's kein Land — da leuchtet
Kein Himmel sich drüber dehnend —
Da wuchs kein Gras — ein Abgrund
Klafft grausig gähnend.

Bei Simrock:

Einst war das Alter, der Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salz'ge Welle,
Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund, und Gras nirgend.

Wer das Original vergleicht, wird ohne weiteres Simrock vorziehen, wenn er die eigentliche Treue der Uebersetzung berücksichtigt. Denn im Original steht nichts von „kühliger Woge klar", sondern blos von kühlen oder kalten Wellen (freilich also auch nichts von Simrock's „salz'ger"), nichts vom „Leuchten des Himmels, der sich darüber dehnt", sondern blos von dem Himmel droben oder Ueberhimmel, nichts von dem „grausig gähnend klaffenden Abgrund", sondern blos von dem Abgrund der Abgründe oder der Klüfte (ginnunga gap). Vollends von der blos ästhetischen Seite betrachtet, kann das Urtheil nicht schwanken. Simrock's Uebersetzung ist, wie es uns scheint, die wenigst gelungene unter allen ähnlichen Leistungen des hochverdienten Germanisten und Dichters — wir verstehen freilich auch die unendlichen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Uebersetzung entgegenstellen —, die neueste Uebersetzung dagegen ist in ihrer seltsamen und stillosen Mischung verschiedenartigster Formen noch um vieles ungeeigneter, eine deutliche Vorstellung von der eigenthümlichen Technik des Originals zu geben, die, wenn auch nicht gerade abgeklärt schön, doch jedenfalls originell und geistvoll genannt werden muß.

„Die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters" von J. W. O. Richter (Nr. 3), schließen sich in mehrfacher Hinsicht nächstverwandt an Nr. 2. Wie letzteres sind auch diese Vorträge das Erzeugniß nicht eines eigentlichen Fachmanns, sondern eines wissenschaftlich gebildeten Freundes unserer Alterthumskunde, speciell unserer ältern Poesie, nur daß hier der Begriff derselben ein enger eingezwängter, blos auf die deutsche Nationalität und Sprache beschränkter ist, während dort der weitere Kreis des Gesammtgermanischen den Horizont bildet. Wir freuen uns, in diesen Vorträgen über unsere mittelalterliche Lyrik das zu finden, was eigentlich in allen Vorträgen und Büchern über poetische Schöpfungen irgendwelcher Zeit und Art die selbstverständliche Voraussetzung sein sollte und was vielleicht ebendeshalb nicht allzu häufig angetroffen wird, ein wahrhaft sympathisches Gefühl für die Poesie überhaupt, eine natürliche Empfänglichkeit für das Poetische an sich, welche eben niemand auf anderm Wege als durch die Mitgabe der Natur erhalten, freilich aber durch sinnige Pflege und hingebendes Studium bis zu wahrem Verständniß oder eigentlicher Kennerschaft zu erheben vermag. Darum ist der Eindruck dieses so anspruchslosen Büchleins ein durchweg erquicklicher, selbst wenn derjenige, der durch Beruf und Neigung sich genauer mit diesem Zweige unserer Poesie vertraut zu machen veranlaßt ist, wenig eigentlich „Neues" an Gedanken und Thatsachen finden sollte. Dabei wäre aber auch noch zu bedenken, daß diese Blätter gar nicht für derartige Leser bestimmt sind. Entstanden aus wirklichen Vorträgen, die von ihrem Verfasser an verschiedenen Orten und zu verschiedener Zeit vor einem größern Zuhörerkreise gehalten wurden, wenden sie sich einem Leserkreis von derselben Beschaffenheit zu. Im Gegensatze zu der gäng und geben abschätzigen Beurtheilung der Erzeugnisse unserer ältern Lyrik, insbesondere des eigentlichen Minnegesangs, werden wir hier durch eine warme und innige Anerkennung seiner eigenthümlichen Vorzüge oder seiner Eigenart wohlthuend berührt. Gerade unter den zahlreichen außerhalb des engern Fachkreises stehenden Freunden unserer ältern Literatur ist es beinahe Mode geworden, bei aller Sympathie in abstracto für unsere ältere Poesie, doch in concreto so bedeutende Ausnahmen davon zu statuiren, daß, wenn man die Summe zieht, kaum etwas zurückbleibt, was vor diesem kritischen Standpunkt Gnade findet. Namentlich unserm Minnegesang geht man aufs schärfste zu Leibe und läßt höchstens nur das davon gelten, was eigentlich gar nicht dazu gehört, wie die politische und gnomische Lyrik eines Walther. Es ist nicht schwer zu sehen, daß die immer noch übermächtige Autorität des Literarhistorikers, der das Gesammturtheil der Gegenwart über unsere poetische Vergangenheit wesentlich mit seinem Stempel versehen hat, hier wie fast überall maßgebend ist. Die fleißige Beschäftigung auf einem Felde, das doch nicht dasjenige des eigentlichen Berufs ist und gewöhnlich spät und ohne rechte Uebersicht der dazu nöthigen Vorkenntnisse und Hülfsmittel betreten wird, bringt es begreiflich sehr oft mit sich, daß man sich in schrankenloser Hingabe der Führung einer Autorität hingibt, welcher das eigene Bewußtsein der Unfehlbarkeit bei der immer zu unbedingter Gläubigkeit aufgelegten Mehrzahl auch der sogenannten Gebildeten ein Relief ohnegleichen verschafft. Nur wenigen mag es gelingen, sich aus dieser geistigen Vormundschaft zu befreien und mit eigenen Augen zu sehen und aus dem eigenen Sinn heraus zu empfinden und zu urtheilen, und es ist eben, wie schon bemerkt, das Hauptverdienst des Verfassers dieser Vorträge, daß er zu diesen wenigen gehört. Wir wünschen nur, daß recht viele ihn nicht blos hören und lesen, sondern sich auch von ihm erwärmen lassen.

Die „Auswahl aus den kleinern Schriften" von Jakob Grimm (Nr. 4) ist bereits von so allgemeiner Theilnahme begrüßt und so oft und eingehend von den verschiedensten Seiten und an den verschiedensten Orten besprochen worden, daß uns wenig zu sagen übrigbleibt. Die Thatsache selbst beweist mehr als alles andere einmal die unvergleichlich hohe Stellung, die der Schöpfer unserer deutschen Alterthumskunde in dem dankbaren Gedächtnisse seiner Nation einnimmt, und ferner daß diese seine Schöpfung eine wahrhaft nationale That heißen darf, ein directer Gewinn für das Ganze des nationalen Geistes

nicht blos, wie man dies ohne Geringschätzung von andern wissenschaftlichen Schöpfungen sagen kann, doch zunächst nur für den engern Kreis der eigentlichen Berufsgenossen und dann erst mittelbar für die Nation als solche. Alle die sonst tiefklaffenden Parteigegensätze, von denen die Oberfläche der Gegenwart zerspalten ist, kommen bei diesem einheitlichen Fundamente des nationalen Daseins, wie es durch Jakob Grimm's productive Genialität dem innern Auge dieser Zeit wieder aufgedeckt wurde, nicht in Betracht, weder die socialen noch die politischen, noch auch, was in diesem Augenblicke jedenfalls das Bedeutsamste ist, die religiösen. Denn selbst jene finstern Todfeinde unsers nationalen Daseins, die allerorten alles ihnen Mögliche thun, die Säfte des deutschen Volks zu vergiften, sein Gemüth zu verstören und seinen Verstand zu verwirren, wagen es doch nicht, die reine und erhabene Gestalt des dem ganzen deutschen Volke gehörenden Altmeisters zu begeifern, entweder weil sie selbst doch noch insoweit von der Strömung des öffentlichen Geistes unwillkürlich mit fortgerissen werden, oder weil sie es nicht für angezeigt halten, in diesem Falle gegen den Strom zu schwimmen. Und doch könnten sie gerade in Jakob Grimm einen ihrer gefährlichsten Feinde sehen. Nicht als wenn er je dazu geneigt gewesen wäre, an dem confessionellen Hader, den die Tücke dieser schwarzen Gesellen in der arglosen Seele unsers Volks künstlich heraufbeschworen hat, thätig eingreifend theilzunehmen, was er auch jetzt, wo sich die Linien der Kämpfer immer näher auf den Leib rücken, nicht thun würde, wenn er noch unter den Lebenden weilte, sondern weil er vor den meisten, die auf den Geist der deutschen Nation als ihre großen Bildner und Erzieher bestimmend einwirken, das eigentlich Dauernde im Wechsel, die großen constituirenden Grundelemente unserer nationalen Natur uns zum Bewußtsein gebracht und in diesem Sinne kräftiger als die meisten für die Einheit und Unzerstörbarkeit unserer Nation gewirkt hat. Nichts aber ist den Genannten ein Gegenstand größern Hasses als gerade dieser unzerstörbare Einheitstrieb, den sie mit allen Hülfsmitteln der Lüge und des Verraths zu vernichten ihr Hauptbestreben sein lassen. Und darum müßten ihnen z. B. jene wunderbar tiefen und schönen Worte, mit denen einst Jakob Grimm, nur im Vorübergehen, das wahre und eigentliche Verhältniß aller der confessionellen Streitpunkte zu dem bleibenden Inhalt des nationalen Daseins und zu dem ewigen Rechte der Einheit des nationalen Empfindens vorlegte, ein Greuel sein, falls sie dieselben lesen, jene Worte 1846 bei der Eröffnung der ersten frankfurter Germanistenversammlung, nicht für diese allein, sondern für alle ehrliche Deutsche gesprochen, die mit Recht hier unter die der ganzen Nation werthvollsten Erinnerungen an ihren Sprecher aufgenommen sind: „Ebenso wenig darf etwas in unsere Versammlung einfließen von jenem unseligen Glaubenshader, der in unserer Zeit die Menschen verwirrt und voneinander abwendet. Unsere Vorfahren sind Deutsche gewesen, ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden: es ist ein älterer Zustand, von dem wir ausgehen müssen, der uns untereinander als Deutsche in ein Band vereint hat, das durch die Scheidung in Katholiken und Protestanten nicht zerrissen werden kann. Ich möchte des Dichters Ausspruch: «Warum uns Gott so wohlgefällt? Weil er uns nirgend etwas in den Weg gestellt», in seiner ernstesten Bedeutung nehmen. Gott läßt seine Sonne über allen Menschen leuchten, er will sie nicht einander gegenüberstellen, wie von denen zuweilen geschieht, die uns Gottes Wort verkündigen. Kein Glaubenszwiespalt darf ein großes Volk, das sich wieder fühlt und aufrecht erhalten will, veruneinigen."

Heinrich Rückert.

Zur Dante-Literatur.

1. Dante Alighieri's Göttliche Komödie, übersetzt und erläutert von Friedrich Notter. Erster Band: Die Hölle. Stuttgart, Neff. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die vorliegende reich commentirte Uebersetzung der Dante'schen „Hölle", als erster Theil der ganzen Komödie, von Friedrich Notter, welchem die Dante-Studien in Deutschland schon manche Anregung verdanken, ist ein mit sorgfältigem Fleiß und ernstem Bemühen geschaffenes Werk, dessen Fortsetzung und baldige Vollendung aufrichtig zu wünschen ist. Außer dem Verfasser hat auch der Verleger das Seinige gethan, um dieser Uebersetzung unter den vielen aus jüngster Zeit vorhandenen eine bereitwillige Aufnahme zu sichern.

Die sehr umfängliche Arbeit enthält vier Bestandtheile: eine Lebens- und Entwickelungsgeschichte Dante's, die Uebersetzung der „Hölle", einen Commentar zu den vierunddreißig Gesängen derselben und sechs Excurse über einzelne wichtige Momente der Dichtung. Was zuerst die 153 Seiten umfassende Lebensgeschichte betrifft, unter dem Titel: „Dante's Leben und Ansichten", so stützt sie sich zwar, was der Verfasser nirgends verschweigt, in verschiedenen Punkten auf die Darstellungen von Wegele und Scartazzini, sowie weiterhin die commentirenden Abschnitte mehrfach auf Witte und Philalethes, aber dort wie hier geschieht es mit selbständiger Prüfung und erkennbarem Zurückgehen auf die Quellen. Die Benutzung der letztern erscheint indeß nicht überall gleich sicher und zuverlässig. So wird die von Dino Compagni berichtete voreilige Hülfe des Grafen Battifolle und des Simone de' Bardi (1300) in einen andern Bezug gebracht als vom Chronisten, welcher nichts davon sagt, daß beide damit den Heranzug des Prinzen Karl von Valois erleichtern wollten, sondern nur die vorausgegangene Absicht, den Cerchi entgegenzuwirken, annimmt, als eine Folge der Verschwörung in S.-Trinità. Bezüglich des Gegenstandes dieser letzten folgt der Verfasser dem Chronisten G. Villani, nicht Dino Compagni, und paßt dann einfach den Mittheilungen des einen dasjenige an, was er von dem andern über Battifolle und Bardi erwähnt. Der Widerspruch in den Berichten der beiden Chronisten über die Verschwörung ist aber bisjetzt noch ein ungelöstes Räthsel. Auch die kurze Geschichte des misglückten An-

griffs der Bianchi auf Florenz im Jahre 1304 hat beide Chronisten zur Quelle; da sie in der Angabe des Tags differiren, während doch jeder seinem Datum den richtigen Kalenderheiligen hinzusetzt, so möchte es auch in diesem Falle gewagt sein, sich zu entscheiden, wobei indeß nicht zu übersehen ist, daß hier eher Villani, welcher seine Anwesenheit bei dem Vorfalle bezeugt, als Dino, dem der Verfasser folgt, glaubhaft erscheint. Nicht zu billigen ist es, wenn aus der vereinzelt stehenden Deutung des rossa la tempia („Par.", XVII, 66) als „blutbespritzt" der Schluß gezogen wird, daß der Dichter dem Ereignisse fern geblieben sei; denn alle ältesten Commentare fassen vielmehr das Wort im Sinne von „schamgeröthet", was zu den Schläfen entschieden besser paßt als roth vom Blute der Schlacht, und mit dieser unberechtigten Deutung fällt auch die daraus hergeleitete Folgerung. Der Friedensvertrag, welchen Dante im Namen des einen Malespina mit dem Bischofe von Luni abschloß, wird abweichend von der urkundlichen Publication (Pisa 1847), lediglich aus dem Grunde nicht in das Jahr 1306, sondern ein Jahr früher gestellt, weil dies nicht mit der Angabe in „Purg.", VIII, 134: „il sol non ricorca sette volte", übereinstimmen würde; die Uebereinstimmung ergibt sich jedoch unzweifelhaft, da vom März 1300, dem Zeitpunkte der Vision, bis zum October 1306, wo der Abschluß geschah, in der That noch nicht sieben Jahre verflossen waren. Auch die Behauptung, das mit dem Namen Gentucca („Purg.", XXIV, 37. 43) vielleicht bezeichnete Mädchen müßte im Jahre 1314 schon zu alt gewesen sein, um des Dichters Leidenschaft zu erregen, erscheint fehlgegriffen, da die „Femmina nata" im Jahre 1300 ja ein Kind gewesen sein kann. Bei mehrern Gelegenheiten äußert der Verfasser Zweifel gegen die bisher allgemein geltende Annahme, daß der Dichter bezüglich der von ihm in die „Commedia" eingeführten Thatsachen und Personen streng an dem Jahre 1300 als scheidender Norm zwischen dem Geschehenen und dem Vorausverkündigten festhalte; es gelingt ihm jedoch nicht, diese Zweifel irgendwie zu begründen: am wenigsten möchten die Anfangsworte von „Par.", XXV, dazu geeignet sein, indem dieselben ja gar nicht als gleichzeitig der Vision gelten sollen, sondern zu denjenigen Aeußerungen des Gedichts gehören, welche zeigen, daß zwar der thatsächliche Gegenstand desselben, aber nicht auch die Abfassung in das Jahr 1300 zu stellen sei.

Von den Allegorien der „Commedia" handeln, im Zusammenhange mit der „Vita nuova", die Abschnitte der Jugendgeschichte, dann der letzte Abschnitt der Biographie, welche speciell die Tendenz und den Organismus der „Commedia" entwickelt, außerdem fast durchaus die am Schlusse des Werks angehängten Excurse. Hier scheidet der Verfasser überall mit großem Bedacht und scharfsinnig Bild und Bedeutung, am Bilde wiederum das, was dem Leben des Dichters und was seiner Phantasie oder der des Zeitalters angehört, sowie hinsichtlich der Bedeutung die erste nächstliegende von der tiefer verborgenen, ein Verfahren, das des Dichters eigener Willensmeinung und Auffassung, wie er sie in dem Briefe an den Fürsten von Verona ausspricht, ganz gemäß erscheint. Es ist ebenso begründet in den Andeutungen der Quellen und in der Natur der Sache, als es das Gemüth des Lesers wohlthuend berührt, wenn der Verfasser des Dichters Verhältnisse zu Beatrice und das zu der „Mitleidigen", welches eine vorübergehende Trübung in jenes brachte, zuerst mit Entschiedenheit als wirkliche Liebesverhältnisse, die er, freilich von Anfang dafür gestimmt, doch erst späterhin zu poetisch-philosophischen Allegorien verflüchtigte, geltend macht, wenn er demgemäß auch die Reue auf der Höhe des Purgatoriums auf sinnliche Verirrungen, nicht auf seinen Abfall von der Gotteslehre zur Weltweisheit, zurückführt. Tief und sinnreich wird die Liebe zu Beatrice in ihrer überirdischen Bedeutung mit der „Liebesvergeltung" der Mystiker dem innern Wesen nach gleichgestellt, doch zugleich auf das den Dichter der Komödie wesentlich unterscheidende Moment der aus dem Ueberirdischen immer wieder sich lösenden Richtung nach der irdischen Weltordnungsarbeit, die den Mystikern fehlt, hingewiesen. Als ursprüngliche Ideengrundlage der „Commedia" erkennt der Verfasser, im Einklange mit des Dichters eigener Aussprache, die Trilogie der drei außerirdischen Reiche zur Strafe, Läuterung und Beseligung der sündigenden Menschheit; die geschichtlich-politischen Beziehungen erscheinen ihm erst im Fortgange des Schaffens hinzugekommen und in den Plan eingefügt. Nimmt man dies nicht allzu streng, so ist es Rossetti gegenüber, der in das gerade Gegentheil umschlägt, unzweifelhaft richtig; im einzelnen jedoch tritt der Verfasser dem italienischen Ausleger, welchem bei aller Wunderlichkeit Ueberraschendes gelungen, obwol zögernd und ohne sich zu entscheiden, sehr nahe, wie z. B. im Excurse zum neunten Gesange, wo der himmlische Bote vor der Pforte der Höllenstadt allerdings die merkwürdigste Analogie zu dem Erscheinen Heinrich's VII. vor Florenz offenbart; ja im nächstfolgenden Excurse zum einunddreißigsten Gesange unternimmt es der Verfasser sogar, Rossetti's Deutungen noch durch weitere Momente zu unterstützen, mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, die Sache trotzdem auch hier in der Schwebe zu lassen. Aus dieser Haltung läßt sich erkennen, daß der Verfasser die gewagten Auslegungsversuche Rossetti's nicht so schnöde abzuweisen gedenkt, als dies bisher meistens Brauch war, und gewiß ist denselben vor ihrer Verwerfung erst noch eine gründlich kritische Prüfung zu wünschen.

Mit der einen und andern motivirenden Andeutung kann sich Referent nicht einverstanden erklären. Er ist nicht der Meinung, daß der Dichter im fünften Gesange bei der erschütternden Vorführung der Francesca lediglich einen tragischen Effect gesucht habe, glaubt vielmehr, es sei ihm darauf angekommen, durch Erregung des Mitleids den sittlichen Ernst der Unverbrüchlichkeit des Ehebandes contrastirend zu erhöhen. Auch vermag er in der Schilderung der Fortuna, siebenter Gesang, nicht mit dem Verfasser einen schneidenden Widerspruch gegen die sonstigen Aeußerungen des Dichters über das launische Schalten der Glücksgöttin zu rügen, sondern er findet hinreichende Uebereinstimmung darin, daß in der unvergleichlichen Stelle der „Commedia" die Sache vom höchsten Standpunkte aufgefaßt ist, von dem auch die Willkürlichkeit des gemeinen Weltlebens zuletzt als ein Ausfluß des göttlichen Waltens erscheinen muß; ist sie doch

die Schranke, gegen welche im steten Ankämpfen sich der sittliche Wille des Menschen als die gottähnliche Macht in ihm zu bewähren hat. Alle diese inhaltreichen und beachtenswerthen Ausführungen bereiten übrigens durch ihre vermischt und abwechselnd erzählende, referirende, kritisirende und raisonnirende Darstellungsform demjenigen Leser, welcher nur zum Verständniß des Gedichts die nächst erforderliche Belehrung sucht, nicht geringe Schwierigkeiten, deren glückliche Ueberwindung indeß ihn freilich weiter bringen wird, als die gewöhnliche leicht zubereitete Einführung in einen fremden Dichter. Zu den knappen Mittheilungen über die andern Schriften Dante's, außer der „Commedia" und der „Vita nuova", möge hier die Berichtigung Platz finden, daß die zweimal erwähnte Disputationsschrift des Dichters nicht „über Feuer und Wasser" handelt, sondern von dem Wasser und der Erde, es ist die „Quaestio de aqua et terra".

Was endlich die Uebersetzung anlangt, so zeichnet sie sich vor vielen andern, trotz der schwierigen Terzinenform, durch gewissenhaft treue Wiedergabe des Textes sowie durch eine charaktervolle, gedrängte und kräftige Sprache aus, die des Dichters markigen Stil mit Erfolg nachbildet. Manche Härten — hier und da wären sie leicht zu vermeiden gewesen — müssen dabei freilich mit in Kauf genommen werden; aber die sind in solchem Falle leichter zu ertragen als Zusätze und Auslassungen, wie sie sonst zur Herstellung eines bequemen Ausdrucks, z. B. in der Uebersetzung von Streckfuß, häufig genug vorkommen. Die Notter'sche Uebersetzung der „Hölle" mit ihrem schwerwiegenden Zubehör von Geschichte, Interpretation und Untersuchung darf den Anspruch erheben, nicht blos dem mit der Dichtung und dem Dichter noch nicht Vertrauten als Lehrer zu dienen, sondern auch in jeder wohlausgestatteten Dante-Bibliothek eine Stelle zu erhalten.

2. Dante's Göttliche Komödie nach Inhalt und Gedankengang übersichtlich dargestellt. Mit biographischer Einleitung. Von Rudolf Pfleiderer. Stuttgart, Kirn. 1871. Gr. 8. 28 Ngr.

Zweck und Haltung dieser Schrift sind von derjenigen der vorstehend besprochenen wesentlich verschieden; sie soll, nach den Worten des Verfassers, „dem weitern Kreise aller Gebildeten zur leichtern Einführung in eine genauere, gründliche Bekanntschaft" mit Dante's Denken und Dichten, zumeist in der „Göttlichen Komödie", dienen. Diesem Zwecke entspricht das Werkchen auf vortreffliche Weise, indem es alles enthält und ebenso bestimmt als anschaulich darlegt, was mit dem Dichter und seinem Hauptwerke befreunden, das Verständniß beider eröffnen und zu gründlichem Eindringen in die Wunderwelt dieses Hauptrepräsentanten der mittelalterlich-christlichen Poesie aufmuntern kann.

Der erste, einleitende Theil skizzirt die Lebensentwickelung des Dichters als geschichtliche Grundlage für den Ausbau der „Göttlichen Komödie", dann diese selbst zunächst im allgemeinen nach ihrem Grundgedanken und daraus sich entfaltenden Plane; der mittlere, umfangreichste Theil behandelt speciell die Dichtung in ihren sinnlichen und ideellen Grundelementen und ihren bald unmittelbar gegebenen bald allegorisch und symbolisch angedeuteten Beziehungen zum Leben Dante's, zur politisch-, kirchlich- und literargeschichtlichen Vergangenheit und Gegenwart des Dichters; der letzte Theil gewährt einen Rückblick und eine Gesammtbetrachtung, worin die im Laufe der Zeit hervorgetretenen verschiedenen Auffassungen der „Göttlichen Komödie" kurz vorgeführt, der geschichtliche und der ewige Gehalt des Werks nachgewiesen, endlich der Charakter und die Bedeutung desselben in theologischer, reformatorischer und ästhetischer Hinsicht hervorgehoben wird. Da der Verfasser bei seinem Leser die Kenntniß der „Göttlichen Komödie" nicht voraussetzt, vielmehr zu derselben erst anleiten will, so fügt er an geeigneten Stellen kürzere und längere Abschnitte aus der Dichtung selbst, meistens nach der Streckfuß'schen, auch einmal nach der Schlegel'schen Uebersetzung, ein. Trotz durchgehender Genauigkeit in der Exposition der Gliederung des Dichtwerks erschwert der Verfasser doch nicht auf unnöthige Weise die Uebersicht, wie er z. B. die nochmalige scholastische Spaltung der dreifachen Gewaltthätigkeit in solche gegen die Person und gegen das Eigenthum mit Recht unerwähnt läßt. Von den vorhandenen Hülfsmitteln hat der Verfasser hauptsächlich die Lebensgeschichte Dante's von Wegele und den Commentar des Philalethes benutzt; letzterm verdankt er unter anderm die ziemlich umfängliche Mittheilung über den Grafen Ugolino.

Wenn in der Darlegung des Ideengehalts und des innern Zusammenhangs der „Göttlichen Komödie" der Verfasser gewissermaßen als den unzerreißlichen rothen Faden seiner Interpretation die einheitliche und gleichzeitige Geltung der persönlichen, der moralischen und der politischen Beziehung hervortreten läßt, so zwar, daß von einem Neben- oder Hinterher der einen gegen die andere nicht gesprochen werden könne, sondern alle drei ungetrennt, in lebendiger, unmittelbarer Einheit gegeben seien, so ist diese im wesentlichen richtige Auffassung doch jedenfalls dahin einzuschränken, daß bei der ursprünglichen Conception des Werks, die ja sozusagen aus der „Vita nuova" hervorwächst, dem Dichter unmöglich schon die hervorragenden politischen Momente seiner Dichtung gegenwärtig gewesen sein können, demnach bei der ersten Anlage die andern beiden Beziehungen die politische überwogen haben müssen. Wie das Werk uns freilich als fertiges vorliegt, ist mit Recht das Vordrängen der einen vor der andern dieser drei Beziehungen zurückzuhalten. Außerdem möchte Referent die Vermuthung des Verfassers ablehnen, daß bei der Anordnung des „Paradieses" irgendwie ein „poetischer Kunstgriff" des Dichters maßgebend gewesen sei; dieselbe widerspricht ebenso sehr dem Charakter der Zeit und der Natur des Werks als insbesondere dem von dem Verfasser selbst weiterhin Ausgeführten. Andererseits ist anerkennend darauf hinzuweisen, wie scharf und bestimmt der Verfasser die charakteristischen Unterschiede in der dichterischen Darstellung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses nach allen Seiten hin heraushebt und so den fein ausgeführten Organismus der Dichtung zur Anschauung bringt.

Mehr zur Berücksichtigung für eine zweite Auflage, die der Schrift aufrichtig zu wünschen ist, als zur Rüge, macht Referent noch auf einige Mängel und kleine Versehen derselben aufmerksam. S. 62 ist die Eintheilung

in Bulgen doch wol nur auf den achten Kreis, nicht auf mehrere, zu beziehen; S. 89 sind anstatt der Grafen von Ravenna die von Romena zu nennen; S. 80 durfte die Hülfeleistung des Ungeheuers Geryon nicht als ein Ueber-, sondern nur als ein Hinabsetzen dargestellt werden; S. 73 erscheint die Vorstellung, welche der Verfasser von der Bewegung der lastenwälzenden Geizigen und Verschwender gibt, den Worten des Dichters widersprechend, insofern dieser die Scene entschieden in die Ebene verlegt und kein Wort davon sagt, daß ein Berg zwischen beiden zu denken sei; S. 153 bedarf die vorgeführte Anschauung ebenfalls der Berichtigung, als ob nämlich die seligen Geister des Jupiterhimmels das Diligite justitiam sängen, während sie vielmehr die Buchstaben des lateinischen Spruchs in ihrer Gestalt und Stellung abbilden (di tutto il dipinto). An einer andern Stelle, S. 114, hat sich der Verfasser verleiten lassen, einen Lapsus, der Wegele passirt ist, in seinen Text mit aufzunehmen, indem er demselben Folgendes nachschreibt: „Dort (in der Hölle) nahm ihre (der Sünder) Zahl mit den sich verengenden Kreisen ab, hier (im Purgatorium) nimmt sie mit dem sich erweiternden Raume zu"; es scheint nicht erforderlich, näher anzudeuten, wie sinnwidrig diese Auffassung. Dann ist noch S. 31 die Jahreszahl der Auffindung des Giotto-Porträts in 1840 (statt 1830) zu berichtigen; S. 19, wo von der Verbannung der Parteihäupter in Florenz (1300) die Rede, sind den Schwarzen auch die Weißen hinzuzufügen und S. 171 im Kreise der alten Commentatoren jedenfalls noch Francesco da Buti aufzuführen und der Name d'Imola in Benvenuto da Imola zu vervollständigen. Endlich würde der Wunsch des Referenten, für den Fall einer zweiten Ausgabe, noch vorzugsweise darauf gehen, daß es dem Verfasser gefallen möchte, den Stil von gewissen überflüssigen Redeweisen und Trivialitäten, die wol nur dem lebhaften mündlichen Vortrag verziehen werden, zu säubern; dahin gehören die so oft wiederholten: „wie wir gesagt", „wovon gleich die Rede", „merken wir uns das!" oder „ein für allemal bemerkt!" „das hatten wir schon", „weiter also!" „zuvor noch heißt es hinaufgeklettert", „da stehen wir nun!" Auch Sätze, wie S. 4: „Einer Zeit, einer Stadt, von deren damaligen Zuständen wir noch hören werden, entstammte er", oder S. 16: „Ueber all diesen Wogen erhebt sich seine Erscheinung so einzig und wunderbar, wie sie vor uns dasteht", müßten ausgemerzt werden. Noch manches dieser Art ließe sich anführen; Referent begnügt sich indeß mit der schließlichen Bitte, die „Göttliche Komödie" nicht mehr, wie es hier drei mal geschieht (S. 25, 34, 192) ein „Lagerbuch" nennen zu wollen; eine abstoßendere Bezeichnung für die polyhistorische Seite der Dante'schen Dichtung möchte kaum noch gefunden werden.

Theodor Paur.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Wuttke's „Geschichte der Schrift und des Schriftthums" lesen wir in der „Saturday Review": „Der wichtige Gegenstand der Erfindung der Schrift wird von Heinrich Wuttke mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und mit nicht geringer Originalität behandelt. Vielleicht geht des Verfassers Originalität zu weit; jedenfalls ist seine Abweichung von den herkömmlichen Ansichten hinreichend, um ihn, wie er es selbst erwartet, dem Vorwurfe der Paradoxie auszusetzen. Er hat den Muth, die Anwendung von Accenten, welche die heutigen Deutschen besser verstehen als die alten Griechen, zu verlachen; er hält zu Seyffarth in Sachen der Hieroglyphen, und stellt die allgemein angenommene Aussprache des Hebräischen in Frage. Seine eigene Theorie vom Ursprung der Schrift führt uns aufs Tätowiren zurück. Unter dieser Hypothese ist es seltsam, daß die tätowirenden Völker kaum irgendwelchen Fortschritt zur Schrift gemacht haben, und daß die schreibenden niemals tätowirt gewesen sind. Wuttke führt zwar als ein Beispiel von dem Gebrauche des Tätowirens eine Stelle aus dem Leviticus an; doch scheint diese sich blos auf die allgemeine Sitte des Einschneidens als Zeichen der Trauer zu beziehen. Die alphabetische Schrift wird den Gegenstand des zweiten Bandes bilden, wo die Verwandtschaft der phönizischen und Sanskritschriftzüge, der vor- oder nachhomerische Ursprung der Schrift in Griechenland und die übrigen Probleme, denen die jüngste Entdeckung des Moabitsteins ein so lebhaftes Interesse verliehen hat, in Erwägung gezogen werden sollen. Der ausführlichste Abschnitt im vorliegenden Bande ist der, welcher der chinesischen Schrift und Druckerei gewidmet ist. Nicht nur waren die Chinesen, wie es scheint, dem Westen in der Kunst des Stereotypdrucks voraus, sondern auch bewegliche Typen wurden um das Jahr 1050 von einem Schmied, Namens Pischeng, der sie aus Ton fertigte und eine der jetzt üblichen Gestalt entsprechende Form benutzte, erfunden und angewandt. Von thönernen zu Metalltypen scheint kein sehr weiter Schritt zu sein; der Wahrheit nach aber war Pischeng's Erfindung weniger als die Stereotypie für die complicirte chinesische Schrift geeignet und wurde nach seinem Tode nicht beibehalten. Bei der Erörterung der Frage, zu welcher die außerordentliche Winzigkeit einiger Buchstaben der assyrischen Keilschrift Anlaß gibt, scheint es Wuttke entgangen zu sein, daß man unter den Trümmern von Ninive wirklich eine vergrößernde Krystalllinse gefunden hat."

In der Nummer vom 12. October widmet dasselbe Blatt der „Kritischen Geschichte der Philosophie" von E. Dühring eine längere, eingehende Besprechung, deren Schluß wir hier mittheilen: „Der nächste große Mann nach Kant ist selbstverständlich Schopenhauer. Unsere eingeweihten Leser werden schon erwartet haben, daß Fichte, Schelling und Hegel, dieses berühmte Trio, mit der vornehmsten Verachtung als bloße Schulmänner, die keine eigenen Gedanken hatten und die Philosophie als einen Broterwerb ergriffen, behandelt werden. Sie werden mit der äußersten Kürze und gleichsam mit einem Ausdruck des Bedauerns abgefertigt, daß ihre große Berühmtheit den Historiker nöthigt, sie überhaupt zu erwähnen. Ihr minder berühmter Gegner, Herbart, wird in ähnlicher Weise behandelt. Wenn wir aber zu Schopenhauer kommen, dessen Einfluß auf fast jeder Seite sichtbar gewesen ist, sind wir einigermaßen überrascht, zu finden, daß Dühring durchaus kein vollständiger Anhänger des frankfurter Lehrers ist. Was seine Bewunderung am meisten zu erregen scheint, ist Schopenhauer's Gesinnung, welche ihren Ausdruck in einem »edeln Pessimismus« findet. Dühring vermeidet die philosophische Kunstsprache soviel als möglich und kann daher bis zu einem gewissen Grade populär genannt werden. Dessenungeachtet kann sein Buch nur von denen benutzt werden, die bereits Vorkenntnisse in der Philosophie besitzen, denn ein Leser, der es versuchte, ver-

mittels dieser kleinen Geschichte zum ersten male mit den Denkern Bekanntschaft zu machen, die hier behandelt werden, würde sich in derselben Lage befinden wie einer, der seine Bekanntschaft mit der Regierung unsers Karl II. damit begönne, daß er Dryden's „Absalon und Ahitophel" ohne Anmerkungen läse. Das Buch ist in der That weniger Geschichte als ein historischer Essay, welcher, zuweilen klar, zuweilen dunkel, jedem, der fähig ist ihn zu würdigen, als ein an originellen und selbständigen Gedanken reiches Werk dringend empfohlen werden kann."

Das „Athenaeum" vom 5. October enthält eine kurze Beurtheilung des „Lothar" von **Adolf Friedrich von Schack**, von welcher Dichtung das Blatt nach Angabe des Inhalts sagt: „Diese Handlung setzt den Baron Schack in den Stand, viele und mannichfaltige Schilderungen von Leben und Landschaft einzuflechten, welche, obgleich an und für sich lebhaft und schlagend genug, doch sorgfältig dem Hauptinteresse, welches im Helden concentrirt ist, untergeordnet sind. Die Erzählung ist hier und da etwas schleppend, und die Ueberfülle von Betrachtungen läßt uns nicht vergessen, daß der Held auf einer deutschen Universität gewesen ist; die Gesammtwirkung der Dichtung jedoch ist eine angenehme, und englischen Lesern wird sie nicht minder gefallen, wenn sie finden, daß die Duellscene an einen der wichtigsten Zwischenfälle von Tennyson's «Maud» erinnert."

Notizen.

Ludmilla Assing hat den ganzen **literarischen Nachlaß** des **Fürsten Pückler** testamentarisch überkommen, einen Nachlaß, der an Reichhaltigkeit kaum von demjenigen Varnhagen's übertroffen werden soll, mit der Berechtigung und Verpflichtung zur Herausgabe desselben. Sie hat damit bereits den Anfang gemacht; eine Biographie des Fürsten und die zwei ersten Bände: „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau" sind soeben in Hamburg im Verlage von Hoffmann und Campe erschienen. Der erste Band enthält den Briefwechsel des Fürsten mit den berühmten Schriftstellerinnen: Sophie Gay, Bettina von Arnim, Gräfin Ida von Hahn-Hahn und Eugenie John-Marlitt, sowie einige Liebesbriefe aus seiner Jugend; der zweite Band Reisebriefe aus Deutschland und der Schweiz, aus Pesth und Konstantinopel, sowie Aphorismen. Die Herausgeberin weist in der Vorrede darauf hin, daß Fürst Pückler-Muskau in der Briefform stets am glänzendsten die Grazie, die unbeschränkte Eigenthümlichkeit und Natürlichkeit und die pikante Satire entwickelt habe, die ihm eigen waren, wie dies auch die berühmten „Briefe eines Verstorbenen" bewiesen haben. Wir kommen auf die interessante Veröffentlichung näher zurück.

Von der Dichtung „Euphorion" von **Ferdinand Gregorovius** ist eine zweite Auflage und zugleich eine illustrirte Prachtausgabe mit Originalcompositionen von Theodor Grosse erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die Illustrationen erläutern in würdiger Weise und in echt antikem Geist die durch einzelne prächtige Schilderungen hervorragende Dichtung.

Bibliographie.

Bechstein, R., Das Spiel von den zehn Jungfrauen, ein deutsches Drama des Mittelalters. Vortrag gehalten in der Aula der Universität zu Rostock im Februar 1872. Rostock, Kuhn. 8. 10 Ngr.

Bochmann, E., Die Geschichte der Gesellschaft praktischer Aerzte zu Riga von 1822—1872. Nach den Acten der Gesellschaft bearbeitet. Riga, Kymmel. Gr. 4. 2 Thlr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 36ster Bd.: Ueber die Ehe. Von **T. G. v. Hippel**. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **E. Brenning**. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Bolanden, C. v., Russisch. Erzählung für das Volk. Mainz, Kirchheim. 16. 3 Ngr.

Burmester, H., Arm und Riek ein Bild aus dem Leben, in Niedersächsisch-Lauenburgischer Mundart. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 15 Ngr.

Dillmann, Die Idee der Realgymnasien und ihre Verwirklichung in dem Stuttgarter Realgymnasium. Stuttgart. 4. 9 Ngr.

Drbal, M. A., Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde, Seelen- und Denklehre. Nebst einer Uebersicht der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Für Lehrerbildungsanstalten, sowie für das gebildete Publikum. In 3 Thln. 2ter Thl. Praktische Logik oder Denklehre. Mit praktischen Beispielen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Dühring, E., Cursus der National- und Socialökonomie einschliesslich der Hauptpunkte der Finanzpolitik. Berlin, Grieben. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Du Bois-Reymond, E., Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Ende, T. G. C. am, Julius Hammer, als Mensch und Dichter. Ein Vortrag. Nürnberg, Kern. 16. 10 Ngr.

Engen, F., An deutschen Fürstenhöfen. Novellen. Kassel, Landsiedel. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feldner, A., Die Ansichten Sebastian Franck's von Woerd nach ihrem Ursprunge und Zusammenhange dargestellt. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 10 Ngr.

Gottschall, R., König Pharao. Ein komisches Epos. Leipzig, Amelang. 16. 1 Thlr.

Gradener, C. P., Gesammelte Aufsätze über Kunst, vorzugsweise Musik. Hamburg, Pohle. Gr. 8. 1 Thlr.

Hiltl, G., Historische Geschichten. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Homburg, C., Sklavenleben der französischen Arbeiterinnen. Ein socialer Roman. 1ste Lief. Stuttgart, Levy u. Müller. 1873. 8. 4 Ngr.

Justi, C., Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 2ter Bd. Mit dem Portrait des Cardinal Albani. — A. u. d. T.: Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt. 1ste Abth. Leipzig, F. C. W. Vogel. Lex.-8. 3 Thlr.

Kahnis, K. F. A., Die deutsche Reformation. 1ster Bd. Leipzig, Dörffling u. Francke. Gr. 8. 2 Thlr.

Löffler, Die kirchliche Zeitfrage. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Mamroth, F., Geoffrey Chaucer, seine Zeit und seine Abhängigkeit von Boccaccio. Promotions-Schrift. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Meyer, C. F., Engelberg. Eine Dichtung. Leipzig, Haessel. 16. 20 Ngr.

Meyers deutsches Jahrbuch. Herausgegeben von **O. Dammer**. 1ster Jahrgang. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Moderne Kirchenbaupläne mit besonderer Beziehung auf Dr. Fabri's Schrift: Staat und Kirche. Gotha, Besser. Gr. 8. 6 Ngr.

Molières höheres Lustspiel. In fünffüßigen paarweis gereimten Jamben von **A. Laun**. 1ster Bd. Tartüff. Ein Lustspiel. Mit Andeutungen für die Darstellung. Berlin, Denicke. 8. 15 Ngr.

Mörike, E., Die Historie von der schönen Lau. Mit 7 Umrissen von **M. v. Schwind**. Stuttgart, Göschen. 1873. Fol. 4 Thlr.

Osterdinger, L. F., Ein Manuscript Keppler's. Ulm. 4. 3 Ngr.

Pfahler, K. J., Ueber Princip, Plan und Gliederung der Geschichte. Eichstätt, Krüll. 1863. 4. 20 Ngr.

Platzmann, J., Aus der Bai von Paranaguá. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ramelow, C. A., Ueber die Entstehung des ersten organischen Lebens. München, Kaiser. 8. 3 Ngr.

Renatus, F., Verfall, Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der heutigen römisch-katholischen Kirche. Mahnworte in ernster Zeit. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 10 Ngr.

Ring, M., Lose Vögel. Humoristische Erzählungen, Kriminalgeschichten und Novellen. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rohde, E., Afterphilologie. Zur Beleuchtung des von dem Dr. phil. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie". Sendschreiben eines Philologen an Rich. Wagner. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Roesler, H., Ueber die geschichtliche Entwickelung der volkswirthschaftlichen Ideen der neueren Zeit. Oeffentlicher Vortrag. Rostock, Kuhn. 8. 6 Ngr.

Schmelzer, C., Fromme Wünsche. Ein Beitrag zur Schulfrage. Prenzlau, Mieck. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, J. H. H., Die Kunstformen der griechischen Poesie und ihre Bedeutung. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Griechische Metrik. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, J., Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schirrmacher, F., Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs vornehmlich im 13. Jahrhundert. Rostock, Kuhn. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Scholz, J. C., Hans Sachs. Eine historische Erzählung aus der Reformationszeit. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 12 Ngr.

Seeberg, Friederike, geb. Hesselberg, Am Fuße des Oelberges. Ein Blüthenstrauß hinterlassener Dichtungen. Nebst ihrer Biographie. Eisenach, Bacmeister. Gr. 16. 1 Thlr.

Seidis, A., Der moderne Reichthum und das menschliche Lebensglück. Eine Zeitstudie. Berlin, Staude. Gr. 8. 1 Thlr.

Springer, A., Friedrich Christoph Dahlmann. 2ter Thl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

Stangl, C., Reisebilder aus Aegypten, Palästina und Constantinopel zur Belehrung und Unterhaltung. Freiburg im Br., Herder. 8. 25 Ngr.

Woltmann, A., Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wurstemberger, L. v., Die Gewissensfreiheit in den Ostsee-Provinzen Rußlands. Erfahrungen gesammelt während einiger Reisen vom Frühling 1870 bis in den Winter 1871/72. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Land- und Hauswirthschaft.

Von

Dr. Wilhelm Hamm.

12 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ministerialrath Dr. W. Hamm in Wien bietet hier einen außerordentlich reichhaltigen Anschauungs- und Belehrungsstoff sowol für die Landwirthschaft wie für das ländliche und städtische Hauswesen. Besonders sind die neuern Methoden und Erfindungen auf diesem Gebiete mit großer Vollständigkeit mitgetheilt, sodaß in der That das billige und höchst ausgeführte Werk die allgemeinste Beachtung verdient.

In demselben Verlage erschien:

Atlas der Astronomie. Von Dr. Karl Bruhns, Professor an der Universität, Director der Sternwarte zu Leipzig. 12 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Atlas der Physik. Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft. Von Dr. Johann Müller, Professor der Physik an der Universität zu Freiburg i. Br. 10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Atlas des Seewesens. Von Reinhold Werner, Kapitän zur See in der kaiserlich Deutschen Marine. 25 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Siebenter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Die in diesem Bande des bekannten Sammelwerks erzählten Criminalfälle gehören fast alle der neuesten Zeit an und bieten sämmtlich hervorragendes Interesse. Deutschland, Ungarn, Frankreich, England und Amerika haben ihren Beitrag dazu geliefert. Besonders charakteristisch und lehrreich ist die mitgetheilte Reihe von Bildern aus der französischen Justiz unserer Tage, sowie der Fälschungsproceß gegen den Grafen Demeter Apraxin in Preßburg.

Der „Neue Pitaval" ist in Bänden zu 2 Thlr., oder in Heften zu 15 Ngr. (deren 4 einen Band bilden) zu beziehen.

Von der Ersten, Zweiten und Dritten Folge des Werks, jede aus 12 Bänden bestehend, erschien eine zweite wohlfeile Auflage zum Preise von nur 1 Thlr. für den Band.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Briefe.

Herausgegeben von

Dr. Zunz.

8. Geh. 10 Ngr.

In diesen Briefen an einen Freund geißelt der verdienstvolle israelitische Gelehrte Leopold Zunz in Berlin mit Witz und Schärfe die Misbräuche, die sich in die deutsche Sprache eingeschlichen haben. Das originelle Schriftchen wird vielfach anregend wirken.

MEYERS

HANDLEXIKON

gibt in ***einem Bande*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen. Preis 3½ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.*

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studienreisen in England.

Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Julius Rodenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.

Ein neues Werk des beliebten Schriftstellers, das gleich seinen frühern sich ebenso sehr durch Frische der Darstellung wie durch geistvollen Inhalt auszeichnet. Es bietet Schilderungen von Personen und Zuständen aus verschiedenen Perioden im Leben, in der Literatur und der Geschichte Englands, gehoben und belebt durch das locale Colorit und den landschaftlichen Hintergrund.

Die Redaction der „Frankfurter Familienblätter", belletristische Beilage des in Frankfurt a. M. erscheinenden „Frankfurter Anzeiger" wünscht für die nächste Zeit einige bedeutendere Novellen anzuschaffen und bittet unter Angabe der Honorarbedingungen um die Einsendung von Manuscripten zur Ansicht.

☞ 1 Seite der Familienblätter = 60 Zeilen aus Garmondschrift hoch und 15½ Centimeter breit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 5. December 1872.

Neue Dramen.

1. **Heinrich Laube's dramatische Werke. Zwölfter Band: Demetrius. Historische Tragödie. Mit Benutzung des Schiller'schen Fragments bis zur Verwandlung im zweiten Act. Leipzig, Weber. 1872. 8. 1 Thlr.**

Laube wollte das ausgeführte Schiller'sche Fragment des „Demetrius" unserer Bühne erringen, indem er eine „als Theaterstück haltbare Folge zu schreiben versuchte"; seine Arbeit soll „durchaus nicht den Anspruch einer Fortsetzung Schiller's" machen. In dem Vorwort theilt er sein früheres Rundschreiben an die Bühnen bei Ueberreichung des „Demetrius" mit, in welchem es heißt:

> Wer könnte Schiller fortsetzen! Ich gewiß nicht. Sie (die Fortsetzung) versucht nur die Erledigung eines Themas, welches Schiller angefangen, und versucht diese Erledigung nur für das Theater, nicht für die Literatur. Ebendeshalb bin ich auch nicht in den weiten Plan eingetreten, welchen Schiller skizzirt hat, sondern ich habe die weitere Führung auf meine Weise zu erledigen gesucht. So bleibt Schiller selbst unberührt von meiner Fortsetzung, und es schließt sich eine andere Arbeit an sein Fragment. Diese fragt nun beim Publikum an, ob sie hinlänglich interessire, um ein ganzes Demetrius-Stück mit dem Schiller'schen Anfange auf dem Repertoire zu erhalten. Gelänge das, dann wäre es gleichgültig, ob die Fortsetzung vielfachen Tadel erführe und verdiente, das Schiller'sche Fragment wäre dann doch eine Zeit lang für die Bühne gesichert. Der Schiller'sche Torso trüge die Fortsetzung dann vielleicht so lange auf seinen Schultern, bis ein Berufener käme, die Aufgabe aufs neue und mit stärkerm Talente zu lösen.

Auch meint der Autor, daß die Kritik es nachsichtig und wohlwollend aufgenommen habe. In Bezug auf die wiener Kritik ist diese Aeußerung nachträglich unhaltbar geworden; sie hat den „Demetrius" meistens in sehr herber Weise verurtheilt.

Ohne Frage treten in dem gedruckt vorliegenden Werke die bereits bei der Aufführung auffallenden Contraste zwischen den Schiller'schen und den Laube'schen Acten noch viel schärfer hervor. Ein Stück, das, als Ganzes betrachtet, den Monolog der Marfa enthält, einen der prachtvollsten und schwunghaftesten Ergüsse der Schiller'schen Muse, und das später die fortwährend stockenden Verse Laube's bietet, kann unmöglich irgendeinen einheitlichen Eindruck machen; denn das os magna sonaturum Schiller's und das os parva sonaturum Laube's befinden sich in einem zu himmelschreienden Contrast. Der Monolog des Boris, der bei Beginn des dritten Actes uns in die innern Geheimnisse dieser Despotenseele einweihen soll und der als ein aus dem Ganzen geschaffenes Dichtwerk zu Vergleichen mit dem Monolog der Marfa herausfordert, enthält Verse wie die folgenden:

> Weil meine Aeltern nicht ganz hochgeboren
> Gewesen sind, versagst du mir die Höhe.
> Weil jenes Buben Aeltern Zaren waren,
> Wird er ein Zar, wie dürftig er auch sei.

Diese Verse sind in der That auch sehr dürftig und ein Hohn auf jeden poetischen Ausdruck. Weiterhin heißt es:

> Hätt' ich gemordet, wär' ich nicht verloren;
> So läuft der Cirkel, der mich strangulirt.

Wir wollen hier noch eine kleine Blütenlese Laube'scher Phrasen und Verse mittheilen:

> Hinab aufs Pflaster werft den todten Sünder,
> Daß sein Gehirn den Kremelhof bespritze. —

> Kein Durchdiefingersehn an höchster Stelle. —

> O Gott,
> Barmherz'ger Gott, und hast du unterlassen,
> Der Mutter, die das Kind geboren hat,
> Ein unzerstörbar Werkzeug einzuprägen,
> Ein Werkzeug, welches spricht, nein, welches schreit,
> Wenn Kind und Mutter endlich sich begegnen?

Laube verliert sich selten in Metaphern, dann ist er aber stets sehr unglücklich. Ein der Mutter eingeprägtes Werkzeug, welches spricht und schreit — kann es einen größern Galimathias geben? Das ist alles so stümperhaft, daß es überhaupt in keinem dichterischen Werke, selbst wenn Laube nicht Schiller, sondern nur Kotzebue fortgesetzt hätte, stehen dürfte. Wer aber Schiller fortzusetzen übernimmt, muß doch eine Ader von seinem Geiste

haben, etwas von seinem dichterischen Schwung, wenn auch in noch so abgeschwächter Potenz.

In Gustav Kühne's Fortsetzung findet sich dieser dem Schiller'schen Geiste verwandte Schwung; bei Laube ist aber alles so dürr, kahl und poesielos, daß man vor dieser poetischen Einöde erschrickt, wenn man durch die Zauberlandschaften Schiller'scher Dichtung gewandelt ist. Heutzutage ist man freilich so weit, dergleichen mit vornehmer Gleichgiltigkeit zu behandeln; auf die Verse kommt es ja nicht an, wenn das Stück nur auf der Bühne Effect macht. Die schlotterigste und trivialste Diction kann dem Werthe eines solchen Stücks auch nicht ein Tüpfelchen abhandeln. So gehe man doch nur einen Schritt weiter und werfe die Dramatiker Schiller und Goethe zum alten Eisen; denn man nehme diesen Dichtern ihren Gedankenreichthum, ihren poetischen Schwung, die unsterbliche Prägnanz ihrer Verse und lasse einmal das Schema eines „Don Carlos", einer „Maria Stuart", einer „Jungfrau von Orleans", eines „Tasso" von den modernen Bühnenhandwerkern ausführen, etwa im Stil wie die Laube'sche Fortsetzung des „Demetrius" gehalten ist — und man macht damit einen Strich durch unsere ganze classische Literaturepoche und hat statt der großen Dichter lauter kleine. Worin liegt der Unterschied? Doch nur in dem, was die sogenannten Realisten, die aus ihrer Stümperhaftigkeit ein System machen, glauben verachten zu können: in der Schönheit, dem unvergänglichen Adel des dichterischen Genius.

Laube weist indeß überhaupt jeden Vergleich mit Schiller zurück, er will nur ein haltbares Theaterstück gedichtet haben. Faßt man seinen „Demetrius" blos von diesem Standpunkte auf, so hat er mancherlei Vorzüge, eine klar und resolut sich entwickelnde Handlung und auch einige Rollen, wie Schuisky und Komla, welche den Darstellern Anhaltpunkte zu charakteristischer Ausführung geben. Die Actschlüsse bilden scharfe Einschnitte der Handlung und bringen dadurch Wirkung hervor, und das Arrangement der Scenen ist theatralisch effectvoll. Wo aber ist Schiller's Plan geblieben, wo jener im großen Stil der Tragödie gedachte Demetrius, der, als er mitten in seiner Siegeslaufbahn erfährt, daß er nicht der rechte Thronerbe ist, mit echter Tragik sein großes Werk vollendet und durch den innern Conflict einer düstern Tyrannis anheimfällt? Laube rechtfertigt sich in der Vorrede in folgender Weise:

> Nur in einem Punkte ist der Tadel mehrfach und gleichmäßig aufgetreten, in dem Punkte, daß es dem Hauptträger, dem Demetrius selbst, an der tragischen Schuld fehle. Er sterbe deshalb ohne zwingende Nothwendigkeit. Dieser augenscheinlich berechtigte Tadel ist für mich ein interessantes ästhetisches Problem geworden. Das ästhetische Gesetz von der tragischen Schuld, ein tiefbegründetes und für die Tragödie unerlaßliches, ist mir selbst bei der Abfassung des Stücks gegenwärtig gewesen, und mir selbst war es fraglich, ob ich es nicht doch verletzt hätte. Bei der Darstellung des Stücks war also hierauf meine ganze Aufmerksamkeit gespannt. Der Schwerpunkt der Frage liegt darin, daß ich den Demetrius in seinen Ansprüchen nicht mehr beharren lasse, sobald ihm seine Unechtheit klar geworden ist. Er tritt zurück vor dem Betruge, vermeidet also positiv die Schuld des Betrugs. Wird er nicht dadurch bei dem Publikum überhaupt schuldlos erscheinen? Wird das Publikum nicht deshalb finden, daß sein Tod nicht nothwendig, nicht gerechtfertigt wäre? Nein; das war nicht der Fall. Im Publikum zeigte sich nicht das geringste Symptom, daß Demetrius, weil er den Betrug abgewiesen, frei von tragischer Schuld, und daß also sein Tod unnöthig erschiene. Man schenkte ihm volles Mitleid, aber es fiel niemand ein, daß ihm der Tod erlassen werden könnte. Es läge also ein Widerspruch vor zwischen der ästhetischen Forderung und der Wirkung im Theater? Vielleicht doch nicht. Die tragische Schuld ist nur eben wol ein weiterer und tieferer Begriff, als die Kritik anzunehmen geneigt ist, wenn äußere Schuldzeugnisse fehlen. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf die Besprechung dieser Frage in meinem Buche „Das norddeutsche Theater". Es wird da Egmont angezogen, welcher gar nichts verbricht im Laufe des Stücks, und Cäsar, welcher im „Julius Cäsar" nur den Verschworenen misfällige staatliche Grundsätze äußert — wären deshalb Egmont und Cäsar frei von tragischer Schuld? Demetrius hat einen großen Krieg erregt, in welchem Tausende geopfert wurden, er hat eigenhändig Komla erstochen, er muß sich eingestehen, daß Eitelkeit eine seiner Triebfedern gewesen, er ist leichthin in ein großes Verhängniß eingetreten, und er steht schließlich der verhängnißvollen Staatsfrage in Rußland gegenüber, welche einen unechten, im Kriegsstande begriffenen Demetrius nicht begnadigen kann — ist das nicht Element in Fülle für tragische Schuld? Deutlicher freilich erweist sie sich, wenn man ihn seinen Thronanspruch behaupten läßt, auch nachdem er als unechter Thronfolger erwiesen ist, wenn man ihn also zum Betrüger macht. Der Betrug, sagt man, ist bei so großen Verhältnissen nicht in Gefahr, gemein zu erscheinen, die Größe des Betrugs erhebt ihn. Hält man dies wirklich für so leicht? Der Dichter muß sich mit seiner ganzen Kraft dafür einsetzen, und nur wenn seine Kraft sehr groß ist, mag es ihm gelingen, den Eindruck eines Betrugs über die gemeine Sphäre hinauszuheben. Gelungen kenne ich's noch nicht in irgendeinem Prätendentenstücke. Immer habe ich erfahren, daß der Antheil für den Prätendenten augenblicklich auf den Gefrierpunkt sank, sobald der Prätendent zur Lüge griff und das in gutem Glauben unternommene Werk mit Hülfe der Lüge durchsetzen wollte. Es mag leichter werden, wenn der Prätendent von vornherein mit schwerwiegenden Gründen als usurpirender Eroberer auftritt, es ist aber außerordentlich schwer, wenn er wie Demetrius im Glauben an sein gutes Recht zur Höhe kommt und sich auf der Höhe plötzlich der Lüge bedienen muß. Eine außerordentliche Kraft, wie die Schiller's, hätte es vielleicht vermocht. Bekanntlich war seine Anlage darauf gerichtet, und die skizzirte Unterredung mit Marfa zeigt schon, daß er mit überlegenem Geiste die Schwierigkeit angriff. Das traute ich mir durchaus nicht zu, und zum Theil deswegen ging ich in meiner Fortsetzung ganz vom Schiller'schen Plane ab.

Wir haben dem Dichter das Wort gegönnt zu ausführlicher Selbstvertheidigung; er hätte sich kürzer fassen können, wenn er seine Anschauung dahin formulirt hätte, daß ihm die tragische Schuld der Situation genüge, daß er sie nicht erst durch die tragische Schuld des Charakters verstärken zu müssen geglaubt habe. Oder wollen wir Laube's oratio pro domo ins Bühnenpraktische übersetzen, so lautet sie: Unser Publikum hat keinen Sinn mehr für das Hochtragische, für seine Größe und Gewaltsamkeit, es läßt sich das bei Shakspeare und den Classikern gefallen, lehnt es aber bei neuern Dichtern ab; da muß man auf Rühreffecte sinnen und an das gute Herz appelliren. Edelmuth verfehlt seine Wirkung nicht, und ein edler Prätendent bringt es zu einem Schlußapplaus. Das ist im Grunde der langen Rede kurzer Sinn.

Doch auch von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist Laube einen Schritt zu weit mit dem Schiller'schen Plane gegangen. Die Ermordung Komla's paßt für den Demetrius, wie ihn Schiller concipirt hätte; sie ist der

Beginn jenes blutigen Despotismus, dem sich der plötzlich in den Usurpator verwandelte Prätendent rückhaltlos in die Arme wirft; aber für den guten, edelfühlenden Demetrius Laube's ist diese That ein Theatercoup, der mit dem Charakter und seiner Entwickelung in gar keinem Zusammenhang steht. Denn nach derselben hat ja dieser Prätendent gar keinen andern Wunsch mehr, als die Wahrheit zu enthüllen, und dazu ist es doch in der That ein sehr ungeeigneter Weg, wenn man einen der Hauptzeugen gewaltsam beseitigt. Was dem Laube'schen Demetrius fehlt, ist die tragische Größe; er ist überdies ein höchst veralteter Legitimist:

Mein Leben war der Glaube an ein Recht,
Das Gott zur Ordnung eingesetzt auf Erden,
Ein Recht, das Herrscher weiht im Mutterschoße.
Bin ich nun nicht der echte Zarensohn,
So ist mein Thun der Frevel eines Dünkels,
Ein wilder Frevel.

Und daß er einer der schwächlichsten und kläglichsten Helden ist, die je über die tragische Bühne geschritten sind, beweist sein folgender zerknirschter Monolog im fünften Acte:

Es senket Gott die Ruhe in mein Herz.
Ich fürchte nichts mehr, und ich hoffe nichts.
Wär' ich ein Mann, der auf Eroberung,
Auf Neugestaltung hin geboren wäre,
Dann nähm' ich Unrecht in die linke Hand,
Und in die rechte Hand das Schwert, und mähte
Danieder, was sich mir entgegenstellt,
Um nach dem Siege kühn zu schaffen aus
Der üpp'gen Seelenkraft. — Ich bin kein solcher,
Ich bin ein Kind der Mönche — ich muß sterben,
Wenn Unrecht schwer auf meiner Schulter lastet.
Drum sei gefaßt fürs Sterben, armes Herz.

Neben dem Demetrius des Schiller'schen Torso und seiner großartig angelegten Entwickelung auf den thatkräftigen Despoten gemahnt der Laube'sche in der That wie ein wimmernder Schulknabe, und steht hinter allen Helden der uns bekannten Fortsetzungen des Demetrius und der Demetrius-Stücke in Bezug auf tragische Bedeutung zurück. Hierin liegt der Grundfehler des Laube'schen Dramas, den keine Theorie über tragische Schuld bemänteln kann.

2. York. Schauspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff. Leipzig, Mutze. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Die kühne That des preußischen Generals York, welcher aus freien Stücken sich von den Franzosen lossagte, ohne die Ordre seines Königs abzuwarten, hat schon öfters die dramatische Muse begeistert; und in der That hat der Kampf zwischen freiwagendem Patriotismus und militärischer Subordination dramatischen Nerv. Doch erscheint Ferdinand von Schill als eine glücklichere Variante auf das Thema, weil die Einschnitte der Handlung hier schärfer und mehr in die Augen springend sind. Das Schauspiel „York", von Emil Wolff, befleißigt sich einer rühmenswerthen künstlerischen Steigerung und gliedert die Handlung in architektonischer Weise; gleichwol sind alle Wendungen in der Entwickelung derselben durchaus innerlicher Art und treten nicht mit jener Anschaulichkeit hervor, welche die Bühne verlangt. Im ersten Acte sehen wir York in zögernder Unterhandlung mit dem russischen Obersten von Clausewitz; York will die Truppen nicht zum Treubruch verleiten, aber wenn der Marschall Macdonald ihn abermals im Stich läßt und ohne Ordre, so wird er seine Truppen dem Könige zu retten suchen. Inhaltreich und mit markigen Zügen ausgeprägt ist York's letzter Monolog in diesem Acte:

Des eignen Willens Lust
Besiegen und der strengen Pflicht gehorchen,
Ist wahre Menschengröße. Aber hier
Ist edle Pflicht selbst in so schmählichen Dienst
Der rohen blut'gen Tyrannei gerathen,
Daß mich ihr Dienst entwürdigt und nicht adelt.
Die Pflicht ist herbe oft, hier ist sie grausam.
Denn sie besiehlt mir, dessen Sturz zu hemmen,
Der, wenn er steht,
Auf meines Vaterlandes Nacken steht.
Das ist die große Lüge dieser Zeit:
Den Willen, der in jedem Nerven bebt,
Den sollen wir ersticken, um dem andern,
Den jede Faser in uns haßt, zu dienen.
Der Siegerkranz an unsern Fahnen wird
Ein neuer Ring für Preußens Ketten nur.
Und rufen wir: Triumph! ruft Preußen: wehe!
Das Glück der Väter wird der Söhne Fluch,
Der Waffen Ruhm des Vaterlandes Schmach.
So kann sich des Despoten Wunsch erfüllen;
Gleichgültig gegen alles wird der Preuße,
Denn jede That birgt so viel Heil wie Unheil.
Und so kann aus der allgemeinen Fäulniß
Des Sklavensinnes Blüte sich erheben
Und Bonaparte süßen Weihrauch duften!
Es wird mir dunkel, wenn ich daran denke,
Und mein Gewissen selbst wird ungewiß,
Was es befehlen soll. Doch weil mein Weg
Auf ein'ge Stunden klar noch ist, so will ich
Erwarten, wie das Schicksal sie benutzt.
Schicksal? Ein Narrenwort! Die Pflicht erfüllen
Ist eins, das andr' ist Gottes und des Königs.

Der zweite Act zeigt uns York in innerm Kampfe, den ein Brief des Königs vermehrt; dieser verbietet darin dem General, die Stellung und Vereinzelung der preußischen Truppen unter fremde Generale bis auf weitere Befehle zu verhüten, wobei er indeß gleichzeitig hervorhebt, dies werde den treuen Soldaten ein doppelter Sporn sein, sein Vertrauen und das des Kaisers, seines Alliirten, ganz wie bisher zu verdienen. Nach einer langen Scene mit Seydlitz, welcher die formelle Treue gegen den König zu wahren räth, und nachdem neue Nachrichten aus dem französischen und russischen Hauptquartier eingelaufen sind, entschließt sich York zur Capitulation mit General Diebitsch in der poscherunschen Mühle und theilt dies seinen Offizieren mit.

Im dritten Aufzuge bildet den Mittelpunkt eine große Scene zwischen York und Wittgenstein, in welcher der General gegenüber den russischen Uebergriffen die Unabhängigkeit Preußens wahrt. Es folgen Verhandlungen mit den ostpreußischen Staatsmännern wegen der Einberufung des Landtags, um den Landsturm aufzubieten. Da trifft der Befehl ein, dem General York das Commando zu nehmen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. York faßt, durch die Zusprache der Seinigen ermuntert, den kühnen Entschluß, das Commando fortzuführen:

Die festen Felsen meines Innern schwanken,
Auf denen ich mein Leben auferbaut!
Tret' ich nun ab, was wird das Ende sein?

Die Tyrannei kommt wieder schnell zu Kräften
Und überlebt des Himmels Strafgericht.
Die Knechtschaft Preußens ist besiegelt. — Nein,
Das soll nicht sein, solang' ich Athem habe!
So sei es denn! — —
Mit blut'gem Herzen fass' ich den Entschluß.
Ich bin ein Diener meines Königs, doch
Ich bin der Sohn auch meines Vaterlandes.
Zu ihm aus Liebe sag' ich vom Gehorsam
Mich los! Gewaltthat fälscht des Königs Willen, —
Vorwärts, es gilt den König zu befrein!
Mein Kopf steht auf dem Spiel, was liegt daran!
Des Königs und des Vaterlandes Freiheit,
Die Ehre Preußens, unsrer Kinder Glück —
Es gilt das Höchste, laßt uns alles wagen!

Im vierten Aufzuge werden wir an das Krankenbett Auerswald's und in den Moskowitersaal, in die Landtagssitzung geführt. Den Schluß des Actes bezeichnet die Botschaft, daß der König sich nach Breslau begeben hat, General York aber sich vor einem Kriegsgericht verantworten soll. Den Inhalt des fünften Aufzugs bildet die Rehabilitation York's und seine patriotisch begeisterte Anrede vor dem berliner Schloß, als er seine Truppen in den Krieg führt.

Der Aufbau des Stücks ist, wie wir sehen, ganz correct; aber die Fortbewegung der Handlung wird stets durch Nachrichten und Botschaften, bald aus Berlin, bald aus dem russischen und französischen Lager bewirkt, was einen dramatisch, besonders theatralisch schwächlichen Eindruck macht. Das ganze Stück erscheint fast wie ein großer Monolog des Generals York; und die wenigen genrebildlichen Scenen, die ihn unterbrechen, bilden doch mehr eine anekdotische Mosaik. Wol aber verdient der markige und charaktervolle Stil, der nur hin und wieder zu sehr in die Art und Weise hyperbolischer Kraftdramatik verfällt, alles Lob.

3. Alexander. Von Hans Herrig. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1872. 8. 15 Ngr.

Alexander-Dramen sind, seit Uechtritz und Märcker, in Deutschland beliebt. Immer von neuem lockt die Jugendgestalt des feurigen Welteroberers, des gekrönten Achilleus, der den Kampf von Hellas gegen Asien so glorreich und in so großen Dimensionen fortgeführt hat. Die Poesie des Alexander-Zugs, die Vermählung des Abend- und Morgenlandes bei blutigem Schwerter- und bacchantischem Fackeltanz, der dithyrambische Schwung des Helden, der wie im Rausch nach den größten Zielen der Geschichte ringt und feurigen Lebensgenuß vereint mit heldenmüthigem Thatendrang, wird stets die gleichen Verlockungen zu dichterischer Gestaltung ausüben. Doch wenn Alexander ohne Zweifel ein poetischer Held ist, so darf man doch fragen: Ist er auch ein dramatischer? Bietet sein Leben jene Wendepunkte dar, die durch innere Entscheidung hervorgerufen werden? Kann er je für die Bühne mehr werden als der Held einer episch-dramatischen Historie, die uns eine Reihe theatralischer Bilder chronikenartig vorüberführt?

Auch die neue dramatische Dichtung „Alexander" von Hans Herrig, die wir mit vollem Recht eine schöne Dichtung nennen dürfen, eine Dichtung voll von Geist und edelm Schwung, vermag jene Bedenken nicht ganz zu überwinden, obschon der Dichter offenbar bestrebt ist, in dem Frevelmuth des Welteroberers, in seinem herausfordernden Götterwahnsinn, in der Ermordung des Klitus und dem Todesbefehl gegen Parmenio die tragische Schuld des Helden hinzustellen; doch fehlt der ursachliche Zusammenhang zwischen dieser Schuld und der hereinbrechenden Nemesis. Die Erkrankung des Eroberers erscheint als etwas Zufälliges. Derartige Schickungen, die ein junges verheißungsvolles Leben mitten auf seiner sieggekrönten Laufbahn heimsuchen, gehören zur epischen Tragik, nicht zur dramatischen.

Herrig's „Alexander" beginnt mit der Huldigung der Völker vor dem Thron des Darius; Kaukasusbewohner, Inder, Turanier, Aegypter sprechen diese ihre Huldigung in volltönenden ottave rime aus; auch hier hat die Breite der poetischen Schilderung der Volkssitten einen stark epischen Zug. Leonidas, ein General Alexander's, bringt die Kriegserklärung seines Herrn. Dann sehen wir Alexander selbst bei den Gräbern der Heroen am Vorgebirge Sigeum, wo er dem Inder Calanus begegnet. In diesem Weisen aus Hindostan stellt der Dichter seinem Helden einen Apostel des Friedens gegenüber, sowie er dieser Introductionsscene später in der abermaligen Begegnung zwischen Alexander und Calanus eine geistreiche und poetisch duftige Fortsetzung gibt. Calanus sagt in der ersten Scene:

Ich bin ein Büßer von des Indus Strand.
Den Banianenhain hab' ich verlassen
Und frommer Greise schweigsame Gesellschaft,
Weil ich am Himmel deinen Stern gesehn.
Du sollst der Größte sein, den je ein Weib
Gebar, und deshalb kam ich dich zu schaun,
Daß ich des Menschen Los an dir erkenne:
Ob die Geburt des Menschen schönster Tag,
Oder ob der des Todes vorzuziehn,
Wenn wir hinabgehn in das dunkle Reich.

Weiterhin entgegnet er Alexander:

Läg' innerhalb Geburt und Tod nur das
Gemisch von Leid und Lust, das Leben heißt,
Dann pries' ich unser Los!
Wenn du nur das willst sein, wozu du wardst,
Wenn du willst bleiben, was du bist, dann wohl!
Doch wenn du kühn die Grenzen deines Ichs,
Durch die allein du groß bist, übertrittst
Und jenseits klein wirst, wie wir alle sind;
Wenn Sonne du und Mond zugleich willst heißen
Und das getheilte Reich der Zeit dich kränkt, —
Dann will ich zum verlassnen Haine kehren,
Das Haupt verhüllen und den Tod erwarten.

Alexander schmückt den Hügel des Achill und zieht in den Krieg gegen die Perser:

Seid mit mir, Geister der Vergangenheit,
Und du vor allen, den der Neid erlegt
Als du versöhnend am Altare standest,
Mit Trojas Tochter schließend einen Bund.
Nicht in die Welt will einen Brand ich schleudern,
Daß ich von diesem Scheiterhaufen zum
Olymp des Ruhmes steige. Ist mein Ruf
Auch Krieg, doch will ich Frieden.
Erwürgen will ich jene alte Schlange,
Die giftig sticht ins warme Herz der Menschheit.
Küßt nicht der Ocean mit gleicher Liebe
Sein Zwillingskinderpaar Asien und Hellas?
So macht ein Ende dem verjährten Streit.
Ist's auch ein wildes Handwerk, das wir treiben;
Sind wir Zerstörer, Mord und Brand uns Waffen, —

Stieg nicht einst aus dem Chaos jene Zeit,
Die golden heißt, wo ew'ger Friede war?
Wohlan denn, wer nach jener Zeit verlangt,
Der zittre nicht, wenn die Trompete klingt,
Vom Schlachtenlärm des Himmels Wölbung hallt —
Stürzt in ein Chaos die ergraute Welt,
Der Vater aller Dinge ist der Krieg!

Der zweite Act führt uns zur Entscheidungsschlacht von Gaugamela und dann an die persische Hofburg. Wir sehen Darius von Bessus auf dem Throne erstochen und Alexander an seiner Leiche. Diese Situationen haben dramatische Größe.

Noch mehr gilt dies von den bacchantischen Scenen in der ersten Hälfte des dritten Actes; Thais und andere Hetären bilden anmuthige Gruppen, singen ein Loblied auf Bacchus, bis immer wilder die Begeisterung des Rausches flammt, Thais zuerst, dann Alexander die Fackeln in das Schloß wirft und den vor solchen Thaten warnenden Klitus mit dem Schwerte durchbohrt. Die Vermählung Alexander's mit Roxane, durch die er sich zum Perserkönig und orientalischen Despoten macht, bildet die Handlung in der zweiten Hälfte des dritten Actes.

In den letzten Acten scheint uns die Gegenbewegung in den Generalen und Truppen nicht scharf genug ausgeprägt, wir erhalten geistig bedeutsame, aber nicht dramatisch wirksame Scenen. Die Rückkehr aus Indien und Alexander's Tod sind so behandelt, daß der epische Zug des Stoffs zu vorwiegender Geltung kommt. Die Gespräche zwischen Alexander und Calanus im vierten, zwischen Alexander und Thais im fünften Acte klingen ganz elegisch aus; es ist ein lyrisches Verklingen, kein dramatisch volles Austönen.

Das Drama als poetisches Werk angesehen hat große Schönheiten. Die Sprache verfällt nirgends in den alltäglichen Jambentrab; sie bewahrt sich Duft und Reiz. Die indische Lotosblumen-Poesie ergießt sich durch die Reden des Calanus wie ein Strom milder Weisheit, z. B.:

Weib, wenn wir stürben in den Jünglingstagen,
Wer wollte nicht den süßen Becher leeren
Und ihn leertrinkend enden? Wenn wir stürben,
Wie eine Blüte eingehüllt vom Flor
Neu aufgeblühter Knospen sanft zerfällt,
Wie eine Perle Thau im Sonnenlicht
Verschwindet, wie ein zarter Strahl des Monds,
In bläulichen Gewässern untergehend,
Auf purpurnen Korallenbetten stirbt —
Ich trüge nicht dies härne Büßerkleid,
Als Fürst der Inder lebt' ich heute noch:
Nun aber kommt ein Tag, an dem du klagst:
O meine Flügel, tragt mich weiter doch —
Doch sie zerbrachen und du stürzest nieder.

Die Monologe des Calanus im ersten und zweiten Acte sind gedankenreich, vom Hauch jenes indischen Pantheismus durchweht, der ein Verschwimmen ins All und die Nichtigkeit der Thaten und der Erdengröße lehrt. Bei dem Anblick des Meeres ruft der Weise aus:

Ha! Welch ein Anblick!
Zusammenbrech' ich fast. Du warst es, Meer —
Dein ew'ges Lied. Sei tausendmal gegrüßt
Aus voller Seele, Mutter des Lebend'gen,
Sei mir gegrüßt, o Welle, meine Schwester,'
Woher denn kamet ihr? Wohin vergeht ihr?
Hat euch ein Sturm erzeugt? Seid ihr geboren,
Als auseinanderbarst ein leckes Schiff,
Und tragt ihr fort auf euern blauen Schwingen
Ertrunkner Männer bange Sterbeseufzer?
Wie — oder hat ein Kiel euch aufgewirbelt,
Der buntbeflaggte Masten, frohes Volk
Zur Heimat führte? Goß der Steuermann
Aufs Haupt euch jubelnd duft'ge Spenden Weins?
Ihr wißt es nicht —
Im Ocean reist ihr umher und stumm
Vergeht im Schose ihr, der euch gebar,
O Wellen, meine Schwestern!

Und dem schlafenden Alexander singt er die folgende sinnschwere Barcarole:

Wenn du weiterschliefst,
Was wär' dann wichtiger dir: das was geschieht
Hier unterm Himmel — Weltgeschick nennst du's, —
Oder der Träume buntes Durcheinander?
Was träumst du? Träumst du deine Schlachten? oder
Träumst du des Hirnes hergebrachte Märchen:
Daß du ein Knabe bist, daß du beflügelt,
Und was noch sonst der Phantasie beliebt — —?
Und wenn du deine Schlachten träumst, wär's dann
Nicht einerlei dir, ob du weiterschliefst?
Wirst du nicht weiterschlafen eines Tags?
O Weltenschicksal — kenn' ich deine Träume?
Und grüßt nicht mancher heut' das Sonnenlicht,
Der nichts von deinen Heldenthaten weiß,
Für den dein Ruhm und alles, was du schaffst,
Nichts mehr ist als ein Traum in fremdem Hirn?
Weiß es die goldne Sonne, was du bist,
Weiß es der Mond, der sich zum Abschied rüstet?
Und du, o Erde, die du fest uns dünkst,
Der Menschheit ew'ge Bühne scheinst zu sein,
Wirst du nicht auch einst auseinanderbrechen?
Wenn dann die Berge und das Land vergehn,
Vergeht nicht alles auch, was sich begab?
Und für die Sterne, die noch weiter flammen,
Ist nicht das ganze Schicksal dieser Erde
Gleich einem Traum, in fremdem Hirn geträumt,
Bewußt nur ihm und nur so lang' es träumt?

Doch nicht blos in diesen lyrischen Chorgesängen des Calanus hat der poetische Ausdruck sinnigen Adel, er hat auch in einzelnen Situationen dramatische Kraft. So bei dem Abschluß des bacchantischen Festmahls; Thais schließt ihre wilden Evoëlieder mit dem Verse:

Griechen, heut zum letzten mal,
Denkt, wem wir entstammen;
Ilion, Ilion,
Sinke dahin in Flammen!

Daß in dieser Poesie ein großer Zug liegt, ist unverkennbar; wir dürfen von dem Dichter gewiß noch Schönes erwarten.

4. Capitolin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Eduard Mohr**. Amsterdam, Seyffardt. 1872. 8. 15 Ngr.

Die Römerdramen sind und bleiben sehr zahlreich in Deutschland, so wenig unser Bühnenpublikum für die Toga und Tunica ein nachhaltiges Interesse bewahrt. Es wird kaum ein berühmtes Haupt in der heiligen Roma geben, welches nicht von unsern Dramatikern für die Bühne der Gegenwart mit einem Tropfen tragischen Oels gesalbt worden wäre. Der Unterzeichnete kann nicht umhin, dabei an seine tragischen Jugendsünden zu denken, wie er in jeder Klasse des Gymnasiums einen Römerhelden dramatisch verarbeitete, in der Sexta einen Cajus Gracchus, in der Quinta einen Catilina und so mit Grazie fort in infinitum. Und so weht ihm immer etwas wie aufgewirbelter Schulstaub aus diesen Römerdramen entgegen.

Das Vorbild der Shakspeare'schen Römerstücke mag auf die Dramatiker der Gegenwart so verlockend wirken, dann aber ist ja die ernste politische Haltung derselben für eine politische Zeit wie die unserige dem Anschein nach ganz passend, und selbst die sociale Frage spielt ja in den innern Parteikämpfen Roms eine große Rolle und man kann die Helden auf dem Forum etwas Lassalle oder auch Bebel declamiren lassen.

Welches auch die Gründe sein mögen, das Register der Römerstücke mehrt sich von Tag zu Tag. Dem preisgekrönten „Brutus und Collatinus" ging ein „Tiberius Gracchus" von Moritz Heydrich voraus und folgt ein „Cajus Gracchus" von Adolf Wilbrandt. Die Gracchen spielen besonders eine große Rolle in unserer dramatischen Production, wir erinnern an die Stücke von Otto Devrient, Franz Brandis u. a. Die Buchdramatik hat eine große Zahl von Römerdramen aufzuweisen, wir haben in „Unsere Zeit" (Neue Folge, fünfter Jahrgang, I, 944) ein umfassendes Register derselben entworfen, man findet dort die Tarquinier und die Fabier, Appius Claudius, Virginia, Brutus und seine Söhne, Spartacus, Papirius Cursor, Jugurtha, Brutus und Cassius, und so viele Sophonisben angeführt, daß man damit ein ganzes Erbbegräbniß füllen könnte. Gleichwol ist das Register schon wieder unvollständig und der Ergänzung bedürftig; denn immer neue Römerdramen wachsen aus der Erde.

Wir können hier in Bezug auf das Princip nur wiederholen, was wir damals in „Unsere Zeit" aussprachen: das Bühnendrama muß gleichartig sein der Sitte, dem Gedankenkreise, der Empfindungsart der Hörer. Sind das die Römerdramen? Ueber die Analogie geht das Verwandte in den politischen und socialen Bewegungen des alten Rom nirgends hinaus, der Römergeist hat etwas Specifisches, etwas Sprödes und Strenges, welches, bei treuer Beobachtung des Costüms von seiten der Dichter, uns mehr abstößt als anzieht. Die Römerdramen blieben daher Kaviar für das Volk, welches seinen modernen Instinct so lange an rohen Stücken, die aber im Geist der Zeit gehalten sind, befriedigt, solange unsere bessern Dichter auf dramatische Studienreisen in entlegene Zeiten ausgehen.

Eduard Mohr, der schon früher ein Trauerspiel „Coligny" veröffentlicht hat, beweist das gleiche ernste Streben und die gediegene Richtung seines Talents in dem neuen Trauerspiel „Capitolin", das vielen gepriesenen Römerstücken der Neuzeit in Bezug auf stilvolle Haltung und auf markige, nicht forcirte Kraft überlegen ist. Der Held des Stücks ist Manlius, der Retter des Capitols, der sich der Plebejer in ihrer Noth annimmt, von den Patriciern verhaftet, aber wieder freigegeben wird, sich an die Spitze der Plebejer stellt, den Bürgerkrieg entfacht, dann vom Volke verlassen und, dem von Veji zurückkehrenden Camillus zum Opfer fallend, vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wird.

Der Gang dieser in den Hauptzügen überlieferten Handlung ist auch der Gang des Stücks. Daß einem Römerhelden eine heldenmüthige Mutter und eine treue Gattin nicht fehlen, ist selbstverständlich; hier kommt noch ein Bruder hinzu, der im feindlichen Lager steht, ähnlich wie die beiden Brüder Chenier in der Französischen Revolution.

Eine Schwäche der Composition sehen wir darin, daß der Dichter den Ansatz zu einem echt tragischen Conflict nicht weiter ausgebildet hat. Im Laufe des dritten Actes, als Manlius in dem Bürgerkriege Sieger geblieben ist, tritt sein Schreiber Perpenna zu ihm mit den Worten: „Manlius, mit deiner jetzigen Macht konntest du dich zum Könige machen." Capitolin entgegnet: „Wahnsinniger, wer hat dir diesen Gedanken eingegeben", bekennt aber später, daß ein einziges unbesonnenes Wort seine Phantasie mit tausend unheilvollen Bildern erfüllt habe und daß die Gedanken seines Schreibers ihn wie ein Gespenst verfolgen. Doch die Rolle Perpenna's geht bald in andere Hände über; es ist niemand Geringeres als der Geist Tarquin's, des letzten Römerkönigs selbst, der ihm erscheint.

Uns gelüstet's nicht von neuem, ein Wort mit diesem Geist zu sprechen; wir haben uns schon so oft gegen die Geisterspukerei der Tragödie erklärt, wir wünschen in der That, daß unsere Melpomene, wie der Gothe'sche Phantasmagorist sagt, sich durch Blutegeln von Geistern, wenn auch nicht vom Geist curiren lasse. Weil in Shakspeare's „Julius Cäsar" ein Geist erscheint, muß es deshalb in allen Römerdramen spuken? Und was sagt Tarquin's Geist, das verlockende Gespenst, dem Manlius? Doch nur, was er sich selbst sagen konnte; muß die Stimme der Verführung durch einen Geist dramatisch veranschaulicht werden? Ist ein Monolog nicht dramatischer? Wir wollen den Helden lieber in sein Inneres blicken sehen als nach einer äußern Erscheinung. Capitolinus trotzt indeß diesem Geiste und dem „gräßlichen Geschlechte der Dämonen", welche in schwacher Stunde die Menschen überfallen.

> Hab' ich je geschwankt
> Als Bürger dieses Staats, ein lüstern Auge
> Auf jenen Schmuck geworfen, den der Geist
> Mir zugedacht, dann öffne dich, geweihter Boden
> Der Republik, den abgefallnen Sohn
> In deinen Tiefen zu begraben!

Damit ist der Conflict zu Ende — ein vorübergehender Gedanke, eine visionäre Lösung. Capitolinus spricht wie ein braver Mann, aber er wäre zum tragischen Helden geworden, wenn er im Kampfe mit dem Dämon gerungen, ihm gehuldigt, den Weg vom Volksführer zum Herrscher eingeschlagen hätte. So ergeht es ihm wie dem Laube'schen Demetrius; er gewinnt als rechtlich fühlender Mann unsere Sympathie, aber nicht als ein mit tragischer Größe sein Geschick sich bereitender Held jene Theilnahme bewundernder Spannung, wie sie der Tragödie ziemt.

Von dem Stil des Mohr'schen Dramas können wir nur Rühmliches sagen; er ist fest, gediegen, kräftig ohne Kraftgenialität, ernst ohne Frostigkeit; seine Rhetorik hat den Adel des echten Römerthums. Veranlassung zu Staatsreden bietet ein Römerdrama immer, Capitolinus spricht im Senat, er vertheidigt sich gegen seine Ankläger in der Volksversammlung. Hören wir den markigen und männlichen Ton, mit dem er es thut. Im Senat sagt er:

Ich bin nicht der Mann,
Den man wie Marculus, der Lappen stahl,
In das Gefängniß wirft.
Ihr kennt mein Leben, wißt, was ich gethan,
Und wer ich bin.
Nur wenig gilt mir, daß ich einst den Feind
Vom Capitol gestürzt; — ein Augenblick
Der Noth, vielleicht der Tapferkeit, nichts mehr;
Wer ist nicht einmal tapfer? Höher acht' ich,
Was ich dem Volke war.
Sobald ich auch die Männerwürde sah
Nach unseren Gesetzen abgewogen,
Lag meine Rolle dort, wo Widerstand
Sich gegen Unterdrückung waffnet. Noch
Beherrschte das Gefühl die Welt, daß Menschen,
Aus gleichem Stoff mit gleichen Fähigkeiten,
In ihren Rechten doch verschieden wären.
O schmähliche Entartung des Geschlechts;
Natur, du wardst entheiligt, dein Altar
Geschleift; und wie ergeht sich das Geschöpf
In deiner Schöpfung! Sonderbar, du strafst
Mit tausend Uebeln schon ein leicht Vergehen
An diesem Fleisch; doch in dem Reich der Geister
Läßt du Verbrecher ungehindert rasen.
Wenn Götter sich die Rache vorbehielten,
Warum erschienen sie nicht längst im Sturm,
Und machten diesen Erdenbau erbeben,
Damit in Einem Riß
Das feile Rom versinke!

Und in der Volksversammlung sagt er:

Ist niemand hier,
Der für mich spricht? Wo ist Servilius?
Er hatte Grund, mich zu vertheidigen.
O Undank, wie abscheulich ist dein Bild!
Was drängst du dich heran vor meinen Geist?
Warst du der Unterwelt zu grauenvoll,
Daß sie dich aufwärts zu den Menschen sandte?
So spricht jetzt niemand für den Manlius?
Nun denn, hinweg, verrätherische Scham,
Die mich nicht sagen läßt, was ich gethan!
Gab es in zwanzig Jahren einen Feind,
Der meinen Arm nicht fühlte? Oder ist
Ein Schlachtfeld in Italien, das nicht
Mein warmes Blut getrunken? Geht zu ihnen,
Den Galliern, laßt euch den Namen nennen,
Womit man Kinder schreckt; nicht weniger
Die Männer!
Und hier in Rom — ist die Erinnerung
An alles, was ihr selbst erlebt, verloren,
So müßte doch die Scheu vor meinen Ahnen
Euch bändigen. Seht ihre Bilder; schreckt
Ihr ernster Blick euch nicht zurück?
(Nach der Entfernung sehend.)
Doch du,
Vergib mir, Mutter, wenn du auf mich siehst,
Daß ich den Mann vergaß und wie ein Neuling
Von meinen Thaten spreche; ach, zu viel
Geschieht jetzt hier; warum auch grade hier?
O blöde Wahl des Ortes! Blickt hinauf
Zum Capitol; wenn seine stolzen Mauern
Nur einen kleinen Theil der Schmach empfänden,
Die ihr mir angethan, sie würden sich
Zum Falle neigen und in ihrem Sturz
Das selbstvergessene Geschlecht begraben!

Die Scene, in welcher des Helden Mutter, Fulvia, ihn bewegt, vom Capitol herabzusteigen und sich in der Volksversammlung zu vertheidigen, erinnert sehr an Shakspeare's „Coriolanus"; doch haben alle diese Römerdramen eine große Familienähnlichkeit und leider auch, der Bühne gegenüber, von Haus aus ein hippokratisches Gesicht, was wir bei Dramen wie „Capitolinus" und bei Talenten wie Eduard Mohr aufrichtig bedauern.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ernst Förster's „Geschichte der italienischen Kunst".

Geschichte der italienischen Kunst. Von Ernst Förster. Dritter Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vorstehendes Werk, über dessen erste zwei Bände wir in Nr. 35 d. Bl. f. 1869 und Nr. 2 f. 1872 berichtet haben, schreitet rüstig fort und ist mit allen den Vorzügen des Inhalts und der Darstellung, die wir dort an demselben hervorheben mußten, auch in dem vorliegenden dritten Bande ausgestattet. Derselbe behandelt nach einer allgemeingeschichtlichen Einleitung die Kunstentwickelung des 15. Jahrhunderts, die insbesondere dadurch von hohem Interesse ist, daß sie sich zwar einerseits als eine unverkennbare Weiterführung und Fortbildung der vorangegangenen Kunstperiode erweist, andererseits aber in allen ihr charakteristischen Leistungen einen abermaligen Umschwung der das Denken und Thun beherrschenden Weltanschauung, ja eine Wiederlosreißung von den vorherrschenden Richtungen des 14. Jahrhunderts und Rückkehr zu ältern Bestrebungen erkennen läßt. Förster sagt:

Mit dem 14. Jahrhundert war ein Völkerfrühling über Italien gekommen und mit ihm, was dem Jugendalter eigen ist: unmittelbares Empfinden, reflexionsloses Handeln, phantasiereiche Vorstellung von Welt und Geschichte, Ringen und Streben nach höchsten Zielen, Idealismus in Leben und Kunst. Aber die Spannkraft des Enthusiasmus schwächt sich, allgemeinem Naturgesetz folgend, allmählich ab, und sorgfältige Ueberlegung, besonnenes Handeln schicken sich an, an seine Stelle zu treten. Wohl dauert auch im 15. Jahrhundert das Ringen und Streben nach höchsten Zielen fort, aber diese nehmen mehr und mehr eine bestimmte Form an, und mit eifrigem Erforschen und mit kluger Berechnung der Mittel wird darauf hingesteuert. Mehr und sicherer als durch das Schwert werden Macht und Einfluß durch Reichthum gewonnen. Reichthum gewährt zugleich erhöhten Lebensgenuß; die materiellen Interessen treten in den Vordergrund; das wirkliche, sinnlich wahrnehmbare Leben gewinnt an Bedeutung; Individualitäten bilden sich schärfer aus und werden mit größerer Bestimmtheit aufgefaßt; der Idealismus weicht der Macht des Realismus; die Blütezeit ist vorüber: der Sommer beginnt!

Demgemäß schwindet auf dem Gebiet der Kirche immer mehr und mehr die religiöse Begeisterung, die Hierarchie verliert ihre Macht, die weltliche Anschauung gewinnt Oberhand, der Staat wird sich der eigenen Aufgabe bewußt und gelangt durch Concentration der Staatsgewalt zu immer größerer Bedeutung. Ebenso wird auf dem Gebiet der Literatur die Phantasie von der Forschung, die Poesie von der Wissenschaft, die im Dogmatismus befangene scholastische Philosophie von der dem Classicismus und Humanismus huldigenden Philologie verdrängt. Und ganz dem entsprechend wenden sich auch die bildenden

Künste von der vorwiegend religiösen und kirchlichen Richtung, wie sie in der Gothik und den ihr geistverwandten Leistungen der pisaner Plastik und der Gioto'schen Malerei geherrscht hatte, einer freiern, vor allem nach Wahrheit und Natürlichkeit ringenden Auffassung und Darstellung wieder um so energischer zu, als man solche in den ewig mustergültigen Kunstwerken des Alterthums reichlich zu bewundern und zu studiren Gelegenheit hatte.

Wie in den frühern Entwickelungsprocessen schritt auch während dieses Zeitraums die Architektur voran, indem sie „mit Feuereifer die Ruinen des alten Rom durchforschte und in Säulen und Gesimsen, Formen und Verzierungen Vorbilder und Gesetze für neue Schöpfungen fand, mit denen sie die überlieferte Baukunst verdrängte und, den Beginn einer neuen Zeit, eine Wiedergeburt (Renaissance) der antiken Kunst feiernd, die religiöse Kunst säcularisirte." Bildnerei und Malerei strebten, wenn auch zum Theil auf anderm Wege, demselben Ziele zu, indem man aus der Welt des Gedankens in die Wirklichkeit niederstieg, sich nicht mit einer blos approximativen, subjectiven Nachbildung der Natur begnügte, sondern von ihr ein möglichst vollkommenes Abbild zu geben bemüht war und zu diesem Behuf mit Eifer die Gesetze der Abrundung und Perspective erforschte, sich gründliche anatomische Kenntnisse erwarb, die Farbenwirkung berechnete, kurz alle Mittel der Ausführung studirte, zugleich aber auch bei Wiedergabe des geistigen Ausdrucks nach schärferer Charakteristik und Individualisirung strebte, den darzustellenden Stoff, selbst wenn er der idealen und supranaturalistischen Welt entnommen war, immer mehr den Erscheinungen des wirklichen Lebens gemäß gestaltete und so auch hier eine Säcularisation der vorher fast exclusiv kirchlichen Kunst bewirkte.

Daß der Umschwung von der Gothik zum Stil der Renaissance zuerst und am vollkommensten im Bereich der Architektur sich vollzog, hatte seinen Grund nicht blos in dem fundamentalen Charakter, den überhaupt die Baukunst ihren Schwesterkünsten gegenüber besitzt, sondern ganz besonders auch darin, daß die Gothik in Italien eigentlich von vornherein nur die Bedeutung einer importirten Richtung besessen hatte und als solche daselbst nie wirklich heimisch geworden, ja nicht einmal zu vollkommener Durchbildung gelangt war. Es entsprach daher ganz dem natürlichen Gange der Dinge, wenn gerade auf diesem Gebiet der wirklich nationale Kunstgeschmack, der ja von Anbeginn aus der antiken Kunst hervorgegangen und den wesentlichsten Principien derselben noch im altchristlichen und romanischen Baustil treu geblieben war, am ersten wieder zum Durchbruch gelangte, ja sich hier mit solchem Ungestüm geltend machte, daß selbst Bauwerke, die im gothischen Geschmack begonnen waren, im Stil der Renaissance weitergeführt wurden. Ließ man sich bei Arbeiten dieser Art eine kaum entschuldbare Nichtachtung der Harmonie- und Stilgesetze zu Schulden kommen, so wußte man dafür in den wirklichen Neubauten um so rascher Schöpfungen von durchaus einheitlicher Anlage und Ausführung herzustellen, indem man die der antiken und insbesondere der römischen Architektur entlehnten Formen dergestalt neu zusammenzustellen und den Zeitbedürfnissen anzupassen verstand, daß sogleich in den ersten Werken der italienischen Renaissance ein keineswegs blos auf sklavischer Nachahmung oder auf willkürlichem Eklekticismus beruhender, sondern wirklich neuer und in seinem Totaleindruck selbständiger Baustil zu Tage trat, der sich von Italien aus in mannichfaltigen Modificationen über alle Länder verbreitete und sich bis auf den heutigen Tag als der den modernen Lebensrichtungen am besten entsprechende bewährt hat.

Vor allem war man bedacht, an die Stelle der schwer übersehbaren Fülle und Mannichfaltigkeit, durch welche sich die gothischen Bauten kennzeichneten, wieder jene Einfachheit, Größe, Klarheit und Ruhe treten zu lassen, die man an den altrömischen Gebäuden bewundern mußte, und obschon in den diesen Eigenschaften entsprechenden Formen gegenüber dem transcendentalen Charakter der Gothik eine entschieden weltliche, ja heidnische Lebensanschauung zum Ausdruck gelangte, trug man doch kein Bedenken, sie auch auf die kirchliche Baukunst anzuwenden, und zwar, wie Förster richtig bemerkt, nicht blos wegen der Heiligkeit, welche dem Großen und Schönen in allen Verhältnissen eigen ist, sondern ganz besonders auch darum, weil gerade diese Verweltlichung dem auch in der Kirche selbst nie ganz erstorbenen, vielmehr im pomphaften Opfercultus und in der nach Weltherrschaft trachtenden Hierarchie mächtig fortlebenden Heidenthum in wünschenswerthester Weise entgegenkam. Demgemäß behielt man zwar für die Hauptanlage der kirchlichen Gebäude die bisher übliche Form des ein-, drei- oder fünfschiffigen Langhauses mit einschiffigem Querhause, erhöhtem Chor und einer auf Bogen ruhenden Kuppel über der Kreuzung, sowie überhaupt die alte, von Anfang an der römischen Basilika entlehnte Anordnung bei. Aber statt der gegliederten Pfeiler im Innern theilten massive, tragkräftige Säulen, nicht durch Spitz-, sondern durch Rundbogen, auch wol durch horizontales Gebälk zu Reihen verbunden, die Schiffe, deren mittelstes eine flache, casettirte Decke erhielt, während die Nebenschiffe mit Tonnengewölben geschlossen wurden. In die Nebenschiffe oder auch in die Umfassungsmauer wurden Seitenkapellen gelegt, die Fenster in die obere Mittelschiffwand, in den Tambour oder in die Wölbung der Kuppel. Chor und Seitenkapellen wurden in der Regel mit Halbkuppeln überwölbt. Für die Außenseite behielt man das System der Bekleidung zwar im allgemeinen bei, vermied aber die kleinen, mosaikartigen Incrustationen und gab den Fenstern, Thüren, Nischen und Gesimsen große Verhältnisse.

Noch weit bedeutender waren die Aenderungen, welche die Ausstattung und das Geräth der Kirchen, namentlich die Construction der Altarwerke, Tabernakel, Taufsteine, Kanzeln, Chorstühle u. s. w. erfuhr. Am großartigsten und schönsten aber documentirt sich der schöpferische Geist und die organische Gestaltungskraft der Renaissance in der weltlichen Baukunst, namentlich im Palastbau, wie ihn vor allen die florentinischen Paläste des 15. Jahrhunderts repräsentiren:

Noch spricht aus ihnen die Zeit der Bürgerkriege, in denen die Wohnungen der Parteihäupter Bollwerke sein mußten gegen feindliche Angriffe und Ueberfälle. Mit starken, felsartigen Quaderstücken wurde die Außenseite bekleidet (stilo rustico);

ein hoher Unterbau auf starkem Sockel mit wenigen stark vergitterten Fenstern und engem, sturmfestem Portal, trägt die obern zur Wohnung bestimmten, durch Gesimse geschiedenen Stockwerke mit ihren entweder rechtwinkelig abgeschlossenen oder rundbogig gekoppelten Fenstern, deren fein verzierte Einrahmung noch von dem prächtigen Kranzgesims übertroffen wird, das entweder nur in Beziehung zum obersten Stockwerk oder zur ganzen Façade gedacht ist und in Verbindung steht mit Pilastern als Trägern, die wie die Lessinen des romanischen und gothischen Stils zugleich zur Belebung der Mauerflächen dienen. Aus einer weiten und hohen Vorhalle im Innern tritt man in die luftigen, schattigen Arcaden des Hofs, dessen Mittelpunkt ein Marmorbrunnen mit springendem und fließendem Wasser bildet; eine breite Stiege mit Marmorstufen führt in die obern Stockwerke, in lichte Corridore zu den mit Geschmack ausgeschmückten und ausgestatteten Wohnräumen. Zu den vorzüglichsten Baudenkmalen dieser Gattung gehören die Paläste Pitti, Riccardi, Strozzi, Rucellai, Pazzi, Gondi, Antinori und viele andere größere und kleinere Wohngebäude in Florenz, der Universitätshof sowie der Hof des erzbischöflichen Palastes, die Wohnhäuser Trovatelli und Toscanelli in Pisa, der Palazzo Pretorio in Lucca u. a. m.

Wie unter den Städten Florenz, so ragen unter den Meistern, welche als die ersten Begründer und Durchbildner der Renaissance gefeiert werden müssen, hauptsächlich Filippo Brunelleschi (1377—1466), Michelozzo Michelozzi (1396—1470) und Leon Battista Alberti (1464—72) hervor, die beiden ersten als Praktiker, der letzte besonders als Theoretiker. Jedem dieser Meister widmet der Verfasser eine eingehende Charakteristik und Kritik, die von ihrer Gesammtthätigkeit wie von ihren Hauptwerken in möglichster Kürze ein lebendiges und anschauliches Bild geben. In mehr übersichtlicher Weise werden deren Nachfolger, wie Giuliano und Benedetto da Majano, Antonio und Bernardo Rossolino u. s. w. behandelt, deren bedeutendste Leistungen gleichfalls unter den Baudenkmalen von Florenz zu finden sind.

Auf dem Gebiet der Bildnerei fällt zwar die Rückkehr vom Geist der Gothik zu dem der antiken Plastik nicht so unmittelbar wie bei der Baukunst ins Auge; aber gleichwol fand auch hier eine solche thatsächlich statt und bekundete sich, der allgemeinen, mehr wissenschaftlichen als poetischen Richtung des Jahrhunderts entsprechend, hauptsächlich dadurch, daß man das Hauptgewicht nicht mehr wie früher auf den Inhalt als solchen, sondern auf dessen möglichst naturgetreue Darstellung und vollendete Ausführung legte, also sich vom Idealismus dem Realismus zuwandte. Als Muster in dieser Beziehung lagen aber den damaligen Künstlern zunächst die Sculpturen des römischen Alterthums, namentlich die Reliefs der römischen Triumphbogen und Sarkophage vor, und da ihnen diese vorzugsweise durch die Meisterhaftigkeit ihrer Technik sowie durch ihren Figurenreichthum und durch den dramatischen Charakter der behandelten Motive imponirten, so suchten sie vor allem in diesen Beziehungen die gleiche Vollkommenheit zu erreichen und gewannen demzufolge eine Vorliebe für Compositionen, in denen sie besonders ihre Virtuosität in möglichst täuschender Nachbildung der Wirklichkeit und ihr Geschick für Darstellung complicirter Handlungen an den Tag legen konnten, ja sie gingen in diesen Bestrebungen so weit, daß sie dabei nicht selten die Grenzen der Plastik überschritten und sich Aufgaben stellten, die nur die Malerei befriedigend zu lösen vermag.

Den Boden für die Entfaltung einer derartigen Thätigkeit fanden diese Künstler gleichfalls in Florenz, das schon im vorigen Jahrhundert neben Pisa eine Hauptstätte für die Pflege der Sculptur gewesen war. Derjenige Künstler, dem hier Gelegenheit geboten wurde, sich in dieser Kunstrichtung die ersten Lorbern und einen unsterblichen Namen zu erringen, war Lorenzo Ghiberti (1378—1455), indem ihm, nachdem er bei einem allgemeinen Preisausschreiben selbst über Filippo Brunelleschi den Sieg davongetragen hatte, von der Signoria zu Florenz die Herstellung zweier Bronzethüren am Baptisterium übertragen wurde, eine Aufgabe, die er bekanntlich in so bewunderungswürdiger Weise löste, daß noch Michel Angelo über diese Thüren gesagt haben soll, sie seien werth, die Pforten des Paradieses zu sein. Bezüglich der Art und Weise wie der Vollendung ihrer Ausführung stehen jedoch die beiden Thüren nach Förster's Urtheil keineswegs auf gleicher Stufe. Ueber die zuerst ausgeführte, welche außer den vier Evangelisten und Kirchenvätern zwanzig Darstellungen aus dem Neuen Testament enthält, sagt er, sie seien zwar Hochrelief, doch ziemlich einfach, namentlich die Flächen des Hintergrundes nicht mit complicirten Handlungen, sondern, wenn überhaupt, nur mit architektonischen Formen, und zwar ohne perspectivische Verkürzung, ausgefüllt. Die Motive der Darstellung seien zwar sehr energisch dramatisch, aber die Gestalten nicht frei von übertrieben geschwungener Bewegung; der Faltenwurf weich und fein getheilt, die Proportionen dagegen verfehlt. Ungleich enthusiastischer spricht er sich über die zweite Thür aus, welche innerhalb eines gleichfalls reich mit Figuren und Ornamenten ausgestatteten Rahmens zehn Darstellungen aus dem Alten Testament enthält:

Hier entwickelt nun Ghiberti sein Talent im reichsten Maße, sodaß er weit über sich hinauswächst; freilich aber auch ebenso weit und weiter noch über die — in keinem Fall willkürlichen — Grenzen seiner Kunst hinausgeht. Was Schönheitssinn dem Künstler eingeben kann für Form, Proportion, Haltung und Bewegung der Gestalten, sowie für ihre Bekleidung, das hat er in den Bildwerken dieser Thür niedergelegt; er kennt keine Beschränkung in Bezug auf ihre Anzahl, und je mehr er aufführt, um so öfter und mannichfaltiger offenbart sich der Geist der Schönheit. Und wo ihm die Größe der Sculpturen die Gelegenheit an die Hand gibt, sein ernstes Studium der Natur, die tiefe Kenntniß derselben zu zeigen, wie in den Einzelfiguren und Köpfen der Einfassung, da erreicht er die höchste Stufe der Wahrheit und Charakteristik. Hat er durch Vereinigung von Hochrelief und Flachrelief einen Vortheil der Malerei sich angeeignet, die Fläche scheinbar zu vertiefen, so schließt er zugleich die Berechtigung daran, den Blick in die Ferne zu leiten, weite landschaftliche Hintergründe mit Gebäuden, Bergen und Flüssen, mit Baumgruppen und Waldungen zu bilden, oder auch den Grund ganz mit Architektur auszufüllen und diese unter das Gesetz der Linearperspective zu stellen. Bald aber treten die Bilder, wie reich ausgestattet sie auch sind, zurück vor dem Rahmen, der sie einschließen soll. Nun erst erscheint Ghiberti recht in seinem Element! Frucht- und Blumenschnüre mit allerhand fröhlichem Gethier, reizendes Laubwerk, mannichfache architektonische Ornamentik, Medaillons mit weit heraustretenden Köpfen, Nischen mit den lieblichsten Figuren umgeben in wundervollem Wechsel die Erzählungen von der Urgeschichte der Menschheit; es scheint, als habe der Künstler die in Ueberfülle

strotzende Herrlichkeit der noch jugendlichen Erde im Bilde darstellen wollen; und als noch gar das Prachtwerk in Feuer vergoldet im Glanze der Morgen-, im Reflex der Abendsonne glänzend vor den Augen der Menge stand war es kein Wunder, wenn das Entzücken keine Grenze, die Begeisterung keinen genügenden Ausdruck fand und selbst der ernste und strenge Buonarotti noch nie anders von ihm sprach als von der Pforte des Paradieses.

Die hohe Vollkommenheit dieser Leistungen und anderer für Florenz, Siena u. s. w. gelieferten Bildwerke erscheint um so staunenswürdiger, als sich Ghiberti ursprünglich der Malerei gewidmet hatte und die Arbeit, mit welcher er den Preis erwarb, sein erstes plastisches Werk gewesen zu sein scheint. Die Frage, welchen Einwirkungen außer seinem Genie er eine so außerordentliche Meisterschaft zu verdanken gehabt habe, führt Förster ihrer Lösung dadurch näher, daß er in einem von Ghiberti selbst sehr hochgestellten, aber ungenannten kölner Meister den deutschen Bildhauer Piero di Giovanni Tedesco, auch Teotonico genannt, vermuthet, der unter den gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Florenz beschäftigten Bildhauern eine hervorragende Stellung eingenommen und in die dortige Kunstthätigkeit neues Leben gebracht hatte, mithin auch für Ghiberti, wenn nicht wirklicher Lehrer, doch Muster und Vorbild gewesen sein konnte — eine Vermuthung, die er dadurch in hohem Grade glaubwürdig macht, daß er auf die unverkennbar ähnliche Kunstrichtung in den Arbeiten beider Künstler hinweist.

Neben Ghiberti werden uns als Hauptvertreter der Bildnerei in Florenz Donatello (1386—1468) und Luca della Robbia (1400—81) vorgeführt, von denen der erstere besonders in Holz und Stein, jedoch auch in Erz arbeitete, während sich der letztere, außer durch einige Marmorarbeiten, besonders als Erfinder der verglasten Terracotten bekannt gemacht hat. Bei der Charakteristik Donatello's hebt der Autor mit besonderm Nachdruck den zwischen ihm und Ghiberti bestehenden Gegensatz als einen so grellen hervor, daß sich kaum ein weiteres Auseinandergehen von einem und demselben Princip aus denken lasse. Zwar größtmögliche, bis zur Täuschung gesteigerte Natürlichkeit stehe auf der Fahne eines jeden; aber während Ghiberti hierbei vorzugsweise seinem Schönheitssinne folge, lege es Donatello vornehmlich auf Wahrheit an und treibe diesen Wahrheitseifer bis zum Cultus des Häßlichen; und während Ghiberti seine Thätigkeit fast ausnahmslos auf Florenz und wenig Hauptarbeiten beschränkt habe, habe Donatello die seinige fast über ganz Italien ausgedehnt und der Zahl nach wol zehnmal so viel Werke als jener geschaffen. Für diese allgemeine Charakteristik liefert er in den eingehenden Schilderungen der einzelnen Werke Donatello's, z. B. seiner Verkündigung, seines Crucifix, seines Johannes Baptista, seiner Büßenden Magdalena, seines Kahlkopf u. s. w. schlagende Belege, unterläßt es jedoch nicht, auch auf diejenigen Arbeiten hinzuweisen, in denen sich der Künstler, wie z. B. im Heiligen Georg und in den Kindergestalten, einer größern Maßhaltung beflissen hat, wie er denn überhaupt dem Ernst von Donatello's künstlerischer Denkweise, der Gründlichkeit seiner Studien, der Energie seiner Formengebung und Ausführung die volle Anerkennung zutheil werden läßt.

Außer den genannten Koryphäen der florentinischen Schule finden natürlich auch deren Nachfolger, sowie die Künstler der Schule von Siena, mit Jacopo della Quercia an der Spitze, die ihnen und ihren Werken gebührende Würdigung; jedoch müssen wir hier über dieselben hinwegeilen, um an der Hand des Autors noch einen Blick auf die Malerei dieses Zeitraums werfen zu können.

Auf diesem Gebiete finden wir den Geist der alten Kunst nicht in gleichem Maße erschöpft. Allerdings war auch hier unter dem Einfluß der Giotto'schen Schule bei vielen Malern an die Stelle der ursprünglichen Begeisterung eine nüchterne Handfertigkeit getreten, aber daneben tauchten doch auch noch einzelne Talente aus der breiten Masse empor, und selbst in den geist- und gedankenarmen Schöpfungen verräth sich, wenn auch oft kaum bemerkbar, die Erinnerung an das Recht und die Aufgabe der Kunst: unter Beachtung des wirklichen Lebens mit den dem Geiste inwohnenden Mitteln die Sprache zu bilden für die Versinnlichung der Anschauungen der Phantasie. Demgemäß macht uns der dritte Hauptabschnitt des Buchs zunächst in kurzgefaßten Schilderungen mit den „Meistern des Uebergangs“ (Lorenzo di Niccolo, Posellino, Lorenzo Monaco u. s. w.) bekannt, um sich sodann mit der ihrer Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit über die bahnbrechenden Meister dieses Jahrhunderts in der Malerschule von Florenz aussprechen zu können.

Unter diesen nehmen vor allen Masolino und Masaccio das allgemeine Interesse in Anspruch. Das Hauptwerk dieser beiden Künstler ist bekanntlich nach alten Ueberlieferungen der Bilderschmuck der Kapelle Brancacci in S.-Carmine zu Florenz und dieses zugleich das bedeutendste Denkmal italienischer Malerei aus dem 15. Jahrhundert, weil es gleichsam zu einer hohen Schule wurde, in welcher, wie Vasari sagt, die nachmals berühmtesten Bildhauer und Maler, Fra Giov. da Fiesole, Fra Filippo und Filippino, Alesso Baldovinetti, Andrea del Castagno, Andrea del Verrocchio, Domenico del Ghirlandajo, Sandro di Botticella, Lionardo da Vinci, Pietro Perugino, Fra Bartolommeo, Mariotto Albertinelli und der göttliche Michel Angelo sowie Rafael von Urbino und alle Nachfolgenden ihre Studien gemacht und die Grundsätze der wahren Kunst sich angeeignet haben. Leider ist dieser Cyklus von Frescogemälden, der eine Reihe von Scenen aus der Lebensgeschichte des heiligen Petrus darstellt, nicht vollständig erhalten, indem mehrere der Bilder übertüncht und durch moderne Malereien ersetzt sind. Zwar ist, was uns geblieben, noch bedeutend genug, um uns den mächtigen Einfluß dieser Compositionen auf die Fortbildung der Kunst begreifen zu lassen; jedoch trägt der unvollkommene Zustand, in welchem sie uns vorliegen, jedenfalls einen Haupttheil der Schuld an der Thatsache, daß über die Autorschaft dieser Bilder noch keine Einhelligkeit des Urtheils hat erzielt werden können. Während die ältern Angaben von Albertini und Vasari im wesentlichen darin übereinstimmen, daß die Mehrzahl derselben zum Theil von Masolino, zum Theil von Masaccio herrühre und nur einige wenige dem Filippino zuzuschreiben seien, eine Ansicht, der in der Hauptsache auch noch Rumohr und Gaye sich anschließen, hat man sich in neuester Zeit hauptsächlich die zuerst von Crowe und

Cavalcaselle geltend gemachte Ansicht angeeignet, welche dahin geht, daß man in allen diesen Bildern, mit Ausnahme der dem Filippino beizulegenden, Arbeiten Masaccio's erblicken müsse, weil dieselben sämmtlich von den inzwischen zu Castiglione aufgefundenen Fresken, welche urkundlich mit dem Namen Masolino bezeichnet sind, so auffällig verschieden seien, daß man sie unmöglich für Werke eines und desselben Meisters halten könne. Förster hat diese interessante Streitfrage nochmals einer gründlichen Untersuchung unterzogen, und das Ergebniß derselben nöthigt ihn, sich im wesentlichen für die ältere Ansicht zu entscheiden. Zunächst sprechen dafür einstimmig die aus älterer Zeit stammenden positiven Ueberlieferungen. Außerdem stützt er dieses Urtheil hauptsächlich auf den grundverschiedenen Charakter, der zwischen je drei und drei der neuerdings sämmtlich dem Masaccio zugeschriebenen Compositionen bestehe. Von den sechs Fresken der obern Reihe nämlich, welche man dem bei Wandmalereien üblichen Verfahren gemäß wahrscheinlich als die zuerst ausgeführten ansehen müsse, seien offenbar der Sündenfall, Petri Predigt, Die Heilung des Lahmen einerseits, und die Vertreibung aus dem Paradiese, die Holung des Zinsgroschens aus dem Rachen des Fisches und Petri erste Taufhandlung andererseits sowol in der Auffassung wie in der Darstellung des zu behandelnden Stoffs sehr wesentlich voneinander verschieden. Während z. B. der Sündenfall in den schlanken, leicht modellirten, lichtgefärbten Gestalten und deren fast declamatorischer Stellung zwar unverkennbar von Schönheitssinn wie auch von einem nach der Natur gebildeten, obwol nicht strengen Formensinn zeuge, aber ohne Individualisirung und psychologisch-dramatische Charakteristik, namentlich ohne die mindeste Andeutung einer Verlockung von seiten der Schlange oder Eva's sei, erweise sich dagegen die Vertreibung aus dem Paradiese gerade umgekehrt als eine höchst ausdrucksvolle, dramatisch bewegte, in kräftiger Modellirung und Färbung das strengste Natur- und Formenstudium verrathende Composition, von eigentlichem Schönheitssinn jedoch sei darin sehr wenig zu bemerken. Ganz derselbe Gegensatz, wenn auch in einigen Beziehungen gemildert, bestehe zwischen Petri Predigt und dem Zinsgroschen, indem dort wieder Weichheit und Milde, Sinn für das unmittelbar Anmuthende und Wohlgefällige, hier dagegen Strenge in Form und Ausdruck, Kraft und Großartigkeit der Anschauung vorwalte. Und wesentlich dasselbe Verhältniß finde auch zwischen der Heilung des Lahmen und der Taufe statt, indem das eine gerade dadurch sich auszeichne, in welchem das andere sich schwächer erweise. Auf Grund dieser Unterschiede, für welche mannichfache, nicht blos auf subjectiver Anschauung, sondern auf objectiven Thatsachen beruhende Belege beigebracht werden, sowie mit Bezugnahme auf die niemals angezweifelte Autorschaft Masaccio's in Betreff des Zinsgroschens geht nun die Endansicht Förster's dahin, daß die drei vorzugsweise dem Schönheitssinn rechnungtragenden Gemälde dem Masolino, dagegen die drei besonders durch scharfe Charakteristik sich auszeichnenden Darstellungen dem Masaccio zuzuschreiben seien. In Betreff der übrigen Bilder aber erklärt er sich aus Gründen, die hier nicht näher entwickelt werden können, aber gleichfalls durchaus überzeugend sind, schließlich dahin, daß die Genesung der Kranken im Schatten Petri und die Almosenvertheilung noch ganz und gar Arbeiten Masaccio's seien, dagegen die Erweckung des Königssohnes nur von ihm begonnen und erst 50 Jahre später von Filippino Lippi vollendet sei, der außerdem auch die vier Fresken, welche Petrus von Paulus im Gefängniß besucht, Petri Befreiung aus dem Gefängniß, Petrus vor dem Richterstuhl und Petri Tod darstellen, gemalt habe. Dem Masolino erkennt er somit keinen weitern als den obenbezeichneten Antheil an dem Bildercyklus der Kapelle Brancazzi zu, indem er es, auf ein gerichtliches Document sowie auf chronologische und kunstwissenschaftliche Erwägungen sich stützend, in hohem Grade wahrscheinlich macht, daß dieser Masolino mit dem Masolino, von welchem die Fresken in Castiglione herrühren, gar nicht eine und dieselbe Person, sondern ein beträchtlich späterer, nicht mehr der Uebergangsperiode, sondern schon entschieden der neuen Richtung angehöriger Künstler, ja vermuthlich kein anderer als Masaccio's jüngerer Bruder Tommaso gewesen ist, von dem in dem bereits angedeuteten Documente ausgesagt wird, daß er schon vor Masaccio zu Rom gestorben sei. Sollten sich nicht aus uns unbekannten Gründen gegen diese Voraussetzungen Bedenken erheben lassen, so würden durch die von Förster gegebene Erklärung alle Widersprüche und Schwierigkeiten, die sich bisjetzt einer allseitig befriedigenden Lösung dieser Streitfrage in den Weg gestellt haben, glücklich beseitigt sein.

Nachdem in gleich gründlicher und ergebnißreicher Weise auch die übrigen Koryphäen der florentiner Schule, zunächst der in seinem religiösen Idealismus vom Autor schon früher in einer besondern Monographie charakterisirte Fiesole, sodann der den Gegensatz des Realismus und Idealismus taktvoll versöhnende Fra Filippo Lippi, ferner Benozzo Gozzoli, Sandro Boticelli, Filippino und Domenico Ghirlandajo, und endlich in kürzerer Behandlung die Künstler zweiten Ranges, wie Alesso Baldovinetti, Cosimo Rossolli, Bartol. della Gatta, Andrea und Pietro Pollajuolo und Andrea Verrocchio ihre Charakteristik und Würdigung gefunden haben, wobei insbesondere auch ihre Verdienste um die Vervollkommnung der Technik hervorgehoben werden, beschäftigt sich der letzte Abschnitt des vorliegenden Bandes noch mit den Künstlern aus der Schule von Siena, die nach dem Urtheile des Verfassers hinter den Meistern der florentiner Schule allerdings beträchtlich zurückbleiben, aber doch theils wegen der Beharrlichkeit, mit der sie, der Zeitströmung entgegen, an der traditionellen, aus dem Byzantinismus hervorgegangenen streng kirchlichen Richtung festgehalten haben, theils wegen der Bedeutung, zu der sich diese Schule unter Antonio Bazzi und Girolamo della Pacchia während des 16. Jahrhunderts noch einmal aufgerafft, mehr Beachtung verdienen, als ihnen gemeinhin gewidmet wird. Mit der Hinweisung auf diese beiden Künstler, die bereits zu den Zeitgenossen Michel Angelo's und Rafael's gehören, schließt das Buch und kündigt damit zugleich den folgenden Band als denjenigen an, in welchem die Glanzepoche italienischer Kunst ihre Darstellung finden wird.

Adolf Zeising.

Unterhaltungsliteratur.

1. Erzählungen von Luise von François. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Luise von François ist eine anmuthige Erzählerin, wenn auch ihre ganze Schreibweise sehr die weibliche Feder verräth. Es ist bekannt, daß gerade Damen meistens die Schwäche haben, beim Wiedergeben von Anekdoten und Bonmots die Pointe zu vergessen. Auch diese Erzählungen zeigen eine ähnliche weibliche Schwäche, sie haben keine rechte, deutlich in die Augen springende Pointe, keinen ordentlichen Mittelpunkt, und wenn man sich auch bei der Lektüre einigermaßen ergötzt hat, so bleibt doch nichts Festes im Gedächtnisse zurück. Ferner sind die Verhältnisse stets mit einer gewissen Unklarheit dargelegt. Im „Erben von Saldeck" wird schwerlich jemand so recht aus dem der ganzen Geschichte zu Grunde liegenden juristischen Thatbestande klug werden. Wenn solche realistischen Verhältnisse einem poetischen Werke als Grundlage dienen, so müssen sie mit der gehörigen Sachkenntniß und Ausführlichkeit geschildert werden, ohne welche es unmöglich ist, ein aufrichtiges Interesse zu erregen. Der Schriftsteller braucht sich nicht gerade die Balzac'sche Detailschilderung und Weitschweifigkeit zum Muster zu nehmen, aber die Leichtigkeit, mit welcher es in Deutschland vielfach Mode ist, über die realen Bedingungen einer Roman- oder Novellenhandlung fortzuschlüpfen, ist noch viel verwerflicher. Dazu kommt die Unbestimmtheit des Colorits: in der angeführten Novelle weiß man kaum, ob die Sache in Süd- oder Norddeutschland spielt. Das beliebte: „eine Provinz", die „Residenzstadt" u. s. w. in abstracto sollte aus unsern Romanen allmählich ganz verbannt werden. Die concrete Wirklichkeit der Scenerie würde auf die Charakteristik gewiß einen heilsamen Einfluß ausüben.

Ein interessantes Problem hat die Verfasserin in der „Geschichte einer Häßlichen" behandelt und immerhin Anerkennenswerthes geleistet, wenn wir natürlich auch auf irgendwelche psychologische Tiefblicke verzichten müssen. Die häßliche Laurentia, die endlich doch ein liebendes Herz findet, ist in der That eine anziehende Gestalt. Freilich mit einer gesunden Portion Häßlichkeit ist sie ausgestattet. Man höre:

Rothe Haare und Sommersprossen sind häßlich, hatte Sophie gesagt. Nun, rothe Haare hatte Laurentia nicht. Im Gegentheil der Schmuck ihres Hauptes ist rabenschwarz, wenn auch ein wenig ungleich, spröde und trotz aller angelernten Sorgfalt schwierig zu glätten. Immer von neuem drängt er sich über die hohe, schmale Stirn und mischt sich mit den dichten ineinandergezogenen Brauen. Und Sommersprossen, wie Sophie, nein, die hat sie auch nicht, denn das Gesicht, wie der ganze Körper zeigt eine gleichmäßige bräunliche Röthe, so als ob ein inneres vulkanisches Feuer die harte Decke der Haut durchschimmerte. Aber Sophie hatte einen klugen, gelassenen Ausdruck der kleinen grauen Augen, und die großen schwarzen der armen Laurentia — schielen. Das eine von ihnen glüht in diesem Augenblicke wie eine entzündete Kohle, während das andere, in den äußersten Winkel gedrängt, nur eine purpurn geäderte weiße Masse erkennen läßt. Sophie hat einen breiten Mund, ihre Lippen sind bleich, aber sie bewegen sich mit anmuthiger Leichtigkeit und enthüllen beim Sprechen zwei Reihen wohlgeformter, weißer Zähne. Auch Laurentia's Zähne sind gesund, wie ihre übrige körperliche Natur, aber ungleich, einer über den andern hervorragend; ihre Lippen sind roth und voll, aber ohne Schwung und mittlern Einschnitt. Sie hat einen Plattmund, wie die Engländer ihn im allgemeinen den Deutschen vorzuwerfen pflegen. Was hilft es ihr, daß die Nase edel geschnitten ist, und daß sie, wenn in Ruhe, im Profil von der Seite des gesunden Auges aus betrachtet, so hübsch aussehen kann wie Freundin Sophie nie? Der Mund, der Sitz des Witzes und des Liebreizes in einem Menschenantlitz, verdirbt schnell jeden gefälligen Ausdruck, sobald sie lacht oder spricht, mit dem unelastischen Muskel, mit dem Zittern der breiten Oberlippe, dem hastig-schwerfälligen Organ. Und die Gestalt! Sophie ist lang und sehr mager, allerdings, ihre steife Haltung gibt ihr, wenn in Ruhe, ein wenig den Ausdruck der Härte, Gang und Bewegung aber zeigen eine anmuthige Biegsamkeit. Laurentia's Körper dahingegen ist klein und voll, ja üppig, er zeigt keine Steifheit und Härte, im Gegentheil, eine excentrische Wellenlinie! Der übermächtige obere Theil scheint die Gestalt in der Gegend der Hüften zur Erde zu ziehen, daher der schleppende, kriechende, stolpernde Gang. Und ach! über das alles besitzt unsere Laurentia auch noch einen nicht unansehnlichen Kropf!

Es ist nun sehr hübsch geschildert, wie in diesem koboldartigen Wesen zum ersten male die weibliche Eitelkeit erwacht, wie sie von allen zurückgestoßen wird, selbst vom eigenen Vater, wie sie plötzlich durch das Testament einer Tante eine reiche Erbin und nun erst recht vom Vater gehaßt wird, der seine ganze Liebe auf seine zweite schönere Tochter überträgt. Mit feinem Takte auch ist der Charakter des jungen Felix gezeichnet, der die arme Häßliche liebt; nur ein derartiges Gemüth konnte hier lieben wie das des „einfältigen" Felix mit der lieblichen Erscheinung und der klingenden Tenorstimme.

2. Musiker-Leiden und Freuden. Drei Novellen von Luise Otto. Wien, Hartleben. 1871. 8. 28 Ngr.

Luise Otto gesteht selbst ein, daß es ihr Ziel sei, Poesie und Tendenz zu vereinigen. Jedes Genre verdient gewiß anerkannt zu werden, wenn es sein Recht auf Existenz nachweist, wenn es einem idealen Zwecke dient. Es kann der Sache der Humanität nur gute Dienste leisten, wenn die Leiden und Freuden einer bestimmten Berufsklasse weitern Kreisen durch anschauliche Schilderungen zugänglich werden. Gewiß auch sind nirgends mehr Uebelstände anzutreffen als in der Region des Orchester- und Bühnenproletariats. Die moderne Musik braucht die Massen; die materielle Breite, zu welcher unser Theaterwesen sich entwickelt hat, nimmt jährlich so und so viele Hunderte, ja Tausende von Menschen in Anspruch, die nur selten zu einer glänzenden Einzelstellung sich herausarbeiten, denn dazu gehört zweierlei: Talent und Intrigue. Die meisten aber haben mit bitterer Noth zu kämpfen, oder fallen, falls sie dem weiblichen Geschlechte angehören, der Prostitution, wenn auch vielleicht unter irgendeinem decenten Namen, anheim. Vor einem muß man sich jedoch bei der Schilderung dieser theatralischen und musikalischen Zustände hüten, nämlich einer durchaus nicht angebrachten Sentimentalität zu verfallen, die mit Redensarten von „Kunst" u. s. w. um sich wirft. Wem fällt es, bei Schilderung irgendeines Localreporters für ein großstädtisches Blatt, dem es ein wenig schief geht, gleich ein, vom Martyrium des Schriftstellers zu sprechen? So

verschone man uns denn auch bei den Cohorten von Musikanten und Mimen beiderlei Geschlechts mit ähnlichen hochklingenden Redensarten. Daß Luise Otto an diesem Uebel ein wenig leidet, dürfen wir allerdings ihr als Frau nicht so sehr übel nehmen. Im übrigen sind die drei Novellen, welche das Bändchen enthält, mit dem bekannten Talente der Verfasserin erzählt. Das Gedicht über die neunte Symphonie wäre besser fortgeblieben, wie alle derartige Programmusik-Poesie.

3. Eleonore. Roman von E. von Rothenfels. Fünf Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 6 Thlr.

Die Verfasserin, die zu Anfang dieses Jahres verstorben ist, hat sich bereits durch mehrere andere Romane („An der Weichsel", „Heideblumen") bekannt gemacht. Der vorliegende Roman spielt in der höhern Gesellschaft. Eleonore ist die Tochter des Ministers von Seltendorf, welche von ihrer Stiefmutter Edith systematisch aus dem Herzen des Vaters gedrängt und zu Grunde gerichtet werden soll. Natürlich nimmt alles schließlich ein gutes Ende, Eleonore heirathet ihren Hugo von Waldenstein, den sie schon mit einer Andern verlobt wähnte. Dieser Schluß hat uns am wenigsten zugesagt. Die Verfasserin hat es sich ein wenig zu bequem gemacht und den Knoten zerhauen, anstatt ihn zu lösen. Edith's Tod kommt in sehr gelegenem Moment, und ebenso angenehm ist für die Heldin die Entdeckung, daß ihr Waldenstein gar nicht mit seiner Nichte Helene vermählt war, sondern im Gegentheil diese mit einem Andern verlobte. Wie schon bemerkt, bewegen wir uns in diesem Romane, abgesehen von Kammerzofen, Bedienten und Stallknechten, nur in höhern Kreisen; selbst ein Kunstreiter, der unter dem Namen Orlando in Florenz bei den Damen Furore gemacht hat und Eleonore entführen will, weil er glaubt, sie liebe ihn, ist wenigstens ein verbummelter Dragonerofsizier. Die Verfasserin spricht offen die Ansicht aus, daß der deutsche Roman am besten sich in der Tiefe oder in der Höhe bewege. Es heißt in einem langen Gespräche, in welchem vieles sehr Vernünftige über die Schwierigkeit, einen deutschen Roman zu schreiben, gesagt wird und Auerbach wegen seiner Dorfgeschichten ein unbedingtes Lob erhält:

Ich kann Ihnen sagen, daß der Romandichter, wie in der Tiefe, so auch in der Höhe festen Grund finden würde, und daß die deutsche Gesellschaft ziemlich dieselben festen Linien bietet, welche die englische oder die eines andern Landes gewährt. In dieser Gesellschaft fühlt man sich im Nord wie Süd in heimischen Zuständen, und es ist zu bedauern, daß unsere Schriftsteller zu wenig bekannt damit sind, oder zu viel Vorurtheil haben, um bis zu dem Pulsschlag des Seelenlebens dahin vorzudringen.

Wir glauben, daß dem doch nicht ganz so ist. Die hohe Gesellschaft kann unmöglich dieselbe in Berlin und in einer reußischen Residenz sein, mit der Festigkeit der Linien ist es also nicht so weit her. Die Verfasserin hat es sich allerdings auch leicht gemacht, da ihre Scenerie ebenfalls die größte Anonymität bewahrt und niemand ahnen kann, was für einem Könige der alte Seltendorf eigentlich als Minister dient.

Auerbach's „Dorfgeschichten", Immermann's „Oberhof" und manche andere Erzählung wirken deshalb so wohlthuend auf uns, weil sie auf festem Grund und Boden stehen. Der Roman ist eben ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa; es ist verfehlt, ihn in irgendeinem Irgendwo Gozzi'scher Komödien spielen zu lassen. Gerade aus der Wirklichkeit, in der wir selbst leben, sollen sich seine Gestalten ablösen. Jeder Einsichtsvolle hat das den Deutschen gepredigt. Selbst der phantastische E. T. A. Hoffmann sprach sich hierüber aufs bestimmteste aus, und seine graulichsten Geschichten passiren in den wohlbekannten Straßen Berlins und Dresdens.

Die Verfasserin verfügt über einen recht geschickten Pinselstrich; ihre Charaktere sind alle mit anerkennungswerthem Geschick ausgeführt. Eleonore selbst und ihre dämonische Stiefmutter sind wol die gelungensten Bilder. Aber auch unter den Nebenfiguren tritt uns manche ansprechende Gestalt entgegen, wie der alte Kutscher Martin, der General von Werding, die witzige und doch gemüthreiche Alma von Windhem u. s. w. Es ist zu beklagen, daß das anscheinend nicht unbedeutende Talent der Verfasserin sich nicht weiter entfalten konnte.

4. Herz und Geld. Ein Polizeiroman von F. Ch. B. Avé-Lallemant. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 5 Thlr.

Es ist uns unklar geblieben, weshalb dieser Roman den Titel eines Polizeiromans führt; die Polizei kommt allerdings ein paarmal darin vor, wir lernen eine Diebesspelunke kennen und müssen sogar ein paar gänzlich unverständliche und deshalb in einer Anmerkung erklärte rothwelsche Worte mit in den Kauf nehmen, aber das genügt doch am Ende ebenso wenig zu einem Polizeiroman, wie die Existenz von Constablern und Gaunern einen Polizeistaat ausmacht. Der Inhalt des Romans ist ziemlich gewöhnlich. Der eine Held, Sohn eines armen Musikers, macht sein Glück, indem er die Tochter seines reichen Principals heirathet; der andere, Sohn eines reichen in England ansässigen deutschen Kaufmanns, verfällt in Leichtsinn, treibt sich mit liederlichen Frauenzimmern herum, fälscht Wechsel, wird von seinem Vater verstoßen, will verzweifeln, wird aber durch weibliches Mitleid und weibliche Liebe gerettet, und endlich macht er Hochzeit und vergißt seine Jugendstreiche. Ueberhaupt kommt alles in diesem Buche unter die Haube und sein letztes Wort selbst ist noch eine Verlobungsanzeige. Manche recht hübsche Schilderungen beweisen das Talent des Verfassers, auch mit manchen der auftretenden Charaktere kann man sich wol befreunden. Im ganzen dürfte sein Werk aber doch als ziemlich leichte, für die Leihbibliothek berechnete Arbeit zu bezeichnen sein.

5. Aus vier Jahrhunderten. Historische Skizzen und Erzählungen von Adolf Beneke. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

6. Aus alter und neuer Zeit. Humoristische Erzählungen von Adolf Beneke. Bremen, Kühtmann und Comp. 1871. 8. 22½ Ngr.

Dasselbe Urtheil läßt sich wol auch ohne Uebereilung auf die beiden vorliegenden Bändchen anwenden, die eine Reihe ziemlich flüchtig erzählter Novellen und Skizzen enthalten. Auch sind die aufgegriffenen Themen weder besonders neu noch durch die Behandlungsweise irgendwie pikant gemacht. Cagliostro z. B. ist doch gewiß als eine abgenutzte Figur zu bezeichnen, die man ruhig in der Rumpelkammer lassen sollte. Was den Humor anbelangt,

so ist es mit ihm in den „humoristischen“ Erzählungen auch ziemlich matt bestellt. Denn daß ein Theologe, der für einen Pietisten gilt, von der dieser Richtung abholden Gemeinde zum Prediger gewählt wird, weil man ihn rauchen sieht und dies als Beweis seiner Freigeisterei gilt, oder daß einer, der sich durchaus nicht photographiren lassen will, endlich dazu gebracht wird, als man ihn bestohlen hat, indem er vor die dunkle Kammer gestellt und ihm aufgebunden wird, das sei ein Wunderkasten, worin er den Dieb sehen werde — das sind denn doch sehr harmlose Einfälle, die mit „Humor“ kaum etwas zu thun haben.

Feuilleton.

Zur Autorenfrage.

Die deutschen Theaterdirectoren, die nicht alle den Schriftstellern gegenüber ein reines Gewissen haben, fühlen sich eingeschüchtert durch die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, die jetzt, auf das deutsche Reichsgesetz über geistige Urheberrechte gestützt, ihnen als eine festgeschlossene Macht gegenübertritt. Die große Mehrzahl erkennt indeß das Recht der Autoren, ihre Interessen zu wahren bereitwillig an und reicht ihnen entgegenkommend die Hand. Dem zu Kassel versammelten Bühnenverein ging eine von dem nürnberger Theaterdirector Reck einberufene Directorenversammlung voraus, in welcher die Autorenfrage den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete. Das Resultat der kasseler Berathungen war, daß eine Commission, bestehend aus Freiherrn von Loën, Generalintendant des weimarischen Hoftheaters, als Obmann, den Directoren Reck von Nürnberg und Geheimen Commissionsrath Woltersdorff von Königsberg, ernannt wurde, um mit der Genossenschaft dramatischer Autoren sich ins Einvernehmen zu setzen und über die wichtigsten Punkte sich zu verständigen. Die Zusammenkunft fand am 23. und 24. November statt und führte im ganzen zu erfreulichen Resultaten. Der Vorstand der Genossenschaft war durch Rudolf Gottschall und Hrn. von Holstein vertreten; außerdem wohnten der Director derselben, Freiherr von Ledebur, und der Syndikus Dr. Gerhard den Verhandlungen bei. Man vereinigte sich, auf Grundlage eines von der Genossenschaft gemachten Entwurfs, über die Klassifikation der deutschen Bühnen und einen Honorartarif, bei welchem, ohne ausschließliche Einführung der Tantième, doch den Wiederholungen der Stücke Rechnung getragen wird; man constituirte sich als gemischte ständige Commission zur Ausgleichung eintretender Differenzen. In die bereits eingeleiteten Processe griff man nicht ein; doch erkannten auch die Vertreter des Bühnenvereins das Princip an, daß jeder neu eintretende Director eines städtischen Theaters, das nicht als Stadttheater von der Commune verwaltet werde, sich mit den dramatischen Autoren von neuem über die Aufführungsrechte einigen müsse, und nahmen an, daß der neue Director für früher aufgeführte Stücke die Hälfte des vereinbarten Honorarsatzes zu zahlen habe. Dies Princip wird bekanntlich von den Anwälten der Gegner der Genossenschaft, namentlich in dem großen Haase'schen Proceß, auf das entschiedenste bestritten. Das gemeinsame Wirken der Directoren und Autoren wird gewiß zum Heil des deutschen Theaters gereichen; die Directionen erklärten sich selbst bereit, Collegen, welche das Recht der Autoren verletzen, zur Rede zu stellen und das Material für die Controle der Aufführungen der Genossenschaft an die Hand zu geben. Die Beschlüsse der Commission bedürfen allerdings noch der Bestätigung durch die beiderseitigen Generalversammlungen.

Notizen.

Die deutsche Literatur findet im Auslande immer bereitwilligere Anerkennung. Wer hätte es gedacht, daß die heißblütigen Magyaren sich für einen Autor interessiren, der in Deutschland selbst durchaus nicht mehr zu den Lieblingen des Tags gehört und nur eine kleine Gemeinde um sich versammelt, während sein geistiger Reichthum noch immer viele Armen ernährt, die in der Literatur das große Wort führen? Wir meinen Jean Paul, dessen Charakterbild jetzt ein ungarischer Autor entworfen hat: „Jean Paul, tánulmány irta Rádl Ödön“ (Nagyvárad, Kiadja Hügel Ottó, 1872). Dieser Charakteristik ist ein Sonett vorausgeschickt, das in der Form allerdings nicht tadellos ist, aber eine warme Begeisterung für unsern großen Humoristen athmet:

An Jean Paul's Tadler.

Ihr kämpfet frech mit dem Titanen!
Ihr Maulwurfshaufen mit dem Berge,
Mit diesem Riesen, schwache Zwerge,
Die Sperlingsbrut mit dem Milanen!

Er schiffet stolz auf Sonnenbahnen,
Ein kühner, lichtgewöhnter Ferge:
O fleht, daß euch die Zeit verberge,
Die einst vergöttert Richter's Manen!

Versteckt die Liliputenwaffen,
Verhüllet die Pigmäenspeere,
Sie werden nie ihn niederraffen!

O glaubet nicht, daß ihn versehre,
Verklein're je sein riesig Schaffen
Die Kritik eurer Seelenleere.

Gleichzeitig wird ein Roman einer deutschen Schriftstellerin, der in Deutschland zwar Anerkennung bei der Kritik, aber bei dem Publikum nicht die verdiente Beachtung gefunden hat: „Die Tochter der Alhambra“, von Arthur Stahl, in das Italienische übersetzt. Die Uebersetzung erscheint im Feuilleton der „Libertà, gazzetta del popolo“, einer namhaften römischen Zeitung, unter dem Titel: „La figlia dell' Alhambra, romanzo storico di Arturo Stahl. Prima versione autorrizato dall autore di Médoro Savini.“

Von der von J. H. von Kirchmann herausgegebenen „Philosophischen Bibliothek“ (Berlin, Heimann, 1871—72) liegt wieder eine größere Zahl von Heften, 134—152, vor uns; wir finden in diesen Heften den Briefwechsel des Spinoza, Immanuel Kant's „Kleinere Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie“, sowie zur „Naturphilosophie“. Mehrere Hefte Erläuterungen von Kirchmann wollen das Verständniß Spinoza's und Kant's erschließen, sie beschäftigen sich meistens mit der Auslegung der einzelnen Stellen und fordern allerdings häufig den Widerspruch heraus. Von besonderm Interesse ist die Uebersetzung und Erläuterung derjenigen philosophischen Schriften, die man bisher in der Regel nur aus zweiter Hand kannte, die indeß nicht blos für die Geschichte der Philosophie, sondern auch an und für sich von Bedeutung sind; wir rechnen dahin sogar Locke's Schrift „Ueber den menschlichen Verstand“, die der Herausgeber selbst übersetzt und mit einer biographisch-kritischen Einleitung versehen hat, und Giordano Bruno's philosophisches Hauptwerk: „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, das Adolf Lasson aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen hat. Lasson sagt in der Vorrede: „Die Frucht, die ich von meiner Bemühung hoffe, ist die, daß sich ein allgemeineres Interesse dem edeln Denker zuwende, der eine der anziehendsten Erscheinungen bildet durch seine Leistungen wie durch seine Schicksale. In neuerer Zeit hat die Frage nach den Quellen der spinozistischen Lehre besonders auf Anlaß des neuentdeckten Tractates Spinoza's die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen Spinoza und Bruno gelenkt, einen Zusammenhang, der ohne Zweifel für Spinoza's früheste Entwickelungsstufe ein sehr inniger ist. Aber auch abgesehen von solchen historischen Beziehungen ist in den Schriften Bruno's vieles, was wol verdiente,

auch noch in unsern Tagen als Element unserer eigenen philosophischen Bildung wiederbelebt zu werden. So würde sich höchst verdient machen, wer die Dialoge »Degli eroici furori« ins Deutsche übertrüge. Es weht durch Bruno's Schriften ein Hauch unvergänglicher Jugend, ein Quell immer frischen Lebens. Seine reine Begeisterung für die Wahrheit wird zum leidenschaftlichen Affect, der sich mit feuriger Inbrunst ausspricht. Die mittelalterliche Mystik, die durch Vermittelung des Cusanus zur Gestaltung seiner Persönlichkeit beigetragen hat, verschmilzt bei ihm mit dem Classicismus des Zeitalters der Renaissance und mit der dem Italiener durch nationale Anlage einwohnenden Wärme der Empfindung für das Schöne der Erscheinung zu einer hinreißenden Gesammtstimmung." Bisher ist Giordano Bruno den Deutschen, abgesehen von den Werken zur Geschichte der Philosophie, durch das Werk von F. Falkson: „Giordano Bruno" näher gebracht worden, das die Principien des italienischen Denkers allerdings in romanhafter Einkleidung bringt, aber doch mit seinem Geiste vertraut macht. Die Lasson'sche Uebersetzung ermöglicht jetzt den unmittelbaren Verkehr mit dem geistreichen Freidenker.

Von dem „Neuen Pitaval", fortgesetzt von Dr. A. Vollert (Leipzig, Brockhaus, 1872), liegt jetzt das vierte Heft des siebenten Bandes vor, welches den sehr interessanten Proceß gegen den Präfecten Janvier de la Motte (Rouen 1872), behandelt, ein Proceß, welcher als die schärfste Kritik des Bonapartismus bezeichnet werden kann. Außerdem wird ein Proceß wegen Veruntreuung und Betrug durch Urkundenfälschung (Graf Demeter Aproxin und der Jude Hermann Figdor, Presburg 1871), in lebendiger Weise dargestellt.

Bibliographie.

Dorn, H., Aus meinem Leben. Erinnerungen. 3te Sammlung. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 1 Thlr.

Eicho, R., Wilde Fahrten. Erinnerungsblätter aus dem amerikanischen Bürgerkriege. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 5 Thlr.

Erlebnisse der IV. leichten Batterie des badischen Feld-Artillerie-Regiments im Feldzuge 1870/71 gegen Frankreich. Karlsruhe, Bielefeld. 16. 6 Ngr.

Erlebnisse der IV. schweren Batterie des badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14 im Feldzuge 1870—71 gegen Frankreich. Karlsruhe, Bielefeld. 16. 6 Ngr.

Fehrs, J. H., Krieg und Hütte. Ein erzählendes Gedicht. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 15 Ngr.

Fischer, D., Das ehemalige Amt Waßlenheim nach geschichtlichen Quellen dargestellt. Straßburg, Noriel. 1871. Gr. 8. 8 Ngr.

Fitger, A., Adalbert von Bremen. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Flaxland, F., Elsässische Novellen. 2te Aufl. Straßburg, Noriel. 1871. 8. 16 Ngr.

Folnes, C. J., Verbotene Früchte. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Aus dem Soldatenleben. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 10 Ngr.

Füllborn, G., Anna von Oesterreich oder die drei Musketiere der Königin. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Undiplomatische Gedanken über auswärtige und militärische Angelegenheiten. Pest, Aigner. Gr. 8. 1 Thlr.

Gröber, G., Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen. Vorlesung. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Grosmann, J., Das Fröbel'sche Erziehungs-System auf der Basis mathematischer Grundformen. Zum Verständniß der Fröbel'schen Pädagogik. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahn, J. G. v., Sagwissenschaftliche Studien. 3te Lief. Jena, Fr. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahn, R. E., Die Sklaverei der Liebe. Roman. Leipzig, Baensch. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hanstein, Marie, Des Knappen Sigwart goldenes Buch. Eine Mär in altdeutscher Form. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 Thlr.

Hartmann, S., Zeugung, Fortpflanzung, Befruchtung und Vererbung. Studie. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Henfell, W., Die duftigsten Knospen und Blüthen aus dem Kranze deutscher Dichtung. Für Deutschlands Frauen und Jungfrauen ausgewählt. Leipzig, Kuhl. 16. 25 Ngr.

Heuer, A., Religiöse Lieder für Schule und Haus. Bern, Dalp. 8. 1873. 8 Ngr.

Hingberg, H. K. vam, Ut auler un neier Tied. Erzählungen in niederdeutscher Mundart. 2ter und 3ter Bd.: De lehte Brudlew in Ewekowwe. Di Opgeregten. Die hermetische Gesellschaft. Leipzig, Baensch. 8. à 1 Thlr.

Jonckbloet's, W. J. A., Geschichte der niederländischen Literatur. Von Verfasser und Verleger des Original-Werkes autorisirte deutsche Ausgabe von W. Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniss der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von E. Martin. 2ter Bd. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Krane, F. v., Führe uns nicht in Versuchung. Eine Familiengeschichte. 2 Bde. Münster, Russel. 1873. 8. 2 Thlr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Träger. 15ter Jahrgang. 1873. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lampert, F., Für's Vaterland. Aus dem Leben eines bayerischen Trompeters. Nördlingen, Beck. 8. 7½ Ngr.

Lippert, P., Napoleon I. und sein Capua in Berlin. Roman. 2 Bde. Berlin, Nakelski. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lucius, P., Die Gesellschaft der Nacht oder: Die Verbrechen unter dem Priestergewand des Ordens Jesu. Historischer Roman. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Köhler. Gr. 8. à 3 Ngr.

Dramatische Meisterwerke der Ungarn. 1stes Bdchn.: Ban Marót. Tragödie von M. Vörösmarty. Metrisch übersetzt von M. Ring. Pest, Aigner. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Papstwahl, ihre Formen, historische und staatsrechtliche Entwickelung. Münster, Russell. Gr. 8. 5 Ngr.

Planck, K. C., Wahrheit und Flachheit des Darwinismus. Ein Denkstein zur Geschichte heutiger deutscher Wissenschaft. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Poppe, F., Deutschlands Heldenkampf 1870 und 1871 in Bildern für das Volk, das Heer und die Jugend. 2te Aufl. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Post, A. H., Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 16 Ngr.

Puschmann, T., Richard Wagner. Eine psychiatrische Studie. Berlin, Behr. 1873. 8. 12 Ngr.

Reissenberger, K., Ueber Hartmanns Rede vom Glauben. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Inauguraldissertation. Hermannstadt, Schmiedicke. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Reissmann, A., Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. 2te stark vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rosegger, P. K., In der Einöde. Eine Geschichte in 2 Büchern. Pest, Heckenast. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roßmann, W., Meister Lukas. Dramatisches Charakterbild. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Rupp, J., Ueber Friedensfeste. Ein Vortrag. Königsberg, Braun u. Weber. 1873. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmidt, K., Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Aeltern, Lehrer und Erzieher. 2te vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., besorgt durch W. Lange. 1ste Lief. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker. 3te vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., besorgt durch W. Lange. 1ster Bd. Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. 1ste Lief. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 10 Ngr.

Spiller, P., Gott im Lichte der Naturwissenschaften. Studien über Gott, Welt und Unsterblichkeit. Berlin, Denicke. 1873. 8. 20 Ngr.

Stadion, E. Graf, Rhapsodien eines Heimathlosen im Herzen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 15 Ngr.

Stahr, A., Goethe's Frauengestalten. 4te vermehrte Aufl. 2 Bde. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Stompor, E., Bazaine und die Rhein-Armee. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Storm, T., Von jenseit des Meeres. Novelle. 2te Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 27 Ngr.

Sutor, T., Ein Elsaß-Lothring'scher Eisenbahnbeamter. Eine Criminalgeschichte aus unseren Tagen. Salzwedel, Schuster's Wwe. 1873. 8. 10 Ngr.

Trolle, H. v., Der Seeoffizier. Historische Erzählung aus der Zeit Gustav III. Aus dem Schwedischen übersetzt und bearbeitet von Jenny Hirsch. 2 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 3 Thlr.

Ulrici, H., Gott und der Mensch. II. — A. u. d. T: Grundzüge der praktischen Philosophie, Naturrecht, Ethik und Aesthetik. 1ster Bd. Allgemeine grundlegende Einleitung. Das Naturrecht. Leipzig, T. O. Weigel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Verena, Sophie, Aus allen Kreisen. Erzählungen und Novellen. 3 Bde. Berlin, Janke. 1873. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Volckmann, E., Aus Elbing's Vorzeit. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Vereinigung Elbing's mit dem preußischen Staate. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armee in Böhmen 1866. 3tes Heft: Das Gefecht bei Trautenau. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, R., Ueber Schauspieler und Sänger. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 15 Ngr.

Weber, A., Kritik der Psychologie von Beneke. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Weis, L., Anti-Materialismus oder Kritik aller Philosophie des Unbewußten. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. 3ter Bd. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Weyprother, K. Ritter v., Ebbe und Fluth. Novellen und Erzählungen. Prag, Hunger. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.

Weitzmann's, C., sämmtliche Gedichte in schwäbischer Mundart. Erste vollständige Ausgabe. Stuttgart, Gutzkow. 1873. 16. 7½ Ngr.

Welches Münzsystem für Deutschland zu befürworten ist. Von Gr. Berlin, W. Peiser. Gr. 8. 5 Ngr.

Das wahre Wesen des Christenthums, dargestellt aus seinen ersten Anfängen. Ein für die gegenwärtigen religiösen Wirren zeitgemäßer Cyclus von Vorträgen für die Gebildeten jeden Standes. 1ste Lief. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Allerhand. Berlin, Behr. 1873. 8. 20 Ngr.

Wolff, E., York. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Empfehlungswerthes Festgeschenk!

Deutsche Lyriker

seit 1850.

Mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen

herausgegeben von

Dr. **Emil Kneschke** und **Max Moltke.**

Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage.

Nebst Emanuel Geibel's Porträt, gest. von A. Weger.

50 Bogen 8. Original-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Preis 2 Thlr.

Verlag von C. G. Theile in Leipzig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Historie von der Schönen Lau.

Von

Eduard Mörike.

Mit 7 Umrissen von M. von Schwind.

Gr. 4. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl., elegant geb. 5 Thlr. 20 Ngr., oder 9 Fl. 54 Kr.

Die Namen Mörike und Schwind bedürfen keiner Empfehlung. Es genügt anzuzeigen, daß das liebliche Märchen von der Schönen Lau (aus dem „Stuttgarter Hutzelmännlein") mit den reizenden Umrissen M. von Schwind's in einer Prachtausgabe erschienen ist. Die Ausstattung des Buchs ist eine so vorzügliche, daß sie den höchsten Ansprüchen genügen wird.

Stuttgart, November 1872.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Im Verlag von Ernst Fleischer in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Albertine von Grün

und ihre Freunde.

Biographien und Briefsammlung mit historischen und literaturgeschichtlichen Anmerkungen.

Von

Dr. Carl Schwartz,

Gymnasialdirector und Oberschulrath in Wiesbaden.

8. Eleg. broschirt $11\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 1 Thlr.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der Goethe-Periode, welcher allen Literaturfreunden Genuß und Belehrung in reichem Maße bieten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber die Ehe.

Von

Theodor Gottlieb von Hippel.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Emil Brenning.

8. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

(Bildet den 36. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Hippel's früher so beliebtes Buch „Ueber die Ehe" wird sich in dieser neuen, zeitgemäßen und wohlfeilen Ausgabe sicher wieder viele Freunde erwerben. Der Schatz von Geist und Kenntnissen, die edle humane Denkungsweise, die Reihe von treffenden Witzen und launigen Einfällen, denen man darin begegnet, ihre schlagende Ausdrucksweise, alles dies kann seine Wirkung auch heute nicht verfehlen.

Die Redaction der „Frankfurter Familienblätter", belletristische Beilage des in Frankfurt a. M. erscheinenden „Frankfurter Anzeiger" wünscht für die nächste Zeit einige bedeutendere Novellen anzuschaffen und bittet unter Angabe der Honorarbedingungen um die Einsendung von Manuscripten zur Ansicht.

☞ 1 Seite der Familienblätter = 60 Zeilen aus Garmondschrift hoch und $15\frac{1}{2}$ Centimeter breit.

MEYERS

HANDLEXIKON

gibt in ***einem Bande*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*

Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Soeben erschien und steht gratis und franco zu Diensten:

103. Katalog.

Deutsche Literatur. Kunst. Illustrirte Werke.

Enthaltend eine sehr reichhaltige Sammlung der ältern und neuern Literatur zu sehr ermäßigten Preisen.

L. F. Maske's Antiquariat.

Breslau, Albrechtsstraße 3.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 12. December 1872.

Inhalt: Neue lyrische Gedichte. — Neue Dramen. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Geschichtliche Schriften. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Notiz.) — Anzeigen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Altes und Neues. Gedichte von Wernine Zimmermann. Rostock, Stiller. 1872. 16. 22½ Ngr.
2. Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden von Eugen Labes. Neue Ausgabe. Rostock, Stiller. 1872. 16. 15 Ngr.
3. Neue Gedichte von Eugen Labes. Neue Ausgabe. Rostock, Stiller. 1872. 16. 15 Ngr.
4. Waldblumen. Lieder von Franz Alfred Muth. Frankfurt a. M., Hamacher. 1872. 16. 12 Ngr.
5. Kleine Berlinische Reim-Chronik. Gedichte mit historischen Bemerkungen von A. Höpfner. Zweite Ausgabe. Berlin, v. Decker. 1871. 16. 7½ Ngr.
6. Gedichte von Wilhelm Bennecke. Leipzig, Luckhardt. 1871. 8. 15 Ngr.
7. Ein Glaubensbekenntniß. Zeitstrophen von C. Cerri. Wien, Czermak. 1872. 16. 8 Ngr.
8. Stimmungen. Gedichte von J. E. Kühn. Leipzig, Wartig. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Gedichte von Gerhard Busch. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1872. 16. 2 Ngr.
10. Poetische Träumereien eines Buchhändlers. Leipzig, Weißbach. 1872. 8. 25 Ngr.
11. Zerstreute Blätter. Gedichte von August Butscher. Wiesensteig, Schmid. 1872.
12. Zwischen den Dornen. Gedichte von Friedrich Habicht. Bernburg, Richter. 1872. 16. 1 Thlr.

Der Born der Lyrik sprudelt in unversiegbarer Fülle; seine Wasser fördern Muscheln und buntes Gestein, Korallen und allerlei Gebilde ans Licht — aber genauer betrachtet, erweisen sich diese Producte zu einem großen Theile als imitirte Natur, die der Born gar nicht naturgemäß hervorgebracht hat, als künstlich von Menschenhand geformte Sächelchen, welche, zufällig mit den Wassern der Lyrik in Berührung gebracht, von diesen überglast, verfestigt, versteinert wurden — Petrefacten aus dem karlsbader Sprudel. Das gilt auch von einigen der diesmal von uns zu würdigenden Gedichtsammlungen.

Wir eröffnen unsere heutige Revue mit einigen Sammlungen lyrischer Poesie von entschieden religiösem Charakter und einer vorwiegend ernsten Stimmung.

Die Gedichte von Wernine Zimmermann: „Altes und Neues" (Nr. 1), bekunden ein ansprechendes Talent, welches sich namentlich in der glaubensinnigen Wiedergabe religiöser Ueberzeugungen bewährt. Die Verfasserin steht auf strenggläubigem Standpunkte und findet in der Hingabe an die christlichen Heilslehren ein sie beglückendes Genügen. Dieser Standpunkt schließt selbstverständlich alles Philosophiren und Reflectiren aus, weshalb man denn auch in der Wernine Zimmermann'schen Sammlung nach Gedichten, welche von metaphysischem Gedankengehalte erfüllt wären, sich vergebens umsieht. Aber das beeinträchtigt ihren Werth nicht. Diese gottvertrauende, ernste und christlich-heitere Hingabe, welche die Gedichte athmen, macht vielmehr einen sehr wohlthuenden Eindruck. Neben dem einfachen Liede finden sich in dieser Sammlung einige Legenden, die in festern Contouren ein abgeschlossenes Bild geben und die christlichen Lehren und Ueberlieferungen nach dieser oder jener Seite hin meistens mit Glück illustriren. Die poetische Form von Wernine Zimmermann ist eine sich zwar in den einfachsten Reimstrophen ohne alle künstlichern Bildungen bewegende, aber durchweg correcte und oft sehr musikalische. Ihre Reime werden meistens den Gesetzen der Prosodik gerecht. So verdient denn diese Sammlung nach Inhalt und Form Anerkennung und Lob, wenngleich sie etwas Hervorragendes nicht leistet. Hier eine Probe aus derselben:

Treu.

Sei treu in jedem Ding, groß oder klein:
Wer treu den Menschen, wird auch Gott es sein!

In einer Stadt gen Mittag lebte
Ein Mann mit Namen Pinehas,
Der fromm nach großer Treue strebte,
Obgleich sehr klein, was er besaß.

Zu ihm einst fremde Männer kamen,
Die führten Korn mit zum Verkauf
Und sprachen, als sie Abschied nahmen:
Heb' das Getreide für uns auf!

Die Zeit verging, doch wiederkehren
Sah er sie nicht zu seinem Haus;
Da dacht' er drauf, ihr Gut zu mehren,
Und sä'te das Getreide aus.

Reich war die Ernte, und aufs neue
Sä't wieder er im nächsten Jahr,
Damit die Männer es erfreue,
Daß groß ihr Schatz gewachsen war.

So blieb er sieben Jahre Hüter;
Da kehrten jene nach der Stadt,
Und Pinehas sprach: „Nehmt die Güter,
Die euch der Herr gesegnet hat!"

Sei treu in jedem Ding, groß oder klein:
Wer treu den Menschen, wird auch Gott es sein!

Treu war auch Simeon, des Schetach Sohn;
Sein Name lebt als seiner Treue Lohn.

Einst kauft bescheiden er ein Eselein,
An dessen Halse hing ein Edelstein.

Simeon's Sohn fand ihn und rief sogleich:
„O, Vater, Gottes Segen macht uns reich!"

Doch jener sprach: „Ich kauft' das Eselein,
Dem Kaufmann gib zurück den Edelstein."

Sei treu in jedem Ding, groß oder klein:
Wer treu den Menschen, wird auch Gott es sein!

Gedichte ähnlichen moralisirenden Inhalts und von gleicher Einfachheit des Ausdrucks und der Form finden sich in dieser Sammlung von Wernine Zimmermann häufig. Sie scheinen uns die eigentliche Domäne zu sein, auf der das Talent der Dichterin heimisch ist. Möge daher besonders dieses Gebiet von ihr angebaut werden! Dasselbe ist von unsern heutigen Poeten mehr vernachlässigt worden als gut ist. Wir unterlassen nicht, hier darauf aufmerksam zu machen, daß Wernine Zimmermann bereits früher eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „In einsamen Stunden" veröffentlichte, welche sehr hübsche Proben enthalten.

In noch ausgesprochenerer Weise tritt das strenggläubige Element in „Tannengrün und Edelweiß" von Eugen Labes (Nr. 2) hervor. Diese Sammlung ist schon aus einer frühern Ausgabe — sie liegt heute in zweiter vor — als das Werk eines echt religiösen Dichters bekannt. Eugen Labes behandelt in seinen Gedichten neue Themata zwar nur selten, bewegt sich vielmehr in den altgewohnten Pfaden der Lyrik, allein er weiß seinen Liedern durch Innigkeit des Gefühls und Wärme des Ausdrucks nicht selten den Reiz wahrer Poesie zu geben. Von der Mutter singt er:

Der Mutter Bild.

Von Herzens dunkelm Drang getrieben,
Der Jüngling zieht vom Vaterhaus,
Nach letztem Gruß von seinen Lieben,
In Gottes weite Welt hinaus.

Er nimmt des Vaters besten Segen,
Im Herzen trägt er Schutz und Schild,
Begleitend ihn auf allen Wegen,
Ein Kleinod, seiner Mutter Bild.

Ob manche Thräne von den Wangen
Ihm aus dem treuen Auge quillt,
Durch Thränen leuchtet, und durch Bangen,
Ihm klar der lieben Mutter Bild.

Lang' weilet er in fremden Landen,
Ob Sehnsucht auch die Brust ihm füllt,
Es einet ihn mit süßen Banden
Der Heimat seiner Mutter Bild.

Es schäumen um ihn her und treiben
Die Wogen, ihn bestürmend wild,
Wird er der Alte immer bleiben?
Es hält ihn fest der Mutter Bild.

Es drücken Kummer ihn und Schmerzen,
So mancher Wunsch bleibt ungestillt;
Er zaget nicht, er trägt im Herzen
Ja seiner lieben Mutter Bild.

So manches Jahr ist nun vergangen,
Da kehrt er heim, die Thräne quillt
Beim Wiedersehn ihm von den Wangen,
Hell leuchtet heut' der Mutter Bild.

O Jüngling, ziehst du in die Ferne,
Ein Stern dir strahle freundlich mild,
Ein Stern, der über alle Sterne
Dich leitet, deiner Mutter Bild.

Von gleicher Wärme des Gefühls sind in dieser Labes'schen Sammlung außer andern Gedichten die folgenden: „Das Kirchlein am Berge", „Sprache der Sterne", „Himmelsrosen" und „Weihnachtsgedanken". Störend wirkt in den Poesien unsers Dichters eine sich häufig bemerkbar machende Licenz, welche derselbe in der Behandlung des Artikels obwalten läßt. Diese besteht darin, daß Labes den Artikel oft fehlen läßt, wo er doch nothwendig stehen sollte. So z. B. heißt es gleich im Anfange der ersten Strophe des mitgetheilten Gedichts: „Von Herzens dunklem Drang getrieben", statt: „Von des Herzens u. s. w." Es ist zu wünschen, daß der Verfasser von dieser incorrecten Schreibweise ablassen möge.

Aus der zweiten ebenfalls in neuer Ausgabe vorliegenden Sammlung desselben Dichters: „Neue Gedichte" (Nr. 3), welche manches Hübsche enthält, theilen wir das nachstehende Lied hier mit:

Zur Confirmation.

Ein Blühen und ein Knospenspringen
In dieser schönen Lenzeszeit,
Zum Herzen stille Grüße dringen
Aus deines Himmels Seligkeit.

Die jungen Knospen all' sie neigen
Ihr Haupt, umweht von Lenzes Luft,
Und ihres Kelches Düfte steigen,
Ein Opfer dir in Lenzes Duft.

Du lässest deinen Odem wehen
In deinem großen Gotteshaus,
Und deines Geistes Boten gehen
Zu allen Herzen suchend aus.

Denn auch in deines Reiches Garten
Sind junge Knospen heut' erblüht,
Die deines Segens betend warten
Von deinem Sonnenlicht durchglüht.

O wolle du den Segen spenden,
Gib deinen milden Sonnenschein,
Dein Auge wolle auf sie wenden,
Mit deines Geistes Hauch sie weihn.

Nicht darf sie Sonnenglut versehren,
Kein Nachtfrost rührt die junge Saat,
Du wirst den bösen Feinden wehren,
Du tränkst mit Thau sie früh und spat.

O laß sie frisch und kräftig steigen,
Gesunde Bäumlein, auf zum Licht,
Daß klopfend einst an Baumes Zweigen
Du böse Früchte findest nicht.

Fein lustig soll die Krone prangen,
O Herr, vor deinem Angesicht,
Und goldne Früchte mögen hangen,
Dir reifend einst im bessern Licht.

Ja, allen, die du dir erkoren,
Des ew'gen Lenzes Schmuck verleih'
Kein Pflänzlein, wenn du suchst, verloren
In deinem großen Garten sei.

Herr, deinen Segen selbst verleihe
In dieser heil'gen Festeszeit,
Und heilige den Tag der Weihe
Als Festtag für die Ewigkeit.

Die Gedichte von Eugen Labes verdienen beim Publikum und der Kritik ein freundliches Entgegenkommen, denn es wohnt ihnen eine Milde und Humanität inne, welche alle Herzen gewinnt.

Von einer vorwiegend religiösen Stimmung getragen sind ferner die unter dem Titel „Waldblumen" (Nr. 4) erschienenen Lieder von Franz Alfred Muth, welche von echter Andacht und Frömmigkeit erfüllt sind. Muth ist in seinen Stoffen mannichfaltiger als Labes. Er beschränkt sich nicht nur auf Religiöses; er zieht das gesammte Leben in all seinen Aeußerungen in den Bereich seines Dichtens. Das erste Buch der Sammlung enthält „Naturstimmen und Lebensklänge", das zweite „Gottesminne", das dritte „Episches" und das vierte „Sprüche". Aus der ersten Abtheilung nennen wir mit Auszeichnung „Verschiedenes Los", „Kommt die Nacht, so blau und warm" und „Der treue Kamerad"; aus der zweiten „Wie möcht' ich mich in dich versenken!" und „Ave Maria"; aus der dritten „Das Ringlein" und „Das Weib von Jerusalem". Die vierte Abtheilung enthält „Sprüche", welche zum Theil von kernhaftem Gehalt und ethischer Kraft sind. Zu den schönsten Liedern der ganzen Sammlung gehört das fromme Lied:

Bleibe, Abend will es werden
Und der Tag hat sich geneigt;
Bleibe, Herr, bei uns auf Erden,
Bis die letzte Klage schweigt.

Wer soll unsre Thränen stillen,
Wenn es deine Hand nicht thut?
Wer des Herzens Zug erfüllen,
Wenn nicht deine Liebesglut?

Ach, so falsch ist ja die Erden,
Ach, so schwankend ist das Herz:
Bleibe, Abend will es werden,
Führe du uns himmelwärts.

Bleibe, Abend will es werden,
Und der Tag neigt sich zur Ruh;
Bleibe, Herr, uns hier auf Erden,
Und im Himmel bleibe du.

Dieses Lied hat in seiner Einfachheit und Innigkeit etwas Rührendes, das Herz Bewegendes, wie überhaupt alle Gedichte und Lieder der Muth'schen Sammlung Producte einer unmittelbar aus dem Gemüthe fließenden warmen Empfindung sind.

Die „Kleine Berlinische Reim-Chronik" von A. Höpfner (Nr. 5) ist ein rechtes Volksbuch in einfachem Stil, mit Drastik und Derbheit, mit sinnlicher Anschaulichkeit und historischer Schlaghaftigkeit geschrieben. Nur wiegt das Chronikenhafte mitunter zu sehr auf Kosten des Poetischen vor. Das Ganze bietet eine hübsche Galerie der Geschichte Berlins und dürfte als solche willkommen sein. Das im Folgenden mitgetheilte Gedicht möge den Stil dieser „Berlinischen Reim-Chronik" charakterisiren:

Der ewige Pfennig.

Herr Otto, der Markgraf, hatt' Städte und Land
Von Anhalt gelöset mit friedlicher Hand;
Nun wollte er Großes bezahlen nach Pflicht,
Viel tausend Mark Silbers, und hatte sie nicht.

Da wandte er klug sich zuerst an Berlin:
„Ihr Treuen, ich kann mich dem Muß nicht entziehn.
Ihr halft mir schon öfter, seid reich ja und stark,
So helft mir denn wieder zum Besten der Mark." —

„Wohl sind wir Berlin; doch, o Herr, dein Begehr
Alleine zu stillen, ist schier uns zu schwer.
Wir woll'n mit den Nachbarn bereden uns schnell,
Und bringen alsbald den Bescheid dir zur Stell'."

Es sprach zu den Städten, die nachbarlich nah:
„Die Zeit ist uns günstig, ein Glücksfall ist da!
Und gebt ihr zu Hülfe ein Sümmchen uns gern,
So können wir kaufen die Münze der Herrn." —

„Die Münze? Juchheißa! Wen sollt' es nicht freun!
Dann werden wir nie mehr die Pfenn'ge ernenn,
Gezwungen, mit schwerem Verluste, durch Kauf.
Wie drücket die Münze! Man kommt nicht hinauf!

„Der Fürst will sich füllen vom Prägen den Schatz,
So macht denn der Meister geringer den Satz;
Es kippen und wippen der Jude, der Christ;
Wir aber vergehn durch Gewalt und durch List.

„Drum, hätten wir Städte" — „Nun gut, wir verstehn!"
Versetzte Berlin, „laßt zum Fürsten uns gehn.
Wir kaufen, die Pfenn'ge zu münzen, das Recht.
Er gibt es, bezahlen wir gut nur und echt."

Und wie sie beschlossen, so thaten sie auch,
Und kauften die Münze zu gutem Gebrauch,
Und wechselten nimmer die Pfennige mehr;
Ihr Pfennig war ewig, gewichtig und schwer.

Außer diesem Gedichte haben noch „Dietrich von Quitzow und Berlin", „Der berliner Rath beschwert sich über den cölner Rath bei dem Kurfürsten", „Berlin und der Ritter Valke in Saarmund" u. a. den rechten volksthümlichen Stil glücklich getroffen. Die geschichtlichen Anmerkungen, die dem Buche angehängt worden sind, müssen als eine dankenswerthe Zugabe bezeichnet werden.

Die „Gedichte" von Wilhelm Bennecke (Nr. 6) enthalten manches frische Lied, manches sinnige Gedicht. Sie haben in den meisten Fällen ein stark sinnliches Colorit. Demgemäß tritt das Erotische sehr in den Vordergrund. Sie schildern feurig und lebhaft und haben nicht selten einen Heine'schen Zug. Geistige Bedeutung kann ihnen nicht beigemessen werden, wol aber dichterisches Wesen und musikalisches Gefühl. In der Form sind sie nach dem Vorgange ihres Musters, Heinrich Heine, hier und da etwas salop, aber sangbar sind sie in den meisten Fällen, und der leichte Fluß ihrer Rhythmen schmeichelt sich dem Ohre des Lesers ein. Sehr charakteristisch für die Dichtweise Bennecke's ist unter andern Beispielen das nachstehend mitgetheilte Lied:

Was pocht mir das Herz in der Mitternacht,
Was steigt mir das Blut zum Hirne!
Toll hat mich, beim ewigen Himmel! gemacht
Die vermaledeite Dirne.

Es ist eine böse nordische Fee,
Ich kenne die alte Sage —
Schon mancher Ritter trug das Weh,
Dasselbe, das ich jetzt trage.

Schon manchen Ritter Wahnwitz umfing,
Der den holden Zauber erblickte,
Schon mancher Ritter zu Grunde ging,
Den die Elfe wie mich entzückte.

Auch Ritter Oluf hat sie gekannt,
Er mußte es bitter beklagen,
Sie hat ihn mit ihrer weißen Hand
Ueber das Herze geschlagen.

O, schlüg' sie auch mich nur, daß das Herz zerbräch',
Daß der Blutstrom spräng' aus der Wunde,
Daß ich sterbend zu ihren Füßen läg' —
Ich wäre geheilt zur Stunde.

Dieses Lied ist unverkennbar unter den Einflüssen Heine's entstanden und gehört nicht zu den schlechtesten Nachahmungen des pariser Aristophanes. Zu wünschen wäre übrigens, daß die Heine'schen Nachahmer endlich einmal einsähen, daß ihre Existenz eine anachronistische ist und daß die Gegenwart in der Lyrik neue Bahnen einzuschlagen hat. Eine rühmende Erwähnung verdienen noch unter den Bennecke'schen Gedichten: „Ich hab' im Traum die Liebste" und: „Vorüber sei die Zeit der Thränen", welche beide den Schmelz echter Dichtung haben.

Die Zeitstrophen: „Ein Glaubensbekenntniß" von C. Cerri (Nr. 7), enthalten eine scharfe Polemik gegen die Sitten und Zustände der Zeit und müssen in den Hauptpunkten ihres Inhalts als ein die Wahrheit treffendes und dieselbe mit Freimuth darlegendes Product bezeichnet werden. Eine gewisse Einseitigkeit in der Auffassung der Zeit und der dieselbe bewegenden Ideen läßt sich indessen in den Zeitstrophen nicht verkennen. Der Verfasser sieht allzu schwarz und wird gegenüber der Betonung der Verirrungen der Zeit zu wenig den großen Errungenschaften derselben gerecht. Die Zeitstrophen Cerri's stehen, obwol ihnen ein gewisses Feuer der Begeisterung, eine Weihe der Ueberzeugung nicht abzusprechen ist, poetisch nicht sehr hoch. Wenn es ein Zeichen echter Poesie ist, daß sie direct aus dem Herzen quillt, so ist dies den Cerri'schen Gedichten nicht eigen. Man fühlt ihnen vielmehr an, daß sie mehr gedacht als empfunden sind. Daher gemahnen sie mitunter etwas kalt und nüchtern. Zu den bessern Momenten des „Glaubensbekenntnisses" zählen wir die nachstehend mitgetheilten Strophen:

Ihr trieft von Großmuth an der Todten Bahre,
Und schließt hübsch vor den Lebenden den Beutel:
Denkt Otto Ludwig's, denkt der bleichen Haare
Auf Feuerbach's in Noth ergrautem Scheitel!
Citirt auch nicht uns stets die hehrsten Geister —
Ihr wollt doch nur, was sie bekämpft, die Meister.

Was Schiller, Klopstock, Herder! — daß man wähne,
Ihr könntet wol die Herrlichen goutiren,
Drum rühmt ihr sie; gesteht nur, daß euch jene
Durch Ruhm und andrer Urtheil blos geniren;
Laßt ruhn sie! Lobt Feydeau, Dumas — nicht Schiller,
Nicht euer Lob, der Reinen Cultus will er.

Nicht euer Lob, die heuchelnd ihr verkündet
Als groß bei ihm, was sonst euch dient zum Spotte;
Nicht euer Lob, die ihr dort rühmend findet,
Was anderswo heißt „Weltschmerz" und „Marotte";
Nicht euer Lob, die ihr ihn nur bewundert,
Weil ihn geweiht ein Stärkrer: das Jahrhundert!

Der Dichter tritt stets mit idealen Maßstäben an die Dinge hinan und bewahrt sich den erhabenen Standpunkt einer Betrachtungsweise sub specie aeternitatis. Das ist gegenüber der banalen Lyrik des Tags gewiß rühmend anzuerkennen, allein zur echten Poesie gehört mehr als eine edle Gesinnung. Das Herz, die Phantasie und jene undefinirbare Begeisterung drücken dem wahren Dichtwerke erst den Stempel der Weihe auf. An zahlreichen Stellen der Zeitstrophen von Cerri tritt diese Weihe machtvoll hervor, aber sein „Glaubensbekenntniß" hat auch dürre, öde Momente, wo die Reflexion die Empfindung erdrückt. Im ganzen genommen gehört indessen die Cerri'sche Publication zu den besten unter den heute von uns zu würdigenden Poesien. Was die poetische Form derselben betrifft, so stören nicht selten falsche Reime und eine zu große Häufung von Fremdwörtern.

Den „Stimmungen", Gedichte von J. E. Kühn (Nr. 8), läßt sich Talent für die dichterische Darstellung nicht absprechen, allein etwas mehr Selbstkritik wäre wol wünschenswerth gewesen. Kühn zeigt für die Reflexionspoesie mehr Talent als für die Empfindungslyrik. Seine Lieder sind weniger gelungen als seine gedanklichen Gedichte, aber auch in ihnen herrscht bisweilen eine etwas verworrene Dialektik. Als Probe der Kühn'schen Poesie stehe hier das folgende Gedicht, welches wir beliebig herausgreifen:

Nacht war's um mich, und Nacht in meiner Seele,
Heiß war mein Kopf vom Wirrwarr der Gedanken,
Was meinem Glück wol alles hier noch fehle
Auf dieses Erdballs ruhelosem Schwanken.

Ein Maientag, ein Frühlingsstrahl der Sonne
Gab schmeichelnd mir den süßen Himmelsfrieden,
Und glücklich folgt das bange Herz der Wonne,
Fühlt sich ein Gott im Augenblick hienieden.

Da ziehet Sturmesbrausen durch die Lande,
Die Eiche schwankt im frischgebornen Walde,
Als stände es vor einem Weltenbrande,
Bangt auch das Herz in der umtosten Halde.

Ein Engelsbild im vollsten Reiz der Jugend
Erhellt den trüben Pfad mit einem male,
Und bei der Reinheit ungebrochner Tugend
Beugt sich das Herz dem jungen Hoffnungsstrahle.

Da fand ich Gift auf seinen Rosenwangen,
Und wild erwacht der Zweifel bittre Nacht;
Was hab' ich, ew'ge Gottheit, denn begangen,
Daß mir dein schönster Frieden niemals lacht?

Aehnliche Gedichte, in denen ein ansprechender Gedanke unter einer nicht ganz gesichteten Fülle von Worten liegt, hat die Kühn'sche Sammlung mehrere aufzuweisen.

Geist und Gemüth und ein hübsches Talent, namentlich für die Elegie und das Epigramm, bekunden die „Gedichte" von Gerhard Busch (Nr. 9); besonders der Ernst der Gesinnung, welchen diese Poesien athmen, verdient alles Lob. Wir theilen hier das folgende Gedicht mit:

Ermuthigung.

Ob dornenvoll und rauh auch deine Bahn,
Ermatte nicht, so immerfort zu streben,
Und wolle nie die eitle Frag' erheben,
Was du zum Lohne wirst empfahn.

Ein Thor, wenn dich der Wünsche Glut verzehrt!
Du ringst und hoffst und siehst getäuscht dies Hoffen.
Und kamst du doch zum Ziel, stehst du betroffen,
So war das Glück der Müh' nicht werth.

Willst du Genuß? Du siehst die Blume dort
An jähem Bergeshang gefahrvoll prangen;
Erklimm' den Fels und stille dein Verlangen:
Und welk wirfst du die Blume fort.

Wol stark ist Goldes Macht. Es läßt dich schwer
Durch ein Gedräng das rauhe Leben schreiten;
Und ehrerbietig weicht das Volk zur Seiten,
Wenn du erscheinst in goldner Wehr.

Doch frommten Schätze dir? Du hast kein Herz,
Vergnügt zu speisen, wo dein Bruder hungert,
Er mit dem Hund nach einem Bissen lungert:
Es prangt das Glück in fremdem Schmerz.

Was ist Fortuna's Gunst? Die Göttin beut
Nicht dem Verdienst die Fülle ihrer Gaben;
Sie schenkt sie ihrem krausgelockten Knaben,
Dem Zufall, der sie blind verstreut.

Wol schön und lockend ist des Ruhmes Glanz;
Doch nur zu oft umstrahlt er niedre Geister,
Indessen Neid und Unverstand dem Meister
Entziehn den wohlverdienten Kranz.

Du bleibst du selbst, was auch dein Name ist!
Und ob vergessen einst, ob hoch erhoben,
Du spürst es nicht, wenn du in nichts zerstoben
Dem Tod anheimgefallen bist.

Nicht rasten mag dein Geist. Laß nur den Schweiß
Von deiner Stirn in ernster Arbeit rinnen!
Und suche, statt auf andern Lohn zu sinnen,
Im Ringen selbst des Ringens Preis!

Hätte dieses Gedicht mehr Klarheit, so dürfte man es schön nennen. Es hat einen ethischen Gedankengehalt von Größe und Bedeutung, aber es fehlt ihm an jener Anschaulichkeit wahrer Künstlerschaft, welche allein befriedigen kann. Unter Busch's Elegien verdient noch „Eherner Wandel" rühmend hervorgehoben zu werden.

Als dichterisches Mittelgut müssen die „Poetischen Träumereien eines Buchhändlers" (Nr. 10) bezeichnet werden, welche alle individuelle Eigenartigkeit vermissen lassen und bei leidlich reifer Form im ganzen den Eindruck ziemlich geistesarmer Producte machen. Am besten gelingen dem Verfasser stimmungsvolle Situationsbilder, wie das Lied: „Die Berge spiegeln sich dunkel", „Strombild" und andere Gedichte. Nicht selten gemahnt die Dichtweise dieses poetischen Buchhändlers an den ungezogenen Liebling der Camönen; denn wie Heine liebt es unser Dichter, über seine Lieder den Duft des Träumerischen, Ahnungsvollen, Mystischen auszugießen. Aber er hat auch die Unarten Heine's geerbt, seine Frivolität, seine logischen Saltomortale-Kunststücke und seine sich bei vier Verszeilen mit nur einem Reime behelfende allzu bequeme Strophenbildung. Frivol sind namentlich die Gedichte aus Venedig. Unklares läuft an manchen Stellen in diesen „Poetischen Träumereien" mit unter; so fragen wir z. B., was ist der tiefe Sinn des folgenden Gedichts?

Wie war's beim Trunk einst gut,
Als aus des Weines Glut
Stieg heißer Worte Flut,
Brust wir an Brust geruht.

Jed' Jahr wächst neuer Wein,
Alle Jahr sargt man ein
Kinder und morsch Gebein —
Warum soll's nicht so sein?

Wer löst das Räthsel dieses seltsam orakelnden Gedichts? Auf dem Gebiete der Ballade thut unser Dichter mitunter einen glücklichen Griff, wie beispielsweise das „Ein Trompeterherz" betitelte Stimmungsbild, welches dieser Gattung angehört, sich recht gut liest und namentlich wegen der knappen Form, in welche es eine ansprechende Handlung kleidet, zu rühmen ist. Zu den besten Leistungen dieser „Träumereien" gehört ferner das im Folgenden mitgetheilte Gedicht:

Die alte Mühle.

Ich ging im Mondenscheine
An eines Baches Rand,
Da sah ich eine Mühle,
Die an dem Ufer stand.

Die Mühle, alt, verfallen,
Verwettert, ohne Dach,
Gesenkt die morschen Flügel,
Erblickte sich im Bach.

Sie blickte in die Fluten
So traurig, trüb hinein,
Es pfiff wol durch die Trümmer
Der Wind ein Liedelein.

Der Müller war gestorben,
Die Müllerin war todt,
Das letzte Kind begraben
Hat man beim Abendroth.

Es weinte drob die Mühle
Und blickte in den Strom,
Sie wollt' ertränken drinnen,
Was ihr das Herz beklomm.

Es schien der Mond so helle,
Die Sterne blickten mild,
Es trug die klare Welle
Der alten Mühle Bild.

Incorrectheiten, wie dieses Lied z. B. in dem Reime „Strom" und „beklomm" aufzuweisen hat, kommen in diesen Gedichten hier und da vor, eine Nonchalance, welche die Kritik nicht ungerügt lassen darf.

Um nichts besser und schlechter als die „Poetischen Träumereien eines Buchhändlers" sind die „Zerstreuten Blätter" von August Butscher (Nr. 11). Mangelhaft in der Form, zu weitschweifig im Ausdruck, zu verschwommen in den ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen, wachsen diese Gedichte kaum in einigen Liedern über das Niveau der Alltagslyrik hinaus. Eine strengere Auswahl wäre bei der Zusammenstellung dieses Bandes von Allerweltslyrik, die alle Dinge, profane und himmlische, in ihren Bereich zieht, unerlaßlich gewesen. Indessen sind auch recht gelungene und psychologisch wahre Gedichte hier und da in der Sammlung anzutreffen, wie z. B. der dramatisch gehaltene und in einzelnen Gedanken interessante Monolog „Liebeswahnsinn" und einige andere Proben dieses reflectirenden Genre. Recht frisch klingt das nachstehende Lied:

Heckenröschen.

Du standest an der Gartenthür,
Von Blättern halb verhüllt,
Und schelmisch sahest du herfür,
Und sagtest drohend dann zu mir:
Gib Acht, der Vater schilt!

Sieh doch die Heckenröslein an,
So sagt' ich, holdes Kind,
Sind auch viel tausend Dornen dran,
So möcht' man doch dem Blümlein nahn,
Weil gar so schön sie sind.

Die Lieb' ist wie die Heckenros',
So schön wie Mädchenmund;
Und ist sie auch nicht dornenlos,
So bleibt sie doch so schön und groß,
Wird auch das Herzlein wund!

Du Schelm! erwidertest du mir,
Ein Röslein sei jetzt dein,
Doch ritze nicht die Finger dir,
Gib Acht, es knarrt die Gartenthür
Und tritt mir sacht herein.

Wie brennt die Wange dir in Glut,
Wie wurde mir so warm!
Was that das junge leichte Blut?
Ein Röslein steckt' ich auf den Hut
Und eins hielt ich im Arm!

Schlügen alle Gedichte, welche auf diesen „Zerstreuten Blättern" in die Welt hinauswehen, einen so gesunden Ton echten Jugend- und Liebeslebens an, wir hießen sie mit Vergnügen willkommen; aber so, wie sie erscheinen, ein Simmelsammelsurium von Flitter- und einigem echten Golde, d. h. von Trivialitäten und vereinzelten hübschen Liederblüten, können wir ihnen ein nur sehr getheiltes Lob zutheil werden lassen. Warum nicht 100 Seiten, statt der 240? „Multum, non multa!" Dieses nie genug zu beherzigende Wort muß man unsern Dichtern, zumal unsern Lyrikern, immer aufs neue zurufen.

Die Sammlung „Zwischen den Dornen" von Friedrich Habicht (Nr.12) gehört ebenfalls in die Kategorie des poetischen Mittelgutes. Uebrigens fühlt man diesen Gedichten an, daß, wenn der Dichter singt: „Vom Herzen kamt ihr, kleine schlichte Lieder", dieser Ausspruch ein auf Wahrheit beruhender ist. Die Gedichte Habicht's sind ohne Frage warm empfunden und wohlgemeint, leisten auch in vielen Fällen recht Erquickliches und Erfreuliches, wenngleich ihnen die echte Dichterweihe, jene vis poetica, fehlt, welche das Zeichen einer wirklich bedeutenden Begabung ist. Wir zeichnen unter diesen Liedern als am glücklichsten im dichterischen Wurf die folgenden aus: „Lebensansichten", ein höchst stimmungsvolles kleines Gedicht; „Die Predigt der Natur", ein Lied voll wahrer Poesie; „Durch Liebe zum Glauben", einen tiefempfundenen Gesang voll echter Andacht, und die den Schluß der Sammlung bildenden Sprüche, unter welchen sich einige prächtige Goldkörner finden. Auch die Lieder: „Es fiel ein Stern in der Sommernacht", „Die beiden Blüten" und das reizende kleine Impromptu „Vorüber!" lesen sich gut. Als Probe der Habicht'schen Dichtweise stehe hier das im Folgenden mitgetheilte Gedicht:

Das Mutterherz

Kennst du das Herz, das für dich schlug,
Noch eh' dein eigen Herz geschlagen?
Es ist der treuen Mutter Herz,
Die unterm Herzen dich getragen.

Als du erblickt das goldne Licht,
Da pocht' es laut in freud'gen Schlägen.
Die Mutter drückte dich ans Herz,
Des Himmels reichster Gottessegen.

Du wuchsest auf; des Lebens Mai
Begrüßte dich mit Blatt und Blume;
Und für dich schlug ein schützend Herz
Im gottgeweihten Heiligthume.

Der Frühling schwand; der Sommer kam,
Und sengend stach die Mittagssonne;
Doch schuf der Mutter liebend Herz
Des Herzens Leid in Lust und Wonne.

Es floh die Zeit in raschem Flug.
Des Herbstes Winde wehten schaurig
Hin über Stoppeln; und das Herz
Der treuen Mutter pochte traurig.

Der Winter kam, der Herbst entschwand;
Die Flocken wirbelten im Winde.
Mich fröstelte; das beste Herz
Schlief unter blätterloser Linde. —

Da sitz' ich oft, wenn wehmuthsvoll
Dein still Gedenken mich durchschauert,
Du treuste Mutter, die mein Herz
Wie Frühlings Flucht betrauert. (?)

Blitzt vom Zenith der Sonnenstrahl
Des Sommers, weht der Herbsthauch rauher,
Durchfröstelt leicht das alte Herz
Der weißen Flocken Winterschauer:

So ist mir's doch, als rief' mir zu
Aus dunklem Grab wie einst auf Erden
Der besten Mutter bestes Herz:
Auch dir wird noch dein Frühling werden.

Dieses Gedicht, namentlich seine Schlußstrophen, gehen zu Herzen, weil sie aus dem Herzen stammen und legen ein hoffnungerweckendes Zeugniß für das poetische Können ihres Verfassers ab. Möge zu seiner und anderer Freude sein Talent sich immer mehr klären und sich immer reicher entfalten! In diesen Tagen der lyrischen Ueberproduction wird es dem einzelnen schwer gemacht, zu Worte zu kommen, und zu ihrer Nation reden nur die höchst Befähigten; aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß Talente mittlern Ranges eine kleine Gemeinde finden — und auch darin liegt Befriedigung.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 49.)

5. Juana von Castilien. Tragödie in fünf Aufzügen von Wilhelm Jensen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Wilhelm Jensen, der sich auf dem Gebiete der Novellistik einen Namen gemacht und ebenso als Lyriker in Kriegsgedichten Treffliches geleistet hat, versucht sich auch auf dem Gebiete des Dramas, und läßt seiner „Dido" jetzt eine „Juana von Castilien" folgen. Solche Bewährung eines vielseitigen Strebens ist eine Eigenthümlichkeit deutscher Production. Es ist ganz gut, die poetischen Fühlfäden nach allen Richtungen hin auszustrecken. Doch nach solchem prüfenden Umhertasten ziemt es wiederum, des Goethe'schen Spruches eingedenk zu sein, daß sich nur in der Beschränkung der Meister zeigt. Ein dichterisches Talent wird sich in keiner Form verleugnen; aber es wird sich auch unschwer erkennen lassen, wo sein Schwerpunkt zu suchen ist.

Bei Jensen liegt dieser Schwerpunkt an der Grenze, wo sich Lyrisches und Episches berühren; denn gerade seine besten Novellen haben den Reiz eines lyrischen Stimmungsbildes; und in seinen größern Erzählungen bricht die Lyrik oft in fast selbständigen langen Ergüssen durch.

Eine halb wahnsinnige Königin zur Heldin einer Tragödie zu machen, ist immer ein Wagniß. Mindestens ist sie das Titelkupfer des Stücks und der Titel verführt uns, sie als die Heldin anzusehen. In der That sind nicht Padilla selbst oder jene hochinteressante Maria de Padilla, die Führerin der Communeros in Spanien, welche Arthur Stahl zur Heldin des geistreichen Romans: „Die Tochter der Alhambra", gemacht hat, so mit ihrer innern Entwickelung in den Vordergrund gestellt, daß wir in ihnen die berechtigten Helden des Stücks erkennen könnten.

Juana von Castilien ist die Mutter jenes Königs Karl, der als Kaiser Karl V. in Deutschland eine so tief in die Geschicke des Volks eingreifende Rolle gespielt hat. Juana ist von diesem ihrem Sohne und ihrem eigenen Gatten, als es sich um die Thronfolge in Spanien handelte, beiseitegeschoben worden, als wahnsinnig; die spanischen Communeros aber bemächtigen sich dieser Königin und stellen sie als die berechtigte Herrscherin hin, die ihrem Unabhängigkeitskampf gegen den Absolutismus Karl's V. einen legitimen Halt gibt. Das ist der geschichtliche Hintergrund, auf welchem Wilhelm Jensen oft mit sehr freier Abweichung von den gegebenen Daten sein farbenreiches romantisches Gemälde ausgeführt hat.

Die Heldin ist ein pathologisches Räthsel. Ist Juana verrückt oder nicht? Das ist ein durch das Stück hindurchgehender Zweifel; auch diejenigen, die sich der Fürstin wie einer Puppe bedienen, sind darüber im Unklaren. Sie war es nicht, heißt es anfangs, sie ist es geworden, seitdem man sie von der Welt abgesperrt hat. Um die Art und den Grad ihrer Seelenstörung nach den Aeußerungen abzumessen, die sie bei ihrem ersten Auftreten thut, müßte man die Maßstäbe eines Irrenarztes anlegen. Freilich, sie hat lichte Momente in den großen Hauptscenen, und als sie die Thronrede an ihr Volk hält, eine Thronrede voll feierlicher Versprechung der Volksrechte und der geistigen Freiheit, da hat die Sonne der Majestät, der sie vollbewußt geworden, alle Nebel des Geistes verscheucht. Doch sie glaubt als Stellvertreterin ihres Gatten die Krone zu ergreifen; man hat ihr verschwiegen, daß ihr Gatte todt ist; da ertönt, während sie in der Sitzung der Cortes ist, ein Requiem im benachbarten Refectorium des Klosters, infolge einer angezettelten Pfaffenintrigue. Darüber erwacht der Irrsinn der Königin von neuem mitten in der großen Haupt- und Staatsaction. Die Krone rollt ihr aus den Händen, sie bricht ohnmächtig zusammen. Dann hat sie noch als Irrsinnige, die Krone in der Hand haltend, eine Scene mit ihrem Sohn Karl, der als Pilger verkleidet ihr die Krone aus der Hand reißt.

So ist die Heldin dieser spanischen Degen- und Manteltragödie beschaffen, in welcher überdies die Intrigue, die Maskerade eine große Rolle spielt. Eine solche Heldin mag der Novellist wählen, sie bietet ein interessantes psychologisches Problem; aber im Drama erscheint sie doch nur als eine Puppe, als ein Werkzeug, mit momentan aufblitzenden Regungen des Willens und der Geistesklarheit, die Heldin für eine Oper, da die Musik für diesen Wechsel geistiger Dumpfheit und Freiheit, für diese tief innerlichen Seelenstimmungen und ihre sich verschmelzenden dissolving-views die künstlerischen Darstellungsmittel besitzt. Das Drama braucht Helden, welche bestimmte Zwecke verfolgen und wissen, was sie wollen.

Maria de Padilla dagegen hat alles Zeug zur Heldin einer Tragödie; aber die Rolle der Intriguantin, welche sie der Dichter vier Acte hindurch spielen läßt, paßt nicht zu dem glänzenden Bilde der stolzen spanischen Freiheitsheldin, der glorreichen Vertheidigerin von Toledo. Sie hat sich in den nächsten Dienst der kranken Königin eingeschlichen; sie weiß ihr einen Ring zu entwenden, der dem eigenen Gatten als Beglaubigung dienen soll, als er zu Gunsten der Fürstin den Aufstand erregt, sie verschweigt ihr den Tod des Gemahls: kurz, sie ist eine Intriguantin von großem Geschick im Dienste der guten Sache, und erst am Schlusse, als sie droht, den neuen König mit seinem ganzen Hofe in die Luft zu sprengen, und der Fackelträger, der das Pulver in seiner Gewalt hat, selbst auf der Scene erscheint — da tritt sie auf als die Heroine, als welche sie in der Geschichte Spaniens eine so hervorragende Rolle spielt. Das letzte Motiv erinnert übrigens an Arthur Stahl's „Tochter der Alhambra". Padilla selbst ist ebenfalls ein intriguanter Freiheitsheld, welcher in der bedeutsamen Scene zwischen dem altspanischen Cardinal Jimenez und dem niederländischen Machthaber Karl's V. seine doppelzüngige Rolle mit großem Geschick spielt, und auch die Art, wie er die Bürger von Toledo auf die Probe setzt, spricht für seine Schlauheit.

Kaiser Karl V., der als Pilger verkleidet erscheint, ist eine durchaus wirksame Bühnengestalt, auch ist sein lakonisch gebieterisches Wesen mit Schärfe charakterisirt.

Wir haben den Grundfehler in dem künstlerischen Organismus des Stücks bloßgelegt; es fehlt ein starker Hauptträger desselben, und die Intrigue überwiegt zu sehr für die höhere tragische Bedeutung. Wohl aber enthält dies Drama Bühneneffecte, welche den Instinct des Autors für das theatralisch Wirksame beweisen, und einzelne geniale Züge, wie man sie von einem begabten Dichter erwarten darf. Die Versammlung der Cortes, mit dem neu ausbrechenden Irrsinn der Königin, das Eingreifen des geheimnißvollen Pilgers in die Handlung, die Schlußscene mit der furchtbaren Drohung der Maria de Padilla, welche den König Karl zur Ohnmacht verdammt und wie einen Sklaven in ihrem Bann hält — das sind alles Situationen, denen es an drastischem Effect nicht fehlt und die bei gelungenem scenischen Arrangement sich auf der Bühne gewiß bewähren würden. Die Sprache ist nirgends verschwommen; es sind ihr überall geistreiche und charakteristische Lichter aufgesetzt. Wohl aber ist die geschichtliche Treue auch bei feststehenden Hauptdaten verletzt. Padilla wurde z. B. nach der Schlacht bei Villalar von den Königlichen hingerichtet; Jensen ignorirt die Entscheidungsschlacht der Communeros und läßt den Führer derselben meuchlings in einem Schloßhof erschießen. Als Probe theilen wir die Scene des letzten Actes mit, in welcher Maria de Padilla sich als Heldin entpuppt. Der König gibt den Befehl, sie zu verhaften.

Karl

(zu den Offizieren, finster).

Vollstreckt ihr den Befehl!

(Die Offiziere schreiten auf Maria zu.)

Maria.

Regt keine Hand!
Denn wenn den Finger meiner Hand ich rege,
Bin ich, seid ihr nicht mehr. Du glaubtest, König,
Ich baute auf ein Wort, wo du befiehlst?
Und gäbe mich, gäb' alle diese gläubig
In deine muttermörderische Hand?
Wohl wähnst du den Vulkan, der aus den Geistern
Aufstieg, gebändigt, und

(Zu Padilla nieder.)

du sagtest es,
Daß er für lange Zeit erlosch. — Doch, König,
Zur Warnung geb' ich's mit ins Leben dir,
Gedenke dran! In deiner Majestät
Und deinem Stolze immer stehst auf einem
Vulkan du, überall, wie hier — wo es
Nur eines Rufes meiner Lippe braucht,
Um vor der Zeit zum Himmel dich — vergib,
Zur Hölle aufzuschleudern, die dein wartet. —
Du zweifelst? — Perez!

(Perez' riesige Gestalt erscheint mit einer flammenden Fackel in der Thür links.)

Perez.

Soll's geschehen, Herrin?

Lazaro.

Um Gott — vergebt mir, Majestät — hier unten
Liegt Pulver im Gewölb', mehr als genug,
Ganz Tordesillas in die Luft zu schleudern!

Maria.

Siehst du, du zitterst! Denn du ahnst, mir liegt
Am Leben nichts, und freudig seine Last
Würf' ich zur Erde hier, hätt' ich gelobt nicht —
Was geht's dich an? Doch ihr seid feig, denn ihr
Wollt leben! Und erbärmlich ruht eu'r Stolz
Und eure Macht in unsrer freien Seele,
Die eurer Knechtschaft zu entgehn bereit ist.
Wir alle sind es, die du um mich siehst!
Zum Sterben leben wir und woll'n wir leben
Durch eure Feigheit. Wohl ist's jetzt umsonst,
Wir wissen es. Allein ein Beispiel wollen
Weitleuchtend wir der Nachwelt hinterlassen,
Daß hoffnungsloser Muth selbst bis zum Tod
Noch deinen Schergen trotzt — bis ihre Stimme
Dir donnernd ruft einst, was ich jetzt dir rufe:
Herab von diesem Throne, König Karl!
Der du das Leben liebst und der den Tod
Du fürchtest! Eines Augenblicks Bedenkzeit
Geb' ich dir nur. — Von deiner Mutter Thron
Hernieder!

(Sie streckt gebieterisch die Hand aus, Karl steigt zähneknirschend vom Thron und schreitet auf die Thür zu; Hadrian, Lazaro machen eine Bewegung, ihm zu folgen.)

Halt! — Auf die Wache, Perez!
Niemand verläßt den Saal, eh' ich gebiete!
Wir fordern freien Abzug nach Toledo
Für jeden, der sich unsern Reihen anschließt.
Doch weil wir nicht auf Eide bauen, deren
Durch Menschenwort ihr euch entbinden laßt,
So lassen wir den Wächter des Vulkans
Zurück an dieser Statt — und merk dir's, König,
Sein Leben gilt so viel ihm, wie mir meines.
Das heißt, fällt nur ein Schuß bei unserm Abzug,
Verspritzt dein Hirn an Tordesillas Trümmern.
Sein Leben aber, merk' auch das dir, König,
Gilt mir so viel, daß es dem Höchsten gleich.
Darum mit uns wird auf dem Umweg über
Toledo dieser Mann nach Rom gelangen
Und nicht den Thron der Christenheit erklimmen,
Bevor das bessere Haupt, das ich für ihn
Euch lassen muß, mir unverletzt zurückkehrt.

(Auf Hadrian deutend.)

Nehmt ihn in eure Mitte! Wenn er zu
Entfliehen trachtet, tödtet ihn! Die Welt
Wird's nicht beklagen. Nehmt dies letzte Bild.

(Auf Padilla's Leiche deutend.)

In unserm Garten zu Toledo soll
Es ruhen, bis die Nacht mich zu ihm bringt. —
Ihr bleibt zurück! Und du

(zu einem ihrer Begleiter)

verweilst bei ihnen,
Daß dieser König nicht den Saal verläßt,
Sonst gibst das Zeichen du.

(Zu Karl.)

Ruht auf dem Thron! —
Leb' wohl, Perez! Du bist in sichrer Hut.
Wenn unsre Hörner von den Bergen rufen,
Bist deines Wächteramtes du entledigt.

Eine der bedeutendsten Scenen ist die zwischen Hadrian und Jimenez im zweiten Act; hier haben wir historischen Boden unter den Füßen, und ein Hauch des geschichtlichen Geistes durchweht sie. Jedenfalls hat das Trauerspiel von Jensen Geist und Leben.

6. Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Nach dem Norwegischen Henrik Ibsen's, deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1872. 8. 1 Thlr.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo man das echt Dramatische in den Lakonismen des Stils, in vielsagenden

Ausrufungen und epigrammatischen Pointen suchte und die schöne Beredsamkeit, die seit den großen Mustern eines Sophokles bis zu Shakspeare und Schiller zur Größe einer classischen Dramatik gehörte, von der Bühne verbannt wissen wollte. Noch heutzutage gibt es Anhänger dieser Theorie, die, soweit sie selbstschaffende Dramatiker sind, sich eines ähnlichen Kraftstils befleißigen, im ganzen aber aus der Noth eine Tugend und aus der Schranke ihres Talentes eine Theorie machen. Die Stürmer und Dränger, Grabbe in seinen letzten Dramen sind Hauptvertreter dieses lakonischen Stils; auf der Bühne hat er nie Platz gegriffen; denn das Publikum will vom Schauspiel nicht eine Wortkargheit, die an die Wortlosigkeit der Pantomime grenzt.

Die frostige Nordlandstragödie Ibsen's, welche Strodtmann uns übersetzt hat, ist fast durchweg in diesem lakonischen Kraftstil geschrieben, und wenn der Mangel pathetischer Ergüsse zugleich den Mangel leerer Declamationen bedingt, so mag man diesem Drama immerhin dies Lob spenden, sowie es vielfach in epigrammatisch schlaghafter Weise den dramatischen Nerv der Charaktere und Situationen herauskehrt. Doch das Innere der Seele gleichsam nur mit dem Blitz zu beleuchten, statt mit der Fackel, erscheint uns wenig dramatisch, mögen auch viele in diesem Andeuten, Verschweigen, Ahnenlassen den Triumph der dramatischen Dichtkunst erblicken, wir halten fest an dem Ausspruch Hegel's, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse, und an dem Vorbilde aller wahrhaft großen Dichter. Die Helden in ihrer Qual verstummen zu lassen, ist nicht die Mission der Dichtkunst; sagt doch schon Goethe's „Tasso“:

> Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab ihm ein Gott, zu sagen was er leide.

Im kalten Norden freilich gehört etwas Wortkargheit zur Localfarbe; man sagt dort nur das Nöthigste, wo der Hauch auf den Lippen gefriert, und das ist der Eindruck, welchen diese Ibsen'schen Dramen machen; die Leidenschaft im Innern dieser Helden ist wie das Feuer im schnee- und eisbedeckten Hekla.

Die Handlung des Stücks spielt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; der Thron von Norwegen steht leer; unter den Thronprätendenten stehen in erster Reihe Hakon Hakonson, dessen Mutter gleich bei Beginn des Stücks das glühende Eisen bringt, um des Sohnes gesetzliches Thronfolgerecht zu erproben, und Jarl Skule, der eigentliche Held des Stücks. Hakon wird zum König erwählt, ernennt indeß Jarl Skule zu seinem Vogt und Stellvertreter, der die Siegel führt, und nimmt seine Tochter zur Gattin. Eine Probe der Liebesscenen beweist den lakonischen Ausdruck der Empfindungen, wie ihn Ibsen liebt:

Hakon.

Margrete, jetzt bin ich König!

Margrete.

Ich grüße meinen Herrn und König.

Hakon.

Danke! — (Er schaut sie an und ergreift ihre Hand.) Vergebt mir; ich dachte nicht daran, daß es Euch kränken mußte.

Margrete (zieht die Hand an sich).

Es kränkte mich nicht; — Ihr seid gewißlich für den Thron geboren.

Hakon (lebhaft).

Ja, muß nicht jeder das sagen, wenn er sich erinnert, wie wunderbar Gott und die Heiligen mich wider alles Böse beschirmt haben? Als ich ein Jahr alt war, trugen die Birkenbeiner mich in Frost und Unwetter übers Gebirge und mitten durch die, welche mir nach dem Leben trachteten, hindurch. In Nidaros entkam ich unverletzt den Baglern, als sie die Stadt verbrannten und so viele der Unsern erschlugen, während König Inge sich selbst mit Noth an Bord eines Schiffs rettete, indem er am Ankertau emporklomm.

Margrete.

Ihr hattet eine harte Jugend.

Hakon (sie fest anblickend).

Mich will jetzt bedünken, daß Ihr sie hättet freundlicher machen können.

Margrete.

Ich?

Hakon.

Ihr hättet mir eine so gute Pflegeschwester sein können in all den Jahren, da wir miteinander aufwuchsen.

Margrete.

Aber das fügte sich nicht so.

Hakon.

Nein — das fügte sich nicht so; — wir schauten einander an, jedes aus seiner Ecke, aber selten sprachen wir uns.

Gleich darauf folgt die Brautwerbung:

Hakon (mit Wärme).

Jarl Skule, ich nahm Euch heute das Reich —, aber laßt Eure Tochter es mit mir theilen!

Jarl Skule.

Meine Tochter!

Margrete.

Gott!

Hakon.

Margrete —, wollt Ihr Königin sein?

Margrete (schweigt).

Hakon (ergreift ihre Hand).

Antwortet mir.

Margrete (leise).

Ich will gern Eure Gemahlin sein.

Jarl Skule (mit einem Handschlag).

Frieden und Versöhnung von Herzen!

Hakon.

Dank!

Es folgt dann noch eine ebenso kurze, epigrammatische Liebesscene. Kürzer kann sich ein Dramatiker in einer so wichtigen Angelegenheit nicht fassen; der Tadel des Polonius über die Rede der Schauspieler und der Rath Hamlet's, sie solle mit seinem Barte zum Barbier, sind hier beide überflüssig.

Jarl Skule hegt indeß ehrgeizige Plane, die so lange an seiner eigenen Redlichkeit eine Schranke finden, bis ihm Nikolas Zweifel an der königlichen Geburt Hakon's eingeflößt hat. Der Bischof stirbt und läßt durch Skule selbst das Document verbrennen, welches diese Zweifel hätte lösen können. Skule's mächtig angefachter Ehrgeiz läßt ihm nun keine Ruhe mehr; er will mit dem Könige die

Herrschaft theilen, und als dieser sich weigert, erhebt er die Fahne des Aufruhrs gegen ihn. Sein Sohn Peter, halb Berserker, halb Cretin, nur von dem einen Gedanken an die Königsherrlichkeit des Vaters erfüllt, wird ihm von der Mutter zugeführt; er geht, nach einem gewaltthätigen Kirchenraub, mit dem Vater zu Grunde.

Die meisten dieser Scenen, besonders die durcheinanderwogenden Kampfscenen der letzten Acte, sind nur dramatische Kohlenskizzen: ausgeführt in dem ganzen Stück ist eigentlich nur die große Sterbescene des Bischofs Nikolas und der ihr folgende Monolog Skule's. Beides sind die Perlen des Stücks. Die Sterbescene ist außerordentlich dramatisch und genial. Die Seelen- und Todesangst des Bischofs, der von seinem unheimlichen Plane nicht lassen kann und noch nach der letzten Oelung eine Todsünde begeht, indem er den Brief des Predigers, der Skule's Zweifel beendigt und Hakon's Erbrecht bestätigt hätte, ins Feuer wirft, ist mit Meisterschaft gezeichnet. Daß der Geist dieses Bischofs als höllentstiegener „Kreuzbruder" wiederkehrt, kann nur den Eindruck jener großen Scene abschwächen, die in echt Shakspeare'schem Geiste gedichtet ist und nicht zu ihren Ungunsten an die Sterbescene des Cardinals Beaufort in Shakspeare's „König Heinrich VI." erinnert.

7. Friedrich in Rheinsberg. Vaterländisch-historisches Gemälde in fünf Abtheilungen nebst einem Vorspiel. Berlin, Janke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

„Friedrich in Rheinsberg" ist ein durchaus anziehender Stoff, der von der Novellistik schon mannichfach behandelt worden ist, aber auch für das Drama Ausbeute verspricht. Die dramatischen Schätze, die in ihm verborgen sind, hat allerdings der Verfasser des obigen Stücks nicht gehoben; dazu fehlt demselben Bewegung, Spannung, dramatisches und theatralisches Leben. Der Verfasser bezeichnet sein Werk auch selbst als ein Charaktergemälde; er will es nicht als ein Drama angesehen wissen; wir möchten es als eine Dichtung in dialogischer Form, als poetische Gespräche der Oberwelt bezeichnen, die an einen sehr einfachen Faden aufeinanderfolgender Begebenheiten gereiht sind. Der Verfasser sagt in der bescheidenen Vorrede:

Nachstehender Versuch, eine große und unvergeßliche Epoche unserer vaterländischen Geschichte in ein poetisches Gewand zu kleiden, ward in den Jugendjahren eines dem lesenden Publikum bereits bekannten Schriftstellers unternommen, nachdem derselbe längere Zeit und wiederholt an Ort und Stelle die dazu nothwendigen Studien gemacht hatte und von dem verstorbenen Biographen des großen Königs, dem Professor Dr. Preuß, seinem theuern Lehrer und Freunde, auf das lebhafteste zu seiner Arbeit ermuntert worden war. Ursprünglich nur aus einem innern Drange hervorgegangen und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, hat dieselbe lange Jahre still und unbeachtet neben vielen andern ungedruckten Versuchen in des Verfassers Schreibpult gelegen. Daß er aber jetzt endlich „Friedrich in Rheinsberg" seiner langen Haft zu entreißen gewagt, dazu hat ihn nicht eine bestimmte Absicht oder ein egoistischer Trieb, noch viel weniger die sanguinische Hoffnung auf Beifall von irgendeiner Seite her, vielmehr nur der immer dringender hervortretende Wunsch alter Freunde bewogen, und so läßt er das Product seiner jugendlichen Muße in aller Bescheidenheit in die Welt treten und sich dem scharfen Tageslicht des heutigen unruhigen Lebens aussetzen, um es vielleicht — sogar wahrscheinlich — wiederum bald durch den vernichtenden Spruch unbarmherziger Kritik zur ewigen Einkerkerung verurtheilt zu sehen. So breche denn, wer Neigung und Befugniß dazu hat, den Stab über des Verfassers unschuldiges Haupt. Gerade er hat die Gebrechen und Schwächen seines einst mit warmem Herzen unternommenen Jugendwerks am gründlichsten erkannt und eben darum es so lange vor aller und jeder Veröffentlichung bewahrt. Gab er endlich dennoch dem Andringen befreundeter Menschen nach, so bewies er freilich dadurch nur seine eigene Schwäche, hegt aber darum um so mehr die Hoffnung, daß mit diesem seinem ehrlichen Geständniß dem vorausgesehenen Tadel einigermaßen die verletzende Spitze abgebrochen sein werde.

Dem Publikum und der Kritik gegenüber läge in dem hier angegebenen Anlaß der Veröffentlichung keine Rechtfertigung; denn aus demselben Grunde, infolge des Wunsches alter Freunde, könnte man ein gänzlich verfehltes Machwerk vor die Oeffentlichkeit bringen, gegen welches die Kritik ihre verletzenden Spitzen zu kehren alles Recht hätte. Wir entnehmen der Vorrede nur die Thatsache, daß das Werk eine Jugenddichtung ist, und der ideale Zug, der durch dieselbe hindurchgeht, die Vorliebe für dithyrambische Ergüsse, für die Breite des Dialogs, welcher seine Gedankengänge ohne jede Rücksicht auf die endlose Ausdehnung der einzelnen Scenen verfolgt, mit einer Hingabe an den behandelten Gedankenstoff, wie er einem Platonischen oder Solger'schen Dialog eigen ist, beweist zur Genüge, daß ein jugendlicher Dichtergeist, unkundig der Anforderungen des Dramas, nur seinen eigenen Eingebungen in dieser Dichtung rückhaltlos gefolgt ist. Auch die ideale Haltung der Charaktere und Gespräche spricht für die Jugendlichkeit des Autors; das ist ganz Tasso, ganz Ferrara. Damit ist aber der geschichtlich treue Grundton verfehlt. Wol war Rheinsberg ein Tusculum, aber ein Tusculum der Voltaire'schen Zeit. Vor allen Dingen herrschte dort Witz und Humor; selbst etwas Frivolität und Cynismus lagen im Zeitgeschmack, und eine solche editio castigata des jungen „Alten Fritz", ein solches in den Schiller'schen Idealismus hineingemaltes Dichterporträt, wie es unser Poet ausführt, entbehrt zu sehr aller Local- und Zeitfarben. Nicht blos Friedrich, sondern auch alle Genossen seiner geistreichen Tafelrunde sind zu derselben idealen Bedeutung hinaufgeschraubt; es fehlt sogar jeder Reiz des Contrastes. Das Verhältniß des jungen Prinzen zu seiner Gemahlin Elisabeth ist ebenfalls idealisirt und mit einer Innigkeit ausgestattet, welche die spätere Kälte und Gleichgültigkeit unbegreiflich erscheinen lassen müßte. Von dem heiter bewegten, von Laune und Esprit funkelnden rheinsberger Leben selbst erhalten wir ebenso wenig ein frisches Bild. Die einzige Bewegung in die Handlung kommt durch das Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm I., durch den Besuch desselben in Rheinsberg, durch seine Krankheit und seinen Tod, und die bedeutendste Scene des Stücks ist diejenige, in welcher sich Vater und Sohn gegenüberstehen, eine Scene, die auch mehr in ihrer principiellen Bedeutung erfaßt, als mit dramatischer Charakteristik durchgeführt ist. Die Vision Jordan's, dessen Charakter sowie sein freundschaftliches Verhältniß zum Prinzen am meisten eine ideal gehaltene Darstellung verträgt, hat gleichfalls dramatische Lebendigkeit, ebenso die Schlußpointe des Stücks, die Begnadigung und Standeserhöhung des Obersten Bredow, welcher der hauptsächlichste Gegner Friedrich's war, durch

den jungen König. Alle andern Scenen gehen nicht über den poetischen Dialog hinaus zum dramatischen.

Wenn wir indeß das Werk nur als eine dialogisirte Dichtung betrachten, so besitzt es viele rühmenswerthe Schönheiten, gedankenreiche Unterredungen und Selbstgespräche, die sich bisweilen zu edelm Schwung erheben, und das verklärende Licht, das über das ganze Gemälde aus einer jugendlichen Seele ausströmt, übt, sobald man den vom Verfasser gewünschten Standpunkt einnimmt, eine milde und wohlthuende Wirkung aus. Die Unterredung zwischen Vater und Sohn ist, abgesehen von einigen Reminiscenzen an Schiller's „Don Carlos", nicht blos gedankenreich, sondern sie athmet auch Wärme des Gefühls. Als Probe für den edeln und schwunghaften Stil der Dichtung diene der folgende Monolog Friedrich's:

Heiß faßt mich's an — verlassen soll ich dich,
Du, meiner Muse theures Paradies?
Warum, o Schicksal, willst du das mir thun!
Mit deiner Liebe breitem Fittich hast
Du stets mich mütterlich bedeckt, und jetzt
Stellst du dem rauhen Sturm mich Armen bloß?
Glücksel'ger Mensch! der du zu nichts bestimmt,
Als deinen Wünschen Tempel zu erbaun —
Sei du wer du auch willst, ich neide dich!
Sieh, wie mein See die Wellen zu mir trägt,
Wie meine Wipfel mir so freundlich nicken —
Sie wollen mich nicht lassen! Theurer Schatten,
In dem ich, schwelgend in der Gegenwart,
Der Zukunft strenger Hoheit nicht gedenkend,
Mit meinem Herzen, in der Freunde Kreis,
Die schönsten Pfänder dieses Lebens tauschte —
Du — du umfängst mich nicht mehr! In den Strahl
Der glühendheißen vollen Mittagssonne,
Die, meinen Scheitel sengend, sticht und brennt,
Bin ich erbarmungslos hineingestoßen!
Und du, mein See — wie oft in deinem Schilfe
Hab' ich das Flüstern eines guten Geists
Im trauten Zwiegespräch mit Lust vernommen;
Wie oft trug mich dein wogendes Gewässer,
In meiner Dichtung Träumerei gehüllt,
Zum blühenden Gestade, wo, wie an
Elysiums Ufer, meine Freunde harrten —
Jetzt schlingt mich ein die große, wilde See,
Auf der mein Glück, ein schmales Schifflein, treibt,
Und ihre Fluten näßen meine Brust
Und senken mich in tödlichste Gefahr!
Schon faßt mich an der Göttin starker Arm,
Reißt mich hinauf auf schwindelhohen Sitz
Des Schicksalswagens, der die Völker führt, —
Hinweg mit donnerndem Gekrach, hinweg
Im sausenden Galop entstürzet das
Gespann der wilden Rosse — meine Hand,
Sie soll den mächt'gen Zügel führen — ach!
Mich faßt der Trennung schmerzliches Gefühl,
Um meine Sinne legt es sich wie Nebel,
Und hier mein Herz empört sich gegen mich.

8. Cola di Renzi der letzte römische Tribun. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von J. E. Kühn. Leipzig, Wartig. 1872. 16. 25 Ngr.

Auch diese Dichtung, dessen Verfasser ein vielbeschäftigter leipziger Arzt ist, verzichtet schon durch die Bezeichnung als „dramatisches Gedicht" darauf, mit dem strengen Maßstabe dramatischer Kritik gemessen zu werden. Es fehlt derselben allerdings an jener Architektonik, an jenem spannenden Zusammenhang einer ineinandergreifenden Handlung, den wir von dem eigentlichen Drama verlangen müssen. Erst im letzten Acte, in welchem die Liebe der Tochter des Fürsten Colonna zu dem Volkstribun thatkräftig durch den Versuch, den Bedrohten zu retten, in die Handlung eingreift, erst bei diesem Fluchtversuch und dem Tode Renzi's gewinnt die Verflechtung der Begebenheiten selbst unsere Theilnahme. Sonst ist es dem Autor nicht gelungen, auch nur einzelne Hauptscenen, wie diejenige auf dem Capitol, mit dramatischer Gipfelung durchzuführen.

Wenn wir daher den Verzicht auf die Bezeichnung eines Trauerspiels acceptiren müssen, so können wir dem dramatischen Gedicht dagegen Wärme der Empfindung, schwunghafte Diction und in einzelnen mehr genrebildlichen Scenen volksthümliche Frische nachrühmen. So athmen Petrarca's Reden den Schwung seiner Vaterlandsgedichte. Die Verse sind sehr häufig gereimt und tragen überhaupt den Charakter einer Improvisation, sie sind dem Autor in frischem freiem Fluß aus der Feder geflossen, und wenn nicht alle Wendungen auf der kritischen Goldwage stichhaltig sind, so fühlt man doch immer den dichterischen Trieb heraus, nirgends die Mühsal, die sich zum Dichten zwingt.

Unter den poetischen Dialogen nimmt derjenige zwischen Petrarca und dem ältern Colonna im ersten Acte eine hervorragende Stelle ein. Petrarca vertheidigt die Ausschreitungen des Volks mit der Leidenschaft des Bluts; darauf entgegnet Colonna:

Und ließ ich gelten solche Leidenschaft,
Die in dem Rausch der Freude zügellos
Zur Tollheit treibt, so widert doppelt mich
Die Laune an, mit der das Wechselglück
Der Herrscher von dem Volke wird verfolgt.
Zu Füßen wie vor Gottes Majestät
Liegt es dem Herrscher, der mit starker Faust
Es niederhält. Der Hohe buhlt mit ihm,
Dem Niedern, um die Wette, daß ein Strahl
Der Sonne seines Königes ihn trifft;
Doch bricht der Thron, kann muth'ger Widerstand
Nicht schaden mehr, reißt jeder selbstbewußt
Die Fahne ab, die er so hoch geehrt,
Und kühlt an läpp'schen Dingen seine Wuth.
Ein feurig Roß, das seines Reiters Kraft
Für unbezwinglich hält und leisem Druck
Der Schenkel willig folgt, mag willenlos
Hinab zum Abgrund führen lassen sich;
Kein Reitersmann blieb einmal sattelfest,
Verstände je es seine ganze Kraft.
Doch wenn der geistbegabte Mensch sein Joch
Nur fühlt, weil jene starke Hand erlahmt,
Die es gelenkt, und dann mit Schmuz bewirft,
Vor denen er im tiefen Staube kroch,
Dann graut mir vor der Völker Majestät,
Die auf gestürzten Thronen sich erhebt
Und sich mit leeren Phrasen dann vergöttert;
Und die veracht' ich, die so leichten Kaufs
Das Volk zu solchem Gaukelspiel verlockt.

Petrarca.

Es ist des Fürsten eigner schwacher Geist,
Wenn gleißnerisch das Volk sich vor ihm beugt.
Ist er, wie sich's gebührt, vom Adel nur erzeugt,
Der solche Sklaven von den Thronen weist,
So werden echte Männer ohne Grollen
Gern jedem Fürst die wahre Achtung zollen.

Colonna (sehr).

Und meint Ihr, daß der Sohn des Tiberwirths,
Der Sohn der Waschfrau, diesen Adel hat?

Solch einer schafft den schlimmsten Götzendienst,
Wenn er vom Niedern sich zum Hohen hebt.
Denn wer vom Niedern stammt, verräth sich auch;
Er trägt des Niedern Stempel stets mit sich.
Das Echte stammt allein von seinesgleichen,
Die Distel wird die Rose nie erzeugen.

Petrarca.

Wie sich der Geist im einzelnen entfaltet,
Das hängt am Glanze seines Stammbaums nicht.
In jedem liegt die Masse ungestaltet,
Aus der das Licht zur Auferstehung bricht.
Wenn nur die richt'ge Faust den Bogen spannt,
Wird auch der Pfeil zum fernsten Ziel gesandt.
Soll Großes immer nur von Großen stammen,
Wie mehrte sich der großen Männer Zahl,
Die niedre Abkunft müßt ihr nie verdammen,
Zeigt ihre Stirn der Größe Feuermal.
Ein Wildling nie die echten Rosen trägt,
Hat nicht die Hand des Gärtners ihn gepflegt. —
Geboren arm und fern vom Vaterland,
Das in Verbannung meine Aeltern stieß,
Frug oft ich, wer die Leier tönen hieß,
Die mich der Dichtung hehrer Kunst verband.
Wer gab die Lust am Sange der Camönen,
Wer gab die Lust am Großen und am Schönen,
Ließ mich mein Innres nicht nach Schätzen suchen,
Die Geister wie Virgil zur Nachwelt trugen?
Mein Vater warf die Bücher mir ins Feuer,
Sie, meiner Einsamkeit bescheidnes Glück;
Die Thräne rief aus Flammen sie zurück;
Da ward sie mein die sanggeübte Leier!
Doch wollt' ich diesen Lorberkranz vererben

(Auf seinen Lorberkranz zeigend.)

Auf einen Sohn, um Gleiches zu vollbringen,
Umsonst würd' er mit allen Musen ringen
Und ruhmeslos auf meinem Kranze sterben.

In einem spätern Dialog mit Renzi spricht Petrarca, welcher als Chorus im Kampfe der Parteien die Anschauungen des Dichters verkündet, nicht minder schwunghaft seine patriotische Gesinnung aus. Wie in dem vorigen Stück liegt auch in diesem der Reiz und Werth in den dichterischen Dialogen.

Rudolf Gottschall.

Geschichtliche Schriften.

1. Politische Geschichte der Päpste von P. Lanfrey. Nach der neuesten Ausgabe mit Ermächtigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt. Bern, Wyß. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Publicist und Historiker Lanfrey, gegenwärtig Gesandter der französischen „Republik" — falls es eine solche gibt — bei der Eidgenossenschaft, hat vor einigen Jahren mit diesem Buche für sein nationales Publikum einen ebenso glücklichen literarischen Wurf gethan wie, etwa gleichzeitig, mit seiner „Geschichte Napoleon's I." Nicht mit Unrecht durfte man behaupten, daß die letztere einer der stärksten Nägel zu dem Sarge geworden sei, in welchem der Bonapartismus, vorläufig, wie sich von selbst versteht, begraben ist. Auch die „Politische Geschichte der Päpste" könnte vielleicht für die nächste Zukunft ähnliche praktische Bedeutung beanspruchen, wenn ihr nicht die Constellationen der Gegenwart voraussichtlich einen großen Theil ihrer unmittelbar zündenden Wirkung auf den Geist der französischen gebildeten Welt entzogen hätten. Denn seitdem selbst ein Renan sich mit den finstern Mächten der Kirche durch ein zweideutiges Compromiß abzufinden gedrungen gefühlt hat, nur um die Politik der revanche in ihrer Speculation auf diese ihre natürlichen Verbündeten nicht zu stören, wird der Schluß nahe liegen, daß die ungeheuere Majorität aller gebildeten Franzosen zwar nach wie vor sich innerlich entweder feindselig oder indifferent gegen alles, was positives Kirchenthum ist, und vorzüglich gegen die maßlosen Ansprüche des Ultramontanismus oder Romanismus verhält, aber es doch für gerathen findet, ihnen äußerlich, wenigstens soweit es ohne eigene Unbequemlichkeit gehen will, allen möglichen Vorschub zu thun. Hofft man doch dadurch dem Todfeinde eine Schlange im eigenen Busen groß zu ziehen, deren Gift sein Blut verpesten und seine Nerven und Muskeln lähmen soll, damit, wenn der Tag der großen Abrechnung kommt, er schon als ein Halbgelähmter den zermalmenden Keulenschlägen der durch Pfaffenthum und Soldateska regenerirten großen Nation unfehlbar erliege. Wir untersuchen hier nicht, ob diese feine Rechnung, wie man zu sagen pflegt, ohne den Wirth gemacht ist, wir zeichnen nur die Situation in ihrer vollen Wirklichkeit, um daraus dem Buche, das uns hier beschäftigt, gleichsam das Horoskop seines praktischen Erfolgs zu stellen. Es konnte nur ein ungünstiges sein, obgleich die Leistung selbst in ihrer, d. h. in der französischen Art meisterhaft heißen darf. Denn die besondere Beziehung zu einem ganz anders gearteten Volksgeist, als der deutsche ist, wird der deutsche Leser von der ersten bis zur letzten Zeile immer in Rechnung stellen, ebenso, was damit genau zusammenhängt, daß der Titel „Geschichte", histoire, ganz anders verstanden werden muß, als wenn wir Deutschen ihn gebrauchen. Denn auf eine wirkliche geschichtliche Darstellung des Gegenstandes, also des Verhältnisses der päpstlichen Gewalt zu den concreten Gebilden und idealen Vorstellungen vom Staate, ist es hier nicht abgesehen: das Material wird nicht dargestellt, sondern entweder als bekannt vorausgesetzt oder nur mit leichter Hand berührt, wie um durch einen Fingerzeig den Leser, der als ebenso unterrichtet gedacht wird wie der Verfasser, über die besondern Gründe zu orientiren, die den letztern bestimmt haben, gerade dies oder jenes hervorzuheben und anderes wieder, was man vermissen könnte, ganz zu übergehen.

Wir Deutschen würden das Buch in eine ganz andere Rubrik setzen, etwa in die des politischen Mémoire oder der historischen Denkschrift mit unmittelbar praktischer Tendenz. Denn auf diese läuft alles hinaus, und jedes Wort, das gesagt wird, jeder Satz, von der ersten bis zur letzten Seite, dient nur dazu, um den Beweis dafür zu verstärken, daß das Papstthum als politische oder weltliche Macht, gleichviel ob in den Grenzen des ehemaligen Kirchenstaates oder auf die Gemarkung der

Stadt Rom beschränkt, unvereinbar sei mit der Existenz eines nationalen Staates in Italien. Das Buch ist noch vor 1870 geschrieben, also ehe die künstliche Stütze des Papstkönigthums, die französischen Bajonnete, vor dem Donner der deutschen Siege zusammenknickten, und mit ihnen die crasse Lügenkomödie, die sie bisher der gesammten gebildeten Menschheit zum Hohne mit gewaltsamer Frivolität hatten agiren helfen. Wir hoffen, daß der Verfasser in der etwas freiern Atmosphäre der Schweiz, in welcher er gegenwärtig lebt, auch jetzt noch sich zu diesem seinem aus dem Verstande ebenso sehr wie aus dem Gewissen erzeugten Dogma bekennt, und nicht wie die meisten seiner Landsleute von seinem eigenen bessern Selbst schmählich abgefallen ist. Die Ereignisse haben seiner Ueberzeugung insofern recht gegeben, als die Vollendung der staatlichen Wiederherstellung der italienischen Nation und der völlige Untergang der letzten Trümmer des Papstkönigthums nicht blos in der Zeit, sondern auch in ihrem pragmatischen Zusammenhang als identische Evolutionen sich erwiesen haben.

Betrachtet man die geschichtliche Entwickelung des Papstthums von diesem Gesichtspunkte aus, so darf man wohl behaupten, daß, so viel andere und sehr wesentliche außerdem auch noch aufgefunden werden können, doch gerade er so recht mitten in den Kern der Sache hineinzielt. Denn die eigentlich treibende Macht, das innerste Herzensgeheimniß des Papstthums ist unzweifelhaft — wie auch sehr viele andere seit den ältesten Zeiten, z. B. unser Landsmann der Kaiser Friedrich II., mit völliger Klarheit erkannt, obschon sehr wenige oder keiner es mit der zugespitzten Schärfe und durchdringenden Schneidigkeit zu sagen verstanden haben, die Lanfrey eigen ist — nichts anderes als die volle, wirkliche Weltherrschaft. Jene im Mittelalter und später bis auf heute so oft gehandhabte Phantasmagorie der idealen Suprematie des Heiligen Stuhls über alle Mächte der gemeinen Wirklichkeit ist nichts als ein Trugbild gewesen, mit dem sich einzelne Päpste gelegentlich wol selbst getäuscht haben mögen, womit sie aber noch öfter, wenn sie ihre Politik wie immer den Umständen anpaßten, die übrige Welt einzulullen und kirre zu machen versuchten. Sobald sich die geeigneten Persönlichkeiten und die günstige Constellation für den Heiligen Stuhl fanden, wurde das uralte Programm des directen und wirklichen dominium mundi — nicht jene duselige Chimäre unsers mittelalterlichen Kaiserthums, sondern wenigstens in der Intention der realste und schrankenloseste Absolutismus und Despotismus, also der wahre und eigentliche Cäsaropapismus, wieder als einziges, von Gott selbst geordnetes Ziel verfolgt. „Das Gebäude ist nicht aufgeführt worden; man muß aber auch die Grundlage zerstören", schließt Lanfrey sehr richtig, aber die Grundlage ist nur etwas tiefer zu suchen als in dem Besitz der Marken oder des Patrimonium Petri, wie jedem, der sich blos durch Thatsachen überzeugen lassen will, die Geschichte der zwei letzten Jahre darthun kann. Denn trotz seiner völligen „Beraubung" hat der Heilige Stuhl — nicht die blos zufällige Figur des altersschwachen Papstes, der ihn gegenwärtig einnimmt — auch nicht ein Iota von seinen Ansprüchen auf die Weltherrschaft aufgegeben. Ihm gilt nach wie vor die Idee des weltlichen Staates in der modernen Auffassung als ein Greuel, als ein Frevel an der göttlichen Ordnung. Ihm ist, wie im Mittelalter, der Staat nichts weiter als der stets dienstbereite Büttel und Henkersknecht der Kirche, und wenn er etwas Besseres sein will, trifft ihn noch heute dasselbe Anathema, wie es ein Gregor VII., Alexander III., die Innocenze und Bonifaciusse gegen „die Schänder der heiligen Weltordnung" zu ihrer Zeit mit Erfolg — jetzt aber ist es, Gott sei Dank, kraftlos — geschleudert haben.

2. Geschichte der Deutschen von Theodor Griesinger. Erster Band. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Wir haben schon öfter in d. Bl. Veranlassung gehabt, uns mit ähnlichen Unternehmungen wie das obengenannte Werk auseinanderzusetzen. Das Bedürfniß danach ist nicht abzuleugnen, und wenn auch die zünftige Wissenschaft wenig Neigung hat, diese ihre Nebenschößlinge mit theilnehmendem Auge zu betrachten, so ist es doch im Interesse der allgemeinen Bildung geboten, sie nicht blos einfach todtzuschweigen, sondern auf ihre mögliche Bedeutung für das Ganze unserer Entwickelung und die nächsten Ziele der deutschen Gegenwart sorgfältig zu prüfen. Allerdings sind wir und andere mit uns bisher noch nicht in die erfreuliche Lage gekommen, irgendeinem solcher Bücher ein unbedingt anerkennendes Zeugniß auszustellen, d. h. auszusprechen, daß es eine seinen Intentionen und dem Begriffe des Gegenstandes selbst genügende Leistung der Geschichtschreibung sei. Denn darauf ist doch in diesem Falle nicht der ganze, aber der meiste Accent zu legen: wir werden nicht sofort mit einer Verurtheilung bei der Hand sein, wenn wir nicht überall einer tadelfreien Verwerthung der ganzen, so unendlich zerstreuten Ergebnisse der deutschen exacten Geschichtsforschung oder gar einer selbständigen Weiterführung hierhergehöriger Untersuchungen begegnen. Wir sind zufrieden, wenn sich der Verfasser eines solchen Buchs im allgemeinen als ein Mann ausweist, der gründliche Studien in seinem Material gemacht und sein wissenschaftliches Urtheil so weit geschärft hat, um aus dem Gewinn aller möglichen kritischen Controversen, mit denen namentlich unsere älteste Geschichte überladen ist, das wirklich Brauchbare und einstweilen Stichhaltige herauszufinden. Aber desto größer sind unsere Ansprüche an seine Darstellungsgabe, und hiervon darf nichts abgedungen werden. Das, was man als „schönen Stil" gemeinhin zu bezeichnen pflegt, verlangen wir nur insoweit, als der gegenwärtige Stand unserer allgemeinen literarischen Bildung es eigentlich als selbstverständliche Voraussetzung von jedem, der in deutscher Sprache etwas zum Druck befördern will, namentlich aber von einem Erzähler von Thatsachen zu verlangen berechtigt ist. Auf besondere Virtuosität verzichten wir gern, aber nicht auf die vom Stile im engern Sinne noch sehr wohl unterschiedene Kunst, eine Gruppe von Thatsachen in der richtigen innern Folge vor unserm Sinne zu entfalten und das Gefüge des Ganzen, wodurch das Einzelne sein Recht und seine Stelle erhält, deutlich und nach wohlbedachtem Plane überall durchleuchten zu lassen. Jeder Geschichtschreiber, insbesondere aber der populäre, muß diese Technik gelernt haben, denn

angeboren wird sie keinem, und wenn sich viele unserer gelehrtesten und berühmtesten Historiker davon dispensiren, so sind sie eben keine Geschichtschreiber, auch wenn sie es selbst zu sein glauben.

Legen wir den eben festgestellten Maßstab an Griesinger's ersten Band, so ist zunächst anzuerkennen, daß er im wesentlichen allen billigen Anforderungen der Wissenschaftlichkeit genügt. Im einzelnen würde es nicht an Ausstellungen fehlen, falls es hier am Platze wäre, damit eine ziemlich wohlfeile Suprematie des Wissens zu entfalten, und zwar nicht blos in solchen Fällen, wo die noch getheilte Meinung der eigentlichen Forschung dem Belieben oder der Ansicht des einzelnen die Entscheidung offen läßt, sondern auch da, wo durch neuere und neueste positive Entdeckungen ältere Irrthümer abgethan oder unsere wirklichen Kenntnisse des Thatbestandes gegen früher erweitert worden sind. Daß sich der Verfasser seiner eigentlichen Aufgabe der geschichtschreibenden Darstellung bewußt worden ist, darf gleichfalls hervorgehoben werden. Er sucht die alten ausgetretenen Wege der conventionell erstarrten Formeln, in denen man so häufig gerade unsere älteste Vorzeit nicht als eine lebendig gewesene Wirklichkeit, sondern als eine bloße ausgetrocknete Mumie uns vorführt, möglichst zu vermeiden. Er hat es begriffen, daß eine Geschichte, um lesbar zu sein oder um den Leser zu packen, vor allem zuerst dem Erzähler als ein lebendiges Ding aufgegangen sein müsse. Eine fühlbare innere Wärme durchzieht das ganze Buch und gibt ihm das Vermögen, auch auf den Leser sympathisch zu wirken. Dagegen können wir uns keineswegs mit der, sei es dem Verfasser natürlichen, sei es durch eine irregeleitete Reflexion angenommenen Haltung seines Stils befreunden. Er verwechselt augenscheinlich die Begriffe „populär" im Sinne der gebildeten Literatur und „volksmäßig" im gewöhnlichen Sinne des vulgären Ausdrucks. Eine kurze Probe wird das Recht unserer Bedenken deutlich machen. Des bekannten Quintilius Varus Verwaltungssystem in Niederdeutschland ist folgendermaßen dargestellt:

Nummer 1 also behandelte er die Deutschen mit der tiefsten Verachtung und machte dabei nicht einmal einen Unterschied zwischen den Vornehmen und Geringen. Nummer 2 legte er ihnen die schwersten Abgaben auf und hatte noch die Grausamkeit, dieselben mit der schonungslosesten Härte einzutreiben. Nummer 3 hielt er es für seine Pflicht, die wilden Urmenschen in gesittete Wesen umzuwandeln u. s. w.... Herr Gott im Himmel, welch ein gewaltiger Zorn hierob in den Germanen erwachte, und wie dieser Zorn noch von Stunde zu Stunde wuchs, wenn sie bedachten, daß diese Lictoren und Schreiber fast durchaus jener Sorte von Menschen angehörten, deren Charakter aus Feigheit, Kriecherei, Habsucht und Brutalität zusammengesetzt ist!... Wie so ganz anders hatte es früher Tiberius gehalten! Nun aber kam dieser Varus, dieser aus Engherzigkeit, Geiz und Arroganz zusammengesetzte Tropf und trat den Germanen gegenüber auf, als wären dieselben asiatisch verkommene Hundeseelen, die man nach Belieben stoßen, quälen, schlagen und auspeitschen darf! Nein, solch eine Despotie konnte man unmöglich ertragen! Nein, einen solchen Tyrannen mußte man zertreten, wie man ein ekelhaftes Gewürm zertritt!

Es wäre außerdem wol noch ein Wort zu sagen über die besondere Species von deutschen „illustrirten" Geschichten, zu denen sich auch dies Buch stellt und welche jetzt, wie es scheint, von der Mode des Tags begünstigt werden. Doch versparen wir dies auf eine andere Gelegenheit und bemerken nur noch, daß die hier sich findenden artistischen Zugaben um nichts besser oder schlechter wie andere gleicher Art sind. Wunderlicherweise hat sich in diesen ersten Band, der die Zeit bis 911 darstellt, auch schon ein Bild der widerlichen Scene in Canossa eingeschoben, das überhaupt wol kaum in eine deutsche Geschichte gehört, am wenigsten an die Stelle, die es hier einnimmt.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Notizen.

Das Jubelfest der goldenen Hochzeit des sächsischen Königspaars hat der Poesie mancherlei Anregung gegeben. Professor Julius Schanz hat ein „Gedenkblatt zum 10. November 1872" veröffentlicht, welches mehrere Sonette, Terzinen und eine größere Festrede in alcäischen Strophen enthält, Gedichte, denen auch die Gegner des Autors Formgewandtheit und Schwung nicht abstreiten dürfen. Namentlich gilt das von der großen Festode; Strophen wie die folgende lassen das Lob des Königs Johann in würde- und weihevoller Haltung ertönen:

Die Geisterkrone ist dein, Johann,
Pflegling erhabener Genien des Alterthums,
Genährt vom Hauch der gottgeküßten
Heiligen Blätter der Offenbarung.

Lang' schon den Weisen nennt die Geschichte dich,
Doch mehr als Weisheit ziert dich der Biedersinn,
Der über all' dein Thun den Thauglanz
Fürstlicher Milde versöhnend ausgießt.

Wie gleich dem Cäsar vor Alexander's Bild
Hast du geweint, Herr, — wie vor Miltiades
Themistokles nicht Ruh' gefunden,
Floh dich der Schlaf vor dem Buch des Dante.

Von seiner dunkelleuchtenden Seele Grund
Zu den Gestirnen hobst du den Forscherblick,
Wenn du im Dämmergrau des Frühlichts
Einsam den brausenden Wipfeln lauschtest.

Eine größere Sammlung von „Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden im dresdener Hoftheater" hat Julius Pabst unter dem Titel: „Festliche Glocken" (Dresden, Meinhold u. Söhne), erscheinen lassen. Sie beginnt mit einem „Festprolog": „Am goldenen Ziel", der zur Feier der goldenen Hochzeit am dresdener Hoftheater zur Aufführung kam und durch glückliche Verschmelzung des scenischen und musikalischen Elements mit dem poetischen einen nachhaltigen Eindruck machte. Die erste Abtheilung der Sammlung enthält Prologe, Festspiele und Lieder, welche dem Könige von Sachsen und seinem Hause bei verschiedenen festlichen Veranlassungen gewidmet waren; die zweite: „Dem Vaterlande", patriotische Gedichte; in der dritten: „Königen im Reiche der Dicht-, Ton- und Schauspielkunst", werden Mozart, Iffland, Körner, Shakspeare, Tichatschek und Emil Devrient gefeiert; die vierte Abtheilung: „In Künstler- und kunstfreundlichen Kreisen", enthält die Lyrik gesellschaftlicher Cirkel, die dem Hoftheater nahe stehen.

Eine solche Fülle von Gelegenheitspoesie kann natürlich nicht durchweg den künstlerischen Adel wahren, da sich hin und wieder sprödere Stoffe ihr darbieten; doch ist die Form durchweg mit Gewandtheit behandelt, und wo das Thema den Sänger anregte, da erhebt sich die Dichtung zu würdigem Schwung, so besonders in den patriotischen Gesängen, unter denen das Gedicht: „Am Tage der heimkehrenden Sieger", wol den Preis verdient.

A n z e i g e n.

Album der neuern deutschen Lyrik. 8. Aufl. In Leinwandband $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Prachtausgabe in Lederband $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Gregorovius, Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. 2te Aufl. Geb. 1 Thlr.
Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Grosse, cart. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 19. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Hammer, Zu allen guten Stunden. 4. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Hammer, Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Hammer, Lerne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Herrmann, Bruder Ludwig, der Wasgauer. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Meyr, Die Religion des Geistes. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Müller von Königswinter, Dichtungen eines rheinischen Poeten. 1. und 2. Bd. Jeder Band geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Schulze, Die bezauberte Rose. 12. Aufl. Geb. 1 Thlr. — Illustrirte Prachtausgabe. In Leinwandband $5\frac{2}{3}$ Thlr., in Lederband 8 Thlr.

Sturm, Gedichte. 3. Aufl. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Sturm, Neue Gedichte. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Sturm, Fromme Lieder. Erster Theil. 7. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Sturm, Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2te Aufl. Geb. 1 Thlr.

Sturm, Für das Haus. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Sturm, Zwei Rosen. Geb. 16 Ngr.

Sturm, Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.

Sturm, Spiegel der Zeit in Fabeln. Geb. 24 Ngr.

Kalidasa. Sakuntala. Uebersetzt von Lobedanz. 4. Aufl. Geb. 1 Thlr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Bartsch. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Shakespeare's Dramatische Werke. Herausgegeben von **Bodenstedt.** 9 Bde. Geb. 9 Thlr.

Shakespeare's Sonette. Uebersetzt von **Gildemeister.** Geb. 1 Thlr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Ausgabe in 1 Bde. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr. — Ausgabe in 2 Bdn. Geb. 5 Thlr.

Eckermann's Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geb. 4 Thlr.

Frau Rath. Briefwechsel von Kath. Elisab. Goethe. Geb. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Gottschall, Porträts und Studien. 4 Bde. Geb. 7 Thlr.

Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. 2te Aufl. 1.—4. Bd. Geb. 16 Thlr.

Oppermann, Ernst Rietschel. Geb. 2 Thlr.

Pollo, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Freiherr von Bunsen. Geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Nippold. 3 Bde. Geb. $10\frac{1}{2}$ Thlr.

Hase, Ideale und Irrthümer. Geb. 2 Thlr.

Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, herausgegeben von Bruhns. 3 Bde. Geb. 12 Thlr.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3te Aufl. 6 Thle. Geb. in 3 Bdn. 9 Thlr.

Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 4. Aufl. 6 Bde. Geb. 7 Thlr.

Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 4 Bde. Geb. 8 Thlr.

Hassel, Von der Dritten Armee. Mit 10 Abbildungen nach Aquarellen von Graf G. von Seckendorff. Geb. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Lauser, Aus Spaniens Gegenwart. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.

Rodenberg, Studienreisen in England. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.

Stephan, Das heutige Aegypten. Geb. 3 Thlr. 2 Ngr.

Deutsche Liebe. Herausgegeben von **Max Müller.** 3. Aufl. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Meyr, Erzählungen aus dem Ries. 2. Aufl. 3 Bde. Geb. $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Schücking, Ausgewählte Romane. 12 Bdchn. Geb. 7 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Im Verlag von C. **Baader in Schaffhausen** ist soeben erschienen:

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von **Aug. Fr. Gfrörer,** Professor der Geschichte an der Universität Freiburg i. B. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. J. B. Weiß,** Professor der Geschichte an der k. k. Universität Gratz.

IV. 1. Abtheilung: **Der siebenjährige Krieg. Eroberungen der Engländer in West- und Ostindien.** 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr., 2 Fl. 36 Kr., 5 Fr. 60 C. Die zweite (Schluß) Abtheilung von Band IV. **(Kaiser Joseph II. ꝛc.)** wird im Januar ausgegeben.

Die früher erschienenen Bände enthalten:

I. Ludwig XIV. Prinz Eugen. Die Kaiser Leopold und Joseph I. 1 Thlr. 22 Ngr., 3 Fl., 6 Fr. 40 C.

II. Geschichte Europas von 1715—1740. Die Freidenker. Friedrich Wilhelm I. Die Jugendjahre Friedrichs II. 2 Thlr., 3 Fl. 24 Kr., 7 Fr. 25 C.

III. Maria Theresia, die große Kaiser-Königin. 2 Thlr. 12 Ngr., 4 Fl., 8 Fr. 40 C.

MEYERS

HANDLEXIKON

gibt in ***einem Bande*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.* *Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.*

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Sonnenburg, Ferdinand, Die Heroen der deutschen Literatur. In lebensgeschichtlicher Form. Zum Gebrauche auf Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, sowie zum Privatstudium. In drei Bänden. Gr. 8. Geh.

Erster Band. Preis 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 19. December 1872.

Schriften zur Frauenfrage.

1. Die Frauen in Erwerb und Beruf. Zwölf Vorträge von Jeanne Marie Gayette-Georgens. Berlin, Deutsches Verlags-Institut. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Vorträge, welche die Verfasserin im berliner Arbeiterinnenverein gehalten, schildern die Arbeitskreise, in denen sich bisher die bürgerlich thätige Frau bewegte, und könnten ein brauchbares Material für die zahlreich bestehenden Frauenbildungsvereine liefern. Der Gedanke ist als der leitende zu erkennen, daß es viel nöthiger sei, die Frauen für diejenigen Berufszweige tüchtig zu machen, die sie bereits ausüben, als nach neuen zu suchen, in denen sie mit den männlichen concurriren.

Die strenge Scheidung der Berufsarten zwischen den Geschlechtern ist namentlich in dem dritten Vortrage: „Die Scheidung und das Zusammengehen des männlichen und weiblichen Berufs", auseinandergesetzt:

Im allgemeinen findet der männliche Beruf von dem weiblichen da seine Scheidung, wo es sich um die Beherrschung des Massenhaften handelt; vor der Bewältigung der Massen und Mengen schreckt die Frau zurück; sie kann eine geschickte Reiterin sein, aber eine Truppenführerin zu Pferde wird sie nicht werden, ein Cavalerieregiment nicht anführen und bei der reitenden Artillerie ebenso wenig in Dienste treten wollen. Die Frau sprengt keine Felsen, zähmt keine Elefanten, commandirt kein Heer, leitet keine Volksversammlungen, durchsteuert keine Meere, rodet keine Wälder aus und geht nicht auf den Walfischfang und die Lindwurmtödtung aus.

Unbedenklich wird man der Verfasserin recht geben, daß die obenangeführten Beispiele der Massenbewältigung, weil sie eine ungewöhnliche körperliche Kraftanstrengung verlangen, außerhalb der Sphäre der Frauenthätigkeit liegen; sie schießt nur über das Ziel hinaus, wenn sie annimmt, es sei der Frau unmöglich, „diejenigen Massen zu ordnen, welche in ihrer kaum zu überschauenden Vielheit eine geistige Beherrschung verlangen, wie das Ordnen von Hunderttausenden von Büchern in wissenschaftlichen und (?) Universitätsbibliotheken". Auch ist der Schluß: „Es gibt noch keine vom Staate angestellte Bibliothekarin", ein Kreisschluß, von dem man nicht weiß, worin der Anfang zu suchen ist — ob in der Verschmähung der weiblichen Arbeitskraft von seiten des Staats oder in der Unfähigkeit der Frau.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind kein Tummelplatz für Principienstreitigkeiten (diese müssen immer in den betreffenden Fachblättern behandelt werden; hier also in den „Neuen Bahnen", dem „Frauenanwalt"), unsere Zeitschrift hat nur die Aufgabe, auf Schriften, die einer speciellen Frage gewidmet sind, aufmerksam zu machen. Indeß darf und muß der Referent auf die innern Widersprüche einer Arbeit hinweisen. Im elften Vortrage: „Die Schriftstellerinnen und Künstlerinnen", heißt es: „Wenn daher Schriftstellerinnen darin ihren Ruhm suchen, eine männliche Feder zu führen, so irren sie, wie die Frauen überall irren, wo sie in der Nachahmung der Männer ihre Stärke suchen, statt sich die Edelsten und Besten ihres eigenen Geschlechts zu Vorbildern zu wählen." Die Verfasserin hätte sich nicht begnügen sollen, diese Warnung gegen den männlichen Stil so ohne weiteres hinzustellen, da uns wenigstens aus der bisherigen Entwickelung die Thatsache bekannt ist, daß, ausgenommen Eva's ersten Biß in den Apfel vom Baume der Erkenntniß, die Männer in Kunst und Wissenschaft stets vorangegangen sind und die Frauen nichts anderes thun konnten, als ihnen nachzuahmen. Aus der sehr richtigen Ansicht, daß eine Frau nicht in Männerrollen auftreten solle, zieht die Verfasserin wiederum sehr gewagte Schlußfolgerungen; sie sagt:

Das emancipirte Wesen in der Frauenliteratur hat damit seinen Anfang genommen, daß eine Französin sich in Männerkleider warf, nachdem sie ihrem Hause entflohen und zu ihrem Geliebten geeilt war, mit dem sie gemeinschaftlich zu schriftstellern begann; und da sie die ersten ihrer Werke halb ihm und seinem Einflusse auf sie, ihrer Leidenschaft zuerkannte, so nahm sie auch die Hälfte seines Namens für sich als Autor in

Anspruch. Diese Frau schlug den Ton der Rücksichtslosigkeit in der weiblichen Literatur in so genialer Weise an, daß sich unzählige Frauen durch die Erfolge, welche die Emancipirte hatte, bewogen fühlten, denselben Weg zu betreten.

Die Verfasserin nennt nicht den Namen der George Sand und brauchte ihn auch nicht zu nennen. Was aber den Vorwurf gegen deren Männerkleidung anbetrifft, so sind wir doch sehr geneigt, aus dem halbvergessenen Buche der Bettina Folgendes anzuführen: „Nehmt's nicht übel, Hose trägt der Genius nicht und keinen grobwollenen Unterrock. Seine Montur besteht lediglich in ein paar ungeheuern, mächtigen Flügeln, mit denen er sich zu den Bergen aufschwingt, wo er die allbelebende Sonne kann heraufkommen sehen." Möchten die Nachahmer der großen Meister auf allen Gebieten bedenken, „daß ein Genie", wie es unser Meister Lessing sagt, „mit gleicher Gewalt die Pforten, die es öffnet, schließt". Wer nicht die Kraft hat, sich selbst das Thor in den heiligen Tempel der Kunst zu öffnen, der bleibt draußen mit und ohne Rock und Schleppe.

2. Zur Frauenfrage von Philipp von Nathusius. Halle, Mühlmann. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser bewegt sich auf streng biblischem und christlichem Standpunkte und geräth dabei in einen doppelten Widerspruch, einmal in den Widerspruch zwischen alttestamentlicher und christlicher, sodann zwischen streng christlicher und moderner Anschauung. Er führt aus einem Vortrage des Vorstehers von Kaiserswerth, H. P. Disselhoff, welcher Diakonissinnen, also unverehelichte weibliche Personen braucht, folgende Stellen an:

Einen bedeutenden Theil der Schuld, daß die rechte Einsicht in das Wesen des Diakonissenamts sich so schwer Eingang verschafft, trägt die unter uns herrschende Ansicht über den Beruf des Weibes. Ihre Bestimmung, sagt man, ist die Ehe. Gott hat allerdings die Ehe eingesetzt. Aber die Ehe ist nicht der Beruf, die Lebensaufgabe des Menschen. Wer in der weiten Welt behauptet, es sei die Aufgabe des Mannes, in die Ehe zu treten? Warum läßt sich denn immer und immer wieder die Behauptung hören: die Bestimmung des Weibes ist die Ehe. Und liegt in dieser Behauptung nicht zugleich ein Vorwurf, daß die unverheiratheten Frauen ihre Lebensaufgabe verfehlt haben? In der That, ein fürchterlicher Vorwurf! Man muß sich darum billig wundern, wie jene, das Weib von ihrer eigentlichen Bestimmung herabdrückende Ansicht unter den Frauen selbst so allgemein herrschend geworden ist. Es heißt für die Würde des Weibes einstehen, wenn man auf Grund der Schrift den Bann solch landläufiger Meinung zu brechen sucht, aus welcher Unbarmherzigkeit und Misachtung gegen die Nichtverheiratheten fließen muß.

Sonderbar genug findet der fromme Herr von Nathusius den frommen Herrn Disselhoff „ein weniges angehaucht von der in der Luft schwebenden Frauenfrage", und er hat nicht ganz unrecht, da sich auch hierbei die Gegensätze berühren; Socialisten und Ultramontane, die modern Emancipirten und die christlichen Jungfrauen, die sich dem Herrn geweiht, haben nicht zu verkennende Berührungspunkte.

Das Buch des Herrn von Nathusius enthält übrigens zum großen Theil Recapitulationen der Schriften über die Frauenfrage von Dr. König, Fanny Lewald, Prof. von Sybel, F. von Stromberg u. a., an denen er seine Ansichten entwickelt. Eins ist uns aufgefallen: die statistischen Nachweise in Bezug auf die überhandnehmende Ehelosigkeit betrachtet er anders als bisher, da die bis dahin als unverheirathet Aufgeführten noch immer heirathen könnten: „Der Fromme fürchtet sich nicht und erschrickt nicht, auch wenn er liest, daß von den berliner Witwen 80 Procent Almosenempfängerinnen sind."

Einen sehr großen Raum widmet der Verfasser den amerikanischen Zuständen, und obgleich er als Gegner der dortigen Emancipationsbestrebungen, namentlich gegen die Gleichstellung der Frau im politischen Leben sich ausspricht, bemerkt er dennoch:

Uebrigens ist dem amerikanischen und europäischen festländischen „allgemeinen Stimmrecht" des männlichen Geschlechts gegenüber der Ausschluß des weiblichen in der That eine unhaltbare Inconsequenz. Das Frauenstimmrecht ist die überall sofort mit vollstem Rechte auftauchende Persiflage jener hirnlosen Neuzeits-Misgeburt. Wenn der dümmste und der schmuzigste grinsende Neger seinen Stimmzettel zur indirecten Entscheidung der höchsten Fragen abgeben darf, einzig und allein weil er ein zweibeiniges, männliches Geschöpf ist, so liegt die Ungerechtigkeit auf der flachen Hand, daß die gebildetste und hundertmal mehr davon verstehende Frau davon ausgeschlossen sein soll.

Ja, Philipp von Nathusius scheint hier von seiner sonstigen Meinung abgehen zu wollen, denn er meint sogar, „das Mitstimmen der Frau würde sich praktisch als Verbesserung herausstellen, weil das weibliche Geschlecht im ganzen mehr conservativen Instinct besitzen möchte als das männliche".

Der große Apparat, der benutzt wird, um zu „beweisen, was unerweislich", scheint uns auch hier wie in den meisten Schriften überflüssig. Ueber die Natur des Weibes, ihre Unmittelbarkeit und Mittelbarkeit, ihr Gefühlsvermögen und logisches Unvermögen spricht der Verfasser mit solcher apodiktischen Gewißheit, als wäre er im Rathe Gottes bei der Erschaffung des Weibes gewesen; und trotz aller Unmittelbarkeit der Frau und aller Erquickung, die er aus dieser schöpft, kommt er schließlich dazu, so viel gelehrte Kenntnisse für die Frau in Anspruch zu nehmen, als zur Erfüllung des ärztlichen und Lehrberufs nöthig sind. Mehr haben bisjetzt auch die deutschen Frauen nicht verlangt, und wenn wir uns bei der Beurtheilung dieses Buchs, das werthvolle Notizen, namentlich über England und Amerika enthält, auf diesen Hinweis beschränken, so können wir es um so eher, als die kleine Schrift:

3. Was die Pastoren von den Frauen denken von Hedwig Dohm. Berlin, Schlingmann. 1872. 16. 7½ Ngr.

die Antwort auf die „Frauenfrage" von Nathusius gegeben. Ihre Antwort richtet sie auch gegen eine Schrift Jacoby's aus Königsberg: „Ueber die Grenzen der weiblichen Bildung", die sich darauf beschränkt, die Schranken zu bezeichnen, in denen die weibliche Bildung sich nach der Meinung Jacoby's zu bewegen hat.

Hedwig Dohm hat viel Humor und kämpft mit dieser Waffe gegen die gelehrten Herren. Es laufen auch einige „goldene Rücksichtslosigkeiten" nebenher; aber die Herren können nichts dagegen einwenden, da die Verfasserin ihre Natur, die Unmittelbarkeit ihres Empfindens trotz ihres logischen Denkens, trotz mancher wissenschaftlichen Kenntnisse nicht eingebüßt hat.

Wenn Nathusius als Anwalt des schwachen Geschlechts meint, das schwache Geschlecht sei auch „das sanfte,

zarte, geduldige, namentlich solange es sich in seiner Unmittelbarkeit befand, unbeirrt von modernen Emancipationsbestrebungen", so entgegnet Hedwig Dohm:

Nicht wahr, Herr von Nathusius, es ist eitel Zartheit und Sanftmuth, was uns die ältesten Ueberlieferungen von unsern Ahnmüttern erzählen? Es waren zarte Hausfrauen und sanfte Mütter, von denen uns Plutarch und mehrere lateinische Schriftsteller unter anderm Folgendes berichten: „102 v. Chr., auf dem Schlachtfelde von Aix, als die Teutonen Gajus Marius erlegen waren und die Römer den fliehenden Feind bis zum Lager verfolgten, da kamen die teutonischen Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen und trieben unter furchtbarem und wüthendem Geheul die Fliehenden sowol als die Verfolgenden, jene als Verräther, diese als Feinde zurück, indem sie sich unter die Kämpfenden mischten, mit bloßen Händen die Schilde der Römer ergriffen, die Klingen der Schwerter faßten und, bis zum Tode unbesiegten Muthes, sich verwunden und in Stücke hauen ließen."

Noch viele ähnliche Beispiele von der „angeborenen" Sanftmuth der nicht emancipirten Frauen führt die Verfasserin an; sie gesteht, daß ihr viel mehr sanfte, geduldige Männer als Frauen vorgekommen sind, denn „ruhiger, milder, voll größerer Selbstbeherrschung zeigt sich stets der Intelligentere".

Hedwig Dohm folgt dem Verfasser auch nach Amerika und bemerkt mit Recht, daß Nathusius einen Uebelstand anführt, der aus den „Naturwidrigkeiten" der weiblichen Aerzte, Professoren, Juristen und Journalisten entstanden. Sehr treffend sind die Entgegnungen der Verfasserin gegen die von den gelehrten Herren ausgesprochenen Ansichten, daß die wissenschaftlich gebildeten, geistig thätigen Frauen durch ihre Aehnlichkeit mit den Männern an Reiz für dieselben verlieren würden. Hedwig Dohm findet gerade, daß die gelehrten und geistig begabten Frauen stets eine besondere Anziehungskraft auf Männer ausgeübt; sie erinnert an die gelehrten Französinnen zur Zeit Voltaire's, an die Schiller- und Goethe-Zeit, an Charlotte von Kalb, Therese Huber, Frau von Stein, an die Liebe, die der sittenstrenge Schiller für seine bücherschreibende Schwägerin hatte. „Was sagen Sie", fragt sie, „zu der süßen Heloise, vielleicht der gelehrtesten Frau, die jemals gelebt hat? Ach, nicht die Gelehrsamkeit, die Liebe hat sie zu Grunde gerichtet."

4. Die Psyche des Weibes. Vortrag im Saale des akademischen Gymnasiums in Wien, gehalten von A. Jellinek. Wien, Beck. 1872. Gr. 8. 4 Ngr.

Wie schon der Titel zeigt, haben wir es hier nicht mit einer der eigentlichen Frauenfrage gewidmeten Schrift zu thun; „die praktisch sociale Seite, welche jetzt vorzugsweise von den weiblichen Schriftstellern behandelt wird", träte, nach der Meinung des Verfassers, etwas verfrüht auf, indem das „Erkenne dich selbst, das Seelenleben des Weibes, dessen psychische Neigungen, Anlagen und Fähigkeiten sowol im einzelnen als in ihrem Zusammenwirken unparteiisch, ohne Vorurtheil und mit wissenschaftlicher Schärfe" zuvor zu untersuchen und zu erkennen wäre. Ohne diese gewonnene Einsicht und Erkenntniß tappe man ohne feste Stütze und ohne sichern Führer umher. Zwar könne man ihm, meint der Verfasser, entgegenhalten, „es habe eine große Schwierigkeit, ein Urtheil über die «Psyche des Weibes» zu fällen, solange die Einrichtungen und Vorurtheile unserer Gesellschaft es den Frauen unmöglich machen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu erproben"; aber die naive Kinderwelt böte ein Feld der Beobachtung, ferner die ungebildeten Volksmassen und „die Natur". „Die ganze leibliche Haltung des Weibes, sein Teint, seine Stimme, seine Bewegung verrathe, daß in ihm eine andere als männliche Seele walte und wirke."

Riehl in seinem Buche „Die Familie" geht davon aus, daß die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Wesen sich erst durch die Cultur entwickelt hätten, und daß bei den ungebildeten Volksmassen, namentlich bei Völkerschaften, die „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen", der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Erscheinung in Stimme, Haltung und Bewegung ein sehr geringer sei.

Der Verfasser citirt Auguste Comte, Stuart Mill, Proudhon, Jules Barni, Vacherot, Thomas Buckle und andere Schriftsteller. Obgleich nun die genannten Männer in ihren Ansichten über die Frau und ihre Psyche sehr weit auseinandergehen (man vgl. z. B. Stuart Mill und Proudhon, und lese, was Frau d'Héricourt dem letztern zu sagen sich verpflichtet fühlt), so begnügt sich der Verfasser mit den Citaten derjenigen Stellen, die in den Rahmen des Bildes passen, das er sich von der Psyche der Frau gemacht. Von deutschen Denkern führt er nur Kant und Schopenhauer an, die beiden hagestolzen Philosophen, von denen man unbeschadet ihres sonstigen verehrungswürdigen Denkens und Forschens doch in Rücksicht auf unsere Frage sagen kann: „Ihr Urtheil ist um so unparteiischer, da sie den Gegenstand nicht kennen."

Das Resultat der von Jellinek gewonnenen Erfahrungen gipfelt in dem bekannten: „Die Frau habe mehr psychische Receptivität, rege, lebhafte Empfindung, warmes, aufflammendes Gefühl und ein pathetisches Herz." Mit Buckle ist der Verfasser der Meinung, daß die Frau eine Vorliebe für die deductive oder ideelle Methode habe, „welche mittels eines plötzlich auflodernden Gedankens Licht über Einzelnes zu verbreiten suche und sich weniger für die langsam aufsteigende Induction eigne".

Wir können das Bild, das der Verfasser zeichnet, nicht in allen Zügen richtig finden und theilen namentlich nicht seine Grundansicht, daß „es nothwendig sei, zuerst das Wesen, die Psyche des Weibes wissenschaftlich zu ergründen, ehe man an die praktisch sociale Lösung herangehe". „Ehe Philosophie den Bau zusammenhält, erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe", sagte unser philosophischer Dichter. Diese beiden Potenzen, der Hunger und die Liebe oder, wenn man will, der Mangel an Liebe, wirken so mächtig und suchen so ungestüm Hülfe, daß wahrscheinlich die Philosophie und Psychologie, wie sie es eigentlich stets gethan, hinterherkommen wird, um zu beweisen, „es mußte so sein"!

Sind wir mit dem Inhalte der Schrift nicht ganz einverstanden, so können wir, was die Form derselben anbetrifft, nur die vollste Anerkennung aussprechen. Auch im Lesen macht der Vortrag den lebendigen Eindruck des lebendigen Wortes.

5. Die Frauen. Eine Studie von Julius Pederzani. Pesth, Heckenast. 1872. 8. 12 Ngr.

Wir sind in Deutschland trotz Jean Paul nicht recht gestimmt, poetischen Empfindungen in ungebundener Form

zu begegnen; deshalb muthen uns die lyrischen Ergüsse Pederzani's etwas fremd an. Ebenso ungewohnt ist es uns, wenn wir geschichtliche Daten in solch aphoristischer Kürze hingeworfen sehen und auf 15 kleinen Seiten mit großem Druck das ganze Alterthum mit seinen verschiedenen Staaten und noch viele moderne in dem ersten Kapitel: „Ihre Geschichte", abgethan finden. Das Resultat dieser soi-disant geschichtlichen Betrachtung spricht der Verfasser also aus: „Vor unsern Augen liegt die Frau des Alterthums. So bleich, so schmachgebrochen(?) wie eine Hekuba. Sie gleicht einer steingewordenen Statue." Und dennoch gesteht er, daß im alten sittenstrengen Rom das Weib als Jungfrau, Mutter und auch als Witwe sehr geachtet war.

Deshalb meinen wir, „schmachgebrochen", wenn es schon so heißen soll, lag das Alterthum, „als seine Zeit erfüllt war", und nicht im Gegensatz zu einem kräftigen Volksleben, nicht im Gegensatz zu einem kräftigen Männergeschlecht gestaltet sich ein schwächliches Sklavenleben der Frauen, sondern im Zusammenhang mit einem verfallenden Volksleben verfällt auch das Leben und die Stellung der Frau. So angenehm es deshalb den Ohren mancher Leserinnen klingen mag, wenn Pederzani auf eine abgethane Vergangenheit hinweist, „deren Priester der Mann" war, der die Theologie des Sündenfalls und der Verdammniß schuf, wenn er „das immense Herz der Frau" (Iduna!) dem ewig rechnenden, ewig heuchelnden „vernunftharten"(?) Geiste des Mannes entgegenstellt und zum Schluß als Prophet eine Zukunft vorherverkündigt, die von keinem Dogma, keiner Confession weiß, die nur das Evangelium der Liebe, die Theologie der Gnade und der Seligkeit kennt und „ihren Priester" die „Frau" nennt: so will uns dies im Interesse der Frauen ebenso bedenklich erscheinen wie die Ansichten Nathusius'. Wir sehen auch hier die Gegensätze sich freundlich berühren, und die alte Kotzebue'sche „Verzweiflung" mit seinem „Was ist der Mensch, halb Thier, halb Engel" überkommt uns. Wir möchten aber diejenigen, die nicht „das ewig Weibliche" dichterisch verklären, sondern die Frauenfrage lösen wollen, bitten, von dem Standpunkte des weisen Nathan die Sache anzusehen und sich, bevor sie die Feder in die Hand nehmen, zu sagen: gesetzt, die Frau wäre nur ein Mensch, wieviel mehr Dienste können wir ihr thun, wieviel mehr Hülfe müssen wir ihr bringen? Hingegen „das Seufzen, Beten, in Entzückung Zerschmelzen" kommt auch hierbei nur dem Betenden und Entzückten zugute; die Hungernden, Darbenden, Vereinsamten werden dadurch nicht gesättigt und getröstet. Gäbe es nicht Männer wie Laboulaye, Tocqueville, Stuart Mill, so dürften die Frauen wirklich sagen: „Gott behüte uns vor unsern Freunden."

6. Der Beruf der Frau. Eine Beleuchtung der weiblichen Lebensstellung vom socialen Standpunkt von Konstanze Glieher. Leipzig, Schultze. 1872. 16. 10 Ngr.

Diese Schrift bewegt sich zwar nicht in so hohem Pathos wie die früher besprochenen: zur Klärung der Ansichten, zur Förderung der Frauenfrage wird sie aber auch nicht beitragen. Auch in ihr wiegt die Beweisführung des Unerweislichen vor. Frage: „Gleiche oder ungleiche Begabung der Geschlechter?" Antwort: „Schwankend, vielleicht gleiche, vielleicht sogar höhere bei dem weiblichen Geschlecht"; denn das „immense Herz" finden wir auch hier, wenngleich mit etwas andern Worten: „Der Mann klügelt, die Frau fühlt und empfindet." Der Hort der Weiblichkeit, die Grenzscheide zwischen dem Denken und Fühlen des Mannes ist die Liebe.

Wenigstens ein faßbares Beispiel von der Liebe der Frau zur Kinderwelt führt die Verfasserin an; sie gibt leider nicht den Ort an, wo das Geschehene sich zugetragen, aber da wir eine innere Wahrheit in diesem Ereigniß finden, so wollen wir auch nicht bezweifeln, daß es in Wirklichkeit sich so verhielt, wie die Verfasserin erzählt.

Im Jahre 1830, in der schrecklichen Nacht eines Bombardements, hatte man nach Kriegsgebrauch zuerst die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, das Findelhaus, das Irrenhaus geschont, aber als man sah, daß man gerade aus diesen Stiften mit Erfolg würde operiren können, richtete man die Schlünde auch nach diesen Häusern. Die Wächter der Anstalten rissen in Verzweiflung die Thüren auf und gaben den Wahnsinnigen und Waisen die Freiheit zum Entfliehen:

> Und nun stürzten die geisteskranken Männer und Frauen nach dem freien Platze zwischen die weinenden Kinder hin. Die Männer im Bewußtsein dieser Gefahr heulen vor Schreck und Wuth, sie stürzen voran und rennen in ihrer wilden Flucht die Waisen über den Haufen. Aber was thaten die wahnsinnigen Frauen in dieser Lage? Das klagende Kindergeschrei hatte sie getroffen! Jede von ihnen ergreift eine Waise, ja zwei, drei, sie klammert sie fest an ihre Brust, sie verbirgt sie in ihrem Schose, sie krümmt ihre Glieder über sie und kehrt den Rücken nach der Seite, von der die Töne der Kanonen in ihr Ohr dringen, von wo das krachende Flammengewoge auszugehen schien. Sie hat die eigene Gefahr vergessen, die arme wahnsinnige Frau. Sie stellt ihren Körper zwischen das Kind und die mörderischen Bomben, in der Hoffnung, daß sie es so mit dem Preise ihres eigenen Lebens vor dem Tode wird retten können.

Die Verfasserin setzt hinzu: „Thatsache ist es, was ich da erzähle." Diese Thatsache mag denn auch als Schild die vielen Inconsequenzen der kleinen Schrift decken. Die vielen Declamationen über das misverstandene und unverstandene Herz der Frau ähneln der Schrift Pederzani's, doch haben sie im Vergleich zu dieser mehr Inhalt, denn sie tragen wenigstens das Gepräge des Selbsterlebten und der eigenen Gefühlswelt.

7. Der Nothstand unter den Frauen und die Abhülfe desselben. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Karl Weiß. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser ist Vorsteher des Victoria-Bazar in Berlin und kann allerdings für sich das Recht in Anspruch nehmen, zur Lösung der Frauenfrage beizutragen. Größere Gegensätze als die obengenannten Schriften und die seinige gibt es kaum. Dort Worte, hier Zahlen; dort Verhimmelung, hier die Erde mit ihren Sorgen und Mühen; dort der Beruf der Frau als Heilige, als Priesterin, als Engel, hier der Beruf der Frau einfach als Arbeiterin; dort der Hunger nach Liebe, hier der Hunger nach Brot. Sehen wir in diesen Gegensätzen den lebendigen Pulsschlag, der in der Frauenfrage vorhanden ist. Gerade in der gegenwärtigen Bewegung spielt der Hunger nach Brot eine größere Rolle, während zur Zeit der jungdeutschen Emancipationstheorien der „Hunger nach Liebe" in den Vordergrund trat. Wir haben den Fre

güssen des Herzens früher unsere Aufmerksamkeit geschenkt und kommen jetzt zur nüchternen Betrachtung des Nothstandes in materieller Beziehung.

Der wunderbaren Begabung der Frauen, ihrer Intuition, ihrer Divinationsgabe, ihrer reizenden Unmittelbarkeit, ihrer entzückenden Unwissenheit, für welche Nathusius, Jacoby, Pederzani und auch mitunter Konstanze Gliezer schwärmen, stellt Karl Weiß die Thatsache entgegen, daß bei Einrichtung seines Bazar der größte Theil der angebotenen weiblichen Arbeiten nicht zu gebrauchen war:

Wie oft kamen die Frauen: „Wir bitten um Arbeit!" „Gern", war die Antwort, „was können Sie denn"? „O, ich arbeite die schönsten Frivolitäten, ich bin geübt in Bunt- und Perlenstickerei, ich zeichne und male! Selten bot sich dar das Nähen von Wäsche oder tüchtige Schneiderei. Wir waren ordentlich glücklich, wenn wir eine tüchtige Weißnäherin, Weißstickerin oder Hände fanden, die ein hübsches Kinderkleid herstellen konnten. Wir haben aus dem großen Angebot die taugliche Arbeit herausfördern müssen, wie der Bergmann aus dem Schacht das Silber. Um es in Zahlen auszudrücken: „Ich habe von fast 3000 Personen, die sich im Laufe von etwa vier Jahren mit Bitte um Versorgung und Arbeit an mich gewandt haben, nur 200 nützlich werden können. Es sind dies 7 Procent derer, die sich vorstellten; wo bleiben die übrigen 93 Procent?"

Wir begnügen uns mit diesem Hinweis und empfehlen die kleine Schrift der Beachtung aller derer, welche die reale Seite der Frauenfrage kennen lernen wollen.

8. Auch noch ein Beitrag zur heutigen Frauenfrage von Tinette Homberg. Leipzig, O. Wigand. 1872. 8. 15 Ngr.

„Auch noch ein Beitrag? Wo wir deren schon so viele haben! so denkt man vielleicht, indem man den Titel meiner kleinen Schrift erblickt, und man fühlt sich geneigt, sie ungelesen wegzulegen." Mit diesen Worten führt sich die Verfasserin selber ein, und sie hat gut gethan, trotz dieser Voraussetzung ihr Buch zu schreiben. „Wir Deutschen sind nicht beisammen", und deshalb ist es nothwendig, daß in den verschiedenen Theilen des Vaterlandes dieselbe Frage behandelt wird, selbst wenn die Art der Behandlung eine gleiche ist. Tinette Homberg, deren Name im Rheinlande einen guten Klang hat, ist bei uns nicht so bekannt, als sie es wol verdiente; denn sie hat vor 40 Jahren bereits „Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen" geschrieben und trat im Jahre 1845 gegen die von Berlin verbreitete Meinung auf, als mangele es der Frau an Lehrfähigkeit. In einem philosophischen Buche, dessen Titel uns nicht erinnerlich, entwickelt sie gesunde Lebensansichten, die auf eine schöne Harmonie des Gefühls- und Geisteslebens und auf einen kräftigen Charakter schließen lassen. Auch diese Schrift wird jeder mit Vergnügen lesen, selbst diejenigen Stellen, in denen die Verfasserin in ihren Ansichten von denen des Lesers abweicht. Wir können hier auf einzelnes nicht eingehen, da die specielle Frage, der die Schrift gewidmet ist, in d. Bl. nicht des Breitern erörtert werden kann. Etwas mehr Rechte, als die Frau jetzt besitzt, verlangt Tinette Homberg, aber dem geflügelten Worte Moritz Müller's von Pforzheim, „Die Frau ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist", tritt sie entgegen; sie findet es im Widerspruch mit der natürlichen Bestimmung der Frau in der Ehe als Gattin und Mutter. Die Verfasserin meint, sie gehöre nicht zu den Gegnern der Emancipationsbestrebungen, sondern kämpfe nur „gegen die maßlosen Ueberschreitungen der Grenzen (wo sind sie in Deutschland?), welche die Natur selbst nach ihren ewigen Gesetzen um das weibliche Geschlecht gezogen hat".

Aus dem Für und Wider der Meinungen und Ansichten errettet uns die Schrift:

9. Das Studiren der Frauen mit besonderer Rücksicht auf das Studium der Medicin von V. Böhmert. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

durch klare und einfache Darlegung von Thatsachen. Hier finden wir endlich das rechte Fahrwasser, nachdem wir lange auf einer Sandbank festgesessen, von der kein Weiterkommen möglich schien. Man braucht sich in Deutschland vor der Fahrt aus „dem alten romantischen Land" in das offene Meer nicht zu fürchten. Denn nicht Stürme sind es, welche die Bewegung auf unserm Gebiete gefährlich erscheinen lassen, „nie hat es eine bescheidenere, maßvollere Bewegung gegeben als die in der deutschen Frauenfrage", sondern im Gegentheil, die Seichtheit, die Enge, die Dürftigkeit, das Einerlei ist es, das der Frage gefährlich werden kann. Tous les genres sont bons, excepté les ennuyeux.

Böhmert sagt in der Vorbemerkung über die züricher Universität:

Unsere Universität ist seit einer Reihe von Jahren mit der Lösung eines der schwierigsten socialen Probleme beschäftigt. Unter 354 im Sommersemester 1872 immatriculirten Studenten befinden sich 63 junge Damen, von denen 51 in der medicinischen und 12 in der philosophischen Facultät immatriculirt sind.

Wir erfahren, daß bereits im Jahre 1864 sich eine russische Dame zum Besuche der Vorlesungen ohne Immatriculation gemeldet, der bald eine zweite Russin folgte. Diese zweite, ein Fräulein S., setzte ihr Studium mit solcher Energie und Ausdauer fort, daß sie den Professoren und Studenten Respect einflößte und der Reihe nach alle Bedingungen für die Zulassung zum Doctorexamen erfüllte, ehe noch die formelle Voraussetzung, die Immatriculation, erfüllt war. Später, als diese erfolgte, bestand die Dame das Rigorosum, trotzdem man ihr „das Examen nicht leicht gemacht hatte, und nach Erfüllung der übrigen Bedingungen wurde ihr selbstverständlich die Doctorwürde ertheilt".

Aus den bisherigen Erfahrungen und Ergebnissen des Frauenstudiums in Zürich, die sich auf den Zeitraum von 1864—72 erstrecken, theilt der Verfasser mit, daß die erste Generation sich der größten Achtung von Professoren und Studirenden erfreute. Im ganzen haben bisher sechs studirende Damen das Doctorexamen ehrenvoll, und zwar vier mit der Note „gut" und zwei „sehr gut" bestanden.

Von den als Doctoren promovirten Frauen hat die erste sich in Petersburg als Arzt mit Erfolg etablirt. Eine andere, die Frau eines petersburger Arztes, schloß sich im Januar 1871 dem züricher Hülfszuge nach dem Schlachtfelde bei Belfort an, und der Führer dieses Hülfszugs, Professor Rose, gibt ihr das rühmliche Zeugniß, daß sie bei der Lazarethverwaltung in Héricourt durch ihre bescheidene und aufopfernde Thätigkeit bald alle Herzen gewann.

Wie sehr wir es auch vermeiden, hier auf Principienstreitigkeiten einzugehen, so müssen wir doch darauf hin-

weisen, daß Böhmert dem Herrn von Bischoff, Professor der Anatomie und Physiologie in München, entgegentritt, der sich in seiner Schrift: „Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen", mit aller Entschiedenheit gegen diese neue Richtung weiblicher Bestrebungen ausspricht. Herrn von Bischoff meint unter anderm:

Man denke sich eine Frau als ärztliche Dirigentin eines Hospitals! Muß nicht jeder bei dem Gedanken lachen, daß eine Frau, selbst wenn sie die medicinischen Kenntnisse dazu hätte, den hohen Grad von Autorität ausüben soll, welcher dem Dirigenten eines Spitals unentbehrlich ist?

Böhmert sagt:

Wir stellen diesen Bischoff'schen Ausrufs- und Fragezeichen die Thatsache entgegen, daß Frau Garret-Anderson, welche seit Jahren als vielgesuchter praktischer Arzt in London arbeitet, vor kurzem ein Frauenhospital in London begründet hat, welches sie selbst dirigirt und an welchem die Engländerin Frl. M., der zweite weibliche Doctor der züricher Universität, eine Anstellung als mitdirigirender Arzt gefunden. Die angesehensten londoner Aerzte unterstützen das Unternehmen und wirken als consultirende Aerzte mit.

Es ist eigenthümlich, daß von 63 in Zürich anwesenden weiblichen Studenten 54 Russinnen sind. Sollte man daraus den Schluß ziehen, daß für die deutschen Frauen die Erörterung dieser Frage überflüssig ist, so sei zum Schluß aus dem gedruckten Vortrag des züricher Professors Rose mitgetheilt, daß bereits vor mehr als 100 Jahren die Frage des Studiums und der Ausübung der Medicin von einer deutschen Frau, und zwar von Frau Dorothea Christiane Erxleben in Quedlinburg, praktisch gelöst worden ist. Ihre Promotion fand nach bestandenem Examen am 12. Juni 1754 statt. Rose meint:

Ihre Dissertation ist gerade so werth, gelesen zu werden, als die meisten medicinischen Werke jener Zeit. Frau Erxleben prakticirte in Quedlinburg, wo sie mit dem dortigen Diakon verheirathet war. Sie schrieb in ihrer Lebensbeschreibung: „daß der Ehestand das Studiren des Frauenzimmers nicht aufhebe, sondern daß es sich in Gesellschaft eines vernünftigen Ehegatten noch vergnügter studiren lasse."

Recht viel interessante Thatsachen enthält die Schrift des Professor Böhmert, die wir unbedenklich als die wichtigste unter den besprochenen zur Lösung der Frauenfrage bezeichnen müssen. Sie bietet keinen Stoff dem Recensenten, wohl aber dem lesenden Publikum, und so sei sie namentlich denjenigen denkenden Lesern empfohlen, die eine praktische Frage in einer Weise praktisch gelöst sehen möchten, wie sie auch von den Töchtern gebildeter Stände aufgenommen werden kann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Uebersetzungen englischer Dichter.

1. Shakespeare's Sonette, übersetzt von Otto Gildemeister. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 24 Ngr.

Die Sonette des großen Briten haben im Laufe der Zeit zu den mannichfaltigsten Auslegungen geführt. Der Wunsch, sie als Selbstbekenntnisse betrachten zu können, war ein sehr begreiflicher. Theilnahme für den Menschen und Neugier für seine intimern Erlebnisse reichten sich die Hände. Man fand sich selbst mit denjenigen Sonetten ab, welche das Bild des Dichters entstellten. Mochte er minder achtungswerth, minder sauber, minder als der gottbegnadete Sänger erscheinen — diese Einbuße mußte man um den Preis einer deutlichern Anschauung in den Kauf nehmen. Als im Jahre 1817 Drake sein Werk „Shakespeare and his times" herausgab, erhielt man nun auch bestimmtere Anhaltpunkte. Die sogenannte Southampton-Theorie trat ihr Regiment an. Der Freund, mit dessen Schönheit so viele jener Sonette sich beschäftigen, war der junge Graf von Southampton. Es hatten wirkliche Erlebnisse die Gedichte eingegeben. Was noch auf andere Personen bezogen werden konnte, würde früher oder später, so hoffte man, auch noch in helleres Licht gestellt werden. Diese Theorie hat im Laufe der Zeit mannichfache Anfechtungen erfahren und wird von ihren Gegnern als völlig überwundener Standpunkt behandelt. Unter den jetzt noch an der Southampton-Theorie festhaltenden namhaftern Shakspeare-Kennern ist besonders Freih. Hermann von Friesen zu nennen. Im Jahre 1838 traten dann gleichzeitig James Boaden („On the Sonnet of Shakespeare") und Armitage Brown („Shakespeare's Autobiographical Poems") mit der sogenannten Pembroke-Theorie hervor. Graf William Pembroke und sein Bruder Graf Philipp Montgomery, welchen im Jahre 1623 eine Ausgabe der Shakspeare'schen Dramen von den Verlegern zugeeignet war, hatten nach diesen Auslegern in engsten Beziehungen zu dem Dichter gestanden, und da Graf Pembroke von Haus aus William Herbert hieß, die Sonette aber von dem ersten Verleger derselben einem mysteriösen Gönner W. H. zugeeignet worden waren, so wurde der junge Graf Pembroke an die Stelle Southampton's gesetzt.

Es würde hier zu weit führen, diesen Gegenstand noch nach andern Richtungen zu verfolgen. Genüge es, auf die Vorrede Gildemeister's hinzuweisen, welche über den Gang der Untersuchungen und ihrer Ausdeutungen alles Wissenswerthe zusammenträgt. Sein eigener Standpunkt wird in folgender Weise dargelegt:

Die Auffassung, als ob Shakspeare in den Sonetten wirkliche Verhältnisse, bei denen er persönlich betheiligt war, behandelt habe, führt in ihrer Consequenz zu Resultaten, welche psychologisch noch räthselhafter sein würden als das Räthsel, welches sie zu lösen bestimmt ist. Kein einziges historisch beglaubigtes Factum steht ihr zur Seite; viele Stellen der Sonette beweisen dagegen deutlich, daß eine wörtliche Auslegung unstatthaft ist (z. B. diejenigen, wo der Dichter sich als alten Mann einführt), und der ganze Ton dieser Gedichte ist ein solcher, daß er zu Empfindungen, wie die Wirklichkeit sie erregt, nicht stimmt. Alle oder doch fast alle Schwierigkeiten dagegen lösen sich ganz von selbst, wenn man in diesen Gedichten einfach Gedichte erblickt, Erzeugnisse einer freiwaltenden künstlerischen Phantasie, welche in gewisse, sie fesselnde Situationen sich vertiefte und die aus ihnen sich ergebenden Stimmungen in lyrischen Ergüssen wiedergab. Ob und wieweit dabei Erfahrungen und Beobachtungen aus dem wirklichen Leben mitgewirkt haben, läßt sich nicht mehr ermitteln; es ist durch-

aus nicht unwahrscheinlich, daß dies der Fall war, und bei einzelnen Sonetten drängt sich sogar die Ueberzeugung, daß ein Echo der Wirklichkeit sich vernehmen lasse, fast unwiderstehlich auf. Es ist aber offenbar ein großer Unterschied zwischen solchen Anregungen der Phantasie und jenen wirklichen Herzenserlebnissen, an welche Gervinus und die englischen Ausleger denken.

Manches Auffällige und Bedenkliche verschwindet überhaupt, wenn man sich in das literarische Treiben zurückversetzt, welches gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts in London herrschte. In weit höherm Maße als die Dramen hängen die erzählenden und die lyrischen Gedichte Shakspeare's mit der Zeit zusammen, in welcher er lebte. Die Literatur der italienischen Renaissancezeit mit ihren halb antiken, halb romantischen Stoffen, Motiven und Ornamenten hatte eben begonnen, in England sich zu acclimatisiren. Die Poeten und das feinere Publikum standen mit noch unblasirten Sinnen unter dem vollen Einflusse der welschen Kunstblüte, deren Zierlichkeit, Wohllaut und Anmuth einen hinreichenden Eindruck auf die an rohere Kost gewöhnten Engländer machte. Nachahmung ist in solchen Perioden stets die Frucht der Bewunderung, und durch Nachahmung und Uebersetzung gewannen die Italiener auch über diejenigen Herrschaft, welche der fremden Sprache selbst nicht mächtig waren. Bald waren die poetischen Formen Toscanas in der englischen Literatur eingebürgert, und mit den Formen drangen der Stil, die Stoffe und die Empfindungsweise der Südländer ein. Namentlich das Sonett erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Nicht allein die Dichter von Profession, sondern auch vornehme Dilettanten wetteiferten miteinander, diese kleinen vierzehnzeiligen Poemata zu componiren und in der Fassung ihrer Reime den Edelstein irgendeines mehr oder minder sinnreichen Gedankens spielen zu lassen. Das Thema der Liebe ward in Sonetten tausendfältig variirt, und jede neue glückliche Wendung, jeder beredte Ausdruck des Affects, jede gelungene epigrammatische Pointe ward von den Freunden solcher Poesie mit jenem Gusto genossen, mit welchem Liebhaber sich an den Vorzügen einer feingeschnittenen Camee weiden. In den gebildeten Kreisen gingen solche Sonette von Hand zu Hand, wie der Tag sie erzeugt hatte; nur in einzelnen Fällen wurden sie gedruckt, und dann häufig erst jahrelang nach ihrem Entstehen und oft ohne Mitwirkung der Verfasser. Daß aber die letztern für den Inhalt der Sonette persönlich irgendwie verantwortlich seien, das fiel niemand ein. Man nahm die Gedichte als Kunstproducte hin, die mit dem wirklichen Leben in gar keinem oder jedenfalls doch nur in höchst äußerlichem Zusammenhange ständen. Daher fand man es denn auch nicht im mindesten anstößig, wenn verheirathete Poeten die glühendsten Gefühle für andere Damen als ihre Ehefrauen in Reime brachten oder gar, wie der von Delius angeführte Richard Barnefield, die Schönheit des jungen Ganymedes in leidenschaftlicher Weise feierten und dessen Sprödigkeit beklagten. Man dachte sich bei derartigen Nachahmungen virgilischer oder horazischer Motive so wenig etwas Arges, daß der genannte Barnefield z. B. seine Sonette einer Dame widmete.

Einer der beliebtesten Sonettendichter war Samuel Daniel, dessen Gedichte 1592 unter dem Titel „Delia" im Druck erschienen. Daß die „Delia" auf Shakspeare anregend gewirkt haben muß, leuchtet bei oberflächlichster Betrachtung ein. Form, Stil, Vortragsweise, Verwendung der Metaphern, alles hat die unverkennbarste Aehnlichkeit mit den Sonetten Shakspeare's, und nur durch höhern poetischen Schwung, größere Gedankentiefe, täuschendern Schein der Leidenschaft ragen die letztern weit über ihre Vorbilder hervor. Seinerseits auf diesem aristokratischen Gebiete sich zu versuchen und hervorzuthun, dazu lag für Shakspeare, namentlich in den Anfängen seiner londoner Laufbahn, der Antrieb um desto näher, je weniger er nach den damals gäng und geben Ansichten erwarten durfte, durch seine Dramen sich einen dauernden Platz in der eigentlichen Literatur seines Landes zu erringen.... Wenn man unbefangen und mit einiger Kenntniß der in Vorstehendem skizzirten literargeschichtlichen Momente die Sonette liest, so wird man in ihnen zum Aergerniß nicht viel Anlaß finden.... Pikanter wäre es vielleicht, wenn diejenigen recht hätten, welche meinen, Shakspeare habe in den Sonetten sich selbst, die verborgensten Falten seines Herzens gezeigt; aber wer den Dichter liebt, kann sich nur freuen, daß diese Meinung völlig grundlos ist. Denn sie ist gleichbedeutend mit der Behauptung, daß der größte Dichter der schwächste, haltloseste Mensch gewesen sei.

So weit Gildemeister. Wie man weiß, sind in ähnlicher Weise schon eine ganze Reihe biographischer Fußstapfen, an denen sich die Neugier des Publikums und sein Verlangen nach unmittelbarsten persönlichen Aeußerungen lange Zeit harmlos ergötzt hat, verwischt und verweht worden. In Frage gestellt sind Petrarca's Laura, in gewissem Sinne auch Dante's Beatrice, Lamartine's Graziella, Silvio Pellico's Zanza, Rafael's Fornarina u. s. w.

Es ist unzweifelhaft, daß sich das Publikum zu sehr in dem Wahn gefällt, hinter jeder Dichtung stecke ein wirkliches Erlebniß des Dichters. Auf der andern Seite hat die kritische Untersuchung einen gewissen Hang, alles in Dunst aufzulösen. Was die Shakspeare'schen Sonette betrifft, so wird man schwerlich noch zu voller Klarheit über dieselben gelangen. Daß diese Form von altersher dazu verführt hat, Phantasiegebilden einen Schimmer subjectiver Art zu geben, ist bekannt. Nahe liegen uns noch die Sonettenspielereien, mit denen sich unter Zacharias Werner's Beeinflussung der weimarische Kreis vergnügte und welche zu so manchen irrigen Folgerungen (z. B. in Betreff der Minna Herzlieb) die Veranlassung wurden.

Der Schlußbemerkung Gildemeister's, daß man zufrieden sein werde, in dem größten Dichter nicht zugleich den schwächsten, haltlosesten Menschen erblicken zu müssen, wird jeder gern beistimmen. Auf bloße Fictionen zu schließen, weil das Bild des Dichters dabei am günstigsten wegkommt, möchte aber doch wol nicht zu empfehlen sein. Wer würde aus Rousseau's Werken auf eine Individualität geschlossen haben, wie seine „Confessions" sie entschleiern? Wer hätte die Verfasser des englischen „Spectator" in ihren Biographien wiedererkannt? Wer, um ganz Nahes zu erwähnen, den feinbesaiteten Grillparzer in der kleinlichen Schrullenhaftigkeit seiner Néglige-Gedanken?

Die Gildemeister'sche Uebersetzung ist, wie es bei ihm nicht anders zu erwarten war, eine im hohen Grade werthvolle. Vortreffliche Anmerkungen erleichtern das Verständniß. Von den vielen Vorgängern Gildemeister's seien im Nachfolgenden einige Proben zum Vergleichen gegenübergestellt. Nur auf diese Weise läßt sich über solche Versuche mit einigem Nutzen und einiger Klarheit sprechen. Da aber die Correctheit und die poetische Bewältigung sich bei einer metrischen Uebersetzung billigerweise die Hand reichen müssen, so ist dem Leser ein stetiges Zurückblicken auf den Originaltext zu empfehlen; sonst verführt das Ohr zu falschen Urtheilen:

Let those who are in favour with their stars
Of public honour and proud titles boast,
Whilst I, whom fortune of such triumph bars,
Unlook'd for joy in that I honour most.
Great princes favourites their fair leaves spread,
But as the marigold at the sun's eye;
And in themselves their pride lies buried,
For at a frown they in their glory die.
The painful warrior, famoused for fight,
After a thousand victories once foil'd,
Is from the book of honour razed quite

And all the rest forgot for which he toil'd.
Then, happy I, that love and am beloved,
Where I may not remove, nor be removed.

Die Uebersetzung Gildemeister's lautet:

Laß die, so in der Gunst der Sterne stehn,
Mit Titelprunk sich blähn und lauter Ehre,
Ich, fern von solchem Glanz, will ungesehn
An dem mich freun, was ich zumeist verehre.
Der Fürsten Liebling spreizt sein schmuckes Laub
Nur wie die Ringelblum' im Licht der Sonnen,
Und in ihm selbst zerfällt sein Stolz in Staub;
Ein finstrer Blick, so ist sein Glanz zerronnen.
Der narb'ge Held, berühmt durch manchen Strauß,
Wenn er auf tausend Sieg' einmal verlor,
So löscht man ihn im Buch der Ehren aus;
Vergessen wird, wie er gekämpft zuvor.
Drum glücklich ich! Ich lieb' und bin geliebt,
Wo ich nie wank' und nichts beiseit' mich schiebt.

Dagegen übersetzt von Friesen:

Wer in der Sterne Gunst, der mag sich blähen
Mit stolzen Ehrentiteln vor der Welt.
Ich, solchen Prunkes bar, hab' angesehen
Mein Ehr' und meine Freud' auf eins gestellt.
Dem Fürstengünstling mag die Blüte sprossen
Gleich Ringelblumen in der Sonne Lichte,
Liegt doch des Stolzes Grab in ihr beschlossen,
Ein finstrer Blick macht seinen Ruhm zu nichte;
Der mühbeladne Held in vielen Kriegen
Verliert den Ehrenplatz, den er besessen,
Wenn einmal er erliegt nach vielen Siegen,
Und was er schwer erkämpfte, wird vergessen.
Heil mir, daß liebend mich die Gegenliebe
Dort nicht vertreibt, wo ich gern ewig bliebe.

Endlich auch noch die Verdeutschung desselben Sonetts durch Simrock:

Mag, wem zu Pathen stand ein günst'ger Stern,
In Ehren schwelgen und mit Titeln prahlen:
So hohem Glanze hält das Glück mich fern;
Ganz heimlich wärm' ich mich an seinen Strahlen.

Der Fürstengünstling spreitet aus sein Laub
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume;
Sein stolzes Glück wird bald des Grabes Raub,
Ein Zornblick macht ein Ende seinem Ruhme.

Der arbeitvolle Krieger, ruhmbegabt,
Nach tausend Siegen einmal nur geschlagen,
Sieht aus dem Buch der Ehren sich geschabt,
Vergessen die Strapazen all und Plagen.

Heil mir! Ich lieb' und habe Lieb' errungen,
Verdränge nicht und werde nicht verdrungen.

2. Dichtungen von Lord Byron. Deutsch von Adolf Strodtmann. Drittes Bändchen: Gjaur. Braut von Abydos. Lara. Parisina. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1872. Br. 8. 8 Ngr.
3. Lord Byron's lyrische Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Heinrich Stadelmann. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1872. Br. 8. 7½ Ngr.
4. Die Braut von Abydos. Der Traum. Zwei Gedichte von Lord Byron. Im Versmaße des Originals übertragen von Otto Riedel. Hamburg, Grüning. 1872. 16. 15 Ngr.
5. Der Korsar. Eine Erzählung von Lord Byron. Frei übersetzt von Adolf Seubert. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1872. 16. 2 Ngr.

Rückert äußerte einmal gegen den Schreiber dieser Zeilen, er glaube es gebe in Thüringen kaum noch ein Haus, worin nicht eine Byron-Uebersetzung zu finden sei. Wie oft der Dichter des „Childe Harold“ auch schon verdeutscht worden ist, immer neue Vers- und Sprachkundige versuchen an ihm ihre Kräfte. Auch lockt er immer wieder Verleger an. Die Lesewelt muß ihn, so scheint es, nach wie vor zu ihren Lieblingen zählen. Zu bedauern ist dabei, daß der weiter und weiter werdende Kreis seiner Bewunderer in dem Maße, wie er die weniger gebildeten Schichten der Gesellschaft in sich aufnimmt, mehr nach einer wohlfeilen als nach einer mustergültigen Ausgabe fragt. Die Kritik hat, gerade in Bezug auf Byron, längst dieser Sachlage Rechnung getragen. Daß solche Nachsicht aber auf die Kunst des Uebersetzens günstige Rückwirkungen äußert, läßt sich nicht behaupten. Dabei wird es denen, welche es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen, ohnehin leider schwer gemacht, die Früchte ihrer Arbeit zu ernten. Auf keinem Gebiete geht es so communistisch zu wie auf dem der Uebersetzung. Aus einer guten Uebersetzung eine bessere zu machen und zwar mit Hinübernahme aller wohlgelungenen Theile der erstern, das gilt niemand für einen Raub an dem Eigenthum des ersten Uebersetzers. Jeder viel übersetzte Autor hat zu solchen Zwangsabtretungen herhalten müssen, und daß schließlich eine wirklich verbesserte Uebersetzung ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt, muß denn auch freilich wol über die Art, wie sie zu Stande kam, weghelfen. Aber es hat leider mit solchen Verbesserungen zumeist gar wenig auf sich. Nicht selten kommen Verschlechterungen heraus. Und zuletzt kann sich der Bearbeiter einer Anzahl ihm zu freier Ausbeutung vorliegender Uebersetzungen die Mühe, ins Original hineinzublicken, völlig sparen. Ja, er braucht die betreffende Sprache nicht einmal mehr als blos oberflächlich zu verstehen.

Wie weit Fälle der letztern Art vorliegen, vermag die Kritik nicht immer mit Sicherheit zu bestimmen. Ein compilirendes Versgenie kann aus sechs Uebersetzungen eine siebente fabriciren, ohne daß der Recensent zu bestimmen im Stande ist, ob er das Werk einer diebischen Elster vor sich hat oder das einer fleißigen Biene. Daß zwischen der ersten ursprünglichen Arbeit, die doch das Verdeutschen selbständig beschaffen muß, und derjenigen späterer Uebersetzer, dem Verdienste ihrer Leistung nach gemeinhin gar nicht unterschieden wird, ist schon für die ganze Sachlage bezeichnend genug. Kurzum, wer in diese Zustände hineinblickt, kann an ihnen wenig Freude haben. Dennoch ist Abhülfe nicht wohl möglich. Bei dem dichten Nebel aber, welcher die meisten Provinzen dieses großen Reichs der Herrenlosigkeit bedeckt, wird die Kritik ihre Aufgabe immer am besten erfüllen, wenn sie in der Beurtheilung der sich ihr darbietenden Erscheinungen sich möglichst reservirt verhält und nur dort mit ihrer Empfehlung oder ihrem abfälligen Urtheil bestimmter hervortritt, wo sie einer Arbeit einigermaßen auf den Grund blicken kann. Bei Byron ist dies geradezu unmöglich. Allzu viele Uebersetzungen liegen bereits vor. Die Aufgabe, sie sämmtlich zu vergleichen, wäre eine ungeheuerliche und zuletzt würde doch das Zuerkennen des ersten Preises über diese ausgezeichnete Arbeit nur die Gefahr eines „verbessernden“ Nachdrucks der erwähnten Art heraufbeschwören.

Was nun die vorerwähnten neuesten Byron-Uebersetzungen betrifft, so sind sie von sehr verschiedener

Beschaffenheit. Nur eine derselben, die von H. Stadelmann (Nr. 3), ist mit einem Vorwort versehen, welches sich unter anderm über das Verhältniß des Autors zu seinen Vorgängern ausspricht. H. Stadelmann sagt:

Daß ich von meinen Vorgängern benutzte, was ich konnte, wird kaum der Entschuldigung bedürfen. Ich erinnere nur an das Wort des berühmten Uebersetzers der Alten, meines unvergeßlichen Lehrers L. Döderlein: „Jeder Uebersetzer sollte auf seine Vorgänger fußen und nicht wieder von Null anfangen, wie so oft geschieht." Die von mir benutzten Vorgänger aber sind: Kottenkamp, Böttger, Pfizer, hier und da Hermann Kurz und Gildemeister, endlich noch ein sechster, dessen Namen ich nicht kenne, da ich nur Bruchstücke seiner oft geistreichen, aber unerhört freien Bearbeitung besitze. Wie verschieden an Werth die genannten Uebersetzer sind, weiß jeder, der sich einmal die Mühe gegeben hat, sie zu vergleichen.

Stadelmann's Buch enthält die Abtheilungen: „Liebe", „Heimat und Fremde", „Hebräische Gesänge", „Tasso's Klage", „Der Traum", „Häusliches", „Vermischte Gedichte". Der Verfasser beherrscht den Vers in ungewöhnlicher Weise und weiß in einigen der von ihm gebotenen Nachbildungen die Schwierigkeiten der Aufgabe so glücklich zu verbergen, daß sich solche Gedichte fast wie Originale lesen. Hier einige Proben:

In ein Album.

(As o'er the cold sepulchral stone.)

Wie oft auf kaltem Leichensteine
Ein Name fest den Wandrer hält,
So feßle hier dich auch der meine,
Wenn drauf dein sinnig Auge fällt.

Hat dir den Namen dargeboten
Nach manchem langen Jahr dies Blatt,
So denke mein wie eines Todten,
Der hier sein Herz begraben hat.

Du weinst einmal an meiner Gruft.

(And wilt thou weep, when I am low.)

Du weinst einmal an meiner Gruft?
O, wiederhol's, ich hör' es gern.
Doch nein, das Wort, ich seh', es ruft
Dir Schmerz hervor — der sei dir fern!

Mein Herz ist trüb', die Hoffnung wich,
Kalt rinnt in meiner Brust das Blut,
Und bin ich todt, wer weint um mich?
Du bist's allein noch, die es thut.

Und doch, mir deucht, des Kummers Nacht
Erhellt ein Friedensschimmer mir,
Der Gram entweicht, wenn ich gedacht,
Ich fand ein fühlend Herz in dir.

Dank deiner Thräne, theure Frau!
Sie fällt um einen, der nicht weint;
Dem starren Schmerz solch edler Thau
Nur doppelt lieb und werth erscheint.

Einst, Theure, schlug mein Herz so warm,
So weich wie nun das deine wallt,
Doch, wer geboren ward zum Harm,
Deß Herz läßt selbst die Schönheit kalt.

Doch weinest du an meiner Gruft?
O, wiederhol's! ich hör' es gern:
Doch nein, das Wort, ich seh', es ruft
Dir Schmerz hervor — der sei dir fern!

Ave Maria.

(Ave Maria! blessed be the hour!)

Ave Maria, Segen sei der Stunde,
Der Zeit, dem Land, dem Ort, wo ich die Macht
Des hehren Augenblicks im Herzensgrunde
Empfand, wenn es erklang so sanft und sacht,
Indeß die Glocken tönten in der Runde,
Des Tages Scheidelied hinstarb in Nacht,
Ein leiser Hauch die ros'ge Luft durchwehte,
Die Bäume doch sich neigten zum Gebete.

Dem Buche beigefügt ist eine Abhandlung über „Lord Byron's Leben und Werke" von Adolf Strodtmann, welche mit Sachkenntniß und Geschmack geschrieben ist. Nur in Betreff der unglücklichen Frau des Dichters stimmen wir nicht mit ihm überein. Man kann die ihr durch Frau Beecher-Stowe zutheil gewordene Heiligsprechung verwerfen und doch für billig halten, daß der Frau nicht aufgebürdet werde, was die Dinge und Verhältnisse zu verantworten hatten. Byron war eine zügellose Natur. Für die Ehe taugte er ebenso wenig wie er für irgendeine Stellung im Staate gepaßt haben würde. Das ist kein Tadel, den man von ihm abzulenken braucht. In seiner lodernden sinnlichen Reizbarkeit lag seine Genialität. Wer das Unglück hatte, diesen Kometen zu seinem Morgen- und Abendstern zu erkiesen, mußte den Irrthum büßen. Lady Byron hat diesen Irrthum gebüßt. Ihn selbst in seinen Beziehungen zu seinem Weibe anders erscheinen lassen zu wollen, als er seiner Natur nach sein mußte, ist ein vergebliches Bemühen und eine Ungerechtigkeit.

Der obenerwähnte Band Byron-Uebersetzungen von A. Strodtmann (Nr. 2) fordert zu einem Vergleich mit dem Riedel'schen Buche (Nr. 4) heraus. Beide haben „Die Braut von Abydos" übersetzt. Aber ein Vergleich beider Arbeiten fällt sehr zu Gunsten der Strodtmann'schen aus. Die Uebersetzung Riedel's bindet sich zwar in Bezug auf das übrigens sehr bequeme Metrum, wie es selbstverständlich auch Strodtmann thut, geht aber sonst mit dem Texte aufs allerungebundenste um. Wo Byron Citrone und Olive besingt, gibt uns jener Uebersetzer Orangen; das Land der Ceder und des Weins ist ihm deren Heimat; der Sohn eines Sklaven wird ohne weiteres zum Sklaven; die Schnur des Bogens (zum Erdrosseln) verwandelt sich hier in den krummen Stahl. Und wenn wir den Vergleich auch auf den ebenfalls von Riedel übersetzten „Traum" ausdehnen, welchem sich Stadelmann's Uebersetzung desselben Gedichts als Parallele bietet, so finden sich in diesem aus reimlosen fünffüßigen Jamben gebildeten Gedicht nicht nur sechsfüßige und vierfüßige Zeilen, auch grobe Sinnverstöße, wie z. B.:

The maid was on the verge of womanhood, —

was Riedel übersetzt:

Stand blühend sie an ihrer Kindheit Grenze —

während Stadelmann richtig sagt:

Stand an des Weibes Grenze schon die Maid.

Aus der „Braut von Abydos" sei hier zur Beurtheilung beider Uebersetzungen mit dem Originaltext die Riedel'sche und jene schon erwähnte Strodtmann'sche Uebersetzung der Eingangsstrophe in Parallele gesetzt:

Know ye the land where the cipress and myrtle
Are emblems of deeds that are done in their clime,
Where the rage of the vulture, the love of the turtle,
Now melt into sorrow, now madden to crime?
Know ye the land of the cedar and vine,
Where the flowers ever blosom, the beams ever shine;
Where the light wings of Zephyr, oppressed with perfume,
Wax faint o'er the gardens of Gul in her blom;
Where the citron and olive are fairest of fruit,
And the voice of the nightingale never is mute:
Where the tints of the earth and the hues of the sky,
In colour though varied, in beauty may vie,
And the purple of Ocean is deepest in dye;
Where the virgins are soft as the roses they twine,
And all, save the spirit of man, is divine?
'Tis the clime of the East; 'tis the land of the Sun —
Can he smile on such deeds as his children have done?
Oh! wild as the accents of lovers farewell
Are the hearts which they bear, and the tales which they tell.

Dies übersetzt Otto Riedel wie folgt:

Kennst du das Land, wo Cypresse und Myrte
Bezeichnen das Walten manch grausiger That,
Wo das Täubchen in Liebessehnsucht noch girrte,
Als schon sich der Geier blutgierig genaht?
Kennst du die Heimat der Ceder, des Weins,
Voll ewigen Duftes, voll Sonnenscheins?
Wo der laue West, der den Wohlgeruch bringt,
Auf Feldern von Rosen die Flügel schwingt,
Wo in lichtem Gold die Orange glüht,
Und die Nachtigall flötet ihr liebliches Lied;
Wo die Erde in farbiger Blütenpracht,
Wo im Glanze der Wolken der Himmel lacht,
Das Meer erglänzt in der Wogen Nacht.
Wo die Jungfrau lieblich, der Menschheit Zier —
Doch dies Eden stört ruchlos unheil'ge Begier,
Der Orient ist es, der Sonne Braut.
O, doch lächelnd auf grausige Thaten sie schaut!
Denn wild ist der Mann, wild tönet sein Lied,
Wie wenn Schmerz der Trennung den Busen durchzieht.

Die Uebersetzung A. Strodtmann's lautet dagegen wie folgt:

Kennt ihr das Land, wo Cypressen und Myrten
Embleme der Thaten, die dorten geschehn,
Wo die Sinne, die haß- und liebeverwirrten,
Jetzt lodern in Wuth, jetzt in Sehnsucht vergehn?
Wo die Ceder ragt, wo die Reben glühn,
Wo die Blumen ewig im Lichte blühn;
Wo des Zephyrs duftige Schwinge leicht
Durch die Gärten Güls, die lachenden, streicht;
Wo Citron' und Olive im Laub erblinkt;
Und immer der Nachtigall Lied erklingt;
Wo der Erde Tinten, der Wolken Flaum
Wetteifern in leuchtendem Schönheitstraum,
Und wie Purpur glänzet des Meeres Saum;
Wo die Mädchen sanft wie die Rosen sind,
Und nur Ubles der Geist des Mannes spinnt?
'S ist des Ostens Flur, 's ist der Sonne Land —
Kann sie lächeln auf Thaten, wie dort ihr bekannt?
O, wild wie der Liebenden letzt Ade
Sind die Herzen dort und ihr Los voll Weh.

Endlich mag hier noch Heinrich Stadelmann's Uebersetzung dieser nämlichen Stelle folgen; wie wenig die unnöthige Einengung in das Zeilen- und Versmaß des Originals eine wirkliche dichterische Neugeburt des letztern gestattet, wird sich aus einer solchen mehrfachen Probe am besten erkennen lassen:

Kennt ihr das Land, der Myrt' und Cypressen
Symbole der Thaten sind, die dort geschehn?
Wo die Taube, die zärtliche, schmachtet, indessen
Den Geier verlockt die Wuth zum Vergehn?
Kennt ihr das Land der Ceder, des Weins,
Wo die Blumen stets blühen buntfarbigen Scheins,
Wo Zephyre mit duftschweren Fittichen ziehn u. s. w.

Es sei hier vor allem auf die Nothbehelfe aufmerksam gemacht, zu welchen sich alle drei Uebersetzer in Bezug auf die dritte und vierte Zeile gezwungen gesehen haben. Strodtmann läßt Geier und Taube einfach fort; Stadelmann gibt etwas nahezu Unverständliches; Riedel hilft sich mit einer selbständigen Erfindung. Freilich ist das Original nicht ohne Dunkelheit. Was Byron ausdrücken will, ist die Macht des südlichen Klimas, welche die natürlichen Regungen auf dem Wege der Leidenschaft in ihr Gegentheil verkehrt. Eine Musterübersetzung würde solche Stellen nie in der knappen Form des Originals wiedergeben wollen.

Die letzte der eingangs erwähnten Byron-Uebersetzungen ist „Der Korsar" von Adolf Seubert (Nr. 5). Die Uebersetzung nennt sich mit Recht eine freie. Dafür hält sie aber, was sie als solche verspricht: sie gibt eine fließende, ungezwungene poetische Sprache, bei der man zuweilen vergißt, daß sie nur Uebersetzung ist. Hier eine Probe:

Ein Segel, seht! — Und Hoffnung schnellt empor.
Von welchem Volk? Was sagt das Augenrohr? —
Ach, keine Prise, doch ein lieber Gast,
Die rothe Flagge flattert von dem Mast.
Ja, 's ist ein Schiff, das heimkehrt von der Jagd.
Blas gut, mein Wind! dann ankert's noch vor Nacht.
Schon ist das Cap umschifft, und unsre Bucht
Empfängt den Kiel mit seiner stolzen Wucht.
Wie herrlich läuft es ein! Man meint,
Die Schwingen fliehn — doch niemals vor dem Feind!
Es stampft das Wasser, ein lebend'ger Held,
Und ruft zum Kampf der Elemente Welt.
Wer trotzte nicht dem Schlachtenfeuer gern
Für einen Dank von seines Deckes Herrn?

Man sieht, die Uebersetzung liest sich gut genug, wie wenig sie auch auf poetischen Adel Anspruch macht.

Im ganzen möchte wol der Wunsch berechtigt sein, daß die Uebersetzer sich nicht immer von neuem an schon Uebersetztes machen möchten, es sei denn, sie seien mit Muße, poetischer Begabung und Sprachkenntniß in hinreichendem Maße gesegnet, daß sie etwas Unübertreffliches zu bieten sich getrauten.

Es gibt namentlich unter den neuern englischen Dichtern sehr beachtenswerthe, und wenn es freilich auch schwierig ist, der erste Verdeutscher eines fremden Dichters zu sein, so ist es doch auch desto verdienstlicher.

6. Der Sang von Hiawatha von H. W. Longfellow. Uebersetzt, eingeleitet und erklärt von Karl Knortz. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser hat seinen Beruf für die Uebertragung dieses auf Indianermythen beruhenden Gedichts schon durch eine frühere Arbeit dargethan, welche er „Märchen und Sagen der nordamerikanischen ‚Indianer" betitelt. In der Einleitung der Hiawatha-Uebersetzung charakterisirt er die im allgemeinen zwischen den Mythen der Völker und den mächtigen Naturkräften nachweisbaren Beziehungen und sagt dann nach einer abfälligen Würdigung der Arbeiten Schoolcraft's in Betreff Hiawatha's und der Quellen des Dichters:

Die in der Schoolcraft'schen Sammlung enthaltenen Märchen und Allegorien brachte Longfellow im „Hiawatha" in einen

wenn auch etwas lockern Zusammenhang und lieferte so eine recht interessante und übersichtliche Darstellung des Gemüthslebens und der originellen Anschauungen der Indianer. In der Charakterzeichnung des Helden blieb sich der Poet getreu, wenn wir von dem an den Haaren herbeigezogenen Schluß absehen; Hiawatha ist der Erfinder der, nebenbei gesagt, äußerst wenig bekannten Piatographie, er brachte seinem Volke den Mais, lehrte ihn den Gebrauch der Kräuter, das Segnen der Kornfelder, das Flechten der Netze, das er den Spinnen abgesehen u. s. w. Er bekämpfte die Riesen und fiebersendenden Manitos. Wie der Menschenfresser im deutschen Kindermärchen mit Siebenmeilenstiefeln ausgestattet ist, so hat er sein magisches Canoe, das ihn mit Blitzesschnelle an jeden gewünschten Ort bringt; wie Hercules seine Keule, hat Hiawatha seine felsenspaltenden Zauberhandschuhe, obgleich das dafür von Longfellow gebrauchte indianische Wort eigentlich nur Pelzhandschuhe bedeutet. Die Sprache der Thiere verstand er so gut wie die der Menschen; ja er konnte sich sogar in irgendein Thier verwandeln und that es auch zuweilen, doch fielen diese Metamorphosen stets zu seinem Nachtheile aus. Er fing den großen Königsfisch, damit die alte Nokomis Oel für ihr ausfallendes Haar hatte, und verbrannte dem Liebhaber derselben, einem Bären, der sie während seines siebenjährigen Fastens heimlich besuchte, durch einen Schalksstreich das Fell. Wie zur Belohnung für die Qualen des obligaten Fastens ein jeder Indianer mit einem philosophischen Gedanken für seine Lebensbahn gesegnet wird, so wird bei jenem Actus Hiawatha's ganzes Volk mit einer That beglückt, dem göttlichen Mondamin nämlich, einem Segen, den er aber auch nicht durch allerlei phantastische Träume, sondern wie der Erzvater Jakob durch anstrengendes Ringen erwarb. Durchs Fasten geweiht, konnte nun Hiawatha ins öffentliche Leben eintreten, und seine erste That war die bereits erwähnte Bekämpfung seines Vaters, dem Longfellow den Namen Mudschikiwis oder Madschikiwis beilegt, was auf deutsch „der Erstgeborene" bedeutet. Daß jener in mehrern Epen als Vater oder Herrscher der Himmelswinde dargestellt ist — ein Prädicat, das doch Hiawatha zukommt — ist, wie so manches andere, der dichterischen Freiheit zuzuschreiben. Aus dem genannten Streite sind die Berge, Thäler, Klippen, Felsen und Schluchten der Erde entstanden, was den Indianern Gelegenheit gibt, die Spuren derselben überall zu erblicken. Daher stammen auch nach einer uns gemachten Mittheilung die vielen Steine in den Stromschnellen von Sault Ste.-Marie; nach einer andern, zuverlässiger sein sollenden Bemerkung einer alten am canadischen Ufer wohnenden Indianerin sind sie jedoch Ueberreste des hartnäckigen Kriegs zwischen Hiawatha und Paupukkiwis u. s. w.

Die Uebertragung schließt sich dem Original mit möglichster Genauigkeit an. Dasselbe ist bekanntlich in vierfüßigen ungereimten Trochäen abgefaßt, und bietet solcherart keine großen Schwierigkeiten, vorausgesetzt, daß nicht auch die Einhaltung der Zeilenzahl angestrebt wird. Das letztere scheint der Verfasser allerdings für wichtig gehalten zu haben, und bei der Kürze der englischen Worte hat er sich dadurch manche Unbequemlichkeiten bereitet. Zeilen wie die folgenden:

> Mit dem Mang, dem Taucher und dem
> Blauen Reiher, dem Schu-schu-gä
> Und der Wildgans, Wewe, und dem
> Wasserhuhn, dem Muschkodäsa!

laufen darum häufig mit unter. Auch an Unklarheiten fehlt es nicht ganz, z. B.:

> Schnell von Fuß war Hiawatha;
> Konnte einen Pfeil abschießen,
> Und so schnell ihm folgen, daß er
> Doch noch hinter ihm fiel nieder.

Und ebenso kommen Aushülfen vor, welche einen bildlichen Vergleich durch Zusatz eines dem Original fehlenden, nicht ganz glücklich gewählten Verbums beeinträchtigen, z. B.:

> For his heart was hot within him,
> Like a living coal his heart was.

Denn sein Herze schlug so heiß wie eine Feuerkohle in ihm.

Kleinere Verstöße gegen die Stimmung des Originals etwa in der Art des folgenden:

> Thus departed Hiawatha
> Also schied mein Hiawatha —

ungefähr nach Analogie der Romanreweise „unser Held", „unser Freund", sind bei Arbeiten dieser Art zu herkömmlich, als daß auf sie Gewicht gelegt werden darf. Doch sollten auch sie wol zu vermeiden sein.

Im ganzen darf die trotz all dieser Ausstellungen doch vorwiegend fließende und gewissenhafte Uebersetzung empfohlen werden, vor allem auch wegen der fleißigen und sachkundigen Anmerkungen, welche ihr beigegeben sind. Wie sie sich liest, erhellt am besten schließlich aus einer Probe:

> Dort der alte Pfeilemacher
> Macht' von Sandstein Pfeilespitzen,
> Machte sie von Chalcedon auch,
> Und von Feuerstein und Jaspis;
> Machte scharf und glatt die Ecken,
> Scharf und glatt und gut gespitzet.
>
> Bei ihm wohnte seine Tochter,
> Eine Maid mit schwarzen Augen,
> Augen, zürnend bald, bald lächelnd;
> Und sie war so voller Launen
> Wie die Minnehaha-Fälle.
> Wie der Fluß ihr Fuß so schnelle;
> Wie der Strom ihr wallend Haar hing,
> Und ihr Lachen klang so lieblich,
> Und drum hieß sie nach dem Flusse,
> Hieß sie nach dem Wasserfalle:
> Minnehaha, lachend Wasser.
>
> War's wol, daß für Pfeilespitzen,
> Daß für scharfe Jaspisspitzen
> Hiawatha hier verweilte
> In dem Lande der Dacotas?
> War's nicht, um die Maid zu sehen?
> Um zu sehen, wie verstohlen
> Hinterm Vorhang sie emporsah?
> War's, um ihres Kleides Rauschen
> Hinterm Vorhang zu vernehmen,
> Wie die Minnehaha-Fälle
> Helle durch die Zweige schimmern,
> Wie man hörte Lachend-Wasser
> Lieblich durch die Zweige tönen.
>
> Ach, wer weiß von welchen Träumen
> Junger Männer Köpfe voll sind!
> Wer weiß, welche süßen Träume
> Hiawatha's Herz erfüllten?
> Alles nur, was bei der Rückkehr
> Der Nokomis er erzählte,
> War vom Gang zu seinem Vater,
> War vom Kampf mit Mudschikiwis;
> Nicht ein Wort vom Pfeilemacher,
> Nicht ein Wort von Lachend-Wasser.

Robert Waldmüller.

Zur Alterthumswissenschaft.

Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum von Bernhard Schmidt. Erster Theil. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Philologie hat sich, wie kaum eine andere Wissenschaft, den Vorwurf der Pedanterie, Kleinigkeitskrämerei und Trockenheit gefallen lassen müssen. So lange sie vorzugsweise als eine formale Wissenschaft gefaßt wurde, traf sie dieser Vorwurf mit Recht. Seit aber F. A. Wolf nach dem Vorgange von Ernesti, Heyne und den Anregungen von Lessing, Herder und andern die Philologie als selbständige Wissenschaft gefaßt hat, ist die neuere Philologie auf dieser Bahn rüstig vorwärts geschritten und hat uns durch ihre Forschungen nicht nur ein vollständigeres Culturbild des Alterthums erschlossen, sondern ist auch den vielseitigen, oft überraschend zu Tage tretenden Beziehungen des Alterthums zu der Gegenwart nachgegangen und hat auch durch Untersuchung des Lebens der auf classischem Boden lebenden Völker neues Licht zur Kenntniß des Alterthums gewonnen.

So steht sie in directem Zusammenhang mit dem Culturleben der Gegenwart und wird, wenn nur ihre Ergebnisse in einer dem Bildungsstande der Jetztzeit angemessenen und dadurch ansprechenden und wahrhaft populären Form zu Tage treten, alle Gebildeten auf das lebhafteste interessiren. Eine derartige Geltung darf das Buch „Das Volksleben der Neugriechen" von Bernhard Schmidt beanspruchen, darum glauben wir die Analyse eines Werks, das scheinbar nur in eine Fachzeitschrift gehört, nicht wol den Lesern unsers Blattes vorenthalten zu dürfen.

Das Werk, das auf drei Bände berechnet ist, will, wie Jakob Grimm den Schatz lebendiger Ueberlieferung für die deutsche Mythologie und Sittenkunde ausgebeutet hat, den Boden, auf welchem der hellenische Geist seine unverwelklichen Blüten getrieben, durchforschen und den Glauben und Brauch der Neugriechen kennen lernen, um daraus das antike Culturleben in allen seinen Aeußerungen und Beziehungen möglichst wiederzuerkennen.

Der vorliegende Band zerfällt in fünf Abschnitte: I. „Heidnische Elemente im christlichen Glauben und Cultus", II. „Die Dämonen", III. „Genien", IV. „Riesen", V. „Schicksal, Tod und Leben nach dem Tode."

In der Einleitung theilt uns der Verfasser mit, wie er seine Resultate durch einen dreijährigen Aufenthalt in Griechenland (1861—64) gewonnen, nachdem er die Hypothese von der fast gänzlichen Ausrottung des Hellenenthums im Mittelalter und der slawischen Abstammung der heutigen Griechen, wie sie insbesondere Fallmerayer aufgestellt hat, zurückgewiesen. Er verweist in dieser Beziehung auf Karl Hopf, indem er einräumt, daß allerdings Slawen in Griechenland seßhaft geworden, so jedoch, daß sie hellenisirt worden sind, wofür der beste Beweis die in bewundernswerther Treue und Reinheit fortlebende Sprache ist, welche höchstens acht slawische Wörter aufweist, die eine weitere Verbreitung in dem hellenischen Sprachgebiet gefunden. Gegen die weitere Hypothese Fallmerayer's, als sei das erst slawisirte Griechenland von Byzanz aus wieder hellenisirt, spricht der Reichthum [...] die Fülle neugriechischer Mundarten der Isakonen, [...] pontischen Dialekts und der Inseldialekte. So weist [...] Zustand der lebenden griechischen Sprache überall [...] directen Zusammenhang der neuen mit den alten Griechen [...]

Nachdem so der Verfasser festen Boden für [...] Untersuchungen gewonnen, behandelt er im ersten Absch[...] die „Heidnischen Elemente im christlichen Glauben und C[...]tus", da es bei den vielen Berührungspunkten zwis[...] Zeus als dem höchsten Gott des hellenischen Polythei[...] und dem christlichen Gott nicht ausbleiben konnte, [...] mythologische Vorstellungen von Zeus auf den Christen[...] übergingen, wie andere Gottheiten in dem Cultus [...] Heiligen wieder auflebten. Directe Ueberreste des Ze[...]cultus in Griechenland finden sich in Ausrufen, Geb[...] und Auffassung des Gewitters, Erdbebens u. s. w.

Höchst interessant sind ferner die Nachweise, wie sich [...] christlichen Heiligen mit den alten Göttern und Göttinnen [...]rühren. Marina erinnert an die Artemis und Aphro[...] Die heilige Marina ist den Zakynthiern die Heilerin [...] Irrsinns, bei den Arachobiten vertreibt sie Dämonen, [...] Athen gilt sie als Ehestifterin und Schützerin der Ge[...] und der kleinen Kinder, wie auch die christlichen Cult[...]stätten mit Vorliebe an der Stelle heidnischer Tem[...] angelegt sind, deren Cultus mit dem der zu verehren[...] Heiligen verwandt war. So ist in Athen das der ju[...]fräulichen Pallas geweihte Parthenon in eine Kirche [...] jungfräulichen Mutter Christi verwandelt und in [...] Tempel des Theseus Georg von Kappadocien, der tap[...] Streiter unter den christlichen Heiligen, eingezogen.

In derselben Höhle, in der einst von den Athen[...] Poseidon verehrt wurde, hat der heilige Nikolaus, [...] christliche Stellvertreter jenes Gottes, seine Kapelle. W[...] es darum der Verfasser für berechtigt hält, daß E. Cur[...] und A. Mommsen bei der Bestimmung der antiken To[...]graphie die Namen der heutigen Kirchen und Kape[...] mit zu Rathe gezogen, so legt er andererseits energis[...] Protest ein gegen den z. B. von Pittakis und Rang[...] getriebenen Misbrauch mit christlichen Traditionen, in[...] sie mit Namen und Klängen spielten, um Analog[...] zwischen der Gegenwart und dem classischen Alterth[...] herauszufinden.

Auch in den Bildern und Reliquien der Jetz[...] treten Beziehungen zu den wunderbaren Bildern und [...] Orakeln des Alterthums offen zu Tage. So sah der V[...]fasser, um dafür nur ein Beispiel anzuführen, ein wun[...]thätiges Marienbild auf Zakynthos, das als Orakel [...]nutzt wurde. Man pflegt hier Fragen an die hei[...] Jungfrau zu richten, indem man eine Kupfermünze [...] ihr Gemälde andrückt; bleibt die Münze haften, so [...]deutet dies Bejahung, fällt sie ab, Verneinung der Fr[...] Ein Orakelbild derselben Art fand auch Jakob Spon [...] Korfu. Betrachten wir die Art der Verehrung, we[...] den heiligen Gemälden im Cultus sowie von seiten [...] einzelnen zutheil wird, so finden wir, daß dieselbe [...] durchweg im hellenischen Heidenthum wurzelt. Das [...] Griechenland außerordentlich beliebte Küssen der Bild[...]

darf als eine schon von den alten Griechen geübte Sitte in Anspruch genommen werden; von einer Erzstatue des Herakles zu Agrigent wird berichtet, daß sie an Mund und Kinn durch die Küsse ihrer Verehrer abgenutzt war.

Auch den Brauch, heiligen Bildern eine ewige Lampe zu unterhalten, führt der Verfasser auf das Alterthum zurück, wie auch das feierliche Umtragen von Bildern anerkanntermaßen ein dem bekehrten Volke zugestandener echt heidnischer Cultusgebrauch ist, während an andern Orten an die Stelle der Bilder Reliquien traten.

In ähnlicher Weise zeigt der Verfasser die Analogien zwischen dem Heidenthum und der Gegenwart an Opfern, Gelübden und Weihgeschenken, Curen an christlichen Cultusstätten, religiösen Volksfesten und besondern kirchlichen Verhältnissen.

Der zweite Abschnitt des Buchs behandelt die „Dämonen". Unter dem Namen Dämonen werden diejenigen übernatürlichen Mächte verstanden, welche dem Christenthum feindselig gegenüberstehen. Zum Begriffe des Dämons gehört vor allem die gegensätzliche Stellung zur christlichen Weltordnung, die Theilhaberschaft an einem ihr widerstrebenden Reiche.

Die Dämonen haben ihre besondern Liebhabereien in Bezug auf die Orte, an denen sie sich aufhalten und versammeln. Als besonders bemerkenswerth hebt der Verfasser den arachobitischen Glauben hervor, nach welchem auch in den Kirchen Dämonen ihr Wesen treiben.

Ihre Lieblingszeit ist die Nacht, besonders Mitternacht, doch gelten sie wiederum gerade in der Mittagsstunde für ebenso gefährlich als um Mitternacht. Auch dieser Glaube wurzelt im hellenischen Alterthum:

Nach hellenischer wie römischer Volksansicht war die Mittagszeit die heilige Stunde der Götter: da schreiten sie auf Erden einher, besuchen die ihnen geweihten Stätten oder gehen ihren Belustigungen nach, andere wiederum huldigen dem süßen Schlummer. Eben die große Stille der Mittagsstunde ist es, welche sie den Göttern so theuer macht: da sind sie vor Störung von seiten der Sterblichen am sichersten. Denn wenn die Sonne hoch am Himmel glüht und brütet, und die ganze Natur zu feiern scheint, da fühlt auch der Mensch das Bedürfniß, von seinem Tagewerk auszuruhen. Hiermit verband sich nun die weitere Vorstellung, daß, wer diese von der Natur selbst dem Menschen angewiesene Ruhezeit bricht und die Götter in ihrer Lieblingsstunde stört, dieselben leicht empört und ihrer Rache sich aussetzt.

In Bezug auf die einzelnen Dämonen weist der Verfasser zwischen alter und neuer Zeit noch hin auf Nereiden, Drymien, Lamin und Lamien, Meerdämonen, Striglen, Gillou Gillouden, Empousa, Mormo, Gorgona, Kalikantsaren, den lahmen Dämon, Hirtendämonen, Bourkolaken, Telonia, Tausal. So werden als Tummelplätze der Nereiden in Neugriechenland Orte bezeichnet, welche aus den Alten als ehemalige Cultusstätten der Nymphen bekannt sind. Noch jetzt vergleicht das Volk auffallend schöne Mädchen und Frauen mit denselben:

Außer der leuchtenden Schöne ihrer Körperbildung erhebt noch eine Menge anderer Vorzüge diese Wesen über das Geschlecht der unvollkommenen Menschen. Sie sind von staunenswerther Leichtigkeit und Behendigkeit, haben das Vermögen, sich in die Luft zu schwingen und große Fernen in unglaublicher Schnelle zurückzulegen, auch auf der Stelle zu verschwinden und unsichtbar zu werden. Sie haben die Fähigkeit sich zu verwandeln und sind in allerlei weiblicher Kunstfertigkeit geübt, und das Volk rühmt ihren bezaubernden Gesang. Musik und Tanz lieben sie so, daß in einem euböischen Märchen eine Nereide so lange tanzt, bis sie entseelt niedersinkt. Sie pflegen liebenden Umgang mit sterblichen Jünglingen, strafen aber Untreue mit der Verwandlung in Thiere. Noch heutigentags wird der Ursprung von lebenden Geschlechtern auf ihren lichten Stammbaum zurückgeführt.

Der dritte Abschnitt behandelt die „Genien". Nach dem Volksglauben der Neugriechen ist dem Menschen ein Engel zugetheilt, welcher denselben von der Geburt bis zum Tode begleitet und die abgeschiedene Seele vor den Richter bringt, um sie dann zum Paradies oder zur Hölle zu führen. Wie den Menschen ein guter oder ein böser Engel begleitet, so folgt ihm ein Schatten, und während der erste sein sittliches Handeln bestimmt, so wird sein Schatten als das Lebensgeschick bestimmend gedacht. Was Schutzgeist dem einzelnen Menschen, das ist für jeden Raum der Ortsgeist.

Sie wohnen im Haus, auf der Tenne, in Quellen, Flüssen und Brunnen, und da, wo Schätze zu hüten sind, hausen sie als Drachen. Mit dem Glauben an die Hausgeister hängt der Brauch zusammen, wenn der Grund eines Hauses gelegt wird, Hahn, Widder und Lamm zu schlachten oder durch eine gewisse Sympathie den Schatten eines Menschen, der dann binnen einem Jahre stirbt, im Fundament zu begraben. Diese symbolische Handlung soll das Menschenopfer ersetzen, das in frühern Zeiten wirklich dargebracht zu sein scheint, wie alte Sagen, die noch im Volksmunde leben, es berichten.

Der vierte Abschnitt behandelt die „Riesen". Ihr Stammvater ist der Teufel, sie wohnen im Innern der Erde, wo sie Steinblöcke emporheben, um kolossale Bauten zu fertigen. Noch im Jahre 1862 hatte der Verfasser bei einem am 4./16. August stattfindenden leichten Erdbeben die Genugthuung, zu hören, daß ein Bauer äußerte, es werde wol ein Bau der Riesen eingestürzt sein. Mit dem Namen „Hellenen" bezeichnet der griechische Volksglaube ein untergegangenes Hünengeschlecht der Vorzeit, von dem noch viele örtliche Ueberlieferungen berichten.

Der fünfte Abschnitt gibt eine Eschatologie und handelt von „Schicksal, Tod und Leben nach dem Tode".

Die hellenischen Moeren haben ihren Namen behalten und beschäftigen noch jetzt die Phantasie des Volks, insbesondere der Frauen. Sie erscheinen theils in der alten Dreizahl, theils, wie auf Zakynthos, in der Zwölfzahl. Ihre Wohnung ist der Gipfel des Olympos. In der dritten Nacht nach der Geburt des Menschen theilen sie demselben sein Lebenslos zu.

Am meisten noch ist die Form des alten Mythus festgehalten im epirotischen Zagori, wo die eine den Faden spinnt und so die Lebensdauer des Kindes bestimmt, die andere ihm Glück, die dritte ihm Unglück verhängt. In einem von Eulampios mitgetheilten Märchen verleiht die erste dem neugeborenen Mägdlein Engelsschönheit, die andere bestimmt: „So sie lacht, sollen zwei duftige Rosen von ihren Wangen fallen," und die dritte: „So sie weint, sollen Perlen ihren Augen entrollen." Sie leiten und begleiten insbesondere das weibliche Geschlecht.

Ihr Walten beim Tode des Menschen ist durch den speciellen Todesgott der Neugriechen, den außerordentlich

lebhaft vorgestellten Charos, in den Schatten gestellt, von dem der zweite Theil dieses Abschnitts handelt. Er ist der Repräsentant des Todes und der Unterwelt überhaupt, nur hat ihn der neugriechische Volksglaube in den Dienst des christlichen Gottes gestellt, in dessen Auftrage er handelt. Während er hartherzig ist, erscheint seine Mutter gutherzig und mild und bittet ihn in einem Volksliede, während er im Mondschein sein Roß beschlägt, um auf Menschenraub auszugehen, er möge Mütter mit Kindern, Geschwister und Neuvermählte verschonen. Dem Neugriechen erscheint der Hades als der gemeinschaftliche Ort aller Abgeschiedenen; die christliche Scheidung von Himmel und Hölle findet sich zwar, hat jedoch besonders in der Poesie noch keine tiefern Wurzeln zu schlagen vermocht. Daneben kommt auch der Glaube vom Fortleben des einzelnen in seinem Grabe vor. So bestellt in einem Liede bei Chasiotis Konstantis ein gemeinsames Grab für sich und sein geliebtes Weib, das er freilich modern genug also sich denkt, daß es an seiner rechten Seite ein Fenster habe, damit die Maisonne und der Augustmond hineinscheine, sein Weib soll darin aufrecht stehen und sich schminken und er seinen Tschibuk rauchen können! Poesievoller ist jedenfalls die wie in andern Ländern so auch hier auftretende Sage, vermöge deren verstorbene Liebende in den aus ihren Gräbern hervorwachsenden Bäumen fortleben, die sich gegeneinander neigen und sich küssen, welche ungesucht erinnern an die Rebe, die auf Tristan's Haupt, und die Rose, die auf Isoldens Herzen steht: „Die wuchsen empor verstrickt so dicht, gesegnet vom schönen Himmelslicht."

Möge der Leser aus dem für unsern Raum ausführlichen, für die Bedeutung des Buchs dürftigen Referat ermessen, welche Schätze für ihn in dem besprochenen Werke zu heben sind. Daß dasselbe zu dieser Vollendung gediehen, verdanken wir dem Umstande, daß der Verfasser die Eigenschaften mitbringt, die das Gelingen desselben ermöglichen: gründliche Kenntniß des classischen Alterthums, die daraus erwachsene Liebe für seinen Gegenstand, den aber eine besonnene Kritik vor allzu eiligen Schlüssen bewahrt, eine Frische und Lebendigkeit der Darstellung, wie sie nicht nur das genaue Durchforschen der einschlagenden Werke, sondern auch die eigene Anschauung, die es verstand zu sehen, so farbig beleben konnte, daß nicht nur der Fachmann, sondern jeder Gebildete das Werk mit Genuß lesen wird.

Eugen Labes.

Feuilleton.

Vom Weihnachtstisch.

Es kann nicht unsere Absicht sein, in d. Bl. eine Revue über die zahlreichen und trefflichen Jugendschriften zu halten, welche aus dem Verlag von Trewendt, Spamer u. a., meistens mit geschmackvollen Illustrationen ausgestattet, zur Weihnachtszeit hervorgehen; wir wollen hier nur auf einige Werke hinweisen, welche sich, was Inhalt und Ausstattung betrifft, zu Christgeschenken eignen. Wir erwähnen zunächst Julius Grosse's „Erzählende Dichtungen" (6 Bde., Berlin, Lipperheide), die mit ansprechenden Titelbildern versehen sind und deren poetische Bedeutung wir nächstens eingehend würdigen wollen; die geschmackvolle und lebendige epische Dichtung „Johannes Gutenberg" von Adolf Stern (Leipzig, Weber); „Bruder Ludwig der Wasgauer" von Anton Hermann (Leipzig, Brockhaus); „Leopold Schefer's Laienbrevier" in freier Bearbeitung von Julius Bolia (Leipzig, Veit und Comp.); die gemüthsreichen „Kindertodtenlieder" Friedrich Rückert's aus seinem Nachlasse (Frankfurt a. M., Sauerländer), den „Euphorion" von Ferdinand Gregorovius in der illustrirten Prachtausgabe (Leipzig, Brockhaus), und den sinnreichen „Spiegel der Zeit in Fabeln" von Julius Sturm (Leipzig, F. A. Brockhaus), „Bilder und Balladen" von Hermann Hölty (Hannover, Mayer), „Gedichte" von Hermann Kletke (Gesammtausgabe. Berlin, Schröder), „Gedichte" von Elfriede von Koburg (Würzburg, Stuber).

Von dem Herausgeber d. Bl. sind zwei elegant ausgestattete, für den Weihnachtstisch sich eignende Schriften erschienen, das komische Epos: „König Pharao" (Leipzig, Amelang), mit vier geschmackvollen Illustrationen von Füllhaas, und „Janus, Kriegs- und Friedensgedichte" (Leipzig, Keil). Jenes ist mit einer freierfundenen komischen Mythologie ausgestattet, im Stil der komischen Epen des vorigen Jahrhunderts, namentlich Pope's, und geiselt die moderne Schwindelwirthschaft; „Janus" enthält die bessern Gedichte, welche der Verfasser aus den letzten vierzehn Jahren gesammelt hat.

In achter Auflage ist das „Album der neuern deutschen Lyrik" (Leipzig, Brockhaus), in dritter Auflage die mit genauer Kenntniß neuer Poesie und Geschmack zusammengestellte Sammlung: „Deutsche Lyriker seit 1850, herausgegeben von Dr. E. Kneschke und Max Molke (Leipzig, Theile) erschienen.

Mit Alpenrosen und Edelweiß auf dem Umschlag geschmückt, tritt eine systematische Anthologie alpiner Poesien von Emil Auer: „Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung" (Gera, Amthor), vor uns hin, eine Art poetischer Bädeker; Eduard Mörike's Dichtung: „Die Historie von der schönen Lau", erscheint in einer Prachtausgabe mit sieben genialen Umrissen von Moritz von Schwind, in Kupfer radirt von Julius Naue (Stuttgart, Göschen). Die bekannte und beliebte Sentenzensammlung: „Pharus am Meere des Lebens", erscheint ebenfalls in einer Prachtausgabe mit Illustrationen von Adolf Schmitz (Iserlohn, Bädeker).

Von der „Shakespeare-Galerie, Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen", sechsunddreißig Blätter in Stahlstich, herausgegeben von Friedrich Pecht (Leipzig, F. A. Brockhaus), liegen die vierte und fünfte Lieferung vor. Die erstere enthält ein Bild des König Lear von Pecht, welches den greisen König darstellt, wie er die entseelte Cordelia herbeischleppt und über ihrer Leiche in verzweiflungsvollen Jammer ausbricht. Das Bild aus „Wie es euch gefällt" von Schwoerer, stellt uns dar, wie Rosamunde den Sieger im Ringkampf mit der Halskette krönt; wir dachten uns die Rosamunde anders; doch die Phantasie des Malers hat jedenfalls ihr gutes Recht. Auch den Falstaff dachten wir uns etwas cynischer und durchwitzter als ihn Adamo auf seinem Bilde darstellt. Vortrefflich ist die Scene zwischen Humbert und Arthur aus „König Johann", von demselben Maler gezeichnet, während Coriolanus uns in der Hauptscene des tragischen Conflicts, der flehenden Mutter und Gattin gegenüber, in Mienenspiel und Stellung tragische Größe vermissen läßt. Diese ist in dem Pecht'schen Bilde des von Geistern der Erschlagenen heimgesuchten König Richard III. nicht zu verkennen. Im ganzen verdient diese „Shakspeare-Galerie" alles Lob; die Summe der künstlerischen Leistungen ist eine durchaus achtungswerthe.

Englisches Urtheil über das neue Werk von David Strauß.

Ueber „Der alte und der neue Glaube" von D. F. Strauß sagt die „Saturday Review" vom 16. November: „Diese letzte Veröffentlichung des Dr. Strauß ist eine von denen, welche weniger ihrer innern Bedeutung, als ihrer Beziehung zu der

Gesammtthätigkeit ihrer Verfasser wegen Theilnahme erregen. Anonym veröffentlicht, würde das Buch verhältnißmäßig geringe Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; wenn es indeß nicht wie das «Leben Jesu» eine Epoche bezeichnet, so kann doch selbst die feindseligste Beurtheilung keinen Anstand nehmen, es als einen passenden Epilog zu einem ereignißvollen Kapitel in der Geschichte der theologischen Forschung anzuerkennen. An jeden, der mit der Verwaltung geistiger Gaben betraut worden ist, ergeht schließlich, wie Strauß sagt, die Aufforderung, Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen. Eine solche zu liefern, ist der Zweck seines Buchs. Wir könnten indessen keinen Theil an der Controle nehmen, ohne das uns verbotene Gebiet religiöser Polemik zu betreten, und müssen uns daher damit begnügen, zu sagen, daß der wichtigste Theil des Werks in zwei Abschnitte zerfällt: eine lange Aufzählung der Artikel des alten Glaubens, welche die verneinende Kritik beseitigt hat oder beseitigt zu haben glaubt, und eine gedrängte Auseinandersetzung dessen, was man als noch übriggeblieben betrachten kann. Ein Zweig der Untersuchung betrifft die Ergebnisse der Kritik, insofern diese die Bibel und die Kirche beeinflussen. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, ob, nach allen auch der natürlichen Religion gemachten Zugeständnissen, wie nämlich die Naturreligion sowol von den Philosophen als auch den Theologen des vorigen Jahrhunderts erklärt worden ist, irgendwelcher Platz übrig ist für die Frömmigkeit, welche, unter ihrer zwiefachen Gestalt der vollständigen Abhängigkeit und des vollständigen Vertrauens, den innersten Kern aller Kundgebungen der Religion bildet. Strauß beantwortet die Frage bejahend und glaubt die Behauptung dadurch zu beweisen, daß er sich auf directe und schroffe Verneinung derselben, wie sie in der schneidenden Sprache des Erzpessimisten Schopenhauer ausgedrückt ist, beruft. Schopenhauer's Resultate sollen nach ihm durchaus nicht mit der allgemeinen Richtung der heutigen Denkweise im Einklang sein, und in der Annahme, daß das Wesen der Religion im willigen Vertrauen und einem bedingten Optimismus besteht, den diese Richtung dem «ewigen Nein» des frankfurter Weisen entgegensetzt, ist er der Ansicht, daß die Religion, so wie er sie erklärt, keinen Verlust erlitten habe. Die Art und Weise der Erklärung ist dabei freilich von der größten Wichtigkeit. Strauß behauptet ferner, daß die von ihm und verwandten Schriftstellern so weit verbreiteten Ansichten viel dazu beigetragen haben, das Interesse der Menschen an ihrem gegenwärtigen Leben zu vertiefen, die Concentrirung der Bemühungen auf greifbare sociale Reformen, die Veredlung der Cultur und überhaupt die Hochstellung des Ideals der Humanität zu befördern. Der übrige Theil des Buchs, der sich hauptsächlich mit den praktischen Ergebnissen neuerer Umwälzungen in den Anschauungen befaßt, ist von geringerm Interesse. Es finden sich indessen auch hier einige gute Bemerkungen über die metaphysischen Folgerungen aus der Weltschöpfungslehre eines Kant und Laplace, welche einen Fortschritt gegen die Auffassungen des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen scheinen. Die Darwin'sche Theorie wird einstweilen angenommen; aber des Verfassers behutsamer Vorbehalt bietet einen belehrenden Gegensatz zu der Ueberstürzung einiger fachwissenschaftlicher Denker. Was er über die Tauglichkeit der verschiedenen Regierungsformen an und für sich sagt, ist schwach und zeigt eine Schüchternheit des Gedankens, die bei einem, der an schonungslose Freiheit in der Erörterung speculativer Fragen gewöhnt ist, überraschen muß. Diese Zurückhaltung wird von vielen dem Einflusse der Hofgunst zugeschrieben werden; wahrscheinlicher aber ist es, daß Strauß, der nun einmal die jüngsten Annexionen gebilligt hat, es einsieht, daß Deutschland diese nur als militärische Monarchie sich erhalten kann, und daß die Demokraten, welche Eroberung draußen mit volksthümlicher Freiheit im Innern verbinden, wie Kinder sind, die ihren Kuchen verzehren und zugleich behalten möchten. Noch schwächer sind die Stellen über die socialen Verhältnisse der Arbeitgeber und Arbeiter. Sie werfen zwar ein interessantes Licht auf die Angst, welche die gegenwärtige Arbeiterkrise in Deutschland hervorbringt, sind aber eher den Beschwerden eines vom Schrecken ergriffenen Kapitalisten ähnlich, als den ruhigen Auslassungen eines Philosophen, dessen Ziel die Lösung, nicht die Beseitigung des socialen Problems sein sollte; auch können wir den Anhang über die Merkmale der deutschen Literatur und Musik, welcher zwar gut genug an und für sich, aber ganz unpassend angebracht ist, nicht besonders rühmen. Mit diesen Vorbehalten kann das Werk ebenso wol der Beachtung derer empfohlen werden, welche mit seinen Schlüssen übereinstimmen, als auch denen, welche sie nicht billigen. Der Stil ist ein Muster von Feinheit und Präcision, und der Geist des ganzen Werks athmet die würdevolle Unabhängigkeit und uneigennützige Wahrheitsliebe, welche Strauß so hoch über die gewöhnliche Klasse von Schriftstellern auf beiden Seiten des Streits stellt, mit welchem sein Name verbunden ist."

Bibliographie.

Arndt, F., Mütter berühmter Männer. 3tes Heft: Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar, die Mutter Carl August's. Berlin, Staude. Gr. 8. 15 Ngr.

Aus Moscheles' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau. 2ter Bd. Mit einem Verzeichniss seiner Compositionen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Frommann, T., Geschichte und Kritik des Vatikanischen Concils von 1869 und 1870. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Gfrörer, A. F., Byzantinische Geschichten. Aus seinem Nachlasse herausgegeben, ergänzt und fortgesetzt von J. B. Weiß. 1ster Bd. Geschichte Venedigs von seiner Gründung bis zum Jahr 1084. Graz, Vereins-Buchdruckerei. Gr. 8. 3 Thlr.

Grassmann, H., Wörterbuch zum Rig-Veda. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutscher Hausschatz in Wort und Bild für das Jahr 1873 zur Unterhaltung und Belehrung. Mit illustrirten Originalbeiträgen von M. Bach, L. v. Erlburg, J. M. Hägele &c. Regensburg, Pustet. Hoch 4. 18 Ngr.

Zwanglose Hefte für die gebildete Welt. Herausgegeben von N. Homolatsch. 1ster Bd. 1stes Heft. München, Homolatsch. Gr. 8. 27 Ngr.

Herbert, L., Aus der Zeit. Halbvergangenes und Zeitgenössisches. Ein Skizzenbuch. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1873. 8. 3 Thlr.

Heydrich, M., Goldene Hochzeit. Vaterländisches Festspiel zur Feier des 50jährigen Jubiläums ihrer Maj. des Königs Johann und der Königin Amalie von Sachsen am 10. November 1872. Leipzig, Gnobloch. Gr. 16. 5 Ngr.

Das Hildebrandlied, die Merseburger Zaubersprüche und das fränkische Taufgelöbniss mit photographischen Facsimiles nach den Handschriften herausgegeben von E. Sievers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Imp.-4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hueber, A., Ueber Heribert von Salurn. Beitrag zur Kunde deutscher Sprache am Ende des 17. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 8 Ngr.

Huber, J., Biographische Skizzen und kulturhistorische Aufsätze. Der „Kleinen Schriften" 2te Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Inama-Sternegg, K. T. v., Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland. Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Kolbe, F., Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Kobell, F. v., Schnadahüpfln und Gschichtln. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Köberle, G., Dramatische Werke. 1ster Bd. Stuttgart, Neff. 1873. Gr. 8. 27 Ngr.

Klug-Kluczycki, V. P., Die Kometen als Trabanten der Planeten zum Beleg für die gänzliche Reform der Himmels-Mechanik entwickelt. Leipzig, Friese. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Maurus, H., Ueber die Freiheit in der Volkswirthschaft. Heidelberg, Winter. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Merloff, F., Im Coupé! Drei Novellen. München, Homolatsch. Gr. 16. 1 Thlr.

Mühlfeld, J., Am Schalter. Erzählungen aus dem Postleben. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 22½ Ngr.

Nicolas, A., Der Staat ohne Gott, das sociale Uebel unserer Tage. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Nostitz, Gräfin Pauline, Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 3 Thlr.

Paulus, E., Bilder aus Deutschland. Stuttgart, Neff. 1873. 8. 27 Ngr.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 1ster und 2ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1873. Gr. 8. à 3 Thlr.

Rissé, J., Franz Schubert und seine Lieder. Studien. II. Goethe-Lieder. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 15 Ngr.

Schmid, H., Die Türken in München. Roman. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Semper, K., Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 Thlr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister &c. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 2te Aufl. 9 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 26. December 1872.

Philosophische Schriften.

1. Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Ein Versuch zur Neubegründung der Seelenlehre von Adolf Horwicz. Erster Theil. Halle, Pfeffer. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der jüngern philosophisch denkenden Welt hat sich fast allgemein ein gewisser Skepticismus bemächtigt; man hütet sich vorsätzlich vor gewagten Sprüngen ins Metaphysische hinein, vor genialen Conceptionen, vor begeisterter Himmelsstürmerei. Selbst bei dem kühnsten der modernen Philosophen, bei Hartmann, finden wir überall einen gewissen Unglauben an seine eigenen Sätze; über eine hohe Wahrscheinlichkeit kommt er in seinen Demonstrationen eingestandenermaßen nirgends hinaus. Wir erinnern weiter nur an Lotze's „keusche Zurückhaltung", die ihn jedes voreilige Urtheil meiden läßt. Sind doch — so mag es wol manchem scheinen — die kühnen Titanen zu Anfange dieses Jahrhunderts so kläglich gescheitert. Einer suchte den andern zu überholen und zu überbieten; jeder von ihnen rühmte sich, das Absolute in seinem Allerheiligsten ergriffen und in seiner geheimsten Werkstatt den Blicken der wahrheitsdurstigen Menschheit offenbart zu haben. Und wie zersetzte sich dann in dem Auflösungsproceß der Hegel'schen Schule all das Herrliche, was für immer erobert schien! Was bei dem großartigen Gärungsproceß herauskam, war einerseits die schadenfrohe, kalt egoistische Hyperkritik Bruno Bauer's und der Materialismus Feuerbach's, und andererseits die Restitution des so arg mitgenommenen Christengottes und seiner ganzen schöpferisch-thätigen Herrlichkeit. Schelling'sche Offenbarungsphilosophie und der immer zuversichtlicher sich geberdende Materialismus waren die Kennzeichen einer philosophisch erschöpften Periode. Und Schopenhauer, dessen Gestirn in unsern Tagen immer glänzender leuchtet, macht schon dadurch, daß er alle nachkantische Philosophie für eitel Windbeutelei erklärt und nicht vornehm genug auf seine Unfehlbarkeit pochen kann, eben diese Unfehlbarkeit verdächtig. So ist es denn kein Wunder, wenn die jüngern philosophischen Denker vor allem ein vorsichtiges, behutsames Vorgehen anempfehlen, vor übereilten Schlüssen warnen und nur auf einer soliden, breiten, reichhaltigen empirischen Grundlage ihr Gebäude errichten wollen; und weiter ist es kein Wunder, wenn viele unter ihnen mit starken Zweifeln an dem Gelingen der Lösung des Welträthsels, ja mit vollem Unglauben daran, an ihre Arbeit gehen und nicht müde werden zu wiederholen, daß man immer auf die Grenzen des menschlichen Erkennens Acht haben müsse und nur eine sehr beschränkte Einsicht in das Wesen der Welt erwarten dürfe. Solche Zweifel resultiren jedenfalls aus der Entwickelung der neuesten Philosophie und sind daher vorderhand am Platze und vollkommen berechtigt.

Wir sind überzeugt, daß alle philosophischen Versuche, die in unsern Tagen von solcher Grundlage aus unternommen werden, schließlich zu der Anerkennung führen müssen, daß die großartige Denkarbeit von Kant bis Hegel und Schopenhauer nicht umsonst gethan war, daß alle diese Heroen auf dem Wege zur Wahrheit waren, nur daß sie sich dem einen von dieser, dem andern von jener Seite, dem einen vollständiger als dem andern enthüllte. Selbst unter den Naturforschern bricht sich mit Macht die Anerkennung des Kant'schen Grundgedankens Bahn. Und sicherlich wird mit der Zeit auch den Nachfolgern Kant's diese Anerkennung von den inductiv vorgehenden Philosophen und Naturforschern gezollt werden. Jene Denker haben sich heute der Feuerprobe der Empirie zu unterziehen. Gerade das Hegel'sche Grundprincip braucht sich vor dieser Probe nicht zu fürchten. In der Consequenz desselben liegt es (was freilich fast immer verkannt wird), daß die Natur wie der historische Geist philosophisch, d. h. nach ihrem ideellen Gehalte, nur durch anschauende Vertiefung in das gegebene Material begriffen werden können. Die Hegel'sche Philosophie will durch

das Studium der Natur und Geschichte die Ideen aus beiden herausziehen; weshalb sie mit einer denkenden Empirie schließlich zusammentreffen muß.

Auch der Verfasser der „Psychologischen Analysen" ist von diesem modernen Skepticismus nicht verschont geblieben. Fragen über das metaphysische Wesen der Seele gehören erst an den Schluß der Psychologie; ja es bleibt ihm überhaupt zweifelhaft, ob sie je beantwortet werden können. Ueberall findet er ungelöste Schwierigkeiten, die den Gang der Untersuchung hemmen und zu weiten Umwegen veranlassen. Wo für irgendeine Erscheinung eine bestimmte Erklärung sich wie selbstverständlich zu ergeben scheint, sieht unser Verfasser sofort eine Mehrheit von Möglichkeiten. Die Frage nach der Grundursache der seelischen Erscheinungen erklärt er nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft für eine offene. Gegen den Darwinismus macht er geltend, nicht daß es für immer, sondern daß es zur Zeit noch unmöglich sei, bei Erklärung der Organismen des Zweckbegriffs zu entrathen. Die vornehm absprechende Weise des Materialismus ist es denn auch, was den Verfasser besonders gegen ihn einnimmt. Gleich zu Anfang seines Buchs nimmt er entschiedene Stellung gegen die anmaßlichen Ansprüche der Materialisten. Diese glauben durch einige ununtersucht gelassene, mit Naivetät, ja Roheit des Denkens behandelte Begriffe, wie Stoff, Kraft u. dgl., das uralte Welträthsel im Hui lösen zu können; sie erklären Sachen für undenkbar, die ihnen unvorstellbar scheinen; sie meinen, daß da, wo sie in ihrer Kurzsichtigkeit keine Probleme sehen, überhaupt keine existiren; sie verallgemeinern in leichtsinnigster Weise Schlußfolgerungen, zu deren Grundlage ihnen nur ganz beschränkte Gebiete der Natur gedient haben; sie glauben noch immer auf dem Boden der Erfahrung zu stehen, während sie längst mit abstracten Begriffen, wie Atom, Kraft u. s. w., operiren. Sämmtliche Streifzüge, die der Verfasser gegen den Materialismus unternimmt, sind von hohem Interesse.

Die Methode der „Psychologischen Analysen" ist die physiologische; aus den Organen des Leibes und ihren Functionen sollen die seelischen Functionen erkannt werden. Damit hat sich der Verfasser sowol zur speculativen Psychologie der Hegelianer und Herbartianer wie auch zu der von innerer Selbstbeobachtung ausgehenden eines Beneke und Fortlage in entschiedenen Gegensatz gestellt. Dagegen findet er sich mehr oder weniger in Uebereinstimmung mit Fechner, Lotze, Wundt. Die Organe, die sich die Seele erzeugt, um mit ihrer Hülfe functioniren zu können, müssen ihrem Wesen entsprechend und den verschiedenen Seiten der seelischen Bethätigung angemessen sein. Und so ließen sich denn allerdings daraus, daß man zu den Nervencentralorganen und ihren Theilen, zu den leitenden Nerven und zu den Aufnahmeapparaten an den peripherischen Nervenendigungen die entsprechenden seelischen Functionen suchte, Schlüsse auf die Organisation und das Wesen der Seele ziehen. Besonders dürfte diese Methode darum von Nutzen sein, weil sich mit ihrer Hülfe augenscheinlicher als auf anderm Wege die Unzulänglichkeit aller materialistischen, ja realistischen Erklärungen der Seelenphänomene herausstellen muß. Gerade aus dem Studium der Physiologie der Nerven und der Sinnesorgane wird sich ergeben, wie viel die Seele aus ihrem Eigenen hinzuthun muß, um aus den Anhaltspunkten, die ihr der leibliche Organismus bietet, ihre reiche Vorstellungswelt zu produciren.

Indessen müssen wir dem Verfasser widersprechen, wenn er meint, daß durch die physiologische Methode die Psychologie ganz ohne Metaphysik bestehen könne und im Gegentheile der Metaphysik als Grundlage zu dienen habe. Im geheimen wird auch die nach physiologischer Methode vorgehende Psychologie metaphysische Voraussetzungen haben, die sich auf das Verhältniß von Leib und Seele beziehen werden. Andererseits verliert diese Methode, die in den physiologischen Vorgängen eine reale Grundlage zur Erklärung von analogen Seelenvorgängen sieht, unter gewissen metaphysischen Voraussetzungen, z. B. daß Seele und Leib nur zufällig zusammenkommen, oder daß der Leib und also auch alle Nervenvorgänge nichts als subjective Vorstellungen sind, allen Boden unter ihren Füßen. Uebrigens gesteht unser Verfasser die Abhängigkeit der Psychologie von Metaphysik selbst ein, wenn er meint, daß es für die Erkenntniß des Denkprocesses von entscheidender Wichtigkeit sei, wie die rein metaphysische Frage nach dem Verhältniß des Denkens zur objectiven Wahrheit, des Subjectiven zum Objectiven, beantwortet werde. Und was ist es denn anders als Metaphysik, obzwar eine verwaschene, deren Sätze sich wegen des Mangels einer nähern Präcisirung und Begrenzung gegenseitig aufheben, wenn wir vor der eigentlichen Untersuchung den Verfasser bemüht finden, nachzuweisen, daß Leib und Seele sich wechselseitig sowol verursachen wie bezwecken?

Es ist ganz im Sinne der neuesten und zwar auch der richtig verstandenen speculativen Philosophie, wenn die Frage nach dem Seelensitze dahin beantwortet wird, daß überall, wo wir die wesentlichen Formen der Nervencentralorgane finden, auch seelische Processe zu vermuthen seien. Aus der wesentlich gleichen Beschaffenheit aller Nervenzellen folgt, daß jedes Centralorgan und jeder Theil eines solchen dieselben Kräfte habe; die Abstufung und Mannichfaltigkeit der seelischen Gesammteffecte entspringt allein aus der verschiedenen Complication und Mischung derselben Kräfte. Ebenso wenig gibt es ein specielles Bewußtseinsorgan. Die ganz allmählich aufsteigende Reihe der Centralorgane von den Nervenzellen des sympathischen Systems bis zum Großhirn läßt vermuthen, daß auch die niedrigsten Centralorgane ein wenn auch ganz dumpfes Bewußtsein besitzen. Doch bleibt vorderhand die Frage unentschieden, ob die Empfindungen dieser niedrigsten Zellen bereits bewußt seien oder nicht. Gleichwol spricht ein interessanter Umstand für das Vorhandensein des Bewußtseins in den untersten Centralorganen. Die Sphäre nämlich, in welcher sich unser Vorstellen während des Schlafs bewegt, ist total verschieden von der des wachen Zustandes. Sobald wir uns dem Einschlafen nähern, schweift der Ideenlauf von dem beabsichtigten Gedankengange völlig ab; wir finden uns plötzlich von einem ganz neuen Vorstellungskreise überrascht. Die Schlummerbilder sind fast nie bekannte Gestalten, sondern wunderliche Bildungen und Formen, wie wir sie nie gesehen und nicht leicht in der Außenwelt finden. Ebenso ist die Welt des Traums von ganz anderm

Stoff und anderer Form als die wirkliche Welt; was der Traum aus der Wirklichkeit nimmt, pflegt er zu verfälschen. Höchstens die Tonart unserer Stimmung geht in den Traum über. Wäre das Hirnbewußtsein im Traume nur quantitativ herabgedrückt, so müßte der Traum eine auf einem niedern Grade der Intensität sich haltende Fortsetzung des wachen Vorstellungslebens sein. Die Erfahrung hingegen zeigt uns eine derartig radicale Veränderung, als ob im Traume die seelische Thätigkeit aus dem Hirn eines Vernünftigen in das eines Narren übersiedelte. Daher findet es der Verfasser, nach Fechner's Vorgange, sehr wahrscheinlich, daß die Organe, in denen das deutliche Tagesbewußtsein zu Stande kommt, im Schlafe außer Function treten und nun das an sich dunklere Bewußtsein der niedrigern Centralorgane hervortritt, gerade so wie das Licht des Mondes und der Sterne nach Untergang der Sonne. Indessen meinen wir, daß sich die totale Fremdartigkeit des Traumlebens besser aus der Annahme Schopenhauer's erklären lasse, daß alle möglichen aus dem Innern des Organismus zum Gehirn gelangenden Eindrücke, die mit den von außen kommenden Vorstellungen nichts gemein haben und welche während des Wachens in der lauten, tosenden Werkstätte des Kopfes gleichsam nicht zu Worte kommen konnten, sondern immer überschrien wurden, nun bei der Absperrung der Sinne gegen die Außenwelt stark genug sind, um ins Hirnbewußtsein zu treten, welches sie nach den ihm eigenthümlichen Formen von Raum, Zeit u. s. w. verarbeitet.

Das Problem der Wechselwirkung von Seele und Leib gewinnt auf dem physiologischen Standpunkte eine ganz concrete Gestalt: es ist hier die Frage nach der Natur des Erregungsprocesses in der Nervenfaser und Nervenzelle. Dieser Erregungszustand selbst ist bisjetzt unbekannt, doch steht er in proportionalem Verhältnisse zu einem gewissen elektromotorischen Verhalten der Nervenmolecule. Wenn wir auch zugeben, daß die Frage nach der Wechselwirkung von Seele und Leib durch die Erforschung der Processe in den Nervenmoleculen ihrer Lösung erheblich näher gebracht wird, so ist doch zu bedenken, daß man nach Erforschung dieser Processe doch noch immer auf dem Gebiete des Leibes verweilen würde; man wird wissen, wie sich die seelischen Functionen am unmittelbarsten, gleichsam auf der ersten Station ihres Leiblichwerdens äußern; wie aber die Innerlichkeit des Empfindens, Denkens u. s. w. mit diesen äußerlichen, in räumlicher Bewegung verlaufenden Nervenvorgängen in directem Zusammenhange stehen könne, bleibt dadurch unerklärt. Hier hätte dann die metaphysische Speculation platzzugreifen, der unser Philosoph überhaupt nicht den gebührenden Rang einräumt.

Auch sonst traut der Verfasser seiner Methode zu viel zu. Die Verschiedenheit der Empfindungsqualitäten (Farbe, Ton, Geruch u. s. w.) erklärt er durch die Verschiedenheit der Zahl der Schwingungen, in die der Nerv versetzt wird. Gesetzt nun den Fall, daß wirklich 16—36000 Schwingungen in einer Secunde den Tönen, etwa Billion Schwingungen der Wärme, 4—5 Billionen dem rothen Licht u. s. w. entsprechen, so ist doch damit die Verschiedenheit der Empfindungen nicht zur Genüge erklärt. Durch diese vermeintliche Erklärung wird nur um so deutlicher, daß in der Eigenthümlichkeit der Seele der Grund liegen müsse, warum mit dem Ueberschreiten einer gewissen Schwingungszahl, also mit einer nur quantitativen Veränderung, eine totale Aenderung in der Qualität der Empfindung entsteht. Auch hier wird der physiologischen Methode nicht das letzte Wort bleiben können.

Grundlegend sind die beiden Sätze: Keine Empfindung ohne folgende Bewegung, und: Keine Bewegung ohne Empfindung. In die interessanten und scharfsinnigen Erörterungen über diese beiden fundamentalen Sätze ist es uns leider versagt dem Verfasser zu folgen.

Es gibt zwei Arten wissenschaftlicher Bücher. Bei dem Studium der einen fühlt man sich sozusagen in den Händen des behandelten Objects; der Strom, in dem man schwimmt, ist der eigenste Fluß der Sache. Bei der Lektüre der andern fühlt man sich in den Händen des Subjects, des Verfassers, der mit der Sache und mit dem Leser allerlei Experimente anstellt, der probirt, ob es wol besser so oder anders gehe, der pädagogische Rücksicht auf den Leser nimmt, der an dem Weg, den er den Leser führt, zahlreiche Wegweiser anbringt und in Gemeinschaft mit ihm Excursionen macht. Indessen, wo das leitende Subject über so viel Umsicht, Feinsinnigkeit und Beherrschung des Stoffs verfügt wie unser Philosoph, da können wir sicher sein, auch auf diesem mehr experimentirenden Wege uns dem durch die Sache gegebenen Ziele zu nähern. Jeder wird sich, wo er auch immer die „Psychologischen Analysen" aufschlägt, angeregt und gefördert fühlen. Zum eigentlichen Abschluß bringt allerdings — auch nach seinem Sinne — der Verfasser nur wenige Fragen. Ueberall aber finden sich Fingerzeige für eine mögliche Lösung der Probleme, Anknüpfungen an verwandte, mit dem in Rede Stehenden zusammenhängende Fragen, Hinweisungen auf angrenzende Gebiete. Mit gewandtem Blick übersieht der Verfasser die Verwickelungen und sich kreuzenden Zusammenhänge der verschiedenen Probleme; er kennt die möglichen Lösungen und zeigt, was die eine und was die andere für sich habe; dabei ist er in der Entscheidung äußerst behutsam. Bald wirft er diese, bald jene Frage auf, die sich aus dem betreffenden Zusammenhange heraus wol thun ließe; zugleich aber vertröstet er uns mit der Beantwortung auf fernere Abschnitte. Jene Vornehmheit, die es verächtlich ablehnt, von den Leistungen der Vorgänger Notiz zu nehmen, oder die sich von vornherein von gewissen Richtungen mit Antipathie abwendet, steht unserm Verfasser fern. Ueberall, wo er etwas Gutes und Brauchbares bei seinen Vorgängern findet, ist er bereit, es mit Anerkennung für seine Zwecke zu verwerthen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir in unserm Buch ein für den Gang der psychologischen Wissenschaft bedeutungsvolles Werk erblicken.

2. Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Von C. S. Cornelius. Halle, Nebert. 1871. Gr. 8. 22½ Ngr.

Diese fleißige, einfach aber klar geschriebene Arbeit bildet in manchen Beziehungen einen interessanten Gegensatz zu den „Psychologischen Analysen". War dort mit peinlicher Genauigkeit darauf gesehen, daß ja keine metaphysische Ansicht von dem Seelenwesen die Untersuchungen irgendwie beeinflusse, so werden wir hier sofort auf streng Herbart'schen Standpunkt versetzt und also genöthigt, das

blutarme, kraft- und trieblose Seelenatom fortwährend vor Augen zu behalten. War dort ferner auf alle möglichen, sich im Laufe der Untersuchung erhebenden Schwierigkeiten und ebenso auf die verschiedenen Ansichten anderer philosophischer Forscher eingehende Rücksicht genommen, so wandert man hier, ohne nach rechts oder links sich umschauen zu dürfen, die ziemlich einförmige Straße der Herbart'schen Philosophie. Alles läuft glatt ab, fügt sich aufs bequemste; alle Schwierigkeiten scheinen vor dem Herbart'schen Seelenatom wie vor einem Zaubermittel zerstieben zu müssen. Uns liegt ferne, einem Herbartianer das Recht bestreiten zu wollen, unter Voraussetzung seiner Principien irgendeine specielle Frage zu behandeln. Allein wir verlangen, daß den Schwierigkeiten und Bedenken, die sich dabei jedem Unbefangenen aufdrängen müssen, einige Aufmerksamkeit geschenkt und zum mindesten so viel Mühe dabei verwendet werde, als nöthig ist um sie in ihrer Nichtigkeit und Machtlosigkeit zu zeigen. In unserm Falle hätte zunächst die Frage nach dem Seelensitze, die gerade auf Herbart'schem Standpunkte ihre Wichtigkeit hat, gründlicher erörtert werden müssen. Wenn es im Gehirn keinen Centralpunkt gibt, wo die Seele ihren Sitz haben könnte: wie fängt das Seelenatom es an, um die von allen Seiten einlaufenden Telegramme aufzufangen? Das Hin- und Herspringen der Seele von einem Punkte im Gehirn zum andern erscheint doch allzu sehr als ein Ausdruck der Verlegenheit. Weiter aber ist es unbegreiflich, wie es in der durchaus einfachen, jede Vielheit und innere Gliederung von sich ausschließenden Seele zu einer Mehrheit sich gegenseitig abgrenzender Vorstellungen kommen soll. In der allverzehrenden Einfachheit des Seelenatoms müßten doch vielmehr alle Vorstellungen zu einem trübgefärbten Brei zusammenschmelzen. Wie ist es ferner erklärlich, daß das Seelenatom, dem doch sein eigenes Inneres ganz offenbar ist, so gar nichts von den Stößen und Gegenstößen merkt, aus denen doch das ganze Seelenleben bestehen soll? Meine Vorstellungen sind keine Selbsterhaltungen, sondern es ist etwas wesentlich Neues, was durch sie in mich eintritt. Wie ist es weiter möglich, daß das Seelenatom, das nichts von außen in sich aufzunehmen, in die Außenwelt nicht hinüberzulangen vermag, sondern sich immer als das erhält, was es einmal ist, weiß, daß die Vorgänge in seinem Innern Widerspiegelungen einer Außenwelt sind, und daß sie die Außenwelt nicht, wie sie an sich ist, sondern in einer von dem auffassenden Subject modificirten Form darstellen? Dem Seelenatom könnten derartige Gedanken gar nicht kommen; es hätte sich schlechthin mit dem, was in seinem Innern aufsteigt, zu begnügen. Es verfügt eben über kein Organ, um über seine innern Vorgänge zu reflectiren, geschweige denn (wie doch die Herbart'sche Metaphysik thut) die Außenwelt, wie sie an sich ist, durch Nachdenken zu construiren. Aehnliche Schwierigkeiten und Widersprüche stürmen von allen Seiten in Masse an.

Der Verfasser stellt die neuesten Resultate der Physiologie der Sinnesorgane klar und übersichtlich zusammen, und sucht sie, natürlich im Sinne der Herbart'schen Philosophie, zu verwerthen. Interessant sind die Untersuchungen über Hallucinationen, Phantasmen und Illusionen. Zum Schluß gibt der Verfasser dem Leser die Unsterblichkeit mit in den Kauf, eine Unsterblichkeit freilich, vor der einem eigentlich grauen müßte. Da ist keine Entwickelung des sittlichen Geistes zu wesentlich höhern Stufen hin, wie bei Kant und Fichte; da ist auch kein seliges Anschauen Gottes wie bei Spinoza und vielen Mystikern. Alle Vorstellungen, die das Seelenatom hier in diesem Leben erworben und worunter sich sicherlich nicht wenig jämmerliche und werthlose finden, werden der Seele als für alle Ewigkeit unverlierbares Erbtheil garantirt. Sie ordnen sich nach dem Tode zu einem Zustande des Gleichgewichts, der schwebenden Ruhe. Weiterentwickelung, Höherbildung, Vervollkommnung, wodurch die Unsterblichkeit doch wenigstens einen Zweck bekäme und interessanter würde, gibt es nicht. An dem während dieses Lebens gesammelten Vorstellungsvorrath muß die arme Seele in alle Ewigkeit zehren; kann es etwas Gräßlicheres als solch eine Langeweile geben? Einer solchen Unsterblichkeit gegenüber behält Louis Büchner mit dem Hinweis auf das unendlich Abschreckende und Abstoßende des Unsterblichkeitsglaubens vollkommen recht.

3. Beiträge zur Logik. Von Werner Luthe. Erster Theil. Berlin, Weber. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Was der Verfasser über das Wesen des Begriffs zu sagen weiß, ist ziemlich dürftig: auf etwas mehr als einer halben Seite wird er mit der Rechtfertigung seiner Ansicht darüber fertig; das übrige in dem Abschnitte vom Begriff sind kritische Notizen. Den Begriff definirt er als einen sprachlichen Ausdruck, sofern er eine besondere Vorstellung irgendeines bestimmten Seienden bezeichnet. Diese Definition stimmt aber weder mit der gewöhnlichen Bedeutung, noch ist sie irgendwie sachlich begründet. Wenn ich, mit dem Finger auf jemand hinweisend, ausrufe: „Dieser Mensch ist schon wieder da!" so sind in dem Ausdrucke „dieser Mensch" alle Bedingungen vorhanden, die nach dem Verfasser zum Begriff erforderlich sind. Und doch wird niemand sagen, ich hätte damit einen Begriff ausgesprochen. Vor allem kommt es wol darauf an, was ich bei einem sprachlichen Ausdruck denke; erst nach dem darunter Gedachten wird es sich richten, ob er das Zeichen eines Begriffs ist oder nicht. Der sprachliche Ausdruck hat doch allemal nur Werth als Zeichen von etwas innerlich in mir Vorhandenem; bezeichnet er einen Begriff, so ist dies nur durch einen in ihn hineingelegten Gedanken möglich. Da also der Verfasser dem Begriffe eine so ganz absonderliche Bedeutung beilegt, so hätte er nachweisen müssen, daß sich sachlich, aus der Tiefe seiner Weltanschauung heraus die Nothwendigkeit ergebe, dem sprachlichen Ausdruck ein derartiges Uebergewicht über das darunter Gedachte beizumessen, daß jenem, und nicht der Vorstellung, der Name Begriff gebühre. Dazu ist aber nirgends auch nur der leiseste Anlauf genommen.

Von seiner Definition des Urtheils wollen wir nur bemerken, daß wir nicht einsehen, warum der Verfasser den sprachlichen Ausdruck als etwas für den Begriff des Urtheils Unwesentliches erklärt, während doch schon daraus, daß jeder Begriff sich mit Leichtigkeit in ein Urtheil auseinanderzerren läßt, wahrscheinlich wird, daß der sprachliche Ausdruck sich zum Urtheile nicht in total entgegengesetzter Weise als zum Begriff verhalten könne.

Den bei weitem größten Raum füllen die kritischen

Erörterungen. Die Zusammenstellung der Ansichten Kant's, Hegel's, Schleiermacher's, Ulrici's u. a. zeugt von großem Fleiß. Allein die Kritik ist sicherlich nicht in der rechten Weise geübt. Da gibt es kein Eingehen auf den Standpunkt des betreffenden Philosophen; und doch muß, wie Hegel sagt, die wahrhafte Widerlegung „in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen". Des Verfassers Kritik ist rein äußerlich und nimmt sich oft wie eine kleinliche Nörgelei aus. Ebenso wenig gibt es einen einheitlichen Faden, an den sich die verschiedenen zu kritisirenden Standpunkte fortschrittweise anschlössen und so ihr inneres Verhältniß zueinander offenbarten. Der Verfasser gibt eine ganz äußerliche Zusammenstellung; wir hören eine Menge von Definitionen, ohne über ihre Stellung zu dem Kernpunkt der Frage klar zu werden; wir hören weiter, wie sie sämmtlich ganz trocken verworfen werden, ohne Aufschluß zu erhalten, wie denn in so vorzüglichen Köpfen so falsche Auffassungen von Begriff und Urtheil entstehen konnten. Diesen Aufschluß hätten wir erhalten, wenn der Verfasser auch die relative Wahrheit, die den verschiedenen Definitionen zu Grunde liegt, herausgehoben hätte. Mit der bloßen Verwerfung ist es nicht gethan. Auch demjenigen, der eine Statue nur von einem einzigen Punkte aus ins Auge gefaßt hat, wird man nicht abstreiten können, daß in seiner Auffassung sich die volle Schönheit und Bedeutung derselben, wenn sie sich auch nur durch eine allseitige Besichtigung vollkommen erfassen läßt, in gewisser Weise widerspiegele.

Trotz dieser Mängel finden sich in den „Logischen Beiträgen" manche treffende kritische Bemerkungen und Erörterungen; so verweisen wir unter anderm auf die Kritik der Herbart'schen Theorie der kategorischen Urtheile, besonders der Existenzialsätze.

4. Die menschliche Erkenntniß und das Wesen der Dinge. Von Heinrich Romundt. Basel, Georg. 1872. Gr. 8.

Ein Jahr vor seinem Tode konnte Schopenhauer bekennen, daß er die Befriedigung habe, am Ende seiner Laufbahn den Anfang seiner Wirksamkeit zu sehen. Seine immer und immer wieder ausgesprochene felsenfeste Zuversicht, daß einst solche kommen werden, die ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, betrog ihn nicht. So verächtlich er von seiner Zeitgenossenschaft dachte, von der er in der Bitterkeit seines Zorns das fürchterliche Wort ausspricht, daß ihr Beifall prostituirt sei und sie darum keine Ehrenkränze mehr zu vergeben habe: so fest baut er auf die Gerechtigkeit der Nachwelt, aus deren Getümmel er in prophetischem Geiste seine Philosophie sich zu mächtiger Wirkung erheben sieht. Und wirklich ist die Zeit gekommen, wo die Schopenhauer'sche Philosophie auf der Tagesordnung steht; ja wenn ihr genialer Begründer noch lebte, er müßte — wol nicht zu seiner Freude — bekennen, daß zu der von ihm immer mit ungeheurer Verachtung behandelten Modephilosophie jetzt auch die seine gehöre. Denn sicherlich besteht für sehr viele von denen, die Schopenhauer lesen und mit Begeisterung im Munde führen, das Anziehende keineswegs in seiner Grundlehre von der Welt als Wille und Vorstellung; sondern es sind mehr seine geistreichen, glänzenden Aperçus, das pikant Originelle, das Gemisch von aristokratischer Blasirtheit und energischem Ernste in seiner pessimistischen Betrachtungsweise der Welt, was den einsamen Weisen zu einem Liebling des Publikums macht. Geradezu unerhört aber müßte es dem noch lebenden Schopenhauer vorkommen, daß man beginnt, seine Philosophie auch von den Lehrkanzeln der Universitäten herab zu dociren. Das uns zur Besprechung vorliegende Buch, dessen Verfasser Privatdocent zu Basel ist, liefert einen Beweis dafür. Wenn wir sagen, daß der Verfasser unter dem Banne Schopenhauer'scher Denkweise stehe, so geschieht dies mit gutem Vorbedacht. Er gehört zu den orthodoxen Schopenhauerianern, fast sämmtliche Hauptgedanken seines Werks finden sich mehr oder weniger ausgeführt auch bei Schopenhauer. Auch finden wir nur spärlich neue Gesichtspunkte, von denen aus er die Gedanken seines Meisters in neuem Lichte darzustellen oder tiefer zu begründen versucht hätte. Auch das, was man bei dem Verfasser am meisten charakteristisch finden könnte: die fortwährenden, fast enthusiastischen Hinweise auf den alten Weisen Empedokles, der „allein in die Tiefe unsers Innern hinuntergestiegen sei und mit unvergleichlicher Besonnenheit aus uns die Natur zu verstehen gesucht habe", sind nur detaillirtere Ausführungen eines Schopenhauer'schen Gedankens. Schopenhauer nennt Empedokles einen ganzen Mann, und seine Lehre von den beiden Weltmächten: Liebe und Haß, ein tiefes und wahres Aperçu, dem der durchgängige Urgegensatz zwischen der Einheit und Vielheit in allen Wesen zu Grunde liege. Ebenso weist bereits Schopenhauer auf den entschiedenen Pessimismus des prophetischen Weisen hin. Uebrigens versteigt sich der Verfasser, indem er diese Andeutungen — und sicherlich in interessanter Weise — weiter ausführt, zu einer bedeutenden Ueberschätzung des alten Philosophen.

Wie Schopenhauer, so ist auch der Verfasser mit Verehrung und Begeisterung für Plato, „den göttlichen", und den „erstaunlichen" Kant erfüllt. Diese beiden sind es, welche die größte, unsterbliche Offenbarung über die Natur der Dinge verkündet haben. Das Wesen der Welt Eines, raum- und zeitlos, ohne Causalität und Veränderung — und dem gegenüber eine Erscheinungswelt als Tummelplatz des Entstehens und Vergehens: dies ist das anscheinend gleiche Resultat, in welchem Kant und Plato, jener von der subjectiven, dieser von der objectiven Seite ausgehend, zusammentreffen, zwei Bergleuten vergleichbar, die, von entgegengesetzten Seiten in einen Berg hineinbohrend, sich in der Mitte begegnen. Welches ist nun der Unterschied in den einander so merkwürdig ähnlichen Resultaten beider? Dies ist die Hauptfrage unserer Schrift. Doch gerade die Beantwortung dieser Frage, auf welche der Verfasser sich übrigens erst auf den letzten Seiten einläßt, scheint uns wenig gelungen; er kommt kaum über schwankende Andeutungen hinaus, die außerdem durch die fortwährende Herbeiziehung des Empedokles, dem jenes Problem von der Trennung beider Welten noch gar nicht zum Bewußtsein gelangt ist, etwas Schiefes bekommen.

Ganz wie Schopenhauer ist auch der Verfasser ein strenger Anhänger von Kant's subjectiver Idealität des Raums, der Zeit und der Causalität. Von einer objec-

tiven, von den Bewußtseinssubjecten unabhängigen Erscheinungswelt, durch welche andere Jünger Schopenhauer's das System des Meisters zu ergänzen suchen, will unser Verfasser in merkwürdiger Kurzsichtigkeit nichts wissen. Auch das, was Schopenhauer meint, wenn er von dem Subject spricht, das zum klaren Weltauge geworden ist und sich zum hellen Spiegel des Wesens gemacht hat, also das Erschauen der ewig gleichen, von Raum-, Zeit- und Causalverhältnissen unabhängigen Idee, findet sich bei unserm Verfasser unter dem Ausdrucke der „contemplativen Betrachtungsweise der Dinge". Doch hier wie bei Schopenhauer ist es unbegreiflich, wie der menschliche Intellect, der über keine weitern Erkenntnißformen als Raum, Zeit und Causalität verfügt und durch sie völlig ausgemessen und erschöpft ist, sich auf einmal von diesen Formen emancipiren und unabhängig von jenen Formen zu der Erkenntniß des in der Welt sich offenbarenden ewig Einen gelangen und so in die für ihn ewig unnahbare Burg des Dinges an sich eindringen soll.

Mehr Eigenthümliches hat der Verfasser da, wo er die Darwin'sche Theorie von seinem Standpunkte aus beleuchtet. Den Kampf ums Dasein, die „leidbringende Wettbewerbung" um die Mittel zur Existenz, acceptirt unser Philosoph begreiflicherweise mit wahrem Vergnügen. Ebenso gibt er Darwin zu, daß überall in der Natur Züge der Einheit, Aehnlichkeiten, Uebergänge, nirgends aber feste, unverwischbare Grenzen vorkommen. Diese Gleichheiten und Aehnlichkeiten sind der beste Beweis für das Vorhandensein eines Princips der Einheit in der Natur, für die ursprüngliche Macht der bindenden, einenden Liebe. Ueber das Wesen dieser in allen Erscheinungen hervorbrechenden Einheit der Liebe weiß der Verfasser allerdings nichts auszusagen. Dem zur Erde gebildten, Nahrung suchenden Menschen bleibt nur übrig, in Demuth anzuerkennen, daß eine geheimnißvolle räthselhafte Einheit alle Individuen, seien sie auch äußerlich vom Kopf bis zur Sohle getrennt, von unten her verbinde. Da die Erkenntniß der Dinge nach Raum, Zeit und Causalität nicht zur Philosophie gehören soll, so besteht in dem Aussprechen jenes Räthsels ihr einziges Geschäft. Jedermann sieht, daß es dann recht armselig um die Königin der Wissenschaften bestellt wäre, und daß sie, wenn sie nur immer das Eine, daß das Wesen der Welt eine „ungreifbar unbegreifliche" Einheit bilde, den wißbegierigen Hörern zu verkünden hätte, sehr bald unausstehlich langweilig werden müßte und darum besser thäte, sogleich ihre Bude zu schließen. Der Verfasser hat sich in das Gefühl der Einheit aller Wesen mit der Wärme der Begeisterung hineingelebt; die Ueberzeugung, daß sich überall in Natur und Menschheit ein und dasselbe Wesen offenbare, vertritt bei dem Verfasser die Gottinnigkeit der religiös Gläubigen. Ueberall in seinem Buche zeigen sich Variationen jenes Gedankens von der wurzelhaften Einheit alles Seins, ein Gedanke, von dem man mit Schelling sagen kann, daß ihn sich weder die Vernunft noch das Gefühl rauben läßt und daß ihm allein alle Herzen schlagen. Doch bleibt der Verfasser bei der mit Wärme ergriffenen Intuition stehen, ohne sich den begrifflichen Zusammenhang derselben und ihre Consequenzen klar zu machen. Wäre des Verfassers Standpunkt richtig, so könnte doch der zur Erscheinungswelt gehörige und in ihr ohne Rest aufgehende Verstand auch nicht einmal dazu kommen, jene Einheit alles Seins durch die Vielheit und das Gedränge der Erscheinungswelt hindurchschimmern zu sehen.

Wir können dem Verfasser nur recht geben, wenn er Darwin vorwirft, daß bei ihm der einheitliche Weltzusammenhang rein äußerlich sei, daß er alles Qualitative zu verbannen und auf rein quantitative Verhältnisse zurückzuführen strebe, und daß sich diese Vernachlässigung des Qualitativen darin räche, daß eigentlich der Zufall, also etwas erst recht Geheimnißvolles, eine vollständige qualitas occulta, als das regulirende, die verschiedenen Uebergänge bewirkende Princip bei Darwin auftrete. Allein wenn der Verfasser weiter geht und gegen die allmähliche Entwickelung der höhern Wesen aus niedern aufs energischste protestirt und aus der Harmonie der Erscheinungswelt auf nichts weiter als auf jene räthselhafte Einheit schließen will, so fordert dies unsern entschiedenen Widerspruch heraus. Wie seinem Meister, so geht auch dem Verfasser alles Verständniß für den Begriff der Entwickelung ab. Wie anders soll sich die Einheit des Weltwesens in der Erscheinungswelt offenbaren, als indem die Einheit in der Vielheit selbst flüssig wird, sich als lebendigen Zusammenhang der Vielheit darstellt? Jede niedere Stufe muß, eben weil in ihr sich dasselbe Wesen wie in der höhern manifestirt, den Hinweis auf diese höhere in sich tragen. Soll nun das einheitliche Wesen sich auf solch einer höhern Stufe offenbaren, so wird es doch damit nicht gleichsam wieder von vorn anfangen, sondern da, wo sich bereits ein Ansatz zu der höhern Stufe findet, also von der niedern Stufe aus, seine Arbeit fortsetzen. Wo Einheit ist, muß Ordnung und Fortschreiten vom Niedern zum Höhern stattfinden; die höhere Stufe kann von dem Einen Weltwesen nur erreicht werden, insofern es zunächst noch in der niedern Stufe drinnen steckt und sich aus ihr emporhebt, also, mit andern Worten, nur insofern die niedere Stufe sich selbst zur höhern emporarbeitet. Will man von irgendeiner Gestaltung erfahren, wo ihr Ursprung liegt, so hätte man, nach der Meinung unsers Verfassers, sofort auf das nackte Weltwesen zurückzugehen; denn dieses operirt ja von seiner Zurückgezogenheit aus direct und unmittelbar in der Erscheinungswelt; es benutzt nicht die schon vorhandenen Formen zur Darstellung höherer Gestaltungen, sondern zieht sich immer wieder auf sich zurück. Durch dieses sprungweise Eintreten in die Erscheinungswelt aber wird seine Einheit gleichsam an allen Punkten durchlöchert.

Am gelungensten erscheint uns der Nachweis, daß sich überall im Menschenleben ein Ineinander von Einheit und Vielheit offenbare, Mächte, die sich hier als Liebe und Haß, Wohlwollen und Selbstsucht, als Weit- und Engherzigkeit darstellen. Das Ineinanderwirken dieser beiden Weltmächte zeigt sich in der Geschlechtsliebe, im Tode, im barmherzigen Wohlwollen. In der Geschlechtsliebe findet sich die reine Liebe, die Agape, unauflöslich gemischt mit der vom Bewußtsein verabscheuten und daher sorgfältig verdeckten Begierde, der Wollust, die der Selbstsucht, dem trennenden Princip im Wesen der Dinge, entspricht. Und ebenso ist der Tod einerseits das Resultat des Widerstreits, der Gier nach individueller Existenz;

und andererseits beseelt uns doch der instinctive, aus dem Herzen in den Kopf dringende Glaube, daß wir nicht blos hinsterbende Individuen, sondern in gewisser Weise die einheitliche, unvergängliche Natur selbst sind. Es ist sicherlich ein tiefer Blick unsers Philosophen, wenn er Liebe und Haß als sich gegenseitig durchdringend, als voneinander durchsetzt betrachtet. Liebe ist nur möglich, wo sich Getrenntes, Geschiedenes, Gegensätzliches vorfindet, also wo das Princip des Streites und Hasses sich bereits heimisch gemacht hat. Und umgekehrt ist der Haß nur da vorhanden, wo gegenseitiges Interesse, gewisse innerliche Zusammengehörigkeit und Anziehung da ist. Uebrigens läßt sich unser Verfasser auf das begriffliche Verhältniß beider nicht ein.

Alles in allem ist das Buch zur Anregung trefflich geeignet; besonders für einen, der mit Vorliebe im Schopenhauer'schen Gedankenkreise verweilt und hier seine Befriedigung findet, enthält es vielfache stärkende Nahrung. Vor allem darum, weil der Leser sieht, daß der Verfasser mit ganzem Herzen bei der Sache ist. Nur überwiegt bei ihm das Herz den Kopf — ein Verhältniß übrigens, welches der Verfasser principiell und mit Bewußtsein anstrebt. Er treibt die Geringschätzung alles Wissens viel weiter als sein Meister; öfters muthet er in dieser Beziehung dem denkenden Menschen eine wahrhaft empörende Demuth zu.

Die Sprache ist durchweg von edler, einfacher, dabei aber doch kräftiger Schönheit. Auch hierin ist der Verfasser zu Schopenhauer in die Schule gegangen, und sicherlich mit bestem Erfolg. Wie Schopenhauer ist er ein Feind des farblosen, mattherzigen, widerlich lauen, verflossen löschpapierenen Ausdrucks; ebenso aber des überladenen und gesucht verschrobenen. Seine Sprache ist überall mit Bildern gesättigt, die der concretesten Anschaulichkeit mit Glück entnommen sind. Er liebt es, seine subjectiven Gedanken durch sozusagen objective Gedanken der Natur, durch die in den Naturerscheinungen zu uns redende Sprache zu verdeutlichen. Ein gewisser Zug der wehmüthigen Resignation und des Mitleids geht durch manche Partien. Doch ist es kein weinerliches, schwächliches Mitleid, sondern ein in sich klares, sich selber durchsichtiges, gewissermaßen erhabenes. Denn es ist, oder glaubt sich wenigstens, gegründet auf das vollkommene Durchschauen der Schwäche und des Leidens der Menschen und der Unabänderlichkeit dieses Zustandes. Als Probe für die Sprache des Verfassers und zugleich als Rechtfertigung für unser langes Verweilen bei seinem Buche geben wir folgende Stelle:

„Unser Horizont muß", wie Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" sagt, „von Mythen umstellt sein", in denen die großen Züge unserer Erfahrungswelt, herausgehoben aus dem Nebel und Staube des Alltags, verewigt sind zur andächtigen Erhebung der wie das Laub des Waldes vergänglichen Menschengeschlechter. Mit diesen Mythen empfange die Mutter das ins Leben eintretende Kind; genährt und erquickt mit dem Balsam dieser heiligen Reden und Bilder wachse der Jüngling heran zu männlicher Kraft; aus dem in der Tiefe entsprungenen Quell tiefsinniger Sagen schöpfe der Mann Muth, Sicherheit und Stärkung in den Kämpfen des Lebens, und von ihnen getröstet und emporgehoben in die Ewigkeit verlasse er die irdische Stätte. Gibt es aber solch einen Mythus, der rein und frei, unberührt von gemeinen egoistischen menschlichen Wünschen, die Welt widerspiegelt? Der Gläubige jeder Religion behauptet: der seinige sei der rechte, echte — und wer ist so vermessen, mit Sicherheit einem Gläubigen gegenüber zu sagen: du irrst und ich habe recht, wenn nicht der Andersgläubige? Streit überall. Dies Eine ist gewiß: ganz unbefleckt und heilig ist kein Mythus wie kein Cultus dieser Welt. Ueberall hat sich die Begierde, die Genußsucht und Eitelkeit der Menschen, die Frechheit der Ehrgeizigen auch dieser heiligsten metaphysischen Angelegenheit bemächtigt und dadurch aus dem Tempel eine Trödelbude gemacht.

Johannes Volkelt.

Schriften zur Frauenfrage.

(Beschluß aus Nr. 51.)

10. Die Frauen im Recht. Juristische Plaudereien am Damentisch von **Julius Weil**. Berlin, Staude. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es ist dem Verfasser gelungen, in einer recht anmuthigen, ungezwungenen, ja sogar scherzhaften Form einen ernsten Gegenstand zu behandeln, ohne der Würde desselben zu nahe zu treten. Trotz aller öffentlichen Frauenversammlungen, trotz der vielen Zeit- und Flugschriften, hat in Deutschland außer Kreisrichter Wachler in Breslau noch niemand der Rechtsseite der Frauenfrage besondere Beachtung geschenkt.

Julius Weil ist übrigens nur so weit ein Anwalt der Frauen, als sie im bürgerlichen Recht benachtheiligt sind: „Die Gleichstellung der Frauen hat zwei Seiten: eine socialpolitische und eine rechtliche. Die erstere hat nur einen Mill zum Verfechter, aber Millionen zu Gegnern." Zu diesen Gegnern gehört auch der Verfasser des obigen Schriftchens; „was aber die rechtliche Seite der Frauenfrage anbetrifft", so ist er zu einer entschiedenen Antwort bereit, und diese heißt: „Das Rechtsleben fordert eine völlige Gleichstellung beider Geschlechter. Alle die Beschränkungen, welche die Gesetze den Frauen im bürgerlichen Rechtsverkehr auferlegten und noch auferlegen, beruhen auf der thörichten Voraussetzung einer natürlichen Hülflosigkeit und Leichtfertigkeit des andern Geschlechts." Der Verfasser spricht wol aus Erfahrung, wenn er meint, daß in rechtlichen Entschließungen die Schwäche nicht auf seiten der Frauen sei, daß sie vielmehr eine viel größere Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit an den Tag legen als die Männer.

Nachdem im ersten Kapitel: „Antike Frauen", die theilweise rechtlose Stellung der Frauen in Griechenland, die rechtliche in Rom kurz aber anschaulich gezeichnet ist, führt uns der Verfasser zu unsern modernen Verhältnissen. Das Recht, das noch jetzt der Mann als Vater ausüben darf, bezieht sich nicht auf Leben und Tod des Kindes, ist aber in Rücksicht auf Erziehung und Vermögensverhältnisse bis zur Großjährigkeit des Kindes

absolut, denn die Frau, die Mutter hat keinen Theil daran. „Selbst bei der Erziehungsfrage hat die Frau nur eine berathende, keine entscheidende Stimme; auch muß sie die Kinder, welche der Mann adoptirt, ohne Einspruch aufnehmen; sie selbst darf jedoch nur mit Genehmigung des Mannes adoptiren."

Daß ein Wille der maßgebende sein soll, gegen dieses monarchische Princip, das in unserer Zeit eine so beherrschende Gewalt über die Gemüther ausübt, läßt sich nur sehr schwer ankämpfen. Wer soll bei Meinungsverschiedenheiten im ehelichen Leben den Ausschlag geben? Sollen Mann und Frau, wenn sie bei Erziehung der Kinder, bei Verheirathung derselben nicht einig sind, zum Richter gehen? Hier ist es allerdings schwer, vielleicht nicht möglich, dem Manne die entscheidende Stimme zu versagen. Aber weshalb gilt bei Verheirathung der Kinder nach dem Tode des Vaters der Wille des Vormundes? Die Mutter hat neben diesem nur einzuwilligen. Dieses Vormundschaftsrecht, das sich vermuthlich nur aus dem Recht des Stärkern herschreibt, vielleicht auch ursprünglich zum Schutz der Frau gegeben wurde, hat doch wol schon den vom Dichter bezeichneten Weg von „der Wohlthat zur Plage" durchgemacht.

Es ginge über die Grenzen eines Referats, eingehend die Rechtsverhältnisse zu besprechen, die der Verfasser in drei große Klassen theilt: 1) das Dotalsystem, 2) das getrennte Güterrecht, und 3) die Gütergemeinschaft. Es gibt so viele Gesetze über das eheliche Güterrecht, als es Provinzen in Deutschland und Cantone in der Schweiz gibt; und außer diesem Güterrechte, welchen Verschiedenheiten, Besonderheiten und Absonderlichkeiten begegnen wir! So z. B. spricht der Verfasser von einem in Hamburg geltenden Züchtigungsrecht des Mannes gegen seine Frau.

Das Princip der Gütergemeinschaft, welches eigentlich dem idealen Begriffe der Ehe am besten entspricht, äußert sich in der Praxis zu Ungunsten der Frau. Der Mann hat unbeschränktes Verwaltungs- und Nießbrauchsrecht: er führt die Processe über das Eingebrachte der Frau; er darf über die Mobilien, zu denen auch Geld und Inhaberpapiere gehören, frei verfügen, ohne daß die Frau das geringste Widerspruchsrecht hat. Nur bei Grundstücken und Kapitalien auf den Namen der Frau ist ihre Einwilligung nöthig. Außerdem haftet ihr ganzes Eingebrachte für des Mannes Schulden; sie hat nur im Falle des Concurses Anspruch auf standesmäßigen Unterhalt für sich und ihre Kinder. „Die Frau darf in der Ehe nicht einen Heller Schulden auf ihr Eingebrachtes machen, ohne daß der Gatte einwilligt. Dieses ehemännliche Willkürrecht gilt als gemeines Recht in Preußen, Sachsen, Zürich."

Die Benachtheiligung der Frau ist aber noch größer in Bezug darauf, daß dem Manne alles gehört, was die Frau selbständig erwirbt. „Man denke an die Schätze, welche unsere Luccas, unsere Artôts aufhäufen — und alle diese Goldquellen sollen in die Taschen ihrer Ehemänner fließen, blos weil sie Ehemänner sind?" Dieser scherzhaften Bemerkung fügt der Verfasser bei, daß die Praxis hier angeordnet hätte, daß die Summen, die in Grundstücken oder Kapitalien angelegt würden, der Frau gehörten. Wir können nicht umhin, auf die ernsten Consequenzen hinzuweisen, die gerade dieses Gesetz hat. Mögen die Schätze der Lucca oder Artôt dem Manne gehören oder nicht — viel schlimmer ist es, daß das, was die Frau im täglichen Leben für das tägliche Leben oft mit sauerm Schweiß für sich und ihre Kinder erwirbt, vom Manne verbraucht, verschwendet werden darf — und dies von Rechts wegen.

Wir begnügen uns, auf diese Einzelheiten hingewiesen zu haben, um das Interesse der Leser für die kleine aber wichtige Schrift zu erregen. Ob der Verfasser praktisch gehandelt hat, ihr den Titel „Juristische Plaudereien am Damentische" zu geben, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Wir fürchten, der Schreibtisch des Mannes wird den „Plaudereien" den Platz verweigern, und das wäre um der Sache willen schade. Vielleicht trägt dieses Referat dazu bei, „Die Frauen im Recht" auch den Lesern unsers Blattes zu empfehlen.

11. Von unten auf. Ein Beitrag zur Lösung der Volksbildungs- und der Frauenfrage von Marie Stoephasius. Berlin, Heuschel. 1872. 8. 5 Ngr.

Die Verfasserin bewegt sich auf dem den deutschen Frauen natürlichsten und angemessensten Boden: auf dem der Erziehung. Als Lehrerin hat sie ein Urtheil über weibliche Anlagen und weibliche Kräfte, und sie stellt die Ansicht auf, daß der Volksschule am besten durch Volksschullehrerinnen zu helfen wäre. Die Seminare für Lehrerinnen beziehen sich auf die Gouvernante, im besten Falle auf die Lehrerin der höhern Töchterschule, aber nicht auf die Volksschullehrerin. Fräulein Stoephasius möchte auch, wie Frau Goldschmidt aus Leipzig dies im „Magazin für Literatur des Auslandes" und auch sonst vielfach erörtert hat, die in Preußen so zahlreich vorhandenen Beamtenwitwen für die Volksschule verwendet wissen. „Nimmt man junge unerfahrene Mädchen, oder Modedamen mit falschen Haargewinden, in bauschigen Costümen, oder einseitig gebildete, unpraktische, überspannte Mädchen, die alles Mögliche aber nicht das Nöthigste gelernt haben, zu Gehülfinnen für die Landschullehrer — so wird und muß natürlich der Versuch total mislingen." Der Gegenstand, den die Verfasserin behandelt, ist in Bezug auf die brennende Frage nach Volksschullehrern von äußerster Wichtigkeit; außerdem stellt er die sogenannte Frauenfrage mitten hinein in die Bewegung des Volkslebens und seiner fortschreitenden Gesittung und Bildung. Die Einseitigkeit und Exclusivität, mit der, wie wir das zu Anfang dieser Besprechungen häufig erwähnen mußten, Frauen und Männer diese Frage behandeln, die ewigen Auseinandersetzungen über das „ewig Weibliche", wo wir es mit vergänglichem Menschlichen zu thun haben, verleiden einem gesunden Sinne eine an sich gesunde und nothwendige Cultur- und Brotfrage. Die beiden letztgenannten Schriften von Julius Weil und Marie Stoephasius reihen sich der des Professor Böhmert würdig an. Dennoch müssen wir die Verfasserin auf eins aufmerksam machen, daß auch sie häufig in den Fehler verfällt, zwar nicht alle irdischen und überirdischen Tugenden in der Frau zu sehen, aber sie doch von ihr zu verlangen. So heißt es: „In einer Preisschrift über weibliche Erziehung wird

gesagt: Sehr viele Kenntnisse brauchen ja die einstigen Frauen und Mütter unsers Volkes nicht, was aber jede Mutter, auch die ärmste und ungebildetste, lernen muß, das ist fromm, treu, wahr, aufopfernd, selbstvergessend, fleißig, bescheiden, sanftmüthig, geduldig, barmherzig, wohlwollend, freundlich, reinlich, ordentlich und sparsam sein." Diese funfzehn Eigenschaften, deren die Verfasserin zustimmend erwähnt, bringen uns doch auf die Vermuthung, daß sowol der Preisrichter wie auch Fräulein Stoephasius die Verwirklichung dieses Ideals viel leichter in den drei Mönchsgelübden, des Gehorsams, der Keuschheit und Armuth, hätten finden können. Was demnach mit drei Worten zu sagen ist, dazu soll man nicht funfzehn gebrauchen. Diese Betrachtung führt uns zu dem folgenden Buche:

12. Jesus in seiner Stellung zu den Frauen mit Hinblick auf die Bedeutung derselben im Mosaismus, im talmudischen Judenthum und Christenthum, dargestellt von August Wünsche. Berlin, Henschel. 1872. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, ein im Schriftthume wohlbewanderter Mann, bespricht zuerst die Frau im Alten Testament, zieht aber auch die nachbiblische Zeit wenigstens in einigen bedeutenden Frauengestalten mit in den Kreis seiner Betrachtung. Neben Mirjam, Deborah, Hulda erblicken wir auch die Frauen der Patriarchen, die alle, trotz Pederzani, der die Frauen des Alterthums so „schmachgebrochen" sah, Zeugniß eines ziemlich lebenskräftigen Daseins gegeben haben. Auch die talmudische Zeit hat ihre herrlichen, meistens ungekannten Frauengestalten, die das damalige, nur auf geistig-religiösem Gebiete sich äußernde Leben des jüdischen Volks wacker mitlebten. Eine Beruria, die Frau des frommen Rabbi Meïer steht an Seelengröße der römischen Arria nicht nach. Wie diese dem schwererkrankten Manne den Tod seines Sohnes verschweigt, so gewinnt es Beruria über sich, den Tod ihrer Söhne dem Manne in einer Weise mitzutheilen, daß sich der Schmerz über diesen Verlust in Dankbarkeit gegen Gott, der ihm solch ein Weib beschieden, mildert und verklärt. In ganz anderer als sonst beliebter Weise zeigt der Verfasser auch an einzelnen talmudischen Aussprüchen die Anschauungen, die jene Zeit über die Frauen hatte: „Wenn sich der Mann von seiner Frau scheidet, dann vergießt der Altar Thränen"; und weiter: „Wenn einem Manne die erste Gattin stirbt, dann ist es, als wäre der Tempel zu Jerusalem in seinen Tagen zerstört worden."

Der Verfasser verfährt mit historischem Sinne, daß er nicht eine so scharfe Trennung zwischen Altem und Neuem Testament macht. Wo sollten auch auf einmal all die jüdischen Frauen, die das Leben Jesu begleiten, hergekommen sein, wenn nicht der israelitischen Frau eine freiere geistige und auch sociale Bewegung gestattet gewesen wäre? Auch Renan in seinen „Aposteln" macht auf diesen Umstand aufmerksam.

Wünsche behandelt indeß das biblische Alterthum und auch die nachbiblische Zeit, insoweit sie sich auf das jüdische Volk beziehen, nur kurz in einer Einleitung und wendet sich zu seiner eigentlichen Aufgabe: „Jesus in seiner Stellung zu den Frauen." Hier ist seine Auffassung tief religiös und muß auch als eine Art „Bekenntniß" wie das neueste Strauß'sche Buch, nur in anderm Sinne genommen werden. Der Verfasser sagt: „Es steht wol als unbestrittene Thatsache fest, daß unter allen Religionsstiftern und Weisen des Alterthums Jesus das Wesen und die Natur des Weibes mit seinem herzenskundigen und genialen Scharfblicke am tiefsten erfaßte." Dennoch sind uns wenige, fast keine Aussprüche von Jesus bekannt, die sich vorzugsweise auf „die Natur und das Wesen des Weibes" bezögen. Wir glauben vielmehr, was auch der Verfasser, aber mehr beiläufig erwähnt, es sei gerade das Wesen und die Natur des Gottes- oder Menschensohnes, wenigstens die Natur seiner Lehre gewesen, die das Weib besonders ansprach.

Wünsche, der vom religiösen Bewußtsein aus in Christus das vollendete Ideal erblickt, meint, Jesus hätte in sich „die Energie und Willenskraft Luther's mit dem milden, sanften und menschenfreundlichen Wesen Melanchthon's" vereinigt; wir glauben indeß — und die Kunst hat auch hier unsere Phantasie beeinflußt —, daß unbedingt die letztgenannten Eigenschaften in Christus vorherrschend waren. Insofern kann man wol auch in höherm als im landläufigen Sinne sagen, das Christenthum habe die Frau befreit: die weiblichen Eigenschaften der Milde und Demuth, welche das Alterthum nur als Eigenschaften zweiten Grades betrachtete und denen es kaum den Namen „Tugenden" gab, hat das Christenthum zu Bedingungen für die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erhoben: „Muth kennet auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck."

So sinnig und schön uns Wünsche das Verhältniß der Frauen zu Christus schildert, er kann nicht umhin, die Härte bedenklich zu finden, die Jesus als Sohn gegen die Mutter äußert. Die Auslegung, daß die Mutter ihren Sohn lieber als geachteten Rabbi, ja vielleicht sogar als gehuldigten König, denn im Kampfe mit diesen Mächten erblickt hätte, scheint uns deshalb nicht stichhaltig, weil der Verfasser keine Belegstellen für seine Meinung anführt. Uns scheint der Schluß erlaubt, daß Christus die irdischen Verhältnisse, also auch die Familienverhältnisse und den Unterschied der Geschlechter nicht so in Betracht zog, als es sonst Religionsstifter, die zugleich Gesetzgeber waren, gezwungenerweise thun mußten. Er, der keine Familie gründete, konnte zu seiner Mutter sagen: „Weib, ich kenne dich nicht"; er, der stets auf das Ueberirdische hinwies, wandte sich auch gleichmäßig an die Frau wie an den Mann, und auch hier hat er die Gleichheit der Geschlechter unbedingt hinzustellen vermocht: das Uebersinnliche, Geistige kennt kein Geschlecht, und „im Himmel freit man nicht und wird nicht gefreit".

Deshalb werden wir auch die Befreiung der Frau durch das Christenthum als eine bedingte aufnehmen müssen, da die einzelne, unverheirathete Frau, sei es als Priesterin des Alterthums, oder als Nonne und Aebtissin des Mittelalters, oder als Lehrerin und Aerztin der modernen Zeit stets als Ausnahme betrachtet wird. Diese Frauen auf einer höhern Lebensstufe zu erblicken als die Frauen innerhalb der Familie, hat allerdings in gewissem Sinne das Christenthum gelehrt, und indem es dadurch der vorherrschenden einseitigen Auffassung, als sei die Frau

nur das Werkzeug für eine Nachkommenschaft, entgegentrat, hat es die menschliche Würde der Frau in ihr Recht eingesetzt. Die Stellung der Frau innerhalb des Familienlebens, innerhalb des Staatslebens, hat Christus aber nicht in Betracht gezogen, und diese Stellung richtig zu bestimmen, ist auch den christlichen Staaten bisher nicht gelungen. „Daß das Weib nicht schweigen soll in der Gemeinde, wenn sie vernünftig zu reden weiß, fängt man erst langsam zu begreifen an."

Vergleicht man übrigens das Buch Wünsche's mit andern, über denselben Gegenstand vorhandenen Schriften, so verdient es nicht blos um „der Liebe" willen, mit der es geschrieben, sondern auch um der Objectivität willen, mit der es verfaßt ist, einen Leserkreis. Vielleicht geht es über die Grenzen, die dem Referenten gesteckt sind, hinaus, wenn er seinen Lesern und auch seinen Leserinnen den freundlichen Rath ertheilt, das Strauß'sche Buch „Der alte und der neue Glaube" und dies Buch von Wünsche zu lesen, um auch in der Frauenfrage einen Standpunkt zu gewinnen. Denn die Frauenfrage gehört zu unserm Volksleben, und „das Volksleben", sagt Roscher, „ist ein Ganzes, dessen verschiedenartige Aeußerungen im Innersten zusammenhängen. Wer daher eine Seite derselben wissenschaftlich verstehen will, der muß alle Seiten kennen. Und zwar sind es vornehmlich folgende sieben Seiten, die hier in Betracht kommen: Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Staat und Wirthschaft."

Vom Büchertisch.

1. Essays und Studien von Hermann Ethé. Berlin, Nicolai. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch enthält literarhistorische Aufsätze, welche theilweise bereits früher gedruckt waren, und zwar in den „Münchener Propyläen", den „Ergänzungsblättern" und der „Frankfurter Zeitung". Der Verfasser beweist ein feines Verständniß für die Literatur der Gegenwart und dringt mit Scharfsinn und Geist in die Geheimnisse der Dichterwerkstätte. Seine Schreibweise ist eine höchst ansprechende, sie weiß bei großer Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks stets jene Würde des Stils zu wahren, ohne welche keine Kritik Eindruck machen kann. Interessant sind unter den Ethé'schen Essays in erster Linie diejenigen über Adolf Böttger, Kaiser Maximilian von Mexico und Julius Grosse. Böttger wird mit Recht als einer der formgewandtesten und gefühlswärmsten Poeten der Gegenwart hingestellt; das liebenswürdige Talent des unglücklichen Habsburgers erfährt eine eingehende Würdigung; Grosse's literarisches Porträt — über ihn verspricht der Verfasser nächstens eine selbständige Broschüre zu liefern — tritt uns in der Ethé'schen Beurtheilung in festen Umrissen entgegen. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich unser Essayist dadurch, daß er den längst vergessenen talentvollen pommerschen Dichter Karl Lappe mittels einer eingehenden Würdigung dem Dunkel der Vergessenheit entreißt. Feine Züge enthalten die Aufsätze über Philipp Galen und den transatlantisch-exotischen Roman; der Aufsatz über Richard Wagner als Dramatiker ist indessen nicht frei von einigen gewagten Behauptungen. Als den inhaltlich bedeutendsten Abschnitt des Buchs möchten wir die sich mit der persischen und türkischen Literatur und Geschichte beschäftigenden Arbeiten bezeichnen. Eingehend wird der türkische Till Eulenspiegel, Meister Nasreddin, gewürdigt und damit eine im Abendland bisher so gut wie unbekannte literarische Persönlichkeit den deutschen Lesern vorgestellt. Es heißt über diesen osmanischen Schalk in dem Aufsatze Ethé's:

Wann unser Nasreddin, der gewöhnlich durch den Titel: Chodschah, d. h. Meister im Sinne von Volkslehrer mit dem Nebenamt eines Kanzelredners und zeitweiligen Richters, beehrt wird, gelebt hat oder wenigstens angeblich gelebt haben soll, geht aus einzelnen Daten der von ihm erzählten Schalksstreiche selbst hervor; da er nämlich häufig als Gesellschafter theils des Sultans Aladdin III., der im Jahre 1307, theils des bekannten allgefürchteten Eroberers Timurleng, der 1404 starb, genannt wird, so müssen wir seine Lebenszeit annähernd in die Mitte des 14. Jahrhunderts setzen, wenngleich schon aus der Zusammenstellung der beiden obengenannten Herrscher, deren Todesjahre fast ein Jahrhundert auseinanderliegen, ziemlich ersichtlich ist, daß von einer genauern historischen Fixirung seines Zeitalters überhaupt keine Rede sein kann. Jedenfalls gehört er im Volksbewußtsein der Türken einer sehr frühen, weit in nebelhafter Vergangenheit liegenden Epoche an, und seine Person ist dadurch ein völlig imaginäres Phantasiegebild geworden, dessen magischer Nimbus aber durch die Jahrhunderte hindurch bis zum gegenwärtigen Augenblick, statt zu verblassen, immer mehr und mehr an Glanz und Helle zugenommen hat, sodaß im langen Lauf der Zeiten überhaupt alle derben Witze und Possen ihm in die Schuhe geschoben wurden und er gleichsam der Sündenbock für jeden im Munde des Volks fortlebenden Schalksstreich, der Typus des derbkomischen, von Witz und Humor übersprudelnden Abenteuer- und Vagabundenthums geworden ist. Freilich sind nun, wie schon oben betont ist, die von ihm erzählten Historchen, ähnlich den meisten türkischen Geschichten dieser Art, dem bei weitem größern Theile nach sehr kitzlicher Natur und leiden an gar manchen Unverdaulichkeiten, die Auge und Ohr eines europäischen Lesers und Hörers nicht gerade angenehm berühren dürften; nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl derselben hält sich in den Grenzen des Anstandes und ist von treffendem und schlagendem Witz auch nach unsern modernen Begriffen. Die der erstern Gattung sind natürlich nur interessant als Zeugniß türkischer Geschmacksrichtung, als Beleg dafür, was ein gebildeter Osmane — denn gerade in den feinern Kreisen werden diese Späße allgemein unter großem Jubel der Anwesenden, häufig sogar von Kindern, ganz ungenirt erzählt, ohne irgendwelchen Anstoß zu erregen, oder den Meister Nasreddin verpönt zu machen — für witzig und nebenbei für anständig und unschuldig hält.

Die im Jahre 1849 in Konstantinopel gedruckte Volksausgabe von Nasreddin's Schwänken ist, wie Ethé mittheilt, 1855 zu Triest in einer deutschen Uebersetzung von Wilhelm von Camerloher herausgekommen und wegen ihres cynischen Inhalts lange Zeit in Oesterreich verboten gewesen. Außer dem Aufsatze über Nasreddin enthalten die Essays und Studien Ethé's noch zwei andere Arbeiten über Themata der morgenländischen Literatur: „Verwandte persische und occidentalische Sagenstoffe", und „Ein moderner Prophet des Morgenlandes", von denen der erstgenannte interessante Aufschlüsse über den Zusammenhang

der Mythen des Westens und Ostens gibt, der letzterwähnte aber lehrreiche Mittheilungen über die Sekte der Bâbis und ihren Stifter Bâb, d. h. Pforte zu Gott und der Wahrheit, macht. Die den Schluß des Buchs bildende Märchennovelle „Die Maid von Bagdad", in welcher arabische Ueberlieferungen von dem Verfasser mit selbständiger dichterischer Phantasie zu einem künstlerisch abgerundeten Ganzen verarbeitet worden sind, stellt demselben, nachdem wir ihn vorher als tüchtigen und geistvollen Essayisten haben kennen lernen, auch das Zeugniß eines phantasievollen und formgewandten Dichters aus.

2. Plaudereien über Kunstinteressen der Gegenwart. Von L. Christiany. Berlin, Loewenstein. 1871. Gr. 8. 5 Ngr.

Das kleine Buch enthält zwei gutgeschriebene Aufsätze: „Die Berechtigung des Nackten im Gebiete der bildenden Kunst", und „Ein christlich-germanischer Maler und der Mythus von Adam und Eva". Der erstgenannte Aufsatz knüpft an die bekannte Polemik an, welche im Anfange des Jahres 1871 zwischen dem preußischen Cultusminister von Mühler einerseits und den Künstlern Berlins andererseits statthatte, und bricht mit Geist und Geschick eine Lanze für das Nackte in Malerei und Bildnerei, hierin die Partei der berliner Künstler nehmend. Er endet mit folgendem Panegyrikus auf Hans Makart:

> Oesterreich, das seinen Rahl und Schwind hatte, besitzt heute einen Makart, diesen glänzendsten Maler des idealschönen nackten Menschenleibes: möge von der Donau aus durch das ganze geistige Reich deutscher Nation, welches keine politischen Grenzen kennt, sich eine Bewegung kundthun und fortpflanzen, welche den Namen Makart zur Devise hat; mögen sich die Wellen dieser Bewegung bis in den Flußbereich der Spree fortwälzen und den schwarzen Schlamm hinwegschwemmen, in den man dort die freie, ideale Kunst versenken und begraben will!

Der andere Aufsatz hat das Bild „Adam und Eva" von Prof. Steinle zu seinem Gegenstande und enthält manche interessante Bemerkung über die moderne Kunst und ihr Wesen.

3. Der Freiherr von Stein über deutsche Einheit und deutsches Kaiserthum. Ein Vortrag von Otto Mejer. Rostock, Stiller. 1871. 16. 10 Ngr.

Dieser am 5. December 1870 zum Besten des rostocker Hülfsvereins für im Kriege Verwundete gehaltene Vortrag entwirft ein anschauliches Bild nicht nur der Ansichten und Wünsche des Freiherrn von Stein über die von Deutschland zu erstrebenden nationalen Ziele, sondern auch dieses ausgezeichneten Mannes selbst, d. h. ein Bild seines innern und äußern Menschen. Die kleine Studie ist somit nicht nur eine kurzgefaßte Biographie des großen Freiherrn, sie ist zugleich ein schätzenswerther Beitrag zur politischen Geschichte der ersten Decennien dieses Jahrhunderts und hat somit ein gut begründetes Recht, mehr sein zu wollen als ein sich flüchtig an das Ohr des Zuhörers wendender Vortrag; sie hat das Recht in der vorliegenden Gestalt, als Buch, sich an ein größeres Publikum zu wenden, denn sie ruht auf eingehenden, weitgreifenden und gründlich ausgenutzten Studien und weiß sich durch den populären Ton, den sie in Rede und Art der Composition erschließt, auch ungelehrten Kreisen zugänglich zu machen. Möge sie daher Beachtung finden!

4. Die Aufgabe der Naturwissenschaften in dem neuen nationalen Leben Deutschlands. Rede, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der 44. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Rostock am 22. September 1871 von Rudolf Virchow. Berlin, F. Duncker. 1872. 16. 2½ Ngr.

Eine Rede, in derselben Aula gehalten, wie die eben besprochene — in der Universitätsaula zu Rostock — und von gleichem nationalen Inhalte. Die Virchow'sche Rede ist, wie alle Aeußerungen des berühmten Vertreters deutscher Wissenschaft und deutschen Geistes, eine nach ihrer wissenschaftlichen wie patriotischen Seite hin bedeutsame Leistung. Eine Fülle von weittragenden Gedanken hat Virchow in diese mit Recht dem Buchhandel übergebene Rede niedergelegt. Ihr Grundgedanke ist, dem Standpunkte des Redners gemäß, ein höchst freisinniger; der genetische Proceß der modernen Wissenschaft bildet in ihr den Hauptgegenstand der Betrachtung und den Ausgangspunkt mannichfacher zeitgemäßer Darlegungen. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir eines Längern in den Gedankengang eingehen; auch dürfen wir bei der häufigen wörtlichen Wiedergabe derselben und den mannichfachen Referaten ihres Inhalts in wissenschaftlichen und populären Schriften bei unsern Lesern eine Bekanntschaft mit diesem oratorischen Meisterstücke wol voraussetzen. Unterlassen wollen wir indessen nicht, den Schluß der Rede hier folgen zu lassen. Er lautet:

> Die katholische Kirche hat in der neuesten Zeit eine Art von Bedürfniß gefühlt, sich dem genetischen Proceß, den ich als den der modernen Wissenschaft schilderte, anzuschließen: sie macht neue Dogmen, sie construirt neue Religionssätze, sie ist im Fluß wie die Sonne. Aber der große Gegensatz, in welchem diese Entwickelung gegenüber derjenigen der Naturwissenschaft steht, ist nicht scharf genug auszudrücken. Jeder Fortschritt, den eine Kirche in dem Ausbau ihrer Dogmen macht, führt zu einer weitergehenden Fesselung des freien Geistes; jedes neue Dogma, welches sie zu den bestehenden Kirchengesetzen hinzufügt, verengt den Kreis des unabhängigen Denkens. Es liegt auf der Hand, daß man in dieser Entwickelung zuletzt dahin kommt, jede Regung des freien Geistes zu unterdrücken, ja, man kann sich vorstellen, daß man in der Dogmatisirung der Welt und des Geistes allmählich dahin gelangen könnte, daß in der That gar kein eigener Gedanke mehr zulässig erscheint. Die Naturwissenschaft umgekehrt befreit mit jedem Schritte ihrer Entwickelung, sie eröffnet dem Gedanken neue Bahnen, und sie gibt damit nicht blos jene Freude des Gewinnens, jenes Wohlsein in der Arbeit, jenen edeln Eifer in dem wirklichen Vorschreiten, sondern sie schafft damit auch dem einzelnen die Möglichkeit, in immer größerer Ausdehnung sich dem Irrthum, dem Truge der Sinne, der Illusion, der daraus hervorgehenden unsichern oder gar unsittlichen Haltung gegenüber vielerlei zweifelhaften Erscheinungen des Lebens zu entziehen. Sie gestattet mit andern Worten dem einzelnen in vollem Maße wahr zu sein. Denn in dem Maße, als er richtiger denken lernt, als größere Kreise des Wissens sich seinem Denken erschließen, als eine größere Fülle von Gegenständen innerhalb der für ihn erreichbaren Sphäre sich befindet, in dem Maße wird er selbst auch mehr verpflichtet, sittliche Anforderungen an sich selbst zu stellen, und man kann wol hoffen, daß es gelingen werde, in dem Fortschreiten des Wissens auch zugleich ein Motiv höhern sittlichen Eifers, eine Quelle immer größern

Strebens nach Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue im Handeln zu finden. Das ist meiner Meinung nach das Ziel, welchem sich zu nähern unsere Nation die größte Aussicht hat, das die Hoffnung, mit der die Naturforscherversammlung berechtigt ist, der neuen Zeit entgegenzugehen. Wenn es gelingt, unsere Methode zu der Methode der ganzen Nation zu machen, sie nicht blos in immer größerer Ausdehnung den materiellen Arbeitsleistungen zu Grunde zu legen, sondern sie auch allmählich zu erheben zu der eigentlichen Maxime des Denkens und des sittlichen Handelns, so wird die wahre Einheit der Nation gewonnen sein.

5. Goldene Worte aus Shakspeare's dramatischen Werken. Ausgewählt von Julius Wolff. Berlin, Lipperheide. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine recht hübsche Anthologie aus Shakspeare. Sie stützt sich auf die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung und ist mit einem Porträt des großen Briten geschmückt. Ueber die Art der Zusammenstellung der Citate der Anthologie sagt der Herausgeber in der Vorrede:

> Bei der Ordnung des Stoffs mußte ich, um eine Ueberzahl von Titeln und Rubriken zu vermeiden, diese zum Theil unter sehr allgemeinen und ausgedehnten Begriffen auffassen, die alles darunter zu Verstehende nicht immer genau bezeichnen und scharf begrenzen, sondern oft nur andeuten, auf Verwandtes hinweisend.

Gerade dieses freiere Verfahren in der Rubricirung nimmt uns gegenüber den oft pedantisch innegehaltenen geistlosen Kategorien anderer Sammelwerke für diese Anthologie ein.

6. Dies irae! Jugenderinnerungen von Heinrich Noë. München, Gummi. 1872. 8. 10 Ngr.

Wieder ein neuer Beitrag zu der heillosen Jesuitenwirthschaft, wie sie im deutschen Reich in unserer Väter Jugendtagen in Blüte stand und theilweise noch heute steht. Der Verfasser erzählt von den „Tagen des Zorns", die er in seiner Jugend auf einem süddeutschen Gymnasium verbrachte, welches gänzlich unter jesuitischen Einflüssen stand, und entrollt uns ein düsteres Gemälde von den Tücken und Intriguen des Rectorats und der Lehrer gegen die armen Schüler, ein Gemälde, welches uns die Pädagogik als Sklavin eines die Jugend absichtlich und systematisch verdummenden Staatsregiments zeigt. Das kleine Buch ist eine dankenswerthe Illustration zu Zuständen, welche leider noch immer nicht ganz in das Gebiet überwundener Uebel gehören. Wir wünschen, es möge in den maßgebenden Kreisen Beachtung und Beherzigung finden zum Heil unserer gottlob gebesserten, wenngleich noch nicht überall mustergültigen pädagogischen Zustände!

7. Die Genremalerei, ihre Aufgabe und Begrenzung. Eine Studie von Theodor Seemann. Dresden, Adler. 1871. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Genremalerei Neues zu sagen, ist eine nicht leichte Aufgabe; denn obwol in Monographien nicht sonderlich viel abgehandelt, ist dieses Gebiet der Malerei doch in den verschiedensten Aesthetiken mannichfach erörtert worden. Dennoch behauptet die kleine Broschüre Seemann's gegenüber diesem bereits vorliegenden Material ihren eigenen Standpunkt und weiß ihrer Materie hier und da neue Gesichtspunkte abzugewinnen, sodaß man sie immerhin als eine die Aesthetik wirklich bereichernde und einige Irrthümer derselben klärende Schrift bezeichnen darf. Seemann beweist in ihr ein ungewöhnlich feinsinniges Empfindungsvermögen für die gesammte Malerei und ein seltenes Talent, die Grenzen der verschiedenen Gattungen dieser Kunst aufzufinden und festzustellen, wiewol er bei der nun einmal in der Natur aller Kunst liegenden Eigenschaft, daß ihre Grenzen stets nur allgemein anzugebende, gewissermaßen flüssige sind, unsers Erachtens in der Bestimmtheit, mit welcher er rubricirt, hier und da ein wenig zu weit geht und so in seinen Deductionen einen leisen Hauch des Doctrinären nicht immer vermeidet. Er sagt:

> Die Genremalerei hat, wie eine jede Kunst, eine höchst sittliche Mission, und in Rücksicht ihrer Aufgabe als Kunstrichtung, eine oberste und unterste Grenze. Sie zu unterschreiben und zu erkennen, erfordert nicht nur einen feinen, scharf beobachtenden Sinn, sondern auch einen gewissen ästhetischen Takt, namentlich für die unterste Grenze dieses weitgehenden Kunstgebiets.

Seemann besitzt, wie wir mit Freuden bemerken, diesen Takt in einem hohen Grade, aber wenn er einen Mißgriff in der Umgrenzung des Gebiets der Genremalerei macht, so macht er ihn, meinen wir, nicht nach derjenigen Seite hin, wo er ihn nach obigem Ausspruch für am leichtesten möglich hält, sondern vielmehr nach der entgegengesetzten Seite hin: er scheint uns die oberste Grenze der Genremalerei zu hoch zu rücken und dadurch dieselbe mit höhern Kunstgebieten in Collision zu bringen. Wir haben allen Respect vor der Würde und Bedeutung der Genremalerei — aber Gemälde von philosophischem Ideengehalt, von zeit- oder sittengeschichtlicher Bedeutung, wie Makart's „Pest in Florenz", können wir nicht mit Seemann als in die Rubrik der Genremalerei gehörig betrachten. Das ist eben ein Höheres. Das Sittenbild, wo es wie hier auftritt, grenzt denn doch zu nahe an die höhere Gattung der Historienmalerei, um noch als Genremalerei bezeichnet werden zu können. Abgesehen von diesem einen eben erörterten Punkte, können wir den feinsinnigen Inhalt dieser Studie nur adoptiren und dem Verfasser Glück wünschen für fernere Versuche auf diesem Gebiete. Was Sprache und innere Anordnung der Studie betrifft, verdient sie ein unbeschränktes Lob.

8. Die Bildungsdifferenz zwischen Minorität und Majorität als Ursache des socialen Nothstandes. Vortrag, gehalten in öffentlicher Versammlung des Vereins für Freiheit der Schule von einem Volksschullehrer. Herausgegeben vom „Verein für die Freiheit der Schule". Berlin, F. Duncker. 1872. 8. 2½ Ngr.

Der Verfasser sucht die Ursachen der Bildungsdifferenz zwischen Minorität und Majorität, somit die Ursachen des socialen Nothstandes mit Recht nur in äußern Bildungshindernissen, nicht in einer der Minorität mangelnden natürlichen Beanlagung. Er sucht ferner die Unmöglichkeit eines Ausgleichs der Bildung beider in dem gegenwärtigen Bildungsgange und der damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Stellung der Minorität. Er glaubt, daß die hierdurch entstandene Krankhaftigkeit der socialen Zustände im Wachsen begriffen ist.

> Diese unnatürlichen, krankhaften Zustände sind aber für beide Theile verhängnißvoll; denn das Ganze kann sich nicht wohlbefinden, solange der größere Theil des Ganzen leidet. Die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart ist reich an

Beispielen für die Richtigkeit dieser Regel. (Man werfe doch nur einen Blick auf das heutige Frankreich!)

Zur Besserung dieser Mißstände empfiehlt der Verfasser folgende sieben Hauptsätze der Reform zur Berücksichtigung und Beherzigung:

1) Normale, sociale Zustände können in Culturstaaten nur aus einem normalen Schulwesen hervorgehen. 2) Normales Schulwesen basirt wesentlich auf der Einheitlichkeit desselben für alle Glieder der Gesellschaft, und es muß deshalb der Begriff „Volksschule" ebenso das ganze Schulwesen umfassen, wie der Begriff „Volk" die ganze Nation umfaßt. 3) Fähigkeit und Neigung allein entscheiden darüber, wie weit jeder diese Schule durchmacht, ob ganz oder theilweise; dieselbe aber bis zum siebzehnten Lebensjahre regelmäßig zu besuchen, sind alle Glieder der Gesellschaft verpflichtet, weil bei unsern klimatischen Verhältnissen der Mensch im allgemeinen erst mit diesem Alter eine genügende geistige und körperliche Reife fürs praktische Leben erlangt, und weil es unpraktisch ist, den jungen Menschen unreif ins Leben hinauszuschicken. 4) Mit der Schule sind Industrieklassen zu verbinden, welche den Zöglingen Gelegenheit geben, die verschiedenen Berufszweige kennen zu lernen und schon während der Schulzeit sich für diesen oder jenen Beruf technisch vorzubereiten, sodaß diejenigen, welche sich für den Beruf der Wissenschaft oder der höhern Künste nicht qualificiren und deshalb nur ihrer Schulpflicht zu genügen haben, etwa vom vierzehnten Jahre ab vormittags die Schule besuchen und nachmittags die Werkstatt. 5) Den Kindern mittelloser Aeltern haben mit der Schule verbundene unentgeltliche Pensionate die nöthigen Mittel zur Vollendung einer allseitigen Vorbildung fürs praktische Leben zu gewähren. 6) Es ist die Pflicht der Gesammtheit, den Einzelnen und namentlich die unmündigen Kinder vor jeder Rechtsverletzung zu bewahren. Das Recht der gründlichen Vorbereitung fürs Leben aber ist die Grundlage aller Rechte und darf deshalb am wenigsten verkümmert werden. Wo die Mittel des Einzelnen hierzu nicht ausreichen, hat eben die Gesellschaft einzutreten, weil es die Hauptaufgabe derselben ist, als Gesammtheit das zu leisten, was die Kräfte des Einzelnen übersteigt. Heute geschieht dies bereits vorzugsweise im Vertheidigungswesen, es muß dies künftig auch im Bildungswesen geschehen; denn der Kampf ums Dasein erfordert nicht nur physische Wahrhaftigkeit, sondern in noch höherm Maße die Wahrhaftigkeit des Geistes. 7) Den Bedürfnissen der allgemeinen Volksbildung muß die Vorbereitung der Lehrer entsprechen. Soll der Bildungsgang des ganzen Volks einheitlich sein, so versteht sich diese Einheitlichkeit für den Bildungsgang der Volkslehrer ganz von selbst; auch ist es selbstverständlich, daß zu Volkslehrern nur die vorzüglichsten Charaktere und die fähigsten Köpfe gut genug sein können.

Diese Thesen sind unsers Ermessens als vernunftgemäß und gegenüber den Mißständen der gegenwärtigen Pädagogik als die einzig helfenden zu betrachten. Das kleine Buch hat daher eine Anwartschaft auf Beherzigung seitens des Lehrstandes und der Laien.

Neue Romane.

1. Narren der Liebe. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 5 Thlr.
2. Der Lebensretter. Humoristischer Roman von Ulrich Baudissin. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 2 Thlr.
3. Titania. Roman von Egon Fels. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 5 Thlr.
4. Der Fall von Konstanz. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Otto Müller. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 4 Thlr.

Die beiden scherzhaften Romane „Narren der Liebe" (Nr. 1) von A. von Winterfeld und „Der Lebensretter" (Nr. 2) von Ulrich Baudissin bilden bemerkenswerthe Gegensätze. Das Winterfeld'sche Opus ist dürftig in der Erfindung, endlos breit ausgesponnen, voll fader Späße, deren Wiege zum Theil der „Kladderadatsch" ist (in welchem die bei Winterfeld vom Dr. Freudenthal gegebene Auseinandersetzung über die neuen Maße und Gewichte einst wörtlich zu lesen war), vornehmlich aber gereicht ihm die immer wiederkehrende Neigung des Autors zu Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten zur entschiedensten Unehre. Baudissin's „Lebensretter" dagegen ist originell, drollig in der Idee, die mit echtem Witz durchgeführt wird, wahrhaft belustigend und „humoristisch", wie es der Titel verspricht.

Winterfeld spinnt die armselige Fabel, daß zwei junge Menschen von zwei Courtisanen losgerissen werden sollen, um zwei tugendhafte Mädchen zu heirathen, durch drei Bände aus. Wir befinden uns bei ihm lediglich in der Gesellschaft liederlicher Weiber oder alberner Männer. Eine dritte Kategorie gibt es in dem Romane nicht, wenn man nicht die Damen Birkbüchler ausnehmen will, welche sich erst als Gänse, dann als Komödiantinnen geriren.

Die Sprache ist gewandt; man bedauert immer, daß ein Autor von solcher Leichtigkeit des Ausdrucks sich nicht höhere Ziele steckt. Tadelnswerth ist nur die immer wiederkehrende Unart von Satzbildungen wie diese: „Mama! Mama! zitterte das Mädchen." — „Das sieht aus wie eine Schabracke, trat Papa Birkbüchler heran." — „Himmlische Gerechtigkeit! begriff Müllgrübler die Situation." — „Wollt ihr behülflich sein! knuffte Müllgrübler die Neffen." — All diese Geschmacklosigkeiten stehen auf ein und der nämlichen Seite. Man könnte diese Blumenlese noch vermehren: „Empfehle mich, berührte der Jäger seinen Hut." — „Als der Zeiger auf 12 stand, lächelte sie." — „Soll ich Ihnen den Stiefel ausziehen? kniete Leontine" u. s. w. Doch genug der Citate, die verzehnfacht werden könnten.

Eine andere unangenehm berührende Seite des Buchs ist die, daß der Autor hinter seinem Werke nicht allein nicht verschwindet, sondern sich geflissentlich hervordrängt. Er citirt sein Lustspiel „Der Winkelschreiber", er erzählt, daß man im Schloßtheater von Charlottenburg ein Stück von ihm gespielt habe, er berichtet von dem literarischen Denkmal, das er seiner frühern Garnison gesetzt, er erwähnt frühere Romane von sich, er citirt sich selbst an der Spitze mehrerer Kapitel der „Narren der Liebe", wobei er seine Dicta, naiv genug, einmal mit einer Schiller'schen Sentenz zusammenkoppelt! (Motto zum Kap. 7 des ersten Bandes.) Alle diese kleinen Scherze würde man dem Autor aber noch verzeihen ohne dessen immerfort wiederkehrenden Zweideutigkeiten, welche sich stellenweise sogar bis zur unverhüllten Eindeutigkeit verirren.

„Der Lebensretter" dagegen charakterisirt sich vortheilhaft durch seine Harmlosigkeit, seine Liebenswürdigkeit.

Die Idee, daß ein flotter junger Mensch auf die Lügen eines alten Münchhausen gewandt eingeht, um dessen Nichte einem Freunde zur Frau zu verschaffen, ist eines Lustspiels würdig. Haupt- wie Nebenfiguren des Romans sind hübsch gezeichnet; die Anordnung des Ganzen geschickt und wirkungsvoll; die Spannung bleibt wach bis zum Schlusse. Zu den gelungensten Gestalten gehört der alte Lügner, General Steinthal, und dessen Diener Andreas Klink, eine Art von Hillermann, dessen boshafter Humor stets ungemein ergötzt.

So recht ein „Roman" ist das vierbändige Opus von Egon Fels: „Titania" (Nr. 3); nicht das frische Leben der Wirklichkeit pulsirt darin, sondern das Leben, wie es Bücherhelden und -Heldinnen, Phantasiegestalten par excellence zu führen pflegen. Aber das Buch ist hübsch geschrieben; nur einmal läßt der Autor sich verleiten, mit einem „Verzeih, schöne Leserin ...." sich an sein Publikum zu wenden. Doch wie der Kukuk an schwarzwälder Uhren, wenn er sein Rufen vollbracht hat, zurückspringt, um nicht mehr zu erscheinen, so verschwindet auch Egon Fels fortan und wird — was das einzig Richtige ist — nicht mehr gesehen. Im übrigen sind die Guten wahre Engel, die Bösen wahre Dämonen in „Titania", gerade wie Zelter über den Freischütz an Goethe schreibt: „Teufel schwarz, Tugend weiß." Daß zuletzt die Schlechten bestraft, die Guten belohnt werden, versteht sich von selbst: wäre nur nicht alles so breit ausgesponnen! Auch an Ueberschwenglichkeiten leidet der Roman; Ada ist geradezu ein Seraph, Hilarie ein Zerrbild, auf welche alle nur denkbaren Scheußlichkeiten gehäuft sind, während Ada in einem wahren Brillantfeuer von Edelmuth und Tugend strahlt. Hier zu viel Licht, dort zu viel Schatten — das ist der Fehler des Autors, der außerdem Hyperbeln liebt wie diese:

Erich war kein Pferd zu wild, kein Fluß zu tief und reißend, kein Baum, kein Fels zu hoch, kein Graben zu breit. Er konnte reiten wie ein Centaur, springen wie Harras, schwimmen wie eine Otter, laufen wie Atalante, schießen wie Tell, und fechten wie d'Artegnan, ja sogar boxen wie ein Preiskämpfer.

Trotz alledem aber wird „Titania" namentlich von Damen sehr gern gelesen werden.

Das letzte zu besprechende Werk spielt im 16. Jahrhundert. Otto Müller in seinem „Fall von Konstanz" (Nr. 4) führt uns in die finstere Zeit der Religionskriege; Schritt für Schritt entwickelt sich der Plan der Feinde von Konstanz, die unglückliche Stadt ihres protestantischen Bekenntnisses halber durch Krieg und Achtserklärung an den Rand des Abgrundes zu drängen, bis ihr zuletzt keine Wahl mehr bleibt, als sich durch freiwillige Unterwerfung unter das Jesuitenregiment des spanisch-österreichischen Hauses von der Acht zu lösen und mit Aufopferung ihrer heiligsten Güter — Reichsfreiheit und evangelischer Glaube — als verlorene und wiedergefundene reumüthige Tochter in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren (1548).

Mit mehr Recht als mancher andere Roman hieße dieser „historisch". Auf dem Beiworte müßte sogar der Hauptaccent ruhen, denn Müller ist bedeutender und interessanter als Darsteller der geschichtlichen Vorgänge denn als frei erfindender Autor. Vortrefflich ist ihm das Local- und Zeitcolorit gelungen; das alte Konstanz mit seinen Umgebungen tritt dem Leser lebendig vor die Seele, und mitten hinein versetzt fühlt man sich in jene unheilvollen Wirren, welche Deutschland damals so furchtbar erschütterten. Nur die eingehendsten Studien konnten den Verfasser dieses Romans befähigen, sein Werk mit so warmer Lebenskraft zu durchhauchen, wie er denn in der That mehr als einmal Chroniken und „würdige Pergamene" citirt. So läßt sein Buch als Kunstwerk vielleicht zu wünschen, ist aber anregender und für den Leser, welcher nicht blos nach müßiger Unterhaltung strebt, fesselnder als die Dutzendromane unserer Leihbibliotheken.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Das Supplement zur elften Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon".

Kaum zwei Jahre, nachdem die elfte Auflage des „Conversations-Lexikon" beendigt worden war, machten die großen, eine neue Geschichtsepoche einleitenden Ereignisse des Jahres 1870 eine Vervollständigung des weitverbreiteten Werks nothwendig, und die Verlagshandlung fühlte sich dadurch veranlaßt, der elften Auflage ein Supplement folgen zu lassen, welches eine in sich selbst abgeschlossene „encyklopädische Darstellung der neuesten Zeit" zum Haupt- und Mittelpunkte haben und zugleich Ergänzungen früherer Artikel enthalten sollte.

Das erste Heft dieses ursprünglich auf nur einen Band berechneten Supplements erschien im Februar 1871; die reiche Fülle des Stoffs trat indeß sehr bald so überwältigend hervor, daß der Umfang des Unternehmens auf zwei Bände erweitert werden mußte. Der zweite Band ist jetzt bereits bis zum S vorgeschritten und das somit fast beendigte Werk gestattet daher einen Ueberblick über die Gesammtheit. In seiner äußern Einrichtung schließt sich das Supplement vollständig der elften Auflage des Hauptwerks an und hält auch die alphabetische Reihenfolge der Artikel inne. Wir finden im Supplement dieselbe Klarheit, Einfachheit, Reinheit des Ausdrucks und Schärfe der Darstellung wieder, wodurch sich das Hauptwerk so vortheilhaft auszeichnet. So kritisch das Werk in der Auswahl des Materials verfährt, so frei hält es sich doch von der Kritik selbst in der Behandlung und Darstellung; es berichtet und erläutert, aber Lob und Tadel liegen ihm gleich fern. Wie im Hauptwerke sind auch im Supplement die Gegenstände stets unter dem treffendsten Stichworte eingereiht. Einestheils tragen die einzelnen Artikel, insbesondere wo es sich um wichtige neue Ereignisse oder Gegenstände handelt, einen selbständigen Charakter und sind dann auch meist in größerer Ausführlichkeit gehalten; anderntheils sind sie Ergänzungen, Verbesserungen und Fortsetzungen der entsprechenden Artikel des Hauptwerks und in diesem Falle mit einem Sternchen (*) bezeichnet.

Was zunächst die geschichtlichen Artikel betrifft, so behandelt das Supplement in denselben die Erhebung Deutschlands gegen den französischen Angriff im Jahre 1870, die militärischen Operationen, die Waffenerfolge, die diplomatischen und politischen Vorgänge, die Herstellung des Deutschen Reichs und die fortschrittliche Entwickelung, welche seitdem in den gesammten Verhältnissen Deutschlands erfolgt ist. Aus dieser Gruppe sind namentlich der Collectivartikel Deutsch-Französischer Krieg, sowie die Specialartikel: Commune, Metz, Paris und

Strasburg hervorzuheben; der letztgenannte, die Perle des neuen Reichslandes behandelnde, ziemlich umfangreiche Artikel schildert nicht nur die Belagerung, sondern auch die einem großartigen Aufschwung entgegenführende Entwickelung der Stadt und Universität seit ihrem Heimfall an das Deutsche Reich, und gibt eine Beschreibung der gesammten auf beiden Rheinufern neu anzulegenden Fortificationen. Außerdem haben auch die einzelnen Schlachten, größern Gefechte, Belagerungen u. s. w. besondere Artikel unter dem betreffenden Ortsstichworte. Den neuen deutschen Verhältnissen sind die Artikel: Deutschland, Deutsches Heer, Deutsche Marine, Deutsches Reich gewidmet, letzterer Artikel ein förmliches staatsrechtliches Compendium aus der Feder des als staatsrechtliche Autorität bekannten Ludwig von Rönne. Ebenso finden wir die neueste Geschichte sämmtlicher übrigen Culturstaaten in Specialartikeln auf das eingehendste behandelt; an die Schilderung ihrer militärischen und politischen Geschicke schließt sich die Darstellung der Fortschritte in der Gesetzgebung und die der allgemeinen, socialen und kirchlichen Verhältnisse, sowie bei den Artikeln der größern Staaten meist noch ein statistischer Theil, welcher die Ergebnisse der neuesten statistischen Aufnahmen in Bezug auf Bevölkerung, Volksbildung, Industrie, Handel und Verkehr, ihre staats- und volkswirthschaftlichen Zustände u. s. w., vom höhern demologischen Standpunkte Engel's aufgefaßt, mittheilt; unter diesen Artikeln zeignet sich vorzugsweise der über Preußen durch seine scharfe Detaillirung aus. Den geographischen Artikeln entsprechend ist die bauliche, commerzielle und industrielle Entwickelung der größern Städte behandelt.

Von großer Bedeutung und hohem Interesse sind die zeitgenössischen **Biographien**, um so mehr als dieselben auf dem authentischsten Material, d. h. fast sämmtlich auf den eigenen Angaben der betreffenden Persönlichkeiten beruhen, welche in vielen Fällen höchst ausführliche Autobiographien zur Verfügung gestellt und den danach im Auszug bearbeiteten Artikel zur Revision zugesandt erhalten hatten. Eine hervorragende Stelle nimmt auch in dieser Hinsicht der Reichskanzler Fürst von Bismarck ein, dessen Biographie volle zehn Seiten umfaßt. In entsprechend ausführlicher Weise wie der berühmte Staatsmann sind auch die Feldherren, Abgeordneten und die Männer der Wissenschaft, Literatur und Kunst behandelt, sodaß es kaum eine in der neuesten Zeit auf einem dieser Gebiete bedeutend gewordene Persönlichkeit geben dürfte, welche man im Supplement vermißte. Die im Hauptwerke befindlichen Biographien derjenigen Personen, welche seit dem Erscheinen der betreffenden Hefte mit Tode abgegangen sind, erhalten im Supplement einen nekrologischen Abschluß.

Den außerordentlichen Fortschritten, welche die **Naturwissenschaften** in ihren verschiedenen Zweigen gemacht haben, sind zahlreiche Artikel aus der Chemie, Physiologie, Physik und Astronomie gewidmet, ebenso der Medicin und den Fortschritten auf dem Gebiete der technischen Künste, des Maschinenwesens, des praktischen Lebens, der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und des großen Verkehrs. Hierher gehören insbesondere die Artikel: Agriculturchemie; Darwinismus; Astronomie; Augenheilkunde, Chirurgie, Cholera, Gesundheitspflege, Hungertyphus, Infectionskrankheiten, Inhalation, Irischrömisches Bad; Dampfheizung, Dampfkessel, Dampfmaschine; Feuerlöschwesen, Städtereinigung; Betriebssystem, Bodenerschöpfung, Dampfbodencultur, Dünger; Musterschutz, Patent, Siemens; Actiengesellschaft, Banken, Börsenspiel, Consortium, Haftpflicht, Realcredit; Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Feldpost, Kabel, Kettenschleppschiffahrt, Pferdeeisenbahn, Postwesen und Telegraphie. Von den militärisch-technischen Artikeln erwähnen wir diejenigen über Chassepotgewehr und Mitrailleuse. Ueber die neuern Forschungsreisen berichten die Artikel: Afrika, Australien, Koldewey, Livingstone, Melong, Nordenskjöld, Nordpolarexpeditionen, Schweinfurth, Spitzbergen, Tinne.

Die wichtige **sociale Frage** ist in einer ganzen Reihe von Artikeln in der gründlichsten Weise von verschiedenen Seiten beleuchtet; die bedeutendsten dieser Artikel sind: Arbeiterbewegung, Arbeiterbildungsvereine, Arbeiterwohnungen, Auswanderung, Bonus, Consumvereine, Fortbildungsschulen, Frauenarbeit, Frauenfrage, Genossenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Gewerbegesetzgebung, Gewerbevereine, Gewerkvereine, Industrieschulen, Internationale, Kinderarbeit, Partnerschaft, Productivgenossenschaft, Socialdemokratie, Strike. Unter den Artikeln über die **religiöse Frage** sind besonders die Artikel Concil (Vaticanisches), Döllinger, Jesuiten, Kirchenstaat und Pius IX. hervorzuheben.

Daß dem **bibliographischen Element** in allen Specialitäten bis auf die neueste Zeit in der sorgfältigsten und umfassendsten Weise Rechnung getragen ist, braucht bei einem encyklopädischen Unternehmen der Firma F. A. Brockhaus wol kaum noch besonders erwähnt zu werden.

Diese kurze Skizze möge genügen, um für die Reichhaltigkeit des Stoffs zu sprechen, welchen das Unternehmen bietet. Wie im Hauptwerke, so sind auch im Supplement die einzelnen Wissenschaften von einem oder mehrern bewährten Fachmännern bearbeitet, sodaß sämmtliche Artikel Originalartikel sind und das Werk als Originalwerk bezeichnet werden kann, welches in engem Rahmen das umfaßt, was die gesammte Wissenschaft und Literatur der neuesten Zeit geboten hat und bietet. Das Werk ist ein Spiegel der letzten Jahre, von deren Entwickelung in ihrem Keimen und unaufhaltsamen Fortschreiten es ein treues Bild reflectirt. Es ist deshalb ebenso sehr ein selbständiges Conversations-Lexikon der Gegenwart, als eine nicht zu entbehrende Ergänzung zu dem Hauptwerke in seinen frühern Auflagen, wie zu allen derartigen Werken überhaupt. Die Aufgabe, welche sich die Verlagshandlung beim Beginn des Unternehmens gestellt hatte, ist somit in einer Weise gelöst, welche das Hauptwerk vollständig auf die Höhe der Zeit erhebt.

Bibliographie.

Ahrens, H., Die Abwege der neuern deutschen Geistesentwickelung und die nothwendige Reform des Unterrichtswesens. Prag, Tempsky. 1873. Gr. 8. 14 Ngr.

Baudissin, W. W. Graf, Eulogius und Alvar. Ein Abschnitt spanischer Kirchengeschichte aus der Zeit der Maurenherrschaft. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beste, W., Goethe's und Schiller's Religion. Zwei Vorträge. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 151stes und 152stes Heft: Giordano Bruno. Von der Ursache, dem Princip und dem Einen. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von A. Lasson. Berlin, Heimann. 8. à 5 Ngr.

David in Verfolgung und Trübsal. Eine Dichtung in Gesprächen nach Andeutungen der heil. Schrift. Basel, Bahnmaier. 1871. 8. 24 Ngr.

Drbal, M. A., Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde, Seelen- und Denklehre. Nebst einer Uebersicht der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Für Lehrerbildungsanstalten, sowie für das gebildete Publikum. In 3 Thln. 2ter Thl. Praktische Logik oder Denklehre. Mit praktischen Beispielen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Dunkle Existenzen. 4tes Bdchn. Nach dem Magdalenenstift. Altona, Verlagsbureau. 1873. 16. 15 Ngr.

Fölsing, J., Dr. W. J. G. Curtmann. Sein Leben und Wirken, seine Bedeutung als Pädagoge. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Nohl, L., Musikerbriefe. Eine Sammlung Briefe von Orlando Lasso, Gluck, Ph. E. Bach, Haydn, C. M. v. Weber, Mendelssohn-Bartholdy, Cherubini, Berlioz u. A. 2te vermehrte Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1873. 8. 2 Thlr.

Pabst, J., Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden im Dresdner Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4. 1 Thlr.

Palacky, F., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Husitenkrieges vom Jahre 1419 an. 1ster Bd. 1stes Heft. Von den Jahren 1419—1424. Prag, Tempsky. Lex.-8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Schack, A. F. v., Der Kaiserbote. — Cancan. Zwei politische Lustspiele. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.

Schubert, F. C., Die Jagd nach dem Glücke. Roman. 3 Bde. Leipzig, C. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Spörer, J., Kosmos der Poesie oder Natur- und Menschenwelt in der Dichtung. 1ster Bd.: Dissonanzen und Accorde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 4. 2 Thlr.

Tylor, E. B., Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwickelung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und F. Poske. 2 Bde. Leipzig, C. F. Winter. 1873. 4 Thlr.

Ule, O., Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche in ihrer Beziehung zur Geschichte derselben und zum Leben ihrer Bewohner. Eine physische Erdbeschreibung nach E. Reclus. 1ste Lief. Leipzig, Frohberg. 1873. Hoch 4. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)